This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

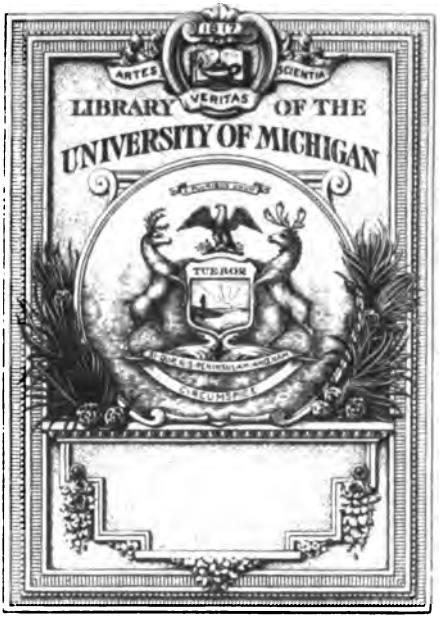
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

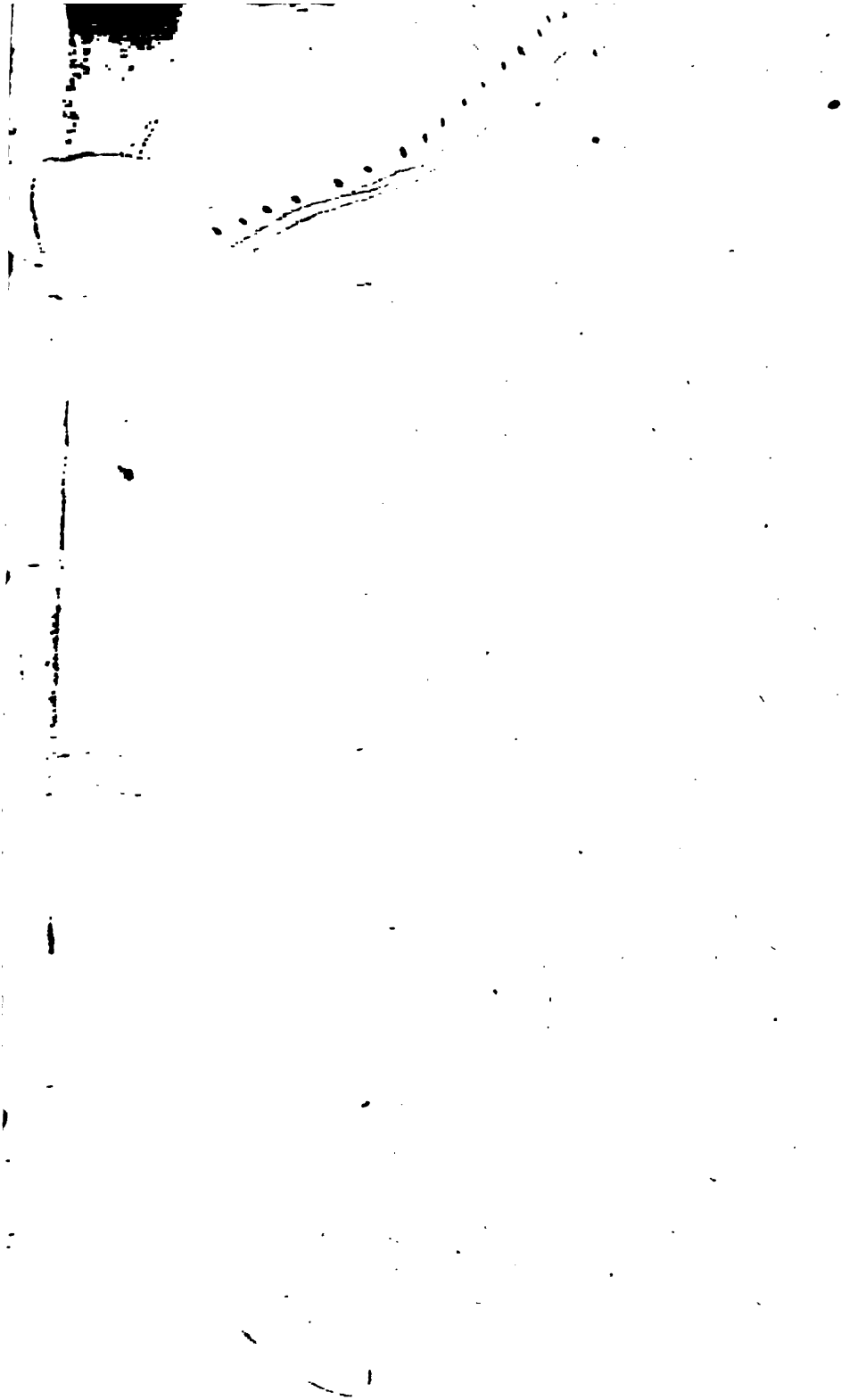
Über Google Buchsuche

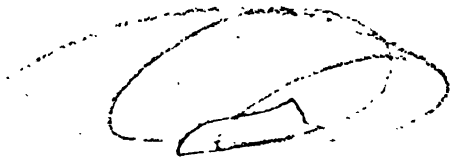
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ARTES SCIENTIA VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



THE GIFT OF
Professor Fred B. Wahr





Rheinisches

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

FÜR

gebildete Stände

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

in zwölf Bänden

A bis Z

ORIGINAL-AUSGABE

Mit Bruchmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

CÖLN

am Rhein

Druck und Verlag von Louis Bruere.

1832.

Neues Rheinisches
Conversations-Lexicon
oder
encyclopädisches Handwörterbuch
für
gebildete Stände.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Siebenter Band.
Ir — Loy.

Dritte Original-Auflage.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censurbehörde.

Köln am Rhein,
Druck und Verlag von Louis Bruère.
1834.

Neues Rheinisches
Conversations-Lexicon
oder
encyclopädisches Handwörterbuch
für
gebildete Stände.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Siebenter Band.
Ir — Loy.

Dritte Original-Auflage.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censurbehörde.

Köln am Rhein,
Druck und Verlag von Louis Bruère.
1834.

Gift
Prof Fred B. Weber
2-13-31

J.

Irak Abschemi, s. Persien.

Irak Arabi, das ehemalige Babylonien und Chaldäa.

Iran, s. Persien.

Irene, 1) in der Mythologie eine der Horen (s. d.), den Frieden bezeichnend, daher, was zum Frieden dient, irenisch, und die der Polemik entgegengesetzte Wissenschaft, die Indifferenzpunkte verschiedener Parteien aufzufinden und Frieden zwischen ihnen zu stiften, Irenik genannt wird. — 2) Eine Kaiserin von Konstantinopel, aus Athen gebürtig, von armen Eltern, zog durch ihre Schönheit die Blicke des Kaisers Leo IV. auf sich, der sich mit ihr 769 vermählte. Nach dem Tode desselben führte sie, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Konstantin VI. Porphyrogenetes, die Regierung, hielt 787 die zweite Kirchenversammlung zu Nicäa gegen die Bilderstürmer (s. d.), schickte auch Truppen gegen Karl den Großen nach Italien, die aber in Calabrien 788 geschlagen wurden. Als Konstantin herangewachsen war, entfernte er seine Mutter von den Staatsgeschäften; doch durch mancherlei Ränke bemächtigte sie sich der Zügel der Regierung von Neuem und ließ, um von ihrem Sohne Nichts mehr fürchten zu dürfen, demselben 797 die Augen ausstechen. Die Oheime desselben ließ sie ermorden und die ihm treuen Diener wurden verbannt. Um ihre Macht im Morgen- und Abendlande zugleich zu befestigen, soll sie sogar den Plan gehabt haben, sich mit Karl dem Großen zu vermählen. Schon war diese Verbindung dem Abschluß nahe, als der Großschatzmeister Nicephorus sich zum Kaiser aufwarf, und sie nach der Insel Lesbos verbannte (802), wo sie den 9. August 803 starb.

Iris, eigentlich der Regenbogen, den aber die Griechen als eine besondere Göttin verehrten, die wegen der Schnelligkeit, womit der Fuß des Regenbogens die Erde zu berühren scheint, während sein Haupt noch in den Wolken schwebt, für die Botschafterin der Götter, insbesondere der Juno gehalten wurde. Auch war der Regenbogen der Pfad, auf welchem die Iris vom Olymp zur Erde herunterstieg und wieder in jenen zurückkehrte. Sie war eine Tochter des Thaumas und der Elektra, einer von den Töchtern des Oceans. Ihren Aufenthalt hatte sie am Throne der Juno, deren Befehle sie den übrigen Göttern und den Sterblichen überbrachte. Nicht weniger war sie auch die Geschäftsträgerin des Jupiter und anderer Götter. Auch Helden schickten sie bei Homer in ihren Angelegenheiten an die Götter. Auf Achilles's Bitte z. B. eilt sie in die Wohnung der Winde und ruft sie herbei, um das Feuer beim Scheiterhaufen des Patroklus anzu-

fachen. Die vom Diomed verwundete Venus, führt sie in dem Wagen des Mars nach dem Olymp zurück, wo sie die Pferde abschirrt und ihnen Futter vorwirft. Sonst hatte sie auch beim weiblichen Geschlechte eben die Geschäfte wie Merkur beim männlichen, nämlich die Auflösung der Sterbenden und ihre Hinabführung in die Unterwelt. Man bildete sie in jugendlicher Gestalt mit goldenen oder safrangelben Flügeln. Auch wird der Augenring, oder der farbige Ring um den Augapfel Iris genannt; sowie Irissteine gewisse Krystalle oder Quarze, welche die Farben des Regenbogens spielen.

Irkutsk, Hauptstadt des Gouvernements gleiches Namens in Sibirien an der größten Wurzel des Jenisei, an der Angara gelegen, von Petersburg 900 d. Meilen entfernt. Ihre Lage ist angenehm, besonders durch den Zusammenfluß jener beider Flüsse, wozu noch die kleine Uschakoffka beiträgt. Sie enthält 2800 Häuser und die Straßen sind größtentheils regelmäßig. Die Bevölkerung beträgt gegen 20.000 Einw. Sievers fand den Anblick der Stadt gegen die 12 schön gebauten steinernen Kirchen hin prächtig. Man sieht hier in 283 Boutiquen allen Luxus der trefflichsten Pelzereien Sibiriens und der Ostsee-Inseln; ferner die schönsten chinesischen Zeuche, Porzellane, Papiere, lackirte Sachen, Theesorten und hundert Spielereien dieses sonderbaren Volks, neben den russischen und andern europäischen, besonders englischen Manufakturwaaren. Im Großen wird dieß Alles auf dem eigenen Bazar oder Marktplatz, längs jenem kleinern Flusse durch das bunte Gemisch von Russen, Kosaken, Chinesen, Buräten, Jakuten, Tunguſen und andern tatarischen Völkerschaften, jede in ihrer eigenen Tracht, auf das interessanteste belebt. Irkutsk hat aber noch höheres Verdienst um die wilden Regionen. Sie ist der Hauptsitz, oder vielmehr die Quelle der Anstalten für Verbesserung der Lage von Sibiriens, Nomaden und dort der anhebenden Kultur und Industrie. Hier sieht man ein Seminarium und den Sitz des Bischofs, eine Volksschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Naturaliencabinet, wie auch ein russisches Theater, dessen Schauspieler fast alle Eingeborne sind. Auch finden sich hier Salzsiedereien von den nahe gelegenen Salzquellen; Branntweinbrennereien, Glasfabrik, Juftenfabriken ꝛc. Das gesellschaftliche Leben ist sehr angenehm; Bälle, Schauspiele und große Diners wechseln, besonders im Winter, mit einander ab. Der bedeutende Reichthum vieler Kaufleute gibt dem Ganzen eine Heiterkeit, welche nur allein der Wohlstand hervorzubringen im Stande ist. Die Lebensmittel sind wohlfeil, ebenfalls die chinesischen Seidenwaaren, ja sogar das englische Tuch; nur der Wein ist sehr theuer. Die Gastfreundschaft ersetzt den Mangel der Wirthshäuser. In Rücksicht des Handels sind hier noch bemerkenswerth sowohl die amerikanische Compagnie, als noch mehr ein eigenes Institut zum Unterricht mehrer jungen Leute im Japanesischen und in Allem, was zur Schifffahrt und dem Handel nach Japan erforderlich ist. Seit 1764 ward diese japanische Navigationsschule errichtet. Die warmen Bäder im barguſinischen Bezirk des Gouvern. Irkutsk sind gegen rheumatische und skorbutische Zufälle sehr heilsam und werden häufig besucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäste ist 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einw. Erin, im Mittelalter, mit Schottland gemeinschaftlich, Scottia oder Stotia, bis unter dem Kö-

nige von Schottland, Malcolm II., gegen das Ende des 10. Jahrh., dieses letztere Land allein mit dem Namen Scotia bezeichnet zu werden anfing, eine von den zwei großen britischen Inseln, getrennt von Großbritannien durch das irländische Meer mit dem St.-Georgencanal. Sie enthält 1315 QM. Nur in Süden und Norden befinden sich einige nicht bedeutende Gebirgszüge; bei weitem der größte Theil der Insel ist flach und sumpfig, daher auch hier die Feuchtigkeit des Klima's den höchsten Grad erreicht, und dennoch gibt es in Irland weder Schlangen noch andere giftige Thiere oder Insekten. Irland ist reich an Gewässern, sowohl Seen als Bächen; der einzige bedeutende Fluß ist der Shannon, der von Norden nach Süden durch mehre Landseen fließt und sich in das atlantische Meer ergießt; er ist durch einen Canal, der nach Dublin geführt ist, mit dem irischen Meer verbunden. Ein anderer Canal verbindet den größten Landsee Neagh mit eben dem Meere. An Mineralien liefert Irland nur Blei, Eisen, Kupfer und Salz; Steinkohlen sind zwar vorhanden, aber nicht zureichend; und bei der großen Armuth der meisten Einwohner wird der leichter zu gewinnende und überall vorhandene Torf vorgezogen. Der Ackerbau steht noch gegen den englischen zurück und war ehemals noch mehr vernachlässigt; Kartoffeln werden dagegen in großer Menge gebaut und sind beinahe die einzige Nahrung der Armen. Außerdem beschäftigen sich die Einwohner vorzüglich mit Viehzucht, mit dem Bau des Flachses und Hanfs, daher auch Leinwand das Haupterzeugniß der dortigen Betriebsamkeit, und endlich mit dem Fischfang, der besonders an Lachsen in den Flüssen und an Heringen an den nördlichen Küsten sehr ergiebig ist. Irland begreift 4 Provinzen und 32 Grafschaften. I. Prov. Leinster: 1) Dublin, mit der Hauptst. der Insel (s. Dublin); 2) Wicklow; 3) Wexford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare; 7) Queens; 8) Kings; 9) Louth; 10) East-Meath; 11) West-Meath; 12) Longford. II. Prov. Ulster: 13) Cavan; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16) Down; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donegal; 20) Tyrone; 21) Fermanagh. III. Prov. Connaught: 22) Leitrim; 23) Sligo; 24) Mayo; 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Prov. Mounster: 27) Clare; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerik; 31) Kerry; 32) Cork. — Von alten Zeiten her finden sich in der Insel vielerlei Stämme von Einw.; Spanier, in Kerry und in einem Theile von Limerik und Cork, die sich jetzt ganz mit den übrigen Bewohnern vermischt haben; Hochscotten, welche noch die alte gaelische oder ersische Sprache reden; Abkömmlinge der Angeln in einem Bezirke um Dublin, und Engländer. Der übrige Theil der Einw. besteht aus gemischten Geschlechtern. Im Allgemeinen ist der Irländer sehr genügsam und dabei fröhlich und gesellig. Die Irländer werden von den Engländern als Leute von schweren und verworfenen Begriffen verspottet, und man wirft ihnen häufig die sogenannten irisch bulls (irische Stiere), d. h. widersinnige und lächerliche Redensarten vor. Der Irländer dagegen haßt den Engländer und hat bei vielen Veranlassungen gezeigt, daß es ihm nur an Macht fehlt, das englische Joch abzuschütteln. Der Hauptgrund dieses Hasses ist die Verschiedenheit der Religion und die daraus entstehenden Bedrükkungen, die obwohl gemildert, noch immer die Gemüther erbittern. — Irland war den Alten nur dem Namen nach bekannt; nie kamen

die Römer dahin, und wir haben daher keine Kenntniß des Landes vor dem 5. Jahrh. Im Anfange deſſelben brachten Palladius und ſein Nachfolger Patrizius das Chriſtenthum dahin; Letzterer iſt daher noch der Schutzheilige der katholiſchen Irländer. Wie überall, ſo auch hier, kamen Friede und Bildung im Gefolge des Chriſtenthums; es entſtanden Kirchen und Schulen, und von Irland gingen wiederum Apoſtel des chriſtlichen Glaubens nach Schottland und ſelbſt nach Deutſchland. Dieſer glückliche Zuſtand ward durch die ſeit dem Anfange des 9. Jahrh. ſich häufig wiederholenden Einfälle der Normannen unterbrochen und zerſtört; Irland fiel nach und nach in ſeine alte Verwilderung zurück, bis endlich den ewigen Fehden der vielen kleinen Oberhäupter unter ſich die Eroberung des Landes durch die Engländer unter Heinrich II. 1172 ein Ziel ſetzte. — Irland iſt von den Engländern ſeit Jahrhunderten mit größerer Härte und Ungerechtigkeit behandelt worden, als irgend ein anderes unterjochtes Volk, und dennoch hat es ſeit Heinrich II. ſeine Nationalität, ſeine von der engliſchen völlig verſchiedene Sprache, Vieles von der alten Sitte und die katholiſche Religion behauptet; unter 8 Millionen Menſchen iſt kaum eine Million einem andern Glauben zugethan, und nur die Hälfte von dieſer der biſchöflichen Kirche, welche die einzige vom Lande dotirte iſt; die andere Hälfte ſind Presbyterianer, Quäker und andere Glaubensgenoſſen. Die alte Verfaſſung Irlands war patriarchaliſch; das Volk in Stämme getheilt, mit einem aus dem Stamme gewählten Häuptling an der Spitze; mehre Häuptlinge unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte, einem Fürſten, vereint, und dieſe wenigſtens in Zeiten gemeinſchaftlicher Kriege unter einem Könige verbunden. Das Grundeigenthum gehörte dem ganzen Stamme, der Häuptling hatte daſſelbe unter die Mitglieder zu vertheilen, und bezog von ihnen gewiſſe Abgaben neben dem anſehnlichen Theile des Bodens, welchen er ſelbſt inne hatte. Dieſe Verfaſſung dauerte auch nach der erſten Eroberung noch lange fort. Aber die iriſchen Häuptlinge wurden durch die nach und nach eingeführte Lehnsverfaſſung Vaſallen der engliſchen Krone und dadurch der ganze Charakter ihres Beſitzes verändert, zugleich aber auch der Grund zu dem Verderben und dem jetzigen Elend des iriſchen Volkes gelegt. Bis dahin hatte der Stamm ein eignes Recht am Boden, ein ſo ſtrenges Geſammteigenthum, daß jeder erwachſene Mann ſeinen Theil von dem Gemeinlande verlangen konnte und die Inhaber ihm dieſen Theil abgeben mußten, wenn kein freies Land vorhanden war, oder daß, mit andern Worten, eine neue Vertheilung vorgenommen werden mußte, wenn die Zahl der Antheilberechtigten ſich veränderte. Der Häuptling aber war nur Vorſteher des Stammes, nicht Grundherr, und die Dienſte und Leiſtungen, unter dieſen beſonders die Beherbergung ſeiner Familie und ſeiner Kriegsmannen, ſowie das Aufziehen ſeiner Kinder, wurden ihm nicht als dem Eigenthümer der Länderei, ſondern als dem Anführer des Stammes gewährt. Indem er aber ſich der engliſchen Krone unterwarf, und ſeinen Landbeſitz in Lehn verwandeln ließ, wurde der König von England oberſter Grundherr; er ſelbſt beſaß von nun an das Land nicht mehr kraft der Wahl ſeines Stammes und als Repräſentant deſſelben, ſondern kraft königlicher Verleihung, und ſeine Stammgenoſſen wurden aus freien Eigenthümern ſeine Vaſallen, die

ihr Recht am Boden nur von seiner Verleihung abzuleiten hatten. Diese Veränderung ging von Heinrich II. an, jedoch zuerst sehr langsam vor sich, indem bis zu Heinrich VIII. nur ein Theil des Landes um die Hauptstadt (das Land within the pale) völlig unterworfen und auf englische Weise eingerichtet war. Sie war den Häuptlingen in ihren nächsten Folgen so vortheilhaft (und an das Entferntere denken die Menschen so selten!), daß diese selbst gar wohl zufrieden waren, englisches Lehnrecht anzunehmen. Die schlimmern Folgen zeigten sich erst, als solche englische Lehnleute sich zu Empörungen verleiten ließen und nach ihrer Niederlage ihr Land von der Krone wegen Felonie eingezogen wurde. Dabei verlor nicht nur die eigentliche Familie des Häuptlings ihr Recht, indem das Lehn nun an Andere, an königliche Beamte und Offiziere vergeben wurde, sondern der ganze Stamm, die Masse des Volkes, die Landbauern wurden als bloße Zeitpächter und Zinsleute (als Meier ohne Eigenthumsrecht) behandelt und von dem neuen Lehnsinhaber nach Belieben fortgeschickt. Einige größere Lehen wurden auch wohl für Rechnung der Krone eingezogen, zu Grafschaften gemacht, wie unter Philipp und Marie aus den Besitzungen der O'Connor und O'Moore die Königs-Grafschaft und Königin-Grafschaft (King's County und Queen's County) entstanden sind. Diese Art des Verfahrens veranlaßte viele Engländer ihr Glück in Irland zu suchen; sie gingen in königlichen Diensten dahin, mit der Aussicht, bei vorkommenden Confiscationen ihren Theil an der Beute zu erhalten, thaten daher aber auch, was in ihren Kräften stand, um so viel irische Wilde als möglich war, zu Felonien zu nöthigen (durch ungerechte Bedrückung und Neckerei), oder unter dem Vorwand begangener Felonie des Ihrigen zu berauben. Die erste große Confiscation dieser Art betraf die Gerald's (jetzt Fitz-Gerald, Herzoge von Leinster) unter Heinrich VIII. und Shane O'Neil unter Elisabeth. Besonders zeichnete sich durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Statthalter Elisabeths Graf Grey (1578—82) aus, welcher eine große Zahl edler Irländer ohne Proceß hinrichten ließ und ihre Güter einzog. Es kam zu einer fast allgemeinen Empörung der Irländer, welche der Günstling der Königin, ungeachtet er bedeutende Streitkräfte mitbrachte, nicht dämpfen konnte, die aber zu neuen Confiscationen geführt hatte, ehe sie gerade um die Zeit des Todes der Königin beigelegt wurde. Nun faßte Jakob I. den unglücklichen Gedanken, Irland förmlich zu colonisiren (zu bepflanzen nannte man es), d. h. die irländischen Besitzer, Grundherren und Bauern ganz durch englische Ansiedler zu ersetzen; es wurden eine Masse Güter, von den Familien O'Neil und O'Donnel allein 500.000 Morgen, eingezogen, theils wegen wahrer oder auch nur erdichteter Verschwörungen, theils auch wegen bloßer Kanzleifehler bei den frühern Lehnbriefen, wegen deren auch 500.000 Morgen ihren alten Besitzern entrissen wurden. Aus diesen Ländereien wurden neue Lehen zu 1000, 1500 und 2000 Morgen gebildet und mit gewissen Bedingungen verliehen, z. B. ein Baronet mußte dem Könige drei Jahre lang 30 Mann stellen; wer 2000 Morgen erhielt, sollte ein Schloß mit Wall und Graben bauen. Irländer sollten gar nicht als Pachter und Zinsleute angenommen werden. Diese Bedrückungen, worein sich auch die Religionsspaltungen mischten, brachten 1641 den Aufstand gegen die

Protestanten hervor, in welchem eine große Zahl derselben ermordet wurden. Cromwell unterdrückte diesen Aufstand und gab seinen Soldaten zur Belohnung abermals Ländereien in Irland, was nur durch neue Beraubung der alten Eigenthümer geschehen konnte. Die Restauration unter Karl II. half um so weniger, als sie mit abermaligen Ungerechtigkeiten verknüpft war, und endlich gab die Anhänglichkeit der Irländer an Jakob II. und der Sieg Wilhelms III. Anlaß zu den letzten Confiscationen, die zwar nur eine Million Morgen betrafen, aber den Katholiken, d. i. dem Stamme des alten Volkes, fast nichts übrig ließen. Seitdem ist das Volk in seinem eignen Lande fremd. Sein Boden gehört theils der Kirche, die nicht seines Glaubens ist; bloß die vier Erzbisthümer und 20 Bisthümer sind mit mehr als einer Million Morgen Landes ausgestattet, d. i. ein Achtzehntel des ganzen Landes. Die Capitel bei den Bisthümern und die 1266 Pfarreien haben ebenfalls im Ganzen ein bedeutendes Landeigenthum. Die Einkünfte dieser Geistlichkeit, welche nur etwa 500.000 Glaubensgenossen hat, betragen, mäßig berechenet, 1½ Millionen Pfund Sterling. Der für das Land drückendste Theil dieser Einkünfte fließt aus den Zehnten, welchen der größte Theil des Bodens unterworfen ist und sich auf Dinge erstreckt, die in andern Ländern nicht leicht zehntbar sind, z. B. Milch. Der zur englischen Kirche in Irland gehörigen Personen sind etwa 850, indem mehre Pfründen und Pfarreien auf ein Haupt gehäuft sind. Es ist leicht zu begreifen, daß die Entrichtung der Zehnten an eine dem Volke und seinem Glauben fremde Geistlichkeit bei der großen Armuth des Landes die größte Unzufriedenheit erregen muß, denn die weltlichen Zehnten verhalten sich zu den geistlichen etwa wie eins zu sechs. Daher hat auch die Verweigerung der Zehnten in den letzten Jahren so überhand genommen, und ihre Ermäßigung, wo nicht gänzliche Aufhebung, wird eine der dringendsten Maßregeln des reformirten und reformirenden Parlaments werden müssen. Denn neben dieser unmäßig reichen Geistlichkeit der englischen Kirche (das Bisthum Derry trägt gegen 95.000 Pfd. jährlich, das Erzbisthum Armagh 63.000 Pfd., das Erzbisthum Tuam 50.000, das Bisthum Elphin 32.000 Pfd.) erhält das Volk auch noch aus freiwilligen Gaben seine katholischen Geistlichen. Allein der Grund des Elends, in welchem die Masse des Volkes sich befindet, liegt doch nicht darin, sondern offenbar in dem Verdrängen desselben von seinem Boden, dem Verluste seines Eigenthumsrechts an demselben durch die oben in allgemeinen Umrissen dargestellten Ereignisse. Es sind wenig kleine Grundeigenthümer oder Freisassen in Irland vorhanden, die Zahl der Freeholders beträgt im Ganzen etwa 52.000, und darunter 20.000 mit einem jährlichen Ertrage des Landes von 10 Pfd., 10.000 mit einem Einkommen von 20 Pfd. und 22.000 mit 50 Pfd., die zusammen schwerlich mehr als 1½ Millionen Morgen oder kaum ein Zehntel des Bodens besitzen. Das Uebrige ist (außer der Kirchenländerei) in der Hand weniger großer Gutsbesitzer, meist vermöge der alten Confiscationen, und diese verpachten ihr Land an große Pachtunternehmer, welche dasselbe wieder in sehr kleinen Theilen an die eigentlichen Landbauern in Afterpacht geben. Der Afterpachter muß für seine Wohnung selbst sorgen, und dieß sind daher Hütten, mehr Ställen, wozu sie freilich auch dienen, weil das Vieh mit in der Wohnung ist, als menschlichen Wohnungen ähnlich. Die Afterpachtungen

haben gegen die Eigenthümer nicht die mindeste Sicherheit, und wenn mit dem Hauptpachter eine Veränderung vorgeht, werden sie auf der Stelle fortgetrieben. Dann zieht ein Theil heimathlos im Lande umher, ein anderer lebt in den Niederungen und Gebirgen. Daß ein solcher Zustand, zumal bei der trotz allen Auswanderungen nach Canada, Neuholland, dem Cap der guten Hoffnung, reißend zunehmenden Bevölkerung, endlich einen Grad erreichen muß, wo sein längeres Bestehen unmöglich wird, bedarf keines Beweises, und er scheint in Irland diesen Grad erreicht zu haben. — Während des amerik. Krieges setzten es die Irländer, wiewohl nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollarbeiten, und überhaupt der freie Handel mit den britischen Colonien, und 1782 die Unabhängigkeit vom britischen Parlamente, welchem das irländische zuvor gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch wußte sich der Hof, was die Regierung betrifft, seinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete stets seinen Einfluß, und wie das irländ. Parlament in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das britische (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland besitzt, so fand auch bei demselben das nämliche Bestechungssystem, die nämliche Unterwerfung unter den königl. Willen statt. Die Irländer fühlten diese Bedrückungen wohl, aber ihr Mißvergnügen schlummerte, während ihr Wohlstand wuchs. Ihr Feld, vorzüglich der Kornbau, stieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte sich. Als aber die franz. Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreitete, zeigte sich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten sich Wighclubbs, unter denen der zu Dublin der wichtigste war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einschränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptforderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine strenge Maßregeln zu ergreifen, und wirklich gelang es ihr, zur Zeit eine gewaltsame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländ. Parlamente eine Bill eingebracht, welche der königl. Gewalt in Irland noch engere Grenzen als in England setzte, der König gab mehre aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeschafft; nur Sitz und Stimme im Parlamente wurde ihnen versagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Aufrührer traten zusammen, die sich Defenders (vgl. Orangemen und Whiteboys) und vereinigte Irländer nannten, im Grunde aber nur Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man streute aufrührerische Schriften aus, versprach franz. Hülfe; in Dublin bildete sich ein militairischer Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt, sodaß zu Anfang 1794 die Irländer fast gänzlich beruhigt waren. Aber es erhoben sich in Kurzem wieder Stimmen des Mißvergnügens. Die Regierung machte sich durch Auflegen neuer Taxen, durch angenommene Strenge und durch Begünstigung eines dem Reiche nachtheiligen Auswanderungsplans, um Canada zu bevölkern, der Nation aufs Neue verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt sie aber durch fortgesetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu stillen, schien es die Regierung vielmehr zu reuen, so viel nachgegeben zu haben. Sie ernannte 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber aller Truppen in Irland, mit ausgedehnter Vollmacht, nach

Gutdünken mit militairischer Gewalt zu verfahren, verschaffte sich eine Menge Anhänger im Parlamente und nahm alle Maßregeln, einer Empörung zu begegnen. Diese brach 1796 aufs Neue aus. Man entdeckte im Februar zu Dublin eine Verschwörung, welche den Mord des Vicekönigs und eine förmliche Umwälzung zur Absicht hatte. Die Defenders begingen die größten Ausschweifungen; vornehmlich brach im Nov. im nördl. Irland ein Aufstand aus, welcher u. d. N. des Kartoffelaufstandes bekannt worden ist. Er wurde für den Augenblick zwar gestillt; allein das Feuer glimmte unter der Asche fort, und 1798 erneuerte sich der Ausbruch, der höchst gefährlich hätte werden können, wenn die franz. Unterstützung bedeutender gewesen wäre. Erst nach vielem Blutvergießen wurde die Ruhe durch die engl. Truppen und durch die Loyalisten (Englischgesinnten) wiederhergestellt. Das franz. Hülfscorps von 1108 M. mußte sich ergeben. Das engl. Ministerium glaubte, allen ähnlichen Auftritten für die Zukunft am sichersten durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien unter Ein Parlament vorbeugen zu können. Diese Union wurde 1800 von Pitt durchgesetzt und begann mit dem 1. Jan. 1801. Irland schickte nun 4 geistliche und 28 weltliche Lords ins Oberhaus und 100 Repräsentanten ins Unterhaus des gemeinschaftlichen Parlaments, zahlte $^1/_{17}$ der Staatsabgaben, behält vor der Hand seine ehemaligen Gesetze und Verordnungen und hat als Vicekönig einen Lordgeneralstatthalter an der Spitze der Staats- und Justizverwaltung. Die Schuldenlast Irlands war 1816 auf 120 Mill. Pf. St. gestiegen. Dennoch mußte England in Irland 30.000 M. Truppen halten, die 1.300.000 Pf. jährl. kosten. Endlich erlangten die irländ. Katholiken, durch ihre Redner O'Connor, Sheil u. A. geleitet, im J. 1829 die Emancipation (s. d.). T. Crofton Croker hat in s. „Researches in the South of Ireland" (Lond. 1824, 4.) den gegenwärtigen sittlichen und bürgerlichen Zustand, die Alterthümer und die Literatur der Irländer beschrieben. Die „Views of Ireland, moral, political and religious", von J. O'Driscol (London 1823, 2 Bde.), sind etwas einseitig, aber sie geben viel Aufschluß über den Nationalcharakter der Irländer. Auch O'Driscol behauptet, daß die catholik question, oder die Emancipation, auf Abhelfung der traurigen Lage der Irländer wenig oder keinen Einfluß haben werde, so lange der Zehntendruck, die Reichthümer der hohen protest. Geistlichkeit und die großen Landgüter bestehen. Die dem Dichter Thom. Moore zugeschriebenen „Memoirs of Captain Rock, the celebrated Irisch Chieftain etc." (Lond. 1824) schildern treu das seit Jahrh. gegen Irland befolgte gehässige und falsche System.

Irmensäule (Irminsul auch Irminsäul) war ein Nationalheiligthum der alten Sachsen, das bei Ernsburg in Westfalen (in der Gegend des heutigen Paderborn) in einem heiligen Haine aufgestellt war, und im J. 774 von Karl dem Großen sammt der Veste Ernsburg zerstört wurde. Was diese Säule eigentlich vorstellte, ist fast ganz unbekannt; nach Einigen war es eine eherne Bildsäule, einen gewappneten Mann vorstellend, der in der Rechten eine Fahne hielt, in der Linken eine Wage oder Lanze, dessen Brust ein Löwenhaupt bedeckte, und dessen Schild das Zeichen eines Wolfskopfs führte. Andere geben an, es sey nur eine von Holz errichtete Säule gewesen zu Ehren Armins, des deutschen Helden (Irmin, Ermin, Armin). Am wahr-

scheinlichsten aber ist es, daß dieß Denkmal zu Ehren eines Kriegsgottes oder zum Andenken eines Sieges errichtet gewesen, und zwar nur in der Gestalt einer Säule, da die alten Deutschen fast gar keine Götzenbilder hatten. Hierüber s. m. die gründl. Untersuchungen von Jak. Grimm: „Irmenstraße und Irmensäule" (Wien 1815) und von der Hagen „Irmin, seine Säule und s. Wagen" (Bresl. 1817). Sonst ging die Sage, die alte Irminsäule befände sich in der Domkirche zu Hildesheim und würde daselbst als Leuchter gebraucht.

Irokesen. So nennen die Franzosen die 5, nun 6 verbündete Nationen, die sich selbst Bundesvölker nennen, eigentlich nur Stämme Eines Volks, die zu ihrer Erhaltung sich zu einem Bunde vereinten: Mohawk, Senekaer, Onondanos, Oneidas, Cayngus, Tuskarora, mit einer republikanischen Verfassung unter einem allgemeinen Oberhaupte. Ihr Gebiet liegt im S. und O. des Ontariosees, auf beiden Seiten des St.-Lorenzflusses in Nordamerika. Die Franzosen, so lange sie in Canada Nachbarn derselben waren, wie auch die Engländer haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geschlossenen Verträge, feindselige und grausame Anfälle von ihnen erlitten. Sie treiben seit 1794 Ackerbau, Viehzucht und selbst Spinnerei und Weberei. Es gibt bei ihnen 7 Schulen in denen die Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen lernen. Sie zählen jetzt etwa 12—15.000 (im J. 1700 55.550) Krieger. Ihr Hauptort ist Anondago. Die Hauptniederlassung der Senekaer ist Tumssassa in der Nähe der Flüsse Alleganey und Cattarapues, 100 Häuser größtentheils von 2 Stockwerken, von ihnen selbst gebaut; denn ihr Geschick in den mechanischen Künsten kommt ihrem Verstande in der Landwirthschaft gleich. Den Quäkern und der Unterstützung der amerik. Regierung, die jährlich 10.000 Dollars für die Vertheilung von Handwerkszeug, Ackerbaugeräthe ꝛc. bestimmt hat, haben sie ihre Fortschritte in der Bildung zu verdanken. Die Oneidas sind neuerlich durch Fleazar Williams, Sohn von Thomas Williams, einen Anführer der Irokesen, größtentheils Christen geworden.

Ironie, griech., Verstellung. Die deutsche Sprache besitzt kein Wort, was den Sinn der Ironie ausdrückt; man müßte denn das vom Sprachreiniger Campe erfundene: Schalksernst, dafür nehmen wollen. Verstellung liegt der Ironie immer zu Grunde, doch ist damit noch nicht gesagt, daß ihr Zweck böse sey, noch daß sie eine gehässige Gemüthsstimmung voraussetze; im Gegentheil kann man sich ihrer in der gutmüthigsten und liebreichsten Meinung bedienen. Die Ironie bewirkt das Lächeln durch den Contrast, in welcher sie die Mängel, Fehler und Lächerlichkeiten ihres Gegenstandes mit ihrem lobenden Urtheile, das sie unter der Maske treuherziger Einfalt und Unwissenheit, wodurch sie den Schein der Naivetät erhält, stellt. Ein Beispiel wird das Gesagte erläutern. Elias sagt zu den Baalspriestern, die von ihrem Götzen zur Bezeugung seiner Gottheit mit lautem Geschrei ein Wunder fordern: „Schreiet doch härter, denn er ist Gott, er spricht vielleicht, oder ist in einem Wirthshause oder auf der Reise oder schläft, damit er erwache". Ist dieß Ironie, für welche es bisher allgemein gehalten wurde? Gewiß nicht denn durch den Zusatz, „denn er ist Gott", wird es zur Satyre, indem Elias hierdurch auch die Zuschauer es merken ließ, daß er wohl fühle, das Folgende stehe mit der Idee einer Gottheit im Widerspruche, und sicher hat er es nicht

ohne ein Lächeln ausgesprochen. Um es zur Ironie zu machen, müßte jenes „denn er ist Gott" wegbleiben und das Ganze mit treuherziger Miene und mit einer Einfalt, die selbst daran zu glauben schiene, gesprochen werden. So ist der Ausruf: „O! welch schöner Geist", wenn man ihn lächelnd von einem kleinen Geiste gebraucht, Satyre; er wird aber zur Ironie, wenn man ihn mit der Miene des Ernstes spricht. Keiner verstand besser, sich der Ironie zu bedienen, als Sokrates (s. d.); sie war seine Waffe gegen die verderblichen Sophisten, die er durch seine unverstellte Unwissenheit und seine erkünstelte Begierde, belehrt zu werden, verlockte, ihre Meinungen und Lehren ohne Vorsicht auszusprechen, die er dann, indem er sie immer stärker beleuchtete und bestimmter und begrenzter hervorhob, mit der Wahrheit in einen solchen Contrast setzte, daß sie lächerlich wurden und die Verachtung der Zuhörer auf sich ziehen mußten.

Irrational, rational. Irrational heißt, nicht was unvernünftig ist, sondern was nicht berechnet werden kann. Der Ausdruck wird in der Mathematik gebraucht, von Größen überhaupt, von Zahlen, von Wurzeln. Eine Irrational-Größe würde also eine Größe seyn, für die kein Maß gefunden werden könnte, zum Beispiel das Weltall. Eine Irrational-Zahl, bei der man nie zu Ende kommt, und wenn man tausend Jahre rechnete, z. B. der Bruch $\frac{1}{3}$ ist insofern eine Irrational-Zahl, als es mir unmöglich seyn würde, ihn in einen ihm völlig gleichen Decimalbruch zu verwandeln, und wenn ich Millionen Nullen an den Zähler hinge. Aus eben dem Grunde heißen Wurzeln Irrational-Wurzeln, wenn sie sich nie vollkommen, ohne daß ein Rest übrig bliebe, ausziehen lassen, z. B. die Quadratwurzel von 2. 6. Rational endlich heißen Größen, Zahlen, Wurzeln, mit denen man zuletzt das Ende findet, welches man wünscht. So ist z. B. die Kubikwurzel von 47437428 rational, weil sie genau 362 ist.

Irregulair heißt überhaupt Alles, was von der Regel abweichend oder ihr zuwider ist. In der Mathematik werden diejenigen Raumgestalten irregulair im Gegensatz der regulairen genannt, deren Seiten, Winkel, Ecken oder Flächen von ungleicher Größe und Gestalt sind.

Irrenanstalten, s. Seelenheilkunde.

Irreseyn bezeichnet 1) die vorübergehende Geistesverwirrung im Fieber auch Fieberdelir, Fieberphantasiren oder fieberhaftes Irreseyn genannt; 2) die Seelenkrankheiten überhaupt, also Geistes-, Gemüths- u. Willenskrankheiten zusammengenommen, u. in dieser Bedeutung nennt man psychisch Kranke auch Irre, und die Heil- oder Versorgungsanstalten auch Irrenhäuser, psychische Aerzte auch Irrenärzte; 3) die Krankheiten des Verstandes allein, besonders den Wahnwitz und die Narrheit. (S. Seelenheilkunde.)

Irritabilität, Reizbarkeit. (S. Haller, Physiologie, Reizbarkeit, Sensibilität.)

Irrlichter oder Irrwische (in Norddeutschland Tückebote) nennt man kleine Flammen, welche bisweilen bei warmen und ruhigen Abenden nahe über dem Erdboden, gewöhnlich da, wo thierische Körper faulen, als an sumpfigen Orten, auf Gottesäckern, Schlachtfeldern, Schindangern ꝛc., in der Luft erscheinen. Sie folgen dem Luftzuge und weichen Dem aus, der ihnen nahe zu kommen sucht. Wer sie nun in

der finstern Nacht für wirkliche Lichter in Häusern hält und ihnen folgt, wird irregeführt; daher ihr Name. In warmen Sommernächten werden sie öfter gesehen als im Winter, und sind überhaupt in südlichen und warmen Gegenden häufiger als in nördlichen und kalten. In jenen sind sie auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Fluidel und Chladni versichern, einige gefangen und darin einen schleimigen, geruch- und geschmacklosen, dem Froschlaich ähnlichen Stoff gefunden zu haben, welcher leuchtete, aber nicht brannte, und wahrscheinlich seinen Ursprung von verfaulten Vegetabilien haben mochten. Manche haben behauptet, daß die Erscheinung durch Phosphor-Wasserstoffgas veranlaßt werde; dieß ist aber unmöglich, weil die Gasarten die Eigenschaften besitzen, sich schnell mit der Luft zu mengen, und weil dann der eigenthümliche widrige Geruch jener Gasarten an allen Stellen verbreitet seyn müßte, wo Irrlichter entstehen.

Irrthum ein falsches Urtheil, das man für wahr hält. Da der Irrthum immer ein Urtheil ist, ein Urtheil aber stets die Verknüpfung und Beziehung zweier und mehrer Vorstellungen auf einander enthält, und die Sinne nicht im Stande sind, die Verbindung der Vorstellungen, wie sie im Urtheil vorhanden ist, hervorzubringen, so kann der Irrthum nur aus dem Mißgriffe unseres Verstandes entstehen. Die Ursachen des Irrthums lassen sich auf 4 Classen zurückführen. 1) Mangel an Erkenntnissen und Beweisgründen. 2) Wenige Geschicklichkeit, die Erkenntnißgründe geltend zu machen. 3) Mangel des Willens, sich ihrer zu bedienen. 4) Falsche Regeln der Wahrscheinlichkeit. Ohne irgend einen Erkenntnißgrund ist gar kein Urtheil über einen Gegenstand möglich; der Mangel derselben, wodurch der Irrthum veranlaßt wird, drückt daher kein völliges Entbehren der Erkenntnißgründe aus; sondern diese stehen entweder dem Verstande in hinlänglicher Anzahl nicht zu Gebote, oder sind zu unbestimmt und schwankend. Die Ursache eines Irrthums liegt nicht selten in einer geringen Fähigkeit des Verstandes, die vorhandenen und zu einem wahren Urtheil hinlänglichen Erkenntnißgründe richtig zu gebrauchen. Viele Menschen sind unfähig, auch nur eine kleine Reihe von Folgerungen zu durchschauen; sie vermögen nicht jedem Umstande seinen rechten Werth zu geben, und genau es abzuwägen, wie sehr die Beweise, die Zeugnisse, einer den andern überwiesen; solche beschränkte Köpfe können sehr leicht zu Irrthümern verleitet werden. Es gibt Menschen die nur einen Vernunftschluß, andere, die zwei zu begreifen fähig sind; doch hiemit stehen sie auch an den Grenzen ihres Fassungsvermögen und vergebens erwartet man, daß sie einen Schritt weiter thun. Die Art Menschen können selten unterscheiden, auf welcher Seite sich die stärksten Beweisgründe befinden, und sind folglich nicht im Stande, beständig der Meinung zu folgen, die an sich die wahrscheinlichste ist. Die dritte Quelle der Irrthümer entspringt aus dem Mangel an Willen, die Beweisgründe zu gebrauchen. Eine überwiegende Neigung zum Vergnügen und eine beständige Zerstreuung durch Geschäfte, sowie Trägheit und Nachlässigkeit, oder durch Abneigung gegen jedes etwas ernsthafte Studium und gegen jedes etwas angestrengte Forschen verhindert Manche, ihren Verstand aufzuklären; nicht selten bewegt die Furcht, daß ein unparteiisches Forschen den Meinungen, welche am besten mit ihren Vorurtheilen, ihrer Lebensweise und ihren Absichten übereinstimmen, wenig günstig seyn möchte, die

Menſchen, ohne Unterſuchung und auf Glauben Anderer Das anzunehmen, was ihrem Geſchmacke am meiſten zuſagt und durch die Mode autoriſirt wird. Der vierte Grund der Irrthümer liegt in den falſchen Regeln der Wahrſcheinlichkeit. Locke gibt vier Quellen falſcher Probalität an, als: wenn man Propoſitionen, die weder gewiß nach evident an ſich, ſondern zweifelhaft und unrichtig ſind, für Principien nimmt. Die erſte und feſteſte Stütze der Wahrſcheinlichkeit iſt die Uebereinſtimmung des Gegenſtandes mit unſerer Erkenntniß, und vor allem mit jenen Theilen deſſelben, welche wir als Grundſätze betrachten. Dieſe Art Grundſätze hat einen ſo großen Einfluß auf unſere Meinungen, daß wir gewöhnlich nach ihnen über die Wahrheit entſcheiden; und werden oft in dem Grade zum Maßſtabe der Wahrſcheinlichkeit, daß wir Alles, was mit ihnen nicht übereinſtimmt, kaum für möglich halten. So drücken ſich die Lehren der erſten Erziehung in die Seele des Kindes, ſie ſeyen falſch oder wahr, ſo feſt ein, und ſchlagen in der Folge ſo tiefe Wurzeln, daß es faſt unmöglich iſt, ſie wieder heraus zu reißen. — Falſche Maße der Wahrſcheinlichkeit werden ferner durch die Anahme von Hypotheſen, die keine anerkannte Wahrheit zur Stütze haben, begründet. Eine ſolche Hypotheſe ſchleift dem Verſtande Brillen, durch die er nur Das ſieht, was ihr günſtig iſt, und das Ungünſtige entweder nicht beachtet oder ihm kein Gewicht beilegt, durch die er die Gegenſtände nur in dem Lichte anſchaut, in welches die Hypotheſe ſie ſtellt. Als vierte Urſache falſcher Maßen der Wahrſcheinlichkeiten nimmt Locke herrſchende Leidenſchaften an; die Probalitäten, welche den Wünſchen und Leidenſchaften der Menſchen widerſtreiten, laufen Gefahr, verworfen zu werden. So zeige man mit der größten Wahrſcheinlichkeit dem Geizigen die Ungerechtigkeit und Thorheit ſeiner Leidenſchaft; auf der andern Seite aber Geld zum Gewinn, und er wird keinen Augenblick anſtehen, ſich mit ſeinem Urtheile zur Partei ſeiner Leidenſchaft zu ſchlagen. Die vierte Quelle endlich ſind die Autoritäten; ſie halten unſern Verſtand gefangen und benehmen ihm durch das Anſehen, wo ihr Alter oder die Wichtigkeit, die Würde und der Ruf der Perſon, welche ſie lehrt, leihen, die Freiheit, ſelbſt zu forſchen; er beruhigt ſich mit dem Pythagoräiſchen Lehrling durch das: „Er hat es geſagt", und nimmt die Irrthümer, welche ſich auf Autoritäten ſtützen, für Wahrheit.

Irus, ein durch ſeine Freßbegierde berühmter Bettler auf Ithaka, hieß eigentlich Arnäus; aber die jungen Ithakenſer, weil ſie ihn als Boten gebrauchten, nannten ihn Irus. Ungeachtet ſeiner Größe beſchreibt ihn doch Homer als ſchwach und kraftlos. Den Ulyſſes als Bettler, wollte er nicht auf Ithaka leiden, und berief ſich auf den Befehl der Freier, ihn wegzujagen. Ulyſſes drohte ihm wieder, und als die Freier ſich um die Streitenden verſammelten, that Alkinous den Vorſchlag, daß Beide um das Recht zu betteln kämpfen ſollten. Beide entkleideten ſich, und Irus fing an vor Furcht zu zittern, als er den muskelöſen, kraftvollen Körper des Ulyſſes ſah; aber die Freier ſuchten durch Drohungen ihm wieder Muth zum Kampfe zu machen. Der Kampf begann, und Ulyſſes ſchlug dem Irus die Zähne ein, ſodaß er zu Boden ſtürzte. Dann ſchleppte er ihn bei den Füßen über den Hof hin, bis an die äußerſte Umzäunung, lehnte ihn daran und gab ihm einen Stock in die Hand, um die Schweine und Hunde damit wegzujagen. Noch haben wir das Sprüchwort: „Arm wie Irus".

Isaak, der Sohn Abraham's und der Sarah, merkwürdig durch die seinen Eltern lang verheißene und erst im hohen Alter derselben erfolgte Geburt, und durch die Bestimmung zu einem frühen Opfertode (s. Abraham), dem er nur durch ein Wunder entging, glich seinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erscheint der patriarchalische Charakter milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in seinem Sohne Jakob. Durch den Ackerbau, den er schon mehr als Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd als seine Vorfahren, nachgiebig und duldend im Streite, zeigte er sich auch in seinem Hause als einen zärtlichen, aber früh gealterten, schwachen und leicht zu täuschenden Vater, der den stillen hinterlistigen Jakob dem wilden und redlichern Esau vorzog. In dem schönen (neuerlich in den „Biblischen Idyllen" der geistreichen Karolina Pichler bearbeiteten) poetischen Stoffe seiner Heirathsgeschichte mit Rebekka glänzt diese vor ihm hervor, und überall wie unter den Erzvätern der Juden, scheint er nur den zweiten Rang einzunehmen.

Isabelle von Castilien, die staatskluge Königin v. Spanien, Tochter Johanns II. geb. 1451, vermählt 1469 mit Ferdinand V. König von Aragonien, bestieg, obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrich IV. des Unvermögenden, ihre ältere Schwester Johanna den rechtmäßigsten Anspruch auf das Reich hatte, mit Ausschließung dieser, 1474 den Thron von Castilien. Sie hatte sich nämlich noch bei Lebzeiten ihres Bruders die Stände des Reichs so geneigt zu machen gewußt, daß ein großer Theil derselben, nach dem Tode Heinrichs IV. sich für sie erklärte; den andern nöthigten die siegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro 1476 die Zustimmung ab. Nachdem die Reiche Castilien und Aragonien auf diese Weise vereinigt waren, nahmen Ferdinand und Isabelle den königl. Titel von Spanien an. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts verband Isabelle den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Ministers, den Scharfsinn eines Gesetzgebers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie war stets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig, und verlangte, daß man in den öffentlichen Verordnungen neben den Namen ihres Gemahls auch den ihrigen setzte. Die Eroberung von Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertrieben wurden, sowie die Entdeckung Amerika's, ist größtentheils ihr Werk. In allen ihren Unternehmungen stand ihr der staatskluge Cardinal Ximenes zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht vorgeworfen; aber diese Fehler förderten das Wohl des Reichs ebenso sehr als ihre Tugenden und Talente. Ein Geist wie der ihrige war nöthig, den Uebermuth der Großen zu demüthigen, ohne sie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrika's nach Europa zu locken, und die Laster ihrer Unterthanen, welche durch schlechte Verwaltung der Gesetze gänzlich ausgeartet wären, unter die Füße zu treten, ohne das Leben rechtschaffener Leute in Gefahr zu setzen. Durch Einführung eines strengen Hofceremoniels, welches noch heutzutage am spanischen Hofe besteht, wußte sie den Uebermuth der zahlreichen Adeligen von der Person des Königs zu entfernen und ihnen somit jeden verderblichen Einfluß auf

diesen zu benehmen. Das Faustrecht, welches bis dahin, zum Verderben der öffentlichen Ruhe, geherrscht hatte, wußte sie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, sowie durch Einführung einer schnellen Rechtspflege zu stürzen. Papst Alexander VI. bestätigte 1492 beiden Gatten den Titel „katholischer König", der ihnen bereits durch Innocenz VIII. ertheilt worden war. Der Eifer für die kath. Religion, welcher ihnen diesen Titel verschafft hatte, unterstützte auch die Inquisition (s. d.), welche besonders auf Eingebung ihres Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Isabelle starb 1504, nachdem sie ihrem Gemahl, auf welchen sie stets sehr eifersüchtig war, den Schwur abgenommen hatte, sich nicht wieder zu verheirathen. (S. Ferdinand V.)

Isabellfarbe, eine bräunlich gelbe Farbe, deren Benennung sich, der Sage nach, von dem Hemde einer spanischen Prinzessin Isabelle herschreibt, welches sie, einem Gelübde zu Folge, nicht eher, als bis Ostende erobert wäre, ablegen wollte, und das daher natürlich jene Farbe erhalten mußte! — Isabellen heißen auch eine Pferderaçe von dieser Farbe.

Isäus, ein attischer Redner, aus Chalcis in Euböa gebürtig, lebte in der ersten Hälfte des 4 Jahrh. vor Chr. bis nach 357. Seine Lehrer waren Lysias und Isokrates; er selbst widmete sich, ganz abgezogen von Staatsgeschäften, dem Unterricht in der Beredtsamkeit und schrieb Reden für Andre. Von s. 50 Reden haben sich 11 erhalten, die sich durch einfachen und oft kräftigen Styl empfehlen und meist Erbschaftsangelegenheiten betreffen. Sie finden sich in den Sammlungen der attischen Redner.

Iselin (Isaak), ein verdienstvoller Gelehrter, geb. 1728 zu Basel, studirte in Göttingen die Rechte und Staatskunde. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er 1752 mit noch zwei andern Candidaten vom akademischen Senat zum Lehramte des Natur- und Völkerrechts auf der baseler Universität vorgeschlagen; allein das Loos entschied gegen ihn. Schon vorher hatte ihm einer von seinen göttingischen Lehrern den Gedanken eingeflößt, das eidgenossische Staatsrecht in ein System zu bringen. Iselin lieferte jetzt in einer Inauguraldisputation eine Probe davon und erhielt darauf die Würde eines Doctors beider Rechte. Er ging dann auf Reisen, um seine Kenntnisse zu bereichern. Als er wieder nach Basel kam, beschäftigten ihn außer der Rechtsgelehrtheit besonders Philosophie und Geschichte. Er nahm sich vor, das Recht nach philosophischen Grundsätzen zu bearbeiten, las und sammelte Urkunden zu seinem eidgenossischen Staatsrecht und begann eine philosophisch-politische Bearbeitung der helvetischen Geschichte. Alle diese Entwürfe wurden aber auf einmal vereitelt, als ihn 1754 der große Rath zum Mitgliede wählte und 1756 ihm die ansehnliche und wichtige, aber auch sehr mühsame Stelle eines Rathschreibers übertrug, welche mit der Aufsicht über die Staatskanzlei verbunden war und seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Rastlos strebte er dahin, den Wohlstand seiner Mitbürger, die Landwirthschaft, die Künste und Wissenschaften in seinem Vaterlande zu befördern. Ungeachtet der häufigen Geschäfte seines Amtes suchte er auch als Schriftsteller seinem Vaterlande und der Welt nützlich zu werden. Nicht bloß für die republikanische Schweiz schlug ihm das Herz; er umfaßte die ganze Menschheit mit Wohlwollen und Liebe. An Allem, was nur zu Veredlung

des Menschengeschlechtes abzweckte, nahm er den wärmsten Antheil; unterstützte Basedow's Bemühungen für eine verbesserte Erziehung durch Wort und That, empfahl mit dringender Wärme Quesnay's neues System der Staatshaushaltung und suchte es mit möglichstem Eifer zu befördern. Auch gab er die Veranlassung zur Stiftung der helvetischen Gesellschaft, die dem Vaterlande auf mehrfache Weise ersprießlich geworden ist; ebenso erwarb er sich um seine Vaterstadt durch die Stiftung der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und des Gemeinnützigen ein nicht unbedeutendes Verdienst. Die unaufhörlichen Anstrengungen, mit denen er vom frühen Morgen des Tages bis zum späten Abend, ja zuweilen selbst in der Nacht noch arbeitete, untergruben endlich seine ohnehin nur schwache Gesundheit. Er starb 1782. Iselin's Schriften sind reich an erhabenen Ideen, an scharfsinnigen Bemerkungen aus der Geschichte der ältern und neuern Zeit, an Menschenkenntniß, patriotischen Gesinnungen, an starken, freien und neuen Gedanken. Die wichtigsten unter ihnen sind: „Ueber die Geschichte der Menschheit", das reifste und vollendetste seiner Werke; „Ueber die Gesetzgebung"; „Ueber die Nothwendigkeit und Unzugänglichkeit der Prachtgesetze"; „Ueber den wahren Gebrauch der Reichthümer"; „Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik oder der Gesetzgebung", die nach seinem Tode von W. G. Becker in Dresden bis zum 10. Jahrgang fortgesetzt wurden.

Isenburg, ein reichsständisches deutsches Fürstengeschlecht, evang. Religion, Mitglied des Rheinbundes, sah aber 1815 durch Beschluß des wiener Congresses seinen Staat von 48.000 Einw. unter kur- und großherzogliche hessische Hoheit fallen. Die Dynastie stammt von Ludwig dem Aeltern, welcher die Grafschaft Büdingen erheirathete und Ahnherr aller jetzigen Isenburger ist. Des 1633 verstorbenen Wolfgang Ernst Söhne stifteten die noch blühenden beiden Linien Offenbach und Büdingen. Von diesen stiftete Wolfgang Heinrich († 1635) die fürstliche offenbacher Linie und dessen Bruder die büdinger. Die jetzigen Besitzungen sind theils diesseit theils jenseit des Mains gelegen und ist eventuell zu Folge alter Hausverträge nach Abgang des Mannsstamms, das Haus Hessen erbverbrüderter Erbe. 1) Die fürstliche Linie residirt zu Offenbach (s. d.) und Birstein, ist tief verschuldet und hat 150.000 fl. Einkünfte. Regierender Fürst ist Fürst Wolfgang Ernst III., geb. 1798. Er sowohl, als sein Bruder, beide Oheime und beide Söhne des verstorbenen Fürsten Friedrich Wilhelm, sind vermählt. Unter darmstädtischer Hoheit besitzt die Linie die Aemter Offenbach, Dreieich und Wenigs mit 19.000 Seelen, unter kurhessischer die Aemter Birstein und Selhold mit 10.000 Seelen. Mit einem Amte pragirte Nebenlinie ist Isenburg-Philippseich. Der Graf Heinrich Ferdinand, baierischer Generalmajor, Witwer, residirend zu Philippseich, hat 4 Söhne. 2) Die gräfliche Linie Isenburg-Büdingen hat 3 regierende Linien. 1) Büdingen mit der Residenz Büdingen, hat in ihrem Gebiet 10.000 Seelen unter darmstädtischer Hoheit und 60.000 Gulden Einkommen. Der regierende Graf Ernst Casimir (geb. 1780) ist darmstädtischer Generallieutenant. 3) Wächtersbach mit der gleichnamigen Residenz hat den regierenden Grafen Adolf, geb. 1795, bisher unvermählt, in seinem standesherrlichen Gebiet unter kurhessischer Hoheit 6000 Einw. und 36.000 Gulden Einkünfte. 3) Meerholz, mit der

Residenz Meerholz, hat zum regierenden Herrn, Grafen Karl Wilhelm Ludwig, geb. 1763. Die Linie besitzt in ihrem standesherrlichen Gebiet unter Kurhessen 7000 Mediatunterthanen mit 45.000 Gulden Einkünften. Beide letztere Linien haben einen freilich unbedeutenden Antheil an Limburg unter würtembergischer Hoheit. In sämmtlichen Häusern bestehen seit 1371 Familienverträge, nach denen alle ihre Stammgüter als Fideicommisse erklärt sind, die ohne Einwilligung sämmtlicher Familienglieder niemals veräußert werden dürfen. 1692 ward wegen des Glanzes der Familie die Erstgeburt eingeführt und 1713 erneuert, und oberstrichterlich bestätigt. Das Stammschloß der Grafen von Isenburg, die zuerst bei den Fehden und Turnieren des 10. Jahrh. genannt werden, liegt in Trümmern zwischen Andernach und Koblenz.

Iserlohn, eine wohlgebaute Kreisstadt und wichtiger Handelsort der Grafschaft Mark, zur Provinz Westfalen, Regierunsbezirk Arnsberg, 5. Militairabtheilung, gehörig, am kleinen Flusse Baaren, mit 6120 Einw., hat 2 evang., eine kath. und eine reformirte Kirche, ein Gymnasium, ein Armen- und ein Waisenhaus, Sitz der Kreisbehörde und eines Superintendenten; hat beträchtliche Fabriken in Sammt, Seidenband, Wollenzeuchen ꝛc.; ferner werden hier vielerlei Arbeiten von Eisen, Messing, Draht verfertigt. Iserlohn hat acht große Bleichen und einen ausgebreiteten Handel von mehr als 60 ansehnlichen Häusern nach Italien, Frankreich, den Ostseeländern ꝛc. In der Nähe liegt die berühmte Messingfabrik „in der Grüne"; auch ist bei Iserlohn ein starker Galmeibau. An der Straße nach Hagen steht auf einer Anhöhe ein großes eisernes Kreuz als Denkmal an die Freiheitskriege.

Isidorus, der Name mehrer Märtyrer, Heiligen, Mönche, und Bischöfe, u. A. Isidorus, Mönch von Pelusium in Aegypten, gest. 449, dessen Briefsammlung für die Bibelerklärung wichtig ist. Für die Geschichte des päpstl. Rechts ist eine Sammlung von Decretalen, welche den Namen d. h. Isidorus, Erzbischofs von Sevilla (starb 636), an der Stirne trägt, aber im 9. Jahrh. durch viele unechte Zusätze verfälscht und vom östl. Deutschland aus weiter verbreitet wurde, merkwürdig.

Isis, die erste Göttin bei den Aegyptern, das Symbol der Natur, der Mutter und Ernährerin aller Dinge. Nach Diodor wurden Osiris, Isis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Osiris, der Dionysus der Griechen, vermählte sich mit Isis (Sonne und Mond). Beide machten die Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens zu ihrer nächsten Angelegenheit. Es wurden keine Menschen mehr geschlachtet, seit Isis die bis dahin wildwachsende und den Menschen unbekannte Frucht des Weizens und der Gerste entdeckte, und Osiris diese Früchte zubereiten lehrte. Zum Danke dafür brachten die Einwohner jedes Mal die zuerst abgemähten Aehren der Isis als Opfer dar. Alles, was der Grieche von seiner Demeter pries, rühmte auch der Aegypter von seiner Isis. Mit dem Ackerbau entstanden nach und nach eine höhere Bildung und ein Streben nach Kunst und Wissenschaft. Wenigstens wird unter den Aegyptern erst nach der Isis von Gründung der Städte, Tempel und priesterlichem Dienste gesprochen; auch wurde sie als Erfinderin der Segel verehrt. Nach Plutarch wurden Osiris und Isis vom Kronos und der Rhea ungesetzmäßig erzeugt. Als Helios, der Rhea Gemahl, hiervon Kunde

erhielt, that er den Ausspruch, sie solle weder in einem Monate noch in einem Jahre gebären. Dies hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr geliebt ward, und erfand ein Mittel, wie sie, trotz jenem Fluche, dennoch gebären könnte. Er spielte nämlich mit dem Monde im Bretspiele, gewann ihm von seinem jedesmaligen Lichte den 70. Theil ab, machte daraus 5 Tage, fügte diese den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr bestanden hatte, und verschaffte der Göttin also Zeit zur Geburt. Dies waren die Schalttage der Aegypter, welche von ihnen als Geburtstage ihrer Götter gefeiert wurden. Zuerst wurde Osiris geboren, während daß eine Stimme rief: „Der Herr der Welt ist geboren". Am zweiten Tage gebar Rhea den Arueris oder ältern Horus (Apollo), am dritten den Typhon, am vierten die Isis, am fünften endlich Nephthys, die man das Ende nannte, obgleich sie auch von Andern den Namen Aphrodite, auch Nike (die Siegesgöttin) erhielt. Zu diesen 5 Kindern gab es 3 Väter: Helios, Kronos und Hermes. Typhon vermählte sich mit Nephthys; Osiris und Isis liebten sich bereits im Mutterleibe. Osiris, als der gute Geist, ward von Typhon, dem bösen, verfolgt, listigerweise in einen Kasten gesperrt und ins Meer geworfen. Als Isis diese Nachricht erhielt, schnitt sie sich eine Locke ab, legte Trauerkleider an und schweifte trostlos, überall den Kasten suchend, umher. Inzwischen erfuhr sie, Osiris habe, im Wahne bei ihr zu seyn, sich zu ihrer Schwester Nephthys gesellt, und diese das neugeborne Kind ausgesetzt. Isis suchte daher dasselbe auf, und erzog es unter dem Namen Anubis. Der Kasten, in welchem Osiris eingeschlossen lag, war unterdessen in der Gegend von Byblos an das Land getrieben und in einem Gesträuche niedergesetzt worden, das in kurzer Zeit zu einem schönen, großen Baum erwachsen, ihn ganz eingeschlossen hatte. Dieser Baum wurde darauf vom Könige als eine Seltenheit, umgehauen und als Pfeiler an seinem Palaste gebraucht. Hier ward der Kasten durch List des Isis entwandt, der Leichnam endlich dennoch von Typhon entdeckt und in 14 Stücke zerrissen. Auf die Nachricht davon suchte Isis die Stücke wieder zusammen, fand sie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, an dessen Statt sie ein ähnliches bildete. So kam es, daß der Phallus geheiligt, und ihm zu Ehren von den Aegyptern ein Fest gefeiert ward. Osiris kehrte ins Leben zurück, und Isis gebar ihm den, noch unzeitigen, an den untern Gliedern gebrechlichen Gott des Schweigens, Harpokrates. Horus, der Sohn der Isis, besiegte darauf in einem Kampfe den Typhon und gab ihn seiner Mutter zur Verwahrung. Diese gab ihm die Freiheit, wofür Horus Hand an sie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle Hermes ihr einen Stierschädel aufsetzte Als Göttin der Fruchtbarkeit und allgemeine Wohlthäterin, beschäftigte sie sich auch mit Heilung menschlicher Krankheiten, und noch zu Galen's Zeiten gab es einige Arzneimittel, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward sie als Hauptgottheit verehrt. Nach Herodot bildeten die Aegypter die Isis in weiblicher Gestalt mit Kuhhörnern; wie ihr denn auch die Kuh heilig war. Ja nach einer Sage ward Isis, als junge Kuh, durch einen Strahl vom Himmel (Osiris) Mutter des Apis: d. h. Sonne und Mond erhalten die Erde. Außerdem erkennt man sie an den Attributen des Lotus über dem Scheitel, und dem Sistrum in der

Hand, einem musikalischen Instrumente, dessen sich die Aegypter bei ihren gottesdienstlichen Verehrungen bedienten. Die Bekleidung der Isis besteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Brust in einen Knoten zusammengeschlagen und befestigt ist. Ihr Kopf ist von der ägyptischen Haube bedeckt, dem Urbild unserer Nonnenschleier. Bisweilen wird sie auch, gleich der Artemis von Ephesus, der Allmutter, mit einer Menge von Brüsten dargestellt. Späterhin erhielt Isis bei den Römern in Gesichtsbildung, Gestalt und Bekleidung einen junonischen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen besetzt ist, und an den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingebrachte Göttin. Sie wurde besonders in Memphis, dann aber auch durch ganz Aegypten verehrt. Jährlich wurde ihr zu Ehren ein 10tägiges Fest (Isisfest) gefeiert, welches in einer allgemeinen Reinigung bestand. Es wurde auch in Rom eingeführt, aber wegen der Mißbräuche oft verboten. Unter August waren die Isistempel Freistätten der größten Ausschweifungen. Von Aegypten ging der Dienst dieser Göttin nach Griechenland und Rom über. (S. Io.) Ueber den Isisdienst spricht Böttiger in der „Urania" für 1823. (Seite 1817 gibt Oken eine Zeitschrift heraus: „Isis", welche gehaltvoll und freimüthig sich über Wissenschaft, Kunst und Politik verbreitet.)

Isistafel (mensa Isiaca, auch tabula Bembino) wird ein altes ägyptisches Denkmal genannt, auf welchem der Dienst der Göttinn Isis dargestellt wird. Es besteht aus einer mit vermischtem blauen Schmelzwerk überzogenen, kupfernen viereckigen Tafel, mit künstlich eingelegten Silberplättchen. 1515 kam dieses berühmte Denkmal in dem Besitz des Cardinals Bembo, hierauf in das Cabinet des Herzogs von Mantua. 1630 in die Hände des Cardinals Pava, von welchem es der Herzog von Savoyen zum Geschenk erhielt. Jetzt ist es im Schloß zu Turin befindlich. Aeneas Vicus stach sie 1559 zu Venedig in Kupfer; hiervon gibt es mehr Nachstiche.

Islam (wörtlich Salus, das Heil), Islamismus, s. Mohammed.

Island, eine dänische Insel (63° 23° bis 66° 33′ N. B.), von Norwegen 120, von Grönland 27 Meilen entfernt, hat nicht 1405, sondern nach einer astronom.-trigonometr. Vermessung 1800 QM. Die Insel ist allenthalben voll Eisberge, Gletscher, Felsenabhänge, Klüfte, Abgründe und Schluchten. Der Hauptzug der Gebirge geht von Südost nach Nordwest. Die Schneelinie ist in Island 2800 Fuß über der Meeresfläche. Die höchsten Gipfel sind: Schnäfeln-Jekul, 6800 F., Cyasiallä Jekul, 5500 Fuß, Hekla, 4800 Fuß hoch. Der ganze Boden von Island zeigt vulkanische Spuren. und Erderschütterungen verspürt man oft und heftig. 10 Berge sind brennende Vulkane, unter ihnen der Hekla (s. d.) Kattlagiau, Oster-Jekul, Eyrefa, Scaptar, Klama, Krabla. Unter den Meerbusen sind der Urata- und Borgarfiord, unter den Flüssen der Huitaa und der Thiorsaa, unter den vielen heißen Quellen sind vorzüglich der Geyser zu bemerken. Er treibt täglich einige Minuten eine rauchende und heiße Wassersäule 90 F. hoch. Der neue Geyser, 400 Schritte vom alten, treibt sein Wasser, aber nicht regelmäßig, 150 F. hoch und hat 70 F. im Durchmesser. Die Atmosphäre ist fast immer stark bewegt, Kälte und Hitze sind groß.

Bäume, wenigstens Birken, könnten an vielen Stellen gedeihen, wenn man solche anpflanzte; jetzt hat die Insel nur Busch, viel Torf und Strandholz. Der Sommer dauert dort von der Mitte Mai bis Mitte September. Die plötzliche Erscheinung von Treibeis besonders an der Nordküste verursacht bisweilen dort im Sommer selbst eine die Vegetation störende Kälte. Vormals war dieß seltner und damals hatte auch die Insel mehr Holz und Getreidebau. Korn und Flachs wollen nicht gedeihen, wohl aber Kartoffeln und viele antiscorbutische Pflanzen. Fische, Seethiere und Strandvögel mit 20.000 Stück Hornvieh und 250.000 grobwolligen Schafen machen den Reichthum des Landes aus; 27.000 Pferde könnten mit Nutzen größtentheils entbehrt und dabei die Rindvieh- und Schafzucht vermehrt werden. Rattenschlag, Vogelfang, Fischfang, Feder- und Dunensammlung, Stricken wollener Strümpfe und Weben des Wadmals sind die Industriezweige außer der Viehzucht. Seit 1816 hat Island freien Handel und erholt sich seitdem. Zu den Ausfuhren gehören nicht mehr die Falken, aber desto mehr Eiderdunen (s. d.) und Gänsefedern, grobe Strümpfe und Tuch, schwarzer oder blauer Farbe. Nur die Küste ist auf einer Strecke von 300 Meilen bewohnt; in den höhern Thälern würde man schwerlich in der Nähe eine hinreichende Weide oder Wiesengrund finden. Im Sommer treibt man Alpenwirthschaft, d. h. sein Vieh zur Weide ins Gebirge, wo man die Butter macht, Schweine mästet ꝛc. Das isländische Moos ist zugleich Nahrungsmittel und gesammeltes Produkt durch Kinder und ärmere Einwohner, das als Arzneimittel nach vorgängiger Reinigung desselben ein Hauptausfuhrartikel der Rückfracht zugeführter Waaren geworden ist. Die Zahl der Einw., welche sich zur evangelischen Kirche bekennen, beträgt 50.000. Die Isländer sind weder groß noch kräftig; gewöhnlich ernst; haben eine große Liebe zu ihrem Lande; sind sehr genau mit ihrer ältern, in vielen Sagen und Gedichten aufbewahrten Geschichte bekannt, und im Ganzen genommen ein treues Volk von reinen Sitten und nicht gemeiner Ausbildung; äußerst selten findet man Einen, der nicht lesen oder schreiben könnte. Ihre Sprache ist die alte skandinavische, welche sich hier ziemlich rein erhalten hat, sodaß sie von der heutigen dänischen, welche daraus entstanden, bedeutend abweicht. An der Küste verstehen indeß die Meisten das Dänische. — Ein norwegischer Abenteurer, Nadoddr, soll der Erste gewesen seyn, welcher vom Sturme verschlagen (861) hier landete; er nannte das Land Snioland, wegen des vielen Schnees. Ein anderer, ein Schwede, Flacco, versuchte bald nachher die Reise, überwinterte auf der Insel und nannte sie Island, wegen des Treibeises. 874 unternahmen es zwei andere Abenteurer, Ingolfr und Leifr, sich hier ordentlich niederzulassen, und in Zeit von 60 Jahren war die ganze Insel bewohnt. Ob sie früher Bewohner gehabt und was aus ihnen geworden, davon findet sich keine Spur. Die neuen Ankömmlinge, meistens Norweger, aber auch Schweden und Dänen, setzten ihre frühere Lebensweise, die in Krieg und Seeräuberei bestand, fort. Das Christenthum, welches ums Jahr 1000 auch hier eindrang, vermochte kaum die alte Wildheit zu bändigen, bis es endlich den norwegischen Königen gelang, die einheimischen Zerrüttungen zu benutzen und die Insel sich zu unterwerfen. Dieß geschah 1261, und seitdem hat Island einen Theil des norwegischen und seit 1387 des dänischen

Reiches ausgemacht. Wie häufig in der Geschichte, so war auch hier die Zeit des Krieges und der abenteuerlichen Züge (die Isländer nahmen selbst Theil an den Kreuzzügen) zugleich die, wo die Poesie blühte, und mit dem Christenthume kam auch wissenschaftliche Bildung nach Island. Es läßt sich wohl kaum bezweifeln, daß Isländer schon ums J. 932 Grönland und ums J. 1000 einen Theil von Amerika entdeckt haben, welchen sie Winland, d. h. wegen der schönen Vegetation Weinland, nannten. Die ältesten Gedichte, welche die nordische Mythologie enthalten und viele Heldensagen, sind in 5 Sammlungen aufbewahrt, welche u. d. N. Edda (s. d.) bekannt sind. Mit der Einführung der norwegischen Herrschaft verfiel der Heldensinn und die Poesie. Eine fürchterliche Pest, welche ganz Europa im 14. und 15. Jahrh. verwüstete, verschonte auch Island nicht, und Bevölkerung und Wohlstand sanken von Jahr zu Jahr. Die Kenntnisse verloren sich, und die Unwissenheit war endlich so weit gekommen, daß ein Bischof, der des Lateins und vielleicht des Schreibens unkundig war, 1530 eine Buchdruckerei kommen ließ, um mit fremder Hülfe seine Geschäfte zu besorgen. Die evangel. Religion ward nicht ohne Widerstand, doch ohne Blutvergießen, 1541—50 eingeführt. Die einzige Stadt, Reikiavik, an der Südwestküste (510 Einw.), ist der Sitz des Statthalters, eines Bischofs und einer Kathedralschule, in welcher die dänische, lat. und griech. Sprache, Theologie, Kirchengeschichte, Arithmetik u. s. w. gelehrt wird, mit einer öffentlichen Bibliothek von 4000 Bdn. und einer Sternwarte. Noch jetzt herrscht dort eine sehr verbreitete Aufklärung aller Stände, aber auch viel Armuth, die der Isländer mit Genügsamkeit erträgt. Der Kunstfleiß hebt sich, und man verfertigt z. B. Casemire so fein als die englischen. Es gibt 154 Pfarrer, 1 Landphysikus und 5 Wundärzte auf der Insel, die mit den Färoer ein eignes Stift unter einem Stiftsamtmann ausmacht, ihre eignen Gesetze in dem Jonsbök hat und in 4 Syssel eingetheilt wird. Gegenwärtig gibt es in Island eine Gesellschaft zur Beförderung der Aufklärung; die vereinigte alte und neue Gesellschaft für isländische Literatur, eine biblische, eine für die Verbreitung evangel. Schriften und eine für altnord. Handschriften. Die poetische Sprache der Isländer hat einen hohen Schwung, wie man aus des island. Dichters, Pastor Thorlakson, island. Uebers. von Milton's „Verlornem Paradiese" sieht. — Man lernt Island kennen durch Mackenzie's „Reise nach Island" (1810); Henderson's „Reise nach Island" (Lond. 1819) und Thienemann's und Günther's „Reise im Norden Europas, vorzügl. in Island 1820 fg." (m. Kpf., Leipz. 1827). Gliemann's „Geograph. Beschr. von Island" (Altona 1824) ist genau und gibt die richtigste Charte von Island. Stephenson's Werk über Island enthält die Geschichte der Literatur der Isländer im 18. Jahrh.

Isle de France, jetzt **Moritzinsel** genannt, eine 55½ QM. große, den Engländern gehörige afrikanische Insel, östlich von Madagaskar im indischen Weltmeer, vulkanischen Ursprungs, im N. W. ziemlich eben, sonst voll Berge; die höchsten sind Pieterbock 2544 F. hoch; auf demselben ist ein mehr als 100 Klafter tiefer See, wahrscheinlich ein ausgebrannter Krater. Der größte Krater der Erde (von Sieber Bonpland, sowie der Vulkan Humboldt genannt), im Durchschnitt über 3000 Toisen (die Krateröffnung des Kotopaxi nur 600 Toisen)

ist völlig erloschen und mit alten Waldungen bedeckt; la Montagne de Pouce 1460 Fuß über der Meeresfläche, wie alle übrige, vulkanische Produkte. Die Insel ist ganz, besonders im Süden, mit Klippen umgeben, die sich an verschiedenen Stellen über eine Stunde ins Meer erstrecken. Mehr als 50 Bäche fließen von allen Seiten ins Meer, wovon aber die meisten in den trocknen Monaten kein Wasser haben; auch sind im Innern viele Teiche, und da sich die Wolken an den Gipfeln der stark bewaldeten Berge anhangen, so ist immer Regen auf der Insel, die ein mildes Klima hat. Sonst war die Insel sehr gesund; seitdem man aber die Wälder ausgerottet und den Boden pflügt, herrschen wegen der Trockenheit der Luft mehre Krankheiten. Der Boden ist nicht so fruchtbar als auf Isle Bourbon; man findet stachlichten Sargel von 12 Fuß Höhe; das holzige Korbkraut, woraus man Fäden spinnen und Zeuche weben kann; Zimmtholz, das frisch geschnitten einen Geruch wie Zimmtblüthe verbreitet und zu Tischlerarbeiten sehr tauglich ist; die vorzüglichsten Produkte sind: Kampfer-, Sago-, Matten-, Oliven-, Apfel- und Ebenholz, Citronen-, Orangen- und Sandelbäume, Reis, Mais, Hirse, Maniok, Gerste, Hafer, Ananas, Gujaven, Bananas, elastisches Harz, Zucker (1799: 20 Mill. Pf.), Pfeffer, Zimmt, Brotbäume, Baumwolle (40.000 Pf.), Indigo (300.000 Pf.), Taback, Kaffee (1 Mill. Pf.), Muskatbäume; die hierher verpflanzten europ. Bäume, Gemüs- und Obstarten gerathen wenig; Affen, viel Ratten und Mäuse, Rindvieh, Pferde, Ziegen, Schweine, Schafe, Rehe, Kaninchen, Hirsche, wilde Schweine, Hasen, Papageien, Flamingo, Seeraben, Perlhühner, Rebhühner, Heuschrecken, Ameisen, Fische, Korallen, Konchylien, Eisen ꝛc. Die Insel hat durch fürchterliche Orkane am 1. März 1818 und am 23. Febr. 1824 sehr gelitten; alle Pflanzungen von Gewürznelken, Kaffee, Zucker ꝛc. wurden zerstört, und die Zuckerhäuser, Mühlen und Magazine vernichtet, sodaß die Colonie Jahre lang nichts mehr davon erzielen konnte. Zur Entschädigung dieser Unglücksfälle ward die Insel zu einem Freihafen erklärt. Der Einwohner, theils Weiße, theils freie Neger und Negersklaven, theils Indier, sind 100.000, meistens von französischer Abstammung. Dazu kommen an 400 Verbrecher, die aus Calcutta zu lebenslanger Deportation 1815 hierher geschickt wurden, um statt der bisher eingeführten afrikanischen Sklaven zu öffentlichen Arbeiten gebraucht zu werden. Die vornehmste Industrie ist der Landbau; an Künsten und Wissenschaften ist kein Geschmack, und diese Gleichgültigkeit erstreckt sich selbst über die gemeinsten Gegenstände des Lebens. Wohlhabende Eltern schickten sonst ihre Kinder zur Erziehung nach Frankreich. Zu den Ausfuhrartikeln dieser Insel gehören: Indigo, Zucker, Kaffee, Gewürznelken, Holzarten ꝛc.; die Einfuhr besteht in europäischen Waaren: Wein, Oel, Seife, Tüchern, Seidenzeuch, Wachslichtern, Hüten, Handschuhen, Nägeln, Steingut ꝛc. Seit 1819 ist der Handel nach dieser Insel englischen und andern Schiffen fremder Länder, wenn sie in gutem Vernehmen mit der englischen Regierung stehen, gestattet. Zu den nicht einzuführenden Artikeln gehören wollne und baumwollne Fabrikwaaren, Eisen und Stahl. Englische Schiffe dürfen Rückladungen nach allen englischen und fremden Häfen ausführen, wenn die Nation fremder Häfen, wohin diese Schiffe segeln, mit Großbritannien im Frieden stehen. Fremde Schiffe dürfen aber nur Rückladungen nach solchen

Häfen einnehmen, die zu den Ländern gehören, in deren Gebiet diese Schiffe gebaut sind, und sollen unter keinem Vorwande in einem englischen Hafen mit ihren Ladungen zugelassen werden. Man unterhält Handelsgeschäfte mit Madagaskar, Goa, Surate, dem arabischen und persischen Meerbusen, Batavia, dem Cap, Mascate, Monbasse, Zanguebar ꝛc. Nach der Bekanntmachung des Gouverneurs vom 30 Okt. 1822 ist der Sklavenhandel durch eine Uebereinkunft mit dem Isman von Mussat von und nach der arabischen Küste abgeschafft worden. — Isle de France mit der benachbarten Insel Bourbon heißen beide auch nach ihrem portug. Entdecker (1504) Mascarenhas. Die Portugiesen wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die der ersten, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St.-Mauritius gaben. Nachdem die Holländer sie 1712 verlassen hatten, wurde sie 1721 von den Franzosen in Besitz genommen, von Labourdonnais trefflich organisirt und Isle de France genannt. Die Erhaltung dieser Insel kostete Frankreich jährlich mehr, als sie einbrachte; allein sie war für den ostindischen Handel von großer Wichtigkeit. Isle de France, welches vermöge seiner Lage der Schifffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von diesen am Ende 1810 eingenommen und ist im Frieden 1814 an sie abgetreten worden. S. Milbert's „Reise nach Isle de France, dem Cap, und Teneriffa im J. 1801 fg." (a. d. Franz. von Blumhof, Frankf. a. M. 1825) und Ch. Grant's „History of Mauritius, or the Isle of France" (London 1801). Die Hauptstadt ist Fort Louis.

Ismaeliten, eine der merkwürdigsten der im Schoße des Islam entstandenen Sekten. Sie erkennen den Ismael als den sechsten Iman, d. i. Nachkommen des Ali, und als ihren Stifter an. Da er zu Medinah im 83. J. der Hedschrah frühzeitig starb, so ernannte sein Vater den jüngern Sohn, Musa, zum Nachfolger; allein viele Schiiten (d. i. Anhänger des Ali) erkannten die Seitenlinie des Musa nicht an, sondern die Nachkommen des Ismael. Die orientalischen Geschichtschreiber rechnen sie unter die Bathenin, d. i. Anhänger der innern, allegorischen Lehre des Islam. Sie verwüsteten unter dem Namen Karmaten (wie sie vom Geburtsorte ihres Oberhaupts Karseh Karmatie bei Cufe im 8. Jahrh. genannt wurden) Irak und Syrien, in Persien, welches sie auch um diese Zeit verheerten, hießen sie Meladehs, d. i. Gottlose oder Talimiten, weil sie sich zu Talim's Lehre bekannten, der Mensch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen. Eine ismaelitische Dynastie, von Mohammed-Abu-Obkid-Allah gestiftet, eroberte 910 Aegypten und wurde erst 1177, wo sie mit Adhed-Udin-Allah ausstarb, vom Kalifen Saladin von Bagdad überwältigt. Der andere noch bestehende ismaelitische Stamm gründete 1090 unter dem Iman Hassan Ben-Sabbah ein furchtbares Reich in Syrien. Er ist wie seine sieben Nachfolger, unter dem Namen des Alten vom Berge bekannt, weil er seinen Sitz auf der Bergfestung Mesiade hatte. Vor ihm zitterten die mächtigsten Könige. Seine Krieger, wegen übermäßigen Genusses des bis zur Wuth berauschenden Hanfblatts (arab. Haschischeh) Haschischi, verstümmelt Assassinen (s. d.) genannt, gingen von hier auf Raub und Meuchelmord aus. Die Mongolen machten der Herrschaft des Alten vom Berge am Schlusse des 12. Jahrh. ein Ende, und seitdem

haben sich nur noch ohnmächtige Ueberreste der Ismaeliten, von denen 1020 auch die Drusen ausgingen, in Persien und Syrien erhalten. Zu Khekh, im persischen Distrikt Kham, wohnt noch jetzt ein ismaelitischer Iman, der von den bis nach Indien zerstreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und von ihrem Raube beschenkt wird, wovon er dem Schach von Persien einen ansehnlichen Tribut zahlt. Die syrischen Ismaeliten wohnen um Mesiade westlich von Hamah und im Gebirge Semmack am Libanon, und werden unter türkischer Hoheit von einem eigenen Scheikh regiert, der für einen jährlichen Tribut von 16.500 Piastern an die Türken die reichen Einkünfte des durch Handel mit den Landesprodukten, Baumwolle, Honig, Seide, Oel ꝛc. blühenden Landes genießt. Neuere Reisende rühmen die Gastfreiheit, Häuslichkeit, Sanftmuth und Religiosität des Volks. Seinen Wohlstand verlor es 1809 in einem Kriege mit den Nosairiern, die Mesiade einnahmen und verwüsteten. Sie verehren mit allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleischte Gottheit, und Mohammed als den Gesandten Gottes. Sie glauben an die Seelenwanderung, nicht aber an den göttlichen Ursprung des Korans, daher sie sich von vielen Vorschriften desselben frei machen. Ihnen kommen die Nosairier (s. d.) im Glauben und in den Sitten sehr nahe; allein beide hassen sich. Die Drusen (s. d.) wallfahrten, statt nach Mecca, nach Nadjef, Ali's Begräbnißorte, 4 Tagereisen von Bagdad. Sie haben keine öffentliche Tempel, und ihre einfachen Gebräuche deuten mehr als die mohammedanischen auf reinen Theismus hin. S. eine Abhandlung des Generalconsuls in Aleppo, Rousseau, über die Ismaeliten und Nosairier, übersetzt von Bruns in Stäudlin's „Archiv für Kirchengeschichte", 2. Bd.

Ismail, (mold. Smil), russ. Stadt und Festung in Bessarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, 30 Stunden vom schwarzen Meere entfernt. Ihr vormaliger Reichthum, sowie ihre Bevölkerung sind seit dem russisch-türkischen Kriege von 1790 ganz gesunken; denn in diesem Jahre am 22. Dec. wurde Ismail, das lange den russ. Waffen muthig widerstanden hatte, unter Suwarow (s. d.) mit Sturm genommen, wobei, da kein Pardon gegeben wurde, 30 000 Türken niedergemetzelt wurden. Jetzt wird Ismail nur von 5000 Moldauern und Armeniern bewohnt, welche Chagrin- und Lederfabriken unterhalten und einigen Handel treiben.

Isokrates, ein berühmter Redner Athens, geb. 436 v. Chr. Sein Vater hieß Theodor, lebte zu Athen und hatte eine Fabrik von musikalischen Instrumenten; im peloponnesischen Kriege aber verlor er sein ganzes Vermögen, sodaß Isokrates nichts weiter von ihm hatte, als eine gute Erziehung und Talente, wodurch er seinen ganzen Verlust bald wieder zu ersetzen hoffen konnte. Er widmete sich der Beredtsamkeit, und unter seinen Lehrern Prodikus, Protagoras, Gorgias und Andern machte er bald die größten Fortschritte darin. Wegen seiner schwachen Stimme und natürlichen Furchtsamkeit wagte er es nicht leicht, sich öffentlich hören zu lassen. Daher beschäftigte er sich desto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunst und mit Verfertigung von Reden für Andere. Beides brachte ihm sehr viel ein. Für eine Rede, die er dem König von Cypern, Nikokles zugeeignet, erhielt er ein Geschenk von 20 Talenten oder 27.000 Thlrn.;

für die Abfassung eines Schreibens, das Timotheus an die Athenienser ergehen ließ, bekam er ein Talent. Den Unterricht in der Redekunst ließ er sich von Fremden mit 100 Drachmen bezahlen, und nach Plutarch brachte ihm seine ganze Unterweisung 1000 Minen oder an 22.000 Thlr. ein. Indessen vergaß er bei seinen Arbeiten doch auch nicht, die Vergnügungen des Lebens zu kosten. Seine erste Geliebte war die schöne Metanira, und noch in spätern Jahren nahm er eine liebenswürdige Buhlerin zu sich ins Haus. Er verstand selbst die Raffiniere in der Wollust, indem er sich, wie Plutarch versichert, ein prächtiges Bette, das die wollüstigsten Düfte athmete, verfertigen ließ. In seiner Kindheit war er ein Gespiele des Plato, und diese so früh angeknüpfte Freundschaft dauerte bis ins späteste Alter. Auch von Sokrates war er ein großer Verehrer. Nach dessen ungerechtem Tode, der alle seine Schüler mit Furcht und dem Gedanken an Flucht erfüllte, hatte er den Muth, sich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein anderes Beispiel von Muth gab er, als er den Theramenes öffentlich vertheidigte, welcher von den dreißig Tyrannen in die Acht erklärt worden war. In der Folge aber schien ihn dieser Muth und die Entschlossenheit ganz verlassen zu haben, und sein von Natur furchtsamer Charakter ihn mehr als je zu beherrschen. Nie wagte er es, öffentlich aufzutreten und für das Beste des Staats in den Volksversammlungen zu wirken, und Das war auch die Ursache, warum er nie zu Aemtern und Magistratswürden gelangte, zu denen man sich nur durch den Weg der öffentlichen Beredtsamkeit emporschwingen konnte — eine Hintansetzung, die seinen Ehrgeiz sehr kränkte, und ihn nicht dafür entschädigte, daß Könige, Feldherren, Staatsmänner, Geschichtschreiber und Schriftsteller jeder Art zu seinen Schülern gehörten. Der Anblick der Rednerbühne kränkte ihn so sehr, daß er in keiner Volksversammlung sich mehr einfand. Die Beredtsamkeit hatte ihm indessen viel zu verdanken. Er setzte besonders sein Verdienst in einen zierlichen und ausgesuchten Ausdruck und in Ründung der Perioden. Das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern seiner Schriften kostete ihn eine lange Zeit, sodaß er auch nur wenige geliefert hat. Mit seiner berühmten Lobrede auf Athen (Panathenaikos) brachte er zehn ganzer Jahre zu; indessen gerieth sie ihm auch vortrefflich. Man findet in seinen Schriften eine Menge glücklicher Wendungen und so viel wichtige Maximen, daß sie immer zum Muster dienen können. Auch als praktischer Lehrer hat er viele Vorzüge. Er war immer auf die Fortschritte seiner Schüler und auf den Charakter ihres Geistes aufmerksam und wußte seinen Unterricht darnach einzurichten. Als Fehler warfen ihm die Kritiker seiner Zeit vor, daß sein Styl oft schleppend, weitschichtig und mit Zierrathen überladen wäre, daß er immer mehr dem Ohre zu schmeicheln als das Herz zu erschüttern suchte, seine Gedanken sklavisch den Worten unterwürfe, mit kindlicher Sorgfalt das Zusammentreffen von Vokalen vermiede, oft müßige Ausdrücke und unpassende Figuren brauchte, um Perioden zu gründen. Seine Reden, meistens alle nach einerlei Zuschnitt, erregten wegen Mangel an Mannigfaltigkeit am Ende Kälte und Unlust. Sie betrafen die wichtigsten Punkte der Sittenlehre und Politik; aber man vermißte in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine

Ermahnungen an Fürsten waren kalt genug, um sie nicht zu verwunden, sodaß sie gern seine Bemühungen durch Belohnungen erwiederten Er wußte sogar die Fürsten auf die feinste Art zu schmeicheln. Ein Beweis davon ist ein Brief, den er an den macedonischen Philipp schrieb, und zwar in einem Alter von 60 Jahren. Er sagte diesem Fürsten zwar auf eine feine Art, aber doch so starke Schmeicheleien, daß selbst der feinste Höfling sich ihrer nicht zu schämen brauchte. Dennoch wünschte er bei allem Dem, daß Griechenland seine Freiheit behalten möchte, und keinen stärkern Beweis seines Patriotismus konnte er wohl ablegen, als daß er aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea sich zu Tode hungerte. Er starb 339 vor Chr., im 98. Jahre seines Alters. Unter s. Namen hatte man zu Plutarch's Zeiten 60 Reden, von denen aber nicht die Hälfte für echt gehalten wurde. Jetzt sind deren noch 21 übrig, von denen der „Panegyricus" (eine Rede, in welcher er die Griechen zur Eintracht und zum Kriege gegen die Perser ermuntert, von Morus und Spohn, Leipz. 1817, Pinzger und Dindorf 1825 und 1826 herausgegeben, und von Wieland im „Attischen Museum" übersetzt) und der „Panathenaicus" die vornehmsten sind, nebst 10 Briefen. Die neuesten Ausg. sämmtlicher Reden sind von Lange, Halle 1803, und von Korais, Paris 1806 fg., 2 Thle. (in der „Helleniſchen Bibl."). Von den ältern sind empfehlenswerth die Ausg. von H. Wolf, von Henricus Stephanus und Imm. Bekker (in dessen „Sammlung der attischen Redner").

Isoliren heißt in der technischen Sprache der Elektrizität, einen Körper, der fähig ist, die Elektrizität weiter zu leiten, von ähnlichen Körpern absondert; dieß geschieht z. B. durch Glas, durch Seide. Um einem Körper viele Elektrizität mitzutheilen, stellt man solchen auf einen Harzkuchen mit gläsernen Füßen, wodurch er von weiterer Mittheilung der Elektrizität abgesondert ist.

Isouard (Nicolo), s. Nicolo.

Ispahan, Isfahan, bei den Alten Aspadana, ehemalige Hauptstadt von Persien, in der iranischen Provinz Irak Adschemi, am Zenderud, über den die prächtige auf 34 Bogen ruhende Brücke Allaverdi-Khan führt. Die Stadt hatte sonst drei Meilen im Umfange. Von den 600.000 Einw., welche sie zu Chardin's Zeiten (Ende des 17. Jahrh.) hatte, mögen jetzt höchstens 60 bis 100.000 vorhanden seyn; ganze Vorstädte sind verschwunden, oder liegen in Ruinen, wie die Vorstadt Dschulfa, welche Schah Abbas der Große mit 12.000 armenischen Familien besetzt hatte, wovon jetzt kaum noch ein paar Tausend übrig sind. Die Stadt selbst liegt größtentheils in Trümmern. Erdbeben und bürgerliche Kriege haben sie verheert. Von den 137 Palästen des Königs und der Großen, welche Chardin sah, stehen nur noch drei, welche wohl erhalten sind. Noch hat die Stadt einige schöne Moscheen und einen äußerst weitläufigen Basar (überwölbte Kaufhalle). Ihre schönste Zierde ist der herrliche Platz Meidan, zu welchem eine 3200 Schritt lange, 110 breite Platanenallee führt. In der Nähe der Stadt liegt Ferhabad, ein Sommerpallast der ehemaligen Herrscher. Noch immer ist Isfahan die bedeutendste Handelsstadt des Reichs, und hat selbst nicht unbedeutende Fabriken in seidenen und baumwollenen Stoffen, in Glas und Waffen. Westlich von der Stadt auf einem Hügel stand sonst ein berühmter Feuertempel.

Israel und Israeliten, s. Jakob, Hebräer und Juden.

Israelitische Christen, die zum Christenthume bekehrten Juden in Rußland. Eine kaiserl. Verordnung vom 25. März a. St. 1817 ertheilt ihnen, nächst vollkommener Freiheit in der Wahl ihrer christl. Confession und besondern Ländereien zum Anbau eigner Colonien, Freiheit aller Gewerbe ohne Zunftzwang, vollständiges Bürgerrecht, Unabhängigkeit von den Localobrigkeiten, Selbstregierung durch ihre eignen selbsterwählten Obern, welche einem kaiserl. Wohlfahrtsausschusse unmittelbar untergeben sind, Befreiung von Kriegs- und Staatsdienst, von Einquartierung, Unterhaltung der Posten, Vorspann und allen Abgaben auf 20 Jahre, wo sie den übrigen Unterthanen gleichgestellt werden sollen. Nach Beschaffenheit der von ihnen gewählten christl. Confessionen sollen sie eigne Gemeinden bilden, in denen kein fremder Christ oder Jude sich ansiedeln, wohl aber jeder ausländische Proselyt nach Bezahlung seiner Schulden aufgenommen werden darf.

Istakar, s. Persepolis.

Istambol, s. Konstantinopel.

Isthmische Spiele, s. den folg. Art.

Isthmus, jede Erdenge, insbesondere die Erdenge bei Korinth, welche den Peloponnes mit dem festen Lande verbindet. Auf derselben war dem Neptun ein berühmter Tempel geweiht, neben welchem die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Auf der einen Seite des Tempels standen die Statuen der Sieger in diesen Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. In dem Tempel standen 4 Pferde, welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben den Pferden 2 Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden stand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildsäulen Neptun's und Amphitrite's. Nicht weit vom Tempel sah man ein ansehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Isthmus war dem Neptun heilig, der daher Isthmios genannt wurde. Die isthmischen Spiele (Isthmia, sc. solennia oder certamina) wurden nach der gewöhnlichen Meinung zur Ehre des Palämon oder Melicertes gestiftet. (S. Ino.) Andre behaupten, Theseus habe sie zu Ehren Neptun's angeordnet. Wahrscheinlich waren diese Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wieder eingegangen; Theseus aber erneuerte sie u. befahl, sie auch am Tage zu feiern. Eben weil nun Theseus ihr Stifter oder doch Erneuerer gewesen war, führten auch die Athenienser daselbst den Vorsitz. Ganz Griechenland nahm daran Theil, nur die Eleer aus folgender Ursache nicht. Als einst die Söhne des Aktor zu diesen Spielen reiten wollten, wurden sie bei Elea von Hercules erschlagen. Ihre Mutter Melione entdeckte den Mörder, der sich eben in dem Gebiete von Argos aufhielt. Sie verlangte daher von den Argivern Genugthuung, und bat, als diese sie weigerten, die Korinther, daß sie den Argivern, als Störern der öffentlichen Sicherheit, den Zutritt zu den Spielen versagen möchten. Da nun diese ebenfalls in ihr Begehren nicht willigten, so belegte Melione alle Eleer mit dem entsetzlichsten Fluche, wenn sie an diesen Spielen je wieder Antheil nehmen würden. Sie wurden übrigens mit derselben Pracht, wie die olym-

pischen und andre öffentliche Spiele, 2 Mal in jeder Olympiade, wahrscheinlich im Herbste, gefeiert; auch waren die Kampfübungen dieselben. Die Sieger wurden anfangs mit Kränzen von Fichtenzweigen, nachher aber mit Kränzen von trockenem und welkem Eppich geschmückt. Später wurden die Fichtenkränze wieder eingeführt.

Istria (Histerreich), eine Halbinsel des nordöstlichen Italiens, am adriatischen Meere, enthält auf 75 QM. 141.000 Einw. Diese, in den Städten italienischer Abkunft, auf dem Lande slaw. Ursprungs, zeichnen sich durch einen unüberwindlichen Hang zum Müßiggehen aus, der sie nie mehr arbeiten läßt, als um für den Tag leben zu können. Bleibt der Gewinn einmal durch Zufall aus, so nimmt der gemeine Mann seine Zuflucht zum Betteln, Stehlen oder Rauben; deßhalb ist das Reisen durch das anziehende Land mit so großer Unsicherheit verbunden. In der alten Zeit gehörte Istria, wie jetzt wieder, zu Illyrien, wurde aber von August und Tiber zu Italien geschlagen. Zu Anfang des 10. Jahrh. hatten die Venetianer den ganzen Landstrich unterworfen; nur was gegen Nordosten liegt, besaß Oestreich, welches seit dem Frieden vom Campo Formio auch den größten Theil des Landes, unter Venedigs Herrschaft stehend, besetzte, und ihn 1804 zu dem Gouvernement von Triest zog. Späterhin schlug es Napoleon zu den illyrischen Provinzen; 1818 kam es wieder unter Oestreich, und bildet jetzt nebst einigen Inseln im Golf von Quarnero den istrianer Kreis (103 Q. M., 194.000 E.) des östr. Königreichs Illyrien. Wein-, Obst-, Oliven- und Seidenbau, Bergbau; auch Steinkohlen und Alaun, Mühlsteinbrüche, wichtige Fischerei, Bienenzucht, Seidenmanufaktur, Lederfabrik, Schiffbau, Handel. Die wichtigsten Orte sind Capo d'Istria (Ägiola), ehemals Hauptst. und Festung; Rovigo (Trevigno), die reichste Stadt, mit 9500 Einw. und 2 Häfen, und Pirano, ein bedeutender Seehafen. Das Amphitheater zu Pola war in alten Zeiten berühmt und mochte gegen 18.000 Menschen fassen.

Italien (Welschland d. i. das Land der Undeutschen), dessen Grenzen im Alterthum von den heutigen nur in unbedeutenden Punkten abweichen, umfaßt jetzt die schöne Halbinsel, welche nördlich durch die Alpenkette von Frankreich, der Schweiz und Deutschland getrennt, südlich von dem mittelländischen Meere umflossen wird; sie erstreckt sich in der Richtung von N. W. nach S. O. zwischen dem 23° 13′ — 36° 10′ O. L. und dem 46° 42′ — 37° 50′ N. B. und enthält im Ganzen etwa 5800 QM., wovon 4611 auf das feste Land und etwa 1190 auf die Inseln kommen. Die größte Länge von N. W. nach S. O. beträgt nahe an 180 M.; die Breite der eigentlichen Halbinsel beträgt, wo sie am größten, etwa 34 M., wo sie am geringsten, an 17 M.; die beiden südlichen Landzungen haben eine Breite von 5 bis 14 M. Von dem übrigen Europa wird Italien durch die Alpenkette getrennt, welche in einem großen nach Norden gekrümmten Bogen den Norden Italiens begrenzt. Von den Seealpen (s. Alpen) an durchzieht der Apennin, als Hauptgebirge Italiens, seine ganze Länge bis zum äußersten südlichen Vorgebirge, und theilt es in eine nordöstliche und südwestliche Hälfte. Italien hat, wie es seine Lage mitsichbringt, nur einen großen Hauptstrom, außerdem mehre nicht ganz unbedeutende Flüsse, eine große Menge kleiner Bäche und mehre herrliche Seen,

sodaß das Land im Ganzen gut bewässert zu nennen ist. Der nördliche Theil, der breiteste und zwischen den Alpen und dem Apennin gelegen, ist natürlich auch der reichste an Flüssen und Seen. Hier sind die Hauptflüsse der Po (s. d.), der in den cottischen Alpen entspringt und sich, nachdem er eine große Menge an Flüssen aufgenommen, in 7 bis 8 Mündungen in den venezianischen Meerbusen ergießt, und die Etsch, die aus den rhätischen Alpen kommt und sich ebenfalls in den venezianischen Meerbusen ergießt. In der eigentlichen Halbinsel fließen der Arno und die Tiber; sie kommen beide aus dem Apennin und ergießen sich in das tyrrhenische Meer. Unteritalien ist sehr arm an großen Flüssen, der Garigliano, Volturno und Silaro sind die bedeutendsten, alle drei ergießen sich in das tyrrhenische Meer. Am Fuße der Alpen sind die großen Seen: Lago di Como, Lago di Garda, Lago maggiore u. s. w. Die Busen sind am mittelländischen Meere von Genua, Neapel und Salerno, und am adriatischen Meere von Squillace, Tavante, Puglia ꝛc. Das Klima von Italien ist in Deutschland als ein überaus reizendes und mildes berühmt, und alle Reisende wissen viel von den milden Lüften zu erzählen, welche ihnen, sobald sie den Gipfel der Alpen erreicht, lieblich entgegen hauchen und mit der üppigern Vegetation am südlichen Abhang des Gebirges den Eintritt in jenes herrliche Land verkündigen. Im Ganzen genommen ist diese Meinung allerdings richtig; indeß ist das Klima Italiens, wie es die von Norden nach Süden langgestreckte Lage des Landes mitsichbringt, sehr verschieden und keineswegs frei von manchen großen Unannehmlichkeiten. Obgleich im Ganzen gesund, ist die Luft doch in vielen niedrigen Gegenden, am Ausfluß des Po, in den sumpfigen und sandigen Gegenden der Südküste Mittelitaliens, Maremme genannt, zu welchen auch die berüchtigten Pontinischen Sümpfe (s. dd.) bei Rom gehören, sowie in einem großen Theile dieser Stadt selbst höchst ungesund und gefährlich. Das nördliche Italien hat ein mehr gemäßigtes als heißes Klima. Das rechte südliche Klima beginnt erst, sowie man die Grenzen Neapels betritt; hier ist mit seltnen Ausnahmen der Winter allerdings höchst unbedeutend und Schnee in den Ebenen eine seltene und immer schnell wieder verschwindende Erscheinung. Ganz Italien ist mehr oder weniger den Erdbeben unterworfen; wahrhaft furchtbar aber haben sich diese bis jetzt nur in dem südwestlichen Theile von Neapel und in Sicilien gezeigt. Aber auch in andern Gegenden von Italien, wo es vielleicht nur deßhalb keine wahre Vulkane gibt, weil die Gebirge keine schmelzbare Fossilien enthalten, finden sich häufig Stellen, wo brennbare Luftarten aus der Erde steigen und zum Theil auch sich an der Atmosphäre entzünden. Der Boden Italiens ist überall, wo nur der Fleiß des Menschen ihm seine Gaben entlockt, überaus fruchtbar, am ausgezeichnetsten in den reichlich bewässerten Ebenen des nördlichen Italiens, sowie in den von einem unterirdischen Feuer wie es scheint zur höchsten Fruchtbarkeit gesteigerten vulkanischen Gegenden des südlichen Italiens. In N. wie in S. wird an vielen Orten zwei-, drei Mal des Jahrs geerntet. Selbst die Gebirge, obgleich nicht mit so schönen Waldungen als bei uns prangend, sondern an den höhern Gipfeln nur mit mäßigem Gesträuch von Mirten und andern ähnlichen Gewächsen bedeckt, sind an ihren mildern, wenngleich dürren Abhängen immer noch dem Oel- und Weinbau

günstig. Der Anbau selbst ist höchst vortrefflich im nördlichen Italien, elend in einem großen Theile des Kirchenstaats, und wiederum ausgezeichnet gut in einigen Theilen von Neapel, über alle Beschreibung elend in Sicilien. Italien ist reich an vielen und edlen Produkten; es kommen hier vorzüglich in Betracht: Getreide, Reis, Wein, edle Früchte aller Art, als Pomeranzen, Citronen, Limonen, Oliven, Granätäpfel, Datteln, Mandeln, Safran, Baumwolle, Zuckerrohr, Hanf, Flachs, Galläpfel, Rindvieh, überhaupt alle unsere Hausthiere, Wildpret, Geflügel, Fische, Seidenraupen, Austern, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Schwefel, Alaun, Marmor, Spiesglanz, Salz, Achate ꝛc. — Italien zählt beinahe 20 Millionen Einw. Schwer und beinahe unmöglich ist es, über den Charakter eines in so viele kleine Staaten zersplitterten, unter so verschiedenen Regierungsformen lebenden Volkes etwas Allgemeines und Richtiges zu sagen. Geist, Lebendigkeit und mancherlei Talente, besonders für Dichtkunst nnd Musik, und lebendiges Gefühl für alles Schöne kann Niemand den Italienern absprechen. Dagegen wirft man ihnen Mangel an Charakter, an Muth und an Redlichkeit und eine entschiedene Neigung zur Intrigue vor; und allerdings war der Zustand, in welchem Italien bis auf die neueste Zeit versunken, eben nicht geeignet, Selbstgefühl und kriegerischen Muth zu wecken. Eben daraus mag es sich auch erklären, daß ein großer Theil des Volkes nur auf sinnlichen Genuß bedacht mit großer Schlauheit seine niedrige Habsucht zu befriedigen sucht. Der Italiener ist durchaus ein höchst sinnlicher Mensch, daher unzuverlässig in seinen Neigungen, leicht aufbrausend und aus Mangel an persönlichem Muth hinterlistige Rache suchend. Selbst seine Frömmigkeit ist sinnlicher Art, sie ist mehr Sache der Gewohnheit und des Herkommens als des Herzens, und bedarf der äußern Anregung, um gewaltige aber nicht tief gehende und daher nicht bleibende Gefühle in ihm zu wecken, und bei der großen Unwissenheit, in welcher ein bedeutender Theil des Volkes schmachtet, und dem Mangel an allen geläuterten Religionsbegriffen, ist es gar nichts Seltenes, eine sogenannte Frömmigkeit mit einem verbrecherischen Leben im Bunde zu finden. Im Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Pisa die Hauptstapelplätze des Welthandels aus Ostindien, und Italiener (damals in Deutschland und Frankreich ohne Unterschied Lombarden genannt) waren des Handels wegen durch ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des Seewegs entzog ihnen den indischen Handel, und seitdem sank der Flor jener Republiken. Das Leben Italiens beruht jetzt fast allein noch auf der Landwirthschaft, während jene Organe, durch die es früher athmete und sich ernährte, Künste, Gewerbe und Handel, so gut als abgestorben sind. Der Handel mit dem Auslande, welcher, zumal in Neapel, gänzlich stockt, befindet sich fortdauernd in den Händen der Fremden und ist größtentheils von den Briten abhängig; daher der drückende Mangel an baarem Gelde und die mit Rothschild abgeschlossenen Anleihen der Regierungen. Italien lebt nicht mehr wie ehemals in seinen Städten, sondern nur noch in seinem Boden. Aber auch diese Quelle des innern Wohlstandes des reichen Hesperiens versiegt immer mehr da, wo Mauthsperren und Zolltarife den Absatz der ersten Erzeugnisse nach Außen, oder wo Räuberbanden und der Mangel an Heerstraßen den Binnenverkehr, wie in Sicilien und Calabrien, er-

schweren und hindern. — Ehe vor drittehalbtausend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zusammenzog, war dieses Land, und größtentheils von gebildeten Nationen, zahlreich bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längsten den Römern widerstand, wohnte ein halb wildes Volk, die Gallier; weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner Völkerschaften, die, wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenossische Verbindung ihr betriebsames Leben zu sichern suchten und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griech. Colonien Unteritaliens, Großgriechenland genannt. Wie alle diese Völker dem selbstsüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geschichte dieser Stadt. In der Geschichte der Ueberwinder verschwindet die der Ueberwundenen; es beginnt daher die spätere Geschichte von Italien mit dem Sturze des weström. Reichs. Italiens alte Geographie hat Mannert (Leipzig 1823, 2 Thle.) aus den Quellen lehrreich dargestellt und das Verhältniß der Naturbedingungen zu dem Staatsleben der Bewohner gut nachgewiesen. Jos. Micali's Werk: „L'Italia avanti il dominio dei Romani" (Mail. 1826, 5 Bde.) ist nicht frei von Hypothesen. — Romulus hieß der Erbauer der weltherrschenden Stadt; Augustus gründete darin die Universalmonarchie, und Romulus Augustulus hieß ihr letzter ohnmächtiger Kaiser, dem seine deutsche Leibwache das fernere Herrschen untersagte. Odoaker, ihr Hauptmann, setzte sich an seine Stelle und nahm den Titel eines Königs von Italien an. Allein seine Herrschaft war von kurzer Dauer. **Theodorich** (s. d.) oder Dietrich, König der Ostgothen in Ungarn, an der Donau und Save, war als Knabe in Konstantinopel erzogen worden und ergriff begierig den Wunsch des Kaisers Zeno, Italien von den Herulern zu befreien. An der Spitze seines ganzen Volkes zog er 489 nach Italien, siegte und belagerte Odoaker 3 Jahre in Ravenna; der Tod seines Feindes gab ihm die Herrschaft über Italien. Ohne selbst gelehrte Kenntnisse zu besitzen, schätzte Theodorich die Gelehrsamkeit; mit Weisheit und Mäßigung herrschte er über Sieger und Besiegte und behauptete ein großes Ansehen unter allen Fürsten germanischen Stammes, welche damals die verschiedenen Theile des ehemaligen römischen Reiches besaßen. Er ward allgemein bewundert und geehrt, und Italien hatte lange nicht so glückliche Zeiten gesehen, als unter ihm. Aber mit seinem Tode ging die Herrschaft der Gothen bald wieder verloren. Der oström. Kaiser Justinian benutzte die Zwietracht, welche nach Theodorichs Tode unter den Gothen entstanden war, und sein Feldherr Belisarius, welcher schon den Vandalen Afrika wieder entrissen hatte, griff nun auch Italien mit großem Erfolge 535 an. Eine Zeitlang widerstand zwar noch der letzte gothische König **Totila** (s. d.) und eroberte selbst Rom wieder, allein als Belisarius zurückgerufen und der Verschnittene Narses seine Stelle eingenommen, unterlag auch Totila 552, und ganz Italien ward, nicht zu seinem Glücke, wieder römisch. Doch auch dieser Besitz war von kurzer Dauer. Narses, bei seinem Herrn in Ungnade, soll selbst die Veranlassung gegeben haben, daß **Alboin** (s. d.), König der Longobarden oder **Longobarden** (s. d.) in Pannonien, 568 in Italien einbrach und in kurzer Zeit das ganze obere Italien

eroberte, welches von den Siegern den Namen der Lombardei erhielt. Der ganze nördliche Theil Italiens, sowie mehre südwestliche Gegenden waren longobardisch, Ravenna und der südöstliche Theil blieb noch eine Zeitlang kaiserlich und wurde das Exarchat genannt. Der Exarch oder Statthalter wohnte zu Ravenna. Rom war zwar nicht den Longobarden unterworfen, aber doch in einer nur sehr schwachen Abhängigkeit von Konstantinopel; ein Umstand, welcher viel dazu beitrug, das Ansehen der Bischöfe dieser Stadt (Päpste), welche oft Gelegenheit hatten, als Vermittler und Beschützer der Stadt aufzutreten, außerordentlich zu erhöhen. Außerdem hatte sich in dem nordwestlichen Winkel des adriatischen Meeres auf mehren dort gelegenen, flachen, von Lagunen (seichten Meeresstellen) umgebenen Inseln ein kleiner Staat meist von Solchen gebildet, welche zu Zeit Attila's dem Verderben entronnen, woraus aber erst später, die Stadt und Republik Venedig (s. d.) entstand. Das Reich der Longobarden war nie stark; tapfer zwar und kriegerisch, aber höchst ungebildet, verschwanden unter ihnen noch die letzten Spuren altrömischer Bildung. Ihr Reich blieb stets ein Wahlreich, wenn man auch dabei vorzüglich auf die einmal herrschende Familie achtete, und die Macht der Herzöge, welche die verschiedenen Theile des Landes beherrschten, war so groß, daß sie oft Jahre lang ohne König regierten. Diese Uneinigkeit war auch Schuld, daß es ihnen erst spät, 752, gelang, dem schwachen Exarchat ein Ende zu machen; doch behielten die griechischen Kaiser noch immer einige Provinzen im untern Italien. Die Longobarden waren zwar Christen, aber Arianer, und daher Feinde der Päpste, welche stets von ihnen bedroht bei den entfernten Franken Hülfe suchten und fanden. Schon Karl Martell hatte sich der Päpste angenommen; sein Sohn Pipin zwang die Longobarden zu einem Vergleich, wodurch viele ehemals zum Exarchat gehörige Länder den Päpsten eingeräumt wurden und diese dadurch zuerst in die Reihe weltlicher Fürsten eintraten. Als aber der letzte longobardische König Desiderius abermals den Papst ängstigte, zog Karl der Große über die Alpen, belagerte Desiderius in Pavia, nahm ihn 773 gefangen und endete so das Reich der Longobarden. Er fügte noch bedeutende Ländereien der Schenkung Pipins hinzu, doch behielt er und seine Nachfolger noch lange die unbestrittene Oberherrschaft in Rom und noch mehr als ein Jahrh. hindurch wählten, bestätigten und entsetzten die Kaiser die Päpste. Leo III. belohnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländischen Kaiserkrone, die eines Karls bedurfte, um sich aus dem Nichts zu erheben. Aus Abneigung gegen die Franken aber, deren Eroberung man als einen neuen Barbareneinfall ansah, schlossen sich die freien Städte, Rom ausgenommen, wieder fester an das oströmische Reich an. Das fränkische Italien kam noch bei Karls Lebzeiten an seinen Enkel Bernhard (810). Als aber dieser sich von seinem Oheim Ludwig dem Frommen unabhängig machen wollte, ward er abgesetzt und geblendet. Nun blieb Italien unmittelbarer Bestandtheil der fränkischen Monarchie bis zur Theilung im Vertrage von Verdun (843), worin es nebst der Kaiserwürde und dem später sogenannten Lothringen dem ältesten der Söhne Ludwigs, Lothar I., zufiel. Dieser überließ die Regierung (850) seinem Sohne Ludwig II., dem löblichsten der italienischen Fürsten karolingischen Stammes.

Nach seinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauses. Zuerst nahm Karl der Kahle von Frankreich es in Besitz, als er gestorben (877), Karlmann, König von Baiern, welchem (880) sein Bruder Karl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieser vereinigte die ganze fränkische Monarchie zum letzten Male. Seine Absetzung (887) war die Epoche der Gesetzlosigkeit und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebst dem Markgrafen von Ivrea, die einzigen von jenen 40 übrigen großen Vasallen), buhlten mit einander um die Krone, Guido ward zum König und Kaiser gekrönt, und nach seinem Tode (894) auch sein Sohn Lambert. Arnulf, der karolingische König der Deutschen, machte sein Recht auf die italienische Königs- und Kaiserkrone geltend (896), konnte sie aber, wie fast alle seine Nachfolger, nicht länger, als sein Aufenthalt in Italien dauerte, behaupten. Nach Lambert's und Arnulf's Tode (898 und 899) trat Ludwig, König von Niederburgund, als Nebenbuhler Berengar's I. auf; daher dieser tapfere, edle Fürst, obgleich 894 zum König und 915 zum Kaiser gekrönt, erst nach des Kaisers Ludwig III. Vertreibung (905) und nach Bekämpfung eines andern Nebenbuhlers, Rudolf von Oberburgund, zur ruhigen Regierung gelangte; doch konnte er bei der Auflösung des Staats, auch unter innerer Ruhe, das Reich nicht gegen die räuberischen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungarn (von 899 an) wirksam vertheidigen. Nach seiner Ermordung (924) vertauschte Rudolf II. seine Ansprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieses Land. Hugo suchte durch blutige Tyrannei den unsichern Thron Italiens zu befestigen. Der Neffe desselben, Berengar, Markgraf v. Ivrea, floh vor seinen Nachstellungen zu Otto d. Gr. nach Deutschland (940), sammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück und stürzte 945 Hugo, der seinen weniger verhaßten Sohn Lothar zum Nachfolger erhielt; Berengar ward dessen erster Rath. Nachdem aber Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, 950 gestorben war, wollte Letzterer seine Witwe, die schöne Adelheid (s. d.), zu einer Heirath mit seinem Sohne Adelbert wider ihren Willen nöthigen. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, fand sie Schutz in der Burg Canossa; hier von Berengar II. belagert, bat sie den deutschen König Otto I. um Beistand. Dieser zog über die Alpen, befreite sie, eroberte Pavia, wurde König der Franken und Longobarden 951 und vermählte sich mit Adelheid. Einer schleunigen Unterwerfung und der Abtretung Friauls, des Schlüssels von Italien, welches Otto seinem Bruder Heinrich gab, verdankte es Berengar, daß er noch ferner als Otto's Vasall regieren durfte. Als aber nach 10 Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen ihn einliefen, kehrte Otto zurück (961), ließ ihn absetzen und gefangen nach Bamberg führen, und vereinigte, nachdem er selbst 961 mit der eisernen Krone in Mailand zum König von Italien gekrönt worden war, diese Krone mit der deutschen. Otto gab die großen Reichslehen an Deutsche, und den italienischen Städten Vorrechte, welche eine freie Verfassung begründeten, der sie in einem fast immer anarchischen Lande bald entgegenreiften. Die Bereicherung der Päpste durch die Frankenkönige, welche ihren, unter Leo IV. und seines Gleichen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Re-

gierung befördert hatte, war durch die im 10 Jahrh. eingeriſſene Verderbniß des päpſtlichen Hofes der erſte Grund ſeines Sinkens geworden. Die Geiſtlichkeit und das Volk wählten den Papſt nach dem Willen der Conſuln und weniger Patrizier. So geſchah es, daß in der erſten Hälfte des 10. Jahrh. 2. vornehme buhleriſche Weiber über den heil. Stuhl verfügten. Theodora erhob auf ihn (914) ihren Liebhaber Johann X., und deren Tochter Marozia ihren Sohn, Johann XI. Des Letztern Bruder, Alberich von Camerino, ſowie deſſen Sohn Octavian, waren unumſchränkte Herren von Rom, Letzterer auch Papſt u. d. N. Johann XII. bei einem Alter von 20 J. (956). Otto d. Gr., den er 962 in Rom zum Kaiſer gekrönt, ſetzte ihn ab und Leo VIII. an ſeine Stelle; das Volk dagegen, auf ſein Wahlrecht eiferſüchtig, wählte Benedict V. Die Päpſte wurden von nun an, ſtatt über das Volk von Rom zu herrſchen, von ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien die Republik Neapel, Gaeta und Amalfi gegen das longob. Herzogthum Benevent ihre Unabhängigkeit, und zwar deſto leichter, ſeit (839) daſſelbe erſt unter Siconolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher getheilt wurde, und ſeit ſie mit den Herzögen einen gemeinſchaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, welche beide früher (um 830) aus Sicilien herübergerufen, um ſie als Hülfsvölker gegen einander zu gebrauchen, die ſich aber ſelbſt in Apulien niederließen und befeſtigten. Als Kaiſer Ludwig II. und Kaiſer Baſilius Macedo mit vereinigter Kraft die Macht der Muſelmänner gebrochen hatten (866), konnte ſich jener dennoch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen feſtern Fuß. Letztere bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen Gegenden eine eigne Provinz, das Thema der Lombardei genannt, welches, von einem Katapan (Generalſtatthalter) zu Bari regiert, über 100 Jahre, doch der Freiheit der Republiken unbeſchadet, unter ihrer Botmäßigkeit blieb. Selbſt Otto dem Großen gelang es nicht ganz, ſie aus Italien zu vertreiben; ſeinen Bemühungen zu dieſem Zwecke machte die Heirath ſeines Sohnes, Otto II., mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania, ſowie den erneuerten ähnlichen Verſuchen des Letztern, die unglückliche Schlacht bei Baſentello (980) ein Ende. — Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abweſenden Kaiſer zu Rom vertreten wollten, verſuchte ein edler Römer, der Conſul Creſcentius, Rom unter dem Scheine der alten Freiheit zu beherrſchen (980). Otto II., ſeit 973 König, ließ, mit Eroberungsverſuchen auf Unteritalien beſchäftigt, deſſen ruhmvolle, den laſterhaften Päpſten (Bonifaz VII. und Johann XV.) fürchterliche, Verwaltung ungeſtört. Als aber Otto III., der ſeit 983 in Deutſchland herrſchte, ſeinen Vetter, Gregor V., zum Papſte erhob, ließ Creſcentius dieſen verjagen und vom Volke Johann XVI., einen Griechen, wählen; auch ſuchte er Rom zur Scheinherrſchaft des byzantiniſchen Throns zurückzuführen. Otto ſetzte jedoch Gregor wieder ein, belagerte den Creſcentius in der Engelsburg, nahm ihn gefangen und ließ ihn nebſt 12 andern römiſchen Großen enthaupten (998). Allein die Römer brachen immer wieder den dem Kaiſer geleiſteten Eid der Treue und gehorchten nur der Gewalt. Nach Ottos III. Tode, 1002, hielten die Italiener ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche für aufgelöſt; man wählte zum König Har-

duin, Markgrafen v. Ivrea, der zu Pavia gekrönt wurde: Grund genug für Mailand, die Feindin Pavias, sich gegen ihn für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutschland zu erklären. Ein bürgerlicher Krieg war die Folge, an welchem jede Stadt, auf ihre Mauern trotzend, mehr oder weniger Theil nahm. Heinrich wurde zwar in Pavia von den versammelten Großen zum König von Italien gewählt, allein es entstand ein Auflauf, in welchem ein Theil der Stadt in Feuer aufging, 1004. Erst nach Harduins Tode (1015) ward Heinrich von der ganzen Lombardei als König erkannt, sowie nach seinem Ableben Konrad II. (in Italien I.). Dieser machte auf einem Reichstage auf den roncalischen Feldern bei Piacenza 1037 die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgesetz, und suchte dem Staate Frieden und Festigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Bischöfe gegen die Edelleute, und dieser gegen ihre Hintersassen. Das republikanische Rom, von der Familie des Crescentius geleitet, konnten weder Heinrich II. und Konrad II., noch die Päpste zum Gehorsam bringen. Als Heinrich III. (in Italien II.), Konrads Sohn und Nachfolger (1039), nach Italien kam (1046), fand er in Rom 3 Päpste. Er setzte sie alle 3 ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II. und besetzte nachher stets aus eigner Macht den heil. Stuhl mit würdigen deutschen Geistlichen. Diese Reform gab den Päpsten ein neues Ansehen, das später seinem Nachfolger verderblich wurde († 1056). Während der langen Minderjährigkeit seines Sohns Heinrich IV. (in Italien III.) gelang es der besonders durch den Mönch Hildebrand, nachher Gregor VII. (s. d.), geleiteten Politik der Päpste, eine Opposition, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, gegen die weltliche Macht vorzubereiten. (S. Papst.) Dazu trugen die Normänner bei. Schon seit 1016 hatten einzelne Krieger aus der Normandie sich in Calabrien und Apulien niedergelassen. Bundesgenossen, bald der Lombarden, bald der Republiken, bald der Griechen gegen einander und gegen die Saracenen, wurden sie durch kleine Kriege immer mächtiger. Leos IX. große Anstalten zu ihrer Vertreibung endigten mit seiner Niederlage und Gefangenschaft (1053). Dagegen verband sich Nicolaus II. mit den normännischen Fürsten und belehnte 1059 Robert Guiscard mit allen von ihm eroberten Ländern in Unteritalien. Seitdem stützte sich der Papst in seinem Kampfe mit der kaiserlichen Macht auf die Macht seines treuen Vasallen, des Herzogs von Apulien und Calabrien, wozu bald noch Sicilien kam. Während so im südlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zusammenwuchsen, löste sich im Norden das Königreich in kleinere Staaten auf. Die lombardischen Städte gründeten ihre spätere Macht; Venedig, Genua und Pisa waren bereits groß und stark. Die Pisaner, die 980 Otto II. gegen die Griechen in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leisteten und 1005 die Saracenen daselbst tapfer bekämpften, wagten es, in Verbindung mit den nicht weniger kriegerischen und schifffahrtskundigen Genuesern, die Ungläubigen in ihren Wohnsitzen anzugreifen, und eroberten Sardinien 2 Mal (1017 und 1050), worauf sie es in mehren großen Lehnen unter ihre angesehensten Bürger vertheilten. — Gregor VII. demüthigte Heinrich IV. 1077. Urban II. wiegelte die eignen Söhne gegen den Kaiser auf.

Konrad, der älteste, wurde 1093 zum Könige von Italien gekrönt; nach seinem Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom Kaiserthrone zu verdrängen. Heinrich V., das Geschöpf des Papstes, trat bald als dessen Widersacher auf, schloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das wormser Concordat 1122. Ein Hauptpunkt, der unvergliehen blieb, erregte das 12. und 13. Jahrh. hindurch neue Zwiste, die Erbschaft Mathildens, Markgräfin v. Toscana (st. 1115), die alle ihre Güter mittelst Testaments, dessen Gültigkeit die Kaiser anfochten, dem päpstl. Stuhe vermacht hatte. Unterdessen bildete sich im Süden aus den Trümmern republikanischer Freiheit und Griechen- und Lombardenherrschaft der normännische Staat zum Königreich, unter Roger I. 1130. (S. Sicilien; beide.) In den kleinern Freistaaten im Norden Italiens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Consuln, den kleinen Rath (credenza), den großen Rath und die Volksversammlung (parliamento) vertheilt: Kleine Fehden entwickelten ihre jugendliche Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte (1111), und die zehnjährige Belagerung Comos durch Heere aller lombardischen Städte (1118 — 28). Die Unterwerfung dieser Stadt erhob Mailand zur ersten Macht der Lombardei, mit der sich die meisten benachbarten Städte verbanden Andre bildeten um ihre Nebenbuhlerin, Pavia, einen entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona veranlaßten zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg (1129), dem der Streit Lothars II. und Konrads v. Hohenstaufen um die Krone bald eine andre Richtung gab. Dieß der Ursprung der Gibellinen (Kaiserlichgesinnten) und Guelfen (der Anhänger der Guelfen, dann überhaupt der Partei der Päpste). Mehres im Art. Guelfen. In Rom erhob sich der, von Gregor VII. gefesselte Freiheitssinn in dem Maße wieder, als seine Nachfolger minder kraftig regierten. Die Schismen zwischen Gelasius II. und Gregor VIII., Innocenz II. und Anaclet II. erneuerten das Selbstgefühl der Römer. Arnold v. Brescia, früher (1139) wegen heftiger Predigten gegen den Luxus der Geistlichen des Landes verwiesen, ward ihr Führer (1146). Erst nach 8 Jahren gelang es Hadrian IV., dessen Sturz und Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenstaufen (genannt Rothbart) zog 6 Mal über die Alpen, um sein Königthum in Italien gegen der Republikanismus der lombardischen Städte zu behaupten. Aber er vermochte nichts gegen den großen Bund, welchen nun die meisten lombardischen Städte mit einander schlossen; eben so wenig gelangs Friedrich II., diesen Bund zu überwältigen. Sobald aber die gemeinsame Gefahr vorüber war, brachen die Fehden der einzelnen Städte unter einander um so gewaltiger aus: ja in jeder dieser Städte wütheten die Parteien der Guelfen und Ghibellinen gegen einander und eben hierdurch gelang es mehren mächtigen Familien, hie und da die Freiheit zu unterdrücken und sich zu den Fürsten zu erheben. So wurden aus den Visconti's, ursprünglich kaiserliche Statthalter von Mailand, im 14. und 15. Jahrh. Herzöge von Mailand, deren Macht später auf die Sforza's erbte, bis Frankreich sich diesen Staat anmaßte und darüber mit den deutschen Kaisern in Streit gerieth: Bei all Dem aber blühte während dieser Kämpfe ein hoher Wohl-

stand in diesen Städten: Handel, Gewerbe, ja selbst der erste Anfang wieder aufblühender Kunst bereicherten und verschönerten sie und Lombarden hatten ihre kaufmännischen Niederlassungen in den meisten bedeutenden Städten Deutschlands, der Niederlande und Englands. Am mächtigsten und blühendsten erhoben sich die Seestädte, vorzüglich durch die Kreuzzüge und den Handel mit dem Morgenlande bereichert. Vom 11. bis 14. Jahrh. hatte Pisa eine bedeutende Seemacht, bis es den Genuesern und endlich 1407 den Florentinern erlag. Genua selbst, schon im 10. Jahrh. nicht unbedeutend, hatte doch seine Freiheit erst 1238 errungen, kämpfte lange Zeit und zuletzt glücklich mit Pisa um die Herrschaft des mittelländischen Meeres, um Sardinien und Corsica und trug einen vollständigen Sieg davon; minder glücklich war zuletzt der lange Kampf mit Venedig im 13. bis Ende des 14. Jahrh. Die Genueser, Nebenbuhler der Venetianer im levantischen Handel, hatten sich durch Wiederherstellung der griech. Kaiser große Verdienste um diese erworben und besaßen Niederlassungen am schwarzen Meere, mehre Inseln des Archipelagus, selbst Kreta und Cypern und die Vorstadt Pera bei Konstantinopel. Im 14. Jahrh. mußten sie dem mächtigen Venedig auf vielen Punkten weichen und die Eroberung Konstantinopels durch die Türken machte ihrer Herrschaft in jenen Gegenden ein Ende. Dabei war Genua unaufhörlich von innern Spaltungen zerrissen, oft wählte man Fremde zu Dogen, deren Einfluß man weniger fürchtete; mehre Male unterwarf man sich selbst dem französischen, dann wieder dem mailändischen Schutze. — Florenz war lange Zeit hohenstaufisch, ging dann zu einer demokratischen Verfassung unter vielen bürgerlichen Unruhen über, bis endlich seit 1400 die reiche Kaufmannsfamilie der Medici anfänglich unter bürgerlichen Formen, bald aber mit fürstlichem Ansehen die Gewalt ansichriß. Wenige Familien haben so viel für die Künste und Wissenschaften gethan, als die Mediceer im 15. und 16. Jahrh. Venedig schöpfte seinen Reichthum aus den Kreuzzügen und dem Handel mit dem Morgenlande, es erreichte seine höchste Blüthe im 13. Jahrh., als unter seinem Schutze das lateinische Kaiserthum zu Konstantinopel entstand, bestand im Ganzen siegereich den langen Kampf mit Genua, der 1381 endete, und fing nun an, sich auch auf dem festen Lande auszubreiten, vorzüglich im 15. Jahrh. Seine Macht und seine Blüthe wurden erst bedeutend erschüttert, als Konstantinopel in die Hände der Türken fiel und die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier dem Handel ganz neue Wege bahnten. — Die Besitzungen der Päpste hatten sich zwar seit dem 12. Jahrh. bedeutend vermehrt, in Rom selbst aber war ihre Macht durch den unruhigen Geist der Bürger noch sehr beschränkt, und diese Macht verschwand beinahe gänzlich, als von 1308 an eine ganze Reihe Päpste bis 1377 zu Avignon residirten. Noch schlimmer wurde dieser Zustand, als von 1378—1411, während des großen Schisma (Spaltung), 3 Päpste zugleich auftraten und einander gegenseitig in den Bann thaten. Erst die Kirchenversammlung zu Kostnitz, welche diesem Aergerniß ein Ende machte und die Päpste wieder zu Rom zu wohnen veranlaßte, befestigte damit auch ihre Macht über diese Stadt. Die letzten Länder-Erwerbungen, theils durch Kauf und Erbschaft, theils durch Gewalt, fanden erst im 16. und 17. Jahrh. Statt und gaben

dem Kirchenstaat seine jetzige Ausdehnung. — In Neapel starb der normännische Regentenstamm mit Wilhelm II. 1189 aus; seine Tochter Konstantia heirathete Heinrich VI., Sohn Friedrich I., und so kamen diese schönen Länder an das Haus Hohenstaufen, unter welchem und namentlich unter Friedrich II., der Italien beinahe gar nicht verließ, sie glückliche Zeiten verlebten. Aber nach dem Tode Konrads, Sohn Friedrichs II., riefen die Päpste, ewige Feinde der Hohenstaufen, Karl von Anjou, einen Bruder Ludwigs des Heiligen, welcher auch den Vormund des jungen Konradin, Manfred, der sich selbst zum Könige aufgeworfen, besiegte und das Reich in Besitz nahm. Konradin, der letzte Sprößling jenes edeln Hauses, als Kind in Deutschland erzogen, kam mit einem Heer nach Italien, um sein unbestreitbares Recht zu behaupten, aber in der Schlacht bei Taglacozzo 1268 gefangen, ließ der unedle Sieger ihn 1269 zu Neapel enthaupten. — Beinahe das ganze 16. Jahrh. hindurch ward Italien durch Kriege beunruhigt, welche die Eroberungssucht der Franzosen und die Eifersucht der spanischen und östreichischen Monarchie gegen dieses Volk veranlaßten. Neapel war zu Ende des 15. Jahrh. im Besitz Alphons II. vom aragon. Stamme; Sicilien gehörte Ferdinand dem Katholischen; aber die Rechte des früher (1414) ausgestorbenen Hauses Anjou waren auf die Grafen der Provence und nach deren Absterben auf Ludwig XI., König von Frankreich, übergegangen. Der Sohn dieses letztern, Karl VIII., aufgemuntert von Ludovico Moro, der sich durch Ermordung seines Neffen zum Herzog von Mailand gemacht, beschloß jene alte Rechte geltend zu machen. Er zog ohne Widerstand mit einem Heere durch Italien, und Neapel öffnete seine Thore 1495. Allein schon 8 Tage nachher mußte er den Rückzug antreten. Diese kühne Unternehmung hatte alle Feinde Frankreichs geweckt, Kaiser Maximilian und die Venetianer sammelten ein Heer in Oberitalien, Ferdinand von Spanien bedrohten die Grenzen Frankreichs und Karl VIII. mußte sich glücklich schätzen, sich nach Frankreich durchzuschlagen; die zurückgelassenen Garnisonen gingen in kurzer Zeit verloren. Sein Nachfolger Ludwig XII., welcher längst verjährte Rechte auf Mailand hatte, eroberte 1499 dieß Herzogthum und der Usurpator Ludovico Moro wurde von den Schweizern ausgeliefert und starb 1510 im Gefängniß. Nun hoffte Ludwig XII. auch Neapel zu erobern. Er verband sich deßhalb mit Ferdinand dem Katholischen und verabredete eine Theilung der zu machenden Eroberungen. Kaum aber hatte Ludwig dieß Unternehmen ausgeführt und Friedrich III. von Neapel abgedankt, als die Spanier über die Theilung Streit erhoben und unter ihrem großen Feldherrn Gonsalvo von Cordova, von 1501—1503, den Franzosen ganz Neapel wieder entrissen. Bald darauf 1508 vereinigten sich der Papst Julius II., der Kaiser Maximilian, Ferdinand von Spanien und Ludwig XII. gegen die wegen ihres Stolzes allgemein verhaßten Venetianer: dieß war die sogenannte Ligue von Cambray, die erste politische Verbindung dieser Art im neuern Europa. Auch dießmal griff Ludwig zuerst an, allein kaum hatte er einige Vortheile errungen, als seine sämmtlichen Verbündeten sich mit den Venetianern vertrugen und in der von Julius II. gestifteten ligo sancta sich gegen Ludwig vereinigten; auch Heinrich VIII. von England, die Venetianer und die Schweizer traten diesem neuen Bunde bei,

welcher zur Absicht hatte, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Und diesen Zweck erreichte sie auch vollkommen: die Schweizer setzten den Maximilian Sforza, von dem alten Fürstengeschlechte, 1511 auf den Thron von Mailand, und auch Genua warf das franz. Joch ab. Ganz Italien war für Ludwig verloren. Der Kampf erneuerte sich und ward anhaltender und hartnäckiger unter Franz I., welcher die ganze Zeit seiner Regierung hindurch nach dem Besitz von Mailand trachtete. Er siegte 1515 bei Marigano über die bis dahin unüberwindlich geachteten Schweizer, und Maximilian Sforza kehrte in den Privatstand zurück. Als aber Karl V. deutscher Kaiser geworden und die Eifersucht zwischen ihm und Franz I. den Krieg entzündet, ward Mailand den Franzosen wieder entrissen und Maximilians Bruder, dem Franz Sforza, zurückgegeben. Vergebens suchte Franz I. in eigner Person Mailand wieder zu erobern, er ward 1525 bei Pavia geschlagen und gefangen genommen und mußte als Gefangener nach Spanien wandern. Die Siege Karls und die Gewaltthätigkeiten seines Feldherrn, des aus franz. Diensten zu ihm übergegangenen Connetable de Bourbon, welcher um seine Truppen zu bezahlen 1527 Rom stürmen und plündern ließ, wobei er selbst aber den Tod fand, hatten die Gemüther aller Italiener ihm abwendig gemacht, und Franz hoffte in einem neuen Versuche auf Mailand glücklicher zu seyn, war es aber so wenig, daß vielmehr noch Genua, welches seit 1527 wieder französisch geworden, durch den Sechelden Doria 1528 befreit wurde und seine Unabhängigkeit bis 1797 behauptete. Mailand behielt beim Frieden 1529 seinen Herzog Franz Sforza. Als dieser aber 1536 gestorben, erneuerte Franz I. seine Ansprüche und verband sich, um seinem großen Gegner gewachsen zu seyn, mit dem türkischen Sultan Soliman II.; das erste Beispiel dieser Art. Aber auch dieser anfänglich glückliche Feldzug ward vereitelt, die Franzosen wurden wieder vertrieben und Karl gab 1540 Mailand seinem Sohne Philipp, dem nachmaligen König von Spanien. Noch einmal, aber ebenso vergeblich, suchte Franz von 1541—44 den Besitz von Mailand zu erringen; es blieb sowie Neapel und Sicilien unter spanischer Herrschaft bis zu Ende des spanischen Erbfolgekrieges. Die übrigen wichtigsten politischen Veränderungen Italiens im 16. Jahrh. waren, daß die Familie Medici zu Florenz unter dem Schutze Karls V. die Fürstenwürde erhielt, und Ferrara, nachdem das Haus Este 1597 ausgestorben, als ein eröffnetes Lehen vom Papste eingezogen ward. Bis zum Jahre 1700 genoß Italien einer im Ganzen wenig gestörten Ruhe; als aber in diesem Jahre Karl II. von Spanien gestorben und Frankreich mit Oestreich über seine Erbschaft in jenen langen Erbfolgekrieg gerieth, ward auch das nördliche Italien dadurch beunruhigt, und der östreich. Feldherr, Prinz Eugen von Savoyen, schlug die Franzosen mehre Male und vertrieb sie 1707 gänzlich aus Italien. Beim Frieden zu Rastadt, 1714, erhielt Oestreich, als seinen Antheil an der spanischen Monarchie, Mailand, Mantua, Neapel und Sardinien; Sicilien dagegen ward dem Herzoge von Savoyen, dessen Haus schon seit 1559 Piemont besaß, mit dem Königstitel gegeben, doch mußte der neue König es bald darauf, 1720, gegen Sardinien vertauschen, wovon er nun den Titel führte. Auch Oestreich behielt Neapel nur bis 1738, wo es wiederum an Spanien gegen Parma und Piacenza abgetreten

ward. An die Stelle der 1737 ausgestorbenen Medici trat der Herzog Franz Stephan von Lothringen, und seitdem dieser durch seine Ehe mit Maria Theresia Kaiser geworden, hat Toscana bis auf die neuere Zeit östr. Prinzen zu Beherrschern gehabt. — Die Ruhe Italiens im 18. Jahrhundert ward erst durch die französische Revolution unterbrochen. — Im Sept. 1792 drangen die franz. Truppen zuerst in Savoyen ein und errichteten Freiheitsbäume. Durch die Piemonteser und Oestreicher 1793 auf einige Zeit vertrieben, behaupteten sie es doch am Ende des Jahres. Der Nationalconvent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzosen im piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Oestreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus Italien vertrieben. 1796 erhielt Napoleon Bonaparte den Oberbefehl des franz. Heeres in Italien. Er zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankrech abtreten mußte, eroberte die östreich. Lombardei bis auf Mantua, brandschatzte den Herzog von Parma und den Papst, und jagte dem Könige von Neapel solche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem 1797 auch Mantua gefallen, errichtete Bonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma diesseits des Po und Modena die Cisalpinische Republik (s. d.). Auch den Papst überzog Frankreich mit Krieg und vereinigte Bologna, Ferrara und Romagna mit der cisalpinischen Republik 1797 durch den Frieden von Tolentino, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzosen nach Rom vor, stürzten das geistliche Regiment und errichteten eine römische Republik, 1798. In Genua veranlaßte Bonaparte eine Revolution, wodurch eine demokratische Republik, nach dem Muster der französischen, unter dem Namen der ligurischen, errichtet wurde. Die Franzosen waren indeß durch das venetianische Gebiet in Oestreich eingedrungen. Da nun die Venetianer mit den tapfern Tirolern, welche die Franzosen aus ihren Alpen jagten, gemeinschaftliche Sache machten, so besetzte Bonaparte ohne Schwertstreich Venedig und gab der Republik eine demokratische Form; aber im Frieden zu Campo-Formio (17. Oct. 1797) ward das venetianische Gebiet bis an die Etsch an Oestreich überlassen, der Ueberrest mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß mit Frankreich am 25. Oct. einen Allianz- und Subsidienvertrag; aber 1798 fand das von Neapel her in Rom angegriffene Directorium für gut, ihn zur Abtretung seiner Staaten auf dem festen Lande zu nöthigen. Neapel hatte nämlich, ungeachtet seines Freundschaftsvertrags mit Frankreich, mit Rußland und England 1798 fg. ein Bündniß geschlossen. Die Franzosen besetzten daher 1799 Neapel und errichteten da die Parthenopeische Republik. Der Großherzog von Toscana hatte ebenfalls mit Neapel und England sich verbunden, daher wurde sein Land, wie Piemont, von den Franzosen militairisch verwaltet. Als nach Zerschlagung des rastädter Congresses Oestreich und das Reich, unter russischer Unterstützung, den Krieg gegen die Franzosen erneuerten, wurden diese von den Engländern, Russen und Türken wieder aus Neapel und Rom vertrieben; der König und der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. In der Lombardei wurden die Franzosen von den Oestreichern unter Kray

und Melas, und von den Russen unter Suwaroff besiegt, und verloren alle Festungen bis auf Genua, wo Massena eine harte Belagerung aushielt, während seine Landsleute ganz Italien räumen mußten. Aber indessen war Bonaparte nach seiner Rückkehr aus Aegypten zum ersten Consul ernannt worden. Er zog mit einem neuen Heere nach Italien, schlug die Oestreicher bei Marengo (1800) und zwang sie zu einer Capitulation, wodurch ihm alle ital. Festungen wieder eingeräumt wurden. Im luneviller Frieden (9. Febr. 1801) ward der Besitz Venedigs für Oestreich bestätigt, welches den Herzog von Modena durch Abtretung des Breisgaus entschädigen sollte. Der Herzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Bonaparte den Titel: König von Etrurien. Parma wurde mit Frankreich vereinigt. Die cisalpinische und ligurische Republik wurden von Oestreich und Frankreich verbürgt, und mit letzterer die eingeschlossenen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel, der den Kirchenstaat hatte besetzen lassen, zum Frieden zu Florenz (28. März) genöthigt. Durch russische Vermittelung kam er mit Abtretung von Piombino, des Stato degli Presidj und seiner Hälfte der Insel Elba, sowie mit dem Versprechen, seine Häfen den Engländern zu sperren, durch. Die andre Hälfte von Elba hatte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die ganze Insel aber wurde von den Engländern und Corsen, nebst den bewaffneten Einwohnern, hartnäckig vertheidigt und erst im Herbste geräumt. Den Präsidienstaat trat Frankreich am 19. Sept. an Etrurien ab. Starke franz. Truppenabtheilungen blieben sowohl in Neapel als in Toscana stehen, und ihr Unterhalt kostete ungeheure Summen. Den Republiken Genua und Lucca gab der erste Consul noch 1801 neue Verfassungen. Aber im Jan. 1802 erfolgte die Umschmelzung der cisalpinischen in eine italienische Republik, nach dem Muster der neuen franz. Verfassung, und Bonaparte ward Präsident derselben. Zum Vicepräsidenten ernannte er den Bürger Melzi d'Erile. Auch Genua erhielt eine neue Verfassung und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber ward mit Frankreich vereinigt. Nachdem Bonaparte 1803 u. 1804 Italien aufs willkürlichste benutzt hatte, fügte er (17. März 1805) zu seiner neuen Kaiserkrone auch die ital. Königskrone hinzu; doch versprach er, das neue Reich nie mit Frankreich zu vereinigen, ja sogar, ihm bald einen eignen König zu geben. Die abermalige neue Verfassung glich der des franz. Kaiserreichs. Napoleon stiftete den Orden der eisernen Krone und ernannte, nachdem er sich am 26. Mai zu Mailand die Krone aufgesetzt, Genua aber den 25. Mai mit Frankreich sich vereinigt hatte, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vicekönig von Italien, den er mit vielem Glanz umgab, ohne ihm wahre Macht einzuräumen. Drückend war diese Regierung, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100 Mill. Fr., die von nicht ganz 4 Mill. Menschen aufzubringen waren, und wovon ein Dritttheil für franz. Nutzen verwendet wurde. Keine europäische Macht erkannte übrigens das ital. Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiser, in seinen willkürlichen Verfügungen gegen den Geist des luneviller Friedens fortfahrend, gab seiner Schwester Elisa das Fürstenthum Piombino, und ihrem Gemahl, Pasquale Bacciochi, die Republik Lucca als Fürstenthum, beide als

franz. Lehen. Parma, Piacenza u. Guastalla wurden am 21. Juli ebenfalls dem franz. Reiche einverleibt. Der Papst mußte die Kaiserkrönung durch seine Gegenwart verherrlichen. Jetzt trat Oestreich zu dem Bündniß Englands mit Rußland gegen Frankreich. Auch Neapel ließ Briten und Russen landen. Allein den Erfolg der östreich. Waffen vereitelten die Niederlagen bei Ulm und Austerlitz, worauf der Friede zu Presburg (26. Dec. 1805) die franz. Allgewalt in Italien vollendete. Das östr. Venedig nebst Istrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, und dieses nebst allen franz. Einrichtungen in Italien anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1672 QM. und 5.657.00 Einw. Neapel ward von seinen Hülfstruppen geräumt, und 1806, ungeachtet der Anstalten der Königin zu einem allgemeinen Aufstande, von den Franzosen besetzt. Napoleon ernannte am 31. März seinen Bruder Joseph zum König von Neapel. Vergeblich vertheidigte der Prinz von Hessen-Philippsthal die Festung Gaeta; vergeblich erhob sich in Calabrien ein Aufstand, den die Engländer unterstützten. Diese schlugen zwar unter General Stuart die Franzosen bei Meida (4. Juli) und eroberten mehre feste Plätze an der Küste; als aber Gaeta (18. Juli) gefallen war, und Massena nach Calabrien vordrang, schifften sie sich ein. Das von den Engländern beherrschte Meer sicherte jedoch dem Könige Ferdinand Sicilien. 1808 wurde auch die Witwe des Königs von Etrurien, die für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft führte, ihres Reichs entsetzt und dieses mit Frankreich vereinigte. Noch ernannte Napoleon seinen Schwager, den Prinzen Borghese, zum Generalgouverneur der Depart. jenseits der Alpen, welcher seinen Sitz zu Turin nahm. Da indessen Napoleon den Bruder vom neapolitanischen Thron auf den spanischen verpflanzt hatte, besetzte er jenen wieder mit seinem Schwager, Joachim Murat, bisherigem Großherzog v. Berg, der d. 6. Sept 1808 in Neapel einzog. 1809 gab der Kaiser Toscana, als Statthalterschaft, seiner Schwester Elise von Piombino mit dem Titel Großherzogin. In demselben Jahre machte Oestreich mit beispiellosen Anstrengungen einen neuen Versuch, die Uebermacht Frankreichs zu brechen. Es war anfangs in Italien glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wiederum nach Wien, und von hier aus proclamirte er (17. Mai) die Vernichtung der weltlichen Herrschaft der Päpste und die Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich. Rom ward eine kaiserl. freie Stadt und dem Papste wurden 2 Mill. Fr. Jahrgeld bewilligt. Nach dem wiener Frieden, durch welchen Napoleon die illyrischen Provinzen erwarb, ward Istrien und Dalmatien vom Königreiche Italien abgerissen und zu jenen geschlagen. Dagegen trat Baiern von Tirol den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Klausen an Italien ab. Unerschütterlich schien nun des franz. Kaisers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befestigt. Während das italienische Volk franz. Heere ernähren, seine eignen in den fernern Eroberungskriegen Napoleons aufopfern und beim gänzlichen Ruin des Handels drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreisungen der Anstalten zu Belebung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe in Italien. Nach dem verderblichen Rückzuge aus Rußland verließ Murat, den Napoleon persönlich beleidigt hatte, die Sache Frank-

reichs, und verband sich den 11. Jan. 1814 mit Oestreich, dessen Heer unter Bellegarde in Italien eindrang, gegen Napoleon. Der Vicekönig Eugen blieb Napoleon und seinem Charakter treu und leistete den Feinden seiner Dynastie tapfern Widerstand, welchen aber die Niederlagen Napoleons in Frankreich vereitelten. Nach dem Waffenstillstande vom 21. April 1814 räumten die franz. Truppen ganz Italien; hierauf wurden die meisten Provinzen ihren rechtmäßigen Beherrschern zurückgegeben. Doch erhielt Napoleons Gemahlin, die Kaiserin Marie Louise, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche auf ihren Sohn übergehen sollten, und Napoleon selbst wurde Souverain von Elba, wovon er den 4. Mai Besitz nahm. Allein, noch ehe der Congreß in Wien die Staatenverhältnisse Europas wieder geordnet hatte, unternahm er den Einfall in Frankreich, 1. März 1815. Zugleich trat der König von Neapel, Murat (s. d.), aus seiner bisher zweideutigen Stellung und griff für Italiens Unabhängigkeit, wie er vorgab, zu den Waffen. Allein der deßhalb an die Italiener erlassene Aufruf, Rimini 30. März, wurde durch Oestreichs Kriegserklärung vom 12. April beantwortet. Hierauf, durch dessen Waffen, 15. April, aus Bologna gedrängt, und 2. und 3. Mai von Bianchi bei Tolentino gänzlich geschlagen, verlor er sein Königreich Neapel, wohin die östreich. Generale Nugent von Rom, und Bianchi von Aquila her vorgedrungen waren, 7 Wochen, nachdem er den Feldzug eröffnet. Er schiffte sich flüchtend den 19. Mai von Neapel nach Frankreich ein. Ferdinand IV. kam von Palermo herüber, und Murat's Familie erhielt in Oestreich eine Freistätte. Murat selbst machte von Corsica aus einen Versuch in Calabrien, das verlorne Königreich wiederzugewinnen; er wurde aber bei Pizzo gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und den 13. Oct. 1815 erschossen. Unterdessen hatte die wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 Italiens Verhältnisse geordnet. 1) Der König von Sardinien erhielt seine Staaten wieder, nach den Grenzen von 1792, mit einigen Gebietsveränderungen auf der Seite von Genf; denn der bei Frankreich im pariser Frieden vom 30. Mai 1814 gebliebene Theil von Savoyen wurde ihm durch den pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 zurückgegeben. Mit seinen Staaten wurde Genua, nach dem Umfange, den diese Republik 1792 hatte, als Herzogthum vereinigt. 2) Der Kaiser von Oestreich vereinigte mit seiner Erbmonarchie das neu errichtete lombard.-venetianische Königreich, welches aus den schon früher mit Oestreich verbundenen venetianischen Provinzen, aus den von Graubündten abgerissenen Veltlin, Bormio und Chiavenna, nebst Mantua und Mailand besteht; doch gehört Istrien zu dem deutsch-östr. Königreiche Illyrien; Dalmatien nebst Ragusa u. Cataro bildet eine besondere östr. Provinz. 3) Als Grenze gegen den röm. Staat und Parma wurde der Thalweg des Po angenommen, übrigens blieb die Grenze vom 1. Jan. 1792. Das Haus Oestreich-Este ward wieder Souverain von Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara. 4) Die Kaiserin Marie Louise erhielt den Staat von Parma als souveraine Herzogin, jedoch, nach dem Vertrage von Paris den 10. Juni 1817, nur auf ihre Lebenszeit, indem die Herzogin von Lucca und ihre Nachkommen dieses erben werden; Lucca fällt alsdann an Toscanas Dynastie, und diese tritt dafür seine

Herrschaften in Böhmen an den Herzog von Reichstadt ab. 5) Der Erzherzog Ferdinand von Oestreich wärd wieder Großherzog von Toscana, womit man den Stato degli Presidj, den ehemals neapolitanischen Antheil an der Insel Elba, die Landeshoheit über das Fürstenthum Piombino und einige kleine eingeschlossene Bezirke, ehemalige kaiserl. Lehen, verband. Uebrigens behielt der Prinz Bouncompagni Ludovisi seine sämmtliche Eigenthumsrechte auf Elba und in Piombino. 6) Die Infantin Marie Louise erhielt Lucca, das sie als souveraines Herzogthum 1817 in Besitz nahm, nebst einer Rente von 500.000 Fr. bis zum Anfall Parmas. 7) Der Kirchenstaat wurde mit Ausnahme des auf dem linken Pouser gelegenen Landstrichs gänzlich hergestellt, und Oestreich behielt das Besatzungsrecht in Ferrara, Commacchio, sowie in Piacenza. 8) Der König Ferdinand IV. ward wieder als König von beiden Sicilien anerkannt. Außerdem behielt England Malta und wurde Schutzherr der vereinigten Jonischen Inseln. Der Malteserorden, welcher im Kirchenstaate und im Königreich beider Sicilien (in Spanien 1815) seine Güter wiedererhalten hatte, nahm einstweilen seinen Sitz in Catanea und seit 1826 in Ferrara. Die Republik S.-Marino und der Fürst von Monaco, dessen Bergfestung Sardinier, sowie vormals Franzosen besetzen, haben sich allein mitten unter den 15 politischen Umgestaltungen, die Italien seit 25 Jahre erlebt hat, unversehrt erhalten. So ward in Italien das östr. Uebergewicht fester als jemals begründet. Auf der See und an den Küsten gebietet der britische Dreizack. Indeß war unter den Völkern Italiens der Wunsch nach Einheit und Unabhängigkeit nicht unterdrückt worden. Fast allgemein spürte man das Verlangen nach einer repräsentativen Verfassung, und vergebens suchten sich mehre Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen geheime polit. Gesellschaften (Unitarier, Carbonari), selbst gegen die Freimaurer, durch Ketzergerichte, Jesuiten und geheime Polizei zu schützen. Das allgemeine Schicksal dieses schönen Landes beschäftigte in den verflossenen 7 Jahren die Cabinette der ersten Mächte von Europa im Sinne der neuern, durch die heilige Allianz gegründeten und durch den Congreß zu Aachen 1818 näher bestimmten Staatskunst, welche nicht erobern, sondern die ruhig Fortdauer des Bestehenden durch gemeinschaftliche Beschlüsse erzielen will. Je heftiger nun der unruhige Geist des Carbonarismus (s. d.), durch die spanische Revolution vom 1. Jan. 1820 aufgeregt, die Errichtung eines ital. Bundesstaats und dessen Unabhängigkeit von fremder Herrschaft, namentlich von Oestreich, bezweckend, den politischen Zustand der Halbinsel überhaupt und der einzelnen Staaten insbesondere umzustürzen drohte und theilweise, vorzüglich in Neapel, Sicilien und Piemont, durch den Abfall der Truppen und durch Volksbewegungen wirklich erschütterte, um so kräftiger behaupteten die Cabinette den Grundsatz der Stabilität durch schleunige Unterdrückung jeder Militairrevolution und durch polizeiliche Bekämpfung des gefährlichen Volksgeistes. Damit ward zugleich eine für ganz Europa folgenreiche Frage des allgemeinen Staats- und Völkerrechts in Italien praktisch entschieden: ob nämlich ein Staat in die innern Angelegenheiten des andern sich einzumischen und mit Waffen in der Hand eine das monarchische Princip gefährdende

neue Verfassung desselben umzustoßen befugt sey? Diese Frage, welche von den Hauptstaaten des festen Landes unbedingt, von Großbritannien aber nur unter Voraussetzung besonderer Verhältnisse und dringender Gefahren für den Nachbarstaat (s. Lord Castlereagh's Erklärung vom 19. Jan. 1821) bejaht wurde, hatte die Folge, daß Oestreich, als die zunächst betheiligte Macht, welche schon 1815 der Einführung des Repräsentativsystems in Italien vorgebeugt hatte, nach erfolgter Zustimmung der übrigen vier seit 1818 eng verbundenen Hauptmächte, sowie der Souveraine der ital. Staaten, die auf dem Congresse zu Laibach an der Verhandlung über die ital. Angelegenheiten Theil genommen, mit gewaffneter Hand die alten legitimen Rechte der königl. Macht in Neapel, Sicilen und Piemont wiederherstellte, dann aber auch im Geiste der christlichen Politik das gewaltsame Reactionssystem in Neapel durch seine Vorstellungen mäßigte und in Schranken hielt. Dadurch hat Oestreich nicht nur seine eignen ital. Provinzen vor revolutionnairen Gefahren gesichert, sondern auch seine Stellung als Schutzmacht des Volksfriedens und des monarchischen Princips in Italien befestigt. Dieß Alles ward erreicht durch einen viertägigen Krieg mit dem Revolutionsheere der Carbonari von Neapel (7. — 10. März 1821) und durch einen dreitägigen Krieg mit dem Heere der Föderationspartei von Piemont (7. — 9. April 1821), sodaß Rußland nicht in den Fall kam, sein zur Unterstützung bereits in Bewegung gesetztes Heer von 100.000 Mann gegen Italiens Völker vorrücken zu lassen. — Ueber die Geschichte jener Militairrevolutionen s. Neapel und Piemont. In Ansehung der deßhalb gehaltenen Monarchen- und Ministercongresse, zu Troppau vom Oct. bis Dec. 1820, zu Laibach vom Jan. bis zum 13. Mai 1821, und des ebenso glänzenden als zahlreichen Congresses zu Verona, vom Oct. bis zum 14. Dec. 1822, wo die europ. Frage der bewaffneten Zwischenkunft in den innern Angelegenheiten eines Staates hinsichtlich Italiens und Spaniens verhandelt und gegen die Anmaßungen der Volkspartei, jedoch in Verona ohne Englands Zustimmung, gesetzlich entschieden wurde. S. d. bes. Art. Die ital. Angelegenheiten wurden auf dem Congresse zu Verona erst in den letzten Sitzungen verhandelt. Die politischen Grundsätze, welche die Monarchen auf den bisher gehaltenen Congressen hinsichtlich Italiens befolgt haben, wurden in der Circularnote von Verona, den 14. Dec. 1822, der Welt vor Augen gelegt. Als hierauf der Congreß von Verona sich auflöste, folgte der König von Neapel dem Kaiser von Oestreich nach Wien, wo er sich bis zum Juli 1823 aufhielt und dann in seine Staaten zurückkehrte. — Das seit Machiavelli's Vorarbeiten und Cäsar Borgia's, Sohns des Papstes Alexander VI. (s. d.), Versuchen in Italien fortdauernde Streben der gebildeten Italiener nach Herstellung der politischen Einheit ihres Vaterlandes hatte die viele geheimen politischen Verbindungen in Italien hervorgebracht, welche sich in Bologna die Guelfi nannten, im Römischen und Neapolitanischen die Patrioti Europei und Carbonari, in Oberitalien die Spilla nera, in Piemont und in der Lombardei die Filadelfi und Federati. Im Mailändischen arbeitete die Adelfia, oder die Societa de' sublimi maestri perfetti, an dem allgemeinen Ausbruche der Revolution in ganz Italien, um die gegen

Neapel vorrückenden östr. Truppen zu umringen. Selbst die Anhänger des illiberalen Versinsterungssystems, oder der sogenannten theokratischen Faction, welche ebenfalls in geheimen Verbindungen ihre Zwecke verfolgten, benutzten mit dazu den Nationalwunsch nach größerer Einheit in Italien. Dagegen wurden von allen ital. Staaten Maßregeln genommen, um die Hydra des Carbonarismus, der, unter neuen Formen (z. B. in der Sekte der Ordoni di Napoli, der Descamisados, der Barabisten in Neapel und in dem übrigen Italien) fortwährend sich wieder erzeugend, seinen alten Zweck, alle ital. Staaten in einen Bund als Republik oder als constitutionnelle Monarchie zu vereinigen und vom fremden Einflusse zu befreien, nicht aufgegeben hatte, mit der Wurzel auszurotten. Die Erscheinung dieses hartnäckigen revolutionnairen Geistes ist übrigens in der Geschichte Italiens nichts Neues. Das ganze Mittelalter, dieses goldene Zeitalter der Absolutisten, zeigt dort eine fast ununterbrochene Reihe von politischen Verschwörungen, republikanischen Planen und erschütternden Volksbewegungen. Eine Hauptmaßregel war, das Königreich beider Sicilien und Piemont, wo die alten Truppen aufgelöst wurden, durch Oestreichs Heere, die den vorigen Zustand wiederhergestellt hatten, einige Jahre hindurch auf Kosten dieser Staaten zu besetzen. Dieß geschah in Folge der Verträge Oestreichs mit dem Könige Ferdinand I. vom 18. Oct. 1821, und mit dem Könige von Sardinien, Karl Felix, zu Novara den 24. Juli 1821. Doch wurden, in Folge der Beschlüsse von Verona den 14. Dec. 1822, aus Piemont die östr. Truppen, 12.000 Mann, nach und nach 1823 zurückgezogen und die Festung Alessandria am 30. Sept. 1823 den sardinischen Truppen übergeben. In Neapel ward in dems. J., nach erfolgter Bildung einer neuen Armee des Landes, das 42.000 M. starke östr. Besatzungsheer um 17.000 M. vermindert, und in Sicilien blieb nur noch die Citadelle von Palermo durch östr. Truppen besetzt. Die letzten Truppenabtheilungen verließen das Königreich im April 1827. Zugleich war Oestreichs Einwirkung auf die innere Verwaltung schonend und besänftigend. Die Polizei jedes Staats ergriff die strengsten Maßregeln zur Beruhigung des Innern. Die geheimen Gesellschaften wurden streng verboten; z. B. in den östreichisch-ital. Staaten durch eine belehrende und warnende Bekanntmachung vom 29. Aug. 1820; dann wurden Gerichtshöfe ernannt und in Neapel durch mobile Colonnen unterstützt, um die Urheber der Militairrevolutionen zu bestrafen; es erfolgten Hinrichtungen, Achtserklärungen u. Verbannungen. Einige verurtheilte Neapolitaner und Lombarden kamen auf die östr. Festungen Spielberg u. Munkatsch. Am strengsten verfuhr gegen politische Verbrecher die neapolit. Regierung, sodann die sardin. u. die moden. Doch erließen Neapel und Sardinien auch Amnestiedecrete, wovon nur die Urheber und Beförderer des Aufstandes ausgenommen waren. Jener Strenge ungeachtet hatten die Verbrecher politischer Art sich so gehäuft, daß in Neapel im Jan. 1824 für die großen Criminalhöfe ein schnelleres gerichtliches Verfahren vorgeschrieben werden mußte. Dieß war seit 1821 das vierte Mal, daß die Regierung sich genöthigt sah, um der Ueberfüllung der Gefängnisse zu begegnen, zu außerordentlichen Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen. Aus gleicher Besorgniß, jedoch mit vorwaltender Mäßigung und Milde, hat man in dem lombardisch-venetianischen Königreiche (vgl. die lesenswerthe Beil. 20 zur „Allgem.

Zeit.", 1824), in Parma, Lucca, Toscana und dem Kirchenstaate den Umtrieben der geheimen Gesellschaften gesteuert. In Venedig verurtheilte der Gerichtshof 32, und der in Mailand 16 Personen zum Tode; allein der Kaiser verwandelte 1823 und im Jan. 1824 den Spruch in lebenslängliches und kürzeres Gefängniß. Der Papst that im Sept. 1821 die Sekte der Carbonari und alle ähnliche Vereine, als Zweige der längst verbotenen Freimaurerei, in den Bann; es erfolgten aber im Kirchenstaate so wenig als in Toscana, Parma und Lucca Bestrafungen wegen Theilnahme an frühern politischen Verbindungen. Ueberhaupt zeichnete sich die päpstl. Regierung, unter des Cardinals Consalvi Leitung, durch weise Maßregeln zur Versöhnung der Gemüther und Befestigung der innern Ruhe aus. Sie vermehrte dadurch den Einfluß des apostol. Stuhls auf die durch Revolutionen erschütterten Staaten. Vorzüglich wachte man über die Presse, sowie über die Universitäten und Schulen. Im Königreiche beider Sicilien und in Piemont wurden in Ansehung der Reinigung und neuen Disciplin sämmtlicher Unterrichtsanstalten strenge Verordnungen erlassen, auch die Jesuiten wiederhergestellt und ihnen ein wichtiger Einfluß auf die Bildung der Jugend verstattet, indem man ihnen zu Rom u. a. a. O. die früher von ihnen geleiteten Schulen, Collegien und Oratorien übergab. — Dagegen störten fortwährend, besonders im Kirchenstaate und in Neapel, zahlreiche Räuberbanden die öffentliche Sicherheit. Eine derselben bemächtigte sich sogar (Jan. 1822) eines östr. Obersten, für dessen Befreiung sie eine Summe von 40.000 röm. Thlrn. zu fordern die Kühnheit hatte; sie gab ihn jedoch frei, als sie sich von östr. Truppen umzingelt sah. Im Jan. 1824 entdeckte man (nach dem „Diario di Roma") eine zahlreiche Bande von herumschweifenden Jünglingen in Italien, welche ihren Aeltern entlaufen waren, sich in Compagnien organisirt hatten und sich von Betrug und Diebstahl nährten. Unter den einzelnen Ereignissen, welche für die Geschichte Italiens in den letzten Jahren wichtig sind, muß der Tod des Papstes Pius VII. an den Folgen eines Beinbruchs, den 20. August 1823, erwähnt werden. Ihm folgte nach einem kurzen Conclave (vom 3—27. Sept.) der Cardinal Annibal della Genga, geb. 1760 auf dem Familienschlosse d. N. bei Spoleto, ein durch diplomat. Sendungen bekannter Prälat, u. d. N. Leo XII. den 27. Sept. 1823, welcher 1825 ein römisch-christl. Jubeljahr im Kirchenstaate feiern ließ. (S. Jubeljahr.) Auch Pius's VII. Freund und Staatssecretair, der große Staatsmann Cardinal Consalvi, dessen Verwaltungssystem im Innern große Abänderungen erlitt, starb zu Rom den 24. Januar 1824. Er hatte die von den europ. Souverainen erhaltenen Geschenke (über 100.000 Scudi an Werth) dem Collegium de propaganda fide, dessen Präfect er zuletzt gewesen war, und eine große Summe Geldes zum Wiederaufbau der 1823 in Rom abgebrannten St.-Paulskirche vermacht. Sein System war für ganz Italien ein nicht überall beachtetes Muster gewesen. Unter Leo XII., welcher am 10. Febr. 1829 starb, und noch mehr unter Pius VIII. waltete ein andres System vor. Auch in beiden Sicilien konnte seit Franz I. Regierungsantritt (4. Jan. 1825) der Geist der Mäßigung die blutige Strenge nicht entwaffnen und noch im Jahr 1828 mußten Ausbrüche der Unzufriedenheit mit Gewalt unterdrückt werden. Die neueste Geschichte Italiens wird in den Art. der einzelnen Staaten desselben

ausführlich erzählt werden. — Ueber den Zustand der Landwirthschaft belehren die „Briefe über Italien", a. d. Franz. des H. Fr. Lullin de Chateauvieux, von Heinr. Hirzel übers. (Leipzig 1821, 2 Thle.) Der Verf. sucht die Ursachen des Verfalls auf und beschreibt unbekanntere, von den meisten Reisenden gar nicht besuchte Gegenden. Interessant ist seine Vergleichung des ital Cultursystems mit dem englischen, und die Nachweisung, wie beide auf ganz entgegengesetzten Basen beruhen. Fr. Inghirami's „Carta trigonometrica della Toscana" (s. „Antologia", 1831, Mai), eines der schönsten Denkmäler italienischer Wissenschaftlichkeit, ist nun vollendet; und mit der „Carta corografica di ciascun commune della Toscana", mit Zuccagni Orlandini's „Atlante geografico, ficisco e storico della Toscana" (Florenz, Imperialfolio), und F. Inghirami's Schrift: Elevazione sopra il livella del mare delle principali eminenze della Toscana determin. trigonometricamente" (Florenz 1829) zusammengenommen, werden wenige Länder sich gleicher Hülfsmittel rühmen können. In gleicher Weise trefflich angelegt war die vom Ritter Antonio Litta Biumi angekündigte „Carta d'Italia" auf 84 Blätter berechnet, die nach dem Muster des Lesage'schen Atlas Alles vereinigen sollte, was statistisch-geographisch sich in die Karte aufnehmen ließ. Man durfte nach derselben Litta's „Topografica storico-statistica di Milano", die er 1826 in Proben bekannt machte, die größte Genauigkeit bei graphischer Vollendung versprechen. Gleicher Verdienstlichkeit ist die „Carta topografica dei ducati di Parma, Piacenza e Guastalla ecc." (Mailand 1829, in 9 Bl.). Die historischen Werke über Italien sind im Art. Italienische Literatur angeführt.

Italienische oder künstliche Blumen kamen zuerst aus Siena in Toscana, und lange waren Florenz, Mailand, Venedig u. a. Städte Italiens die einzigen, wo dieser Gewerbzweig verbreitet war. Später kam derselbe nach Frankreich, blüht jetzt in Paris, Lyon, Bordeaux, Rouen, Nantes und Marseille, und man findet hier Fabrikate, welche die italien. durch treue Nachbildung der Natur, durch Schönheit und Feinheit der Blumen, Pflanzen und Blätter übertreffen. Auch einige Städte Deutschlands liefern schöne Arbeiten dieser Art, z. B Dresden selbst für auswärtigen Absatz.

Italienische oder doppelte Buchhalterei, s. Buchhalterei.

Italienische Kunst. A. Bildhauerkunst. Die ital. Bildhauerkunst reiht sich an die byzantinische an, die zuletzt gleichsam dem Tode dienen und die Grabsteine mit ihrer Arbeiten verzieren mußte. In Italien aber feierte die Kunst wieder ihre Auferstehung. Im 11. Jahrh. finden wir hier wieder einen Bildhauer Buono erwähnt; im 12. Bonanno aus Pisa; im 13. stieg die Bildhauerkunst unter Nicolo Pisano (st. 1270), der als Wiederhersteller des Geschmacks in derselben betrachtet wird. Von seinem Sohne Giovanno sieht man noch viele Werke in Pisa. Diesen Künstlern folgte Andrea Orgagna (st. 1339): doch erst im 15. Jahrh. traten Meister auf, welche mit den Alten anfingen zu wetteifern; als solche nennen wir Lorenzo Ghiberti (s. d.; st. 1455); er verdient schon mit Recht den Namen eines Meisters, welchen ihm seine in Erz gegossene Thüren am Batisterio zu Florenz erwarben. Donatello (geb. zu Florenz 1383, gest. 1466) bereicherte Venedig, Florenz, Genua und Faenza mit

seinen Werken; ein kahlköpfiger Greis von ihm ist in Florenz berühmt. Er bildete für die Marcuskirche zu Florenz die ehernen Statuen des heil. Petrus, Georg und Marcus, die letztere ist besonders merkwürdig durch die Frage des Michel Angelo: „Marco, perchè non mi parli?“ (Marcus, warum sprichst du nicht mit mir?) Sein Bruder Simon machte eine der Bronzethüren der Peterskirche und das Grabmal Martins V. in der Laterankirche. Andr. Pisano war als Bildner und als Stempelschneider berühmt Lor. Lotto, Lorenzetto genannt, war der Erste, der es wagte, beschädigte Statuen wieder zu ergänzen. Andr. Verrocchio gab aus Neid über Perugino und Leon. da Vinci, seine Schüler, die Malerkunst auf und widmete sich einzig der Bildnerei. Er war der Erste, der die Kunst wieder erfand, Verstorbene abzuformen. Rustici, 1470 zu Florenz geb., war der Schüler des Verrocchio und nachher des Leon. da Vinci. Von Letzterm lernte er die Kunst, zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen, und die Perspective. Seine berühmtesten Arbeiten sind eine Europa, eine Leda, ein Vulcan und ein Neptun. Michel Angelo Buonarotti (vgl. d.) lieferte schon in früher Jugend Werke, worüber man staunte: den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Hercules. Man bewundert besonders seinen Bacchus, die berühmte Kolossalstatue Julius II., für dessen Grabmal er drei Figuren bildete, unter denen sein berühmter Moses ist, ferner seinen David, seine Victoria zu Florenz und seine Bildsäule der Nacht auf dem Grabmal des Julius v. Medici. Tatti, von seinem Geburtsorte Sansovino (s. d.) genannt, 1477 geb., verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der Laokoonsgruppe, welches nach Rafael's Urtheil den Preis erhielt und in Erz gegossen wurde. Er verfertigte viele Werke für Venedig, worunter besonders die Marmorbilder der Jungfrau in der St.-Marcuskirche und Johannes des Täufers in der Kirche zu Casa Grande berühmt sind. Man lobt die Leichtigkeit seiner Gewänder und die Bewegung seiner Figuren. Baccio Bandinelli, (s. d.) 1487 zu Florenz geb., wetteiferte mit Buonarotti. Er hatte große Kenntnisse der Anatomie, seine Manier ist kräftig, aber rauh. Er ergänzte den rechten Arm des Laokoon; seine Basreliefs an den Grabmälern Leo's X. und Clemens's VII. sind bekannt. Benvenuto Cellini (s. d.), 1500 zu Florenz geb., war Bildner, Goldschmied und Maler. Properzia Rossi, aus Bologna, ist die einzige berühmte Bildhauerin. Zwei Engel in Marmor, welche die Vorderseite der Kirche der heil. Petronia schmücken, und mehre Büsten gründeten ihren Ruf. Sie stellte geschickt und zart die Leidensgeschichte und viele Apostelgestalten auf Pfirsichkernen in Basrelief dar. In der Galerie des Marchese Grassi in Bologna bewahrte man 11 solche Kerne. Sie studirte die Regeln der Baukunst und der Perspective, war geschickte Malerin und Tonkünstlerin Eine unglückliche Liebe veranlaßte ihren frühzeitigen Tod, 1530. Sie grub die traurige Geschichte ihrer Gefühle in Marmor, und dieß Basrelief ward ihr Meisterwerk. Guglielmo della Porta, aus Mailand, stellte mehre Antiken in Rom her, besonders ergänzte er die Beine des Farnese'schen Hercules so gut, daß Buonarotti die 27. Jahre später gefundenen echten nicht besser fand. Die schöne Statue der Gerechtigkeit auf dem Grabmal Paulus's III. in der Peterskirche ist von diesem

Meister, sowie die vier großen Propheten in den Nischen zwischen den Pfeilern der ersten Arcade derselbe Kirche. Mit Bernini (s. d.), 1598 zu Neapel geb., fängt eine zweite Periode der ital. Bildhauerei an. Er war ein Mann von ungemeinen Talenten, aber seine Kühnheit, seine Phantasie und besonders sein Streben, allgemein zu gefallen, rissen ihn zu regelloser Manier hin; er suchte die natürliche Anmuth zu überbieten und setzte sie vergeblich in die Grübchen in den Wangen. Seine heil. Theresia und heil. Bibiana waren seine Meisterwerke. Alessandro Algardi (s. d.), zu Bologna geb., wetteiferte mit Bernini. Er war ein Schüler des Lodov. Carracci, und der Maler blickte oft aus seinen Werken hervor. Er war der Stifter einer großen Schule. Domenico Guido, Ant. Raggi, Ercole Ferrata und Gabr. Brunelli zeichnen sich unter den vielen Nachfolgern jener beiden Letztern aus. Gonnelli, der Blinde von Cambassi genannt, verlor schon im 20. J. die Sehkraft und machte sich einzig durch das tastende Gefühl zum Bildner. So formte er in gebrannter Erde Cosmus I., Großherzog von Toscana. Tubi, 1630 in Rom geb., arbeitete viel für Frankreich. Die berühmte Gruppe auf Turenne's Grabmal ist von ihm. Camillo Rusconi, 1658 zu Mailand geb., liebte die antiken Vorbilder und bildete sie meisterhaft nach. Sein Hauptstück ist das Grabmal Gregors XIII. in der Peterskirche. Die Stellung seiner Figuren ist majestätisch und schön, sein Styl ist rein, voll Ausdruck, Feuer und Leben. Angelo Rossi, 1671 in Genua geb., zeichnete sich besonders durch seine trefflichen Reliefs aus. Er folgte mehr dem Geschmacke der Alten als Algardi's Styl, und arbeitete sie nicht so tief, sondern mehr als Demirelief. Seine Arbeit in dieser Gattung, für das Grabmal Alexanders VIII., ist das schönste Basrelief in der Peterskirche. Gaetano Zumbo, 1656 zu Syrakus geb., hatte keinen andern Lehrer als sein Genie. Er brachte das Arbeiten in farbigem Wachs zu großer Vollendung; den bekannten Cyklus der Verwesung, wo alle Grade derselben in fünf nach der Natur coloriten Leichnamen mit schaudererweckender Wahrheit dargestellt sind, arbeitete er für den Großherzog von Toscana. Eine Geburt des Heilandes und eine Kreuzabnahme gehören zu seinen Meisterwerken. Cavaceppi in in Rom macht den Uebergang zu den Bildnern der jetzigen Zeit, von denen wir nur den einzigen Canova (st. 1822) zu nennen brauchen. Sein Einfluß war groß und verbreitete sich auf mehre Zweige der bildenden Kunst; doch hätte er auch kein anderes Verdienst, als das, den Unarten des in und außer Italien so lange herrschend gewesenen Berninischen Styles und seiner Schule zuerst ein Ende gemacht zu haben, wodurch er die Plastik auf einen reinern Geschmack zurückgeführt; so würde ihm, schon dieses Verdienstes wegen, die erste Stelle gebühren. Canova erkannte wohl, daß außer dem Studium der Antike, kein Heil für die neuere Plastik: aber er erkannte diese Nothwendigkeit, auf jene zurückzukommen mehr, als er ihr selbst mit Ernst und Consequenz folgte. Daß er in seinen Werken von der Antike ausgehe, ist zwar nicht zu leugnen; allein aus Mangel eines echt plastischen Sinnes, weiß er sich weder mit der strengen Richtigkeit und Bestimmtheit ihrer Formen, noch mit den charakteristischen Theilen und dem reineren

Style derselben überhaupt gewissenhaft abzufinden. Canova's Individualität neigt sich durchgreifend zum Weichlichen und Ueberweichlichen hin. In allen seinen Werken ist dieses unverkennbar, sie mögen der Plastik oder der Malerei angehören. Diese Eigenthümlichkeit, so völlig einseitig ausgebildet, und bis zum Vorherrschenden in allen seinen Kunstgebilden, ist nicht die glücklichste. Und dennoch könnte sie es seyn, hätte sie der Künstler gleich anfangs mit den strengeren Forderungen der Antike, mit der Gediegenheit der Form und der Wahrheit ihres Charakters in Verbindung gebracht: hätte er das Positive, die Kraft, mit dem Negativen, dem Weichen; das männliche mit dem weiblichen Prinzipe glücklich zu vereinen gewußt. Nur aus einer wechselseitigen Beschränkung beider geht ein Produkt im Style der Antike hervor. Wo der Kraft das Weiche nicht beigegeben ist, da artet jene in Starrheit und Härte aus, und wo das Weiche der Kraft ermangelt, da herrscht Charakterlosigkeit. Beiden Produkten fehlt es dann entweder an Fluß und Schönheit der Umrisse, oder an richtiger Bestimmtheit der Form, und an Wahrheit ihrer charakteristischen Bedeutung im Runden. Bei Canova's Gebilden verhält sich Dieß anders; in ihnen herrscht das Negative vor. Dieß zeigt sich am auffallendsten bei seinen männlichen Statuen. Man betrachte nur (um ein einziges Beispiel anzuführen) seinen rasenden Herkules, der den Lichas in's Meer schleudert, im Palaste des Duca Torlonia. Mit Recht wird diese mißverstandene Weiche als charakterlose, schwammige Aufgetriebenheit da und dort an Canova's Heroen-Gebilden getadelt, womit er, da es ihm nun einmal eigen ist, Alles mürbe und weichlich zu bilden, auch männliche Kraft und Stärke bezeichnen zu wollen scheint. Diese Besonderheit von Canova's Kunsttalent zeigt sich bei seinen weiblichen Standbildern unter andern Modifikationen. Hier ist er ganz in seinem Elemente. Gefälliger, schmeichelnder und reizender für das Auge zu bilden, ist unmöglich. Von ausgezeichneter Schönheit ist Canova's Gruppe der drei Musen Euphrosina, Aglaja und Thalia. (Vgl. Canova.) S. auch die Art. Bildgießerkunst und Bildhauerkunst. Graf Cicognara hat als Fortsetzung der Werke von Winckelmann und Agincourt eine „Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia ecc." bis auf Canova herausgegeben (2 Aufl., Prato 1824, 4 Bde., mit Kupfern).

B. Malerkunst. Durch griechische Meister wurde in früher Zeit die Kunst der Malerei sowohl nach Italien als nach Deutschland verpflanzt. Natur, Nationalcharakter und Eigenthümlichkeiten, Klima und Religion bewirkten aber in beiden Ländern eine ganz verschiedene Entfaltung. Glühende Phantasie frohe Lebenslust, angeborener Schönheitssinn, schwärmerische Frömmigkeit und stete Gelegenheit des Anschauens schöner Natur und der Meisterwerke alter Kunst machten, daß in Italien die Malerei herrlich emporblühte und reichere Früchte trug, als je in einem andern Lande, statt daß in Deutschland der Tiefsinn und Fleiß der alten Meister sich mehr auf daß innere Leben und Gemüth richtete; sie waren mehr Philosophen und Dichter, welche Farben statt der Worte wählten, als Maler, die ein harmonisch geordnetes, plastisch rein gebildetes Kunstwerk hervorzuzaubern und in das äußere Leben zu stellen vermögen.

Die Italiener blieben bisher ebenso unerreichbar in dem Idealstyl dieser Kunst, wie die Griechen in der Bildhauerkunst. Der historische Anfang der italien. Malerkunst fällt ins 12. Jahrh., wenngleich schon früher griech. Künstler dort ihre Werkstätte aufgeschlagen hatten. Was in den vorgehenden Jahrh. für die Kunst geschah, beruht meist auf Sagen; so wußte man von vielen Gemälden, die aus dem 6. Jahrh. herrühren sollten, nicht die Urheber anzugeben, und schrieb sie deßwegen den Engeln und Geistern zu; doch sind noch einige Denkmäler vorhanden, die den Ursprung der italien. Kunst hoch hinauf setzen; so wurde schon unter Leo d. Gr., im J. 441, in der Basilica des heil. Paulus, am Wege nach Ostia, ein großes Gemälde in Mosaik gearbeitet, und die Bildnisse der 42 ersten Bischöfe, die man in derselben Kirche, vor ihrer Abbrennung 1823, sah, sind auch aus dieser Zeit. Mosaiken und enkaustische Gemälde waren damals herrschend, später fing man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man a tempera nannte. Selbst von dem Evangelisten Lukas, der ein Maler gewesen seyn soll, weist man in Rom einige Gemälde auf, als: die Madonnenbilder von Sta.-Maria Maggiore, Sta.-Maria del Popolo, Sta.-Maria in Araceli. Man kann füglich in der Geschichte der Malerkunst in Italien 3 Perioden annehmen: 1. von Cimabue bis auf Rafael; 2. von Rafael bis auf die Carracci; 3. von diesen bis auf die gegenwärtige Zeit.

Erste Periode. Die erste Wiege der Kunst war Florenz. Wohl mußte die Kunst in einem von der Natur so vorzüglich begünstigten Lande, wie das Toscanische, frühzeitiger sprossen, als anderwärts und zu gedeihlichen Früchten reifen. Nicht der ältesten Werke der Etrurier zu gedenken, begann hier die Malerei 100 Jahre früher als in Bologna. So sieht man zu Florenz in der Kirche Sta.-Trinita ein Crucifix, von welchem man Nachricht hat, daß es schon im Jahre 1008 vorhanden gewesen; auch findet sich zu Siena in der Kirche St.-Domenico eine Madonna von Guido da Siena (s. d.), von 1221. Giunta Pisano fertigte 1236 einen Christus am Kreuze für die Kirche Sta.-Maria ai Angeli bei Assisi. Mit Cimabue (s. d.) aber nimmt die erste Periode ihren eigentlichen Anfang (1240—1474). Er war ein Schüler des Giunta Pisano und malte schon mit dreizehn Jahren in der Kirche zu Assisi. Obgleich selbst noch trocken, steif und monoton im Ausdrucke, sowie in der Anordnung und Zeichnung, wußte er dennoch seinen Figuren mehr Leben und Bewegung zu geben, als seine griech. Vorgänger. Er legte auf diese Weise den Grund zu einer bessern Epoche. Des Cimabue Schüler Giotto (s. d.) (g. 1276) steht in jeder Beziehung höher als sein Lehrer. Aus Giotto's Schule ging zuerst Taddeo Gaddi (g. 1300), der Lehrer seines Sohnes Angelo (g. 1324), hervor; dann Stefano von Florenz (g. 1330) und sein Sohn Tommaso (g. 1324), Letzterer wegen der Aehnlichkeit seiner Werke mit denen des Giotto, Giottino genannt. Als ein kräftiger Stamm folgte dem Giotto Simone Memmi von Siena (g. 1334); Filippo Memmi (g. 1361) war sein Verwandter und Schüler. Am herrlichsten unter Allen glänzte Fra Giovanni (beati angelico) da Fiesole (g. 1387) (s. d.). Im 15. Jahrh. blüheten alle Künste und Wissenschaften; Cosmus von Medici schätzte sie, und Florenz

hatte damals seinen höchsten politischen Glanz erreicht. Aus der Schule des Massolino da Pinicale (g. 1378) ging endlich Tommaso Guidi (Massaccio) (g. 1401) hervor, und mit ihm ein neuer Umschwung der Kunst. Seine Darstellungen zeichneten sich durch eine reine und feste Gattung, durch einen tiefen Charakter und Geist, als in den Werken seiner Vorgänger liegen, aus. Fra Filippo Lippi (g. 1400) und Filippino, sein Sohn (g. 1460), Andrea del Castagno (g. 1403), Alessio Baldovinetti (g. 1425), Antonio Pollajolo (g. 1426); dann Sandro Botticelli (g. 1437) und Lucca Signorelli (g. 1440) nebst Andern sind ihm gefolgt. Seine Schüler malten zuerst mit Oelfarben; doch nicht auf Leinwand, sondern auf Holz oder auf mit Gyps überzogene Wände; unter ihnen führte Paolo Uccelli die perspective Malerei ein; Lucca Signorelli sah zuerst den großen Vortheil, der für die Maler aus dem Studium der Anatomie entspringt, und bald nach dem Andrea Verochio (g. 1432), dessen Schüler unter Andern der vortreffliche Lorenzo Sciarpelloni (da Credi, g. 1453) gewesen, glänzten am florentiner Kunsthimmel: Leonardo da Vinci (s. d.) (g. 1152), Verochio's Schüler, und Domenico Ghirlandajo (g. 1451), der den Baldovinetti zum Lehrer hatte. Sinnvoll und erhaben in seinen Schöpfungen verband da Vinci einen philosophischen Geist mit tiefem Gefühle. Er war im eigentlichen Sinne der Schöpfer der florentinischen Schule und drückte ihr den ernsten, sichern, festen, tiefsinnigen Charakter, der sich selbst zu dem Melancholischen neigt, auf. Domenico Ghirlandajo schuf edle Formen mit Gefühl und mit einer Kenntniß der Perspective, die vor ihm noch Keiner besessen hat: er verbannte auch den Mißbrauch der vergoldeten Verzierungen aus den Gemälden. Sein Styl ist ruhig, ernst und besonnen. Man muß staunen wegen des tiefen Geistes, womit der Meister in jeder Beziehung sein Mannigfaltiges zur strengen Einheit der Handlung und Empfindung zugleich in Wechselwirkung zu bringen und zu einem Ganzen nur abzuschließen gewußt hat. Fra Bartolomeo (s. d.) (g. 1469) studirte zwar nach den Werken des Leonardo; allein er gehört, da er seine Eigenthümlichkeit darüber nicht verlor, von allen Schülern am meisten sich selbst an. — Die römische Schule hat, ohne die frühern Sagen vom heil. Lukas zu berücksichtigen, mit Conciolo ihren uns bekannten Anfang genommen. In Subjaco findet sich ein Gemälde, worauf des Künstlers Namen und die Jahreszahl 1219 zu lesen sind. In dieses Jahrh. fällt auch Oderigi von Gubbio, ein Miniaturmaler, der 1300 gestorben ist. Dem 14 Jahrh. gehören Guido Palmerucci an, der um 1342 gemalt, und Pietro Cavallini. Zeitgenossen des Letztern waren Bocco und Allegretto Nucci da Fabriano, Andreas von Venetri, Letzterer blühte um 1334. An diese reihen sich noch an: Ugolino Orvietano, Giav. Bonini, Lello Perugino und Giacomo da Camerino, die alle im Dom zu Orvieto gearbeitet. Häufige und überladene Goldverzierungen mit angebrachter Schrift in meistens gothischen Charakteren, sind auch hier die sichern Kennzeichen der Gemälde aus diesem Jahrh. Mit dem 15. Jahrh. beginnt ein besserer Styl; er entwickelte sich zuerst in den Werken des Ottaviano Martis 1403 und Mariotto da Viterbo, welcher mit noch Andern 1405 bis 1457 den Dom zu Orvieto schmückte. Von

allen zeichnet ſich aber Gentile da Fabriano am meiſten aus, der um 1423 geblüht. Vielleicht hat ihm ſeine Madonna im Dom zu Orvieto das Prädicat des Meiſters der Meiſter erworben. Ein anderer Antonio da Fabriano arbeitete um 1454, und von 1440 hat man Gemälde von Giov. Boccatis de Camereno. Foligno blieb nicht zurück. Nicolo Alunno förderte die Kunſt. Seine Gemälde von 1480 und 1492 zeigen einen bedeutenden Unterſchied zum Beſſern. Auch Urbino war vor dem Schluſſe des 15 Jahrh. merkwürdig geworden. Es hatte drei wackere Männer, den Lorenzo da St.-Severino, den Vater Rafaels, und den Fra Bartolomeo Corradini (Carnevale). Aber von Perugia, wo es ſchon im 13. Jahrh. eine Malerzunft gab, ging das Heil der röm. Schule aus und zwar von Pietro Vanucci (Perugino, ſ. d.) (1446, ſt. 1524), der zuerſt mehr Grazie und edlere Formen in dieſe Schule brachte, deren Hauptcharakter durch ihn etwas Gemüthliches, Edles, einfach Frommes, unverkünſtelt Natürliches erhielt, und welcher immer der römiſchen Schule eigen blieb. Er hatte viele Schüler, deren wir hier nur der vorzüglichſten erwähnen, zuerſt des Bernardino Pinturicchio (1454, ſt. 1513); dann eines Sinibaldo da Perugia, der um 1512 geblüht; des Giannicola da Perugia und Giambattiſta Caporali, um 1476 geboren. Dieſe Letztern ſind jedoch ihrem Lehrer nur als Nachahmer gefolgt. Aber Andrea Luigi (di Aſſiſi) (1470, ſt. 1556), Domenico Alfani (di Paris), der noch 1536 lebte, und deſſen Sohn Orazio, folgten ihrem eigenen Genius und vergrößerten den Styl des Meiſters von Perugia. Der größte und glücklichſte aller Schüler war Rafael (ſ. d.) (ſt. 1520). — Nach Venedig kam zuerſt der Geſchmack aus dem Orient herüber. Andrea Murano und Vittore Carpaccio gehörten zu den früheſten dortigen Künſtlern; Giovanni und Gentile Bellino ſind die ausgezeichnetſten Maler der frühern venetianiſchen Schule. Erſterer war 1424 geb. und ſtarb 1514. Der andere arbeitete geraume Zeit unter Mohammed's II. Regierung in Konſtantinopel. Sie führten die Farbenglut des Orients ein, ihr Styl war einfach, ſymmetriſch rein, ohne ſich zu Idealen zu erheben. Der treffliche Andrea Mantegna (ſ. d.), geb. 1431 zu Padua, geſt. 1501, war der Erſte, der anfing die Antiken zu ſtudiren. In Padua war der Hauptſitz der venetianiſchen Schule; Mantegna verpflanzte ihn ſpäter nach Mantua, und ſein Styl bildete den Uebergang zur lombardiſchen Schule. In Verona, Baſſano und Brescia blühten die Malerſchulen auf. Giovanni von Udine (welcher ſich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen ſo auszeichnete, daß Rafael ihn die Guirlanden um ſeine Gemälde in der Farneſina malen ließ), Pellegrino und Pordenone waren die geſchickteſten Vorgänger der beiden größten Meiſter der venetianiſchen Schule: Giorgione u. Titian (ſ. d.). Die lombardiſche Schule hatte eigentlich keinen Mittelpunkt; in Ferrara, Imola, Cento, Modena, Reggio, Parma, Mantua, Mailand waren ihre Sitze; erſt ſpäter wurde Bologna ihr Hauptſitz. Den Anfang der Kunſt hatte Modena mit Verona gemein. Ihre bekannte Ausübung fällt gleichfalls in die Hälfte des 13. Jahrh. Mit Aldigeri da Zevio zu Verona blühte gleichzeitig Thomas von Modena 1352, nur 2 Jahre ſpäter. Von ihm iſt das Kapitel des Dominikanerkloſters zu Trevigi

gemalt. Zeitgenosse von ihm und auf demselben väterlichen Boden erzeugt, waren Barnabas und Cristoforo, jener übte die Kunst 1377, dieser 1380. An sie schloß Serafino de' Serafini sich würdig an. Das Gemälde im Dom zu Modena: Christus mit den zwölf Aposteln von 1385 ist von seiner Hand. Auch das 15. Jahrh. hatte seine wackeren Männer, den Rafael Calori, der um 1452 blühte, und die beiden Lendenare, Christoforo und Lorenzo; von dem Ersten befinden sich mehre Bilder im Dom zu Modena 1465. Diesen kann, nebst Andern, noch Pellegrino von Modena beigezählt werden, der später ein Schüler des Rafael geworden und 1538 gestorben ist. — Die Kunst wurde in Bologna schon im 12. und 13., also 2 Jahrh. früher geübt, als zu Verona und Modena. In der Kirche della Baroncella sieht man ein Madonnenbild um 1120 gefertiget. Von Guido da Bologna findet sich ein Gemälde vor von 1178 und 1180; desgleichen eines von Ventura, von 1217. Das 14. Jahrh. hatte unter Andern den Vitale. Von ihm befindet sich ein Gemälde mit der Angabe 1320 in der Kirche la Madonna del Monte. Demselben Zeitraume gehören auch Lorenzo, Simone und Jacobo d'Avanzi an, von welchen aber die beiden Letzteren schon in das 15. Jahrh. hinüber geblüht haben. Obgleich allen diesen Männern Das, was eigentlich mit zum Höchsten der Kunst gehört — der Seele Ausdruck — nicht fremd war, und sie es darum auch in ihren Werken daran nicht ermangeln ließen; so zeigt sich gleichwohl darin noch eine große Einförmigkeit, und ein rohes, unbeholfenes Wesen in der Bezeichnung desselben, womit die auffallendste Härte in den Umrissen und Steifheit der Anordnung und Bewegung aller Theile verbunden ist. Lippo Damasi, der gegen 1421 gestorben seyn soll, übertraf schon merklich seine Vorgänger. Wenngleich selbst noch nicht frei von ihren Gebrechen, so verstand er doch, besonders in seinen Frauenbildern, den Ausdruck zarter zu motiviren, und dadurch eine glückliche Mischung darin, wenn auch nur angedeutet, zu erkennen zu geben. Er hatte viele Schüler in seinem Gefolge, unter Andern den Marco Zoppo, der Lehrer des größten Meisters zu Bologna, Francesco Raibolini (s. Francia), geb. 1400. In ihm blühte das goldene Zeitalter der Malerei zu Bologna. Sein stiller, edler, frommer Geist war auch ganz derselbe seines würdigsten Schülers, des Innocenzo Francucci (da Imola). Darum blieb er auch stets der treueste unter den Schülern Francia's. Primaticcio (s. d.), demselben Jahrh. entsprossen, war von anderer Individualität; darum fand er sich nachmals so leicht hingezogen zu dem kühnen Geiste des Julio Romano, und verlor ganz den Charakter eines Zöglings aus der Schule des Francucci. Auch Prosper Fontana fühlte anders, als sein ruhiger Lehrer da Imola; deßwegen folgte er zuletzt der Leitung eines seiner spätern Zeitgenossen, des Pellegrino Tibaldi, der mit ihm noch der ersten Hälfte des 16. Jahrh. angehört. — Um 1350 thaten sich in Verona Aldigeri da Zevio und gleichzeitig mit ihm Stefano in der Malerei auf eine vortheilhafte Weise hervor; bis endlich diese Kunst gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. jene Höhe erreichte, die wir jetzt noch an so vielen hinterlassenen Werken in den Kirchen und Pallästen bewundern müssen. In diese letztere Epoche fällt nun der Ursprung der verschiedenen

Schulen dieser Stadt, deren jede, wenn auch mitunter der Stifter der einen oder andern den dasigen in venetian. Schule ging, dennoch ihre ganze Individualität beibehalten, und einen so eigenthümlichen Charakter angenommen hat, daß sie mit Recht jener Stadt angehören wird, in der sie ihre Vollendung erreichte. Francesco Carotto mag wohl den Mantegna zum Lehrer gehabt haben, allein er studirte auch früher den Liberale, und ist weder Mantegna noch Liberale geworden, sondern Carotto geblieben. Darum ist die Kunst freigeboren, doch bleibt es unerläßig, ihren Zögling in den strengen Regeln mechanischer Kunstfertigkeit mit steter Hinweisung auf den einzigen Typus, die Natur, zu unterrichten; ihn aber, soll er zum selbständigen Künstler bilden, außer dem noch in den beengsten Kreis einer Schule sklavisch zu bannen, darin festhalten und leere Förmlichkeit mit Gewalt ihm aufdringen wollen, ist eitles Bemühen und der Tod aller Individualität. Man hat im Ganzen vier veroneser Schulen bezeichnet: die des Francesco Torbido (del Moro); des Paolo Giolfino; Francesco Carotto und des Antonio Bandile. Francesco dai Libri, ob er gleich nur Handschriften verfertigte und sie, nach damaliger Sitte, mit köstlichen Miniaturen verzierte, — weßwegen man ihn auch dai Libri zubenannt hat — glänzte dennoch in seinem unvergleichlichen Schüler und Sohne Girolamo mehr, als Torbido und Bandile in ihrem Zöglinge Orlando Flacco; und Paolo Cavazzuolo werth, der aus der Schule des Francesco Morone, eines Schülers seines Vaters Domenico, hervorging.

In der zweiten Periode sah die Kunst in Italien ihre höchste Blüthe erreichen; an der Spitze einer jeden Schule standen die größten Meister aller Zeiten. Es war Michel Angelo Buonarotti's (geb. 1479, gest. 1564) Riesengeist, der die florent. Schule zu ihrer außerordentlichen Höhe erhob; Bildhauer-, Bau- und Malerkunst ergriff er mit demselben allmächtigen Geiste, mit gleicher Kraft und Tiefe des Genius; doch standen bei Buonarotti Gewalt und Kühnheit einzeln, ohne daß ein mildernder Genius ihm zur Seite wandelte. Die Gewalt seines Feuers zu dämpfen, dazu bedurfte es eines von der Natur selbst seinem Gemüthe eingepflanzten Grades der Mäßigung. Aber die Natur versagte ihm diesen Dienst, und so blieb er unerreicht groß und kühn, wie der beglücktere Rafael unerreicht edel und liebenswürdig. Mit ihm, aber noch mehr in seinen Nachfolgern, traten Geist und Form aus ihren Fugen und Schönheit mußte der Gewalt weichen. Er war das Idol seiner Zeit, Alles huldigte ihm. Keiner blieb mehr in den Schranken der Wahrheit und Natur. Alle jagten dem Scheine des Großen nach und gefielen sich nur, wie ihr Meister, im Starken und Auffallenden, in wilder Uebertreibung, in der Kühnheit und Gewalt der Umrisse, der Bewegung und des Ausdrucks. Keiner ward geboren, mit Kraft sich dem Verderben entgegenzustämmen. Dante war Buonarotti's Lieblingsdichter. Der Bau der Peterskirche war in seinen spätern Jahren fast sein einziger Gedanke. Rosso de Rossi, Daniel von Volterra, Salviati, Angelo Bronzino, Alessandro Allori u. v. A. waren seine Schüler und Nachahmer. 1580 fingen Lodovico Cigoli und Gregorio Pagani an, einen neuen Geist zu wecken. Sie kehrten zur Natur zurück und bemühten sich, bessern Geschmack im Helldunkel einzuführen. Der größte aller Künstler römischer Schule war Rafael

Sanzio von Urbino (geb. 1483, gest. 1520). Rafael's Individualität war die glücklichste, mit der je die Natur einen Meister beschenkt hat: bei ihm boten sich Anmuth und Größe wechselseitig die Hände. Seine unsterblichen Werke beweisen es zur Genüge. Durch ihn stieg die Kunst auf den höchsten Grad der Vollkommenheit; aber nie sank sie auch schneller von ihrer Höhe, als unmittelbar nach ihm. Man kann nicht sagen, daß Rafael's erhabener Geist sich in den Werken seiner Schüler ganz unvermischt erhalten und so in das 16. Jahrh. fortgepflanzt hat. Julio Romano (Pippi) (s. d.) (gest. 1546) huldigte mehr dem gewaltigen Michel Angelo, auch Gianfrancesco Penni (il Fattore) (geb. 1488, st. 1538), vermischte des kühnen Florentiners Geist mit dem sanfteren seines unvergleichlichen Lehrers. Giovanni da Udine (geb. 1494, st. 1564) konnte in den Gegenständen seiner Produktionen Rafael's Geist weniger verleugnen; dagegen aber hat auch Perino del Vago (Buonacorsi) (geb. 1500, st. 1547) seines Meisters reinen Geist durch fremde Zusätze getrübt. Viele Gehülfen hatte Rafael noch bei Ausführung seiner großen und zahlreichen Werke, die alle zu seinen Schülern gezählt wurden; wir erwähnen nur hier des Polidoro da Caravaggio, Pellegrino da Modena und des Bartolomeo Ramenghi. Allein weder von diesen, noch von allen übrigen auch Einer, war mit dem umfassenden Genius des unsterblichen Meisters begabt, daß er, was jener selbständig unternommen, auch mit eigener Kraft hätte durchführen können. Und so sank denn mit dem zu früh Dahingegangenen das höchste Ansehen, was je eine Schule durch ihn genossen, schon vor Ablauf der ersten Hälfte des 16. Jahrh. und mit Anfang des 17. Jahrh. unter Federico Baroccio (starb 1612) und den beiden Zuccari, Taddeo, (st. 1566) und Federico (1609); sodaß selbst das letzte, aber gewiß nicht das glücklichste Mittel, dem überhandnehmenden Verfalle der Kunst durch eine Akademie zu steuern, fruchtlos blieb. Federico Baroccio kämpfte zwar diesem falschen Wesen entgegen; doch fand sein Beispiel nicht viele Nachahmer. Er gehörte mehr der lombardischen Schule an, da er die Grazie des Correggio sich vorzüglich zum Ziele setzte, das er auch glücklich errang. Seine Schüler Francesco Vanni, Pellegrini und die Gebrüder Zucheri (s. d.) brachten in die röm. Schule neue Regsamkeit und ein frisches Leben; doch Letztere traten nicht ganz mit Glück in die Fußstapfen ihres glänzenden Musters; der Geist ihrer Darstellungen war mehr lieblich als groß; auch arteten sie wieder in Manier aus. Muziano zeichnet sich in der Landschafts-, und Nogari, Pulzone und Fachetri in der Portraitmalerei aus. An der Spitze der venetian. Schule finden wir Giorgione Barbarelli (s. d.) (geb. 1477, gest. 1511) und Tiziano Vercelli (geb. 1477, gest. 1576). Beide waren groß im Colorit; des Erstern Portraits sind ihrer Wärme und Wahrheit wegen berühmt. Der Letztere war in allen Kunstfächern groß, in Verschmelzung und Behandlung der Fleischtinten unnachahmlich, als Geschicht- und Portraitmaler trefflich, der erste große Landschaftsmaler. Selbst in seinem hohen Alter blieb er sich gleich. Arioſto und Aretino waren Freunde des lebensfrohen, glücklichen Titian. Er arbeitete viel für Spanien. Einige seiner berühmtesten Werke sind das Altarblatt des S.-Pietro Martire, seine Venusbilder, sein Bacchanal und seine spielenden Kinder in Madrid, sein Christo della Moneta ꝛc. Er ver-

stand zuerst die Kunst des Lasirens oder mit durchsichtigen Farben zu malen. Bei den Gruppen wählte er die Form der Weintrauben zum Vorbild. Seine Nachfolger, Sebastiano del Piombo, Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paris Bordone, Pordenone, sind ausgezeichnet, besonders im Colorit. Der treffliche Schiavone (s. d.), dessen Helldunkel und saftiger Pinsel wahrhaft ausgezeichnet sind; der die Wirklichkeit, selbst die gemeine, bis zur Täuschung nachahmende Giacomo da Ponte, genannt, Bassano (der das Haupt einer ganzen Malerfamilie war); der sinnige, glühend begeisterte Robusti, genannt il Tintoretto (s. d.) (gest. 1595), den Titian aus Künstlerneid früh aus seiner Schule verbannte; der phantastische, prachtliebende Paul Veronese (st. 1588) (s. d.), der mit freiem Pinsel keck und glänzend malte, aber alle Richtigkeit des Kostüms vernachlässigte und oft die Maskencharaktere in die Geschichtsgemälde mischte, und der Veroneser Carlo Cagliari waren Zierden der venetian. Schule. Sie arteten nun auch aus, und die Manieristen derselben waren noch weitschlechter als die der andern Schulen, weil sie nie die Antike und das Ideal studirt hatten. Das Haupt der lombard. Schule war Antonio Allegri, gen. Correggio (s. d.) (geb. 1494, st. 1534), der Alles, was vor und nach ihm sich der Meisterschaft dieser Schule rühmte, übertroffen hat. Seine Fresco-Gemälde zu Parma in den Kirchen la Madonna della Scala, la Nunziata und Giov. Evangelista, ganz vorzüglich aber die beiden Kuppeln des Doms und der Kirche St.-Giovanni sind der ganzen Kunstwelt hinlänglich bekannt. Die Einbildungskraft ist darin aufs Höchste getrieben, Alles geht ins Große und Breite: ein kühnes Werk von gewagten Verkürzungen. Wer unbefangen genug die Werke dieses Meisters betrachtet und gewürdigt hat, Dem kann es wohl nicht entgangen seyn, daß eben kein tiefes Leben der Seele ihm aus seinen Werken, selbst den besten nicht, entgegengekommen ist. Ein naiver, stets fröhlicher Geist und eine scherzende Laune regt sich vorherrschend in seiner Kinderwelt. Dieser natürliche Frohsinn ist mit ihr aufgewachsen und ins reifere Alter übergegangen. Dort erscheint er nun wieder in seinen weiblichen Figuren, vorzüglich seinen Madonnen, als lächelnde Unschuld, und einer damit verwandten Heiterkeit der Seele, die, fast immer in denselben Formen wiederkehrend, mehr das Auge anzieht als das Gemüth ergreift. Alles lebt und regt sich nur in einer heitern Gegenwart bei ihm, und wird von derselben angezogen und bestimmt. Darum leuchtet uns auch keine Vergangenheit aus seinen Bildern, und was der Geist in und mit ihr geworden, was er aus ihr sich geistig angeordnet hat, ist darin ebenso wenig sichtbar als der Zukunft dunkle Spuren, die die Seele mit hohen Ahnungen erfüllt und darum den Ausdruck derselben oft gar wunderbar beschränkt und gestaltet. So treibt bei ihm der Geist immer nur sein leichtes Spiel mit der Gegenwart, und in die Seele, die den Ausdruck der Empfindung modificirend bestimmt, ist kein Gleichgewicht gesetzt. Seine Nachfolger und Schüler waren: Francesco Rondani, Gatti, Lelio Orsi und besonders Francesco Mazzola il Parmegianino (geb. 1503, gest. 1540). Dieser Künstler hatte sehr viel Leichtigkeit, Feuer und eigenthümliche Grazie, die oft an Manier grenzt. Gaudenzio Ferrari gehört nebst vielen Andern zu den Zierden der mailänd. Schule; den Lavizzario nannte man im Landschaftsfache den mailändischen Titian. Die

berühmte Sofonisba Anguissciola (geb. 1530) in Cremona, zeichnete sich in Musik und Malerei sehr aus. Sie wurde als treffliche Portraitmalerin nach Madrid berufen, wo sie Don Carlos und die ganze königl. Familie malte, und der Königin Elisabeth Unterricht gab. Im Alter wurde sie blind. Van Dyk behauptete, durch die Gespräche dieser Blinden mehr gelernt zu haben als durch das Studium der Meister. Sie st. 1620. Lavina Fontana, Artemisia Gentileschi, Maria Robusti, Elisabetta Sirani waren berühmte Künsterinnen dieser Zeit. Camillo und Giulio Procaccini, zeichneten sich durch Kraft der Phantasie u. treffliches Colorit aus.

Dritte Periode. Sie beginnt mit dem Zeitalter der drei Carracci. Diese vortrefflichen Künstler strebten, den reinen Styl wiederherzustellen und durch das vereinte Studium der alten Meister der Natur und der Wissenschaft, der überall gesunkenen Kunst einen neuen Glanz wiederzugeben. Ihr Einfluß wirkte mächtig. Von dieser Zeit an hört die Eintheilung in die vier verschiedenen Schulen auf, und wir bemerken nur zwei Hauptclassen: die Nachfolger der Carracci, die man Eklektiker, und die des Michel Angelo Caravaggio, die man Naturalisten nennt. Lodovico Carracci (geb. 1555, gest. 1619) war der Oheim der beiden Brüder Agostino (geb. 1558, gest. 1601) und Annibale (geb. 1560, gest. 1609). Lodovico war ruhig, nachdenkend, sanft und ernst. Seine feurigen Lehrer Fontana und Tintoretto sprachen ihm erst alles Kunsttalent ab; er studirte desto eifriger und erwarb sich die tiefsten künstlerischen Einsichten. Agostino vereinte mit einem edlen Charakter ungemeinen Scharfsinn und die vielfältigsten Kenntnisse. Mit bitterm Spott verfolgte ihn Annibale darüber, der unter Lodovicos Leitung Riesenschritte in der Kunst that. Die Zwistigkeiten zwischen beiden so ungleichen Brüdern hörten nie auf, und der gekränkte Agostino widmete sich aus Verdruß der Kupferstecherkunst. Erst die Anfeindungen ihrer Gegner vereinten sie, und sie stifteten zusammen eine große Akademie. Die Brüder wurden nach Rom berufen, um die Galerie des Herzogs Farnese zu malen. Sie entzweiten sich bald, und der sanfte Agostino trat zurück und überließ das ehrenvolle Werk dem Feuergeiste seines Bruders. Man findet hier in manchem Bilde eine diesen Häuptern, besonders dem Annibale und Agostino eigene, gute Zeichnung; die höchste Meisterschaft in Verkürzungen. Allein Grazie der Stellung, das Naive der Bewegungen, das Zarte und Liebliche der Formen, das Edle der Gestalten, besonders der weiblichen; kurz, was schon mehr einen geistigen Einfluß auf die Führung der Hand fordert; Alles vermißt man hier ungern, und gerade an den wesentlichsten Stellen. Wer sich schon mit einer conventionellen Zusammenstellung der Figuren zu bloß gefälligen Gruppen begnügt, worin jede ihren Platz gut ausfullt, ohne darum genau und passend mit dem Charakter der Handlung selbst zusammen zu stimmen; der findet auch hier, wie fast durchgehends in den Werken der Carracci, seine Befriedigung. Darin waren sie die größten Meister. Doch wem die Wahrheit und die Seele des Kunstwerkes vor allem am Herzen liegen, die nicht in der Allgemeinheit irgend eines beliebigen Ausdruckes bestehen, inwieferne er bloß in einem willkürlichen Gegensatze zu einem andern ebenso willkürlichen Ausdrucke, gerade die beste Wirkung thut; wer dagegen die strengste Uebereinstimmung verlangt zwischen der Handlung und der gemessenen Zahl aller durch Mienen und Geberden sie genau

bezeichnenden Personen; der findet sich hier in seinen Erwartungen getäuscht. Wenigstens ist dieses in den Werken der Carracci von größerem Inhalte, sowie ihrer ganzen Schule, in der Regel nirgends, ja nicht einmal auf halben Wege, die hervorstechendste Partie. Und so müssen wir denn frei gestehen, sagt Speth in seiner „Kunst in Italien", daß wir in das Lob des sogenannten großen Styles und der techn. Meisterschaft dieser Schule, bei so fühlbarem Mangel höherer Kunsterfordernissen, nicht unbedingt einstimmen können. Lodovico vollendete unterdessen nebst seinen trefflichen Schülern eine der größten Arbeiten, den berühmten Porticus von St.-Michele in Bosco in Bologna, worauf sieben der herrlichsten Gemälde aus der Legende des heil. Benedict und der heil. Cecilia vorgestellt sind. Die letzte der Arbeiten dieses großen Meisters war die Verkündigung Mariä, in 2 kolossalen Figuren dargestellt, auf dem großen Halbbogen der Hauptkirche von Bologna. Der Engel ist mit einem leichten Gewande bekleidet, und durch einen unglücklichen Faltenwurf scheint sein rechter Fuß da zu stehen, wo der linke hingehört, und umgekehrt. In der Nähe bemerkte man dieß nicht; erst als das große Gerüste abgebrochen war, sah Lodovico den Fehler, der seinen Feinden zu den bittersten Kritiken Veranlassung gab. Er grämte sich darüber zu Tode! Das traurige Ende dieser 3 großen Männer zeigt, wie schon das Zeitalter vorüber war, wo die Kunst mit Liebe und Enthusiasmus belohnt wurde, und wie sehr Tadelsucht und Neid wütheten. Die Schüler der Carracci sind zahllos. Die berühmtesten strebten eifrig darnach, die Anmuth des Correggio mit der ersten Größe römischer Meister zu vereinen. Cesare Aretusi zeichnete sich durch die treuesten Copien des Correggio und Guido Reni (s. d.) (geb. 1575 in Bologna, gest. 1642), besonders durch die idealische Schönheit seiner Köpfe, die Lieblichkeit seiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit sein Pinsel Alles gleichsam hinschrieb. Sein Frescogemälde, die Aurora vorstellend, im Palaste Borghese, und sein Oelgemälde, die Himmelfahrt der Maria, in München, sind weltberühmt. Francesco Albani (s. d.) (geb. 1578 in Bologna, st. 1660) lebte in stetem Wetteifer mit Guido. Er lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er besonders berühmt durch den namenlosen Reiz, womit er in kleinerm Maßstabe liebliche Gegenstände der Fabel und besonders Gruppen von Amorinen darstellte. Seine Gemälde in der Galerie Verospi und seine 4 Elemente, die er für die Familie Borghese malte, erwarben ihm allgemeineu Ruhm. Seine landschaftlichen Hintergründe sind trefflich, Alles athmet Heiterkeit, Scherz und Anmuth in seinen Werken. Der dritte große Mitschüler der Vorigen war Domenico Zampieri, genannt Domenichino (s. d.) (geb. 1581, gest. 1641). Seine Werke zeigen von den gründlichsten Kenntnissen und sind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Seine Communion des heil. Hieronymus, seine Marter der heil. Agnes und seine Frescogemälde in Grotta Ferrata sind unsterbliche Meisterwerke. Schüchterne Bescheidenheit blieb ihm eigen. Giovanni Lanfranco (geb. 1580 zu Parma, gest. 1647) zeichnete sich besonders durch Effecte der Beleuchtung aus. Bartol. Schidone gehört zu den trefflichsten Coloristen dieser Schule. Noch verdienen die Bibiena, die Mola, Al. Tiarini, Pietro di Cortona, Ciro Ferri hier genannt zu werden. An der Spitze der Naturalisten, die durchaus nur die Natur

ohne Auswahl, ohne gebildeten Schönheitssinn, mit kühnem, oft frechem Pinsel nachahmten, steht Michel Angelo Merigi, oder Amerigi da Caravaggio (s. d.) (geb. 1569). Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpino, der an der Spitze der dortigen Idealisten oder vielmehr Manieristen stand Caravaggio und seine Nachfolger: Manfredi, Leonello Spada, Guercino da Cento ꝛc., wählten oft die gemeinste Natur zum Modell, das sie sklavisch nachahmten, und so entweihten sie die echte Würde der Kunst, obschon ihnen Kraft und Genie nicht abzusprechen war. In Rom riß zu dieser Zeit, dem Anfange des 17. Jahrh., durch Peter Laar der Unfug der Bambocciaden (s. d.) ein. Viele Künstler, besonders Mich. Ang. Cerquozzi, mit dem Beinamen delle battaglie und delle bambocciate, folgten diesem ausgearteten Geschmack. Andrea Sacchi strebte ihm kräftig entgegen. Seine Zeichnung war richtig und groß, sein Vorbild Rafael. Sein berühmtester Schüler war Carlo Maratti (s. d.) (geb. 1625 zu Camerano), dessen Styl edel u. geschmackvoll war. Der Ritter Pietro Liberi, Andrea Celesti; die Portraitmalerin Rosalba Carriera (geb. 1675 in Venedig, gest. 1757), die sich in der Pastellmalerei auszeichnete; der anmuthige Francesco Trevisani, Pinzetta Tiepolo und der Perspectivmaler Canaletto waren die berühmtesten venetianischen Maler dieser Zeit. Carlo Cignani (geb. 1628, gest. 1719 in Bologna) erwarb sich großen Ruhm durch Eigenthümlichkeit und seine ebenso kräftige als angenehme Behandlung der Farben. Unter seinen Schülern zeichnet sich besonders Marc Antonio Franceschini aus (geb. 1648, gest. 1729), dessen Werke reizend und seelenvoll sind. Giuseppe Crespi, genannt Spagnuoletto (s. d.), verdient seines Fleißes und guten Styles wegen Erwähnung; leider haben seine Gemälde sehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete sich Pompeo Battoni (geb. 1708, gest. 1787) vorzüglich aus und wetteiferte mit dem berühmten Mengs. Angelica Kaufmann verdient als Grazienmalerin genannt zu werden. Noch müssen wir einen Blick auf die beiden Nebenschulen in Italien werfen, die neapolitanische und die genuesische. Von den Neapolitanern nennen wir: Tommaso de' Stefani (geb. 1230), Fil. Tesauro, Simone, Colantonia di Fiori (geb. 1352), Solario il Zingaro, Sabatino (geb. 1480), Belisario, Caracciolo, Giuseppe Ribera Spagnoletto (geb. 1503), Spadaro, den trefflichen Francesco di Maria (geb. 1623), Andrea Beccaro, den kühnen, geistreichen Landschaftsmaler Salvator Rosa (geb. 1615), Preti, genannt il Calabrese (geb. 1613) und Luca Giordano (geb. 1632, gest. 1705), den man, wegen seines schnellen Arbeitens, Luca fa presto nannte. Solimena (geb. 1657) und Conca gehören zu den neuern Meistern dieser Schule. Die Genueser haben einen Semino (geb. 1485), Luca Cambiasi (geb. 1527), Paggi Strozzi, genannt il Prete Genovese, Castiglione (geb. 1616), Biscaino, Gaulli und Parodi besonders unter ihren Künstlern zu nennen.

Landi und Camuccini sind unter den neuesten italien. Malern die berühmtesten; sie gehören zwar von Geburt dem Lande der Kunst an; allein jener mehr in der bologneser, dieser in der franz. Schule befangen, zeigen die Werke beider nichts von jenem großen, einfachen Style, nichts von dem tiefen Ernst der früheren Kunstperiode bis auf Rafael. All das Conventionnelle, was beiden

Schulen eigen ist, tritt auch in ihren Werken hervor, nirgends eine wesentliche Eigenthümlichkeit, die auf eine individuelle Auffassung der Natur und Wahrheit losging. Die Plafondgemälde beider Künstler im Palaste Torlonia bestätigen dieses. Die Anordnung mag immer gefällig seyn und den Blick des Liebhabers anziehen, den Kenner stellt sie nicht zufrieden. Camuccini hat im Ganzen sich eine gute Zeichnung zueigen gemacht, die ein wesentliches Verdienst seiner Schule ist. Wenn hier seine Färbung etwas kalt und monoton anspricht, so übertrifft ihn Landi durch ein wärmeres Colorit. Aber bei all dieser Technik gebricht es Beiden und vorzüglich dem Letztern an geistiger Kraft und Fülle, ihre Werke tiefer und gehaltvoller damit zu beleben. Grassi besitzt unnachahmliche Grazie und einen wahren Zauberreiz des Pinsels. Benvenuti, Director der Akademie in Florenz, ist unstreitig der erste dasige Künstler. Ein neueres historisches Gemälde von ihm macht Aufsehen durch treffliche Beleuchtung und Wirkung, obschon es sonderbarerweise eine Scene darstellt, die nie in der Wirklichkeit vorhanden war; er nennt es nämlich la Congiurazione dei Sassoni, und will hier als Nachtscene darstellen, wie die Sachsen dem Napoleon einen Eid der Treue leisten, was ebenso unwahr ist als die Uniformen, die er ihnen gab, unrichtig sind. (Dieses Bild war für Napoleon bestimmt, kam aber, da es bei dessen Sturze noch nicht vollendet war, später nach England.) Ein franz. Künstler, Fabre, der immer in Florenz lebt, wetteifert mit Benvenuti; seine Landschaften sind ebenso trefflich wie s. Hirtengemälde. So ist gleichfalls der dort lebende Colignon sehr brav. Appiani, der vor kurzem in Mailand starb, war besonders durch die Grazie s. weiblichen Gestalten berühmt, sowie der gleichfalls verstorbene Bossi im ernstern und strengern Styl. Der Florentiner Sabbatelli, dessen Federzeichnungen sehr geschätzt sind, lebt jetzt in Mailand. Ermini in Florenz ist ein reizender Miniaturmaler in Isabey's Manier. Alvarez, ein Spanier, und Ayez, ein hoffnungsvoller junger Venetianer, sind in Rom sehr geschätzt. Doch vor Allen zeichnet sich der junge Künstler Agricola in Rom jetzt aus. Er ist aus Urbino gebürtig. An Reinheit des Styls und Gefühl, welches entfernt von theatralischem Ausdruck ist, soll er alle neuere Künstler übertreffen. Ueber die Geschichte der Maler in Italien s. Lanzi's „Storia pittorica". Speth in s. Schrift: „Die Kunst in Italien" (München 1823, 3 Thle.), betrachtet vorzüglich Gegenstände der bildenden Kunst aus den ältern Zeiten. Noch sind gefeierte Namen: Diotti, Migliaja, Scoti (für Miniaturen) und Palagi. Doch bestehen die Werke dieser Künstler nur neben denen der fremden Meister, und bemerkenswerth bleibt es immer, daß der Marchese Massimi zu Rom, der im Sinne der Kunstfreunde besserer Zeiten seine Villa mit Darstellungen aus Dante, Arioste und Tasso al fresco ausschmücken läßt, nur Deutsche vorzugsweise mit seinen großgedachten Aufgaben beehrte. Darfür dürfen die Italiener eines andern Kunstgönners sich rühmen, der nicht ohne Einfluß auf die ganze Richtung des künstlerischen Strebens war, des 1825 verst. Grafen Sommariva. Sein Landhaus am Comersee, sowie sein Palast zu Paris, erinnern an die Pracht des augusteischen Zeitalters. Stefano Barezzi, Maler in Mailand, hat sich durch

die Erfindung bekanntgemacht, alte Frescogemälde von der Mauer abzunehmen, indem er ein Stück Leinwand, das mit einem besondern Kitt überzogen ist, darauf befestigt, dadurch die Farben loslöst, dann auf eine dazu vorgerichtete Holztafel überträgt, auf welcher sie nach Wegnehmung der Leinwand vollkommen fest aufgetragen bleiben. Im Ausstellungssaale des Palastes Brera sieht man von ihm ein auf diese Art unversehrt auf die Holztafel gebrachtes Gemälde des Aurelio Luino, die Marter des heil. Vincenz. (Mehre Nachrichten über das Kunststreben in Parma, Mantua, Bologna, Venedig gaben kundige Beurtheiler von Zeit zu Zeit im „Kunstblatt", wohin wir, sowie an das „Quart. rev.", B. 32, in Bezug auf seine Baumeister, verweisen.)

C. Kupferstecherkunst. In ihr thaten sich die Italiener früh hervor. Tommaso Finiguerra (1460) ist der erste bekannte Meister dieser Kunst, welcher sie dem Baccio Bandini (s. d.) mittheilte. Ihnen folgte Mantegna (s. d.); allein erst Marco Antonio Raimondi von Bologna (1500) brachte größere Freiheit in seine Kupferstiche. Seine Arbeiten nach Rafael werden wegen ihrer richtigen Zeichnung stets von großem Werth bleiben. Kein Kupferstecher hat ihn in allen diesen Stücken so glücklich erreicht, keiner mittels einer liebenswürdigen Einfalt und strengen Consequenz des Grabstichels so eigenthümlich und treffend wieder gegeben als Marc Anton. Er dünkt uns unter den Kupferstechern, was Rafael unter den Malern. Diese rühmliche Strenge und Einfachheit ging von ihm aus und hat sich in einer Reihe trefflicher Schüler fortgepflanzt. Wer schätzt nicht in dieser Hinsicht die Werke der Diana, Giovanbattista und Adamo Chisi; der beiden Ravenna, Silvestro und Marco; des Bonasone, Augustino Veneziano und Anderer, die alle in einfach treuer Nachbildung dem Style ihres Meisters mit Ruhm gefolgt sind. Es dürfte hierbei nicht leicht in Abrede gestellt werden, daß die wesentliche Ursache dieses kunstgerechten Verfahrens in die damals noch dürftige Führung des Grabstichels zu setzen ist. Man legte die Schraffirungen schlicht und einfach, nur nach Bedarf der charakteristischen Form der Glieder, die dadurch in's Bunte gestellt werden sollten, ohne Anspruch auf Glanz und Zierlichkeit. Dadurch verlor der Künstler die Hauptsache, Charakter der Form und des Ausdrucks, die ihm über der technischen Mühseligkeit des künstlerischen Grabstichels so oft entgehet, nicht aus den Augen; die Hand konnte frei und willig dem Gefühle folgen, denn die Einfachheit des Mechanismus fordert keinen Aufwand künstlicher Mittel, deren Gebrauch mehr die Hand als den Geist beschäftigt hätte. In einer andern Art, als Marc Anton u. s. Schüler, brachten Agostino Carracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Testa vortreffliche Sachen mit der Radirnadel hervor. Stefano della Bella zeichnete sich durch kleine geistreiche und zierliche Arbeiten aus, Bartolozzi verdient in der punktirten Manier Erwähnung. Indessen fing man an, die Kupferstecherkunst in Italien mehr und mehr zum Handwerke zu machen und fabrikmäßig zu betreiben. Sie erfuhr das Schicksal des später in die Malerei eingeführten Styles. Man liebte das Einfache nicht mehr, und die vormals streng bestimmten Umrisse mußten in süßelnde Weiche und charakterlose Unbestimmtheit verwandelt werden, damit so, wie in

der Malerei, auch im Kupferstiche, überall mehr und durchaus befriedigende Wirkung für das Auge hervorgebracht würde, wie sehr auch das Nachbild im Stiche hinter seinem Originale zurückbleiben mochte. Man glaubte dieß am besten durch Ausbildung einer bloß mechanischen Fertigkeit bewirken zu können, und widmete jetzt einer eleganteren Führung des Grabstichels die ganze Aufmerksamkeit. Man fing an die Taillen geschwungener und mannigfaltiger zu legen, sie feiner, zierlicher und glänzender zu schneiden. Die Wirkungen davon traten überall brillant hervor und Schatten und Licht in breiteren Massen zu frappanten Effekten; Alles nahm sich zarter und gefälliger aus. Jeder übersetzte sein Original, das er im Stiche geben wollte, mit mehr oder weniger Gelingen in die Manier seines Grabstichels, sie mochte dem Style des Gemäldes, dessen Formen und Charakter entsprechen, oder nicht; wenn nur Alles für das Auge wirksam, fein und gefällig erschien. Erst als die Malerei in Italien so selten Würdiges für die Verherrlichung durch den Grabstichel bo, erhob sich die Kupferstecherkunst, die alte Meisterwerke zum Gegenstande nahm, zu selbständigem Werth und eigenthümlicher Bedeutsamkeit. Volpato's Schüler, Morghen, und die von ihm ausgingen, leisteten bisher Ungeahntes; namentlich hat aber die mailänder Kupferstecherschule durch Anderloni und Longhi einen Ruhm erreicht, dem kein andres Land etwas Gleiches entgegenzusetzen jetzt im Stande seyn möchte. Longhi's Sposalizio bleibt sicher die ausgezeichnetste Erscheinung. Seine Schule macht die Zeichnung zu ihrem Hauptzwecke; daher hat der geistige Ausdruck über die materielle Behandlung das Uebergewicht. Bei der Morghen'schen Schule ist die Ausführung die Hauptsache; die röm. Kupferstecher haben für jeden Gegenstand dieselbe Ausführung; nur Bettelini blieb nicht bei dieser einförmigen Behandlung stehen. Toschi in Parma hat 1826 sein Einzug Heinrichs IV. in Paris, nach Gérard unvergeßlich gemacht, Schiavone die Himmelfahrt der h. Jungfrau nach Titian, die in malerisch effectvoller Auffassung vollendet zu nennen ist. Bonato Gandolffi (in Bologna, der 1824 Correggio's Girolamo stach), Garavaglia, Fontana Rosaspina, Benoglio, Giberti, Palmerini, Porporati, Pavon (eig. ein Spanier), Rainaldi, Rampoldi haben treffliche Blätter gestochen, der geistreiche Skizzist Luigi Rossini und Pinelli lebenvolle Scenen radirt. Meister in Umrissen ist Lasinio, wie s. Campo santo di Pisa und vielfältige Proben erweisen. Prachtwerke, zu denen Typographie und Chalkographie mit ihrem Luxus sich vereinigen (man denke an die Werke über den Dom zu Mailand, die Carthause bei Pavia, die Sacristei von Siena, die Monumenti sepolcrali aus Toscana, die vorzüglichsten Gebäude von Venedig, die Chiesa principala di Europa u. a.), in Florenz, Mailand, in Rom und Venedig thätig ans Licht gefördert, geben jedem Talente dort Anlaß zur Entwickelung und eine ausreichende Sphäre. — Als ein Mittelding zwischen Malerei und Bildhauerkunst muß die Mosaik betrachtet werden, in welcher man aus dem Wunsche, die Meisterwerke unzerstörbar zu machen, viele Gemälde in Italien nachbildete. Man unterscheidet die röm., die schon Tasi, Giotto und Cavallini verfertigten, und die florentinische Mosaik (s. d.). Die Mosaikmalerei scheint in Frankreich, wohin sie verpflanzt ward, ebenso gut zu gedeihen wie in Rom.

Die Kunst, in Scagliola (s. d.) zu arbeiten, blüht schon seit 2. Jahrh. in Toscana. Lamberto Gori zeichnete sich in neuerer Zeit hierin aus.

Noch ist Rom die Hauptstadt der Künste, mehr durch den unübersehbaren Reichthum aller Jahrtausende und seine glückliche Lage, die, Talente jeder Art herbeiziehend, jedem einen Punkt zeigt, zu dem es sich erheben oder von dem es ausgehen müsse, wenn sein Bemühen nicht erfolglos seyn soll. Großmüthig unterstützte der Papst Pius VII. jede Anordnung des kunstliebenden Cardinals Consalvi, die Rom im Besitze dieses Kunstprimats erhielt, und das Museum Chiaramonti, nach Aller Versicherung der prächtigste Theil von den langen Gängen des Vaticans, wird als ein bleibendes Denkmal seiner großartigen Kunstförderung, bei so vielen andern Zeugnissen dafür, dastehen. Lebhaft von allen Freunden des Erhabenen und Schönen ward der Unfall empfunden, welcher im Sommer 1823 die Paulskirche vor der Stadt zu Rom traf. Sie wiederherzustellen, möchte bei dem besten Willen dem Kirchenstaate kaum möglich seyn, und für den Verlust dieser ehrwürdigen Basilica dürfte weder die Kirche St.-Pietro und Paolo, die dem Schlosse von Neapel gegenüber aufgeführt wird, noch der Tempel von Possagno entschädigen, der seines Stifters, des hochgefeierten Canova, Asche noch vor seiner Vollendung aufnahm. Als ein Monument, zu dessen Ausschmückung der in jeder Beziehung ehrenwerthe Mann die letzten Regungen seines Kunstgenius anwandte, wird diese Kirche für die ital. Künstler stets ein hochzuhaltendes Vermächtniß bleiben. Die Skulptur und Malerei traten hier wieder in ihre Schwesterrechte zur Baukunst, und schon aus diesem Grunde gehört dieß Gebäude zu den Erscheinungen, welche einflußreich genannt werden müssen. Canova's Tod wurde der Anlaß zu seiner ersten feierlichen Weihe, denn man schien zu fühlen, daß sein Beispiel den Aufschwung veranlaßt habe, den man jetzt in fast allen Theilen des Kunststrebens nicht verkennen kann. Durch Canova (s. d.) namentlich gewann die Skulptur an Würde und Theilnahme. Wenn auch nicht schwer seyn möchte zu beweisen, daß Thorwaldsen mehr im Sinne seiner Kunst arbeite, als Canova jemals, so war es doch gerade Er, der zeigte, daß aus diesen Steinen Leben und ein das Leben freundlich Berührendes hervorgehen könne. Nicht tröstlich ist das Bekenntniß, daß von den Italienern aus Canova's Schule am wenigstens Gutes gesagt werden kann. Die Denkmäler, welche Ricci dem jetzigen Großherzoge von Toscana zu Arezzo, Pisani Fürstinnen aus dem Hause Este zu Reggio, und vollends gar Antonio Bosa auf Rosetti's Antrag dem Andenken Winckelmann's ausführten oder vorschlugen, können eher Hoffnungen benehmen als erheben. Tenerani u. A. müssen für Diese trösten. Doch darf man bei der wiedererwachten Liebe für plastische Denkmäler, die am günstigsten jeden Keim zu entwickeln verstehen wird, dann durch die Beachtung der Antiken, die immer allgemeiner sich verbreitet, und durch die bessere Einsicht in das Wesen derselben, die Monti in Neapel zu täuschenden, für echt ausgegebenen Nachbildungen mißbraucht, auch von dem jüngern Geschlechte Italiens sich bald die Erfolge versprechen, welche in den der Skulptur verwandten Kunstübungen schon zu Tage liegen.

Nicht übersehen sey der Einfluß, der in Bezug darauf dem Grafen Cicognara, Präsidenten der Akad. der Künste zu Venedig, zugeschrieben werden muß, obgleich die Einseitigkeit seiner Ansichten mancher Corrective bedarf, die sie auch im Auslande gefunden haben. So ist unverkennbar die Steinschneidekunst (s. d.) dort auf einen vorzüglich hohen Punkt gebracht, und mit Recht verdienen Berini's Arbeiten den europ. Ruf, welchen sie erhielten. Für die Medaillenglyptik liefern Manfredini in Mailand, Pulinati und Mercandelli Muster, denen das Ausland wenig Nahekommendes entgegenzustellen hat. In Rom schätzt man die Medailleurs Girometti und Cerbara. S. William Young Ottley's „Italian School of design (a series of Fac-similes of original Drawings, by the most eminent painters and sculptors of Italy with biograph. notices etc.)" (Lond. 1823, mit 84 Kpfn., Fol.).

Italienischer Gesang, s. Italienische Musik.

Italienische Literatur und Gelehrsamkeit (mit Ausschluß der Poesie). Nach der Auflösung des abendländischen Reichs trat in Italien eine Zeit der Finsterniß und Unwissenheit, wie der Unordnung und Zerrüttung ein. Cultur und Wissenschaften erlagen unter den Zerstörungen der wilden Barbaren und unter der Noth der Zeit. Die kaiserl. Schulanstalten gingen unter, die Büchersammlungen wurden aufgebrannt, wodurch das letzte Licht wissenschaftlicher Bildung erlosch. Daher sind die Spuren einer gelehrten Erziehung so etwas Seltnes, daß Peter von Pisa, Paul Diaconus und Theodulf, welche Karl d. Große zur Bildung der rohen Franken aus Italien an seinen Hof berief, wie einzelne Spätlinge erschienen, die aus verlornen Samenkörnern durch einen bloßen Zufall hervorgekeimt sind.

Erster Zeitraum. Von Karl d. Gr. bis zum Tode Otto's III. 1002. Karl des Großen Bemühungen zur Wiedererweckung der Studien, die für Deutschland und Frankreich so erfolgreich waren, erstreckten sich nicht bis nach Italien, und so stieg hier die literarische Finsterniß immer höher, bis Lothar I. unter Ludwig dem Frommen (823) die Regierung des Landes übernahm. Er befahl in einem eigenen Capitulare, in acht verschiedenen Städten Schulen anzulegen, in welchen Grammatik, d. i. in dem Sinne jener Zeiten, latein. Sprache, Poesie, Beredtsamkeit und Geschichte gelehrt werden sollten. Von den Lehrern dieser Schulen kennen wir nur Dungalus zu Pisa, von dem einst, als er noch Mönch zu Bobbio war, Karl d. Gr. Aufschluß über 2 Sonnenfinsternisse begehrte, und unter dessen Namen noch verschiedene Schriften vorhanden sind. Der Papst Eugen II. folgte seinem Beispiele und legte in einem eigenen Kanon den Bischöfen die Verpflichtung auf, an ihren bischöfl. Sitzen und anderwärts Lehrer anzustellen, welche die freien Künste zu lehren verstanden. Allein die Folgen dieser Verordnungen waren nicht sehr bedeutend, denn es fehlte an tüchtigen Lehrern, und keiner der nachfolgenden Carolinger kümmerte sich weiter um die geistige Bildung Italiens. Auch die Geistlichkeit wäre in gänzliche Unwissenheit zurückgesunken, wenn nicht 853 eine Synode zu Rom den Kanon von 823 bekräftigt und der Bischof Athanasius zu Neapel auf Unterricht in der Grammatik gedrungen hätte. Dazu kamen die ver-

heerenden Einfälle der Ungarn und Saracenen und innere Fehden, die eine allgemeine Verwirrung und Zerrüttung des Landes hervorbrachten. Unter diesen feindlichen Einwirkungen von außen und von innen konnte keine wissenschaftliche Bildung aufblühen; und es ist kein Wunder, daß Italien bis in das 11. Jahrhundert in allen edlern Kenntnissen weiter zurück und barbarischer war als alle übrigen Reiche des westlichen Europa. Nur sehr wenige Männer ragen in dieser Periode der italienischen Literatur durch ihr Wissen hervor. In geistlicher Gelehrsamkeit zeichneten sich aus die Päpste Hadrian I., der oben genannte Eugen II., Leo V. Nicolaus I. und Sylvester II., ferner die Bischöfe Paulinus, Patriarch von Aquileja (seine Werke, Veneb. 1737), Theodolphus, Bischof von Orleans (seine Werke, Paris 1646), beide Zeitgenossen Karls des Großen, die beiden mailändischen Erzbischöfe Petrus und Adelbertus, Maxentius, Patriarch von Aquileja, und endlich die beiden Aebte des Benedictinerklosters Monte Casino: Autpertus und Bertarius. Unter den Geschichtschreibern dieser Zeit, die wenn auch in einer rohen und barbarischen Schreibart, uns höchst wichtige Nachrichten mitgetheilt haben, sind die bedeutendsten: Paulus Warnefried, mit dem Beinamen Diaconus, Verfasser mehrer Schriften, besonders einer Geschichte der Longobarden, sodann die Fortsetzer des genannten Werks, Erchempertus und die zwei Ungenannten von Salerno und Benevento; ferner ein Priester von Ravenna, Namens Agnellus (auch Andreas), der eine Geschichte der Bischöfe von Ravenna schrieb; Andreas von Bergamo, Verfasser einer Chronik Italiens von 868 bis 875; Anastasius, Bibliothekar der römischen Kirche, wichtig durch seine Lebensbeschreibungen der römischen Bischöfe, und Luitprandus von Pavia, Verfasser einer Geschichte seiner Zeiten.

Zweiter Zeitraum. Vom Tode Otto's III., 1002, bis zum Konstanzer Frieden, 1183. In diesem Zeitraume war der Zustand Italiens dem Gedeihen der Wissenschaften günstiger. Mehre italienische Städte erkämpften sich eine freie Verfassung, die dem Geiste einen ungehinderten höheren Schwung gab. Gregor VII. und Alexander III. erließen Verfügungen zur Verbesserung der Schulen, der Abschriften alter classischer Werke wurden vermehrt, und ihr Studium mit Eifer betrieben. Die innere Ordnung begann allmälig zurückzukehren, der Landmann baute ungestört sein Feld, der Städter arbeitete sicher in seiner Werkstätte; der Handel hob sich und mit ihm verbreitete sich ein allgemeiner Wohlstand über das schöne Land. Unter so günstigen Umständen erhoben sich im 11. Jahrh. die Wissenschaften in Italien wieder. Bononien (Bologna) war ein Sitz der freien Künste, der selbst aus fremden Ländern lernbegierige Schüler anlockzog. Hier schlug die Rechtsgelehrsamkeit ihren ersten Wohnsitz auf. Irnerius erklärte das römische Gesetzbuch und erwarb sie den höchsten Ruhm. Bald wurden in ganz Italien Schulen eingerichtet, in denen die Rechtsgelehrsamkeit vorgetragen wurde, namentlich zu Modena, Mantua, Padua, Piacenza, Pisa, Mailand. Viele ausgezeichnete Rechtsgelehrte aus dieser Zeit könnten wir namhaft machen, begnügen uns aber, nur den berühmten Gratian anzuführen, der zuerst die Kirchengesetze (in seinem „Decretum sive concordia canonum discordantium") zum gerichtlichen Gebrauch ordnete und

als der Stifter des kanonischen Rechts anzusehen ist. Salerno ward der Sitz der praktischen Medicin und eines förmlichen Unterrichts darin für künftige praktische Aerzte. Das älteste Denkmal der salernitanischen Schule sind gewisse, in leoninischen Versen abgefaßte, diätetische Regeln unter dem Titel: „Medicina Salernitana", oder „De conservando bona valetudine". Mehre Aerzte, theils in Salerno, theils in der Nachbarschaft, haben sich in dieser Zeit durch Schriften bekanntgemacht, namentlich Matth. Platearius, Saladinus von Ascoli (Letzterer durch ein Compendium von den aromatischen Arzneimitteln) und verschiedene Mönche, die wir übergehen. Als gelehrte Theologen verdienen genannt zu werden: der Römer Fulbert, Bischof von Chartres; die beiden berühmten Erzbischöfe von Canterbury, Lanfranc und dessen Schüler Anselmus; Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris und am berühmtesten durch seine 4 Bücher Sententiarum; ferner Petrus Damianus; der Cardinal Albericus; Bruno, Bischof von Segni; Anselmus, Bischof von Lucca; Petrus Grossolanus oder Chrysolaus, Erzbischof von Mailand; und Bonizone, Bischof zu Sutri, später zu Piacenza. In der Dialektik, außer welcher alle übrigen Theile der Philosophie gänzlich vernachlässigt wurden, zeichneten sich Folgende aus: die schon genannten Lanfranc und Anselmus, Gerardus von Cremona, der zu Toledo lehrte und u. A. die Werke des Avicenna und den Almagest des Ptolemäus aus dem Arabischen in die lateinische Sprache übersetzte, und Johannes, der Italiener, der zu Konstantinopel die Platonische und Aristotelische Philosophie erklärte und Unterricht in der Disputirkunst gab. Guido Arezzo, ein Benedictiner im Kloster zum Pomposa, erfand das Notensystem. Das Sprachstudium der alten Classiker wurde vorzüglich durch Lanfranc und Anselm, Cardinal Humbert, Papst Leo IX. u. A. gehoben. Papias war einer der ersten, die latein. Wörterbücher schrieben. Für die Geschichte erwarben sich im 11. und 12. Jahrh., weniger durch schöne Darstellung als durch klare Abfassung Verdienste: Arnolphus, die beiden Landolpus, Sire Raul, Otto Morena und dessen Sohn Acerbus, Godofredus Malaterra und mehre Chronikenschreiber und Verfasser von Klostergeschichten, wegen deren Namen und Werke wir auf Muratori's unschätzbare Sammlung verweisen.

Dritter Zeitraum. Vom konstanzer Frieden, 1183, bis zum Ende des 13. Jahrh. Mit diesem Zeitraume gewinnt die Literatur Italiens ein erfreulicheres Ansehen. Gewerbe, Manufakturen, Kunstfleiß und Handel standen im herrlichsten Flore. Die Kreuzzüge hatten den Kreis der Kenntnisse erweitert und die Geister auf vielfache Weise angeregt. Der Freiheitssinn des italienischen Volks entwickelte sich immer mehr und zeigte sich im kühnen Denken und im muthigen Auflehnen gegen angemaßte Herrschaft. Aus dem Kampfe seiner Parteien, der Guelfen und Ghibellinen, gingen Krieger, Staatsmänner und Redner voll innerer Kraft und Stärke hervor, und neben ihnen und durch sie bildeten sich die Volkswissenschaften, Poesie, Geschichte und Philosophie, verschieden von derjenigen die in den Sälen der Scholastiker widerhallte. Statt des barbarischen Lateins, in welchem man bisher nur geschrieben, bedienten sich jetzt die Gelehrten und Dichter der lebendigen Sprache des Volkes

(lingua volgare), die zuerst sicilianische Dichter zur Poesie ausgebildet. Die Republiken, Fürsten und Päpste wetteiferten mit einander in Begünstigung und Aufmunterung der Gelehrten und in Begründung neuer Schulen und Lehranstalten. Große Verdienste erwarben sich die beiden Kaiser Friedrich I. und II., besonders Letzterer, der selbst sehr ausgebreitete wissenschaftliche Kenntnisse besaß. Auch sein Sohn Manfredi und sein gelehrter Kanzler Peter de Vineis waren sehr eifrige und thätige Beförderer der Gelehrsamkeit. Unter den Päpsten zeichneten sich als Gelehrte und Schriftsteller Innocenz III., Innocenz IV. und Urban IV. aus. Die Universität Bologna zählte bereits zu Anfang des 13. Jahrh. 10.000 Schüler aus allen Ländern Europas; mit ihr wetteiferten Padua, Vicenza, Arezzo, Neapel u. a. m. Unter den Theologen dieser Zeit sind Thomas von Aquino († 1274), der Franciscaner Bonaventura († 1274) und Egidio Colonna (1316) durch ihre Gelehrsamkeit und die Menge ihrer Schriften ausgezeichnet. In der Philosophie wurde Aristoteles den Italienern bekannt und stieg zu hohem Ansehen; Thomas von Aquino widmete sich hauptsächlich der Erklärung seiner philosophischen Schriften. Brunetto Latini gab einen Auszug der Ethik des Aristoteles in seinen „Tesoro", einer Encyklopädie aller damaligen Kenntnisse. In der Mathematik und Astronomie, die mit der Astrologie verbunden war, zeichneten sich aus: Campano, Lanfranco; die beiden Dominicaner Reinero de Todi und Leonardo de Pistoja, Guido Bonatti de Forlivio u. A. waren enthusiastische Lobredner der Astrologie. In diese Zeit fällt die Erfindung der Brillen und der Magnetnadel. Für die Medicin blieb Italien bis zur Erwachung der alten Literatur der Hauptsitz und das Vaterland der meisten medicinischen Schriften; die berühmtesten Schulen waren Salerno und Neapel und mit diesen wetteiferten ihre Schwestern durch ganz Italien, zu Bologna, Pavia, Ferrara, Mailand, Piacenza und anderwärts. Doch herrschte noch viel Aberglauben in dieser Wissenschaft, die Astrologie war ein Haupttheil derselben, und die berühmtesten Aerzte nannten sich Doctoren der Arzneiwissenschaft und Astrologie. Hippokrates und Galen waren zwar bekannt geworden, allein noch immer behauptete die arabische Medicin über die griechische das Uebergewicht. Unter den Aerzten dieser Zeit waren die ausgezeichnetsten: Pietro Musandino, Matteo Plateario, Mauro, Ugo von Lucca; Thaddäus zu Bologna, der in seinen Auslegungen des Hippokrates und Galenus die ganze Fülle der Scholastik und arabischen Medicin niederlegte; Mattheus Sylvaricus, der ein medicinisches Wörterbuch schrieb, Simon von Genua (Verf. der „Clavis sanitatis", die man als das erste Wörterbuch der Arznei- und Kräuterkunde ansehen kann) u. A. Die Chirurgie wurde durch Roger von Parma, dessen Schüler Rolando, Wilhelm von Saliceto, Lanfranco, Brunus und Theodorich gefördert. Keine Wissenschaft machte aber glücklichere Fortschritte als die Rechtswissenschaft im 13. Jahrh. Die vornehmsten Rechtsgelehrten dieser Zeit waren: Azzo von Bologna (dessen „Summae" über die Institutionen und „Apparatus ad codicem" auch gedruckt sind); Ugolino del Prete, auch ein Bologneser (der die von Anselmus von Orto gesammelten Lehngesetze und Verordnungen der neuen Kaiser dem „Corpus juris" einverleibte), Accorso, ein Florentiner (der sich

dadurch, daß er die besten Glossen seiner Vorgänger sammelte und einige hinzufügte, den Beinamen Glossator erwarb), Odofredo (Verfasser eines Commentars über den Codex und die Digesten) u. s. w. Im kanonischen Rechte hatte bisher Gratian's Sammlung als Richtschnur gegolten. Zu dieser kamen jetzt die verschiedenen Sammlungen des Bernardo von Pavia, des Pietro Collivatino u s. w., welche als Gesetzbücher angesehen wurden, bis die durch Gregor IX., veranstaltete Sammlung, die noch jetzt den größten Theil des kanonischen Rechts ausmacht, die früheren verdrängte; zu dieser fügte Bonifaz VIII. 1298 noch das 6. Buch der Decretalen hinzu. In der Geschichtschreibung übertraf Italien seit der 2. Hälfte des 13. Jahrh. alle andere Nationen; der politische Geist, der durch die vielen Republiken über Italien verbreitet worden, gab selbst seinen Antiquarien und Schulgelehrten eine richtige Ansicht der Begebenheiten und lehrte sie das Wichtige vom Unwichtige unterscheiden. Zu gleicher Zeit bemächtigten sie sich der lateinischen Sprache in ziemlicher Vollkommenheit, und seitdem wußten sie ihrer historischen Darstellung Reize zu geben, die man bei andern Nationen vergeblich sucht. Ihren ersten Geschichtschreibern leuchtete es schon damals ein, daß die neue Geschichte eigentlich in der Landessprache abgefaßt werden sollte: ein Beweis, daß Italien früher auf dem Wege der rechten Bildung war als andere Länder. Goffredo von Viterbo (eigentlich ein Deutscher, schrieb eine Chronik von Erschaffung der Welt bis 1168, unter dem Titel „Pantheon"), Sicardus (Verf. einer ähnlichen Chronik), Giovanni Colonna (Verf. einer allgemeinen Geschicht: „Mare historiarum"), Riccobaldi (Verf. eines gleichen Werks, „Pomarium" betitelt), ferner die Sicilianer Riccardo von St.-Germano (erzählt mit vieler Treue die Geschichte von 1189 — 1243), Matteo Spinello (dessen Geschichtserzählung von 1247 — 68 reicht und das erste gelehrte Werk in ital. Prosa ist); Niccolo di Jmfilla, Sala Malaspina und Bartol. da Neocastro (deren Werke Muratori mittheilt). Florenz hatte seinen ersten Geschichtschreiber an Ricordano Malaspini. Die Geschichte von Mailand schrieben Filippo von Castelseprio und der Dominicaner Stefanardo von Vimercate, und so hatte fast jede Provinz und Stadt ihren Chronisten, deren Namhaftmachung aber hier zu weit führen würde. Das Studium der Grammatik erhielt im 13. Jahrh. einen neuen Schwung durch Buoncompagno, Bertoluccio, Galeotto und vorzüglich durch den schon erwähnten Brunetto Latini, Dante's Lehrer. Am Schlusse dieses Zeitraumes müssen wir noch des Marco Polo erwähnen, der seit 1293 in Gesellschaft s. Vaters Matteo u. s. Oheims Nicolo 26 J. lang den größten Theil Asiens bis Peking durchstreifte, und von dem indischen Ocean und von Japan die ersten zuverlässigen Nachrichten lieferte.

Vierter Zeitraum. Von 1300—1400 Mitten unter der bürgerlichen Zerrüttung gelangten alle Wissenschaften durch das Licht der altclassischen Literatur, das sich nach Italien verbreitete, zu einer höhern Blüthe. Petrarca und Boccaccio wurden die beredtesten Lobredner der griech. Literatur und erwarben sich bleibende Verdienste um die Wiederherstellung der Gelehrsamkeit. Allenthalben wurden Schulen errichtet, auf welchen classisch-gebildete Männer die röm. und griech. Sprache lehrten. Handschriften und Kunstwerke wurden

zur Erleuterung des Alterthums aufgesucht und in Bibliotheken und Kunstcabinetten gesammelt. Die Könige von Neapel, besonders Robert (1309—1348), die Visconti zu Mailand, die della Scala zu Verona, die Carrara in Padua, die Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua, die Mediceer in Florenz u. A. unterstützten die Gelehrten mit voller Hand. Die Universitäten häuften sich schnell: 1361 ward Pavia, 1391 Ferrara, 1400 Turin, 1413 Cremona, 1433 Florenz, 1445 Catana auf Sicilien angelegt und auf jeder die alte Literatur gelehrt. Coluccio Salutato machte durch Vergleichung mehrer Handschriften der alten Classiker, die durch unwissende Abschreiber entstellt und verstümmelt worden waren, einen Anfang in der Kritik. Die Theologie ward von unzähligen Scholastikern bearbeitet, aber durch die meisten mehr verdunkelt als aufgeklärt. Ehrenvolle Ausnahmen machen u. A. Albert von Padua, Gregor von Rimini, Michael Aiguani von Bologna, Bartolomeo Carusio von Urbino, Alessandro Fassitelli, welche sämmtlich zu Paris lehrten, ferner Porchetto de Salvatici von Genua, Ranieri von Pisa oder von Ripalta, Jacob Passavanti, Simon von Cascia, Petrus von Aquila, Bonaventura de Peraga, Marsilio Raimodini von Padua und Lodov Marsigli. In der Philosophie, die noch höchst verworren und finster war, zeichnete sich der einzige Petrarca aus, der mehre Werke über Gegenstände der Moral schrieb, z. B. „De remediis utriusque fortunae", „De vita solitaria", „De contemptu mundi", „De ignorantia sui ipsius et aliorum" u. a. Was außerdem im Fache der Moral geschrieben wurde, verdient nur wegen der Reinigkeit der ital. Sprache Erwähnung, z B. die „Ammaestramenti degli antichi volgarizzati" von Bartol von Pisa. Von den math. Wissenschaften ward die Astronomie und mit ihr die Astrologie am fleißigsten bearbeitet. Peter von Apono brachte die Astrologie sogar in ein System, und obgleich Francesco Cecco für seine astrol. Werke auf dem Scheiterhaufen büßte, so schreckte dieß doch von dem trüglichen Studium nicht ab. Andalone del Nero wird von Boccaccio als der größte Astronom seiner Zeit gepriesen. Von Paolo, mit dem Zunamen Geometra, erzählt Villani, daß er durch selbst erfundene Instrumente die Gesetze der Bewegung der Gestirne berichtigt und zuerst einen Kalender geschrieben habe. Jacopo Dondi (1350) stellte zu Pavia eine messingene Uhr auf, die außer andern die Bewegungen der Sonne und Planeten anzeigte; sie war eine solche Seltenheit, daß sie seinem Sohne Giov. Dondi, der sie in einer eigenen Schrift beschrieb, den Beinamen des Joh. von der Uhr erwarb. Die Medicin befand sich noch immer in einem höchst unvollkommenen Zustande und verdiente wenigstens zum Theil die Verachtung, mit der Petrarca sie betrachtete. Die Araber galten noch allgemein als Lehrer und Muster. Die Schule zu Salerno war in Verfall gerathen, dagegen hatte sich Neapel sehr gehoben. Unter den vielen Aerzten jener Zeit sind die berühmtesten: der Florentiner Dino del Garbo, der einige Schriften des Avicenna und Hippokrates, wie auch die Liebescanzone des Guido Cavalcanti commentirte und über die Chirurgie u. s. w. schrieb; dessen Sohn Tommaso, Petrarca's Freund, der außer einer Summa der Arzneiwissenschaft eine Anweisung, wie man sich bei der Pest verhalten müsse, schrieb, und Galen's Bücher vom Unter-

schied der Fieber und von der Zeugung erläuterte; Torrigiano Rustichelli, der über Galen's kleinen Apparat schrieb; Gentile von Foligno, Jacob von Forti, Marsilio von Santa Sofia u. A., deren Schriften vergessen sind, endlich Mundino aus Bologna, der zuerst ein vollkommenes Werk über die Anatomie schrieb, das sich 2 Jahrh. hindurch in Ansehen erhielt. In der Rechtswissenschaft glänzten mehre ausgezeichnete Männer. Vor allen zeichneten sich als Schriftsteller aus im Civilrecht: Rolando Placiola; Alberto von Gandino (schrieb „De malificiis"); Oldrado da Ponte (schrieb „Consilia" und „Quaestiones"); Jac. von Belfiso (schrieb u. A. vom Lehn); Franc. Ramponi (erläuterte einige Bücher des Codex); Cino von Pistoja und den beiden berühmtesten Rechtsgelehrten dieses Zeitalters, Bartolo und Balde; im kanonischen Recht aber, das durch die Clementinischen Decretalen und Extravaganten erweitert wurde, glänzte als der vorzüglichste der Florentiner Giovanni d'Andrea, der die 6 Bücher der Decretalen commentirte und mehre verdienstvolle Schüler bildete, die wir jedoch, sowie andere namhafte Kanonisten, hier übergehen müssen. Um die Geschichte, auf welche die alte Literatur den meisten Einfluß ausgeübt hatte, erwarben sich vorzüglich Petrarca und Boccaccio Verdienste, die mehre geschichtliche Werke in lateinischer Sprache abfaßten, jener vier Bücher „Rerum memorandarum" und Lebensbeschreibungen berühmter Männer, dieser „De genealogia Deorum"; „De casibus virorum et feminarum illustrium"; „De claris mulieribus"; „De montium, silvarum, lacuum, fluminum, stagnorum et marium nominibus". Ihnen schließt sich eine lange Reihe von Verfassern allgemeiner Geschichten und Chroniken an, unter denen wir als die wichtigsten auszeichnen: Benvenuto von Imola (schrieb eine Kaisergeschichte von Julius Cäsar bis Wenzel und commentirte den Dante), Franc. Pipino aus Bologna (schrieb eine Chronik vom Anfang der fränkischen Könige bis 1314) und Guglielmo von Pastrengo, Verf. der ersten allgemeinen Bibliothek von den Schriftstellern aller Nationen, worin sich eine für jene Zeit bewundernswürdige Belesenheit zeigt; ferner die Florentiner Paolino die Piero, Dino Compagni u. die Villani (s. d.), welche zugleich zur Bildung ihrer Muttersprache mächtig beitrugen; der Venetianer Andrea Dandolo (schrieb eine schätzbare lateinische Chronik seiner Vaterstadt von Chr. Geb. bis 1342) und sein Fortsetzer bis 1388, Rafaele Caresino; der Paduaner Albertino Musato, schrieb in gutem Latein mehre Geschichtswerke, theils in Prosa, theils in Versen u. A., wegen deren Namen und Werke wir auf Muratori's Sammlung verweisen. Das Studium der morgenländischen Sprachen hatte noch keinen rechten Fortgang, obgleich Clemens V. die Einrichtung von Lehrstühlen für diese Sprachen befahl. Das griech. Sprachstudium wurde besonders durch Petrarca und Boccaccio befördert, und Florenz ward der erste Sitz der griech. Literatur, durch einen eignen Lehrstuhl, den zuerst Leonzio Pilato einnahm und nach ihm Manuel Chrysoloras schmückte. Auch wurden damals die ersten ital. Novellen und Romane geschrieben, deren älteste Sammlung die s. g. „Cento novelle antiche", kurze, höchst einfache Erzählungen von unbekannten Verfassern sind. Auf diese folgten Boccaccio (s. d.) mit seinem „Decameron" und seiner „Fiammetta", durch welche er der eigentl. Schöpfer der ital. Prosa

in ihrer ganzen Fülle, Ueppigkeit und Gewandtheit ward, ferner dessen Nachahmer Francesco Sacchetti, Verf. einer Novellensammlung, und Ser Giovanni, Verf. des „Pecorone"; Beide jedoch dem Boccaccio weit nachstehend. Auch Dante (s. d.) muß hier genannt werden, einmal wegen seiner ital. Werke, der „Vita nouva" und des „Convito", dann auch wegen seiner Bücher „De monarchia" und „De vulgari eloquentia". An letzteres schließ sich des Ant. da Tempo „De rhythmis vulgaribus", das, wie jenes die ital. Prosa und die verschiedenen Gattungen des Styls, den ital. Vers, jedoch sehr dürftig, behandelt. Ueberhaupt machten Grammatik und Wohlredenheit durch das Studium der Alten bedeutende Fortschritte. Man übersetzte und erklärte nicht nur die Muster des Alterthums, sondern auch für die Erklärung des Dante ward zu Florenz ein eigner Lehrstuhl gestiftet. Dennoch sind der gelungenen Proben redneriſcher Beredtsamkeit wenige. Unter den Reisebeschreibern dieses Jahrh. nehmen Petrarca und der Minorit Odorico von Pordenone die erste Stelle ein. Jener machte u. a. eine Reise nach Deutschland und gibt davon in seinen Briefen (besonders über Köln) anziehende Nachrichten, auch schrieb er für einen Freund einen Reisewegweiser nach Syrien, „Itinerarium Syriacum", ohne selbst dort gewesen zu seyn; dieser durchwanderte als Heidenkehrer einen großen Theil Asiens, und lieferte nach seiner Rückkehr eine Beschreibung dieser Reisen, welche man bei Ramusio findet, aber leider so entstellt, daß man den Angaben wenig trauen darf.

Fünfter Zeitraum. Von 1400—1500. In diesem Jahrh. reifte trotz der fortwährenden innern Unruhen die ital. Literatur zu ihrer schönsten Blüthe heran. Zwei Ereignisse wirkten besonders wohlthätig darauf hin: die Flucht der griech. Gelehrten nach Italien, die die reichsten und mannigfaltigsten Kenntnisse mitbrachten, und die Erfindung der Buchdruckerkunst, die eine schnelle allgemeine Verbreitung der classischen Literatur zur Folge hatten. Dazu beseelte die ersten Fürsten Italiens ein edler Eifer, sich als Nährer, Pfleger und Wohlthäter der neu belebten Wissenschaften auszuzeichnen: vor allen aber zeichnete sich das Haus der Mediceer in Toscana in der Begeisterung für Künste und Wissenschaften aus. Schon im vorigen Jahrh. hatte sich eine poetische Akademie gebildet, jetzt entstanden auch wissenschaftl. Akademien, z. B. in Florenz, Rom, Venedig und Neapel. Durch Guarini von Verona, Giovanni Aurispa und Fr. Filelfo wurden die Werke der griech. Classiker immer mehr ans Licht gezogen; Andere waren für die römische Literatur nicht minder eifrig bemüht. In keinem Theile der Literatur zeichneten sich die Italiener bis zu Ende des 17. Jahrh. mehr aus als in dem humanistischen. Gianozzo Manetti aus Florenz überragte alle seine Zeitgenossen in der hebräischen Sprachkunde. Unter den vielen Gelehrten dieser Zeit verdienen erwähnt zu werden: Nic. Malerbi, der zuerst die Bibel in seine Landessprache übersetzte, Bonino Mombrizio und Platina. Auf das Studium der Philosophie hatte die erneuerte Bekanntschaft mit der classischen Literatur den wohlthätigsten Einfluß; das Joch der Aristotelischen scholastischen Philosophie wurde abgeschüttelt, und man gewöhnte sich zuletzt zum freien und eignen Denken, besonders

ſeit Ankunft der Griechen in Italien. Einer der vornehmſten Philoſophen war der nach Italien geflüchtete Grieche Johannes Argyropulos, der den Ariſtoteles erklärte und verſchiedene Werke deſſelben überſetzte. Georgius Gemiſtus las über den Plato und erregte einen hartnäckigen Streit über den Vorzug des Ariſtoteles oder Plato, an welchem der berühmte Theodor Gaza, der Cardinal Beſſarion und Georgius von Trapezunt Theil nahmen. In Florenz blühte die von Cosmus geſtiftete Platoniſche Akademie fort; ihr dienten beſonders Marſilius Ficinus, der ſich von allen ſeinen Zeitgenoſſen die größten Verdienſte um die Platoniſche Philoſophie erwarb; und Johannes Picus von Mirandola zur Zierde. Die berühmteſten Nachfolger derſelben waren Poliziano und Landino. Auch die math. Wiſſenſchaften blieben hinter den Fortſchritten der übrigen Wiſſenſchaften nicht zurück. In der Aſtronomie, die noch immer mit der Aſtrologie verbunden war, traten neben den Theoretikern auch fleißige Beobachter des Himmels auf. Die gelehrteſten Aſtronomen ihrer Zeit waren: Giovanni Bianchino, der aſtronomiſche Tafeln vom Lauf der Planeten verfertigte, Domenico Maria Novara, Lehrer des Kopernicus, und vor allen Paulus Toscanellus, berühmt durch das von ihm in der Domkirche zu Florenz verfertigte Gnomon. Um die Arithmetik und Geometrie erwarb ſich beſonders Luca Pacioli del Borgo, Schüler des Leonhard von Piſa, Verdienſte. Ueber die Kriegskunſt ſchrieb zuerſt Roberto Valturio aus Rimini. Leone Battiſta Alberti verdient als ein gründlicher Schriftſteller über die Baukunſt eine rühmliche Erwähnung. Um die Theorie der Muſik machte ſich Franchino Gafurio zu Mailand durch mehre ſchätzbare Schriften verdient. Die Arzneikunde ward im Verhältniß zu der Menge der Aerzte nur wenig befördert und bereichert; man begnügte ſich mehr, die Beobachtungen der Vorgänger zu ſammeln. Antonio Cermiſone ſchrieb praktiſchen „Consilia"; Bartolomeo Montagna „Consilia medica" und drei Bücher von den Bädern zu Padua; Giov. de Concorreggio eine „Praxis nova totius fere medic." u. ſ. w., Giov. Marliano (zugleich ein geübter Mathematiker und Philoſoph) einen Commentar über den Avicenna. Hauptſächlich verdient um die Anatomie waren: Gabriel Zerbi, Aleſſandro Achillini und Nicolao Leoniceno, welcher Letztere in einem eignen Werke die Fehler der Alten rügte und vielleicht zuerſt „De morbo gallico" ſchrieb. Die bürgerliche Rechtswiſſenſchaft ſtand immer noch in hohem Anſehn. In ihr zeichneten ſich durch Schriften aus: Criſtoforo di Caſtiglione und deſſen Schüler Rafaello de Raymondi und Rafaello de Fulgoſi (ſie ſchrieben Consilia und Erläuterungen der Digeſten), Giovanni von Imola (commentirte den erſten Theil des „Digestum novum") Paolo von Caſtro (ſchrieb Erläuterungen über den Codex und die Digeſten), Pietro Filippo Corneo (hinterließ rechtliche Consilia), Ant. von Patrovecchio (verbeſſerte das Lehnrecht und ſchrieb u. A. ein „Lexicon juridicum") Angelo Gambiglione (ſchrieb „De maleficiis" u. ſ. w.), der große Franc. Accolti von Arezzo; Aleſſandro von Imola, mit dem Zunamen Tartagno (hinterließ viele juriſtiſche Werke über die Digeſten, den Codex, die Decretalen und Clementinen, viele Conſilia u. ſ. w.); Bartol. Cipolla (ſchrieb „De servitutibus" u. ſ. w.), Pietro da Ravenna, Bartol. Soccino und ſein Gegner Giaſon dal Maino u. A.

Im kanonischen Recht machten sich als Schriftsteller berühmt: Nic. Tedeschi, Giov. von Anaggni, Ant. Roselli, Felino Sandeo und der Cardinal Giannantonio da St.-Giorgio. Die Geschichte machte die glücklichsten Fortschritte. Durch die genaue Bekanntschaft mit den griech. und röm. Historikern gewann die Geschichte der alten Welt den ersten festen Grund und Boden; sie reinigte sich allmälig von den groben Fehlern, mit welchen sich die magere Kunde von ihr durch die Chroniken des Mittelalters hindurch gezogen hatte, und bereicherte sie nach und nach aus ihren Quellen selbst, die man nun wieder las. Die Geschichtschreiber folgten den Mustern der Alten und strebten nicht nur nach Wahrheit, sondern auch nach schöner Darstellung. Römische Alterthümer und alte Geschichte bearbeiteten: Blondo Flavio (seine Hauptwerke sind: „Roma instaurata", „Roma triumphans", „Italia illustrata", „Historia romana", „De origine et gestis Venetorum"), Benardo Ruccellai („De urbe Roma"), Pomponio Leto („De antiquitatibus urbis Romae", „De magistratibus Romanorum", „Compendium historiae Romane" u. s. w.) und Annio von Viterbo (dessen „Antiquitatum variarum volumina XVII" die Werke alter Schriftsteller enthalten, deren Unechtheit jetzt anerkannt ist). Geschichtswerke von Anfang der Welt bis auf ihre Zeiten haben geliefert: der Erzbischof Antonio zu Florenz, Pietro Ranzano, Jac. Filippo Foresti, Matteo und Matthia Palmerio und Sozomeno, welche Alle nur insofern, als sie von ihren Zeiten handeln, Werth haben. Als Geschichtschreiber ihrer Zeit und meist ihres Vaterlandes verdienen Auszeichnung: Aeneas Sylvius, nachmaliger Papst u. d. N. Pius II., der eine Menge historischer Werke hinterließ und dessen Geschichte seiner Zeit der Cardinal Jac. Ammanato fortsetzte; Giov. Mich. Alberto von Carrara, Leonardo Bruni von Arezzo, die Florentiner Poggio und Bartol. Scala, die Venetianer Marco Antonio Sabellico, Ber. Giustiniano, die Paduaner Pietro Paolo Vergerio und Mich. Savonarola (der Arzt), der Vicentiner Giambattista Paoliarini, die Brescianer Jac. Malvezzi und Christoforo di Soldo, die Mailänder Andrea Biglia, Pietro Candido Decembrio, Leodrisio Crevello, Giov. Simonetta, Giorgio Merula, Donato Bosso, Bernardino Corio und Tristano Calchi, die Neapolitaner Lorenzo Valla, Bartol. Fazio, Antonio Panormita, Giov. Pontano, Mich. Ricci, Giov. Albino, Tristano Caraccioli, Ant. Ferrario u. A., denen sich Pandolfo Collenucio von Pesaro, als der einzige, der eine allgemeine Geschichte von Neapel schrieb, anschließt. Die Geschichte von Genua schrieben Giorgio und Giov. Stella, ferner Bartol. Senarega und Jac. Barcello. Savoyen hatte in diesem Zeitraume zwei Geschichtschreiber, Antonio von Asti (der eine versificirte Chronik seiner Vaterstadt schrieb) und Benvenuto di Sangiorgio (eine mit Urkunden belegte Geschichte von Montferrat). Als Geschichtschreiber von Mantua verdient Platina Auszeichnung. Andere minder bedeutende übergehen wir, sowie auch Diejenigen, welche die Geschichte des Auslandes schrieben. Um die Erdbeschreibung machten sich verdient: Christoforo Buondelmonte, welcher Asien bereiste; Franc. Berlinghieri, der ein geographisches Werk in Versen schrieb; Caterino Zeno, der seine Reise durch Persien beschrieb; die berühmten Seefahrer Ca da Mosto, Amerigo Vespucci und Cabotto u. A.

Sechster Zeitraum von 1500 — 1650. Italien erreichte in diesen anderthalb Jahrh. den Gipfel seiner Größe. Sein Reichthum an Mitteln, den physischen und geistigen Menschen zu befriedigen, die Macht seiner Republiken und fürstlichen Häuser, ihr Enthusiasmus und ihre Freigebigkeit für Alles, was den Glanz der alten Zeiten, der in unvergänglichen Werken ihnen vor Augen lag, wieder herstellen könnte, ihre Energie und Thätigkeit, machte Italien würdig, ein Muster für ganz Europa zu werden. Während daher dieses Land unter dem Elende des Krieges unterlag, den Ferdinand der Katholische, Karl V. und Franz I. auf seinem Grund und Boden führten, blieb der Stamm der Wissenschaft nicht bloß aufrecht stehen, sondern trieb sogar neue Zweige. Die ehedem gestifteten Universitäten dauerten nicht bloß fort, sondern ihre Zahl wurde auch durch neue vermehrt, durch Macerata 1540, durch Messina 1548, und durch Mailand 1565. Doch ragte nur Padua unter ihnen merklich hervor. Unter den Päpsten waren viele Freunde und Beförderer der Künste und Wissenschaften, namentlich Julius II., der prachtliebende Leo X., Clemens VII. (der zwar in seiner ungünstigen Lage hinter seinen Wünschen zurückbleiben mußte, dessen Stelle aber vielfältig der Cardinal Hippolyt von Este ersetzte), Paul III., Gregor XIII. (der als Hugo Buoncompagno eine verb. und verm. Ausg. des „Corpus juris canonici" besorgt hatte, und als Papst die Kalenderverbesserung vornehmen ließ), Sixtus V. (der die Lateran. Bibliothek in einen Prachtpalast des Vaticans versetzte und sie ansehnlich vermehrte, die Ausg. der Werke des Ambrosius und der Septuaginta beendigte, eine neue Ausg. der Vulgata veranstaltete u. s. w.) und Urban VIII. (der die heidelberger Bibliothek mit der vaticanischen vereinigte, die Barberinische stiftete). Nächstdem müssen die Cardinäle Bembo, Carlo und Federigo Borromeo (Letzterer der Stifter der Ambrosian. Bibliothek zu Mailand) und Agostino Valerio als Gelehrte und Beschützer der Gelehrten genannt werden. Hinter den Päpsten und Cardinälen blieben die weltlichen Fürsten nicht zurück, welchen der ital. Adel rühmlich nacheiferte. Ungeachtet der ausgebreiteten Sprachkunde, die Italien besaß, machte die Theologie nur geringe Fortschritte zur Aufklärung: denn seit dem Ausbruch der Reformation hielt man nur desto fester auf die einmal bestimmte Lehre, und die classische Ausgabe der Septuaginta und Vulgata abgerechnet, gewann das Studium der heil. Schriften wenig durch die Sprachschätze, die Italien besaß. Unter den Vertheidigern des alten Glaubens wiegt der einzige Cardinal Bellarmin an innerm Werth alle übrigen auf. Günstig aber wirkte die Polemik, da sie zum historischen Vertheidiger der Rechte des Papstes den Cesare Baronio (von 1607) und zu ihrem Bestreiter den Paolo Sarpi aufstellte. So eifrig nun auch Alles angewandt wurde, was den Katholicismus aufrecht halten konnte, so entstand doch um diese Zeit eine philosophische Sekte, die mit dem Kirchenthum zugleich alle Religion verwarf. Pietro Pomponazzi, der den völligen Untergang nach dem Tode lehrte, hinterließ eine lange dauernde Schule von Ungläubigen, zu welcher manche der ersten Literatoren gehören, wie der Cardinal Gonzaga, Contarenus, Paul Jovius, Julius Cäsar Scaliger. Neben ihnen stand Telesius, auch ein Prediger des ruchlosesten Unglaubens, doch wie Pomponazzi bis an seinen Tod unangefochten; dagegen Vanini, Bruno u. Campanella (s. d.) für minder verderbliche Ideen

auf eine schreckliche Weise büßen mußten. Durch diese kühnen Denker kam zugleich Mathematik und Physik in Schwung, und ward Italien das erste Vaterland des tiefen Erforschens der Natur. Telesius, Bruno und Campanella suchten die Phänomene der Natur noch aus allgemeinen Grundsätzen abzuleiten und zu erklären; Hier. Cardanus brachte solche Speculationen mit Mathematik und Naturforschung durch unausgesetzte Beobachtungen in die engste Verbindung. In der Mathematik waren Tartaglia, Cardanus und Bombelli fleißige Bearbeiter der Algebra. Cavalleri bahnte den Weg zur Infinitesimalrechnung; Commandino machte sich um Euklid's „Elemente" verdient, und Marino Gheraldi klärte des Archimedes Lehre von der Hydraulik auf; Luca Valerio erweiterte die Mechanik durch Entdeckungen; Castelli ward ein neuer Schöpfer der Hydraulik; Maurolico brach Bahn in der Optik, della Porta erfand die Camera obscura und machte die ersten Fortschritte in der Aërometrie; Grimaldi entdeckte die Brechung der Lichtstrahlen; Magini vervollkommnete den Brennspiegel, Torricelli erfand den Barometer und Riccioli gab reiche Himmelsbeobachtungen. Die Naturkunde wurde in allen ihren Zweigen erweitert. Als Erforscher und Zergliederer des Menschen traten auf: Fracastori, Fallopio, Piccolomini, Aggiunti und Malpighi. Um die Thier- und Kräuterkunde machte sich Ulyß Aldrovandi verdient; durch die botanischen Gärten in Bologna, Padua und Florenz kam die Botanik in Italien in Blüthe. Mattiolo, Fabio Colonna und der oben genannte Malpighi waren die ausgezeichnetsten Botaniker. Für die Chemie errichtete der Großherzog von Toscana, Cosmo II., 1615 den ersten Lehrstuhl zu Pisa. Die zweite Hälfte des 16. Jahrh. und die erste des 17. Jahrh. war eine glorreiche Zeit für die Wissenschaften in Italien: als seine Künste abzunehmen anfingen, ward es der fast allgemeine Lehrer der mathem. und physik. Wissenschaften, besonders der Medicin und Physik. Mit dem großen Galilei lebte Fallopio's berühmter Schüler Fabrizio di Aquapendente, der Harvey auf die Bahn des Blutumlaufs führte, eine Menge anderer Mathematiker, Astronomen, Physiker, Naturforscher und Aerzte, ein Borelli und Torricelli, Vellini und Malpighi und Alpini, der Vater der Semiotik. Bei diesen Verdiensten konnte man vergessen, daß das Studium der Rechte nach der Periode der Scholastik keine große Köpfe mehr anzog. Geschichtschreiber und Geschichtforscher hielten sich mit Vorliebe an die Geschichte ihres Vaterlandes. Carlo Sigonio gab eine allgemeine Geschichte in latein. und Girolamo Briani (von Hannibal bis 1527) in einer lesbaren italien. Sprache, und Guicciardini in classischem Styl; für die Specialgeschichte lieferte Macchiavelli in seiner Geschichte von Florenz das erste historische Meisterstück neuerer Zeiten, und wer könnte alle die historischen, geo-, topo- und chorographischen Beschreibungen einzelner Staaten, Landschaften, Distrikte, Städte und selbst geringerer Oerter, einzelner Klöster, Bibliotheken und Kunstcabinetten, die neben und nach ihm erschienen sind, namhaft machen? Wie heben nicht die Geschichtschreiber ihres Zeitalters, Paul Jovius, Giambattista Adriani (von 1536 an) und Vittorio Siri in seinem „Memorie" und „Mercurio" (von 1601 an) jedes geistige Verdienst ihrer Zeitgenossen und Vorfahren heraus! Seit dem Ende des 15. Jahrh. war Venedig der Mittelpunkt der Diplomatik und der wahre Sitz der Statistik. Aus Forschungen und Berichten venetian.

Geschäftsträger kam manche statistische Notiz in das größere Publikum, wovon Sansovino's Schrift über die Regierung (1567) und Botero's allgemeine Staatsberichte (1595) zur Probe dienen können. Für das Studium der morgenländ. Sprachen wurde die Religion ein Hebel. Der Papst setzte sich mit den Maroniten am Libanon in Verbindung. Um sie unzertrennlich mit sich zu verbinden, errichtete Gregor XIII. aus ihnen ein eigenes Collegium in Rom, räumte ihnen zu ihrem Gebrauche eine arabische Presse ein, und Sixtus V. setzte ihnen Besoldungen aus. Diese Anstalt verpflanzte die morgenländische Literatur nach Rom. Berühmt wurden Amira, Gabriel Sionita und Abraham Ecchellensis. Aus röm. Pressen erschienen mehre arab. Werke. Giggeus zu Mailand lieferte das erste vollständige arab. Lexicon und Maraccius zu Padua die erste erklärende Ausgabe des Koran. Die Philologie hatte im 16. Jahrh. in Italien ihren Hauptsitz. Die Werke wurden besonders durch die Buchdruckerkunst in Umlauf gesetzt, manche neu entdeckt, viele im Einzelnen erläutert. Eigentliche Philologen waren: Francesco Robertelli, Julius Cäsar Scaliger, Pietro Vittorio, Fulvio Ursino. Andre waren mehr bemüht, sich den Inhalt der Alten anzueignen, und dieß gelang besonders, seit man sie in die Muttersprache übersetzte. Die Alterthümer wurden mit Eifer gesammelt, untersucht und erklärt. Mazzochio oder vielmehr Andrea Fulvio machten, freilich noch als Anfänger in ihrer Wissenschaft, die alten Inschriften und Münzen Roms bekannt, Giacomo und Ottavio di Strada stellten ähnliche Forschungen schon mit mehr Glück an, bis nach vielen andern Vorgängern Fulvio Ursino in diesem Fache mit gediegender Gelehrsamkeit auftrat. Nach ihm machten sich berühmt: Francesco Angeloni und Giovanni Pietro Bellori, Filippo Buonarotti, Filippo Paruta und Leonardo Agostino. Aber das Studium der Alten hatte auch zur Folge, daß classische Darstellung das allgemeine Bestreben aller Literatur wurde, und wie bisher in der latein., strebte man sie auch jetzt in der Muttersprache zu erreichen. Die in dieser Hinsicht ausgezeichneten Geschichtschreiber sind bereits genannt worden. An sie reihen sich an als treffliche Stylisten: Sperone Speroni („Dialoghi" und „Discorsi"), Annib. Caro („Lettre familiari" u. s. w.), Castiglione („Il Cortegiano"), della Casa („Il Galateo" und „Lettre"), Giovanbattista Gelli („Dialoghi"), Franc. Verni („Discorsi und „Capricci"), Pietro Aretino („Ragionamenti" u. s. w.), Nicolo Franco („Dialoghi piacevolissimi"), die beiden Dichter Bernardo und Torquato Tasso (Jener wegen seinen „Briefe", Dieser wegen s. „Philosophischen Abhandlungen u. Gespräche" hierher gehörig), endlich Pietro Badoaro („Orazioni"), Alberto Lollio („Lettre und Orazioni"), Claudio Tolomei u. A. Die s. g. Cicalate (akadem. Schwatzreden), die nach der Stiftung der Crusea in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. eine Belustigung der Akademien wurden, müssen hier wenigstens erwähnt werden, da sie von Seiten der Sprache immer noch den meisten Werth zu haben pflegen. Die ältern Novellendichter fanden in diesem Zeitraum mehre Nachahmer. Unter diesen sind die namhaftesten: Bandello (s. d.), Firenzuola, Paroboſco, Massuccio, Sabadino degli Aciente, Luigi da Porto, Molza, Giovanni Brevio, M. Cadamosto, Grazzimi, Ant. Mariconda, Ortensio Lando, Giov. Franc. Straporala, Giamb. Giraldi, denen sich der Romanschreiber Franz Loredano und der originelle Ferrante Pallavicino an-

schließen. Die Kritik war in diesem Jahrh. noch sehr unsicher und schwankend in ihren Urtheilen. Dieß beweisen die Streitigkeiten über Tasso's „Jerusalem", Guarini's „Treuen Schäfer", Tassoni's Angriff auf Petrarca u. s. w. Doch fehlte es nicht an theoretischen Werken, Bembo ward durch seine treffliche Schrift: „Della volgar lingua". der Vater der italien. Kritik; Trissino's „Poetik" und Castellano sind nicht ohne Verdienst; Claudio Tolomei schrieb Regeln der neuern Poesie, Sperone Speroni (nachdem schon Sansovino, Cavalcanti u. A. vorangegangen) „Dialogen über die Rhetorik", Benedetto Varchi einen „Dialog über die toscanische und florent. Sprache" (auf Veranlassung des von Caro und Castelvetro erregten Streits) und Foglietta sogar eine „Theorie der Geschichtschreibung".

Siebenter Zeitraum. Von 1650 bis auf die neuern Zeiten. Bisher war Italien die Lehrerin Europas gewesen, aber mit der Mitte des 17. Jahrh. begann es von seiner geistigen Höhe herabzusinken. Die Beschränkung der Denk- und Preßfreiheit, die Abnahme des Wohlstandes, seitdem Italien den Welthandel verloren, die Kriege und Verwüstungen der Türken, Spanier und Franzosen, und das allgemeine Sittenverderbniß, das dem Geiste alle Energie raubte, bewirkten den geistigen Verfall Italiens. Die ganze Nation versank in eine dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle eigne Größe und in eine wahre Erschlaffung. Nur noch einzelne Fürsten und Päpste waren thätige Beförderer der Wissenschaften. Leopold von Medici, Graf Marsigli, Pazzi u. s. w. (meist Privatpersonen) stifteten wissenschaftliche Anstalten zu Florenz, Siena, Bologna, Turin und Pisa, die besonders zur Ausbildung der Mathematik und Naturwissenschaft nützlich wirkten. Clemens XI., Benedict XIII. und XIV., Clemens XIV., Männer von großer Gelehrsamkeit und aufgeklärter Gesinnung, denen sich die trefflichen Cardinäle Tolomei, Passionei, Albani (Annibale und Alessandro) und Quirini anschlossen, und in neuern Zeiten der Cardinal Borgia, der gelehrte Venetianer Nani und der edle Fürst von Torremuzza, verdienen die größten Lobsprüche. Unter der Regierung Maria Theresiens und Leopolds hoben sich die Lombardei und Florenz aufs Neue, besonders durch die Sorgfalt, welche die Regierungen auf bessere Beziehungen u. Einrichtungen der Studien wendeten. Dennoch blieben die Wissenschaften, außer den mathemat. und physikalischen, zurück. Die Politik hat nach Machiavelli keinen allgemeinen Schriftsteller von Wichtigkeit erhalten; kaum daß einige Abschnitte derselben von Beccaria und Filangierie auf eine ausgezeichnete Weise behandelt worden sind. Die Philosophie blieb auf den Lehrstühlen der Universitäten immer scholastisch: Italien hat kein einziges neues philosophisches System aufgestellt, und keinem der neuern Systeme des Auslandes von Cartesius bis auf Kant einen Italiener zum Bearbeiter gegeben. Die Theologie gewann keinen einzigen Denker: die wichtigsten Werke, die sie betreffen, athmen einen scholastischen Geist, oder es sind schwerfällige Sammlungen und Ausgaben der Kirchenväter. Ungenießbar war das ausführliche dogmatische System des Berti; an Ughelli's weitläufigere und Lucentius's kürzere „Italia sacra", sowie an Galland's „Bibliothek der Kirchenväter", und Mansi's Conciliensammlung, ist nichts, außer dem Sammelfleiß, zu loben. Bianchini's Fragmente der alten latein. Uebersetzungen, und de Rossi's Variantenlesen zum hebräischen Text des A. T. liefern der

Kritik brauchbare Materialien; Benutzung und Bearbeitung derselben haben aber die Herausgeber Andern überlassen: denn Kritik und Exegese der heil. Schrift haben für das Ausland wenig Wichtiges hervorgebracht, da die Vulgata das Hauptmittel zur Bestätigung des Inhalts des A. und N. Test. ist; bloß nach ihr ist die wegen ihrer reinen Sprache berühmte Uebersetzung des Florentiners Antonio Martini gearbeitet. Dem Studium der asiat. Sprachen und morgenländischen Literatur bereitete der Missionseifer zu Rom ein Hauptsitz. Der gelehrte Assemanni machte reiche Auszüge aus morgenländ. Handschriften bekannt. Die Missionsanstalt der Propaganda erzog mehre gelehrte Orientalisten und leistete dem asiatischen Sprachstudium durch die Herausgabe mehrer asiat. Alphabete und Grammatiken wichtige Dienste. In der Herausgabe, Interpretation und Kritik der classischen Werke des Alterthums ist Italien hinter dem Auslande weit zurückgeblieben; die Geschichte kennt kaum einige Namen, welche sich mit den Humanisten anderer Länder messen könnten, etwa für die röm. Classiker einen Volpi, Targa und Facciolati, als Lexikograph Forcellini und für die griech. den Grafen Mazocchi und den Literator Morelli. Aber desto größer war der Eifer der Literatoren in der Aufsuchung, Abbildung, Beschreibung und Erklärung der Alterthümer, besonders seitdem Winckelmann sie nicht bloß von der antiquarisch-historischen Seite, sondern auch als Werke der Kunst betrachten lehrte. Dieses Studium führte die Untersuchung auf die uralten der lateinischen Sprache vorhergegangenen Sprachen Italiens, besonders auf die etruskische. Für dieselbe brachen Gori, Maffei, Lami, Passeri die Bahn, die endlich (1789) Lanzi ebnete. Auf die italienische Prosa begann die franz. Literatur einen bedeutenden Einfluß auszuüben, der besonders in den Schriften des Algarotti, Bettinelli, Beccaria, Filangieri, Gaspard Gozzi sichtbar ist. Am weitesten ist die Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften in der neuern Zeit in Italien zurückgeblieben. Doch müssen Muratori, Maffei, Manni, als Forscher und Sammler von anerkanntem Verdienst genannt werden; ebenso verdienen die alterthümlichen Stylisten Lucchesini und Bounamici, Denina, sowie der edle Märtyrer geschichtlicher Wahrheitsliebe P. Giannone eine Erwähnung. Noch weniger geschah für die Geographie. Der berühmteste Geograph Italiens ist der Minorit Vincentio Coronelli, Kosmograph der Republik Venedig, der zu Venedig eine kosmographische Akademie errichtete und über 400 Charten herausgab. Unter den Reisebeschreibungen haben sich nur Martini, Sestini, Griselini und einige Andere ausgezeichnet. Von den Rechtsgelehrten sind nur die schon genannten Beccaria und Filangieri im Ausland bekannt geworden, die beide über die wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung und Staatswissenschaft scharfsinnig und musterhaft philosophirt haben. Bei dieser Mangelhaftigkeit blieben die Werke, welche in den mathematischen, physikalischen und medicinischen Wissenschaften erschienen, der Triumph der ital. Literatur. Große Meister in der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik waren: Frisi und Girolamo Mazzucchelli, in der höhern Analysis und Geometrie: Boscowich und Mascheroni. In der Meßkunst sind Lorgna, Fontana, Cagnoli, Ruffini, Casella zu unserer Zeit geachtete Namen. Manfredo Settala verfertigte berühmte Brennspiegel; Cassini erweiterte die Astro-

nomie durch große Entdeckungen; Campani zeichnete sich in Verfertigung optischer Gläser aus; Torelli stellte die Elemente der Perspective mit geometrischer Strenge dar; Zonotti lieferte reiche Himmelsbeobachtungen und Piazzi machte sich als Entdecker der Ceres unsterblich. Die Physik, für deren Vervollkommnung mehre Anstalten an verschiedenen Orten thätig waren, machte die glücklichsten Fortschritte. Marsiglio Landriani, Felice Fontana, Toaldo, Tiberio Cavallo Giovvanni u. A. bereicherten sie durch wichtige Entdeckungen. Die Botanik ward erweitert durch Malpighi, Giov. Seb. Franchi, Micheli, Giuseppe Ginanni, Vitaliano Donati u. A. Geschickt wußten die Italiener das Mikroskop zu gebrauchen. Mit Hülfe desselben machten Redi (der classische Werke über die Naturgeschichte hinterließ), Valisneri, Felice Fontana, Lazaro Spallanzani eine Menge von Beobachtungen. Allen Kennern der Naturgeschichte und Chemie ist Volta (s. d.) ein verehrter Name. Um die Naturgeschichte des Menschen und die Anatomie machten sich verdient: Gagliardi, Malpighi, Paolo Manfredi, und nach diesen Valsalva, Santorini, Fantoni und Morgagni. Daneben ward die praktische Medicin nicht vernachlässigt. Francesco Torti lehrte den Gebrauch der Chinarinde; Rammazini trat in der Pathologie und Therapeutik in Sydenham's Fußtapfen, und durch Borelli, Baglivi (der jedoch in der Praxis dem Hippokrates folgte), Guglielmini, Bellini und Michelotti ward Italien das Vaterland der iatromathematischen Schule in der Arzneikunde. Für die Literargeschichte haben Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, A. Zeno, Mazzucchelli, Fabroni, Tiraboschi, Corniani u. A. (z. B. Arteaga für die Geschichte der Oper) verdienstliche Arbeiten geliefert.

Achter Zeitraum. Italienische Literatur der neuesten Zeit, seit 1820. Die Literatur Italiens in den letztverflossenen Jahren läßt sich weder an Umfang noch in allen Theilen an Tiefe mit den Literaturen der benachbarten Länder vergleichen. Außer den Segnungen eines allzu günstigen Himmels und den Hemmnissen, welche die gesellschaftliche Ordnung in diesen Ländern herbeiführt, ist selbst in den mangelhaften Einrichtungen des buchhändlerischen Verkehrs, dessen Umschwung in einzelnen Theilen der schönen Halbinsel durch absichtliche Störungen zurückgehalten wird, eins von den Hindernissen begründet, welche dem öffentlichen Ideenaustausch entgegen sind. Indessen an Umfang hat die Masse der Bücher in der neuesten Zeit wesentlich gewonnen. Gegen den unbegründeten Vorwurf, daß das Beste darunter nur vom Auslande entlehnt sey, suchte Italiens Literatur der „Saggio sulla storia della letteratura italiana nei primi venticinque anni del sec. XIX" (Mailand 1831) zu vertheidigen, ein Werk, das in dieser löblichen Absicht ebenso befangen sich aussprach, als Ant. Lombardi in der „Storia della letteratura italiana nel sec. XVIII" (4 Bde., Modena 1829 fg.), und eine gerechte Würdigung des Geleisteten bleibt daher noch immer ein für Italien zu schreibendes Werk, da Cam. Ugoni in seiner „Storia della letteratura italiana" (deutsch, Zürich 1828 fg.) nur Einzelnes hervorhebt und an biographische Notizen dieß anknüpft, und Salfi dem Auslande gehört. Bei der kürzern Uebersicht der neuern ital. Literatur (bis 1833) seyen zunächst die allgemeinen Bildungsmittel des Landes wieder in Erinnerung gebracht, deren Einwirkung auch jetzt nicht zu

verkennen ist. Noch bewahren unter den 17 Universitäten Italiens (mit etwa 7700 Studenten) Pavia und Padua den ererbten Ruhm und vermehren ihn namentlich durch eifrige Forschungen in den Naturwissenschaften. Ihnen am nächsten möchte Pisa stehen; weniger haben Siena und Perugia die Beachtung des Auslandes zu verdienen gesucht, und Rom, Neapel und Turin sind als Universitäten zu sehr beschränkt, als daß dort an ein Leben der Wissenschaften sehr zu denken wäre. (Man erinnere sich an Settele's Streit über seine Ausgabe eines astronomischen Handbuchs, das jetzt jedoch im **Archigymnasio romano** zum Grunde gelegt ist.) Mit diesen Universitäten, denen in der Lombardei Gymnasien und Elementarschulen zweckmäßig vorarbeiten, pflegen eine Menge Akademien gleichzeitig alle Gebiete der Wissenschaften und der Künste, leisten aber nicht alle so viel wie das lombardisch-venetianische Institut zu Mailand, dessen „Denkschriften" 1824 durch einen sehr gehaltreichen 3 Bd. vermehrt wurden. Namen wie Oriani, Carlini, Breislak, Configliacchi, Brugnatelli sind die besten Bürgen für seinen Einfluß auf exactes Wissen. Nächst ihr dürfte die Akademie zu Turin („**Memorie della R. Accad. delle scienze di Torino**", **vol. XXXV.**, 1830) und die wissenschaftliche Gesellschaft zu Modena („**Memorie della Società ital. delle scienze residente in Modena**", **t. 20**, 1829) am meisten ihren Beruf im Auge haben. Seltener erfährt das Ausland Etwas von Neapel; noch zahlt die **Accad. Ercolan.** meist dort mit Vertröstungen. Von dem Fortbestehen mehrer dieser Akademien hält es schwer, sich an Ort und Stelle Nachricht zu verschaffen; nur die Crusca und die Acc. de' Georgofili zu Florenz erhalten sich noch mit der **Acc. archeologica** zu Rom in dem Andenken des Auslandes durch häufigere Beweise ihrer Thätigkeit; die erstere namentlich auch durch die Kritiken, welche ihre Anmaßlichkeit und unbeholfene Schreibart ihr von Seiten der Mailänder zugezogen hat. Ersatz für diesen Abgang an Aufregung hätten eingreifende kritische Zeitschriften geben können, wenn sie Das, was die Bewohner der Halbinsel in ihren heiligsten Interessen berührt, in bedeutsamen unbefangenen Würdigungen zur vollen Anerkennung gebracht hätten. Aber so sehr auch hier das Verdienst der „Bibliotheca italiana", jetzt von Gironi, Carlini, Fumagalli und Brugnatelli herausgegeben, gepriesen werden muß, die durch scharfsinnige Kritik einen entschiedenen Einfluß übt, so darf doch auch die Einseitigkeit und das Herbe ihrer Aussprüche nicht verschwiegen werden, mit denen sie besonders früher unter Acerbi's Leitung provinziellen Ansichten zuweilen das Wort redete. Der von Ortis besorgte „Poligrafo" hat noch nicht zu der Selbständigkeit des Urtheils gelangen können, die ihm einen Platz neben der „B. ital." verdiente. Das „Giornale arcadico" scheint eingegangen zu seyn, oder wenn es noch besteht, sich wie die „Eco" und andere in den einzelnen Städten herauskommende Tageblätter auf den nächsten Umkreis seines Entstehens zu beschränken, nur zu oft mit den Erscheinungen des Auslandes sich beschäftigend. Die „Antoliga di Firenze" versorgt den Markt zu häufig mit ausheimischem Gute; des Inländischen ist wenig, was erzählt werden könnte; und das Giornale enciclopedico di Napoli" hält es für gerathener, sich mehr mit Waare zu befassen, die bei allen intellectuellen Mauthen visirt ward, als des eignen Bodens vulkanische Produkte auszulegen. Brugnatelli's und Configliacchi's

„Giornale di fisica, chimica, storia naturale, medicina ed arti" verdient unter den periodischen Schriften Italiens die meiste Beachtung des Auslandes. Von den „Commentarij dell Ateneo di Brescia" liegen der das akademische Jahr 1831 umschließende Band (Brescia 1832), von den Acten der Gioenischen Gesellschaft in Catania: „Atti della Accademia Gioenia di scienze natur. di Catania" (Catania 1830), sowie von der römischen archäologischen Akademie (Rom 1829) der vierte Band vor, obgleich die letztere einen Theil ihrer eifrigsten Pfleger der neu gestifteten hyperboreischen Gesellschaft sich zuwenden sah. In die Reihe der durch Druckschriften wirksamen trat die medicinisch-chirurgische Akademie von Ferrara ein („Estratto della memorie scientifiche", Ferrara 1831). Erfreulich und gewiß von den segensreichsten Folgen begleitet, ist die immer um sich greifende Wirksamkeit der Akademien und Gesellschaften für Ackerbau, die in Italien sich bilden. Außer der florentiner, der Georgofili, von deren Verhandlungen der siebente Band 1830 in Florenz erschienen ist, und der königl. Ackerbaugesellschaft in Turin, entstand am 31. Jan. 1829 eine zu Pesaro, eine andere zu Görz (Soc. agraria di Gorizia), die durch einen „Guida per istruiri gli agricoltori del Litorale sugli ingrassi" (Udine 1829) schon sich sehr nützlich erwiesen hat. Für die Wirksamkeit der veronesischen Accademia di agricoltura, arti e comm. spricht der Name ihres berühmten Präsidenten, des Prof. Zamboni, der in einer „Storia dell Acc. d'agric. di Verona" (Verona 1830) ohnehin den Beweis dafür beibrachte. Unter diesen äußern Verhältnissen hat sich die italien. Literatur während der letzten Jahren erhalten; und der politische Einfluß von Deutschland auf seine gewerbfleißigsten Gegenden, wo der Intelligenz die wenigsten Beschränkungen entgegenstanden, blieb nicht ohne Gewinn für die entferntern, welche man sich in näherer Beziehung mit Frankreich, oder in eigenthümlicher Einseitigkeit befangen denken darf. Wissenschaftlichkeit gedeiht unter deutscher Aegide. Ihre Zeichen hier aufzuzählen, seyen etwa folgende Angaben hinreichend, wobei wir jedoch auch Ital. Sprache und Ital. Poesie besonders verweisen. Orientalisches Sprachstudium, wie es in Italien betrieben wird, kann sich nicht mit Dem vergleichen, was das Ausland leistet. Gr. Castiglioni's Erklärungen der kufischen Münzen im Cabinet zu Mailand haben an Frähn zu Petersburg einen anerkennenden Beurtheiler gefunden, und Rampoldi's „Annali musulmanni" (Mailand 1823, fg.) zeigen von Benutzung und Einsicht der orient. Quellen; aber darauf beschränkt sich das Verdienst der italien. Orientalisten, und rein sprachkundige Werke haben die letzten Jahre nicht gebracht. Um die Verbreitung der armenischen Sprache haben sich jedoch die Mechitaristen auf St.-Lazaro bei Venedig durch Vermehrung der Hülfsmittel Verdienste erworben, und Leute von Urtheil behaupten selbst, daß P. Auger, der venetian. Herausgeber des Moses von Chorene und der Entdecker einer altarmenischen Uebersetzung des Philo (Venedig 1822) in der Kenntniß der Sprache dem Prof. Cirbied zu Paris weit überlegen sey. In Europa anerkannt sind Angelo Majo's Verdienste um die Vervielfältigung der Hülfsmittel zur Kenntniß der altclassischen Literatur. Die Auffindung der Fragmente von Cicero „De republica" und so vieler andern Brocken einer classischen Zeit (der vollständige Fronto entsprach nicht seiner Berühmtheit und der

gespannten Erwartung) sichern Monsignore Majo den Dank aller Zeiten. Sie sind den Philologen andrer Länder reicher Stoff für genauere Bearbeitung geworden. Mazzucchelli zu Mailand trug durch die „Johannis" des Corippus (Mailand 1820) zum Umfang der alten Literatur bei, sowie Rossini durch die Herausgabe des Eudemus aus herculanischen Schriftrollen. Ciampi, von Warschau wieder nach Italien zurückgekehrt, Manzi, Amati, Nibby gehören zu den Beförderern der classischen Literatur durch gehaltreiche Commentationen. Aber nur zu häufig war noch die Benutzung des griech. Textes durch die Vermittelung der lateinischen Uebersetzung; selbst die „Collana degli antichi storici Greci volgarizzati", bei Sozzogno in Mailand, die im raschesten Fortgange begriffen ist, hat nicht lauter Theilnehmer wie Mustoxidi, Angiolini und Manzi. Der Grafen Ippolito Pindemonti Uebers. der „Odyssee" (Verona 1822, 2 Bde.), die Pindarischen Oden von Mezzanotte (Pisa 1819 und 1820 2 Bde.), und die isthmischen Oden („Le odi ismiche di Pindaro", traduzione di Gius. Borghi, Pisa 1822) von Borghi, Mancini's „Iliade" in Stanzen (Flor. 1824) können nur Denen zusagen, welche die bei uns geltenden Grundsätze über Treue der Übers. nicht kennen. Eine Uebersicht der Uebersetzungen aus dem Griechischen gibt Federici, „Degli scrittori greci e delle italiane versioni delle loro opere" (Padua 1828), und die „Collana degli antichi storici greci volgar." umfaßten 1829 schon 59 Bände. Der gelehrte Monsign. Ang. Majo vermehrte den classischen Apparat durch seine „Scriptorum veterum nova collectio e vaticanis codicibus edita", von der bis 1831 6 Quartbände in der vaticanischen Buchdruckerei zu Rom erschienen. Nicht so ergiebig waren in der neuern Zeit Peyron's Forschungen nach unentdeckten Fragmenten, da ihn die Papyrusrollen des turiner Museums fast ganz in Anspruch nahmen (Amad. Peyron's „Papyri graeci R. Taurini Musei Aegyptii", Turin 1826, 4.), und was sonst für classische Literatur geschah, beschränkte sich mehr auf Monographien und auf die Wiederholungen einiger deutschen Ausgaben, namentlich durch die Officin Pomba in Turin (1831 schon 80 Bde.), aber selten vermehrt durch die reichen handschriftlichen Schätze, die den Besorgern zu Gebote standen. Eine ehrenwerthe Ausnahme macht die durch einen Nachfolger Mai's in der Ambrosiana besorgte Ausgabe von „Ciceronis epist. ad familiares, ad Atticum, ad Q. Fratrem" von Bentivoglio (5 Bde., Mailand 1826—31), die eine rühmliche Richtung auf Realerklärung der Classiker andeutet, ohne die Kritik zu vernachlässigen. Noch wesentlicher gewann durch der Italiener gelehrte Sorgfalt Vitruvius, in dessen Bearbeitung man sich gerade zu der Zeit gefiel, wo durch die genauere Bekanntschaft mit Ueberresten echt griechischer Baukunst sein Ansehen bei den Ultramontanen fortwährend sank. So wurde die glänzende Ausgabe „M. Vitruvii Pollionis architectura, textu ex recensione codd. emendato, c. exercitationibus notisque novissimis Joann. Poleni et comm. variorum, additis nunc primum studiis Sim. Stractico" (8 Bde., Udine 1825 — 29, 4.) zu Ende gebracht, eine andere in Rom vom Ritter Marini angekündigt und drei Uebersetzungen unternommen (von Viviani, Amati und Marini), deren zweite beinahe vollendet ist. Zwar in Italien hoch gepriesen, aber

für den Standpunkt ultramontaner Theologen durchaus nicht angemessen, ist der nach A. B. Cailleau's Sammlung in Mailand besorgte und durch einige Zusätze bequemer eingerichtete „Thesaurus patrum floresque doctorum qui cum in theologia tum in philosophia olim claruerunt" (9 Bde., Mailand 1827—31); sowie denn Andern anheimgestellt bleiben mag, ob sie die „Collectio S. Ecclesiae Patrum" (Mailand 1832) für einen beachtenswerthen Beitrag zur Patristik ansehen mögen. Mehr Ehre der italienischen Wissenschaftlichkeit bringend sind die im Fache der orientalischen Literatur gemachten Erwerbungen, die Luccheſini in seiner Schrift: „Della illustrazione delle lingue antiche e moderne ed orientali, procurata nel sec. XVIII. dagli Italiani" (2 Bde., Lucca 1827), gewissenhaft aufzählt. Wiseмann's „Horae syriacae" (Rom 1827, 4.), die mehr anregenden als leistenden Untersuchungen Lanci's: „La scrittura sacra ill. c. monumenti fenico-assirj ed egiziani" (2 Bde., Rom 1827, 4.), vor allen aber der unermüdet wirksamen Mechitaristen Leistungen, wie Ciakciak's „Nuovo dizionario italiano-armeno-turco" (Venedig 1829) und „Quadro della storia letteraria di Armenia" von Suklas Somal (Venedig 1829), gehören nicht bloß Italien, sondern dem ganzen Europa. Nur für den ersten Bedarf berechnet scheint Antonio Ciadyrgy's „Dizionario turco arabo e persiano, ridotto sul lessico del cel. Meninski" (Mailand 1832), das für die Fortschritte in der Schule der Propaganda nicht den günstigsten Beweis ablegen möchte. Wie in dem Assemanni'schen, von Majo in der „Collectio nova scriptorum veterum" aufgenommenen Kataloge der vaticanischen hebräischen, arabischen, syrischen und persischen Handschriften, sind die orientalischen Wörter bei Ciadyrgy mit lateinischen Buchstaben gedruckt. Als einen andern Zweig der Sprachkunde fördernd, ist die Ausgabe jener gothischen Uebersetzung des zweiten Pauliniſchen Briefs an die Korinther nicht zu vergessen, die durch Majo 1817 unter den Palimpsesten der Ambrosiana entdeckt ward („Ulphilae versio gothica epistolae Divi Pauli ad Corinthios secundae", Mailand 1829, 4.). Sie gehört zu den bedeutendsten Hülfsmitteln für die Erkenntniß eines Sprachstammes, den so wenige Ueberreste uns erhalten haben. — Aeußere Verhältnisse mögen von dem lebhaftern Studium der Geschichte, besonders der alten, abziehen, da die Erscheinungen dieses Faches gegen Das gehalten, was in den exacten Wissenschaften geleistet wird, nicht gleichmäßig gediegen sind. Micali's längst bekanntes Werk, wenn auch durch Raoul Rochette ins Französische übersetzt, nimmt doch in seiner neuen Gestalt noch zu wenig Notiz von den durch Niebuhr in Umschwung gebrachten Ansichten, und doch ist es das wichtigste, das über die frühere Geschichte des Landes geschrieben worden. Vielleicht findet man in Micali's angekündigter „Storia degli antichi populi italiani" (auf drei Bände berechnet) die bisher vermißten Berücksichtigungen. Manche mochten glauben durch die bändereiche „Collezione de' storici italiani antichi e moderni" (Mailand 1829, 12.), wenigstens was die ältere Geschichte betrifft, den Quellen näher zu seyn; sie gaben die alte Zeit auf und wendeten sich der mittlern und neuern Geschichte zu, wo einzelnes sehr Beachtenswerthe zu Tage kommt. Mit Beifall aufgenommen wurde so Graf Cesare

Balbo's „Storia d'Italia" (Turin 1830), die den Zeitraum von 476 nach Christus bis 1789 umfassen wird. Wo Balbo endet, begann Carlo Botta, der seine „Storia d'Italia dal 1789 al 1814" früher in Florenz, wie man sagt, nach und nach in 11 Auflagen verkauft, in Paris unter dem Titel: „Storia d'Italia dell' anno 1490 sino al 1814" angekündigt hat. Von diesem auf 20 Bände berechneten Werke sind bereits die ersten sechs, Guicciardini umfassenden Theile erschienen, bei denen die Ausgabe Rosini's (Pisa 1819) oder eigentlich die große florentiner von 1775 (mit dem angeblichen Druckorte Freiburg) zum Grunde liegt, bereichert durch die Noten Porcacchi's in der venediger Ausgabe von 1575. Die neuere Zeit wird bei dem geistreichen, stets unbefangen abwiegenden und forschenden Verfasser gewiß manche Zusätze erhalten. Aber schon die Liebe zu Dante mag die Vorgunst, mit der das Mittelalter studirt wird, bedingen und unverkennbar gewinnen auch durch dieses ewige Gedicht alle Blicke in das Mittelalter gleichsam poetischen Hintergrund. Zu Arrivabene's historischem Commentar: „Secolo di Dante", mit Ugo Foscolo's Anmerkungen (2 Bde., Florenz 1830, 16.) ist demnach jeder neu gewonnene Aufschluß ein Beitrag, dem das Bedürfniß der Zeit selbst größere Wichtigkeit gibt. Wie enge hängen die neuesten Unruhen im Kirchenstaate mit der Unordnung in seinem Gemeindewesen zusammen und wie Vieles ließe dort durch die Rückblicke auf die vergangene Zeit sich erwägen. Die Aufgabe der Akademie zu Turin, die sie 1830 der Bewerbung vorlegte, wird daher 1833 gewiß nicht ohne Beantwortung bleiben, und man darf sich über das italienische Städtewesen vom Falle des westlichen Reichs bis zum Ende der Kaiser aus dem schwäbischen Hause, gewiß genügende Arbeiten versprechen. Der Brüder Sacchi Untersuchungen („Della condizione economica, morale e politica degli Italiani nei bassi tempi", Mailand 1828) hielten sich mit Vorliebe an vorhandene Kunstdenkmale der longobardischen Zeit, um darüber die Urtheile festzustellen. Bestimmter arbeitete der Preisbewerbung Giovanetti: „Degli statuti novaresi" (Turin 1830) vor, und eine Menge zum Theil sehr gut gearbeitete Städte- und Provinzbeschreibungen bietet den künftig sich Versuchenden fast schon vollendete Prolegomenen. So Monti's „Storia di Como" (Como 1829), Cantu's „Storia della città e diocesi di Como" (Como 1829—30), Muletti's „Mem. storico-diplomatiche appart. alla città ed ai march. di Saluzzo" (4 Bde., Saluzzo 1829 — 30), Robolini's „Notizie appart. alla storia di Pavia" (Pavia 1830), Villa's „Fasti della metropoli e del metropolita di Milano" (Mailand 1830), Volta's „Compendio cronolog.-critico della storia di Mantova" (2 Bde, Mantua 1825 — 27), Cibrario's „Delle storie di Chieri" (2 Bde., Turin 1827) und Sclopis' akademische Abhandlungen in den Verhandlungen der turiner Societät über die Longobarden in Italien. Für Triest und Istrien findet man im „Archiografio triestino" (Triest 1829) beachtenswerthe Beiträge und das Verzeichniß der einzelnen hier zu nennenden Abhandlungen (wie die von Ciampi über den Titel Marchese, „Bib. ital.", 1829, Bd. 55) möchte weit über die Grenzen dieser Uebersicht hinausgehen. Für die Geschichte der erlauchten Geschlechter, die Graf Pompeo Litta in seinen

„Famiglie celebri ital.“ (bis jetzt 21 Hefte) fortwährend erläutert, iſt Datta's „Storia de' principi di Savoja del ramo die Acaja, signori del Piemonte“ (2 Bde., Turin 1832) ein achtenswerther Beitrag, der gegen David Bertolotti's „Istoria della R. Casa di Savoja“ (Mailand 1830) ſich ehrenvoll bemerklich macht. An dieſe, Savoyen betreffenden Geſchichtsbücher, ſchließen ſich Manno's „Geſchichte Sardiniens“ (Turin 1825) und Alberi's „Guerre d'Italia del principe Eugenio di Savoja“ (Florenz 1830, 4.) an, die man mit Vacani's „Storia delle campagne e degli assedj degl' Italiani in Ispagna dal 1808 al 1813“ (Mailand 1823 fg.) vergleichen mag. Zu den vorzüglichſten Arbeiten im hiſtoriſchen Fache gehört Sauli's „Della colonia dei Genovesi in Galata“ (Turin 1831), die neben Baldelli Boni's „Storia delle relazioni vicendevoli dell Europa e dell Asia“ (Florenz 1827, 4.) um ſo mehr Freude macht, da ihr noch junger Verfaſſer beweiſt, wie vertraut er mit den Quellen iſt und der hiſtoriſchen, beſonders in Piemont bemerklichen Richtung dadurch als Wegweiſer dienen kann. Graſſi, der Herausgeber von Montecuculi's Schriften, wurde den hiſtoriſchen Forſchungen kürzlich durch den Tod entriſſen und ſein militairiſches Lexicon möchte daher ſchwerlich ſobald die Vollendung erreichen. Noch ſind für die neueſte Geſchichte Coppi's „Annali d'Italia dal 1750“ (Rom 1827, 4, der vierte bis 1819 reichende Band) eine nicht genug gewürdigte Quelle, und ſelbſt Papi's „Commentarj della rivoluz. francese dalla morte di Luigi XV. fino al ristabilmento de' Borboni“ (6 Bde., Lucca 1830 — 31) verdienen ſchon wegen des Ortes, wo ſie ans Licht traten, Berückſichtigung. Unter den einzelnen Unterſuchungen iſt keine ein ſo beliebtes Thema geworden, als das Schickſal Romeo's und Juliens, das durch Shakſpeare allen fühlenden Herzen ſo nahe gebracht iſt. Die frühere Vernachläſſigung hat man wetteifernd einzubringen ſich bemüht Außer der urſprünglichen Novelle ſelbſt („Giulietta e Romeo. Nov. stor. di Luigi da Porto di Vicenza“, Piſa 1832), gab Todeſchini auf das Geſchichtliche eingehende Forſchungen: „Del caso di Giulietta e Romeo“ (Padua 1830) und Scotari vermehrte die von Todeſchini ſchon vorgebrachten Zweifel: „Lettere critiche sulle pietosa morte di Giulietta Capeletti e Romeo Montechi“ (Livorno 1832). — Die Erklärung des Vorhandenen gibt den Anlaß, zurückzugehen, und belebt die Sagen und Nachrichten von vergangenen Tagen durch taſtbare Zeichen. Von welchem Intereſſe iſt nicht z. B. die Geſchichte des Doms zu Mailand, den Künſtler und Beſchreiber den Entfernten vor die Augen und den Gegenwärtigen näher vor die Seele bringen? Doch Italiens Erinnerungen begrenzen nicht chriſtliche Zeiten. „L'Italia avanti il dominio de' Romani“ von Micali (neue Ausgabe, Livorno 1831, Fol.) iſt der Punkt, bis zu dem der Forſcher hinaufſteigen mag, und durch alle Folgezeiten begegnet er Spuren und Angaben. Forſchungen, die an Denkmäler ſich anknüpfen, können daher in einem Lande nicht fehlen, wo ſo viele noch überſehen bleiben. Inghirami's „Monumenti etruschi o di etrusco nome“, die Erklärungen der Herausgeber der „Galeria di Firenze“, ſo weit ſie antike Denkmäler berühren, die Memoiren der archäologiſchen Akademie zu Rom, der bourboniſchen Akademie ſeltene Schriften gehören zu den Erſcheinungen, welche auch im

Auslande nicht übersehen werden dürfen, und Nibby's, Fea's, Borghesi's, Lama's, Cattaneo's und Brocchi's einzelne Abhandlungen vereinigen Gründlichkeit mit Klarheit und umfassender Uebersicht. — Vielfache Gelegenheit, ihre Sprachkunde zu zeigen, fanden die italienischen Gelehrten, die sich mit der Erklärung von Inschriften abgaben, bei den mancherlei epigraphischen Unternehmungen der letzten Periode. Sammlungen erschienen von Vermiglioli: „Le antiche iscrizioni perugine" (Perugia 1832, 4.); Cavedoni: „Dichiaraz. degli antichi marmi modenesi" (Modena 1830); Aldini: „Sulle antiche lapidi ticinesi" (Pavia 1831); Marchese Malaspina di Sannazaro: „Iscrizioni lapidarie raccolte dal March. M. di S. nella di sui casa in Pavia" (Mailand 1830, 4.) und die von Gaet. Marini hinterlassene Sammlung der christlichen Inschriften des Vaticans, ein Werk großer Gelehrsamkeit, im 5. Bande von Majo's oben erwähnter Sammlung. Herr von Hammer gab in der „Bibl. ital." (1831, Bd. 62) Nachricht über die orientalischen Inschriften, die ihm in den verschiedenen Sammlungen, Kirchenschätzen u. s. w. Italiens vorgekommen waren, und seit man sich in Italien darüber verständigt hatte, daß es nicht unziemlich sey, die täglich geübte Volkssprache zu Inschriften öffentlicher Denkmäler zu gebrauchen (s. die Verhandlungen „Bibl. ital.", 1828, Bd. 50), fehlten auch die Mustersammlungen nicht, die sich bald an die Inschriften einzelner Orte bald an allgemeinere Auswahlen hielten, so z. B. Cicogna's „Iscrizioni veneziane" (4 Bde., Venedig 1827). Man vergleiche damit die „Scelta di iscrizioni moderne in lingua italiana" (Pesaro 1829), die „Nuova raccolta di epigrafi ital. di autori div." (Rom 1829), und Rambelli's „Iscrizioni" (Lugo 1829). — Noch außerordentlich viel gibt es in der Kunstgeschichte nachzuholen, ehe jede Stadt, wie Padua, die Schicksale seiner Künstler vorlegen kann (Moschini, „Della origine e delle vicende della pitura in Padova", Padua 1826), wenn auch die einzelnen Städtebeschreibungen, die in großer Menge erschienen, manchmal hoch anzuschlagende Lesefrüchte ihr zuwiesen. Auf eine immer dankenswerthe Weise hat von solchen Goldkörnern ein junger, für Kunstgeschichte sehr thätiger Gelehrter, Franc. Longhena in der Uebersetzung von Quatremere de Quincy's „Leben des Rafael Sanzio von Urbino" (Mailand 1829) Gebrauch gemacht, obgleich nicht zu leugnen ist, daß eine größere Bewältigung des Stoffs sein Verdienst noch einleuchtender machen würde. Es steht zu erwarten, daß Longhena, der auch die biographische Notiz über Longhi kurz nach dessen Tode herausgab (Mailand 1831), seine reichen Vorräthe einst in einem größern Werke anlege. Bisher hat er nur in der zu Venedig erschienenen, mit dem 60. Bande geschlossenen „Biografia universale antica e mod." sich versucht; doch bewies er bei manchen Gelegenheiten, wie genau er das ganze Gebiet der Kunststudien kenne. Noch dürfen in der Erwähnung, die der Kunstgeschichte hier zugestanden wird, Cicognara's „Memorie spettanti alla storia della calcografia" (Prato 1831), besonders für die Kenntniß der Niellen wichtig, dann Neu-Mayr's „Cenni sulle antiche stampe classiche da Maso Finiguerra a Fed. Baroccio" (Venedig 1832) nicht vergessen werden, sowie auch werthvolle Beiträge sich bei der Bekanntmachung einzelner Kunstwerke, z. B.

von Ferreri's „Arca di S.-Agostino, monumento in marmo del sec. XIV. nella chiesa cattedrale di Pavia" (Pavia 1832, Fol.), von Ballardi bei den „Disegni di Leon. da Vinci incisi sugli originali di Gerli" (Mailand 1830), bei der „Certosa di Pavia" einem zu Mailand erscheinenden Prachtwerke, das bis zur 17. Lieferung gediehen war, in der italienischen Uebersetzung von Agincourt's „Hist. des arts par les monumens", die wesentliche Berichtigungen in den Kupfern und im Texte erhalten hat, in der „Vita di Benv. Cellini restituita alla lezione originale" (3 Bde., Florenz 1829), und ebenso in Pizzichi's „Viaggio per l'alta Italia del Ser Principe Cosimo, poi Granduca Cosimo III." (Florenz 1828), ergaben. Freunde der Kunstgeschichte machen wir hierbei aufmerksam auf die Ausgabe von E. Q. Visconti's Werken, besorgt durch Dr. Labus („Opere varie italiane e francesi di E. Q. Visconti", 12 Hefte, Mailand 1831); auf die „Opere di G. G. Winckelmann" (Prato 1830 fg.); auf die „Annali dell Istituto di correspondenza archeologica" (ein durch seine Leitung deutsches Unternehmen); auf Canina's „Architettura antica descr. ed dimostrata coi monumenti" (Rom 1831); Inghirami's „Galleria Omerica" (Fiesole 1827 fg.); auf Berlendi's „Raccolta delle migliori fabbriche di Genova" (Mailand 1828); auf die „Fabbriche principali di Pisa intagl. da Grassi" (Pisa 1830, Fol.); auf die „Chiese principali d'Europa" (Mailand 1827); auf Borsato's „Opera ornamentale" (Mailand 1831, Fol.): Werke, die dem Kunsthandel jedes Landes Ehre bringen würden. Noch ließe sich dieses Verzeichniß durch den „Saggio del costume venez. sino al secolo XVII" (Venedig 1831), durch die „Scene popolari e sociali venete del sec. XIX. inc. e disegn. da Eug. Bosa" (1831); durch die „Collezione de più pregevoli monumenti sepolcrali della città di Venezia e de' sue isole" (Venedig) vermehren, doch darf nicht vergessen werden, daß die Leichtigkeit der Vervielfältigung durch die Lithographie, über deren Verbreitung in Italien seit 1807 die „Bibl. ital." (Januarheft 1828) eine belehrende Uebersicht gab, der sorgfältigen Ausführung nur zu häufig Abbruch thut. Bei den Erörterungen, die alte kirchliche Denkmäler nothwendig machen, ist es erfreulich, die christliche Archäologie neben der classischen Alterthumskunde nicht völlig vernachlässigt zu sehen; die Untersuchungen über den Ambrosianischen Ritus (in den „Antichità longobardico-milanesi" 1793 beschrieben) scheinen durch Pietro Mazzucchelli's „Osservazioni" (Mailand 1828, 4.) zu Ende gebracht und geben für noch bestehende Gebräuche und Monumente nicht unwichtige Aufschlüsse. Für Kunstfreunde finden sich mancherlei beachtenswerthe Notizen in dem „Comm. de Sessorianis praecipuis passionis D. N. J. C. reliquiis" (Rom 1830), und auch ein Aufsatz in der „Bibl. ital." (Juniheft 1831): „Costumanze relative alla predicazione degli antichi Padri della Ghiesa", wird nicht zu übersehen seyn. Die Empfänglichkeit für topographische, mit Berücksichtigung der Ansprüche unserer Zeit, ausgeführte Werke bezeugte der Beifall, den in Italien selbst Giuli's „Statistica agraria della Val di Chiana" (2 Bde, Pisa 1829—30) fand, ein Werk, das zu den erfreulichsten Erscheinungen der italienischen Länderkunde gehört. Gleich genaue Angaben, in anderer Beziehung zusammengestellt, gab Tenore in der

„Subcinta selazione del viaggio fatto in Abruzzo ed in alcune parti dello stato pontificio" (Neapel 1830), während desselben Verfassers „Viaggio per diverse parti d'Italia, Svizzera, Francia" (Neapel 1828), ungefähr gleichen Zweckes mit Orti's „Viaggio all due Sicilie" (Verona 1825), und Bertolotti's „Viaggio in Savoja" (2 Bde., Turin 1828) den leichtern Ruhm der Touristen zu beabsichtigen scheint. Unter den zahlreichen Reisebeschreibungen über einzelne Striche Italiens und unter den Handbüchern, die zunächst das Bedürfniß der Reisenden im Auge haben, hält es schwer, eine Auswahl zu treffen. Auch Rampoldi's „Corografia dell' Italia" (Mailand 1832) wird die eigne Prüfung nicht überflüssig machen. Die Masse des zuwachsenden Stoffes macht es schwerer als je Genügendes zu geben. Wie namenreich z. B. ist die Liste der Heilquellen und Bäder, die P. Paganini in seiner „Notizia compendiata di tutte le acque minerali e bagni d'Italia" (Mailand 1827) aufstellt. Außereuropäische Länder wurden in der letzten Zeit von den Italienern seltener dargestellt. Das Prachtwerk über die toscanisch-französische Erforschungsreise durch Aegypten ist nur erst angekündigt („Imonumenti dell' Egipto e della Nubia"). In brieflichen Mittheilungen hatte der östreichische Generalconsul Acerbi zu Alexandria gern gelesene Berichte durch die „Bibl. italiana" vorausgeschickt. Den alten Ruhm erneuend, gab Baldelli Boni „Il Milione di Marco Polo" (2 Bde., Florenz 1827, 4.), und selbst Sigoli's „Viaggi al monte Sinai" hielten Luigi Fiacchi und Franc. Poggi nicht unwerth, aus dem Staube der Bibliotheken hervorzusuchen (Florenz 1829) um der bessern Einsicht der Gegenwart zur Folie zu dienen. Barrata's „Constantinopoli nel 1831" (Genua 1831) scheint auf dem asiatischen Ufer geschrieben: er preist die türkischen Einrichtungen mit mehr als diplomatischer Vorliebe. Die „Scelta di lettere edificant; scritte dalle missioni straniere" war 1829 (Mailand) bis zu 10 Bänden gekommen. — Selbständiger als in seiner eigentlichen Literatur erhielt sich Italien in den exacten Wissenschaften, namentlich in dem physischen Theile derselben, wo es wenigstens neben Frankreich, mit ihm lehrend, in die Schranken trat und durch seine Mathematiker, Astronomen, Naturforscher einen Ruhm erhielt, der in den schönen Wissenschaften, mit Ausnahme der wirklich bildenden Künste, weniger treu bewahrt schien. Noch glänzen hier die bedeutendsten Namen, wenn auch Sterne wie Scarpa, Cesaris, Oriani untergegangen sind, um ganz der Geschichte anzugehören. Wo Männer wie Sangro, Flauti, Borgnis, Brunacci, Lotteri, Bordoni, für die Größenlehre und ihre Anwendung auf Geodäsie und Mechanik sorgen, wo Astronomen wie Plana, Brambilla, Inghirami, Carlini, Piazzi, Cacciatore, de Cesaris an Sternwarten wie die zu Neapel, zu Palermo, zu Mailand, Turin, Bologna, zu Florenz, zu Rom thätig sind, da muß die Wissenschaft vorwärts schreiten. Des Herrn v. Zach „Correspondance astronomique" bot den italien. Gelehrten willkommenen Anlaß, ihre Entdeckungen und Forschungen rascher dem übrigen Europa bekannt und gelegentlich, im Widerspruche gegen franz. Anmaßlichkeit, geltend zu machen. Hr. v. Zach, der bis 1827 in Genua lebte, beförderte von dort aus die Verbreitung nützlicher, von seiner Wissenschaft ausgehender oder mit ihr zusammenhängender

Kenntnisse durch einen „Almanaco Genovese", der in der gefälligsten Form auch äußerlich auftritt. Leider ist ein Theil der streng mathematischen Untersuchungen in den Acten der gelehrten Gesellschaften niedergelegt (z. B. in den „Acten der k. Akademie der Wissenschaften zu Neapel", deren letzter Band 1819 erschienen, in den „Acten der pontonianischen Gesellschaft, Neapel 1819), in den „Denkschriften des lombardisch-venetianischen Instituts", in den „Berichten der Wissenschaftsgesellschaft zu Modena", in den „Ricerche geometriche ed idrometriche fatte nella scuola negl' ingegneri pontifici d'acque e strade" (Rom 1820), die nur zu selten für die allgemeinere europäische Anerkennung den Weg über die Alpen erzwingen. Besonders regsam ist man für Geodäsie, und 2 Triangulationen, die in Verbindung gesetzt wurden, gaben für die Wissenschaft erfreuliche Resultate. Gleicher Eifer zeigt sich in den physischen Wissenschaften, wo Namen wie Zamboni, Brugnatelli, Configliacchi, Bellingeri, Ranconi für die Genauigkeit und die Schärfe der Beobachtungen und die geistreichen Folgerungen einstehen, welche daraus abgeleitet werden. Zu den mannigfaltigsten meteorologischen Beobachtungen veranlaßten der strenge Winter 1829 und 1830 und die Lufterscheinungen im Sommer 1831. Geistreiche Männer, wie Filiasi, Scuderi und Carlini knüpften daran Hypothesen und Axiome, und daß die Menge auffallender Erscheinungen in dem thierischen Leben, die dadurch herbeigeführt wurden, nicht verloren gingen, sorgten Forscher wie Rusconi, Savi, Tommasini, Pollini und Metara, die in Schriften und auf dem Lehrstuhle unermüdet den Ruhm des forschenden Italiens aufrecht zu erhalten bemüht waren. Die Untersuchungen über Magnetismus und Elektricität (Vanarelli) haben hier lebhafte Theilnahme erregt, und Configliacchi's und Brugnatelli's „Giornale di fisica, chemica, storia naturale, medicina ed arti", das sehr regelmäßig erscheint, gibt am besten Rechenschaft, wie vielseitig die Bestrebung und wie ins Tiefe gehend die Art sey, in der man sich ihnen hingibt. Das Gebiet der Chemie und den Elektromagnetismus erörtern Bigio, Baccelli, Antinori, Zantedeschi, Libri, Marianini, und die in der „Biblioteca italiana" (1830, Bd. 58) gegebene Zusammenstellung der in Italien über Elektromagnetismus gewonnenen Resultate reicht allein hin, die Wissenschaftlichkeit der jetzigen Zeit zu verherrlichen. Auch die „Opuscoli scien. di Bologna" sind fast ausschließlich den Naturwissenschaften in ihren weitesten Verzweigungen gewidmet und halten einen Namen bei Ehren, der sonst nicht so oft, als es seine alte Berühmtheit erforderte, in dem Munde der Gelehrten ist. Vorzüglich besprochen sind die geognostischen Beobachtungen des Gr. Marzari Pencati worden, der durch den Augenschein die Werner'schen Ansichten über die Erdbildung widerlegen zu können glaubte. Noch dauerte der Streit, dem H. v. Buch durch eine kurze Abfertigung seine Bedeutenheit zu nehmen schien, unter den ital. Gelehrten lebhafter fort, die für und gegen den auf Steinarten der zweiten Formation aufruhenden Granit Partei ergriffen haben. Unter den Geologen Italiens muß der geistvolle und kenntnißreiche Brocchi erwähnt werden (1827 in Aegypten gest.), der Verf. der „Conchyliologia supabennina", der durch interessante Abhandlungen die Theilnahme an der „Bibl. ital." vorzüglich erhöhte. Renier, Corniani, Monticelli und Covelli („Prodromo della mineralogia Vesuviana") sorgen dafür,

daß diese Studien fortdauernd beachtet bleiben. Begünstigt von der Regierung, fanden die physischen Wissenschaften die vielfältigste Anwendung auf alle Zweige der Geoponik und Technologie, die durch ausgesetzte Preise in der Noth der Zeit und in den Anregungen benachbarter Länder, wenigstens im obern Italien, beachtenswerthe Fortschritte machte. Sowohl die Einführung neuer Erwerbzweige als neuer Pflanzenarten, um den Gewinn des Bodens zu erhöhen (Reis aus China und Getreide aus der Mongolei) mußten sich vereinigen, um die Gewinnlust zu neuen Versuchen zu reizen und sowohl die methodisch-rationelle Pflege der Seidenwürmer als die bessere Behandlung des Weins, die Käsebereitung und die Beachtung der Bienen wurde zum Gegenstande öffentlicher Prüfung gemacht, deren Ergebniß für den Reichthum des Landes, das Ersatz für Manchen brauchte, von den belohnendsten Folgen war. Sehr verdienstlich für eigentliche Geoponik wirkt die Accad. de' Georgofili zu Florenz, die durch regelmäßige Bekanntmachung ihrer Arbeiten das Interesse der Gebildetern in Anspruch nimmt, sowie der „Calendario Georgico della R. Societá di Torino" dem Bedarf in einer niederern Sphäre abhilft. Pflanzenkunde kann in dem Garten Europas nie übersehen werden. Savi's „Elemente di botanica" geben dem Ausländer nichts Ungehörtes; aber die Schriften von Sebastiani, von Mauri, Brignoli, Moricand, Tenore, von den Vorstehern der Pflanzengärten zu Pisa, Rom, Neapel, Palermo, beweisen für die Theilnahme, die man ihrem Fache schenkt, und die „Pomona in rilie va" von Pizzagalli und Degaspari und Bergamaschi's „Osservaz. micologiche" für die Liebhaberei, welche ihre Bemühungen unterstützt. Auch zu unserer Kenntniß Brasiliens steuerte ein Italiener, Raddi, der Begleiter der wissenschaftlich jenes Wunderland durchziehenden Deutschen bei, aber auf eine Art, die bei seinen Landsleuten selbst nicht durchgängigen Beifall fand. Naturforschung der höhern Naturordnungen erhielt schätzenswerthe Beiträge von Brunatelli, Configliacchi, den Beschreibern des „Proteus anguineus" durch Angelini, Metaxa, der die Schlangen des röm. Gebiets untersuchte, durch Ranzani, Petagna, Laurenti, Cavolini, und der Bau des Menschen durch Palletta, Mascagna u. A. genauere Beleuchtung. Doch ward in der Medicin Deutschlands Literatur mit Vorliebe benutzt, und mehre seiner ausgezeichneten Werke im medicin. Fache fanden glückliche Uebersetzer und Bearbeiter, zunächst zum Gebrauche der Vorträge in Pavia, Padua, Bologna; während nach Loder's Versicherung die Klinik in Italien sehr großer Verbesserungen bedürfte. — Für die Verbreitung allgemeiner von Deutschland ausgehenden Ansichten über die Entwickelungen des Lebensorganismus in der ganzen Natur waren Nobile in Padua u. A. thätig. Auch für die Kenntniß des innern Menschen, für Philosophie, ward Manches aus dem Deutschen übersetzt, obgleich das Französische, wie Destutt de Tracy, dem Geschmacke der Italiener mehr zusagte. Außer Gioja, dem Verf. der „Ideologia esposta", Talia, dem Bearbeiter eines „Saggio di estetica", Germani Simoni und einigen verunglückten Commentaren von Beccaria wäre die „Collezione de' classici metafisici" (Pavia 1819—22) wohl die beachtenswertheste Erscheinung auf diesem Felde. Wohlmeinende betrachteten es als einen Fortschritt, daß zur Belebung des philosophischen Studiums A. Matthiä's „Manuale di filosofia" (Lugano 1829) für

die akademische Jugend übersetzt ward, und ein so glücklich gewähltes Lehrbuch muß den Freund der Humanität höchst erfreuen. De Simoni hatte das Naturrecht bearbeitet; häufiger waren die Erklärungen und Bearbeitungen des östr. Gesetzbuches, dem Gesetzkraft in mehren ital. redenden Staaten zusteht. Politische Verirrungen brachten zu Zeiten aufschäumende Prasen über die droits des hommes unter die Presse, die aber mit den Erscheinungen selbst sich in den Sammlungen der Liebhaber verloren. Bologna, das kann behauptet werden, ist jetzt nicht mehr das Delphi der Juristen. Da Heiligenlegenden und der kleine Bollandiste, Trauerreden, weder Ascetik noch Theologie sind, so kann sie fast übergangen werden; allen Reisenden wird als Muster der Kanzelberedtsamkeit Pater Pacifico gepriesen, der zur Fasten in ara Coeli in Rom predigt; dann sey zunächst de Rossi's Uebersetzung von F. L. v. Stolberg's „Religonsgeschichte" erwähnt (Rom 1818) und des Marchese Antici Uebersetzung von Stolberg's „Vita e dottrina di Gesù Cristo" (Rom 1822, 2 Bde.), die von einem durchaus andern Sinne eingegeben sind als Tambroni's „Untersuchungen über die weltliche Macht des Papstes". Auffallend bleibt, daß Llorente's „Geschichte der Inquisition" und Sismondi's „Geschichte der Republiken des Mittelalters in Italien" frei in den einzelnen Staaten verkauft werden, während benachbarte sie auf das strengste verbieten. So bewegt sich in der schönen Halbinsel der wissenschaftliche Geist, am wohlthätigsten gefördert und geschirmt unter deutschem Einflusse.

Italienische Musik, die jetzt in Italien herrschende Musik (in weiten Sinne nennt man auch so die im italien. Geschmacke geschriebene und ausgeführte, oder die von geborenen Italienern herrührende Musik, wiewohl diese gar sehr von dem ital. Geschmacke abweichen kann, wie uns die Musik Spontini's beweist), welche sich durch Herrschaft der Melodie und damit des Gesanges, bei Vernachlässigung der Harmonie bis zur Leere und Weichlichkeit, charakterisirt ist von der alten ital. Musik zu unterscheiden, aber, wie natürlich, durch dieselbe in ihrer Entwickelung vorbereitet. Wie schon ursprünglich die Religion zur Verherrlichung ihrer äußern Formen und Gebräuche mit der Kunst überhaupt in Bund getreten ist, so nahm auch von jeher ins Besondere die Musik — die durch die Macht der Töne das menschliche Herz so wunderbar ergreifende — den thätigsten Antheil an der Religion und ihren gottesdienstlichen Handlungen. Die Geschichte der Musik führt uns, nachdem sie uns nur unvollkommene Nachricht von dem Wirken der Tonkunst im Alterthume gegeben, nach Italien, wo das Antike im Laufe der Jahrhunderte sich in das Moderne zuerst verschmilzt. Hier machte sich der heil. Ambrosius, Bischof von Mailand (380), um die neuere Einrichtung des damaligen Gesanges in der abendländischen Kirche verdient; sodaß er als Stifter einer eigenen Epoche bis auf Gregor d. G. zu betrachten ist. Rhythmus und Metrum waren aber von dem heutigen wesentlich verschieden, und jener nichts anders, als der Unterschied zwischen langen und kurzen Sylben, wobei der Ton auf jenen noch einmal so lang als auf diesen ausgehalten werden mußte. Metrisch war der Gesang, wenn durch den ganzen Vers das Sylbenmaß beibehalten und derselbe gleichsam nach Art des Scandirens gesungen wurde. In welcher harmonischen Abstufung (Melodie) aber diese

Ihne unter sich gestanden haben mögen, davon ist Nichts mit Gewißheit auf uns gekommen. Mit Gregor dem Gr. (591—604) beginnt eine neue wesentlichere Reform im Kirchengesange, wodurch er eine Art von Feierlichkeit, die der Würde der Kirche überhaupt nicht nur angemessen, sondern ihn auch zu seiner eigenthümlichen Bestimmung, von ganzen Gemeinden leicht gesungen zu werden, vorzüglich geschickt macht, erhielt (vgl. Gregorianischer Gesang). Von jetzt an, d. h. vom Anfang des 7. Jahrh. (604), wo Gregor mit Tod abging, bis zum 11. Jahrh., meldet uns die Geschichte Wenig oder gar Nichts von weiteren, wesentlichen Fortschritten der Kirchen-Musik in Italien. Im 11. Jahrh. (um 1022) ward der Kirchen-Musik durch Guido, einen Benedictinermönch von Arezzo, ein neuer Anstoß zur Erweiterung und Vervollkommnung gegeben. Guido's Verdienste um die Musik dürften sich im Wesentlichsten darauf beschränken, daß er Das, was vor ihm schon erfunden war, näher geprüft, dann nach seiner Art berichtiget und verbessert, Neues daraus abgeleitet und darauf endlich eine mehr geordnete und zusammende Lehr-Methode gegründet hat. Bis auf Guido fehlt es an allgemeiner Uebereinstimmung der Tonzeichen; Jeder bediente sich zu seiner erfundenen Melodie eigener, willkürlicher Zeichen. Eine größere Uebereinstimmung der Tonzeichen ist Guido's Werk. Jetzt durfte man nur die weit beschränktere Anzahl derselben gleichsam als allgemeine Typen für jede Melodie kennen lernen, um selbst ohne Hülfe eines Lehrers singen zu können. Für den Unterricht damals ein sehr erleichterndes Mittel. Im 13. Jahrh. verbreitete sich in Italien die Erfindung der Mensuralmusik, von welcher die Erfindung des Contrapunktes und des Figuralgesangs abhing. Die Instrumente vermehrten und vervollkommneten sich im 14. und 15. Jahrh. Viele Päpste begünstigten die Musik, namentlich den Gesang und heiligten sie durch ihre Breve's; doch beschränkten auch kirchliche Verordnungen die selbständige Ausbildung der Musik. Häufig wurde im 15. Jahrh. im Singen Unterricht gegeben, und nicht mehr bloß von Mönchen. Die theoretische Musik erlangte den Rang einer Wissenschaft, und der Gesang wurde contrapunktisch ausgebildet. Der frühere Gebrauch der Linien war Guido nicht unbekannt. Er bediente sich zuweilen deren selbst, doch in verschiedener Zahl, bald mehr, bald weniger. Doch in dem 16. und den folg. Jahrh. wird Italien für die Musik das wichtigste Land und der Boden ihrer höchsten Blüthe, wie er es früher ihrer ursprünglichen Keime gewesen war. Es umfaßt gleichsam, wenn wir so sagen dürfen, ihre beiden Extreme — Anfang und Ende. Wie weit man in der Lehre der Harmonie zu Anfang des 16. Jahrh. in Italien gekommen war, sehen wir aus den theoretischen Werken des Franchinus Gafor, namentlich aus dessen „Practica musicae". Unter Italiens älteste Heroen im Contrapunkte zu Anfang dieses Jahrh. zählt man Annibale Patavius blühte um 1510; Costanzo Porta (bl. 1546—1606); Giuseppe Zarlino, ein Venetianer, st. 1599, Zeitgenosse Palestrina's und mit Constanso Porta Schüler des berühmten Willaert; als Schriftsteller und Componist gleich berühmt, dem auch das Verdienst der Ausmittlung des wahren Verhältnisses der großen und kleinen Terz zugeschrieben wird. Durch Palestrina (s. d.) erhielt die Kirchenmusik in Italien um die Mitte

des 16. Jahrh. einen so hohen Grad der Ausbildung, daß sie von jetzt an als das Muster des wahren Kirchenstyles zu betrachten ist. Die contrapunktischen Künste, und eine gänzliche Vernachlässigung des Textes hatten bisher darin so überhand genommen, und die Harmonie war ihres rührenden Einflusses auf das Gemüth so völlig beraubt, daß Papst Marcellus II. im Begriffe stand, alle Kirchenmusik als zwecklose, ihrer eigentlichen Bestimmung widersprechende Künstelei aufzuheben. Dieß bewog damals (1555) den 26jährigen Palestrina zur Composition einer Messe, wodurch er beim Papste die Kirchenmusik in ihren verjährten Rechten zu erhalten suchte. Es gelang ihm auch durch hohe Simplicität und den ernsten, feierlichen Gang seiner Harmonie, den Vater der Kirche auf andere Gesinnungen zu bringen. Palestrina's Geist ging zwar auf das 17. Jahrh. über; aber die Formen, in welchen er sich nach und nach in den musikalischen Werken dieser Epoche zeigte, waren nicht durchgängig mehr dieselben eines Jahrh. Zwar bediente man sich bisher immer noch des Contrapunkts und der strengeren Fuge; allein bald nach der Einführung des Generalbasses wurde auch die Begleitung der Instrumente auf die Kirchenmusik angewandt, ob sie gleich nur von Note zu Note mit Singstimme ging, bloß zur Verstärkung ihrer Wirkung. An die Stelle der von jetzt an, und in der Folge immer seltener werdenden streng contrapunktischen Verwickelungen traten kürzere Sätze, ein jeder und selbst die kürzesten mit einer eigenen oft halben oft ganzen Cadenz versehen. Zu den gefeierten Helden im Kirchensatze der ersten Hälfte des 17. Jahrh. gehören Paolo Agostini, Francesco Foggia, Orazio Benevoli und Gregorio Allegri da Correggio; sie blühten gleichzeitig. Diesen folgten in der zweiten Hälfte die beiden Bernabei, Ercole († 1690) und Guiseppe Antonio (geb. 1643), Vater und Sohn; Tomaso Bai und Antonio Caldara. Doch unter den genannten großen Meistern dieses Jahrh. glänzt Gregorio Allegri (s. d.), mit Palestrina hinsichtlich der erhabenen, würdevollen Einfachheit der reinsten Harmonie ganz auf gleicher Stufe stehend. Mit diesem Zeitraume scheint die blühendste Epoche des Kirchenstyles der römischen Schule sich zu schließen, und einer neuen, der neapolitanischen Platz zu räumen, die jetzt, von der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. an, für die Folge in jeder Hinsicht eine der merkwürdigsten wird; wobei zugleich nicht unbemerkt bleiben kann, daß nur der Einfluß des Opernstyles auf die Kirchenmusik immer fühlbar zu werden anfängt, da die meisten Componisten dieser Schule, von welcher eigentlich das dulce Melos in der Musik ausging, sie zugleich in die Kirchen- und Opernmusik getheilt haben. Aless. Scarlatti (s. d.), geb. zu Neapel 1650, scheint wohl den Grund dazu gelegt zu haben. Er war ein Schüler Carissimi's, im Contrapunkte tüchtig erfahren und nach Hasse und Jomelli einer der größten Meister in der Harmonie und Kirchen-Composition von ganz Italien. Porpora (s. d.) (geb. 1685) eröffnet die Reihe der Kirchen-Componisten im 18. Jahrh. Nebstdem erwarb er sich die wesentlichsten Verdienste um die Gesanglehre. Er gab der Arie eine bessere Form und lehrte einen richtigen Vortrag der Worte im Recitativ. — Bis ins 16. Jahrh. hatte man sich auch außer der Kirche zu verschiedenen Volksfesten dnu Belustigungen der Musik, bedient,

wozu die Ballade und Canzonette, die Mai- und Carnevals- und das Madrigale gehörten, welches letztere zu Ende des 16. die einzige Unterhaltung in Gesellschaften war, und in dessen position und Vortrag sich Lucca Marenzio (1580) solchen erwarb, daß er nicht nur für das erlesenste Muster aller Mu listen galt, sondern auch von seinen Zeitgenossen il più dolce genannt wurde. Als um diese Zeit die theatralische Poesie auflebte, fingen auch die italienischen Fürsten an, zur Vergröß des Glanzes und der Pracht bei ihren Festen, die Poesie, Musi Malerei zu einem Ganzen zu vereinigen. Man gab theatr Vorstellungen, wobei man sich anfänglich der Musik zur Begl der Chöre in Tragödien, und der Zwischenspiele (Intermezz den Comödien und Pastoralen bediente. Solche Spiele wurd der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zuerst in Florenz und Mailan Vermählungsfestlichkeiten aufgeführt. Wesentlicher Verdienste u Oper hatten sich zu derselben Zeit einige Künstler in Flore worben. Vicenzo Galilei erfand eine neue Art des hierzu geeigneten einstimmigen Gesangs, und suchte die Harmonie auf bare Worte, d. h. auf empfindungsvolle und leidenschaftliche G anzuwenden. Diese Bahn verfolgten hierauf Giulio Caccin Jacopo Peri in Verbindung mit Jacopo Corsi und Ottavio R cini, einem guten Dichter. Ihrem Bestreben, Musik und mit einander zu vereinigen, verdankt man zunächst das Rec welches Caccini und Peri in Rinuccini's Daphne 1594 in F zuerst auf die Bühne brachten. Einige Jahre später (1587) ver sich auch schon Orazio Vecchi in seiner komischen Oper: „Antiparn Diesen Componisten der Oper folgte zunächst Claudio Monte Seine erste Oper ist von 1606. Er war der Erste, der scho das Ende des 16. Jahrh. von den vorhandenen Regeln des st Contrapunkts abwich, und sich neue Freiheiten in der Fortbew der Harmonie erlaubte, die Septime und None in gewissen frei anschlug, die kleine Quinte ohne Bindung gebrauch Durch diese Neuerungen legte dieses von seinen Zeitgenos mächtig angefeindete Genie den Grund zu dem freieren, ältern contrapunktischen Style entgegengesetzten, musikalischen Selbständig in größerer Gattung herrschte von jetzt an die Mus der Bühne. Hier folgte der Italiener, ohne große Berücksichtigur Poesie, die ohnehin nur das eilige Werke des Augenblicks war, herrschenden Neigung zum Wohllaut und Ohrenkitzel, der ebenfa seiner Sprache sich kund thut. Alle südliche Nationen zeigen eine Reizbarkeit der Sinne, und die Melodie ist ihnen ebenso sehr B niß, wie dem Nordländer in der Musik die Harmonie, aber Nation so sehr als der ital., deren schönes Klima und glückliche nisation für den Gesang (Italien lieferte die schönsten Alt- und S stimmen, weniger Bässe) ihnen Melodie zum Zielpunkt ihres m Wirkens machte. Von den Italienern mag daher auch der De lernen, was wohl- und was übelklingend ist. Auf der andern verwandelte sich die Einfachheit der Melodie in Weichlichkeit und pigkeit von der Zeit an, wo der Gesang sich selbständig ausbildete von der Instrumentalmusik nur getragen, sich wie ein Instrume entwickeln anfing, wo man statt poetischen Ausdrucks und Wa

neue Ohrenbefriedigung, neue Consonanz, nicht tiefe Rührung und Erschütterung, sondern Reiz, schnellen Tonwechsel mit Vermeidung aller Dissonanz verlangte, die Musik die Poesie zu beherrschen anfing, was im theatralischen Gesange zuerst geschah, und so das rein Musikalische der Bildung das Dramatische und Poetische zerstörte, welcher Geschmack sich um so leichter über andre Länder verbreitete, da Italien in der glänzenden Ausbildung der Musik allen Völkern vorausgeeilt war, was auch die Herrschaft der ital. Kunstausdrücke in der Musik beweist. Zu dieser künstlichen und unpoetischen Ausbildung des Gesanges trugen auch d. männlichen Soprane bei, welche bald aufs Theater kamen und alle poetische Wahrheit des Charakters an sich unmöglich machten, indem man z. B. gern vergaß, daß man einen Helden singen hören sollte, wenn man nur einen ausgebildeten Sopran hörte. Die Stimmen aber wurden hinsichtlich der Fertigkeit und anmuthigen Verzierung auf den höchsten Gipfel der Ausbildung erhoben durch die große Anzahl musikal. Conservatorien und Singschulen (unter den ältern sind die des Pistochi und Bernacchi zu Bologna, des Brivio in Mailand, des Porpora, Leon. Leo und Francesco Feo in Neapel bezeichnet), durch welche sich gewisse Kunstgriffe und Verzierungsarten, mit ihnen jedoch zugleich die technische Grundlage aller wahren Stimmbildung gleichsam mechanisch fortpflanzten, welches die sogen. ital. Schule ausmacht. Dazu kam die auf das große Bedürfniß nach Gesang gegründete Aufmunterung und verschwenderische Belohnung großer Sänger (der Castrat Farinelli kaufte sich ein Herzogthum), die überall befindliche Gelegenheit zu singen, indem es keine irgend bedeutende Stadt in Italien gab, welche nicht bald ihr Theater, oft deren mehre, hatte, indem Kirchenmusik wesentlich zum kathol. Kirchendienst gehört, und Castrationen erlaubt wurden. Mehr als Alles aber wirkte die in Italien fast leidenschaftliche Neigung und Fähigkeit zu Gesang. Die glänzendsten Ausbildung der Stimme, als solcher, mußte nothwendig zu der Entartung führen, die Stimme nur als ein Instrument, mit Vernachlassigung alles poetischen Ausdrucks, aller Wahrheit zu gebrauchen, wovon wir in der neuesten Zeit die auffallendsten Beispiele erlebt haben. Bei diesem Streben nach höchstem Wohllaut, techn. Bildung der Stimme bis zur charakterlosen Weichlichkeit, mußte natürlich die Instrumentalmusik untergeordnet bleiben, die in dürftiger Begleitung dem Sänger oft nur die Accorde anschlägt, über welchen er sich wie ein Vogel in die Lüfte erhebt. Da darf die Instrumentalmusik nicht den Gesang bedecken, wie bei so vielen franz. und deutschen Musiken; aber der Tonsetzer ist auch auf die Verherrlichung der Sänger und ihrer technischen Fertigkeit fast beschränkt und kann den Reichthum und die Tiefe der Harmonie, welche auf Mischung der Consonanz- und Dissonanzkraft beruht, nicht entwickeln, welche die höchste Ausbildung der romantischen Tonkunst verlangt. Daher ist auch zu erklären, warum Mozart's Meisterwerke den Italienern nie ganz gefallen wollen. Die ital. Musik, durch Wohllaut, Reiz und Melodie und technische Ausbildung des Gesangs ausgezeichnet, geht in weichlicher Süßigkeit unter; die Oper wird ein Aggregat von Concertstücken, in Costum auf der Bühne gesungen: das ist die Geschichte der ital. Musik.

Zu den vorzüglichsten Componisten seit dem 17. Jahrh. gehören: Girolamo Frescobaldi, Francesco Foggia, Bapt. Lully, der berühmt,

Violinist und Tonsetzer Arangelo Corelli; dessen Streben auf Schönheit der Melodie und Modulation ging, wobei er zuerst dem bis auf seine Zeit noch steifen und schwerfälligen Basse mehr Bewegung und Figuren gab. Sein Styl ist sanft und fließend, dabei aber auch edel und erhaben, wie wir aus seinen Motetten und Cantaten sehen. Man zählt ihn auch unter die Ersten, die mit jenen die Instrumental-Begleitung verbunden, und diese für die Kirche auf geistliche Gegenstände angewendet haben. — Zu den Sängern im 17. Jahrh., von denen die meisten jedoch Tonsetzer waren, gehören: Antimo Liberati, Matteo Simonelli, beide Sänger der päpstl. Capelle. Im Anfange des 18. Jahrh. war Ant. Caldara ausgezeichnet, der das Fugenartige in der Kirchenmusik beibehielt und den Gesang durch Instrumente hob, aber in seinem Style viel Theatralisches annahm; ferner Brescianello, Toniri, Marotti. In der Mitte dieses Jahrh., blühte die ital. Musik, besonders die theatralische, vorzüglich in Neapel, Lissabon und auch schon in Berlin. Einige behaupten, dieß sey die glänzendste Periode der ital. Tonkunst gewesen. Wir finden einige bedeutende Instrumentalisten in Italien, die Organisten Scarlatti und Martinelli; als Violinisten Tartini, der auch im Theoretischen seines Instruments ausgezeichnet war; und eine Schule stiftete, die für den Kirchenstyl vorzüglich geeignet war; Domenico Ferrari, Geminiani, Ant. Lolli und Nardini (Tartini's Schüler); als Clavierspieler und Tonsetzer den noch in London lebenden Clementi. Unter den Tonsetzern des 18. Jahrh. sind zu nennen: Balthasarre Galuppi, geb. 1703, Lotti's Schüler, und Giacchino Cochi, geb. 1720, folgten beide zu Venedig ihrem Vorgänger im Opernsatze. Beide, zum Heiteren geboren, verfolgten den komischen Styl der Oper und brachten zuerst diese Gattung in Italien in Aufnahme. Beide arbeiteten mit Geist und Geschmack. Während dieser Zeit hatte sich zugleich der Styl der Neapolitaner Schule immer mehr für die Oper entfaltet. Doch erst mit Durante's eigentlichen Schülern, größtentheils Neapolitanern, gründete sich zu Neapel die glänzendste Periode der von jetzt an immer freier sich hervorbildenden Opern-Musik und deren brillantere Ausbildung zunächst für ganz Italien. Giambattista Pergolese (s. d.) beginnt die Reihe. Sein Styl zeichnet sich auch in dieser Musik-Gattung durch Einfachheit, Wahrheit der Empfindung und natürlichen Ausdruck aus; er ist klar ohne künstlichen Aufwand, angenehm und mannigfaltig; voll Leben und Wärme im Duett; zierlich und geordnet im Heitern; aber auch kräftig und rührend im Tragischen, ob er gleich in diesem von Jomelli und Traetta an Stärke des Ausdrucks übertroffen wird. Nicolo Jomelli (s. d.) wußte dem Texte seine Musik anzupassen, sein Gesang ist daher ausdrucksvoll und seine Recitative sind voll richtiger Declamation. Seine Melodien sind süß, ohne weichlich zu seyn, mit schöner Abwechslung der Stimmen. Nicolo Piccini (s. d.) (geb. 1728), fruchtbar, von lebhafter Einbildungskraft, ein neuer Schöpfer der komischen Oper (Opera buffa). Man glaubt ihm zuerst die Einführung der Finale in die komische Oper zuschreiben zu müssen. Da das Gefällige ein vorherrschender Zug in Piccini's Musik ist, so fällt er in tragischen Opern zuweilen ins Einförmige und Charakterlose. Francesco oder Ciccio di Majo, ein

Schüler Feo's um 1730 zu Neapel, bildete sich nach Jomelli. Seine Melodie und Harmonie haben etwas Neues, Eigenthümliches. Seinen allzeit erhabenen, reizenden Gesang, der an verschiedenen Stellen voll Feuer und Nachdruck hervortritt, opferte er nie der Begleitung der Instrumente auf. Ebenso besaß er auch die Kenntniß, seinen Text in Beziehung auf Charakter und Ausdruck glücklich zu bearbeiten. Er wird dieser Verdienste wegen unter die geachtetsten dramatischen Componisten gerechnet. Giovanni Paesiello (s. d.), geb. 1736 gehört allgemein unter die beliebtesten Operncomponisten. Er schrieb mit Leichtigkeit, Feuer und Einbildungskraft. Seine Ritornelle sind voll neuer Gedanken, sein einfacher Gesang ist reich instrumentirt und seine Finale gehören ihrer glücklichen Form wegen zu den besten. Ein charakteristischer Zug seiner Werke ist die darin häufig vorkommende Wiederholung einer und derselben Stelle. Thomas Traetta, geb. 1738, war einer der letzten Schüler Durante's und vielleicht der größte Componist Italiens im Tragischen. Ein Originalgenie, an Wahrheit, Feuer und Stärke des Ausdrucks, ein zweiter Jomelli. Melodie und Harmonie sind in seinen besseren Werken nicht selten neu, gründlich, passend, abwechselnd mit glänzender Begleitung der Instrumente, die er zuweilen obligat einführt; in seine Arien legte er Bravour und in seine Recitative eine edle, richtige Declamation. Auch seine schwächeren Arbeiten sind nicht ohne ausgezeichnete Stellen. Während in andern Ländern die Musik sich immer höher hob, war von Italien der gute Genius der dramatischen Musik schon längst gewichen. Der bessere Geist der ältern Schule eines Carissimi, Aless. Scarlatti und der aus ihr hervorgegangenen Componisten war verpflüchtiget; man vernachlässigte, was Durante's spätere Schule durch Jomelli, Majo, Traetta, Terradeglias im Tragischen, und durch Piccini und Paesiello im Heitern Großes und Gefälliges geleistet hatte; man achtete nicht mehr der richtigen Declamation im Recitative, der glücklichen Bearbeitung des Textes in Beziehung auf Charakter und Ausdruck, des melodischen Gesanges, der Reinheit und Correctheit der Harmonie, der Einfachheit und Abwechselung einer mäßigen, aber dem Ausdrucke entsprechenden Begleitung mit verständiger Wahl der Instrumente. Dagegen gefiel und gefällt fortwährend noch Alles, was ein gebildeter Geschmack für Gebrechen ausgeben würde, nämlich daß sie des Charakters der Einheit völlig entbehrend in regelloses Stückwerk ausgeartet der einzelnen Virtuosität eines Sängers oder einer Sängerin wegen geschrieben, aber auch nur von diesem Gesichtspunkte aus vom Publikum beachtet wurde. Salieri, Cherubini, Spontini und Paer haben sich frühzeitig von Italien, ihrem Vaterlande, abgewandt und ihren ungleich bessern Opernstyl in Frankreich und Deutschland ausgebildet, und es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß auch sie, wären sie in Italien geblieben, dort im Strome herkömmlicher Formen und der Mode gleich den Uebrigen untergegangen wären; sehen wir doch, daß selbst die deutsche Eigenthümlichkeit eines Simon Mayer, der jetzt bei längerer Zeit ausschließend Italien angehört, von den bewegten Fluthen des frivolen Geschmacks sich überwältigen ließ. Caraffa und Nicolini gehören zu den bessern der neuesten dramatischen Componisten in Italien; ihre Werke sind nicht ohne gefühlvolle Stellen des Ausdrucks, nicht ohne Spuren dra.. tischen Styles.

Auch Fioravanti und Paveſie entwickeln manches Gute in ihren Opern, allein ſie beſitzen alle nicht Tiefe und originelle Kraft genug, nicht die Macht des Genius, die es wagt, über das Conventionnelle ſich hinwegzuſetzen, worin ſie zum Theil weniger, als die gleichzeitige Coccia, Generali, Puccita und der vielſchreibende Roſſini befangen ſind. — Die große und ſchnelle Entwickelung der Oper übte auf die Kirchenmuſik gegen das Ende des 17. Jahrh. einen ſolchen Einfluß aus, daß dieſe eine veränderte Geſtalt annahm. Die ältere Strenge des Geſanges war völlig gewichen und an deren Stelle Melodie, Mannigfaltigkeit und weniger gebundene Freiheit in der Bewegung deſſelben getreten, auch zur Verſtärkung der Wirkung eine damals noch leichte, einfache Inſtrumental-Begleitung beigegeben. In dieſen noch mäßigen Schranken eines veränderten freieren Kirchenſtyles hielten ſich Leo, Durante Vinci bis auf Pergoleſe und Jomelli mit immer noch lobenswerther Einfalt. Erſt als im Verlaufe der erſten Hälfte des 18. Jahrh. an die Stelle des echten einfachen Geſanges die Bravourarien traten, die Begleitung mit größerer Anzahl der Blasinſtrumente verſtärkt und letztere ſelbſt obligat eingeführt wurden, gefiel ſich das Publikum ſo ſehr darin, daß die damalige Opern-Componiſten kein Bedenken trugen, mit ähnlichem Prunke auch die Kirchenmuſik auszuſtatten. So ſetzte Majo in einem Salve Regina zur Geſang-Begleitung der Worte: Eja ergo advocata nostra illos tuos misericordes oculos ad nos converte, nebſt zwei Ripien- noch zwei Obligat-Trompeten, zwei Fagotte und eine Hoboe Solo. Welcher Abſtand von Pergoleſe! — Sarti (ſ. d.) vermehrte die Zahl aller möglichen Inſtrumente zur Begleitung ſeiner Pſalmen noch mit ruſſiſchen Jagdhörnern; und als ihm bei ſeinem Te Deum des betäubenden Lärmens noch nicht genug war, verſtärkte er ihn mit — Kanonendonner! — Unter den Sängern und Sängerinnen Italiens ſeit d. 18. Jahrh. ſind berühmt: Francesca Cuzzoni Sandoni und ihre Nebenbuhlerin Fauſtina Bordoni, ſpäterhin Haſſe's Gattin, und die Allegrandi, die Sopraniſten Farinelli, Caffarelli, Seneſino, Cariſtini, Marcheſi; in neuerer Zeit der berühmte Crescentini und Veluti; ferner die Sänger: Baldaſſare Ferri, Siface, Matteuce in neuerer Zeit; die Tenoriſten: Millico, Pacchierotti, Briri, Benelli; die Sängerinnen: Teſi, Mingotti, Gabrielli, Todi, Bandi, Marchetti, die Schweſtern Seſſi (beſonders Imperadrice und Mariane Seſſi), Angelica Catalani, Camporeſi, Borgondio. Doch iſt es auch bekannt, daß einzelne deutſche Sänger nicht nur durch bedeutſame Einfachheit und im gemüthlichen Volkstone, ſondern auch in der ital. Manier den Italienern an die Seite geſtellt werden können, und ſelbſt in Italien mit unerhörtem Beifall aufgenommen worden ſind, z. B. Charlotte Häſer. Die ital. Schule iſt noch jetzt in Dem, was die bloße Ausbildung des Organs betrifft, beſonders Portament, Paſſagen und Triller, unerreicht; aber die ſklaviſche Nachahmung und Fortpflanzung ihrer Manieren führt zur Manier, weßhalb auch deutſche Sänger dieſelbe nur ſo weit zu benutzen haben, daß die Gemüthlichkeit und der poetiſche Ausdruck, welche der deutſche Geſang verlangt, nicht verloren gehen. Wir ſchließen mit Paganini, dem erſtaunungswürdigſten Virtuos, der vielleicht jemals gelebt hat und leben wird (geb. 1784 zu Genua). Als Componiſt iſt er erſin-

dungsreich, ja genial und beherrscht das Wissenschaftliche der Kunst vollständig; doch denkt er hauptsächlich nur in Beziehung auf sein Instrument, auch nimmt er nicht selten barocke Wendungen, die mit der abweichenden Eigenheit seiner Natur überhaupt im Zusammenhange stehen. Wir kennen keinen jetzt lebenden Violinvirtuosen, dem er nicht als Componist für das Instrument an die Seite gesetzt werden dürfte, selbst Spohr nicht ausgenommen. Leider ist von P.'s Compositionen fast nichts im Druck erschienen, da er dieselben mit großer Geheimnißkrämerei verbirgt; indessen ist der Verlust vielleicht nur ein scheinbarer, da außer ihm sie schwerlich Jemand auszuführen vermag.

Italienische Poesie. Die provenzalischen Dichter führten im 12. Jahrh. die Poesie in Italien wieder ein. Bis in das 13. Jahrh. klangen in Italien die Liebeslieder und Romanzen der provenzalischen Troubadours, die in der Sprache ihres Vaterlandes sangen; doch von den Reizen ihrer Sprache und Poesie angezogen, hatten bald die Italiener selbst im provenzalischen Troubadours, die in der Sprache ihres Vaterlandes sangen; doch von den Reizen ihrer Sprache und Poesie angezogen, hatten bald die Italiener selbst im provenzalischen Romanzo zu dichten gesucht. So finden wir schon Folco oder Folchetto von Genua, der 1123 st., und Sordello von Mantua, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. lebte als ausgezeichnete Provenzaldichter genannt. Die Troubadours fanden allenthalben bei dem gesangliebenden italienischen Volke die freundlichste Aufnahme, besonders aber in Oberitalien an dem Hofe des Markgrafen Azzo von Este (reg. von 1215 bis 1264), der die berühmtesten Dichter seiner Zeit um sich versammelte. So lebten an diesem Hofe, des Marchese Töchter Beatrice und Constanza besingend, die Troubadours Americo di Reguilain, Raimondo d'Arles, Rambaldo di Vacheiras, und ebenso viele Italiener, die in provenzalischer Sprache und Weise dichteten; unter ihnen zeichnete sich Maestro Ferrari nach einer Anmerkung, die sich in einem 1254 geschriebenen Codex von Provenzal-Liedern befindet, besonders aus. (S. Troubadours.) Während nun in Oberitalien die fremde Poesie der Provenzalen ihre liebliche Blüthen trieb, hatte das südliche Italien bereits Dichter in seiner eigenen Sprache, die weit sanfter und ausgebildeter war, als die Landessprache des obern Italiens. Ueberdieß waren die Genueser und Venetianer zu sehr mit ihrem Handel beschäftigt, die Florentiner bei innern Parteiungen und Fehden zu unbekannt mit dem Geiste des Ritterthums, die Päpste aber, versenkt in Theologie und Kanonistik, überhaupt der Poesie zu fremd und ungeneigt, als daß sie hier zuerst als ein einheimisches Gewächs hätte aufsprossen können. „Nur bei den Sicilianern konnte sich ital. Poesie entwickeln. Denn sie, ein poetisches Volk seit dem Alterthume, sprachen ein Dialekt, der sanft genug war, um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnsucht noch scholastische Fehden stumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht so leicht als den Lombarden war es ihnen, provenzalische Sänger in ihre Mitte zu ziehen oder selbst in jenes Land der Liebe und Dichtkunst zu wallfahrten; aber es schallten genug der Lieder zu ihnen herüber, welche sie ermunterten, in eigner Mundart ähnliche Versuche zu wagen". Zur Entwicklung der

einheimische Poesie trug nicht weniger der Hof Friedrich II. bei, der seine Jugendjahre (1198 — 1212) in Palermo verlebte; an diesen Hof, wo alle ritterlichen Tugenden geübt wurden, zogen Troubadours aus allen Landen, Saitenspieler und Dichter, weil dort der Gesang hoch geehrt und reichlich belohnt wurde. Friedrich selbst übte sich im Reimen und Dichten, und nicht nur von ihm, sondern auch von seinen beiden Söhnen Enzio und Manfredi, sowie von seinem Kanzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis), haben sich die gefälligsten Lieder, von zarter und schöner Gefühle, erhalten. Unter den vielen Dichtern, die damals in Sicilien blühten, sind die auszeichnetsten, die uns noch bekannt sind, folgende: Ciullo oder Vicenzo d'Alcama, von dem noch verschiedene in provenzalischer Form abgefaßten Gedichte auf uns gekommen sind: Arrigo Testa, Jacopo da Lentino, genannt il Notajo Ranieri, Ruggieri, Inghilfredi von Palermo u. m. A., von denen allen wir aber nur noch einzelne Bruchstücke besitzen. Da nun alle heimische Poesie von Sicilien ausging, so ist es leicht zu erklären, daß man selbst nach Dante's Zeiten sicilianisch statt italienisch schreiben sagte. In kurzer Zeit aber verbreitete sich vom poetischen Hofe der sicilianischen Fürsten die Dichtkunst über ganz Italien, und schon in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. blühten in und außerhalb Toscana eine Menge Dichter, die in toscanischer Sprache sangen. Wir nennen hier vornehmlich Guittone aus Arezzo (st. 1294), dem das Sonett, eine provenzalische Erfindung, seine heutige regelmäßige Form verdankt; von ihm haben wir noch ein Buch Gedichte und 40 Briefe moralischen Inhalts, in welchen Prosa und Verse gemischt sind; Guido Calvalcanti (st. 1300 zu Florenz); von ihm besitzen wir eine ausgezeichnete Canzone metaphysischen Inhalts über die Natur der Liebe und mehre andere Gedichte; Guido Guinicelli von Bologna (starb 12[illegible]6), des erstgenannten Guido Zeitgenosse: ihn nennt Dante den Vater aller Dichter, die je süße liebliche Lieder der Liebe gesungen haben; Ugolino Ubaldini, von dem eine Idylle in unregelmäßiger Canzonenform übrig ist; von Dante von Majano: ein Buch Gedichte; Cino de Sinibaldi, auch nach seiner Vaterstadt Cino de Pistoja genannt (lebte von 1240 — 1341); seine Gedichte, inn welchen er einem schönen Mädchen, Namens Selveggia, huldigte, hauchen alle den Geist einer romantischen Liebe und zeichnen sich in der vordantesischen Periode vor allen übrigen sehr aus; Brunetto Latini, Dante's Lehrer, schrieb zwei poetische Werke: „Il pataffio und Il te soretto". Neben diesen zeichnet sich vorzüglich als Dichter geistlicher Lieder Jacopone da Todi aus. Die Formen, in denen sich diese italienischen Dichter bewegten, waren denen der provenzalischen Troubadours nachgebildet; denn bei diesen finden wir auch schon Canzonen, Sonette, Ballaten, Sestinen, die erst später von den Italienern immer mehr ausgebildet wurden. Die Ottave rime oder achtzeilige Stanze war auch schon den Sicilianern bekannt. Was den innern Charakter dieser Dichter betrifft, so ist in dieser schon in jener frühesten Periode höchst bestimmt ausgesprochen. Religion ist das Höchste in allem menschlichen Seyn und Wirken. Besonders gilt dieß von der Poesie, welche ja eben auch das Verhältniß verkündigt, worin ein ganzes Zeitalter zu Gott und der Natur strebt.

Wie nun die sinnliche Religion Griechenlands nothwendig zur Objectivität und auf das Plastische in der Kunst dringen mußte, so war in dem Geiste des Christenthums, in seiner Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen, die musikalische Richtung der Poesie, die Einigung des Universums in dem Gefühle nothwendig bedingt. Da nun ferner die neuere Liebe, wenn man sie in ihrem heiligsten und wahrsten Wesen erfaßt, das Kind der christlichen Religion, ihre untergeordnete Erscheinung ist, die Anbetung des Uebersinnlichen, welche in dem unbewußten Gefühle der menschlichen Schwäche das Bild der Gottheit auf Erden, die Vollendung und Einheit des Seyns im Irdischen finden möchte: so mußte in der neuern Zeit, trat die Dichtkunst nicht als unmittelbare Enthüllerin der Religion auf, bei Nationen, welche durch meist klimatische Verhältnisse weniger andächtig gestimmt, weniger zum unmittelbaren Ergreifen des Göttlichen geeignet waren, die Liebe, als untergeordnete Anbetung des Göttlichen, Grundton und Hauptcharakter ihrer Poesie, und darum (weil die Liebe in jedem Einzelnen etwas durchaus Subjectives ist) jene selbst durchaus subjectiv seyn und werden. Hierdurch wird das Wesen, welches die ital. Kunst in ihren frühesten Zeiten annahm und in ihren höchsten Meistern am vollendetsten aussprach, erklärlich. Selbst im Boccaccio, den beschränkte Kunstrichter verkennen, bleibt Liebe der stete Grundton, und die vergötternde Gluth, womit er das Andenken seiner Fiammetta verherrlicht, hätte nie in der Brust eines Griechen sich entzünden können. Nachdem die vorbereit. Periode der ital. Poesie vorüber war, erschien der göttliche Florentiner Dante Alighieri (geb. 1265) (s. d.). Aus dem gewöhnlichen Kreise ganz heraustretend, steht er da ohne Vorgänger und Nachfolger, so viele herrliche Namen auch Italien der Nachwelt nennt. Nicht die Form und Darstellungsart meinen wir, welche ihrer Natur nach in der „Divina commedia" einzig seyn und bleiben mußte, sondern die Eigenthümlichkeit seines Geistes. Auch sein großes Gedicht, an welches, wie er sagt, Himmel und Erde die Hand gelegt, das ihm, dem Dichter, jahrelanges bleibendes Kunststudium kostete, hat die Liebe geschaffen; aber tiefern und umfassendern Gemüths als Petrarca, ergreift er sie in ihrem ersten göttlichen Ursprunge, in ihrer höhern religiösen Bedeutung, und entzückt von den leuchtenden Augen seiner Beatrice, spricht er mit begeisterten Lippen in den Anschauungsformen des kathol. Glaubens die ewigen Ideen aus von des Weltalls uranfänglicher Einheit mit Gott, seinem Abfall in dem Heldenthume und der wiedererwachten Liebe in der christlichen Religion. Gehört er der Sprache nach zu den Italienern, so erreicht er in der unendlichen Plastik seiner Darstellungen die größten griech. Meister. Was aber das Wesen seines Gedichts ausmacht, die Klarheit, womit alles menschliche Wissen und alle Geschichte auf die Einheit und den Ursprung in der göttlichen Idee zurückgeführt ist, so gehört er darin den Deutschen an. Wie merkwürdig es übrigens sey, daß uns der erste und größte Dichter der Neuern ebenso viel Bewunderung in der Eigenschaft des Philosophen als des Dichters abnöthig, kann hier nur angedeutet werden. Wenngleich nun die „Göttliche Komödie" nicht einheimisch in der ital. Kunst- und Literaturgeschichte ist, so hat sie doch für die ital. Sprache nicht zu berechnende Folgen gehabt. Dante's

anfänglicher Entschluß, sein großes Gedicht in lat. Hexametern zu schreiben, beweist zur Genüge, in welchem Zustande der Unvollkommenheit er die Sprache fand; wie wenig durch das leichte Spiel mit zierlichen Reimen in Canzonen und Sonetten sie den Umfang gewonnen hatte, der ihr nöthig war für die „Göttliche Komödie". Dante mußte der Schöpfer seiner Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkennen, durch die er, wie mit allmächtigen Zauberformeln, ihre spröde Unvollkommenheit bezwang, daß sie in einem Gedicht von hundert Gesängen, abgefaßt in der so schwierigen Versart der Terzine, seinen Forderungen und seinem Bedürfniß genügte. Während den neuern Italienern das Verständniß des Dante abzugehen scheint, und Petrarca, Arioſto und Taſſo ihnen das Höchſte in ihrer Poesie ſind, war in den Dante näher verwanoten Zeiten die Begeisterung für die „Göttliche Komödie" groß genug, um zu Florenz, Bologna und Pisa Professuren zur Erklärung dieses Gedichts zu stiften. Zu Florenz bekleidete sie zuerst Boccaccio. Commentatoren traten auf, von denen wir, außer dem spätern Landino, nur Dante's eigne Söhne, Pietro und Jacopo, ferner Benvenuto von Imola und Martino Paolo Nidobeato nennen wollen. Der Erzbischof von Mailand, Giovanni Visconti, berief zwei Theologen, zwei Philosophen und ferner zwei geschichtskundige Florentiner, um vereint die Auslegung des Theologischen, Philosophischen und Historischen im Dante zu übernehmen. Auf der Bahn, die Dante, gebrochen, suchten mehre Dichter zu seinen Lebzeiten schon und bald nach seinem Tode fortzuschreiten. Cecco d'Ascoli schrieb ein Lehrgedicht über Physik, Moral und Religion in 5 Büchern unter dem Namen „Acerba", dessen anfänglich großer Ruhm im Laufe der Zeit untergegangen ist. Francesco da Barberino dichtete unter dem Titel „Documenti d'Amore" eine Abhandlung über Tugend und ihre Belohnung in schlechten Versen, sowie ein moralisches Gedicht „Del reggimento e de' costumi delle donne". Zeitgenossen Dante's waren ebenfalls die Lyriker Antonio da Ferrara, Bindo Bonichi, Venuccio Salimbeni, Sennuccio del Bene, Francesco degi Albizzi; doch werden sie sämmtlich durch Francesco Petrarca (vergl. d.) der als Dichter und Philosoph dem Dante zwar nachsteht, größern Ruhms aber bei Mit- und Nachwelt genießt. Sein Verhältniß zur ital. Poesie und schönen Kunst läßt sich kürzer bestimmen. Insofern steht er offenbar unter Dante, als die Liebe, Beider gemeinschaftlicher Begeisterungsquell, in ihm keine Idee von einem Werke, das die künstlerische Objectivität der „Göttlichen Komödie" hatte, aufzuwecken vermochte. Allein in jener lyrischen, rein subjectiven und darum untergeordneten Gattung der Poesie wird er ewig unerreicht bleiben. Hier erscheint er in der Masse von Sonetten und Canzonen zu Lauras Ruhm als der erfindungsreichste und sinnvollste Dichter. Gleich groß sind seine Verdienste um die ital. Sprache. Während sie im Dante noch manche Sprödigkeit und Härte hat, die aber das majestätische Gedicht mehr heben als verunstalten, hat Petrarca sie, als geistreicher Kenner römischer Spracheleganz, zur vollendetsten Schönheit und Reinheit, zu dem reinsten Wohlklang ausgebildet. Seine Nachahmer waren unzählig, jedoch fehlten denselben Petrarca's sinnvoller Erfindungsreichthum, den er in seinen Sonetten und Can-

zonen zeigt. Nicht weniger Nachahmer als Petrarca erweckte deſſen Freund Giovanni Boccaccio (ſ. d.) (1313—1375), beſonders berühmt durch ſeinen „Decameron", wodurch er die Sprache zur Proſa herangebildet hat. In ſeinen verſificirten Werken iſt Boccaccio weniger bedeutend. In ſeinem „Filoſtrato" hat Boccaccio den erſten großen Schritt zur Ausbildung der Stanze gethan; die „Amarosa visione" iſt eine noch unglücklichere Nachahmung des Dante, als Petrarca's „Trionfi". Er ſelbſt ſah ein, daß ſeine Gedichte keinen großen Werth hatten, und er wollte ſie auch den Flammen übergeben, als er die Gedichte Petrarca's kennen lernte. Mit Boccaccio wetteiferte ſein Zeitgenoſſe Sacchetti; in ſeinen Novellen erzählte er wirkliche Vorfälle, kurz und deſto unterhaltender und ſo ſprachrichtig, daß aus ihnen, lange ehe ſie gedruckt waren, Schriftſteller und Sprachforſcher ihre Streitigkeiten über die Richtigkeit eines Ausdrucks zu entſcheiden pflegten. Noch erwähnen wir aus dieſer Zeit der ſatyriſchen Sonette des Pucci, des didaktiſchen Verſuchs des Bologneſer Paganino Bonafede über den Ackerbau, und ſeines Landmanns Federigo Frezzi Beſchreibung der vier Reiche des Amor, des Satanas, der Laſter und der Tugenden, unter dem Titel: „Quadriregno", einer verunglückten Nachahmung des Dante. Das herrliche Triumvirat Dante Alighiere, Francesco Petrarca und Giovanni Boccaccio gab der ital. Sprache einen feſten Standpunkt, und erhob ſie zu der Höhe, auf welcher ſie noch unter den lebenden Sprachen prangt. Nur langſam verbreitete ſich hinter dieſen Dichterkoryphäen der neu entſtandene gute Geſchmack über Italien und rückte in dem ganzen 15. Jahrh. nicht beträchtlich fort. Die Dichter künſtelten bloß Petrarca's ſüße Verſe nach und glaubten ſeinen Geiſt zu athmen, wenn ſie ſeine Worte trillerten: außer ſeiner Sprache geiſtiger Liebe gab es für andere Empfindungen und Begriffe noch keinen geſchmeidigen Ausdruck. Die toscaniſche Sprache war noch immer ein Geheimniß, in das es ſchwer war, eingeweiht zu werden. Noch fehlte die Buchdruckerkunſt, und das mit der ſchönen Literatur von Italien zugleich erwachende Studium der alten Sprachen hielt ihre Ausbreitung noch mehr auf. Die damaligen Literatoren glaubten der lateiniſchen Sprache die Blüthe ihrer ſchönſten Jahre und ihre ganze Geiſteskraft widmen zu müſſen; in ihr drückte man, was Schätzung haben und Unſterblichkeit des Namens geben ſollte, aus, und der Mutterſprache behielt man bloß Kleinigkeiten vor; die Laſt der Erudition lähmte allen Geiſtesſchwung. Erſt gegen das Ende des 15. Jahrh. hob ſich die ſchöne Literatur von Italien wieder einigermaßen, da Lorenz von Medici ſich der verwaiſten Kunſt annahm. Im Anfang des 15. Jahrh. lebte Giuſto de Conti, ein Römer (ſt. 1449 zu Rimini); er ahmte den Petrarca nach, und pries in ſeinen Gedichten beſonders die ſchöne Hand ſeiner Geliebte, weßhalb ſeine Liederſammlung den Namen „La bella mano" führt. Domenico Burchiello (ſt. 1448 zu Rom) (ſ. d.), ein Barbier, zeichnete ſich durch ſeine burleſk-ſatyriſchen Sonette aus, die uns aber wegen ihres Localitätswitzes meiſt unverſtändlich ſind. Seine Barbierſtube war, wie die Ueberlieferung ſagt, der Sammelplatz der damaligen florentiniſchen Dichter, deren Namen und Werke aber untergegangen ſind. Merkwürdig iſt der Verſuch, welchen etwas ſpäter, unter Cosmo von

Medici, der Maler und Baumeister Leon Battista Alberti machte, in ital. Sprache Hexameter und Pentameter zu bilden. Lorenzo de Medici (1448—1492), der Perikles der florentinischen Republik, ward von Lucretia Donati, einer schönen Florentinerin, begeistert, dem Petrarca mit selbständigem Dichtergeist nachzufolgen. Er war der Zögling des Platonikers Marsiglio Ficino. Wir besitzen von ihm Sonette, Canzonen, Stanzen, Terzinen, Carnevalslieder und eine Parodie des Dante, „Symbosium oder die Trinker" überschrieben, in welchem 3 Reisen durch einen Weinkeller beschrieben werden. Sein Freund war der liebliche Sänger der Liebe, Girolamo Benivieni. Angelo Ambrogini, von seiner Vaterstadt Montepulciano Poliziano zubenannt (1454—1494), ist nicht nur als Dichter, sondern auch als Philolog berühmt; außer seinem „Orfeo", einem Mittelding zwischen Schäferspiel und Trauerspiel, besitzen wir von ihm nebst kleinern Gedichten, auch einige herrliche Stanzen, die er zum Lobe des Julian von Medici bei Gelegenheit eines Turniers, das die Brüder in Florenz gaben, verfertigte. Jetzt folgen die 3 Brüder Pulce. (s. d.) Bernardo schrieb ein Gedicht überdie Leidensgeschichte Jesu, 2 Elegien und übersetzte zuerst die Eklogen des Virgil in das Italienische. Luca dichtete Heroiden, ein Schäfergedicht „Driadeo d'Amore" und ein episches Rittergedicht „Ciriffo Calvaneo", das nach seinem Tode Bernardo Giambellari erst vollendete: ist dieses Gedicht auch an sich ohne Werth, so ist es doch schon merkwürdig als erster bedeutender Anklang zu jenem ironisch-ernsthaften Ritterheldengedichte, welches bei dem untergehenden Geiste des Ritterthums und beim Ausgang des eigentlich poetischen Mittelalters durch den dichterischen Charakter der Italiener nothwendig bedingt war. Luigi, der jüngste (1431—1489), berühmt durch sein episch-romantisches Heldengedicht „Morgante maggiore", eigentlich nur eine gereimte Erzählung der Thaten Karls d. Gr. und seiner Paladine, aus welcher Quelle die spätern Epiker Italiens fast alle schöpften. Außer diesem Gedichte besitzen wir von ihm „La confessionine le stanze lode della Beca" und mehre bisweilen schmutzige Sonette, in welchen er sich gegen die Scherze seines Freundes, des Kanonicus Matteo Franco, vertheidigt. Was Luigi Pulci durch seinen „Morgante" in Florenz, bewirkte Francesco Cieco da Ferrara in Mantua durch seinen „Membriano". Ein Vorläufer des Ariost war Matteo Maria Bojardo (s. d.), Graf von Scandiano (1446—1494), durch sein Heldengedicht „Orlando innamorato" in 69 Gesängen, das durch Niccolo degli Agostini, einen mittelmäßigen Dichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh., noch um 33 Gesänge vermehrt, durch den „Orlando furioso" des Arioste aber ganz verdunkelt ward. Bojardo dichtete außer diesem Heldengedichte noch viele Sonette und kleinere Gedichte. Gleichzeitig mit diesem Dichter laufen die Poesien der sogenannten Petrarchisten als Hauptbestandtheile der Masse italienischer Poesien fort. Unter ihnen sind die ausgezeichnetsten: Francesco Cei, Gasparo Visconti, Agostini Staccoli d'Urbino, Serafino d'Aquila, Antonio Tebaldeo, Bernardo d'Accolti, ein berühmter Improvisator, der sich selbst den Einzigen nannte, ein Neapolitaner u. d. N. Notturno, ein Florentiner Christoforo u. d. N. l'Altissimo u. A. Antonio Fregoso, mit dem Beinamen Fileremo, schrieb ein moralisch-erotisches Gedicht,

„la cerva bianca" von geringem Werthe, ferner „Selve", und heitere und schwermüthige Capitoli. Mehre nicht so merkwürdige übergehen wir, nennen aber hier noch Sannazar (1485—1530), berühmt durch seine „Arcadia", in der er seine Jugendgespielin Carmosina Bonifacia gefeiert hat. Sie ist eine jugendlich-lieblich-romantische Dichtung, in wechselnder Prosa und Versen, deren zum Grunde gelegte unbedeutende Erzählung bloß zur Verbindung einzelner Gesänge und Schilderungen, Sonette und Canzonen dienen soll. Nicht weniger berühmt ist Sannazar unter den neuen lat. Dichtern. Bembo (1547 als Cardinal gestorben), auch als Philolog und Geschichtschreiber ausgezeichnet, hat mit Glück den Petrarca nachgeahmt. Als ital. Dichterinnen glänzen in diesem Jahrh: Battista Monteseltro, die Gemahlin Galeazzo Malaspina's, ihre Enkelin Constanza Bianca von Este, Domicilla Trivulci, Cassandra Fedele und zwei Isotta. Das 16. Jahrh., die Periode der ital. Poesie, wo der Eifer der Fürsten Italiens und besonders der Päpste für Poesie und Kunst in Beförderung des Talents auf das herrlichste wetteiferte, beginnt mit des herrlichen Ariosto (s. d.) „Orlando" und übrigen Gedichten. Zur selben Zeit dichtete Giovanni Giorgio Trissino (s. d.) ein ernstes Epos: „Italia liberata da Goti", das ebenso trocken als nüchtern ist. Giovanni Ruccellai gefällt in seinem didaktischen Gedichte „Le ape" durch einiges Zartgefühl um so mehr. Luigi Alamanni trug in einer eleganten Sprache die sämmtlichen Geschäfte des Landmanns in einem Lehrgedichte („La coltivazione") vor, wobei Virgil sein Vorbild war; sein romantischen Epos „Cironne il cortese" und sein „Avarchide" sind nur von mittelmäßigem Werthe. 1554 gab Lodovico Domenichi die Gedichte von 50 Frauen heraus, unter welchen sich Vittoria Colonna, des Ritters Fernando d'Avalo, Marchesen von Pescara, zartfühlende Gemahlin, besonders auszeichnet; Francesco Berni (s. d.) ist durch seine burlesken Gedichte berühmt. Als Burleske nennen wir hier noch: Giovanni della Casa (s. d.), Varchi, Bino, Molza, Firenzuola, Ludovico Mortelli und Aretino (s. d.), der oft zu einem schmutzigen und ausgelassenen Pasquillenton herabsinkt. Bern. Tasso (s. d.) (1493—1569) zeigt sich in seinem Heldengedicht „Amadis" und in seinen lyrischen Gedichten als einen talentvollen Dichter; doch übertrifft ihn sein Sohn Torquato Tasso (s. d.), dessen „Gerusalemme liberate" allbekannt ist. Batt. Guarini (s. d.), aus Ferrara (1613) verdankt den höchsten Ruhm seinem „Pastor Fido"; in seinen lyrischen Tändeleien athmet unendliche Zartheit. Gabr. Chiabrera (1621) (s. d.), sang die höhere Ode dem Pindar nach. Bernardino Baldi aus Urbino (1553—1617) einer der gelehrtesten Männer seines Zeitalters, wagte den ersten Versuch unter den Neuern, in Prosa und ohne alle poetische Ausbildung die Aesopische Fabel in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Kürze wieder herzustellen, und seine Apologen sind unstreitig das Vorzüglichste, was die ital. Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Teofilo Folengi (s. d.), bekannter unter dem Namen Merlin Coccajo, muß als Erfinder der maccaronischen Poesie erwähnt werden. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hatte das Verderbniß des Geschmackes begonnen und im Fortgange der Zeit immer zugenommen, sodaß G. Marino (s. d.) mit seinem Aftergeschmack im Anfange des 17. Jahrh. leichten Eingang fand.

Marino wurde ohne Widerstand das Oberhaupt einer excentrischen Partei, die Ariosto's Genie überfliegen wollte, die classische Correctheit in den Ruf der Pedanterei brachte und in Schwulst und leerem Wortgepränge poetische Verdienste suchte. Claudio Achillini, Girolamo Preti, Casoni und Antonio Bruni verdienen als seine eifrigsten Bewunderer und Nachahmer ausgehoben zu werden. Alessandro Tassoni (s. d.) aus Modena (1565—1645) wurde durch seinen „Eimerraub" („La secchia rapita") Vater der komischen Epopöe unter den Italienern. Francesco Bracciolini dalle Ape aus Pistoja (st. 1645) ahmte in seiner „Croce riaquissato" mit nicht unglücklichem Erfolge den Tasso nach, und machte in seinem „Scherno degli Dei" dem Tassoni die Ehre der Erfindung des komischen Epos streitig, kam ihm aber an Feinheit und Zierlichkeit nicht gleich. Eine Nachahmung der Tassonischen Epopöe, die „Wiedereroberung Malmantiles oder der Tischtuchsburg" von Lorenzo Lippi, einem ital. Maler aus Florenz (starb 1664), ist aber mager und matt, da ihr größter Witz in den gebrauchten florentinischen Sprichwörtern und spitzfindigen Redensarten besteht; ebenfalls hat „Il torrachione desolato" von Paolo Minucci einen geringen Werth; doch haben beide das Verdienst einer reinen toscanischen Sprache. Dasselbe gilt von den nachgeahmten Heldengedichten des Grafen Carlo de'Dottori, Bart. Bocchini und Cesare Caporali von Pistoja. Vicenzo da Filicaja erwarb sich in der ernsten Ode und im leichten Liede einen fast classischen Namen. Fulvio Testi wählte den Horaz zum Vorbilde und ahmte ihn bald in den antiken Sylbenmaßen, bald in dem Sylbenmaß der alten Canzonen nach. Der Maler Salvator Rosa (1615—1670), der glücklichste Nachahmer des Ariost bei seiner unaffectirten und männlichen Sprache, schüttet, ohne freie Ironie, bloß bittere Herzenserleichterungen über Sitten, Denkart und Geschmack seines Zeitalters in Musik, Malerei und Poesie aus. Der Aufenthalt der Königin Christina zu Rom, die eine entschiedene Vorliebe für das classische Alterthum hatte, war Ursache, daß die Dichter den Marino'schen Schwulst verbannten und ihren Poesien einen antiken Anstrich zu geben suchten. Ihr Uebertritt zur katholischen Kirche war Veranlassung, daß der religiöse Gesang, geistliche Oden und Lieder, schnell eine allgemein beliebte Dichtungsart wurde. Jedoch starb mit der Königin Christina auch die Liebe zur geistlichen Poesie in den Dichtern wieder ab. Forteguerra (s. d.) gab in seinem „Ricciardetto" ein Muster des romantisch-komischen Styles, wie ihn Italien noch nicht besaß. Zappi war in leichten, zarten, lieblichen, Anakreontischen Liedern glücklich. Dem Dichter Rolli floß, so oft er sang, die angenehme, sanfte und milde Sprache, wie sie die leichte Ode liebt. Durch ihn, der Miltons „Verlornes Paradies" übersetzte, wirkte die englische Poesie zum ersten Mal auf die ital., während gleichzeitig der franz. Geschmack hereinzubrechen begann, welche besonders auf die dram. Literatur der Italiener seinen Einfluß bewies. Der Parnaß Italiens wird von nun an immer öder. Carlo Innocentio Frugoni (starb 1768) hat eine Menge poetischer Werke geschrieben, die meist kalte Gelegenheitsstücke sind. Mattei hat die Psalmen mit Glück ins Italienische übersetzt. Lodovico Riccoboni suchte durch sein Lehrgedicht „L'arte rappresentativa" die Schauspielkunst zu heben. Der Graf Franz Algarotti (starb 1764), ganz franz. gebildet und deßhalb an dem

Hölle (nach Dante) in Terzinen zu geben („Il terzo nuovissimo ossia l'Inferno in terza rima d'un Italiano", Italien 1826). Vielleicht beweisen die Winke, welche in den „Osservazione sulla poesia de' Trovadori e sulle principali maniere e forme di essa, confrontate alle antiche ital." (Modena 1829) ausgestreut liegen, so achtenswerthe Talente auf Das hin, was jederzeit in den Kern der Volkstheilnahme eindringt, und sie stimmen dann, um nicht bloß Dichter für die Recensenten, sondern für das Volk im schönsten Sinne des Wortes zu werden, wieder die Weise an, die ebenso Petrarca's und Tasso's besten Liedern als den Liedern der Hirten der Campagna („Saggio di canti popolari delle provincie di Maritime e di Campagna", Rom 1830) u. den Gesängen der Slawen („Carmi slavi trad. dal. cons. Giakich", Venedig 1829) zum Grunde liegen. Ausführliche Nachrichten über die italien. Poesie, besonders die ältere, findet man in den Werken Crescimbeni's, Quadrio's, Tiraboschi's, ferner in Ginguené's unvollendeter „Histoire littéraire d'Italie", in Sismondi's Werk „De la littérature du medi" (deutsch mit Zusätzen von L. Hain) und bei Bouterwek, welche beide Letztere bis auf unsere Zeiten reichen.

Italienische Reisen. Die Mittelzeit einer ital. Reise ist ungefähr ein halbes Jahr, und das Ziel ihrer Wallfahrt pflegt Neapel zu seyn, von wo aus man gewöhnlich noch bis zu den Ruinen des alten Pästums vordringt. Die Alpen müssen wo möglich vor dem Spätherbste übersticgen seyn; dann prangen die Feeninseln des Lago maggiore noch in ihrem vollen Laub- und Fruchtschmuck. Oder wer auch durch die östliche Wasserpforte, Venedig, in das Paradies Italien eingeht, wird wohl thun, diese vor dem Eintritte der Herbstnebel zu erreichen. Zur Besichtigung der wichtigsten Orte und Gegenden Oberitaliens, des Bolognesischen und Toscanas bleiben sodann gegen 2 Monate bis zum Anfange des Carnevals übrig, welches in Rom genossen werden muß. Nachdem die Kunstwerke und Alterthümer in den Mauern der Stadt und in ihrer ganz nahen Umgebung besucht worden sind, eile man während der Fastenzeit nach Neapel, um dort den campanischen Frühling erwachen zu sehen. Das Osterfest ruft nach Rom zurück, und die heitern, warmen Apriltage laden zu Ausflügen in die Gebirge von Albano und Tivoli ein. Auf dem Rückwege bleibt vielleicht noch Zeit zu einem Abstecher in die Mark Ancona übrig, wo nicht, so wird wenigstens Keiner, der über Siena nach Rom gereist ist, denselben Weg noch einmal machen dürfen, sondern jetzt die Straße über Terni, Perugia und Arezzo einschlagen. Genua und Venedig, als die beiden äußersten West- und Ostpunkte Italiens, eignen sich dazu, die Reise zu eröffnen oder zu schließen. Jedoch halte ich dafür, er sey schicklicher, mit der Lombardei und Genua die Herbstreise zu beginnen, um den Rückweg nicht zu weit in die heiße Jahreszeit hineinzuziehen. Auch kann die Lombardei uns, nachdem wir Rom und Neapel genossen haben, wenig anziehen; Venedig aber ist immer neu und unvergleichlich, auch jetzt noch in dem Zustande seines langsamen Unterganges. Die Ausführung dieses Reiseplanes erfordert nicht mehr als ungefähr 7 Monate, vom Anfange des Oct. bis zu dem Anfange oder der Mitte des Mais, und er umfaßt die schönsten und wichtigsten Punkte und Momente Italiens in Bezug auf Natur, Leben, Kunst und Alterthum. Wie man in Italien reisen soll, darüber läßt sich im Allgemeinen keine Vor-

schrift geben. Der Gesundheitszustand, die Gewohnheit, der Charakter und endlich auch der Beutel des Reisenden werden in der Art und Weise, Italien zu durchziehen, zu Rathe gezogen werden müssen. Postpferde, jedoch nicht ohne eignen Wagen, oder die Lohnkutsche des Vetturino, — zwischen diesen beiden schwankt die Wahl der Meisten. Wer allein reist und, in der Hoffnung auf gute Gesellschaft, die Gefahr nicht scheut, auch einmal in schlechte zu gerathen, der besteige den geräumigen, bequemen, gegen Winternässe und Sommerglut wohl geschützten Scheibenwagen des Vetturino mit den gewöhnlichen Bedingungen, wonach der Reisende für den Preis von ungefähr einem Dukaten täglich gegen 7—8 deutsche Meilen nicht zu langsam und nicht zu schnell fortgeschafft wird, und außerdem in jedem Nachtquartiere seine große Mahlzeit, die Cena, und ein reines Bett erhält. Diese letzte Einrichtung überhebt ihn der von so vielen Reisen den bejammerten Wirthshausplackereien, und da der gute Ruf des Vetturino vorzüglich von der anständigen Bedienung seiner Passagiere abhängt, so läßt sich im Allgemeinen voraussetzen, daß der Lohnkutschengast nicht schlechter bewirthet zu werden pflegt, als wer mit Extrapost ankommt und nach höherer Taxe bezahlt. Der Vetturino bricht in der Regel sehr früh auf, sodaß der Reisende fast immer gegen 5 bis 6 Uhr in dem Ruheplatz anlangt, und wenn dieser irgend, etwas Sehenswerthes enthält, einige helle Stunden zu dergleichen Besuchen übrig hat. Wenn eine Gesellschaft von 4 Personen einen Vetturino dingt, so kann er Tagweise bezahlt werden, und die Passagiere bestimmen alsdann die Stunde des Aufbruchs, die Raſtpunkte, die Nachtquartiere und die Länge der Tagesreisen, natürlich nicht über das gewöhnliche Maß. In den großen Städten Italiens, wo man auf längere Zeit einkehrt, mache man zu Ende des 1. Tages seine Rechnung mit dem Kellner — der Wirth zeigt sich selten in Person — und stelle diese als Taxe für die ganze Dauer des Aufenthalts fest. Uebertrieben und zu unfreundlicher Behandlung herausfordernd ist die Vorsicht derjenigen Reisenden, welche keine Stube betreten und keine Suppe anzurühren wagen, ohne vorher gefragt zu haben, was es koste. Zu der Besichtigung der Merkwürdigkeiten in größern und kleinern Plätzen Italiens hüte man sich wohl, sich einem Cicerone oder Servitore di piazza ganz und ohne Rückhalt in die Hände zu geben. Diese Leute finden ihren Vortheil dabei, den Reisenden durch alle Paläste, Galerien, Cabinette, ja durch alle Winkel, in denen eine alte Inschrift oder ein Stück Säule zu finden ist, recht eigentlich zu hetzen. Dadurch verlängern sie die Wanderung und vergrößern ihren Lohn; außerdem erhalten sie ihre Abgabe von den Custoden oder kleinen Besitzern einzelner Alterthümer und Kunstsachen, zu denen sie ihre Milordi hinführen. Man beschränke sich in Italien auf Das, was diesem Lande eigenthümlich ist und was nirgends als nur hier, oder doch nirgends in solcher Vollendung oder Fülle angetroffen wird, also auf Kunst, Alterthum, Natur und Sitte; Stadtcuriositäten allgemeiner Art, Naturaliencabinette, Wachsfiguren, japanisches Porzellan u. dgl. m. dürfen uns ins Italien keine Zeit rauben, wenn wir nicht etwa ein besonderes Interesse für Eins oder das Andre hegen. Wie aber soll man sich gegen die willkürliche Alleinherrschaft des

Cicerone verwahren, dessen Leitung man doch nicht ganz entbehren kann? Man bereite sich auf die Reise zu Hause und unterwegs gehörig vor, sodaß man bekannt mit Dem, was jeder Ort Denkwürdiges und Ergötzendes enthält, dem Cicerone vorzuschreiben im Stande ist, wohin man zuerst und zuletzt gehen, was man besuchen oder unbesichtigt lassen will. Vorbereitung also, eine Anforderung, welche an jeden Reisenden zu machen ist, der irgend ein Land mit Nutzen besuchen will, ist namentlich dem italienischen Reisenden unerläßlich. Wir meinen nicht die allgemeinen Vorbereitungen, zu denen die Apodemik Anleitung gibt, Sprachkenntniß, Menschenkenntniß, Münzsortenkenntniß u. dgl. m., sondern eine vorläufige Bekanntschaft mit Dem, was Italien für jeden Reisenden von Bildung Anziehendes und Unterrichtendes enthält. Diese Bekanntschaft ist auf eine ebenso leichte als unterhaltende Weise durch das Lesen guter Reisebeschreibungen zu gewinnen, von denen es eine Masse vorzüglich in engl. franz. und deutscher Sprache gibt. Eine der gehaltreichsten und geschmackvollsten Schilderungen Italiens liefert die Reise des Grafen F. Leopold v. Stolberg (1794). Das Tagebuch der ehrwürdigen Frau v. d. Recke (1815—17, 4 Bde.), ins Französ. übers. von Mdm. de Montolieu, ist eine compendiöse Reisebibliothek, welche fast Alles berührt, was den Geist und das Herz des gebildeten Reisenden in Italien ansprechen kann, und die Reisebeschreibung des zu früh verstorbenen Kephalides (1818) verbindet reiche Sachkenntniß mit lebendig warmer Darstellung. Die neuesten in das Fach dieser Uebersicht einschlagenden Werke von Hermann Friedländer (1819 — 20) und F. H. v. der Hagen) 1818 — 21, 4 Bde.) erweiterten den Gesichtskreis der Beobachtungen des Liebhabers der Kunst und des Alterthums, indem sie das Mittelalter Italiens gerechter, als vorher geschehen ist, derselben Aufmerksamkeit würdigen, welche sonst ausschließlich der classischen Vorzeit und der nachrafaelischen Kunstperiode geschenkt zu werden pflegte. Als Sittengemälde fand Wilh. Müller's „Rom, Römer und Römerinnen" Beifall. Unter denjenigen Reisebeschreibungen, welche nur einzelne kleine Theile Italiens berühren, sind treffliche Schriften zu nennen, von Riedesel, Bartes, Münter, Fernow, Matthisson, Graß, Friedr. v. Raumer u. A.; auch die „Voy. en Sicile fait en 1820 et 1821 par Auguste de Sayve" (Paris 1822, 3 Bde). Reichhaltig ist D. Neigebaur's „Handbuch für Reisende in Italien" (Leipzig 1826). Unter den Werken, die Italiens Naturschönheiten darstellen, empfehlen wir „Vues pittoresques de l'Italie", von Coignet, nach der Natur gezeichnet und lithogr. (Paris 1825); in Hinsicht auf Bibliotheken u. a. literar. Merkwürdigkeiten D. Blume's „Iter Italicum" (Halle 1827, 2 Bde.). Ein vollständigere Revision der ital. Reisebeschreibungen im „Hermes" (1820 u. 1821).

Italienische Sprache. Die Grenzen der ital. Sprache lassen sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Im N. wechseln gegen die Schweiz, Tirol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden, wo deutsche, ital. oder auch noch Mundarten der altrömischen Sprache vernommen werden, auf das mannigfaltigste mit einander ab. Setzt doch das Meer keine bestimmte Grenze. Bei der frühen Verbreitung der Italiener auch über die nicht eigentlich ital. Inseln des Mittelmeers, über die Eilande und Küsten des nahen Griechen-

lands, wer mag es bestimmen, wo der letzte ital. Laut einheimisch erklinge? In das Dunkel verliert sich ebenfalls die Entstehung dieser schönen Sprache, der an Zartheit und Wohlklang wohl keine beikommt, daher sie auch eigends zum Singen paßt, und vom Kaiser Karl V. als die Sprache bezeichnet wurde, um mit den Frauen zu sprechen. Die allgemein verbreitete Vorstellung, als sey sie durch Vermischung des Lateinischen, wie wir solches aus den altrömischen Schriftstellern kennen, mit den barbarischen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entstanden, ist unrichtig. Die römische Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horaz erlernt, war nur Schriftsprache, nicht Sprache des Volks. Letztere mußte, der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger sich von jener trennen. Bei jener war eine Vermischung mit den Mundarten der Barbaren nicht mehr denkbar, wovon als deutlicher Beweis angesehen werden mag, daß die altrömische Sprache in dem frühern Mittelalter, noch lange vor Wiedererweckung der classischen Literatur, fortdauernd mit einer Reinheit geschrieben ward, welche unter den gegebenen Umständen wahrhaft bewundernswürdig ist. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerschaften die Sprache des Lebens gänzlich umgestaltet worden, da bildete sich, bei steter Fortdauer der altrömischen Schriftsprache, jenen neuen Volksmundarten gegenüber, auch eine neue Schriftsprache; doch langsam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bildung erhalten mußte, sie zum Theil als barbarischen Abfall von dem Lateinischen verschmähten. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet sich rein als Volkssprache jenes Idiom, dessen melodischer Wohlklang uns in dem unbedeutendsten italienischen Schriftsteller unwiderstehlich mit fortzieht, und ein Irrthum ist es, wenn Ausländer glauben, Boccaccio's Sprache werde in dem Munde toscan. Bäuerinnen oder florent. Lastträger vernommen. Auch die toscan. und florent. Sprechart entfernt sich durch Eigenthümlichkeiten von der reinen Schriftsprache, welche während der frühesten Jahrh. der ital. Literatur, wo sie in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird, als in den wenigen gleichzeitigen toscan. Schriftstellern. Nur der Zufälligkeit, daß die spätern großen Häupter ital. Poesie und Prosa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch spätern Ermächtigungen toscan. Akademien, namentlich der Crusca, verdankt es diese Mundart, daß, ungeachtet ihre rauhen Kehllaute den übrigen Italienern ein Aergerniß sind, sie doch vor allen Sprecharten ihren Antheil an der gesammten Schriftsprache den bedeutendsten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der ital. Prosa und Poesie, dessen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verschiedener Mundarten sind, behauptet in der Abhandlung „De vulgari eloquentia" mit bestimmtester Deutlichkeit, daß es unzulässig sey, eine Mundart zur Schriftsprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (so nannte man die neuere, nach dem Einfalle der Barbaren entstandene, in den verschiedenen Gegenden Italiens verschiedene Sprechart) ein vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterscheidet, so beweist dieß wohl deutlich, daß schon er die gegebene Ansicht hatte. Fernow („Röm. Stud.", B. 8, Nr. XI) zählt 15 Hauptmundarten,

unter denen die toscan. wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen sich keine literar. Hervorbringung findet, sind dabei noch unerwähnt. Unter jenen 15 Hauptmundarten hat jede ein oder das andre Werk aufzuweisen, das den Dialekt, meistens bloß um des Verfs. Liebe zu seiner Geburtsstadt willen, der eigentlichen Schriftsprache vorzog. Eifrig betrieb man in der neuern Zeit das Studium der ital. Sprache, die, durch das Lesen der ältern Schriftsteller auf ihren ursprünglichen Kern und Gehalt zurückgebracht, sich der franz. Einwirkung, welche mit Algarotti überhand nahm, immer mehr entzieht. Die Grundsätze, die man in Bezug auf Reinheit des Ausdrucks jetzt gelten läßt, sprach am gediegensten der verst. Graf Giul. Perticari, Monti's Schwiegersohn, aus, und stellte der toscanischen Anmaßung, im ausschließlichen Besitze der einzig gültigen Sprache zu seyn, die triftigsten Widerlegungen entgegen, zuerst 1817 in s. Abhandl. „Degli Scrittori del Trecento" (im 1. Bde. der „Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al vocabol. della Crusca", 7 Bde., Mailand), dann 1820 in dem Buche „Amor patrio di Dante" (im 4. Bde. der „Proposta", welche außerdem noch im 1. Bde. von Monti Briefe und einen Anhang zu obiger Abhandl., im 2., 3., 5. u. 6. Bde. aber Monti's eigne Arbeit über das Wörterbuch der Crusca enthält). Für die Verbreitung der edlern Sprachart sorgte auch Gherardini durch s. „Introduzione alla Grammat. ital." (Mailand 1825) und durch s. Beitr. zu der „Proposta". Mehr Bereicherung, als es gab, versprach das in Bologna herauskommende „Vocabolario della lingua italiana", ein langsam fortschreitendes Werk, dessen Verf. willkürlich in der Erklärung und in den Gesetzen der Anwendung der Wörter verfahren. Dagegen schrieb Marcantore Parenti, denselben Zweck wie Perticari verfolgend, anonym: „Alcune annotazioni etc." (3 Bde., Modena 1820). Bonavilla's „Dizion. etimolog. di tutti vocab. usati nelle science, arti e mestieri che traggono origine dal Greco" (5 Bde., Mail. 1819—21) hat der Abate Marc. Aurel. Marchi vollendet, wovon eine umgearb. Aufl. u. d. T. „Dizion. tecnico-etimologico-filologico etc." (Mail. 1828, 4) erschienen ist. Romani's „Teorica de Sinonimi ital." (Mail. 1825) und dessen „Dizion. gener. de' Sinonimi ital." (3 Bde., Mail. 1825 fg.) sind eben so schätzbar als desselben Vfs. übrige Werke über die ital. Sprache. Mit Geist und Tiefsinn setzte die allgemeinern Beziehungen der ital. Sprache in der neuesten Zeit A. Fontana in der „Grammatica pedagogica elementare italiana" (Brescia 1828) auseinander, und mit Vergnügen bemerkt man in Ambrosoli's „Manuale della lingua italiana" Berücksichtigung ähnlicher Forschungen. Aber aufs Neue nehmen die Florentiner in den „Atti dell I. R. Acc. della Crusca" (zweiter und dritter Bd., Florenz 1829) und in den „Lettere di Pamfilo a Polifilo" die heutige Schriftsprache als das Eigenthum ihres Stadtweichbildes zur Zeit der großen Dichter des Trecento in Anspruch und lebhafter und mit entscheidendern Gründen wiesen die Lombarden, die alten Vorkämpfer in diesem Streite, einen Eingriff zurück, der auf völlig mißverstandenen Voraussetzungen beruht („Biblioteca italiana", 1830, Jan. und Febr.). Vielleicht verdankt Italien, außer einer Menge geistreicher Erörterungen über den Ursprung seiner Schriftsprache, auch

die Wörterbücher, in denen man für zweckmäßige Wiedererweckung Alles aufhob und bewahrte, was die eifersüchtig eitle Schulmeisterei der Crusca vernachlässigt oder entschieden abgewiesen hatte, als die beste Trophäe diesem hartnäckigen Streite. Bei den Forschungen in den ältesten Hülfsmitteln und Denkmälern mehrte sich der Vorrath auf überraschende Weise. Das „Dizionario della lingua italiana" (Padua 1827, 4.) beabsichtigte man durch das „Vocabolario univers. italiano" (Neapel 1828, 4.) zu überbieten, da außer der Zuziehung aller gedruckten Hülfsmittel auch ein ungedrucktes des Abate Serafino Gatti über die Synonymen zugezogen wurde. Fortwährend blieben diese Synonymen ein Gegenstand lebhafter Forschung. Grassi's „Saggio intorno ai sinonimi della lingua italiana" erschien zu Mailand 1827 in der zehnten Auflage. Man mag es mit Tommaseo's „Nuovo dizionario di sinonimi della lingua italiana", (Florenz 1830 — 31) verbinden. Für Wörterbücher im Allgemeinen gab Carena in seinen „Osservazioni intorno ai vocabolarj della lingua italiana" (Turin 1831), besonders in Bezug auf Naturwissenschaften, nicht zu übersehende Beiträge; sowie denn auch, bei vielen Mängeln, Marchi's „Dizionario tecnico-etimologico-filologico" (Mailand 1828, 4.) bei den begonnenen ähnlichen Unternehmungen im Auslande nicht unbeachtet bleiben sollte. Selbst die 1828 zu Padua erschienene Schrift: „Voci toscane usate dall' anatomico Bellini non registrate ne' diz. della lingua italiana", und Manno's zwei Bücher „Della fortuna della parola" (Turin 1831) gaben wohl noch eine und die andere Ausbeute. Wenig Zustimmung fand bei den so eifrigen Sprachforschern der Gedanke des Abate Mazzoni Toselli, in der „Origine della lingua italiana" (Bologna 1832) ausgesprochen, die italienische Sprache auf die gallisch-boische zurückzuführen, doch war es ein Beitrag mehr, die Crusca zu widerlegen, daß nicht am Arno allein die Anfänge des Idioms zu suchen seyen, dem die drei großen Dichter durch ihren Genius die Ausbildung, den Reichthum und die allgemeine Anerkennung in Europa verschafften. Höchst schätzbar ist der Eifer, der überall die Spuren der Volkssprache aufsucht, und in eignen Werken verzeichnet, was jeden Dialekt von dem andern unscheidet. Dadurch ist ein Quell immer wiederkehrender Verjüngung offen gehalten. Als eine Probe der bologneser Volkssprache hatte Mazzoni Toselli seinem oben genannten Werke ein Gedicht des Paganino Bonafede von 1360: „Il tesoro dei rustici", beigegeben, und auf gleiche Weise lernte man den reinfriaulischen Dialekt durch die neue Ausgabe der „Eneide di Virgilio travestita" kennen, die Busiz früher in görzer Mundart herausgab und die jetzt „ridotta a lezione pura friulana" von G. B. dalla Porta (Udine 1830 — 31), durch linguistisches Interesse Alles ersetzt, was sie in ästhetischem möchte eingebüßt haben. Eigne Wörterbücher über die einzelnen Mundarten erschienen in dem uns vorliegenden Zeitraume (von 1826 — 32) von Cherubini: „Vocabolario mantovano italiano" (Mailand 1827); von Peschieri: „Dizionario parmigiano italiano" (Parma 1828); von Mich. Ponza da Cavour: „Vocabolario piemontese italiano" (Turin 1830 fg.); ohne Namen ein „Dizionario domestico pavese italiano" (Pavia 1829), das auch für den mailänder und bergamasker Dialekt anwendbar

wäre; gleichfalls ohne Namen ein „Vocabolario reggiano italiano" (Reggio 1831), und von Boerio ein „Dizionario del dialetto veneziano" (Venedig 1826, 4), das bei dem Reichthum dieser Mundart an gedruckten Schriftwerken (m. s. Gamba's „Serie degli scritti impressi in dialetto veneziano", Venedig 1832, 16.) zu den gefühltesten Bedürfnissen gehörte. (Ein viel längeres Verzeichniß älterer Werke und neuerer gelegentlicher Schriften zum Verständniß der einzelnen Mundarten gibt, ohne bibliographische Bestimmungen, der Beurtheiler Boerio's in der „Bibl. ital.", 1829, Bd. 55). Mit Gamba's Werke mag man die von G. de Simone herausgegebene „Collezione delle opere in dialetto napoletano" (3 Bde., Neapel 1826) zusammenstellen, die durch literarische Notizen aller Art sich empfiehlt. Natürlich muß der Sprachschatz eines Volkes, das in so vieler Berührung mit dem Auslande steht, und das sorgsam die Zeugnisse früherer literarischer Thätigkeit aufspürt, außerdem die classischen Werke seiner Dichter so vielfältig wieder in Anregung bringt, an Ausbeute gewinnen. Wo nur irgend eine Zeile von Tasso noch ungedruckt lag, wo man eine Federprobe Guarini's entdeckte, da wurde sie in der letzten Zeit, mit einer von den Vff. schwerlich gewünschten Pietät, an das Licht gezogen. Doch kamen auch erwünschte Beiträge zu Tage: so ein Werk des Peter Perugino („Di uno scritto autografo del pittore P. Perugino nell' archivio dell' accad. di b. arti di Perugia ecc", Perugia 1820), die „Poesie di Matteo Maria Bojardo, conte di Scandiano ecc. scelte ed illustrate del cav. Venturi" (Modena 1820), die „Poesie del magnifico Lorenzo di Medici" (Florenz 1820), Gedichte von Luigi Alemanni (Flor. 1819), ein bisher unbekanntes Werk von Montecucoli, herausg. von Grassi (Turin 1820), und Briefe von Galilei, herausgeg. v. Venturi (Modena 1821, 2 Bde., 16.). Noch größer war der Eifer für Wiederholung der anerkannt classischen Werke. Unter den vaterländischen Schriftstellern nimmt Dante noch unbestritten die Vorgunst seiner Landsleute in Anspruch. Die „Divina commedia" erschien außer in den Parnassi italiani, deren einer zu Leipzig, einer zu Padua herauskam, in vielfältigen Abdrücken, die mehr oder weniger die neuen Textesrecensionen und Erklärungen der letzten Herausgeber berücksichtigten. Schon durch die frühern Besorger des Wörterbuchs der Crusca war den Lesern der „Divina commedia" der unter dem Namen des besten oft angeführte Commentar empfohlen. Auch er liegt im Druck vor: „L'ottimo commento della Div. comm." (3 Bde., Pisa 1827—29). Zu den mancherlei Versuchen, besonders der Ausländer, das bisherige Misverständniß des ewigen Gedichts zu heben, kam auch von Italien aus ein Beitrag: „Della intenzione di Dante nella Div. comm." („Bibl. ital.", 1829, Bd. 54). Wesentlich fördernd für die Einsicht war indessen, daß man auch die andern Werke des Dichters, wie das „Convito", genauer berücksichtigte. Es erschien in zwei Ausgaben: „Il Conv. di Dante ridotto a migliore lezione" (Mailand 1826) und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von Fort. Cavazzoni Pederzini u. A. (Modena 1831), ebensowie die „Vita nuova" (Mailand 1827, 4, und Pesaro 1829), und selbst des Dichters Briefe ließ man nicht unbeachtet („Dantis Aligh. epp. extant", mit Noten von Karl Witte, Padua

1827). Bei Gelegenheit des Denkmals, das in der Kirche Sta-Croce zu Florenz dem Andenken Dante's errichtet ward (worüber man des gelehrten Abate Missirini Schrift: „Delle memorie di Dante Al. e del suo mausoleo in Sta.-Croce", Florenz 1832, nachlesen mag), erschien eine den Dichter näher angehende Schrift von demselben Missirini: „Dall' amore di Dante Al. e del ritratto di Beatr. Portinari" (Florenz 1832), deren graphische Beilage aber Bedenken erregte. Marsand, dessen „Biblioteca petrarchesca" (Mailand 1826) einen ganzen Quartband einnimmt, scheint die Untersuchungen über Petrarca in der Art erschöpft zu haben, daß dem gelehrten Fleiße von Petrarca's Verehrern wenig nachzuholen übrig blieb. Ausgaben fehlten zwar nicht („Rime di F. P.", mit erklär. Noten von C. Giacomo Leopardi, Mailand 1826, und mit Commentar von Tassoni, Muratori und Andern, Padua 1826 — 27), aber wesentlich Neues ward dadurch nicht zu dem schon Bekannten hinzugethan. Die Vertheidigung des Dichters, dem man das Buch „De vita solitaria" absprechen wollte, übernahm ein deutscher Gelehrter („Blätter für literarische Unterhaltung", 1828, Nr. 92), sowie man denn auch eben dort (Jahrgang 1827, Nr. 278) die Ehrenrettung gegen den Vorwurf des Plagiats nach provençalischen Mustern antrifft. Vielleicht trägt zur richtigern Würdigung von Petrarca's ganzem Werthe die vom Advokat Rossetti zu Triest besorgte Ausgabe der „Poesie minori del P. sul testo latino, posto di confronto, ora corretto volgarizzate da poeti viventi o da poco defunti" (3 Bde., Mailand 1829 fg.) bei. Ciampi hat interessante Beiträge zur genauern Kenntniß Boccaccio's zu Tage gefördert. In seinen „Monumenti di un manoscritto autografo e lettero inedite di Giov. Boccaccio" (zweite Ausgabe, Mailand 1830, 12.) sind einige genauer erörterte Angaben, sowie in der Schrift: „Sulla falsità della lettera di Giov. Boccaccio al Priore della Chiesa de SS. Apostoli" (Florenz 1830) mehre Briefe beigebracht, die für den gelehrten Boccaccio und sein Zeitalter bezeichnend sind. Auf eine andere Reliquie seyen die Freunde Boccaccio's in der „Novella ed epistola tratte da un Cod. del secolo XIV e pubblicate per le nozze Caimo-Dragoni" (Udine 1829, 4.) verwiesen. Bei der Ausgabe des „Orlando inamorato" (eine nach ursprünglichen Ausgaben kritisch bearbeitete darf man sich im zweiten Bande des leipziger „Parnasso italiano" versprechen) in der von Bettoni zu Mailand besorgten „Biblioteca enciclopedica italiana" war Schönheit und Augenfälligkeit des Drucks mit Wohlfeilheit die Hauptsache. Die treffliche Ausgabe des Ariosto von Morali gehört eigentlich einer frühern Zeit. Torquato Tasso's vereinzelte Gedichte wurden als seltene Reliquien aufs Neue dem Drucke übergeben; so sein „Rogo di Corinna" (Venedig 1826), der in der sonst zu empfehlenden Ausgabe der Dichtungen des Torquato „con varianti e note del Colombo, del Gherardini e del Cavedoni" (Mantua 1828, 16.) nicht mitangekündigt ist. Aber eifriger noch als auf die Feststellung seiner Werke wandte man die Aufmerksamkeit auf die Erforschung seiner unglücklichen Schicksale, und Giacomazzi's „Dialoghi sopra gli amori, la prigionia ed il genio di Torq. T. con un discorso intorno alle ultime sue opere" (Brescia 1827, 12.) dürften den Freunden von Tasso's Muße ebenso wenig fremd

bleiben, wenn sie seine letzten Werke richtig beurtheilen wollen, als Giov. Rosini's „Saggio sugli amori di T. T. e sulle cause della sua prigionia" (Pisa 1832) zum Verständniß seiner frühern Werke übersehen werden darf. Halb um der Sprache, halb um der Sachen willen, ward „Il libro del Cortigiano" von Bal. Castiglione (Bergamo 1828) von Manchen willkommen geheißen, und Zweifel an der Alterthümlichkeit erregte wegen seines Inhalts der von Nott herausgegebene „Fortunatus Siculus ossia l'avventuroso Siciliano di Busone da Gubbio. Romanzo storico scritto nel 1311" (Florenz 1832). Von den Schriftstellern einer neuern Zeit, die dießseit der Linie der testi di lingua liegen, ist schon im Art. Italienische Literatur geredet worden. Daß Gamba (mit Bettio, Pezzana, Manzi und Amati die eifrigsten Pfleger der Bibliographie in Italien) eine neue Ausgabe der „Serie dei testi di lingua italiana" (Venedig 1828, 4.) besorgt, kann hier nicht unerwähnt bleiben. Bisher nicht herausgegebene Arbeiten von A. Caro, von B. Lorenzi, von G. Gozzi (dem Bruder Carlo Gozzi's), selbst von Ugo Foscolo („Poesie inedite di Nicc. Ugo Foscolo", Lugano 1830) zog man mit einer dem Ruhme der dadurch Geehrten vielleicht kaum zuträglichen Beeiferungen ans Licht. Unter den neuern ital. Sprachlehren für Deutsche ist die beste von Fernow (2. Aufl., Tüb. 1816), indeß bedarf sie jetzt mancher Nachträge. Die besten Wörterbücher haben wir Deutsche von Jagemann, Flathe und Filippi.

Italienisches Theater. Bei der durchaus subjectiven Richtung, welche die ital. Kunst schon in den frühesten Zeiten nahm, war vorauszusehen, daß sie den Forderungen, welche man an dramatische Werke macht, wenig genügen werde. Denn das improvisirte Drama mit stehenden Masken (s. d.) verstößt der herrschende Ton eben darum, weil es so kräftig national ist, unter die Belustigungen der gemeinen Stände, und während diese für nichts Sinn haben als für die Commedia dell' arte, ist alle Liebe und Begünstigung der höhern Classen nur auf die Oper gerichtet. Indeß vertheidigen Gherardini (in s. Uebers. von Schlegel's „Vorlesungen über dramat. Kunst und Lit.") und die „Bibl. ital." (Oct. 1818) das ital. Theater gegen A. W. v. Schlegel's strenges Urtheil. — Nach dem langen Schlaf des dramatischen und theatralischen Geistes im Mittelalter, der sich, unabhängig von den classischen Mustern, in Mysterien und Moralitäten wieder zu regen anfing, erwachte zuerst bei den Italienern das Bestreben, wie in andern Künsten und Gattungen der Poesie, sowie auf dem Theater die Alten nachzuahmen. Als das erste regelmäßige Trauerspiel wird gewöhnlich die „Sofonisbe" des Trissino genannt, die 1516 zu Rom unter Leo X. mit großer Pracht aufgeführt ward. Da selbst die Gelehrten, welche am meisten auf Nachahmung der Alten dringen, sie für ein todtes Werk des Fleißes ohne dichterischen Geist erklären, so dürfen wir es wohl ohne nähere Untersuchung bei diesem Urtheile bewenden lassen. Merkwürdig ist, bei der ängstlichen Beibehaltung der alten Formen bis auf den Chor, der Uebergang aus dem Gebiet der Mythologie in das der römischen Geschichte. Nicht nur den Ruccellai (1525) trifft derselbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbständigkeit und dichterischer Schöpferkraft, selbst Tasso leidet in seinem „Torrismondo" (ungefähr 1595) an derselben Nichtigkeit, obschon einzelne Schönheiten an

Tasso's wohl erworbenen Ruhm erinnern. Epoche machen die Schäferspiele des Tasso und Guarini, die nach der Mitte des 16. Jahrh. fallen, und in denen die Darstellung zwar größtentheils nicht tragisch, aber doch edel, ja idealisch ist. Auch sind sie mit hinreißend schönen Chören ausgestattet, die nur freilich wie lyrische Stimmen in der Luft schweben, die nicht persönlich erscheinen, noch weniger als beständige Zeugen der Handlung nach wahrscheinlichen Bestimmungen herbeigeführt sind. Der „Pastor fido" ist eine unnachahmliche Hervorbringung: originell und doch classisch; romantisch durch den Geist der dargestellten Liebe; in den Formen mit dem einfachen großen Gepränge des classischen Alterthums bezeichnet; neben den süßen Tändeleien der Poesie voll von hoher keuscher Schönheit des Gefühls. Rühmliche Erwähnung verdient, wie im Anfange des 17. Jahrh. der Graf Prospero Bounacelli den Chor wegzulassen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte Vincenzo Gravina noch ein Mal den Versuch machte, Nachahmungen des Seneca als einzig möglichen Weg zur tragischen Vollendung aufzudringen. Nachdem endlich Mortello zu Anfange des 18. Jahrh. durch Nachahmung des Racine und Corneille das Recht hatte ergreifen wollen (er suchte sogar den franz. Alexandriner einzuführen), glaubte der Literator Maffei in seiner „Merope" durch die That bewiesen zu haben, wie man auf einem Mittelwege, und ohne Nachahmung des Einen oder der Andern die Vorzüge des Seneca und des franz. Theaters vereinigen könnte. Lessing erklärt es bei allem Verdienst eines reinen und einfachen Geschmacks mehr für die Arbeit eines gelehrten Antiquars als eines für die dramatischen Kunst gebornen und darin geübten Geistes. Seitdem sind Metastasio und Alfieri (s. d) aufgetreten. Jener vor der Mitte, Dieser im letzten Viertel des 18. Jahrh. Die musikalischen Schauspiele des ersten können hieher gerechnet werden, weil sie durchaus eine ernste pathetische Wirkung bezwecken, weil sie auf die idealische Darstellung Anspruch machen, und in der äußern Form zum Theil Dasjenige darin beobachtet ist, was man zur Regelmäßigkeit eines Trauerspiels rechnete. Beide Dichter, wiewohl in ihrem Streben einander entgegengesetzt, haben dennoch einen gemeinschaftlichen Einfluß verspürt, nämlich den des französischen Theaters. Schon vor dem Metastasio hatte Apostolo Zeno die Oper, wie man es nennt, gereinigt, was aber im Sinne der neuern Kritiker oft bedeuten will, ausgeleert. Metastasio verdunkelte den Zeno, weil er bei einem ähnlichen Streben doch biegsamer einlenkte, um sich den Bedürfnissen des Musikers zu fügen. Seine Vorzüge sind: die vollkommenste Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache überhaupt, und insbesondere der sanfteste Wohllaut und die größte Lieblichkeit in den Liedern. Aber er schildert die Leidenschaft nur nach ganz allgemeinen Bestimmungen: sein Pathos ist geläutert sowohl von allen charakterischen als contemplativen Gehalt, und so hat die poetische Darstellung nicht schwer daran zu tragen, und kann unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Musiker die Sorge einer reicheren Entfaltung zu überlassen. Alfieri, ein kühn und stolz gesinnter Mann, verschmäht durch solche Bestechungen, wie Metastasio sie aufgeboten hatte, zu gefallen: er war höchst entrüstet über die schlaffe Versunkenheit seines Volkes, über die Ausartung

seiner Zeitgenossen überhaupt. Diese Entrüstung feuerte ihn zur Aufstellung männlicher Seelenstärke, stoischer Grundsätze und freier Gesinnungen, auf der andern Seite zur Schilderung der Greuel des Despotismus an. Seine Begeisterung war weit mehr politisch und moralisch als poetisch, und man muß seine Trauerspiele mehr wie Handlungen des Mannes, als wie Werke des Dichters loben. Seine Sprache ist so bildlos, als ob die redenden Personen durchaus von aller Phantasie entblößt wären; sie ist abgebrochen und herbe: er wollte sie von Neuem stählen, und sie verlor dadurch nur ihren Glanz und wurde spröde und unbiegsam. Er ist nicht nur musikalisch, sondern geradezu antimusikalisch, er zerreißt das Gefühl durch die härtesten Mißlaute ohne alle Milderung und Auflösung. Charakteristische Tiefe und Feinheit muß man beim Alfieri ebenso wenig erwarten als beim Metastasio; es ist nur eine entgegengesetzte Einseitigkeit in Auffassung der menschlichen Natur. — Die Italiener gingen in der Gattung des Lustspiels anfangs von einer nicht genugsam auf den Unterschied der Zeiten und Sitten Rücksicht nehmenden Nachahmung der Alten aus, wie man denn auch auf den ältesten Theatern den Plautus und Terenz übersetzt aufführte; sie geriethen aber bald in die seltsamsten Ausschweifungen. Man hat Lustspiele von Ariost und Macchiavell, von Jenem in reimlosen versi sdruccioli, von Diesem bis auf eines in Prosa. Solche Männer können nichts hervorbringen, worin sich ihr Verstand ganz verleugnete. Aber Ariost hielt sich im Zuschnitt der Stücke zu nahe an die Erfindungen der Alten, und brachte daher keine lebendige Sittengemälde hervor. Beim Macchiavell ist dieß nur in seiner „Clizia", einer Nachahmung des Plautus, der Fall; die „Mandragola" und ein anderes Lustspiel ohne Namen sind florentinisch genug, nur leider auf eine wenig erbauliche Art. Als Mimen, das heißt, als Auffassung der Sprache des gemeinen Lebens mit allen Idiotismen, mögen sich diese Arbeiten sehr empfehlen. Auch die Lustspiele des Pietro Aretino sollen nur durch ihre Unverschämtheit merkwürdig seyn. Vom Tasso hat man ein Lustspiel, „Gli intrichi d'amore", das eher ein weitläufiger Roman in Gesprächsform heißen könnte. Man erkennt hier gar nicht jenen Tasso wieder, dessen zartes Gefühl für Liebe, Ritterthum und Ehre sich im „Befreiten Jerusalem" so liebenswürdig ausspricht, weßwegen auch bezweifelt worden ist, ob dieß Werk wirklich von ihm herrührt. Eine Menge ungefähr in diesem Zeitraum geschriebene ital. Lustspiele sind eben so verflochten, nur noch mit weniger Ordnung und Zusammenhang, und hauptsächlich scheint darauf gerechnet zu seyn, durch Unanständigkeiten zu ergötzen. Unter den Lustspieldichtern dieser Classe verdient Giambattista Porta ausgezeichnet zu werden. Seine Anlagen sind zwar, wie die der Uebrigen, Nachahmungen des Plautus und Terenz oder dramatisirte Schwänken der Novellisten, aber in seinen mit Vorliebe angebrachten und ausgeführten Liebesgesprächen athmet ein zärtliches Gefühl, das sich mitten unter der hervorgebrachten Rohheit des ältern italien. Lustspiels und dem oft widerstrebenden Stoff Luft macht. Im 17. Jahrh., da das spanische Theater schon im vollen Glanze blühte, scheinen die Italiener häufig daher entlehnt zu haben, schwerlich ohne Mißverstand und Entstellung. Die Verwahrlosung der regelmä-

sigen Bühne nahm um so mehr überhand, als einerseits die Leidenschaft für die Oper Alles verschlang, andrerseits der Geschmack des Volkes sich immer für die improvisirte Posse mit stehenden Masken erklärte. Goldoni (s. d.). in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., suchte durch seine nüchternen, bürgerlich moral. Komödien der bei dem Volke beliebten Commedia dell' arte auf einmal ein Ende zu machen. Er ist, um ihn den Deutschen in zwei Worten zu charakterisiren, der ital. Kotzebue, ohne jedoch des Deutschen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen suchte Gozzi die improvisirte Volkskomödie durch Veredelung derselben zu retten. In Lustspielen, deren Inhalt aus den buntesten Märchen, und in Tragikomödien, deren Inhalt aus Calderon und Moreto, jedoch ohne deren tiefpoetische Ausführung, entlehnt war, dialogisirte er nur die Hauptpartien, und auch diese nur in den leichtesten Versen. In den Nebenpartien, welche eigentlich für die stehenden Masken berechnet waren, begnügte er sich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improvisirenden Talente des Schauspielers überlassend. Er blieb ohne Nachahmer. Im Trauerspiel ahmen die Italiener meistens den Alfieri nach, der ihnen, wiewohl es allgemeiner Ton ist, ihn zu bewundern, doch schon zu stark und männlich dünkt, um ihn auf der Bühne ertragen zu können. Sie haben einzelne Stücke von Verdienst geliefert, „aber, nach Schlegels Urtheil, die Grundsätze der tragischen Kunst, welche Alfieri befolgt, sind durchaus falsch, und vollends in der lärmenden herzlosen Declamation ihrer Schauspieler stellt sich diese mit Catonischer Strenge von allem Reiz der Gruppirung, der musikalischen Harmonie und der zarteren Rührungen entkleidete tragische Poesie mit der tödtendsten Einförmigkeit dar. Da alle reichlichen Belohnungen den Sängern aufgehoben bleiben, so ist es natürlich, daß ihre Schauspieler, die fast nur als Lückenbüßer zwischen Gesang und Tanz eintreten, meistens nicht einmal das Abc ihrer Kunst, eine Aussprache und ein geübtes Gedächtniß, besitzen. Sie haben keinen Begriff davon, daß man seine Rolle auswendig wissen könne, deßwegen hört man jedes Stück auf einem italien. Theater beinahe doppelt; der Soufleur spricht so laut wie anderswo ein guter Schauspieler, und um sich von ihm zu unterscheiden, schreien sie ungebührlich". — Von den neuesten Lustspieldichtern verdienen Auszeichnung: Albergati, dessen „Gefangener" zu Parma gekrönt wurde, und der eine Menge ergötzlicher Possen (die beste: „Le convulsioni delle donne") geliefert hat; der Venetianer Francesco Antonio Avelloni, mit dem Beinamen il Poetino, ein Nachahmer der Franzosen; Antonio Simone Sografi von Padua (die besten: „Olivo e Pasquale" und „Convenienze teatrali"); der Neapolitaner Gualzetti: der Abt Chiari; der Piemontese Camillo Federici (s. d.); der Römer Gherardo de' Rossi (s. besten Lustspiele: „La famiglia dell' nomo indolente", „Il cortigiano onesto" und „Le due sorelle rivali"); der Graf Giraud; Giovanni Pindemonti; der Cav. Greppi in Bologna („Teresa e Claudio"; Teresa vedova"; „Teresa e Wilk"); Tommasini von Verona („I comici in iscompiglio") u. A. — Die Werke Niccolini's, sein „Antonio Foscarini" (Florenz 1827) und noch mehr seine sicilische Vesper („Giovanni da Procida", Florenz

1829) stürmischen Beifall bei ihrem Bekanntwerden, obgleich die „Bibl. ital." des letztern Trauerspiels mit keinem Worte zu gedenken für gut fand. Niccolini soll jetzt mit einem Trauerspiele „Lodovico il moro" beschäftigt seyn. Gleich freie Gesinnung spricht aus Silvio Pellico's „Tre nuove tragedie" (Turin 1832) an, der schon früher durch seine „Francesca da Rimini" geschätzt, die offen dargelegte Gesinnung durch eine lange Gefangenschaft auf Spielberg erhärtet hat. Nicht mit gleicher Anerkennung wie seine „Monaca di Monza" wurde Rosini's „Torquato Tasso, drama storia" (Pisa 1832) aufgenommen, doch erlangte es die Ehre der Aufführung, die Tedaldi Fores, der Verfasser von „Beatrice Tenda" und „I Fieschi ed i Doria" (Mailand 1829) nicht immer zu beabsichtigen scheint. Alle die genannten Dichter, mehr oder weniger nach den Forderungen der jetzigen Zeit sich fügend, scheinen zu fühlen, daß die ältere franz. Tragödienform nicht mehr genügen könne. Coriolan di Bagnolo machte daher den Versuch, in seinen „Teatro tragico" (Turin 1830) Werke des Corneille umzugestalten, begreiflich mit keinem Erfolge. Kann man daher auch Pagani Cesi („Sovra il teatro tragico italiano" Venedig 1826) und Beduschi („Sullo stato attuale della tragedia in Italia, Parma 1827) nicht in dem Lobspruche beistimmen, die er dem Geleisteten ertheilt, so muß man doch die Unverdrossenheit anerkennen, die edle Kräfte einer Bühne widmet, wo das Bessere oft mühsam genug sich seinen Platz erkämpfen muß. Italiens Dichter dürfen die Ansprüche an die poetische Empfänglichkeit nicht zu hoch spannen, wenn sie bedenken, mit wem sie die Auszeichnung theilen, die Gerngesehenen auf den Bretern zu seyn. Mit größerer Beeiferung noch, als man ihre Werke aufsucht, übersetzt man Iffland („Teatro di A. G. Iffland", Treviso 1828), Kotzebue („Teatro di Kotzebue", von Gravisi, Venedig 1828, und ein zweites Mal das. 1828) und Scribe („Teatro di Scribe", Mailand 1832) und mit gleicher Beeiferung stellt man sie dar. Dieses Borgen bei fremder Armuth könnte Zweifel erregen, ob der alte Ruhm leichter Hervorbringung den heutigen Italienern noch gebühre. Man müßte fast Nein sagen, wenn sie nicht gleichzeitig sich eines Reichthums an Improvisatoren rühmten, wie Ceroni, Ferroni, Perfetti, Gianni, Sgricci, L. Cicconi und Bridocci, der Alles überbietet, was man jemals in reichen Zeiten Italiens vereinigt sah. Liebe zum Ausländischen, das den Italienern jetzt weniger fremdartig oder barbarisch scheint, mag manchen geringern Productionen den Zutritt erleichtert haben; das Edlere, wie die Werke von Göthe und Schiller, die Edwige de' Battisti, Maffei und Caimi wetteifernd übersetzten, sowie die Werke Shakspeare's, die einzeln Gaet. Barbieri und Giuf. Niccolini, im Ganzen Giunio Bazzoni mit Giac. Sormani, dann auch Virgil Semini übertrugen, verschafften selbst dem Mindern, das gleicher Abkunft sich rühmte, duldsames Hinnehmen. Dann leidet auch Italiens Publicum, außer in der Oper, am nie zu sättigenden Durste nach Neuem; und die Förderer der Schaubühne, ungern auf den Vorzug verzichtend, zur Menge sprechen zu können, wollten lieber durch solche Mittel ihr nah bleiben, als allen Einfluß auf das ungern lesende Publicum aufgeben. Gegenstand vieler Versprechungen ist das Lustspiel im heutigen Italien gewesen. Eben hatte ein Mitarbeiter der „Bibl. ital." eine Geschichte desselben seit Goldoni angefangen (Jan. 1829), als Salfi in der Fort-

setzung des Ginguené die gleiche Aufgabe sich stellte (Paris 1829, deutsch von Reumont, Aachen 1830) und auffallend genug mit seinem Vorgänger in der Klage übereintraf, daß namentlich durch die Beeinträchtigungen der Oper es mit dem Drama, besonders mit dem Lustspiele, trübselig bestellt sey. Fast könnte man eine Rache der aufgegebenen Masken und der Commedia dell' arte in den Stücken finden, die seit de Rossi's, Grivaud's und Avelloni's Tode vom Advokat Nota („Commedie", zehnte Ausgabe, 2 Bde., Mailand 1826), Meneghezzi („Commedie", Mantua 1828) und ihnen ähnlichen dem Volke dargeboten werden, das durch seine Theilnahme früher so echtkomische Talente entwickelte, und sich selbst darstellend die zweite Hälfte des Stückes auf den Bretern hinzuthat. Diese alten Traditionen sich zu erhalten, ist der „Trattato sulla commedia dell' arte ossia improvvisa, maschere italiane ed alcune scene del carnevale di Roma" (Berlin 1826, 4.) sehr zu empfehlen, und wie nüchtern gegen den Naturwitz jener ältern Zeit die Titel der in den schönsten Gebäuden (s. Ferrario's „Storia e descrizione de' principali teatri antichi e moderni", Mailand 1830) vorgestellten Stücke klingen, wird am besten aus den „Annali del teatro della città di Reggio", hervorgehen, die Graf Ritorni seit 1807 herausgibt und die dem Theater von Reggio eine Art von Ansehen unter den „Künstlern" verschafft haben. Die größten Theater in Italien sind S.-Carlo zu Neapel, della Scala zu Mailand, Pergola zu Florenz, wo Regimenter aufmarschiren möchten, um die Bühne zu füllen, und die tobendsten Gewitter der Instrumente bloß vernehmlich werden.

Italinsky (Andrei Jakowlewitsch), aus einer saporojischen Kosakenfamilie, geboren 1743, verdankte seinem rechtschaffenen Vater die Grundlage seiner Bildung, die er auf dem Seminar zu Kiew fortsetzen sollte. Unzufrieden mit dem engen, ihm dort gezogenen Kreise, fand er in seinem 19. Jahre durch die zufällige Bekanntschaft mit mehren nach Konstantinopel reisenden Engländern Anlaß, seinen Blick auf die weitere Ferne zu richten. Von seinem schönen Ansehen und seiner Lernbegierde eingenommen, eröffneten ihm die Engländer Aussicht, seine Studien in England zu machen. Durch sie und andere Freunde unterstützt, ging er 1761 nach Petersburg, um am dortigen medicinischen Collegium sich für sein künftiges Fach, die Medicin und Chirurgie, vorzubereiten; aber während dieser Studien brach unter seinen Augen die große Thronumwälzung aus, die Peter III. Zepter und Leben kostete, und der zu Folge Katharina II. den Thron bestieg. Reichlich unterstützt durch Freunde, die er sich erworben, schiffte Italinsky sich 1764 nach England ein, wo die vorzüglichen Empfehlungen, die er mitbrachte, ihm in London die gastfreundlichste Aufnahme verschafften. Medicin blieb bei den wissenschaftlichen Bestrebungen, welchen er sich hingab, die Grundlage. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Edinburg, einer Reise nach dem Vaterlande, die ihn mit vielvermögenden Landsleuten näher befreundete, und einem neuen Aufenthalte in Leyden und Paris, lernte er in letzterer Stadt den Baron Grimm kennen, dem die Söhne des Feldmarschalls Rumjänzoff übergeben waren. Grimm gedachte in seinem Briefwechsel mit Katharina II. des jungen Italinsky mit Auszeichnung und stellte ihn dem Großfürsten Paul vor, der 1780 als Comte du Nord in Paris war und so sehr von den Formen

und der Gewandtheit des jungen Landsmanns eingenommen wurde, daß er nach seiner Rückkehr für ihn zu sorgen versprach. Großfürst Paul erfüllte sein Versprechen. J. erhielt den Posten als Gesandtschafts-secretair in Neapel (1781), ward später Stüatsrath, Kammerherr und außerordent. Gesandte am neap. Hofe bei Kaiser Pauls Thronbesteigung. Der nähere Umgang mit Sir William Hamilton, seinem Collegen am neap. Hofe, führte J. den Studien wieder zu, die er einst schon in Kiew begonnen hatte. Alterthumswissenschaften im ganzen Umfange des Wortes beschäftigten jede Stunde der ihm reichlich gelassenen Muße, und Sammlungen, die alle fremden Gesandten nach Hamilton's Beispiele um sich vereinigten, schmückten bald auch die weitläufigen Zimmer seines Palastes. Als Frucht dieser ernstlichern Studien ist der Text der zweiten von Tischbein bekannt gemachten Hamilton'schen Vasensammlung anzusehen, der 1791—1809 zu Neapel in vier Quartbänden erschien. Kaiser Alexander sandte in den ersten Jahren seiner Regierung J. als außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel, wo er bis zum Ausbruche des russisch-türkischen Krieges blieb, dem der Friede von Bukaresçht 1812 ein Ende machte. Gemeinsam mit dem General Kutusof unterhandelte und unterzeichnete diesen Frieden J., der darauf zum zweiten Mal als bevollmächtigter Minister nach Konstantinopel zurückkehrte. Fast überhäuft mit den Zeichen der Gnade seiner Monarchen, benutzte J. nun seine Stellung, eine Bibliothek zusammenzubringen, die Hammer, in der „Biblioteca italiana", Jan. 1828, für eine der auserwähltesten orientalischen Handschriftensammlungen erklärte. Später (1817) ward J. nach Rom in gleicher Eigenschaft versetzt, wo er bis zu seinem Tode am 27. Jun. 1827 im freundschaftlichsten Verkehre mit Allem, was Rom und das Ausland Ausgezeichnetes besitzen, ebenso sehr den Wissenschaften als seinem Berufe lebte. Seine mehr als 30.000 Bände starke Bibliothek, mit Ausnahme der orient. Handschriften, welche er dem asiat. Institute in Petersburg vermachte, kam mit seinen Möbeln, seinen Kleinodien, seinem silbernen Geräthe und Gemälden zu Gunsten seiner treuen Dienerschaft unter den Hammer. Ein im kiewschen Gouvernement gelegenes Landgut, mit dem ihn der Kaiser Paul beschenkt hatte, hinterließ er seinen Verwandten. Er ward auf dem griechischen Gottesacker zu Livorno beerdigt. Unter der Menge von Ordenszeichen, welche den Sarg umstanden, war das merkwürdigste der türkische Mondorden, ein Geschenk des Sultans Mahmud, der diesem Zeichen seiner wohlwollendsten Gesinnung sein eigenes im Serail gemaltes Bildniß beigefügt hatte. In der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ist auf Befehl des Kaisers Nikolaus J.'s von Canova gearbeitete marmorne Büste aufgestellt und unter den Mitgliedern der königl. Gesellschaft zu London prangt sein Name.

Ithaka, s. Jonische Inseln.

Ittner (Joseph Albrecht v.), großh. badischer Staatsrath und Commandeur des zähringer Löwenordens, Sohn des kurf. Leibarztes zu Mainz, geb. 1750 auf dem Familiengute bei Bingen, entwickelte schon auf der Schule in Mainz ausgezeichnete Talente in dem Studium der Classiker. Obwohl er sich der Rechtswissenschaft auf der Universität Göttingen widmete, dann in Wetzlar, Regensburg und Wien in dem Rechtsproceß sich übte und als Hofrath zu Hechingen Mitglied der hohenzollerschen Regierung war, so fuhr er dennoch fort, die Alten

und die Kunst zu studiren und seinen Styl auszubilden. Er trat dann als Regierungsrath in die Dienste des St.-Johannes- oder Malteserordens zu Heitersheim im Breisgau, wo er sich durch Takt, Geschäftsgewandtheit und vielseitige Kenntnisse so auszeichnete, daß er als Kanzler an die Spitze der Geschäfte gestellt wurde, in einer Zeit, als den letzten Johannitermeister, Graf v. Reichenbach-Fourmaigne, der Verlust seiner politischen Existenz bedrohte. J. suchte das Uebel wenigstens durch Erringung des möglichen Ersatzes zu mildern. Mit der Errichtung des rheinischen Bundes fielen alle Besitzungen des Johannitermeisters im westlichen Schwaben an das Großherzogthum Baden. Der Großherzog Karl Friedrich übertrug jetzt dem dadurch in seine Dienste gekommenen J., als Hofcommissair, die Auflösung der vorzüglichsten ihm zugefallenen Klöster und die neue Organisation ihrer bisher zum Theil unmittelbaren Reichsbesitzungen. J. vollzog diesen Auftrag, der besonders in Hinsicht Derjenigen, die sich, wie St.-Blasien, um Cultur der Wissenschaften und Bildung ihrer Unterthanen verdient gemacht hatten, höchst unangenehm seyn mußte, mit ebenso viel Humanität als Pflichttreue. Vorzüglich warf er seine Blicke auf die literarischen Schätze St.-Blasiens, mit welchen die karlsruher Hof- und die freiburger Universitätsbibliothek eine obwohl ungleiche, doch aber für letztere immer sehr vortheilhafte neue Ausstattung erhielten. Der Großherzog ernannte hierauf J. zu seinem Gesandten in der Schweiz und zugleich zum Curator der Universität Freiburg. Herr v. J. hatte ganz den Takt für die schweizer Regierungen, welche nur geraden, durch Talente ausgezeichneten Männern in diplom. Verhandlungen mit Offenheit entgegenkommen, und erwarb sich auf diesem Posten allgemeine Liebe und Achtung. Als Curator der Universität Freiburg schaffte v. J. manchen Mißbrauch ab, brachte ein regeres literarisches Treiben unter die Professoren und wußte, obwohl selbst noch hier und da an alten Formen hangend, wenigstens einen großen Theil des neuern akademischen Zeitgeistes nach Freiburg zu verpflanzen. Daß verschiedene Professoren mit der Metamorphose nicht zufrieden waren, läßt sich denken. J. wurde hierauf Director des Seekreises, und bald nachher als bad. Bevollmächtigter zu der von mehren protest. Höfen für Regulirung der katholisch-kirchlichen Angelegenheiten ernannten Commission in Frankfurt gesendet, wo er die für Herstellung des reinen ursprünglichen kathol. Kirchenzustandes merkwürdige Anträge an den Papst Pius VII. bearbeiten half. Seit dieser Zeit lebte J., ungeachtet seines Alters, in frischer Geistes- und Körperkraft, zurückgezogen von allen Geschäften, einzig den Wissenschaften und der schönen Natur in den Umgebungen von Konstanz, wo er den 9. März 1825 in einem Alter von 75 J. starb. — J. war auch ein vorzüglicher Botaniker und bereicherte die badische Flora beträchtlich, daher Prof. v. Gmelin zu Karlsruhe einer neu aufgefundenen Pflanze den Namen Ittnera gab. Unter den von Zschokke in Aarau, seinem vieljährigen Freunde, herausgeg. Schriften enthält fast jede Beiträge von Ittner (A. J. v. J.). J.'s vorzüglichste Stärke finden wir in kräftigen politischen und historischen Tableaus, sowie in echt humoristischen Erzählungen; seine Erzählung: „Der Prälat", zeichnet sich aus. Von ihm ist auch die Lebensbeschreibung seines Freundes, des Dichters Joh. Georg Jacobi (im 8. Bde. der Schriften desselben, Zürich 1822), verfaßt.

Iturbide (Don Augustin de), s. Mexico.

Itys, des Tereus und der Prokne Sohn; s. Philomele.

Iwan, richtiger Joan, Name mehrer Beherrscher Rußlands, worüber Mehres in dessen Geschichte.

Irion (Myth.), König der Lapithen in Thessalien, ermordete seinen Schwiegervater, wurde aber vom Jupiter mit den Rachegöttern wieder ausgesöhnt und von ihm an die Göttertafel geladen; allein hier verliebte er sich in die Juno, wollte sie umarmen, ward aber zur Strafe vom Jupiter in den Tartarus gestürzt und hier an ein mit Schlangen umwundenes Rad gefesselt, das sich immerwährend mit ihm herumdreht.

Jod.

Jacobi (Johann Georg). Dieser liebliche, anmuthsvolle deutsche Dichter wurde zu Düsseldorf 1740 geboren. Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der aus dem Hannöverischen dorthingezogen war. Was seine Vorbereitungsstudien betrifft, so zeigte er neben Lernfähigkeit eine glückliche Empfänglichkeit für das Verstehen fremder Sprachen, ohne durch Neigung und zweckmäßigen Unterricht auf den eigentlichen Geist des Wissens und des Studiums geführt zu seyn. 1758 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren, und von da, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmstädt, wo er zur Rechtswissenschaft übertrat. Mit dem Herbste 1762 ging er wieder nach Göttingen zurück, um das Studium der Rechte fortzusetzen, das er jedoch nicht liebgewinnen konnte, und bald mit einem fleißigen Studium der schönen Wissenschaften vertauschte. Auf die Empfehlung von Klotz, dessen Liebe er sich durch einige poetische Versuche erworben hatte, wurde er 1765 als außerordentlicher Professor der Philosophie und Beredtsamkeit nach Halle berufen. Hier wurde Jacobi mit Gleim bekannt, der von jetzt auf sein Leben einen mächtigen Einfluß übte, und mit Liebestreue die Blüthe seines Dichtertalentes pflegte. In heiterer Musenlust und Gesangesfreude lebten die beiden an Geist und Gefühle so verwandten Dichter zusammen, als Jacobi 1769 von Halle nach Halberstadt, Gleim's Wohnort, zog, wo ihm durch Gleim's Vermittlung eine geistliche Pfründe zu Theil ward. Schon seit einigen Jahren hatte Jacobi den Plan zu einer Quartalschrift für Frauenzimmer u. d. T.: „Iris" (1774—76) entworfen, und begann um 1774, unterstützt von seinen Freunden, besonders von Heinse, dieselbe herauszugeben. Sie hatte die gepriesensten Männer der deutschen Literatur zu Mitarbeitern und wirkte sehr wohlthätig auf die Bildung der Deutschen in ästhetischer Hinsicht. 1784 war er auf van Swieten's Vermittlung von Wien aus zum Professor der Philologie und Beredtsamkeit nach Freiburg berufen. Hier wirkte er mit dem glücklichsten Erfolge auf die Gesammtheit der akademischen Zuhörer. Er erfreute das Publicum noch mit der Herausgabe seines „Ueberflüssigen Taschenbuchs" (1795—1800) und seines Taschenbuchs „Iris" (1803—7). Nahe am Ziele des Lebens besorgte er eine Ausgabe s. sämmtl. Werke (Zürich, 7 Bde.). Ein 8 Bd. enthält J.'s Leben von Ittner. Am 4. Jan. 1814 starb er, wegen seines

lichenswürdigen Charakters beklagt von Allen, die ihn kannten. Als Dichter treffen wir ihn zuletzt auf einer höheren Stufe der geistigen Cultur, von dem Getändel der Liebesgöttin zum Altare der Weisheit gewendet, wo er mit dem ihm eigenen Reize der Farbengebung Gott, die Tugend, reinen Lebensgenuß, Freundschaft und Seelenfrieden feiert, und bei vorschreitenden Jahren beweist, daß sein Dichtertalent durch immer thätige Geistesbildung verherrlicht wurde. Wie verschiedenartig auch die Urtheile über Jacobi's liter. Erscheinung ausfallen mögen, deren bedeutende Wirksamkeit in der deutschen Literatur nicht bezweifelt werden kann, so wird doch Jacobi's Name, als eines sinnig zarten Dichters, unsterblich seyn, wie alles Schöne und Edle. — Sein jüngerer Bruder **Friedrich Heinrich** wurde 1743 zu Düsseldorf geb. Sein Vater bestimmte ihn, weil er weniger geistige Fähigkeit in ihm zu bemerken glaubte als in dem ältern Bruder, für den Kaufmannsstand. Indeß entwickelte sich früh in ihm ein religiöser Tiefsinn, der ihm, als er im 16. Jahre als Lehrling nach Frankfurt kam, mancherlei Spott zuzog. Daher ging er auch von hier bald nach Genf, wo er sich 3 Jahre aufhielt und durch den Umgang mit den geistreichsten Menschen, durch Unterricht und Lecture des edelsten Theils der franz. Literatur so günstig entwickelte, daß er mit schwerem Herzen in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er seines Vaters Haus und Handlung übernehmen mußte. Ein günstiges Geschick wählte ihm durch seines Vaters Hand eine mit allem Reichthum des Geistes und Körpers geschmückte Gattin, Betty v. Clermont, aus Vaels bei Aachen. Nachdem er mehre Jahre das Handelsgeschäft getrieben, ohne der Beschäftigung mit der Literatur untreu zu werden, und mit vielen geistreichen Personen seiner Zeit in Berührung gekommen war, wurde er durch Vermittlung des Grafen v. Goltstein zum Mitgliede der Hofkammer ernannt. In diesem Amte, das ihn des Handelsgeschäfts entledigte, suchte er seine Kenntniß, die er von der Staatswirthschaft erlangt hatte, thätig anzuwenden. Ungeachtet er 1776 in den Besitz des ansehnlichen Vermögens seiner Frau gelangte, wodurch er in den Stand gesetzt war, seinen Vater, der zu Pempelfort eine Zuckerfabrik mit unglücklichem Erfolg errichtet hatte, zu unterstützen, gab er doch sein Amt nicht auf, in dem er Vieles zum Besten des Landes wirkte. 1779 wurde er deßhalb nach München gerufen und zum Geh.-Rath ernannt. Weil er aber die Schädlichkeit des bairischen Mauthwesens offen darlegte, so fiel er bald in Ungnade; doch blieb sein Wirkungskreis unverändert. Jetzt lebte er in dem Schooße der liebenswürdigsten Familie, in der schönen Jahreszeit auf einer reizenden Besitzung, die er sich selbst zu Pempelfort angelegt hatte, mit den größten Geistern seiner Zeit in schriftlicher Verbindung, glücklich und segensvoll. Einige schwere Krankheiten, die seinem starken Körper drohten, und der Tod seiner geliebten Gattin unterbrachen dieses Glück. Er widmete sich um so mehr der wissenschaftlichen Betrachtung; besonders munterte ihn eine Reise nach Weimar dazu auf, wo er Göthe wiedersah und mit Herder sich befreundete. Als die Bewegungen der franz. Revolution näher kamen, verließ er 1794 Düsseldorf, zog nach Holstein zu seinen Freunden, und hielt sich bald in Wandsbeck und Hamburg, bald in Eutin auf. Um seine Kinder zu besuchen, machte er 1801 eine Reise an den Rhein. Von da reiste er nach Paris. In Eutin, wo er s. Tage zu beschließen gedacht hatte, erhielt

er 1804 einen Ruf an die neu zu bildende Akademie der Wissenschaften in München, welchen anzunehmen er um so mehr genöthigt war, da er durch die Unternehmungen s. Schwagers einen beträchtlichen Theil s. Vermögens verloren hatte. Nach einiger Zeit wurde er zum Präsidenten derselben ernannt, legte aber diese Stelle mit Beibehaltung seines Gehaltes nieder, als er in das 70. Lebensjahr trat. In s. letzten Tagen war er mit Sammlung s. Werke beschäftigt. Umgeben von zwei treuen Schwestern und zwei Enkeln fand ihn der Tod am 10. März 1819. Wir kennen ihn durch „Eduard Allwill's Briefsammlung" (Königsberg 1792) und durch s. „Woldemar" (Flensburg 1779, Königsb. 1794, 2 Thle.) als philosoph. Dichter, und lernen ihn als Philosophen kennen durch seine „Briefe über die Lehre des Spinoza" (Breslau 1785; neue Aufl. 1789), sein Werk wider Mendelssohn's Beschuldigungen, betreffend diese Briefe (Leipzig 1786), „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus" (Breslau 1787, n. Aufl., Ulm 1795), „Sendschreiben an Fichte" (Hamb. 1799). Den Dichter zeichnet eine kräftige Darstellung, ein tiefer Blick in das menschliche Herz, reizende Schilderungen der Natur, eine kühne, sichere und lebendige Sprache und eine große Innigkeit und Wärme des Gefühls aus. Man nennt ihn zwar den Platon Deutschlands; dem ungeachtet sind die Meinungen über seinen Werth als Philosoph vielfach getheilt. Er haßte alle Systeme und behauptete, sie führten, mit Consequenz verfolgt, zum Fatalismus; er stellte den Satz auf, daß allem Wissen ein Glauben vorhergehe, und daß jenes aus dem unmittelbaren Glauben entspringe; mit vieler Feinheit und großem Scharfsinne hat er seine Sympathie mit dem Unsichtbaren, die unbedingliche Hingebung in die Gnade Gottes entwickelt. Da er alle philosophischen Systeme verwarf, so war es natürlich, daß er sich der Philosophie, wo sie den dogmatischen Lehrton annahm und eine Schule bilden wollte, überall als polemischer Kritiker entgegenstellte, und in dieses Verhältniß kam er mit dem dogmatischen Mendelssohn, dem kritischen Kant, welcher die Vernunft als Verstand betrachtete und behandelte, dem idealistischen Fichte und dem pantheistischen Schelling. Die mit dem Letztern durch J.'s Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" (Leipzig 1811) veranlaßte Streitigkeit ist zum Theil mit Erbitterung geführt worden. Seine Werke erschienen zu Leipzig bei Gerh. Fleischer in 6 Bdn. Ihnen schließt sich der nach s. Tode von Fr. Roth 1825 und 1827 herausgegeb. „Briefwechsel" (in 2 Bdn., ebendas.) an, der auch biograph. Nachrichten über ihn enthält.

Jacobson (Israel), D., Präsident und Geh.-Finanzrath, Güterbesitzer in Mecklenburg, dann in Berlin wohnhaft, ward geb. zu Halberstadt um 1770 aus einer reichen und angesehenen jüdischen Familie und verheirathete sich mit der Tochter des Hofagenten Herz Samson zu Braunschweig. Nach dem Tode s. Schwiegervaters wurde er selbst Hofagent. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute begünstigte, schätzte J., der sich auf mannigfaltige Weise nützlich zu machen mußte. Von Mecklenburg erhielt er den Titel eines Geh. Finanzraths. Am westfälischen Hofe wollte er s. Einfluß zu einer religiösen und sittlichen Reformation s. Nation benutzen, und auf s. Betrieb ward, u. d. N. Consistorium, ein oberster Gerichtshof in

Kassel gegründet, vor welchem alle religiöse und sittliche Angelegenheiten der jüdischen Nation in Westfalen in letzter Instanz verhandelt werden sollten. Jacobson selbst ward zum Präsidenten dieses Consistoriums ernannt. Aber schon vor der Auflösung desselben (1813) hatte er, dem durch mancherlei Umstände sein Aufenthalt in Kassel verleidet worden war, mit Beseitigung aller Handlungsgeschäfte, sich auf eins seiner Güter zurückgezogen, wo er in ruhiger Abgeschiedenheit lebte. Für seine Fähigkeit als Geschäftsmann sprechen seine Vermögensumstände. Sein Speculationsgeist aber haftete nicht an dem Kleinlichen und Aengstlichen; er verschmähte das Unwürdige und faßte gern Großes ins Auge, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Seiner Nation hat Jacobson mit Verstand und Beharrlichkeit genutzt; an vielen Orten in und außer Deutschland sind ihr auf seine Verwendung drückende Bürden aller Art abgenommen, und die Juden selbst dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menschen geworden. Zu Seesen, zwischen Braunschweig und Göttingen, hat er seine Schulanstalt gestiftet, an deren wohlthätiger Einrichtung sowohl Christen als Juden Antheil genommen haben. Hier wurde auch 1810 der auf seiner Veranstaltung erbaute jüdische Tempel u. d. N. Jakobstempel eingeweiht. Christen von allen Ständen, Gelehrte, Officiere und Bürger fanden bei ihm eine fast immer sichere Abhülfe ihrer Bedrängnisse. Jacobson besaß nicht allein eine gründliche Kenntniß der hebr. Sprache und der mosaischen Gesetzgebung, sondern hatte auch der jüdischen Theologie ein gründliches Studium gewidmet und sich um die Bildung der berliner jüdischen Gemeinde verdient gemacht. Er starb zu Berlin den 14. Sept. 1828.

Jacotot's (geb. zu Dijon, gebildet in der polytechni. Schule zu Paris, bekleidete verschiedene Aemter und ward endlich Prof. der franz. Sprache u. Literatur zu Löwen) Erziehungssystem. Ein Erziehungssystem, das sich als „Geistesemancipation" und „Universalunterricht" der Welt ankündigt, und dessen Ansprüche auf diese stolzen Titel in zwei der aufgeklärtesten Länder Europas die glänzendste Anerkennung finden, ist geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen, wo man sich für die fortschreitende Bildung des Zeitalters interessirt, also auch in unserm Deutschland, dem Lande der Systeme und der Theorien, der Philanthropen und der Kosmopoliten. Zudem handelt es sich hier nicht mehr bloß um eine theoretische Frage, sondern um eine wirkliche Revolution, die das gesammte alte Schulwesen in Frankreich und den Niederlanden umzustürzen droht. Dieß beweist der unermeßliche Absatz der Schriften des neuen Pestalozzi und seiner Verehrer; Dieß beiweisen die vielen öffentlichen und Privatanstalten nach dieser Methode, welche in wenig Jahren in jenen beiden Reichen errichtet worden sind; Dieß beweisen die Anträge von Seiten der niederländischen Regierung an Jacotot, unter seiner Aufsicht eine neue Organisation des Schulwesens einzuleiten; Dieß beweist endlich die Ablehnung dieser Anträge von Seiten des Meisters, der des Triumphs seiner Sache an und für sich selbst zu gewiß ist, als daß er auch nur den Schein auf sich laden möchte, als ob er sich zu Concessionen gegen das alte System verstehen könnte. Wenn man bedenkt, daß man nach dem seitherigen Gang des Unterrichts den siebenten Theil seines Lebens, d. h. vom 8. bis zum 18. Jahr, zu bloßen Vorbereitungsübungen verwenden muß, wobei man

denn eine Menge Dinge lernt, die man im wirklichen Leben wenig oder gar nicht gebrauchen kann, sodaß es fast Noth thäte, beim Eintritt in dieses eine zweite Erziehung zu beginnen; so dringt sich von selbst der Gedanke auf: sollte es nicht möglich seyn, auf einem einfachern und sichern Wege zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen? Diesen Weg will Jacotot gefunden haben. Da indessen schon so Manche vor ihm dieselbe Aufgabe zu lösen suchten, so wäre es sonderbar, wollte man von seinem System nun erwarten, daß es absolut neu seyn sollte. Der Grundsatz selbst, auf welchem es beruht, daß man nämlich in der Erziehung von Thatsachen ausgehen müsse, dürfte kaum eine Entdeckung zu nennen seyn; denn wo wäre ein Erzieher, der nicht in einzelnen Fällen und Momenten auf diese Wahrheit gekommen wäre und von ihr Nutzen gezogen hätte? Von einzelnen Anschauungen und Beobachtungen aber ist der Schritt weit zu einem System. Darin besteht denn auch das hauptsächlichste Verdienste Jacotot's: er sammelte eine Masse von zerstreuten Winken über Erziehung und Bildung des menschlichen Geistes, um sie zu einem in sich vollendeten Ganzen zu verbinden, zu einem Ganzen, worein alle Gegenstände des Wissens fallen und durch welches sich der obige Grundsatz als ein leitender Faden durchzieht. Betrachten wir die Art und Weise, wie man nach Jacotot'schem System die Muttersprache erlernt. Da ist weder von ABCbuch noch Grammatik die Rede, sondern das kleinste Kind bekommt schlechtweg seinen Telemach in die Hand. Es soll lesen lernen: Dieß geschieht, indem man das erste Wort des Buchs nimmt, es ihm vorsagt und sich's von ihm wiederholen läßt; man zeigt ihm, wie man es in Sylben eintheilt, wie man die Sylben einzeln ausspricht, wie man die Buchstaben unterscheidet, kurz man lehrt das Wort kennen, um es wieder zu erkennen, wo man es findet, und es und alle seine Theile von jedem andern Wort zu unterscheiden. Die Lection ist aus; ein Wort ist gewonnen; und da das erste Wort im Telemach Kalypso heißt, so sind von vier und zwanzig Buchstaben sieben erlernt. An das folgende Wort in dem Buche geht es sofort, sobald das Kind das erste gehörig inne hat; dabei wird dasselbe Verfahren beobachtet, nur muß der Schüler jetzt unterscheiden, welche Buchstaben beiden Wörtern gemein sind — für ihn eine neue Erwerbung: hierauf kommt das dritte Wort u. s. f.; Repetition ist die Seele der Methode: man bewegt den zweiten Fuß nicht vorwärts, bis der erste fest steht, und immer von Neuem wird das Kind auf seine frühern Erwerbungen zurückgewiesen, bis die Wechselbeziehung schnell und leicht ist wie ein Gedanke. Zwang findet bei dem Jacotot'schen System nicht Statt; bloß die einzuschlagende Richtung ist bestimmt; das Kind lernt, wenn es Lust hat, und hört auf, wenn es keine Lust mehr hat; die ersten Schritte kann man entweder gleich, oder man hält dabei an, bis man sie kann, sodaß es keine Anstrengung kostet sie zu lernen, und die weitern Schritte gehen so stufenweise, daß es gleichfalls keine Anstrengung kostet sie zu verfolgen. Mit dem Schreiben macht man es ebenso und Beides — Lesen- und Schreibenlernen — gilt in den Jacotot'schen Anstalten für etwas so Leichtes, daß man gleichsam dazu kommt, ohne daß man weiß, wie. Kinder, die von Beiden Nichts wußten, konnten oft schon nach einem vierzehntägigen Unterricht, täglich eine Stunde, unter die Andern eingereiht werden, gerade als wenn sie ein Paar Jahre nach der alten

Methode geschult worden wären. Mit den sechszig ersten Zeilen aus Telemach, die nach diesem Plan durchgegangen werden, kann der Zögling vollkommen lesen. Der Telemach, welchen Jacotot seinen Schülern ganz in die Hände gibt, ist das Musterbuch, das sie am Ende einer mäßigen Lehrzeit in den Besitz von Wörtern, Redensarten, Styl, Ausdruck, Empfindungen und Begriffen bringt. Jacotot hat das Motto: „Lern Etwas recht, und alles Andere ist Dir damit gegeben." Was man sich vollständig und gründlich aneignet, wird zum Reis, auf welches jedes andere Wissen sich leicht propfen läßt, und zugleich zum Merkzeichen jeder Lücke, die sich in diesem Wissen noch befindet. Daher sein zweiter Wahlspruch, der zu einer Art Feldgeschrei gegen sein System geworden: „Alles ist in Allem". Sein Buch enthält zwar nicht alle Dinge, aber es enthält wenigstens die Anfänge von allen, wenigstens die Beziehungen darauf und — was der wichtigste Punkt — es bietet einen sichern Ankergrund dar. Dem Zweck eines solchen Musterbuches dürfte nicht leicht eines besser entsprechen, als eben dieser Telemach, mit seiner lieblich wechselnden Erzählung, seiner beredten und eleganten Darstellung, seinem Reichthum an moralischen Reflexionen, seinen Beobachtungen über die Welt im Großen wie im Kleinen, seiner scharfen Charakterzeichnung von Menschen und Dingen — zum Mindesten, wenn man ihn liest, und seinem Gedächtniß einprägt, lernt man noch etwas mehr als die Sprache. Der Einseitigkeit vorzubeugen möchte freilich dem Lehrer schwer fallen. Doch ist diese weniger zu fürchten, wenn das Buch nicht der Phantasie frei überlassen bleibt, sondern zur Entwicklung der Geisteskräfte wie zur Gewinnung positiver Kenntnisse und der Aufsicht eines tüchtigen Lehrers benützt wird. — Ganz dieselbe Methode wird bei dem Erlernen fremder, alter, wie neuer Sprachen beobachtet, und hier zeigt Jacotot's Methode einige Verwandtschaft mit der Interlinearversionsmethode des Engländers Hamilton. Nur scheint das Auswendiglernen, welches Jacotot auch bei diesem Unterricht vorangehen läßt, größere Vortheile zu gewähren. Auch hat der Schüler keine gedruckte Interlinearversion vor sich, sondern es wird ihm die Uebersetzung eines auswendig gelernten Stücks gegeben und er hat nach Anleitung der Wortstellung und des Lehrers die entsprechenden Wörter der fremden Sprache selbst zu suchen, später freilich aus dem deutschen Satz auch den fremden wiederherzustellen. Ist auf diese Weise ein Capitel, ein Abschnitt zu völligem, vorerst noch mechanischem Verständniß erhoben, so beginnt die grammatische Analyse und Synthese und wird mit dem weiter zu Lernenden alsdann immer verbunden. Zuerst wird die Aufmerksamkeit auf die Formen, dann auf die Syntax gerichtet. Auch hier sind überraschend schnelle und gründliche Fortschritte Folge der gewissenhaft angewendeten Methode gewesen, nach welcher Lesen, Auswendiglernen, Uebersetzen, Auslegen des Gelesenen und Gelernten, Aufschreiben, Nachbilden, mündliche und schriftliche Uebungen in einem ebenso ununterbrochenen Kreislauf als in der Muttersprache vorgenommen werden. Auch auf Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturkunde wird Jacotot's Methode mit Erfolg angewendet. Wie, läßt sich noch nicht genau bestimmen, da hierüber Jacotot selbst erst einige beiläufige Bemerkungen mitgetheilt hat. Ebenso ist Jacotot's Methode für Musik und Zeichnenkunst von ihm und seinen Nachfolgern überraschend glücklich benutzt worden. Bei dem Zeichnen

geht Jacotot vom Zeichnen bestimmter Gegenstände aus, wobei er natürlich die einfachern voranstellt und nicht eher fortschreitet, bis sie so vollendet als möglich nachgebildet sind. Hierbei drängt sich gewöhnlich der Vorwurf wieder hervor, welcher der ganzen Methode gemacht wird, nämlich, daß besonders das zartere Alter durch das ewige Auswendiglernen, Wiederholen, Nocheinmalmachen zu sehr angestrengt, ermüdet, gelangweilt würde. Eben dieser Vorwurf aber ist es, der unserer Meinung nach, wenn er überhaupt gegründet wäre, der Methode zur größten Empfehlung gereicht und die Hauptlehre einschließt, deren ernste Berücksichtigung der pädagogischen Welt nicht genug zu empfehlen ist. Die Jugend kann und soll durch Erziehung und Unterricht dahin geführt werden, sich selbst zu überwinden, den Stoff zu beherrschen, und zwar nur durch Arbeit, Mühe und Anstrengung; sie soll aber in beständiger, reger, allseitig in Anspruch genommener Geistesthätigkeit erhalten werden, die der Gesundheit eher förderlich als nachtheilig ist, wenn sie naturgemäß geordnet und von vernünftiger Pflege für leibliches Gedeihen begleitet wird. Langweile wird nicht zu fürchten seyn, wo einmal das Interesse erweckt ist, etwas Vollendetes darzustellen. So wenig ein unverdorbenes Kind ermüdet, ein Kartenhaus, wenn es hundert Mal vor der gänzlichen Vollendung eingestürzt war, noch einmal aufzubauen, so wenig wird ein wohl geleitetes Kind ermüden, eine Uebung oder Arbeit so oft zu wiederholen, bis sie gelungen ist. Gerade diese Kraft der Seele, welche jedes gesunde Kind zeigt, sobald es nur überhaupt seiner mächtig ist, die Kraft nicht abzulassen, bis ein Vorsatz, welcher es auch sey, durchgeführt ist, die alles Große geschaffen hat, was je von Menschen geschaffen ward, dieselbe Kraft des geistigen Willens ist es, die Jacotot's Methode und alle wahre Pädagogik auf die höchste Stufe zu erheben sich vorsetzt. Es sind schon viele Schriften über Jacotot's Methode in Frankreich und Deutschland erschienen. Das Beste bleibt immer „Jacotot's Lehrmethode (méthode d'enseignement universel) des Universalunterrichts, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Dr. Wilh. Braubach" (Marburg 1830).

Jacquin (Nicolaus Joseph, Freiherr von), Arzt, Chemiker und vorzüglich Botaniker, geb. 1727 zu Leyden, studirte in Antwerpen und Löwen, dann in Leyden die Naturlehre unter Musschenbroek, die Arzneikunde unter Gaubius, Bernhard, Albinus. Gronovius und van Royer waren seine botanischen Lehrer. Hierauf besuchte er Paris und wählte endlich Wien zum Aufenthalt auf Einladung des k. k. Leibarztes van Swieten. Hier las er zuerst 1752 über den Hippokrates, vergaß aber die Botanik nicht. Franz I. lernte ihn in dem damals neu angelegten Garten zu Schönbrunn kennen und schickte ihn mit v. d. Schott 1755 nach Westindien. 1759 kehrte er mit Schätzen beladen zurück und schrieb die „Histor. stirpium americanar." 1763 ernannte ihn Maria Theresia zum Bergrath und Prof. der Chemie und Mineralogie in Schemnitz. 1768 trat er als Prof. der Chemie und Botanik an Laugier's Stelle in Wien ein. Leopold II. gab ihm die Oberaufsicht über den schönbrunner Garten, was ihn in den Stand setzte, von 1797 — 1804 den „Hort. Schoenbr. Icones plantar. rar." und „Monographia oxalidum" zu bearbeiten. Außerdem verdanken wir ihm eine „Flora austriaca". — Maria Theresia erhob ihn in den Adelstand, Joseph II. sandte seinen Sohn auf

Reisen, damit er sich zum Lehrer ausbildete; Franz II. ertheilte dem 80jähr. Greise den St.-Stephansorden und den Freiherrnstand. 1809 war Jacquin Rector der Universität in Wien. Er stand mit den berühmtesten Männern seiner Zeit in Verbindnng, er war Linné's Freund und Rathgeber. Man schätzte an ihm stets die gründliche Beobachtung, was auch sein letztes Werk über die Asklepiaden bestätigt. Er starb zu Wien 1817 in einem Alter von fast 91 Jahren.

Jagd, Jägerei, oder Waidewerk, ist die Wissenschaft oder Kunst, nützliches Wild in gehöriger Menge und angemessenem Zustande zu erhalten, schädliches aber zu vermindern oder, nach Umständen, ganz auszurotten, und beides auf die zweckmäßigste Art zu benutzen. Die Jagd zerfällt demnach in 2 Hauptabtheilungen, deren erste sich mit der Naturgeschichte des Wildes, der Wildzucht und dem Wildschutz beschäftigt, deren zweite aber die Lehren von der Habhaftwerdung des Wildes durch Tödtung oder Fang und der Wildbenutzung enthält. Letztere ist es auch, die man besonders unter dem Worte Jagd oder Waidewerk zu verstehen pflegt, obwohl sie ohne den ersten Theil bald in sich selbst zerfallen muß. Natürlich ist es, daß der zweite Theil der Jagdwissenschaft, oder die eigentliche Jagd, überall der frühere war. Das thätige, frische Leben bei diesem Geschäfte, die mancherlei Abenteuer und die Freude über glücklichen Ausgang der Jagd machen ebenso begierig auf die Wiederholung, als diese, bei der genauen Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten des Wildes, mit immer geringern Schwierigkeiten verbunden wird; und so ist der Jäger schon von Anfang an gezwungen, sich mit der Naturgeschichte der jagdbaren Geschöpfe um so mehr bekannt zu machen, als er von seiner Beschäftigung größern Vortheil ziehen will. Die Bemerkung, daß das Wild sich bei uneingeschränkter und regelloser Verfolgung, in nur etwas bebauten Ländern, bedeutend verringere, mußte bald auf die Nothwendigkeit einer gewissen Schonung und Hegung desselben aufmerksam machen, und sogar der Wilde wird sich scheuen, wenn er nur einige geläuterte Begriffe hat, ein tragendes Wild zu erlegen. Auch das Vergnügen, das die Herrschenden im Volke an der Jagd fanden, mochte nach und nach Gesetze über den Wildschutz bewirken, und als späterhin Jagdreviere an besondere Besitzer kamen, wurden diese zur Schützung und Hegung des Wildes durch ihren eignen Vortheil um so mehr bewogen. Als die Jäger, sowie andre Künstler, eine besondere Kaste zu bilden anfingen, entstand auch unter ihnen eine Kunstsprache, die noch immer beibehalten wird, weil sie in kurzen und zum Theil sehr bezeichnenden Ausdrücken Dinge ausspricht, die sonst weitläufiger Beschreibungen bedürfen, und auch durch diese kaum deutlich werden möchten. Die Naturgeschichte des Wildes, wie der Jäger sie kennen muß, besteht nicht nur in der Wissenschaft von dem Bau der innern und äußern Theile und der Eintheilung und Benennung derselben, seinem Aufenthalt, seiner Nahrung und Fortpflanzung, sondern besonders auch in der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten in seinem Leben und Benehmen, seinen Geschlechts- und Altersverschiedenheiten und seinen Spuren oder Fährten. Wie wichtig dieser letzte Theil der Jagdnaturgeschichte sey, wird daraus erhellen, daß von einem wahren Jäger die Schätzung (das Ansprechen) eines jeden stärkern Wildes aus der bloßen

Spur verlangt wird, daher auch ein solcher ein hirsch- und fährtengerechter Jäger heißt. Die Lehre von der Wildzucht beruht auf der Kenntniß von den Verhältnissen, die jeder Wildart zuträglich oder nachtheilig sind, von dem einer jeden Wildgattung zuträglichsten Boden und Orte, von dem gehörigen Verhältniß in der Menge einer jeden Wildgattung zur andern, und des männlichen und weiblichen Wildes derselben Gattung gegen einander, und den Regeln, wie man neue Wildstände im Freien oder in Thiergärten anlegen, oder gesunkenen wieder aufhelfen könne. Wer die Wildzucht versteht, weiß, daß das Rothwild nur große, ruhige, zusammenhängende Laubholzwaldungen mit naheliegenden Wiesen, Aeckern und klarem Wasser liebt; daß das Damm- und Rehwild weniger große und ruhige, aber trockene, und daß Sauen-Brüche und mit Eichen und Buchen besonders angefüllte Waldungen vorziehen. Er wird letztere gar nicht oder nur in geringer Menge und nur in großen Revieren dulden, wenn Edel-, Damm- und Rehwild sich gehörig vermehren soll, und endlich nicht mehr männliches Wild dulden, als füglich beschlagen, nicht mehr weibliches, als beschlagen werden kann. Er wird wissen, wenn es Zeit ist, dem Wilde gegen den Winter durch künstliche Fütterungen zu Hülfe zu kommen, damit es nicht verkümmere, Salzlecken oder Sulzen zu errichten und einen Thiergarten mit den wenigsten Kosten und auf die den Umständen angemessenste Art anzulegen verstehen. Ob es gut sey, bei bevorstehendem Winter manche Arten von Wild einzufangen und in Ställen oder Zimmern bis zum Frühjahre zu erhalten, wird er, den Verhältnissen nach, erwägen u. s. w. Insofern der Jäger aber Alles, was dem Wilde nachtheilig werden könnte, abzuhalten sucht, übt er den Wildschutz; dieser besteht einerseits in der möglichsten Vertilgung alles Raubzeuges, der Wölfe, Füchse, wilden und verwilderten Katzen, der Marder, Iltisse, Wiesel und der Raubvögel; andrerseits in strenger Aufrechthaltung der Gesetze gegen Wilddieberei, zu vieles und unzeitiges Jagen, Verletzungen der Schonzeit und unbefugte Beunruhigungen der Wälder. Die Wildjagd, oder die Kunst, auf die zweckmäßigste Art jagdbare Thiere in seine Gewalt zu bekommen, und die dazu nöthigen Instrumente und Hülfsmittel, insofern dieß möglich ist, selbst zu verfertigen und in brauchbarem Stande zu erhalten, geht also aus den ersten Theilen der Jagdwissenschaft hervor und kann nur bei Anwendung jener dauernden Nutzen und Vergnügen gewähren: sowie denn auch jene Theile wieder nur durch gehörige Uebung der Jagd selbst in richtiger Anwendung erhalten werden können. Die Jagd theilt man aber, in Hinsicht der zu jagenden Thiere, in Hohe- und Nieder-, oder, in einigen Gegenden, in Hohe-, Mittel- und Niederjagd; zur hohen Jagd gehören im nördlichen Deutschland das Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, der Bär, Wolf und Luchs, das Auer- und Birkwildpret, der Fasan, der Trappe, Kranich und Schwan. Alles Uebrige rechnet man zur niedern Jagd; wo aber eine Mitteljagd ist, da rechnet man zu dieser das Reh- und Schwarzwild, das Birk- und Haselwildpret und den großen Brachvogel. Das Raubzeug indessen, mag es zur hohen oder niedern Jagd gehören, soll billig von jedem Jagdberechtigten geschossen werden können, auch keine Ansprüche auf irgend eine Schon- oder Hegezeit machen dürfen; denn der Schade, den seine Vermehrung erzeugt, wiegt bei

weitem den Vortheil des zur Winterzeit bessern Balges auf; auch ist diese Einrichtung, unsers Wissens, schon in mehren Ländern eingeführt. Die Jagd auf hohes sowohl als niederes Wild wird nun den Umständen nach, auf sehr verschiedene Art betrieben: die älteste Weise und die gewiß jeder rechte Jäger allen andern vorzieht, besteht darin, daß man im Walde oder Felde umherschleicht, dem Wilde unbemerkt näher zu kommen sucht und es dann durch einen Schuß mit Feuergewehr erlegt; dieß Verfahren ist es, was man bei Hochwild Pürschgang oder Waidewerken, bei Niederwild aber Suche zu nennen pflegt, obwohl man bei der Suche nicht immer gerade das Wild zu beschleichen sucht, sondern diesem, da es weder so scheu ist als das Hochwild, noch so weit gesehen werden kann, gewöhnlich, wenn es entfliehen will, ohnehin nahe genug ist, um es schießen zu können. Den Pürschgang macht gewöhnlich ein Jäger allein oder 2 Jäger in Gesellschaft, damit der Eine, während der Andre sich anschleicht, sich auf dem Wechsel (oder dem Orte, durch welchen das Wild zu ziehen pflegt) vorwerfen und auch zu Schusse kommen könne; da es indessen auch dem besten Schützen begegnen kann, einen Schuß zu thun, der das Wild weder sogleich noch nach kurzer Zeit niederstreckt, so pflegt man beim Pürschgange einen Hund mit sich zu führen, der darauf abgerichtet ist, der blutigen Fährte des angeschossenen (kranken) Wildes zu folgen (der auf den Schweiß gearbeitet ist). Man führt diesen an einer Leine (Schweißriemen) mit sich, bringt ihn auf den feischen Schweiß und folgt so der Fährte, bis man das Wild wieder erblickt, welches nun entweder todt (verendet) ist, oder durch einen neuen Schuß zu Boden gestreckt wird. Der beste Schuß für alle Arten von Hochwild ist der mit der Kugelbüchse auf das Blatt (Schulterblatt) von der Seite, worauf es nach einigen Sätzen gewöhnlich todt niederfällt. Kann man es aber (nur nicht die Sauen, da man von diesen den Kopf zum Gerichte liebt) auf den Kopf, oder im Halse durch die Wirbel schießen, so stürzt es auf der Stelle (im Feuer). Bei der Suche, die besonders Hasen, Feldhühner, Schnepfen oder Bekassinen, doch auch vieles andre Haar- und Federwildpret zum Gegenstande hat, bedarf man ebenfalls eines Hundes, der durch seinen Geruch (Nase) das Wild ausfindig zu machen weiß, es aufsucht, und, indem er in einer bestimmten Stellung davor stehen bleibt (markirt), den Jäger darauf aufmerksam macht; dieser nähert sich dann so viel als nöthig, läßt den Hund einspringen und erlegt dann das aufgestobene Wild, welches nun vom Hunde apportirt (gebracht) wird. Eine zweite Art der Jagd ist der Anstand (s. d.), Ansitz oder die Kuro. Auch pflegt man manche Arten von Wild durch Nachahmung ihres Locktones (z. B. den Rehbock durch das sogenannte Blatten) und Wölfe und Füchse durch den Ton eines geängsteten Hasen anzulocken und zu schießen. Fast ebenso allgemein anwendbar ist das Treibjagen, wo eine bestimmte Zahl von Schützen sich in einer Linie, einem Winkel oder einem halben Monde verborgen anlegt, während eine verhältnißmäßige Zahl von Treibern in einem halben Monde ihnen entgegenrückt und so das zwischen der Treiblinie (Wehr) und den Schützen befindliche Wild auf letztere zutreibt. Auch bei diesen letzten Arten von Jagden werden, wenn der Gegenstand derselben in Hochwild besteht, Schweißhunde, geht die

Jagd aber auf Niederwild, Hühnerhunde erfordert, um das etwa krank geschossene Wild verfolgen und stellen, oder apportiren zu können. In Gegenden, wo das Wild nicht sehr zahlreich ist, pflegt man dasselbe durch Jagdhunde (Braken, Wildbodenhunde) aufsuchen und sich zutreiben zu lassen, um es so zu erlegen. Ferner gibt es mancherlei Jagden, bei welchen das Wild (gewöhnlich Hochwild) mit Netzen, Lappen oder Tüchern zum Theil oder ganz umstellt und dann in diesem eingestellten Bezirke erlegt wird, und welche Contra-, Kessel-, Bestätigte-, Fanghauptjagden ꝛc. genannt werden, je nachdem die Netze und dergl. auf die eine oder andre Art angewandt werden; alle diese Jagden zwecken gewöhnlich darauf ab, in kurzer Zeit und mit Bequemlichkeit viel Wild zu erlegen, und werden mithin meistens nur zum Vergnügen von großen Herren gegeben. Doch pflegt man auch wohl bei Treibjagden auf Hasen Prellnetze hinter die Schützenlinie zu stellen, um die Jagd einträglicher zu machen, auch wird bisweilen das mit Tüchern umstellte Wild nicht erlegt, sondern eingefangen, um entweder in Thiergärten ausgesetzt oder zum Vergnügen gezähmt zu werden. Außer diesen und ähnlichen Arten von Jagden, bei denen der Mensch die Hauptrolle spielt, gibt es auch viele, bei denen Hunde mehr thun müssen als Menschen. Den obersten Platz verdient unter diesen die Parforcejagd, bei welcher ein Hirsch (fast immer ein starker Rothhirsch) von einer großen Anzahl (Meute) besonderer Hunde, die man Parforcehunde nennt, so lange verfolgt wird, bis er aus Müdigkeit oder Zorn sich stellt, worauf dann durch eine Kugel auf den Kopf, oder einen Stich (Fang) hinter dem Blatte ins Herz seinem Leben ein Ende gemacht wird. Da es bei dieser Jagd nicht auf Wildbenutzung abgesehen, die Meute sehr kostbar zu unterhalten ist und überdieß viele Jäger zu Pferde, und ein eigens dafür mit gebahnten Wegen versehenes Revier dazu erforderlich ist: so kann sie nur ein Vergnügen für große Herren seyn. Mehr der großen Kosten und der Unruhe wegen, die die Parforcejagd in Revieren verursacht, ist sie jetzt seltener geworden, als weil man sie für zu grausam hielt; denn so oft ihr dieser Vorwurf auch gemacht worden ist, so ist doch so viel gewiß, daß Jeder beim fröhlichen Läuten der Meute, den Hornfanfaren, dem Peitschenknallen und dem ganzen Gejauchze der Jagd alles Andre vergißt und sich nach Wiederholung des Vergnügens sehnt. Auch andre Arten von Wild, als Hasen, Füchse, Dächse und wilde Schweine, pflegt man insofern die Hunde darauf gearbeitet sind, parforce zu jagen. Gewöhnlicher aber ist bei diesen Wildgattungen das Hetzen, wozu man sich bei Hasen und Füchsen der Windhunde, bei wilden Schweinen der schweren Hatzhunde und bei Dächsen der Dachssucher bedient. Füchse und Dächse werden außerdem in ihren Bauen durch krummläufige Hunde (Dächsel) aufgesucht und festgemacht, worauf man dann an dem Orte, wo man den Hund am deutlichsten bellen hört, den Bau aufgräbt und seinen Einwohner mit einem Haken oder einer Zange hervorzieht und todtschlägt. Außer den Hunden bedient man sich noch des Frettchens, indessen bloß zu der Kaninchenjagd; man verlegt die Eingänge eines Kaninchenbaues mit Netzen und läßt ein oder mehre Frettchen hinein, worauf dann die Kaninchen herausfahren und sich in den Netzen fangen. Die Falken (s. d.), die man in frühern

Zeiten zur Jagd auf Hasen, Reiher und andres Wild abrichtete, sind jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen. Wohl aber gehört zu den bei der Jagd zu gebrauchenden Thieren das Pferd, nicht bloß, insofern man bei der Parforcejagd, dem Hetzen u. s. w. beritten seyn muß, sondern auch besonders, weil dieß treue und kluge Thier, vor dem sich das Wild nicht scheut, sich so abrichten läßt, daß es, in einer weidenden Stellung dahin schreitend, dem nebenher gehenden Jäger als Schirm dient, um nahe an das Wildpret zu kommen. Dieß sind die, wenigstens in unsern Gegenden, gebräuchlichen Arten, die Jagd auszuüben; außer ihnen gibt es aber auch viele Arten, das Wild durch Fallen, Netze und andre Vorrichtungen todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Dem Hochwilde pflegt man jedoch, außer dem oben erwähnten Fangjagen, nicht auf diese Art nachzustellen selten auch den Hasen und Feldhühnern; am öfftersten aber dem Raubzeuge, Wölfen und Füchsen, Mardern und den Wildgattungen, die man, wie Otter und Biber, selten zu Schuß bekommt, weil sie sich zu gut zu verbergen wissen, und den geringen Federwildgattungen, deren Einzelne man keines Schusses werth hält, wie Drosseln und Lerchen. Außer den Wolfs- und Bärengruben, die in unsern Gegenden wohl kaum noch gebraucht werden, und den Selbstschüssen, die ihrer Gefährlichkeit für Menschen und Hausvieh wegen, ziemlich abgekommen sind, mögen wohl die sogenannten Prügel- und Mordfallen die ältesten seyn, bei denen das Wild, wenn es am Köder nascht, durch einen herabfallenden Balken erschlagen wird. Am gebräuchlichsten auf Wölfe, Füchse, Biber, Ottern, wilde Katzen, Marder und Iltisse sind aber die sogenannten Schwanenhälse oder Berlinereisen und die Tellereisen, die entweder mit Köder versehen, das Wild anlocken, oder auf dessen Wechsel gestellt werden, sodaß es hineintreten muß. Auf Wölfe und Füchse pflegt man auch die Angeleisen zu legen, welche, wenn das Wild den daran gesteckten Bissen ergreift, durch Widerhaken, die mittelst einer Feder auseinanderschnellen, demselben im Rachen sitzen bleiben; und zum Fange der Raubvögel hat man eigne Fangapparate, Habichtsstoß und Rönne genannt, bei denen der auf eine Taube oder dergl. herabstoßende Räuber selbst ein Netz über sich herzieht. Die Netze sind entweder so beschaffen, daß das Wild (meist Federwild) in dieselben hineinstößt und sich darin verwickelt und hängen bleibt, oder so, daß das im Bereich der Netze einfallende oder sich befindende Wild von denselben überdeckt wird. Zu den ersten gehören, außer den oben berührten Fanggarnen für Hochwild, noch die Klebgarne, welche senkrecht an Stangen aufgehängt werden, und unter denen die Taggarne für Lerchen und der sogenannte Schnepfenstoß am bekanntesten sind. Jene, die Lerchentaggarne, bestehen aus 5 und mehren Reihen oder Wänden 6—7 Fuß hoher Garne, welche zur Zeit des Sonnenunterganges gegen Morgen gestellt, und worauf die Lerchen zugetrieben werden; der Schnepfenstoß aber ist ein luftgraues Netz, welches auf freien Waldplätzen, wo Schnepfen zu streichen pflegen, zur gehörigen Zeit in solcher Höhe aufgezogen wird, daß die durchstreichenden Schnepfen hineinstoßen und sich verwickeln müssen. Ferner gehören hierher noch der Entenfang, die Treibzeuge auf Fasanen, Feldhühner und Wachteln, und die Steckgarne auf Hasen und Hühner, die ent-

weder buſenreich oder ſo geſtellt werden, daß ſie ſich allmälig verengern. Zur zweiten Abtheilung von Netzen aber gehören: der Tyraß, ein ziemlich großes Netz, welches von zwei Perſonen ſo geführt wird, daß ein durch den Hühnerhund markirtes Feldhuhn, eine Wachtel oder Bekaſſine damit überzogen und beim Herausſtieben gefangen wird, und die Herde oder Schlaggarne, welche ſo gelegt werden, daß man ſie mittelſt einer Leine zuziehen, und die durch Lockton, Köder oder Ruhr- und Lockvögel herbeigezogenen Waſſerſchnepfen, Bekaſſinen oder kleinern Singvögel damit überdecken kann. Eine andre Art, das Wild zu fangen, ſind die Schlingen. Mit einfachen Schlingen oder Fangſchlingen von geglühtem Draht fängt man Haſen oder Wieſel, mit eben ſolchen einfachen Schlingen, oder Laufbohnen von Pferdehaaren, Schnepfen, Enten und auch wohl andres Wild, indem man dieſe auf die Wechſel ſtellt, ſodaß das Wild hineintreten oder mit dem Kopfe hineinfahren muß. Hängebohnen und Sprenkel, deren man ſich zum Fange der Droſſelarten und mancher Singvögel bedient, ſind ſo eingerichtet, daß die durch Beeren angelockten Vögel, entweder indem ſie mit dem Kopfe durch eine Schlinge fahren, oder indem ſie auf ein Stellholz treten, welches abſpringt, am Halſe oder den Füßen gefangen werden. Außerdem fängt man kleinere Vögel auch wohl durch Leimruthen, und mag, wenn man will, auch das Vergiften des Raubzeuges durch mit Krähenaugen oder Arſenik eingeriebenes Luder zur Jagd rechnen, obwohl letzteres Verfahren, als unwaidmänniſch, nur dem Nichtjäger und nur gegen Wölfe erlaubt ſeyn ſollte. Die Wildbenutzung oder der Theil der Jägerei, welcher ſich damit beſchäftigt, aus der Jagd den möglichſten Nutzen zu ziehen, erfordert: die Kenntniß der gehörigen Jagdzeiten für jede Art von Wild; die Beurtheilung, wie viel dem Wilde ohne Nachtheil für künftige Zeiten Abbruch gethan werden dürfe; die Kunſt das Wild auf die ſeinem Werthe am wenigſten nachtheilige Art zu erlegen, ebenſo aufzubrechen, abzuwirken und zu zerlegen, ſeinen Transport zweckmäßig einzurichten, die Bälge gehörig zu erhalten, und endlich die Berechnungen des Geldertrages regelmäßig zu führen. Auch dieſer Zweig der Jagdwiſſenſchaft iſt mithin mit den andern unmittelbar und ſo verbunden, daß alle ineinandergreifen, und keiner ohne den andern beſtehen kann. Das Ganze der Jägerei wird in dem anerkannt vortrefflichen „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber", von G. F. D. aus dem Winckell (2. Aufl., Lpz. 1820—22, 3 Bde.) abgehandelt.

Jagemann (Chr. Joſ.), weimarſcher Rath und Bibliothekar, geb. 1735 zu Dingelſtädt im Eichsfelde, trat jung beredet in den Auguſtiner-Orden und entwiſchte bald nach abgelegtem Noviziat, flüchtete nach Dänemark, kehrte dann ins Vaterhaus zurück und mußte zur Strafe nach Rom pilgern, empfing in Florenz nach päpſtlicher Dispenſation die Prieſterweihe, wurde deutſcher Beichtvater daſelbſt, ließ ſich dann in Erfurt als Director des katholiſchen Gymnaſiums anſtellen und hernach zum Privatbibliothekar der verwitweten Herzogin Amalie in Weimar. Im nördlichen Deutſchland verbreitete er den Geſchmack an der italieniſchen Literatur und Sprache. Er ſtarb 1804. — Sein Sohn Ferdinand, geb. 1780 in Weimar, weimarſcher Hofrath und Hofmaler, ſtarb 1820, gleich

nachdem er in der karlsruher Hauptkirche die Himmelfahrt Christi aufgestellt hatte. Dieß und das Bild des Großherzoges von Weimar in sprechender Aehnlichkeit mit seinem großen Ahnherrn, Kurfürsten Friedrich dem Weisen, werden für seine vorzüglichsten Stücke gehalten.

Jaggernat, s. Dschagrenat.

Jagellonen, s. Polen.

Jahr wird der Zeitraum genannt, in welchem die Erde ihren Lauf um die Sonne vollendet, und die davon abhängigen Veränderungen in der Natur wiederkehren. Da in der Vorzeit der irrige Glaube herrschte, die Sonne bewege sich um die Erde, so nannte man diesen Zeitraum ein Sonnenjahr. Zuerst sollen die Aegypter sich der wahren Größe des Sonnenjahrs genähert haben; ihr Jahr hatte 12 Monate, jeder von 30 Tagen, und eine Zugabe von 5 Tagen; allein bald bemerkten sie, daß der Sirius, dessen Wiedererscheinung vor Aufgang der Sonne die Ueberschwemmung des Nils anzeigte, alle vier Jahre um einen Tag später hervortrat. Obgleich sie also alle vier Jahre einen Tag zurückblieben, so behielten sie doch jene Bestimmung bei, weil eine Aenderung Verwirrung in ihre Festrechnung gebracht haben würde, bis sie unter die Herrschaft der Römer kamen, die den Julianischen Kalender bei ihnen einführten. Genauer war die Bestimmung des Jahres von 365 ¼ Tagen bei den Griechen, und dieses wurde vom griechischen Astronomen Sosigenes dem Julianischen Kalender zum Grunde gelegt. Nach neuern Beobachtungen ist das Jahr noch um 11 Min. 15 Sec. kürzer, als das Julianische. La Lande bestimmt es auf 365 Tage, 5 St., 48 Min., 35 Sec., 30 Tertien; von Zach auf 365 Tage, 5 St. 48 Min., 48,016 Sec. Dieser, so genau bestimmte Zeitraum, den man das astronomische Jahr nennt, muß man vom bürgerlichen Jahre unterscheiden. Dieses beruht auf dem Julianischen Kalender, der später vom Papste Gregor XIII. verbessert worden ist. Sowohl der Julianische als Gregorianische Kalender kommen darin überein, daß sie ein gemeines Jahr von 365 und ein Schaltjahr von 366 Tagen annahmen. Dieses lassen sie alle vier Jahre, indem sie zwischen den 23—24. Febr. einen Tag einschalten, wiederkehren, damit sich die Jahresrechnung mit dem Sonnenlauf ausgleiche; denn, weil der Sonnenlauf über die 365 Tage noch 5 Stunden und 49 Min. und also beinahe 6 Stunden erfordert, so müßten dieselben alle vier Jahre, da sie fast einen ganzen astronomischen Tag betragen, eingeschaltet werden, damit eines Theils das Jahr allezeit mit einem vollen Tage anfange, und andern Theils durch Auslassung der noch übrigen Stunden die Jahrsrechnung von der Jahrszeit nicht abweiche. Dieser Abweichung so viel als möglich zuvorzukommen, hat Gregor verordnet, daß, weil die übrigen Stunden und Minuten des gemeinen Jahrs nach vier Jahren noch keinen vollen Tag, sondern nur 23. St. 16. Min. ausmachen, alle 100 Jahre dreimal nach einander anstatt des einfallenden Schaltjahres ein gemeines Jahr behalten werde, und allein das vierhunderte Jahr ein Schaltjahr seyn sollte, damit die in 400 Jahren übrig bleibenden 22 St. 40 Min. gekürzt und der wahre Sonnenlauf so genau als immer möglich beobachtet werde. Hierdurch wird an Genauigkeit so viel gewonnen, daß in 400 Jahren das bürgerliche von dem astronomischen Jahre nicht mehr

als 1 Stunde und 20 Min. abweicht. Unter Mondenjahr verſteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach La Lande 354 Tage, 8 Stunden, 48 Min., 37 Sec. ausmachen; mithin iſt das Mondenjahr 10 Tage, 21 St. kürzer als das Sonnenjahr. Des Mondesjahres bedienten ſich viele alte Völker. Mit dem Julianiſchen Sonnenjahr kommt das Jahr überein, nach welchem die Perſer ſeit dem 11. Jahrh. zählen, wo es vom Sultan Gelal eingeführt wurde. Die Türken und Araber haben ein Mondenjahr von 12 Monaten, die mit 29 und 30 Tagen abwechſeln. Das heutige Judenjahr iſt eigentlich ein Mondenjahr von 354 Tagen, deſſen 12 Monate wechſelweiſe 30 und 29 Tage haben. In Schaltjahren fügen ſie nach dem Monat Adar einen ganzen Monat ein, den ſie Seadar nennen, und dieſes geſchieht nach gewiſſer Ordnung in einem Umlauf von 10 Jahren. Der Anfang des Jahres iſt nicht bei allen Völkern gleich. Bei uns und in ganz Europa wird das bürgerliche Jahr mit dem 1. Jan. angefangen; die griechiſchen, orientaliſchen und habeſſiniſchen Chriſten beginnen es mit dem September; die Juden fangen ihr bürgerliches Jahr im Herbſte mit dem Monat Tiſri an, das Kirchenjahr aber im Frühling mit dem Monat Niſan (ſ. Kalender).

Jahr und Tag, ſ. Friſt.

Jakob, Iſaaks und der Rebekka Sohn und Abrahams Enkel, merkwürdig als der letzte unter den Patriarchen und als der echte Stammvater der Juden. Im Mutterleibe war er mit ſeinem Bruder Eſau ſchon in Zwieſpalt. Er hielt mit der Hand die Ferſen des erſtgebornen Eſau, bei deſſen Geburt, und wurde deßwegen Jakob (Ferſenhalter) geheißen. Eſau war ein rauher Jägersmann und der Liebling des Vaters; Jakobs Gemüth aber war ſanft und weich, und er blieb zu Hauſe und lebte fromm und ſtill, darum gewann ihn die Mutter lieb. Einſt kam Eſau hungrig und müde vom Felde, und mit liſtigem Sinne erhandelte Jakob um ein Linſengericht vom Bruder das Recht der Erſtgeburt. Auch brachte er auf Anſtiften ſeiner Mutter den älteren Bruder um den erſten Vaterſegen, den er ſich unter deſſen Maske vom blinden und altersſchwachen Iſaak zu erſchleichen wußte. Darüber aber ergrimmte Eſau, und Jakob mußte fliehen vor dem Zorne des gekränkten Bruders. Auf ſeiner Mutter Rath wandte er ſich zu deren Bruder Laban in Haran; auf der Hinreiſe ward ihm die erſte Bekräftigung jener göttlichen Verheißung Abrahams. Im Traume ſah er eine Leiter, die mit ihrer Spitze an den Himmel rührte, und auf deſſen Sproſſen die Engel Gottes auf- und niederſtiegen; und oben darauf ſtand der Herr und ſprach zu ihm: „Das Land, wo Du auf liegeſt, will ich Dir und Deinem Samen geben; und Dein Same ſoll werden wie der Staub auf Erden, und Du ſollſt ausgebreitet werden gegen Abend, Mitternacht, Morgen und Mittag". Die Erſcheinung dieſes Traumgeſichtes ſtärkte den Glauben in ihm, daß Jehovah der ſchützende Gott ſeines Stammes ſey und ihn zum Stammvater eines großen Volkes auserkoren habe. Er ſetzte hierauf ſeine Reiſe gegen Morgen muthig fort und kam zu Laban, ſeiner Mutter Bruder; hier ſah er die ſchöne Rahel, Labans Tochter, gewann ſie lieb und diente ſieben lange Jahre um die Geliebte. Als die Zeit vorüber war, verlangte Jakob den Lohn von Laban; dieſer aber betrog ihn und führte ihm

des Abends seine ältere Tochter, die häßliche Lea, zu. Jakob mußte nun, um seine geliebte Rahel zu erhalten, noch sieben neue Jahre dienen. Da erhielt er sie endlich zum Weibe, und mit ihr Bilha zur Magd; seiner Tochter Lea hatte Laban Silpa zur Magd mitgegeben. Ehe Jakob hinzog in sein Land, diente er dem Laban noch 6 Jahre um eine Herde, die ihm zugesprochen wurde, und indem er auf eine sinnreiche Weise (1 Mos. 30, 27—43) seinem Schwiegervater den Betrug vergalt, gewann er ein beträchtliches Eigenthum und floh mit Weib und Kindern aus Mesopotamien ins Land Kanaan zu seinem Vater Isaak. Laban verband sich hierauf mit seinen Brüdern, jagte ihm nach und ereilte ihn auf dem Berge Gilead; hier aber erschien ihm ein warnendes Traumgesicht und er schloß mit Jakob einen Freundschaftsbund. Kaum war Jakob nun seinen Weg weiter gezogen, als er die Nachricht erhielt, daß sein Bruder Esau mit 400 Mann ihm entgegen zöge. Da ergriff ihn die Angst vor der Rache des zürnenden Bruders, und er flehte den Gott seiner Väter mit dringendem Gebete um Beistand an. In der Nacht rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach; Jakob ging als Sieger aus dem Kampfe, doch mit gelähmter Hüfte; der Mann aber segnete ihn, und nannte ihn Israel, d. i. Held Gottes, weil er mit seinem Gotte gerungen. Dieß wird zugleich der Ehrenname seines ganzen Hauses, und die Juden heißen nach ihm Israeliten. In seine Seele kam Muth und Vertrauen und er freute sich, daß er Gott von Angesicht gesehen hatte. Hierauf ging er, gestärkt in seinem Herzen, seinem Bruder in demüthiger Unterwürfigkeit entgegen; dieser aber empfing ihn mit offenen Bruderarmen, umschloß ihn, herzte und küßte ihn, und nahm die reichen Geschenke, die ihm Jakob zur Versöhnung anbot, nicht an. Hierauf trennten sie sich, und Jakob zog seines Weges gegen Kanaan. Jetzt aber kam die Zeit, da Jakob für die Sünden seiner Jugend hart büßen sollte, es traf ihn Unglück auf Unglück. Seine Tochter Dina schändete ein Fürstensohn der Hevither, und seine unbändigen Söhne rächten die entehrte Schwester durch die Schärfe des Schwertes und durch Plünderung an diesem Volke. Diese Unbesonnenheit seiner Söhne nöthigte Jakob weiter zu ziehen im Lande Kanaan; kurz darauf starb ihm seine geliebte Rahel bei der Geburt Benjamins. Auch mußte er die Befleckung seines eigenen Ehebettes durch seinen erstgebornen Sohn Ruben noch erfahren, der mit seinem Kebsweibe Bilha Blutschande getrieben. Sein kummervolles Vaterherz wurde aber fast zerrissen durch den Verlust seines geliebtesten Sohnes Joseph, den seine neidischen Brüder an einen Haufen ismaelitischer Handelsleute verkauft hatten. Joseph (s. d.) aber wurde nach Aegypten geführt und an Potiphar, Pharaos Kämmerer, verkauft. Hier am Hofe Pharaos stieg er bald durch seine glücklichen Traumdeutungen zu den höchsten Ehrenstellen empor. Zu der Zeit einer allgemeinen Hungersnoth schickte Jakob seine Söhne nach Aegypten, um Getreide einzukaufen, da bloß in diesem Lande durch die kluge Vorsorge Josephs die Kornhäuser noch gefüllt waren. Joseph aber erkannte seine Brüder, als sie bei ihm einkehrten, verzieh ihnen, ließ seinen Vater mit Hab und Gut aus Kanaan kommen und gab ihm die fruchtbarste Gegend Aegyptens zum Wohnsitze. So war es dem

alten Vater denn noch einmal vergönnet, den so lange todtgeglaubten geliebten Sohn zu umarmen, und unter seinem Schutze seiner letzten Tage in sorgloser Ruhe sich zu erfreuen. Jakob lebte noch 17 Jahre in Aegypten und ward 147 Jahre alt. Da er zum Sterben kam, versammelte er seine sämmtlichen Söhne um sein Bette, segnete jeden besonders und verkündigte einem jeden, was in künftigen Zeiten ihm begegnen würde. (Vgl. Herder, „Ueber den Geist der hebr. Poesie", II. S. 187, im Abschnitte Segensspruch über Israel, und den A. Hebräer.) Seinen erstgebornen Sohn Ruben setzte er zurück, wegen jenes Frevels, den er auf des Vaters Ehebett verübt; ebenso die auf ihn folgenden Simeon und Levi, wegen des Mordes des Hevithervolkes. Statt jenen gab er seinem vierten Sohne Juda den Vorzug der Erstgeburt und des ersten Segens; auch segnete er seine Enkel, Josephs Söhne, Ephraim und Manasse, und verlieh ihnen gleiche Rechte wie seinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigste unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen sie sich noch jetzt Juden. Zuletzt gebot er ihnen, ihn zu begraben bei seinen Vätern im Lande Kanaan, und Joseph zog hinauf, und begrub ihn im Erbbegräbnisse vor dem Haine Mamre in Kanaan. Ganz unerweislich ist die Meinung einiger Neuern, daß die Geschichte Jakobs mythisch, und der vielgeprüfte Patriarch nicht eine historische Person, sondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes, oder gar der hinkende Hephästos der vorderasiatischen Mythe, und die Zahl seiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnenjahrs sey. Die Erzählung, die die heilige Urkunde von dem Leben dieses Patriarchen gibt, trägt zu sehr das Gepräge einfacher Naturwahrheit und hängt zu genau mit der unbestrittenen spätern Geschichte und Verfassung des jüdischen Volks zusammen, als daß sie nicht auf festem historischen Boden stehen sollte.

Jakob I, König von England (als König von Schottland Jakob IV.), war ein Sohn Heinrich Stuarts und der unglücklichen schottländischen Königin Maria, und wurde 1566 geboren. Nachdem ihn Elisabeth zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, bestieg er nach ihrem Tode (24. März 1603) den Thron Englands, und vereinigte die Krone Schottlands, Irlands und Englands mit einander. Bei seinem Einzuge strömte das Volk von allen Seiten zusammen und empfing ihn mit lautem Frohlocken und Zurufen; Jakob aber verdroß der Frohsinn des gutmüthigen Volkes, und er ließ den Befehl ergehen, daß sich die Volksmenge zerstreuen sollte. Hierdurch verstimmte er schon gleich die Gemüther seiner neuen Unterthanen und Keiner weissagte sich Gutes von dem fremden König, der unter einem auswärtigen und feindlichen Volke geboren und erzogen war. Schon gleich am Anfang seiner Regierung zeigte er, daß er sich in seinem Handeln mehr durch Laune und Neigung, als durch die Regeln politischer Klugheit bestimmen ließ, indem er mit der Ausspendung von Ehrenstellen so verschwenderisch war, daß in einer Zeit von 6 Wochen 273 Personen den Ritterorden von ihm erhielten. Den Tadel der Engländer zog er sich dadurch um so mehr zu, daß er seine Gunstbezeugungen vor allen seinen alten Unterthanen zuwandte, und oft durch seine Freigebigkeit gegen unwürdige Lieblinge die Einkünfte des

Staates vergeudete. Da er sich der Schwäche seines persönlichen Ansehens bewußt seyn mochte, so war er sehr eifersüchtig auf seine königl. Gewalt, und er wollte dieselbe öffentlich von seinen Unterthanen als unumschränkt anerkannt wissen. Der Geist der Engländer, von Elisabeths gewichtigem Zepter noch in den Schranken gehalten, hatte nun aber schon einen höhern und freieren Schwung genommen, und dem Volke Muth und Entschlossenheit genug gegeben, seine Freiheiten gegen die Eingriffe der königl. Macht zu vertheidigen. (S. Baco.) So verwickelte sich durch sein Widerstreben gegen den allgemeinen Volksgeist in eine Menge Streitigkeiten, wodurch er die Liebe und Achtung seines Volkes gänzlich verlor. Am meisten aber hatte Jakob die Katholiken gegen sich aufgebracht, die sich in den Erwartungen, die sie sich von diesem König bei seiner Thronbesteigung gemacht hatten, getäuscht sahen, da Jakob ganz im Geiste Elisabeths gegen sie handelte, und die strengen Gesetze, die gegen sie gegeben waren, ausüben ließ. Die sogen. Pulververschwörung (s. d.) war die Folge davon. Seine Regierung war weder er im Lande noch bei auswärtigen Nationen geachtet. Man warf dem Könige vor, daß er, als die vornehmste Stütze des Protestantismus in Europa, in dem böhmischen Kriege nichts zu dessen Aufrechthaltung gethan, vielmehr seinen Schwiegersohn, den Kurfürsten von der Pfalz, verlassen, überhaupt diplomatisch unterhandelt habe, wo er mit dem Schwert in der Hand hätte streiten sollen, und daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich sehr betrogen worden sey. Seit dieser Zeit bildeten sich zuerst die beiden Parteien der Tories und der Whigs, von denen die erstere für den König, die andere für die Freiheit des Volkes stritt. Jakobs Ansehen sank täglich tiefer, sowohl im Inlande als in den auswärtigen Staaten. Wegen seinen noch immer fortdauernden Unterhandlungen um Wiedereinsetzung des Kurfürsten von der Pfalz, wurde er öffentlich bespottet, und vom spanischen Hofe wurde ihm der Heirathsantrag des Prinzen von Wales mit der Infantin zurückgewiesen. Nachdem er 1625 noch mit den Waffen einen verunglückten Versuch gemacht hatte, die Pfalz wieder einzunehmen, starb er am 27. März 1625 im 59. Lebensjahre nach einer 22jährigen Regierung über England. Die lange Zeit seiner Regierung, die durch keinen Krieg von außen beunruhigt wurde, ist zwar aller glänzenden Ruhmesthaten leer; allein sie war sehr beglückend, und Englands Blüthe in Handel und Wohlstand konnte sich unter ihm ungehindert entfalten, ohne alle Störung feindlicher Einwirkungen. Die Künste des Friedens, die das Leben verschönern und aufheitern, fanden Eingang beim Volke, das zu einer bessern Menschenbildung heranblühte. Die Wissenschaften erwachten wieder und große Schriftsteller brachten die Gelehrsamkeit in Achtung. Auch wurden unter Jakob in Amerika englische Colonien angelegt. Ueber Jakob selbst haben sich die verschiedensten Urtheile gebildet. Man kann ihm zwar, ohne ungerecht zu seyn, Herzensgüte, gelehrte Kenntnisse und Liebe zum Frieden nicht absprechen; allein diese waren mit Fehlern verpaart, die in schwachen Seelen gar leicht aus diesen Vorzügen entstehen. Seine Gunst verschenkte er nicht selten an nichtswürdige Lieblinge, unter denen der Herzog von Buckingham (s. d.) der berüchtigste ist; seine Freigebigkeit artete oft in Verschwendung aus und die Pedanterie seiner Gelehrsamkeit erregte ihm häufig bittern Spott. An Unternehmungsgeist fehlte es ihm ganz-

lich; indessen wäre es etwas voreilig, daraus einen nachtheiligen Schluß auf seinen persönlichen Muth zu machen. Uebrigens war er der Erste, der sich nach der Vereinigung Englands, Schottlands und Irlands den Titel eines Königs von Großbritannien beilegte. Er war nur einmal vermählt, mit Anna von Dänemark, die ihm 1619 starb. Sein Sohn Karl der Erste, folgte ihm nach auf dem Throne; seine Tochter Elisabeth war mit dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz vermählt. Die Nachkommen aus dieser Ehe bestiegen in der Folge den Thron von England. Unter Jakobs I. Schriften, welche 1610 in einem Foliobande zu London herausgekommen sind, nennen wir als die merkwürdigsten: „Basilikon doron" („Das königl. Geschenk"), worin er zum Besten seines Sohnes Heinrich, der früh verstarb, vortreffliche Grundsätze für den Unterricht der Könige entwickelt (dieß Werk ward drei oder vier Mal in lat. Sprache, und dann auch in der franz. Uebersetzung verschiedene Male aufgelegt), und sein scherzhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabacks, in welchem er die Gründe für den Gebrauch desselben zu widerlegen strebt.

Jakob II., ein Enkel Jakobs I., und der zweite Sohn des unglücklichen Karl I., bestieg nach dem Tode seines Bruders Karl II. 1685 als der einzige übriggebliebene Sprößling des Hauses Stuart den großbritannischen Thron. Von seiner Gemahlin und den Jesuiten beherrscht, verletzte er schon gleich am Anfange seiner Regierung die Rechte seines Volkes. Er schickte Gesandte zum Papste, das Reich seiner geistlichen Oberherrschaft wieder zu unterwerfen; der Testacte zuwider, wurden die Katholiken mit den höchsten Stellen bekleidet und der katholischen Priesterschaft Kirchen und Ländereien eingeräumt. Dieses Verfahren erregte große Unzufriedenheit, die der Herzog von Monmuth, ein unehelicher Sohn Karls II., der sich damals in Holland befand, zu benutzen suchte, um Jakob von dem Throne zu stoßen. Mit einer kleinen Mannschaft landete er an der westlichen Küste Englands; allein die königl. Truppen hatten sein Heer bald aufgerieben, er selbst wurde gefangen und mußte seine jugendliche Unbesonnenheit mit dem Tode büßen. Da das Parlament gegen seine Neuerungen Einsprüche zu machen wagte, hob er dieses gänzlich auf, und erklärte, ohne Parlament regieren zu wollen. Er entfernte alle Nichtkatholiken aus seiner Nähe und errichtete sogar wieder ein geistliches Gericht nach Art der ehemals so verhaßten hohen Commission und ließ durch dasselbe jeden Geistlichen seines Amtes entsetzen, der gegen den Katholicismus zu predigen wagte. In Irland, wo die meisten Einwohner Katholiken waren, wurden die Protestanten verfolgt, und in dem protestantischen England erklärte er, daß er strenge Gewalt gegen die Protestanten nicht gebrauchen wollte. Im Frühlinge 1688 machte er eine neue Acte zur Begünstigung der Katholiken bekannt, und befahl jedem Prediger, dieselbe von der Kanzel abzulesen; als sich aber gegen diese Zumuthung sieben Bischöfe, unter denen der Erzbischof von Canterbury, sich befand, bescheiden erklärten, ließ er diese vor das neue geistliche Gericht fordern und von da in den Tower bringen. All Dieses erregte den höchsten Unwillen des engl. Volkes, und brachte leise und laute Klagen und Beschwerden darüber hervor. Die allgemeine Unzufriedenheit stieg noch höher, als er zu seiner Sicherung in die Nähe von London ein

Herr irländischer und schottländischer Truppen zusammenzog und hier ein Lager beziehen ließ. Obgleich der Geist der Empörung schon sehr verbreitet war und im Verborgenen wirkte, so hatte dennoch das duldende Volk bisher getröstet und von einem Aufstande zurückgehalten, daß der König keine männlichen Erben hatte, und auch nicht hoffen konnte noch einen zu erzeugen, da er schon bejahrt war und seine Gemahlin kränklich. Und so hoffte das Volk auf die baldige Nachfolge seiner beiden Töchter aus der ersten Ehe, die in der protestantischen Religion erzogen waren und derselben beharrlich, trotz aller Bemühungen des Königs, sie zum Uebertritte zu bewegen, anhingen. Da erscholl aber plötzlich die Nachricht von der Schwangerschaft der Königin und alle schöne Hoffnungen des Volkes auf eine bessere Zukunft lagen darnieder. Die katholischen Priester und alle Katholiken jubelten über das große Glück. Natürlich erzeugte der Haß der Protestanten gegen die Katholiken den Verdacht, als sey die Schwangerschaft der Königin erdichtet. Diesen Verdacht vermehrte das Bestreben des Hofes, alle fremde Personen aus der Umgebung der Königin zu entfernen und Niemand durch den Augenschein sich von der wirklichen Schwangerschaft derselben überzeugen zu lassen. Am 10. Juni 1688 erfolgte endlich die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königl. Proclamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben gesegnet habe. Es ist hier nicht der Ort, die Beweise für und gegen die Echtheit der Geburt desselben anzuführen; nur so viel sey hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte und dieß öffentlich äußerte. Die Protestanten schlossen sich immer enger und zahlreicher dem Prinzen von Oranien, Schwiegersohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wales kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete und seinen Schwiegervater und Schwager vom Throne stieß. Jakob II. entfloh mit seiner ganzen Familie, am 21. Dec. 1688, nach Frankreich. Ludwig XIV. empfing die entflohene Königsfamilie mit vieler Artigkeit, und führte sie selbst nach dem königl. Schlosse St.-Germain, welches er ihr zu einem beständigen Wohnorte anwies. Mehre Familien, besonders des schottischen Adels, folgten ihm hier nach, und bildeten einen zahlreichen Hofstaat um den entwichenen und bald darauf entsetzten König. Mit den Anhängern des Hauses Stuart, besonders in Schottland und Irland, unterhielt er von hier aus noch immer Verbindungen, und versuchte mehre Male, mit Hülfe derselben den Thron wieder zu erlangen. 1692 wurde die Königin abermals schwanger und gebar, von Keinem in Zweifel gezogen, eine Tochter; hierdurch erwies sie sich wenigstens fähig, gesunde Kinder zu gebären. Durch den ryswiker Frieden (1697) schienen Jakob alle Aussichten benommen zu seyn, den verscherzten Thron je wieder zu erlangen; allein durch die Mißhelligkeiten, die im Anfange des 18. Jahrh. zwischen Frankreich und England ausbrachen, wurden aufs Neue die Hoffnungen der vertriebenen Königsfamilie belebt. Da starb aber Jakob II. schon 1701, noch vor dem Ausbruche des Krieges. Der Prinz von Wales ward nun von Ludwig XIV. als Jakob III. und König von England, Schottland und Irland anerkannt.

Jakob III., auch der Ritter St.-Georg oder der Prätendent genannt, Sohn des vertriebenen Königs Jakobs II. (s. d. vor. Art.).

Gleich nach dem Tode seines Vaters Jakobs II. erkannt ihn Ludwig XIV. als König an; ebenso Spanien, der Papst, Parma und Modena. Das englische Parlament erklärte dagegen den Prinzen von Wales des Hochverrathes schuldig und sprach seine Ausschließung vom großbrit. Throne auf ewige Zeiten zum zweiten Male aus. Ludwig XIV. wiederholte hierauf Jakob III. öffentlich die Versicherungen, ihn zu schützen und ihm zur Wiedererlangung des Thrones zu verhelfen. Unterdessen waren in Schottland bedeutende Unruhen ausgebrochen, weil dieses Königreich mit England zu einem Reiche verschmolzen worden war. Täglich wurde die englische Herrschaft immer verhaßter und Jakobs III. Anhang wuchs immer mehr und mehr; es schien, als wenn ganz Schottland auf seine Ankunft nur wartete, um in einer allgemeinen Empörung gegen England sich zu erheben. Endlich ließ sich Ludwig XIV. zu einer Unternehmung auf Schottland bewegen. Im Frühling 1707 reiste Jakob mit den schönsten Hoffnungen erfüllt an der Spitze einer franz. Flotte ab. Mit fröhlichem Muthe segelte er auf sein zukünftiges Reich zu, dessen Erkämpfung ihm nicht sehr mühsam schien, da es durch den Parteigeist des englischen Ministeriums in einen sehr vertheidigungslosen Zustand gerathen war. Als das engl. Parlament von dem Unternehmen Jakobs Nachricht erhalten hatte, veranstaltete es in der größten Schnelligkeit die Ausrüstung einer Flotte, und setzte einen Preis von 100.000 Pf. St. auf den Kopf des Prätendenten: ein Name, dessen sich das Parlament bei dieser Gelegenheit zum ersten Male bediente. Die franz. Flotte hatte indeß die schottische Küste erreicht, und war bei Edinburg vor Anker gegangen, allein da erscholl die schreckende Nachricht von der Nähe der großen englischen Flotte. Sogleich segelte die franz. Flotte mit günstigen Winden schnell und wohlbehalten wieder nach Frankreich. Hierauf wurde Jakob von Ludwig XIV. zum Heere des Herzogs von Burgund geschickt, unter welchem er als Freiwilliger den Feldzug in den Niederlanden mitmachen sollte. Auch 1709 und 1710 theilte er die Schicksale dieses Heeres, und gab manche Beweise persönlicher Tapferkeit. Da aber das Kriegsglück Ludwig XIV. ungünstig wurde, mußte er den verbündeten Feinden Anträge zum Frieden machen. Doch diese verlangten stets als eine der ersten Bedingungen: Anerkennung der Königin Anna und Entfernung des Prätendenten. Obgleich Ludwig darauf dem Prätendenten aufs Neue die glänzendsten Versprechungen gab, so sah dieser doch trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit wohl ein, daß Ludwig es nicht redlich mit ihm meine. Seine Hoffnungen zu einem glücklichen Wechsel seiner Lage wurden weit mehr belebt durch die Veränderung der Verhältnisse am englischen Hofe 1710; unter den Männern, welche an das Ruder des Staates gekommen waren, befanden sich viele Freunde des Hauses Stuart, und die Königin Anna hatte bis dahin in geheimem Briefwechsel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten, gestanden und ihm sogar versprochen, wenn er die protestantische Religion annehmen werde, zu Gunsten seiner den Scepter niederzulegen. Hierauf verpflichtete sich Ludwig XIV. 1713 in dem utrechter Frieden, den Prätendenten aus seinen Staaten zu entfernen und die hannöversche Erbfolge auf keine Weise zu stören. Die Königin Anna starb 1714, ohne jene günstigen Gesinnungen für den Prätendenten durch die That und öffentlich bewährt zu haben. Dennoch war sowohl in Schottland als in England die Partei der Tories, welche man Jakobiten nannte,

wider den neuen König Georg I. und für den Prätendenten. Dieser wurde sogar in Schottland feierlich zum Könige ausgerufen; daher er 1716 einen abermaligen Zug dahin unternahm und wirklich landete. Während der Zeit aber waren die schottischen Aufrührer von den königl. Truppen geschlagen worden, und der Prätendent sah sich zum zweiten Male genöthigt, nach Frankreich zurückzukehren. Von nun an sah er sich von allen seinen Freunden, selbst von Frankreich, verlassen. Als ihm nun auch der Aufenthalt in Frankreich versagt wurde, war er gezwungen, bei dem Papste Hülfe zu suchen, der ihm und seinem zahlreichen Gefolge anfangs in Avignon Unterstützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall wie ein regierender König aufgenommen. Während dieser Zeit hatte Jakobs Anhang in England und Schottland noch einmal ihm neue Hoffnung zum Besitz der engl. Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat seinen Entwürfen bei und lud den Prätendenten ein, schleunig nach Madrid zu kommen. Dieser säumte nicht, der Einladung zu folgen (1719). Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er selbst zu Rettuno auf einem span. Schiffe unter Segel ging, das Gerücht verbreiten, als reise er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dieß hatte den Erfolg, daß 2 seiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Oestreichern angehalten wurden. Indessen war er glücklich durch die engl. Schiffe hindurch gesegelt und am 26. März in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollste, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor seiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerstreut und genöthigt worden, in Cadix einen Zufluchtsort zu suchen. Als diese abermalige Unternehmung gescheitert war, bekümmerte man sich nicht weiter um den Prätendenten. Am 25. August landete er zu Livorno, und von diesem Zeitpunkte an wird seine Lebensgeschichte weniger anziehend, sie verliert sich von nun an größtentheils in der Verborgenheit des Privatlebens. Kurz nach seiner Zurückkunft vermählte er sich mit der poln. Prinzessin Sobieska, einer Enkelin des Königs Johann Sobiesky, um welche er während seines Aufenthaltes in Spanien geworben hatte. Er lebte von einer Pension von 160.000 Scudi, die ihm der Papst zugesichert; auch bezog er fortwährend bedeutende Unterstützungen von Frankreich und Spanien. Obgleich er jetzt in ruhiger Zufriedenheit seine Ansprüche und Hoffnungen auf den Thron vergessen zu haben schien, so vermochten ihn dennoch seine Anhänger und Freunde, noch einmal nach dem Tode Georgs I. (1727) sein Glück zu versuchen. Von Bologna aus, wo er sich damals aufhielt, meldete er seinen Entschluß dem Papste, der ihm seine Einwilligung gab, und ihn auch mit einer Summe Geldes unterstützte. Er reiste darauf im Julius nach Genua, um sich von dort nach England zu begeben. Mancherlei Gerüchte haben sich darauf über seine Reise und fernern Maßregeln verbreitet; genaue und authentische Nachrichten sind nicht bekannt geworden. Späterhin erscheint er wieder in Albano; dort lebte er von nun an ganz ruhig in der Zurückgezogenheit des Privatlebens, und genoß bis an seinen Tod Schutz und Unterstützung des Papstes. Er starb am 1. Januar 1766 in seinem 79. Lebensjahre. Er hinterließ

zwei Söhne, von denen der älteste Karl Eduard (s. d.) in die Fußstapfen seines Vaters trat, und der zweite Heinrich Benedikte sich dem geistlichen Stande weihte. Der Letztere ist als Cardinal von York bekannt geworden; mit seinem am 13. Juli 1807 zu Frascati erfolgten Tode ist die Familie Stuart ausgestorben.

Jakob (Ludwig Heinrich v.), D. der Philosophie und beider Rechte, kaiserl. russischer Staatsrath, Ritter des St.-Annenordens 2. Classe und des rothen Adlerordens 3. Classe, ordentl. Professor der Staatswissenschaften in Halle, war 1759 zu Wettin im Herzogthume Magdeburg, wo sein Vater Posamentirer war, geboren. Von dem Gymnasium zu Merseburg kam er im 13. J. auf das Stadtgymnasium in Halle und studirte daselbst seit 1777 Theologie. Er widmete sich vorzüglich den philologischen und philosophischen Wissenschaften. 1780 wurde er Lehrer am hallischen Gymnasium, 1785 habilitirte er sich als Docent. Er eröffnete seine akademische Laufbahn mit philologischen und philosophischen Vorlesungen. Als Verehrer den Kant'schen Philosophie trug er sowohl in seinen Vorträgen als in seinen Schriften viel dazu bei, ihr zahlreiche Freunde zu erwerben. Seine zwei in Holland gekrönten Preisschriften, die eine „Ueber die Unsterblichkeit der Seele", die andre „Ueber das Daseyn Gottes", in welchen die moralischen Beweisgründe dafür vorgetragen sind, fanden vorzüglichen Beifall; so auch seine „Allgemeine Religion" und die „Grundsätze der Lebensweisheit", welche beide nachher u. d. T.: „Praktische Philosophie" in 2 Bdn. erschienen sind. 1795—96 gab er ein Journal: „Philosophische Annalen" heraus, zu dem sich die Freunde der kritischen Philosophie vereinigten, um den Geist des Kriticismus gegen den neuen Dogmatismus aufrecht zu erhalten. Seit 1800 beschäftigte er sich mit dem Studium der Philosophie des Rechts, der Philosophie der Gesetzgebung, des positiven Rechtes und der Staatswissenschaften überhaupt. Er war in Deutschland der Erste, welcher die Theorie des Nationalreichthums als eine von der Staatswirthschaft verschiedene Wissenschaft vortrug, wie sein „Lehrbuch der Nationalökonomie" (1805) beweist. Die Auflösung der Universität Halle 1806 durch Napoleon bewog ihn, einen erneuerten Ruf nach Charkow als Prof. der Staatswissenschaften anzunehmen, und er reiste im Juli 1807 von Halle ab. Neben seinen Vorlesungen, die er zu Charkow in latein. Sprache hielt, beschäftigte er sich mit Erlernung der russischen Sprache, worin er es auch in Jahresfrist so weit brachte, daß er in den Ausschüssen, wo russisch verhandelt wurde, die Berichte und mündlichen Vorträge verstehen konnte. Bald erhielt er auch von dem Oberschuldirectorium in Petersburg den Auftrag, Lehrbücher für den vorgeschriebenen philosophischen Cursus in den Gymnasien auszuarbeiten. Nach dem von ihm eingereichten und von jener Behörde genehmigten Plane entwarf er für jeden Theil der Wissenschaft ein Compendium für die Schüler und einen Commentar für die Lehrer. Der deutsche Text der Compendien war schon am Ende 1808, die Uebersetzung ins Russische aber erst 1812 von 6 dieser Compendien vollendet, die gedruckt und in den Gymnasien eingeführt wurden. Die Compendien der Psychologie und der allgemeinen Grammatik, nebst den dazu gehörigen Erläuterungen, sind in deutscher Sprache 1812 bei Hartmann in Riga erschienen.

Unterdessen hatte Jakob für Deutschland eine neue Ausgabe seiner „Nationalökonomie" (1809; vielfach umgearbeitet, Halle 1825) besorgt und zugleich seine „Grundsätze der Polizeigesetzgebung" (2 Bde.) herausgeg. Nach etwa zweijährigem Aufenthalt in Charkow ließ ihn der Kaiser, an welchen Jakob eine „Abhandlung über den Fall der Assignationen 1808 und 1809, und die Ausschleppung des Kupfergeldes aus dem Reiche", handschriftlich eingeschickt hatte, nach Petersburg kommen, „um an den Berathungen über Gegenstände der Gesetzgebung Theil zu nehmen". Jakob langte im Nov. 1809 in Petersburg an. Die Berathschlagungen des Comité betrafen hauptsächlich die Verbesserung des Papiergeldes und eine Reform des Finanzsystems. Die Resultate wurden im Anfange des Dec. v. Hrn. von Speransky, der auch einige Mal den Versammlungen mit beiwohnte, beim Kaiser zum Vortrage gebracht, welcher den drei Mitgliedern am 1. Jan. 1810 seine große Zufriedenheit durch Ertheilung von Orden und kostbaren Brillantringen bezeigen ließ. Auch wurde Prof. Jakob einige Monate nachher in Petersburg 1) bei der kaiserl. Gesetzcommission als Chef der Abtheilung für die Redaction der Criminalgesetze und 2) etwas später als Mitglied der fünften Abtheilung des Finanzministeriums, welche ein Art von gelehrter Finanzsection bildete, angestellt. Die Resultate seiner Beschäftigungen bei der Gesetzcommission enthält sein „Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für das russische Reich" (Halle 1818). Die Schrift: „Ueber Rußlands Papiergeld und die Mittel, ihm einen fixen Werth zu verschaffen" (1819), sowie seine „Staatsfinanzwissenschaft" (2 Bde., 1821), enthalten die Früchte seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen während seiner Anstellung im Finanzministerium. — Unterdessen hatte die glückliche Beendigung des Krieges gegen Napoleon seinen Wunsch, in sein Vaterland zurückzukehren, noch verstärkt; daher nahm er 1816 die ihm angetragene Professur der Staatswissenschaften in Halle an, nachdem er in Rußland einen ehrenvollen Abschied mit dem Range eines Staatsraths und eines Jahrgehalts zur außerordentl. Belohnung für seine daselbst geleisteten Dienste erhalten hatte. In Halle gab er 1818 „Essais philosophiques" heraus, die einen Russen, den Herrn von Poletika, zum Verf. haben. Jakob starb zu Lauchstädt den 22. Juli 1827. Als Schriftsteller (auch über Universitätswesen) hat ihn Pölitz gewürdigt in den „Zeitgen.", 1829, H. 6.

Jakobiner. — Jakobinismus, der böse Dämon der franz. Revolution, der wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit saß, Wurzel, Mark und und Frucht desselben verdarb, und in jede Hoffnung der besseren Menschen, in die Plane eines Mounier, Clermont-Tonnère, Lally-Tolendal u. A., seine Drachenzähne säete, sodaß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte. Schon zu Versailles, während der ersten Sitzungen des Reichstages, traten häufig Deputirte, die sich näher kannten, in kleine Clubbs zusammen, um die Maßregeln zu verabreden, die ihre ungewisse Lage nöthig machte. Der Bürgerstand von Bretagne hatte die Blüthe seiner Bürger zu Deputirten auf den Reichstag ausgewählt; sie hielten fest zusammen, und mittelst ihrer gemeinschaftlichen Ueberlegung jeder Angelegenheit zeichneten sie sich schon in den ersten Sitzungen vor allen Andern

aus; ihr Clubb war der beträchtlichste. Der Convent zog nach Paris und ernannte sich nach der Auflösung der bisherigen Verfassung zu einer constituirenden Versammlung. Nun waren ihre Geschäfte höher; ihre Zwecke wichtiger; es war noch größere Einigkeit und Bedächtigkeit vonnöthen. Die Bretagner vom Bürgerstande hatten schon die Aufmerksamkeit ihrer Mitrepräsentanten durch die Weisheit und Festigkeit ihrer Stimmen auf sich gelenkt; ihr Clubb zu vorbereitenden Berathschlagungen kam in Achtung und die vorzüglichsten Häupter des dritten Standes suchten, in denselben aufgenommen zu werden. Als anerkannte Patrioten waren sie willkommen, um so mehr, da mit der Anzahl ihrer Glieder auch die Gewißheit zunahm, in der National-Versammlung immer ihre Meinung durchzusetzen. Am Ende des Jahres 1789 war ihre Gesellschaft für ein Privathaus zu groß; sie verlegten nun ihre Versammlungen in die Kirche des aufgehobenen Jakobinerklosters in der Straße St.-Honore, und gaben sich eine regelmäßige Verfassung unter einem wechselnden Präsidenten, dem einige Secretaire zugegeben waren. Sie selbst nannten sich anfangs Freunde der Revolution; und nach der Zeit, der Constitution; Andere gaben ihnen von ihrem Versammlungsorte den Namen Jakobiner. Neben diesem Clubb formirte sich ein anderer von solchen Deputirten, die zu viel Selbständigkeit besaßen, als daß sie fremden Führern hätten folgen mögen: der Clubb von 1789, in welchem Lafayette und Bailly, Sieyes und Mirabeau, Condorcet und Talleyrand, Bischof v. Autun, die berühmtesten Wortführer waren. Doch wurde die Verbindung mit den Jakobinern häufiger gesucht, weil sie populairer und fester als die andre war. Die Mitglieder der Letztern waren in Gesinnungen und Meinungen zu verschieden, sie konnten lange Zeit durch ihr persönliches Gewicht auch ohne Clubbs zu siegen hoffen; ihre Association ging früh wieder auseinander. Desto ungehinderten breiteten sich die Jakobiner aus. Schon jetzt war dieser Clubb ein großes Uebel. In jede Sitzung des Convents kam eine angesehene Partei, die nicht den untersuchenden Debatten, so lange sie dauerten, mit Ueberlegung folgte, und bei dem Schlusse derselben sich für eine Meinung zu bestimmen, sondern die vor aller Untersuchung schon für einen Schluß entschieden und verpflichtet war, für ein gewisses Resultat zu stimmen; eine Faction, die immer Das verwarf was Andere, die nicht zu ihr gehörten, wollten. Was allein das Recht, eine berathschlagende Versammlung zu beherrschen haben sollte, uneigennützige Tugend und erprobter Patriotismus, tiefe Einsicht, erhabenes Talent, hinreißende Beredtsamkeit, Das ward von der vereinigten Kraft des Ehrgeizes unterdrückt. Die Aemter, welche in dem Mittelpunkte der Staatsmaschine aller Räder in Bewegung setzen und erhalten, und eine Feder nach der andern springen lassen sollten, wurden durch Ränke einer Faction gelähmt; die Nationalversammlung war von einem Theile ihrer Mitrepräsentanten abhängig. Das Uebel wurde ärger, als neben den echten und einsichtsvollen Patrioten immer mehre Feuerköpfe von einem wo nicht unverständigen, doch wenig aufgeklärten Patriotismus, und aus dem Bürgerstande, die meisten Feinde der priviligirten Stände, und aus den beiden Ständen Die, welche aus der neuen Ordnung und der Anarchie größern Vortheil, als ihnen Adel und Clerisei bisher gewährt hatten,

sich versprachen, zu den Jakobinern übergingen. Ihre Plane waren die des dritten Standes, Alles anzuwenden, was die beiden ersten Stände zertrümmern und ein Reich der Gleichheit gründen könne. Manche hatten schon die Republik im Sinne; nur daß sie, weil die königl. Würde zum Eckstein einer neuen Constitution die allgemeine Stimme für sie hatte, noch nicht wagten, mit ihren excentrischen Ideen laut zu werden, nach welchem man das ganze Reich zu nivelliren und zu aplaniren suchen sollte. Selbst die Orleansche Partei schlich sich in den Kreis der Jakobiner. Denn es ist unwahrscheinlich, daß sich der Clubb an den Trümmern dieser Rotte zuerst gesammelt hätte. So viele gute und einsichtsvolle Patrioten, die von Anfang an ihre Stimme in demselben hören ließen, würden nicht mit diesen Ungeheuern sogleich nach ihren Greuelthaten in Vereinigung getreten seyn. Diese schlossen sich vielmehr an jene an. Denn seitdem ihr Oberhaupt sich gezwungen sah, mit Verachtung, Schmach und allgemeinem Haß beladen aus dem Reiche zu gehen, traten sie ins Dunkel der Verborgenheit zurück, um nicht Schmach und Haß mit ihm zu theilen. Durch das angenommene System der Zurückhaltung gewannen sie wieder einiges Vertrauen und den Zutritt zu den Patrioten. Erst nach Orlean's Zurückkunft aus seiner Verbännung zu dem Bundesfeste äußerte sich diese wilde Faction wieder offenbarer. Die Hauptstadt wurde auch in dieser Rücksicht Muster für die Provinzen. Kaum hatte dort ein Clubb der Patrioten sich gezeigt, so traten allerwärts in größeren und kleineren Städten patriotische Clubbs zusammen, anfangs ohne Zweck und Wirkungskreis; es war ein bloßes Spiel zum angenehmen Zeitvertreib. Mittlerweile lernte der pariser Clubb seine Kräfte kennen; was er wollte, ging in den Debatten der constituirenden Versammlung durch. Zwar machten seine Glieder noch lange nicht die Majorität der National-Versammlung aus; aber anfangs leiteten die Sitzungen der Jakobiner gute Patrioten, und die Resultate ihrer Vorberathschlagungen kamen mit den Wünschen anderer Patrioten überein. Als nach der Zeit excentrische Köpfe in dem Jakobinerclubb das Ruder an sich rissen, auch da regierten nach wie vor die Jakobiner den Convent. Ihr Schluß hatte immer wenigstens einen Schein von dem System der Freiheit, und weil die patriotischen Deputirten in der Minorität oft nur zwischen entgegengesetzten Meinungen der Aristokratie und des Jakobinismus wählen konnten, so gaben sie dem letztern den Vorzug, weil er sich ihren Gesinnungen am meisten näherte. Dieses Gefühl der Ueberlegenheit reizte den Ehrgeiz der Gesellschaft aufs höchste, und lenkte sie auf den Gedanken, das ganze Reich durch die Clubbs der einzelnen Städte, als durch ihr Organ zu unterjochen. Der pariser Clubb setzte sich an die Spitze der übrigen im ganzen Reiche, trat mit ihren Directoren in Correspondenz, schrieb ihnen Plane, Meinungen und Betragen vor; und ehe noch ein Jahr vergangen war, herrschte er in allen Theilen Frankreichs. Bis 1791 blieb in dem Clubb der Jakobiner Mäßigung. So häufig auch die unruhigen Köpfe brausten, so behaupteten doch die Männer, die gesetzliche Ordnung liebten, meistentheils die Oberhand. Der Schranken endlich überdrüssig, welche die Mehrheit ihnen vorschrieb, trennten sich die wildesten Köpfe von den Jakobinern, sie versammelten sich in der

Kirche der vormaligen Barfüßer, und benannten sich von ihrem Versammlungsorte Cordeliers. Dieser Clubb hieß die Mäßigung der Jakobiner Feigheit, ihren Patriotismus Heuchelei; in ihm nahm die Orleansche Partei ihren Hauptsitz. In ihm erhob sich Marat, und die Talente Dantons gaben ihm Credit. So lange die Jakobinrr ihre ersten Grundsätze beibehielten, lebten beide Factionen mit einander in beständigem Krieg. Sie bildeten in der National-Versammlung eine rechte und linke Seite; dorthin begleiteten beide die Logen ihres Clubbs und füllten die Tribunen des Convents, um durch Toben und Beifallgeben ihrer Faction das Siegen zu erleichtern. Beide stellten Journalisten auf, durch welche sie das Volk zu bearbeiten suchten; die Jakobiner als gemäßigte, die Cordeliers als wilde Demokraten. Diese Factionen, denen ein König an der Spitze der Constitution ein großer Anstoß war, arbeiteten rastlos in und außer ihren Sitzungen schriftlich und mündlich darauf hin, durch giftige Lästerungen jede Achtung gegen Ludwig und die letzten Spuren von Ergebenheit an ihn zu vernichten. Und wirklich hatten sie das königliche Ansehen schon so geschwächt, daß sich ein Volksauflauf der Abreise des Königs nach St.-Cloud, wo dieser die Osterfeiertage zubringen wollte, am 18. April 1791 mit Gewalt widersetzte. Schon saß der König im Wagen, die Bürger-Cavallerie, mit ihrem Commandanten Lafayette an der Spitze, machte um denselben die Bedeckung; da drang der Pöbel in großen Massen an, und trotz der Ermahnungen, Bitten und Drohungen Lafayette's weigerten die Cavallerie und Bürgermiliz, ihre Schuldigkeit zu thun. Nach zwei Stunden, die der König auf Erlösung wartend im Wagen zubrachte, mußte er endlich beschimpft, gelästert und verhöhnt wieder aussteigen und in seinen Hausarrest zurückkehren. Die Partei der Königsfeinde ward nun um so mächtiger, als die gemäßigtern Jakobiner aus dem Clubb austraten, und die Cordeliers den 21. Juni sich wieder mit ihr vereinigten. Sie benutzten seit der verunglückten Flucht des Königs nach Montmedy, wodurch sich dieser um seine bisherige Popularität gebracht hatte, Alles, um den Volkshaß gegen den unglücklichen Ludwig noch mehr aufzuregen, und schon damals trugen sie sich, und unter ihnen besonders der wilde Robespierre, mit dem Plane zur Absetzung des Königs und zur Republik; aber mehre der angesehensten Mitglieder der National-Versammlung decretirten am 19 Juli 1791 die Unverletzlichkeit des Königs, nach welcher er vor kein Gericht gezogen und seine Gefangenschaft aufgehoben werden sollte. Die Jakobiner-Häupter Orleans, Pethion und Robespierre, wie rasend über diese Mäßigung der National-Versammlung, predigten im Jakobiner-Clubb und durch ihre Werkzeuge, die Jakobinischen Journale, Mord und Aufruhr, und gingen damit um, die National-Versammlung auseinander zu jagen, um sodann allein zu herrschen. Ein fürchterlicher Volkstumult tobte, der im Fortgang immer drohender wurde. Aber der Convent setzte sich mit männlicher Entschlossenheit, durch gute Bürger unterstützt, zur Gegenwehr; ihr Versammlungssaal ward durch Kanonen und bewaffnete Bürgerpatrioten vor allem Ueberfall gesichert; gegen die wüthenden Schriftsteller, die Mord und Aufruhr predigten, wie Maret, Danton, Desmoulins (s. diese Art.), ward ein Verhaftsbefehl erkannt; mit den Rotten nahm es Lafayette auf, und da sie nicht in Güte weichen wollten, ließ er auf sie feuern. Auf

einmal waren sie zerstreut; die Aufruhr-Prediger verkrochen sich in die Provinzen, und die Ruhe von Paris war hergestellt. Von nun an hielten es die Mitglieder des Convents ihrer Würde als Gesetzgeber nicht mehr angemessen, eine Versammlung zu besuchen, die öffentlich dem Gesetze Hohn und Verachtung sprach, und alle bis auf sechs der wüthendsten Republikaner, wie Pethion, Robespierre, Röderer u. s. w. traten aus dem Clubb der Jakobiner. Um aber diese rasende Partei, die sie nicht vertilgen konnten, zu schwächen, verbanden sich die edlern Patrioten zu einem engern Bunde und und stifteten den Clubb der Feuillants, so benannt von dem Kloster, in welchem sie sich versammelten. Von dieser Zeit an sind die Jakobiner die frechsten Anarchisten, deren Arsenale, die Jakobinerclubbs in den Provinzen, mit ihren Zerstörungen durch ganz Frankreich reichen. Doch konnten sie bis zum Oct. 1791, so lange noch die constituirende Versammlung saß, nicht über ihre Beschlüsse herrschen; der Convent behauptete sein Ansehen gegen sie. Jedoch gelang es dem Convente vor dem Schlusse seiner Sitzungen nicht, den Jakobinerclubb mit seinem verderblichen Verbindungen zu zerstören; das Decret war wirkungslos und wurde verlacht. Am 30. Sept. 1791 ging die erste National-Versammlung auseinander, und eine neue gesetzgebende ward unter dem entscheidenden Einflusse der Jakobiner gewählt. Anfangs hatte zwar die gemäßigte Partei der Girondisten, welche die neue Verfassung vertheidigten, und aus den talentvollsten Männern, den größten Rednern und thätigsten Geschäftsmännern der gesetzgebenden Versammlung bestanden, eine Zeitlang die Stimmenmehrheit; bald aber erhielten die ungestümen Königsfeinde, die den letzten Schatten der Monarchie zu vernichten strebten, auf das leichtbewegliche Volk einen überwiegenden Einfluß, besonders zu einer Zeit, wo jede Mäßigung für verdächtig, der Fanatismus aber für Patriotismus galt. Ihr Einfluß wuchs noch mehr, als Pethion, nicht bloß Jakobiner, sondern ein entschiedener Republikaner, an Bailly's Stelle zum Maire von Paris gewählt wurde. Die Municipalität von Paris trat auf ihre Seite, und allmälig neigten sich die gemäßigten Jakobiner, und unter ihnen selbst einige Minister des Königs, zu ihnen hin. Allenthalben herrschten jetzt die frechen Jakobiner, von keiner Gegenmacht mehr eingeschränkt und zurückgehalten. Nach ihrem Sinne ward Alles angeordnet, die Legislatur geleitet, die Bürgermiliz commandirt, die Menge bewaffnet und zum Aufstande aufgefordert; nach ihrem Sinne ward angeklagt, losgesprochen und verurtheilt; ihrer Gewalt konnte Niemand widerstehen, durch sie gerieth das Volk in völlige Ueberspannung. Die gemäßigte Partei der Feuillants sah in kurzer Zeit ihre Hoffnungen ohne Unterschied verschwinden. Die National-Versammlung wurde von der Partei der Jakobiner beherrscht; mit jedem Tage stieg die Gesetzlosigkeit, Verwirrung und das Elend im Innern. Der König war ganz in ihrer Gewalt, und ihnen zu gefallen, mußte er am 20. April 1791 gegen Oestreich den Krieg erklären, weil sie sich in einer Note des östreich. Staatsministers Fürsten von Kaunitz, beleidigt glaubten. Ungeachtet Ludwig in Allem ihren Willen that, so suchten sie dennoch Alles auf, den unglücklichen König zu quälen. So erregten sie am 29. Mai einen Aufstand des Pöbels von Paris gegen die königliche Garde,

und bewirkten am 30. einen Beschluß der National-Versammlung, vermöge dessen der König die für ihn von der ersten National-Versammlung decretirte Leibgarde entlassen sollte. Sie vermochten aber nicht, obgleich sie einen wüthenden Haufen von 50 000 Menschen aus den Vorstädten St.-Anton und St.-Marcell gegen den König aufregten, denselben zu zwingen, daß er sein Veto gegen zwei Beschlüsse der National-Versammlung zurücknehme, doch gewannen sie die Mehrheit des Conventes, um die Stifter des Aufruhrs, Pethion, Manuel u. A., der verdienten Strafe zu entziehen. Alle die gräulichen Ereignisse seit dem 20. Juni gingen vom Jakobinismus aus. Die Jakobiner waren es, die die Rotte der Föderirten aus Brest, Marseille und überhaupt aus dem südlichen Frankreich nach Paris einluden; durch sie geschah der Angriff auf die Tuilerien in der Nacht vom 9. auf den 10. August, die Suspension der königlichen Gewalt und die Abführung des Königs und seiner unglücklichen Familie als Gefangene der pariser Municipalität in den Tempel, am 18. August. Sie schleppten Tausende in den Kerker und brachten eine bedeutende Anzahl geachteter Bürger auf der Guillotine ihrem schrecklichen Fanatismus zum Opfer; sie ließen durch gedungene Meuchelmörder alle Eingekerkerten niederstoßen, deren Namen nicht der Blutrath des Justizministers ausgestrichen, ohne Unterschied der Schuld oder Unschuld, der Tugend und des Lasters; und vom 2. bis 7. Sept. badeten sich die besoldeten Ungeheuer im Blute von 7000 Menschen, die oft kein anderes Verbrechen auf sich hatten, als daß sie der Anarchie nicht günstig waren. Ferner Alles, was die National-Versammlung seit dem 21. Sept. 1792 bis zum 26 Mai 1795 that, besonders die empörende Hinrichtung des unglücklichen Ludwig, ohne alle gerichtliche Form, wobei mitten im Proceß das Criminalgesetz geändert wurde, und endlich die Einrichtung des Revolutionstribunals (s. d.) kann als ein Werk dieser Schreckensmänner, wie man sie nannte, angesehen werden. Den Jakobinern kämpften die gemäßigten Girondisten (s. d.) entgegen, die der Constitution von 1791 anhingen; sie hießen die Thalpartei im Gegensatz der Bergpartei, worunter man die wilden Jakobiner verstand. Nach einem heftigen Kampfe unterlag endlich den 31. Mai und 2. Juni 1793 die Thalpartei der Bergpartei oder den Jakobinern, und diese erlangten die alleinige Herrschaft; doch wurden sie ihrerseits von den Marattisten oder Cordeliers unter dem schrecklichen Duumvirat, Robespierre und Danton, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen siegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marseille, Bordeaux, Lyon und der Süden von Frankreich griff gegen den Convent der Jakobiner zu den Waffen. Die Bergpartei entwarf nun eine neue Verfassung und organisirte am 13. April 1793 auf Billaud de Varennes Vorschlag die Revolutionsregierung des Schreckens, welche bis zum Frieden dauern sollte. Der Convent, der bis dahin unbeschränkt geherrscht hatte, ward seiner Macht beraubt, und der Wohlfahrtsausschuß, an dessen Spitze Robespierre mit Dictatormacht stand, vollendete die Schreckensherrschaft. Schrekken sollten die innern und äußern Feinde vertilgen; 13 Armeen wurden aufgeboten und die Empörung des Südens, nur nicht die der Vendee, wurde mit Feuer und Schwert unterdrückt. Marseille und Lyon wurden bezwungen, Toulon den Briten entrissen, in der

Vendee d'Elbre bei Cholet geschlagen; überall ließ der Wohlfahrtsausschuß die Guillotine nachführen, um auf den eroberten Plätzen blutige Orgien zu feiern. Alle Geschlechter und Alter wurden ermordet; Schlösser und Hütten, Dörfer und Städte ausgeplündert und darauf angezündet. Die ganze Vendee schwamm in Blut und rauchte. So wüthete der Convent im Innern der Republik gegen alle seine Feinde mit Feuer und Schwert, und verschaffte endlich dem Terrorismus den Sieg. Wer nicht Jakobiner war, wurde für vogelfrei erklärt; die öffentlichen Gefängnisse reichten bald nicht mehr hin, die Menge der Eingezogenen zu fassen. Ganz Frankreich glich einem ungeheuren Kerker. An allen bedeutenden Oertern wurden Revolutionstribunale errichtet, Blutgerüste erbaut und auf ihnen Guillotinen gestellt; täglich wanderten von den ersten auf die letzten größere und kleinere Haufen, um unter dem Mordbeile für ihren Bürgersinn zu bluten. Die Tugend schalt man Laster; die gleichgültigste Handlung nannte man Rebellion, ein unvorsichtiges Wort hieß man Capitalverbrechen und eine Thräne über dem Grabe eines Vaters, eines Gatten, eines Freundes vergossen, einen Angriff auf das Vaterland, der mit dem Tode gebüßt werden müsse. Alle natürlichen, bürgerlichen und politischen Rechte wurden aufgehoben, und alle Formen der Justiz durchbrochen. Die willkürlichste Gewalt der Tyrannei war in allen Theilen der Regierung an der Herrschaft. Aller Gemeingeist war dahin, aller Freiheitssinn verschwunden; Feigheit, Heuchelei, Niederträchtigkeit und Egoismus galten für Bürgertugenden. Dieß Alles war das Werk der Revolutionsregierung. Endlich als die Jakobiner unter sich uneinig geworden, und der Diktator Robespierre (s. d.) mit 104 seiner Anhänger nebst dem Bürgerrath von Paris am 28. Juli 1795 unter dem Beile der Guillotine gefallen war, sank der Terrorismus schnell von seiner Höhe und die Partei der Gemäßigten im National-Convente trat an die Spitze der Geschäfte. Zwar erhielten die Jakobiner vom Convente Verzeihung, und ihr Versammlungssaal wurde durch eigends dazu ernannte Abgeordnete wiederum eröffnet; als sie aber von Neuem gefährlich zu werden drohten, vereinigte sich gegen dieselben die gesammte gemäßigte Partei, deren Verfechter vorzüglich Legendre war. Endlich führte die Untersuchung gegen Carrier den gänzlichen Sturz der Jakobiner herbei; dieses Ungeheuer ward von dem Convente angeklagt, und die Jakobiner waren entschlossen, den Angeklagten nöthigen Falls selbst mit Gewalt zu retten. Sie rüsteten sich zu einem offenen Aufruhr: eine große Menge rechtlicher Bürger von Paris griff sie aber förmlich an, erstürmte ihren Sitzungssaal und zerstreute ihre Versammlung. Vergeblich klagten am folgenden Tage die Jakobiner darüber beim Convente; dieser erklärte vielmehr, daß auch ferner ihr Clubb geschlossen bleiben sollte. Indeß dauerten die Grundsätze der Jakobiner noch immer fort, und diese machten mehre Versuche, ihrer verlorne Herrschaft wieder zu gewinnen. Sie benutzten den Brotmangel im März 1795, das immer tiefere Sinken der Assignaten und die Zerrüttung der Finanzen und des Handels in der Republik dazu, die Macht des Terrorismus wieder herzustellen und den Pöbel von Paris zu bewaffnen. Als aber am 1. April 1795 dieser Pöbel in einem bedeutenden Aufstande aufwogte, gegen

den Saal des National-Convents heranstürmte, Brot und die Constitution von 1794 verlangte, beruhigte der in Paris anwesende General Pichegru, an der Spitze der Nationalgarde, die empörte Masse des Volkes, nachdem er die bewaffneten Haufen hatte entwaffnen lassen. Der Convent decretirte darauf die Deportation der Volksrepräsentanten Barrere, Billaud, Collot d'Herbois, Vadier u. A. nach Guiana und die Verhaftung aller Derer, welche den Jakobinismus von Neuem begründen wollten. Noch gefährlicher, als der Aufstand vom 1. April, war die letzte Explosition der Terroristen, die mit bewaffneten Volkshaufen am 20. Mai unter Cambre's Anführung noch einmal in den Saal des Convents eindrangen. Doch siegte der Convent durch die Linientruppen, welche er allmälig von den Armeen in seiner Nähe versammelt hatte; und durch die Entschlossenheit des Volksrepräsentanten Legendre, der den Aufstand an der Spitze einer Menge gutgesinnter Bürger dämpfte, wurde das Revolutionstribunal aufgehoben. Die Jakobiner wurden überall von Militaircommissionen als Terroristen zum Tode verurtheilt, und die Mordsucht der herrschenden Partei der Gemäßigten eilte auch hier der Justiz vor. Die am 23. Juni durch Boissy d'Angles entworfene neue Constitution und das am 23. October in Wirksamkeit getretene Directorium unterdrückten die letzten Bewegungen der Jakobiner, bis zur Hinrichtung Baboeuf's und seiner Mitverschwornen am 25. Mai 1796. Die Jakobiner waren nun zwar ohne Vereinigungspunkt und dadurch unterdrückt, aber nichts weniger als ausgestorben; sie trieben noch immer mit dem Privat- und öffentlichen Wohle ihr verdecktes Spiel. Sie hießen jetzt sogar die Patrioten. Aus beständiger Angst, ihre zusammengeraubten Schätze zu verlieren, glühten sie von Patriotismus und führten fortwährend einen Krieg der Phantasie gegen Emigranten und widerspenstige Priester, über deren Rückkehr und tägliche Vermehrung sie die bittersten Klagen führten. Ueber alle diese Ausschweifungen jener politischen Volksgesellschaft und über die Gräuel des Terrorismus vgl. man Mallet du Pan: „Correspondence politique pour servir á l'histoire du républicanisme français" (Hamb. 1796), und J. B. Sirey, „Du tribunal révolutionnaire" (Paris, J. 3); auch v. Archenholz: „Die pariser Jakobiner in ihren Sitzungen" (Hamb. 1793). Da die franz. Jakobiner überall den Königshaß laut verkündigten, so entstand der Wahn, daß es eine, durch jakobinische Abgesandte gestiftete, demokratisirende Propaganda gebe; und man verfolgte, oft mit blinder Leidenschaft, jede freimüthige Regung des rechtlichen Freiheitssinnes in andern Ländern. Auch mußte Polen, als es sich 1791 eine neue Verfassung geben wollte, unter den Ursachen des Krieges, den Vorwurf des Jakobinismus nennen hören. Das Aergste aber war, daß man oft Philosophie, Natur- und Staatsrecht mit Jakobinismus verwechselte. Wer diesen Argwohn, der selbst in Wien, durch des D. Hoffmann's Betrieb, zu einer geheimen Polizei und politischen Inquisition Anlaß geben konnte, und das weitgesponnene Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, der lese des Schotten Robinson „Proofs of a conspiracy against all the religions and governments of Europe etc." (4. Aufl., Lond. 1798), und die auf Robinson's Schrift, auf Gießner und Hoffmann's Journal und auf ähnliche

Beschuldigungen des Parteigeistes gegründete wortreiche, aber inhaltsleere, gegen Philosophie und geheime Gesellschaften überhaupt gerichtete Anklage des Abbé Barruel: „Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme" (5 Bde., Hamburg 1800), womit noch die, in ähnlichem Geiste abgefaßten „Lettres d'un voyageur à l'Abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires" (Lond. 1800) verbunden werden können. Uebrigens sind in Frankreich die innern Ursachen, welche ihn hervorbrachten, zum Theil noch vorhanden. (Vgl. Frankreich, Geschichte.)

Jakobinerorden, s. Dominikaner.

Jakobiten, eine christliche Partei in Syrien und Mesopotamien am Tigris und Euphrat, die statt des ältern Namens Eutychianer, herkommend vom Abte Eutyches zu Konstantinopel, der im 5. Jahrh. seine Meinung wider den Nestorius behauptete, den Namen Jakobiten von dem Mönch Jakob Baradäus oder Janzalos (st. 580) erhielt, der sie zu einer selbständigen Religionspartei vereinigte, die aus etwa 30—40.000 Familien besteht. Die Gewohnheit der Beschneidung vor der Taufe und die Lehre von der einen Natur Christi (daher sie auch Monophysiten heißen) haben sie mit den Kopten und Abyssiniern (die sich aber von ihren asiatischen Brüdern getrennt haben) gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophysitischen Parteien von der Verfassung und Liturgie der orthodoxen griechischen Kirche ab. Ihr vornehmster Patriarch, der seit dem 15. Jahrhundert allemal Ignatius heißt, führt den Titel von Antiochien, wohnt aber zu Diarbekir. Der zweite von jenem unabhängige Patriarch regiert vom Kloster Saphran bei Mardin aus die mesopotamischen Gemeinden. Viele Jakobiten haben sich mit der katholischen Kirche vereinigt und werden mit den gleichfalls vereinigten Nestorianern Chaldäer genannt; ihr Patriarch heißt allezeit Jusof (Josef). — Die Jakobiten in Großbritannien, Non-jorors (Eidverweigerer), waren mehr eine politische, als religiöse Partei, die sich nach dem 1688 vertriebenen Könige Jakob II nannten, und von der anglikanischen Kirche sich nur darin unterschieden, daß sie den neuen Königen den Eid verweigerten, und um nicht für sie, sondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigene Versammlungen hielten. Nach dem Tode des Cardinals York (Königs Heinrich IX.) 1807 beteten diese Jakobiten auch für Georg III. Dennoch soll noch eine kleine Gemeinde derselben in der Parochie Duffus in Schottland seyn, die ihre eigene Kirche haben, und einen Prediger besolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr existiren.

Jamaica, südlich von Cuba, der Größe nach die dritte der großen Antillen, aber die wichtigste Besitzung der Engländer in Westindien. Colombo entdeckte sie auf seiner zweiten Reise 1494, und nannte sie St.-Jago. Sein Sohn Diego war der erste spanische Gouverneur auf derselben. Die zahlreichen Urbewohner wurden mit unerhörter Grausamkeit vertilgt, und in wenig Jahren gegen 60.000 niedergemacht. 1654 schickte Cromwell eine Flotte dahin, welche die Insel für die Briten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Königlichgesinnte und mehre Pflanzer aus Barbados dahin zogen, so ward sie bald wieder volkreich, sodaß nach wenig Jahren 60.000 Weiße und 120.000 Neger auf derselben lebten. Allein in dem Erdbeben, welches 1692 fast der ganzen Oberfläche der Insel eine andere Gestalt

gab, kamen mehr als 13.000 Menschen um; dieß Unglück ward durch eine nachfolgende Pest noch um ein großes vermehrt. Seit der Zeit hat sich Jamaica nie wieder ganz erholt, sodaß die Volkszahl 1826 an 41.880 Weiße und freie Farbige und 342.380 Sklaven betrug. Sie liegt unter 18° N. Br. und 60° WL., ist etwa 269 Q. M. groß, sehr gebirgig, sodaß die sogenannten blauen Berge an 7500 F. sich erheben, aber von mehr als 100 Flüssen und Bächen bewässert, am Küstenrande und in allen Thälern trefflich angebaut und in den Bergen mit den schönsten Waldungen bedeckt. Das Klima ist heiß, nur in den Bergen mäßiger, überall sind die Nächte kühl und daher dem Europäer höchst gefährlich. Der Boden ist nur mittelmäßig fruchtbar und bedarf vieler Arbeit und Düngung. Die Produkte sind die nämlichen wie auf den übrigen Antillen. Zucker, Kaffee und Piemont oder englisch Gewürz sind die Hauptgegenstände des Anbaues; auch die Viehzucht ist sehr bedeutend. Die Insel wird von einem Gouverneur, dem Senat aus 12 Personen, und der Assembly oder Unterhaus von 43 Mitgliedern regiert, und ist in die drei Grafschaften: Surry, Middlesex und Cornwall getheilt. Die Hauptstadt ist St.-Jago de la Vega oder Spanish-Town.

Jamblichos, ein berühmter Philosoph, aus Chalkis in Cölesyrien, blühte unter der Regierung Konstantins d. Gr. und starb 333. Er war ein Schüler des Anatolios und Porphyrios, und machte sich als Prophet, Geisterbeschwörer und Wunderthäter berühmt, daher er den Beinamen der Göttliche erhielt. Seine vielen Schriften sind verloren gegangen bis auf ein Bruchstück seiner Schrift über Pythagora's Leben (neue Ausg. von Kiesling, Leipz. 1816), worin er als synkretistischer Compilator ohne Kritik, und seine Schrift über die Seele und seine Briefe (bei Stobäus), in welchen er als besonnener Gelehrter und Kenner philosophischer Vorstellungsarten, nicht ohne Einmischung einiger schwärmerischen Meinungen, erscheint. Wenn das Buch von den Geheimnissen der Aegypter von ihm ist, so hat in ihm die schwärmerische Philosophie den höchsten Punkt erreicht.

Jambus, s. Rhythmus.

James (St.-), s. London.

Janina, Hauptstadt von Albanien (Epirus), am westlichen Ufer des gleichnamigen See's, des acherusischen See's der Alten, eine offene Stadt mit einigen abgesonderten festen Werken. Sie ist meist gut gebaut, hat mehre Paläste, Kirchen, Moscheen, aber enge Straßen. An der Ostseite auf einer in den See hineinragenden Halbinsel liegt die Veste, mit Mauern, Thürmen und starken Werken rings umgeben, besonders gegen die Stadt durch einen hohen Wall und tiefen Graben, über welchen eine Zugbrücke führt, gesichert. Auf dem felsigen Berge Litthárizza bei der Stadt, dem höchsten unter allen, welcher jene Hauptveste im See beherrscht, ließ Ali Pascha ein neues Schloß bauen und befestigen. Auf einer andern beherrschenden Höhe liegt die Veste La Gulliò. Sie ist der Sitz eines Pascha's, eines griech. Erzbischofs, und zählt über 40.000 Einw., meistens Griechen, die zu den gebildetsten und fleißigsten Bewohnern des neuen Griechenlands gehören; dann Mohammedaner, Juden und Zigeuner. Sie hat eine vorzügliche Bildungsanstalt für die höhern Wissenschaften, Bibliothek und naturhistor. Cabinet. Janina treibt beträchtlichen Handel mit Oestreich,

Rußland und den ionischen Inseln. Seit 1788 war Janina die Residenz des Ali Pascha (s. d.), und seitdem seufzten die Einwohner unter dem harten Drucke dieses Tyrannen. In jener Veste im See hielt er sich mit wenigen seinen Getreuen ein ganzes Jahr gegen das türkische Belagerungsheer, bis endlich im Febr. 1822 seine Freunde ihn auslieferten.

Janitscharen (Jenkidschari, Jen-Ytschjeri). Dieser vornehmste Theil der türk. Infanterie wurde von Murad I. in der Mitte des 14. Jahrh. aus Kriegsgefangenen, Christensklaven und deren Kindern errichtet und bekam den Namen Jen-Ytschjeri, d. h. neue Soldaten, woraus der bei uns gewöhnliche entstand. In der Türkei hießen sie später Kapikuli, oder besoldete Infanterie. Anfänglich bestand dieses Corps das mit Christenkindern, die man lockte oder raubte, recrutirt wurde, nur aus 7000 Mann, nach und nach stieg aber die Anzahl und mit derselben auch das Ansehn der Janitscharen, das sich auf die wichtigen Dienste, die sie dem Staate leisteten, gründete. Sultan Soliman führte die Gewohnheit ein, den Janitscharen bei der Thronbesteigung ein Geschenk zu machen, welches für jeden Einzelnen beinahe in 17 Rthlrn. bestand, und ihre Anmaßung vergrößerte, welche zuletzt so weit ging, daß sie selbst über die Regierung und den Kaiser Gewalt bekamen. Nach und nach wurde indessen dieses usurpirte Ansehen wieder vermindert, und man schuf die Janitscharen mehr zu ruhigen Bürgern um, indem man ihre Gerechtsame darauf beschränkte, Handel und Gewerbe mit Zollfreiheit treiben zu dürfen, und sie zugleich in dem weiten Umfange des ganzen Reichs vertheilte, sie auch, wenn sie Meutereien anfingen, mit großer Strenge behandelte, wodurch sie nach und nach minder furchtbar wurden. Ihr höchster täglicher Sold war, Kleidung und Essen abgerechnet, 12—15 Asper (60 machen einen Thaler); doch hatten sie viele Vorrechte, und waren von vielen Abgaben, selbst vom Kopfgelde frei. Sie waren in 162 (196) Regimenter (Kammern, Ortas) eingetheilt, deren jedes nicht über 800 Mann, gewöhnlich aber weit weniger enthielt. Eine jede Orta hatte einen obersten Befehlshaber (Aga), einen Unterbefehlshaber (Orta-Baschi), einen Hauptmann (Schirurbaschi), und einen Koch, der in großem Ansehen stand, und dessen Staatskleidung mit silbernen Löffeln, Messern u. dergl. behangen war. Ueber der Stirn trugen sie ein ledernes Futteral, in welchem ein hölzerner Löffel steckte, ohne welchen sie nie erschienen. Das größte Mißgeschick setzten sie in den Verlust ihrer Kochtöpfe oder Feldkessel, die sie mehr als ihre Fahnen achteten. Sie führten eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer, und im Gürtel ein Pistol, welche Waffen in Friedenszeiten in Konstantinopel verwahrt wurden, wofür sie dann bloß einen langen Stab führten. Sie griffen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lauten Ausruf: „Allah!" (Gott) wüthend an, mußten jedoch, da sie ganz ohne Taktik fochten, gegen geübte Soldaten stets verlieren. Außer den eigentlichen Janitscharen, welche die regulaire türkische Infanterie ausmachten, gab es noch eine aus 100.000 Mann bestehende Armee, die ebenfalls Janitscharen hießen, aber nur eine, aus ansässigen Türken bestehende Miliz waren. Diese dienten gänzlich ohne Sold, waren durch alle Theile des Reichs zerstreut und zogen äußerst selten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitscharen wurde die Leibwache des Sultans genommen, welcher sich jedesmal bei seiner Thronbesteigung in eine Orta derselben mit

dem beſtimmten Solde von 7 Asper für den Tag einſchreiben ließ. In den Ortas herrſchte übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, ſowie in dem Heere ſelbſt ein gewiſſes Ehrgefühl, welches keinem Diebe, keinem lüderlichen Menſchen ꝛc. den Aufenthalt in demſelben geſtattete. Auch lieferte das Militairinſtitut der Janitſcharen das einzige Beiſpiel eines öffentlichen Anathema oder Banns, welches in der ganzen Geſchichte der Ottomanen vorkommt. Während der Entthronung Osmans II. wagte es ein Janitſchar von der 65. Compagnie, ſeine Hand gegen den gefallenen Monarchen zu erheben und ihn öffentlichen in den Straßen der Stadt zu ſchmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osmans, beſtrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, ſowie an die Strafe, wurde jeden Monat zwei Mal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verſchiedenen Kammern die Lichter vertheilte, wurde die 65. Compagnie zwar aufgerufen, ihre Ration in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Aufrufe ſprach ein Offizier: „Laß ihre Stimme ſchweigen; laß ſie gänzlich erloſchen ſeyn!“ Die Reformen, welche man mehrmals mit dieſer Miliz hat vornehmen wollen, fanden wegen der Vorrechte der Janitſcharen den heftigſten Widerſtand und hatten mehre Revolutionen zur Folge. Endlich wurden ſie 1826 völlig aufgehoben. Die Janitſcharen hatten ſich nämlich im Mai 1826 zu der Errichtung einer neuen Miliz bereitwillig erklärt, dann aber am 14. Juni d. J. dagegen empört; allein der Sultan und Aga Huſſein Paſcha, an der Spitze der großherrlichen Truppen, ſchlugen die Aufrührer zurück; ihre Kaſernen wurden verbrannt, und ein Blutgericht verurtheilte die Schuldigen zum Tode. Die Kundmachung vom 17. Juni erklärte das Janitſcharencorps für immer abgeſchafft und belegte den Namen Janitſchar mit Fluch. Die neuen Truppen, Askeri Muhammedije, werden fortwährend europäiſch eingeübt. Seitdem herrſchte in Konſtantinopel ein Schreckenſyſtem; jeder neue Aufſtand ward im Blute erſtickt, und im Sept. 1826 belief ſich die Zahl der Hingerichteten auf 15.000, die der Verbannten auf mehr als 20.000. Auch in den Provinzen erfolgte die Auflöſung nicht ohne Aufſtand und Blutvergießen.

Janſen, Janſenismus, Janſeniſten. Cornelius Janſen, geb. 1585 in einem Dorfe bei Leerwarden, erhielt ſeine erſte literariſche Bildung zu Utrecht, bezog dann die berühmte Hochſchule zu Löwen, wo er ſich mit Eifer den theolog. Wiſſenſchaften hingab, in welchen der als Vertheidiger des M. Bajus (ſ. d.) bekannte J. Janſen ſein Lehrer war. Auch ſchloß er hier eine dauernde Freundſchaft mit dem ſpäter durch ſeinen Antheil an den Streitigkeiten über die Gnade, ſowie durch ſeinen ſchwärmeriſchen Myſtizismus und ſeine düſtre Frömmigkeit bekannt gewordenen Abt von St.-Cyran, Jean du Vergier du Havranne. Nach ſeinem Abgange von der Hochſchule lebte er zwölf Jahre in Frankreich einzig dem Studium der Werke des h. Auguſtin, u. bildete ſich in ein eignes Syſtem über die Gnadenwahl. Nach Löwen zurückgekehrt, erhielt er die Doctorwürde und beſtieg den Lehrſtuhl der h. Schrift. Seiner Verdienſte wegen erhob ihn der König von Spanien 1635 zum Biſchof von Ypern, in welchem Amte er 1638 an der Peſt ſt. Unter ſeinen hinterlaſſenen Werken iſt das vornehmſte: „Auguſtinus“, welches 1640 zu Löwen erſchien, und worin ſein ganzes Gebäude

über die Gnade aufgestellt ist. Es erregte großes Aufsehen und viele Unruhen, und die Streitigkeiten der verschiedenen geistlichen Orden über jene Doctrine, welche der Papst Pius V. durch das weise Gebot eines gänzlichen Stillschweigens über den streitenden Punkt beendigt hatte, begannen aufs Neue. Die Jesuiten traten als Hauptgegner des Jansen auf; wogegen die Augustiner und Dominikaner, sowie einige Doctoren der Sorbonne sich als die eifrigsten Vertheidiger des Jansenistischen Systems zeigten. Die Folge davon war, das Jansen's Buch 1642 vom Papst Urban VIII. durch eine Bulle verdammt wurde, „weil es die alten Streitigkeiten gegen das Verbot Pius's V. wieder erneuert, und weil es mehre schon im Bajus verworfene Sätze enthalte". Jansen's Freunde, anstatt sich dem Urtheile des Papstes zu unterwerfen, erklärten die Bulle für untergeschoben und verbreiteten ihre Grundsätze immer mehr. 1653 verdammte endlich Innocenz X., auf den Bericht von 85 franz. Bischöfen, folgende fünf Sätze aus Jansen's Werke „Augustinus": 1) Gewisse Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten werden, und es fehlt ihnen, auch wenn sie den Willen dazu haben, hinreichender göttlicher Beistand; 2) den Gnadenwirkungen kann im Naturzustande Niemand widerstehen; 3) um von Gott Etwas zu verdienen, darf der Mensch nicht eben frei von aller (auch innerer) Nothwendigkeit, sondern nur frei von (äußerm) Zwange handeln; 4) die Häresie der Semipelagianer bestand darin, daß sie lehrten, der Naturmensch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere Gnade auszuschlagen oder anzunehmen; 5) es ist semipelagianisch geredet, daß Christus für alle Menschen gestorben sey. Um diesem päpstlichen Ausspruch auszuweichen, suchten Jansen's Anhänger zu behaupten, diese 5 Sätze könnten auch in einem andern Sinne genommen werden, und wären dann untadelhaft, daher kömmt der berufene Unterschied zwischen dem Rechte und der Thatsache. Um diese Behauptung zu vereiteln, beschlossen die Kirchenvorsteher Frankreichs 1654: daß die 5 Sätze in dem eigentlichen und natürlichen Verstande des Jansenius seyen verworfen worden. Eben Dieses that auch Alexander VII. 1656 in einer feierlichen Bulle, worin er erklärte, daß die verworfenen Sätze in dem irrigen Sinne, den sie haben könnten, in Jansen's Buche ständen, und schickte 1665 eine Eidesformel nach Frankreich, die alle Geistlichen unterschreiben und darin beschwören sollten, daß sie sich in die Verordnung des Papstes fügten und die 5 verdammten Sätze, sowie sie der Verfasser verstanden und der römische Stuhl sie verworfen, ebenfalls mit vollem Herzen verdammten. Ludwig XIV. befahl, durch eine im Parlament eintegistrirte Erklärung, die Annahme dieser Eidesformel und erhob sie zu einem Kirchen- und Staatsgesetze. Da sich die Jansenisten dennoch nicht den Entscheidungen des Papstes, der meisten franz. Bischöfe und jetzt des Königs unterwerfen wollten, so nahm Ludwig XIV. strengere Maßregeln, und viele Jansenisten, den Verfolgungen zu entgehen, wanderten aus. Andere suchten sich dadurch zu helfen, daß sie behaupteten, der Papst könne sich in solchen Dingen irren, wo es darauf ankomme, ob Etwas geschehen sey oder nicht; ob Jemand z. B. seine Ausdrücke in diesem oder jenem Sinne genommen habe. Mehre enthielten sich des Urtheils und wollten schweigend dem Papst ihre Ehrfurcht bezeigen, aber nicht unterschreiben. Auch die Nonnen des Port-Royal, vom Abt St.-Cyran in den Jansenistischen Lehren unterrichtet, erklärten sich in diesem Sinne.

Endlich erlangten die Jansenisten unter Clemens IX. einen Scheinfrieden und eine äußerliche Aussöhnung; denn dieser Papst erlaubte 1669 eine bedingte Unterschrift. Indeß war die Ruhe, deren sich beide Parteien freuten, von kurzer Dauer; da die Jansenisten ungehindert fortfuhren, ihre Lehrsätze mit schwärmerischer Begeisterung anzupreisen und in Schriften zu verbreiten. 1697 erhoben sich in den Niederlanden, wohin sich viele Anhänger des Jansenismus aus Frankreich geflüchtet hatten, neue Zwistigkeiten über die Eidesformel, welche Innocenz XII. durch mehre Breven, aber vergebens beizulegen sich bemühte; da die Jansenisten, besonders so lange noch Männer wie Arnauld, Nicole, Pascal, Perault u. A. an ihrer Spitze standen, dem Papst und den meisten Kirchenvorstehern Frankreichs auszuweichen wußten. Die von den Königen von Frankreich und Spanien beim Papste Clemens XI. ausgewirkte Bulle „Vineam Domini" (1705), welche sich auf das Bestimmteste über die 5 Sätze erklärte, wurde von der Mehrzahl des franz. Clerus als ein bindendes Kirchengesetz angenommen; aber der Jansenismus hielt sich aufrecht trotz all Dem, und kämpfte mit seinen eifrigsten Gegnern, den Jesuiten. Quesnel, ein Oratorianer, ward nach Arnauld das Haupt der Jansenisten; seine schon 1671 erschienenen „Moralische Betrachtungen über das Neue Testament", damals ein allgemein beliebtes Buch, waren die Veranlassung zu der Bulle „Unigenitus" (s. d.), 1713, worin 101 Sätze des Pater Quesnel verworfen werden. Eine Trennung unter dem franz. Clerus war die Folge dieser Bulle, die erst unter dem Regenten Herzog von Orleans, auf dessen Befehl als ein Kirchengesetz angenommen wurde. Jetzt, als keine Gründe zur Widersetzlichkeit mehr vorhanden waren, nahmen die ganz in exaltirter Schwärmerei schwebenden Jansenisten zu Wundern ihre Zuflucht, die in Paris und Port-Royal geschehen seyn sollten. Am meisten Aufsehen erregend waren aber die Wallfahrten zum Grabe des jansenistischen Diacons, Franz Paris (starb 1727), der aus schwärmerischer Heiligkeitssucht sich durch wüthende Selbstpeinigungen zu Tode gemartert hatte und dafür Wunder thun sollte. Die seit 1731 aufgekommenen Rasereien der Convulsionnairs, Menschen, die auf dem Grabe dieses Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen und den Jansenismus mit begeisterten Worten anpriesen; der Sekuristen, die sich zu ihren Zuckungen noch besondere Hülfe leisten und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen; der Naturalisten und Figuristen, die bald die Hülflosigkeit des unbegnadigten Naturmenschen, bald die Reinheit der Kirche durch unanständige Entblößungen darzustellen suchten; der Discernanten und Melangisten, die sich über die Frage stritten: ob Gott oder der Teufel die Convulsionen hervorbrächte, und andere schwärmerische Jansenistenparteien machten eine Sache, deren man ohnehin nach gerade müde ward, lächerlich, und die ernstlichen Maßregeln der Polizei, das fortgesetzte Verbrennen der Jansenistischen Bücher, die häufigen Verhaftungen und das nach dem Gange der Natur erfolgende Erlöschen jedes Enthusiasmus brachte sie endlich in Vergessenheit. Aber sie hielt in Frankreich immer Freunde, und eine Partei des Clerus, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Constitutionseide in der Revolution bewies, daß sie sich lieber vom Papste als von ihrer Meinung trennen mochte. Nur in Holland hat sich ein öffentliches anerkanntes kirchliches Institut der Jansenisten gebildet, das sich, zufolge der auf der Jansenistischen Provinzialsynode zu Utrecht 1763 gefaßten Beschlüsse, zwar

nicht von der katholischen Kirche ausschließen will, auch den Papst als geistliches Oberhaupt achtet, die Bulle „Unigenitus“ aber verwirft, und ein allgemeines Concilium (an welches sie appelliren) über ihn stellt, jedoch bei dem in Jansen's Buche „Augustinus“ enthaltenen Systeme über die Gnade beharrt und den innern Gottesdienst als das vorzüglichste Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Sie haben seit 100 Jahren einen eignen Erzbischof zu Utrecht und zu Harlem und Deventer Bischöfe, eine der Civilobrigkeit unterworfene Geistlichkeit und eine wohlgeordnete Kirchenverfassung. Die holl. Regierung beschützt solche, ungeachtet ihre Bischöfe, die jedem neuen Papste ihre Erhebung anzeigen, jedesmal eine Art von Excommunicationsbulle zurückerhalten, da dieser, sowie alle Bischöfe der römisch-kathol. Kirche, sie als Schismatiker betrachten.

Januarius. Dieser Heilige ward, laut der Legende, als Bischof von Benevento 305 enthauptet, nachdem eine Menge ihm angethaner Martern ihn nicht zu tödten vermochten und die wilden Thiere, welchen man ihn vorwarf, ihn nicht zerreißen wollte. Eine fromme Matrone von Pozzuolo, wo Januarius starb, füllte mit dessen Blute 2 Fläschchen und verehrte sie dem Bischofe Severus zu Neapel. Hier befinden sie sich noch jetzt nebst seinem Haupte in einer besondern Capelle, der übrige Körper liegt aber in der Cathedralkirche. Die Neapolitaner glauben, das geronnene Blut werde in den Fläschchen flüssig, wenn man es dem Haupte nahere, und die Priester geben ihnen dieses Schauspiel jährlich drei Mal, vornehmlich den ersten Sonntag im Monat Mai, auch zuweilen bei außerordentlichen Unfällen, als Erdbeben, Landplagen u. dgl. Wird das Blut in der Hand des Priesters bald flüssig, so hält man sich der Gunst des Heiligen für gewiß, glaubt ihn hingegen ungnädig, wenn das Blut lange Zeit braucht, ehe es fließt.

Janus, Sohn des Uranus und der Hekate, der Gott des Jahres und des Friedens, wird als alter Mann mit zwei Gesichtern (einem bejahrten und einem jugendlichen) und mit dem Schlüssel in der Hand (als Pförtner des Himmels) abgebildet. Er war, der Sage nach, der erste König in Italien, welcher zugleich mit dem vom Jupiter aus dem Himmel gestoßenen Saturn mit Weisheit und Güte regierte, den Ackerbau und die Künste des Friedens lehrte und so wohlthätig sich zeigte, daß das goldne Zeitalter unter ihm angegeben wurde. Ihm zu Ehren baute Romulus den berühmten Tempel, welcher zur Kriegszeit geöffnet und bei eintretendem Frieden erst geschlossen wurde. Das letztere hatte sich seit Roms Gründung bis zu August, d. h. binnen 723 Jahren, nur drei Mal ereignet.

Japan, ein Kaiserthum, besteht aus mehren, einen Bogen von S.W. nach N.O. bildenden, den Küsten von Korea und der Mandschurei gegenüber liegenden Inseln, welche sich vom 31° bis zum 50° N. B. und vom 148° bis zum 170° O. L. erstrecken. Das eigentliche Reich wird von der Hauptinsel Nipon und von den 2 südwestlich davon liegenden Inseln Sikof und Kiusiu gebildet; die weiter nördlich sich erstreckende Inselreihe ist erst später von den Japanern in Besitz genommen worden. Der Flächeninhalt mag über 12.000 Q.M. betragen, wovon indeß nur etwa nur 7000 auf die drei Hauptinseln kommen. Dieses Reich wurde zuerst 1542 von Europäern besucht, ist aber, da es sich in der neuern Zeit noch ungleich strenger als China vom Weltverkehr abgeschlossen, in seinem Innern äußerst wenig bekannt. Die 2 Hauptinseln sind durch-

aus gebirgig, mehre ihrer Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt und das Land den Erdbeben sehr unterworfen, auch soll es noch mehre brennende Vulkane auf Nipon geben. Viele reißende und doch zum Theil schiffbare Ströme ergießen sich nach O. und W., und der Fleiß der Einwohner hat außerdem noch viel Bewässerungscanäle angelegt. Im Ganzen ist die Westküste von Nipon milder und fruchtbarer, die Ostküste äußerst steil, und das Meer um alle diese Inseln gehört wegen der häufigen Typhons und Nebel zu den gefährlichsten auf Erden; ehemals gaben die Holländer von 6 Schiffen, die sie dahin schickten, jedesmal eins verloren, und oft gingen noch mehre zu Grunde. Der Boden ist im Allgemeinen nicht sonderbar ergiebig, mehr steinig und sandig; allein der unglaubliche Fleiß der Japaner hat selbst die höchsten Berge für den Anbau gewonnen; kein Land der Welt ist vielleicht in solcher Ausdehnung und so gartenmäßig angebaut, als dieses. Das Klima dieser Inseln ist nicht so warm, als man nach ihrer Lage vermuthen sollte; es fällt sehr viel Regen und Nebel und Stürme sind häufig, vorzüglich aber ist die Temperatur schnellen und großen Wechseln unterworfen. Bei der großen Bevölkerung des Landes und dem allgemeinen Anbau kann es hier nur wenig wilde Thiere geben; selbst Bauholz mangelt und muß von den nördlichen Inseln herbeigeschafft werden. Japan hat sehr wenig vierfüßige Thiere, man unterhält weder Elephanten, noch Kameele, noch Esel, selbst Schafe und Ziegen sind sehr selten. Die einzigen Hausthiere sind Rinder, Pferde, Hunde und Katzen und etwas Geflügel, was indeß auch nur der Eier wegen gehalten wird, da der Japaner meist nur Vegetabilien oder Fische genießt. Die Seidencultur ist bedeutend, und das Meer liefert, außer einer großen Menge Fische, Austern, Korallen und Schwämme. Unter den Culturpflanzen nimmt der Reis den ersten Rang ein, er macht die Hauptnahrung aller Japaner aus und soll hier besser seyn, als irgendwo in Asien; man baut auch unsere Getreidearten und hat einen Ueberfluß an schönem Obste, wie auch an Südfrüchten. Der japanische Thee ist nicht so gut als der chinesische. Ferner wird viel Baumwolle, Taback und Hanf gebaut. Der Firnißbaum gibt hier einen schönern Firniß, als den der Chinesen; der Kampfer ist aber viel schlechter als der von Borneo. Das Land erzeugt eine große Mannigfaltigkeit von Blumen, sie sollen aber weniger Geruch haben als in andern Gegenden. Man findet viel Gold in Japan, theils in Gängen, theils in Flüssen; etwas Silber; außerordentlich viel und schönes Kupfer; wenig, aber sehr feines Zinn; ebenso nicht viel, aber ausgezeichnet schönes Eisen, sodaß die japanischen Säbelklingen zu den besten in der Welt gehören. Endlich findet sich Quecksilber, Steinkohlen, sehr viel Schwefel, Porzellanerde und Asbest, welcher auch zu unverbrennlichen Zeuchen verarbeitet wird. Die Zahl der Einwohner läßt sich zwar durchaus nicht bestimmen, mag aber bei dem tiefen Frieden, dessen das Land schon seit lange genießt, und dem trefflichen Anbau leicht 6000 auf die Q.M., also über 40 Millionen betragen. Die Japaner gehören augenscheinlich zur mongolischen Rasse, doch vermuthen Viele eine ursprüngliche Vermischung dieser mit der malaischen Rasse, wenigstens zeichnen sie sich vor den Chinesen, die sie verabscheuen, höchst vortheilhaft aus. Sie sind in der Regel nicht groß, besonders die Frauen auffallend klein, aber gut und kräftig gebaut und nicht so zum Fettwerden geneigt, wie die Chinesen. Alle Nachrichten

stimmen darin überein, daß die Japaner ein stolzes und tapferes Volk seyen; man rühmt ihre Wißbegierde, ihre Bereitwilligkeit, sich von Fremden belehren zu lassen, ihre leichte Fassungsgabe und ihre Redlichkeit. Dabei sind sie mäßig, höchst arbeitsam, sehr reinlich, aber auch hart und rachsüchtig, wozu die furchtbare Strenge ihrer Regierung viel beitragen mag. Von ihrer Todesverachtung gibt es wohl keinen stärkern Beweis als daß, wer sich von einem andern beleidigt glaubt, sich nicht selten den Leib mit seinem Säbel aufreißt, welches dem andern, wenn er nicht für ehrlos gelten will, das nämliche zu thun gebietet. Die Männer scheren den Bart und den Kopf bis auf einige Haare an den Schläfen und im Nacken, welche oben zusammengebunden werden; Hüte tragen sie nur im Regen, aber gewöhnlich Sonnenschirme und Fächer. Die verheiratheten Frauen reißen sich die Augenbraunen aus und schminken das Gesicht, vorzüglich die Lippen. Nur vornehmere Frauen leben sehr zurückgezogen; geringere gehen frei herum. Das Gesetz erlaubt zwar nur Eine Frau, aber Vornehmere nehmen so viel Concubinen, als sie wollen. Die Kleidung gleicht unsern Schlafröcken, mit weiten Aermeln, welche zum Theil zugenäht als Taschen dienen. Man zieht mehre solcher Röcke, Frauen wohl an 20 übereinander an; ein Gürtel, woran 1, auch wohl 2 Säbel befestigt sind, hält die Kleidung zusammen. Beinkleider werden meist nur auf Reisen getragen; die gewöhnliche Farbe ist die schwarze, weiß deutet Trauer an. Reichere tragen nur Seide, Aermere Baumwolle, Die Nahrung aller Nicht-Reichen besteht fast nur in Reis und Fischen; überhaupt wird wenig Fleisch genossen. Thee ist das gewöhnlichste Getränke, doch wird auch aus dem Reis ein berauschendes Getränk bereitet. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich. Die Familiennamen erben zwar fort, Jeder aber legt sich selbst einen eigenen Namen bei, den er oft mit einem andern bei irgend einer Veranlassung vertauscht. Im Allgemeinen stehen die Japaner etwa auf der nämlichen Stufe der Cultur wie die Chinesen, doch übertreffen sie diese weit in manchen Fertigkeiten und vorzüglich an Bildsamkeit. Die japanische Sprache ist eine durchaus eigenthümliche und vielsylbige, man unterscheidet auch hier eine Hof-, eine Bücher- und eine Volkssprache, und bedient sich theils der chinesischen Charaktere, theils eines eigenen Alphabets. Fast Jedermann kann schreiben und lesen. Ihre wissenschaftliche Cultur mag indeß wohl nur sehr gering seyn. Sie übertreffen die Chinesen in der Kunst zu lackiren, in allen Stahlarbeiten und einigen Geweben, vorzüglich Kreppflor; dagegen ist ihr Porzellan weniger fein als das chinesische, was aber wohl nur am Material liegt. In der Architektur zeichnen sie sich wenig aus; fast alle Häuser sind nur von Holz und ein Stockwerk hoch, was auch der Erdbeben wegen nothwendig ist; nur der größere Umfang zeichnet die Palläste aus. Das Innere der Häuser ist nur durch bewegliche Wände oder Schirme in mehre Zimmer getheilt, aber sehr reinlich, die Wände gewöhnlich mit Papier beklebt, der Boden mit feinen Matten bedeckt, Hausgeräthe findet man wenig, und die Fenster haben statt des Glases geöltes Papier. Zur Erwärmung dienen Feuerbecken. Die reichern Japaner haben hübsche Gärten gern an ihren Häusern. Die Zahl der Städte und Dörfer ist unglaublich groß, sie erstrecken sich oft meilenlang neben den Landstraßen, sind aber höchst einförmig gebaut, da man hier keine Prachtgebäude kennt; nur die Brücken sollen schöner seyn. Die Landstraßen sind vortrefflich und leicht zu unterhalten, da man in Japan

faſt kein Fuhrwerk ſieht. Man reiſt zu Pferde, wobei das Pferd eine Art von Strohſchuh an hat und ſtets von einem Diener geführt wird, oder man läßt ſich in Sänften tragen, oder geht zu Fuß. Drei verſchiedene Religionen ſind in Japan herrſchend. Die erſte, die man die Staatsreligion nennen könnte, iſt die Sinto-Religion, deren Oberhaupt der Kinrei oder Daïro iſt. Sie nimmt ein höchſtes Weſen und die Unſterblichkeit der Seele an; jener höchſte Gott wird zwar verehrt, jeder Eid bei ihm geleiſtet und ihm Tempel errichtet, doch wird er nicht bildlich dargeſtellt; nur ein großer Metallſpiegel, mit Streifen weißen Papiers verziert, befindet ſich in der Mitte des Tempels, ſinnreiche Symbole der Reinheit und des Gewiſſens; vor dieſen verrichtet der Japaner ſein Gebet. Dieſer Glaube nimmt zwar unzählige Untergötter an, ſie werden aber ebenſo wenig abgebildet. Der Daïro war ehemals der Regent von Japan, zur Zeit als das Land noch unter viele kleine Fürſten getheilt war; ſeitdem aber der weltliche Kaiſer oder Kubo ſich erhoben, iſt ihm nur faſt eine göttliche Verehrung und die Leitung der geiſtlichen Angelegenheiten geblieben. Er lebt unſichtbar für das Volk in einem weitläufigen Pallaſte zu Meako, welche Stadt und Provinz ihm ausſchließlich gehört; er hat 12 Weiber, und ſeine Würde iſt in ſeinem Geſchlechte erblich. Auch die Prieſter dieſer Sekte ſind verheirathet, und die Anhänger derſelben enthalten ſich der meiſten Fleiſchſpeiſen. Die zweite Religion iſt die des Buddha (ſ. d.), welcher hier mit ſeinem Gefolge von unzähligen Neben- und Untergöttern unter dem Namen Siaka verehrt wird; die Prieſter heißen Bonzen. Dieſe Sekte befördert ungleich mehr als die erſte den elendeſten Aberglauben und übt wenig Einfluß auf die Sittlichkeit ihrer Anhänger. Die Religion des Confutſee iſt auch hier die der Gelehrten und hat keine Tempel. Außerdem ſoll es noch Geſtirn-Anbeter in Japan geben. Das Chriſtenthum hatte im 16. Jahrh. ſchon bedeutende Fortſchritte in Japan gemacht, wurde aber im 17. gänzlich ausgerottet. Nachdem nämlich der erſte Portugieſe Fernando Mendez Pinto 1542 durch Sturm verſchlagen Japan entdeckte, ſendeten die Portugieſen 1543 ein Schiff dahin mit der doppelten Abſicht, eine Niederlaſſung zu begründen und den chriſtlichen Glauben zu verbreiten; auch Franz von Xavier (vergl. d.) (ſtarb 1552) befand ſich auf dieſem Schiffe. Beide Abſichten gelangen über Erwarten. Den Portugieſen wurden Niederlaſſungen auf Kiuſiu und freier Handel durch das ganze Reich geſtattet, welches ihnen unermeßliche Vortheile erwarb; auch die Miſſionäre fanden eine willige Aufnahme, und bald hatten ſich ſogar mehre der damaligen Landesfürſten zum Chriſtenthume bekehrt. Allein ſchon 1595 brach unter einem neuen Kubo-Sama, der den rechtmäßigen, von den Chriſten anerkannten, Thronerben vertrieb, die erſte Verfolgung gegen die Chriſten aus und ward unter blutigen Kriegen mit unerhörter Grauſamkeit bis 1622 und 1623 fortgeſetzt, wo die letzten Chriſten in Japan ausgerottet wurden. Die Zahl der in dieſer Verfolgung gemordeten Chriſten belief ſich auf mehre Millionen. Die Holländer, welche aus Handelsneid den heidniſchen Japanern gegen die dortigen Chriſten kräftige Hülfe geleiſtet, blieben nun die einzigen Europäer, denen einiger Handel, aber unter den erniedrigendſten Bedingungen, geſtattet wurde; die Portugieſen wurden gänzlich verbannt, aber die Japaner ſelbſt verabſcheuten das Betragen der Holländer und gaben ihnen die ſtärkſten Beweiſe ihrer Verachtung. Sie dürfen nur jährlich 4 Schiffe nach Ja-

pan senden, deren Ladung nicht den Werth von 300 000 Thaler übersteigen darf; außer ihnen wird Japan nur noch von Chinesen besucht, welche wo möglich noch empörender behandelt werden als die Holländer. Alle Versuche der Russen in der neuesten Zeit, eine Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, sind gänzlich gescheitert. Die Regierung in Japan ist eine reine Despotie, welche sich ganz gibt für Das, was sie ist, und wenigstens nicht die erlogenen Formen der chinesischen heuchelt. Die Gesetze sind mit Blut geschrieben, fast jedes Vergehen wird mit dem Tode gebüßt, und nicht selten muß die Familie des Schuldigen, ja seine Nachbarn, sein Schicksal theilen, wodurch Jeder zum strengen Beobachter seiner Angehörigen wird. Jetzt ist die Macht gänzlich in den Händen des Kaisers oder Kubo, auch Kubo-Sama, welcher Zusatz das Höchste andeutet. Bis 1142 war der Daïro das Oberhaupt des Landes, aber neben ihm gab es viele Erbfürsten, welche große Provinzen besaßen. Um diese Zeit ward die Würde eines Kubosama, oder Kron-Großfeldherrn eingeführt, welche schon die Macht des Daïro sehr beschränkte, bis endlich 1595 ein Mensch aus dem niedrigsten Stande sich durch Tapferkeit und Talente zu dieser Würde emporschwang, den Namen Taiko-Sama (höchster Herr) annahm und die Macht sowohl der Erbfürsten als des Daïro fast gänzlich vernichtete. Seine Nachfolger sind diesem Systeme getreu geblieben. Noch jetzt gibt es zwar viele Damjos oder Erbfürsten, die in ihren Gebieten unumschränkt herrschen, aber so gänzlich vom Kubo abhängen, daß er sie verbannen und hinrichten lassen kann; auch müssen ihre Familien stets als Geißel in der Residenz des Kubo wohnen und sie selbst jährlich mehre Monate sich dort aufhalten. Außerdem gibt es noch einen Erbadel. Die übrigen Stände bestehen aus Geistlichen, Kriegern, Kaufleuten, Handwerkern und Bauern; doch gibt es hier keinen Kastenzwang. Die Sklaven bestehen aus den Nachkommen ehemaliger Kriegsgefangenen und aus solchen Kindern, welche die Eltern aus Armuth verkauft haben. Die Kriegsmacht der Japaner ist nicht unbedeutend: außer den eigentlichen Reichstruppen des Kubo hält noch jeder Damjo ein kleines Heer. Die Soldaten sind nur zum Theil mit kupfernen Luntenflinten versehen; die meisten führen Bogen; die Artillerie ist unbedeutend. Noch schlechter sind die Fahrzeuge der Japaner; Kriegsschiffe haben sie gar nicht, und selbst ihre kleinen Fahrzeuge sind schlecht gebaut. Der Handel der Japaner war ehemals sehr bedeutend; jeder Fremde durfte zu ihnen kommen, und sie besuchten alle Theile Indiens; die argwöhnische Politik Taikosama's hatte dieß gänzlich verändert, jetzt darf kein Japaner sein Vaterland verlassen, nicht einmal eine fremde Sprache erlernen, mit Ausnahme der 150 für den Handel mit den Holländern angestellten Dollmetscher, und aller Handel beschränkt sich auf die verschiedenen Inseln unter einander. 1) Nipon (150 Meilen lang, aber so schmal, daß ihre Breite in der Mitte nur 13 Meil. beträgt), in 49 Provinzen getheilt, worin Miaco, der Sitz des Daïro, oder geistl. Kaisers, wo alle Münzen geschlagen und alle Bücher gedruckt werden, Jeddo (mit 1.680.000 Einw.), die Residenz des welt. Kaisers, und der reiche Handelsplatz Osakko die merkwürdigsten Städte sind; 2) Ximo oder Kiusiu (40 Meilen lang und 25 breit), aus 9 Provinzen bestehend, mit der Handelsstadt Nangasaki (s. d.), und 3) Xikoko oder Sikof (18 Meilen lang und 10 breit), die 4 Prov. enthält. — Ueber die Geschichte von Japan s. Thunberg's „Reisen" (a. d. Schwed., 2 Bde.,

1792) und Kämpfer's „Hist. of Japan etc.“ (deutsch von Dohm, Lemgo 1777—79, 4., 4 Bde., m. K.). Vrgl. auch Golownin's „Beschreibung s. Gefangenschaft in Japan 1811—13“ (Lond. 1817, auch ins Deutsche übers.), sowie die von Abel Rémusat herausgeg. „Mémoires sur la dynastie regnante des Djogouns, souverains des Japan“ (Paris 1820), welche Titsingh, der 14 J. als holländ. Resident zu Nangasaki lebte, nach dem japanischen Original verfaßt hat. — Die „Elémens de la grammaire japanaise“ (handschriftl. vom portug. Pater Rodriguez, Nangasaki 1604), traduits du portug. par Landresse, expliqués par Ab. Rémusat“ (Paris 1825), sind den japanischen Grammatiken von Alvarez und von Collado vorzuziehen. D von Siebold aus Würzburg, der sich einige Jahre in Japan aufhielt, schickte von dort 1828 japanische Sämereien nach München. Zur Kunde Japans lieferte vorzüglich Meylan (in s. „Japan, voorgesteld in schetsen over de zeden en gebruiken van dat ryk“, Amsterdam 1832) schätzbare Beiträge.

Jargon. Für dieses franz. Wort hat die deutsche Sprache keinen gebräuchlichen Ausdruck. Es bedeutet entweder eine verdorbene Sprache oder Sprachweise mancher Personen und Stände, oder eine selbst gemachte Sprache, über welche Mehre übereingekommen sind, sich derselben in ihrer Gesellschaft zu bedienen, um nicht verstanden zu werden. So haben Studenten, Handwerksburschen, Diebe, Schmuggler sich eine besondere Sprache gebildet, die nur der Eingeweihte versteht. (S. Rothwälsch.) Auch nennt man nicht selten ein gewisses, leichtes, manchmal angenehmes Geschwätz, das bei den Menschen, die eine große gesellige Gewandtheit besitzen, häufig die Stelle des wahren Geistes, des gesundes Verstandes, der Vernunft und der Kenntnisse vertritt, ein Jargon; es besteht in sonderbaren Sprachwendungen, in einem auffallenden Gebrauche gewisser Redensarten; in der Kunst, geringfügige, kindische, gemeine Ideen durch einen gesuchten Ausdruck zu heben. Je kleinlicher, verdorbener ein Volk ist, desto mehr gefällt es sich in einem solchen Jargon.

Jaspis, s. Quarz.

Jassy, Hauptstadt der Moldau, auf Hügeln und an den sandigen Ufern des Bachs Bachlui in einer reizenden Gegend gelegen, ist ein offener Ort von 25.000 Ein. in 2000 Häusern, im Ganzen schlecht gebaut mit Balken belegte Straßen. Die Einwohner bekennen sich zum griechischen Ritus, doch haben auch die Katholiken freie Ausübung ihres Kultus. Auch halten sich Juden daselbst auf. Jassy ist der Sitz des Hospodars, dessen Schloß gegenüber einer kleinen Festung liegt, und des griechischen Metropoliten; hat 14 Palläste der Magnaten, 43 Kirchen und Capellen, 8 Klöster, Kannefaß- und Pfeifenrohr- (Zibuken) Fabriken, beträchtlichen Handel mit Getreide, Wein, Pelzwerk, Häuten, Wolle, Wachs, Honig ꝛc., Messen. Es gibt hier mehre Konsuln und eine russische, auch östr. Post. 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Russen erobert, beide Male aber durch die Friedensschlüsse zurückgegeben. 1788 gerieth sie in die Gewalt der Oestreicher, und am 9. Jan. 1792 ward hier der Friede zwischen Rußland und der Pforte unterzeichnet. (S. Rußland.) 1821 erhob hier Alex. Ypsilantis die Fahne der Hetairia gegen die Türken. (S. Griech. Freiheitskampf.) Am 10. Aug. 1822 ward es von den Janitscharen größtentheils zerstört. Im Mai 1828 ward Jassy von den Russen besetzt und blieb bis nach dem Frieden von Adrianopel (14. Sept. 1829) in ihrer Gewalt.

Java, s. Indien.

Jaucourt (Ludwig, Ritter von), Mitglied der königl. Akademien zu London, Berlin und Stockholm, wurde 1704 zu Paris geboren und starb zu Compiegne 1780. Während seinem Leben zeichnete er sich nicht weniger durch seine Uneigennützigkeit und Tugend, als durch seinen Adel aus. Er zog ein glanzloses Leben, wahre Philosophie und unverdrossene Arbeit allen Vortheilen vor, auf die er vermöge seiner Geburt Ansprüche machen konnte. Schon frühe hatte er sich gründliche und umfassende Kenntnisse der Medicin, des Alterthums, von den Sitten der Völker, der Moral und der Literatur erworben. Die zahlreichen Artikel, welche er über diese Zweige in der "Encyclopädie" bekannt machte, sind mit einer klaren Methode behandelt; sein Styl ist angenehm und leicht. An der "Bibliothèque raisonnée" arbeitete er von ihrem Entstehen bis 1740. Er gab in Verbindung mit den Professoren Gaudius, Muschenbroek und Massuet das "Museum Sebaeanum" 1745 heraus. Er hatte ein allgemeines medicinisches Lexicon in lateinischer Sprache abgefaßt; es ging aber mit dem Schiffe, das es nach Holland bringen sollte, unter. Man hat noch einige andere, weniger weitläufige Werke über Physik und Medicin von ihm. Jaucourt war 5 Jahre hindurch ein Schüler des Boerhaave. Dieser machte ihm die schmeichelhaftesten Anerbietungen, um ihn nach Holland zu ziehen; doch Jaucourt schlug sie aus, er wollte ihnen seine Zurückgezogenheit nicht opfern.

Jeanne d'Arc, Frankreichs große Heldenjungfrau. Sie war geboren 1410 zu Dom Remy, einem Grenzdorfe Lothringens, bei Vaucouleurs an der Maas, während Frankreich sich im Zustande der tiefsten Erniedrigung durch der Engländer Herrschaft befand, unter Karl VI., seinem wahnsinnigen Könige, alle Bande der bürgerlichen Ordnung sich gelöst, die Megäre Isabella von Baiern ihren eigenen Sohn, den Dauphin Karl, vom Throne ausgeschlossen, und, in Einverständniß mit Philipp von Burgund und andern Großen, Heinrich V., König von England, als Erben und Regenten von Frankreich 1420 anerkannt hatten. Noch höher stieg des unglücklichen Landes Ungemach, als Heinrich VI. von England 1422 die Krone Frankreichs erhalten, der rechtmäßige Dauphin zu Poitiers als Karl VII. gekrönt worden, die Schlachten von Crevant, Verneuil und St.-James für den Letztern verloren gegangen, und Orleans, die Vormauer des Karl noch treuen südlichen Frankreichs, seit dem 12. Oct. 1423 belagert ward. Da erwachte plötzlich in dem Heldenmädchen, das bis hieher nur häusliche Geschäfte bei ihren Eltern getrieben und Schafe und Pferde gehütet hatte, der Trieb, ihrem unterdrückten Vaterlande und hart bedrängten Könige zu Hülfe zu eilen. Eine ausgezeichnete Schönheit mit vieler körperlicher Kraft und Gewandtheit, mit Rossen umzugehen und sie zu tummeln, kam ihr dabei zu Hülfe. Ein schwärmerischer Hang, seit ihrem 13. J. unter dem Feenbaume, die schöne Maie genannt, und an der Heilquelle von Dom Remy besonders genährt, unterstützte ihr Vorhaben noch mehr. Immer hatte sie der heil. Margaretha und Katharina in der Dorfkirche von Notre Dame de Belmont Blumenkränze und Kerzen geweiht, und geglaubt, die Engel Michael und Gabriel an dem Heilbrunnen gesehen und mit ihnen gesprochen zu haben. Vom Wunderglauben ihrer Zeit befangen, hielt sie sich selbst zur Retterin Frankreichs auserkoren und riß zu diesem Zwecke alle guten Patrioten mit sich hin. An demselben Tage, wo die sogenannte Häring-

schlacht von Fastolf über die Franzosen unter Dünas und Clermont bei Rouvray St.-Denys gewonnen ward, trat sie vor den Ritter Robert von Baudricourt, der zu Vaucouleurs befehligte, verlangte von ihm wiederholtermalen zum Hofe Karls VII. gesandt zu werden, weil ihr Gott durch seine Heiligen befohlen, Orleans zu entsetzen, und den König, der eben wieder einen großen Verlust erlitten, sowie das Vaterland zu retten. Der Ritter, durch die gleich darauf erhaltene Nachricht von der wirklich an jenem Tage, 80 Stunden weit von da, erfolgten Niederlage überrascht, ließ sie endlich in männlicher Waffentracht vor den König nach Chinon führen, wo sie diesen mitten unter den Hofleuten heraus erkannte, und durch die Mittheilung eines nur ihm bekannten Geheimnisses sich vor dem ganzen Hofe legitimirte. Nun war ihre erste Waffenthat die sichere und gelungene Einführung von Lebensmitteln in die Stadt Orleans; die Bewirkung der aufgehobenen Belagerung dieser Stadt den 8. Mai 1429 folgte darauf; alsdenn die Eroberung von Beaugenci, der Sieg bei Patay den 18. Juni 1429, wo der englische Heerführer Talbot gefangen genommen ward, und die Führung des Königs zur Krönung nach Rheims den 17. Juli 1429 mitten durch die Feinde. Nun ward sie nebst ihrer Familie den 29. Dec. 1429 vom Könige geadelt. Sie hieß zuerst Dalis, später Dälis, und zuletzt Dylys; ihr Wappenschild enthielt zwei goldene Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone hält. Indeß drangen die Engländer wieder vorwärts und belagerten Compiegne; bei dessen Vertheidigung aber fiel sie am 25. Mai 1430 den Burgundern, nach der tapfersten Gegenwehr, in die Hände, die sie für 10.000 Livres dem König von England verkauften, der sie zuerst im Schlosse von Crotoi, dann zu Beaurevoir, endlich, als sie vergebliche Versuche zur Flucht durch einen Sprung vom Thurm herabgemacht, zu Rouen in einen eisernen Käfig sperren ließ. Nach heldenmäßiger, mit hoher Geisteskraft geführter Vertheidigung, in viermonatlichem Gefängnisse, wurde die begeisterte Schwärmerin, auf Antrieb ihrer eigenen Landsleute, von den Inquisitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte sie am 24. Mai 1431 zum Scheiterhaufen. Beim Erblicken desselben sank ihr hoher Muth. Sie warf sich in die Arme der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Eingebungen des Teufels. Hierauf wurde sie zu ewigem Gefängnisse verdammt. Doch nach einigen Tagen schon fand man Vorwände, sie als eine Rückfällige aufs Neue zum Tode zu verurtheilen. Sie wurde also am 30. Mai 1431 auf dem Altmarkte zu Rouen als Hexe, bei langsamem Feuer verbrannt und ihre Asche in die Seine geworfen. Die Sage ging damals von Munde zu Munde, daß, als Johanna's Geist auf dem Scheiterhaufen entfloh, eine weiße Taube in die Höhe gestiegen sey. Theologen hatten sie verurtheilt, und nur der Bischof zu Winchester war der einzige Engländer, der für ihren Tod stimmte. Karl VII. that nichts zu ihrer Rettung. Die damaligen Geschichtschreiber suchen ihn dadurch zu entschuldigen, daß er keine Macht über das geistliche Gericht gehabt habe. Johannens Proceß wurde mehrmals revidirt. 1455 drangen ihre Verwandte abermals auf Revision. Papst Calixtus III. ernannte eine Commission, und diese sprach den 7. Juli 1456 das Urtheil: die Jungfrau sey unschuldig und die 12 gegen sie vorgebrachten Artikel seyen falsch befunden worden. Durch Denkmale feierte man nun ihr Andenken, zu Rouen, zu Dom Remy, wie auch zu Orleans, wo ihre Statue von

Alexander Lenar auf dem Stadthause aufgestellt wurde. Wenn ihre dort abgebildeten Züge, der Wirklichkeit entsprechen, so war Johanna sehr schön. Sanfte Grazie und fromme Schwärmerei überzieht ihr Antlitz, und fesselt an sie. Sie hat eine Art Helm mit Federn auf dem Haupte, Schwert und Schild in den Händen. Das Leben dieses außerordentlichen Mädchens ist öfter beschrieben. Vgl. Berriat St.-Prix, „Jeanne d'Arc, ou coup d'oeil sur les révolutions au temps de Charles VI et VII.“ (Paris 1817); Lebrun de Charmettes, „Hist. de Jeanne d'Arc“ (a. d. Quellen, Paris 1817, 3 Bde., m. Kpf.; Jollois, „Hist. abrégée de la vie et exploits de Jeanne d'Arc“ (Paris 1821) und „Chronique et procès de la Pucelle d'Orléans“ (Paris 1828; aus einem ungedr. Manuscripte der Bibliothek zu Orleans, m. e. Abhandl. vom Abbé Dubois, herausgeg. von J. A. Buchon). Auch das Poetische in ihrem Charakter, Leben und Zeitalter, ist auf vielfache Weise aufgegriffen und bearbeitet worden; als: von Chapelain, einem Zeitgenossen des Cardinals Richelieu; von Shakspeare, der in seinem „Heinrich VI.“ ihre Geschichte einführt; von Voltaire in seiner bekannten „Pucelle“ ꝛc. ꝛc. Dem hohen Genie eines Schiller war es vorbehalten, sie in seiner „Jungfrau von Orleans“ auf den romantischen Standpunkt ihres Zeitalters zu heben, auf den sie gehört. 1817 kam „Jeanne d'Arc“, Trauerspiel in 5 Aufzügen von C. G. Wetzel, genialisch bearbeitet, heraus. Wetzel hat sich treuer an die Geschichte gehalten als Schiller. „Jeanne d'Arc“, von d'Avrigny, Trauerspiel in 5 Acten, Paris 1819, ward mit ungetheiltem Beifalle daselbst aufgenommen. Die „Orleanide“, ein Gedicht in 28 Gesängen, Paris 1820, von Lebrun de Charmettes, zeigt auf jedem Blatte, daß es Schiller nachgesungen ist. Im Waffensaal des Museums der Artillerie zu Paris befindet sich die Rüstung der Jungfrau von Orleans. Sie ist von Eisenblech mit Schiebschienen und ganz vollständig. Cüraß, Helm (mit geschlossenem Visir, in dem kleine runde Löcher sind), Armschienen, Handschuh, Beinschienen und Schuhe. Sie wiegt 61 Pfd. Nach dem Verhältnisse der Rüstung zu urtheilen, war Johanna 5 Fuß $5^1/_4$ Zoll groß.

Jeddo, Hauptstadt des japanischen Reichs und Residenz des weltlichen Kaisers (Kubo) (36° 59′ N.Br., 157° 39′ 43″ L.), im Hintergrunde des Golfs von Jeddo, vom Tongak bespült, der die vielen Kanäle der Stadt füllt, mit den zwei großen Vorstädten und vielen nach und nach zur Stadt gezogenen Dörfern u. s. w. eine ungeheuere Masse von hölzernen, zum Theil sehr ausgedehnten Gebäuden (man sagt 280.000), die eine Fläche von gegen 10 d. M. Umfang bedeckt, mit wenigstens 1.680.000 Einw., vielleicht die größeste Stadt der Erde. Sitz des Kubo, der Regierung, der Fürsten und ihrer Familien, Hauptplatz des Handels, muß sie äußerst belebt seyn. Die gleichen Gewerbe wohnen je in einer Straße zusammen, ebenso haben die verschiedenen Handelswaaren eigene Märkte. Jene machen ein eigenes Quartier, die Kaufleute ein anderes, die Wirthshäuser, die öffentlichen Dirnen u. s. w. wieder andre, der Adel bewohnt einen abgesonderten Bezirk. Die Straßen, deren jede ihren Aeltesten hat, sind mit Thoren geschlossen und stets bewacht, dagegen ist die Stadt ohne Wälle. Die häufigen Feuersbrünste haben treffliche Anstalten hervorgerufen. Auch sonst ist die Polizei musterhaft. Die große Vorstadt Tukanawa hängt mit Jeddo durch die Brücke Niponbas zusammen, von welcher an die Entfernungen im ganzen Reiche

gemessen werden. Manufakturen, Fabriken, Werkstätten in Menge weist die Stadt auf. Die Kanäle, der verschlammte Hafen sind mit kleinen Fahrzeugen bedeckt. An den einstöckigen Häusern laufen bedeckte Gänge hin. Die bedeutendsten Gebäude sind, außer den Wohnungen der Großen, die Klöster, die weitläufigen Tempel, die Paläste des Kaisers und des Thronfolgers, eigentlich einzelne Städte; wohl befestigt, von Graben und mehren Mauern umgeben, Gärten, Kasernen, eine Menge Wohnungen der Fürsten und Lustgebäude einschließend, aber prachtvoll geschmückt mit einem reich verzierten weißen Thurm, nimmt die Kaiserwohnung über 2 d. M. im Umfang ein. Mit Truppen und Geschütz stark besetzt, hoch gelegen, beherrscht sie die Stadt. Ganz ähnlich ist die Residenz des Kronprinzen, gleichfalls eine Menge einzelner Gebäude in festen Ringmauern.

Jefferson (Thomas), vor Madison bis 1809 Präsident des Congresses dee Vereinigten Staaten, Mitglied des franz. Nationalinstituts, geb. 1743 zu Shadwall in Virginien. Nachdem er sich besonders unter Leitung des Dr. William Small, Professors der Mathematik, mit Geometrie, Physik, Astronomie und Geographie, auch mit der Malerkunst bekannt gemacht hatte, widmete er sich der praktischen Rechtsgelehrsamkeit, unter George Whyth, einem ausgezeichneten Juristen, und zeichnete sich in derselben so aus, daß ihn der Staat von Virginien 1760 — 24 Jahr alt — zum Mitgliede der Gesetzgebung ernannte. 1767 ließ er sich in den Stand der Advokaten aufnehmen, welchem er sich fortwährend widmete, bis die Revoluton die Gerichtshöfe schloß. 1772 heirathete er Mistreß Skelton, eine Witwe von 23 Jahren, deren beträchtliches Vermögen ihn zu einem sehr wohlhabenden Manne machte. Auch in seinen Schriften erkannte man seine Talente als Staats- und Geschäftsmann. Während des Freiheitskrieges war er Statthalter von Virginien, und zwei Jahre lang Mitglied des Congresses. Hier schlug er mit Lee die Unabhängigkeitserklärung vor, beschleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die Abfassung derselben und betrug sich als Gouverneur von Virginien, zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Muth und Standhaftigkeit. 1786 machte er eine Reise nach England, ging von da in Aufträgen der Republik nach Paris und erlangte verschiedene Begünstigungen des nordamerikanischen Handels, worauf er zum Botschafter der Verein. Staaten am pariser Hofe ernannt wurde. 1789 kehrte er nach Amerika zurück und ward Staatssecretair der Bundesregierung, in deren Namen er 1792 die entscheidende Sprache führte, welche seinem Vaterlande ziemte, als England die damalige politische Schwäche der Verein. Staaten mißbrauchen wollte. Auch legte er dem Congresse mehre durchdachte Berichte über die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, über die Fischereien und den auswärtigen Handel Nordamerikas vor. Sein Vaterland verdankt ihm die Einführung der Vaccine, welche er auch unter den Stämmen der Wilden zu verbreiten suchte. Auch stiftete er die Charlottenville, in der Nähe von Monticello, eine Universität, die Virginia heißt, wo alle Wissenschaften, mit Ausnahme der Theologie, gelehrt werden. 1794 legte Jefferson seine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräsident an die Spitze der Regierung gestellt, zog sich jedoch abermals in den Privatstand zurück. Die Parteisucht, welche damals in der Verwaltung herrschte und der sich Jefferson widersetzte, war Ursache, daß man ihn von nun an als den Chef der

Opposition betrachtete. In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entstand, beschuldigte man ihn, er wolle die Constitution stürzen und sich als Tribun an die Spitze des Volks stellen. Doch fiel das Falsche einer solchen Beschuldigung nur zu deutlich in die Augen; daher kam es, daß man Jefferson am 17. Febr. 1801 an Adams's Stelle, und am 17. Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präsidenten des Congresses ernannte, welchen Posten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Madison an seine Stelle erwählt wurde. Als Präsident behauptete er standhaft die Würde des Freistaats gegen Englands Anmaßungen. Er entwarf einen Vertheidigungsplan und schlug 1807 die Aufstellung eines Linienheeres vor; auch ward auf seinen Rath ein allgemeiner Beschlag auf die amerikanischen Schiffe gelegt, um den amerikanischen Handel bei den sich gegenseitig überbietenden Blokadedecreten Napoleons und Großbritanniens keinem Verluste bloß zu stellen. Pensylvanien wünschte ihn abermals zum Präsidenten zu wählen; allein er erklärte, daß er nach den Grundsätzen der Constitution in den Privatstand zurücktreten würde. In der Verwaltung hat er zuerst das wohlthätige System begründet, nach welchem die weiße und rothe Bevölkerung der Verein. Staaten (Europäer und Indianer) nach und nach verschmolzen, und die letztern civilisirt werden sollen. Er starb am 4. Juni 1826 (mit Adams zugleich) an dem 50. Jahrestage der von ihm 1776 entworfenen und unterzeichneten Unabhängigkeitserklärung der Verein. Staaten. Seine wichtigsten Schriften sind: „Summar. Uebersicht der Rechte des engl. Amerika“ (1774), s. „Revised Code“ für Virginien 1779; s. „Notes on Virginia“ 1782 (ins Franz. übers.); s. „Entwurf einer Fundamentalconstitution“ (1783); „Hypothese, daß die Völker Asiens von den amerikan. Indianern abstammen“ (1789), ferner „Manuel du droit parlamentaire“ (franz. von Pichon, Paris 1816); und Denkschriften über die fossilen Riesenknochen in Virginien, über die geistigen Anlagen der Neger und über die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Als Präsident hielt er eine Rede über (für) die Preßfreiheit, welche noch in Amerika unvergessen ist. Auch hat er nach geometrischen Grundsätzen die Gestalt einer Pflugschar zu verbessern gesucht. Auch übersetzte er Destutt de Tracy's „Commentaire sur Montesquieu“ ins Engl. 1824. Seit 1797 war Jefferson Präsident der der Philosophical society zu Philadelphia. S. Biddle's „Eulogy on Th. Jefferson“ (Philadelphia (1827).

Jeffreys oder Jefferys (Sir Georg), wurde zu Acton in Derbishire geboren und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit. 1665 erschien er bei den Assisen zu Kingston; weil die damals herrschende Pest den größten Theil der Anwälde entfernt hielt, so wurde ihm aus Nothwendigkeit die Erlaubniß ertheilt, zu prakticiren. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich vorzugsweise mit der praktischen Jurisprudenz, bis er sich zu den höchsten richterlichen Aemtern erschwungen hatte. Ein Alderman, sein Verwandter, führte ihn in die Welt ein; seine Gewandtheit im gesellschaftlichen Umgange verschaffte ihm eine Menge Geschäfte, durch deren Führung er sich einen solchen Ruf erwarb, daß er zum Greffier ernannt wurde. Das Ansehen, was Jeffreys sich in diesem Amte erworben hatte, verschaffte ihm das Zutrauen des Herzogs von York, der ihn in einer wichtigen Sache zu seinem Geschäftsmanne annahm. Sein Einfluß in der Altstadtgemeinde in London, den er mit Eifer zur Beförderung aller Maßregeln der Regierung verwandte, ebnete ihm den Weg

zu hohen Würden und wichtigen Aemtern; er wurde nacheinander zum Ritter geschlagen, zum Chef des Chestergerichtshofes erhoben und bald darauf berufen, dasselbe Amt bei der königl. Bank zu bekleiden. Als Jakob II. den Thorn bestieg, wurde er Lordkanzler. Jeffreys war ein Beförderer allen willkürlichen und unterdrückenden Maßregeln, welche die unglückliche Regierung Jakobs II. auszeichneten. Sein unmenschliches und grausames Verfahren gegen die Anhänger des Herzogs von Monmouth hat sein Andenken der Verachtung der Nachwelt geweiht. Bei Vorfällen, wo keine Leidenschaft ihn beherrschte, zeigte er als Richter Gerechtigkeitsliebe und Talente; er sprach mit Leichtigkeit und Geist; doch wenn ein Angeklagter nicht von seiner Partei oder das Opfer dem Hofe angenehm war, so setzte er alle Pflichten aus den Augen, überhäufte den Angeklagten und seine Zeugen mit den gemeinsten Schmähungen, drohte den Geschwornen mit Geldbuße und Gefängnißstrafen und zwang sie, ihr Schuldig auszusprechen. Ein Notar von Wapping wurde vor sein Tribunal gebracht; Jeffreys mißhandelte ihn mit Schimpfwörtern und erschreckte ihn so sehr durch seine furchtbaren Mienen, daß der Angeklagte bei seinem Abtreten betheuerte, er wolle lieber sein Leben verlieren, als noch einmal vor einem solchen Richter zu erscheinen. Bei der Landung des Prinzen von Oranien suchte der Lordkanzler, der vom Volke bitter gehaßt und verabscheut wurde, in dem Augenblicke einer allgemeinen Verwirrung England zu verlassen; der mißhandelte Notar erkannte ihn aber unter dem Anzuge eines Matrosen in einem Wirthshause. Vergebens suchte Jeffreys, als er sich beobachtet merkte, zu entwischen; er ward erkannt, das Volk warf sich über ihn und führte ihn zum Lordmajor, von wo er unter starker Escorte zum Tower gebracht wurde. Der Gram machte den 18. April 1689 seinem Leben ein Ende, ehe über ihn ein richterliches Urtheil gefällt worden war.

Jehova, Jehovah, in der hebräischen Sprache der Name Gottes. Ueber seine Etymologie, seine Bedeutungen, Vokale und Aussprache sind eine große Anzahl Bücher geschrieben worden. Er stammt von dem Worte Seyn her; Jehova ist Der, der ist. Diesemnach könnte man glauben, daß Moses, der zuerst seinem Volke Jehovah in seiner Gesetzgebung verkündete, bei der Bildung dieser Benennung die berühmte Inschrift des Isistempel zu Saïs: „Ich bin Alles, was ist, war und seyn wird", im Auge gehabt habe. So viel ist gewiß, Moses konnte keinen bessern Ausdruck für das ewig bestehende, unveränderliche Wesen schaffen, als das vom Seyn abgeleitete Jehovah. Einige sind der Meinung, daß der jüdische Gesetzgeber die Idee eines ewigen Gottes aus den Mysterien der Isis geschöpft habe; es sind keine Beweise vorhanden, welche dieß mit Sicherheit darthun; wohl aber geht es aus der mosaischen Religion unwidersprechlich hervor, daß kein Volk, kein Weiser des höhern Alterthums sich die Idee eines Gottes so rein und so wenig anthropomorphistisch dachte als Moses, und daß kein Gesetzgeber so sehr bemüht war, auch bei seiner Nation die Reinheit des Begriffes zu erhalten, als er. Es war den Juden verboten, sich Jehovah sinnlich vorzustellen und von ihm ein Idol zu entwerfen. Ob die Juden diesen weisen Vorschriften des Moses nachkamen, ob sie im Geiste ihres großen Führers sich die Gottheit dachten? Es lag schon im Mosaismus, der sich mehr dem Herzen und der Phantasie als der Vernunft des rohen Volkes empfehlen mußte; der deßwegen auch dem Volke einen bestimmten Ort, wo sich vorzüglich

die Gottheit sinnlich offenbare (die Bundesarche) gab; wie nicht weniger in der geringen Bildung der Hebräer selbst, daß sich im Volke die Idee des Jehovah nicht so rein und unverfälscht erhalten konnte. Die Juden stellten sich ihn zwar nicht unter einer menschlichen Gestalt vor; sie verknüpften aber gewisse furchtbare Naturerscheinungen, als Donner und Blitz, Flammen und Wolken mit seiner Vorstellung, als Mittel sich den Menschen kund zu geben, so fest, daß sie stets den Unsichtbaren durch diese versinnlichten. Ueberdieß nahmen die Juden Jehova für einen National-Gott, der ihnen ganz eigen war, und hielten ihn für ihren ausschließlichen Retter und Beschützer. Diese Vorstellungen mußten den reinen, mosaischen Begriff der Gottheit vermenschlichen.

Jeitteles (Jonas), geb. 1735 zu Prag, gest. 1806, Doctor der Arzneikunde und Physikus der israelitischen Gemeinde zu Prag, zeichnete sich als praktischer Arzt aus und ward auch als medicin. Schriftsteller beachtet. Er erwarb sich das Verdienst, daß er bei dem Eintritte in die medicin. Facultät seinen jüdischen Glaubensgenossen für die Zukunft die Erlaubniß der ungehinderten medicin. Praxis auswirkte. — Sein ältester Sohn Benedict J., geb. 1762, war als Religionslehrer für die Bildung und Aufklärung seiner Glaubensgenossen in Prag erfolgreich thätig, trotz dem Gegenstreben finsterer Eiferer. Als nach den Schlachten bei Dresden und Kulm die Verwundeten in Prag sich häuften und alle Spitäler überfüllt waren, suchte er eine Privatheilanstalt zu gründen, und war unermüdet, den verwundeten Kriegern aller Nationen Labung und Beistand zu reichen. Er ward im Dec. 1813 ein Opfer des Nervenfiebers. Sein Bildniß von Berka hat die Inschrift: „Menschlicher als gelehrt; der Gelehrtesten Einer". Seinen ungemeinen Scharfsinn bezeugen auch seine Schriften, unter welchen seine „Kritischen Bemerkungen über einige Werke des Maimonides" (3 Bde., Brünn 1801, Fol.) geschätzt werden. Er bearbeitete auch eine hebräische Uebersetzung von Campe's „Seelenlehre", deren Herausgabe sein Tod verhinderte.

Jemappe, s. Gamappe.

Jena, eine freundliche Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar in einem, von steilen und kahlen Bergen eingeschlossenen romantischen Thale mit einer Steinbrücke über die Saale, einem Schlosse, worin eine Bibliothek, ein Kunst- und Naturaliencabinet, einem schönen Marktplatz und 6000 Einw. Sie ist der Sitz des Ober-Appellationshofes für sämmtliche sachsen-ernestinische und reußische Lande und zugleich einer vom Kurfürsten Johann Friedrich 1548 errichteten Universität, welche jedoch erst 1533 nach seinem Tode eingeweihet ward, und deren Studentenzahl durch Zeitereignisse auf 500 sank. Es war wesentliche Idee des Stifters, daß sie ganz vorzüglich die evangelische Lehre in ihrer Reinheit bewahren und dazu Lehrer in der Kirche und für die Schule bilden sollte. Erst in unsrer Zeit, nachdem das nahe Weimar sich eine Zeitlang zum deutschen Athen erhob, befiel solche in der Facultät der Philosophie dieser Universität eine Neigung, durch neue Ideen glänzen zu wollen. Die „Allgemeine Literaturzeitung" wurde dort gestiftet, ging aber mit dem großen Humanisten, dem Hofrath und Professor Schütze, bald nach Halle über; jedoch die Freigebigkeit der Regierung erlaubte die Gründung einer neuen literarischen Zeitung 1804. Kant's Philosophie fand ihre ersten Vertheidiger in Jena, aber man blieb nicht stehen bei den Forschungen des bedächtigen Greises; Reinhold ging nach Kiel, indeß Fichte und

päter Fries eine für die Universität unvortheilhaft gewordene Aufmerksamkeit erregten. Das Wartburgsfest 1817 wurde Veranlassung einiger Excentricitäten, dann kam die Reformationssucht durch eigne Statuten in der Burschenschaft hinzu, welche wider das akademische Interesse fortdauerte. Etwas spät erfuhren die Statuten eine Reform in den Pflichten und Rechten sowohl der Lehrer als der Studirenden. Man glaubte nach Göttingens Vorbilde, durch ein philologisches, theologisches, homiletisches und katechetisches Seminarium, mit Stipendien und Prämien verbunden, und durch eine theologische, juristische und medicinische und durch zwei philosophische jährliche Preisaufgaben, den fähigeren Studirenden eine so thätig beschäftigende Leitung und der Aemsigkeit mit Talent einen Sporn zu geben — und scheint, was augenblicklich für die Akademie wichtiger ist — auch dort die Epuration von der gefährlich geachteten Burschenschaft vollendet zu haben. Die Bibliothek ist zahlreich, aber in einzelnen Fächern mangelhaft, und mit Werken bloß antiquarischen Werths überfüllt, so bedeutend auch die großherzoglichen Unterstützungen sind. Wichtiger sind die andern akademischen Sammlungen und der botanische Garten ist, ungeachtet seiner Kleinheit, werthvoll. Nützlich scheint für die Universität und die Unabhängigkeit der Rechtssprache des Ober-Appellationsgerichts zu seyn, daß die fünf ersten juristischen Professuren zugleich mit dem Sitz im Oberappellationsgericht verbunden sind, wodurch die gelehrte Theorie mit der praktischen Doctrin in dieser Facultät eine dem Ganzen vortheilhafte Verbindung erhielt. Zugleich hat Jena ein doppeltes Spruchcollegium, seine Juristenfacultät und seinen Schöppenstuhl. Außer Sachsen werden aber die Actenversendungen durch neuere Proceßordnungen immer seltener. Jena litt nach der Niederlage der Preußen vor seinen Thoren am 14. October 1806 eine Plünderung und der Platz von 27 niedergebrannten Häusern bildet den jetzigen Eichenplatz. In den Gartenhäusern jenseit der Saale an den Bergen dürfte die Verwüstung in Gebäuden, Bäumen und Mauern wegen verfallener städtischer Nahrung lange sichtbar bleiben. — Ueber die Schlacht bei Jena, s. Auerstädt.

Jenner (Edward), geb. 1749 zu Berkley in Glocestershire, Zögling des Anatomen Hunter, Entdecker und Einführer der Kuhpockenimpfung. Er widmete sich dem Studium der Physiologie und Naturgeschichte, wurde aber bald als praktischer Arzt und als Naturforscher durch eine Geschichte des Kukuks bekannt. Nach einer trefflichen Beschreibung der Angina pectoris wendete er sich mit verdoppeltem Eifer auf Forschungen über die Natur der Kuhpocken, die in Glocestershire und in andern Grafschaften einheimisch waren, und entschloß sich 1797, zuerst einen Versuch mit dem Impfen zu machen. Ohnerachtet er durch die Geheimhaltung seines Verfahrens hätte große Summen verdienen können, verschmähte er doch diesen Gewinn auf Kosten der Menschheit und machte seine Erfindung durch Schriften allgemein bekannt. 1798 erschien sein erstes Werk darüber, und schnell verbreitete sich die Vaccination durch die Einführung derselben bei der britischen Land- und Seemacht, und da sie durch nordamerikanische Gesetzgebung anbefohlen wurde, bis zu den wilden Indianerstämmen. Der franz. Weltumsegler Baudin brachte sie auf die Inseln des Südmeeres. 1802 und 1807 bewilligte ihm das Parlament eine Geldprämie. Wenige Wohlthäter des Menschengeschlechts haben, wie er, bei ihrem Leben den Triumph ihrer Anstrengungen erlebt. So gewiß es

ist, daß schon vor Jenner's Schrift in Holstein ein Schullehrer Plett 1790 die Kuhblattern zur Einimpfung empfahl, um sich vor den natürlichen Blattern zu sichern: so wenig nimmt dieß dem großen Jenner seinen Ruf, die Welt vor der Gefahr der natürlichen Blattern mehr als durch die Einimpfung der natürlichen Blattern gesichert zu haben; denn der Werth der ersten Entdeckung ist sehr unfruchtbar, bis er ins Leben eingeführt wird, und dieß, nicht das erste Auffassen einer nutzlos verbliebenen interessirt die Menschheit. Von Jenner's Versuchen, durch künstliche Geschwüre auch andere Krankheiten zu erleichtern, kennt man keine Resultate. Er starb allgemein betrauert den 26. Januar 1823. Vrgl. „Jenner's Leben", vom D. Baron (Lond. 1827), und von Chowlant in den „Zeitgen." 1829, H. VII.

Jenny-Maschinen heißen die berühmten Maschinen, welche Baumwolle spinnen und gegen 1775 von Richard Arkwright erfunden und nach seiner Frau benannt worden sind. Späterhin, nachdem er dieselbe noch verbessert hatte, gab er diesen Maschinen den Namen Jenny-Mule (Bastard-Jenny), von mule, Maulthier. Diese künstliche Erfindung, Baumwolle zu spinnen, besteht aus 4 Haupttheilen: der Krätzmaschine (carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs gibt; der Streichmaschine (drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet und diese in eine wurstartige Form bringt; die Vorspinnmaschine (boving mill), auf welche die Wolle, nachdem sie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden ist, aufgespult und solchergestalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinnmaschine, einer aus vielen Spindeln stehenden Vorrichtung, auf welcher mittelst eines bewundernswerthen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn gesponnen wird. Die Spinnmaschine ist wieder doppelter Art: die eine liefert das Garn (twist), und die andere das Einschlaggarn (weft). Letztere soll eigentlich den Namen Jenny-Maschine führen. Die Bewegung dieser Maschine geschieht entweder durch ein großes Wasserrad oder auch durch eine Dampfmaschine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des A. Test., lebte zwischen 642 und 588 v. Chr., Sohn des Hohenpriesters Helkias, vielleicht desselben, der zu Josias's Zeit das Gesetzbuch fand. Schon im 13. Regierungsjahre dieses Königs, da Jeremias noch sehr jung war, gab der Herr ihm seine Sendung an das Volk. Die zarte Empfindung des Mannes zeigt sich in seinen Schriften. Er stand gleichsam zwischen Gott und dem Volke, dräuete diesem und seinen Königen, des Josias unwürdigen Söhnen, lenkte aber auch mit freundlicher Wehmuth die Verirrten und schütteten sein Herz in Fürbitten vor dem Herrn aus. Aber für seine Lehren und Warnungen lohnte ihn das verkehrte Volk mit Kerker, Mißhandlung und Todesgefahren. Nach der Zerstörung Jerusalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die babylonische Gefangenschaft geführt ward, als den Edelsten seiner Nation, und stellte ihm die Wahl frei, ob er mit ihm nach Babylon reisen oder in Juda, wo das Land ihm offen stehe, bleiben wolle. Jeremias blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und als das noch zurückgebliebene Volk nach Aegypten zog, begleitete der alte Prophet es dahin und leitete es durch Lehre und Rath. Nach einer Ueberlieferung ward er dort in hohem Alter auf Befehl des ägyptischen Königs Apries ermordet. Schon im 4.

Jahre der Regierung Jojakims hatte Jeremias seine Weissagungen, die er wider Juda und wider alle Völker im Namen des Herrn gesprochen hatte, durch seinen Gefährten Baruch (s. d.), der selbst Prophet war, sammeln und an einem Festtage öffentlich im Tempel dem versammelten Volke vorlesen lassen. Sie sind im A. Test. enthalten und Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichen Vertrauens auf Gott. Mit Bestimmtheit sagte er den Untergang Jerusalems vorher und ergoß auf den Trümmern der heiligen Stadt seine Gefühle in rührenden Klageliedern (daher der Name Jeremiaden), die wir noch besitzen und die zu den schönsten Ueberbleibseln der hebräischen Poesie gehören.

Jericho, auch Palmenstadt genannt, eine alte Grenzstadt in Judäa, nicht weit vom Jordan, 4 Meilen von Jerusalem, ist in der jüdischen Geschichte vorzüglich berühmt. Sie wurde von den Israeliten unter Josua, als sie Palästina erobern wollten, zuerst angegriffen und am 7. Tage auf wundervolle Art erstürmt und zerstört, später aber wieder erbaut. Sie lag in einer anmuthigen von Bergen umschlossenen Ebene, die mit Palmen, Balsamstauden und andern kostbaren Gewächsen gesegnet war. Ihre Stätte bezeichnet jetzt das arabische Dorf Rikha; die Gegend umher gleicht einer Wüste und produzirt nur wenigen Balsam. — Jerichorose, eine seit den Kreuzzügen in unsere Gärten verpflanzte, wunderbar gestaltete, wohlriechende Blume, an einem rankenartigen Gewächs.

Jersey, s. Guernsey.

Jerusalem (Johann Friedrich Wilhelm), Abt, geb. 1709 zu Osnabrück, wo sein Vater Superintendent war, bezog schon 1724 die Universität zu Leipzig, wo er sich dem theologischen Studium widmete. Er studirte hierauf noch einige Jahre zu Leyden und führte dann zwei Edelleute auf die Universität Göttingen. Nach 3 Jahren unternahm er eine Reise nach London, kehrte 1740 nach Deutschland zurück und ward vom Herzog von Braunschweig zum Hof- und Reiseprediger, sowie zum Lehrer und Erzieher des 7jährigen Erbprinzen (des als Feldherr berühmt gewordenen Karl Wilhelm Ferdinand) ernannt, welche Stelle er 1742 antrat. Er wußte den Herzog für den Plan zu einer Lehranstalt einzunehmen, welche die bisherige Lücke zwischen den Schulen und Akademien ausfüllen und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studiren, sondern für den Militairstand, den Hof oder ein unabhängiges Privatleben bestimmt wären, die nöthige Unterweisung und Sittenbildung verschaffen könnte. So entstand das nachmals so berühmt gewordene Collegium Carolinum zu Braunschweig. Außerdem hat ihm die Stadt Braunschweig auch die Gründung ihres Armenwesens zu verdanken. Nach und nach ward er zum Propste der Klöster St.-Crucis und Aegidii, 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des Klosters Riddagshausen, in der Nähe von Braunschweig, ernannt. Den Ruf eines Kanzlers der Universität zu Göttingen lehnte er aus Anhänglichkeit an das braunschweigische Haus ab und ward dafür 1771 zum Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel ernannt. Dieser vortreffliche Mann, dessen Andenken noch jetzt die Bewohner von Braunschweig segnen, erlebte am Abend seines Lebens das Unglück, daß sein innigstgeliebter Sohn, der zu Wetzlar die Rechte ausübte, sich in einer melancholischen Stunde durch einen Pistolenschuß das Leben nahm. Dieses traurige Ereigniß gab Göthe den Grundstoff zu s. „Leiden des jungen Werther". Nachdem

er sich von diesem und andern harten Schicksalsschlägen mit männlichem Muthe emporgerichtet und s. ausgebreiteten Wirkungskreise die gewohnte Thätigkeit noch in später Zeit gewidmet hatte, entschlummerte er 1789 im 80. Jahre seines Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. Er stand als Theolog, Denker und Gelehrter unter seinen Zeitgenossen auf einer Stufe, die nur Wenige erreichen; nicht minder groß war er jedoch von Seiten s. Herzens und Charakters. Zu s. vorzüglichsten Schriften gehören: „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“ (1785 u. 1795, 2 Bde.), ein wahrhaft religiöses Erbauungsbuch; „Predigtsammlungen“ (Braunschw., 1788—99, 2 Bde.), in welchen er den mehr gelehrten Mosheim an philosophischem Geiste, an Gründlichkeit und Gedankenfülle übertraf. Mitunter geht er auf die tiefste Rührung des Herzens aus; doch ist seine Beredtsamkeit nicht ganz frei von Prunk und Schminke, er wühlt zuweilen in Worten und Bildern, welche die Gedanken fast gewaltsam überströmen.

Jerusalem (Jeruschalaim, Hierosolyma, Elkads [die Heilige] der Araber, Kudschi Scherif der Türken), die religiös wichtigste Stadt der Erde, der drei Glaubensweisen huldigen, als Wiege, Krone und Heiligthum, der blutig errungene und wieder verlorne Preis der Kreuzzüge, die Gottesstadt, mehr aber als all Dieses der Ort, wo Gottessohn, der Welt Heiland, lehrte, litt und starb, liegt am Bache Kidron (34° 47′ N. Br, 53° O. L.) in einer öden Gegend zwischen Felsen und sehr schroffen Thälern am westlichen Abhange eines Basaltberges — daher die Temperatur weit kälter ist, als man nach der geograph. Lage schließen sollte. Sie gehört jetzt zum Paschalik Damask (seit Kurzem vom Großsultan dem Vicekönig von Aegypten abgetreten), hat kaum eine Stunde im Umfange und gleicht einem großen Schutt- und Trümmerhaufen, bei dessen Anblick man Jeremias's Worte nachlallt: „Ist das die Stadt, von der man sagt, sie sey vollkommener Schönheit, des ganzen Erdkreises Lust?“ Sie ist mit 120 Fuß hohen, von Soliman 1534 erbauten Mauern umgeben, welche von viereckigen Thürmen gedeckt und bestrichen werden und auf den Flanken der Basteien eine Breite von 30 Fuß haben. Dennoch kann Jerusalem, da es nach allen Seiten hin von den umliegenden Anhöhen beherrscht wird, sich nicht gegen einen Feind halten, ward auch jüngst von den ägyptischen Truppen mit leichter Mühe in Besitz genommen. Die 6 Thore führen noch hebräische Namen. Die Häuser sind von Sandstein, 3 Stock hoch und ohne Fenster im untern Stocke. Diese todte Einförmigkeit wird nur durch die Spitzen der Moscheen, durch die Thürme der Kirchen und durch wenige Cypressen unterbrochen. Von 29.000 Einw. sind 13.000 Mohammedaner und 4000 Juden, letztere auf einen Bezirk der Stadt beschränkt und im schrecklichsten Elend lebend. Christen und Juden tragen als Auszeichnung einen blauen Turban; kein frohes Gesicht begegnet uns; das weibliche Geschlecht sieht mit seinen dichten Schleiern und seinen weißen Gewändern Leichen ähnlich. Auf den ungepflasterten Straßen hat man beständig mit Staubwolken oder Schmutz zu kämpfen. Jerusalem hat einen Statthalter, einen Kadi oder Oberrichter und einen Mufti als geistl. Oberbehörde der Mohammedaner. Sonst ist hier noch der Sitz eines kathol. Bischofs, Chef der Mission des heil. Landes, eines armenischen und griech. Patriarchen. Die Industrie ist unbedeutend; Seiden- und Baumwollenweber, sowie Pantoffelmacher sind die einzigen Fabrikarbeiter. Eine Menge

Reliquien, Rosenkränze und kleine Kunstsachen, die zum Theil auch aus der Umgebung kommen, werden an den gläubigen Pilger verkauft. Indessen bildet die Stadt für die Araber in Syrien, Arabien und Aegypten einen Mittelpunkt des Verkehrs. Man führt Oel aus, und Reis über Acre ein. Die Lebensmittel sind im Ueberfluß und wohlfeil, Wildpret vortrefflich, der Wein herrlich. Die Pilger sind für die Einwohner noch immer eine vorzügliche Nahrungsquelle; zu Ostern manchmal 5000, jedoch wenig Europäer. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude unter alten heiligen Namen gezeigt. Die Citadelle, welche Davids Burg gewesen seyn soll, ist ein gothisches Gebäude aus den Zeiten der Kreuzzüge. Die Schmerzensstraße, eine, 500 Schritte lange Gasse, vom Hause des Pilatus (einer Ruine), auf welcher Jesus den Weg zum Tode ging, reicht bis zur Kirche des heil. Grabes, seit 15 Jahrh. der heiligste Ort in Jerusalem. Diese Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geschichte der Kreuzigung, des Begräbnisses und der Auferstehung Jesu bemerkenswerth sind, umschließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritte. Sie ist kreuzförmig gebaut und bildet 3 Dome über einer ungleichen Fläche. Geistliche von 8 Nationen und christl. Religionsparteien haben sich in ihren Besitz getheilt und verrichten darin ihren Gottesdienst, jede nach ihrem Ritus: Katholiken, welche Franciscanermönche vom Kloster St.-Salvator (wo fast alle Pilger einkehren) sind (ihnen dient das Grab des Erlösers zur Feier der heiligen Mysterien als Altar), Griechen, Abyssinier, Kopten, Armenier, Nestorianer und Jakobiten, Georgier und Maroniten. Die diensthuenden Priester und Mönche jeder Partei bleiben gewöhnlich 2 Monate lang in der Kirche, bis sie von andern abgelöst werden; 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieses Gebäudes. Die Mauern desselben, an denen man die Grabmäler Gottfrieds und Balduins I. sieht, scheinen noch seit Konstantin d. Gr. Zeit zu stehen, der innere Ausbau aber rührt von den Kreuzfahrern her. Diese Kirche ist 1808 den 12. Oct. durch Brand beschädigt worden. Die Capelle des h. Grabes blieb unversehrt, und auch die mit Blei gedeckte, bei diesem Brande eingestürzte Kuppel hat man jetzt wiederhergestellt. An der Stelle des Salomon. Tempels liegt die prächtige Moschee der Mohammedaner, el Harem, welche sie nächst der Kaaba für das größte Heiligthum halten und dessen Inneres nur von ihnen betreten werden darf. Es besteht aus 2 großen Gebäuden, von denen das eine, El Aksa, mit einer prächtigen Kuppel versehen und mit den herrlichsten Vergoldungen verziert ist. Das andre Gebäude ist ein Achteck, es heißt El Sahara; hier zeigen die Mohammedaner den Stein, worauf Jakob die Himmelsleiter träumte und von dem ihr Prophet soll gen Himmel gefahren seyn. Ueber dem Grabe Davids steht auch eine große Moschee. Dann hat die Stadt noch 61 Kirchen und Capellen, fast alle an heiligen Orten gebauet, schöne und ausgedehnte Klöster, wo man die Pilger aufnimmt, Synagogen. Die Politik der Osmanen, welche von den Pilgern starke Abgaben erheben, hat die während der christl. Regierung neubezeichneten Denkmäler der Geschichte Jesu nicht ganz untergehen lassen. Auch sieht man außerdem noch manche altisraelitische und eine Menge griech. und röm. Denkmäler. In den Umgebungen Jerusalems dient das Thal Josaphat, welches sich zwischen dem Berge Moria und dem Oelberge von N. gegen S. erstreckt und vom Bache Kidron durchschnitten wird, den

Bewohnern Jerusalems zum Begräbnißorte. Der Garten des Oelbergs mit der Stätte von Gethsemane, der Capelle der h. Jungfrau und der Grotte des bittern Kelches, hat jetzt eine kleine Moschee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion ist ein Hügel von ödem, gelblichem Ansehen, wo das Haus des Kaiphas, jetzt eine armenische Kirche, das Haus der Einsetzung des h. Abendmahls und der Ausgießung des h. Geistes, jetzt eine Moschee mit türk. Spitale, und Davids Pallast in Ruinen stehen; südlich daneben, im an die uralten Greuel des Molochdienstes erinnernden Thale Ben-Hinnon, sieht man den Blutacker und die Gräber dee Könige. F. W. Sieber hat in seiner „Reise von Kairo nach Jerusalem“ (Leipz. 1823, m. K.) das Oertliche und Sittliche von Jerusalem genau beschrieben, und Prevot an Ort und Stelle das Panorama der Stadt gezeichnet. — Die Geschichte Jerusalems verliert sich in dem grauesten Alterthume. Abrahams Zeitgenosse, Melchisedek, erbaute sie um 2000 v. Chr. und nannte sie Salem, d. i. Friede. Dann besaßen die Jebusiter die Stadt, sie Jerusalem, d. i. Erscheinung des Friedens, nennend. Die ganze heilige Schrift ist ihres Lobes voll. Als 1500 v. Chr. die Israeliten das Land der Verheißung eroberten, ward sie dem Stamme Benjamin zugetheilt. Die Jebusiter blieben indeß Meister in der obern Stadt und der Burg, aus welchen sie erst durch David vertrieben wurden. Dieser nannte sie nach seinem Namen und baute die Burg Zion. Sein Sohn Salomon vergrößerte und verschönerte die Stadt und ließ durch kunstreiche Tyrier den vielgepriesenen Tempel bauen. Unter seinen Nachfolgern ward Jerusalem die Hauptst. des Königreichs Juda. Fünfmal ward sie erobert und geplündert, zuerst unter Rehabeam von den Aegyptern, dann unter Joram von den Arabern, unter Joas von den Syrern, unter Amazias von den Israeliten, und unter Josias wieder von den Aegyptern, 611 v. Chr. Der letztern Eroberung erwähnt auch Herodot, der die Stadt Kadytas nennt. Endlich bemächtigte sich der chaldäische König Nebukadnezar, auch Nabopolassar genannt, unter dem jüdischen König Zedekias, des Reichs und der Stadt Jerusalem, zerstörte die letztere von Grund aus, 586 v. Chr., und führte die Juden nach Babylon. 70 Jahre darauf erlaubte ihnen Cyrus, zurückzukehren und Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Dieß geschah unter Anführung ihrer Hohenpriester Esra und Nehemia, deren Nachfolger sie eine Zeit lang beherrschten. Ptolemäus, der Aegypterherrscher, bemächtigte sich um 307 v. Chr. Jerusalems und führte eine Menge angesehener Juden nach Alexandrien. Der Syrerkönig Antiochus d. Gr. entriß die Stadt dem ägypt. Scepter. Unter den Makkabäern hatte Jerusalem eine Zeit lang eigene Könige. Einer der letztern, Aristobulus, rief den großen Pompejus ins Land, und so kam 64 v. Chr. Jerusalem unter röm. Herrschaft. Da es noch immer eigene Könige dem Namen nach, auch Hohepriester neben den röm. Statthaltern hatte, so veranlaßte dieß unablässige Meutereien, denen endlich Vespasian und Titus dadurch ein Ende machten, daß sie nach einer fürchterlichen Belagerung, wobei über eine Million Juden umkamen, im J. 70 n. Chr. die Stadt erstürmten, die Einwohner vertilgten und Alles verwüsteten. So schien Jerusalem gänzlich zu Grunde gegangen zu seyn. Allein theils waren noch Gebäude in Menge übrig geblieben, theils sammelten sich wieder die zerstreuten Juden, bauten sich an und empörten sich von Neuem gegen die Römer. Hierdurch erbittert, ließ Kaiser Hadrian im J. 118 Alles zerstören, was Titus

verschont hatte. Er ließ eine neue Stadt u. d. N. Aelia Capitolina anlegen, worin zu wohnen keinem Juden erlaubt war. Konstantin d. Gr. und seine Mutter Helena stürzten die über dem Grabe des Erlösers errichteten Götzenbilder und ließen viele neue christliche Gebäude aufführen. Vergebens versammelte Julian 37 J. später die Juden zu Jerusalem, um daselbst ihren Tempel wiederherzustellen, ward aber durch Ausbruch unterirdischen Feuers daran verhindert. Nun blieb Jerusalem unter Herrschaft der morgenländ. Kaiser, bis Kosroes, König der Perser, 614 sie eroberte. Doch gewann der Kaiser Heraklius im Frieden, 628, die heilige Stadt, doch schon 637 nahm sie der Khalif der Araber, Omar. Von den Arabern ging die Herrschaft an die Turkmanen über. Im ersten Kreuzzuge eroberte Gottfried von Bouillon 1099 Jerusalem. Es ward ein eignes Reich gestiftet, das den Christen 1291 von dem ägypt. Sultane entrissen ward. Unter Selim fiel es 1514 an den Großherrn zu Konstantinopel. (Vgl. Palästina.)

Jesaias, der erste unter den sogen. großen Propheten, wirkte als Volksführer und Prophet im Reiche Juda zwischen 758 und 711 v. Chr. Er stammte nach der Behauptung der Kirchenväter mit Wahrscheinlichkeit von David ab, und sein Vater war hiernach ein Sohn des Königs Joas und Bruder des K. Amasias. Das hohe Ansehen, in welchem Jesaias unter verschiedenen Königen stand, selbst unter dem gottlosen Achaz, gibt der Behauptung Gewicht. Wofern er wirklich von Manasses zum Tode verurtheilt und zersetzt worden ist, muß er ein sehr hohes Alter erreicht haben. In seinen Orakeln rügt er die Frevel und die Gottvergessenheit der Nation und dräuet mit harter Heimsuchung, gibt aber auch herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Auch erscheint in ihnen die Weissagung des Messias und seines herrlichen Reiches in vielen Ausdrücken, bald in Bildern, bald in voller Klarheit. Seine Sprache ist den Gegenständen, die er behandelt, die angemessenste; sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft bei dem schönsten Ebenmaße kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich.

Jesuiten oder Gesellschaft Jesu. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und dem Umsichgreifen eines mächtigen Reformationsgeistes konnten Institute, denen die Richtung auf das Praktische und die heitere Aussenseite abging, nicht mehr ihr Glück machen; die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln als zur Beschaulichkeit angeleitet seyn, und die Mönche hatten ihre glänzendste Epoche überlebt: es galt jetzt, den Katholicismus gegen die Angriffe des Protestantismus zu vertheidigen. Sowie die physische Natur den Kräften Gegenkräfte schafft, so ist auch die moralische Natur nicht minder thätig. Ein neuer Orden entstand in der katholischen Kirche, der über zwei Jahrhunderte lang der Gegenstand der Verehrung und Bewunderung fast aller Nationen, in dem Gebiete der Wissenschaften unumschränkter Herrscher und durch seine moralische Kraft in alle Verhältnisse des öffentlichen und häuslichen Lebens mächtig eingriff; gegen welchen sich auf einmal alle Mächte, alle Stände, alle Elemente der bürgerlichen Gesellschaft feindlich verbanden: unstreitig (wie Robertson sagt) eine der seltensten, der Aufmerksamkeit des Philosophen und Geschichtforschers würdigsten, historischen Erscheinungen. Der Stifter des Ordens ist ein span. Edelmann, Ignaz von Loyola (geb. 1491 auf dem Schlosse Loyola), den seine

glühende Einbildungskraft und Empfindung frühe zu ernstem Religionseifer hinriß. Am Hofe Ferdinand des Katholischen als Edelknabe erzogen, trat er bald gegen die Ungläubigen in Kriegsdienst und zeigte ritterliche Tapferkeit. Der erfochtene Ruhm machte ihn eitel, und er beschloß die militairische Laufbahn weiter zu verfolgen. Als er bei der Vertheidigung von Pampeluna 1521 gegen die Franzosen schwer verwundet worden, las er zur Erheiterung während der langwierigen Cur, in Ermangelung eines Romans, die Lebensgeschichte Jesu und die Legenden der Heiligen, welche auf sein empfindsames Herz einen solchen Eindruck machten, daß er beschloß, der Welt zu entsagen und sich einem geistlichen Leben zu widmen. Nach seiner Genesung verließ er seine Familie, legte seinen Ritterschmuck bei dem berühmten Bildniß der heiligen Jungfrau im Kloster Montserrat (in einer kaum zugänglichen Wildniß, welche sich über alle Berge Cataloniens erhebt), ab, gelobte ewige Keuschheit und copirte die Regeln eines heiligen Lebens, die ein frommer Abt, Vetter des Cardinals und Staatsministers Ximenez, vorgeschrieben hatte. Er unternahm eine Wallfahrt nach Palästina, erlangte nach beschwerlichen Studien 1534 in Paris die Magisterwürde in den philosophischen Wissenschaften und verband sich mit mehren Gleichgesinnten (Pierre Lefevre, ein Savoyard, Franz Xavier, ein Navarese, Jakob Lainez und Nikolas Bobadilla, zwei kräftige, geistvolle Spanier, und Rodriguez, ein portugiesischer Edelmann) zur Stiftung eines neuen Ordens (1534), der 1540 durch eine Bulle Pauls III. feierlich bestätigt wurde. Einer ihm angeblich widerfahrenen Vision zufolge nannte ihn Ignaz, der 1541 bei einer Versammlung zu Rom zum ersten General erhoben wurde, die Gesellschaft Jesu. Seine Absicht war ursprünglich mehr auf eine mystische und ascetische Verbindung gerichtet, wie seine „Exercitien" beweisen, aber schnell wurde der Orden den Bedürfnissen der Kirche angepaßt, welches besonders von den staatsklugen Maximen Lainez's (s. d.), des zweiten Generals, ausging, sodaß sich allmälig eine Gesellschaft bildete, welche, nach Johannes von Müller, den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden verdient. Omnia ad majorem dei gloriam (Alles zur größern Ehre Gottes) war der Wahlspruch und die in allen seinen Einrichtungen vorherrschende Idee des Ignaz. Welche Meinung man auch in den andern christlichen Confessionen von einem solchen Plane haben mag; so ist doch offenbar, daß in der bloßen Idee schon etwas Großes liegt. Durch ein dreifaches Gelübde mußten sich alle Mitglieder zur evangelischen Armuth, vollkommener Keuschheit und freiwilligem Gehorsam verbindlich machen; auch alle Würden, Aemter und ehrenvolle Auszeichnungen in der Kirche sowohl als im Staate verachten. Endlich mußten sie sich noch durch ein viertes Gelübde verpflichten, sich in jedes Land, wohin der Papst sie als Missionarien unter Häretiker, Ungläubige oder sonst zum Dienste der Kirche schicken würde, unverweigerlich und ohne Lohn zu begeben und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften ins Werk zu setzen. Die Päpste Paul III. und Julius III., wohl ahnend, welche Stützen gegen die überhandnehmende Reformation sie an den Jesuiten haben würden, bewilligten diesen regulirten Clerikern außerordentliche Vorrechte. Sie sollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und Weltgeistlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit befreit seyn, sodaß sie außer ihren Ordensobern und dem Papste keinen Herrn auf Erden anzuerkennen,

und priesterliche Handlungen jeder Art, den Parochialrechten ungeachtet, bei Menschen aus allen Ständen, selbst während eines Interdicts, auszuüben befugt wären, sondern auch von allen Sünden und Kirchenstrafen absolviren (mit Ausnahme jener, welche dem Papste und die in einer Diöcese dem Bischofe vorbehaltenen Fälle sind), Gelübde der Laien in andere gute Werke umwandeln, ohne weitere päpstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser anlegen und nach Befinden der Umstände sich selbst von der Abwartung der kanonischen Stunden, Fasten und Speiseverboten, auch vom Gebrauch des Breviers dispensiren dürfen. (Mehre dieser Vorrechte waren den Jesuiten als Missionäre ertheilt worden.) Allgemeine Verbreitung in der menschlichen Gesellschaft bei möglichst festem innern Zusammenhang als Orden war der Hauptgrundsatz der Verfassung des Ordens, zufolge der sich die Gesellschaft in mehre Classen oder Stände theilte. Die Novizen, die aus den talentvollsten, wohlgebildetsten Jünglingen und Männern ohne Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse gewählt und zwei Jahre lang in dem Noviciat zubringen mußten, wurden hier zu allen Tugenden des Ordens geführt und gleichsam in denselben eingeweiht, ohne unter die wirklichen Mitglieder zu hören. — (Es war hinsichtlich der Gelübde offenbar eine der weisesten Einrichtungen, daß die Novizen nach 2 Probejahren nur erst die einfachen Gelübde ablegen, die den Obern das Entlassungsrecht und den Gliedern das Austretungsrecht frei ließen, zur Ablegung der feierlichsten Gelübde aber erst nach einem großen Zeitraume, nachdem sie 3 J. die Philosophie studirt, 4 oder 5 J. die Humaniora gelehrt, 4 J. sich dem theologischen Studium gewidmet, und dann erst noch das 3. Probejahr ausgehalten hatten, zugelassen werden konnten.) — Es gab außer den Coadjutoren noch sogenannte weltliche Jesuiten, wovon viele Schriftsteller so großes Aufsehen gemacht haben; aber das ganze Geheimniß von diesen weltlichen Jesuiten mag wohl darin bestehen, daß Jesuiten in Ländern, wo sie ihr Ordenskleid nicht tragen durften, in weltlicher Kleidung einhergingen, und daß sie wie andere Orden Affiliationsbriefe an Nichtjesuiten ertheilt und diese aller Gebete und Verdienste des Ordens theilhaftig gemacht haben, wie man von Ludwig XIV. glaubt. Die Scholastiker und geistlichen Coadjutoren mußten die feierlichen Gelübde leisten und sich insbesondere zum Jugendunterricht verpflichten. Sie wirkten als Professoren auf den Akademien, als Prediger in den Städten und an fürstlichen Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Beichtväter und Gehülfen bei den Missionen. Den obersten Stand bilden die Professen, deren Kenntnisse und Gewandtheit in Geschäften, deren Energie und Treue gegen den Orden sich bewährt hat. Sie dienen, wenn sie in den Profeßhäusern zusammenleben, als Missionaire unter den Heiden und Häretikern, als Beichtväter und Residenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat und sich ansiedeln will, und sind völlig befreit von der Verpflichtung zum Jugendunterricht. Nur sie haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und selbst Profeß gewesen seyn muß. Die Vereinigung unter einem einzigen Oberhaupt war durchaus nothwendig; indem der Hauptzweck des Ordens bloß dadurch konnte erreicht werden, daß es einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gab, von welchem aus den vereinten Kräften aller Zweige desselben die zweckmäßigste Richtung und nöthige Im-

pulsion konnten ertheilt werden. Der General bekleidet seine Würde lebenslänglich; er ist der Centralpunkt der Regierung des ganzen Ordens und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen und vierteljährliche von den Superioren der Profeßhäuser, von den Rectoren der Collegien (welche die eigentlichen Klöster der Jesuiten sind), und von den Noviciatmeistern Nachricht über merkwürdige Ordensbegebenheiten und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste aller einzelnen Glieder. Ferner ist ihm freigestellt, alle Mitglieder mit Aufträgen, wohin er will, selbst unter von der Kirche ausgeschlossene Häretiker zu senden, aller Orten Lehrer der Theologie anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, welche denen der Hochschulen gleich gelten sollten. Uebrigens sorgen die Gesetze des Instituts mit Weisheit dafür, daß der General sich nie eine willkürliche Gewalt anmaßen möchte. Nicht durch schwankende, sondern fest bestimmte Gesetze sind die Grenzen seiner Macht, sowie der Kreis seiner Pflichten vorgezeichnet; überschreitet er jene, oder entfernt er sich von diesen, so verordnet die Verfassungsacte seine Entsetzung. Derselbe kann so wenig Despot seyn — wie man oft vorgegeben hat — daß er vielmehr selbst unter der Aufsicht eines Monitor steht, der, von der Gesellschaft gewählt, völlig unabhängig von ihm, ihn, gleich als wäre er sein Gewissen, controlirt. Dem General stehen außerdem noch 5 Assistenten oder Räthe zur Seite, welche die 5 Hauptnationen, Italiener, Deutsche, Franzosen, Spanier, Portugiesen, bei ihm repräsentiren. In geistlichen Angelegenheiten steht er unter dem Papst, in weltlichen unter der Regierung, unter welcher er lebt, und in solchen, welche ihn persönlich oder die Gesellschaft allein betreffen, unter der Generalcongregation des Ordens. Unter keinem Vorwande darf er — wäre es auch zum Besten der Religion oder zur Beförderung der Frömmigkeit, wie die Constitution ausdrücklich sagt — sich in andere Geschäfte mischen als bloß solche, welche den Orden unmittelbar betreffen. Diese feste Constitution und die strengen Prüfungen, fortwährende Aufsicht und unbedingter Gehorsam in erlaubten Dingen vergewisserten der Gesellschaft ebenso sehr ihren innern Zusammenhang als die Fähigkeit und Reinheit ihrer Glieder. Der Orden theilte sich in Provinzen, deren jeder ein Provinzial vorstand. Unter diesem standen nun die Profeßhäuser mit einem Präpositus an der Spitze und die Collegien mit einem Rector. Dieß ist eine kurze Darstellung der innern Verfassung des Ordens, der bei Loyola's Tode 1556 schon über 1000 Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erste Provinz, der Entstehung nach, war Portugal, wo Franz von Xavier (vrgl. d.) und Rodriguez schon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Fortpflanzung der Jesuiten in den italienischen Staaten, in Spanien, wo ungeachtet des Widerspruchs vieler Bischöfe, doch das Beispiel mehrer Granden (vorzüglich Franz Borgia's, Herzog von Gandia, der selbst in den Orden trat, General wurde und nach seinem Tode die Ehre der Heiligsprechung erhielt) sehr bald durchdrang, und im katholischen Deutschland, wo Oestreich und Baiern, das wirksamste Gegenmittel gegen den mächtig anwachsenden Protestantismus in ihrem erfolgreichen Streben, den Glauben der alten Kirche aufrecht zu erhalten, erkennend, ihnen mit Begünstigungen und Stiftungen entgegen kamen. Auf den Hochschulen zu Wien, Prag und Ingolstadt erlangten sie ein Uebergewicht, in dessen Besitz sie sich 200 Jahre lang behaupteten. Hauptsächlich zeichneten sie

sich auf dem Concilium zu Trient aus, wo Ludnez und Salmeron als päpstliche Theologen auftraten. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Reformation viel weiter um sich gegriffen haben würde, hätten die Loyoliten nicht gekämpft für ihre Kirche. Der Katholik darf Dieses ein Verdienst nennen, und selbst der Protestant möchte solche Leistungen liberal beurtheilen, der erwägt, daß die evangelische Kirche nicht allein, sondern nur in Opposition gegen die katholische Kirche, die also vorhanden seyn muß, bestehen kann. Auch als Lehrer und Bildner der Jugend waren die Jesuiten thätig. Ihr General Aquaviva (s. d.) († 1615) ward der Schöpfer der jesuitischen Pädagogik. Die weltberühmten Jesuitenschulen waren theils Erziehungsanstalten für Knaben aus allen Ständen, theils Seminarien für Jünglinge, die in den Orden treten sollten, bis zur Aufnahme in das Noviciat. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zusammenlebenden Scholastiker und Coadjutoren nach Methoden, die auf das Bedürfniß der Jugend wohl berechnet und durch auffallende Erfolge bewährt, von dem großen Kanzler Baco seinen protestantischen Glaubensgenossen als die besten zum Muster angepriesen wurden und noch im 18. Jahrh. ihren Ruhm behaupteten. Ein freierer Geist bei unabläßiger Aufsicht, eine freundliche Herablassung zu den Schülern und eine weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit zeichnete sie vor andern Klosterschulen aus; und soll man es ein Verbrechen nennen, daß sie die Classiker, welche man den Knaben und Jünglingen in die Hände gibt, castrirten, d. i. von allen den unsittlichen Bildern und Gemälden reinigten, die so leicht die jugendliche Einbildungskraft beflecken, die Begierden entzünden und den Gedanken gleichsam in seinem feinsten Organe schon vergiften? Vergleiche man doch die an Geist und Leib gesunden Jünglinge jener Zeit mit den entnervten Jünglingsgreisen eines folgenden Zeitalters! — Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Belohnungen, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzuspornen; auch der Körper ward durch gymnastische Uebungen gebildet und der äußere Anstand durch theatralische Darstellungen verfeinert. Da aber in allen Schulen Einförmigkeit der Lehrsätze und der Lehrmethode herrschte, so war Dieses freilich der Weg nicht, den Forschungsgeist und das Selbstdenken zu erwecken; es war aber das sicherste Mittel, der Neuerungssucht und den Verirrungen des Verstandes vorzubeugen. Was aber dem Unterricht der Jesuiten so vorzüglich Werth gab, war, daß die Religion Alles beherrschte; es wurden katholische Christen gebildet, nicht zerrissene Gemüther, die innern Haltes ermangeln. Oft zählte ein Collegium mehre hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen fast ausschließlich anvertraut und auch aus protestantischen Ländern zugeschickt. Für ihren Orden zogen die Jesuiten aus ihren Schulanstalten den großen Vortheil, die besten Köpfe frühzeitig auswählen und für die Gesellschaft heranbilden zu können; daher es denn erklärlich ist, wie die Societät Jesu sich durch wissenschaftliche Verdienste so bedeutend hervorthun und bei der gelehrten Welt in Achtung setzen konnte. Das große Jesuitencollegium in Paris war der Centralpunkt, der die Aufmerksamkeit aller Gelehrten, aller bedeutenden Männer aus allen Ständen Frankreichs auf sich zog. Es war das höchste Tribunal, welches alle Gelehrten mit Ehrfurcht als die Quelle literarischen Ruhms, als den Brennpunkt der öffentlichen Meinung betrachteten. Dieses war auf alle Collegien, die der Orden in

den großen Capitalen Europa's hatte, anwendbar. Die glänzende Reihe der in den Künsten und Wissenschaften berühmten Jesuiten ward während der Existenz des Ordens niemals unterbrochen. Naturforscher, Chemisten, Botaniker, Mathematiker, Mechaniker, Astronomen, Dichter, Geschichtschreiber, Uebersetzer, Alterthumsforscher, Journalisten hat der Orden in Menge geliefert. Jesuiten, wie Serrarius, Petav, Sirmond, Tursellin, Bellarmin, Balde, Mariana, Gretser, Flechier, Bourdaloue u. v. A. förderten die Geschichte und Geographie, das Sprachstudium und die Beredtsamkeit auch außer ihrem Orden und ihrer Kirche, und noch in der letzten Zeit beugten sich die ersten Mathematiker Italiens vor den Namen eines Licati oder Lecchi; wurden die Sternwarten der Jesuiten in Rom, Florenz und Mailand, welche unter der Direction eines Boscowich, Ximenes, Lagrange standen, von den größten Astronomen besucht; die Jesuiten Mayer und Hell waren die größten Astronomen Deutschlands, und der Name des polnischen Jesuiten Proczobuet, Director der königlichen Sternwarte in Wilna, ward in allen Ländern geehrt. La Lande und Maskelyne waren seine Correspondenten und Freunde. Daher machte Chateaubriand die sehr richtige Bemerkung, daß, ohne den andern gelehrten Gesellschaften zu nahe zu treten, doch nur die Jesuiten im eigentlichen Sinne des Worts, eine wahre gelehrte Gesellschaft gebildet hätten, indem nur von ihnen alle Wissenschaften ohne Ausnahme, alle Zweige und Nebenzweige des menschlichen Erkenntnisses wären cultivirt worden. — Was die Missionen betrifft, so ist unstreitig nichts mit dem Flammeneifer zu vergleichen, den sie hierin bewiesen. Ihre nie zu ermüdende Standhaftigkeit, ihr nie erkaltender Eifer auf diesem weitschichtigen Felde grenzenloser Mühseligkeiten, waren von jeher Gegenstände der Bewunderung. Länger als zwei Jahrhunderte hindurch wurden ihre Bemühungen stets von dem schönsten Erfolge gekrönt. Losgerissen von allen Wünschen und Bequemlichkeiten des Lebens; entschlossen, Alles für das Wohl der Menschheit zu unternehmen; ohne Rücksicht auf Entfernung oder Klima, in jedes Land zu gehen, wohin das Gebot der Obern ihn rief; gleich geschickt für die Einsamkeit, wie für das öffentliche Leben; dort arbeitend an seiner eigenen Heiligung, hier belehrend durch hervorleuchtendes Beispiel; glücklich in der Abgeschiedenheit, zufrieden in dem Geräusche der Welt — nirgends hatte der Jesuit eine Stätte der Ruhe; er mußte seine Thätigkeit nach allen Richtungen ausbreiten und seine Wirksamkeit in alle Welttheile tragen. Xavier begann 1541 die außereuropäische Missionen. Tief im Innern Asiens, in Japan, wo der Orden sich vorzüglich unvergängliche Kränze wand (denn halb Japan bekannte sich schon zum Katholicismus, als eine unglückliche Revolution, die in Beda entstand, alle Christen und mit ihnen alle Jesuiten, aus demselben theils vertrieb, theils vertilgte), auf den Molucken errichteten die Jesuiten das Zeichen der Erlösung und predigten die Lehre des Evangeliums; sie verkündeten es in China, in den beiden Indien, in Aethiopien und in dem Lande der Kaffern. Auf der andern Hemisphäre drangen sie in die von ewiger Kälte erstarrenden Zonen des nördlichen Amerika. Nun wurden die Huronen civilisirt und Canada hörte auf, bloß von Barbaren bewohnt zu seyn. Andern gelang es unter dem rauhen Himmel Californiens, wo eine erzürnte Natur dem Menschen beinahe alle ihre Gaben entzogen hat, neue Horden zu civilisiren und in christliche Gemeinden zu vereinigen. Zu gleicher Zeit durchzogen wieder

Andere jene weltschlichtigen Länder, welche, von herumirrenden Völkerschaften bewohnt, nordwärts von Mexiko liegen, und wohin vor ihnen noch kein Apostel des Evangeliums gedrungen war. Während Dieses in solchen bis dahin kaum dem Namen nach bekannten Gegenden geschah, fuhr eine noch größere Anzahl von Ignazens Jüngern fort in Brasilien, Paraguai und Maranhon ganze Nationen dem Evangelium zu unterwerfen. An den Namen eines Europäers hatten sich unter den Bewohnern Amerikas bis heran bloß Begriffe der Grausamkeit, des Geizes, der Herrschsucht und der schändlichsten Frevel geknüpft. Nur den Jesuiten — wie Montesquieu (in seinem unsterblichen Werke „Esprit de loix") und Robertson („Gesch. Karls V.") sagen — war es vorbehalten, den so schwer beleidigten Genius der Menschheit mit der europäischen Cultur wieder zu versöhnen. Außerdem forderte das Institut jede Art von Dienstleistung, welche die Menschen von den Dienern der Religion erwarten können; und Alle, welche die Jesuiten gekannt haben, geben ihnen einstimmig das Zeugniß, daß sie, so lange ihr Orden existirte, alle ihnen deßfalls auferlegten Verbindlichkeiten mit dem größten Erfolge erfüllten. Mit Bewunderung hörte man in allen Ländern ihre Prediger, überall drängten Vornehme und Niedrige sich zu ihren Beichtstühlen; Kranke und Sterbende sahen sie zu ihrem Trost, zu ihrer Hülfe hereilen; ihre Gebet- und geistlichen Bücher waren in Jedermanns Händen, und Hospitäler, Zuchthäuser und Lazarethe waren zu allen Zeiten die Schauplätze ihres unermüdeten Eifers. Im 16. und 17. Jahrh. fielen im Dienste der von der Pest befallenen Menschen mehre hundert Jesuiten als Opfer ihrer thätigen Nächstenliebe, und während des letzten Rückzugs des franz. Heeres von Moskau fanden 19 Jesuiten in den von franz. Gefangenen überladenen Spitälern ihren Tod. — Unter den Kaisern Ferdinand II. und III. glänzten sie auch als Staatsmänner; sie entwickelten im 30jährigen Kriege ein ungemeines politisches Talent; die durch sie belebte Ligue der Katholiken that ohne sie keinen Schritt; sie durften 1639 die, zufolge kaiserl. Mandats von den Reichsstädten restituirten, kathol. Kirchengüter zum Nachtheil der Orden, denen sie gehört hatten, in Besitz nehmen, wodurch sie natürlich sich viele Feinde zuziehen mußten. Der Jesuit Lamormain, Beichtvater des Kaisers, stürzte den mächtigen Wallenstein und wußte Baiern bei Oestreich zu erhalten. 1618 zählte der Orden 13.112 Mitglieder und 32 Provinzen, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Lithauen, und außer Europa das spanische Amerika, die Philippinen und China neu hinzu gekommen waren. 1640 feierten sie unter dem General Vitelleschi mit großem Gepränge das 100jährige Jubiläum ihres Ordens; ein Fest, dessen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt seyn konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den sie an den Höfen und unter dem Volke fanden, hatten sie dennoch viele Feinde nicht nur unter den Protestanten, die sie fortwährend bekämpften, sondern auch, und zwar vorzüglich unter den Katholiken, wo sie als ein neuer, mit großen Privilegien ausgestatteter, das Unzeitgemäße von Mönchsorden nicht theilender, die Gelehrsamkeit der bisherigen Institute überstrahlender Orden, häufig ein Gegenstand des Neides und des Hasses waren. Unter die Hauptbeschuldigungen, welche man gegen den Orden erhoben, ist die einer die Moral vergiftenden Casuistik: der tödtlichste Dolchstich, den man den Jesuiten geben konnte, er trifft und durchbohrt das Herz des ganzen Ordens; denn haben die Jesuiten den Königsmord, Treulo-

sigkeit, Meineid, Mißbrauch des geschenkten Vertrauens und eine Menge anderer Laster in Tugenden umgewandelt, sobald jene nur als Mittel zur Erreichung eines geistigen Zwecks dienen konnten: dann lastet schwere Schuld auf ihnen, und furchtbare ist die Anklage. Aber sich durch Entsagungen und Bußübungen zu seinem Berufe fähig zu machen — wie die Constitution vorschreibt — „dieß führte", wie der göttinger Professor Stäudlin (st. 1826) sagt, „sie so wenig dahin, die Moral zu verfälschen und zu verderben, daß man ihnen vielmehr zugestehen muß, daß sie die Moral der Kirche mit großem Nachdruck verkündigten". Indessen hat es unter den Casuisten des Ordens mehre gegeben, deren aufgestellte Sätze Irrthümer enthielten. Aber wo gab es je ein Institut, deren Glieder ohne Ausnahme gegen jeden Irrthum geschützt gewesen wären? Auf ein ganz, von jedem Irrthum, von jedem Wahne geläutertes System Anspruch machen zu wollen, konnte nur den Gnostikern in den frühern Zeiten, den Jansenisten, sowie den Philosophen des 18. Jahrh. einfallen. Ueberhaupt hatten die Jesuiten in der theologischen Moral eine doppelte Richtschnur: stets jenen Meinungen beizupflichten, die jedesmal von den übrigen Theologen am allgemeinsten angenommen waren, und dann nie einen Satz wieder aufzustellen, der einmal von der Kirche verdammt war. Wenn also einige Casuisten Lehrsätze vortrugen, welche zu derselben Zeit in allen Schulen vorgetragen, nachher aber von der Kirche verworfen wurden, so begehen ihre Feinde eine große Ungerechtigkeit, ihnen daraus ein Verbrechen zu machen. Die vornehmsten der ihnen gemachten Beschuldigungen sind: 1) daß sie dem Probabilismus angehangen; aber derselbe war schon 100 Jahre vor der Entstehung des Jesuitenordens die allgemeine Lehre fast aller Bischöfe, der vornehmsten Universitäten und allen Ordensgeistlichen. Unter den gehörigen Beschränkungen ist diese Lehre auch nichts weniger als unvernünftig oder für eine reine Sittenlehre verderblich. Das Wesentliche davon besteht darin, daß, wo ein Gesetz nicht deutlich ausgesprochen ist und die Meinungen der Ausleger darüber so getheilt sind, daß nirgends Gewißheit zu finden ist, es alsdann erlaubt sey, derjenigen Meinung zu folgen, welche, ebenfalls durch hinreichende Gründe unterstützt, mehr für die natürliche Freiheit der Menschen als die Strenge des Gesetzes entscheidet. Nun aber entstand auch die Frage, ob es erlaubt sey, der wahrscheinlichen Meinung zu folgen und nicht der wahrscheinlichern. Die Probabilisten beantworteten sie mit Ja. Dieses ward nun von vielen Theologen, besonders aus dem Dominicanerorden, z. B. Lopez de Mercado, Medina, Bannez, lange vor den Jesuiten gelehrt. Vasquez war der erste Jesuit, der dieselbe (1598) ebenfalls aufstellte. Da aber bei der Anwendung dieser Lehre, durch ungebührliches Deuteln und Beugen, die reine Sittenlehre wirklich in Gefahr kommen kann; so hatten die Jesuiten das unverkennbare Verdienst, die Ersten gewesen zu seyn, welche gegen den Probabilismus geschrieben haben. Es waren die Jesuiten Rebello (1608), Comitolus, Molina, Aquaviva, Vitelleschi, Gonzalez, Bellarmin, Blanchi, Gisbert, Daniel u. A., die den Probabilismus theils unbedingt bekämpften, theils in vernünftige Schranken zurückführten, und von Gonzalez sagt Bossuet: „daß Niemand gelehrter als er, Niemand offenherziger dagegen geschrieben habe". Nur den Jansenisten, welche sich Alles gegen die Jesuiten erlauben zu dürfen glaubten, fiel zuerst ein, eine Beschuldigung gegen den Orden hierauf begründen zu wollen. Pascal und Nicole traten zuerst auf: Jener wollte

die Jesuiten lächerlich, Dieser sie gehässig, Beide sie verächtlich machen; zu ihnen gesellten sich nachher noch Perault und Arnauld, Doctoren der Sorbonne. Aber all diese Schriften wurden durch verschiedene Beschlüsse der — sonst immer gegen die Jesuiten feindlich gesinnten — Parlamente von Paris und Bordeaux, „für verleumderische, mit Unbilden, Betrügereien, Verfälschungen und roher Unwissenheit angefüllte Schriften“ erklärt und durch den Büttel öffentlich zerrissen und verbrannt. Dieses Urtheil haben auch mehre berühmten Gelehrten — selbst aus andern Confessionen — unterschrieben, sodaß nach v. Murr „jeder unbefangene Protestant, dem es um Wahrheit der Beweise zu thun ist, über jene Schriften, ihrer falschen Angaben wegen, unwillig werden muß“. Im 18. Jahrh. wurde der Probabilismus nach von den Gelehrten aus andern Orden vorgetragen; und es ist noch sehr die Frage, ob durch die von den Jesuiten angeblich gelehrte laxe Moral, oder durch die Rigoristen und durch das Skandal, welches die Gegner der Jesuiten dadurch erregten, daß sie dergleichen Maximen darlegten und ausmalten, mehr Schaden angerichtet worden. So hat wenigstens d'Alembert geurtheilt. Empörender ist 2) die Beschuldigung, daß die Jesuiten zuerst die schreckliche Lehre vom Königsmorde aufgestellt, sie in ihren Schulen vorgetragen und wirkliche Königsmörder gebildet hätten. Schon 126 Jahre vor der Entstehung der Jesuiten hatte Joh. Petit, Doctor der pariser Universität, ohne alle Einschränkung die Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes behauptet, welche Lehre aber vom Erzbischof von Paris verdammt, von M. Porre, Bischof von Arras, aber auf dem Concilium zu Kostnitz als eine Meinung vertheidigt wurde, die sehr viele Gelehrten bisher ohne Widerspruch vorgetragen hätten. Das Concilium verdammte von Petit's aufgestellten Sätzen nur den: „Jeder Tyrann kann von seinem Unterthan erlaubter Weise getödtet werden“. Nach diesem gefällten Urtheile hatte es also das Ansehen, als wenn dennoch der Tyrannenmord unter gewissen Umständen erlaubt wäre, und nun wurde diese Frage ein Gegenstand der Untersuchung für alle Theologen und Gelehrten durch das ganze 15. Jahrh. bis in die Mitte des 16., vorzüglich aus dem Dominicanerorden, wovon viele, ungeachtet des vom Concilium in der Hauptsache ausgesprochenen Anathema's, dennoch jene Lehre behaupteten. Nach Entstehung ihres Ordens nahmen auch die Jesuiten an der Streitfrage Theil; aber nicht (wie man ihnen vorgeworfen), um diese verderbliche Lehre noch mehr zu entwickeln und auszubilden, sondern vielmehr um dieselbe entweder durchaus zu bekämpfen, oder doch so viel als möglich unschädlich zu machen. Der Jesuit Salmeron, Ignazens berühmter Gefährte, sagt ausdrücklich: daß Niemand befugt sey, einen Fürsten, habe er sich auch der Herrschaft gewaltsam bemächtigt, zu ermorden, besonders wenn er einmal im ruhigen Besitze derselben sey. Die Jesuiten Molina und Lessius sagen, daß der Mord des Regenten, selbst wenn er der größte Tyrann wäre, nach der heil. Schrift niemals erlaubt sey. Von allen Jesuiten — überhaupt waren es ihrer nur ungefähr 12, welche sich mit der Untersuchung dieser Frage befaßten, und wovon einige, z. B. Busenbaum (s. d.), den Dominicaner Prierias wörtlich abgeschrieben — fiel es dem einzigen Mariana ein, in seinem Buche „De rege et regis institutione“ 1590, die Lehre vom erlaubten Tyrannenmord, obschon mit einigen Einschränkungen, aufzustellen, woran die damalige Staatsverfassung Spaniens und sein Studium des Thomas Aquino keinen geringen Antheil hatte. Aber

gleich nach der Erscheinung des Buchs wurde die darin enthaltene Lehre de Tyrannicidio von den gelehrten und berühmtesten Jesuiten, Bellarmin, Berthier, Gretser, Heiße, Jouvenci, Keller ꝛc. widerlegt, 1610 von Aquaviva, General des Ordens, als eine abscheuliche Lehre verworfen, und allen Jesuiten aufs ernstlichste verboten, solche auch nur von weitem zu berühren. Seit dieser Zeit war alles auf diesen Gegenstand Bezughabende aus ihren Schriften und Schulen verbannt. Uebrigens war eben diese Lehre nie das Eigenthum weder eines besondern geistlichen noch weltlichen Ordens. Es war bloß Sache der Meinung; man disputirte dafür und dagegen. Der Irrthum lag in dem Geiste jener Zeiten und war eine Folge der noch ungeläuterten verworrenen staatsrechtlichen Begriffe jener Jahrhunderte. Die gefahrvollen politischen Grundsätze, die der Orden soll gelehrt haben, sind in den „Monita secreta", einem Werke, welches 1610 zum ersten Mal erschien, enthalten. Es enthält wirklich die schlimmsten Grundsätze, seine Unechtheit wurde aber immer von den Jesuiten, auch von Nelleſſen (Aachen 1825) behauptet, welches besonders dadurch glaubwürdig wird, daß auch die heftigsten Gegner des Ordens das Gegentheil nie haben beweisen können, welches auch der freimüthige D. Paulus in Heidelberg bekennt; er glaubt indeß, daß sich darum doch nicht die Unechtheit folgern lasse. Zudem haben der römische Stuhl, der General des Ordens, viele Bischöfe ꝛc. das Buch einstimmig als eine der Gesellschaft Jesu angedichtete Verleumdung verworfen. Das Privatleben der Jesuiten war musterhaft. Durch eine seltene Reinheit und Strenge in ihren Sitten, durch Anstand und Würde in ihrem Benehmen, und durch das Edle und Erhabene, das aus allen ihren Gesinnungen hervorleuchtete, wußten sie ihrem religiösen und moralischen Charakter ein Gepräge aufzudrücken, dem selbst die ärgsten Feinde des Ordens ihre Ehrfurcht und Bewunderung nicht versagen konnten. Robertson („Geschichte Amerikas", 2. Bd., verdeutscht v. J. F. Schiller) tadelt das ausschweifende Leben der meisten amerikanischen Geistlichen und Mönche, gedenkt aber, in Uebereinstimmung mit allen Schriftstellern über Südamerika, der Jesuiten mit den größten Lobsprüchen wegen ihres streng-sittlichen Lebenswandels. Wie allgemein derselbe anerkannt war, sieht man aus dem Abscheu, der Europa durchfuhr, als das Unerhörte geschah, daß ein Jesuit — einer von Hunderttausenden, die im Orden gelebt — Girard nämlich, 1731 wegen einer Schändung angeklagt ward. Es hat nie eine Gesellschaft gegeben, wo solche Ausnahmen — unvermeidbar bei Menschen — seltner waren, selbst mit Hinzurechnung der übrigens noch keineswegs völlig constatirten „Amores Marelli", mit denen Hr. v. Lang menschenfreundlicher Weise die Welt beschenkte, München 1815. Hier noch über das Privatleben der Jesuiten Voltaire's gewichtige Worte: „Was habe ich die 7 Jahre hindurch, da ich bei den Jesuiten wohnte, gesehen? Ein sehr mühsames, mäßiges und ordentliches Leben. Alle ihre Stunden waren eingetheilt, theils in Schularbeiten, theils in diejenigen, welche ihr strenger Orden mitsichbringt. Ich nehme tausend und abermal tausend Menschen zu Zeugen, die sowohl als ich bei ihnen erzogen worden, und kein einziger von allen wird hier mich einer Unwahrheit beschuldigen können. Ich kann behaupten, daß nichts Widersprechenderes, Ungerechteres und Schändlicheres für das Menschengeschlecht gefunden werden könne, als wenn man sie einer lockern Sittenlehre zu beschuldigen suche". An einem andern Orte sagt er: „Pascal's (s. d.) „Provin-

zialbriefe" sollten sogar beweisen, daß es in dem Plane der Jesuiten läge, statt die Menschen zu bessern, dieselben vielmehr zu verschlechtern; aber — setzte der Philosoph hinzu — ein solcher Plan ist so unzweckmäßig und ungereimt, daß selbst noch keine Sekte in der Welt ihn je weder hatte noch haben konnte". Der berühmte Astronom und Philosoph La Lande sagt in einem Schreiben im "Journal des debats" (1799): "Zurückgezogenheit, Sanftmuth, Mäßigkeit und freiwillige Verzichtleistung auf Alles, was die Wünsche anderer Menschen reizt, machten aus diesem Orden eine Gesellschaft, in welcher die Wissenschaften den schönsten und liebenswürdigsten Bund mit allen menschlichen und göttlichen Tugenden beschlossen hatten. Ich habe sie in der Nähe betrachtet; sie bildeten einen Verein von Helden für Religion und Menschenglück u. s. w." — Es ist anziehend, die Geschichte der Verfolgungen der Jesuiten zu betrachten. Da diese Societet aus Menschen bestand und die Krankheit aller Dinge unter dem Monde, nämlich Unvollkommenheit, ansichtrug, so würde man wohl gewiß unglaubliche, ja unmögliche Dinge behaupten, wenn man die Jesuiten von aller Schuld an Dem, was sie betroffen, gänzlich freisprechen wollte. Aber Das muß Jedem, der so viel Gelehrsamkeit und Belesenheit besitzt, um sich überzeugen zu können, und so viel Ehrlichkeit, guten Willen und Unparteilichkeit, um sich auch überzeugen zu wollen, unwidersprechlich einleuchten, daß diese Societät weder die Grundsätze, noch alle die Gebrechen und Verbrechen, welche Katholiken und Protestanten, Jansenisten und die franz. Encyklopädisten ihnen Schuld geben, ansichtrug. Daß sie zuweilen über andere Orden sich erhoben und zu glänzen gesucht, daß sie in ihren Verhältnissen gegen andere Orten und gegen die Weltgeistlichkeit nicht immer die gehörige Klugheit beobachtet; daß sie der wirklichen Vorzüge, die ihre Erziehungsmethode hatte, sich hier und überhoben und andere herabgesetzt; daß sie in ihren gelehrten Streitigkeiten nicht immer mit der nöthigen Mäßigung zu Werke gegangen; daß sie bei ihrem Eifer gegen die Protestanten und Andere, und zur Ausbreitung und Aufrechthaltung des Katholicismus oft zu weit gegangen und nicht immer vorsichtig genug in der Wahl ihrer Mittel gewesen; daß sie von der gewöhnlichen Krankheit der Höflinge und Günstlinge sich auch wohl haben anstecken lassen, ihren Einfluß mißbraucht und sich in weltliche Angelegenheiten gemischt — es wäre zu wünschen gewesen, daß die Jesuiten sich von den Beichtväterstellen bei den Höfen ebenso sehr wie von den Kirchenwürden entfernt gehalten hätten —; daß sie bei ihren Verhältnissen gegen den römischen Hof mehr dem Eifer als der Klugheit Gehör gegeben, ihre Privilegien zuweilen gemißbraucht und überhaupt ihres Glücks, ihrer Vorzüge, ihres Ansehens, ihres Einflusses, ihrer Güter sich hin und wieder überhoben: Wer möchte Das leugnen? Aber wo sind die Menschen von gleicher Lage und Verhältnissen, von welchen Dieses nicht gesagt werden könnte? Um die Beurtheilung der Jesuiten ist es immer eine sonderbare Sache. Wenn man sie anklagen will, schreibt man ihnen zugleich eine so große, fast übermenschliche Klugheit zu, daß man denken sollte, sie hätten nach derselben gar nicht in die Fehler anderer Menschen verfallen können. Eben diese Anklagen indessen, diese Vorwürfe, die man ihnen macht, beweisen da, wo sie aus ihrer Geschichte als gegründet erscheinen, doch deutlich, daß sie — ebenso gut als andere Menschen in der Welt und in den Klöstern — fehlerhafte Menschen waren, und daß sie Dasjenige, was die Lage der Umstände noch Nach-

theiliges für sie mitsichführte, noch zuweilen mit Unüberlegtheiten vermehrten, die ihren Feinden freie Hände ließen, um sie zu vertreiben. Wohin man hier sich wendet, stößt man auf die auffallendsten Widersprüche. Nach den Behauptungen ihrer Widersacher soll sie Nichts, und wenn sie selbst zu Gift und Dolch hätten greifen müssen, gehindert haben, ihre Gegner sich vom Halse zu schaffen, wenn es auch selbst gekrönte Häupter gewesen wären. Dennoch ist von diesen so fürchterlichen Menschen ihren heftigsten Verfolgern, Choiseul, Aranda, Pombal, Tanucci, Felino, Chauvelin, Pintel ꝛc. nicht ein Haar gekränkt worden. Sie, die durch ihre ausgebreiteten Connexionen Alles wissen sollten, wußten nicht einmal, was ihnen selbst am nächsten war und vorging, die Cabalen nämlich, die zu ihrem Verderben gespielt wurden, und waren bei der großen Gewalt, die man ihnen zuschrieb und wornach die ganze Welt durch ihre Intriguen geleitet werden sollte, nicht im Stande, jene Cabalen von sich abzuwenden. Sie sollten die aufrührerischen und gefährlichsten Unterthanen seyn und förmlich die Rebellion in ihren Schriften predigen; dennoch brachten sie diese ihnen vorgebliche eigene Lehre so wenig in Ausübung, daß sie die tyrannischste Unterdrückung mit der größten Resignation ertrugen, sich von Gefängnissen zu Gefängnissen schleppen, deportiren und verjagen ließen. Sie, die für Jedermann eine so laxe Moral haben sollten, daß sie immer für die Gewissen einen Ausweg zu finden wußten, hatten doch dieselbe so wenig für sich, daß sie lieber Alles über sich geben ließen, als daß sie den mit ihrem Gewissen unverträglichen Eid geschworen hätten, welcher ihnen, nach ihrer Aufhebung in Frankreich, vom pariser Parlament zu leisten vorgelegt wurde. Sie, welche die Reichthümer beider Indien besitzen und in allen Banken von Europa Millionen sollten niedergelegt haben, hatten doch so wenig, daß ihre Plünderer in ihren Erwartungen fürchterlich getäuscht worden und sie selbst nach ihrer Aufhebung ohne mildthätige Unterstützung den Bettelstab hätten ergreifen oder im Elende umkommen müssen. Solcher Widersprüche gibt es unzählig mehre. — Die ersten Verfolgungen hatten die Jesuiten in Frankreich zu bestehen. 1540 kamen sie zum ersten Mal dahin. Das Parlament haßte sie als Freunde des römischen Stuhls, die Universität als Nebenbuhler ihres literarischen Ruhmes, der Erzbischof von Paris entschied gegen sie, weil ihre vom Papst erthaltenen Privilegien und Exemtionen der bischöfl. Gerichtsbarkeit entgegen wären. Ohne ein Haus, ohne eine eigene Kirche zu haben, lebten sie nun 10 Jahre in Paris, bis ihnen der Bischof von Clermont eine Wohnung schenkte. Heinrich II. ertheilte ihnen Patentbriefe, welche sie des Eigenthums fähig machen sollten; das Parlament mußte sie, ungeachtet seiner wiederholten Protestation, einregistriren, verwies aber die ganze Sache an den Erzbischof und die Sorbonne. Ersterer untersagte ihnen alle kirchlichen Verrichtungen, und sich dem Gebot unterwerfend, zogen die Jesuiten nach St.-Germain, indeß der Orden in mehren franz. Provinzen Häuser und Collegien erhielt. Endlich wurden sie auf der Versammlung der Reichsstände zu Poissy unter Karl IX. 1561 als Institut in ganz Frankreich anerkannt, jedoch mußten sie auf mehre wichtige Privilegien (vgl. oben) Verzicht leisten. (Das Wesen eines Ordens besteht wahrlich nicht in solchen Freiheiten, von welcher Art sie auch seyn mögen.) Ihre Schulen in Paris eröffnend, war der Zulauf der Studirenden bald außerordentlich; des

Jesuiten Maldonat aufs Höchste gestiegene Celebrität und die hierdurch verödeten Hörsäle der Hochschule erregte den Neid und die Scheelsucht dieser letzter. Unaufhörlich erschollen daher ihre Klagen im Parlamentssaale. Endlich ließ der Rector den Jesuiten andeuten, ihre Schulen zu schließen: treu dem Geiste ihres Instituts gehorchten sie; aber es entstand ein großer Aufstand unter den Studenten, und der König befahl den Jesuiten, sogleich ihre Schulen wieder zu eröffnen und der ganz grundlosen Anmaßungen der Universität nicht zu achten. Aber kaum hatten Reichsgeschäfte den Hof und die Minister auf längere Zeit von Paris entfernt, als sogleich auch die Universität nun bei dem Parlament in Paris eine förmliche Rechtsklage gegen die Jesuiten erhob. Arnauld, Pasquier und Dollee, die Anwälde der Universität, griffen die Jesuiten mit mehr Eifer als Gerechtigkeitsliebe an; ihr Advokat Versoris vertheidigte sie; und da das Parlament zu ihren Gunsten entschied: so mußte das Recht in Riesengröße ihnen zur Seite stehen. Neuen Haß zogen die Jesuiten sich während der Ligue zu, wo sie — wie auch in allen übrigen Ländern, sobald kritische und gefährliche Zeiten eintraten — dem Geist ihres Ordens getreu, durch Mäßigung, Ruhe und Schonung, Klugheit und edle Haltung vor andern sich auszeichneten. Als Heinrich IV. Paris belagerte, behaupteten sie, im Widerspruch mit den übrigen Theologen, daß man sich nicht den Kirchenbann zuziehe, wenn man einem nichtkatholischen Könige die Stadt übergebe. Als nun die Ligue, durch Heinrichs Uebertritt zum Katholicismus, ihr Ende erreicht hatte, und die Parlamente wie die Universität dem neuen König zu huldigen gezwungen waren, beschlossen diese, die Verbannung der Jesuiten zu bewirken, bevor der König selbst die Regierung übernommen hätte; aber Sully that, auf Befehl des abwesenden Königs, dem Verfahren gegen die Jesuiten Einhalt. Die Kläger wie die Richter mußten zwar für jetzt ihren Plan aufgeben, aber aller alter Haß brach los, als Chatel Heinrich IV. zu ermorden versuchte. Man verachtete selbst die unwürdigsten Kunstgriffe nicht (s. Bayle's „Lexikon", Art. Chatel), um die Schuld der Ermordung auf die Jesuiten zu werfen; aber selbst, als man Alles anwandte, was die Kunst sinnreicher Henkersknechte Qualvolles erfinden mochte, konnte man von dem Unglücklichen kein Geständniß erhalten, daß er Mitschuldige habe. Das Parlament verfuhr tumultuarisch, und justizmordete den Jesuiten Guignard, in dessen Zimmer man aufrührerische, das Ansehen des Monarchen beleidigende Schriften gefunden zu haben vorgab, wie der Kanzler Cheverney (der vollkommen davon unterrichtet seyn konnte) in seinen Memoiren schreibt, und verwies den Orden aus dem Reiche. Ganz Frankreich erkannte indeß die Unschuld der Jesuiten, und selbst die Richter gestanden nach einigen Jahren, daß sie bei der Untersuchung sich übereilt hätten. Der Parlamentspräsident de Thou sagt: „So geschah es, daß die Väter, ergriffen von der drohenden Gefahr, ohne der gesetzlichen Formen zu achten, noch die dabei interessirten Theile zu hören, sowie es in aufrührerischen, tumultuarischen Zeiten zu geschehen pflegt, den ganzen Jesuitenorden aus dem Reiche verbannten." (Lib. 152.) Indessen weigerten sich mehre Parlamente, das Decret des pariser Gerichtshofes zu registriren, erklärten dessen Verfahren für ungerecht und nahmen die Jesuiten in Schutz. Vorzüglich in Bordeaux und Toulouse fanden sie eine freundliche Aufnahme, und aus dem ganzen Reiche strömten ganze Züge von Knaben und Jünglingen zu ihnen

hin. Von allen Seiten ergingen also Bitt- und Schutzschriften zu Gunsten des Ordens an den Monarchen. Zu deutlich hatte die öffentliche Meinung sich ausgesprochen und der König, überzeugt von ihrer Unschuld und auch vom Papst dazu mehrmalen aufgefordert, rief sie, trotz den Gegenbemühungen des pariser Parlaments zurück, und sprach sie in einer an eine Parlamentsdeputation gehaltenen Rede, welche die franz. Historiographen Mathieu und Dupleix der Nachwelt in ihrer „Geschichte Heinrichs IV." aufbewahrt haben, von allen gegen sie erhobenen Beschuldigungen frei, und zollte ihren Vorzügen und Verdiensten gerechte Anerkennung. Daß die Jesuiten an Ravaillac's Ermordung Heinrichs IV. Theil gehabt, wird von allen gleichzeitigen Schriftstellern als eine Unwahrheit erklärt. Das alberne Märchen von dem Antheil des Herzogs von Lerma und seines Oheims, des Jesuiten Alagnon, an Ravaillac's That, welches Wolf („Allgem. Gesch. d. Jes." Th. 2) erzählt, ist in den „Quest. s. l'encycl." (Tom. I. Genf 1777) nach Verdienst gewürdigt worden. — In England waren die Jesuiten nie sehr bekannt; dieselben bildeten bloß eine kleine Abtheilung von Missionairen, die ihre Verrichtungen unter den überall zerstreuten und gedrückten Katholiken im Stillen und unter dem Schleier des Geheimnisses übten. Durch nichts zogen sie die Aufmerksamkeit der Nation auf sich, als bloß durch die ungewöhnliche Strenge der in ältern Zeiten gegen sich gegebenen, nunmehr aber durch das Parlament wieder aufgehobenen peinlichen Gesetze, welche einzig in den groben Vorurtheilen der Nation ihren Grund hatten, da man sich von den Jesuiten einen Begriff bildete, an welchen sich die Idee jedes Verbrechens und jedes Lasters anknüpfte. Sie werden in der engl. Geschichte als solche ausgezeichnet, welche sowohl wider das Leben der Königin Elisabeth, als auch von der berüchtigten Pulverschwörung unter Jakob I. die eigentlichen Anstifter gewesen, und auch unter Karl und Jakob II. an aufrührerischen Complotten Theil genommen haben. Walpol, Campian; Garnet, Oldekon u. a. Jesuiten haben in England als Hochverräther auf dem Blutgerüste ihr Leben geendet; allein sie waren vielmehr unglückliche Opfer des Parteigeistes. Walpole's ganzes Verbrechen stand darin, daß er als Missionair nach England gekommen; und die ihm angebotene Begnadigung unter der Bedingung, die Königin Elisabeth als Kirchenoberhaupt anzuerkennen, ausschlagend, starb er für seinen Glauben. Den Jesuiten Campian, durch Religionseifer nach England getrieben, traf ein gleiches Loos. Drei von seinen Richtern weigerten sich, das Todesurtheil zu unterzeichnen, und ungeachtet selbst Elisabeth von der Unschuld Campian's und seiner Gefährten — wie Camden („Ann. rer. angl. P. I. p 326") berichtet — sich überzeugt hielt, so ließ sie doch das Urtheil aufs Strengste vollziehen, „um", wie der angeführte Geschichtschreiber sagt, „ihren Unterthanen die Furcht zu benehmen, daß der Katholicismus je wieder geduldet würde". Daß man noch überdieß Menschen zu Jesuiten machte, die nie diesem Orden angehört, sieht man in Hume's „Gesch. Bd. II. S. 4." Der Jesuit Garnet verhauchte 1606, als Haupttheilnehmer an der Pulververschwörung (s. d.) sein Leben am Galgen. Indeß betheuerten die Beschuldigten noch auf dem Blutgerüst seine Unschuld, und überhaupt werden die Jesuiten von Lefevre de la Boderie, Heinrichs IV. Gesandten in London, von den franz. Geschichtschreibern Mezeray, Dufresnoy, Dupleix, Matthieu u. A. freigesprochen, sondern auch selbst engl. Geschichtschreiber, Wilson,

Higgens, urtheilen über die berüchtigte Verschwörung ganz und gar nicht so, daß man sie, wie so oft geschehen ist, den Jesuiten zur Last legen könne. Unter Karl II wurde Whitebrand, Provinzial des Ordens, und die Jesuiten Henwic, Turner und Harcourt, auf das falsche Zeugniß der berüchtigten Oates und Bedloe (vrgl. Hume's „Gesch. Cap. 67“) von dem Tribunal als Hochverräther zum Tode verdammt und hingerichtet. Sie starben als Opfer der Intoleranz. — Auch in Venedig, Malta, den Niederlanden, in Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen, in Polen, Rußland, in Abyssinien hatte der Orden mit widrigen Schicksalen zu kämpfen. Das 18. Jahrh., das philosophische genannt, ist dasjenige, in dem die Jesuiten untergingen. Der Orden hatte um die Mitte desselben seine höchste Blüthe erreicht; er zählte in allen Assistenzen 39 Provinzen, 24 Profeßhäuser, 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Noviciathäuser, 335 Residenzen und 273 Missionen in heidnischen und protestantischen Ländern, und im Ganzen 22.800 Glieder aller Grade, worunter über die Hälfte geweihte Priester waren. Die einmalige Zerstörung ihres Ordens war den Jesuiten zum öftern zuvorgesagt worden. Schon der merkwürdige 14. Brief, den Bobadilla 1554 an Ignatius schrieb, redet von einer einmaligen Vernichtung der Gesellschaft. Von Portugal aus begann der Sturm. Joseph I. bestieg 1750 den portugiesischen Thron; auf die Empfehlung der Jesuiten ward Pombal (s. d.) sein erster Minister. Kaum zu diesem Posten erhoben, strebte er auch schon, den Einfluß der Geistlichkeit, vorzüglich der Jesuiten, und die Macht des Adels zu beschränken. 1754 trug er dem spanischen Hofe einen Tausch einiger Provinzen in Paraguai (s. d.) an, wo die Jesuiten ihre Missionen hatten, gegen andere, 300 Meilen weit entfernte Districte, in der Meinung, daß jene Gegenden eine Menge den Bewohnern unbekannte Goldminen enthielten. Nachdem ihm Dieses gelungen, sollten alle in jenem Theile von Paraguai lebenden Indier (300.000) ihren heimischen Boden verlassen, und in ein über 400 Stunden weitentlegenes unfruchtbares Land ziehen. Die tiefgefühlte, lebendig überwallende Anhänglichkeit an ihr Vaterland, die den Naturmenschen charakterisirt, verbunden mit der unbarmherzigen Härte, mit welcher man ihnen gebot, zu gehorchen, brachte sie zum Aufstand; ein furchtbarer Kampf endigte mit ihrer Besiegung. Aber die Jesuiten nahmen nicht an dieser — auf den ewigen Grundsätzen des Völkerrechts und der Moral beruhenden — Gegenwehr einigen Antheil: im Gegentheil, nachdem sie alle Vernunft- und Billigkeitsgründe in ihren Vorstellungen an die Cabinette von Lissabon und Madrid erschöpft hatten, suchten sie sogar die Indier zu bereden, der eisernen Nothwendigkeit nachzugeben; aber hiedurch verloren sie deren Zutrauen; und das schöne Band, welches die Völker an die Missionaire knüpfte, war auf immer gelöst. Eine große Anzahl verbrannte ihre eigene Wohnungen, floh zu Tausenden in unzugängliche Gebirge, wo sie aber größtentheils zu Grunde gingen. Nachdem man vergebens die Erde durchwühlt und keine Goldmine gefunden hatte, gelang es Pombal, daß unter Karl III. der Vertrag wieder aufgehoben wurde; nachdem eine ganze Nation durch ihn war unglücklich geworden. Aber nur einem Manne, wie Pombal, konnte es einfallen, die Jesuiten nun gar ehrgeiziger Verbrechen anzuklagen. Eine Menge Libelle wurden unter seiner Aegide geschrieben, sorgfältig über Europa verbreitet und in alle Sprachen übersetzt. Nun hieß es überall, die Jesuiten hätten in Südamerika einen vor der ganzen Welt

verborgenen großen Staat gegründet, ansehnliche Kriegsheere errichtet, dieselbe auf europ. Art organisirt und mit zahlreichem Geschütz versehen; jetzt kam gar ein Jesuitenkönig Niklas mit seinem Hofstaat, Feldmarschällen ꝛc. zum Vorschein. Indessen wurden in Madrid Pombal's Schriften verbrannt und die merikan. Bischofe, sowie der Gouverneur von Peru, Don Ulloa, u. m. A. widerlegten durch ihre Berichte Pombal's Fabeln und ertheilten den Jesuiten die größten Lobsprüche. Dessen ungeachtet wurden sie aus sämmtlichen portug. Ländern außer Europa mit unerhörter Härte als Verbrecher nach Portugal geführt und eingekerkert. Es kamen noch andere Beweggründe hinzu, welche Pombal's Abneigung gegen die Jesuiten stets mehr oder mehr verstärken. Mit gleicher Festigkeit arbeitete Pombal dahin, den hohen Adel zu demüthigen, und als der König am 4. Sept. 1758, heimkehrend von einem Liebesabenteuer, von Meuchelmördern verwundet wurde, setzte der despotische Minister daraus eine Verschwörung des Adels und der Jesuiten zusammen, „die, wie, Voltaire („Siècle de Louis XV.") sagt, das Uebermaß des Lächerlichen und Abscheulichen gewesen". Der Herzog von Aveiro, das ganze Haus Tavora wurden auf die grausamste Weise hingerichtet und Tausende des portug. Adels in Gefängnisse gestoßen. Die Jesuiten Malagrida (s. d.), du Matos, Alexander, wurden als vorzügliche Theilnehmer der sogenannten Verschwörung eingezogen, Letztere starben im Kerker und Ersterer wurde 1761, da man ihn keines Antheils zeihen konnte, von der folgsamen Inquisition als Ketzer gerichtet und verbrannt! Im Namen des Königs trug er dem Papste vor, den Orden zu reformiren, „weil — so hieß es, — sie von ihrem frommen und heiligen Institute abgefallen seyn". Benedikt XIV. gab dem Cardinal Saldanha hierzu den Auftrag; da aber dessen Visitation den Erwartungen Pombal's nicht entsprach, so verbannte der Minister alle (1640) Jesuiten (3. Sept. 1759) aus dem Reich, ließ sie nach dem Kirchenstaate schiffen, wo sie, von Allem entblößt, die Barmherzigkeit mitleidiger Menschen in Anspruch nahmen. Als mit des Königs Tode (1777) Pombal's Regiment ein Ende hatte, er selbst verhaftet, der schrecklichsten Verbrechen angeklagt, von dem Gerichtshofe zum Tode verurtheilt, durch die Königin aus politischen Gründen aber begnadigt wurde, ließ Letztere auch den Verschwörungsproceß untersuchen und die Hingerichteten alle für unschuldig erklären. — In Frankreich war die vorzüglich durch Voltaire, d'Alembert, Diderot u. A. gestiftete Revolution der Meinungen den Jesuiten gar nicht günstigt. Jetzt, da in Portugal der Stern des Ordens untergegangen, glaubte man auch in Frankreich am Zeitpunkt zu seyn, die Jesuiten zu vertreiben. Anfänglich wollte man den 1757 von Damiens intendirten Königsmord dazu nützen, und es fehlte schon nicht an Gerüchten, von den franz. Encyclopädisten und Jansenisten verbreitet, welche dieses Attentat den Jesuiten zuschrieben. Das Mißliche dieser Beschuldigung fühlend, da es an Beweisen fehlte, gab man die Anklage auf und Voltaire schrieb 1763 an Damilaville: „Die Nachwelt würde mit vereinter Stimme die Vertheidigung des Ordens übernehmen, wenn ich denselben eines Verbrechens beschuldigte, von welchem alle Vernünftige, ja ganz Europa, selbst Damiens ihn längst schon freigesprochen haben". Unter den Feinden der Jesuiten in Frankreich standen der Minister, Herzog v. Choiseul und des Königs Maitresse, Pombadour, oben an. Als Letztere 1756, um Pallastdame bei der Königin zu werden, eine Bekehrung affectirte und den Je-

suiten Du Sacy als Beichtvater zu sich kommen ließ, forderte dieser vor Allem von ihr, daß sie den Hof verlassen, sich in die Einsamkeit begeben und so das von ihr gegebene Scandal wieder gut machen solle. Dieß entrüstete das stolze Weib, sodaß sie von der Zeit an die erklärte Gegnerin des Ordens ward. Was Choiseul betrifft, so konnte er schon deßwegen den Jesuiten nicht geneigt seyn, weil sie und ihre Grundsätze gar nicht zu seinen neuen Philosophemen paßten; aber die eigentliche Ursache, warum er mit unversöhnlichem Hasse den Orden verfolgte, war, weil der Dauphin denselben öffentlich in Schutz nahm. Man wartete bloß auf eine schickliche Veranlassung, und diese ward bald gefunden. Der Jesuit Lavalette auf Martinique hatte Handel — nur mit den Erzeugnissen von den der Mission zugehörenden Länderelen, welches dort jeder Grundeigenthümer thun muß — getrieben; seine Schiffe wurden eine Beute der englischen Caper und seine Wechsel nicht bezahlt Daher belangten die deßwegen interessirten Bankiers den ganzen Orden vor dem pariser Parlamente (welches bei jeder sich darbietenden Gelegenheit seit 2. Jahrh. sich wenig günstig den Jesuiten gezeigt hatte), und dieses verurtheilte ihn zur Bezahlung einer weder von ihm gemachten, noch veranlaßten, noch gutgeheißnen Schuld. Dieser Proceß ward ein allgemeines Signal für alle Feinde des Ordens. In wenigen Wochen erschienen mehr als 140 Schmähschriften gegen die Jesuiten, welche alle seit 2 Jahrh. dem Orden gemachte, längst widerlegte Vorwürfe aufs Neue wieder erneuerten. Das Resultat war, daß das Parlament, wegen Erhaltung des Staats plötzlich Besorgniß affectirend, auf Choiseul's Betrieb, ohne einmal die Jesuiten zu hören, noch auf das Gutachten der franz. Bischöfe von 1762 zu achten: „daß ihre Lehre echt, unverfälscht, ihre Sitten tadellos wären und ihre Statuten sowie die ganze Tendenz des Ordens den Pflichten gegen König und Staat nicht im mindesten zuwiderliefen", die Gesellschaft aufhob: „weil in ihrem Institute (welches Pombal fromm und heilig hieß), in den Bullen, ihrer Constitution, den Formeln zur Ablegung der Gelübde, den Decreten der Generale ꝛc. wirklich Mißbrauch vorhanden, und deßhalb der Orden der geistlichen und weltlichen Autorität gefährlich sey". — Spanien folgte nicht lange darnach dem in Portugal und Frankreich gegebenen Beispiele. Als Karl III. 1759 den span. Thron bestieg, gab er dem Ordensgeneral die Versicherung, daß er den Orden in seinen besondern Schutz nehmen würde. Allein es begab sich anders; denn als der Herzog von Aranda, Choiseul's Freund, ins Ministerium trat, war das Loos der Jesuiten entschieden. Aranda nahm zu einem kleinen Staatsstreich seine Zuflucht. Einst ward nämlich an einem Abend dem Rector des Jesuitencollegiums zu Madrid ein Fremder gemeldet, der ihn zu sprechen verlangte. Der Fremde abgebend, daß er von Sevilla vom Rector des dortigen Collegiums komme, übergab ihm ein Paquet Schriften mit der Bitte, dieselben mit Aufmerksamkeit zu durchlesen und seine Bemerkungen hinzuzusetzen, er selbst würde das Paquet nach einigen Tagen wieder abholen. Der Rector, nichts Arges ahnend, ließ die Papiere auf sein Zimmer bringen, ging aber gleich, da die Stunde der Zusammenkunft im Refectorium schon begonnen hatte, dahin. Kaum dort angekommen, meldeten sich königl. Commissarien, welche alle Papiere, auch das eben angekommene Paquet, unter Siegel legten und Alles ins Büreau von Aranda brachten. Aus ihrer sorgloser Unbefangenheit wurden die madrider Jesuiten furchtbar aufgeschreckt, als in der

Nacht vom 1—2. April 1767 plötzlich in Einer Stunde alle Collegien der Jesuiten im ganzen span. Reich von Soldaten umgeben, sie aus ihren Wohnungen herausgerissen und nach dem Kirchenstaat geschickt wurden. Am folgenden Tage erklärte der König Karl III. feierlich, „daß die Ursache der Gefangennehmung und Vertreibung der Jesuiten aus dem Spanischen für immer ein, in seinem Herzen tiefverschlossenes Geheimniß bleiben und er solches mit ins Grab nehmen werde". Ganz Spanien, ja die halbe Welt zerbrach sich den Kopf, was wohl dieß königl. Geheimniß seyn mochte. Pius VI., damals noch Cardinal und Mitglied der wegen den Angelegenheiten der Jesuiten niedergesetzten Congregation, entdeckte zuerst die schändliche Intrigue. Die span. Regierung hatte gleich nach der Vertreibung, um sich zu rechtfertigen, sehr viele von den vorgeblich bei den Jesuiten gefundenen Papieren nach Rom geschickt. Unter denselben befanden sich Briefe angesehen span. Jesuiten an andere des verruchtesten Inhalts, in welchen die Person des Königs auf das schändlichste mißhandelt war. Allein es fand sich, daß diese Briefe falsch und unterschoben waren, indem man die Handschrift mit echten Handschriften des angeblichen Schreibers auf das sorgfältigste mit einander verglich u. s. w. Jetzt erinnerten sich die madrider Jesuiten des Paquets, welches einige Augenblicke vor der Beschlagnahme ins Collegium gebracht worden. Er bedurfte keiner scharfsinnigen Combinationen mehr, um das nicht sehr fein gesponnene Gewebe der Intrigue des Aranda und Campomanes zu durchschauen; gelöst war das Räthsel und errathen das in der königl. Brust so lange verschlossen gehaltene Geheimniß. Aus Neapel und Sicilien, wo Tanuzzi das Staatsruder führte, aus Parma und Piacenza wo Felino regierte, und von Malta ward der Orden auf Choiseuel's und Aranda's Betrieb ebenfalls verbannt. Nach dem Tode Papst Clemens XIII., den die Vertreibung der Jesuiten und andere Gegenstände mit Portugal und den bourbonischen Höfen entzweit hatte, bestieg der Cardinal Ganganelli u. d. N. Clemens XIV. (s. d.) den päpstl. Thron (1772). Dieser erließ, auf die beständigen Forderungen Portugals und der bourbonischen Höfe, endlich am 21. Juli 1773 das bekannte Aufhebungsbreve (zu einer Bulle würden die Cardinäle nie ihre Zustimmung gegeben haben) des Ordens in allen Staaten. Eigentliche Gründe der Aufhebung sucht der aufmerksame Forscher vergebens darin. Nach einer langen ermüdenden Aufzählung der vielen kleinen, meist höchst unbedeutenden Orden, welche von seinen Vorgängern sind aufgehoben worden, erwähnt er, daß häufig wiederholtes Klagen zu verschiedenen Zeiten gegen die Jesuiten seyen erhoben worden, daß das Concilium von Trient in Betreff dieser Gesellschaft nichts Besonderes festgesetzt, und führt dann unter andern selbst die Zudringlichkeit der span. Inquisition, zu deren eifrigsten Beförderen, Dienern und Helfern man die Jesuiten so oft dargestellt hat, unter den sein Verfahren gegen die Jesuiten rechtfertigenden Beweggründen an. Vier Wochen nach der Aufhebung setzte Clemens eine Commission nieder, „welche die gegen die Jesuiten erhobenen Beschuldigungen und Anklagen untersuchen sollte!!" Hier passen des liebenswürdigen Denis Worte: „Ein Gott geweihter, jeglicher Menschenart durch allen Zonen fröhnender Männerbund erlag den Ränken, ward zerrissen unüberwiesen und ungehört". Und Johannes von Müller sagte: „Weisen Männern ward bald bemerklich, daß eine gemeinschaftliche Vormauer aller Autoritäten gefallen war". Die Aufhebung wurde allent-

halben rasch und gewaltsam durch Militair ausgeführt, weil man glaubte, daß eine förmliche Unterdrückung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelassen hätte; "aber diese Menschen, sagt Bausset, die man unter den gehässigten Zügen der Rachgier, des Geizes und der Herrschsucht malte, denen man ungeheuern Reichthum und grenzenlosen Einfluß in allen Cabinetten zum Vorwurf machte: diese beugten sich willig und ohne zu murren unter die Hand, die sie zermalmte". In Deutschland behandelte man sie am schonendsten. Aber weder in den Archiven noch in den Cassen der Jesuiten fand sich das Gehoffte, und wenn Manche glauben, daß die Schätze geflüchtet, so hat man davon doch bis jetzt nichts weiter erfahren. In Rom wurde das Noviciathaus rein ausgeplündert; selbst die Kloaken durchwühlend, ohne die vermeintlichen Schätze zu finden, wurden die Jesuiten hier noch persönlich untersucht, welches auch in andern Ländern geschah. Ricci, der General des Ordens, ein ehrwürdiger Greis, wurde gleich einem Räuberchef nach der Engelsburg geschleppt, wo er nach langem Verhafte im Kerker starb. Er betheuerte noch vor seinem Ende bei Gottes Allwissenschaft, daß die Gesellschaft Jesu keinen Grund, auch nicht den kleinsten, zu ihrer Aufhebung gegeben hat; er versichert dieß mit der ganzen moralischen Gewißheit, die ein Oberer haben kann, der genau von Dem unterrichtet ist, was in seinem Orden vorgeht; dann betheuert er aufs Feierlichste seine Unschuld und die reinen Absichten, welche ihn in seinem Amte stets geleitet; daß er sterbe mit dem Bitten für seine und des Ordens Feinde. Friedrich d. Gr. erkannte die Aufhebung nicht an, sondern behielt die Jesuiten als eine nützliche Gesellschaft in Schlesien, welches er dem Papst durch seinen Geschäftsträger in Rom erklären ließ. Da aber die Jesuiten, vielleicht aus zu großem Gehorsam gegen den Papst, den König um Genehmigung ihrer Aufgebung baten, willigte er endlich ein, "um ihrem Gewissen keinen Zwang anzuthun". Er zeigte gegen sie eine, die meisten katholischen Mächte beschämende Milde, gab vielen reichliche Pensionen oder einträgliche Beneficien, und ließ die Uebrigen, welche dieses vorzogen, ruhig in ihren Collegien wohnen und die Jugend unterrichten. Erst unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. wurden sie völlig getrennt. Auch Katharina II. hielt den Orden in Rußland aufrecht, welches in ihrem Artikel erzählt wird. Clemens XIV. überlebte den Fall des Ordens kaum um ein Jahr; seine Krankheit wie sein Tod waren von sonderbaren Symptomen begleitet und man nahm daher keinen Anstand, den Jesuiten ebenfalls die Schuld davon zuzuschreiben. Die Umgebungen und Aerzte des Papstes erklärten sich wider diese Verleumdung und Lebret lieferte in seinem "Magazin der Staaten- und Kirchengeschichte" so genaue und die Jesuiten rechtfertigende Nachrichten, daß jene Verleumdung nicht zur Meinung werden konnte. Durch die Zerstörung des Jesuitenordens ward auch jenes Erziehungssystem zerstört, welches sich durch seine beständige Richtung auf das Religiöse besonders auszeichnete; und im öffentlichen Unterricht öffnete sich eine Lücke, die jetzt noch nicht überall — besonders in Frankreich und den südlichen Ländern — ausgefüllt ist. Da man sich die Zwecke des Ordens so umfassend gedacht hatte, so war es kein Wunder, daß man glaubte, die Gesellschaft existire noch, obschon sie aufgehoben sey. So sollten die Exjesuiten sich der Rosenkreuzerei bemächtigt und die Plane der Illuminaten eigen gemacht haben: bald glaubte man, daß sie sich in die Maurerei eingedrungen hätten, um von dieser Seite die

Welt zu bearbeiten. Durch das Geschrei der „Allgem. deutsch. Bibl.“, welche die Exjesuiten zum Untergang des Protestantismus verschworen sah und überall Spuren ihres Einflusses entdecken wollte, bildete sich in Berlin durch Biester, Nicolai u. A. ein ordentliches System der Jesuitenriecherei; und jeder Protestant, der einmal gut von Katholiken sprach oder mit ihnen freundlich verkehrte, mußte ein heimlicher Jesuit seyn. Die neueste Zeit veranlaßte in einigen katholischen Ländern die Meinung, daß die Jesuitenorden der beste Damm sey gegen die revolutionnaire Richtung der Völker. Papst Pius VII. bestätigte 1801 den Jesuitenorden in Weißrußland und Litthauen, wo er noch immer fortgeblüht hatte; stellte 1804, in Uebereinstimmung mit der weltlichen Regierung, den Orden auf der Insel Sicilien, im Interesse der Schulbildung der Jugend, wieder her. Nachdem der Papst durch den wiener Congreß zu seiner weltlichen Souverainetät und durch die katholischen Mächte zur Herstellung der durch Frankreichs militairische Regierung unterbrochenen alten kirchlichen Verhältnisse gelangt war, erneuerte er, nach dem Wunsche der damaligen sämmtlichen mächtigen katholischen Regenten, was historisch ist, den 7. Aug. 1814 den Jesuitenorden dergestalt, daß er wieder aufgeben solle, wie er unterging. Am 11. Nov. 1814 wurde das Noviciat zu Rom wieder eröffnet und seitdem viele meist durch Rang und Bildung ausgezeichneten Männer aufgenommen. Auch traten sie daselbst 1824 in den Besitz des Collegium romanum. Ihre Zahl hatte 1829 so sehr zugenommen, daß man außerhalb der Stadt für ihr Unterkommen Platz suchen mußte; die Seminarien waren überfüllt. Im Staate beider Sicilien wurden sie ebenfalls wieder hergestellt. Durch ein k. Decret vom 12. Juli 1829 erhielten sie in Neapel, außer dem ihnen seither bewilligten Rechte des Unterrichts in Collegien für alle Bürgerkinder ohne Unterschied, auch das Recht der ausschließenden Erziehung des jungen Adels in einem Lyceum. Auch zu Modena, Genua, Parma, Ferrara u. a. Städten Italiens erhielten sie Erziehungshäuser. In Spanien setzte sie Ferdinand VII. den 29. Mai 1815 wieder in den Besitz aller seit 1767 dem Orden im Reiche entzogenen Rechte und Güter ein. Doch die Staatsveränderung im März 1820 hatte ihre abermalige Verbannung aus demselben, sowie die Herstellung der absoluten Gewalt 1823 ihre Rückkehr zur Folge. Auch in der Schweiz wurden von den Jesuiten in Sitten und Brieg in Wallis, sowie in Freiburg im Uechtlande Erziehungsinstitute gegründet. In Frankreich wirkten die Jesuiten seit der Restauration als Missionare und Väter des Glaubens. Sie besaßen 1827 folgende Secondairschulen: zu St.-Acheul bei Amiens, zu Ste.-Anne in der Bretagne, zu Dole im Jura, zu Montmorillon in der Vienne, zu Bordeaux, zu Aix, Forcalquier und zu Billom, welche über 3000 Zöglinge zählten und unter der Aufsicht der Bischöfe standen. Sie wurden, da die frühern gegen die Jesuiten in Frankreich erlassenen Gesetze nicht zurückgenommen, bloß geduldet. Auf des Grafen Montlosier's (der die Jesuiten des Ultramontanismus beschuldigte, wogegen der Bischof von Hermopolis sie in der Deputirtenkammer vertheidigte) Aufforderung versammelte sich 1827 eine große Anzahl Rechtsgelehrter zu Paris, welche die Existenz der Jesuiten in Frankreich für gesetzwidrig erklärte. Hierüber ward in beiden Kammern lebhaft gekämpft. Endlich ward durch königl. Ordonnanz vom 16. Juni 1828 den Jesuiten die Leitung des öffentlichen Unterrichts genommen und viele Mitglieder ihres Ordens gingen nach der Schweiz, Bel-

gien und Savoyen. Die bedeutendsten franz. Familien schickten nun ihre Söhne in das Jesuitencollegium zu Freiburg in der Schweiz. Die Juliusrevolution 1830 trieb auch die Jesuiten aus Frankreich. Portugal beharrte standhaft bei seiner Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die Jesuiten aus dem Reiche verwies. Erst der Usurpator Don Miguel hat sie am 30. Aug. 1832 wiedereingeführt, jedoch ohne Zurückerstattung ihres bei der Aufhebung entzogenen Eigenthums. Seit Don Pedros Eroberung Lissabons, ein J. später, ist dort das Decret von 1759 wieder in Kraft getreten. In England sind nach den neuesten Berichten 119 Jesuiten, wovon 55 in dem Collegium zu Stony-Hurst und 22 zu Hodder-House. In Irland wurden 1825 Ordenshäuser und Schulen errichtet. Der von den Jesuiten dem König unlängst geleistete Eid der Treue ist ein Beweis ihres Civismus und ihrer Anhänglichkeit an die englische Constitution. Aus Petersburg und Moskau wurden die Jesuiten durch ein Ukas vom 1. März 1817 verwiesen, weil mehre vornehme, bei ihnen studirende Jüngling griech. Religion zur kathol. übergetreten waren. Als dieß sich mit einem Neffen des Fürsten Gallizin, Minister des Cultus und des öffentl. Unterrichts, ebenfalls ereignete; als die Jesuiten sich den Bibelgesellschaften nicht anschließen wollten, sowie aus mehren andern, noch nicht allseitig aufgehellten Ursachen, wurde der Orden durch den Imnoi-Ukas vom 25. März 1820 im russ. Reich und in Polen aufgehoben, ebenso ihre Akademie zu Polozk, die Güter des Ordens eingezogen und sämmtliche Jesuiten über die Grenze geschickt. Späterhin verbot der Kaiser, was vorzüglich in den poln. Provinzen 1823 geschehen war, ihre Kinder in die Jesuitenschulen der östr. Monarchie zu senden. Oestreich nahm über 50 der aus Rußland verwiesenen Jesuiten in Galizien auf und räumte ihnen das große Dominicanerkloster zu Tarnopol ein; auch durften sie Lyceen errichten oder schon bestehende mit Lehrern versorgen. 1825 erhielten sie den Befehl, bei Strafe der Landesverweisung den jedesmaligen Erzbischof der Provinz als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Einige Bischöfe, wie in Grätz und Trient, wiesen sie ab, un. meinten, die ihnen untergebenen Geistlichen wären tüchtig und thätig genug, das Volk zu belehren. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sie eine Congregation zu Georgetown, eine Universität zu Washington seit 1815, Noviziat zu Whitemarsch in Maryland, auch steht die kathol. Hochschule in letzterm Lande unter ihrer Leitung; außerdem mehre Missionen. Preußen, Baiern und Sachsen haben in neuester Zeit öffentlich erklärt, keine Jesuiten in ihre Staaten aufnehmen zu wollen. Schon früher hatte der König von Preußen unter dem 13. Juli 1827 eine Cabinetsordre des Inhalts erlassen, daß junge Leute von ihren Angehörigen in Zukunft nicht mehr zu Fortsetzung ihrer Studien an auswärtige Jesuitenschulen geschickt werden sollen; zugleich gibt der König hierüber sein Mißfallen hierüber zu erkennen, weil, wie es in der Cabinetsordre heißt, bei der Fürsorge, welche er allen Zweigen des öffentlichen Unterrichts widme, und da die vaterländischen Lehr- und Erziehungsanstalten auch für die kathol. Jugend auf einen Standpunkt gebracht worden seyen, der dem Bedürfnisse in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht entspreche, der Vorzug, welcher solchen ausländischen Instituten gegeben werde, nur habe befremden können. In Central- und Südamerika gibt es auch keine Jesuiten. An die Stelle des am 27. Jan. 1829 zu Rom verstorbenen Ordensgenerals Ludwig Fortis, wurde

daselbst am 8. Juli 1829 der Pater Joh. Roothan, von Amsterdam gebürtig, gewählt, der zu seinem Gehülfen für die Ordensprovinz Germanien den P. Landez ernannte. — Die Jesuiten haben sich überlebt. Die Welt wird von einem Geist beherrscht, dem diese an Zahl, Einfluß und Talenten jetzt sehr unbedeutenden Ordensleute nicht gewachsen sind. Ueberdieß haben sie mit vielen ungerechten Vorurtheilen zu kämpfen. Denn noch immer sind die ehrwürdigen Trümmer eines „dem Menschenglück einst unter jeden Zone fröhnenden Männerbundes" den Angriffen ihrer unversöhnlichen Feinde ausgesetzt. Umsonst erwarten noch immer die Tausende und abermal Tau ende, die im Laufe zweier Jahrh. in dem Orden lebten, wirkten und Segen verbreiteten, von einer gerechteren Nachwelt ihre Rechtfertigung; als Eingeweihte des Lasters und jedes Verbrechens werden ihre Namen noch immer gelästert, ihr Andenken geschändet und sie selbst, gleich einer verheerenden Pest, dem Fluch und Abscheu aller kommenden Geschlechter bezeichnet. Aus ihren über die beiden Hemisphären zerstreuten Grüften erschallen ihre klagenden Stimmen und rufen um Gerechtigkeit. Es ist einmal Zeit, daß die Wahrheit ihre Stimme erhebe und die Geschichte ihr weltrichterliches Amt wieder übe; endlich ist es zu wünschen, daß Männer, ausgerüstet mit Kraft und Idealität, das furchtbare Organ der Wahrheit und Gerechtigkeit werden. Treffliches hat schon ein protestantischer Brite, R. C. Dallas geleistet: „History of the Jesuits", London 1816, deutsch mit Anmerkungen und Erläuterungen vom Verf. des Werks „Ueber den Geist und die Folgen der Reformation" (Fr. v. Kerz, dem Fortsetzer der Stolberg'schen „Geschichte der Religion Jesu").

Jesus Christus, die sichtbare Offenbarung der Gottheit auf Erden, Gott und Mensch zugleich, versöhnte das gefallene Menschengeschlecht mit dem Unendlichen, und steht als Vermittler zwischen beiden. Wunderbar war sein erstes Erscheinen in der Welt, und nicht weniger sein Austreten. In dem Glanze des außerordentlichen, in dem Pompe der Wunder findet man gewöhnlich die Urkunde seiner Sendung; und doch würden sie nichts beweisen, wenn sein Leben ihnen widersprochen hätte; sie sind nur in so weit göttlich, als dieses göttlich ist, und wie sehr war es dieß! Im J. Roms 750, nach Münter 747, unter August, ward Jesus zu Bethlehem in Judäa von Maria, einem Sprößling aus dem damals verarmten Geschlechte Davids, geb.; sie war mit einem Zimmermanne aus Nazareth, Joseph, verlobt. Seine Geburt kündigten Engel den Hirten des Feldes an, und ein Stern erschien im Orient, der drei Weisen zur Anbetung des göttlichen Kindes gen Bethlehem führte. Am 8. Tage wurde es beschnitten und am 40. trug es die Mutter in den Tempel. Um ihn den Verfolgungen des Königs Herodes zu entziehen, mußte Joseph mit der Mutter und dem Kinde nach Aegypten flüchten und kehrte nicht eher als nach dem Tode des grausamen Herrschers zurück. Sie wohnten zu Nazareth und gingen jährlich nach Jerusalem, um dort die Ostern zu feiern. Sie führten Jesus in seinem 12 Jahre mitsich; er aber blieb zurück und die Eltern, nachdem sie ihn vergebens bei ihren Freunden gesucht hatten, fanden ihn im Tempel mitten unter den Weisen des Volkes. Die heil. Schrift sagt über die Jugendgeschichte Jesu nichts weiter. Im 30. Jahre trat er als Lehrer seines Volkes auf, nachdem er sich vorher von Johannes hatte taufen lassen und 40 Tage in der Einsamkeit verlebt hatte, um sich zu seinem großen heiligen Zwecke

vorzubereiten. Jesus war ungefähr 33 Jahre alt, als er öffentlich erschien. Begleitet von 12 Aposteln, die er zum Hirtenamte berufen hatte, durchwandelte er Judäa, erfüllte es mit seinen Wohlthaten und bestätigte die Wahrheit seiner Lehren durch seine Wunder. Die Dämonen und Krankheiten gehorchten ihm, der Blinde sieht, der Gelähmte geht, der Todte kehrt ins Leben zurück, wenn sein allgewaltiges Wort ertönt; doch verrichtet er keine Wunder, bloß um seine göttliche, über die Gesetze der Natur gebietende Kraft zu zeigen; sie haben alle einen edlern, schönern Zweck; um zu segnen, heilen, beglücken ist er in die Welt gekommen, nicht um zu glänzen; deßwegen entzieht er oft seine unbegreiflichen Werke dem Auge des Volkes, schreibt nicht selten die wunderbare Hülfe den Geretteten zu: „Dein Glaube hat dir geholfen"; und verweiset es selbst dem Volke, daß es zu seiner Ueberzeugung geblendet seyn will, daß seine Vernunft nicht eher begreift, was es so deutlich in seiner Brust vernimmt, was Natur, Vernunft und Menschenleben lehrt, als bis die Wahrheit, ihm das Unerklärliche, Geheimnißvolle, durch Wunder aufgedrungen werde: „Ihr glaubt nicht eher, sprach er, als bis ihr Zeichen seht". Seine Lehre enthält demnach unsere Heiligung, seine Moral soll uns seinem unsichtbaren Vater durch Veredlung, Läuterung und höhere Entwicklung unserer eigenen Kräfte näher bringen. Und wie menschlich rein ist die, wie erhaben und wie einfach; sie scheint vom Himmel zu stammen, und ist doch nur das unverfälschte Eigenthum eines unverdorbene Menschenherzen; er predigt Liebe, Humanität und Milde. Der kindlich-gläubige Sinn und die Unschuld des Geistes und des Körpers ist der Inhalt seiner Lehre. Vor seiner Liebe fallen die Schranken, welche Nationalität, Eifersucht, verschiedener Sektenglauben ꝛc. um die Völker der Erde gezogen haben und sie feindlich von einander halten; der Jude und Samaritaner ist seinem Herzen nahe; sie haben gleichen Anspruch auf den Segen, den er bringt, sie sind ihm mit gleichem Rechte Kinder eines Vaters, Erben einer ewigen und unendlichen Güte. Sein ganzes Leben ist nur Einem Zwecke gewidmet; er will sein Volk aus der moralischen Verworfenheit, aus den Banden des Lasters retten; er will zum Troste aller Völker und aller Zeiten das Evangelium der Erbarmungen Gottes gegen das Menschengeschlecht verkünden. Das Volk lehrt er durch Gleichnisse und Parabeln, in Bildern zeigt er ihm die Tugenden und in kurzen eindringlichen Sentenzen gibt er ihm moralische Lebensregeln, die so einfach als göttlich, so wahr als menschlich sind: den Priestern und den Lehrern des Gesetzes aber antwortet er auf ihre Sophismen und heimtückischen Fragen so klug und richtig als erhaben. Mit einem stillen und unschuldsvollen Leben, das aber bei jedem Schritt den Gang einer Gottheit bezeuget, verbindet er die größte Anspruchlosigkeit und Uneigennützigkeit. Er ist arm geboren, dürftig erzogen, und der Heiligste, der Reichste an Kraft, Geist und Herz, weiß oft kaum, wohin er sein Haupt legen soll; und doch lockt ihn kein Reichthum, keine Erdengröße; unter den Armen und Geringen im Volke sucht er seine ersten Jünger; unter den Niedern pflanzte er zuerst den zarten Sprößling seiner Himmelspflanze, welche, sammt dem Gärtner, die Höhern und vorzüglich die Priesterschaft auszurotten sich bemüht waren. Er bekämfte die alten Vorurtheile und Mißbräuche, und bedrohte hierdurch die Wurzeln ihrer Macht und ihres Ansehens, das Leben ihres politischen Körpers; nicht so ruhig sahen sie es deßwegen mit an, daß das Volk durch sein Leben,

seine Thaten und Reden befeuert, gehoben und gestärkt, mit Enthusiasmus an ihm hing, und in dem Glauben bestätigt wurde, als sey er der verheißene Messias. Je mehr es ihnen sichtbar hervortrat, daß Jesus Streben auf eine moralische und religiöse Palingnese der Juden gerichtet sey, desto heftiger verfolgten sie ihn, desto fester wurde bei ihnen die Ueberzeugung, daß nur durch den Tod des Gefürchteten die Reste des Mosaismus und ihr politischer Einfluß aufrecht erhalten werden könnten. Was sie selbst sich wünschten, schoben sie ihm unter, wornach sie selbst geizten, sollte der Wunsch seines Herzens seyn: politische Größe und Macht im Volke. Wenn gleich dieser Gedanke ihnen natürlich seyn mochte, da im Judenthume das politische System so innig mit dem religiösen verbunden war, daß sie eigentlich nur eines ausmachten; so hätte sie doch Jesus Lebenswandel überzeugen müssen, daß Hoheit und weltliche Gewalt nicht sein Ziel sey. Mehrmal hatte eine zahllose Menge Volks ihn als König begrüßt, und ihm somit die Herrschaft über Judäa angetragen; doch stets hatte er sich seinem Zujauchzen entzogen; bei seinem letztern Einzuge in Jerusalem strömte ihm zwar das Volk entgegen und feierte ihn als den ersehnten König, doch von seiner Seite geschah nichts, die augenblickliche Begeisterung des Volkes zu ehrgeizigen Zwecken zu gebrauchen. Das Hosanna schreckte nur seine Feinde auf, und regte sie an, alle Thätigkeit zu seinem Untergange aufzubieten. Ihr geschäftiger Haß verbarg sich in das Dunkel der Nacht. Die Häupter des Volkes saßen zum blutigen Rathe, und die Verrätherei schlich sich in die heilige Schaar der Jesusjünger; sie lieferten den reinen Lehrer, nachdem er drei Jahre, unermüdet Segen und Heil verbreitend, durch die Gegend seines Vaterlandes gezogen war, den Feinden der Wahrheit, der Unschuld und Göttlichkeit. In der Nacht vor dem Rüsttage zum Osterfeste wurde er eingezogen. Unter dem Vorsitze des Oberpriesters wurde er in der Sitzung des hohen Rathes angeklagt: erkaufte Zeugen standen gegen ihn auf; die Widersprüche in ihren Aussagen thaten seine Unschuld kund; Feindseligkeit und Haß saßen zu Gerichte, und doch konnten sie ihn keiner Sünde zeihen, sie erkannten selbst sein Leben ohne Flecken. Wenn irgendwo, so zeigte sich hier die außerordentliche Größe des Charakters Jesu; ein Wort aus seinem Munde hätte ihn in dieser entscheidenden Stunde retten können; aber er sprach nach seiner innern Ueberzeugung und Wahrheit: Ich bin Christus, der Messias (der Gesalbte des Herrn), und ruhig hörte er in dem Geschrei der Richter sein Verdammungsurtheil als Gotteslästerer an. Am andern Morgen führten sie ihn vor das Tribunal des röm. Prätors Pilatus, und hier offenbarte es sich wieder, daß die Bosheit keine Niederträchtigkeit, keine Lüge verschmäht, wenn sie durch diese ihr Ziel erreichen kann. Den sie des Abends vorher als Gotteslästerer verdammt hatten, mußten sie vor dem römischen Richterstuhle, weil sie keine Beweise für ihr Urtheil angeben konnten, als Empörer anklagen, und da Pilatus den Angeklagten des Vergehens nicht schuldig zu finden vermochte, zwangen sie den schwachen Mann durch die Furcht vor dem Kaiser, mit dem sie drohten, das Todesurtheil ab, und das Volk, was ihn einige Tage vorher jauchzend erhoben, ihn seinen König nannte, hört jetzt frohlockend seinen Fall. Er wurde unverzüglich zum Richtplatze geschleppt; auch am Kreuze verließ ihn nicht sein großes allliebendes Herz, sein reiner, göttlicher Sinn. Er starb im 34. Jahre seines Lebens, um die 3. Nachmittagsstunde des Rüsttags den

15. des Monats Nisan. Zwei Männer vom hohen Rathe, seine Freunde, bestatten in der Dämmerung seinen Leichnam, und nachdem er ungefähr 30 Stunden in der Gruft gelegen, erhebt er sich, so hatte er es selbst vorausgesagt, vom Lager des Todes; er erscheint seinen eingeschüchterten Jüngern, und sendet sie nach allen Landen aus, um alle Völker unter die Friedenspalme seines Evangeliums zu versammeln.

Jesus Sirach, s. Sirach.

Jeux floreaux, Blumenspiele, ein Fest, welches in Toulouse jährlich gefeiert wird. Schon in dem Zeitalter der Troubadours besaß Toulouse eine vor 1323 gestiftete liter. Anstalt: College du gai savoir, oder de la gaie science (Collegium der fröhlichen Wissenschaft, wie man die Dichtkunst nannte). Sieben Troubadours unter einem Kanzler bildeten dieß Collegium, welches Doctoren und Baccalaureen ernannte, und lehrten die Gesetze der Liebe (lois d'amours, auch fleurs du gai savoir genannt) in ihrem Pallast und dem Garten dieses Pallastes. 1323 ließen sie einen Brief in Versen an alle Dichter in der Sprache von Oc, und luden sie zum 3. Mai 1324 zu einem Liederfeste ein, dem Verfasser des besten Gedichts ein Veilchen aus feinem Golde verheißend. Um den Glanz des jährlichen festes zu erhöhen, fügte man noch 2 andre Preise zu, eine wilde Rose (Eglantine) und eine Ringelblume (Souci), beide aus Silber. Aehnliche Stiftungen entstanden in der Folge zu Barcelona unter König Johann und zu Tortosa unter König Martin; daher gerieth jene ursprüngliche Stiftung zu Toulouse, wegen der ungünstigen Zeitumstände, in Verfall und war nach Verlauf eines Jahrh. dem Untergange nahe, als Clemence Isaure (s. d.) es durch ihre reichliche Stiftung neu belebte. Sie bestätigte durch ihr Testament die beträchtliche Schenkung für die Feier dieses poetischen Festes, welches nun u. d. N.: Jeux floreaux, fortgesetzt wurde. Eine Messe, eine Predigt und Almosen eröffneten nun stets die Feierlichkeit. Vor der Preisvertheilung wurde Clemence's Grab mit Rosen bestreut. Reichere Blumen bekränzten den Wetteifer der Sänger. Fünf Preise wurden festgesetzt: ein Tausendschön (Amaranthe) von Gold, 400 Livres werth, für die schönste Ode; ein Veilchen von Silber, 250 Livres werth, für einen Aufsatz in Prosa, dessen Lesung wenigstens eine Viertel- und höchstens eine halbe Stunde währt; eine silberne Ringelblume, 200 Livres werth, für eine Ekloge, eine Elegie oder eine Idylle; eine silberne Lilie endlich, 60 Livres werth, für das schönste Sonett zu Ehren der heil. Jungfrau oder die beste Hymne auf dieselbe. Statt der Doctoren gibt es nun Meister der Blumenspiele und 40 Mainteneurs oder Richter. 1694 ward das Collegium der Blumenspiele förmlich zu einer Akademie erhoben. Den Vorsitz führt ein Mitglied u. d. T. Moderateur. Dieser wechselt alle drei Monate nach dem Loose. Nach einer 15jähr. Unterbrechung, von 1790—1806, versammelten sich in letzterm Jahre die Mainteneurs zum ersten Male wieder in Toulouse; die Akademie trat aufs Neue in Thätigkeit und vertheilte nach altem Gebrauch die von Clemence Isaure gestifteten Blumenpreise. Seitdem ist das Fest, an das sich die Erinnerung einer schönen Dichterzeit knüpft, jährlich wieder gefeiert worden. Pritevic-Pritavi hat eine vollständige Geschichte dieser Akademie herausgegeben.

Joachim I. und II., s. Brandenburg.

Joachim Murat, s. Murat.

Joachimsthaler. Als man 1516 zu Joachimsthal in Böhmen

ein ergiebiges Silberbergwerk entdeckte (welches von 1586—1600 gegen 305.790 Mark Silbers geliefert haben soll), ließen die Besitzer desselben, die Grafen Schlick, 1517 eine große Anzahl 2 Loth schwerer Silberstücke schlagen, welche daher Joachimsthaler, oder von jener Familie Schlickenthaler genannt wurden. Ihr Werth ist 1 Thlr. 13 Gr. In der Folge soll aus jenem Namen die verkürzte Benennung Thaler entstanden seyn.

Joch, ein jeder horizontale, auf senkrechten Hölzern ruhende, zum Tragen bestimmte Balken; 2) an hölzernen Brücken das Gerüste, worauf dieselben ruhen; 3) die Weite zwischen 2 solchen Jochen; 4) ein hölzernes Geschirr, an welchem die Ochsen ziehen und welches Hals-Joch heißt, wenn es am Halse, Kopf-Joch hingegen, wenn es vor der Stirn befestigt ist; 5) ein Feldmaß in Oestreich von 416⅔ rhein. □Ruthen.

Jöcher (Christian Gottl.), geb. 1694 zu Leipzig, starb dort 1758 als Professor der Philosophie, Geschichte und Universitätsbibliothekar. Nur in letzterer Eigenschaft war er der gelehrten Welt nützlich. Sein „Allgemeines Gelehrtenlexikon“ (Lpz. 1750 fg., 4 Bde., 4.) behauptet sich noch jetzt als ein brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Es ward von Adelung bis zum Buchstaben J (Lpz. 1782, 2 Bde., 4.) und von Rotermund von K bis Ri ergänzt (1810—22, 4 Bde.) ergänzt. Wir haben aber jetzt ein bis auf die neuesten Zeiten fortgesetztes von Ersch, welches sich an dieses jedoch mit mehr Ordnung und verständigerer Auswahl anschließt.

Johann v. Leyden, s. Wiedertäufer.

Johann v. Schwaben, s. Johannes Parricida.

Johann der Beständige, s. Sachsen.

Johann Friedrich der Großmüthige, s. Sachsen.

Johann Georg I., II., III., IV., s. Sachsen.

Johann ohne Land, König von England, der vierte Sohn Heinrichs II. und Bruder Richard Löwenherz's, der ihn kurz vor seinem Tode zum Nachfolger in der Herrschaft (1199) ernannte. Es war aber auch ein Sohn des ältern Bruders Gottfried, Arthur von Bretagne, da, der nach der Feudalsitte ein näherer Erbe der Krone war. Dieser verbündete sich nach dreien Jahren mit dem Könige von Frankreich und versuchte durch die Gewalt der Waffen den Oheim vom angemaßten Throne zu stoßen. Allein er ward gefangen genommen und auf dem Schlosse von Falaise eingesperrt. Bald darauf erscholl die Nachricht, daß er gestorben wäre; das allgemeine Gerücht aber bezeichnete Johann als den Mörder des unglücklichen Jünglings. Constantia, die Mutter des Prinzen, und die Einwohner von Bretagne riefen den König von Frankreich um Rächung des schnöden Mörders an. Johann ward als franz. Vasall vor das Gericht der Pairs beschieden; da er sich aber nicht stellte, seiner sämmtlichen franz. Lehen für verlustig erklärt. Zu träge, um gegen die Vollziehung dieses Urtheils Vorkehrungen zu treffen, ließ er sich der herrlichen Besitzungen seines Hauses jenseits des Meeres berauben. Darauf gerieth er mit dem Papste Innocenz III. wegen einer streitigen Wahl für die erledigte Stelle des Primas in Zwist. Ohne die Beistimmung des Königs erzwang der Papst von einem Theile des Capitels von Canterbury die Wahl des Cardinals Stephan Langton zum Erzbischofe; Johann, aufgebracht hierüber, verjagte die Mönche von Canterbury aus England und sandte dem Papste einen drohenden Brief. Dieser entgegnete dem Könige in mildem Tone und warnte ihn, den Anord-

nungen der Kirche nicht zu widerstreben; da aber Johann bei seinem Vorsatze blieb, den neuen Primas nicht anzuerkennen, so belegte der Papst England mit dem Interdicte. Mit wilder Wuth verfuhr Johann gegen die Geistlichen; entehrte mit willkürlicher Herrscherlaune die vornehmsten Familien. Da schleuderte der Papst den Bannstrahl über den König und sprach alle seine Unterthanen von der Treue gegen ihn los. Aus dieser Lage konnte er sich nur dadurch reißen, daß er sich und sein Reich dem heiligen Stuhle unterwarf. Aber diese Unterwerfung wurde die Ursache eines Aufruhrs, in welchem Johann von seinen Unterthanen zu verschiedenen Malen geschlagen wurde. Nachdem auch der König Philipp August 1214 die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, empörte sich der ganze Adel Englands gegen Johann und zwang ihn, die Magna Charta 1215 noch bündiger zu machen. Doch blieben die Barone des Reichs dabei nicht stehen, sondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp Augusts, nach England und krönten ihn am 20. Mai 1216 zu London zum Könige, der jedoch schon im folgenden J. zu Gunsten Heinrichs III., Johanns neunjähr. Sohns, dem Throne entsagte. Der Verzweiflung preisgegeben, durchzog Johann wie ein Rasender die Provinzen Suffolk und Norfolk, und verheerte Alles um sich her mit Feuer und Schwert. Hierauf wandte er sich nach Linkolnshire; da er aber die Zeit der Ebbe und Fluth im Strome Wellestrem nicht gehörig wahrnahm, so wurde sein Gepäcke mit allen seinen Schätzen und dem königl. Schmucke von dem Strudel verschlungen und er war selbst mit seinem Heere kaum der Gefahr des anschwellenden Wassers entgangen. Er übernachtete in einer nahegelegenen Abtei, und seine Seele war erbitterter, denn jemals. Der unmäßige Genuß von Pfirschen, vielleicht noch mehr die Bewegung seines Innern, versetzten ihn in einen fieberhaften Zustand. Nach einer Sage aber, waren die Früchten, die er genoß, von einem Freunde des Abtes vergiftet, weil der König die schöne Schwester des Letztern zur Befriedigung unziemender Begierden sich ausersehen hatte. Schon am folgenden Tage überraschte ihn im Schlosse Stewark, wohin er sich begeben hatte, der Tod (16. Oct. 1216). Die Regierung dieses Königs macht Epoche in der Geschichte Englands. Die Magna Charta veränderte die Regierungsform. Die Barone des Reichs befestigten, indem sie das Interesse des Volks mit dem ihrigen vereinigten, ihre Macht und schwächten dadurch das Ansehen der Regenten selbst, die fortan nichts weiter als die ersten Magistratspersonen eines freien Volks waren.

Johann Sobieski (Johann III.), König v. Polen, einer der größten Krieger des 17. Jahrh., geb. 1629. Sein Vater, Jakob S., durch Tugend und kriegerischen Muth gleich achtungswürdig, war sorgfältig darauf bedacht, diese Eigenschaften auch auf seine beiden Söhne, Marcus und Johann, zu übertragen. So eben kehrten diese von ihren Reisen zurück, als die Polen bei Pilawicz in die Flucht geschlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt. Marcus fiel in einem Treffen an den Ufern der Bog; aber Johann, glücklicher als sein Bruder, ward zum Obermarschall und Obergeneral des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit setzte er sich gleich den gemeinsten Soldaten, den größten Gefahren aus und pflegte Denen, die ihn beschworen, seine Person zu schonen, zu antworten: „Ihr würdet mich verachten, wenn ich Eurem Rathe folgte“. So wurde er der Schrecken der Tataren und Kosacken, über welche er unaufhörlich siegte. Am 11. Nov. 1673 gewann er die berühmte Schlacht

bei Chocsim gegen die Türken, welche daselbst 28.000 M. verloren. Im folg. J. ward er zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit einem polnischen Heere herbei und rettete die Kaiserstadt. Seine Reiterei war glänzend, aber das Fußvolk schlecht equipirt. Um den übeln Zustand des letztern zu verbergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches besonders schlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß setzen zu lassen, damit der Zustand desselben dem Blicke der Zuschauer entzogen bliebe. Sobieski war andrer Meinung: Als sich das Regiment auf der Brücke befand, sagte er zu den Nebenstehenden: „Seht, sie werden unüberwindlich seyn, denn sie haben geschworen, nie eine andre Kleidung als die der Feinde zu tragen! Im letzten Kriege waren sie alle türkisch gekleidet". Bei seiner Ankunft bemächtigte er sich der vortheilhaftesten Posten, erstieg eine Anhöhe, untersuchte, wie sich der Großvesir verschanzt hatte, und sagte zu Denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er ist unwissend, und doch eingenommen von seinen Talenten. Wir werden keine Ehre von diesem Siege haben". Sobieski hatte die Wahrheit gesagt. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr Lager, und in demselben auch die gehelligte Fahne Mohammed's, welche der Sieger mit einem Briefe an den Papst sandte, worin die Worte vorkamen: „Ich bin gekommen, ich habe gesehen, und Gott hat gesiegt!" Bei seinem Einzuge in Wien an der Spitze seiner siegreichen Polen ward er von den Einwohnern mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus empfangen. Sie drängten sich hinzu, um seine Füße zu umschlingen, seine Kleider, sein Pferd zu berühren, und nannten ihn laut ihren Retter und Befreier. Er war davon bis zu Thränen gerührt und rief im Drange des Gefühls aus, daß dieß der glücklichste Tag seines Lebens sey. Als er 1693 von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, hatte er den Kummer, die Zwietracht ausbrechen zu sehen, welche eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte. Die Feinde von Außen vereinigten sich mit den Parteien im Innern. Sobieski war nicht mehr im Stande, den Unruhen vorzubeugen, und der Augenblick seines Todes nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren sollte. Die Königin wünschte, er möchte sein Testament machen, wagte jedoch nicht, es ihm zu sagen, und beauftragte einen Bischof, ihm ihren Wunsch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es standhaft und gab als Grund an, daß dieß bei einer Nation wie der seinigen, die nur von Parteiwuth beherrscht werde, ohne Wirkung seyn würde. So starb er 1691 im 23. J. seiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich Haß und Neid vereinigten, sein Andenken zu schänden. Einige warfen ihm vor, er habe trotz den Gesetzen, die dem König verbieten, ein Eigenthum zu besitzen, Ländereien angekauft; Andre behaupteten, daß die christliche Ligue, in welche er gegen die Türken getreten wäre, dem Vaterlande mehr als 200.000 Streiter gekostet habe. Wieder Andre versicherten, er habe das Geld zu sehr geliebt und eine zu große Neigung für kostspielige Reisen gehabt. Wahr ist es, niemals war ein Hof unstäter als der seinige. Er und die Königin durchstreiften jedes Jahr Polen von einem Ende zum andern und besuchten ihre Landgüter, wie gewöhnliche Edelleute. Doch ist dieser Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wis-

senschaften, redete mehre Sprachen und verdiente nicht weniger seines sanften Charakters als seiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Seine 3 Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenschaft. Reich an bezeichneten Zügen sind die „Lettres du roi de Pologne Jean Sobieski à la reine Marie Casimire, pend. la camp. de Vienne, trad. par le comte Plater, et publ. par N. A. de Salvandy“ (Paris 1826); und Salvandy's „Hist. de Pologne avant et sous le roi Jean Sobieski“ (Paris 1829, 3 Bde.).

Johann VI., Kaiser und König von Portugal, Brasilien und Algarbien, geb. 13. Mai 1767, wurde bei der Gemüthskrankheit der Königin, seiner Mutter, Francisca, als Prinz von Brasilien, Director der Regierung in Portugal 10. Febr. 1792, proclamirt als Souverain im Sept. 1796, und wirklicher Regent 15. Juli 1799. Er schiffte sich nebst seiner Familie 1807 nach Brasilien ein und landete den 6. Jan. 1808 zu Rio de Janeiro. Den 16. Dec. 1815 erhob er Brasilien zu einem Königreich und vereinigte seine Staaten zu einer Monarchie. Nach dem Tode seiner Mutter, den 20. März 1816, ward er wirklicher König. Er vermählte sich 1790 mit der Infantin Charlotte, Karls IV. von Spanien Tochter. Ueber seinen Sohn und Nachfolger, den Kaiser, s. Brasilien. Seine zweite Tochter Maria, die Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien, starb 1818; eine dritte ist die Gemahlin des Infanten von Spanien. — Bei der alten Handelsverbindung Portugals mit England war Johann nicht im Stande, eine strenge Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Er hatte 1793 der spanischen Regierung ein kleines Hülfscorps zur Vertheidigung der Pyrenäen überlassen; allein nachdem Spanien mit Frankreich 1795 Frieden, 1796 einen Bund geschlossen, ward Portugal von Beiden feindlich behandelt. Johann begab sich deßwegen unter Englands Schutz. Endlich bewog Bonaparte den spanischen Hof zu einem ernstlichen Angriffe auf Portugal, und dieses mußte im Frieden von Badajoz (6. Jan. 1801) Olivenza an Spanien und ein Stück von Guiana an Frankreich abtreten. Nach dem tilsiter Frieden begnügte sich Napoleon nicht mit den großen Geldopfern, durch welche Johann bisher seine Neutralität erkauft, sondern verlangte von ihm, er solle seine Häfen den Engländern schließen, alle Engländer in Portugal verhaften und ihr Eigenthum einziehen. Da der Regent nur die erste Forderung erfüllte (weßhalb eine britische Flotte sofort die Häfen von Portugal sperrte), so erklärte der Moniteur, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren (vgl. Spanien seit 1808), und ein französisch-spanisches Heer rückte in Portugal ein. Nun entschloß sich der Prinz-Regent, was schon seit 1800 vorgeschlagen worden war, seinen Hof nach Brasilien zu versetzen. Der engl. Gesandte, Viscount Strangford, und der brit. Admiral Sidney Smith erleichterten die Ausführung, sodaß die königl. Familie, nachdem der Prinz-Regent den 26. Nov. eine Regierungsjunta niedergesetzt hatte, den 27. sich einschiffte und am 29. Nov. mit einer Flotte von 8 Linienschiffen, 4 Fregatten, 4 Briggs und 20 andern Fahrzeugen aus dem Tago segelte, im Angesichte der Vorhut von Junot's Heer, das am folgenden Tage in Lissabon einrückte. Am 1. Dec., dem Jahrestage der Erhebung des Hauses Braganza, wurden die Fahnen von Braganza durch franz. Adler ersetzt. Ein Erdbeben und ein Sturm, mit der die portug. Flotte im Angesichte der Stadt und des Feindes kämpfte, vollendete das Entsetzen der Portugiesen und ihre Unterwerfung. Von

Rio de Janeiro aus hob der Prinz-Regent den 1. Mai 1808 alle bisherige Verträge mit Spanien und Frankreich auf und schloß sich enger als je an England, das ihm sein europ. Königreich, von der Tapferkeit des portug. Heeres und der Begeisterung des Volks kräftig unterstützt, wieder eroberte, seitdem aber durch den Marschall Beresford einen entschiedenen Einfluß auf die Verwaltung dieses Landes ausübte, bis im Aug. 1820 durch die Berufung der Cortes ein neues Staatssystem begründet ward. Auch in Amerika eroberten die Portugiesen das verlorne Guiana wieder und besetzten das französische; doch gab der König letzteres 1817 an Frankreich zurück. Unterdessen wandte das aufgeklärte Ministerium des Prinz-Regenten viel Sorgfalt auf die Bildung Brasiliens. Die Inquisition ward aufgehoben, die Freiheit der Religionsübung erklärt, die Sklaverei gemindert und die Ansiedlung europ. Künstler, Manufacturisten, Kaufleute und Landbauer (z. B. 1819 eine große Schweizercolonie, Neu-Freiburg) befördert. Auch nahm er an den Congreßverhandlungen in Wien Theil. Doch der Aufstand der span. Colonien in Südamerika (vielleicht auch die Weigerung Spaniens, Olivenza zurückzugeben) bewog den Hof von Rio de Janeiro, Monte-Video und das linke Ufer des La-Platastromes militairisch zu besetzen. Spanien empfand dieß so übel, daß es die Vermittelung Oestreichs, Rußlands, Preußens und Großbritanniens aufrief, welche durch ihre an den Marquis von Aguiar, portug. Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten, gerichtete Erklärung (Paris, den März 1817) den Hof von Brasilien bewogen, Monte-Video räumen zu wollen, wenn Olivenza zurückgegeben würde. Mit Buenos-Ayres ward ein Vertrag geschlossen und mit Artigas der Kampf fortgesetzt bis 1820. Eine in Lissabon 1817 gegen die daselbst bestehende Regentschaft entdeckte Verschwörung ward durch die Hinrichtung der Verschwörer unterdrückt. Seitdem wurden die Freimaurer härter als je verfolgt. In der Folge der portug. Revolution und der Zusammenberufung der Cortes, 1820, welche der Monarch anerkannt hatte, kehrte er 1821 nach Portugal zurück; der Kronprinz blieb in Brasilien. Dieses große Land trennte sich völlig vom Mutterlande, wo inzwischen die absolute Regierung wiederhergestellt worden war. Der gutmüthige und milde, äußerst schwache Monarch konnte die Parteien der Constitutionellgesinnten und der Absolutisten nicht vereinigen. Sein Kammerherr und Vertrauter, der Marq. v. Laulé, ward in dem königl. Pallaste ermordet (1. März 1824). Er kam selbst (30. April) in Gefahr, ein Opfer der Ränke der Letztern zu werden, als ihn am 9. Mai ein engl. Schiff im Tajo aufnahm. Darauf wurde seine Gemahlin aus Lissabon entfernt, und sein 2. Sohn, D. Miguel, ins Ausland geschickt. Portugal gerieth mit Brasilien in feindseliges Verhältniß, und erst den 29. Aug. 1825 schloß Johann VI. durch den von ihm bevollmächtigten engl. Gesandten Sir Charles Stuart mit seinem Sohne, dem Kaiser Pedro I. von Brasilien, einen Vertrag, in welchem er Brasilien als ein unabhängiges und von Portugal getrenntes Reich und seinen Sohn als Kaiser anerkannte, für seine Person aber den Kaisertitel von Brasilien annahm. Bald darauf starb dieser gutgesinnte, aber für die Gefahr seiner Zeit und die politische Ausartung seines Volks zu wenig mit eigner Kraft ausgerüstete Monarch, am 10. März 1826, nachdem er seine Tochter Isabella zur Regentin von Portugal ernannt hatte. (Vgl. Portugal seit 1820).

Johanna (Päpstin) soll eine in Mainz und Athen gebildete Engländerin gewesen seyn, und sich durch Gelehrsamkeit und Verleugnung ihres Geschlechtes vom Notarius zu Rom bis zum Papste 855 emporgeschwungen, aber nach einer 2jähr. Regierung durch ihre unvorgesehene Niederkunft ihr Geschlecht öffentlich verrathen haben. Diese ganze Erzählung, die eine Satyre auf die Päpste bezweckt, ist erdichtet; Dieses erhellt, wenn man die Quellen, woraus sie geflossen, genauer untersucht. Der älteste Autor, der dieser Begebenheit erwähnt, ist ungefähr 200 Jahre jünger, als der Zeitraum, in dem die Geschichte spielt; wogegen die gleichzeitigen Schriftsteller, wie auch viele andere spätern die Reihefolge der Päpste ohne Unterbrechung von Leo IV. auf Benedikt V. führen. Dazu ist in den ältesten Autoren, Marianus Scotus und Andern, der Thatbestand ganz einfach erzählt, und erst allmählig sind die Nebenumstände hinzugekommen. Allein die Auteuticität dieser Autoren ist leicht anzugreifen. Vom Marianus Scotus nämlich ist bestritten, ob er von der Päpstin Zeugniß gegeben oder nicht, da ungewiß ist, einmal: ob die Stelle, die hier angezogen wird, nicht ganz von fremder Hand eingeschoben; sodann, ob nicht in dem Manuscript, wonach der baselsche Abdruck besorgt ist, die Erzählung von der Päpstin durch ein eingeschaltetes „ut asseritur“ entkräftet worden, wie dieses namentlich Serrarius behauptet. Auf gleiche Weise verhält es sich mit Martin Polous. Cave („De script. eccl.“ tom. I., p. 739 fg.) sagt: daß er es für eingeschoben halte, und führt mehre Manuscripte, worunter die ältesten und besten an, die der Geschichte der Päpstin durchaus ermangeln. Ein gleiches Urtheil fällt du Pin im 10. Bd. seiner „Bibliothek“ S. 82. Burnet in seinen „Reisen“ S. 300 erzählt: daß er ein Manuscript des Polous gesehen, wo diese Historie nicht im Texte, sondern auf dem Rande sich finder, und zwar von einer andern Hand geschrieben. Zu allen Zeiten hat es auch berühmte Historiker gegeben, die die Sache in Zweifel gezogen, und außer daß wir hier auf Basnage „Hist. de l'église“, edit. Rotterd. 1699, tom. I. p. 508 und auf Schmidt's „Handbuch der Kirchengeschichte“, Th. 4, S. 274 verweisen, wollen wir noch hören, was in neuerer Zeit Paulus in seinen „Vorlesungen über Kirchengeschichte“ uns über diese Sache mittheilt: Bei Martinus Polous zuerst, nicht aber in allen von ihm vorhandenen Manuscripten, heißt es zum J. 854: „nach diesem Leo sey Johannes Angelicus, woraus alsdann Angelicus gemacht worden ist, 2 Jahr, 5 Monate und 4 Tage Papst gewesen. Dieser soll eine Frau gewesen seyn. In ihrer Jugend von ihrem Liebhaber in männlicher Kleidung nach Athen geführt, habe sie in den Wissenschaften so zugenommen, daß sie zuletzt zum Papst gewählt worden sey. So steht es zuerst im Jahr 1063 in Marianus Scotus's „Chronikon“. Weiter setzte man noch in späterer Zeit hinzu: dieser Papst sey schwanger geworden und habe das Unglück gehabt, mitten in einer Procession entbunden zu werden. Darüber berief man sich auf ein steinernes Bild, welches in einer römischen Straße an der Mauer war, welches allerdings da gewesen seyn mag, dessen Deutung aber nur auf der Voraussetzung von einem weiblichen Papste beruhte. Es bleibt also von der ganzen Anekdote nichts übrig als die kurze Erzählung, daß zwischen Leo IV. und Nicolaus I. ein weiblicher Papst gewesen sey. Andere Umstände beweisen, daß in dieser Zwischenzeit kein anderer Papst gewesen seyn konnte als ein gewisser Römer Benedikt III. Von diesem wird gerade

die nämliche Regierungszeit berechnet, wie von der vorgeblichen Johanna Papissa; auch wird er beschrieben, als ein gelehrter, aber gar zu sanfter Mann. Einige römische Grafen wollten gegen ihn einen gewissen Anastasius, welcher unter Leo III. excommunicirt ward, zum Papste machen. Hier wurde Benedikt der päpstlichen Kleider beraubt, geschlagen und mißhandelt; der dennoch, da er bald darauf wieder eingesetzt wurde, seine Feinde küssend wieder zu Gnaden annahm. Nach diesen Umständen scheint es, mögen Manche den gelehrten Mann weibisch genannt haben. Man nannte ihn dann einen sanften Johannes, Angelicus, zugleich aber auch semina (weibisch), und durch diese Umstände bildete sich zuerst bloß die Anekdote: eine Gelehrte sey so und so lange Papst gewesen. Die übrigen unmöglichen Geschichten von ihrer Niederkunft u. s. w. wurden später hinzugedichtet".

Johannes der Täufer, Sohn des Zacharias und der Elisabeth, und nach der Schrift der Vorläufer Christus, dessen Verwandter er war, kam 6 Monate vor Jesus zur Welt. Ein Engel kündigte ihn dem Zacharias an; weil aber seine Frau schon bejahrt und bisher unfruchtbar gewesen war, wollte er der Verheißung keinen Glauben beimessen; zur Strafe verlor er die Sprache und erhielt sie erst bei der Geburt seines Sohnes wieder. Von dem frühern Leben des Johannes wissen wir Nichts. Zum Manne herangereift, zog er sich in die Wüste zurück, übte dort strenge Büßungen und führte ein hartes Leben; seine Kleidung bestand aus einem Schafspelze, seine Nahrung aus Heuschrecken und wildem Honige. Seine rauhe Tugend, die Selbstverleugnung und Verachtung aller Lebensgenüsse, welche mit der weichlichen Verdorbenheit seines Zeitalters in grellem Contraste standen, zogen die Aufmerksamkeit und die Achtung des Volkes auf ihn; selbst bei den Höhern genoß er ein großes Ansehen; seine mächtigen und kräftigen Reden, in den er auch des gewaltigen Lasterhaften und sogar des Herrschers nicht schonte, forderte zu Büßungen und Vorbereitungen des herannahenden Gottesreiches auf. Er taufte auf seine Lehre längs dem Jordan; doch hielt er sein Taufen nur für das Symbol der Feuertaufe Christi. Viele Schüler schlossen sich an ihn, und die Heiligkeit seines Lebenswandels ließ die Juden in ihm den Messias sehen; doch Johannes sprach: "Ich bin die Stimme Desjenigen, der in der Wüste ruft". — Als Jesus sich von ihm taufen ließ, zeigte er ihn der Versammlung mit den Worten: "Dieß ist das Lamm Gottes, das Schlachtopfer der Welt". Sein Eifer war die Ursache seines Todes. Furchtlos warf er dem Herodes Antipas sein Vergehen vor, daß er die Frau seines Bruders, Herodias, geheirathet habe; der Fürst ließ ihn auf der Burg Macheronte ins Gefängniß werfen. Einige Zeit darauf hatte er die Schwäche, den Heiligen der Rache jenes Weibes zu opfern, welches aus einem unvorsichtigen Versprechen, was Herodes ihrer Tochter Salome gethan, blutigen Vortheil zog. Seine Jünger begruben den Körper, wo sagt die Schrift nicht; die Aussage der Legenden hierüber ist zweifelhaft. Hieronymus und Augustin nennen den heil. Johannes den Fürsten der Einsiedler und den ersten Mönch. Eine Menge Jünger blieb nach dem Tode ihres Lehrers seinem Geiste getreu, und wahrscheinlich stifteten sie u. d. N. Sabier (s. d.) oder Johannis-Christen im Orient eine am Irak und Shuster wohnende Sekte, denen das Andenken des Täufers Johannes ein Gegenstand hoher Verehrung ist.

Johannes der Evangelist, einer der reinsten und liebenswürdigsten Charaktere des christl. Alterthums, geb. zu Bethzaide in Galiläa, Sohn des Zebedeus und der Salome, jüngerer Bruder des heil. Jakob des Aeltern; erwarb sich mit seinen andern Brüdern den Lebensunterhalt mit Fischerei. Er war nicht 26 Jahre alt, als des Heilandes Ruf zum Apostelamte an ihn erging; er verließ Alles, und folgte ihm mit der unerschütterlichsten Treue, mit der anhänglichsten und reinsten Liebe; auch liebte Jesus keinen seiner Jüngerschaar so innig. Er war jungfräulich, sagt der heil. Hieronymus, deßwegen liebte der Herr ihn so sehr, deßwegen ruhte er in seinem Schoße beim Mahle und gab ihm überall die rührendsten Beweise seiner liebenden Huld; selbst im Oelgarten wollte er in seinem Kampfe ihn um sich haben. Joh. war auch der Einzige, der auf Golgatha ihn begleitete, und dem er sterbend die Sorge für seine Mutter übertrug. Nach seiner Auferstehung erschien er diesem Jünger zuerst. Auf dem Concilium zu Jerusalem war er, wie der heil. Paulus sagt, die Säule der Kirche. Er predigte das Evangelium in Asien, und drang bis zu den Parthern, denen er seine erste Epistel schrieb, welche ursprünglich diesen Titel trug; gewöhnlich hielt er sich zu Ephesus auf, gründete und leitete mehre Kirchen. Während der Verfolgung unter Domitian im Jahre 95 soll er nach Rom geschleppt, in einen Kessel siedenden Oels geworfen worden und unverletzt wieder herausgestiegen seyn. Er wurde hierauf nach der kleinen Insel Pathmos verbannt, wo er seine „Apokalypse“ schrieb. Nerva, der Nachfolger Domitians, rief die Verbannten zurück und Joh. ging wieder nach Ephesus. In dieser Stadt verfertigte er sein Evangelium auf das Ansuchen mehrer Bischöfe Asiens, um Ebion und Cerinthus zu widerlegen, die in Christus nur einen Menschen erkannten. Johannes erreichte ein hohes Alter; da er Schwäche halber keine langen Reden mehr halten konnte, wiederholte er den Gläubigen stets dasselbe: „Kinder, liebt Euch unter einander“. Seine Jünger erstaunt, dasselbe so oft zu hören, fragten ihn um die Ursache. „Dieß ist die Lehre des Herrn“, sprach der Apostel, „und wer sie hält, bedarf zur Seligkeit nichts weiter“. Im Jahre 100 n. Chr. Geb. starb der Heilige zu Ephesus unter der Regierung des Trajan. Er führt auch den Zunamen der Theologe, seiner Offenbarungen und besonders des ersten Capitels seines Evangeliums wegen: die andern Aposteln beschrieben bloß das sterbliche Leben Christus; doch Johannes dringt wie ein Adler durch die Wolken, und schaut im Schoße des Vaters das Wort Gottes, dem Vater gleich. Aus dieser Ursache wird er auch mit einem Adler zur Seite abgebildet, eines der vier symbolischen Thiere in der Vision des Propheten Ezechiel. Man kann diesem Heiligen die Größe und Majestät in Sache und Sprache an vielen Stellen unmöglich abstreiten, doch gibt es auch andere, wo der Styl einfach ist; in seinen Schriften ist das Griechische nicht rein, es enthält syrische und hebräische Beimischungen, es kommen häufige Wiederholungen in demselben vor, und Sprachwendungen, die mit der Reinheit des Griechischen wenig übereinstimmen. Alle Welt weiß, daß der heil. Evangelist Johannes keine wissenschaftliche Bildung genossen hatte; er besaß keine Beredtsamkeit und künstliche Rhetorik; doch diese kleinen Mängel werden tausendfach vergütet durch seine übernatürliche Kenntnisse, durch die Tiefe der Mysterien, durch den unendlichen Werth der Dinge, über die er schrieb, durch die Wahrheit seiner Gedanken und die Wichtigkeit seiner Lehren. Er be-

sitzt im höchsten Grade das Talent, dem Verstande Licht und dem Herzen freundliche Wärme zu ertheilen; er belehrt, überzeugt und überredet ohne Hülfe der Kunst und Wohlredenheit.

Johannes Parricida, auch Johann von Schwaben genannt, Sohn Rudolfs, des jüngsten Bruders von Kaiser Albrecht I. von Oestreich. Er war größtentheils in Böhmen an dem Hofe des Wenzeslaus, seines mütterlichen Oheims, erzogen worden. Herangewachsen, forderte der ehrgeizige Jüngling vom Kaiser mehrmals und mit Ungeduld den ihm gebührenden Länderantheil, besonders die seiner Mutter verschriebene Grafschaft Kiburg. Albrecht aber verschob stets die Erfüllung seiner Bitten wegen seiner zur Regierung noch unreifen Jahre; als er zum letzten Male seine Bitte durch den Bischof Johann von Strasburg vortragen ließ, verwies er ihn bis auf die Beendigung des Feldzuges wider Böhmen, in welchem er ihn vorerst noch begleiten sollte. Darüber wurde Johann aufgebracht, und da es schien, als wollte sein Oheim ihn um seine Erbländer und Lehen bringen, um seine Söhne mit denselben zu bereichern, so faßte er den Entschluß, seine gekränkten Rechte durch das Blut des Kaisers zu rächen. Zur Ausführung desselben verband er sich mit mehren Edelleuten, als dem Rudolf von Wart, dem Walther von Eschenbach und Rudolf von Palm. Die Gelegenheit hiezu bot sich bald dar, als Kaiser Albrecht im Mai 1308 von Baden im Aargau eine Reise nach Rheinfelden zu seiner Gemahlin machte. Die Verschwornen begleiteten ihn und als sie an den Fluß Reuß kamen drängten sie sich zum Kaiser, suchten ihn von seinem übrigen Gefolge zu trennen und fuhren mit ihm allein über. Als sie weiter fortritten und Habsburg erreicht hatten, fiel Rudolf von Wart dem Kaiser in den Zügel und Johann stieß ihm den Dolch in den Hals mit den Worten: „Da hast du den Lohn des Unrechts". Zu gleicher Zeit durchstach ihn Rudolf von Palm und Eschenbach spaltete ihm das Haupt. Nachdem sie die blutige That vollbracht, zerstreueten sie sich und es wurde nie mehr etwas von ihnen vernommen. Johann soll sich in ein Mönchsgewand verhüllet haben und in Italien herumgeirret seyn. Wo er zuletzt eine bleibende Stätte gefunden, darüber sind viele Sagen. Nach Einigen soll er in Pisa als Augustinermönch gestorben, nach Andern aber als unbekannter Mönch auf dem Stammgute Eigen bis in das hohe Greisenalter gelebt haben; ja man will sogar einen Sohn von ihm als einen Blinden in Wien betteln gesehen haben. Eine schreckliche Rache nahm Leopold, der zweite Sohn Albrechts, und vornehmlich seine Schwester Agnes an den Verwandten und Freunden der Mörder, und mehr als 1000 Unschuldige fielen als Schlachtopfer, besonders weiblicher Rachsucht. Die Geschichte Johanns v. Schwaben hat zu einem Schauspiele gl. N. Veranlassung gegeben, welches vor einigen und zwanzig Jahren mit Beifall auf den deutschen Bühnen aufgeführt wurde.

Johannes Secundus, der schriftstellerische Name Johannes Everard's, eines berühmten latein. Dichters. Er wurde im Haag 1511 geb. Sein Vater war ein grosser Rechtsgelehrter, der unter Kaiser Karl V. in Mecheln die Stelle eines Präsidenten des hohen Rathes von Holland bekleidete. Zu Bourges, wo er die Rechtswissenschaften unter Alciatus's Leitung studirte, wurde er Doctor, aber die schöne Literatur und Dichtkunst hatten größere Reize für ihn als die Jurisprudenz. Er ward mit einigen Dichtern jener Zeit bekannt, und der Um

gang mit ihnen bestärkte ihn noch mehr in seiner Liebe für diese Kunst. Auch zeichnete er sich durch seine Kenntnisse in der Malerei, der Bildhauer- und Kupferstecherkunst aus, was ihn zu Schoreel's Freund machte; aber seinen größten Ruhm verdankt er seinen dichterischen Werken. Zur Ausbildung seiner Talente reiste er nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Secretair des Cardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo, ward, auf dessen Rath er Karl V. auf einem Zuge nach Tunis begleitete. Doch erlaubte ihm seine schwache Gesundheit nicht, den Mühseligkeiten des Kriegs sich zu unterziehen, weßhalb er nach den Niederlanden zurückkehrte, wo er 1536 zu Utrecht an einem bösartigen Fieber starb. Wenigen neuern latein. Dichtern verdanken wir so lieblich erotische Dichtungen wie ihm. Die „Küsse des Johannes Secundus" sind darunter am bekanntesten. Seine Werke, worin Elegien, Oden, Epigramme und vermischte Gedichte enthalten sind, wurden von seinen Brüdern, Nic. Grudius und Andr. Marius, die gleichfalls als Dichter sich auszeichneten, herausgegeben und haben viele Aufl. erlebt. Eine der neuesten ist die von 1771 zu Leyden, mit einer franz. Uebers. Ins Deutsche übersetzt sind die „Küsse des Joh. Secundus" von Fr. Wilh. Frhrn. von d. G. (Golz), und in 3 Sprachen, lat., franz. von Mirabeau, und deutsch von dem genannten Uebersetzer (1798). Viele findet man in der Zeitschrift „Polychorda". Eine neuere Uebersetzung der „Küsse" ist von Franz Passow (Leipzig 1807).

Johannis- oder Bischofsberg, im Herzogthum Nassau, erhebt sich sanft in Terassen und beherrscht eine herrliche Gegend. Vor sich hat man den Rheingau, mit zahllosen Flecken, Dörfern, Landhäusern und Klöstern, die Berge mit ihren zerfallenen Schlössern und den Rheinstrom mit seinen schattigen Inseln. Diese berühmte Propstei wurde um 1109 von Erzbischof Rudhard II. von Mainz gestiftet und von dem rheingauer Grafen Ruhelf reichlich begabt. Erzbischof Adalbert erhob sie 1130 zu einer Abtei, die sich 1567 auflöste, nachdem das Kloster 15 Jahre früher durch Albert von Brandenburg niedergebrannt worden war. Was von Gebäuden noch stand, zerstörten die Schweden im 30jähr. Kriege. 1661 wurde der Johannisberg an den Reichspfennigmeister Hubert von Bleymann, gegen 40.000 fl. verpfändet, und 1716 trat Fulda in das Pfandschaftsrecht seiner Erben. Das Schloß wurde nun aus den Ruinen wieder erbaut, und die Cultur des Weinbergs hob sich bedeutend. Der Ertrag von 63 Morgen wird auf 25 Stückfaß, jedes zu 1300 Flaschen, gerechnet, deren Werth gewöhnlich zwischen 23.000 und 24.000 fl. steht. In guten Jahren kann man die doppelte Summe annehmen. Das Drittel des weit geringern Kirchspielweins ist dabei nicht in Anschlag gebracht. Die Reben des Johannisbergs sind Rislinge. Nahe dem Schlosse wächst die Blume. Die Weinlese hat wenigstens 14 Tage später statt als im übrigen Rheingau. Die Trauben und Beeren, welche durch diesen Verzug abfallen, werden mit eigends dazu verfertigten Gabeln aufgehoben. Uebrigens ist der Anbau sehr kostbar und der reine Ertrag nicht bedeutend. 1807 schenkte Napoleon diese Besitzung dem Marschall Kellermann. 1816 wurde der Fürst von Metternich von seinem Monarchen, dem Kaiser von Oestreich, mit dem Johannisberge, gegen Abgabe des Zehntens, belehnt.

Johannis-Feuer, ein Feuer, welches der gemeine Mann in einigen Gegenden in der Nacht des Johannistages aus Aberglauben an-

zuladen und darüber zu springen pflegt; 2) das Anzünden eines Büschels geweihter Kräuter am Johannistage, wogegen der Dampf den Teufel, die Gewitter und alle Hexereien vertreiben und das Haus das ganze Jahr davor bewahren soll.

Johanniterritter, späterhin Rhodiserritter, endlich Malteserritter genannt, heißen die Ritter des berühmten geistlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge in dem gelobten Lande gestiftet wurde. Bereits 1048 errichteten Kaufleute aus Amalfi in Neapel zu Jerusalem, nahe bei der Auferstehungskirche, ein Mönchskloster zu Ehren der heil. Jungfrau, wo Benedictiner nach lat. Kirchenbrauche Gottesdienst hielten. Später erbauten der Abt und die Mönche dieses Klosters ein Haus für die Aufnahme und Pflege der Pilger und nannten es nach Johannes dem Täufer das Hospital zum heil. Johannes. Hier wurden mit der größten Duldsamkeit (sehr abweichend von den spätern Ansichten) Pilger, Kranke und Hülfsbedürftige der verschiedensten Religionsparteien gepflegt und unterstützt, und so wohlthätig fand Gottfried v. Bouillon diese Einrichtungen, daß er ihr Daseyn nicht von der ungewissen Freigebigkeit der benachbarten Einwohner oder der Amalfier abhängig lassen wollte, sondern ihnen beträchtliche Grundbesitzungen schenkte. Nunmehr trennten sich unter Gerhard, ihrem Führer, die Pfleger des Hospitals von jenem Kloster und bildeten eine besondere Congregation. So streng war die Zucht der Hospitaliter, so heilsam ihre Thätigkeit, daß sie schnell Reichthum und Ansehen gewannen, und Papst Paschalis II. schon 1113 ihre Einrichtungen, ihre gegenwärtigen und zukünftigen Besitzungen bestätigte. Der nach Gerhards Tode gewählte Vorsteher, Raymund Dupuy, gab 1118 der Genossenschaft die ersten vollständigeren Grundgesetze. Zufolge derselben ward sie, mit Beibehaltung des Mönchsorden, zu einem Ritterorden gemacht. Der Aufzunehmende sollte von christlichen Eltern, ehelich geboren, wenigstens 13 J. alt, nicht in einem andern Orden, nicht leibeigen oder verheirathet seyn. Er leistete die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth, versprach Bescheidenheit und Maß in Bewegungen, Worten und Handlungen, getreue Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten und Liebe und Milde nicht bloß gegen seine Genossen, sondern auch gegen seine Diener und die zu pflegenden Christen. Ihre Pflichten sollten außerdem noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen bestehen. Auf Streit und Hader, auf Verletzung der Keuschheit, auf Verheimlichung des Eigenthums, standen nach Maßgabe des Vergehens, größere oder geringere Strafen. Raymund theilte die sämmtlichen Ritter in 3 Classen: in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Kapellane (die eigentlichen Geistlichen) und in Serventi d'armi (Waffenträger), welche Letztern die Kranken verpflegen und die Pilgrime begleiten mußten. Sie erhielten von den Päpsten Innocenz II., Anastasius IV. und Hadrian IV. im Wesentlichen folgende Vorrechte: „sie dürfen an gebannten Orten jährlich ein Mal Gottesdienst halten und mit Vorbehalt der Rechte eines Dritten Kirchen und Kirchhöfe gründen. Keiner soll nach abgelegtem Gelübde aus ihrem Orden treten. Jeder Bischof muß Priester- und Altarweihen bei ihnen unentgeltlich verrichten und sich des Bannes gegen sie enthalten. Sie geben, weil ihre gesammten Güter Gott und Armen geweiht sind, künftig keinen Zehnten“. Wegen derselben hatten die Johanniter mit den Bischöfen oft Streit, weil sie über das gebührende Maß

hinausgingen. Der Orden erwarb sich bald große Besitzungen in den meisten europäischen Ländern. 1212 bestätigte ihnen Innocenz III. allein 130 Besitzungen nebst Zubehör in Irland, und 1212 hatten sie 3500 Capellen. Lange Zeit wußte sich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken aufrecht zu erhalten, bis er 1291 den letzten festen Platz in Palästina, Acre (bei dessen Einnahme zugleich seine alte Regel und die päpstliche Bestätigung) im Kriege mit dem Sultane von Aegypten verlor. Nun eroberten die Johanniter Cypern, wurden eine den Mohammedanern furchtbare Seemacht, verloren aber jene Insel wieder, worauf sie 1309 Rhodus den Griechen entrissen; daher ihr Name Rhodiserritter. Sie behaupteten sich über 200 Jahre im Besitze dieser Insel, die der Großmeister Pierre d'Aubusson (st. 1503) tapfer gegen Mohammed II. vertheidigte, aber dennoch 1523 nach 6monatl. hartnäckiger Gegenwehr durch Capitulation an Soliman II. kam. Nun wandten sich die Ritter nach Kandia, dann nach Venedig, Rom, Viterbo (das ihnen Clemens VII. zum Hauptsitz anwies), vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracusa, bis ihnen Karl V. 1530 die Inseln Malta, Gozzo und Comino (vgl. Malta) unter der Bedingung eines beständigen Kriegs gegen die Ungläubigen und Seeräuber und der Rückgabe dieser Inseln an Neapel, wenn es dem Orden gelänge, Rhodus wiederzuerobern, eigenthümlich überließ. Von dieser Zeit an wurden die Ordensglieder gewöhnlich Malteserritter genannt. 1565 schlugen sie, unter dem Großmeister Lavalette (st. 1568), einen gewaltigen Angriff von Soliman II. mit großem Verluste zurück. Sie setzten darauf die Seekriege mit den Türken bis in die neueste Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und standhaften Muth gelang es ihnen, in verschiedenen heftigen Fehden mit der Pforte sich vom Untergange zu retten. Doch wären sie 1760 ohne französische Vermittelung wahrscheinlich ganz bezwungen worden. Seitdem waren ihre Kreuzzüge zur See nicht selten nur Spiegelgefechte. Das Oberhaupt dieses Ordens, der beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Besitzungen hatte, verbreitet war, hieß Großmeister des heil. Hospitals zu St.-Johann von Jerusalem und Guardian der Armee Jesu Christi, wurde frei gewählt und hatte seinen Wohnsitz zu La Valette auf der Insel Malta. Er bekam von auswärtigen Mächten den Titel Altezza eminentissima und erhielt jährl. 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebst allen Gefällen von den 3 Inseln, sodaß seine jährl. Einkünfte vielleicht nahe an eine Mill. Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in seinen Händen; doch war er auch hierin von den Vorstehern der verschiedenen Zungen (Bezirke) beschränkt, welche Gesetze gaben, Steuern anordneten u. s. w. Die geistliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Capitel geleitet, welches aus 8 Ballivi conventuali bestand, und in welchem der Großmeister den Vorsitz hatte. Die vornehmsten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der 8 Zungen, in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen sie bestanden, eingetheilt wurden. Diese Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. Aus diesen Zungen wurden die erwähnten Ballivi conventuali gewählt, und die Ländereien derselben in Priorate, diese in Balleien, und diese wiederum in Commenden (Commenthureien) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutsche den Vorzug und hießen daher Großpriorat.

Es wurde von dem Großprior von Deutschland oder dem Johannitermeister durch Deutschland (obersten Meister des ritterlichen St.-Johanniterordens in deutschen Landen) bekleidet, der ein deutscher Reichsfürst war und seine Residenz in Heitersheim (Stadt und Schloß im Breisgau, jetzt im badischen Treisamkreise) hatte. Heitersheim bildete nebst den dazu gehörigen Dörfern ein Fürstenthum des oberrheinischen Kreises, und der Großprior hatte daher als Reichsfürst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe und beim oberrheinischen Kreise. Der Johannitermeister stand unter dem Großmeister zu Malta, dem er alle Jahre gewisse Türkensteuern und Responsgelder lieferte, die man auf 170.000 Gld. berechnete. Er besaß die Gerichtsbarkeit über das Heermeisterth. Brandenburg, über Ungarn, Böhmen; doch machten Oestreich, Böhmen und Mähren ein eignes Großpriorat der deutschen Zunge aus, das mit dem Obermeisterthume zu Heitersheim nur in geringem Zusammenhange stand. Der letzte Johannitermeister in Deutschland, oder Großprior zu Heitersheim, ein Graf von Reichenbach-Fourmaigne (oder der Frhr. Rink von Baldenstein?) verlor durch den presburger Frieden und die Errichtung des rheinischen Bundes alle seine Besitzungen im westlichen Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte sich England bereits im 16. Jahrh. losgerissen; die 3 französischen gingen während der Revolution ein; die castilische und aragonische war seit dem Frieden zu Amiens von Malta getrennt, und die italienischen und deutschen Zungen hatten gleichfalls durch die neuesten Ereignisse aufgehört. Auf diese Weise ist der Johanniterorden für aufgehoben zu achten, und seine Wiederherstellung um so weniger zu erwarten, da die Insel Malta förmlich in den Besitz Englands gekommen ist. Nur als eine Erinnerung an diesen durch Alter und Verdienst ehrwürdigen Orden kann der von Friedrich Wilhelm III. gestiftete preußischen Johanniterorden angesehen werden, der unter die königlichen Orden gehört. (S. Preußen.) Die Johanniterritter beobachteten die Regel des Augustinerordens; die Protestanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem alten Adel seyn. Die Ritter, welche ihre Ahnen aufs strengste erweisen konnten, hießen Cavalieri di guistizia (Ritter von Rechtswegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe schwierig war, die aber dennoch, in Rücksicht ihrer Verdienste, aufgenommen wurden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordenspflicht jedes Ritters, wenigstens 3 Mal gegen die Ungläubigen oder die barbarischen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit wenig mehr beobachtet, und durch den Frieden von Amiens hob man sogar alle Feindseligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter bestand in Friedenszeiten in einem langen schwarzen Mantel; auf der linken Brust trugen sie ein achteckiges weißes, und mitten auf derselben ein goldenes Kreuz; im Kriege waren sie mit einem rothen Gürtel und einem silbernen Kreuze geschmückt. Bloß in geistlichen Sachen war der Orden dem Papste unterworfen, in allen weltlichen Dingen besaß er eine vollkommene Souverainetät. Die Seemacht bestand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60 und 2 Fregatten von 36 Kanonen, nebst verschiedenen kleinen Fahrzeugen. — Nachdem Malta am 8. Juni 1798 unvermuthet von Bonaparte angegriffen worden war, ergab sich die Insel ohne Widerstand durch Capitulation. (S. Hompesch.) 1800 eroberten jedoch die engl. Flotten die Insel durch Hunger, und seit dieser Zeit be-

findet sie sich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Insel dem Orden, unter der Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden sollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzosen auf Malta und durch diesen die Zerstörung ihres Uebergewichts im mittelländischen Meere befürchten mußten, so blieben sie fortwährend im Besitze derselben, und der 26. Artikel des Entschädigungsplans und Reichsdeputationsrecesses vom 25. Febr. 1803 blieb ohne Wirkung. In der Zwischenzeit wählte der Orden den russ. Kaiser Paul I., der jene Capitulation von 1798 für verrätherisch erklärte und die Johanniterritter in Schutz genommen hatte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeister. Die Wahl fand vielen Widerspruch, selbst bei dem Papste, und der Kurfürst von Pfalzbaiern, Maximilian Joseph, hob sogar am 21. Febr. 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, in seinen Staaten den Orden gänzlich auf. Nach dem Tode Pauls I. ernannte der Papst, am 9. Febr. 1805, den Italiener Tommasi, und als dieser mit Tode abgegangen war, das Großcapitel sogleich den Bailli Caracciolo zum Großmeister. Der Hauptsitz des Ordens war bisher Catanea in Sicilien. 1826 erlaubte der Papst dem Ordenscapitel und der Regierung, ihren Sitz nach Ferrara zu verlegen. Vor der franz. Revolution schätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeisters bestand in einem silbernen achteckigen Kreuze im rothen Felde, oben mit einer herzogl. Krone, aus welcher ein Rosenkranz und das Wappenschild schlängelte, mit einem unterhängenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro fide (für den Glauben). S. Rauschnick's „Histor. Darstellung des ritterlichen Ordens vom Hospital des heil. Johann von Jerusalem" in Justi's Taschenbuch: „Die Vorzeit" (1822).

John Bull, s. Bull.

Johnson (Samuel), geb. zu Lichfield in Straffordshire 1709. Sein Vater war Buchhändler und besaß ein geringes Vermögen. Mit ausdauerndem Fleiße legte er sich auf das Studium der alten Classiker, besonders der römischen, und mehre Uebersetzungen aus seinen Jünglingsjahren beweisen seine bedeutenden Sprachkenntnisse und sein Talent für Dichtkunst. 1728 kam er in das Collegium von Pembroke zu Oxford, und machte sich dort durch eine Uebersetzung des „Messias" von Pope in lateinische Verse vortheilhaft bekannt. Pope fällt über sie das Urtheil, daß man einstens zweifelhaft seyn werde, welches von beiden das Original sey. Johnson, der schon im Anfange seiner literarischen Laufbahn mit Sorgen der Armuth kämpfen mußte, wurde gezwungen, die Universität zu verlassen, und eine Stelle als Unterlehrer an der Schule zu Market-Bosworth in Leicestershire anzunehmen. Bald darauf ließ er sich in Birmingham nieder, wo er sich mit literarischen Arbeiten sein Leben zu fristen suchte; nach vergeblichen Anstrengungen, sich Unterhalt auf diese Weise zu erwerben, errichtete er dort eine Schule; doch erhielt er nur drei Schüler, unter welchen sich der nachher so berühmt gewordene David Garrick befand. Mit ihm machte Johnson seine erste Reise nach London, wo beide ein erntereiches Feld für ihre Talente zu finden hofften und auch einen berühmten Namen fanden. Die Liebe zur Literatur hatte bald Johnson mit Cave, damals Redacteur des „Gentleman-Magasin" verbunden; dieser nahm ihn zum Gefährten seiner Arbeiten an. Von 1740 bis 1743 theilte Johnson in diesem Journal die

Debatten des Parlaments mit, und bereicherte es mit den Biographien mehrer berühmten und wichtigen Personen. Jene des Sage, mit dem er in freundschaftlicher Verbindung stand, wurde 1744 besonders gedruckt. 1738 gab er seine berühmte Satyre „London“ heraus, eine Nachahmung der 3. Satyre des Juvenal; sie wurde in derselben Woche wieder aufgelegt und legte den ersten Grund zu seinem literarischen Rufe. Popen gefiel sie so sehr, daß er die persönliche Bekanntschaft des Verfassers zu machen wünschte. Immer wieder in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Lebensunterhalt mühevoll zu erwerben, suchte er in seiner Feder eine Quelle hiezu; doch war er in Entwerfung neuer Pläne rüstiger als in der Ausführung. Man fand unter seinen Papieren eine Liste von mehr als vierzig literarischen Projecten, von den keins, entweder seiner Unbeständigkeit wegen, oder aus Mangel an Unterstützung, ausgeführt wurde. Endlich unternahm er seine Riesenwerke. 1747 beschäftigte er sich mit der Herausgabe des Shakspeare und machte den Plan zu seinem großen englischen Lexicon bekannt. Der Buchhändler Robert Dodsley, der sich mit mehren Anderen zur Herausgabe verband, schloß mit Johnson für 1575 Pfd. St. als Honorar den Contract. Er vollendete dasselbe ebenso schnell als glücklich mit Hülfe von sechs Copisten, deren Jedem er eine bestimmte Arbeit übertrug; während er für sich bei jedem Artikel die Anfertigung der Definitionen, Etymologien, mit den verschiedenen Bedeutungen des Worts, sowie die Wahl der Beweisstellen behielt. Die Arbeit, welche dieß gewaltige Werk erforderte, hinderte ihn nicht, 1748 eine literarische Versammlung zu stiften, in welche die vorzüglichsten Gelehrten Londons aufgenommen wurden; auch verfertigte er verschiedene Schriften, die zu den classischen Werken der Nation zu zählen sind, als über die Eitelkeit der menschlichen Wünsche, 1749, eine Nachbildung der 10. Satyre des Juvenal. Um dieselbe Zeit hatte Garrick die Direction des Drury-Lane-Theaters übernommen; aus Gefälligkeit zu seinem alten Lehrer ließ er dessen Trauerspiel „Irene“ aufführen; es fiel aber durch. 1750 erschien sein „Herumschweifer“, ein periodisches Blatt im Geschmacke des „Zuschauers“; es wurde bis 1782 fortgesetzt. 1758 gab er ein ähnliches Blatt: „Der Müßiggänger“, heraus, das unter dem Titel: „Allgemeine Chronik“ bis 1760 fortgesetzt wurde. Soviel und angestrengt Johnson auch arbeitete, so vermochte er es doch nicht dahin zu bringen, daß ihn keine Lebenssorgen mehr belästigten; als er durch die Bemühungen des M. Bedderbune, nachmaliger Lordkanzler, vom Könige eine jährliche Pension von 300 Pfd. St. erhielt. 1765 erschien endlich die längst von ihm angekündigte neue Ausgabe der Werke des Shakspeare, welche unter der Erwartung der Kunstrichter blieb. In der That scheint Johnson diesem Werke nicht die ganze Fülle seines kritischen und ästhetischen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er sich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe desselben, welche zum ersten Male 1774 und zum zweiten Male 1778 in 10 Octav-Bänden erschien. Nachdem er noch einige politische Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Echtheit der Ossian'schen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert, mit Macpherson, dem er vielleicht aus Vorurtheil gegen die Schotten nicht traute, in eine heftige Fehde verwickelt. 1773 besuchte er Schottland und versammelte den Stoff zu seinen Reisen nach den hebridischen Inseln. Sein letztes, großes Werk, was er 1777 begann, und 1782 beendigte, war die „Bio-

graphien der vorzüglichsten englischen Dichter". Obgleich er es in seinen siebziger Jahren schrieb, so trifft man doch dieselbe musterhafte Schreibart, dasselbe scharfsinnige Urtheil und dieselbe Energie der Gedanken, welche die Schriften seiner jüngern Jahre auszeichnen, in ihnen an. Von der Zeit an sanken seine Kräfte und er starb 1784. Er wurde in der Westminster-Abtei am Fuße des Mausoleums Shakspear's und nahe bei dem Grabmale seines Freundes und Zöglings Garrick begraben. Die Dankbarkeit der Nation setzte ihm in der Sanct-Pauls-Kirche ein Denkmal, von dem Bildhauer Bacon gearbeitet. Johnson's sämmtliche Werke sind 1786 von Hawkins zu London in 12 großen Octav-Bänden herausgegeben, welche jedoch die poetischen Werke desselben nicht mit enthalten. Sein Freund James Boswell und Arth. Murphy haben sein Leben (in engl. Sprache) beschrieben.

Jomelli (Nicolo), berühmter Tonsetzer, in Aitille im Königreich Neapel 1714 geboren, studirte unter dem berühmten Leonardo Leo die praktische Musik und wandte sich hierauf mit allem Eifer zu Bologna unter Martini, dessen Rathschläge er nicht verwarf, wenngleich er schon mehre Stücke componirt hatte, die den Beifall des Publikums erhielten, auf die Theorie dieser Kunst. Als Director eines der Conservatorien in Venedig, und im Dienste bei der St.-Peters-Kirche zu Rom, lud ihn der Herzog von Würtemberg zu sich; die Auszeichnungen und Belohnungen, mit den ihn dieser Fürst überhäufte, hielten ihn eine geraume Zeit in Deutschland. Vergebens suchte der König von Portugal, Johann, ihn an seinen Hof zu ziehen; er sicherte ihm sogar eine bedeutende Pension unter der einzigen Bedingung zu, daß er ihm die Copien seiner Compositionen überschickte. Nach Neapel zurückgekehrt, starb er dort 1774 am Schlagflusse, den er sich durch den Verdruß über den unglücklichen Erfolg seiner Oper, und aus Neid über den Sieg, welchen der Deutsche, Schuster, über ihn davontrug, zugezogen haben soll. Seine Werke liefern einen unzweideutigen Beweis seines Genies; Italien besitzt ihrer wenige, weil er, entschlossen wieder nach Deutschland zurückzukehren, sie fast alle in Stuttgart ließ, wo sie sorgfältig bewahrt werden. Jomelli zeichnete sich durch einen eigenthümlichen Styl und durch eine fruchtbare Einbildungskraft aus. Er verfertigte eine Menge Werke; denn seine große Leichtigkeit in der Arbeit machte ihn fast zu einem Improvisator in der Musik, fast immer fehlte er durch zu viele Kunst und Schwierigkeiten, welche ihm zwar das Lob der Kenner zuzog, die aber manchmal dem Volke mißfielen.

Jonas, Name eines hebr. Propheten, von dem ein gleichnamiges Buch des A. Test. erzählt. Um sich einer prophetischen Sendung nach Ninive zu entziehen, ergreift Jonas die Flucht zur See. Ein heftiger Sturm bringt das Schiff in Gefahr, das Loos soll entscheiden, wen Jehova's Zorn verfolge; es trifft den Jonas. Ein großer Fisch verschlingt ihn und beherbergt ihn 3 Tage lang in seinem Leibe, nach deren Verlauf er ihn lebendig wieder ausspeit. Der Gerettete begibt sich alsbald nach Ninive, um den Auftrag des Herrn zu erfüllen und den Bewohnern der Stadt Jehovens Drohwort zu verkündigen. Die Niniviten eilen, die Gottheit zu versöhnen und die angedrohte Strafe unterbleibt. Darüber zürnt Jonas mit Jehova und geht hinaus vor die Stadt. Ein Wunderbaum schießt aus der Erde auf und wölbt sich über ihm zu einer Schattenlaube; aber am nächsten Morgen schon sieht er den Baum,

von einem giftigen Gewürme zernagt, dahinwelken. Als er Gott darüber Vorwürfe macht, zeigt ihm dieser die Thorheit seines Benehmens, indem er jetzt den Untergang eines unbedeutenden Strauchs beklage, nachdem er kurz vorher das Verderben einer ganzen Stadt gewollt. Gründet sich diese Erzählung auf eine wahre Geschichte, so können wir darin nichts, als die spätere Bearbeitung einer alten Sage erkennen; vielleicht ist es aber auch bloß eine belehrende Fabel, deren Deutung nicht fern liegt. Vgl. „Excurse zum Buche Jonas", von Goldhorn. Leipzig 1803.

Jones (Sir William), einer der größten Orientalisten, wurde auf dem Gute seines Vaters in Wales 1746 geboren und starb in Indien 1794. In der Kindheit verlor er seinen Vater, und ward von seiner Mutter, einer Frau von seltenen Eigenschaften, erzogen, welche ihm die ersten Kenntnisse beibrachte und ihn soweit bildete, daß er die Schule von Harrow beziehen konnte. Hier machte er solche Fortschritte, daß sein Lehrer Summer ihm das Zeugniß gab: sein Zögling verstände mehr Griechisch als er. Im 16. Jahre verfertigte er ein Gedicht, „Prolusions", das er später unter dem Titel „Arcadia" herausgab. 16 Jahre alt ging er zur Universität nach Oxford ab, wo er zu seinen großen Kenntnissen in den Classikern sich die persische, arabische, italienische und portugiesische Sprache eigen machte: in seinem 19. Jahre wurde ihm die Erziehung des Lord Altorpe, später Graf Spencer, anvertraut, und er erhielt den Auftrag, Dolmetscher der morgenländischen Sprachen zu seyn; den er ausschlug. Den größten Theil der Zeit, welche er in diesem Hause zubrachte, verwandte er auf das Studium des alten Testaments in der Ursprache, er beschäftigte sich mit Erlernung der chinesischen Charaktere, und fing im 21. Jahre an, sein „Commentar über die asiatischen Sprachen" auszuarbeiten. 1768 übersetzte er für den König von Dänemark eine morgenländische Handschrift, die „Lebensbeschreibung Nadir Shah's" und ward dafür zum Mitgliede der königl. Societät zu Kopenhagen ernannt. Vor dieser Uebersetzung, die 1770 in franz. Sprache gedruckt wurde, steht eine Abhandlung über die morgenländische Poesie, die viel Neues und Anziehendes enthält. Im Jahr 1770 legte er sein Amt als Erzieher nieder, um unabhängig den Wissenschaften leben zu können, und bestimmte sich für die Rechtsgelehrsamkeit, ohne doch die orientalischen Sprachen und ihre Literatur zu vernachläßigen. Er übersetzte im Jahr 1772 einen kleinen Band Gedichte, meistens aus asiatischen Sprachen und ward 1773 Mitglied der königl. Societät zu London. Bei der Erlangung der Magisterwürde schrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntnisse gegen den Vorwurf, als wenn durch sie der männliche Geist entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und eine sklavische Unterwürfigkeit begünstigt werde, zu schützen suchte. Im J. 1774 machte er sein wichtiges Werk: „Commentare über die asiatische Dichtkunst" bekannt, und 1778 gab er eine „Uebersetzung der Reden des Isäus" mit Noten heraus: im folgenden Jahre schrieb er seine „Versuche über die Mittel, welche die Gesetze darbieten, um Empörungen zu unterdrücken". 1783 ward er zum Oberrichter zu Fort William in Bengalen und in den Ritterstand erhoben. Bald darauf heirathete er Maria Schiplet, Tochter des Bischofs von St.-Asaph. Im April d. J. verließ er England, um es nie wieder zu sehen. Im Sept. landete er in Calcutta. Seine Nebenstunden widmete er auch hier den Wissenschaften, bei den er vorzüglich den gelehrten und politischen Zustand Indiens ins

Auge faßte. 1784 gründete er die gelehrte Gesellschaft zu Calcutta, von deren Errichtung er im 1. Bande der „Asiatic Researches“ umständliche Nachricht ertheilt. Nun studirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geschichte Indiens, die Sanskritsprache mit dem größten Eifer. 1785 erschien zu Calcutta eine periodische Schrift: „The Asiatic Missellany“, deren Inhalt sich meistentheils auf Indien bezieht. Ein Hauptzweck seiner literarischen Bemühungen ging dahin, seinen Landsleuten eine vollständige Sammlung von den Gesetzen der Hindu's und Moslemin mitzutheilen, zu welchem Ende er unter Mitwirkung des Gouvernements für das Geschäft des Sammelns eine hinlängliche Anzahl gelehrter Hindu's und Mohammedaner auswählte, den Plan des Ganzen entwarf, und die Handschriften nachwies, woraus geschöpft werden sollte. 1789 gab er zu Calcutta den ersten Band der obgedachten „Researches“ der Societät heraus. Seine eigenen Arbeiten machen den lehrreichsten Theil derselben aus. Während seines Lebens erschienen noch zwei Bände dieser Untersuchungen, die noch jetzt fortgesetzt werden. Sie enthalten die wichtigsten Aufklärungen über Geschichte, Alterthümer, Künste und Wissenschaften Asiens, besonders aber Indiens. In eben demselben Jahre lieferte Jones die englische Uebersetzung der „Sakontala, oder des Schicksalsringes“, des indischen Dichters Kalidasa. 1794 erschien seine „Uebersetzung der Verordnungen Menu's“, welche das ganze indische System religiöser und bürgerlicher Pflichten enthalten. Jones besaß die ausgezeichnetsten und umfassendsten Kenntnisse in Sprachen, Literatur und Künsten des Orients, hiemit verband er die Bescheidenheit und der Glaube eines Christen. Er war fest überzeugt von der Wahrheit der heiligen Schrift, seine literarischen Untersuchungen, außer daß er den Occident mit den Schätzen des reichen Orients vertraut machen wollte, hatten den Zweck, durch unwiderlegbare Thatsachen die Beweise für die Wahrheit der Bibel zu verstärken und zu bestätigen. Er starb im Apr. 1794. Seine Werke, unter denen auch eine sehr gute „Persische Grammatik“ Auszeichnung verdient, sind in 6 Quartbänden zu London erschienen.

Jones (Inigo), geb. zu London 1572. Groß als Baukünstler, ward er der Palladio Englands, wo der wahre Geschmack und die Regeln der Kunst vor ihm wenig bekannt waren. Frühzeitig zeichnete er sich durch seine Fortschritte im Zeichnen und seine Geschicklichkeit in der Landschaftsmalerei aus. Der Graf Wilhelm von Pembroke, sein Beschützer, ließ ihn auf seine Kosten nach Italien und in den größten Theil der civilisirten Länder Europa's reisen. Hierauf ließ er sich zu Venedig nieder und erwarb sich einen glänzenden Ruf. Christian IV., König von Dänemark, ernannte ihn zu seinem Architekten; als dieser Fürst aber 1606 eine Reise nach England machte, brachte er Jones wieder in sein Vaterland zurück, wo Jakob I. ihm die Oberaufsicht über die königlichen Gebäude ertheilte. An dieser Stelle gab er das Muster einer seltenen Uneigennützigkeit. Die Administration der Gebäude hatte sich durch außerordentliche Umstände tief in Schulden gesteckt; die Regierung verlangte den Rath des Oberaufsehers; und Jones erbot sich aus eigner Bewegung, nicht eher Gehalt zu beziehen, als bis die Schulden gedeckt seyn würden. Unter Karl I. behielt Jones den ehrenvollen Posten. Man besitzt von ihm die Zeichnungen zum Pallast von Whitehall, den Plan zum anatomischen Amphitheater zu London; er erbaute die Capelle der

Königin Katharina in dem Pallaste St.-James, die Kirche und den Platz von Covent-Garden ꝛc. Kent gab 1727—1744 eine Sammlung seiner Zeichnungen heraus; Isaac Warn hat einige andere bekannt gemacht. Jones hinterließ interessante Noten zum Palladio, welche in die Ausgabe, die Leoni zu London 1714 veranstaltete, aufgenommen sind.

Jones (Paul), der Gründer der amerikanischen Seemacht, geboren 1747 in Schottland, Sohn eines Gärtners, kam 13 Jahre alt als Lehrling eines Kaufmanns nach Amerika. Als die Colonien im Kampfe mit Großbritannien Schiffe bewaffneten, bot Jones seine Dienste an und wurde 1775 erster Lieutenant. Man benutzte seine Erfahrung und seinen Rath in Allem, was die Bildung tüchtiger Seeofficiere und die Mannszucht der Matrosen betraf; er arbeitete wichtige Plane aus zur Verbesserung des Seewesens, und noch in der neuesten Zeit ward manche seiner Ideen ausgeführt. Zum Capitain ernannt 1776, führte er von Brest her 1778 eine Landung in Irland zu Whitehaven aus. Ludwig XVI. gab hierauf dem kühnen Seemann den Befehl über ein franz. Geschwader, womit er Englands Küsten beunruhigte, glänzende Gefechte bestand und viele Prisen machte. Dabei war er mit Franklin und Lafayette in Briefwechsel. Außer dem Durste nach Ruhm, der ihm von Ludwig XVI. einen Prachtdegen und ein Ordenskreuz erwarb, war ritterliche Liebe seine größte Leidenschaft. Die schöne und geistreiche Gräfin Löwendahl erlaubte dem Helden, sich für ihren Ritter zu erklären. 1787 ließ der Congreß ihm zu Ehren eine Denkmünze schlagen. Katharina II. lud ihn nach Petersburg ein und stellte ihn als Contreadmiral an. Als er der Kaiserin eine Abschrift der Constitution der Vereinigten Staaten überreichte, bemerkte sie, daß die amerikanische Revolution nothwendig andre nachsichziehen und auf alle Regierungen Einfluß haben müsse. 1788 stellte er in der vom Kapudan Pascha vor Oczakow zerstreuten russischen Flotte die Ordnung wieder her und erhielt dafür den St.-Annen-Orden. Darauf erfocht er einen Sieg über die türk. Flotte; allein Potemkin's Eifersucht gestand ihm diesen Ruhm nicht zu. Auf seine Beschwerde bewirkte der mächtige Günstling Jones's Abberufung. Unwillig verließ der gekränkte Seemann Petersburg und ging nach Paris, wo er 1792 starb. Die Nationalversammlung legte um ihn Trauer an. Cooper hat in seinem Roman: „Der Lootse", die Geschichte des amerikanischen Seehelden entstellt. Man findet ihn treu geschildert in der Schrift: „Paul Jones, der kühne Seemann und Gründer der amerikanischen Marine" (aus dem Engl., Leipz. 1826).

Jongleurs, Gewandtheitskünstler, die mit ihren Gaukeleien sich sehen lassen; auch Becherkünstler, Escamoteurs (von commutare); Gaukler, von dem Latein. des Mittelalters caculator. Ein genauerer Sprachgebrauch verbindet mit diesem Namen den Begriff des Fremdartigen, Zauberähnlichen, zur Erinnerung an die Gebiete, denen diese Künste entstammen. Im Mittelalter nannte man die Instrumentisten so, welche den Troubadours zur Seite gingen; bald aber kehrten diese Instrumentisten, wenn Du Cange's Ableitung von jocularis, joculator richtig ist, zu ihrem ursprünglichen Thun und Treiben zurück; sie stellten die Lieder, die sie absingen halfen, dramatisch dar und wurden Possenreißer, die, in eignen Banden vereinigt, mancherlei Bevorrechtungen hatten. So bildeten sie in Paris eine Genossenschaft, die in der rue des jongleurs,

nachmals S.-Julien des ménétriers, beisammenwohnten, ein Stadttheil, der eben nicht im Rufe der besten Sitte stand. Das, was man jetzt Jongleurs nennt, Meister in allen Uebungen der Gewandtheit und der Aequilibristik, bezeichnete man damals mit dem Worte bateleurs, batelores. Dieser Name erinnert an das chinesische Stäbchenspiel, das die indischen Gaukler aus der Schudrakaste, Mooty und Medua Samme, bei uns mit stets erneuertem Beifall zeigten. Durch die Berichte von Reisenden wußte man, daß in dem Heimathlande der geschmeidigsten Körperformen, in Hinter- und Vorderasien zwischen dem alten Ganges und Orontes, Kunstfertigkeiten im Balanciren, Schwingen, raschen Körperbewegungen nach taktmäßiger Mensur ꝛc. sich erhalten hätten, die dort die Würde tausendjähriger Ueberlieferung haben. Denn fanatische Bußübungen, orgiastische Aufregungen hatten dort, wo der Körper so fügsam sich den schwierigsten Zumuthungen bequemt, Jonglerien zuerst in Aufnahme gebracht, die Vergangenes sühnen, Zukünftiges herbeiführen oder errathen helfen sollten. So entstanden dort die schamanischen Gaukeleien, die man bei mehren nordamerikanischen Völkerstämmen gleichfalls antraf. Von sinnigen und das Spiel liebenden Hindus zu einer Kunst erhoben, wurden diese Jonglerien ein Gewerbe, das in China, an der Küste Koromandel und auf den beiden Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges noch gegenwärtig mit der höchsten Meisterschaft getrieben wird. Seit einigen Jahren hat man in Deutschland sich von der Gewandtheit, der Muskelkraft und der Ausbildung des geschmeidigen Körpers dieser Hindus durch die Gaukler überzeugen können, die von Zeit zu Zeit über England nach dem Festlande gekommen sind. Einer der frühern war der Madrasser Poolo, späterhin sah man in Paris und in Deutschland die obengenannten Jongleurs. Aber noch in frischer Erinnerung von Beider bewundernswerther Fertigkeit hat Böttiger in der „Abendzeitung" (1820, Nr. 117 fg, 1823, Nr. 229 fg., und 1825, Einheimisches Nr. 2) erwiesen, daß die alte Welt noch Erstaunenswertheres in kunstschwieriger Anordnung sah. Auch das Bewundertste unter den Kunststücken dieses Jongleurs, das Verschlucken des Schwerts und das Auffangen mehrer im raschesten Takte in die Höhe geworfener Messer hatte die alte Welt oft gesehen, ja eine Inschrift bei Gruter (Thes., p. DCXXXVII, p. 1) bezeugt, daß in den Bädern des Agrippa, des Titus und Trajan zu Rom ein Bär gesehen ward, der, in eine weite Toga verhüllt, dasselbe Kugelspiel trieb, was wir bei den indischen Gauklern bewunderten. Bis zu diesem Aeußersten zwang die Geduld der Mansuetarii selbst Thiere, um dem stets nach Neuem und Unerhörtem lüsternen Volke Roms und der großen üppigen Städte in seinen Provinzen Etwas zu bieten! Ballspiele, wo Bälle, aus bunten Farbensegmenten zusammengesetzt, fortwährend den Körper umkreisten, Uebungen der Balancirkunst, wo jeder Fehltritt ein tödtlicher Schritt war, zeigten jene Zugvögel der Erde — jeglicher Stadt stätteloser Kinder —, in einer Vollkommenheit, die uns in den Angaben und Andeutungen der Kirchenväter noch jetzt in Erstaunen setzt. Denn die Kirchenväter sind mit Manetho (Apotelesmat., IV., 289) und dem lat. Dichter Manilius, dessen astronomisches Gedicht die Nativität der einzelnen Lebensstände stellt, die vorzüglichsten Gewährsmänner, um uns von diesem Theile antiker Virtuosität einen ausreichenden Begriff zu machen. Für Messerwerfer hatten die Alten den Namen Venti-

latores, sowie denn die in ewiger Bewegung sich umtreibenden Ballspieler unter dem Namen pilarii bei Quinctilian vorkommen. Bei dem zuletzt gesehenen Hindu war die glückliche Beweglichkeit aller einzelnen Theile seines Körpers, ohne daß einer dem andern störend gewesen wäre, oft bewundernswerth. Während er mit der Stirn ein schwierig genug zusammengesetztes Gebäude von einzelnen Stäbchen im Gleichgewicht hielt, vorher darauf aufbaute, dann es auseinandernahm, erhielt er mit den Zehen seiner Füße Ringe in schwingender Bewegung, die auch sehr Geübte kaum so in Schwingung zu setzen verstehen würden. Schwieriger schien noch das Aufreihen von Perlen an einem Faden durch bloße Hülfe der Zunge. Doch auch Das erwähnen alte Kirchenväter ausdrücklich, sodaß der Glaube uns aufgedrungen wird: auch das Auffallendste, was unsere Zeit aufweisen kann, würde den wiederkehrenden Alten, namentlich den Bewohnern der größern Städte des römischen Kaiserreichs, z. B. Antiochiens, nicht neu und überraschend scheinen. Orakeljongleries mögen die alten lärmigen Iynxzauberer getrieben haben, von deren Namen man versucht ist, den heutigen Jongleur abzuleiten, den man zunächst auf die provençalische Oc-sprache zurückführen muß. Die beiden noch in Indien vereinigten Talente, Divination und körperliche Gewandtheit, findet man schon bei diesen Iynxgauklern zusammen.

Jonson (Benjamin), bekannter u. d. N. Ben-Jonson, war ein englischer dramatischer Dichter aus einer altschottischen Familie: sein Vater, welcher des Glaubens wegen verfolgt wurde, verlor sein Vermögen; er trat deßhalb in den Priesterstand, ließ sich zu Westminster nieder und starb 1574 einen Monat vor der Geburt seines Sohnes. Seine Mutter verlangte, er sollte sich demselben Stande widmen; Jonson fand aber keinen Geschmack daran; von allen Aussichten, sich einen Lebensunterhalt erwerben zu können, entblößt, nahm er Kriegsdienste und zeichnete sich in den Feldzügen in Flandern aus. Bei seiner Rückkehr begann er seine ersten Studien zu Cambridge. Doch Neigung zum Theater bewog ihn, dem Shakspeare zu folgen. Seine Talente verschafften ihm Gönner; selbst Shakspeare gab ihm seine Freundschaft und Achtung; mehre seiner Stücke konnten nur durch Shakspeare's Empfehlung den Zutritt auf die Bühne erlangen. Jonson war der erste komische Dramatiker seiner Nation, der regelmäßigere und gesittetere Stücke einführte. Den meisten Beifall fanden seine Lustspiele; in seinen Trauerspielen war er gezwungen und zeigte sich wenig der Aufmerksamkeit werth. Ihnen fehlte Geschmack, Eleganz, Harmonie und Correctheit. Ein zu knechtischer Nachahmer der Alten, übersetzte er in schlechte englische Verse die schönen Stücke der griech. und latein. Autoren. Sein unfruchtbares Genie wußte sich weder dem Geiste des Zeitalters, noch dem Geschmacke seiner Nation anzupassen; nichtsdestoweniger erwarben ihm sein durchdringender Verstand und seine großen Kenntnisse einen solchen Ruf, daß man auf seinen Leichenstein bloß die Worte einhaute: O seltner Ben-Jonson! Er starb 1637 in Armuth und ward in der Westminsterabtei begraben. Nach den beiden mißlungenen Versuchen „Sejan“ und „Catilina“, entsagte er der Tragödie; dagegen widmete er sich dem Charakterlustspiele, in welchem er mehr ernsthaft spottet, als Lachen erregt; auch zeigt sich mehr Beobachtungsgeist als Phantasie darin. Man hat von ihm 13 Lustspiele und eine Menge sogen. Masken. Außer obenerwähnten sind noch zu bemerken: „Jedermann außer seiner Laune“; „Volpone“; „Der Alchymist“;

„Epicöne, oder das stumme Mädchen“ und „Der dumme Teufel“. Seine Masken sind allegorische Gelegenheitsstücke, welche zum Theil bei Hofe aufgeführt wurden, eine Gattung, die mit ihm fast wieder ausgestorben ist; späterhin hat nur noch der „Komus“ von Milton in derselben einigen Ruhm erlangt. Ben-Jonson's Werke sind erschienen zu London 1716 in 6, und 1757 in 7 Bdn.

Jordan. Dieser durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entspringt am Fuße des schneereichen Hermon in Syrien aus mehren Quellen, bildet den reizenden See Cenezaret oder Tiberias, durchschneidet Palästina von N. nach S. und sein Lauf in gerader Linie ist 15 deutsche Meilen. Im N. ist er rein und fischreich, im S. theilt er die Natur des todten Meeres, von Jericho schleicht er langsam in Serpentinen. Rohrwälder voll Wild umgeben ihn, während im N. schöne Weiden ruhen. Bei Jericho 60—90 Fuß breit, steigt der Fluß, wahrscheinlich zur Zeit der Schneeschmelze auf 2—300 Fuß an der Mündung, wo er seine Wasser in die schweren des todten Meeres ergießt. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. i. Fluß des Gerichts; bei den Arabern heißt er Nahar-el-Chiria (Fluß der Furt). Den religiösen Abwaschungen in diesem Flusse schreiben sie Heilkräfte zu. Ueber die Jordanstaufe in Rußland s. Wasserweihe.

Jornandes, eigentlich Jordanes, eine Alane, lebte unter dem Kaiser Justinian, war Notarius, trat aber in den Mönchsstand und wird fälschlich als Bischof von Ravenna aufgeführt. Sein Werk: „De Gothorum origine et rebus gestis“, und seine Chronik „De regnorum et temporum successione“, welche beide bis 552 reichen, sind von großer Wichtigkeit, obgleich in barbarischem Latein geschrieben. Sie finden sich in Muratori's „Scriptor. rerum ital.“

Josefinos, s. Afrancesados.

Joseph, der spätgeborene Sohn Jakobs, den er mit seiner geliebten Rachel gezeugt hatte. Jakob hatte ihn vor allen seinen Söhnen lieb; diese aber beneideten ihn wegen des Vorzugs, den der Vater ihm gab, und haßten ihn wegen seines Uebermuthes, den sie besonders in seinen Träumen, die er ihnen erzählte, zu erblicken glaubten. So träumte ihm einmal, daß er mit seinen Brüdern Garben gebunden, seine Garben aber sich aufgerichtet und die ihrigen sich vor seinen gebeugt hätten; ein anderes Mal erzählte er ihnen einen Traum, in dem sich die Sonne, der Mond und elf Sterne vor ihm geneigt. Durch diese Träume noch mehr gegen ihn erbittert, beschlossen seine Brüder, ihn zu tödten. Auf die Vorbitte des Ruben aber schonten sie sein Leben und verkauften ihn an ismaelitische Kaufleute um 20 Silberlinge; seinen Rock befleckten sie mit Blut und ließen ihn so dem unglücklichen Vater bringen. Die Ismaeliten aber brachten ihn nach Aegypten und verkauften ihn daselbst dem Potiphar, des Pharao Kämmerer und Hofmeister. Durch Treue und Fleiß erwarb er sich bald das Zutrauen seines Herrn in solchem Grade, daß dieser ihm sein ganzes Haus zu verwalten gab. Potiphar's Weib aber entbrannte in sündlicher Liebe zum schönen 20jährigen Jüngling, welchen jedoch die Schmeichelworte des wollüstigen Weibes nicht zu einer Uebelthat gegen Gott, seinen Herrn, zu verleiten vermochten. Einst erwischte sie ihn beim Kleide und zog den Jüngling zu sich hin; er aber ließ das Kleid in ihrer Hand und entfloh. Als Potiphar heim kam, verleumdete das rachsüchtige Weib den tugendhaften Jüngling, als wenn

er sie mit Gewalt hätte schänden wollen. Darüber war Potiphar zornig und warf ihn ins Gefängniß. Allein auch hier wußte er sich das Vertrauen des Aufsehers zu gewinnen, der ihm die Aufsicht über alle Gefangene gab. Unter diesen war auch der Mundschenk des Königs, der hatte einen Traum, und Joseph gab ihm die trostvolle Deutung, daß er in kurzer Zeit die Gnade des Königs wieder erlangen und zu seiner vorigen Stelle erhoben werden würde. Wirklich kam der Mundschenk wieder zu Gnaden, und als Pharao von den 7 fetten und 7 magern Kühen, von den 7 vollen Aehren und 7 dürren träumte, und kein ägyptischer Wahrsager den Traum des Königs zu deuten wußte, da erinnerte sich der oberste Mundschenk der geschickten Traumdeutungen des hebräischen Jünglings im Gefängnisse, und Pharao sandte hin und ließ den Jüngling rufen. Die weise Auslegung von den 7 fetten und 7 magern Kühen, daß Aegypten 7 fruchtbare und 7 unfruchtbare Jahre zu erwarten habe, gefiel dem König so sehr, daß er ihm seinen Ring gab, ihn zum Zweiten in seinem Reiche ernannte und ihm die Ausführung der Vorschläge übertrug, die er zur Sicherung des Volkes vor Hungersnoth in der Zeit der Theurung machte. Durch kluge Vorsorge für das Wohl des Landes erwarb er sich um Aegypten so große Verdienste, daß er den schönen Beinamen „Vater des Landes“ erhielt. So lebte er glücklich in der Mitte eines Volkes, das ihn verehrte und liebte; eine liebende Gattin und 2 blühende Söhne bereiteten ihm die stillen Freuden der Häuslichkeit. Als nun die Zeit der Theurung in allen Landen herankam, schickte auch Jakob seine Söhne nach Aegypten, das mit Kornhäusern angefüllt war, um Getreide einzukaufen. Als sie vor Joseph, der das Getreide austheilte, erschienen, erkannte dieser seine Brüder, sie ihn aber nicht. Er gab sich ihnen aber nicht sogleich zu erkennen, sondern bestrafte sie zuvörderst durch einige harte Proben wegen des Unrechts, das sie an ihm verübt. Als sie zum zweiten Male kamen und seinen jüngern Bruder Benjamin mitbrachten, konnte er das Gefühl brüderlicher Liebe nicht mehr zurückhalten, umarmte und küßte sie und verzieh ihnen Alles, was sie an ihm gethan. Darauf ließ er Jakob aus Kanaan mit seiner ganzen Familie zu sich nach Aegypten kommen, wies ihm die schönste Gegend des Landes, Gosen, an und gewährte dem alten Vater noch die Freude, den so lange verloren geglaubten Sohn wiederzusehen, in all seiner Herrlichkeit, und unter seinem Schutze die letzten Tage seines Lebens sorglos dahinzuleben. So ward nun Joseph Beglücker des ganzen Hauses Israel. Jakob segnete deßhalb die beiden Söhne Josephs, Ephraim und Manasse, und ertheilte ihnen mit seinen Söhnen gleiche Rechte, damit sie das Andenken an seinen Namen erhalten möchten. Auch nach dem Tode Jakobs rächte er sich nicht an seinen Brüdern, sondern lebte mit ihnen in freundlicher Eintracht bis an seinen Tod. Die Erzählung von Josephs Leben gehört unstreitig zu dem Herrlichsten und Interessantesten der Mosaischen Schrift. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Josephs Lebensgeschichte ein Lieblingsstoff der christlichen Kunst geworden ist. Poesie und Malerei haben miteinander gewetteifert, seine Tugenden durch Worte und Farbe zu verherrlichen und durch Darstellung seiner wunderbaren Schicksale zu unterhalten und zu rühren. Noch in der neuesten Zeit ist seine Erscheinung auf der Bühne gefeiert worden in Mehul's bekannter Oper: „Jakob und seine Söhne“.

Joseph I., einer der unternehmendsten und thätigsten Fürsten aus dem östreich. Hause und römisch-deutscher Kaiser 1705—1711, war der ältere Sohn des Kaisers Leopold I. und 1679 geboren. Er setzte mit allem Ernste den unter seinem Vater Leopold I. ausgebrochenen spanischen Erbfolgekrieg fort, der unter seiner Regierung durch Eugen und Marlborough sehr glücklich gegen Frankreich geführt wurde. Allein Marlborough's Sturz und der frühe Tod Josephs I. verhinderten die gänzliche Demüthigung des stolzen Ludwig XIV. und führten das Ende dieses blutigen Krieges herbei, das 1713 durch den utrechter Frieden zwischen England, den Niederlanden und Frankreich erfolgte. Joseph I. war den 17. April 1711 im 33. Lebensjahre an den Blattern gestorben. Er hatte sich durch Thätigkeit, Klugheit und Milde die Achtung und Liebe seiner Unterthanen erworben. Da er ohne männliche Nachkommen starb, so ward sein Bruder, der Erzherzog Karl, Erbe seiner Länder und der deutschen Kaiserwürde.

Joseph II., römisch-deutscher Kaiser, ein Sohn Franz I. und Maria Theresia's, wurde 1741 geboren. Oestreich war damals hart bedrängt durch Friedrichs des Großen siegreiche Waffengewalt; die beängstigte Mutter wandte sich nach Ungarn, und, auf dem Arme den Säugling, in die Versammlung der Magnaten tretend, bewaffnete sie die Edeln des Ungerlandes zu ihrem und zum Schutze des Sohnes ihrer Könige. Erst sieben Jahre darauf verhallte der Klang der Waffen und die feindlichen Mächte befreundeten sich im Frieden zu Aachen. So waren es also Krieg und Waffen, die sich zuerst der weichen kindlichen Seele Josephs eindrückten. Zum trocknen Schulwissen zeigte der Knabe wenig Neigung; die Tonkunst aber liebte Joseph schon frühe, und in den Sprachen und der Mathematik brachte er es weit. Schon in früher Jugendzeit entwickelte sich sein großer und kräftiger Geist, und nichts mochte dem großherzigen und feurigen Jüngling peinlicher gewesen seyn, als die engen Schranken, in welchen ihn seine Mutter hielt. Maria Theresia's strenger Wille und Josephs schnell aufgeregtes Gemüth stießen oft zusammen; jedoch verletzte er nie die kindliche Pflicht, er blieb stets gehorsamer Sohn und seinen Unwillen hielt er immer zurück. Indeß hatte Friedrich der Große den 7jährigen Krieg begonnen und Joseph sollte sich dem nordischen Helden gegenüber an der Spitze des Heeres stellen. Von freudiger Hoffnung erfüllt im Kampfe mit diesem würdigen Gegner die ersten Lorbeern zu erringen, war er schon bereit zur Armee abzugehen, als Maria Theresia plötzlich ihren Entschluß zurücknahm und den ehrgeizigen Jüngling von dem Gange zu rühmlichen Thaten abhielt. Er schloß 1760 mit der Prinzessin Isabella von Parma ein Band der Liebe, das ihn beseligend umfing; allein es wurde bald darauf durch den Tod seines heißgeliebten Weibes zerrissen. Er schloß hierauf eine politische Ehe mit der baierischen Prinzessin Josephine; da er nicht glücklich mit ihr lebte und auch bald durch den Tod von ihr getrennt wurde, so beschloß er nun, hinführo sich nicht mehr zu vermählen. Nach dem Abschlusse des hubertsburger Frieden wurde Joseph 1764 römischer König und im folgenden Jahre nach dem plötzlichen Absterben seines Vaters Franz Kaiser des deutschen Reichs. Allein noch war er im freithätigen und selbständigen Wirken gebunden; denn Maria Theresia, obgleich sie Joseph zum Mitregenten ernannt hatte, behielt doch die eigentliche Regierung in ihren Händen und übertrug ihm bloß die Verwaltung

der Armee. Die Zeit, während welcher die auf ihre Macht so eifersüchtige Theresia ihm nur von ferne einen Blick in die Geheimnisse der Regierung vergönnte, benutzte er durch viele Reisen, auf denen er sich vom Zustande seiner eigenen und fremder Länder zu belehren suchte. Er reiste gewöhnlich unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, ohne Prunk und ohne Begleitung. Er ging 1763 durch Ungarn ins Bannat, besuchte die türkische Grenze und die Festungen und erforschte überall genau den Zustand des Bauern und Bürgers. Im folgenden Jahre bereiste er Italien, wo er Rom und in Neapel seine königliche Schwester besuchte und über Mailand wieder zurückkehrte. Im Herbste dieses Jahres beschloß er den König von Preußen zu besuchen. Auf der Reise durch Mähren ergriff der Kaiser den Pflug eines Bauern und ackerte mehre Furchen. Am 25. August traf er Friedrich den Großen im Lager bei Neiße; sich über alles Ceremoniel hinaussetzend, beredeten sich die beiden Fürsten geheim und vertraut, und Arm in Arm sah man sie gehen, wie zwei zärtliche Freunde. Im folgenden Jahre steuerte Joseph der Hungersnoth in Böhmen und wurde von Friedrich im Lager bei Mährisch-Neustadt wieder besucht. Da sprachen sie über die Theilung Polens mit einander, und Oestreich wurde bald darauf durch die Königreiche Gallizien und Lodomerien mit 3 Mill. Menschen vergrößert. Joseph bereiste diese neue Länder und ließ sich huldigen. Hierauf reiste er nach Frankreich und kam am 18. April 1777 in Paris an, wo er, ungeachtet ihn ein glänzender Hof und eine geliebte Schwester umstrickten, doch nur voll Begierde zu sehen und zu lernen, und nicht nur die Akademie der Wissenschaften, die größern Natursammlungen, die Gelehrten Buffon, d'Alembert und Rousseau, die Gerichtshöfe und Fabriken besuchte, sondern auch die mit Kranken und Sterbenden angefüllten Zimmer des Hotel-Dieu. Nach 6 Wochen verließ er wieder Paris, das über ihn entzückt war, bereiste die Seehäfen des Reiches, ging von Bordeaux nach Spanien und kehrte über Marseille und Lyon zurück. Ferney reiste er vorbei, obgleich der Bewohner desselben auf einen Besuch gefaßt war, besuchte Hallern in Bern und war am 1. Aug. wieder in Wien. Kurz darauf brach über die Erbschaft des verstorbenen Kurfürsten von Baiern der sogenannte Erbfolgekrieg zwischen Oestreich und Preußen aus. Joseph, von heißer Begierde nach Kriegsruhm entbrannt, eilte an die Spitze der Heere und erwartete in Böhmen den König in so fester Stellung, daß die Preußen es nicht wagten, ihn anzugreifen und Böhmen verließen. Nach einigen unbedeutenden Gefechten, nachdem der Krieg noch ein volles Jahr gedauert, wurde durch Frankreichs und Rußlands Vermittelung von Maria Theresia, ohne Vorwissen ihres Sohnes, am 18. Mai 1779 der Friede zu Teschen geschlossen. Oestreich gab in diesem Frieden alle baier. Länder außer dem burgauer Kreise an das Haus Pfalz zurück und die Erbfolge blieb dem Herzog von Zweibrücken versichert. Noch im Verlaufe der Unterhandlung starb Maria Theresia und Joseph konnte nun in freiwirkender selbständiger Kraft das Zepter führen über sein großes und schönes Reich. Er war gerade im 40. Lebensjahre und im stärkenden Gefühle der Gesundheit des Leibes und des Geistes begann er mit frischem und heiterem Muthe sein Werk. Im Bewußtseyn der Kürze der Zeit und des weiten Umfangs seiner Aufgabe eilte er nun rasch die schönen Ideale, die sein schöpferischer Genius in ihm erzeugt, in die Wirksamkeit zu führen, den Staat umzuschaffen und in seine abgestorbenen

Theile den belebenden und verjüngenden Geist der Zeit zu hauchen. Zwar hatte ihm Maria Thereſia in mancher Hinſicht vorgebildet: allein ſie hatte oft mit weiblicher theilnehmender Empfindung die einzelnen leidenden Opfer der Vorurtheile und Mißbrauche gerettet und geſchützt. Joſeph, mit einem das Ganze umfaſſenden Blicke, drang bis an die Wurzel ſtaatsbürgerlicher Verhältniſſe; von der gerechten Liebe ergriffen, die alle ſeine Völkerſchaften und alle Stände gleich umſchloß, opferte er mit ſtrengem Ernſt das Einzelne dem Ganzen auf, und Selbſtſucht und Eigennutz erzitterten vor der gewaltigen Kraft des Kaiſers. In dem berühmten Handbillet, das er an alle Behörden erließ, ſchrieb er: „Das Gute iſt nur Eins, nämlich jenes, ſo das Allgemeine und die größte Zahl betrifft; Nation und Religion kann keinen Unterſchied machen“. Deßwegen hob er mit ſolcher Strenge die Privilegien ſeiner verſchiedenen Völker auf, und ſtrebte ihre Nationaleigenthümlichkeiten um der Einheit des Ganzen willen zu zerſtören. Er glaubte an Andere Zumuthungen ohne Furcht vor Selbſtſucht machen zu können, da er zuerſt bereit geweſen war, mit dem Anfange ſeiner Selbſtregierung 22 Mill. Staatspapiere, die er von ſeinem Vater geerbt hatte, zu verbrennen, um im Pflichtgefühl, bloß für die Beglückung ſeiner Unterthanen zu leben, alles Perſönliche in ſeinem Leben hintenanzuſetzen. Es war ſeine Lieblingsidee, aus allen ſeinen weitſchweifigen und in der Sprache und Sitte ſo abweichenden Beſitzungen einen einzigen großen Staat zu bilden, von ſeinem freien und lichtvollen Geiſte beſeelt. Wahrlich, ſeine Völker bedurften einer Umbildung: von jeder Emporſchreitung zur Bildung und Aufklärung hielt ſie das Joch der entwürdigendſten Sklaverei und des dumpfeſten Aberglaubens zurück. Joſeph fühlte die Kraft in ſich, ſie zum Höhern und Beſſern heraufzuführen und glücklich zu machen; er ſah ein, daß das wahre Glück der Nationen ſich nur auf die bürgerliche und geiſtige Freiheit gründe. Sogleich mit dem Anfange ſeiner Selbſtregierung führte er die Preßfreiheit ein, und in keinem Lande ſchrieb man freier als in Oeſtreich. Den 15. Oct. 1781 erſchien das erſte Toleranzedict; durch daſſelbe erhielten die Anhänger der augsburgiſchen und helvetiſchen Confeſſion, ſowie die nicht unirten Griechen völlige Religionsfreiheit und alle Rechte der Staatsbürger, ſowie die Beförderung zu allen Civil- und Militairſtellen ihnen zugeſichert wurde. Auch das unglückliche jüdiſche Volk hob Joſeph aus ſeiner Bedrückung empor, erlaubte ihm, ſeine Kinder in öffentliche Schulen zu ſchicken und ſich auch öffentlicher Aemter fähig zu machen. Schon früher hatte er den Bauernſtand mit Ackerung einiger Furchen Feldes mit dem Pfluge eines Landmannes geehrt; jetzt ward er ein Befreier und Beglücker, indem er die Leibeigenſchaft gänzlich vernichtete. Eine große Menge von Mönchsorden wurde aufgehoben, vorzüglich die ein beſchauliches Leben führten und nichts zum Wohle ihrer Mitmenſchen thaten; dann auch alle Nonnenklöſter, mit Ausnahme derer, die Kranke pflegten. Da ſich der Papſt durch dieſe Veränderungen in den Rechten ſeines Stuhls gekränkt glaubte, ſo unternahm er eine Reiſe nach Wien, um die Angelegenheiten der Kirche, wie er ſich in einem Briefe ausdrückte, mit den Gerechtſamen des Kaiſers zu vereinbaren. Bei ſeinem Einzuge ihm Frühling 1782 wurde er von dem erſtaunten und andächtigen Volke mit ebenſo vieler Ehrfurcht, als vom Kaiſer mit der größten Höflichkeit empfangen; dieſer ließ aber dennoch nichts von ſeinem Einfluſſe und der ihm gebührenden Oberhoheit fahren, und fuhr ſelbſt

während des Papstes Anwesenheit in Wien fort mit der Einziehung der Klöster, sodaß innerhalb 8 Jahren die Zahl der Ordensleute in seinen Staaten von 63.000 auf 27.000 gesunken war. So mußte der Papst ohne seine Absichten erreicht zu haben, am 22. April wieder abreisen, und alle seit Josephs Regierungsantritt gegebene Gesetze blieben in Kraft, vermöge deren jede Verbindung der Ordensleute mit auswärtigen Ordenshäusern und deren Vorstehern aufgehoben und kein General und kein Ordenscapitel, außer den Ordensleuten weiter erlaubt wurden. Vor seinem Richterstuhle war Jeder gleich; kein Stand, kein Ansehen, keine Bitten schützten den Schuldigen vor der Rache des beleidigten Gesetzes. In seinem neuen Criminalgesetzbuche hob er aus menschlichem Gefühle alle Todesstrafen auf und führte statt denselben Anschmiedungen und wiederholte Stockschläge, verstärkte Gefängnißstrafen, oder öffentliche Arbeiten, z. B. das Schiffeziehen, das Straßensäubern der Stadt Wien ꝛc. ein: neben andern Verbrechern des gemeinsten Standes sah man ansehnliche Beamte, Stabsoffiziere und selbst einmal einen Grafen aus einer angesehenen Familie mit einem geschornen Haupte und einem groben Kittel, zu den letztern Arbeiten verdammt, in den Straßen, am Schandpfahle oder am Schiffeziehen. Die ganze Staatsverwaltung, die Polizei und das Kirchenwesen wurden verbessert, Erziehungsschulen zur Bildung des Volkes angelegt, der Landbau befördert und die inländischen Fabriken durch das Verbot der Einfuhr von fremden Fabrik- und Manufakturwaaren gehoben. Die Umgestaltung Ungarns, die er nun vornahm, um dieses Land zur Veränderung seiner Verfassung seinen übrigen deutschen Staaten gleichzumachen, erregte einen Aufruhr der Walachen; der aber bald durch Hinrichtung ihrer Anführer Horja und Kloska gedämpft wurde. Was er bestrebte, das spricht er selbst am klarsten aus in einem Schreiben an die Stadt Ofen, die ihn bat, ihm eine Ehrensäule errichten zu dürfen: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste der Monarchie beigebracht seyn; wenn Jedermann in gleichem Maße das Seinige zu den Bedürfnissen des Staates, dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn die Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit in Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bürgerliche Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und durch verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Interesses des Herrn gegen die Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn; wenn Industrie, Manufakturen und deren Betrieb und Circulation aller Produkte in der ganzen Monarchie werden eingeführt seyn, wie ich es sicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch die Versetzung der Landesstelle dahin einen höhern Zins ihrer Häuser erhält". Auch die Niederlande mußten sich dieselben Einrichtungen gefallen lassen, welche Joseph in seinen übrigen Staaten machte. 1784 hoffte er die, seinen Niederländern so vortheilhafte, freie Schifffahrt auf der Schelde zu erzwingen. Da die Holländer gütliche Ansuchungen abschlugen, so zog er 1785 gegen sie mit 50.000 M. Durch Frankreich wurden aber bald Unterhandlungen eingeleitet, durch welche Joseph zwar für 10 Mill. holl. Gulden einige Districte und Forts von den Holländern gewann, nicht aber die von ihm beabsichtigte Eröffnung der Schelde. Einen ebenso unglücklichen Erfolg hatte 1785 das Tauschproject der Niederlande gegen Baiern, welches

durch den deutschen Fürstenbund, der sich durch Friedrich gegen Josephs rasches, umsichgreifendes Streben gebildet hatte, vereitelt wurde. 1787 reiste er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in die Krimm; er besuchte Katharina, die ihm in Cherson die glänzendsten Feste gab. Als er wieder nach Wien zurückkehrte, war die Unzufriedenheit allenthalben laut geworden, die Gährung war allgemein. Die Niederlande hielten sich durch die raschen Veränderungen des Kaisers in ihren alten Gerechtsamen für gekränkt; das Volk, das sich beleidigt fühlte durch die seine Volksthümlichkeit verletzenden Schritte Josephs, machte mit dem Adel und der Geistlichkeit gemeinschaftliche Sache, und eine allgemeine Empörung brach aus. Joseph, durch den bevorstehenden Türkenkrieg bedrängt, gab ihnen ihre alte Landesverfassung zurück und die Gemüther waren scheinbar beruhigt. Am 9. Febr. 1788 erklärte der Kaiser den Türken den Krieg und reiste sogleich zur Hauptarmee. Mit großen Hoffnungen wurde der Krieg begonnen, 200.000 Mann wurden in einer Kette längs der ganzen östreichischen Grenze aufgestellt. Allein der heiße Sommer und die Gifte sumpfiger Ausdünstungen rafften Tausende dahin und nahmen dem Heere Gesundheit und Muth. Die Kaiserlichen mußten sich zurückziehen, nachdem sie 45.000 Mann verloren hatten. Joseph selbst, der alle Beschwerlichkeiten und Anstrengungen des Krieges ertragen, und nicht bloß für die Sicherheit seines Heeres, sondern auch seiner Staaten gewacht hatte, kehrte kränklich im Dez. desselben Jahres nach Wien zurück. Im Frühling 1789 wurde der Feldzug gegen die Türken erneuert und der Oberbefehl des Heeres dem General Laudon übergeben. Im Verein mit dem russischen Feldherrn Suwarow wurden die Türken bei Foizkan und bei Martinieste geschlagen, die Festung Belgrad erobert, und die östreichischen Heere rückten in Servien und der Moldau und Wallachei vor. Der Kaiser ließ seinem ihm so zugethanen Heere für seine glücklichen Unternehmungen Dank sagen; indeß nahm die verderbliche Gewalt seiner Krankheit immer mehr überhand, und in Leib und Seele wütheten die Schmerzen. Mit dem Nov. dieses Jahres wurde das neue allgemeine Steuersystem eingeführt, nach welchem die schon bestehende Grundsteuer gleichmäßiger, als vorher und auf alle liegende Gründe nach ihrem Ertrage vertheilt werden sollte. Selbstsucht und Eigennutz erhoben ihr Haupt, Adel und Geistlichkeit lehnten sich gegen die neue Einrichtung auf und Unordnungen und Unzufriedenheit entstanden sogar im Volke. Dazu hatten sich die Niederländer völlig empört und frei erklärt; ein Manifest des Advokaten van der Noot sprach den Kaiser seiner Herzogswürde verlustigt; die Generalgouverneurs mußten Brüssel verlassen vor dem anrückenden Heere der Niederländer; die kaiserlichen Truppen wurden aus allen Provinzen vertrieben, und nur Luxemburg wurde ihnen gelassen. Obgleich der Kaiser allgemeine Verzeihung versprach und ihnen zusicherte, alle Privilegien wieder herzustellen und allen ihren Wünschen zu genügen: so verschmähten dennoch die trotzigen Niederländer alle friedliche Unterhandlungen. Zu gleicher Zeit standen die Ungarn gegen die östreichische Regierung auf und forderten mit Nachdruck ihre alte Rechte, Sitten und Verfassung zurück. Der Kaiser versprach bald auf einem Landtage allen ihren Beschwerden abzuhelfen; aber die Ungarn verlangten mit Ungestüm schleunige Hülfe. Da erklärte der gebeugte Kaiser im Jan. 1790 alle seit seinem Regierungsantritte gemachte Gesetze und Einrichtungen für aufgelöst, und zerstörte so mit Einem Schlag

den mühsamen Bau seines ganzen Lebens. Alle die schönen Ideale, wie sie aus seinem Geiste in das Daseyn gestiegen waren, mußte er nun noch vor seinem Tode vernichtet sehen. Er lebte darauf nicht lange mehr. Noch kurz vor seinem Tode starb die Erzherzogin Elisabeth, an deren Leben er so schöne Hoffnungen geknüpft hatte. Bei ihrer Todesnachricht sprach der „Gewaltigwollende“ mit der schwachen Stimme eines Sterbenden: „Gott, dein Wille geschehe“. Darauf befahl er, die Leiche der Erzherzogin an ihren Begräbnißort zu bringen, „damit für seine eigne Leiche Platz werden möchte“. Zwei Tage nach dem Tode der Erzherzogin (20. Febr. 1790) starb er. Der Genius der Menschheit vergoß eine Thräne bei seiner Urne. — Joseph war wohlgebaut und von mittlerer Größe; der Blick seines schönen blauen Auges war erhaben und freundlich zugleich; seine Miene unbeschreiblich angenehm und doch majestätisch; später hatten die beständigen Anstrengungen seines Körpers fast alles Dieses verwischt. Er war hart und mäßig. Schon in den frühesten Morgenstunden begann er mit seinen Secretairen im Cabinette zu arbeiten. Den ganzen Vormittag war der Gang vor den Thüren des Cabinettes besetzt mit Leuten jedes Alters, Standes und Geschlechtes; von Stunde zu Stunde kam er heraus, hörte die Leute an, nahm Bittschriften, und führte Die, welche mündlich mit ihm sprechen wollten, selbst in sein Zimmer. Da er bemerkt hatte, wie seine Mutter so oft von ihren Umgebungen hintergangen wurde, so mochte er so wenig als möglich Vermittler zwischen sich und dem Volke haben. Von diesem Mißtrauen war auch die Einführung der Conduitenliste erzeugt, die von Zeit zu Zeit in Betreff der Geschicklichkeit und Sittlichkeit der einzelnen Staatsdiener eingereicht werden mußte. Er hatte ein sehr glückliches Gedächtniß, schnelle Beurtheilungskraft und einen reichhaltigen Witz. In reifern Jahren sammelte er aus eigenem Triebe Kenntnisse für seinen künftigen Stand; er las Schriften für die Regierungskunst und Staatsökonomie, aus denen sich seine Vorliebe für das physiokratische System bildete. Seine Lieblingslektüre waren vorzüglich Voltaire's Schriften. Heilig war ihm die Gedankenfreiheit des Menschen, und selbst Blätter, in welchen er mit der kühnsten Sprache getadelt und geschmäht wurde, las er mit Aufmerksamkeit, und verzieh Denen, die ihn ungerecht geschmäht hatten. Er liebte und achtete die Künste und Wissenschaften, vorzüglich aber die, welche einen unmittelbar praktischen Werth im Leben haben, wie Medicin, Mathematik, Technologie u. s. w.; jedoch suchte er auch durch Erziehungsanstalten die Bildung des Volkes zu befördern und bereicherte Bibliotheken und Kunstsammlungen. Von allen Sprachen schätzte er die deutsche am meisten, und er brachte sie auf dem Katheder, der Kanzel und in den Gerichtshöfen in Ansehen. Er war von höchst regem und feurigem Gefühle, rasch war er in seinem Gange, in seiner Geberde und in allem seinem Handeln. Weder Weichlichkeit und ängstliche Sorge für das Leben schwächten seinen Muth; mit Gefahren trieb er oft sein Spiel. Seinen schönen humanen Gefühlen widerte alles Conventionelle; Jeder war vor ihm gleich, in jedem Menschen achtete er die Würde der Menschheit. Er ließ den bisher verschlossenen Augarten zur Belustigung des Volkes eröffnen, und setzte über den Eingang die Ueberschrift: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schöpfer“. Als ihn Einige baten, daß er den Prater nur für einzelne Stände bestimmen möchte, damit man sich mit seines Gleichen vergnügen könne,

erwiederte er: „Wenn ich immer nur mit meines Gleichen seyn wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft bei den Capuzinern hinuntersteigen, und darin meine Tage zubringen“. So ließ der menschenfreundliche Kaiser die Menschen theilnehmen an seinen Freuden und Erholungen, nannte sich laut ihren Bruder und befand sich wohl in ihrer Mitte. Zerstreuende Vergnügungen erlaubte er sich nur sehr wenige; strenge Pflichterfüllung war ihm das Höchste. In Gesellschaften besaß er jene heitere Anmuth des Geistes, die die glücklichste und gefälligste Eigenschaft des Gesellschafters ist. In seinem ganzen Leben war er höchst einfach; alle die Pracht, womit Theresia glänzte, verschwand in der Umgebung seiner Person und seines Hofes. Sein großer Zeitgenosse Friedrich II. schrieb über ihn an Voltaire: „Kurz es ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf“. Sein Streben ging offenbar dahin, ganz und gar Selbstherrscher zu seyn; er war die letzte Instanz aller Geschäfte ohne Ausnahme. Jedoch die unmittelbare Theilnahme selbst an wichtigern Gegenständen überstieg die Kraft Eines Mannes, zerstreute ihn oft und zog ihn von der sorgfältigen Prüfung größerer, ganz eigentlich für ihn gehöriger Dinge ab. Alle Gedanken und Ideen, wie sie schön und hell vor seiner Seele standen, wollte er nun auch in seinen Staaten ins Leben treten lassen; eine alte Welt wollte er zertrümmern und eine neue bilden, vom Lichte der Aufklärung erhellet. Allein es ist nicht zu leugnen, daß er im übermüthigen Gefühle seiner Kraft zu weit ging. Er bedachte nicht, daß Staaten sich nicht innerhalb einiger Jahre reformiren lassen, sondern nur durch langsame Entwickelung zu vollkommneren Verfassungen und Einrichtungen heraufblühen; und daß die Völker erst zu einem gewissen Grade heranreifen müssen, um die Ideen würdiger Verfassung und Gesetze begreifen zu können. Deßwegen mußten die meisten Plane Josephs, die seine Völker nicht zu würdigen vermochten, verunglücken. Vorurtheil, Aberglaube und Eigennutz griffen zu den Waffen und bekämpften übermächtig die Einrichtung weiser Politik und des gesunden Verstandes. Auch ermangelte sein rascher feuriger Geist der Geduld, um mit diesen widerstreitenden Mächten langsame und kluge Unterhandlungen zu pflegen. „Von Allem, was ich unternehme“, antwortete er einst, als ihm Vorstellungen wegen seines raschen Handelns gemacht wurden, „will ich auch noch die Wirkung empfinden. Als ich den Prater und den Augarten zurichten ließ, nahm ich keine junge Sprossen, die erst der Nachwelt dienen konnten: nein, ich wählte gleich Bäume, damit unter ihrem Schatten ich und mein Mitmensch jetzt schon Vergnügen finden möchten“. Joseph war ein wahrhaft unglücklicher Fürst; er wollte soviel Gutes und Schönes, er liebte seine Völker wie ein Vater und wollte sie glücklich machen; und zuletzt mußte er erfahren, daß sein ganzes Wirken nichtig und all sein Dichten und Trachten Hirngespinnste waren. Wie müde muß die Seele des Kaisers gewesen seyn, wie zerwühlt von bittern Erfahrungen verfehlter Absichten, als kurz vor dem Tode alle ihre Schmerzen und Leiden in den kraftlosen Ausdruck der Resignation ausbrachen: „Gott, Dein Wille geschehe“. Er verließ gerne die Welt, die ihn so verkannt, und den Thron, der ihm so wenig gewährt hatte. „Ich weiß nicht“, sagte der Monarch, als seine Todesstunde

nahe war, „ob der Dichter Recht hat: mais du trône ou cercueil, les passage est terrible; ich bedaure den Thron nicht, den ich mit dem Sarge verwechsele; ich bedaure, daß ich so wenige Glückliche und soviel Undankbare gemacht habe; aber Das ist nun einmal das Schicksal der Männer auf dem Throne". Doch eine solche Verirrung der Urtheile hat keinen Bestand; nach seinem Tode fühlte das Volk, was es an Joseph verloren und die Gerechtigkeit sprach Urtheil in dem Gerichte über ihn. Sein Neffe, der jetzige Kaiser Franz I., hat ihm in Wien 1807 ein prachtvolles Denkmal, von Bildhauer Zauner (s. d.) verfertigt, setzen lassen.

Josephus (Flavius), ein gelehrter Jude, geb. 37 n. Chr. zu Jerusalem, Sohn eines Priesters, studirte die bei den Juden gewöhnlichen Wissenschaften und trat zu der Sekte der Pharisäer. In seinem 26. Jahre kam er nach Rom, genoß hier die Gunst der Popäa, der Gemahlin des Nero, und bewirkte dadurch die Loslassung seiner Anverwandten, welche der Prätor Felix hatte gefangen nehmen lassen. Nachher wurde er vom Senat in Jerusalem zum Prätor von Galiläa ernannt, in welchem Amte er sich als ein kluger und die Ruhe liebender Mann zeigte. Bei der Eroberung der Stadt Jotapata, die er mit vieler Tapferkeit vertheidigte, wurde er vom Vespasian gefangen; weil er ihm aber das Kaiserthum prophezeite, und diese Weissagung wirklich in Erfüllung ging, so ließ er ihn los und überhäufte ihn mit Ehre. Aus Dankbarkeit nahm Josephus den Namen Flavius an. Hierauf wohnte er der Belagerung von Jerusalem unter dem Befehl des Titus bei und ließ sich zu den Unterhandlungen mit den Juden gebrauchen. Nach Eroberung der Stadt ging er mit nach Rom und beschloß hier sein Leben, im vollen Besitz der Gnade Vespasians und seiner Söhne. Hier schrieb er seine „Geschichte des jüdischen Krieges" in 7 Büchern, hebräisch, dann griechisch, ein Werk, das unter allen Geschichtsbüchern dem Livius am nächsten kommt. Seine „Jüdischen Alterthümer" (in 20 Büchern) sind ebenfalls trefflich; sie enthalten die Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's; doch wirft man diesem Werke vor, daß es die Wunder Christi entstelle, auch all Dasjenige unterdrücke oder mindere, was im Stande gewesen wäre, die Heiden zu beleidigen. Als kluger Politiker deutete er die Weissagung des Messias auf den Vespasianus. Seine 2 Bücher vom „Alterthume des jüdischen Volks" enthalten kostbare Bruchstücke von den alten historischen Schriftstellern, und sind gegen den alten alexandrinischen Grammatiker Apian, einen erklärten Widersacher der Juden, gerichtet. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Havercamp, Amsterdam 1729, in 2 Bdn., Fol., griech. und lat. (neue A. von Oberthür, Leipzig 1781—85); deutsch von Friese. Böhmert, „Ueber des Flav. Jos. Zeugniß von Christo" (Leipzig 1823), enthält eine Biographie des Josephus.

Josquin de Prez (Adrian; auch Josquinus od. Jodocus de Prato), einer der ersten Meister der niederländischen Tonkünstlerschule und von Geburt ein Niederländer, der aber von seinem mehrjährigen Aufenthalt in der toscan. Stadt Prato jenen Beinamen erhielt. Er war ein Schüler Joh. Okenhein's, welcher der Seb. Bach seiner Zeit genannt wird; unter dessen Leitung studirte er die künstliche Harmonie, ging darauf nach Italien und wurde 1475 unter die päpstlichen Sänger aufgenommen. Hier schon erlangte er einen großen Ruf durch die Motetten, Messen und andere Kirchencompositionen. Er wurde daher nach Cambray beru-

sen und dann Capellmeister Ludwigs XII. und Franz I., endlich aber des Kaisers Maximilian I., und starb zu Brüssel, wo sein Grabmal in der Kirche der heil. Gudula zu finden ist. Er war als Contrapunktiker 100 Jahr vor Palestrina und Orlando mit Recht bewundert und brach sich in den Compositionen, in welchen Punctation, Kanon, Fuge herrschend sind, seine eigne Bahn, ging auch von der Gewohnheit ab, über alle beliebte Themen zu schreiben. D. Mart. Luther sagte nach Anhörung einer seiner Messen: „Josquin ist ein Meister der Noten; diese haben thun müssen, wie er gewollt; andre Componisten müssen thun, wie die Noten wollen", womit gewiß die Freiheit und Erhebung über die trockene Regel bezeichnet wird. Seine berühmten Schüler waren Senftel und Nic. Gombert. Ein Verzeichniß seiner Compositionen, worunter auch franz. Lieder für 3 und 4 Stimmen, gibt Forkel im 2. Bde. seiner „Geschichte der Musik", S. 557.

Journal, s. Buchhalterei.

Journal, ein Tagebuch, dann periodisch (besonders monatsweise) erscheinende Blätter aller Art. Unter den europäischen Ländern sind es hauptsächlich drei, in denen dieser Zweig der Literatur Unterstützung findet: England, Deutschland und Frankreich. In dem erstgenannten Lande, wo das erste Journal unter der Regierung der Königin Elisabeth erschien, finden besonders politische Zeitschriften lebhaften Beifall, und wenngleich sich die Zahl der Journale dieser Art, die in Frankreich nie sehr groß war, in Deutschland in den Jahren der franz. Tyrannei beträchtlich verminderte, indem selbst einige der gelehrtesten Zeitschriften ihrer Freimüthigkeit wegen unterdrückt wurden: so zeigte doch die große Zahl neu entstandener Blätter, die seit der Befreiung von Deutschland allgemein verbreitet sind, daß der Gemeingeist der Deutschen keineswegs erloschen, sondern nur dessen Aeußerung einige Zeit unterdrückt war. Durch ihre Menge und die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenstände können die Journale leicht vom ernsthaften Betreiben der Wissenschaften abziehen; auch bringt Gewöhnung an Journalleserei einen Widerwillen gegen angestrengte wissenschaftliche Beschäftigung hervor, und es kann durch das Journalwesen (Journalistik) eine verderbliche Seichtigkeit verbreitet werden, sowie z. B. in Frankreich die Bildung eines beträchtlichen Theils der sogenannten großen Welt sich nur auf das Lesen einiger Journale beschränkt. Dagegen ist es aber gewiß, daß durch gute Journale zur allgemeinen Verbreitung einer gewissen Bildung unter allen Classen der Nation thätig gewirkt, daß dadurch manches Gemeinnützige in Umlauf gekommen und der öffentliche Geist oft auf eine kräftige Weise geweckt und geleitet worden ist; so in England und Deutschland. Daß sie aber auch zur Verkehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger Meinungen gemißbraucht werden können, hat die Erfahrung, besonders in Frankreich, nur zu sehr bewiesen. Weniger gilt der ausgesprochene Tadel von den rein wissenschaftlichen Journalen, z. B. über Medicin, Physik u. s. w., die zur Verbreitung des Neuesten und Wissenswürdigsten aus ihrem Kreise von entschiedenem Nutzen seyn können. (Vgl. Zeitschriften und Zeitungen.)

Jouy, Flecken mit 2000 Einw. und einem schönen Schlosse nebst Park, an der Bievre, nicht weit von Versailles, im Depart. Seine und Marne, berühmt wegen Cattunfabrik mit 200 Drucktischen und in den Zeiten der Handelssperre mit 1200 Arbeitern, die 1760 von Oberkampf

begründet worden ist und nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht hat. Ihr Gattun empfiehlt sich durch schöne und dauerhafte Farben und ist unter dem Namen Toiles de Jouy bekannt.

Jovellanos (Don Gaspar Melchior de), geb. 1744 zu Gijon in Asturien, von altem Adel, ein als Mensch und Patriot ebenso sehr als durch Kenntnisse und Beredtsamkeit ausgezeichneter Staatsmann, zugleich als Dichter und als Schriftsteller über die politische Oekonomie Spaniens berühmt, studirte zu Alcala de Henares, und fortwährend alte und neue classische Literatur, Philosophie, Geschichte und Staatswirthschaft. Die ersten Früchte seiner Studien waren zarte lyrische Gedichte, wovon aber nur wenige 1780 im Druck erschienen sind. Um den edlern Geschmack der Spanier in der schönen Literatur wieder zu beleben, der sie im 16. Jahrh. auszeichnete und den das 17. vernichtete, schrieb Jovellanos 1770 ein Trauerspiel in 5 Aufz.: „El Pelayo“ (der tapfere Gothe, der Spaniens Selbständigkeit gegen die Mauren behauptete), das aber die Erlaubniß zum Druck von der Geistlichkeit nicht erhielt und erst 1790 zu Madrid aufgeführt werden durfte. In Sevilla, wo Jovellanos Gerichtsrath war, ging er viel mit Olavides um. 31 J. alt, wurde er Mitglied der span. Akademie, und Karl III. ernannte ihn zum Staatsrath. Bald darauf erschien zu Barcellona sein auch ins Franz., Engl. und Deutsche übers. Schauspiel: „Der edle Verbrecher“, worin er die Härte der spanischen Gesetze gegen den Zweikampf zeigte. Dann übersetzte er das erste Buch von Milton's „Verlorenem Paradiese“ und beförderte die Herausgabe der Gedichte des Augustinermönchs Diego Gonzalez und des berühmten Melendez Valdes. In einer vortrefflichen Rede, bei der Preisvertheilung 1781 in der Kunstakademie de S.-Fernando, hat er den Gang der freien Künste in Spanien bis zu seiner Zeit geschildert, aus welcher nachmals der Engländer Cumberland seine Urtheile über die spanischen Künstler entlehnte. Nach Jovellanos waren Lope de Vega und Jordanes die Beförderer des schlechten Geschmacks, jener in der Poesie, dieser in der Malerei. Ebenso thätig bemühte sich Jovellanos in mehren akademischen, durch Gedanken und Styl gleich ausgezeichneten Abhandlungen über die Mängel der spanischen Gesetzgebung, Polizei, Medicinalanstalten u. s. w. — auch durch Flugschriften (unter welchen die gegen die Stiergefechte berühmt ist) hellere Ansichten zu verbreiten und den Gemeingeist zu bilden, während er in seinen Staatsämtern zu Sevilla u. a. a. O. durch Kenntniß, Tugend und Arbeitsamkeit eine Zierde des Richterstuhls in Spanien war. Dieß Alles, insbesondere sein Vorschlag, die Güter der hohen Geistlichkeit mit einer Steuer zu belegen, zog ihm zwar den Haß des spanischen Klerus zu, und er wurde nach Asturien verbannt, allein Karl IV. ernannte ihn dennoch 1797 zum Minister der Justiz- und Gnadensachen. In dieser Stelle arbeitete er mit dem gleichgesinnten D. Francisco de Saavedra an einer durchgreifenden Verbesserung der spanischen Staatsverwaltung von Oben herab; Godoy's Einfluß aber auf die Königin und durch diese auf den König stürzte die beiden Minister, deren Entwürfe die Monarchie vor der später erfolgten gewaltsamen Umwälzung gesichert haben würden. Jovellanos wurde 1801 nach Palma auf der Insel Mayorka verwiesen, wo er in einem Carthäuserkloster lebte, dann ward er auf das Schloß Belver gesetzt, wo man ihn grausam behandelte, bis der Einfall der Franzosen in Spanien 1808 ihn aus diesem Gefängnisse be-

freite. Joseph ernannte ihn zum Minister des Innern; Jovellanos lehnte die Stelle ab und blieb Mitglied der Junta, welche in des Königs Ferdinand VII. Namen regierte. Auch dann, als der britische Gesandte durch lockende Verheißungen die Centraljunta unter Englands Leitung zu bringen versuchte, blieb allein der tugendhafte Jovellanos unbeugsam. Er bewog den gelehrten Kanonicus von S. Isidro, D. Franc. Martinez Marina, zu der Abfassung seines „Sendschreibens über die Versammlung der Cortes", 1808 (London 1810, später in dessen „Teoria de las Cortes" aufgenommen). Von Mönchen und dem hohen Klerus stets angefeindet, ward Jovellanos vom Pöbel in einem Auflauf (Jan. 1812) ermordet. Die „Memorias para la vida del Senor D. Gasp. Melch. de Jovellanos" (Madr. 1814, von D. J. C. Bermudez; im Ausz. in den „Briefen aus Spanien", von Leucadio Doblado, aus dem Engl. von Domeier, geb. Gad, Hamb. 1824, S. 420 fg.) wurden nach Ferdinands Rückkehr weggenommen, 1820 aber freigegeben. Eine Herausgabe der sämmtlichen Schriften dieses berühmten Mannes ist jetzt in Spanien nicht zu erwarten. Das meisterhafte Gutachten, welches Jovellanos im Namen der ökonomischen Gesellschaft zu Madrid über die Entwürfe zu einer landwirthschaftlichen Gesetzgebung (de ley agraria) dem hohen Rathe von Castilien 1795 erstattete, hat der verstorbene preuß. Staatsrath Heinr. von Beguelin (Berlin 1816) übers. und mit Anmerk. begleitet. Es ist zur Kenntniß der Culturgeschichte und Statistik Spaniens äußerst wichtig, und die Vorschläge, die es enthielt, verdienen noch jetzt die Aufmerksamkeit denkender Staatswirthe. Hier erkennt man die Grundübel der span. Revolution.

Joyeuse Entrée hießen die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einschluß von Antwerpen, welche die Herzoge bei der Huldigung, vor dem feierlichen Einzuge (daher ihr Name) in die Residenz beschwören mußten. Ihr wichtigster Punkt war, daß, sobald der Herzog versuchen würde, eines derselben aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet seyn sollte.

Juba, König von Numidien und einem Theil von Mauritanien, der es mit Pompejus gegen Cäsar hielt, und nach einem hartnäckigen Kampfe nicht ohne bedeutenden Verlust, von diesem in Afrika bei Thapsus besiegt wurde. Sein Sohn gl. N. wurde in Rom, nachdem ihn Cäsar im Triumph aufgeführt, anständig erzogen und späterhin von Augustus zum Beherrscher von Mauritanien und Gätulien gemacht. Was er über Afrika und Arabien geschrieben hatte, wurde von dem ältern Plinius benutzt. Seine römische Geschichte, die er griechisch geschrieben, nennt Plutarch eins der vortrefflichsten Geschichtsbücher.

Jubeljahr oder Jubelfest feierten die Juden alle 50 Jahre, und weil dieses durch das Blasen eines besondern Hornes, das hebräische Jobel heißt, angekündigt wurde, so hat davon das Fest den Namen erhalten. In diesem Jahre mußten alle hebräische Knechte ihrer Freiheit und alle veräußerte Güter an ihre vorigen Eigenthümer unentgeltlich wiedergegeben werden, welches eine geheime Bedeutung auf die zukünftige Erlösung durch den Messias hatte. Die kathol. Kirche ergriff die Idee eines solchen allgemeinen Versöhnungsjahres. Der Papst Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erste des neuen Jahrh. für ein Jubeljahr, er verordnete, daß dieses alle 100 Jahre gefeiert, ein Jahr währen, und alle Christen, die alsdann die Schwellen der heil. Apostel (Limina Apos-

tolorum) besuchen würden, völligen Ablaß erlangen sollten. Clemens VI. setzte aber 1350 seine Wiederkehr auf 50 und Sixtus IV. auf 25 Jahre, wobei es seitdem geblieben ist. Dieses Fest wird auf folgende Art begangen: Am heil. Abend vor Weihnachten begibt sich der Papst nach der St.-Peterskirche auf den Vatican, er tritt vor die vermauerte heil. Pforte derselben, die, nachdem der Papst dreimal auf dieselbe mit einem silbernen Hammer geschlagen hat, sogleich eingestoßen wird. Der Schutt wird von dem Volke aufgerafft; der Papst geht aber mit seinem Gefolge hindurch und stimmt vor dem Altar der heil. Apostel eine feierliche Vesper an. Nach Verlauf des Jahres wird die heil. Pforte wieder vermauert; der Papst legt nach einigen Gebeten die ersten 6 Steine, wozu einige Cardinäle ihm die Ziegel und den Kalk in silbernen Becken reichen. Wenn sie bis zur Mitte vermauert ist, legt der Papst verschiedene Denkmünzen hinein, worauf sie vollends zugemauert wird und bis zum künftigen Jubeljahr zugemauert bleibt. So lange das Jubel- oder heil. Jahr währt, kommt eine große Menge Pilger beiderlei Geschlechts nach Rom, die verordnete Andacht zu verrichten und den Ablaß zu gewinnen; in zahlreichen Aufzügen ziehen sie in Pilgerkleidern und mit einem Pilgerstabe dahin. Die Männer sind grau gekleidet, mit bloßem Haupt, einem Pilgerhut auf dem Rücken und Sohlen an den Füßen; die Weiber weiß und verschleiert. Anfangs wurde das Fest nur in der Peterskirche gefeiert, in der Folge aber auch in den sieben Hauptkirchen. Die Päpste verordneten auch noch andere Jubiläen, besonders nach ihrer Erhebung auf den päpstlichen Stuhl; diese währen gewöhnlich aber nur einige Tage und sind nichts anders als Bußtage. Feste von geringerer Bedeutung sind die Jubiläen, welche Universitäten, Gymnasien und andere Anstalten in Beziehung auf die Jahrhunderte ihrer Stiftung, Regenten und Beamten nach einer 50jähr. Amtsführung, und Eheleute durch ihre goldene Hochzeit zu begehen pflegen. Das letzte große Jubiläum hat Leo XII. 1825 ausgeschrieben. (S. Hallsahr.)

Jubilate, der dritte Sonntag nach Ostern; in der ersten Kirche wurde der Gottesdienst mit den Worten des 66. Psalms, V. 2: „Jubilate deo omnes terrae" angefangen.

Juchten (Juften), eine Art rothgefärbtes Stier-, oder Kuh-, auch wohl Roßleder, welches wegen seiner Feinheit, Geschmeidigkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eigenen Geruchs und der dauerhaften angenehmen Farbe sehr beliebt ist. Man vermuthet, daß die Kunst, dieses Leder zu bereiten, von den alten Bulgaren, einem fleißigen und geschickten Volke, erfunden worden sey. Jetzt werden die Juchten von den Russen zubereitet, welche starken Handel mit denselben treiben. Der Name soll von Juften (ein Paar) herkommen, weil bei der Zubereitung alle Mal 2 Häute zusammengenäht werden. In Dingler's „Polytechn. Journ.", VII. Bd., H. 2, findet man eine Anweisung über die Zubereitung des Juftenleders.

Juda, s. Hebräer und Juden.

Judas Maccabäus, s. Maccabäer.

Judäa, s. Palästina.

Jude (der ewige) ist eine dichterische Person des Volksmythus, deren Entstehung sich auf einen durch Ueberlieferung bekannten Auftritt in der Leidensgeschichte Jesu gründet. Als der Heiland auf seinem Gange

zum Tode, unter der Last des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hause des Ahasverus (so nennt ihn der Mythus) ausruhen wollte, trat dieser hervor, stieß ihn mitleidslos hinweg und verwünschte ihn. Jesus aber erwiederte ihm mit sanftem Blicke: „Du wandelst auf Erden, bis du mich wieder erblickst“. Erst nach einiger Zeit kommt der Jude zu sich selbst zurück, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalem öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung, die er von Ort zu Ort bis an diesen Tag noch fortsetzt. Die Mythus ist an mannigfache Weise von Dichtern der neuern Zeit bearbeitet worden; unter andern von Schubart, Göthe (im 3. Theile seines Lebens) und A. W. Schlegel („Die Warnung“ in seiner Gedichtesammlung). Göthe gab nur eine Skizze, in der Ahasverus als ein sokratisirender Schuster in Jerusalem erscheint, dessen Sinn bloß auf die Welt gerichtet ist, und dafür verdammt wird, sich in dieser Welt, für ihn die einzige, so lange umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhere aufgegangen seyn würde.

Juden. So werden die Hebräer nach der babylonischen Gefangenschaft genannt; denn als ihnen Cyrus die Erlaubniß gab, in ihr Vaterland zurückzukehren, benutzten nur 42.000 Männer mit ihren Familien dieselbe, die meist aus dem Stamme des alten Königreichs Juda waren; die übrigen, die während jener Zeit in den mittlern und östlichen Provinzen des persischen Reiches ansässig geworden waren, blieben zurück. Die unter Anführung Zorobabels aus dem alten Königsstamme und des Hohenpriesters Josua 536 in ihr Vaterland Zurückgekehrten hatten mit der Eifersucht der Samaritaner zu kämpfen, die zu Garizim bei Sichem ein eigenes Heiligthum errichteten und das Verbot der Wiederaufbauung des Tempels und der Stadt bewirkten, das erst Darius Hidaspis wieder aufhob. Unter Esras 483 und Nehemia 445, der der Colonie neuen Zuwachs zuführte, erhielt diese eine festere innere Verfassung. Das Land gehörte unter die Satrapie Syrien; allmälig erhoben sich die Hohenpriester zu eigentlichen Vorstehern des Volks. Nach Alexanders Tode wurde Palästina, sowie Phönicien und Cölesyrien zu Syrien geschlagen. Ptolemäus, König von Aegypten, nahm Jerusalem ein und führte eine ansehnliche Colonie Juden nach Alexandrien (312). Die Juden blieben nun, einen kleinen Zeitraum (311—307) abgerechnet, in dem sie unter dem Antigonus standen, unter den Ptolemäern von 307—203. In dem Kriege, den Antiochus der Große 203 nach Ptolemäus Philopators Tode gegen Aegypten führte, unterwarfen die Juden sich ihm freiwillig und erhielten die Bestätigung ihrer Vorrechte. Unter Antiochus VI. Epiphanes (179—164) wurde das Hohepriesterthum käuflich und dadurch Veranlassung zu Parteiungen. Der syrische Despot versuchte daher, die Juden abhängig zu erhalten und sich ihre Tempelschätze zuzueignen, indem er unter ihnen griechische Sitten einführte. Da sich aber die Juden nichts weniger als geschmeidig zeigten und Antiochus sich Jerusalem bemächtigte, so entstand unter den Maccabäern ein Aufruhr, welcher die Grundlage der Freiheit der Juden ward. Johannes Hirkanus war endlich so glücklich, 130 sich völlig unabhängig zu behaupten und das Gebiet noch durch die Besiegung der Samaritaner und Idumäer zu erweitern. Dagegen wurden die Sekten der strengen Pharisäer und der ungebundenen Saducäer auch politisch verderblich und Veranlassung zu den heftigsten Reibungen und innern Kriegen. Als sich Aristobul der Regierung bemäch-

tigte, Hyrkan diese durch die Waffen streitig machte, entschied Pompejus 64 für den Letztern, machte sich zum Meister von Jerusalem und führte den Aristobulus mit dessen Söhnen als Gefangene nach Rom. Der jüdische Staat war nun von den Römern abhängig. Durch diese kam das Königthum an die Herodianer (39 v. Chr.). Herodes der Große (s. d.) theilte das Reich unter seine drei ihn überlebenden Söhne, sodaß Archelaus als Ethnarch Judäa, Samaria, Idumäa bekam, Philipp einen Theil von Galiläa und Trachonites, Antipas den andern Theil und Peraea nebst Ituraea als Tetrarchen erhielten; 6 nach Chr. ward Judäa und Samaria als römische Provinz zu Syrien geschlagen; 34 n. Chr. hatte Philipps Tetrachie gleiches Schicksal. Agrippa, ein Enkel des Herodes von Aristobul, erhielt von 37—41 nochmals ganz Palästina; nach seinem Tode i. J. 41 aber wurde es als römische Provinz zu Syrien geschlagen. Von den Procuratoren gepeinigt, in seinen religiösen Gewohnheiten gestört, brach das gereizte Volk, 69 n. Chr., in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdischen Staats endigte. Titus eroberte den 7. Sept. 70 n. Chr. Jerusalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geschleift und was von den Einwohnern nicht umkam als Sklaven verkauft oder verjagt. Bei 1.110.000 Juden sollen während der Belagerung und Zerstörung das Leben verloren haben, und es gibt keinen Greuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht dabei erfahren mußte. Gleichwohl konnten die, in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebenen Juden erst nach mehren vergeblichen Empörungen gezwungen werden, das, in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlassen. Seine Einwohner zerstreuten sich nach und nach in allen Ländern des Erdbodens, und erfuhren darin bald härtere, bald gelindere Schicksale, je nachdem ihnen die allgemeine Stimmung der Völker günstig oder ungünstig war. Nie aber glückte es ihnen, selbst unter den mildesten Regierungen, sich ein völlig bürgerliches Ansehen zu verschaffen. Die Rechte und Freiheiten, welche sie unter den spätern heidnischen römischen Kaisern, und selbst noch unter den ersten christlichen, genossen, gingen mit der im 5. Jahrh. unter den Christen zunehmenden Unduldsamkeit gegen alle Nichtchristen gänzlich verloren; und der Haß, womit die Juden damals verfolgt wurden, ging zugleich mit der christlichen Religion auf die fremden Nationen über, welche dem römischen Staate ein Ende machten. Sie wurden nur unter den härtesten Bedingungen in den neu gegründeten Staaten geduldet, von allen Aemtern und Bedingungen entfernt und von der Betreibung des Ackerbaues und jeder Beschäftigung der Freien gänzlich ausgeschlossen. Bei diesen empfindlichen Kränkungen und Bedrückungen, welche die Juden noch nicht einmal gegen öffentliche Mißhandlungen und Beschimpfungen sicherten, war es kein Wunder, daß ihr Charakter immer mehr verdorben und ihre Sitten immer schlechter wurden. Da ihnen unter allen Nahrungszweigen der bürgerlichen Betriebsamkeit bloß der Handel übrig blieb, so zogen sie diesen im Mittelalter größten Theils ausschließend an sich, und rächten sich an den Christen durch einen unmäßigen Wucher und durch die Erhebung übertriebener Zinsen. Der Mangel an baarem Gelde, und die Bedürfnisse großer Summen n. Heereszügen, glänzenden Festen und andern Ausgaben nöthigten die Fürsten und Herren im Mittelalter, zu den Juden ihre Zuflucht zu nehmen, und sich von diesen beträchtlichen Vorschüsse gegen Versprechung von sehr

hohen und oft ganz übermäßigen Zinsen machen zu lassen. Waren sie nachher, wie das sehr oft geschah, nicht im Stande, das Vorgeschossene wieder zu erstatten, oder erklärte sich die Stimme der Völker laut gegen die Räubereien und Wucher der Juden: so wußte man sich nicht besser zu helfen, als daß man eine allgemeine Verfolgung gegen sie erhob, sie aus dem Lande vertrieb, und erst dann wieder zurück rief, wenn neue Geldbedürfnisse ihre Gegenwart nothwendig machten. An Veranlassungen zu dergleichen Verfolgungen konnte es nicht fehlen, so lange man sich noch der Religion als Ursache dazu bediente. Bald sollten die Juden geweihte Hostien durchstochen, bald Christenkinder geschlachtet und andern gotteslästerlichen Unfug getrieben haben. Unter all diesen Verfolgungen war keine so grausam und blutig als die, welche 1348 und 1349 beinahe in allen Ländern Europa's gegen sie erhoben wurde, weil sie überall die Brunnen vergiftet und dadurch die fürchterliche Pest bewirkt haben sollten, welche damals beinahe alle Länder der Erde verwüstete und entvölkerte. Der Pöbel in Italien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland mordete und wüthete ungescheut unter ihnen. Zu Tausenden wurden sie verbrannt, ebenso viele kamen durch andere grausame Martern ums Leben; und nur wenige konnten durch eine schleunige Flucht oder durch die Annahme des Christenthums den ihnen drohenden Gefahren entgehen. Obgleich man die Beschuldigungen, die man ihnen machte, immer für ungegründet befunden, und nachher öffentlich widerrufen wurden: so verlor sich dessen ungeachtet, zumal bei den niedern Volksclassen, der tief eingewurzelte Haß gegen sie nicht, und dauerte auch dann noch fort, nachdem die Reformation im 16. Jahrh. ein neues Licht der Aufklärung angezündet hatte. Sie waren von allen bürgerlichen Erwerbsarten, Aemtern und Ehrenstellen ausgeschlossen, nur der Handel, vorzüglich der Kleinhandel, der sie bald zum Betrug und Wucher verleitete, blieb ihnen als der einzige Weg offen, ihr elendes, wegen mißverstandenen Religionseifer grausamen Verfolgungen ausgesetztes Daseyn zu fristen. Sie wurden, vorzüglich bei den Deutschen, den verächtlichsten Sklaven gleichgehalten, und selbst den Fürsten war es nicht erlaubt, ihren jüdischen Unterthanen die Rechte des Bürgers zu gestatten. So befanden sie sich im elendesten Zustande, sowohl in bürgerlicher als moralischer Hinsicht. Erst in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. regte sich ein edler Philanthropinismus, der sich auf die Juden bezog; ihre Menschenrechte wurden anerkannt und Vorschläge zur Verbesserung ihres bürgerlichen und moralischen Zustandes gemacht; zum Theil kamen diese durch den guten Willen der Regierung auch zur Ausführung, indeß nicht selten mit geringem, auch verfehltem Erfolg. Nur der Ansässigkeit, die ihnen von einigen Fürsten zugestanden wurde, konnten sie sich mit Dank erfreuen. Am ernstlichsten unter allen waren die deutschen Fürsten bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu erheben; die entehrenden Bedingungen ihrer bisherigen Existenz wurden aufgehoben, politische Rechte ihnen zugesichert, zur Verbesserung ihres Cultus und ihrer Schulen in Kassel ein israelitisches Consistorium errichtet, dessen am westfälischen Hofe beliebter Präsident Jacobsohn 1810 die Einweihung eines neuen Judentempels in Seesen veranstaltete. Oestreich und Baiern zeigte sich mit Erfolg für die Verbesserung der jüdischen Schulen thätig; in Prag, Lemberg und in Fürth wurden eigene Akademien für ihre Rabbinen gestiftet; besonders wohlthätig hat sich aber die preußische Regierung gegen die Juden erwiesen

durch das Edict vom 11. März 1812, nach welchem ihnen gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten mit den Christen eingeräumt worden. Durch diese Bemühungen mancher menschenfreundlicher Regierung schreitet denn nun auch die jüdische Nation im Allgemeinen in Europa, ohne ihre Religion zu verleugnen, jetzt mehr als je, in christlicher Sitte und Bildung vor, während ihre Glaubensgenossen unter den Mohammedanern und Heiden noch die Barbarei ihrer Gebieter theilen, und selbst in dem einzigen bis diesen Tag noch bestehenden jüdischen Staate des Falaschas in Westen von Habesch, nach den Berichten neuer Reisebeschreiber, Unwissenheit und Roheit herrscht. Auch die russische Regierung hat seit 1817 den Weg zur Verbesserung der politischen Verhältnissen der Juden eingeschlagen. Von den neuen, von England ausgegangenen Veranstaltungen der Judenbehandlung wird im Art. Missionen die Rede seyn. Daß die Juden nicht unfähig sind, höhere Stufen der Bildung zu ersteigen, haben genügende Beispiele aus älterer und neuerer Zeit erwiesen. Arzneikunde, Mathematik und damit verwandte Wissenschaften wurden durch sie in mittlern Zeiten von den Arabern zu den Europäern gebracht und das Studium der hebräischen Sprache erhalten. Auch in den neuesten Zeiten standen Männer unter ihnen auf, welche sich durch ihren Scharfsinn und durch ihren trefflichen moralischen Charakter die allgemeine Achtung in einem vorzüglich hohen Grade erwarben; und man darf hoffen, daß, je weiter die wohlthätigen Wirkungen zur Aufklärung sich verbreiten und zu allen Ständen des menschlichen Geschlechtes dringen werden, auch die jüdische Nation hinter der christlichen nicht länger zurückbleiben, sondern sich zu einem höhern Grade der Vollkommenheit und des Wohlstandes emporschwingen wird. — Nach Angaben vom J. 1832 zählte Rußland mit Polen 580.000 Juden, Krakau 7.288, Oestreich 475.000, Preußen 154.000, deutsche Staaten 90.000, Dänemark 6000, England 12.000, Niederlande 80.000, Frankreich 60.000, Italien 28.000, ionische Inseln 5.500, Türkei 620.000; zusammen 2.117.000 Juden. Die schwarzen Juden in Ostindien sind Eingeborene und Sklaven, die das Judenthum angenommen haben. Ueber die ältere jüdische Geschichte vgl. man de Wette's und Vater's „Kritik über den Pentateuch", sowie Gesenius's „Gesch. der hebr. Sprache", und D. H. Leo's „Vorlesungen über die Gesch. des jüdischen Staats" (bis auf den Untergang desselben durch die Römer); über die spätere: J. M. Jost's gründliche „Gesch. der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer" (Berlin 1820—28, 8 Thle.) (von 105 v. Chr. bis 1740 n. Chr.), und Löwisohn's „Vorlesungen üb. die neuere Geschichte der Juden". Holst hat das Judenthum aus einem staatswissenschaftl. Standpunkte betrachtet (Mainz 1821). Ueber den bürgerl. Zustand, den Handel und die Literatur der Juden in Frankreich, Spanien und Italien, während des Mittelalters, s. Arthur Beugnot: „Les juifs d'Occident etc." (Paris 1824, vom Anfange des 8. bis Ende des 16. Jahrh.). Die erste Kirchengeschichte der Juden ist Peter Beer's „Geschichte, Lehren und Meinungen aller bestandenen und bestehenden religiösen Sekten der Juden und der Geheimlehre der Kabbalah" (Brünn 1822 fg., 2 Thle.).

Die Emancipation, das heißt, die Mündigsprechung der Juden, geschieht auf zweierlei Art: von Innen heraus, und von Außen herein. Die deutschen Juden haben, wie billig, damit angefangen, sich selbst zu emancipiren, bevor sie den Anspruch machten, daß man ihnen auch ihre

bürgerlichen Fesseln abnehme. Nordamerika, Frankreich, Holland und Belgien haben mit ihrem Verfassungswerke zugleich auch die vollkommene Emancipation der Juden vollendet. Ehe in England die große Frage der Reformbill entschieden war, konnte Robert Grant's Antrag, den Juden den vollen Genuß des Staatsbürgerrechts zu gewähren, nur das Schicksal haben, das derselbe in der Parlamentssitzung von 1830, trotz der Unterstützung kräftiger Vertheidiger, erfuhr; aber ganz anders wird der endliche Erfolg wiederholter Bemühungen in einem neuen Parlament seyn. Auch in den Colonien regte sich dasselbe Interesse für die Juden, wie die Botschaft der gesetzgebenden Versammlung in Jamaica vom 17. Febr. 1831 genügend beweist. In dem despotischen Süden und Osten Europas kann, wie sich von selbst versteht, von einer bürgerlichen Freiheit der Juden überhaupt noch nicht die Rede seyn. Die deutschen Staaten sind mannigfachen Einwirkungen in dieser Angelegenheit gefolgt. (Vgl. im vorigen Abschnitt.) Der Art. 16. der deutschen Bundesacte versprach ein definitives Judengesetz; zugleich wurde den Juden die Erhaltung der bisher ihnen eingeräumten Rechte zugesichert. Das definitive Bundesgesetz erwarten die Juden noch immer. In Würtemberg hatte die willkürliche Aufhebung der alten Verfassung des Herzogthums den parlamentarischen Geist geweckt, und nirgend wurde das Verfassungswerk und somit auch die Angelegenheit der Juden von Seiten des Fürsten sowohl als des Volks mit beharrlicherm Ernst erörtert. Einzig in ihrer Art sind die Verhandlungen des Landtags von 1827, der unter den ungünstigen Auspicien begonnen, höchst günstige Resultate ergab. Die würtembergischen Juden, größtentheils in den ehemals reichsritterschaftlichen Städten ansässig, gehören zu den ärmsten und ungebildetsten Deutschland's; in der Kammer selbst regte sich der Judenhaß, der Jahrhunderte, freilich aber auch die ganze Höhe der Zeitbildung, repräsentirt, und es ist daraus ersichtlich, wie die liberale Opposition der Kammer, welche die Regierung unterstützte, im Laufe der öffentlichen Verhandlungen und durch diese selbst allmälig die Oberhand erhalten habe. In Preußen widmete man fortwährend dem jüdischen Schulwesen wohlwollende Aufmerksamkeit. Am meisten Ernst ist es der patriotischen Kammer in Baden gewesen, und wahrscheinlich wird diese Angelegenheit auf dem nächsten Landtag erledigt werden. In der bairischen Kammer ist in dem Maße wenig geschehen, als tönende und großmüthige Reden gehalten worden sind; auch in Hanover (Rath Schlegel's Rede) und in Braunschweig (Gürtel's Gesuch an Herzog Wilhelm) sind mindestens einige Schritte gethan worden. In Sachsen sprachen die Stände bei den Verhandlungen über die Gründung der neuen Verfassung 1831 einstimmig den Wunsch aus, daß die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen in der nächsten Ständeversammlung festgestellt werden möchten, und der §. 33 der Verfassungsurkunde wurde nach ihrem Vorschlage geändert, um fernere gesetzliche Bestimmungen nicht auszuschließen, obgleich die Juden nicht ausdrücklich genannt werden. In der allgemeinen Städteordnung vom 2. Febr. 1832 wird aber (§. 41) bestimmt, daß nur Bekenner des christlichen Glaubens das Stadtbürgerrecht erwerben können, und daß es wegen der Israeliten „noch zur Zeit“ bei den bisherigen hinsichtlich ihrer geltenden Anordnungen bleiben solle. Dagegen hat die Sache der jüdischen Emancipation durch den von den hessenkasselschen Ständen am 26. Mai 1832 erörterten Gesetzentwurf, wonach dieselbe vollständig, ohne

Clausel und Vorbehalt, als der in der Natur der Sache begründet ist, ins Leben getreten, den ersten entscheidenden Sieg in Deutschland davon, getragen. — Wir machen noch auf eine neue Zeitschrift aufmerksam, welche einen Centralpunkt für die Angelegenheit der Juden bilden wird: „Der Jude. Periodische Blätter für Religion und Gewissensfreiheit", herausgegeben von Dr. G. Riesser (Altona 1832).

Judenschule, s. Synagoge.

Jüdeln heißt Nachahmung des gemeinen deutschen jüdischen Dialekts, der in komischen Lust- und Possenspielen entweder von den Schauspielverfassern oder improvisatorisch von den Schauspielern angebracht wird. — 2) Einen übermäßigen, unerlaubten Gewinn zu erlangen oder Jemand bedeutend zu betrügen suchen.

Jüdischer Kalender richtet sich nicht allein nach der Sonne, wie der Julianische, sondern auch nach dem Monde. Denn die Juden haben Sonnen- und Mondenjahre. Damit sie aber nun von dem Sonnenjahre nicht zu weit abkommen, so machen sie zuweilen ein Schaltjahr von 384 Tagen, da hingegen die gemeinen nur aus 354 Tagen unter 12 Mondenmonaten bestehen; jedoch zählen sie sowohl in dem gemeinen als Schaltjahre bisweilen einen Tag mehr, bisweilen einen Tag weniger, als 354 oder 384 Tage. Sie haben auch ein zweifaches Jahr, 1) das politische, welches vom Monat Tisri und 2) das Kirchenjahr, welches von dem Monate Nisan, oder in unserm März beginnt. Sie haben auch wie wir vier Quartale oder Jahreszeiten, welche sie Tekuphen nennen.

Juften, s. Juchten.

Jugurtha, Sohn des Manastabel, eines natürlichen oder rechtmäßigen Sohn des Masinissa mit einer Beischläferin und Neffe des Miscipsa, der seines Vaters Bruder und König von Numidien nach dem Masinissa war. Dieser sorgte für seine Erziehung ebenso gut, wie für seine eigenen Kinder Adherbal und Hiempsal. Auch besaß Jugurtha viele Eigenschaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war schön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Weit entfernt, sich einem üppigen Leben zu überlassen, wandte er vielmehr seine Jugend dazu an, sich die einem Krieger nothwendigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben, worin er alle Jünglinge seines Alters übertraf. Deßwegen liebte ihn auch Miscipsa anfangs; aber bald fing er an, von einem so unternehmenden Geiste für seine eigenen Kinder, die weit jünger waren, zu fürchten und beschloß, den Jugurtha auf irgend eine schickliche Art sich vom Halse zu schaffen und ihn zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So schickte er ihn z. B. mit einem Heere den Römern zu Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch sein kluges Betragen und durch seine Tapferkeit die Achtung des Kriegsheers und die Freundschaft des Scipio. Schon vorher hatte er die Herzen der Numidier gewonnen; jetzt nach seiner Zurückkunft, beteten sie ihn beinahe an, und selbst Miscipsa änderte seine Gesinnungen gegen ihn und suchte ihn durch Güte zu sich zu verpflichten. Er nahm ihn daher an Kindes Statt an und erklärte ihn mit seinen beiden Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben seiner Krone. Auf seinem Todbette ermahnt ihn Miscipsa zur Treue und Freundschaft gegen seine, durch brüderliche Bande nun mit ihm verbundenen Söhne; diesen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen und seinen Tugenden nachzueifern. Jugurtha antwortete dem sterbenden König ganz so, wie er dieses nur wünschen konnte, obgleich er damals schon den

Entschluß gefaßt hatte, sich zum Alleinherrscher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Miscipsa machte er Anstalt, diesen Entschluß auszuführen und es gelang ihm, den Hiempsal in der Stadt Thirmida zu ermorden und seinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er sich fast seines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen sey, schickte er auch Gesandte dahin ab, um durch Geld die Bemühungen desselben zu vereiteln. Dieß glückte ihm auch wirklich über Erwarten. Der größte Theil des Senats erklärte sich für Jugurtha und suchte sein Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden 10 Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwischen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempsal an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Auch diese gewann Jugurtha ganz für sich. Sie erklärten die Ermordung des Hiempsal bloß für Gegenwehr und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichsten und schönsten Provinzen. Kaum aber waren die Bevollmächtigten abgereiset, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Grenzen seines Antheils feindlich einfiel und die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. Allein Adherbal blieb schlechterdings bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte also Jugurtha seinen Zweck erreichen, so durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach mit einem zahlreichen Heere in die Länder des Adherbal ein und nöthigte diesen also mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptstadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Heer fast ohne Widerstand geschlagen und zerstreut wurde. Adherbal konnte kaum nach Cirtha entfliehen, wo Jugurtha ihn belagerte. Die Tapferkeit einiger italienischen Cohorten, die Adherbal bei sich hatte, machte, daß die Belagerung sich in die Länge zog. Adherbal hatte Gelegenheit gefunden, einen Brief nach Rom zu überschicken, worin er seinen kläglichen Zustand schilderte. Dennoch verhinderten es die Freunde Jugurtha's, daß man keine Heere, sondern nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. Unter diesen befand sich zwar M. Scaurus, bisher immer ein Gegner Jugurtha's; aber ob die Römer gleich anfangs in einem drohenden Tone mit Jugurtha sprachen, so war doch die Art, wie sie endigten, ganz den Wünschen des Jugurtha gemäß. Sie entschieden gar nichts und überließen den Adherbal der Willkür seines Feindes. Er belagerte nun Cirtha mit dem schärfsten Nachdruck und nöthigte Adherbal zur Uebergabe. Ungeachtet seines Versprechens, ihm das Leben zu schenken, ließ er ihn in Verhaft nehmen und auf die unmenschlichste Art ermorden. Diese schändliche That siegte in Rom endlich über die Bestechungen des Jugurtha. Das Volk selbst verlangte ernstliche Maßregeln gegen ihn und der Senat beschloß, mit dem folgenden Jahre den Krieg anzufangen. Er wurde dem Consul L. Capurnius Pisa aufgetragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrntalenten die niedrigste Habsucht verband, und durch diesen Krieg den Beutel zu füllen zum Zweck machte. Anfangs führte er den Krieg mit vieler Hitze, eroberte mehre Städte; bald aber ließ er sich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein und bewilligte ihm endlich, als Jugurtha seine Schätze nicht hatte, unerwartet vortheilhafte Bedingungen. Er behielt Numidien und lieferte der Republik bloß eine Menge Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldsumme. In Rom war man über diesen Frieden sehr mißvergnügt und Jugurtha wurde beschieden, sich vor dem Richterstuhle des Volks zu stellen. Er fügte sich dem Willen desse-

den, da ihm sicheres Geleit versprochen war und verließ sich übrigens auf sein Geld, womit es ihm gelang, einen Volkstribun auf seine Seite zu bringen. Als er sich vor dem Volke verantworten sollte, legte ihm der Tribun Stillschweigen auf, und so mußte das Volk aus einander gehen, ohne das Geringste beschließen zu können. Jugurtha trieb nun seinen Uebermuth in Rom so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulussa, Bruders des Miscipsa, dem das römische Volk die Krone Numidiens zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderisch umbringen ließ. Da ihm sicheres Geleit versprochen war, so erhielt er bloß den Befehl, Rom unverzüglich zu verlassen. Der Krieg wurde nun von Neuem erklärt und vom Consul Posthumius Albinus geführt; aber die Ränke des Jugurtha, der durch leere Versprechungen von Unterwerfung den siegreichen Albinus immer wieder aufzuhalten wußte, machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß etwas entschieden war. Gleich nach der Abreise des Consuls war Jugurtha sogar glücklich genug, daß er dessen Bruder, Aulus Posthumius, eine völlige Niederlage beibrachte, ihn zu einem schimpflichen Frieden nöthigte und sein Heer unter das Joch weggehen ließ. Der Senat erklärte den Frieden für ungültig und schickte nun den berühmten Metellus nach Numidien. Dieser besiegte den Jugurtha in einem Haupttreffen und blieb allen seinen Bestechungskünsten unzugänglich. Jugurtha war schon dahin gebracht, daß er einen schimpflichen Frieden unterzeichnen und sich den Römern zu ergeben beschlossen hatte, als die Furcht vor Rache der Römer wegen seiner Uebelthaten ihn noch einmal bewog, das Aeußerste zu wagen. Er sammelte daher seine Kräfte aufs Neue und Metellus sah seinen Wunsch unerfüllt, den Krieg zu beendigen, da Marius durch seine Ränke in Rom bewirkt hatte, daß Metellus zurückberufen und er selbst an dessen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber noch vor des Marius Abreise von Rom wäre Jugurtha beinahe durch Verrätherei des Bomilkar, einer seiner Bedienten, den Römern ausgeliefert worden; der Anschlag wurde indessen noch zur rechten Zeit entdeckt. Nach einem neuen Siege, den Metellus erfochten hatte, und der den Jugurtha fast aus allen seinen Ländern zu fliehen nöthigte, faßte dieser den Entschluß, die Gätulier und den mauretanischen König Bacchus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte sie auch wirklich und wagte es nun, mit der neuen Armee sich wieder im offenen Felde sehen zu lassen und die Wiedereroberung seines Reiches zu versuchen. Unterdessen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus im Heerbefehl abzulösen. Nachdem er die Stadt Capsa und das feste Schloß Malucha erobert hatte, zog er sich an die Seeküste zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bacchus und Jugurtha angegriffen und genöthigt, sich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umschlossen ihn die Feinde, und des vollständigen Sieges gewiß, fingen sie an, sich einem unmäßigen Ausbruche der Freude zu überlassen. Aber da sie, vom Tanzen und Schmausen ermüdet, sich eben dem Schlafe übergeben wollten, stürzten die Römer vom Berge herunter auf sie los und schlugen sie nach einer gänzlichen Niederlage in die Flucht. Vier Tage hernach erschien Jugurtha und Bacchus wieder, weil sie die Römer in völliger Sicherheit anzutreffen glaubten; aber Marius empfing sie so tapfer, daß beinahe ihr ganzes ganzes Heer, von 90.000 Mann, niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha selbst mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit focht. Der mauretanische König Bacchus schloß nun Frieden

mit den Römern und verließ den Jugurtha. Ja, als Sulla nachher als Gesandter zu ihm kam, ließ er sich gar von ihm bereden, den Jugurtha zu sich locken und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, einen Frieden zwischen den Römern zu vermitteln, brachte man ihn an Hof des Bacchus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Sulla ausgeliefert, der ihn in Ketten legte und nach Cirtha zum Marius führte. Der Krieg war nun geendigt und Numidien in eine römische Provinz verwandelt. Marius zierte seinen Triumph mit dem gefangenen Könige und dessen beiden Söhnen. Nachdem er hierbei auf eine grausame Art von dem Pöbel gemißhandelt worden war, wurde er in einen finstern Kerker geworfen, wo er nach 6 Tagen eines schmähligen Hungertodes gestorben seyn soll. (Plutarch.) Nach Livius und Andern aber ist er gleich nach geendigtem Triumphe in seinem Gefängnisse hingerichtet worden. Seine 2 Söhne blieben in der Gefangenschaft zu Venusium. Sallustius hat den Krieg mit Jugurtha meisterhaft beschrieben.

Julia, die einzige Tochter des Kaisers August und der Scribonia, besaß Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen sehr gebildeten Geist. Zuerst wurde sie mit dem ältesten Sohne des Antonius, Antylles, versprochen; diese Verbindung kam aber nicht zu Stande, sondern sie heirathete den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, von ihrem ersten Gemahl. Als dieser darauf starb, ward sie die Gemahlin des M. Vipsanius Agrippa, von welchem sie 3 Söhne, den Cajus, Lucius und Agrippa, deßgleichen 2 Töchter, die Julia und Agrippina, gebar. Schon bei Lebzeiten dieses ihres Gemahls fing sie ihre liederliche Lebensart an, welche dem Agrippa nicht wenig Kummer verursachte. Ganz Rom wußte es, und dennoch war es immer noch ihrem Vater verborgen. Nach des Agrippa Tode vermählte sie Augustus mit dem Tiberius, der zwar auch ihre schlechte Aufführung kannte, aber sich doch dem Befehle des Kaisers nicht zu widersetzen wagte. Julia ließ sich aber durch diese Heirath im geringsten nicht in ihren gewohnten Ausschweifungen stören. Ihre Schamlosigkeit ging so weit, daß sie jeden Morgen der Statue des Mars so viele Kronen aufsetzen ließ, als sie in der vorhergehenden Nacht Liebhaber beglückt hatte. Endlich wurden auch ihrem Vater ihre Schändlichkeiten bekannt, und er hörte die Nachricht davon mit dem heftigsten Unwillen an. Sein Zorn gegen sie war so groß, daß er sie anfangs gar umbringen wollte; nachher aber begnügte er sich, sie auf eine wüste Insel an der Küste von Campanien, Pandataria genannt, zu verbannen, wohin sie ihre Mutter Scribonia begleitete. Er war auch so unerbittlich gegen sie, daß er sie selbst auf die dringendsten Bitten des Volkes nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er sich endlich erbitten, den Ort ihrer Gefangenschaft zu ändern und sie von der Insel aufs feste Land nach der Stadt Rhegium zu schaffen; nach Rom durfte sie nie wieder zurückkehren. Nach dem Tode des Augustus ward ihr Schicksal sehr traurig. Bei Lebzeiten desselben hatte Tiberius immer sehr viel Zärtlichkeit gegen sie geäußert und den Kaiser oft gebeten, sie wieder zu begnadigen; nun aber behandelte er sie mit der äußersten Grausamkeit. Vorher hatte sie bloß die Stadt Rhegium nicht verlassen dürfen; jetzt sperrte sie Tiberius im eigentlichen Sinne in ihrem Hause ein und erlaubte Niemand von den Einwohnern, im geringsten mit ihr umzugehen. Er zog sogar den kleinen Jahrgehalt ein,

den Augustus für sie bestimmt hatte, und so starb sie im 15. J. ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Claudius), römischer Kaiser, mit dem Beinamen Apostata, Sohn des Julius Konstanz und Basiliens, seiner zweiten Gemahlin, ward 331 zu Konstantinopel geboren. Er war kaum 6 Jahre alt, als sein Vater und mehre Glieder seiner Familie von den Soldaten des Kaisers Konstanz II., seines Onkels, ermordet wurden. Er selbst und sein jüngerer Bruder entgingen kaum dem Tode. In Zwang und in Furcht brachte er seine Jugend zu; er suchte daher Trost in dem Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie. In Athen machte er sich mit den neuplatonischen Systemen seines Zeitalters bekannt und trat zu dem Heidenthume über. 355 ernannte ihn Konstantinus zum Cäsar und übertrug ihm die Vertheidigung der Rheingrenze gegen die einfallenden Barbaren. Der thätige Julian entfaltete in diesem ihm neuen Wirkungskreise bald so ungewöhnliche Talente, daß er, nachdem er Köln besetzt hatte, die Franken zum Frieden nöthigte, bei Strasburg die Alemannen besiegte, Gallien von ihren Streifereien und dem Tribute an sie befreite, und nach seinem Uebergange über den Rhein, so glücklich in Deutschland vordrang, daß die Eifersucht des Kaisers darüber erregt wurde. Dieser stand (359) gegen die Perser im Felde und verlangte, daß ihm Julian mehre Legionen, die seinen Befehlen gehorchten, zusenden sollte. Da nahm Julianus zu Paris das ihm von den Legionen angebotene Diadem im März des J. 360 im 29. J. seines Alters und zog mit seinem Heere nach der Donau hin, den Kampf um die Krone mit seinem Vetter zu bestehen. Hier aber erhielt er die Nachricht von dem Tode des Kaisers (361) in Asien, wodurch er zur Alleinherrschaft in der röm. Welt gelangte. Julian ward der letzte talentvolle Fürst aus dem Hause Konstantins, dessen Mängel von den christlichen Geschichtschreibern nicht selten mit zu starken Farben geschildert worden sind, weil er den allerdings schon in politischer Hinsicht bedeutenden Fehler beging, sich wieder von der herrschend gewordenen Religion loszusagen, weßhalb er den Namen Apostata (der Abtrünnige) erhielt. Er beschränkte zwar die freie Ausübung des christlichen Gottesdienstes nicht; er eröffnete aber die heidnischen Tempel und gab einer Religion, die seit Jahrhunderten in das ganze Leben des röm. Staats aufs genaueste verflochten gewesen war, neuen Glanz. Er wollte die heidnischen Priester zu einem sittlichen Leben führen und stellte bei Tempeln Vorleser an, welche nach Art der Christen Vorträge halten sollten. Für die Armen bestimmte er beträchtliche Summen, weil die Almosen zur schnellen Verbreitung des Christenthums viel beigetragen hatten. Er suchte den öffentlichen Unterricht der Jugend in der christlichen Religion zu hindern, und erlaubte sich Spöttereien, die aus der ihm von heidnischen Philosophen mitgetheilten Ansicht von dem Christenthume und aus seiner Bitterkeit gegen den ausschweifenden Hof der Konstantine hervorgingen. Als Regent machte er zweckmäßige Einrichtungen; als Feldherr besaß er Umsicht der militairischen Verhältnisse, Muth und persönliche Tapferkeit. Er entließ die überflüssige Dienerschaft des vorigen Hofes; unter ihnen mehr als 1000 Köche, 1000 Barbirer und noch mehr Verschnittene. Er führte ein streng enthaltsames Leben und war, wie es einem Selbstherrscher ziemt, in hohem Grade thätig. Er hatte die Absicht, den Tempel zu Jerusalem herzustellen. Seine Vorliebe für die geheime Weisheit des Zeitalters (er war in die eleusinischen

Geheimnisse eingeweiht) würde ihn vielleicht noch zu manchen harten Schritten gegen die Christen bestimmt haben, wenn er länger gelebt hätte. Er verkannte freilich den Geist der Zeit, als er eine Religion von neuem schützen wollte, die bereits veraltet war und sich überlebt hatte. Den Perserkönig, Sapor, bekriegte er in seinem eigenen Lande jenseits des Tigris und bedrohte dessen Hauptstadt Ktesiphon. Hier aber erhielt er in einem Gefechte — ungewiß, ob von einem Feinde, oder von einem Römer — eine tödtliche Wunde, und starb am 25. Juni 363. Von seinen Werken sind auf uns gekommen: mehre Reden, Briefe und Satyren, unter welchen letztern sich die Satyre auf die Cäsaren und die Satyre auf die Einwohner von Antiochien, „Misopogon“ betitelt, durch Witz und Laune auszeichnen. Namentlich wird erstere geschätzt. Ein kritisches Urtheil über Diejenigen, welche auf dem ersten Throne der Erde gesessen haben, von einem strengen Philosophen gefällt, der selbst auf diesem Throne gesessen hat, mußte in der That einen eignen Reiz gewähren. In seinem „Misopogon“ spielt Julianus den Antiochiern auf eine harte Weise mit, spart aber kein Lob, wenn von ihm selbst die Rede ist. Die verschiedenen Werke, welche uns von ihm übrig geblieben sind (vollständ. und beste Ausg. von Ezechiel Spanheim, Leipz. 1696, Fol.), beweisen, daß dieser Kaiser Talent, Geist, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit im Vortrage und eine gewisse Fruchtbarkeit besaß. Doch scheint er dem Geschmacke seines Jahrh., in welchem eine bloß rhetorische Declamation die Stelle der Beredtsamkeit, Antithesen die Stelle der Gedanken, und Wortspiele die Stelle des Witzes vertreten mußten, zu sehr ergeben gewesen zu seyn. Er schrieb auch ein Werk gegen die christliche Religion, von dem uns einige Bruchstücke erhalten worden sind, die der Marquis d'Argens ins Franz. übersetzt hat. S. A. Neander, „Ueber Kaiser Julianus und sein Zeitalter, ein historisches Gemälde“ (Leipzig 1812).

Julianischer Kalender, s. Kalender.

Julius, der 7. Monat unsers Jahres, war bei den Römern, die ihr Jahr im März anfingen, der 5. Monat und hieß daher Quintilis, bis auf Julius Cäsar, der in diesem Monate geboren war, und dem zu Ehren derselbe seinen jetzigen Namen erhielt.

Julius II, Papst, zuvor Giulio de la Rovera, geb. im Flecken Albizole bei Savona, war nach und nach Bischof zu Carpentras, Albano, Ostia, Bologna und Avignon, wurde 1471 von seinem Oheim Sixtus IV. zum Cardinal und Feldherrn über die päpstl. Truppen ernannt. Diesen Prälaten schien sein Ehrgeiz und sein kriegerischer Muth für eine andere Laufbahn bestimmt zu haben. Allein damals vertrug sich das Schwert mit der Kreuzfahne noch gar wohl, und Julian bahnte sich eher mit jenem als mit dieser den Weg zur dreifachen Krone. In kurzer Zeit stillte er den Aufstand in Umbrien, hinderte nach Alexanders VI. Tode die Wahl des Cardinals von Amboise, und bewirkte, daß Pius III. zum Papste erwählt wurde, der aber schon nach 21 Tagen wieder starb und dem er am 1. Nov. 1503 folgte. Er erwählte den Namen Julius II. und zeigte bald eine Thätigkeit, verbunden mit kriegerischen und politischen Talenten, dergleichen noch keiner seiner Vorgänger besessen hatte. Sein lebhafter und thätiger Unternehmungsgeist entsprach der herrschenden Denkart seines Zeitalters, und sein Glück erhob ihn zu einer Höhe, von welcher er auf die stolzesten Fürsten der Erde mit dem Gefühl seiner Ueberlegenheit herabsah. Demungeachtet war sein Ehrgeiz nicht die Leidenschaft

einer kleinen, beschränkten und kriechenden Gemüthsart: er strebte nicht nach einem vorübergehenden Gewinn, der nur ihm zu gut käme. Dem heiligen Stuhle eine Gewalt zu verschaffen, die sich auf ganz Europa erstrecke, das Eigenthum der Kirche wieder herbeizuziehen, alle fremde, oder, wie sie damals hießen, barbarische Mächte aus Italien zu vertreiben und eingeborne Fürsten auf die Throne dieses Landes zu erheben: Dieses war der große Plan seines vielumfassenden Geistes. Diesen Wunsch sah er noch bei seinen Lebzeiten großen Theils erfüllt, und es wäre sehr die Frage, ob er nicht ganz in Erfüllung gegangen wäre, wenn Julius den päpstl. Stuhl früher bestiegen hätte. Er führte mehre Kriege gegen die stolzen Venetianer und war der Hauptstifter der gegen sie gerichteten Ligue zum Cambrai. Da aber Julius durch die Abtretung der Provinz Romagna den Zweck erreicht, um dessen willen er allein der Ligue beigetreten war, gab er den venetianischen Gesandten Gehör und sprach die Republik vom Banne los. Dieses Benehmen konnte seinem Bundesgenossen, dem Könige von Frankreich, nicht lange verborgen bleiben; daher eilte der Papst, sich durch die kräftigsten Maßregeln gegen seinen Unwillen zu schützen. So suchte er durch das Anerbieten eines beträchtlichen Geldvorschusses den Kaiser von dem Bündniß mit Frankreich abzuziehen; in Genua, wo er viel Einfluß hatte, bemühte er sich, einen Aufstand gegen Ludwig XII. zu erregen, und in England ließ er Heinrich VIII. auf das dringendste zusetzen, um ihn zum Versuch einer Landung in Frankreich zu bereden. Besser gelangen seine Bemühungen in Spanien; denn auch Ferdinand hatte erlangt, was er wollte, nämlich Neapel, und bot gerne die Hand dazu, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Aber Letztere siegten unter dem tapfern Gaston de Foix (s. d.) über die verbündeten Heere, das halbe venetianische Gebiet war in seiner Gewalt; Bergamo erklärt sich für Ludwig XII., und Alles schien anzukündigen, daß die sämmtlichen Besitzungen der Venetianer auf dem festen Lande diesem Beispiele bald folgen würden. Was auch immer der Senat bei diesen Aussichten empfinden mochte, so ließ doch Julius II. keine Muthlosigkeit an sich bemerken. Vielmehr schien sein unerschrockener Geist bei dieser Lage der Dinge einen neuen Schwung zu nehmen, und er that alles Mögliche, um seinen Bundesgenossen Muth einzuflößen. Indeß hatte Ludwig XII. zu Pisa 1511 eine Kirchenversammlung gegen den Papst eröffnen lassen. Sie wurde aber in Mailand im April 1512 geschlossen, oder vielmehr abgebrochen, hernach noch ein Mal angeknüpft zu Lyon, aber darauf gänzlich zerrissen. Die wenigen, gegen den Papst Julius II. sehr freimüthigen, aber kraftlosen Reden und Beschlüsse dieser Kirchenversammlung sind, nebst den Verhandlungen der ältern und berühmtern Pisanischen, zu Paris 1612, 8. herausgegeben. Der Kaiser versprach sich vermuthlich große Dinge von der Synode für die längst erwünschte Reformation, konnte aber nicht einen einzigen deutschen Bischof bewegen, dieselbe zu besuchen, und war der Erste, der davon zurücktrat. Denn der staatskluge Papst vereitelte die Absichten seiner Feinde auf dem kürzesten und sichersten Wege, indem er selbst eine Kirchenversammlung ausschrieb. Mit großer Feierlichkeit berief er sie am 3. Mai 1512 in der Kirche zu St.-Johann im Lateran zusammen, führte selbst den Vorsitz darin und eröffnete sie, begleitet von allen Cardinälen und allen damals in Rom befindlichen vornehmen Geistlichen. Mehre Fürsten und andere hohe Standespersonen Italiens wohnten ihr bei, und der Kaiser Maximilian,

die Könige von England und Aragonien, die Republik Venedig, nebst den übrigen Staaten Italiens erklärten durch ihre Gesandten, daß sie die Kirchenversammlung zu Mailand für ungültig, die von Lateran dagegen für die einzige gesetzmäßige Verweser in der christlichen Kirche hielten. Indeß vernichtete die für den Papst unglücklich ausgefallene Schlacht bei Ravenna fast seinen Plan zur Vertreibung der Franzosen aus Italien. War gleich der Kaiser Maximilian dem heiligen Bunde, der das Jahr zuvor zwischen Julius II. und den Königen von England und Aragonien geschlossen, nicht ausdrücklich beigetreten; so hatte er doch nun seinen Streit mit Venedig beigelegt und sich entschieden für den Papst erklärt, wofür er den Besitz von Mailand und dem Herzogthum Burgund als seine Belohnung erwartete. Ludwig XII. hielt es daher, von so vielen mächtigen Gegnern umgeben, für das rathsamste, seinen jüngst erfochtenen Sieg zu einer schnellen Aussöhnung mit dem Papste zu benutzen, die aber nicht ganz erfolgte. Jetzt sann Julius auf Feindseligkeiten gegen seinen Bundesgenossen, den König von Spanien, dessen unumschränkte Herrschaft über Neapel seinen Absichten zuwider war. „Wenn Gott will", sagte er einst, indem er mit dem Stock, auf welchen der gebückte Greis sich zu stützen pflegte, auf die Erde stampfte, „so soll Neapel bald einem andern Herrn gehorchen". Unter diesen Entwürfen vergaß Julius die Unsicherheit und Hinfälligkeit seines eignen Lebens; eine Krankheit von wenigen Tagen steckte ihn ins Grab und setzte seinen weitaussehenden Entwürfen plötzlich ein Ziel, am 21. Febr. 1513 im 70. Jahre seines Alters. Man darf diesen Papst nicht nach einem Maßstabe, nämlich dem als geistlichen Hirten, beurtheilen, den er nicht gewählt hatte, und von welchen Niemand erwartet hatte, daß er ihn wählen würde. Alle Schriftsteller sind darüber einig, daß er nicht, wie so mancher andere Papst, seine Regierung durch Nepotismus beschimpfte; denn alle seine Eroberungen wurden dem Kirchenstaate einverleibt. Daß er kein Gelehrter war, gestand er selbst; aber Alle, denen er aus eigener Wahl und ohne Einfluß fremder Höfe den Cardinalshut ertheilte, waren Männer von ausgezeichneten Gaben und Kenntnissen. Ueberhaupt ersieht man aus Bembo's Schriften, daß er geistvollen Gelehrten gewogen war. Seine Großmuth, Unerschrockenheit und Tapferkeit; seine Gerechtigkeitsliebe und der Schutz, den er den Künsten und Wissenschaften verlieh, wird von den Zeitgenossen gepriesen. Valerian behauptet, daß nicht allein die schönen, sondern auch die ernsthafteren und gelehrten Wissenschaften unter seiner Regierung große Fortschritte gemacht und eine neue Gestalt gewonnen hätten. Der vaticanische Bücherschatz gewann zwar unter Julius II. keinen bedeutenden Zuwachs, indem er sich vorgenommen hatte, eine auserlesene Handbibliothek zum Gebrauche der Päpste zu sammeln, die sich nicht durch die Menge, sondern durch den Werth ihrer Bücher und Handschriften auszeichnen sollte. Zugleich war es seine Absicht, durch eine kostbare Sammlung von Meisterwerken der berühmtesten Maler und Bildhauer, die er damit vereinigen wollte, ihr noch mehr Glanz zu geben: die Ausführung dieses Plans wurde nur durch seinen Tod vereitelt. Ueber seine Statue vgl. Buonarotti (Michel Angelo).

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Julius Romanus, s. Romano.

Juliusrevolution. Der Bürgerkampf in der Julius-woche 1830

in Paris gegen die Militairgewalt galt die Lebensfrage jeder Repräsentativregierung: Ist der König von der Majorität der Kammern unabhängig oder nicht? Kann er sein Ministerium gegen die Majorität wählen? Ohne diese letzte Bedingung, daß die Regierung dem Wunsche der Majorität der Kammern nachgebe, sagten die französischen Publicisten der Juliusepoche, sey die Monarchie nicht repräsentativ, sondern consultativ. Die ganze Wirksamkeit der Kammern wäre dann auf bloße Vorstellungen beschränkt. Der Sieg am 29. Juli entschied jene Lebensfrage, und hieraus ging die Juliusrevolution hervor: der Sturz des ältern Zweiges des Hauses Bourbon und eine im Sinne jener Frage umgebildete Verfassung. Karls X. Dynastie sey unvereinbar mit dem System freier Wahlen; sie werde nie den Nationalwillen in der Mehrheit der Kammern verstehen. Diese seit der Restauration in dem neuen Frankreich erwachte Vorstellung wurde jetzt, nachdem Karls X. Gendarmen entwaffnet waren, zur entschiedensten Ueberzeugung, und die Juliusrevolution war nun eine Nothwendigkeit, keine Rechtsfrage. Jene Unvereinbarkeit der Dynastie mit dem repräsentativen Frankreich entwickelte sich aus folgenden Thatsachen.

Durch fremde Gewalt war das Haus Bourbon zwei Mal auf Frankreichs Königsthron erhoben worden. Mit der Rückkehr Ludwigs XVIII. erwachte jede Erinnerung an die Zeiten der alten Rechtsungleichheit; Rom und die Kirche, der Ritteradel, die Hofsitte und der Einfluß fremder Cabinette stellten sich dem Geiste des Volksthums feindlich entgegen und beleidigten den Stolz der Nation, die auf der Bahn ihrer politisch-bürgerlichen Kraftentwickelung frei und mächtig fortschreiten wollte. Jesuitismus und Absolutismus arbeiteten erst im Geheimen, dann immer entschlossener an einer Reaction, welche die Freiheit der Presse und die Unabhängigkeit der Deputirtenwahlen zu beschränken wußte. In ihrem Sinne wurden die Hofstellen vergeben, die Schätze der Civilliste vergeudet, Oberoffiziere ernannt, richterliche Aemter und Präfecturen besetzt; endlich brachte die Priesterpartei durch des Königs persönliche Gunst den Fürsten Polignac in das Ministerium und an die Spitze desselben, umgeben von Männern, die der Nation verhaßt waren. (S. Frankreich.) Nun entstand auch die Regierung, wie schon längst der Hof Karls X., völlig getrennt von dem Volke, in voller Opposition mit einer über ganz Frankreich ausgebreiteten Aristokratie der Talente und des Reichthums, die, unter der geheimen Leitung eines Comité directeur, der Congregation, die den Hof lenkte, planmäßig entgegenwirkte, die sich in den meisten Journalen beredt aussprach, und die in der Adresse der 221, für die neue Kammer 1830 abermals gewählten Deputirten einen mächtigen Stützpunkt der öffentlichen Meinung hatte. Jetzt mußte entweder die Presse abermals gefesselt und die neu gewählte Kammer aufgelöst oder das ganze Ministerium mußte im Sinne des Volks verändert werden. Da beschloß Karl X., auf den Rath der Congregation, an deren Spitze der Cardinal Latil, Erzbischof von Rheims, stand, um, wie er glaubte, den Thron und den Staat zu retten, durch die Ordonnanzen vom 25. Juli den Widerstand der öffentlichen Meinung zu vernichten. Die Freiheit der periodischen Presse ist suspendirt; die Kammer der Deputirten ist aufgelöst; die Kammer der Deputirten soll einzig aus Deputirten der Departements (auf diese Wahlen hatte die Regierung Einfluß, indem die Entwerfung der Wahllisten von der Willkühr der absetzbaren Verwal-

tungsbeamten abhing) bestehen: so lauteten die Bannsprüche der absoluten Gewalt, welche bestehende Gesetze umwarf und die Charte in ihren Grundlagen erschütterte. Fortan sollte keine Zeitschrift ohne Staatsbewilligung erscheinen; alle Pressen und Schriften derjenigen Journale, welche sich einer Uebertretung der königlichen Ordonnanz schuldig machten, sollten zernichtet werden. Sämmtliche Wahlen der Nationalrepräsentation wurden durch einen Machtbefehl für ungültig erklärt, ehe noch die bereits neu gewählte und zum 3. Aug. einberufene Kammer versammelt war. Das bisherige Wahlgesetz ward durch den Willen des Königs aufgehoben und die Zahl der Deputirten von 430 auf 258 herabgesetzt. Die Ordonnanz beschränkte nämlich die Bezirkscollegien auf den Vorschlag von Candidaten. Paris war wie versteinert, als es am 26. früh die Ordonnanzen im „Moniteur“ las. So viel Kühnheit hatte es der Dynastie nicht zugetraut. Der erste Tag war ruhig; die Renten fielen und der Polizeipräfect Mangin bedeckte die Mauern mit dem Anschlage der Preßordnung. Aber die Gährung fing an, sowie das Zeichen zum Widerstande von denjenigen Männern gegeben worden war, welche die erste Ordonnanz dem königlichen Machtgebote unterwarf — von den Schriftstellern der periodischen Presse. Große Werkstätten wurden geschlossen; die Druckerherren entließen ihre Arbeiter; doch einige Journalisten, der „Temps“ (Coste) und der „National“ trotzten dem Verbote. In dem Bureau des „National“ wurde am 26. die Protestation der Zeitungsredactoren gegen die Ungültigkeit der Ordonnanzen, zuerst von Coste, dann von 43 Schriftstellern unterzeichnet. Darauf drang die Polizeigewalt in die Häuser der Journalisten und versiegelte oder zerschlug die Pressen des „National, des „Temps“, des „Figaro“, des „Journal du commerce“. Die Journalisten forderten den Schutz der Gesetze auf, und der Vorstand des Handelsgerichtshofes, Belleyme, erklärte, daß die Journalisten das Recht hätten, ihre Blätter fortzusetzen, bis auf ihr Ansuchen um Erlaubniß entschieden seyn würde, die Drucker seyen daher verpflichtet, die Journale fortzusetzen. Unterdessen durchzogen Tausende von entlassenen Arbeitern die Straßen; Lehrlinge und junge Leute — denn diese begannen eigentlich die Revolution — lärmten und schrien; die Haufen wurden immer größer; Alles strömte nach den öffentlichen Plätzen, vorzüglich nach dem Palais-Royal. Hier waren Transparents gegen die Minister und die Jesuiten zu sehen. Man hörte den wilden Ruf: Tod den Ministern; es lebe die Charte! In dem Hotel des Ministers Polignac warf man die Fenster ein. Bayonette trieben zwar das Volk aus einander; allein die Erbitterung wuchs. Widerstand wurde die Losung. Der Kampf begann am Dienstage, den 27. Juli. Die Polizei sollte den Beistand der bewaffneten Macht aufrufen. Mangin erhielt unmittelbar von Polignac Verhaltungsvorschriften. Einige vierzig Verhaftsbefehle wurden erlassen, die verantwortlichen Herausgeber sollten nach dem Gefängnisse la Force geführt werden. Der Marschall Marmont hatte schon am 25. durch eine von Polignac allein unterzeichnete Ordonnanz den Oberbefehl in der ersten Militairdivision erhalten. Die Waffenmacht sollte Unterwerfung erzwingen. Polignac erwartete jetzt den Ruf: Gnade! zu hören; das Volk schrie: Rache!

Der „Temps“ hatte sich der Gewalt nicht unterworfen. Seine Blätter wurden überall verbreitet. Die Polizei drang endlich mit Gewalt ein, während die Drucker ihr Blatt aus den Fenstern unter das Volk

warfen. Zu derselben Zeit versammelten sich die in Paris anwesenden Deputirten von der liberalen Partei in dem Hause Casimir Perier's. Aber erst am 28. bei Audry de Puyraveau unterzeichneten 62 Deputirte eine von Guizot verfaßte Adresse, in welcher sie gegen die gesetzwidrigen Ordonnanzen protestirten. Auch beschlossen sie, eine Commission an den Marschall Marmont zu senden. Auch einige fünzig Pairs versammelten sich bei dem Herzoge von Broglie, faßten eine Protestation ab und beschlossen eine Vorstellung an den König wegen Zurücknahme der Verordnungen. Die allgemeine Entrüstung, der Unwille der höhern und gebildeten Classen gab dem aufgebrachten Volke Ermuthigung und Anregung. Waffenmagazine wurden geleert und Jedermann eilte mit Waffen aller Art auf die öffentlichen Plätze. Zettel mit den Aufschriften: Es lebe die Republik! Es lebe Napoleon II., wurden vertheilt. Man rief: Auf, nach St.-Cloud! Fort mit den Bourbons! Nun bot die Regierung die bewaffnete Macht auf: die königlichen Garden, die Schweizer, die Gendarmerie und einige Regimenter Infanterie. Im Palais-Royal floß das erste Blut. Nach einem hartnäckigen Kampfe zerstreuten einige Kartätschenschüsse das Volk. Aber noch des Nachts zogen Haufen Volkes durch die Straßen, rissen die königlichen Wappen und Namenszeichen ab, zerschlugen die Laternen, plünderten die Pulvervorräthe, die Läden der Waffenschmiede, rissen das Pflaster auf und thürmten Barrikaden auf. Die Wuth des Volkes wandte sich vorzüglich gegen den erzbischöflichen Pallast, welcher ganz ausgeplündert wurde. Am folgenden Morgen, am 28., ward Paris in Belagerungszustand erklärt. Aber schon hatte das Volk sich der Kirchthürme bemächtigt und läutete Sturm. Auf der Kirche Notre-Dame wehte die dreifarbige Fahne. Bürger, welche zu der ehemaligen Nationalgarde gehört hatten, eilten, die Waffen in der Hand, an die Spitze der Kämpfenden. Auch aus der polytechnischen Schule stürzten sich etwa 40 Zöglinge in das Getümmel; die übrigen folgten. Mehr strömten aus der Veterinair- und aus der Rechtsschule u. s. w. herbei. Man fällte die Bäume auf den Boulevards, um die Reiterei aufzuhalten. Wagen, Fässer, Geräthe aller Art wurden zur Verrammelung der Straßen, nach der Anleitung alter, erfahrener Offiziere aus der Kaiserzeit, an den wichtigsten Orten geschickt benutzt. So entbrannte ein regelloser, vereinzelter Kampf mit den Garden und den übrigen Truppen. Er dauerte auf mehren Punkten den ganzen Tag fort. Schon an diesem Tage sollen an 18.000 Bürger regelmäßig bewaffnet gewesen seyn. Die Pariser zeigten Tapferkeit und Heldenmuth. Die Truppen des Königs waren fest und zum Theil ihren militairischen Pflichten treu. Aber die Regierung und der von einem starren Mysticismus verblendete Polignac waren auf solchen Widerstand nicht gefaßt, noch weniger vorbereitet. (Zu Paris gab es nur 6400 Mann Truppen; die übrigen, in einem Umkreise von etwa 25 Stunden, betrugen höchstens 14.600 Mann.) Durch das Bewußtseyn ihrer Fehler unentschlossen, handelte die Regierung nicht mit Umsicht und Nachdruck. Sie hatte die Anhöhe von Montmartre in ihren Händen und die Artillerie von Vincennes stand ihr zu Gebote; aber sie machte von beiden nicht Gebrauch. Ihre Stafetten und Couriere wurden von den Insurgenten aufgefangen, die Telegraphenlinien zerstört. Ueberdieß glaubten der Hof von St.-Cloud, den König und die Dauphine vielleicht ausgenommen, und die Behörden selbst nicht

men; 7) all Dieses wird provisorisch angenommen und muß der Genehmigung der Nation, die allein das Recht hat, sich die ihr beliebige Regierungsform zu geben, unterworfen werden. — Dieses Programm nun, das in sich theils legislative, theils constitutive Fragen enthielt, konnte, wenn es auch vorhanden, d. h. niedergeschrieben war, den Generallieutenant nicht als ein Vertrag binden; denn die Erfüllung hing nicht von ihm ab. Die constitutiven Fragen setzten die Berufung eines neu gewählten Nationalconvents und die Ungültigkeit alles Dessen voraus, was die Deputirten und Pairs bisher als Repräsentanten der Nation beschlossen hatten. Die legislativen Fragen konnten nur von den Kammern in dem Wege des parlamentarischen Verfahrens entschieden werden. Neue Urwahlen ohne Wahlgesetz ausschreiben, war so gut, als die Revolution von vorn anfangen. In jedem Falle gehörte dazu Zeit; die Gefahr eines von Leidenschaften und Factionen bedrohten Besitzstandes drängte. Man hielt also fest an der ursprünglichen Ansicht: die Juliusrevolution habe die Herstellung und den Schutz der bisherigen Verfassung bezweckt; demnach galt die Charte; es galt das bisherige Wahlgesetz; und die beiden Kammern waren rechtmäßig gewählte Nationalkörper; als solche hatten sie gehandelt, und als solche wollten sie das begonnene Werk im constitutiven und legislativen Sinne vollenden. Das Stadthaus und die jungen Bürger konnten hier weder die eine noch die andere Gewalt sich anmaßen. Lafayette selbst, den die jungen Leute zum Präsidenten einer Republik ausrufen wollten, überließ den Kammern das Werk der Herstellung und des neuen Ausbaus des erschütterten Staatsgebäudes. Was er thun konnte, that er: er sprach seine Ansicht von der Natur dieses Ausbaus freimüthig gegen den Generallieutenant aus, indem er sich in das Palais-Royal begab, und jene in dem Stadthause von einzelnen Bürgern ausgesprochenen Erwartungen als die seinigen vor dem Reichsstatthalter in den Worten zusammenfaßte: „Wir wollen einen populairen Thron errichten, umgeben von republikanischen Institutionen". Der General kehrte in das Stadthaus zurück und erzählte: Der Herzog und sein Sohn theile ganz die Meinungen der Bürger; die Vorschläge derselben wären ihre eignen Gedanken; man solle sich auf sie verlassen, u. s. w. Vor allen Dingen galt es jetzt, die Ordnung und Ruhe in Paris wiederherzustellen. Lafayette verbürgte sich für die Erhaltung derselben, und sein Ansehen, seine Versicherungen leiteten den noch brausenden Strom in seine Ufer zurück.

Unterdessen hatte Karl X. in St.-Cloud zu spät, erst am 30. Nachmittags, die wahre Lage der Dinge erfahren und jenes liberale Ministerium Mortemart gebildet. Als er nun auch erfuhr, daß die Linientruppen, wie schon früher in Paris, gegen das Volk zu fechten sich weigerten, daß überall die dreifarbige Fahne wehte und die Nationalgarde sich zusammenschare, daß Tausende Paris, dessen Sieg sie noch nicht kannten, zu Hülfe eilten, während er selbst nur noch 3000 Mann Garden um sich hatte: so verließ er am 31. Morgens gegen 3 Uhr St.-Cloud, und begab sich, da man ihn in Versailles nicht einlassen wollte, überall von Nationalgarden und Sturmgeläute bedroht, nach Rambouillet. Von hier schrieb er am 1. Aug. dem Herzoge von Orleans, er habe beschlossen, die Ordonnanzen zurückzunehmen und genehmigte die Eröffnung der Kammern zum 3. Aug. Auf die Nachricht aber, daß General Gérard im Begriff sey, mit 20.000 Mann gegen Rambouillet aufzu-

brechen, erließ er gemeinschaftlich mit dem Dauphin am 2. Aug. ein zweites Schreiben an den Herzog von Orleans, in welchem er und der Dauphin der Krone zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux entsagten und den Herzog von Orleans als Reichsverweser anerkannten. Allein das Recht, zu entsagen, ward ihm nicht mehr zugestanden, die Acte jedoch ins Reichsarchiv gelegt. Die Pariser beschlossen nun nach Rambouillet in Masse zu ziehen, um die Abreise der königlichen Familie zu erzwingen, und drei Commissarien, Schonen, Marschall Maison und Odilon-Barrot, wurden an Karl X. gesandt, um ihn dazu zu bestimmen. Als jetzt die Nationalgarden und an 40.000 Menschen aus Paris sich näherten, reiste der König mit seiner Familie am 3. Aug. Abends 10 Uhr von Rambouillet ab, nachdem er seine Garden entlassen und die Krondiamanten zurückgegeben hatte. Er machte kleine Tagereisen bis Cherbourg, wo er sich am 16. Aug. nach England einschiffte. Unterdessen waren in Paris vom Reichsverweser am 3. Aug. die Kammern eröffnet worden, weil man den Grundsatz festhielt, daß die bis vor dem 25. Juli, dem Tage der Ordonnanzen, erlassenen constitutionnellen Verfügungen gültig seyen; daher ernannte auch die vollziehende Gewalt aus den drei vorgeschlagenen Candidaten Casimir Périer zum Präsidenten der Wahlkammer. Hierauf entwarf der Deputirte Bérard im Sinne der Männer des Stadthauses den Vorschlag zur Abänderung der Charte und zur Uebertragung der Krone an den Herzog von Orleans; allein sein Aufsatz wurde im Conseil des Herzogs von den provisorischen Ministern sehr abgeändert, und zwar im Sinne der sogenannten Doctrinaires. Die republikanische Partei sah sich in ihren Erwartungen getäuscht und die Folgen ihres Hasses erschütterten den Thron Ludwig Philipps bis zu der Krisis am 5. und 6. Juni 1832. (S. Frankreich.) Der abgeänderte Entwurf überließ die wichtigsten Bestimmungen der Gesetzgebung den Kammern; doch wurden alle unter Karls X. Regierung erfolgten Pairsernennungen für nichtig erklärt. Die Nacht vom 6. zum 7. Aug. war sehr unruhig. Nur Lafayette erhielt die Ordnung aufrecht. Auch die Partei Karls X. hatte ihre Anhänger. Noch in der Sitzung am 7. sprachen einige Deputirte und Pairs mit großem Muthe für die gefallene Dynastie. Endlich wurde Bérard's Entwurf an diesem Tage von der Deputirtenkammer, nach einigen Abänderungen, von 219 Stimmen gegen 33 angenommen. Die Pairskammer trat an demselben Tage dem Beschlusse bei; einige Pairs verzichteten sogleich auf die Pairswürde. Am lebhaftesten sprach Chateaubriand für die Rechte des Herzogs von Bordeaux. Nur ein Artikel der neuen Charte, welcher die Nichtigkeit der Pairsernennungen Karls X. aussprach, ward der hohen Weisheit des Prinzen Reichsverwesers anheim gestellt. Von 114 Stimmen erklärten sich 89 für, 10 gegen die übrigen Bestimmungen; 14 Zettel waren unbeschrieben, einer zählte nicht mit. Um 5 Uhr Nachmittags zog die Kammer der Deputirten nach dem Palais-Royal und übergab die Erklärung der Kammer, welche die neue Charte von 1830 (s. d.) enthielt, dem Reichsverweser. Laffitte las die neue Verfassungsurkunde vor. Der Reichsverweser nahm sie an und umarmte Laffitte. Die Begeisterung Aller im Pallaste, der Jubel des Volkes von Außen feierte den großen Augenblick. Jetzt erschien der Herzog mit dem General Lafayette auf dem Balcon. Beide wurden mit lautem Zuruf begrüßt. Noch höher stieg der Jubel, als die Herzogin ihre Kinder dem

Volke vorstellte. Ergriffen von dieser allgemeinen Erhebung der Gemüther, sagte Lafayette: „Wir haben ein gutes Werk vollbracht. Sie sind der Fürst, den wir haben müssen. Das ist die beste der Republiken!“

An demselben Tage, den 7. Aug. Abends 10 Uhr, überbrachte auch die große Deputation der Pairskammer ihren Präsidenten, den Baron Pasquier, an der Spitze, ihre Adresse, in welcher sie den Herzog von Orleans als den neuen „Bürgerkönig“ begrüßte. Am 9. Aug. kündigte Kanonendonner und die marseiller Hymne die Thronbesteigung an. Der Herzog beschwor in der Sitzung der vereinigten Pairs- und Deputirtenkammer die neue Verfassungsurkunde und nahm hierauf, als Ludwig Philipp I., König der Franzosen, den erledigten Thron ein. Der Jubel des Volkes erstickte den Ingrimm der beiden entgegengesetzten Parteien, die, seitdem als Karlisten und als Republikaner zu Factionen erwachsen, Frankreichs Ruhe erschüttert haben. Napoleons Anhänger theilten sich unter beide. Selbst unter den Männern der Revolution und des neuen Volkskönigthums erhoben sich gefährliche Gegner. Einige, wie Cormenin, fragten, wenn das Princip der Volkssouverainetät der Rechtsgrund der neuen Staatsform sey, wann habe sie denn die Sanction von dieser Souverainetät erhalten? Und was habe sie selbst gethan und geleistet, um dem Vertrauen der Nation zu entsprechen? Als hierauf das Juste milieu das Stichwort platter Angriffe geworden war, so verfolgten Spott, Verachtung, Haß den neuen Bürgerkönig. Ludwig Philipp verlor seine Popularität. Allein er hatte Frankreich vom Bürgerkrieg und von der Anarchie gerettet.

Jülich, ehemaliges Herzogthum des deutschen Reichs im westfäl. Kreise, war anfangs eine Grafschaft. Der erste Graf von Jülich, Gerhard, kommt schon 912 in der Geschichte vor, jedoch wurde die Grafenwürde erst im 12. Jahrh. erblich. Von seinen Nachkommen erhielt Wilhelm V. vom Kaiser Friedrich II. die Vogtei in der Stadt Aachen 1269, weßhalb er mit dieser Stadt und dem Erzbischof v. Köln heftige Kämpfe hatte und sogar bei einem Aufruhr in Aachen 1278 erschlagen wurde. Der Erzbischof von Köln, Siegfried von Westerburg, nahm hierauf die ganze Grafschaft in Besitz. Als er aber selbst in der Schlacht von Woringen 1288 besiegt und gefangen wurde, mußte er dieselbe an Wilhelms Söhne, Walram und Gebhard, zurückgeben. 1292 löste Walram die an Brabant verpfändete Vogtei von Aachen wieder ein, und der Kaiser Adolf bestätigte ihn in deren Besitz. Wilhelm VII. wurde vom Kaiser Ludwig 1337 zum Markgrafen und 1356 vom Kaiser Karl IV. zum Herzog erhoben. Auch verpfändete ihm dieser Kaiser 1348 die Städte Düren, Sinzig, Remagen und die Burg Kaiserswerth, wogegen er selbst die Stadt Emmerich 1361 an Kleve verpfändete. Nach dem Tode des Herzogs Reinhold III. von Geldern fiel dieses Land an Jülich durch Heirath. Wilhelm IX. (als Herzog von Jülich W. III.) gelangte 1377 zum Besitze von Geldern und folgte 1392 auch in Jülich. Er war so mächtig, daß er von 1381 bis 1388 mit der Herzogin von Brabant und dem König Karl VI. von Frankreich Krieg führen konnte. Mit seinem Bruder Reinhold, der den Reichswald für 16.667 Dukaten an den Herzog Adolf von Kleve verpfändet und die Stadt Emmerich an denselben verkauft hatte, starb der Mannsstamm der Herzoge von Jülich 1423 aus, worauf Geldern an Arnold von Egmond, Jülich aber an den Herzog Adolf von Berg fiel, der vom Kaiser Sigismund 1425

damit belehnt wurde. Jülich blieb fortan und bis zum Frieden von Luneville 1801 mit Berg vereinigt, in dessen Folge es an Frankreich abgetreten und dem Roerdepartement einverleibt wurde. Durch die Beschlüsse des wiener Congresses erhielt Preußen das Land zur Entschädigung, von welchem es unterm 5. April 1815 Besitz nahm und es, unter Wiederherstellung seines alten Namens, mit dem Großherzogthum Niederrhein vereinigte. Einige Ortschaften fielen an das Königreich der Niederlande. (Vgl. Rheinprovinz, preußische.) — II. Kreis des Regierungsbezirks Aachen, 5 QM. groß mit 34.000 meist kathol. Einw. besteht aus einem Theile des ehemaligen Herzogthums Jülich, wird von der Roer durchschnitten, hat einen sehr fruchtbaren Boden, besonders in der Gegend um Aldenhoven, der Getreide aller Art, viel Flachs und Hanf ꝛc. erzeugt, sowie auch die Viehzucht außerordentlich begünstigt — III. Stadt und Festung an der Roer und ehemalige Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthum, soll ihren Ursprung dem Julius Cäsar zu verdanken haben. 1542 wurde die Stadt befestigt, 1543 von den Kaiserlichen, 1609 im jülichschen Erbfolgekriege vom Erzherzog Leopold erobert, 1610 durch die Fürsten Moritz von Oranien und von Anhalt mit Hülfe franz. Truppen belagert, nach einer 6wöchentl. Belagerung erobert. Am 3. Febr. 1622 mußte sich die niederl. Besatzung nach einer 5monatl. Belagerung dem span. General Graf von dem Berge ergeben. Den 3. Oct. 1794 ward sie von den Franzosen erobert, am 29. April 1814 aber von den Verbündeten besetzt. Jülich ist der Sitz der Kreisbehörde, hat eine höhere Stadtschule, 2900 Einw., verschiedene Fabriken.

Jung (Joh. Heinrich), genannt Stilling, geb. 1740 zu Gründ im Nassauischen, der als bad. Geh. Hofrath und Professor der Cameralwissenschaften lange dem Staate diente und pensionnirt 1817 in Karlsruhe starb. In dürftiger Jugend war er Schneider und Schullehrer, bis er mit Mühe Gelegenheit in Strasburg fand, Medicin zu studiren und in Elberfeld zu üben. Er wurde bald Volksschriftsteller mit so viel Phantasie und Frömmigkeit, sodaß er auch die höhern Stände häufig zur Tugend und Schwärmerei hinriß. Hieher gehören seine Schriften: „Theobald, der Schwärmer", „Das Heimweh", „Der Volkslehrer", „Der christliche Menschenfreund", „Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg desselben", „Der graue Mann", „Das Schatzkästlein" u. s. w. Den größten Theil seines merkwürdigen Lebens hat er selbst in dem berühmten Buche: „Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft" (Berlin 1777, 3 Th.), in einer neuen Gestalt u. d. T. „Lebensbeschreibung" (Berl. 1806, 5 Thle.) auf eine Weise beschrieben, welche seinen gutmüthlichen und fromm-poetischen Charakter ganz ausspricht. Einen 6. Band hat seinen Enkel Wilhelm Schwarz folgen lassen u. d. T.: „Heinrich Stilling's Alter". „Weit entfernt", sagte Matthisson in seinen „Briefen" (Zürich 1795, 1. Thl.), „ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr Manches, und gerade immer Dasjenige, was seinem Geist und Herzen am meisten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel gestellt. Auch hat er uns in demselben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, sowie er überhaupt die unverkennbare Bestimmung zum Volksschriftsteller darin bewährte. Allein ein einseitiger Pietismus, zu welchem sein herrschendes Gefühl ihn führte, hat die Einwirkung auf das deutsche Publikum sehr beschränkt". Die meiste Aufmerksamkeit erregte seine „Theorie der Geisterkunde" (Nürn-

berg 1808) und Apologie derselben (1809), welche sich an seine (schon 1803 zu Frankfurt erschienenen) „Scenen aus dem Geisterreiche“ anschließt. Hier hat er seine Meinungen und Hypothesen von dem Verkehr der abgeschiedenen Geister mit Lebenden, gleich evidenten Thatsachen, in systematischer Form vorgetragen. Uebrigens waren seine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Vielen nützte er als Operateur des Staars. Schon über 2000 größtentheils armen Blinden, sagt Matthisson, hat er das Gesicht nicht nur unentgeltlich wiedergegeben, sondern viele von ihnen noch beschenkt und auf seine Kosten während der Kur im Wirthshause erhalten. Seine Vorlesungen und Schriften über Gegenstände der Staatsökonomie, Landwirthschaft und Leitung aller Stände zu einem sittlichern Leben müssen auch die kältesten Leser, die für Menschenwohl ergriffen werden können, zur Anerkennung seiner Gründlichkeit in diesen Fächern hinreißen, worin er, sonderbar genug, niedriger als in seiner Mystik gewürdigt wurde. Das letzte Werk, womit er das Publikum beschenkt hat, sind „Erzählungen“, mit einer Vorrede von Ewald (3 Bdchen.). Von seinen frühern Romanen sind zu nennen: „Morgenthau“ (1779); „Flor von Fahlendron“ (1781). Eine schöne Charakteristik Jung's sehe man in Göthe's „Aus meinem Leben“ (2 Th., S. 378—489).

Jünger (Joh. Friedrich), geb. 1759 zu Leipzig, Sohn eines Kaufmannes daselbst, genoß eine sehr gute Erziehung, widmete sich anfangs der Handelswissenschaft, studirte aber nachher auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte und schloß seine akademische Laufbahn mit einer öffentlichen Disputation, indem er 1780 unter dem Vorsitze von Christ. Gottl. Richter „Exercitationem juris civilis de conditione nominis, ferendi ultimis voluntatibus adscripta“ vertheidigte. In der Folge trieb ihn seine Neigung mehr zu den schönen Wissenschaften, weßhalb er die juristische Laufbahn verließ, Hofmeister zweier Prinzen wurde, aber bald nach Weimar ging und dort eine lange Zeit als Gelehrter privatisirte. 1789 in Wien von dem Kaiser Joseph II. als k. k. Hoftheaterdichter angestellt, schrieb er mehre Stücke für die Bühne, welche den ungetheilten Beifall des Publikums erhielten. Da aber das k. k. Nationaltheater eine Veränderung erlitt, so wurde er 1799 entlassen. Er beschäftigte sich nun wieder mit Privatarbeiten und lebte von dem sparsamen Erwerbe, den er aus seinen Schriften zog. In dieser Zeit befiel ihn manchmal eine tiefe Melancholie, die zuletzt an vollen Wahnsinn grenzte. Einige Wochen vor seinem Tode fühlte er sich schon kränklich; das Uebel nahm plötzlich zu, besonders da er nicht aufmerksam genug auf sich selbst war und sich anfangs einem Afterarzt anvertraute, dessen schlimme Kur nachher sein ordentlicher Arzt nicht mehr zu verbessern vermochte. So starb er 1797 in seinem 39. Lebensjahre. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Romane „Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld“ (1781—87, 3 Bde.) und endigte mit dem vielgelesenen Romane „Fritz“ (1796—97, 4 Thle.). Zu denen, welche den meisten Beifall erhalten haben, gehören noch „Der kleine Cäsar“, komischer Roman (3 Thle., 1781—87), und „Vetter Jakobs Launen“ (6 Thle., 1786—92). Frisches Colorit, leichte gefällige Erzählung machen seine Romane zu einer unterhaltenden und erheiternden Lecture, ungeachtet sie einer künstlerischen Vollendung ermangeln. Größer sind seine Verdienste um die deutsche Bühne. Wiewohl er als Schauspieldichter nicht eigentlich Erfinder ist, sondern mehrentheils

sich nur mit glücklicher Leichtigkeit ausländische und einheimische Erfindungen Anderer aneignete, und durch seine Bearbeitung in sein Eigenthum verwandelte, so berechtigte ihn doch sein komischer Witz, das Lustige seiner Intriguen, sein leichter, natürlicher Dialog, seine Sprache der Conversation zu einem ehrenvollen Platze unter den deutschen Lieblingen Thaliens. Durch seinen frühen Tod hat das deutsche Lustspiel einen nicht unbeträchtlichen Verlust erlitten; er wußte, was unserm Theater Noth that. Hätte er zu seinen glücklichen Naturgaben noch mehr Studium gebracht, und sich nicht bald durch den Druck seiner häuslichen Lage, bald durch die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, zum Schnellschreiben verführen lassen, er würde ganz unserer Achtung und Bewunderung würdig seyn. Unter seinen Lustspielen, die er in mehren Sammlungen herausgegeben hat, haben vorzüglichen Beifall auf dem Theater gefunden: „Der Strich durch die Rechnung", „Verstand und Leichtsinn", „Das Kleid aus Lyon", „Der Wechsel", „Er mengt sich in Alles", „Maske für Maske", „Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht", „Die beiden Figaro" u. m. a. Seine Lustspiele sind in 3 Sammlungen erschienen: die erste u. d. T.: „Lustspiele" in 5 Th. (Leipz. 1785—90), die zweite u. d. T.: „Komisches Theater" (Leipz. 1792—95, 3 Thle.), die dritte als „Theatralischer Nachlaß" (Regensburg 1803—4, 2 Thle.).

Jungfrau von Orleans, s. Jeanne d'Arc.

Junius (Briefe des), eine der merkwürdigsten Erscheinung in der politischen Literatur der Engländer und der Geschichte ihrer Preßfreiheit. Ein furchtbarer Unbekannter, der gewaltigste Libellist der neuern Zeit, griff in einer Reihe zermalmender Briefe (sie erschienen sämmtlich vom 21. Jan. 1769 bis zum 21. Jan. 1771 im „Public advertiser", einer Zeitung, welche der Buchdrucker Woodfall herausgab) die Mitglieder des Cabinets, alle Staatsbeamte, die Tribunale, das Parlament, endlich die Person des Königs selbst, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungslosigkeit an. Mit ausgezeichneten Talenten und Kenntnissen, mit einer nie übertroffenen und selten erreichten Beredtsamkeit, mit einer Kühnheit ohne Maß und Ziel wußte dieser Unhold — dessen Name ein nun schon 50jähriges Geheimniß ist — 2 Jahre lang die britische Lesewelt in fortdauernder Spannung zwischen Lust und Schrecken, zwischen Bewunderung und Abscheu zu erhalten. Ein Proceß gegen den Herausgeber, vor der Kingsbench, 1770, dessen Verhandlungen endlich niedergeschlagen wurden, hatte einen merkwürdigen Meinungskampf zur Folge, der im Unterhause über den Libellproceß (so nennt man in England das Einschreiten der Gerichte gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit) geführt und erst 1792 durch eine Parlamentsacte dahin entschieden wurde, daß die Jury, in Criminalprocessen gegen Libelle, über sämmtliche in der Anklageacte enthaltene Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtschuldig berechtigt sey. Seitdem entscheidet in England nicht das Gesetz, sondern die Jury über den libellistischen oder nicht libellischen Charakter einer publicirten Denkschrift, und zwar, nach einem Herkommen der Gerichtshöfe, ohne dabei auf die factische Wahrheit der libellistischen Behauptungen Rücksicht zu nehmen. (S. v. Gentz in den „Jahrb. der Literatur", Wien 1818, I, S. 240 fg.) Die Briefe des Junius, welche auf diese Art in der Geschichte der engl. Preßfreiheit Epoche machten, erschienen in einer Sammlung zuerst 1772, welche bloß in die „Public advert." mit Junius unterzeichneten enthielt; vollständiger, mit theils ungedruck-

ten, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckten Briefen vermehrt, 1812 in 3 Bdn. Woodfall's Sohn gab sie mit einer Einleit. und m. Anm. aus seines Vaters Papieren heraus. Doch wandte er auf die Anordnung der Zeitfolge wenig Sorgfalt. Unter den neu aufgenommenen Briefen, die, voll heftiger politischer Ausfälle, an Kühnheit, Feuer und Beredtsamkeit den gepriesensten unter den Juniusbriefen gleichkommen und einen Zeitraum von 5 Jahren umfassen, ist der früheste, mit Publicola unterzeichnet, vom 28. April 1767; andre aus dem J. 1768 mit Lucius, Brutus, Nemesis und andern Namen; die spätern nach 1771, welche wüthende Angriffe auf den Kriegssecretair, Lord Barrington, enthalten, haben die Signaturen Veteran und Nemesis. Seit dem 19. Jan. 1773 war Junius für immer verstummt. Ohne einen Commentar sind diese Briefe jetzt selbst den Engländern nicht mehr verständlich. Man muß die Verbindungen der damals mächtigen Whigfamilien, ihre Spannungen unter einander und mit Tories, sowie die Ursachen des Mißtrauens des Volks kennen, das über den Einfluß des geheimen Cabinets auf die Verwaltung unzufrieden war. Junius richtete seine Pfeile vorzüglich auf den Herzog v. Grafton und die Lords Mansfield, Hillsborough, North, Barrington u. A. m. Auch Chatam und Camden wurden nicht geschont. Selbst den Volksführern, wie Wilkes, Horne Tooke u. A., war Junius persönlich abhold; außer Delorme, der ein Fremder war, hat er keinen seiner Zeitgenossen gelobt; außer von Fox, Lord Holland und wenig Andern, hat er von Allen übel gesprochen. Uebrigens dachte und schrieb er, trotz seines republikanischen Cynismus, ganz in dem monarchischen Geiste der britischen Verfassung; so betrachtete er den Widerstand der Amerikaner unabänderlich als Rebellion. Am glänzendsten trat er auf in dem Streite über die Middleserwahl für John Wilkes, der 3 Mal zum Parlamentsgliede erwählt, 3 Mal vom Unterhause ausgestoßen wurde. In Hinsicht auf seine Schreibart wird er allgemein als einer der ersten Prosaisten Englands angesehen. Sie ist gedrängt, zuweilen epigrammatisch, aber nie unklar, im Ausdruck sicher und fest, sparsam in Metaphern, und gewöhnlich ohne Schmuck; dabei sorgfältig genau. Uebrigens scheint dieser politische Sonderling, ohne Zweck und Leidenschaft, bloß um einem finstern Unmuthe, einer tief gewurzelten Erbitterung, durch die gekränkte Eigenliebe oder betrogene Erwartungen erzeugt, Luft zu machen, sein großes Talent auf jene planmäßige Mißhandlung aller hochgestellten Männer oft in satanischen Zerrbildern gerichtet zu haben. Von Woodfall, der durch ihn reich wurde, und der seinen Namen nie erfahren hat, bezog er keinen Gewinn. Ein schön gebundenes Exemplar und 2 andre Ex. der Sammlung seiner Briefe, deren genauen Abdruck er zur unerläßlichen Bedingung machte, war das einzige Honorar, welches er ihm abforderte. Die Furcht, entdeckt zu werden, das Gefühl seines Frevels, Worte wie Dolchstiche im Finstern gebraucht zu haben, Widersprüche endlich in seinen Ansichten und Behauptungen, erklären es, warum Junius Alles that, unerkannt zu bleiben. Das Publicum (über dessen Meinung er eine Art von unsichtbarer Gewaltherrschaft ausübte, der keine andre Macht im Staate mehr gewachsen zu seyn schien) erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Person des verkappten Schmähers. Man nannte den Gen. Leo, den Vf. des „Leonidas", Glover, Edm. Burke, den Genfer Delorme, den Herzog von Portland (Minister Georgs III.) u. A., jeden als den Vf. der Briefe.

Erst seit der vollständigen Ausg. seiner Briefe von 1812 weiß man, daß alle diese Vermuthungen grundlos waren. Endlich bezeichneten 2 namenlose Schriften: "The identity of Junius with a distinguished living character established" und "A supplement to Junius identified" (1817) einen unlängst verstorbenen, in England sehr geachteten Mann als Verfasser dieser Briefe. Sir Philipp Francis (seit 1806 Ritter des Bathordens und im Dec. 1818 gest.), zur Zeit des Gouverneur Hastings Beisitzer des hohen Raths von Ostindien zu Calcutta, nachher Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geschäftsmann, und obgleich meistens in Verbindung mit der Opposition, doch von dem Ministerium geschätzt und oft zu Rathe gezogen, soll der wahre Junius seyn. Für diese Vermuthung haben sich die Herausgeber des "Edinburgh review" erklärt; allein dem Verfasser des Aufsatzes über die Juniusbriefe (Ritter v. Gentz) in den "Jahrb. der Literatur" (Wien 1818, I, 255) scheint diese Meinung nicht gegründet, weil sich in den von Sir Philipp Francis gedruckten Parlamentsreden kein auch nur ferner Nachklang von den mächtigen Tönen, mit welchen Junius seine Zeitgenossen erschütterte, vernehmen läßt. Parisot hat die Briefe des Junius (Paris 1828, 2 Thle.) ins Franz. übersetzt nnd mit guten histor.-polit. Anm. begleitet. 1825 machte Coventry in seinen "Kritischen Untersuchungen über den wahren Verf. der Br. d. Junius" es sehr wahrscheinlich, daß der aus dem 7jährigen Kriege bekannte Lord George Sackville deren Verfasser gewesen sey. Endlich hielt man auch den bekannten Kritiker und Philologen, Horne Tooke, für den Verfasser, weil man nach dessen Tode die Originalhandschrift der Briefe, von Tooke's Hand, sowie die Honorarexemplare des von Woodfall herausg. Buches in Tooke's Bibliothek gefunden haben will. Brunet (in seinem "Manuel de lebraire") hält Hugues Boyd für den Verfasser. Die Werke dieses Inländers erschienen 1800 zu London, mit seinem Leben von Campbell; doch hat Woodfall, der Herausgeber des "Publ. advert.", in welchem zuerst die Briefe des Junius erschienen, der Angabe widersprochen, obwohl nicht überzeugend.

Juno, bei den Griechen Here, die höchste und mächtigste Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter (griech. Zeus), war die Schwester und Gattin desselben und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arkadien, Argos und Samos rühmten sich, ihre Geburtsörter zu seyn. Nach Homer wurde sie vom Okeanos und der Thetis, nach Andern von den Horen erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr auf der Insel Kreta wurde durch die Anwesenheit aller Götter verherrlicht. Nach Homer umarmte Zeus die Here ohne Wissen ihrer Aeltern; auch soll er sie, nach A., durch List errungen und auf der Insel Samos geheirathet haben. Nachdem er sie nämlich schon lange geliebt hatte, ohne Gegenliebe zu finden, sah er sie einst, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thronax lustwandeln und sich hier niederlassen, um auszuruhen. Jetzt schickte er schweres Gewitter und stürzte sich während desselben in Gestalt eines von Nässe und Kälte zitternden Kuckucks zu ihren Füßen nieder. Mitleidig nahm sie das arme Thier in ihren Mantel, welches sich aber in seine wahre Gestalt umwandelte und ihr die Ehe versprach, um ihre Umarmung zu erhalten. Die Ehe dieser beiden Gottheiten war keine glückliche. Die stolze, herrschsüchtige und eifersüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht ertragen; er aber behandelte sie mit aller Härte, die in ältern Zeiten über-

haupt der Mann sich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, besonders Homer, geben uns davon viele Beispiele. Als Juno den Hercules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verschlagen hatte, ward er ergrimmt auf sie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit 2 Amboßen beschwerte und sie so schwebend im Olymp anknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als sie während des trojanischen Kriegs den Jupiter eingeschläfert hatte, um während seines Schlafs den Griechen Sieg zu verleihen, entging sie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei seinem Erwachen zugedacht hatte. In den ältesten Gedichten wurde Juno als eine dem Hercules feindliche Gottheit geschildert, die ihm schon bei seiner Geburt unheilbringend erschien und nachher sich allen seinen Unternehmungen widersetzte. Die Idee machte Homer allgemeiner und schuf daraus eine feindselige Göttin, deren er sich stets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern oder eine Unternehmung zu vereiteln war. Er schildert umständlich die List, welche Juno anwandte, um, dem Gebote ihres Gemahls entgegen, die Griechen zu schützen. Außerdem ist sie die feindselige Verfolgerin der Frauen, welche Jupiter geliebt (z. B. der Latona, Semele und Alkmene), und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. Unter Letztern mußte Hercules und Bacchus am meisten leiden. Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Hasses, weil Hercules bei ihnen geboren war; Athamas und dessen Familie wurden von ihr verfolgt, weil er den jungen Bacchus erzogen hatte. Auch empfanden alle Diejenigen ihre Rache, welche sich oder Andern einen Vorzug vor ihr gaben. Die Schönheit der Juno ist erhaben, majestätisch und Ehrfurcht einflößend; es fehlt ihr das Sanfte, Einschmeichende, die Herzen Bezaubernde der Venus. Im trojanischen Kriege war sie die Schutzgöttin der Griechen; ja sie mischte sich zuweilen selbst mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einst, den Mars, den Schutzgott der Trojaner, aus dem Treffen zu entfernen. Keine der Göttinnen durfte sich im Kampfe mit ihr messen. Diana wagte es einst, aber ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche sie dem Jupiter geboren hatte, waren Hebe, Ilythyia, Mars und Vulcan. Letztern soll sie jedoch ohne Begattung geboren haben, gleichsam dem Jupiter zum Trotze, weil dieser Minerven aus seinem Haupte hatte hervorgehen lassen. Nach einigen Schriftstellern brachte sie auch das Ungeheuer Typhon hervor, dem sonst eine andre Abstammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich 4 verschiedene Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der orphischen Religion war sie das Symbol der untern Luft, sowie Jupiter der obern, auch wohl der Luft überhaupt. Damit vermischte sich ein andrer Begriff, den man aus der pelasgischen Religion zu Samos geschöpft hatte, nach welchem sie die Königin der Götter war. Hierzu kommen die phönizische Vorstellungsarten, indem man die Venus Urania, unter welchem Namen die Phönizier die Natur verehrten, in Griechenland mit Juno vertauschte. Als solche wurde sie besonders zu Argos verehrt. Endlich gaben ihr die Dichter den Charakter einer feindlichen Göttin, welche die Anschläge Jupiter's und andrer Götter oder Helden und Menschen hintertrieb. Uebrigens ward sie in ganz Griechenland verehrt; ihr vorzüglichster Sitz war zu Argos, in dessen Nähe sich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand, und zu Samos, dem Orte ihrer Geburt und Vermählung: daher auch, unter vielen andern, der Beiname Samia. Als solche wurde sie auf

Münzen, mit dem halben Mond auf dem Kopfe, die Hände auf 2 Stäbe gestellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno waren die Nymphen, Grazien und Horen. Iris (s. d.) war ihre vorzüglichste Dienerin. Unter den Thieren waren ihr der Pfau, die Gans und der Kuckuck heilig. Ihre gewöhnlichen Attribute sind das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck gestaltet, dessen kürzeste und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe steht. Oft trägt sie einen mit Sternen besäeten Schleier, entweder als Kopfputz oder hinter ihr her fliegend. Auf einer Gemme aus der Stosch'schen Sammlung sieht man sie in ruhiger Majestät auf einem Throne sitzen, an dessen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die Planeten gebildet sind, um sie als Herrscherin des Himmels zu charakterisiren. Sie wird auf einem Wagen von 2 Pfauen gezogen. Uebrigens waren die Abbildungen der Juno bei den Alten nicht sehr häufig, denn selbst in der Zeit des edelsten Styls der Kunst besaßen die Griechen keine einzige vollendete große und berühmte Bildsäule derselben. Die meisten Junonen auf geschnittenen Steinen sind von griechischen Künstlern aus der Zeit der römischen Kaiser. Bei den Römern hatte Juno denselben Charakter wie bei den Griechen. Sie nannten sie hauptsächlich Juno regina (regia), Pronuba matrona (als Beschützerin der verlobten Jungfrauen) und Lucina (s. d. und Ilythyia). Sie hatte in Rom mehre Tempel. Die ersten Tage der Monate und der ganze Junius war ihr heilig. — Ueber den Planeten dieses Namens s. Planeten.

Junta, eine Vereinigung, in Spanien ein hohes Collegium für Staatssachen. Vor der Revolution hatten nur 2 obere Stellen diesen Namen, nämlich der königl. Handels-, Münz- und Bergwerksrath (Real Junta general de comercio, moneda, minas y dependencias de estrangeros) und Tabacksregiedirection (Real Junta de tabaco). Als Napoleon 1808 von den spanischen Bourbons die Abtretung ihrer Rechte erzwungen hatte, berief er die Notabeln Spaniens nach Bayonne, als eine Junta. In den ältern Zeiten Spaniens hatte man die Versammlung der Reichsstände Cortes (s. d.) genannt; Napoleons Junta sollte aus 150 Mitgliedern bestehen, als 50 vom geistlichen und 100 vom weltl. Stande; es erschienen aber nur 90 Abgeordnete, und diese ohne hinlängliche Vollmachten, welches ihn jedoch wenig irrte. Die Junta ward den 15. Juni 1808 unter dem Vorsitze des Finanzminister, d'Aganze, eröffnet und nahm einstimmig die neue Verfassung an. Als aber König Joseph Napoleon Madrid am 1. Aug. hatte verlassen müssen, trat daselbst auch von Seiten der Insurrection und ihrer obersten Leitung eine Junta zusammen. Diese bestand zuerst unter dem Vorsitze des Grafen v. Florida-Blanca aus 26 Mitgliedern. Nachher wurde die Zahl derselben auf 44 bestimmt. Die Fortschritte der Franzosen verscheuchten diese Junta nach Sevilla, von wo sie später nach Cadix flüchtete. Außer dieser Centraljunta war in jeder, von den Franzosen nicht unterjochten Provinz eine Provinzialjunta, die jener untergeordnet seyn sollte. (S. Spanien.)

Jupiter, bei den Griechen Zeus, Sohn des Saturn (griech. Kronos, daher Kronion und Kronides genannt) und der Rhea, Bruder der Vesta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verschiedenen Zeiten Griechenlands verband man mit dieser Gottheit auch verschiedene Begriffe. Die Pelasger verehrten ihn von den ältesten Zeiten an als das Symbol der Natur, sein Orakel war zu Dodona, und er heißt daher der dodo-

näische, pelasgische König. In der orphischen Religion war Jupiter ein physisches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Aether; in diesem Begriffe war Juno, das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schwester und Gemahlin verbunden. Hieraus erklärt man folgende homerische Fabel. Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Thetis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe, der durch seine bloße Gegenwart den Anschlag der Götter hintertrieb. (Streit der Elemente, in welchem der Aether beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht endlich durch seine Kraft, Briareus, gesiegt hätte.) Ebenso symbolisch erklärte man die Fabel, nach welcher Jupiter sich einst vermaß, eine Kette vom Himmel herabzulassen, woran sich alle Götter hängen und doch nicht im Stande seyn sollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle sie alle, nebst Erde und Meer, zu sich heraufziehen und dann die Kette um den Gipfel des Olymps schlingen, sodaß sie sämmtlich in den Wolken schweben sollten. (Alles vereinte Streben der niedern Elemente ist nicht im Stande, den Aether aus seinem Sitze herunter zu ziehen.) Aus dem Symbole des Aethers entwickelte sich die Dichtervorstellung vom Jupiter, als Beherrscher des Aethers und des obern Luftraumes. In dieser Beziehung hat er folgende Beinamen: der sich am Blitze Vergnügende; der Wolkensammler; der Hochsitzende; der Weitsehende; der Hochdonnernde; der Wolkentreiber. Ein höherer Begriff ist der des Vaters der Götter und der Menschen, wie ihn schon Homer nennt; doch ist dieß noch nicht der Begriff eines höchsten Wesens und Weltschöpfers, welcher erst später entstand. Mehr gehört hierher der Begriff des Jupiter Herkelos, der ein Führer und Schützer des Hauses, der Familien und ihres Eigenthums, auch wohl eines ganzen Volks und eines gewissen Bezirks, mithin eine bloß örtliche Gottheit ist. Er ist ferner Regierer und Lenker der menschlichen Schicksale und hält in seiner Hand eine Wage, womit er Jedermann Gutes und Böses zuwägt. Auch stehen in seinem Pallaste 2 Urnen: in der einen ist das Böse, in der andern das Gute. Bald gibt er den Sterblichen aus beiden vermischt, bald aus jeder allein. Nichtsdestoweniger ist er selbst wieder dem Schicksale, einem unbekannten, in Dunkel sich hüllenden Wesen, unterworfen. Er ist der weiseste aller Götter und Menschen; Minerva sitzt stets zu seiner Seite; er faßt seine Entschlüsse ohne Andrer Beihülfe, und wem er sie nicht offenbart, dem bleiben sie unerforschlich. Mit seinem Rathe steht er den Menschen bei, weßwegen er auch der Ertheiler wohl überlegten Raths heißt. Er ist wahrhaftig, seine Versprechungen sind unwiderruflich und untrüglich; er kennt alle Schicksale der Menschen; er hört die Eide der Sterblichen, die sie bei ihm schwören, und rächt den Meineid aufs strengste. Jede Ungerechtigkeit und Härte ist ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketes) nicht aufnimmt und ihm nicht vergibt, den straft der Jupiter Hiketesios. Er ist gütig und liebreich, und will, daß die Menschen ebenso einander begegnen sollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Diese Ideen vom Jupiter, die man, obgleich noch auf Oertlichkeiten eingeschränkt, schon bei Homer und den Dichtern seines Zeitalters findet, wurden in der Folge immer mehr entwickelt, sowie die Bildung der Griechen fortschritt und eine reinere Philosophie sich zu verbreiten begann. Hiermit verband man die historische Sage, nach welcher Jupiter auf der Insel Kreta, und zwar auf dem Berge Ida, geboren und erzogen war; denn ein Orakel des Uranus

und der Gäa hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verschlungen werde. Doch soll Jupiter auch zu Messene, Theben, Olenos in Aetolien, Aegäa in Achaja, auf dem Berge Lykros, oder auf dem Dikte in Kreta, auf dem Berge Lycäus in Arkadien (wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher seine Mutter mit ihm niederkam) geboren seyn. Ebenso verschieden sind auch die Nachrichten von dem Orte seiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn Gäa und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Tauben brachten ihm Ambrosia. Die Arkadier und Messenier ließen ihn durch Nymphen erziehen, welche ihn von den Kureten erhielten und in dem Brunnen Klepsydra badeten. Nach einer andern Erzählung soll die Mutter das Kind den Kureten übergeben haben, welche Letztere es durch die Nymphen Ida und Adrastea warten ließen, und durch das Zusammenschlagen ihrer Schilder beständig ein solches Geräusch machen mußten, daß Kronos das Kind nicht schreien hörte. Statt des Jupiter verschluckte darauf dieser einen in Ziegenfell gewickelten und mit Honig bestrichenen Stein. Nach Andern waren die Töchter des kretischen Königs Melissus, Amalthea und Melissa, seine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, Amalthea (s. d.), nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs schnell heran. In einem Jahre war er schon im Stande, zur Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen seinen Vater entworfen hatte, behülflich zu seyn. Von der Metis (Göttin der Klugheit) bekam Jupiter ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dieß that eine so gute Wirkung, daß er alle seine bis dahin verschluckten Kinder wieder von sich gab, auch den zuletzt verschluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnassus, niederlegte. Nun schritt er zur Entthronung seines Vaters. Die ältesten Söhne des Uranus und der Gäa, die Centimanen und Cyklopen, waren in dem Tartarus hart gefesselt, und das Ungeheuer Kampe bewachte den Eingang desselben. Dieses tödtete Jupiter auf den Rath der Gäa und befreiete die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten diese den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unsichtbar machenden Helme. Darauf entthronte er seinen Vater, den er mit demselben Messer entmannte, mit welchem dieser einst den Uranus entmannt hatte. Die Titanen waren mit dieser Regierungsveränderung nicht zufrieden, und so entstand ein 10jähriger Krieg zwischen ihnen und den Kroniden und Centimanen. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympus und Othrys. Von diesem fochten die Titanen, von jenem die neuen Götter herab. Endlich siegten die Letztern, und die Titanen wurden in den Tartarus gestürzt. Nun war Jupiter im völligen Besitze der Oberherrschaft, und theilte durchs Loos das väterliche Reich mit seinen Brüdern, sodaß er selbst den Himmel und die Erde, Neptun das Wasserreich, und Pluto die Unterwelt zu seinem Antheile erhielt. Aber furchtbare Ungeheuer drohten den neuen Göttern den Untergang. Gäa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finsternissen des Tartarus gefangen gehalten wurden, und brachte die furchtbaren Giganten hervor, welche sich gegen die neuen Götter empörten. Doch auch sie wurden mit Hülfe des Hercules besiegt. Nun gebar Gäa, noch immer zürnend, von dem

Tartarus den Typhoeus (Typhaon, Typhon), das furchtbarste aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe sich zu unterwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter dasselbe mit dem Blitze und mit seiner Sichel, bis sie am Berge Kassius mit einander zu streiten begannen. Typhoeus umwickelte den Jupiter mit seinen Schlangenschwänzen, stürzte ihn zu Boden und schnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an Händen und Füßen ab, schleppte ihn dann in die korcyrische Höhle und stellte einen Drachen als Wächter vor dieselbe. Aber Mercur und Aegipan (ein Sohn des Jupiter und der Aega, Pan's Gemahlin, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreiten ihn heimlich aus derselben, heilten ihn und setzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhoeus seine Blitze herabschleuderte. Bei Nisa und am Hämus kämpften sie mit einander; endlich siegte Jupiter und bedeckte das fast verblutete Ungeheuer mit dem Aetna, oder mit der Insel Pithekusa. Nun befand sich Jupiter im ruhigen Besitze der Oberherrschaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung ertheilte. Seitdem war er ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entstanden zu seyn scheint, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte. So wie diese oft einen allgemeinen König oder Aufseher unter sich wählten, der den Vorrang hatte, wie z. B. Agamemnon im trojanischen Kriege, so machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer; daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in seinen Pallast zu berufen. Im trojanischen Kriege untersagte er den versammelten Göttern, an demselben fernerhin Theil zu nehmen, und drohte, den Uebertreter dieses Verbots mit seinem Blitze in den Tartarus zu schleudern. Der König Jupiter ist von Homer ganz nach dem Begriffe der damaligen griech. Könige geformt, sowie überhaupt der ganze Charakter desselben nach den Sitten der alten griech. Helden, welche roh, wild und leidenschaftlich waren, geschildert ist. Auch wird ihm eine Geißel zugeschrieben, womit er als König züchtigt. Diese Vorstellung war von den Aegyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königl. Hoheit war. Als Regent der Erde hatte Jupiter sein Augenmerk vorzüglich auf das Menschengeschlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und lasterhaft war, von Grund aus vertilgte, worauf er aus Bäumen ein besseres schuf. Den Prometheus, der das Feuer für die Menschen gestohlen hatte, ließ er durch Vulcan an den kolchischen Kaukasus schmieden und seine Leber von einem Geier verzehren. Den Aeskulap erschlug er mit seinem Blitze, weil er durch seine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert hatte; und als Phöbus, um seinen Sohn zu rächen, die Cyklopen tödtete, welche den Blitz geschmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeit lang aus dem Himmel und verstieß ihn auf die Erde. Er tödtete den König Salmoneus, der den Donner nachahmte, den Idas, welcher den Pollux erschlagen wollte, und den Kapaneus, welcher zuerst Thebens Mauern erstieg; ferner die Kureten, weil sie, von Juno verführt, den jungen Epaphus verbargen, und den achäischen Flußgott Aesopus, der seine Tochter, die Jupiter entführt hatte, zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, strafte die Bösen und belohnte die Guten. Seine beständigen Diener waren die Horen und Mercur; sein und der übrigen Götter Mundschenk Ganymedes, vorher Hebe. Sein Pallast ist auf dem Olymp. Themis oder Dike sitzen

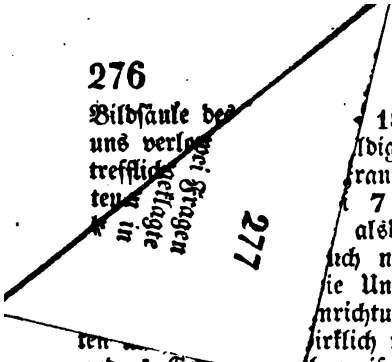
neben ihm auf dem Throne. Seine erste Gattin war Metis, eine Tochter des Okeanos, die klügste unter allen Gottheiten. Als aber Uranus und Gäa ihm weissagten, daß sie ihm ein Kind gebären würde, welches ihm seine Herrschaft rauben sollte, so verschlang er sie, als sie schwanger war, und gebar darauf aus seinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlin war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; seine dritte die Juno. Außerdem liebte er unter den Göttinnen die Dione, eine Tochter des Aethers und der Gäa, und ward durch sie der Vater Aphroditens; ferner die Mnemosyne, des Uranus und der Gäa Tochter, mit der er die neun Musen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zubrachte; die Ceres, seine Schwester, welche durch ihn Mutter der Proserpina ward; die Eurynome, des Okeanos und der Thetis Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe, Mutter Apollo's und Dianens. Zu seinen sterblichen Geliebten gehören: die Danae, des Akrisius Tochter, Mutter des Perseus; die Niobe, Tochter des Phoroneus, die erste Sterbliche, die Jupiter liebte und mit der er den Argus, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter Mercur's; ihre Schwester Taygete, Mutter des Lacedämon, und die dritte Schwester Elektra, Mutter des Dardanus; ferner die Semele, Tochter des Kadmus und Mutter des Bacchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmus Schwester, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Kallisto, des Lykaon oder Nykteus Tochter, Mutter des Arkas; Jo, des Inachus oder Argus Panoptes Tochter, Mutter des Epaphus; Leda, Tochter des ätolischen Königs Thestius oder Glaukus, Mutter der Helena und des Pollux; Aegina, Tochter des Flußgottes Aesopus und Mutter des Aeakus; Antiope, Tochter des Nykteus und Mutter des Amphion und Zethus; Clara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Riesen Tityus; die letzte seiner Geliebten war die schöne Alkmene, die Mutter des Hercules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; sowie er ferner durch die Entführung des schönen Ganymedes den Griechen das erste Beispiel der Knabenliebe gab. Jupiter hatte mehre Orakel in Griechenland, nämlich zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Kreta. Sein vorzüglichster Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Pisa. Außerdem wurde er besonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Kasius in Aegypten, in der Stadt Nemea in Argolis, am Aetna, auf den Bergen Athos und Dikte und a. a. O. Hieraus erklärten sich viele Beinamen des Jupiter. Bei den Römern hieß er: Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus u. s. w. Sein gewöhnliches Attribut ist der Blitzstrahl, den er entweder selbst in der Hand hält, oder welchen der Adler neben ihm trägt. Diesen findet man immer bei ihm, auch zuweilen den schönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Scepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernst und Majestät, mit Güte und Heiterkeit vermischt. Von Statuen, die den Jupiter darstellten, haben sich nur wenige aus dem Alterthume erhalten, und keine vom ersten Range. Desto schönere Vorstellungen findet man auf den Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büste, bald in ganzer Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verschiedenen Auftritten seiner Geschichte darstellen. Das berühmte Wunderwerk Griechenlands, die

Bildsäule des olympischen Jupiter von Phidias (s. d.), ist zwar für uns verloren gegangen; aber höchst wahrscheinlich sind uns in den vortrefflichen Jupitersköpfen auf Gemmen die Hauptzüge desselben aufbehalten. Auf einer Gemme des Stosch'schen Cabinets bewundert man den hohen, mit himmlischer Milde gepaarten Ernst, der über sein ganzes Gesicht verbreitet ist, und den schönen, nicht in krausen Locken der Jugend, sondern in den sanften Schwingungen des reifen, männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendsten sich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere, vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde auf einem Lehnstuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Scepter in der Linken, und ein Diadem um sein Haupt, bezeichnen ihn deutlich als den höchsten Herrscher. Der Untertheil des Leibes ist bekleidet; der Adler zu seinen Füßen blickt zu ihm hinauf, seine Befehle erwartend. Wenn Jupiter steht, so ist er meistens ganz nackt, weil er dann im Handeln begriffen ist, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich seyn würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm besonders heilig. Im 2. Monate jedes 5. Jahres wurden ihm die olympischen Spiele gefeiert. Außer der homerischen und orphischen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine von Kallimachus und Kleanthes. Noch merken wir an, daß die Alten mehre Jupiter unterschieden. Varro gibt deren 300, und Cicero 3 als die vornehmsten an: den Sohn des Aether, des Cölus und des Saturn. In dem Letzten wurden endlich die Geschichten aller Jupiter vereinigt. — Ueber den Planeten d. N. s. Planeten.

Jura (Leberberg), zwischen der Schweiz und Hochburgund in Frankreich, nächst den Alpen das höchste deutsche Gebirge, doch weit niedriger als diese. Er geht von der Rhone unterhalb Genf in nordöstlicher Richtung und in zwei gleichlaufenden Hauptzügen bis an die Quelle des Birs westlich von Solothurn, wo der östliche Zug längs der niedern Aar bis an den Rhein zwischen Basel und Klingenau, der westliche Zug nördlich zum Wasgaugebirge geht. Es ist bis zur Mündung der Aar 34 Meilen lang, südlich und in der Mitte 3, nördlich bis 8 Meilen breit. Die Nebenzüge und Zweige sind mit den Hauptzügen gleichlaufend, weßhalb unter allen europäischen Gebirgen der Jura die meisten Parallel- und die wenigsten Querthäler hat. Die größere Masse des Gebirges ist in der Schweiz und fällt hier überall sehr steil, in Burgund allmäliger und quer über mehre gleichlaufende Züge. Der südliche Theil ist am höchsten, der nördliche besonders nordöstliche Theil am rauhesten und waldigsten, und an dem Rhein und der Aar sehr felsig; übrigens ist es and er Westseite mehr bewaldet, als östlich in der Schweiz. Die Rücken dehnen sich wellenförmig aus und haben nirgends steile kuppenförmige Erhebungen. Der Jura ist bei weitem nicht so wasserreich als die Alpen, und nur im nördlichen Theile finden sich ebenso schöne Weiden als in den Alpen. Nach der Höhenmessung von 1828 erheben sich folgende Gipfelpunkte: Pré des Marmiers 4150 par. F., Reculet 4130 F., die Dole 4010 F. über den Spiegel des Leman, welcher 1150 F. über der Meeresfläche liegt. Der höchste Uebergang, der Col du mont Tendre im Waadtland für kleine schmale Wagen, ist 3860 F. hoch. — Das franz. Juradepart., ein Theil der Franche-Comté, an der Furieuse und am Doubs, hat Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Marmor und Salz; Hauptst.: Lons le Saulnier.

Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft.

Jury (Geschwornengericht). Da bei jedem Criminalfall [illegible] königlich aufgestellt werden: Was ist faktische Wahrheit, oder hat der Angeklagte sich des Vergehens schuldig gemacht, und welche Anwendung finde [illegible] 58. diesem Falle die Gesetze, oder welche gesetzliche Folgen muß der überwiesene Schuldige erleiden? so läßt man in vielen Staaten, um der exekutiven Richtergewalt keinen zu großen Spielraum, auf dem sie in Despotie ausarten könnte, einzuräumen, durch eine gesetzmäßig bestimmte Anzahl Männer, die bei jedem Falle aus der Masse des Volks gewählt werden, über die erste Frage entscheiden; über die zweite Frage hingegen fällen die Richter das Urtheil. Der Name Jury, Geschwornengericht, entstand daher, daß jene Volks-Repräsentanten bei der Criminaljustiz einen Eid ablegen müssen, nach ihrem Gewissen und ihrer innern Ueberzeugung ihr Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen. Ueber den Ursprung der Jury herrschen zwei Hauptmeinungen. Nach Einigen ist sie aus dem nordischen Institut der Eideshelfer; nach Andern hingegen aus dem Schöffengerichte hervorgegangen. Bemerkt mag übrigens auch noch werden, daß Einige das Geschwornengericht aus der im röm. Rechte feststehenden Trennung der Rechts- und Thatfrage (praetor und judex) ableiten, vermeinend, daß hievon Spuren in England zurückgeblieben. Ohne diese Ansicht geradezu bestreiten zu wollen, möchten wir doch zu bedenken geben, ob sie zu vereinigen sey mit der Thatsache, daß man in Skandinavien ebensowohl das Geschwornengericht hatte, und daß jeder germanische Volksstamm sein Recht und seine Gerichtsverfassung für sich behielt — den Staat Theodorichs des Ostgothen ausgenommen — und nirgend die Ausrottung der Eingebornen und der Haß gegen dieselben so stark gewesen, als in England. Wie immer nun die Geschwornengerichte entstanden seyn mögen, so viel ist gewiß, daß sie die Sache ordentlich vor sich verhandeln lassen, alle Mittel zur Erforschung der Wahrheit anwenden, und dann endlich auf ihren Gewissenseid ihre Ueberzeugung aussprechen, die, an sich subjektiv, zur förmlichen Wahrheit, zu objektiver Gewißheit, wird. Das Gesetz fordert von den Geschwornen keine Rechenschaft von den Gründen ihrer Ueberzeugung; es schreibt ihnen keine Regeln auf, wornach sie die Vollständigkeit und Hinlänglichkeit eines Beweises beurtheilen sollen; aber es fordert von ihnen, daß sie in der Stille und mit gesammelten Gemüthe sich selbst befragen und in dem Innersten ihres Gewissens erforschen, welchen Eindruck die wider den Angeklagten vorgebrachten Beweise, und die dagegen von diesem vorgetragenen Vertheidigungsgründe, auf ihre Ueberzeugung gemacht haben. Das Gesetz verlangt nicht von den Geschwornen: daß sie eine Thatsache für wahr halten sollen, — weil sie von so viel Zeugen bekundet wird; es verlangt nicht von ihnen: daß sie jeden Beweis als unzureichend verwerfen sollen, der nicht auf diesen oder jenen Protokollen, auf diesen oder jenen Urkunden, oder auf so und so viel Zeugen oder Anzeigen beruht, sondern es richtet nur die einzige, den ganzen Umfang ihrer Pflichten enthaltene Frage an sie: Ob sie eine feste und innige Ueberzeugung erlangt haben. — Der Freiheitssinn der britischen Nation erfand, um des Unheils willen, das schon durch bloße Anklagen verursacht werden kann, die sogenannte große Jury, ebenfalls geschworne Volksstellvertreter, welche über die Zuverlässigkeit einer Anklage zu urtheilen haben und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminaluntersuchung gegen Jemand zu verfahren sey. Ihr Ebenbild



1809 u. d. N.: Jury d'accussation. Um in
ldig zu erklären, wird Einstimmigkeit der Ge-
rankreich aber genügen 8 Stimmen gegen 4 zur
7 Stimmen gegen 5 treten die Richter ins
alsdann aber nach absoluter Stimmenmehrheit
ich nur 2 Richter den 7 Geschwornen beitreten,
ie Unschuld stimmen, der Angeklagte verurtheilt
nrichtung ist zu sehr zum Nachtheil des Angeklag-
irklich meinen, daß eine Thatsache, die 3 Richter
und 5 Gesch[illegible] bezweifeln, nicht füglich eine historische Wahrheit genannt werden könne. Die bourbonische Regierung in Frankreich hat daher auch für den Fall von 7 gegen 5 bestimmt, daß 3 Richter den 7 Geschwornen beitreten müssen, wenn Verurtheilung geschehen soll. Es können noch folgende Umstände dazu dienen, den Charakter eines Geschwornengerichts zu entwerfen. Der Angeklagte muß durch Bürger seines Standes gerichtet werden. Da nun in England alle Bürger, die Pairs des Reiches ausgenommen, aber auch diese nur für ihre Person, ihre Familie nicht, vor dem Gesetze gleich sind, und keiner besondere Rechte des Standes und der Geburt besitzt, so müssen alle Adelige oder Nichtadelige, Bauer oder Bürger vor demselben Gerichte sich stellen. In den altdeutschen Gerichten, die ihrer wesentlichen Einrichtung nach Geschwornengerichte waren, mußte eine strenge Unterscheidung zwischen Adeligen und Bürgern gemacht werden, und nur Ebenbürtige konnten übereinander zu Gericht sitzen. — Die Regierung wählte die Geschwornen; in England der Sheriff; um jeder Ungerechtigkeit und Parteilichkeit vorzubeugen, steht es aber dem Angeklagten frei, einen Theil der Geschwornen zu verwerfen; dasselbe Recht hat auch der Ankläger. Ohne irgend eine Ursache anzugeben, kann jener in England 20, und bei einem Majestätsverbrechen 35 von den Erwählten verwerfen; während der Ankläger im Namen des Königs keinen ohne einen hinlänglichen Grund zu ertheilen, abweisen darf. Da die Geschwornen aus der Masse des Volks genommen werden, so können sie ihr Urtheil durch einen gesetzlichen Beweisführer nicht motiviren; sie sprechen es nach ihrer moralischen Ueberzeugung, nach subjektiven Gründen aus, welche innere Ueberzeugung zwar für die Richter zur objektiven Wahrheit wird; aber doch keiner Revision, insofern diese die Aussprüche der Jury materiell reformiren soll und keiner bestimmten höhern Behörden unterworfen seyn kann: die Entscheidung der Jury kann daher nur formell, ob nämlich bei der Untersuchung die vom Gesetze vorgeschriebene Criminal-Prozeßordnung ist beobachtet worden oder nicht, revidirt werden. — Die Jury ist ein öffentliches Gericht; es müssen daher alle Handlungen, die auf die Untersuchung Bezug haben und zum Erweis des Faktums dienen, vor den Augen der Geschwornen geschehen. Es würde eine große Schwierigkeit und Weitläufigkeit des Processes nachziehen, wenn jeder Geschworne sich aus Protokollen und Akten Kenntniß des Thatbestandes ziehen sollte, auch würde es der Willkür des Protokollführers oder des richterlichen Beamten, der es aufnahm, einen Spielraum geben, der sich mit der Idee des Geschwornengerichts nicht verträgt. Daher hat auch in England ein Zeuge mehr Gewicht als eine Menge Akten. Ueber die franz. Jury s. V. Guichard und J. J. Duchet „Manuel du Jure", nach dem Organisationsgesetz vom 2. Mai 1827 und dem Gesetze vom 22. Juli 1828 (Paris 1829).

Jussieu (Antoine de), geb. zu Lyon 1686, wurde Tournefort's Nachfolger als Lehrer der Botanik zu Paris und Aufseher des königlich botanischen Gartens daselbst, bereiste auf königl. Kosten das südliche Frankreich und Spanien, reiche Ausbeute mitbringend, und starb 1758. Er hinterließ eine große Anzahl Abhandlungen in den Memoiren der Akademie und schrieb: „Histoire du jardin royal de Paris"; „Traité des versus des plantes"; „Institutiones reiherbariae". Sein Bruder Bernard de J., geb. zu Lyon 1699, legte sich ebenfalls auf Pflanzenkunde, begleitete Jenen auf Reisen und wurde 1720 adjungirt als Aufseher über den königl. botanischen Garten. Er hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welcher er selbst in seinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter seinen Augen über alle andre Bäume des Gartens hinwegwachsen zu sehen. Linné besuchte ihn während seines Aufenthalts in Frankreich und wohnte einer seiner botanischen Wanderungen bei. Jussieu's Schüler, so erzählt man, erlaubten es sich, ihren Lehrer auf die Probe zu stellen, indem sie ihm Pflanzen, deren Kennzeichen sie absichtlich zerstört hatten, darbrachten und eine Erklärung derselben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Jussieu den Betrug und gab, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einst wollten die Schüler mit Linné denselben Versuch machen; dieser aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Jussieu) könne ihre Frage beantworten. Nachdem sich Jussieu lange Zeit mit einer systematischen Eintheilung des Pflanzenreichs beschäftigt hatte, starb er zu Paris 1777. Man verdankt ihm eine Ausgabe der Geschichte der Pflanzen in der Gegend von Paris, von Tournefort viele Abhandlungen in den „Mémoiren" der Akademie und „Catal. desarbres et arbrisseaux qui se peuvent élever aux en virons de Paris". Sein Neffe, Antoine Laurenz de Jussieu, geb. zu Lyon 1748, Arzt, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris und der königl. medic. Schule, erstattete 1804 einen Bericht über die Ergebnisse der Reise des Cap. Baudin nach Neuholland. In der Anatomie der Pflanzen hat er sich durch die Entdeckung eines im Kern enthaltenen Körpers, Perisperme von ihm genannt, bekanntgemacht. 1784 ließ er seinen „Rapport de l'examen du magnetisme animal" drucken. Seine „Genera plantarum secundum ordines naturales disposita" (nach der Methode im botan. Garten zu Paris) erschienen 1789 und 1791; auch in Zürich und in Leipzig. 1796 schrieb er „Tableau synoptique de la méthode botanique de B. et A. L. de Jussieu"; und 1800 „Tableau de l'école de botanique du jardin des plantes de Paris". Er erhielt 1817 den St.-Michaelsorden und starb vor einigen Jahren.

Juste milieu. Es ist bekannt, daß bald nach der Juliusrevolution ein Wort des Königs Ludwig Philipp: man müsse die rechte Mitte halten, zur Bezeichnung eines politischen Systems diente, in welchem die Ministerien Frankreichs eine Vereinbarung der Freiheit mit öffentlicher Ordnung im Innern und die Erhaltung des Friedens mit dem Auslande zu erreichen suchten. Mit diesem Princip der rechten Mitte wurden nicht bloß die Forderungen mancher Reformen im Innern zurückgewiesen, sondern hauptsächlich Diejenigen zum Schweigen gebracht, welche ein entscheidenderes Auftreten Frankreichs zu Gunsten der constitutionnellen oder revolutionnairen Bewegungen in Italien, Polen, Bel-

gien und wo sie sich sonst noch zeigten möchten, verlangten. Dagegen bemerkte Lafayette in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 20. Febr. 1831, daß die Worte: richtige Mitte und Mäßigung eigentlich gar keinen bestimmten Sinn gäben. „Darauf kommt es gar nicht an, zwischen zwei veränderlichen (oder bestrittenen) Punkten das Mittel zu erwählen. Wenn der Eine sagt, 2 Mal 4 ist 8; ein überspannter Kopf aber behauptete, 2 Mal 4 sey 10, wird man denn glauben, in der Mitte das Rechte zu treffen, indem man annehme, es sey 9? Die rechte Mäßigung besteht darin, nur auf Das zu sehen, was an sich wahr und gerecht ist, und daran unerschütterlich festzuhalten". Im Allgemeinen ist diese Bemerkung Lafayette's vollkommen gegründet, und es ist ein durchaus unzulässiger Grundsatz, dadurch das Rechte finden zu wollen, daß man zwischen den zwei äußersten Punkten die Mitte sucht, denn hier ist es gerade nie anzutreffen, weil nur das Eine wahr und gerecht seyn kann, und man sich also durch die Annäherung zu einem Entgegengesetzten immer davon entfernt. Auch verfehlt das Streben nach einer solchen Mitte nothwendig fast immer seinen Zweck, denn es gibt zwar oft verschiedene Wege zu dem Ziele, aber der eine muß entschieden und ganz erwählt werden, und eine mittlere Richtung führt in das Unwegsame; eine Verbindung widerstreitender Principien wird zur Halbheit. Gleichwohl ist es der gewöhnliche Fehler unklarer und unentschiedener Menschen, sich nicht einer Ansicht völlig anzuvertrauen, sondern, um nicht ganz irre zu gehen, immer das Halbe und Unzulängliche zu ergreifen, welches stets zu gleicher Zeit zu viel und zu wenig ist. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß auch das System der richtigen Mitte in Frankreich an dieser Halbheit gelitten hat, und daß es sehr schädliche Folgen gehabt haben könnte, wenn es nicht in den Händen des kräftigen Périer zu einem sehr bestimmten und mit Entschlossenheit durchgeführten geworden wäre. Denn das ist etwas ganz Anderes, ein Ziel, welches man für das richtige erkannt hat, mit Behutsamkeit, mit Mäßigung und nicht bis in die äußerste Spitze zu verfolgen. Hier steht zwar der eine Punkt fest und wird nicht aus Rücksicht auf ein Entgegengesetztes und Unwahres zur Hälfte verlassen; aber die Mäßigung erfordert, nicht mit Vernichtung alles Dazwischenliegenden, wie in der terroristischen Periode der Revolution, auf diesen Punkt loszustürmen und die als wahr angenommenen Grundsätze mit Schonung anzuwenden. Dabei bleibt das Ziel unverrückt, und wird nur eben dadurch sicherer und dauernder erreicht, daß man sich demselben langsamer annähert. Das System Casimir Périer's (Minister am 13. März 1831) wurde jedoch als die vollständigste Entwickelung der richtigen Mitte betrachtet; das jetzige Ministerium (vom 11. Oct. 1832) will als die Fortsetzung des vom 13. März 1831 angesehen seyn. Indessen wird der Name der richtigen Mitte nicht mehr gehört, und erst die weiter fortschreitenden Verhandlungen der beiden Kammern werden zeigen, ob es den Doctrinaires gelingen wird, ein festes Verwaltungssystem zu begründen.

Justi (Bernh. Joh. Karl), geb. zu Münchhausen 1753, bezog 1769 die Universität Marburg, um Theologie zu studiren, und 1773 Göttingen, wo er seine akademischen Studien vollendete. Hierauf mit Kenntnissen mancher Art bereichert, nach Marburg zurückkehrend, wurde er hier 1774 Diaconus an der evangelisch-lutherischen Pfarrkirche und Definitor des Ministeriums. Da er in Göttingen den Vorsatz gefaßt hatte

neben seinen Predigerarbeiten auch Collegien zu lesen, so nahm er die Würde eines Doctors der Philosophie an. Schon bei seinem Abgange von Göttingen hatte er die vortreffliche Uebersetzung des Weissagungsgesanges Mosis an die Israeliten herausgegeben, die unstreitig die ästhetisch vollendetste Arbeit Justi's ist. 1775 fing er seine philologischen und exegetischen Vorlesungen mit Beifall an, und ward 1779 ordentlicher Professor der Philosophie und alten Literatur. In dieser Zeit war er am thätigsten als akademischer Lehrer und Schriftsteller. Er schrieb seine bekannte, hauptsächlich gegen Michaelis gerichtete Schrift: „Ueber die den Aegyptern von den Israeliten bei ihrer Abreise abgeforderten Geräthe"; eine gründliche historisch-philosophische Untersuchung über den Genius des Sokrates; und nahm einen sehr thätigen Antheil an Eichhorn's „Repertorium für bibl. und morgenländische Literatur". 1789 erhielt er eine ordentliche Professur der Theologie und wurde Superintendenten der lutherischen Gemeinden und Schulen des Oberfürstenthums Hessen, womit zugleich die Stelle eines Consistorialraths verbunden ist, und 1792 Director des von ihm gestifteten Predigerseminariums. Obgleich seine Geschäfte zum Theil sehr verwickelt waren, so blieb er dennoch auch als Schriftsteller nicht unthätig, wie mehre seiner dem von Paulus fortgesetzten „Repertorium" und dessen „Memorabilien" einverleibten Aufsätze beweisen. Zur Ausarbeitung größerer Werke hatte er weder Zeit noch Geduld. 1795 veranstaltete er eine Sammlung seiner kleinen theologischen Schriften, und 1798 eine zweite Sammlung derselben. Er st. 1800.

Justinianus I., der Große genannt, Kaiser des oström. Reichs, geb. in Thracien 483 aus einer unbekannten Familie. Schwestersohn des Kaisers Justinus I. (der vom Tagwerker zu dieser Würde aufgestiegen war), ward er von diesem adoptirt und erlangte bald vielen Einfluß. Bei seiner Ernennung zum Consul (521) gab er dem Volke prächtige Schauspiele. Ebenso schmeichelte er dem Senate und suchte sich dessen Gunst zu erwerben, wofür ihm auch dieser den königl. Titel Nobilissimus ertheilte. Vier Monate vor seinem Tode ernannte ihn Justin zum Mitregenten und Nachfolger, und am 1 Aug. 527 ward er Alleinherrscher. Er besaß viele Kenntnisse, war nicht ohne Talent und Kraft, wenn schon ohne eigentliche Größe des Geistes und Charakters und hing dabei häufig von dem Einflusse seiner Umgebungen ab, namentlich seiner Gemahlin Theodora, die er noch vor seiner Thronbesteigung vom Theater hinweg geheirathet hatte. Minder eigener Größe als den Talenten ausgezeichneter Männer, die er zu finden das Glück hatte und zu benutzen wußte, verdankte daher Justinian seinen Ruhm; und durch die Verdienste derselben ist seine beinahe 39jähr. Regierung die glänzendste und merkwürdigste in der ganzen langen Byzantinerzeit geworden. Durch seinen Feldherrn Belisarius (vgl. d.) erkämpfte er 523 und 529 drei berühmte Siege über die Perser. Dieser große Feldherr zerstörte auch 534 das Reich der Vandalen in Afrika, und führte Gelimer, den König derselben, gefangen nach Konstantinopel. Spanien und Sicilien wurden wiedererobert, die Ostgothen, welche Italien besaßen, überwunden. 536 drang Belisar in Rom ein, und der Eunuch Narses, ein anderer Feldherr des Justinian, machte dem Reiche der Ostgothen in Italien 553 ein Ende. (S. Totilas.) Diese Eroberungen gaben dem röm. Reiche einen Theil seiner vorigen Ausdehnung wieder. In Beziehung auf das Innere strebte Justinian nach fester Begründung kaiserli-

cher Alleingewalt durch genaue Ordnung und Einheit in der Verwaltung. Ueber das Justinianeische Gesetzbuch s. Tribonianus, Römisches Recht und Corpus juris. Den Glanz der Regierung Justinians erhöhten noch eine Menge der prachtvollsten Bauwerke. Unter andern die Sophienkirche in Konstantinopel (s. d.), deren Bau über 12 Mill. Gulden nach unserm Gelde kostete. Außerdem wurden viele Festungen und Castelle zur Beschützung des Reichs errichtet. Der Seidenbau ward unter ihm nach Griechenland verpflanzt. All dieses äußern Schimmers ungeachtet waren die Unterthanen nicht glücklich. Vielmehr wurden sie durch starke Auflagen und Erpressungen aller Art aufs härteste gedrückt. Und zu diesen und den durch die häufigen Kriege und Barbareneinfälle veranlaßten Leiden gesellten sich noch schreckende Naturplagen, namentlich mehrmalige Erdbeben und seit 542 eine furchtbare Pest. Nur die Strenge der Gesetze und die Furcht vor den Soldaten hielten den gewaltsamen Ausbruch des mißvergnügten Volks zurück. Dennoch wurden mehr als einmal Verschwörungen gegen den Kaiser angesponnen. Die Parteien des Circus erhoben sich mit Erbitterung gegen einander, und veranlaßten, u. d. N. der Blauen (Partei des Hofes und der Katholiken) und Grünen (deren Gegner), mehre blutige Scenen zu Konstantinopel, wobei einmal (532) Justinians Leben in Gefahr schwebte. Anfangs die Ketzer mit blutiger Strenge verfolgend, gerieth er kurz vor seinem Tode (st. 565 im 83. J.) selbst in Irrthümer und wüthete nun gegen die Katholiken. Jeder Anklage lieh er später ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht seine Undankbarkeit gegen Belisarius! Vrg. auch Prokopius.

Justinus, ein lat. Historiker, über dessen Herkunft, Leben und Zeitalter man sehr ungewiß ist; wahrscheinlich aber lebte er zu Rom im 2. oder 3. Jahrh. Wir haben noch von ihm seinen Auszug aus der Geschichte des Trogus Pompejus; dieser war ein Philosoph und Redner aus Gallien, der sein größeres, aber verloren gegangenes Werk unter dem Augustus schrieb und worin er vorzüglich die macedonische Geschichte bearbeitete. Dem Auszuge nach zu urtheilen hat er viele grobe Fehler gegen die Geographie und Chronologie begangen und besonders die Geschichte der Juden mit den größten Anachronismen entstellt. Justinus Styl hat für seine Zeit viel Eleganz. Gute Ausg. sind die von Fischer (Leipz. 1757), Wetzel (Liegnitz) 1806 und noch reicher nach Grävе's und Gronov's Ausg. mit Anm. und Commentarien ausgestattet, die von K. H. Frotscher (Leipz. 1828, 2 Bde.); deutsch mit Anmerkungen von Ostertag.

Justinus, dem sein herrlicher Tod den Namen eines Märtyrers erwarb, einer der größten Zierden seiner Zeit, war von griech. Abkunft und zu Neapolis in Palästina im Anfange des 2. Jahrh. geboren. Von Jugend an sich nach Wahrheit sehnend, ward der forschende Jüngling, dem der Unterricht verschiedener Philosophen nicht genügte, von einem Weisen auf die heilige Schrift verwiesen. Er las sie mit Aufmerksamkeit, überzeugte sich von der Göttlichkeit des Christenthums, wozu auch der Christen heiliger Wandel in Verbindung mit der Märtyrer Freudigkeit Vieles beitrug und ließ sich taufen. Auch als Christ fuhr Justinus fort den philosophischen Mantel zu tragen, er unternahm zur Verbreitung der Heilslehre Jesu Reisen in Asien, Griechenland und in Italien, lebte aber mehrentheils zu Rom, wo er öffentlicher Religionsunterricht

gab. Als sich unter Antonin dem Frommen eine Verfolgung wider die Christen erhob, schrieb Justin 150 eine Apologie für die Christen, welche er dem Kaiser selbst übergab. Eine zweite Schutzschrift schrieb er später an den Kaiser Marcus Aurelius. Nebst der freimüthigsten Vertheidigung der Christen gegen die Verleumdungen der Juden und Heiden enthalten diese Schriften eine umständliche Darstellung des Gottesdienstes, der kirchlichen Gebräuche, der reinen Sitten und unerschütterlichen Standhaftigkeit den, und eine gründliche Erklärung und Bekräftigung der vorzüglichsten Wahrheiten und Geheimnisse des Christenthums. Justinus bestätigte seine Lehre durch seinen standhaften und reinen Glauben, und litt den Märtyrertod 167. Die gerichtlichen Acten vom Verhör und Tod des heil. Justinus sind auf uns gekommen. Außer den erwähnten, und einem Gespräche mit dem Juden Triphon, hinterließ er noch einige andere Schriften. Die beste Ausgabe griech. und lat. ist vom Marand, Paris 1742, Fol. Man findet viele Gelehrsamkeit und eine vollkommene Kenntniß der Philosophie und der Geschichte des Alterthums darinnen, und in der Schreibart herrscht eine edle Einfalt ohne allen rednerischen Schmuck.

Justitia (die Gerechtigkeit), bei den Griechen Asträa, Themis, Dike; doch war die Justitia der Römer mehr ein vergöttertes Abstractum. Auf Münzen erscheint sie häufig als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit einem Schwert und Wage, bisweilen mit einer Schale in der einen Hand und einem Scepter in der andern. Die Schale deutet auf Gewissenhaftigkeit, Religiosität.

Justitium (Juristitum), der förmliche Stillstand der Gerichte und der Ausübung des Rechts, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, z. B. bei einer großen Landestrauer, bei kriegerischen oder sonst bedenklichen Zeiten, während der Pest ꝛc., aber auch bei erfreulichen Veranlassungen eintritt, wo alsdann alle Gewerbe und Amtsverrichtungen während einer gewissen Frist aufhören.

Justizhoheit wird in die bürgerliche Justiz- und Criminalgewalt getheilt. Jene begreift alle Rechte der obersten Staatsgewalt, die Rechtsverletzungen von den Staatsbürgern im Innern des Staats abzuwenden, die entstehenden Rechtsstreitigkeiten zu untersuchen und zu entscheiden, und die gesprochenen Urtheile zu vollstrecken bestimmt ist. Sie begreift daher 1) das Recht der Gesetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die Gerichtsbarkeit, die sich mit Untersuchung und Entscheidung streitiger Rechte beschäftigt, und mit der gewöhnlich die Befugniß zur Vornahme der Handlungen der freiwilligen oder willkürlichen Gerichtsbarkeit verbunden ist; 3) das Recht der Vollstreckung, und 4) das Recht der Oberaufsicht über daß gesammte Justizwesen. Die Criminalgewalt bezeichnet alle Rechte der obersten Staatsgewalt, die sich auf die Bestrafung der Verbrechen beziehen. Sie begreift daher 1) die Criminalgesetzgebung, oder das Recht zu bestimmen, welche Handlungen im Staat Verbrechen bestraft, und mit vielen Strafen sie belegt werden sollen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit oder die Befugniß, über begangene Verbrechen nach vorhergehender Untersuchung ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollstreckung, und 4) das Recht der Oberaufsicht über das gesammte Criminalwesen.

Jütland, s. Dänemark.

Juvenalis (Decimus Junius), aus Aquinum im Volskischen gebürtig, blühte zu Rom in der letzten Hälfte des 1. Jahrh. Er studierte

cher Alleingewalt durch genaue Ordnung und Einheit in der Verwaltung. Ueber das Justinianeische Gesetzbuch s. Tribonianus, Römisches Recht und Corpus juris. Den Glanz der Regierung Justinians erhöhten noch eine Menge der prachtvollsten Bauwerke. Unter andern die Sophienkirche in Konstantinopel (s. d.), deren Bau über 12 Mill. Gulden nach unserm Gelde kostete. Außerdem wurden viele Festungen und Castelle zur Beschützung des Reichs errichtet. Der Seidenbau ward unter ihm nach Griechenland verpflanzt. All dieses äußern Schimmers ungeachtet waren die Unterthanen nicht glücklich. Vielmehr wurden sie durch starke Auflagen und Erpressungen aller Art aufs härteste gedrückt. Und zu diesen und den durch die häufigen Kriege und Barbareneinfälle veranlaßten Leiden gesellten sich noch schreckende Naturplagen, namentlich mehrmalige Erdbeben und seit 542 eine furchtbare Pest. Nur die Strenge der Gesetze und die Furcht vor den Soldaten hielten den gewaltsamen Ausbruch des mißvergnügten Volks zurück. Dennoch wurden mehr als einmal Verschwörungen gegen den Kaiser angesponnen. Die Parteien des Circus erhoben sich mit Erbitterung gegen einander, und veranlaßten, u. d. N. der Blauen (Partei des Hofes und der Katholiken) und Grünen (deren Gegner), mehre blutige Scenen zu Konstantinopel, wobei einmal (532) Justinians Leben in Gefahr schwebte. Anfangs die Ketzer mit blutiger Strenge verfolgend, gerieth er kurz vor seinem Tode (st. 565 im 83. J.) selbst in Irrthümer und wüthete nun gegen die Katholiken. Jeder Anklage lieh er später ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht seine Undankbarkeit gegen Belisarius! Vrg. auch Prokopius.

Justinus, ein lat. Historiker, über dessen Herkunft, Leben und Zeitalter man sehr ungewiß ist; wahrscheinlich aber lebte er zu Rom im 2. oder 3. Jahrh. Wir haben noch von ihm seinen Auszug aus der Geschichte des Trogus Pompejus; dieser war ein Philosoph und Redner aus Gallien, der sein größeres, aber verloren gegangenes Werk unter dem Augustus schrieb und worin er vorzüglich die macedonische Geschichte bearbeitete. Dem Auszuge nach zu urtheilen hat er viele grobe Fehler gegen die Geographie und Chronologie begangen und besonders die Geschichte der Juden mit den größten Anachronismen entstellt. Justinus Styl hat für seine Zeit viel Eleganz. Gute Ausg. sind die von Fischer (Leipz. 1757), Wetzel (Liegnitz) 1806 und noch reicher nach Grävе's und Gronov's Ausg. mit Anm. und Commentarien ausgestattet, die von K. H. Frotscher (Leipz. 1828, 2 Bde.); deutsch mit Anmerkungen von Ostertag.

Justinus, dem sein herrlicher Tod den Namen eines Märtyrers erwarb, einer der größten Zierden seiner Zeit, war von griech. Abkunft und zu Neapolis in Palästina im Anfange des 2. Jahrh. geboren. Von Jugend an sich nach Wahrheit sehnend, ward der forschende Jüngling, dem der Unterricht verschiedener Philosophen nicht genügte, von einem Weisen auf die heilige Schrift verwiesen. Er las sie mit Aufmerksamkeit, überzeugte sich von der Göttlichkeit des Christenthums, wozu auch der Christen heiliger Wandel in Verbindung mit der Märtyrer Freudigkeit Vieles beitrug und ließ sich taufen. Auch als Christ fuhr Justinus fort den philosophischen Mantel zu tragen, er unternahm zur Verbreitung der Heilslehre Jesu Reisen in Asien, Griechenland und in Italien, lebte aber mehrentheils zu Rom, wo er öffentlicher Religionsunterricht

gab. Als sich unter Antonin dem Frommen eine Verfolgung wider die Christen erhob, schrieb Justin 150 eine Apologie für die Christen, welche er dem Kaiser selbst übergab. Eine zweite Schutzschrift schrieb er später an den Kaiser Marcus Aurelius. Nebst der freimüthigsten Vertheidigung der Christen gegen die Verleumdungen der Juden und Heiden enthalten diese Schriften eine umständliche Darstellung des Gottesdienstes, der kirchlichen Gebräuche, der reinen Sitten und unerschütterlichen Standhaftigkeit den, und eine gründliche Erklärung und Bekräftigung der vorzüglichsten Wahrheiten und Geheimnisse des Christenthums. Justinus bestätigte seine Lehre durch seinen standhaften und reinen Glauben, und litt den Märtyrertod 167. Die gerichtlichen Acten vom Verhör und Tod des heil. Justinus sind auf uns gekommen. Außer den erwähnten, und einem Gespräche mit dem Juden Triphon, hinterließ er noch einige andere Schriften. Die beste Ausgabe griech. und lat. ist vom Marand, Paris 1742, Fol. Man findet viele Gelehrsamkeit und eine vollkommene Kenntniß der Philosophie und der Geschichte des Alterthums darinnen, und in der Schreibart herrscht eine edle Einfalt ohne allen rednerischen Schmuck.

Justitia (die Gerechtigkeit), bei den Griechen Asträa, Themis, Dike; doch war die Justitia der Römer mehr ein vergöttertes Abstractum. Auf Münzen erscheint sie häufig als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit einem Schwert und Wage, bisweilen mit einer Schale in der einen Hand und einem Scepter in der andern. Die Schale deutet auf Gewissenhaftigkeit, Religiosität.

Justitium (Juristitum), der förmliche Stillstand der Gerichte und der Ausübung des Rechts, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, z. B. bei einer großen Landestrauer, bei kriegerischen oder sonst bedenklichen Zeiten, während der Pest ꝛc., aber auch bei erfreulichen Veranlassungen eintritt, wo alsdann alle Gewerbe und Amtsverrichtungen während einer gewissen Frist aufhören.

Justizhoheit wird in die bürgerliche Justiz- und Criminalgewalt getheilt. Jene begreift alle Rechte der obersten Staatsgewalt, die Rechtsverletzungen von den Staatsbürgern im Innern des Staats abzuwenden, die entstehenden Rechtsstreitigkeiten zu untersuchen und zu entscheiden, und die gesprochenen Urtheile zu vollstrecken bestimmt ist. Sie begreift daher 1) das Recht der Gesetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die Gerichtsbarkeit, die sich mit Untersuchung und Entscheidung streitiger Rechte beschäftigt, und mit der gewöhnlich die Befugniß zur Vornahme der Handlungen der freiwilligen oder willkürlichen Gerichtsbarkeit verbunden ist; 3) das Recht der Vollstreckung, und 4) das Recht der Oberaufsicht über daß gesammte Justizwesen. Die Criminalgewalt bezeichnet alle Rechte der obersten Staatsgewalt, die sich auf die Bestrafung der Verbrechen beziehen. Sie begreift daher 1) die Criminalgesetzgebung, oder das Recht zu bestimmen, welche Handlungen im Staat Verbrechen bestraft, und mit vielen Strafen sie belegt werden sollen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit oder die Befugniß, über begangene Verbrechen nach vorhergehender Untersuchung ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollstreckung, und 4) das Recht der Oberaufsicht über das gesammte Criminalwesen.

Jütland, s. Dänemark.

Juvenalis (Decimus Junius), aus Aquinum im Volskischen gebürtig, blühte zu Rom in der letzten Hälfte des 1. Jahrh. Er studierte

die Beredtsamkeit zu seinem Vergnügen, widmete sich aber hernach der Dichtkunst, besonders der Satyre. Weil er (in seiner siebenten Satyre) den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte, verwies ihn Domitian unter dem Scheine, ihn zu ehren, als praefectus cohortis in das äußerste Aegypten. Unter Trajan kam er nach Rom zurück und starb daselbst in seinem 82. Jahre. Er gehört zu den kräftigsten und beißendsten Satyrikern der Römer. Er hat 16 Satyren geschrieben (die Echtheit der letztern wird jedoch bezweifelt), in welchen er die Thorheiten und verdorbenen Sitten seiner Zeit züchtigt. Sein Styl ist nicht so elegant, sein Charakter nicht so heiter und launig als der Horazische, aber auch nicht so dunkel und so ernst als der des Persius, und verräth oft den Rhetor. Die besten Ausg. sind Henninius (Utrecht 1685, 4.; Leyden 1695, 4.), und die neueste von Ruperti (Leipz. 1801, 2 Bnd.), und abgekürzt Göttingen 1804, 2 Bde. Man hat deutsche Uebersetzungen von K. F. Bahrdt (Dessau 1791, und öfter), von D. G. v. Haugwitz (Leipz. 1818), von Donner (Tüb. 1821). Prof. Fabre de Narbonne hat Juvenalis's Satyren in franz. Verse übersetzt und nebst dem Texte mit erklärenden Anmerkungen (Paris 1825, 2 Thle.) herausgegeben.

Juventa, Juventas, bei den Römern die vergötterte Jugend, aber nicht mit Hebe zu verwechseln, da sie kein individuelles, sondern ein abstractes Wesen ist. Sie hatte auf dem Capitol eine Capelle und eine eigne, von Jünglingen begangene Feier. Auf Münzen sieht man sie mit einer Opferschale in der Linken, und mit der Rechten Weihrauch auf einen Dreifuß streuend, weil die Jünglinge ihr, wenn sie die Erstlinge des keimenden Bartes weihten, ein Weihrauchopfer brachten.

Jynx, Tochter des Pan und der Echo, oder der Peitho (der Suada der Römer). Sie verführte den Jupiter zu dem Liebeshandel mit der Jo. Zur Strafe dafür verwandelte sie Juno in einen Vogel, den sogenannten Wendehals (Jynx torquilsa), dem noch immer die Kraft inwohnte, theils selbst zur Liebe zu reizen, theils Andre zu Liebesverständnissen zu bewegen. Als die kolchische Medea mit Liebe zu Jason bethört werden sollte, verehrte diesem Aphrodite den Zaubervogel Jynx, und lehrte ihn, wie er denselben auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müsse. Von dieser Zeit an war die Jynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechischen Liebesbeschwörungen. Die Zauberin band diesen Vogel an ein vierspeichiges Rad, welches sie mit Zaubergesang umdrehte; nach einer andern Sage spannte sie die ausgezogenen Eingeweide des Vogels um das Rad. Ein drittes Verfahren bestand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächsernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So soll auch der magische Kreisel, dessen sich die Zauberer bedienten, ebenfalls Jynx geheißen haben, weil dieser Vogel, oder doch dessen Gedärme darüber gespannt war. Die bildende Kunst brauchte sie als Symbol der Ueberredungskünste zur Liebe, und zwar besonders zur buhlerischen Liebe. In der Folge ward die Bedeutung der Jynx verändert. Was ursprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte, das ward nun zum allgemeinen Symbol für jeden Zauber der Musenkünste, für jeden süßbethörenden Reiz der Dichtkunst und der Tonkunst. Man nannte sie in dieser letzten Bedeutung auch Keledon (Nachtigall), um den edlern Begriff desto bestimmter auszudrücken, und so erschien sie auf dem Grabmale des Sophokles und am Tempel des pythischen Apollo.

K. *)

K, der elfte Buchstabe des Alphabets, wenn man J und Jod als 2 Buchstaben unterscheidet. Er ist ein harter Gaumlaut, welcher durch das Ausdrücken des hintern Theils der Zunge an den Gaumen heraus gebracht wird, und vor den Buchstaben R, L, N weniger hart lautet als vor andern Buchstaben.

Kaaba, s. Mekka.

Kabbalah (d. i. mündliche Ueberlieferung) ist eine angebliche, durch geheime Tradition fortgepflanzte, göttliche Weisheit, deren Geschichte von den Juden in Fabeln gehüllt ist. Ihr Ursprung fällt in die ersten Jahrh. n. Chr., und ihre Urheber sind wahrscheinlich Rabbi Akibha (st. 138) und seine Schüler Simeon Ben Jochai, der Funke Mosis. Sie besteht aus einer Reihe von philosophischen Dichtungen über die Entstehung aller Dinge aus Gott, dem Ensoph, oder Urlichte durch Emanation, indem aus ihm in immer geringerm Grade der Vollkommenheit die Dinge ausfließen. Daher die zehn Sephirot, erleuchtete Kreise, und vier Welten (Aziluth, Briah, Jezirah, Asiah). Adam Kadmon, der Urmensch, ist der erstgeborne Sohn Gottes, der Messiah, durch welchen das übrige Universum aus Gott emanirte, doch so, daß es in Gott bestehet, Gott die immanente Ursache aller Dinge ist. Alles was ist, ist geistiger Natur, und die Materie ist nichts als die Verdichtung oder Verdünnung der Lichtstrahlen, gleichsam die Kohle von der göttlichen Substanz. Die Kabbalah vereiniget eine Menge von Träumereien über die Dämonen, die vier Elemente der Seelen, die Entstehung derselben, und den Menschen als Mikrokosmus. Das Ganze ist ein Gemisch von mancherlei schwärmerischen und excentrischen Vorstellungen, woraus sie ihre Religionslehre, die Schöpfung und das Daseyn des Bösen begreiflich machen wollen. Die kabbalistischen Bücher Jezirah und Sohar sind wahrscheinlich von Zeit zu Zeit interpolirt worden. Dem Namen nach, obgleich nicht dem Einflusse nach, ist die Kabbalah, welche die Juden immer geheim hielten, erst in dem 15. Jahrh. den Christen bekannt geworden. Unter den neuern Kabbalisten sind vorzüglich Heinrich Morus und Christian Knorr berühmt; Letzterer hat das Vornehmste aus den kabbalistischen Schriften in 2 lateinischen Quartbänden (Sulzbach 1677, Frankf. 1684) zusammengetragen. Ueber die Geheimlehre der Kabbalah s. Pet. Beer's „Gesch., Lehre und Meinungen aller Sekten der Juden, und der Kabbalah" (Brünn 1822, 2 Bde.).

Kabul, s. Afghanistan.

Kacherie, wörtlich eine üble, krankhafte Anlage, wird besonders von demjenigen Zustande des Körpers gebraucht, der seine Ernährung

*) Die Artikel, welche man hier vermißt, sind unter C aufzusuchen.

herabsetzt und verderbt. Sie äußert sich durch Abmagerung und mißfarbiges Ansehen der Haut, und gesellt sich zu vielen, besonders chronischen Krankheiten. Daher nennen wir kachektisch solche Personen, deren blasse, gelbliche, erdfahle Hautfarbe auf ein inneres Uebelbefinden schließen läßt.

Kadi, im Arabischen ein Richter oder Rechtsgelehrter. Bei den Türken ist Kadi der Titel eines Unterrichters, zum Unterschiede von dem Molla oder Oberrichter. Sie werden zu der höhern Geistlichkeit gezählt, weil die Türken ihr Gesetz von ihrem Propheten haben.

Kadmus, des Agenor und der Thelephassa Sohn, war ein Colonien-Anführer aus Phönicien in Griechenland (1500 v. Chr.), dessen Geschichte in die Mythologie verwebt ist. Er wurde von seinem Vater hinausgesandt, seine vom Jupiter geraubte Schwester Europa aufzusuchen und zugleich mit der Strafe der Verbannung bedroht, im Falle er sie nicht fände. Nach vielfachem Herumirren und vergeblichen Ausforschungen fragte er das Orakel des Apollo zu Delphi, wohin er sich wenden sollte, da er fürchtete, in seine Heimath zurückzukehren. Dieses gab ihm den Rath, die Spuren einer Kuh, die ihm begegnen würde, zu verfolgen, und sich mit seinen Genossen da niederzulassen, und eine Stadt zu gründen, wo dieselbe stehen bliebe. So kam er in das Land, das in der Folge Böotien genannt wurde, dazumal aber von den Horden des pelasgischen Stammes bewohnt war. Mit diesen wilden Völkern hatte er einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen, von welchem die Sage unter dem Bilde der aus gesäeten Drachenzähnen entsprossenen gewarnischten Männern redet. Nach Besiegung dieser ursprünglichen Einwohner erbaute Kadmus eine Burg, nach ihm Kadmea genannt, welche die Grundlage zu dem nachherigen Theben wurde. Jupiter gab ihm zur Gemahlin die Harmonia, eine Tochter des Mars und der Venus, mit welcher er die Antinoe, Ino, Semele, Agave und den Polydorus zeugte. Nachdem er eine Zeitlang geherrscht, und sich durch weise Anordnungen und Gesetze um den neugestifteten Staat verdient gemacht, und dem ungebildeten Volke die Buchstabenschrift, den Gebrauch der Metalle, besonders des Kupfers, und die Benutzung der Steine zum Häuserbau gelernt hatte, ging er mit seiner Gemahlin nach Illyrien, wo er den Enchelienfern den Sieg über ihre Feinde, einen andern illyrischen Stamm, verschaffte, König ward, und zuletzt, nach Ovids Sage, in eine Schlange verwandelt wurde. Seine Nachkommen aber, die Kadmäer genannt, herrschten fortwährend in Böotien; doch ein schwerer Fluch schien auf diesem Königshause zu lasten, das den Dichtern, besonders den dramatischen, wegen seiner tragischen Schicksale einen wichtigen Stoff zur Bearbeitung darbot. Vgl. Welcker, „Ueber eine kretische Colonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos" (Bonn 1824). — Auch ist noch ein Anderer, Namens Kadmus, in der Geschichte berühmt, der aus Milet gebürtig war, und, nach Plinius dem Aeltern, der erste prosaische Schriftsteller unter den Griechen gewesen seyn soll. Er lebte ungefähr 600 J. v. Chr. Ferner ist unter diesem Namen auch noch ein Berg bekannt, der in Phrygien, nahe bei Laodicea lag, und von dem der Fluß Lycus herabströmte.

Käfer, überhaupt alle Insekten (s. d.) der ersten Ordnung (Coleopatera). Sie unterscheiden sich von allen andern durch die beiden hornartigen Decken, welche über ihren beiden unterschlagenen häutigen, durchsichtigen Flügeln liegen. Bei einigen fehlen die wahren Flügel,

und man findet nur Flügeldecken. Manche von ihnen können diese Decken nicht einmal aufheben, weil sie zusammengewachsen sind. Sie haben (wenige ausgenommen) auch auf allen übrigen Theilen des Körpers eine hornartige Bedeckung, und selbst die Beine und Fühlhörner entstehen aus einer ähnlichen Masse. Alle Käfer haben 6 Beine, wovon 2 am Bruststücke und 4 am Hinterleibe sitzen. An dem Bruststücke und Hinterleibe befinden sich auf jeder Seite 8 Luftlöcher. Alle Käfer entstehen aus Eierchen, welche das Weibchen an bestimmte Oerter legt. Aus ihnen schlüpfen madenähnliche Geschöpfe hervor. Diese heißen Larven und haben, mit Ausnahme einiger, 3 Paar am Bruststücke sitzende Beine. Wenn diese Larven völlig ausgewachsen sind, verpuppen sie sich oder werden zur Nymphe, aus welcher alsdann der vollkommene Käfer hervorgeht, welcher nun aber nicht mehr wächst. Seine Theile sind weich, erhalten aber an der Luft, nebst der ihnen zukommenden Farbe, bald die gehörige Härte. Diese Ordnung von Insekten enthält die zahlreichsten Individuen. Linné zählt deren 3819 Gattungen, welche er in 55 Geschlechter vertheilt. Von Zeit zu Zeit entdeckt man, besonders in andern Erdtheilen, neue Gattungen. Vgl. Skarabäus.

Kaffa (Feodosia), vormals die größte Stadt der Krim und Residenz des Khans, ihrer Wichtigkeit wegen das krimische Konstantinopel genannt. Sie hatte den Flor ihrer Handlung von der letzten Hälfte des 13. bis gegen das Ende des 15. Jahrh. den Genuesern zu danken, die sich hier ansiedelten, und denen sie die Türken 1474 abnahmen. Damals stieg die Bevölkerung auf einige 100.000 Menschen. Sie liegt unweit der Straße von Kaffa, an der Ostküste eines großen Busens des schwarzen Meers, am Abhange eines Berges. 1770 wurde sie von dem russ. General Dolgorucki mit Sturm erobert, 1774 aber dem Khan der Krim zurückgegeben, der sie mit seinem ganzen Lande 1783 an Rußland überließ. Die Pforte bestätigte dieß in dem Frieden von Jassy 1792. Sie ist gegenwärtig die Kreisstadt des Gouvernements Taurien, mit etwa 5000 Einw., seit 1798 ein Freihafen und der Hauptstapel der Krim, besonders für den levantischen Handel. Sie hat ein griechisches Theater, einen botan. Garten, eine Bibliothek und ein Museum der in der Umgegend gefundenen alten Denkmäler.

Kaffern nennen wir die Bewohner der Länder in Afrika zwischen Mosambique und dem südlichen Hottentottenlande bis an die westliche Küste, deren Gebiet an 90.000 QM. groß ist. Die Kaffern, jetzt die östlichen Nachbarn der englischen Colonie des Caplandes, am Vorgebirge der guten Hoffnung, sind zum Theil aus ihren früheren westlicheren Wohnsitzen verdrängt worden, und eingedenk der Ungerechtigkeiten der Europäer, jetzt ihre erbitterten Feinde. Sie manchen einen eigenthümlichen Menschenschlag aus. Sie sind fast schwarz, aber durchaus nicht negerartig, schlank und kräftig gebaut; die Weiber sind schön und dabei sittsam; es scheint ihr Haß gegen die Europäer hat sie vor deren Lastern bewahrt. Sie sind ehrlich, wahr und tapfer, nie greifen sie im Hinterhalt an, nie sind ihre Waffen vergiftet; diese bestehen außer dem Wurfspieß in einer $2\frac{1}{2}$ Fuß langen Keule, Kaussi, und einem Schilde von Büffelfell. Sie gehen fast ganz nackt, nur die Weiber tragen Mäntel von Thierhäuten. Den Ackerbau lieben sie nicht, nur die Weiber bauen etwas Taback und Hanf, dagegen halten sie schönes Rindvieh, womit sie auch mit den Colonisten am Cap Handel treiben. Ihre Sprache soll

sehr sanft und wohlklingend seyn. Sie sind Fetischdiener. Merkwürdig ist, daß die Beschneidung bei ihnen, doch nicht als religiöser Gebrauch, Sitte ist. Sie haben eine monarchische Verfassung und erbliche Könige, deren Macht aber sehr unbedeutend ist. Sie halten sich mit Recht für edler als die Hottentotten. Bei den großen Anstrengungen der britischen Regierung, die Capcolonie stärker zu bevölkern, und ihr neue Erwerbsquellen zum Absatz alter und neuer Erzeugnisse zu verschaffen, werden die Kaffern bald, wenn nicht unterjocht, doch zum friedlichen Betragen gegen die englischen neuen Grenzniederlassungen gezwungen werden, da das britische Colonialregiment nicht gewohnt ist, den wilden Nachbarn auf dem Colonialboden irgend ein Servitut zu gestatten. Es ist im Gegentheil in ihren Augen Gnade, wenn sie bloß auf ruhige Handelsverhältnisse und nicht auf Gebietserweiterung und Einfluß auf Nachbaren und deren Verfassung ihr Ziele richtn.

Kaftan, die türkische Nationaltracht, größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen, von baumwollnen oder seidnen Zeuchen verfertigt und zuweilen mit theuerm Rauchwerk gefüttert, hat die Form eines Schlafrocks, bis auf die Erde hinabgehende und sehr enge Aermel, sodaß man durch eine andre Oeffnung den Arm steckt. Dergleichen Kaftane werden vom türkischen Hofe christlichen Gesandten oder andern Personen, denen er eine besondere Ehre erzeigen will, als Geschenke ausgetheilt. Auch sind die Gesandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich gestattet ist, in ihrer Nationaltracht zu erscheinen, gezwungen, sich bei den Audienzen in diese Kaftane zu kleiden.

Kahira oder Cairo, Hauptstadt in Aegypten, ist die größte Stadt in Afrika und besteht aus 4 ziemlich weit von einander entfernten Theilen. Sie liegt unter 30° N. Br., in geringer Entfernung östlich vom Nil, am Fuße des letzten Vorsprungs des Gebirges Mokattam, in einer sandigen Ebene. Sie ist von Norden nach Süden etwa 1 Stunde lang, aber nicht so breit, und wird von einem Canal durchschnitten, der aber nur zur Zeit der Ueberschwemmung Wasser hat; das Trinkwasser muß daher aus dem Nil herbeigeschafft werden. Die Straßen (welche um Unordnung zu verhüten, des Nachts am Ende der Quartiere verschlossen werden) sind eng und schmutzig und die Stadt im Ganzen schlecht gebaut. Sie hat mehre hundert Moscheen, eine berühmte gelehrte Schule der Mohammedaner, seit 1829 eine praktische Verwaltungsschule zur Bildung der Provinzialbeamten; öffentliche Bäder finden sich in allen Theilen der Stadt. Die Franzosen hatten schon angefangen, Cairo zu befestigen, und der Pascha hat die Arbeiten fortgesetzt. Außerdem aber hat Cairo eine auf einem Felsen des Berges Mokattam gelegene Citadelle, wo der Vicekönig wohnt, und die Münze und einige Fabriken sich befinden; ein 260 Fuß tiefer Brunnen versieht sie mit Wasser. Die Zahl der Einwohner mag 400.000 betragen, worunter etwa 2000 Franken, welche ein eignes Quartier bewohnen, 3 bis 4000 Juden, 3000 Griechen ꝛc. Nächst den Mohammedanern sind die Kopten die zahlreichsten. Außerdem wird Cairo noch durch zahlreiche von allen Gegenden hier ankommende Karawanen und Beduinen belebt. Die hiesigen Fabriken liefern viel für die Levante und die Karawanen, aber wenig für Europa, das desto mehr rohe Erzeugnisse von hier aus bezieht. Cairo's 3 Seehäfen sind jetzt Alexandria, Rosette und Damiette. Der Handel der Stadt ist sehr wichtig, da sie der Mittelpunkt alles Verkehrs zwischen Europa, dem mittelländischen

Meere, Asien und dem nordöstlichen Afrika ist. Der jetzige Vicekönig sendet viele Schiffe mit ägyptischen Erzeugnissen bis nach Schweden. Wegen des feinen Staubes in der heißen Jahreszeit finden sich hier an Blinden über 2000. Der Hafen von Cairo, Bulak, liegt etwas nördlich von der Stadt am Nil. Hier wurde nach den Angaben des ehemaligen Professors der arabischen Sprache in Paris, Don Rafael, eine Buchdruckerei angelegt, in welcher Araber, Türken, Italiener und Franzosen als Factoren arbeiten. Sie hat bereits mehre wissenschaftliche Werke geliefert. Seit 1829 erscheint hier eine Zeitung in türkischer und arabischer Sprache: „Ereignisse von Kahira", die wöchentlich zwei Mal ausgegeben wird und außer politischen, meist französischen Blättern entlehnten Nachrichten, örtliche Anzeigen, Tagsbefehle der Commandanten der verschiedenen Militairdivisionen und andere amtliche Bekanntmachungrn enthält. Ueber jedem Blatte steht als Andeutung des neuen Tages, der dem alten Nillande leuchten soll, eine Pyramide, hinter welcher die Sonne aufgeht. 1793 ward Cairo von den Franzosen unter Bonaparte erobert. Eine Viertelmeile südlich von Cairo liegt Alt-Cairo oder Fostat, ein sehr verfallener Ort, meist von Kopten bewohnt, und unweit desselben das Kloster des h. Georg, wo der Patriarch von Alexandrien gewöhnlich residirt. Fostat gegenüber liegt im Nil die Insel Rodda oder Rauda, an deren südlichem Ende sich der Mekias oder Nilmesser befindet, eine weiße Marmorsäule, an welcher das Steigen des Wassers beobachtet und von da aus dem Volke verkündigt wird. Ein großes Fest von mehren Tagen ist es für Cairo, wenn endlich der Nil die erwartete Höhe erreicht hat und das Zeichen zum Durchstechen des Dammes gegeben wird, welcher bis dahin den Canal verschloß; die Ankunft des Wassers, welches der Stadt mehre Annehmlichkeiten verschafft, und überhaupt ein gesegnetes Jahr verspricht, wird mit lautem Jubel gefeiert. Die Gegend auf dem linken Nilufer, Alt-Cairo gegenüber, gehört zu den merkwürdigsten wegen der Denkmäler und Trümmer, die man hier findet. Bei dem kleinen Orte Gize, wo eine Salmiakfabrik ist, erheben sich die drei größten Pyramiden (s. d.), welche auf einem Vorsprunge des Gebirges stehen. Unter des trefflichen Mohammed Ali Regierung finden alle europaische Reisende, welche ihr Entdeckungseifer jetzt zahlreicher als je zu jenen Gräbern und Denkmälern einer untergegangenen Civilisation hinzieht, Schutz und Unterstützung.

Kaimakan, Verweser des Großveziers, wird von dem Sultan aus den Paschen von 3 Roßschweifen erwählt. Er ist der nächste nach dem Großvezier, jedoch Diesem, als sein Stellvertreter, durchaus verantwortlich, selbst wenn der Großvezier anwesend ist.

Kaiser kommt vom römischen Worte Caesar, das ursprünglich ein Eigennamen war, aber nachher den Beherrschern der römischen Monarchie beigelegt ward. Nachdem Theodosius sein Reich unter seine Söhne Arkadius und Honorius getheilt hatte, waren 2 Kaiser, der orientalische zu Konstantinopel und der occidentalische zu Rom. Dieses occidentalische Kaiserthum zerstörten die gegen das Ende des 5. Jahrh. in Italien eingefallenen fremden Völker, und es ward erst 800 wieder hergestellt, als Karl der Große in Rom als Kaiser ausgerufen wurde. Von ihm kam der Titel auf seine Nachfolger und ward nach einigen Versuchen italie-

nischer Fürsten, welche die Kaiserwürde zu behaupten trachteten, den Oberherren Deutschlands eigen. Diese heißen nach ihrer Wahl und Krönung in Deutschland eigentlich nur römische Könige, bis sie vom Papst zu Rom gekrönt und dann Kaiser genannt wurden. Als Maximilian I. durch die Venetianer an seinem Römerzuge gehindert ward, so nahm er 1503 den Titel eines erwählten römischen Kaisers an, und seitdem wurden die Oberhäupter Deutschlands nach ihrer Wahl bis zur deutschen Krönung römische Könige und nachher der römische Kaiser genannt. Die Krönung durch den Papst unterblieb seit Karl V., der sie zuletzt erhielt. Der römisch deutsche Kaiser ward von allen europäischen Monarchen als der vornehmste anerkannt; aber 1800 hörte diese Würde mit der Reichsverfassung auf, und Kaiser Franz II. entsagte ihr unaufgefordert. Rußlands Beherrscher nahm 1721 auch den kaiserlichen Titel an; aber seine Anerkennung ward von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt, daß Rußland sich anheischig mache, auf diesen Titel durchaus keine Ansprüche in Betreff irgend eines Vorrangs gründen zu wollen, wogegen Rußland nochmals wiederholt erklärte, daß es nur dem römischen Kaiser den Vorrang zugestehe. 1804 ward Napoleon Bonaparte, damals lebenslänglicher erster Consul der franz. Republik, zum Kaiser der Franzosen erklärt und allmälig von allen europäischen Mächten in dieser Würde anerkannt. 1805 nahm der Beherrscher der östreichischen Monarchie, Franz, die östreichische Kaiserwürde an. Das orientalische Kaiserthum dauerte bis in die Mitte des 15. Jahrh., da es von den Türken vernichtet ward, deren Monarchen man auch Kaiser nennt, ohne daß sie selbst weder den kaiserlichen Titel, noch den der Majestät führen; jener ist der Sr. Hoheit. Iturbide's Kaiserthum war eine ephemere Erscheinung; das jüngste Kaiserthum ist Brasilien. Auch heißen bei den Europäern die Beherrscher großer auswärtiger Reiche Kaiser, z. B. die von China, Japan, Persien, Anam, Fez und Marokko ꝛc.

Kaiserkrönung. Vor allen Krönungen, die stets und überall als eine der feierlichsten, aber auch wegen der dabei zu leistenden Regierungseide als eine der erhabensten Staatshandlungen betrachtet wurden, zeichnete sich die deutsche Kaiserkrönung aus. Regierende Fürsten und Könige erscheinen dabei als dienende Beamte; der Kaiser versprach ein gerechter Regent, seinem Volke nützlich, ein Beschirmer der Kirche, ein Vertheidiger des Reichs, ein Beschützer der Witwen und Waisen zu seyn, und erst, wenn das versammelte Volk auf die Frage: „Wollt ihr einem solchen Regierer und Fürsten Euch unterwerfen und ihm gehorchen?“ mit einem lauten Ja (fiat, fiat, fiat) geantwortet hatte, wurde die Salbung und Krönung verrichtet, wovon Göthe in seinem „Leben“ eine so lebendige Schilderung gibt. Ehedem erfolgte in Deutschland zu Frankfurt nur die Krönung als deutscher König, darauf zu Mailand die Aufsetzung der lombardischen Krone, eines eisernen, aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedeten Reifes mit Gold umgeben, endlich zu Rom vom Papste die römische Kaiserkrönung. Aber seit Maximilian I. sind die deutschen Kaiser nur in Deutschland gekrönt worden.

Kaiserslautern (Lautern), Stadt am Flusse Lauter, mit 4550 Einw., einem Gymnasium und Lehrseminar, in der ehemal. Kurpfalz, jetzt in Rheinbaiern auf dem Hardtgebirge. 1827 wurde hier ein Musikverein zur Beförderung der Tonkunst, insbesondere der Kirchenmusik, gegründet, und das erste Musikfest im Sept. gefeiert; seitdem folgten ähn-

liche Feste zu Neustadt, zu Zweibrücken u. a. a. O. Kaiserslautern ist in neuern Zeiten durch einige Gefechte berühmt geworden, die im Revolutionskriege in seiner Nähe vorfielen. Am 28. Nov. 1793 begann die wichtige Schlacht zwischen der preuß. Armee unter dem Herzoge von Braunschweig, und der franz. unter Hoche, welche 3 Tage dauerte. Die stärksten Positionen der erstern waren Kaiserslautern und Morlautern, und ihre Linie von Verschanzungen, auf den Höhen und Bergen, reichte von Trippstadt bis nach Schalodenbach. Vergebens versuchten die tapfern franz. Colonnen sie zu durchbrechen; sie mußten weichen, und Landau blieb unentsetzt. Am 20. Sept. schlug der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der franz. Armee und besetzte in Folge seines Sieges die Stadt.

Kaiserswerth, Stadt im Kreis und Reg.-Bez. Düsseldorf, preuß. Rheinprovinz, am rechten Rheinufer. Der Irländer Suibert, der mit mehren Gefährten nach Deutschland gezogen war, um das Christenthum auszubreiten, gründete hier 710 ein Kloster, das später in das Stift St-Swiberti verwandelt wurde. Nach und nach entstand die Stadt, welche von der ehemaligen Rheininsel, auf der das in seinen Trümmern noch sichtbare Schloß erbaut war, den Namen Werth (St.-Suiberts-Insel) erhielt. 778 wurde Stadt und Schloß von den Sachsen verwüstet; 1062 aus dem Schlosse der junge König Heinrich IV. vom kölnischen Erzbischof Hanno entführt, um die Regentschaft an sich zu reißen. Unter dem Kaiser Friedrich I. erhielt die Stadt, die inzwischen mit Mauern versehen worden war und die Gerechtigkeiten einer freien Reichsstadt erhalten hatte, den Namen Kaiserswerth. 1214 wurde sie von den Bergischen erstürmt; 1293 vom Kaiser Adolf an Kurköln verpfändet, von Albrecht I. wieder eingelöst und 1306 aufs Neue an Jülich verpfändet. Dieses gab sie 1368 an Kurpfalz als Afterpfand, das 1399 an Kleve und von diesem 1424 wieder an Kurköln kam. Nach langem Rechtsstreite löste der Kurfürst Karl Theodor 1768 das Pfand wieder ein und brachte die Stadt zum Herzogthum Jülich zurück. 1802 wurde sie dem Herzogthum Berg und mit diesem 1815 der preuß. Monarchie einverleibt. Kaiserswerth war stark befestigt. 1689 und 1702 mußte es, nachdem die Franzosen sich seiner bemächtigt hatten, harte Belagerungen erdulden. Im erstern J. ist es durch den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg nach einer 5tägig. Belagerung, und im letztern J. durch ein preuß.-holländ. Corps erobert und von diesem seine Festungswerke geschleift worden, 1758 aber von den Franzosen zum Theil wiederhergestellt. Schon am 30 Mai d. J. eroberte der Major Scheiter den Ort. Jetzt sind nur noch theilweise Mauern, Wälle und einige Werke vorhanden. Kaiserswerth hat eine kathol. und eine evangel. Kirche (in ersterer die prachtund kunstvollen Tumba der Gebeine des h. Suibert), Capucinerkloster, 190 Häuser, 1500 Einw., die sich mit Baumwoll- und Wollspinnen, Sammt- und Seidenweben, Tabacksfabrikation, Schifffahrt ꝛc. beschäftigen. Geburtsort des ausgezeichneten deutschen Dichters Friedr. Spee (st. 1635).

Kakerlaken, eine Art Schaben von dunkelbrauner und glänzender Farbe, mit hochrothen und gelblichen Flügeldecken, die sich nicht nur in den indischen Wäldern aufhalten, sondern auch bei uns einheimisch geworden sind. 2) Weiße Neger, s. Albinos.

Kakodämon, s. Agathodämon.

Kalamata, Flecken in Morea, mit einem Castell, am Meerbusen von Karon, vom 6. April 1821 an der erste Sitz der griechischen Regierung, bis zur Einnahme von Tripolizza. (S. Griechischer Freiheitskampf.)

Kaland nannte man im 13. Jahrh. eine Laien-Brüderschaft, die in mehren Gegenden Deutschlands sich bildete. Ihr Zweck war die Todtenfeier ihrer Mitglieder, Verwandten und Freunde mit größerm Pomp zu begehen; die Brüder gaben jeder ein bestimmtes Geld her, um den Todten feierlich zu bestatten, für ihn Seelenmessen lesen zu lassen und nach der Beerdigung ein Fastmahl zu halten. Sie versammelten sich am Ersten eines jeden Monats, woher sie wahrscheinlich ihren Namen nahmen; weil Calendae im Lateinischen den 1. des Monats heißt. Die Glieder dieser Brüderschaft hießen Kalandsbrüder; ihr standen Geistliche vor, welche Kalandsherren hießen. Weil sie später ihren Zweck aus den Augen verlor, und in eine Gesellschaft, bloß zum Schmausen und Trinken bestimmt, ausartete; so wurde sie aufgehoben.

Kaleidoskop, ein vom berühmten Chemiker Brewster in England erfundenes katoptrisches Instrument. Es stellt dem Auge stets wechselnde Farbenlagen dar, ist aber, den Nutzen betreffend, eine Spielerei, durch die noch kein Zeichner, Bildner oder Fabrikant oder die Wissenschaft bisher das Mindeste gewann. Sie kam daher in Europa bald aus der Mode, gewinnt aber unter den solche Spielereien liebenden Orientalen jetzt einen desto häufigeren Umlauf.

Kalender, Almanach, ist eine Tabelle, welche eine Eintheilung der Zeit, gewöhnlich für ein Jahr enthält, und zum Gebrauch im bürgerlichen Leben bestimmt wird. Kalender unterscheiden sich vom Almanach dadurch, daß, während der erstere nur die Zeittheilung aufnimmt, der letztere die muthmaßliche Witterung, Termine oder Fristen, Interessenrechnungen, genealogische Tabellen ꝛc. enthält. — Kalender kommt von Calendae, a calando, dem Tage der Volksversammlung, dem ersten jedes Monats, her. Bei Verfertigung des Kalenders muß man Tabellen von der Bewegung der Himmelskörper zur Hand haben; und zwar 1) die Sonnen- und Mondstände für jeden Tag im Jahre nach den astronomischen Tabellen bestimmen; 2) den Sonntagsbuchstaben auffinden, mit dessen Hülfe die übrigen Tage der Woche eingetheilt werden können; 3) das Osterfest berechnen, und darnach die übrigen beweglichen Feste bestimmen; 4) die unbeweglichen Feste und die Namen der Märtyrer und Heiligen der frühern christlichen Kirche hinzufügen; 5) die frühern Sonn- und Mondstände mit Auf- und Untergang der Himmelskörper, die Länge der Tage und Nächte und der Dämmerung, und die Aspecten der Planeten anzuzeigen; 6) endlich die vorzüglichsten Mondphasen oder Ansichten, den Eintritt der Sonne in die Sonnenstillstands- und Nachtgleichenpunkte, den Auf- und Niedergang der vorzüglichsten Gestirne bemerken. Ueber den Julianischen, Gregorianischen und verbesserten Kalender s. Chronologie. Die französische Republik führte auch zur Zeit der Revolution in Frankreich einen neuen Kalender ein. Zur Grenze, der Jahrrechnung nahm man die Herbstnachtgleiche des Jahrs 2792 an als den Tag, an welchem das Decret der neuen Republik bekannt gemacht war. Nach diesem bestand das Jahr aus 12 Monaten, jeder zu 30 Tagen; zur Ergänzung dessen wurden am Ende 5 und in den Schaltjahren 6 Tage angehangt. Die Wochen fielen ganz weg: jeder Monat

wurde in 3 Theile, jeder zu 10 Tagen, eingetheilt, sowie sich alle übrigen Eintheilungen auf das Decimalsystem gründeten. Die Monate wurden nach der Temperatur und Vegetation der Jahreszeiten benennt. Sie waren: (Herbst vom 22. September bis 22. Dezember) Vendémiarie (October), Brumaire (November) Frimaire (Dezember); (Winter vom 22. Dezember bis 22. März): Nivôse (Januar), Ventôse (Februar), Pluviôse (März); (Frühling vom 22. März bis 22. Junius); Germinal (April), Floréal (Mai), Prairial (Juni); (Sommer vom 22. Juni bis 22. September), Messidor (Juli), Thermidor (August), Fructidor (September). Dieses Kalenders bediente sich die Regierung in allen öffentlichen Angelegenheiten, bis ihn Napoleon 1805 aufhob und den gewöhnlichen wieder einführte. — Seitdem man anfing, den Kalender zum Volksunterricht oder zur Verbreitung angenehmer Notizen für gewisse Classen von Lesern zu benutzen, wurden sie immer vielseitiger, der eigentliche Kalender nur das Vehikel und die anfängliche Hauptsache, ja ein Luxusartikel der wohlhabendern gebildeten Welt.

Kalfatern heißt, die Ritzen der innern oder äußern Schiffsbekleidung mit Werg und Pech dergestalt verstopfen, daß sie kein Wasser in das Schiff lassen. Auch in den Schleusen bringt man diese Kalfaterung bisweilen an.

Kalif, Kalifat. Kalifen d. h. Stellvertreter, nannten sich Mohammeds Nachfolger in der Herrschaft über die Moslemin; Kalifat ist hiernach das Reich dieser Fürsten genannt worden, welches die Araber im 7. Jahrh. über einen großen Theil des Erdbodens ausbreiteten. Die früheste Geschichte der Araber ist sehr dunkel. Sagen und Ueberlieferungen geben ein sehr schwaches Licht; auch sind die Nachrichten der Byzantiner, sowie der frühern Hebräer, Griechen und Römer dürftig. Dieses Volk, dessen Land (s. Arabien) auf dreien Seiten durch das rothe Meer und dessen Busen, den arabischen und persischen, und auf der vierten durch das Sandmeer von der übrigen Welt geschieden war, lebte in seiner Abgeschlossenheit ein unabhängiges Nomadenleben, und nur einzelne Stämme kamen durch Handel, Krieg oder Raub mit den Völkern jenseits der Wüste in Berührung. An der Spitze dieser Stämme stand jedesmal der Aelteste oder der Würdigste eines vorherrschenden Geschlechtes, dem freiwilliger Gehorsam geleistet ward. Die Einheit des ganzen Volkes wurde durch Gemeinschaft des Namens, der Sprache, der Sitte, sowie der Herkunft begründet: denn alle Araber rühmen sich, von Joktan, Pelegs Bruder, und von Ismael, Abrahams Sohn, abzustammen. Geschützt durch Meer und Wüste, stark durch den Geist der Freiheit, erhielten die Araber Jahrtausende lang ihre Unabhängigkeit; weder die assyrischen und babylonischen, noch die ägyptischen und persischen Welteroberer vermochten sie zu bezwingen; das macedonische Joch beugte ihren Nacken nur kurze Zeit, und selbst die römischen Heere haben nie das ganze Land unterworfen. Es erhielt sich zwar das arabische Volk in seiner Absonderung; allein nach und nach siedelte sich eine nicht unbeträchtliche Menge von Ankömmlingen unter ihnen an. Schon zu Cyrus's Zeit suchten Sabäer, später aber Magier, Juden und Christen, vorzüglich die im römischen Ostreich als Ketzer verfolgten Monophysiten und Nestorianer in der arabischen Wüste eine Freistätte vor ihren Verfolgern, und fanden dort Aufnahme und Duldung. Die Fremdlinge blieben aber nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die religiösen Ideen der Ingebornen; und besonders berei-

teten diese die Idee eines höchsten Gottes, welche sie aus Zoroasters, Moses's und Christus's Lehren erhielten, zu der großen Umformung vor, die in der von der Vorsehung bestimmten Zeit mit ihnen vorgehen sollte. Der Mann aber, welcher von göttlichem Geiste durchdrungen, sein Volk aus der Finsterniß niederer Abgötterei zum Lichte hoher Ideen emporhob, der einer rohen und uneinigen Masse einen lebendigen Geist einhauchte, der sie zu den wunderwürdigsten Thaten begeisterte, war Mohammed aus dem edlen Stamme Koreisch, der in dem vor Alters heiligen Mekka herrschte. S. Mohammed. Mit Feuer und Schwert wurden die Völker gezwungen zum Glauben an Gott und seinen Propheten; schon Mohammed verbreitete die neue Lehre, den Islam, in kurzer Zeit in ganz Arabien und jenseits des Wüste bis nach Syrien und an den Eufrat. Nach Mohammeds Tode (632) machten auf die Nachfolge des Propheten Ali, sein Eidam, und Abubeker, sein Schwiegervater, Anspruch. Die Ränke von Ayescha, Abubekers Tochter, der schönsten von Mohammeds Frauen, auch wohl der Freiheitsgeist der Häupter, welcher die erblichen Ansprüche scheute, vor Allem aber der Eifer des Feldherrn Omar, welcher Ali und das ganze Haus Haschem haßte, entschieden für Abubeker (Jahr der Hegira 11, n. Chr. 632), der also der erste Kalif wurde. Er führte mit Kraft das Priester- und Herrscheramt. Siegreich unterdrückte er seine innern Feinde, und durch sein Ansehen befestigte er aufs Neue die Vereinigung der Stämme, die nach des Propheten Tode sich aufzulösen drohte. Auch wandte er mit Glück zu benachbarten Völkern die Waffen; ein unzählbares Heer freiwilliger Streiter, vom Koran zu wildem Muthe begeistert, überschwemmte die syrische Grenzprovinz im Osten des Jordan, welche die Römer Arabien nannten, gewannen unter Anführung des schrecklichen Kaled, des Schwertes Gottes, das starke Bosra durch Verrath, und griffen gleich darauf das herrliche Damaskus, den Stolz des hohen Syriens, an. Das mächtige Heer, das der byzantinische Kaiser Heraklius zur Rettung dieser Stadt und des ganzen Landes schickte, ward gänzlich geschlagen, und als Preis des glänzenden Sieges fiel Damaskus in die Hände der Gläubigen. Abubeker regierte nur 2 Jahre; sterbend empfahl er den Feldherrn Omar, als den Würdigsten, zum Nachfolger (634). Die Häupter ehrten seine Wahl, und Ali ward abermals übergangen. Unter ihm blühte die schönste Heldenzeit des Reiches; die Eroberung von Syrien und Palästina wurde vollendet; das von innen durch Thronstreitigkeiten erschütterte Perserreich zertrümmert und Aegypten durch den Feldherrn Amru (640) unterworfen. Omar war der erste, welcher Emir al Mumenin genannt wurde, d. h. Fürst der Gläubigen. 10 Jahre dauerte seine Herrschaft; seinem Vorfahrer war er gleich an Edelmuth, Enthaltsamkeit, Kraft und Demuth. 644 wurde er von einem rachsüchtigen Sklaven ermordet. Nach Omars Tode ernannte die Zeche, eine Wahlversammlung der vornehmsten Häupter und Freunde Mohammeds, den Othman, des Propheten Geheimschreiber, zum Kalifen, mit einiger Beschränkung der Macht. Othman war ein alter schwacher Mann, der nicht fähig war, die Herrschaft zu führen. Zwar gelangte die arab. Macht nach außen hin zu höherm Glanze; in Kleinasien, Armenien, Nubien drangen die Streiter des Islams vor, Cypern und Rhodus wurden erobert; aber im Innern des Reiches selbst tobten Stürme, die der schwache Kalif nicht zu beschwichtigen vermochte. Aus allen Stämmen des Volkes brachen Empörer auf gegen Medinah, belagerten, erstürmten die heilige

Stadt und tödteten den 82jährigen Kalifen (655). Die Bitten des Volkes und die Wahl der vornehmsten Häupter bewogen Ali, nach 23jähriger Verdrängung, den Kalifenthron zu besteigen, dessen ihn sein Edelsinn und sein hoher Heldenmuth würdig machten. Von einer zahlreichen Sekte der Mohammedaner, besonders in Persien, wird er für den ersten rechtmäßigen Kalifen gehalten, und ihm und seinem ihm nachfolgenden Sohne Hosein gleiche Verehrung, wie dem Propheten, gezollt. Seine Regierung war kurz und unglücklich und voll innerer Stürme, an Heldenthaten aber glänzend. Zuerst trat Ayescha, des Propheten Witwe, seine unversöhnliche Feindin, mit Telha und Zobeir, zweien mächtigen Häuptern verbündet, in Kampf gegen ihn auf; Ali siegte aber in einer großen Schlacht, tödtete die beiden Anführer und nahm Ayescha gefangen. Furchtbarer aber erhob sich gegen ihn der mächtige Maowijah, der Ommajahde, Statthalter von Syrien, in Verbindung mit seinem Freunde Amru, dem Eroberer von Aegypten. In der Ebene von Siffin stießen die beiden feindlichen Heere aufeinander und kämpften in blutiger Schlacht 110 Tage lang. 80.000 Gläubige bedeckten die Wahlstatt; Alis starker Arm erlegte allein 400 in einer Nacht. Dennoch gab die Schlacht keine Entscheidung und der innere Krieg wüthete unaufhaltsam fort; da faßten drei Charegiten den Entschluß, durch Ermordung der streitenden Häupter dem Volke die Eintracht wiederzugeben. Ali, Maowijah und Amru sollten fallen; mit vergifteten Dolchen zogen die drei Männer der Charegiten von dem Tempel zu Mekka aus; jedoch nur das Unternehmen auf Ali gelang. Hassan, Alis ältester Sohn, ward hierauf zum Kalifen ausgerufen; doch sein sanftes friedliches Gemüth haßte die Waffen, und dem Thron entsagend, zog er sich nach Medinah zurück, sein Leben der Frömmigkeit und dem Wohlthun zu widmen. Sein Weib aber, von Maowijah beredet, vergiftete ihn. Hierauf wurde Hosein, Hassans Bruder, stark wie der Vater und sanft wie der Bruder, von den Bessergesinnten zum Kalifen gewählt. Allein er vermochte nicht, sich gegen Maowijah zu behaupten, der zu Damaskus auf angemaßten Thron sich erhoben hatte, und in dem unrechtmäßigen Besitze durch die Anhänglichkeit von Syrien, Persien, Aegypten und vieler arabischen Stämme, die alten Haß gegen Haschems Geschlecht hegten, gesichert wurde. Die Familie Mohammeds wurde verdrängt, und mit Maowijah bemächtigte sich das Haus Omajahs der erblichen Herrschaft, die es unter manchen innern Unruhen 90 Jahre (bis 749) behauptete. Maowijah verlegte den Sitz des Kalifats von Medina in seine bisherige Statthalterschaft nach Damaskus. Nachdem er die innern Unruhen unterdrückt hatte, wandte er die Waffen nach Außen, und griff mit Nachdruck das byzantinische Kaiserreich an, das sich während des Kampfes der Ommajahden und Haschemiten erholt hatte. Seinen Sohn Jezid ließ er Kleinasien durchstreifen, bis nach Thrazien hinüberziehen und Konstantinopel selbst vom Meere aus 7 Jahre lang belagern; allein an den festen Mauern der Kaiserstadt brach sich der ungestüme Muth der Araber. Mit größerm Glücke aber führte sein Feldherr Obeidah den Krieg gegen die Türken in Khorasan; er schlug sie und drang selbst in Turkestan ein (673). Gemäß der Erbhuldigung, die Maowijah durch List und Gewalt von den Häuptern des Volkes erhalten hatte, bestieg nach seinem Tode (680) sein Sohn Jezid den Kalifenthron. Er war ein unwürdiger Nachfolger des Vaters. Bald nach seiner Thronbesteigung entstand in Iran

und besonders in Kufa eine geheime Verschwörung vieler Gläubigen, die eine fromme Treue für Alis Geschlecht in ihrem Herzen bewahrten, und den verdrängten Hosein aufforderten, am Eufrat als ihr Heerführer und als Kalif zu erscheinen. Hosein zog hierauf eilig mit einem kleinen Gefolge durch die Wüste, in der Hoffnung leichter Besitznahme des Reiches; allein die Verschwörung war schon durch Obeidollah, den Statthalter von Kufa, erstickt worden, und als Hosein die Gefilde von Kerbela betrat, sah er sich mit seinem schwachen Haufen plötzlich von einer bedeutenden Ueberzahl von Feinden angegriffen, und er und seine Freunde starben den Heldentod. Aber dadurch, daß der Kalife der gefangenen Schwestern und Kinder Hoseins schonte, ward das Geschlecht Alis und Fatimes erhalten, um in der Zukunft zu neuer Herrlichkeit aufzublühen. Nach Hoseins Tode ward Abdallah, Zobeirs tapferer Sohn, in Medina Kalif, und von Arabien und dem größeren Theile Persiens anerkannt. Jezid (st. 683) folgte sein Sohn Marowijah II., der aber schon nach einigen Monaten der Herrschaft freiwillig entsagte, weil er sich zu schwach fühlte, sie zu behaupten. Da er keinen Nachfolger ernannt hatte, so brach Anarchie ein. In Irak warf sich der Statthalter Obeidollah zum eigentlichen Herrscher auf; allein er wurde von seinen eigenen Unterthanen vertrieben, die sich dem Abdallah ebn Zobeir unterwarfen. In Damaskus aber erhob sich der Ommajahde Merwan I. zum Kalifen, der bald von ganz Syrien und Aegypten anerkannt wurde. Nach seinem Tode (634) bestieg sein Sohn Abdol-Melek den damascenischen Thron. Dieser bekämpfte mit Glück den mächtigen Abdallah und andere Parteihäupter, siegte über jenen in zweien Schlachten, bestürmte Mekka, wobei Abdallah getödtet wurde, und stellte so im J. 693 die ungetheilte Macht Ommajahs wieder her. Hierauf bekriegte er siegreich den griechischen Kaiser Justinian II., von dem er vor seiner Alleinherrschaft durch einen jährlichen Tribut von 50.000 Goldstücken den Frieden hatte erkaufen müssen. Unter seinem Sohne Al-Walid (705) stieg die arabische Macht auf den höchsten Gipfel. Seine Feldherren trugen ihre siegreichen Waffen in 3 Welttheile, und pflanzten Mohammeds Panier an den Ufern des Jaxartes und den Pyrenäen auf. Chorasmien und Turkestan im Osten, Galatien im Norden und Spanien (s. d.) im Westen wurden erobert. Al-Walid starb 714, den mächtigsten Thron auf der Erde seinem Bruder Soleiman, einem willkürlich handelnden Tyrannen, hinterlassend. Durch eine furchtbare Macht ließ er Konstantinopel zur See und zu Land 2 Jahre lang belagern; allein das griechische Feuer zerstörte zweimal seine Flotte, und sein Landheer erlag dem Hunger und den Seuchen. Soleiman starb 717, nachdem er vorher Omar II. zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Dieser war sanft von Gemüth, rechtlich und voll frommer Begeisterung. Da er die Rechtmäßigkeit seiner eigenen Herrschaft bezweifelte und Alis Nachkommen in hohen Ehren hielt, so vergifteten ihn die Ommajahden, als den Verräther an ihres Hauses Größe (719). Auf ihn folgten in 25 Jahren 6 Kalifen, die selbst und deren Regierungen so unwichtig sind, daß sie ganz übergangen werden können; nur der letzte von ihnen, Merwan (744), besaß Kraft und Muth, wodurch er aber das Verderben, das die Abbassiden über ihn brachten, nicht abzuwenden vermochte. Dieses Haus, von Al-Abbas, Mohammeds Oheim, den Namen führend, hatte sorgsam die Erinnerung an seine Geburtsrechte bewahrt, und durch Kühnheit und Klugheit sich zu solcher

Macht erhoben, daß es den Kampf um den von den Ommajahden angemaßten Thron mit dem herrschenden Kalifen beginnen konnte. Nachdem Ibrahim, zuerst gegen Merwan zum Kalifen ausgerufen, von diesem entthront und im Kerker ermordet worden, erhielt Abdallah Saffah Abulabbas den Eid der Treue. Merwan zog mit großer Macht gegen ihn; aber sein Heer erlitt eine blutige Niederlage, er floh an die Ufer des Nils, wurde jedoch ereilt, aber geschlagen und getödtet (750). Schreckliche Rache nahmen die Abbasiden an das Haus Ommajah; keiner wurde von ihrer Wuth verschont, der Ommajahden Blut floß in Strömen; Damaskus, vorher ihrer Herrlichkeit Sitz, wurde nun ihrer Vertilgung Schauplatz. Nur einer des zahlreichen Geschlechts entrann dem Verderben, Abdorrahman, der ins ferne Abendland entkam, wo es ihm durch Muth und Glück gelang, in Cordova (s. Spanien) sich einen unabhängigen Thron aufzurichten. Abul-Abbas erfreute sich jedoch des errungenen Thrones nicht lange; er starb schon 753 und hinterließ seinem Bruder Al-Mansur (d. h. der Sieghafte) die Herrschaft im Hauptreiche. Sein Oheim Abdallah machte ihm die Herrschaft streitig; doch besiegte er ihn glücklich. Dann trug er siegreich die Waffen in Armenien, Cilicien und Kappadocien. 764 erbaute er an dem östlichen Ufer des Tigris den neuen Sitz des Kalifats, Bagdad, dessen Mauern in kurzer Zeit durch den lockenden Glanz des Thrones und die Schönheit seiner Umgebungen eine unzählige Menschenmenge und die Schätze eines Königthums umschlossen. Der weise und tapfere Al-Mansur, der auch die Künste des Friedens liebte, starb 774 auf einer Wallfahrt nach Mekka. Ihm folgte sein Sohn Mahadi, ein edler Fürst; er bekämpfte glücklich den vorgeblichen Propheten Hakem, der die Chorasaner aufgewiegelt hatte. Unter seinem Nachfolger Hadi erneuerte Husein, Alis Enkel, die Ansprüche seines Hauses, jedoch vergeblich. Nach ihm bestieg sein Bruder Harun al Raschid (d. i. der Gerechte) den Kalifenthron. Er war der Enkel Al-Mansurs und der Sohn Al-Modis, von welchem er die Liebe zu den Wissenschaften erbte. Er zierte den Thron durch seine strenge Gerechtigkeit, seine hohen Gaben und sein glänzendes Glück. Er schloß 788 einen Waffenstillstand mit der byzantinischen Kaiserin Irene, welche sich zu einem Tribute verpflichten mußte. Sein Name ward vor Allen seines Geschlechtes von Zeitgenossen und Nachkommen hochgepriesen, und lebt noch immer fort in beliebten Volksgeschichten und Volksdichtungen. Sein von innen beruhigtes und durch Künste und Wissenschaften blühendes, und von außen weithin geehrtes und gefürchtetes Reich theilte er unter seine drei Söhne Mohammed al Amin, Ale-Mamum und Al-Motassem: sodaß der Aelteste die einigende Würde des Kalifen besitzen und dabei die unmittelbare Herrschaft über Irak, Arabien, Syrien, Aegypten und Afrika führen; die beiden jüngern aber unter dessen Botmäßigkeit die übrigen großen Länder des Reiches verwalten und ihm in dem Kalifate folgen sollten. Al-Amin, in allen Lüsten versunken, überließ die Regierung unwürdigen Günstlingen, und ließ sich durch seinen Vezier Fadhel verleiten, gegen Harun al Raschids letzten Willen, seinem Sohne die Nachfolge zu bestimmen, und den Motassem aus seinem Gebiete zu verdrängen. Bruderkrieg erhob sich; Al-Mamum, dem Persien, Turkestan, Chorassan und der ganze Osten zu Gebot standen, sandte seinen Feldherrn Fahel gegen Al-Amin; dieser wurde in einer entscheidenden Schlacht geschlagen, Bagdad, des Kalifen Sitz, eingenommen, und dieser selbst ge-

tödtet (813). Al-Mamum wurde nun zum Kalifen ausgerufen und regierte mit Kraft und Weisheit. Mit reger Thätigkeit bemühte er sich um die wissenschaftliche Bildung in seinem Reiche, und beförderte das Studium der Philosophie, Medicin, Naturgeschichte und der griechischen Literatur auf den hohen Schulen zu Bagdad, Bassora, Kufa und Kesch. Unter ihm erreichte die arabische Kultur den höchsten Standpunkt. Da er einem seiner Günstlinge, Namens Nizza, zu Liebe auf die Aliden die Nachfolge des Kalifates bringen wollte, empörten sich die Abbassiden gegen ihn, beruhigten sich aber wieder, als der Kalif nach dem Tode dieses Günstlings von seinem Vorhaben abstand. Nachdem das mächtige Kalifat zu Bagdad in Al-Mamum den letzten würdigen Herrscher gehabt hatte, erlitt es die wichtigsten Veränderungen. Wie alle große Despotien, so konnte auch das über zwei Welttheile ausgebreitete arabische Reich nur durch die einende Kraft eines gewaltigen Herrschers zusammen gehalten werden. Sobald dieser ein Schwächling war, mußten die Statthalter in den entfernten Provinzen dieses so wenig verbundenen Reiches immer mächtiger, allmälig unabhängig werden. Dazu wurde das Band der Religion, das alle moslemische Völker unter dem Kalifen, dem Stellvertreter des Propheten und Oberhaupte der Gläubigen, vereinigen sollte, durch die bald entstandenen Sekten und Spaltungen immer schlaffer. Schon unter Al-Mansur, der die Aliden grausam verfolgte, glückte es einem entflohenen Fatimiten, Edris, im äußersten Westen der afrikanischen Provinzen sich einen unabhängigen Thron aufzurichten, auf welchem er über ganz Mauretanien herrschte (782). Nicht viel später stiftete unter Harun al Raschid in Kairoan der Statthalter Ibrahim, Aglabs Sohn, ein selbständiges Reich, welches das ehemalige carthagische Gebiet umfaßte, und seinen Hauptsitz in Tunis erhielt (805). Von hier sind die Eroberer Siciliens gekommen, das zwei Jahrh. lang im Besitze dieser afrikanischen Araber geblieben, bis es denselben 1035 von den Normännern entrissen wurde. Unter dem Kalifen Al-Mamum erhob sich in Chorasan die unabhängige Herrschaft der Thaheriden, deren Stammvater Thaher von Mamum selbst die erbliche Gewalt erhalten hatte. Al-Mamums Nachfolger, Al-Motassem, Haruns dritter Sohn, ein kriegerischer und despotischer Herrscher, umgab zuerst seinen Thron mit einer starken Leibwache von türkischen Sklaven, meist Kriegsgefangene, die die Araber in ihren vielen Fehden mit den Steppenvölkern am Orus und Jaxartes gewonnen hatten. Unter seinen Nachfolgern zeigten diese bald die frechen Anmaßungen römischer Prätorianer, und erhoben und stürzten Kalifen. Al-Motassem, zuletzt aus Gram über seines Leibarztes Tod wahnsinnig geworden, starb 842 nach einer 9jähr. Regierung. Ihm folgte sein Sohn Al-Whatek Billah, durch Wollust aller Thatkraft beraubt, der schon 4 Jahre nach seiner Thronbesteigung (846) an Nervenschwäche dahin starb. Einen Erbfolgestreit zwischen seinem jüngern Bruder Dehafar Al-Motawackel und seinem Sohne Mothadi entschied schon damals die türkische Leibwache für jenen, den Unwürdigern. Bald aber wurden die türkischen Häupter mit diesem grausamen und willkürlichen Herrscher unzufrieden, und unterstützten seinen eigenen Sohn Montasser in dessen Anschlag auf des Vaters Leben (861). Sie riefen diesen darauf zum Kalifen aus; Montasser aber vermochte sich der durch die empörendsten Schandthat errungenen Herrschaft nicht zu erfreuen, und starb bald, vom Fluche des Vatermörders verfolgt (862). Hierauf wurden Mostain Billah, ein En-

kel des Kalifen Motassem und Motaz Billah, zweiter Sohn Motowakkel, von verschiedenen Parteien zu Kalifen ausgerufen. Mostain, im Schutze der türkischen Leibwache, behauptete sich bis 866 gegen seinen Gegner Motaz, der ihn, nebst seinem Bruder Muwiad morden ließ und sich gegen den Willen der Türken auf den Kalifenthron schwang. Vergebens suchte er sich gegen jene durch nordafrikanische und ägyptische Söldlinge zu behaupten; er unterlag ihrem Hasse und wurde von ihnen 869 ermordet. Gleiches Loos traf seinen von den Türken selbst gewählten Nachfolger Mothadi, Wahleks Sohn, schon nach Jahresfrist, als dieser treffliche Fürst ihre Kriegszucht verbessern wollte. Seit dieser Zeit nahte das Kalifat mit immer jäherem Falle seinem Untergange. Der Thron, vor den Launen und dem Uebermuthe roher Barbaren erzitternd und von ihnen zum Staube erniedrigt, verlor alle Ehrfurcht bei den Gläubigen; die Statthalter empörten sich immer häufiger, und leicht gelang es ihnen, die Völker von dem entwürdigten Throne loszureißen, und sich zur Selbständigkeit zu erheben. Zwar behauptete Mothadis Nachfolger, Motamed Billah, Motawakkels dritter Sohn, die Kalifenwürde 22 Jahre, und sein kluger und tapferer Bruder Mowaffek schlug einige Empörer durch das Glück der Waffen nieder; jedoch nur in kurzen Unterbrechungen vermochte eine starke und geschickte Hand das Sinken des Kalifats aufzuhalten. In allen Theilen des Reiches entstanden neue Dynastien, von Statthaltern, gemeinen Abenteuern oder glücklichen Kriegshäuptern gestiftet, die eine Zeitlang die Oberhoheit des Kalifen scheinbar anerkannten, in der That aber selbständig waren. Die Zerrüttung des Reiches stieg noch höher durch kirchliche Spaltungen und den erblichen Hader zwischen den Häuser Ali und Abbas. In mehr als 70 Sekten hatten sich die Gläubigen Mohammeds schon getrennt. Unter diesen erhob sich keine gewaltiger, als die der Karmathier, welche zu Ende der Regierung Motameds entstand, und sich gegen dessen Nachfolger Mothadad Billah, Mowaffeks Sohn, in furchtbarer Empörung aufwarf (892). Diese Sekte wurde von Ebn Othman al Karmath gestiftet, welcher 891 in der Gegend von Kufa auftrat, den Apostel des Hauses Mohammeds, den Stellvertreter Johannes des Täufers und des Erzengels Gabriel, den Herold des Messias, den heiligen Geist und das Wort des Heils sich nennend. Das Recht der Abbassiden auf den Kalifenthron ward verworfen; Abu Said Hassan, nach ihm sein Sohn Said, dann dessen Bruder Abu Thaher führten die wildbegeisterten Scharen zum Siege. Basra und Kufa wurden erobert (525), die Söldner des Kalifen niedergeworfen, Mekka geplündert und der zitternde Kalif selbst zum Tribute genöthigt. Sie haben vor allen den Verfall des Kalifats verursacht. Indeß verschwand ihre Furchtbarkeit bald, als die durch Religionsschwärmerei erhitzten Gemüther erkaltet waren; und schon Mothadads Nachfolger Moktafi Billah (902) bekämpfte sie siegreich. Unter dessen Bruder Moktadar Billah (909) erhob sich in Afrika Mahadi Obeidollah, der sich für einen Abkömmling Alis und Fatimens ausgab, und stürzte die beiden Herrscherhäuser der Edrisiden in Fes und der Aglabiden in Tunis. Seine Nachkommen, vorzugsweise die Fatimiten genannt, gelangten zu hoher Macht, und behaupteten als Abkömmlinge vom Propheten, auf ihrem Throne zu Kahira in Aegypten die einzig rechtmäßigen Kalifen zu seyn. Nicht lange darnach erhoben sich Ali, Hassan u. Ahmed, die Söhne des Fischers Bujah Ebn Shetha, zu Herren von Persien und stifteten die Dynastie der

Buiden. In dem schon seit Al-Mamum unabhängigen Chorasan, in welchem den Thaheriden nach 50jähr. Besitze der Herrschaft die Soffariden gefolgt waren, wurden diese durch die Samariden verdrängt, die 892 durch Nahr und Jsmael, Samans Urenkel, in Mawaralnahr d. h. dem Lande zwischen dem Orus und Jaxartes gestiftet, ihre Macht auf den Trümmern der Soffaridischen Herrschaft bauten. Moktadars Nachfolger im Kalifate war Kaher Billah, Mothadads dritter Sohn, den die Türken wegen seiner Grausamkeit vom Throne stürzten und ins Elend schickten (934). Unter seinem Bruder Al Rhadi ging dem Kalifate alle weltliche Gewalt verloren, da dieser die Würde eines Emir al Omrah (Befehlshaber der Befehlshaber) einführte, und diesem die höchste Macht in bürgerlichen und Kriegssachen verlieh. Seit dieser Zeit war der Kalife bloß Imam d. h. Oberpriester; die weltliche Herrschaft besaß ausschließend der Emir al Omrah. Der erste, der diese Würde bekleidete, war Rayek; bald aber entriß sie ihm der Türke Jakan. Ahmed Moez ed Daula aus dem persischen Herrscherhaus der Buiden brachte das Emirat erblich an sein Geschlecht (945 unter dem Kalifen Mostakhi Billah). Die Kalifen erhielten nun ein bestimmtes Gehalt; die Buiden als oberste Emirs herrschten ohne Beschränkung. Die Buiden blieben bis in das 11. Jahrh. in dieser Macht; da veranlaßte innere Zwietracht den Sturz dieses Hauses. Der Kalif Abdallah Kaim Beamrillah rief gegen den Uebermuth seines buidischen Emirs die seldjukischen Türken unter Togrulbeg zu Hülfe; dieser schlug den Feldherrn des Malek al Rahim und endete die Herrschaft der Buiden (1059). Jetzt besaßen die Seldjuken die oberste Gewalt im Reiche, bis auch sie durch innere Spaltungen geschwächt wurden, und der Kalif auf kurze Zeit wieder einige Macht erlangte. Jedoch da der Kalif Ahmed Naser al Eddin Allah den Kurden Selaheddin, nachdem derselbe den Thron der Fatemiten bestiegen, zum Emir al Omrah ernannte, so wurde das alte Verhältniß wieder erneuert (1179). Die Kalifen waren so schwach geworden, und hatten sich so an Unselbständigkeit gewöhnt, daß sie nicht einmal den Untergang von Saladins Haus benutzten, um sich ihre freie Herrschaft wieder zu erringen. Bald darauf wurde der Thron von Bagdad von dem Andrange der mongolischen Macht umgestürzt. Nasir Eddin, vom Kalifen Mostasem beleidigt, rief zur Rache die Mongolen herbei, die ihre gewaltige Herrschaft schon auf den Trümmern der herrlichsten Reiche Asiens erhoben hatten. Vom Hulagu, einem Enkel Dschingis-Chans, angeführt, zogen die wilden Scharen gegen Bagdad, erstürmten die heilige Stadt, plünderten sie 40 Tage lang und tödteten 200.000 Menschen. Unter Rosses Hufen ward der Herrscher der Gläubigen zertreten, Mostassem Billah, der 56. Nachfolger des Propheten. Ein solches Ende nahm die Abbasidische Herrschaft im 1258. J. unserer Zeitrechnung, im 656. der Hedschra. Nur Mostasers Neffe Ahmed Mostanser entrann dem Verderben und floh nach Aegypten, wo ihn der Sultan Bibars I. als Kalifen anerkannte (1263). Auch trugen noch 18 seiner Nachkommen die heilige Würde, bis sie 1517 an die osmanischen Eroberer überging. — Wir müssen nun noch die Hauptverzweigungen der Kalifate, und die Schicksale jener Reiche andeuten, welche aus demselben hervorgingen. Die Fatimiten in Aegypten, nachdem sie die Aglabiden und Edrisiden gestürzt, und ihre Herrschaft weit verbreitet hatten, fielen wie die Abbasiden in die Gewalt ihrer Vezire; später wurde ihr Thron eine Beute türkischer Kriegsknechte. Mäch-

tiger erhoben sich in Afrika die Morabethen, welche ein aus Berbern und Arabern vermischtes Geschlecht, auf die Stimme des Propheten Abdollah aus den die Wüste begrenzenden Ländern hervorgegangen, die Schrecken ihrer Waffen bis an die mittelländische und atlantische Küste trugen. Der Sitz ihres Reiches ward Marokko; ihr Anführer Jussuf zog über die Meerenge nach Spanien, welche die Herrschaft der durch Theilung in viele kleine Reiche schon sehr geschwächten Ommajahden in Spanien stürzte. Der Morabethen gewaltiges Reich zertrümmerten die Mowaheddin, die sich aber später gegen die neu entstandenen Dynastien in den verschiedenen Theilen des Reiches auch nicht behaupten konnten. In Asien waren die Soffariden, Samaniden, Dilemien und Buiden die mächtigsten Fürstenhäuser, die aber alle dem gewaltigen Andrange der türkischen Horden nicht Widerstand leisten konnten. Schon 859 hatte der Türke Achmed, Tulons Sohn, in Aegypten die Tulunidische Herrschaft gegründet, die aber nur kurze Zeit währte. Die größern und dauerndern Reiche wurden in Asien von den Türken errichtet. In Chorasan erhob sich 999 die furchtbare Macht der Gazneviden, die sich über alle Länder vom kaspischen Meer bis zur Mündung des Indus, vom Jarartes bis in die Nähe des Tigris erstreckte. Sie wurde aber schon 1038 unter dem Sultan Massond an dem blutigen Schlachttag bei Zendecan durch Togrul-Bege, Seldjuks Enkel, geendigt. Bald warf dieser auch der Buiden Thron in Trümmer und brachte den größten Theil Persiens unter seinen Scepter. Als ihn der Kalif Kajem gegen seine Dränger zu Hülfe rief, wurde der Seldjuke sogar als Emir al Omrah Herrscher über Bagdad, und begründete der Türken Herrschaft über alle Muselmänner. Der Schrecken der Turkomannen verbreitete sich schon bis nach Konstantinopel. Sein Nachfolger Alp Arslan (1063) schlug und fing den byzantinischen Kaiser Romanus Diogenes, und erhöhte Glanz und Ansehen der seldjukischen Herrschaft. Nachdem diese unter dem Sultan Malek-Schah das Zenith ihrer Größe erreicht hatte, zerfiel sie nach und nach, besonders wegen innerer Spaltungen, und wurde endlich 1195 durch die Chowaresmiden fast gänzlich vernichtet, sodaß von dem seldjukischen Reiche nur noch das Reich Ikonium übrig blieb (s. Osmanisches Reich). In schnellen Fortschritten verbreitete dieses Fürstenhaus seine Macht weit über Asien hin; ebenso schnell wurde es aber auch gestürzt durch die Horden der Mongolen (1231). Unter den türkischen Fürsten, die sich in andern Ländern zu unabhängiger Gewalt aufschwangen, sind besonders die Atabeken (Pflegväter der Fürsten) in Abherbeidschan, in Fars, Laristan und Syrien merkwürdig. Mit denen von Laristan und Syrien, durch Emad Eddin Zanghi (1121) gestiftet, hatten hauptsächlich die Kreuzfahrer zu kämpfen. Zanghis Sohn, Nurreddin Mahmud, auf dem Throne zu Aleppo weithin gebietend, sandte Schirkuah, den Kurden, zur Schlichtung des Haders zwischen den Bewerbern um die Vezierwürde des fatemitischen Kalifen, nach Aegypten. Dieser erhob sich selbst zum Vezier, und vererbte seine Würde auf Selaheddin seinen Neffen, den Sohn Ayubs. Selaheddin schwang sich nach dem Tode Aded-Dedin-Allahs, auf den Thron der Fatemiten, und unterwarf Aegypten wieder dem Kalifen zu Bagdad. Nach Nurreddins Tode riß er sich von den Atabeken los, und eroberte Syrien und das südliche Arabien, erklärte sich zum Beschützer der heiligen Städte Mekka und Medina, unterwarf sich in Afrika Tunis und Tripolis, und stürzte den

christlichen Thron in Jerusalem. Unter seinen Nachfolgern, die Ayubiten genannt, zerfiel schnell Selaheddins Reich in Trümmer. Eine aus Komanischen Jünglingen bestehende Leibwache, die Mamelucken genannt, warfen den letzten Sultan Moaddan, als er mit Ludwig IX. von Frankreich einen billigen Frieden schloß, vom Thron (1250), und erhoben auf denselben ihren Anführer Ibegh.

Kalkar (Calcar), Stadt in der Nähe des Rheins im Kreise Kleve des Reg.-Bez. Düsseldorf (preuß. Rheinprovinz), in der ersten Hälfte des 13 Jahrh. gegründet, ehemals eine Festung, deren Werke seit 1645 geschleift sind; hat eine kathol. und eine evangelische Pfarrkirche, schönes Rathhaus, 300 Häuser, 1900 Einw., welche Tuch-, Flanell-, Strumpf- und Hutfabrikation, Brauerei, Lohgerberei, Pottaschbrennerei und Handel mit Holz und Steinkohlen treiben. In der kathol. Pfarrkirche zum heil. Nicolaus befinden sich schöne Gemälde von Joh. von Kalkar, Barthol. Bruyn u. A.

Kalkar (Jan von), einer der ausgezeichnetsten niederländ. Maler, war zu Ende des 15. Jahrh. zu Kalkar unweit Kleve geboren. Von seiner frühesten Geschichte schweigen seine Biographien. In der Schule des berühmten Johann van Eyk bildete er sich zu einem großen Maler. Eyk's und Tizian's Meisterstücke waren seine Muster. In seinem 36. Jahre ließ er sich in Venedig nieder. Kein Künstler hat es in der Nachahmung des Tizian so weit gebracht als Kalkar; denn das geübteste Kennerauge unterscheidet kaum die Werke dieser beiden Meister. Die ehemal. Boisserée'sche, nun königl. baier. Gemäldesammlung besitzt noch von Kalkar eine für die Kunst vollendete Mater dolorosa. Rubens war ein so großer Verehrer der Kalkar'schen Gemälde, daß er auf allen seinen Reisen ein kleines Gemälde, die Hirten bei der Krippe, von diesem Meister bei sich führte. Das Licht strömt hier, wie in Correggio's Nacht, von dem Kinde aus. Kaiser Ferdinand III. kaufte es. Jetzt ist es zu Wien in der Gallerie von Belvedere. Kalkar's Zeichnungen mit Feder und Kreide sind für die Kunst ebenso merkwürdig wie seine Gemälde. Er starb in der schönsten Blüthe seines Lebens zu Neapel 1546. Seine Gemälde sind selten; doch besitzt die Gallerie zu Wien, außer dem angeführten Gemälde, noch 2 Portraits von ihm. Es ist erwiesen, daß die herrlichen anatomischen Figuren in dem Werke des Vesalius, die man irrig dem Tizian beigelegt hat, von Kalkar herrühren.

Kalkerde findet sich nicht bloß in Mineralien, sondern auch im Thier- und Gewächsreiche. Feuer macht alle Kalkerde mürbe. Aller Naturkalk ist mit fremden Stoffen, besonders Säuren gemischt. Reiner Kalk löset sich in allen Säuren auf. Kalksteine sind mehr oder weniger fest; die feinste und festeste Art ist der Marmor (s. d.). Durch das Brennen des Kalks wird er seines brennbaren Stoffs beraubt, folglich gereinigt. Die beste Art ihn zu brennen geschieht vermittelst der Kalköfen. Gelöscht wird der gebrannte Kalk durch die Verbindung mit Wasser, indem letzteres seinen Wärmestoff auffliegen läßt und der Rest sich mit der Kalkerde verbindet und mit Sand gemischt Steinhärte erlangt. Ungelöschter Kalk ist der gebrannte, aber mit Wasser noch nicht erhitzte Kalk. Mit Säure aufgelöst, bildet der Kalk ein Mittelsalz; daher findet man in der Nähe reicher Kalkadern in moorigen Wiesen so häufig Salzquellen. Man unterscheidet den fetten, magern und den hydraulischen Kalk oder Mörtel. Der erstere ist der schlechteste; es dauert lange, ehe er selbst an der Luft

trocknet, an feuchten Orten und unter dem Wasser trocknet er nie; er wird aber viel gebraucht, indem er viel Wasser und Sand annimmt. Besser ist der magere Kalk, welcher an der Luft sogleich trocken wird. Der hydraulische Kalk endlich trocknet an feuchten Orten und unter dem Wasser, und kann ohne irgend eine Vermengung angewendet werden. Eine Abänderung des dichten Kalksteins ist der lithographische Stein, welcher zur Lithographie angewendet wird und besonders schön zu Solenhofen im Baierischen vorkommt. S. Kreide und Mergel.

Kalkreuth (Friedrich Adolf, Graf von), Feldmarschall im preuß. Dienste, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens ꝛc., war 1737 zu Eisleben geboren. Seinen Vater verlor er in der Jugend, und seine Vormünder ließen ihn zuerst in dem Seminar der mährischen Brüder und darauf in einer franz. pädagogischen Anstalt zu Berlin erziehen. 1751 trat er ins Militair. Im 7jährigen Kriege war er Adjutant bei dem Prinzen Heinrich und zeichnete sich vortheilhaft aus. Seine militairischen Verdienste machten ihn zum General und zur Belohnung erhob ihn der König in den Grafenstand. Mit nicht wenigerm Muthe und nicht geringern Geschicklichkeit diente er im Kriege gegen die Franzosen. 1793 belagerte er Mainz und nahm den 22. Juli die Festung durch Capitulation ein. Am 23. Mai 1794 schlug er ein franz. Corps, das gegen Pirmasens vordrang, gänzlich in die Flucht und half so den Sieg bei Kaiserslautern erringen. Hierauf nahm er den Franzosen Zweibrücken und Saarlouis ab; vermochte aber nicht Trier zu entsetzen, obgleich er den Oestreichern zu Hülfe eilte. Die östreich. Feldherren legten Trier's Verlust den Preußen zur Last. Kalkreuth rechtfertigte sich und sie öffentlich. 1795 erhielt er den Oberbefehl der pommerschen Truppen und ward 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig und General-Inspector der Cavallerie. An der Schlacht von Jena und Auerstädt nahm er keinen unmittelbaren Antheil, indem seine Truppenabtheilung den Nachzug mitbildete. Mit seinem 12.000 Mann starken Truppencorps begleitete er den König über Magdeburg nach der Oder; nachdem er vorher den 15. Oct. einen Waffenstillstand Napoleon angetragen hatte, welchen dieser aber verwarf. 1807 befehligte Kalkreuth an Manstein's Stelle die Besatzung zu Danzig, welches der Marschall Lefebvre belagerte. Mit Muth und Einsicht vertheidigte sich Kalkreuth bis zum Aeußersten und übergab erst, als er sich unmöglich mehr halten konnte, die Festung auf eine ehrenvolle Capitulation. Mit Berthier schloß er am 23. Jun. 1807 den Waffenstillstand zu Tilsit und in Verbindung mit Goltz den Frieden mit Talleyrand am 9. Juli. 1810 ward er Gouverneur von Berlin und brachte die Glückwünsche seines Hofes Napoleon zu seiner Vermählung mit Maria Luise. Im Befreiungskriege war er Gouverneur von Breslau und übernahm 1814 das Gouvernement von Berlin wieder, wo er 1818 den 10. Juni starb. Kalkreuth besaß große militairische Talente, ein tiefes Pflichtgefühl und einen edlen Biedersinn; mit welchen Eigenschaften er seinem Vaterlande und dem preuß. Regentenhause in den verhängnißvollen Jahren bedeutende Dienste leistete. Von seinem Sohne, dem Grafen Friedrich v. Kalkreuth, einem Dichter und Musenfreunde, haben wir die Herausgabe von Denkwürdigkeiten zu erwarten, die der Feldmarschall hinterlassen hat.

Kalligraphie, s. Schönschreibekunst.

Kallimachus, von Cyrene in Libyen, blühte unter der Regierung

des Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 250 v. Chr. Aus einem vornehmen Geschlechte entsprossen, legte er sich früh auf die Erlernung der damals beliebten Wissenschaften. Kein Dichter des Alterthums hat so wie er, den Ruhm des Genies mit dem Ruhme ausgebreiteter Kenntnisse und mechanischer Fertigkeiten verbunden. Zu Alexandrien, damals dem vorzüglichsten Sitze der Gelehrsamkeit, eröffnete er eine Schule der schönen und humanistischen Wissenschaften. Sein Vortrag fand bald Beifall, und mehre Gelehrte, wie Eratosthenes, Apollonius Rhodius, Aristophanes von Byzanz und Andere, bildeten sich in seiner Schule. Ptolemäus Philadelphus räumte ihm eine Stelle im Museum ein, wo er, wie die übrigen Gelehrte, vom König Gehalt bekam. In dieser bequemen Lage schrieb er seine meisten Werke, deren Zahl beträchtlich gewesen. Nicht nur beim Ptolemäus Philadelphus, sondern auch beim Evergetes stand er bis an sein Ende in großen Gnaden. Wir haben, außer einigen Bruchstücken, nur 72 Sinngedichte und 6 Hymnen von ihm übrig. Sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice hat sich in Catull's lateinischer Uebersetzung erhalten. In dem Zeitalter, worin sich Kallimachus bildete, war der wahre Geschmack sehr in Verfall gekommen. Die Dichter verfehlten damals das Edle und Große, das den ältern griech. Gedichten die Krone der Unsterblichkeit aufsetzte. Diesen Geist erkennt man in den meisten Gedichten des Kallimachus. Dem Geschmack seiner Zeit gemäß, betrifft ein großer Theil seiner Gedichte Gegenstände der dunkelsten Mythologie, Geschichte und Geographie; in seinen Hymnen findet man, statt eines mit Ehrfurcht gegen die Götter erfüllten Herzens, nur ein mit Gelehrsamkeit überfülltes Gedächtniß. Vergebens sucht man in seinen Hymnen jenen Ton feierlicher Andacht, jenes tiefe Gefühl von der Größe und Würde der Götter. Sein Bestreben nach Begeisterung erzeugt sehr oft ein falsches Pathos, womit er den Mangel innigen Gefühls verbergen zu können glaubte. Kallimachus hatte nicht sowohl seine Einbildungskraft, als vielmehr nur sein Gedächtniß mit den Schönheiten des Alterthums genährt. Fast allen Fabeln in seinen Hymnen fehlt es an poetischer Kraft. Minder dürftig zeigt sich seine Einbildungskraft, wo er Gegenstände aus seinem eigenen Gesichtskreise behandelt. Kallimachus zeigt auch seine Gelehrsamkeit im Gebrauche seltener und veralteter Wörter. Dieser ist aber nur da erlaubt, wo eine unaussprechliche, dem prosaischen Ausdrucke angemessene Fülle von Ideen das Gemüth des Dichters belebt und ihn gleichsam zwingt, in dem Schatze der veralteten Sprache nach viel bedeutenden Wörtern zu forschen. Von seinen Epigrammen gehören die meisten zu den besten der griech. Dichter. Die Dichter aus dem Zeitalter Augusts rühmen seine für uns verloren gegangenen Elegien, welche sich Properz zum Muster nahm. Die beste Ausgabe des Kallimachus ist von J. A. Ernesti (Leyden 1761, 2 Bde.), in welcher sich, wie in der Ausgabe von Grävius (Utrecht 1697, 2 Bde.), auch Spanheim's gelehrter Commentar befindet. Man verbinde damit „Elegiarum fragmenta" von Valckenaer (Leyden 1799), deutsch von Ahlwardt (Berlin 1794), von Schwenk (Bonn 1821).

Kalliope, Tochter des Jupiter und der Mnemosyne, eine der 9 Musen, die älteste oder vielmehr die vortrefflichste unter ihren Schwestern und die Göttin des Heldengedichtes. Ihr jungfräuliches Bild erkennt man an einem zusammengerollten Pergamente, das sie gewöhnlich in den Händen hält.

Kallipygos, s. Venus.

Kalliſto, eine Nymphe der Diana, Tochter des arkadiſchen Königs Lykaon. Jupiter liebte ſie, daher ſie von der eiferſüchtigen Juno in eine Bärin verwandelt, von jenem aber unter die Sterne verſetzt wurde, wo ſie noch als großer Bär glänzt.

Kalmäuſer, Andächtler, Kopfhänger. Peter Damiani hatte den Einſiedlern von Camaldoli auf den Apenninen eine ſtrengere Disciplin gegeben, wodurch dieſer Orden in den Ruf beſonderer Heiligkeit kam. Wie dieſe Heiligkeit ſelbſt, artete in der Folge auch das, der deutſchen Volksſprache minder geläufige, Wort Camaldulenſer in Kalmäuſer aus.

Kalmücken (Oelot, Eluths, Eluthen), der merkwürdigſte Zweig des mongoliſchen Völkerſtammes. Sie ſelbſt behaupten, ihre älteſten Wohnſitze zwiſchen dem Koko-Noor (blauen See) und Tibet gehabt zu haben. Lange vor Dſchingis-Khan ſoll dieſes Volk gegen Weſten bis nach Kleinaſien einen Heereszug gethan und ſich dort und um den Kaukaſus verloren, der Ueberreſt aber, welcher in der großen Tatarei zurückgeblieben war, von ſeinen tatariſchen Nachbarn den Namen Khalimik (Abtrünnige) erhalten haben. In der That nennen ſich die Kalmücken noch heutzutage Khalimik, obgleich Oelot, welches Daſſelbe bedeutet, noch immer ihre eigenthümliche Benennung iſt. Sie theilen ſich, wenigſtens ſeit der Zerrüttung des mongoliſchen Reichs, in vier Hauptzweige, die ſich Khoſchot, Derbet, Soongar und Torgot nennen. Die Kalmücken überhaupt tragen das ganze Gepräge ihrer Nation, die gedrungene mehr unterſetzte als hohe Geſtalt, bewegliche und ſtarke Glieder, die nach der Naſe geneigten Augen, die ſchmalen ſchwarzen und flachgewölbten Brauen, die ſtumpfe oben eingedrückte Naſe, die vortretenden Backenknochen und die Kugelform des Kopfes, die abſteigenden großen Ohren, weißen Zähne und den geringen Bart. Ihr Naturleben erhält ihnen die außerordentliche Schärfe der Sinnwerkzeuge, mit denen ſie das geringſte Geräuſch auf der Steppe vernehmen, wo um das Ohr eines civiliſirten Europäers Alles in Todesſtille ruht, den geringſten Geruch verſpüren und in weite Fernen hinausſehen, nimmt aber den Männern die beim weiblichen Geſchlecht gegen die ſchwarzen Haare faſt blendend abſtechende Weiße der Haut. Ausnehmende Schönheit des weiblichen Geſchlechts iſt unter ihnen nichts ſo Seltenes. Es finden ſich in Tangut, ihrem, wie ſie meinen, urſprünglichen Wohnſitz, alle vier Stämme unter einander gemiſcht, die Khoſchoten, Derbeten, Torgoten und Soongaren. Doch machen die Khoſchoten die Mehrzahl aus. Der Kalmücke, ſo ſchildern ihn Augenzeugen, iſt ſorglos, leichtſinnig und munter. Er iſt aufgeweckt, neugierig, geſellig, gaſtfrei und dienſtfertig, ſchläft wenig und wird nach Umſtänden ſogar unermüdet in der Arbeit. Dagegen nennt man ihn mit Recht leichtſinnig, argwöhniſch, nicht ausdauernd muthig, unreinlich und trunkliebend. Natürlicher Verſtand, leichte Auffaſſungsgabe und gutes Gedächtniß, neben entſchiedener Abneigung gegen die Gebundenheit der Civiliſation ſind es, die ſeinen Eintritt in die Reihe geſitteter Völker erleichtern und hindern würden. Sein natürlich heftiges bis zur Grauſamkeit reizbares Temperament mäßigt ſeine Anhänglichkeit an die milde Moral des Buddhismus. Gaſtfreiheit und Redlichkeit gegen die Gäſte, aber auch Räubereien gegen die Fremden, gegen nicht befreundete Stämme, Widerwillen gegen das Betteln und Gier nach Geſchenken, Verſchwie-

genheit und Unterthanentreue sind die ferneren Züge des Nationalbildes der Kalmücken. Die Nahrung des Nomaden der Khoschotei ist natürlich vorherrschend animalisch und besteht aus Fleisch, nicht nur von gefallenen Pferden, Rindvieh, Schafen, Kameelen (welche nur Reiche haben), sondern auch von mancherlei Wild, aus Milch, besondern von Stuten, die man sauer werden läßt (Tschigan heißt dieses ganz gewöhnliche Getränke), damit sie etwas Berauschendes erhält, Milchbranntwein von verschiedener Stärke (Dang, Arst, Khorza), sauerem Käse (Schurmyk), Butter (Tossun), einigen Kräutern und knolligen Wurzeln. Mäßigkeit und Reinlichkeit sind auch bei ihren Mahlzeiten ihnen nicht nachzurühmen. Taback und Thee mit Salz und Butter gebrauchen Männer und Weiber viel. Die Kleidung der Kalmücken ist wie alle ihre Gewohnheiten dem ganzen Volke gemein. Die Männer tragen ein bis an die Kniee reichendes, vorn zugeknöpftes Unterkleid (Beschmet), von Baumwolle oder Seide mit einem Gürtel und darüber ein weites, mit engen Aermeln, wie das erste, versehenes Oberkleid (Kabtschik) von Tuch oder Baumwolle, dessen Kragen bis in die Mitte des Leibs herabgeht, lederne oder leinene u. a. Beinkleider und Halbstiefeln. Arme kleiden sich in einen Pelz auf dem bloßen Leib. Im Winter hüllt man sich in Pelze von Schafen, Lämmern, Füchsen, Pferdefüllen, Ziegen; auf Reisen gebraucht man Mäntel. Die Farbe der Kleider ist gelb, roth, blau, grau. Die Frauenkleider sind ungefähr dieselben, nur ohne den vorne offenen Kragen, länger, aus besserem Stoff, zierlicher gearbeitet, dazu noch eine Ueberweste ohne Aermel, woran viel Pracht und Putz verschwendet wird. Die Mädchen tragen Mannskleider. Die Männer scheeren das Haupt, nur ein Büschel Haare in der Mitte des Kopfs bleibt stehen und wird in Zöpfe geflochten. Die Mädchen haben vom 12. Jahr an das Haar außer dem Hauptzopf in kleinen Flechten seitwärts vom Kopfe hängend, die Frauen zwei große Zöpfe. Die Mützen aus Tuch von gelber Farbe (Zeichen des Lamaismus) mit rothem Quast, sind klein und bedecken den Kopf wenig. Im Winter wird eine ähnliche aus Pelz mit Seitenlappen getragen. Andere von den Männern allein gebrauchte für den Sommer sind von Filz und haben dieselbe runde Form mit flachem Boden. Die Geistlichen (Lama's) haben eine eigene mit Pelz verbrämte. Als Schmuck gebrauchen Frauen zwei goldene Ohrringe, Mädchen nur Einen. Alle schminken sich. Die Wohnungen der Kalmücken sind bewegliche Hütten (Gärr) aus Gitterwerk mit Filz bedeckt, oben mit einer Oeffnung, in welcher Filzpolster und Kissen das wichtigste Geräthe sind. Ihre Waffen bestehen aus selbst verfertigten Lanzen, Bogen und Pfeilen, aus der höhern Bucharei erhalten sie Messer, Säbel, Feuergewehre. Die Vielweiberei ist ihnen nicht verboten, aber doch selten, denn die Zahl des männlichen Geschlechts überwiegt. Die Erziehung der Kinder bleibt meist der Natur überlassen, ihr Unterricht den Priestern. Die Aussteuer der Töchter und die Verlobungsgabe, welche der Vater dagegen erhält, sind gesetzlich bestimmt. Die Töchter heirathen vom 14. Jahr an. Sprache und Schrift der Kalmücken sind mongolisch, arm und erstere sehr alt, die abweichendste Mundart der Mongolen; sie gebrauchen zu Zauberformeln besondere Schriftzüge, die Quetkats, indischen Ursprungs. In ihrer Sprache haben sie eine geschichtliche und poetische Literatur und geschriebene Gesetze. Ihre Geschichte ist, wie die meisten asiatischen, mit religiösen Fabeln durchwebt; in ihren Dichtungen (lyrischen und epischen) klingt der düstere

Charakter des Landes und die seltsam großartige Weise des Orients. Sie sind klagend und erhaben. Ihre Barden (Otschangartschi) singen sie. Ihre Gesetzgebung, von 44 mongolischen ölötischen Fürsten sanctionirt, ist zugleich ein Spiegel ihrer Sitten. Ueberall spricht es sich aus, daß die Kalmücken unter sich fest zusammen halten und die Treue hoch schätzen. Die Belustigungen der Kalmücken bestehen in Wettrennen, Bogenschießen, Tänzen mit Musik (Lauten, Geigen, Hackbretten, Flöten und sogenannten Brummeisen, welche die Mädchen spielen), in Karten- und Schachspiel und in Trinkgelagen. Die Religion der Kalmücken ist die des Buddha, welcher sie fest anhängen. Sie stehen daher sehr unter dem Einfluß ihrer Hierarchie, der Lama's, Gällongs, Gädsülls u. s. w., treiben noch dazu viel Aberglauben mit Zauberern, Wahrsagern, Beschwörern, der im Lamaismus selbst gegründet ist. Nicht leicht unternehmen sie etwas ohne Mitwirkung von Zauberformeln. — Nach dieser allgemeinen Charakteristik der Kalmücken noch Einiges über die andern Hauptstämme. Seit 1759 hat sich ein Theil der Khoschoten-Kalmücken, etwa 18.900 Familien, an der Wolga niedergelassen und freiwillig die russische Oberherrschaft anerkannt. Die soongarischen Kalmücken machten bei der Zersplitterung des mongol. Reichs mit den Derbeten nur einen Stamm aus, der sich späterhin unter zwei uneinigen Brüdern aus ihrer Fürstenfamilie theilte. Diese Horde machte sich im 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. einen großen Theil der übrigen kalmückischen Stämme, besonders die Khoschot, Derbet und Choit, unterwürfig und führte mit den Mongolen sowohl als mit dem chinesischen Reiche blutige Kriege, welche sich mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerstreuung endigten. Sie galt für die tapferste, reichste und mächtigste Horde. Die derbetischen Kalmücken, welche ihre Weideplätze anfänglich in der Gegend des Koko-Noor hatten, zogen von da wegen der mongol. Unruhen gegen den Irtisch, und theilten sich in zwei Haufen. Einer derselben vereinigte sich mit den Soongaren, und ward mit diesen am Ende aufgelöst; der andere ließ sich am Ural, Don und an der Wolga nieder, und ein großer Theil derselben vereinigte sich daselbst mit den Torgoten, trennte sich aber nachmals wieder von denselben. Die torgischen (wolgaischen) Kalmücken scheinen sich später als die übrigen kalmückischen Zweige zu einer besondern Horde gebildet zu haben. Gleich anfangs trennten sie sich von den unruhigen Soongaren und ließen sich an der Wolga nieder, weßhalb sie von den Russen, denen sie sich bereits 1616 unterwarfen, die wolgaischen Kalmücken genannt werden. Als aber der Druck der russischen Regierung eine Unzufriedenheit unter ihnen erregt hatte, zogen sie 1770 in die Soongarei zurück und begaben sich unter die für Nomaden milde Regierung China's, die geringere Abgaben als Rußland verlangte und weniger Militair- und Postdienste fordert. Alle diese verschiedenen Stämme standen ehemals oder stehen noch jetzt unter ihren eigene Khans, die der Regierung, unter welcher die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan sind. Eine Colonie christlicher Kalmücken hat sich in der russischen Statthalterschaft Ufa in festen Wohnsitzen zum Ackerbau gewandt. Ihr Hauptort ist Skawropoli. Noch ist in eben der Statthalterschaft eine kleine Colonie mohammedanischer Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proselyten, welche die Kirgisen gemacht und unter sich aufgenommen haben, entstanden ist. Ueberhaupt ist die russische Regierung sehr beflissen, die Nomaden allmälig nach Europa und im westlichen Asien zu

festen Sitzen zu bewegen, wogegen sie dann lange, nur mäßige Dienste und Abgaben leisteten, und erst von dieser Zeit fängt die eigentliche Unterwerfung der Einzelnen an.

Kälte, der Mangel an Wärme, ein negativer Zustand, der überall unser Gefühl berührt, wo kein freier Wärmestoff aus den nahen Gegenständen in unsern Körper einströmen kann, sondern jene ihn aus diesem wegnehmen. Der Begriff ist also relativ, und es läßt sich der Kälte keine positive Ursache unterlegen. Alle Körper verschlucken freie Wärme und erkälten die Umgebungen, wenn sie aus einem festen Zustande in einen flüssigen übergehen; Salze zeigen diese Erscheinung bei ihrer Auflösung in Wasser im hohen Grade. Eine ungleich heftigere Kälte geben Mischungen aus Eis und Salzen, oder aus Säuren und Salzen. Die Salze müssen frisch krystallisirt und nebst dem Eise fein gepulvert seyn, die Mischung selbst wird in dünnen Gefäßen vorgenommen, die gerade so groß sind, daß die Mischung sie anfüllt, und ihre Vereinigung muß gleichförmig und schnell geschehen. Werden genaue Resultate verlangt, so müssen Gefäße, Flüssigkeit und Salz vorher einerlei Temperatur haben. — Die stärksten beobachteten Grade der natürlichen Kälte in unsern Ländern erstrecken sich nicht weit unter den Nullpunkt des Fahrenheit'schen Thermometers (fast — 15° nach Reaumur); in dem durch seine Strenge bekannten Winter 1740 war der tiefste Stand des Fahrenheit'schen Thermometers zu Wittenberg — 10°. Weit stärkere Grade der Kälte wurden von Reisenden in nördlichern Ländern, z. B. in Sibirien, beobachtet. Die künstlichen Mittel zur Kälteerzeugung vermögen sogar ein Gefrieren des Queckſilbers und andre überraschende Erscheinungen hervorzubringen. (Vgl. Eis, künstliches.) Neue Beobachtungen und Untersuchungen enthalten Pictet's „Versuche über das Feuer“ (aus d. Franz., Tübingen 1790) und Leslie's „Account of experiments depending on the relat. of air to heat and moisture“ (Edinb. 1813). Kastner stellt seine Ansicht in der von ihm besorgten 6. Aufl. v. Gren's „Naturlehre“ (Halle 1820) dar.

Kalydon, eine uralte Stadt Aetoliens, berühmt durch den König Oeneus, den kalydonischen Eber, die Deianira und den Hercules. Als Oeneus, so erzählt die Mythe, einst allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber Dianen vergessen hatte, sandte diese aus Rache einen furchtbaren Eber, der die Fluren und Gärten verwüstete. Um dieses Ungeheuer zu erlegen, berief Meleager, des Oeneus Sohn, die tapfersten Helden Griechenlands, den Theseus, Jason, Nestor u. A. Keiner konnte ihn tödten, und mehre kamen um. Endlich traf ihn Meleager, daß der Wurfspieß im Rücken stecken blieb, und verwundete ihn mit dem Fangeisen, worauf die Uebrigen ihn völlig erlegten. (Vgl. Meleager.)

Kalypso, nach Hesiod eine Tochter des Okeanos und der Thetys, nach Homer aber eine Tochter des Atlas. Sie wohnte tief draußen im Meere, auf einer waldigen Insel, welche die Dichtersage Ogygia nennt, und lebte einsam, geschieden von Göttern und Menschen, in einer geräumigen Felsgrotte, die ein grünender Hain umschattete und ein Weinstock voll reifer Trauben umrankte. Auch ergossen vier Quellen ihr krystallhelles Wasser neben einander, und ihre Wohnung war so lieblich, daß wohl ein Unsterblicher ihres Anblickes sich erfreut hätte. Odysseus, der an ihre Insel verschlagen ward, weilte sieben Jahre bei ihr und theilte ihr Lager; sie wollte ihm Unsterblichkeit gewähren, wenn er sich entschlösse,

auf immer bei ihr zu bleiben; aber die Sehnsucht nach seinem Vaterlande und nach seiner Gemahlin überwand den Reiz der göttlichen Nymphe und selbst den eines unsterblichen Lebens. Auf Befehl des Zeus mußte sie ihn endlich entlassen, der den Merkur zu ihr herabsandte. Dieser fand sie sitzen am Heerde, auf welchem eine Flamme von duftendem Holze emporloderte; sie sang und wirkte ein Gewebe mit goldener Spule. Nachdem sie den Merkur mit Nektar und Ambrosia bewirthet, klagte sie über den Neid der Olympier, die einer andern Gottheit die Liebe zu einem Sterblichen mißgönnten. Sie trieb darauf den Odysseus an, ein Schiff zu bauen, und versah ihn bei seiner Abfahrt mit allen möglichen Bedürfnissen. Kalypso, die zwei Söhne, Nausinoos und Nausithoos, von ihm geboren hatte, soll darüber vor Gram und Trauer gestorben seyn. Vielfach ist dieser Stoff bearbeitet worden, neuerlich auch in einer Oper dieses Namens, mit Musik von Winter.

Kambyses, des Cyrus und der Kassandana Sohn, der zweite persische König. Cyrus, der 529 v. Chr. starb, hatte sein Reich unter seine beiden Söhne Kambyses und Smerdis getheilt, doch so, daß der jüngere vom ältern abhängig seyn sollte. Kambyses verband mit dem unternehmenden Geiste seines Vaters eine wilde und grausame Gemüthsart, die ihn zu einem drückenden Despoten und blutdürstigen Tyrannen machte. Gleich nach seiner Thronbesteigung unternahm er einen Zug nach Aegypten, von dessen König Amasis er sich beleidigt glaubte. Bei Pelusium fand er das Heer der Aegypter unter Anführung des Königs Psammenit, dessen Vater Amasis kurz vorher gestorben war, schlug es, rückte vor Memphis, eroberte die Stadt und nahm den König und seine Familie gefangen. Von da zog er nach Sais, wo er den Entschluß faßte, Aethiopien, dessen große Reichthümer ihn lockten, anzugreifen und seinem großen Perserreich einzuverleiben. Von Theben aus sendete er 50.000 Mann ab, und schickte sie zu den Ammoniern in die Wüste, dieses Volk zu unterjochen und den Orakeltempel des Jupiter in Brand zu stecken. Aber diese Unglücklichen fanden alle in der Wüste ihren Tod, sie wurden entweder ein Raub der giftigen Winde oder der erbitterten Feinde. Das Hauptheer, an dessen Spitze Kambyses selbst gegen Aethiopien aufgebrochen war, wurde schon nach einigen Tagereisen durch Hunger zum Rückzuge genöthigt. Er kehrte nach Memphis zurück. Hier ließ er seinen Mißmuth über diese mißlungene Unternehmung an den Aegyptern aus, die er gerade in der größten Freude antraf, und in der Feier eines Festes zu Ehren des wiederaufgefundenen Apis begriffen fand. Er stach dem Apis mit höhnischem Lachen den Dolch in den Leib, ließ die Priester geißeln und unter das Volk mit gezucktem Säbel einhauen. Durch starkes Weintrinken ward die natürliche Wildheit seines Charakters noch mehr erhöht und artete in tigerartige Grausamkeiten aus. Er ließ viele der vornehmsten Perser ohne alle Ursache auf die schrecklichste Art tödten. Wegen eines beunruhigenden Traumes ließ er seinen Bruder Smerdis durch heimlich abgesandte Meuchelmörder umbringen. Sein Gefühl ward gegen Alles verhärtet; er schaltete und waltete mit den heiligen und natürlichen Gesetzen willkürlich und ohne alle Scheu. Zwei seiner Schwestern nahm er in den Harem auf und tödtete bald darauf eine derselben, die nicht fern mehr von ihrer Entbindung war, im Zorn durch einen heftigen Fußtritt, weil sie über den Tod ihres Bruders Smerdis geweint hatte. Solche empörende Handlungen machten ihm die Gemüther ab-

wendig. Dieses suchte sich ein Magier zu Nutze zu machen, erregte einen Aufruhr und bemächtigte sich unter dem Namen des Smerdis, dessen Tod noch gänzlich unbekannt war, des Thrones. Kambyses, der noch in Aegypten war, entschloß sich gleich nach Susa aufzubrechen, um den Aufruhr des Verwegenen zu dämpfen. Aber es war ihm nicht beschieden seine Residenz wiederzusehen. Als er sich in der syrischen Stadt Ekbatana auf sein Pferd schwingen wollte, fuhr ihm durch ein Versehen die Spitze seines Schwertes in die Hüfte und verwundete ihn tödtlich. Er starb (522 v. Chr.) mit der Bitte an seine Freunde, doch ja nicht die Herrschaft wieder an die Meder gelangen zu lassen, und Jeden als einen Betrüger anzusehen, der sich für Smerdis ausgeben würde, da dieser schon längst todt wäre.

Kameel, Kamehl, auch Dromedar, ein bekanntes vierfüßiges, haariges Lastthier mit kleinem Kopfe, langem und dünnem Halse, besonders durch den Höcker oder Buckel auf dem Rücken ausgezeichnet, die Füße und Brust voller Schwielen. Es kann auf Reisen 9—10 Tage ohne Wasser leben. Es wittert aber auch das Wasser in einer Entfernung von einer halben franz. Meile und trinkt dann außerordentlich viel. Außer seinen 4 Mägen, die alle wiederkäuende Thiere besitzen, hat es noch einen Wasserbehälter, worin es das Wasser unvermischt mit andern Flüssigkeiten des Körpers aufbewahren kann. Aus diesem Behälter ist es durch Zusammenziehung gewisser Muskeln fähig, das Wasser in seinen Schlund und Magen zu bringen, um das trockene Futter einzuweichen. Die Milch und das Fleisch der Kameele wird genossen. Die kostbaren Zeuche von Kameelgarn werden nicht aus den Haaren des Kameels, sondern aus den langen seidenartigen Haaren der angorischen Ziege, oder des Kämmelthiers, verfertigt. Das Kameel oder Dromedar und das zweihöckerigte Trampelthier scheint zwar in der ersten Art in Arabien oder Afrika seine eigentliche Heimath zu haben und findet sich in Aegypten, auf der ganzen Nordküste Afrikas (Berberei), an den Gestaden des Senegal, Gambia, Niger, in Abyssinien und Guinea, im Innern des Welttheils; in der zweiten Art ist es wohl ursprünglich in der großen Bucharei zu Hause; beide verbreiten sich aber jetzt durch die ganze europäische und asiatische Türkei, in die Krim, ja bis 55° nördl. Br. zu den Kirgisen und Baschkiren, in die Soongarei, Mongolei, zu den Mantschu-Tataren, in Asien (außer Arabien) jedoch nicht südlicher als 28° in China und Indien. Auf der vorderen indischen Halbinsel lebt es nicht. Seine äußersten Grenzen sind 60° bis 15° nördl. Br. In Amerika ist es ganz fremd. Es scheint für die sandigen Hochländer geschaffen, wo es auch die wichtigsten Dienste leistet. Es ist eins der nutzbarsten Thiere für die Araber, die es das Schiff der Wüste nennen, welche es, besonders bei Karavanen, zum Reiten ebensowie zum Lasttragen gebrauchen und welche ihren größten Reichthum in die Anzahl derselben setzen. Sie tragen 12—15 Entr. Last und legen 15—20 Meilen des Tages zurück. Beim Auf- und Abladen der Lasten kniet das Thier auf Befehl seines Herrn nieder. — Schon seit Jahrhunderten befindet sich in dem Großherzogthum Toscana, nahe bei Pisa, an der Küste des mittelländischen Meeres, ein zu dem Landgute San Rossore gehörendes Kameelgestüt, welches freilich mehr eine örtliche Merkwürdigkeit ausmacht, als daß es bedeutenden Nutzen gewährte. Ein Großprior des Johanniterordens, von Geburt ein Pisaner, soll diese Thiergattung zu den Zeiten

der Kreuzzüge daselbst eingeführt haben, und die Zahl der gesammten, an der Meeresküste frei herumgehenden Kameele sich auf zweihundert belaufen. Man bedient sich ihrer zu verschiedenen Arbeiten, welche der Landhaushalt des Guts San Rossore erfordert. Außerdem werden auch alle auf europäischen Messen und Jahrmärkten zur Schau herumgeführte Kameele hier zu dem mäßigen Preise von 36 bis 40 Thlr. eingekauft. S. „Br. über Ital. a. d. Franz. des Hrn. Lullin v. Chateauvieux, v. H. Hirzel“ (Lpz. 1821). Außerdem heißt auch Kameel (Schiffsheber, Wasserschiff) bei der Schifffahrt eine zu Amsterdam 1668 erfundene Maschine, durch welche Kriegs- oder andere schwere Schiffe in die Höhe gehoben und über Untiefen weggebracht werden, welche aber h. z. T. nicht sehr in Gebrauch ist. — Endlich heißt auch eine Ankertau oder dickes Tau Kameel.

Kamenz, Flecken im preußischen Regierungsbezirke Reichenbach, Kreis Frankenstein, an der Neiße. Die daselbst 1094 erbaute reiche Cistercienserabtei gl. N. wurde 1207 eine Augustinerpropstei, kam 1249 in den Besitz der Cistercienser, und zählte von 1249 bis zu ihrer Aufhebung 53 Aebte. Der merkwürdigste Abt war Tobias Stusche, der Friedrichs des Großen Huld auf eine bis vor Kurzem noch unerklärliche Weise besaß. Nach einer von einem kamenzer Geistlichen handschriftlich in latein. Sprache hinterlassenen Geschichte ließ der Abt einst, während des Kriegs 1741 (?) plötzlich des Abends zu einer ungewöhnlichen Stunde alle Mönche durch die Glocke ins Chor rufen. Hier erschien der Abt mit einem Fremden, Beide im Chorkleide. Es wurde Complet und Metten gehalten, was sonst nie der Fall war. Kaum hatten die Mönche zu beten angefangen, so entstand im Kloster ein großer Lärm. Oestreichische Truppen waren von Wartha her angekommen, und zeigten sich auch im Kloster und selbst in der Kirche. Sie hatten den König Friedrich von Preußen im Kloster gesucht, aber nur seinen Adjutanten gefunden und gefangen fortgeführt. So rettete der Abt Preußens König und die Monarchie. Friedrich der Große deutet darauf hin in der „Hist. de mon tems“, I. ch. 3. Das Kloster Kamenz, welches 31 Stiftsgüter besaß, ward aufgelöst nach dem Edicte vom 30. Oct. 1811. Dreißig Dörfer kaufte die jetzige Königin der Niederlande. Das schöne Schloß brannte 1817 ab. (Vgl. „Kurze Gesch. der ehemal. Cisterc.-Abtei Kamenz in Schlesien, von einem Mitgl. derselben, Gregor Frömrich“, mit 2 Facsimiles Friedrichs d. Großen, Glatz 1818). — Kamenz, eine alte wendische Sechsstadt der Oberlausitz, mit einer wendisch-evangel., einer wendisch-kathol. und 3 deutschen Kirchen, gehört zum bautzner Hauptkreise, im Königreich Sachsen, liegt an der schwarzen Elster, hat 3500 Einw., ein Lyceum mit einer ansehnlichen Bibliothek, eine Bürgerschule, Strumpf-, Tuch- und Leinwandfabriken und ist Lessing's Geburtsort, 1729. Die in Kamenz durch milde Beiträge 1824 gegründete Armen-Heil- und Verpflegungsanstalt, „Lessing's Andenken geweiht“, oder „Barmherzigkeitsstift“ genannt, wurde den 3. Jan. 1826 eröffnet. (S. Böhnisch's „Beschreibung der Stadt Kamenz“, 1825.)

Kammer, von Herodot's kamara, d. i. bedecktem Wagen, bedeutete bei Otfried und Notker ein gewölbtes Gemach, dessen Aufseher schon am Hofe Dagobert's Camerarius hieß. Auch die Staatscasse der Fürsten ward im 10. Jahrh. Camera genannt; daher schreibt man Cameralwissenschaften (s. d.). Kammer heißt noch jetzt 1) eine Finanzbe-

hörde entweder bloß der Renten der Civilliste und Chatoulle, oder aller Staatseinkünfte. Bisweilen übt diese Behörde auch die Polizeiinspection. 2) Kämmerei heißt die Finanzverwaltung von Gemeinden oder Körperschaften. 3) Kammergericht, vormals die höchste Justizbehörde des preuß. Staats, heißt jetzt das „Obergericht im Regierungsbezirk von Potsdam“. 4) Reichskammergericht zu Wetzlar, das 1806 mit dem deutschen Reichskörper erloschene, 1495 vom Kaiser Maximilian I. gestiftete Reichsgericht. 5) Die Versammlungen der Repräsentanten in den constitutionnellen Staaten.

Kammermusik nennt man jetzt noch solche Tonstücke, welche für die Concerte großer Herren und ihre Capellen eigends geschrieben und componirt werden, oder auch solche, die aus Opern oder andern größern Werken genommen und so arrangirt und instrumentirt werden, daß sie sich zur Aufführung in Sälen, Assembleen und Privatconcerten eignen. Der ganze Unterschied, der heutzutage zwischen dieser Art Musik und der übrigen Opern- und Concertmusik stattfindet, besteht darin, daß erstere gewissermaßen der verjüngte Maßstab der letztern ist, wie ein feines niedliches Miniaturgemälde, zu dem man die besten und schönsten Farben wählt. Als die Oper in Deutschland noch in ihrer Kindheit und wenig oder gar nicht bekannt war, hatten fast alle Fürsten ihre Kammermusik, welche aus der Quintessenz ihrer Hofcapelle bestand und die Stelle der frühern Minnesänger und sogenannten Kunstpfeifer vertrat; nachdem aber die Einführung der Singspiele allgemein wurde, ist Kammermusik im Grunde nur noch ein leerer Titel, ein Auszug der Theater- und Concertmusik, von deren Styl sie sich in nichts unterscheidet. Indessen ist es gewiß, daß die Kammermusik sehr viel zur Vervollkommnung der deutschen Oper beigetragen und sie auf den Standpunkt gebracht hat, auf dem sie jetzt steht. Concerte für einzelne Instrumente, als Violine, Violoncello, Flöte, Clarinet, Horn ꝛc., welche keine zu starke Begleitung, aber angenehme und liebliche Melodien haben, sowie Cavatinen, beliebte Arien, Duetten, Terzetten, mehrstimmige Gesänge ohne Begleitung, Quartetten für Instrumente, Theile von Opernfinalen und dergleichen Tonstücke, sind es, die man jetzt noch für Kammermusik wählt. — Kammermusiker, Kammersänger, sind diejenigen Tonkünstler und Sänger, welche sich durch ihre Talente, Fertigkeit und Stimme so auszeichnen, daß sie dazu erwählt werden, in den Sälen und Assembleen der Fürsten und Herren stattfindende Concerte aufzuführen. Sie gehören aber gewöhnlich doch dem Orchester, dem Theater oder der Hofcapelle an, indessen ist mit diesem Titel meist eine Zulage verbunden, auch sind sie an manchen Orten patentirt. — Kammerton wird diejenige Stimmung genannt, welche, sozusagen, den Normalton für die Hofcapellen, Theater und Orchester angibt, und in dem die verschiedenen Instrumente gestimmt seyn müssen, um unter sich zu harmoniren und einen vollständigen Einklang hervorzubringen. Der Kammerton selbst aber ist nicht an allen Orten gleich hoch oder tief, sondern weicht mehr oder weniger von einander ab; die größte Abweichung beträgt 1½ Ton; so weicht die Stimmung, welche das Conservatorium zu Neapel hat, mit der des Conservatoriums zu Paris um beinahe einen ganzen Ton ab. Da fast alle Kirchen-Orgeln und besonders die ältern viel höher stimmen als der gewöhnliche Kammerton, so müssen bei der Kirchenmusik die Tonkünstler sich nach der Stimmung der Orgel richten und transponiren.

Kammern der Volksstände, s. Stände und Stände-Versammlungen.

Kämpfer (Engelb.), zu Lemgo 1651 geboren, ein berühmter Reisender, besuchte als Jüngling die Gymnasien zu Lüneburg, Hamburg, Lübeck, Danzig und Thorn, studirte weiter zu Königsberg und fand Gelegenheit mit einer schwedischen Gesandtschaft durch Rußland nach Persien zu reisen. 1685 sollte er nach Schweden zurückgehen. Weil aber eine holländische Flotte, die im persischen Meerbusen kreuzte, ihn als Schiffschirurgus mitnehmen wollte, reisete er nach Batavia und von da mit einem holländischen Gesandten über Siam nach Japan. Endlich kehrte er 1692 nach Europa zurück und wurde in seiner Vaterstadt Leibarzt der Grafen von der Lippe. Sobald er in Ruhe kam, wollte er die auf Reisen gemachten Beobachtungen in Ordnung bringen, gab auch 1712 „Amoenitates exoticas" heraus, aber Mehres drucken zu lassen, hinderten ihn Geschäfte oder andere Umstände. Der für jede Art von Kenntnissen so unermüdete Hans Sloane zu London erfuhr, daß Kämpfer eine Beschreibung von Japan ꝛc. hinterlassen habe, kaufte eine deutsche Handschrift derselben, und gab sie, durch Scheuchzern übersetzt, englisch (1727) heraus. Die aus dem Deutschen gemachte englische Uebersetzung wurde dann wieder ins Deutsche übertragen und dem du Halde angehängt, bis endlich eine deutsche Urschrift zu Lemgo entdeckt, von der verdienten Meier'schen Buchhandlung angekauft und von C. W. von Dohm in zwei Quartanten (1777—79) herausgegeben wurde. Kämpfer ist 1711 gestorben.

Kamtschatka. Dieses nordöstliche Ende der alten Welt bildet eine über 4000 QM. große Halbinsel (172—180 L.°, 51—61° N. Br.), die sich von der Ostküste Sibiriens aus, 180 deutsche Meilen lang und in der höchsten Breite von 50 M. südwärts in den Ocean bis an die kurilischen Inseln erstreckt. Das Land ward 1696 durch Mososko, der mit 16 Kosacken einen Zug dahin unternahm, genauer bekannt und 1697 der russ. Krone zinsbar. Es ist für den Pelzhandel und die Zufuhr von dem niederländ. Ostindien her gut gelegen, hat in der Awatschabai vortreffliche Häfen (vorzüglich Peterpaulshafen, mit Magazinen der russ.-amerik. Handelsgesellschaft), und ist durch sein Klima keineswegs des fast ganz vernachlässigten Anbaus unfähig. Bei zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, zu denen Krusenstern Vorschläge gethan hat, würden Handelsniederlassungen gut gedeihen. Besonders wäre nöthig, statt der Soldaten und Zuchtmeister eine Colonie von Ackerleuten hinzusenden, und Kamtschatka nicht, wie bisher, als ein Botanybai für Officiere von schlechter Aufführung anzusehen. Durch Kamtschatka zieht sich ein Gebirgszug, theils in geringer Höhe, theils stärker und entschiedener ansteigend, von unterirdischen Wirkungen zerrüttet, vulkanisches Land. Die heißen Spitzberge oder Kegel verkünden dieß gleich dem Auge. Noch brennend sind hier die Vulkane Tolbatschinsk, ein einzelner Kegel, Kamtschatskaja (nach Siniäwin's Entdeckungsreise [im J. 1828] 16.542 F. hoch), von kleinern Vulkanen umgeben, eine Vulkangruppe, deren Ausbrüche furchtbar sind, Wilnitschkaja, gleichfalls eine ganze Anzahl von Feuerbergen an der Ostküste, theils ausgebrannt, theils stets rauchend, Awatscha; Steinkohlen, Steinöl, Bimsstein u. a. vulkanische Erzeugnisse finden sich in Menge. Durch die Halbinsel rauschen auf beiden Küsten kleine Flüsse herab, ein größerer, der Kamtschatka, strömt von der höhe-

ren Südspitze nach NO. in den kamtschatkischen Busen; ins ochotskische Meer fällt fast in jeder kleinen Bai ein Flüßchen. Auch an heißen und mineralischen Quellen ist Kamtschatka nicht arm. Der Boden ist fruchtbar, das Kiesgestade von Ochotsk ausgenommen. Nicht Nadelhölzer, sondern strauchartige oder auch hochgewachsene Birken, Pappeln und Weiden machen dort das Gehölze, mannshohe Kräuter und Sträuche, besonders Spiräen, Koniceren von üppigem Grün, eine Menge trefflicher Beeren schmücken die Pflanzenwelt, von welcher mehr als 400 Arten bekannt sind. Es gibt schöne Wiesen. Gerste, Kartoffeln, Rüben, Kohl, Hanf, Meerrettig, Gurken werden meist nur von Russen erbaut. Das unentbehrlichste Hausthier ist dem Kamtschadalen der Hund, eine wolfähnliche Art. Als Zugthier werden sie castrirt und 4—8 vor einen kleinen Schlitten gespannt, der 16 Pfund schwer ist und einen Menschen trägt. Mit diesem legen sie jede Stunde fast eine deutsche Meile zurück. Dieses Gespann verlangt nur im Winter Futter; im Sommer läßt man die Hunde frei laufen, welche ihren Unterhalt durch die zahlreichen Fische finden, die Flüsse und Meer auswerfen. Zahme Rennthiere hält der Kamtschadale nicht, wiewohl es alle benachbarte Völker thun. Seit 1820 gibt es hier auch Schweine und Hühner. Die Jagd geht auf Pelzthiere, Rennthiere, Seeottern, Wallfische und Seehunde. Die Halbinsel enthält auch Kupfer- und Eisenwerke. Die Zahl der Einw. belauft sich jetzt auf 5200, worunter etwa 1500 Russen und Kosacken. Vor hundert Jahren war sie 20 bis 30 Mal so groß. Ursachen dieser Entvölkerung sind die mörderischen Kämpfe bei den zur Befreiung von russischer Herrschaft gemachten Versuchen, die verheerenden Kinderblattern, der unmenschliche Druck der Russen, die unnatürliche Gewohnheit der Kamtschadalinnen, die Leibesfrüchte abzutreiben, und die Unmäßigkeit im Branntwein. Die Kamtschadalen (sie selbst nennen sich Itelmen) bilden eine eigene Nation, deren physische Züge bestehen in dickem Kopf mit flachem Gesicht, kleinen, tiefen oft entzündeten Augen und schmalen Lippen, bei niederem Wuchse. Haar und Bart sind schwarz, aber spärlich. Das weibliche Geschlecht ist regelmäßiger und feiner gebaut, trägt kosackische Frauenkleidung, während die Männer meist noch in Hundepelze gehüllt sind. Als Wohnungen dienen kleine Sommerhütten (Balagan), die auf einer Säule über dem Boden stehen und auf Leitern bestiegen werden, außerdem eigentliche russ. Häuser. Jede Familie hat die ihrigen beisammen in einem Dorfe (Ostrog). Die Kamtschadalinnen sind mit der häuslichen Arbeit allein belastet. Nahrung zieht der träge Kamtschadale von Fischen, die ihm, besonders die Lachse, als Brot, der Thran als Wein dienen; Wurzeln, Beeren, einige Jagdbeute bieten sonst noch etwas dar. Nicht einmal zur Viehzucht will sich die kamtschadalische Trägheit und Genügsamkeit bequemen. In der Jagd sind sie gewandt. Der kamtschadalische sprüchwörtlich gewordene Schmutz wird kaum durch die dienstfertige Gastfreiheit und redliche Gutmüthigkeit erträglich gemacht. Sie sind von der gröbsten Sinnlichkeit; daher ihre Gefräßigkeit und ihre unkeuschen Tänze. Ihre Religion war und ist noch bei den Wenigen, die das Christenthum nicht angenommen haben, die schamanische. Aber auch die christlichen Kamtschadalen haben sich ihre Zauberer oder Schamanen nicht nehmen lassen. Indeß findet man bei ihnen auf uralte Sagen hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutka genannt, verehren

ihn aber nicht, weil die unzähligen schamanischen Fetische sie nicht dazu kommen lassen. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele, die sie jedem, auch dem unbedeutendsten Thierchen, zuschreiben. Sie schreiben den Thieren Sprache und Vernunft zu, und glauben, die Hunde erkundigten sich nach den Fremden, wenn sie dieselben anbellen. Auch von einer vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Ueberschwemmung, aus der nur ein Paar Menschen sich gerettet, erzählen sie. — Kamtschatka bildet einen eignen District von Sibirien und hat zum Hauptort Nischnei-Kamtschatsk (56° 1′ N. Br.), 1941 deutsche Meilen von St.-Petersburg, nur ein kleines Städtchen an dem Fluß Kamtschatka, mit 300 Ew., der entfernteste russ. Handelsort. Neuerdings hat man den Sitz der Behörden verlegt nach Petropawlowsk (53° 1′ N. Br.), Hafenort am Ostocean mit Festung, Leuchtthurm, 15 Regierungsgebäuden, Kirche, Zeughaus, Hospital, Schule, Magazinen der amerikan. Compagnie. Es leben auch Verwiesene dort. Sonst sind aber nur wenige Häuser zu finden.

Kandia, türkisch Kirid, in den ältesten Zeiten Idaea vom Berge Ida, dann Kreta, eine der wichtigsten Inseln des osmanischen Reichs, liegt im mittelländischen Meere, 41° 30′ — 44° 30′ O. L., und 34° 50′ — 35° 55′ N. Br., 17½ Meile von der Südspitze Moreas, 20 Meilen von Rhodus und 50 Meilen von der afrikanischen Küste entfernt, ist 33 M. lang, 3—11 M. breit und enthält 196 QM. Flächeninhalt. Sie könnte unter einer andern Regierung eines der glücklichsten Länder der Erde seyn. Ein hohes Gebirge durchzieht sie in ihrer ganzen Länge; der südliche Abhang ist steil, wenig angebaut, und bietet selbst an der Küste wenige Ankerplätze dar. Der nördliche mildere zeigt schöne Thäler, herrliche Ebenen, treffliche Häfen. Ueberall ist das Gebirge noch mit Wald bewachsen und hat Bäche und Quellen im Ueberfluß. Der höchste, über 7000 Fuß hohe Berg ist der Ida (s. d.). Das Klima ist gesund und schön, der Boden trefflich, das Wasser vorzüglich; von reißenden Thieren weiß man hier nicht, und kaum gibt es ein Paar gefährliche Schlangenarten. Aber der Anbau des schönen Landes ist überaus elend; man gewinnt nicht einmal das nöthige Getreide. Oel ist der Hauptgegenstand der Kultur; Baumwolle, Seide, Wein, Alles wird vernachlässiget; nur Schaf- und Ziegenheerden sind ziemlich zahlreich. Die Produkte der Berge sind noch unbekannt. Die Einwohner, etwa 240.000 eine überaus geringe Bevölkerung, bestehen etwa zur Hälfte aus Osmanen. Zu ihnen gehören noch etwa 6000 Abadioten, wahrscheinlich Nachkömmlinge der ersten arabischen Eroberer; sie reden arabisch, leben in mehren Dörfern am südlichen Abhange des Ida und sind ein wildes treuloses Volk. Die Griechen leben hier unter dem härtesten Druck, mit Ausnahme der Sphachioten, welche die südwestlichen unzugänglichen Gebirge bewohnen und sich, gleich den Mainotten, ziemlich unabhängig erhalten haben. Der Sage nach ward Kreta zuerst von Kureten, einem phönicischen Volke, bewohnt, Saturn (Kronos) beherrschte sie und ward von seinen Söhnen Jupiter (Zeus), Neptun (Poseidon) und Pluto (Pluton) entthront. Später wanderten Hellenen, vorzüglich Dorier und Aeolier ein, und unter ihren Königen, von welchen ein älterer und ein jüngerer Minos als Helden und Gesetzgeber berühmt sind, herrschten die Kreter über viele benachbarte Inseln und Theile der nahgelegenen Küste von Kleinasien. Homer rühmt von dieser Insel, daß sie 100 Städte enthalte. Etwa 800 Jahre vor Chr. ward auch hier die königliche Würde

abgeschafft, und Kreta zerfiel in mehre kleine Freistaaten. Die Kreter standen im Alterthume im Rufe der Faulheit und Lügenhaftigkeit. Mit Griechenland kam Kreta unter Roms Botmäßigkeit, machte dann einen Theil des griech. Kaiserthums aus, bis sie 823 von den Arabern mit leichter Mühe den schwachen griech. Kaisern entrissen wurde. Nizephorus Phokas eroberte sie aber 961 wieder, und sie blieb den Griechen, bis Konstantinopel 1204 von den Kreuzfahrern erobert ward, worauf sie in die Hände der Venetianer gerieth. Unter der langen milden venetianischen Regierung wohnte hier 1 Mill. Menschen glücklich; als sie strenger zu werden anfing, entbehrte Venedig an den Eingebornen den Beistand zur Behauptung. Eine, mit Beute, besonders einer gefangenen Sultanin, in einen dasigen Hafen geflüchtete, Galeere der Malteser gab den Türken die Gelegenheit, 1646 die Insel anzugreifen. Fast 24 Jahre mußten sie darum kämpfen. Denn fast die ganze Christenheit schickte ihnen Hülfe, und die Erhaltung der übrigen Insel hing von der Hauptstadt Kandia ab. Die Belagerung dieser Stadt ist zu merkwürdig, als daß wir hier nicht in Kurzem das Wichtigste derselben erwähnen sollten. Am 22. Mai 1667 hatte Kiuprili, der Feldherr der Türken, seine Anstalten vollendet und hub an, die Stadt Kandia, auf das nun ganz Europa mit gespannter Theilnahme hinblickte, zu belagern. Vor den Mauern waren 40.000 Osmanen aufgestellt; 20.000 Pionniers eröffneten die Laufgräben. Des venetianischen Feldherrn De Viles kräftige Anstalten siegten über Schreck und Verheerung, so die Bombardirung erregt und angerichtet hatte. Kaum mochte der Großvezier gegen die Gewalt der herausgeschleuderten Bomben sich mehr schützen. Der Kapudan ergänzte ihn durch eine glückliche Landung; darauf versuchte Kiuprili trüglich durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen; aber der Generalcapitain verwarf jede Bedingung und richtete im Standquartier des Großveziers ein ungeheures Blutbad an. Vier Monate waren verflossen, bis endlich die Türken mit der riesenhaftesten Anstrengung zur Contrescarpe gelangten. Den ganzen Sommer 1667 ward das Hornwerk Panigra von türkischen Batterien bestrichen, bis am 8. Oct. es die Venetianer in die Luft sprengten und die Trümmer den Türken überließen. Schon standen die Türken am Graben von Panigra, da sendete die Besatzung ein so höllisches Feuer heraus, daß täglich über 10.000 Pf. Pulver verschossen wurden. Ganze Bataillons von Feinden wurden auseinander geschleudert; zerrissene Leichen flogen aus der Luft zur Stadt hinein. Endlich verließ Kiuprili am 18. Oct. den Graben, 18.000 M. weniger zählend, und die Flotte kehrte durch die Dardanellen zurück. Die Christen hatten bei 3000 Krieger und 400 der besten Hauptleute eingebüßt in den 18 Gefechten, die sie unter der Erde zu bestehen gehabt, und in 200 Minen, die sie entgegen zu graben genöthigt waren. Die Beschießung ward 1668 von den Türken fortgesetzt, und den Muth der Christen hob ein deutsches Heer von 3000 M. unter Kielmansegg; auch Toscana, Modena, selbst Ludwig XIV. von Frankreich gaben Geld und Völker. Morosini siegte bei Standia, indeß Kiuprili auf die Sabionara die entsetzlichsten Stürme wagte. Nani blieb, und Vataglia übernahm den Oberbefehl. Muthvoll stand ihm Cornaro zur Seite. Die Franzosen, unter Feuillade und Tresmen, verrichteten manche kühne That; einen Ausfall schlugen aber die Türken zurück. Jetzt wurde die Besatzung durch die tapfern Deutschen aus Braunschweig, unter Waldeck, verstärkt, auch sandte Ludwig

XIV. 1669 eine Flotte unter Beaufort und 12 Reg. unter Roailles nach Kandia. Die Deutschen erhielten die Vertheidigung der gefährlichsten Posten von St.-Andreas und Sabionara. Mit Cornaro, den eine Bombe zerschmetterte, fiel auch die Stadt. Beaufort verschwand; einige in die Luft gesprengten Pulverfässer richteten die gräulichsten Verwüstungen an; schon siegjubelten die Osmanen und ahneten die baldige Ergebung der Christen. Da langte Büren mit 1000 Baiern und 2 Rotten aus Strasburg an, den Muth der Besatzung auf einige Zeit hebend. Aber das Feuer wüthete nun auf den franz. Schiffen, und Roailles zog sich treulos zurück. Jetzt wagte Kiuprili mit weit überlegener Macht den letzten Sturm; die Vertheidiger wichen auf allen Seiten, schon wehte auf den meisten Punkten der Halbmond, als Morosini am 27. Aug. in einem Kriegsrath einmüthig beschloß, bis auf die letzte Stunde noch treulich auszuhalten. Als aber auch der päpstl. Hauptmann abzog, unterzeichnete Morosini, von der Nothwendigkeit gezwungen, einen Vertrag, der ganz Kandia, mit Ausnahme von Spinalonga, Suda u. a. kleinern Inseln, in die Gewalt der Türken gab. Ehrenvoll waren jedoch die Bedingungen der Uebergabe; der Besatzung und den Einwohnern stand der Abzug mit sämmtlicher Habe frei. Am 26. Sept. 1669 ging die Einschiffung vor; der biedere Degenfeld zog von allen der letzte aus Pozzo di Borgo, und öffnete laut Auftrag die Thore in die Ruinen. Man berechnet, daß diese Belagerung die Venetianer 40.000, die Türken aber einige 100.000 M., nebst 12 Mill. an Gelde, gekostet habe. — Noch vor Ablauf des 17. Jahrh. fiel Garabusa durch Verrath, Spina longa und Suda durch Vertrag in die Hände der Osmanen, die nun im Besitze von ganz Kandia waren und seitdem nach gewohnter Art dort hausten. Die Türken hatten hier Paschen in den 3 vornehmsten Städten: Kandia (Hauptst., nordwestl. vom Ida, gut befestigt, hat seichten Hafen, 15.000 Ew.), Kanea (das alte Kydonia, an der Nordküste, in einer ausgezeichnet schönen, mit Oliven und Gärten bedeckten Gegend, befestigt, mittelmäßigem Hafen, dennoch bedeutendster Handelsplatz Kandias, berühmte Seifensiedereien, 16.000 Ew.) und Retimo (das alte Rhithymnos, weiter östlich, 6000 Ew., Hafen). Ueber den Aufstand der Kandioten s. Griechischer Freiheitskampf. Seit 1830 wird Kandia vom Vicekönig von Aegypten, Mohammed Ali, verwaltet. Die geschichtliche Wichtigkeit des alten Kreta in Hinsicht auf Mythologie und Cultur zeigt Höck's „Kreta“ (Göttingen 1823 — 29, 3 Bde.). Der deutsche Arzt F. W. Sieber drang 1817 tiefer in Kreta ein, und beobachtete es vorzüglich in naturhistorischer und ärztlicher Hinsicht. S. dessen „Reise nach der Insel Kreta“ (Leipzig 1823, 2 Bde., mit Kupfern und Charten).

Kanon (griech.), heißt buchstäblich jede Regel oder Vorschrift. Die alten Philosophen nannten daher jeden Grundsatz einen Kanon. In der Kirchensprache versteht man darunter ein Verzeichniß der zur Kirche gehörigen Personen und zum kirchlichen Gebrauche bestimmten Sachen und Schriften; oder auch eine Sammlung derjenigen heiligen Bücher, welche bei den gottesdienstlichen Zusammenkünften der Christen vorgelesen werden durften. Man nennt diese Bücher kanonische, und sie umfassen die göttlich eingegebenen Bücher des alten und neuen Testaments. Da nun die meisten Schriften des A. T. mit wunderbarer Uebereinstimmung von den Juden sowohl, als den Christen als heilige, von Gott eingegebene,

Schriften sind anerkannt worden, so werden selbige Homologumina, oder auch von den Katholiken Protocanonici genannt. Da sich aber in der Folge der Zeit einige apokryphische Schriften in den christlichen Gemeinden verbreiteten und auch über die Echtheit einiger Schriften Streit in der Kirche entstand, so wurde ein Kanon oder Verzeichniß der authentischen heiligen Bücher auf den ältesten Concilien entworfen, und der letzte, der sich am Bestimmtesten und Genauesten hierüber verbreitet, wurde in dem Concilium zu Trient in der vierten Sitzung festgestellt (s. Apokryphische Bücher). Das Recht der Kirche, hierüber zu entscheiden, liegt in ihrer Gründung selbst, da sie das Haus Gottes, eine Veste und Grundsäule der Wahrheit ist. Die neuere Kritik hat die Echtheit einzelner Stellen der Bibel mit Erfolg, aber das kanonische Ansehen ganzer Bücher stets mit überwiegendem Widerspruch angegriffen. Nur in Hinsicht der Apokalypse oder Offenbarung Johannis neigt sich die Mehrheit unter den protestantischen Exegeten auf die Seite der Angreifenden. — Kanon (in der bildenden Kunst). Wenn die Kunst sich in Hervorbringung schöner Gestalten mit Glück versucht hat, dann entsteht bald die Frage, an welche Verhältnisse die Schönheit der Gestalten geknüpft sey. Selbst sinnige Künstler stellen diese Forschung an, und Nachfolger, die ihnen an Geist nicht gleich sind, folgen ängstlich ihren Resultaten und erheben leicht ein Vorhandenes zum Muster für jegliche Darstellung. Unter den Griechen stellte der berühmte Bildner Polyklet (s. d.) solche Forschungen an. Die sogenannte Kanonstatue des Polyklet war einer von den Doryphoren oder Lanzenträgern, welchen er vollkommen nach den Regeln der Kunst gearbeitet hatte. Sie erhielt jenen Namen aber nicht, als wäre sie die Norm und Grundregel gewesen, nach welcher die Bildhauer aller Zeiten gearbeitet hätten, sondern weil Polyklet an dieser Statue den Inbegriff aller Regeln seiner Kunst gezeigt und in ihr viele individuelle Schönheiten so vereinigt hatte, daß sie zusammen ein Ideal von Schönheit gleichsam in der Wirklichkeit vorstellten. Euphranor (in der 10. Olymp.) wird in gleicher Hinsicht genannt. Unter den Neueren haben Dürer und Leon. da Vinci ähnliche Untersuchungen angestellt. — In der Musik heißt Kanon ein drei- bis vierstimmiges Tonstück, wo eine Stimme allein anfängt und die andern allmälig mit denselben Noten eintreten und der ersten pünktlich nachfolgen. Weil sich der Kanon auf die Nachahmung gründet, so können so viel Arten desselben bestehen, als es Gattungen in der Nachahmung in der Musik gibt.

Kanonen (Schießröhre), gewöhnlich die Kanone, in der Artilleriesprache das Kanon: ein schweres metallenes und durch vereinte Kräfte von Menschen und Pferden zu bewegendes Geschütz, welches auf einer Unterlage ruht, und aus welchem eiserne (ehemals auch steinerne und bleierne) Kugeln durch Schießpulver in die Weite getrieben werden. Der innere Raum des Rohres, d. i. Laufes, heißt die Seele. Der hinterste stärkere Theil der Kanone heißt die Verstärkung des Bodens und endigt mit einem kugelförmigen Vorsatz, der Traube. Sie, sowie die Delphine (weil man sie ehemals diesen Thieren ähnlich bildete), d. i. die Handhaben der Stücke von schwerem Caliber, führen diesen Namen. Die Oeffnung, durch welche die Flamme in die Seele dringt und die Ladung zündet, wird das Zündloch, und ein kleiner blecherner, jetzt auch hölzerner Trichter, welcher das Zündpulver (Zündkraut) enthält, und vor dem

Schuß in das Zündloch gesteckt wird, die Schlagröhre genannt. Die Unterlagen, welche Laffetten heißen, sind entweder stehende, für die Schiffs-, auch einige Wallkanonen, oder durch zwei Räder bewegliche, für die Feldstücke. Wenn die Kanone gefahren werden soll, wird an die Laffette noch ein zweirädriges Gestell, die Protze oder der Protzwagen genannt, befestigt, und dieß heißt aufprotzen. Soll geschossen werden, so wird abgeprotzt, d. i. die Protze wieder fortgenommen. Die Ladung, welche in einen Beutel genäht ist, heißt Cartouche. Das Abfeuern geschieht vermöge der Lunte, d. i. eines um ein Stöckchen gewundenen glimmenden Wergfadens, oder durch ein sogenanntes Zündlicht, aus einer Röhre mit Zündpulver gefüllt bestehend, von der man jedesmal ein Stück abbricht und zum Anzünden in ein Stöckchen klemmt. Auf den meisten englischen Schiffen hat man auch Kanonen, die durch ein Schloß losgebrennt werden. Alle die Kanone (und jedes Geschütz) betreffenden Geschäfte verrichten, heißt das Kanon (Geschütz) bedienen. Nach dem Gewichte der daraus geschossenen Kugeln, welche von 3 bis 48 Pfund sind, werden sie 3-, 4-, 6-, 12-, 18-, 24-, 36-, 42-, 48pfünder genannt. Sie wurden sonst in Carthaunen, welche eine 48pfündige Kugel schossen und dann ganze Carthaunen hießen, weil man auch halbe und Viertelscarthaunen hatte, und in Schlangen eingetheilt; jene sind kürzer, diese länger; beide sind nicht mehr üblich und durch die Kanonen ersetzt. Acht Fuß lange, achtpfündige Kanonen, die jetzt nicht mehr üblich, nennt man Batarden oder Bastarden. Die Länge des Rohrs wird nach dem Caliber (s. d.) gemessen und angegeben. Es gibt ferner Mortierkanonen, woraus man Feuerkugeln, wie aus Wurfgeschütz, werfen kann. Aus den Kanonen schießt man auch, wie aus den Haubitzen, häufig Kartätschen. Die Kanonen sollen ihren Namen aus dem franz. Worte canne (Rohr) erhalten haben. Vor ihrer Erfindung bediente man sich der Wurfmaschinen, die man von den Arabern kennen lernte und ingenia genannt haben soll (daher Ingenieur). Die ersten Kanonen waren aus Holz verfertigt und mit vielfach zusammengelegter, mit eisernen Reifen wohl befestigter Leinwand umwunden, sich kegelförmig nach vorn zu erweiternd. Nachher erhielten sie die Cylinder- oder Walzenform. Dann setzte man sie aus eisernen Stäben zusammen und befestigte diese, wie ein Faß, mit eisernen Reifen. Endlich in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. nahm man dazu eine Mischung von Kupfer und Zinn, und dann noch andere Metalle. Solche Metallmischung heißt Kanonengut, Kanonenspeise. Einige machen die Chinesen zu Erfindern der Kanonen und sagen, daß man noch jetzt in China Geschütze finde, die 80 J. nach Chr. verfertigt worden. Von den Chinesen sollen dann die Saracenen die Kunst, sie zu verfertigen, erlernt, und ein Ueberläufer, Kallinikus aus Heliopolis in Phönizien, sie 670 (676) dem griech. Kaiser Konstantinus Pogonatus bekanntgemacht haben. Nach Conde's „Hist. de la domainae. de los Arabes en Espanna" bestürmte Ismael, König von Granada, im J. 1328 Baza mit Maschinen, welche dem Blitz und Donner ähnliche Feuerkugeln warfen, wodurch Wälle und Thürme zerstört wurden. Nach den Acten der Oberrechenkammer in Frankreich waren die Bombarden oder Donnerbüchsen daselbst schon 1338 im Gebrauche. Aus diesen widersprechenden Nachrichten erhellt, daß die wahre Zeit der Erfindung der Kanonen noch nicht hat ausgemittelt werden können; gewiß ist indeß, daß ihr wirklicher Gebrauch ungefähr in die Mitte des 14. Jahrh. fällt. 1370 schossen

die Augsburger bereits aus gegossenen Kanonen. Zu Anfange des 15. Jahrh. waren fast alle Länder Europas, Rußland ausgenommen, wo man erst 1475 Kanonen gießen lernte, damit versehen. Die ledernen Kanonen, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege, zwischen 1620 und 1632 erfanden und gebrauchten, waren inwendig mit einer hölzernen oder auch kupfernen Röhre gefüttert, und von Außen mit eisernen Ringen befestigt. Die Kunst, mit glühenden Kugeln aus Kanonen zu schießen, erfand der kurbrandenburgische Generalmajor Weiler. Zu Anfange des 16. Jahrh. erfand der Schweizer Mariz die Kunst, Kanonen aus dem Ganzen zu gießen und so auszubohren, daß der Kern als ein ganzes Stück herausgenommen wird. Die Geschwindstücke, welche man von hinten lud, und dann die Ladung mit einem Keile verschloß, wurden durch Daniel Specle (st. 1589) und Uffanus eingeführt. Karl Millon erfand eine Art aërisch-pneumatischer Kanonen, 2 Fuß lang, 3 Zoll Durchmesser im dicksten Theile, 12 Linien Caliber, die mit entzündbarer Luft geladen, mit einer Kleistischen (leydner) Flasche oder einem Stückchen Katzenfell abgeschossen wird, und in einer Minute 12 Schüsse thut. Sie steht auf einem Gestelle von Glas und kann nach allen Gegenden gerichtet werden. 1740 verfertigte man zu St.-Petersburg Kanonen von Eis und schoß Kugeln von mehren Pfunden daraus, ohne daß sie dadurch beschädigt wurden. Ein Ungenannter hat in dem „Mars", einer allg. Zeit. für Militairpersonen (Berl. 1805, Bd. 2, Heft 1, S. 81—86), schwimmende Kanonen in Vorschlag gebracht. Alles dieß gehört unter die militairischen Spielereien. S. auch Perkins's Dampfgeschütz. — Kanonenboot, s. Chaloupe. — Kanonenkeller, s. Casematten. — Kanonenschlag ist ein viereckiges, pappenes, mit geleimtem Bindfaden stark umwundenes Kästchen, das bei Lustfeuerwerken und bei andern Gelegenheiten den Knall eines Kanonenschusses nachahmen soll. — Kanonenuhr ist eine von einem gewissen Rousseau erfundene und in den Gärten des Palais Royal und des Palais Luxembourg in Paris angebrachte Vorrichtung. Ein Brennglas ist über dem Zündloch einer Kanone so angebracht, daß die Sonnenstrahlen im Augenblicke der Culmination durch das Glas auf das Zündkraut fallen und die Kanone abfeuern. Das Brennglas wird zu diesem Zwecke monatlich gestellt.

Kanonicus, s. Stift.

Kanonik, der eigentliche Kunstname der mathematischen Klanglehre, oder derjenigen Wissenschaft, in welcher die Töne als Größen betrachtet und mit einander verglichen werden, oder die Eintheilungslehre der Klänge nach einem äußern Maße und Verhältnisse. Den ersten Grund zu dieser Wissenschaft legte Pythagoras. S. Musik, Geschichte der.)

Kanonisation (Heiligsprechung) ist in der katholischen Kirche die feierliche Anerkennung und Erhebung des musterhaften Wandels eines ihrer verstorbenen Mitglieder. Ehrenvoll erwähnt die Geschichte der Todtengerichte der alten Aegypter; sie hatten einen politischen Zweck, und derselbe war gut. Aber die Todtengerichte, welche die Kirche über ausgezeichnete Diener und Lieblinge Gottes feiert, haben einen weit höhern und allgemeinern, moralischen und religiösen Zweck. Wahre Tugend ist selten oder gar nicht gekannt, und darf es auch nicht seyn; bloß schon deßwegen, weil sie wahre Tugend ist, deren Grundwesen darin besteht, daß sie alles Eitle zur Schau tragen, allen Schein, allen Glanz, allen

vorübergehenden Schimmer, gleich der Sünde flieht; nur von dem Auge des Allsehenden bemerkt, entzieht sie sich mit Sorgfalt jedem fremden Blicke; das Leben Gott geweihter, mit Ihm innigst vertrauter Seelen, und ihre mit dem Stempel der Allmacht bezeichneten Thaten also der Verborgenheit, in welche edle Einfalt, stille Größe und fromme Tugend sie hüllten, hervorzuziehen; sie als Muster der Nachahmung allen Gläubigen darzustellen; diesen hierdurch einen unverfälschten Spiegel der Selbsterkenntniß vorzuhalten, ihren Glauben dadurch zu kräftigen, ihre Liebe zu entflammen, sie überall die Nähe des Ewigen freudig ahnen zu lassen, und ihnen ein neues Unterpfand aller, sie beseligenden Hoffnungen darzureichen: dieses ist offenbar die schönste Pflicht der Kirche. Die Kanonisation steigt, ihrem Wesen nach, in die Zeiten des Urchristenthums hinauf. Die Märtyrer wurden gleich als Heilige anerkannt, und in den sogenannten Kanon der Messe aufgenommen. Die Bischöfe bestimmten, welche als solche zu betrachten. Ob nun gleich überhaupt keine Gewißheit vorhanden, daß die als heilig erklärten Personen wirklich selig seyen, und ein hierin begangener Irrthum auch weiter keine wesentlich nachtheiligen Folgen auf die religiöse Erbauung hat, so war es doch wichtig, in dieses Geschäft Ordnung zu bringen, und daher geschehen späterhin (seit 1006) die Heiligsprechungen durch das Kirchenoberhaupt, nachdem vorher ein geistlicher Proceß mit Aufstellung eines Advocati Christi und eines Advocati diaboli, woraus nebenbei auch zu sehen, daß selbst im Kanonisationsproceß die Verhandlungsmaxime der Untersuchungsmaxime vorgezogen worden — geführt werden. Manche allgemein angenommene und allgemein dafür anerkannte geschichtliche Wahrheiten stehen, wenn auf den Probierstein einer historischen Kritik gebracht, dennoch nicht selten in Gefahr, einen großen Theil ihrer Glaubwürdigkeit zu verlieren; aber strenger, als die strengsten Regeln der Kritik, sind die leitenden Grundsätze, welche bei den Kanonisationsverhandlungen befolgt werden. Treffl. schrieb hierüber der ebenso gelehrte als geistvolle Papst Benedikt XIV. Vgl. d. Art. Heilige und Beatification.

Kanonische Bücher, s. Kanon und Apokryphische Bücher.

Kanonisches oder Kirchenrecht ist im weitern Sinne der Inbegriff der die christliche Kirche angehenden Gesetze; im engern die in dem Corpus juris canonici enthaltenen Gesetze, die aus einer Sammlung von alten Kanonen, Kirchenverordnungen, Concilienbeschlüssen, Verordnungen der Päpste und Aufsätzen der Kirchenväter bestehen. Mehres s. Kirchenrecht.

Kant (Immanuel), ward zu Königsberg in Preußen 1724 den 22. April geb. Seine Familie stammte aus Schottland her, und schrieb sich ursprünglich Cant. Sein Vater war ein Sattler, der Alles, was seine Kräfte erlaubten, auf die Bildung seines Sohnes verwandte. 1732 besuchte er das Friedrichs-Gymnasium, das sich unter der Leitung des Directors Schulz einen großen Ruf erworben hatte. Nachdem er den Schulcursus durchgemacht hatte, bezog er 1740 die Universität. Auf der Schule wußte der Lehrer Heydenreich des Knaben ganze Liebe für die Classiker zu gewinnen. Auf der Universität fühlte sich Kant am Meisten von dem Professor der Philosophie Knutzen angezogen, und ihm verdankte er es auch, daß er später die Bahn des Selbstdenkens betrat. Seinen außerordentlichen Fleiß beweist das ausführliche Werk von der Schätzung

der lebenden Kräfte, was er 1746 heraus gab. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien mußte er seiner Umstände wegen eine Hauslehrerstelle übernehmen. In dem ländlichen Aufenthalte bei dem Grafen Kaiserling zog Kant in seinem Kopfe zuerst die Grundlinien zu seinen großen Forschungen, und arbeitete Manches vollständig aus, womit er in den Jahren 1754 zur Ueberraschung Vieler plötzlich hervortrat. In seinem 30. J. bestimmte er sich zum Lehrdienste der Universität, und nahm deßwegen 1755 den 22. Juni die Magisterwürde an. Bald darauf las er Logik nach Meier, Metaphysik nach Baumeister und Baumgarten, Mathematik nach Wolf; gleich am Anfange konnte schon sein geräumiger Hörsaal die Schüler nicht fassen. Sein Lehrerfleiß ward von den Vorstehern der Universität und der Regierung anerkannt, und doch blieb er 15 Jahre hindurch Magister, ohne zum Professor aufsteigen zu können; endlich erhielt er 1770 die Professorstelle der Logik und Metaphysik. 1780 ward er Mitglied des akademischen Senats, und 1781 wurde er in die königl. Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Zweimal war er Rector der Universität, und starb 1804 den 12. Febr. Kant war von mittelmäßiger Größe, aber fein gebaut; die linke Schulter war merklich höher; er hatte nicht eben große, aber helle, blaue und sanfte Augen. Es that wirklich wohl, ihm ins Auge zu sehen; auf der Stelle fand man beim Anblick der ausgezeichneten Stirne und im Auge, dort den tiefen Denker und hier einen sehr gutmüthigen Mann. Der Untertheil des Gesichts war dagegen der vollkommenste Ausdruck der Sinnlichkeit. Er war äußerst mager, und zuletzt ausgetrocknet, wie eine Scherbe. Seine Lebensart war sehr mäßig; doch hielt er viel auf eine gute und feine Mittagsmahlzeit, bei der nur Scherze und heitere Laune herrschen und von der er alle gelehrten Unterhaltungen verbannt wissen wollte. Er speiste gerne lange, daher das coenam ducere sein Lieblingswort. Er selbst war ein guter Gesellschafter; sein unerschöpfliches Gedächtniß, was einen Schatz von interessanten Anekdoten besaß, sein Witz und ächter Humor in Antworten und Repliken unterhielten und heiterten jede Gesellschaft auf. Seine lustigen Erzählungen machten den trocknen Ton, mit dem er sie vortrug, noch anziehender und lächerlicher. Dieß und zugleich ein strenger, sittlicher, moralischer Charakter machte ihn jedem geselligen Cirkel willkommen. In der Kleidung unterwarf er sich zwar nicht strenge der Mode, doch beging er auch nie einen auffallenden Verstoß gegen dieselbe; er kleidete sich immer stattlich und gewählt. Im Umgange mit seinen Freunden forderte er als ganz unerläßlich Zuverlässigkeit und festes Hangen an Wahrheit. Er verlangte nicht eben Uebereinstimmung mit seiner eigenen Denk- und Handlungsweise; verschiedene Ansichten in der Philosophie waren ihm gleichgültig; ebenso Unterschied des Standes, der Jahre und Confession. Aber dafür galt ihm Zuverlässigkeit auch in unwichtig scheinenden Dingen bei jedem Menschen über Alles; sich selbst hielt er nie eine Abweichung von der Wahrheit zu gut. Sogar jede Zweideutigkeit, jede Versteckung des wahren Sinnes unter Ausdrücke, die so oder anders genommen werden konnten, war ihm unerträglich. Er war fest und unbeweglich in seiner Zuneigung und Freundschaft. Nie war er weitläufig in Complimenten in leerem Wortgepräge, am wenigsten verschwenderisch in vertraulichen Herzensergießungen. Immer war und blieb seine Freundschaft gute, gehaltreiche Prosa; nie etwas Poetisches drin; er forderte Urbanität, keine Höflichkeit. Aeußerst thätig war

er für seine Freunde; vor allen aber nahm er sich junger Männer an, die schöne Hoffnung erregten. Ferne war von ihm jede Kriecherei gegen Höhere; er verschmähte zwar nicht den Reichthum, doch jagte er ihm nie nach, und war sparsam aus Grundsatz, um sich soviel als möglich unabhängig zu erhalten. So scharfsinnig er auch über die Aesthetik geschrieben, und so tiefe und feine Beobachtungen er auch über das Schöne gemacht hat; so liebte Kant doch nicht sonderlich die schönen Künste und übte sie auch nicht. Er war lauter Vernunft, oder er war bloß scharfer, tiefer Verstand, womit er ein grenzenloses Gedächtniß verband. Seine Vorlesungen wurden auch dadurch äußerst interessant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags; Nachmittags selten, und ließ sich zwischen jeder Vorlesung 20 Minuten Zeit für die folgende. Logik und Metaphysik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechselnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Physik und physische Geographie. Letztere waren besonders angenehme und lehrreiche Vorlesungen für junge Leute, durch die unermeßliche Belesenheit in Geschichte, Reisebeschreibungen, Biographien, Romanen, kurz in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wissenschaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte sich dabei in voller Stärke; denn obgleich er die Hefte vor sich liegen hatte, sah er doch selten hinein, und sagte oft ganze Reihen von Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. Auch war er unermüdet im Nachtragen alles Dessen, was seine ununterbrochene Lectüre ihm Neues gewährte, wovon man sich auch aus seinen gedruckten Heften überzeugen kann. Aber auch seine Vorlesungen über abstracte Philosophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beispielen, die sein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und seine Schriften sind Vielen wohl immer dadurch so lange dunkel und schwierig geblieben, weil er den besten philosophischen Schriften zuviel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten sollen. Freier Selbstdenker im weitläuftigsten Sinne des Worts, wollte er auch in Andern die Denkkraft zur Selbstthätigkeit aufregen. Deßwegen hatte die Philosophie für ihn keinen so großen Werth als das Philosophiren; auf eignen Füßen stehen, selbst Forschen waren seine Ermahnungen, die häufig an seine Schüler ergingen; deßwegen mußte man bei Lesung der Kantischen Schriften weniger darauf aufmersam seyn, ob er dieß oder jenes Philosophen löste, als vielmehr auf die Methode, auf den Gang, welcher sein Denken, um zu einem Resultate zu kommen, nahm. Hierdurch hat er die Revolution in der deutschen Philosophie bewirkt, und Kant erwarb sich ein größeres Verdienst, daß er anregte, belebte, das Bedürfniß, mit eignen Augen zu schauen, erweckte, als daß er lehrte und eine neue philosophische Dogmatik schuf. Kant war der zweite Sokrates, der nicht durch den natürlich gesunden Menschenverstand, sondern durch eine neue kritische Methode, welche zur Erkenntniß des Vermögens und Unvermögens des menschlichen Geistes nach ausgemessenen Grenzen führte, den Forschungsgeist belebte, leitete, orientirte, die Vernunft durch Selbsterkenntniß auf den Weg zur Wissenschaft brachte. Durch Hume's Skepticismus geweckt, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf das auffallend verschiedene Glück, welches die Vernunft in der Mathematik und Philosophie gemacht hat, und auf die Ursachen desselben. Die Reflexion und Prüfung der verschiedenen philosophischen Systeme führte seine Sagacität auf die Idee, daß vor allem dogmaticistischen Verfahren erst die

Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntniß untersucht werden müsse, und daß dazu die Untersuchung der verschiedenen Quellen der Erkenntnisse, ihres Ursprungs und Gebrauchs, nothwendig sey. Die Philosophie und Mathematik sind rationale Wissenschaften. Vernunfterkenntnisse unterscheiden sich von empirischen durch den Charakter der Nothwendigkeit und Allgemeinheit. Mit der Möglichkeit rationaler Erkenntnisse steht und fällt die Möglichkeit philosophischer Erkenntnisse, welche von doppelter Art sind, synthetische und analytische. Die letzten beruhen auf dem ersten Denkgesetze; aber welches ist das Princip der synthetischen Erkenntnisse a priori im Gegensatze der empirischen, die sich auf Erfahrung gründen? Ihr Daseyn verbürgt die Mathematik, und selbst die gemeine Erkenntniß, und das Ziel der Vernunft in der Metaphysik ist hauptsächlich auf sie gerichtet. Es ist daher eine Wissenschaft, welche die Möglichkeit solcher Erkenntnisse, deren Grund und Gebrauch nach Principien untersucht, höchst nothwendig und von der größten Wichtigkeit. Kant hat dieser Untersuchung den größten Theil seines thätigen Lebens gewidmet. Er bahnte sich den Weg dazu durch eine scharfe Grenzlinie zwischen Philosophie und Mathematik, durch eine tief eindringende Untersuchung des Erkenntnißvermögens, indem er durch seine Sagacität ahnete, daß die synthetischen Erkenntnisse a priori die Form der Erkenntnisse betreffen, und nur allein in den Gesetzen der einzelnen in dem Erkennen zusammenwirkenden Vermögen gegründet seyn können. Um nun diese Formen der Erkenntnisse vollständig nach dem leitenden Principe der Allgemeinheit und Nothwendigkeit aufzufinden, nimmt er eine chemische Scheidung der Erkenntnisse vor, isolirt, was in der Wirklichkeit verbunden vorkommt, zum Behufe der wissenschaftlichen Erkenntniß. Die Beobachtung, Reflexion und Abstraction leitet ein höherer Gesichtspunkt, und die stete Beachtung der Gesetzwidrigkeit des menschlichen Geistes verhütet Einseitigkeit, Hypothesensucht und willkürliche Erdichtung. Das theoretische Erkenntnißvermögen besteht aus Sinnlichkeit und Verstand, Receptivität und Spontaneität. Die Empfindungen sind das Materiale, Zeit und Raum das Formulare der Sinnlichkeit. Der Verstand verbindet den durch Sinnlichkeit gegebenen Stoff zu Begriffen und Urtheilen; die Formen dieser Verbindung sind die Kategorien, aus welchen in Verbindung mit der Form der Anschauung die Schemate und die höchsten Verstandesgesetze der Erkenntniß sich ergeben. Die reinen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes sind das Bestimmende, der gegebene Stoff das Bestimmbare. Wir erkennen kein Object, als wiefern es durch die Wahrnehmung gegeben und durch die Gesetze des Erkenntnißvermögens bestimmbar ist; kein Ding an sich, sondern nur Erscheinungen (transcendentaler Idealismus); unsere Erkenntniß realer Objecte ist auf Erfahrung beschränkt, und die Erkenntniß a priori hat nur die formalen Bedingungen, die Möglichkeit derselben zum Gegenstande. Die Vernunft strebt nach absoluter Einheit und Verknüpfung durch Ideen, welche die Formen der Vernunftthätigkeit sind. Eine Erkenntniß aus Ideen ist nicht möglich; denn es gibt keinen ihnen angemessenen Gegenstand in dem Kreise der Erfahrung, obgleich die Vernunft unabläßig nach Erkenntniß von Gott, Welt, Unsterblichkeit und Freiheit der Seele strebt, und darauf alle Zurüstung der Metaphysik ging. Die Vernunft kann das Daseyn von den übersinnlichen Objecten dieser Ideen nicht beweisen, ebenso wenig aber auch das Gegentheil. Für die theoretische Vernunft ist nur ein regulativer Gebrauch der Ideen zur

Erweiterung der wirklichen Erkenntniß möglich. Die Vernunft ist aber nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch in Bestimmung der Willkür durch die Ideen von Pflicht und Recht. Die Erörterung des Begriffs von Pflicht und gutem Willen, in welchem auch die gemeine Vernunft den höchsten Werth der Menschheit anerkennt, führt auf die Anerkennung von praktischen Erkenntnissen a priori, in welchen nicht was ist, sondern was seyn soll, bestimmt wird. Die praktische Vernunft ist autonomisch, sie bestimmt nur die Form des Willens und setzt Freiheit als nothwendige Bedingung voraus. Das Sittengesetz tritt in Beziehung auf eine empirisch stimmbare Willkür, als absoluter Imperativ hervor, und schreibt als allgemeine Norm alles vernünftigen Wollens allgemeine Gesetzmäßigkeit mit strenger Nothwendigkeit vor, und bestimmt dadurch den höchsten und absoluten Zweck und die Triebfeder, welches nicht ein pathologisches Gefühl, sondern Achtung des Gesetzes ist. Die theoretische Erkenntniß, welche auf dem Naturbegriffe, und die praktische, welche auf dem Freiheitsbegriffe beruht, sind zwei von einander durch die Principien abgesonderte Sphären. Zwischen beiden und ihren Objecten, Natur und Freiheit, welche in dem Menschen auf eine unerklärliche Weise vereinigt sind, bewirket die Urtheilskraft nicht zum Erkennen, sondern zum Reflectiren über die gesammte Natur durch ihr eigenthümliches Princip die Zweckmäßigkeit, welches nicht objectiv, sondern subjectiv ist, Harmonie. Die kritische Philosophie hält sich an das in dem Bewußtseyn Gegebene, sucht durch Analytik nicht der Begriffe, sondern der Geistesvermögen die immanenten Principe der Erkenntniß zu erforschen, ihre Gebrauch zu bestimmen und das gesammte Erkenntnißvermögen in formaler Hinsicht auszumessen. Sie erhebt den menschlichen Geist, hält ihn aber auch durch Ausmessung seines ganzen Vermögens in Schranken. Indem sie nach dem Erkenntnißvermögen den Umfang der erkennbaren Gegenstände bestimmt und der praktischen Vernunft den Primat über die theoretische zuerkennt, weil sittlich zu handeln, ein allgemeines unbedingtes, Erkenntnisse zu erwerben und zu erweitern nur ein bedingtes Gebot der Vernunft, Weisheit also der höchste Zweck der Vernunft ist, beschränkt sie den Dogmaticismus, den Speculationsgeist, den unmäßigen Hang, Alles demonstriren zu wollen, und das eitle Streben nach einem rationalen Wissen, wo keines möglich ist, bauet dem Mysticismus vor, weiset den Skepticismus zurück, begründet und beschränkt das Gebiet des Wissens und Glaubens. Sie zerstört keine wahrhaft menschliche Ansicht und Ueberzeugung, weiset sie nur durch den kritischen Standpunkt in ihre gehörige Stelle und Rangordnung ein. Die meisten Philosophen Deutschlands nahmen Partei gegen die neue Philosophie, weil sie wegen des neuen Gesichtspunkts und ihrer eigenthümlichen Terminologie nicht sogleich ohne langes und unbefangenes Studium verstanden werden konnte. Mißverständnisse waren unvermeidlich. Es erschienen Einwürfe und Widerlegungen von verschiedenem Gehalte, von achtbaren Denkern (Mendelssohn, Jacobi, Eberhard, Feder, Weishaupt, Flatt, Selle, Tiedemann, Platner, Garve, Schwab, Herder u. A.), aber auch von leidenschaftlichen Schreiern, als Stattler, und auf mehren Universitäten wurde ihr Vortrag verboten. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten und Bestreitungen bereitete sich die kritische Philosophie immer weiter in Deutschland aus. Es bildete sich eine zahlreiche Schule von Kantianern, unter welchen natürlich auch viele schwache, einseitige, ohne Selbstkraft nach-

betende und auf die Formeln der neuen Philosophie schwörende Männer waren. Der wohlthätige Einfluß der neuen Philosophie äußerte sich in allen mit der Philosophie näher und entfernter verbundenen wissenschaftlichen Zweigen. Die Gegner selbst ließen der anfangs bestrittenen Philosophie mehr Gerechtigkeit widerfahren. Auf jeder deutschen Universität wurde die Kantische Philosophie gelehrt. In Frankreich und England fand sie, ungeachtet der eifrigen Bemühungen einiger Verehrer, wenigen Eingang, mehr aber in Holland und in den nordischen Staaten. Die nachtheiligen Wirkungen, welche sie verursachte, als besonders ein leeres Formelwesen, Einseitigkeit und Verachtung der empirischen Erkenntnisse waren die unvermeidlichen Folgen ihrer Ausbreitung.

Kantelaar (Jacobus) wurde am 22. Aug. 1759 zu Amsterdam geboren, studirte zu Leyden die Theologie, und machte sich nach Vollendung seiner Studien durch eine geschätzte Schrift („Specimen observationum criticarum ad quaedam veteris testamenti loca") bekannt. Er wurde als reformirter Prediger angestellt und stand zuletzt zu Almals in Oberyssel im Amte, fand sich aber bewogen 1787 seine Entlassung zu nehmen, da er eifrig an den politischen Streitigkeiten Antheil genommen hatte. Er nahm seinen Aufenthalt in Amsterdam, wo er, wie später in Kampen, in der Zurückgezogenheit und ganz den Wissenschaften sich widmend, lebte. Einige Zeit war er Herausgeber der kritischen Zeitschrift: „Vaderlandsche bibliothek van wetenschap, kunst en smaak", die er zu hohem Ansehen brachte. Er gewann 1791 einen von der literarischen Gesellschaft zu Leyden ausgesetzten Preis auf seine Schrift: „Over het herdersdicht", die 1813 in den Schriften der niederländischen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften gedruckt ward und ausgezeichneten Beifall erhielt. Jene Gesellschaft ließ auch mehre seiner Gedichte drucken, andere Dichtungen aber und verschiedene Aufsätze, besonders kritischen Inhalts, unter welchen seine 1794 gehaltene Lobrede auf den gelehrten Orientalisten Schultens hervorglänzt, erscheinen theils einzeln, theils in seinen von 1793—96 gemeinschaftlich mit dem Dichter Feith in drei Bänden herausgegebenen „Bijdragen ter bevordering der schoone kunsten en wetenschappen". Die Revolution von 1795 hatte einen entscheidenden Einfluß auf sein Schicksal. Die Provinz Oberyssel berief ihn in die Nationalversammlung, wo seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine Thätigkeit, sein fester Charakter, seine kräftige Beredtsamkeit ihm Vertrauen und allgemeine Achtung gewannen. Zur zweiten Nationalversammlung ward er von 14 Wahlcollegien gleichzeitig ernannt. Sein Ruhm stieg. Die Mäßigung aber, der er stets entschlossen treu blieb, führte ihn nach der am 22. Jan. 1798 ausgebrochenen Bewegung mit mehren Gleichgesinnten in das Gefängniß, welches er erst nach mehren Monaten, als die entgegengesetzten Meinungen siegten, wieder verließ. Er lehnte die vortheilhaftesten und ehrenvollsten Anerbietungen ab, und begab sich nach dem Haag, wo er ein Wechselgeschäft gründete, das er 12 Jahre lang mit Erfolg leitete, bis wiederholte Schlagflußanfälle und die dadurch entstandene Schwäche ihn nöthigten, sich zurückzuziehen und auch seine wissenschaftlichen Beschäftigungen fast ganz aufzugeben. Er gab indeß noch 1810 und 1811 in Verbindung mit Professor Siegenbeck eine Zeitschrift „Euterpe" heraus, zu welcher er mehre schätzbare Beiträge lieferte. Geehrt und geliebt, lebte er seitdem anfangs zu Amsterdam, später auf seinem Landgute bei Zwoll, wo er am 7. Juli 1821

starb. Eine Auswahl seiner Reden und Dichtungen wurde 1826 von Siegenbeck zu Harlem, mit anziehenden biographischen Nachrichten über den Verfasser, herausgegeben. Kantelaar war der erste Redner in der Nationalversammlung, und er kann für den Schöpfer der Staatsberedtsamkeit in Holland gelten, dessen frühere Einrichtung zur Ausbildung solcher Talente keine Gelegenheit gaben.

Kantemir (Demetrius), Hospodar der Moldau, wurde 1664 geboren. Er stammte, seiner Behauptung nach, von dem Welteroberer Tamerlan ab. Sein Vater, welcher Statthalter der 3 Cantone der Moldau war, wurde 1674 Hospodar der genannten Provinz. Demetrius, welcher frühe nach Konstantinopel geschickt wurde, schmeichelte sich mit der Hoffnung, er werde seinem Vater in der Regierung folgen; allein er wurde von einem Mitbewerber überflügelt. Das ottoman. Ministerium sandte ihn 1710, um statt des Nikolaus Maurokordato, die Verwaltung der Provinz zu übernehmen. Er war eben in Jassy angekommen, als er den Befehl erhielt, für den Uebergang des türkischen Kriegsheeres eine Brücke über die Donau zu bauen; zu gleicher Zeit verlangte der Großwesssier eine ungeheure Summe, um ihn in seiner Statthalterschaft zu handhaben. Hierüber aufgebracht trat er mit Peter dem Großen in Unterhandlung, welcher ihm den Besitz der Moldau als ein souveraines, in Kantemir's Familie erbliches Fürstenthum unter russischem Schutze versprach. Allein als der türkische Krieg für Rußland unglücklich ausfiel, folgte er seinem Beschützer nach Rußland, wurde russischer Fürst und Geheimrath, beförderte die Gründung einer Akademie in St.-Petersburg, und starb 1733 in der Ukraine auf seinen Gütern. In der lateinischen Sprache schrieb er eine „Geschichte des Wachsthums und des Sinkens des osmanischen Reichs", engl. von Nicol. Tindal (London, 1734, 2 Bde., Fol.), deutsch von Schmidt (1745). Diese Geschichte des türkischen Staats vom J. 1300—1711 hat noch jetzt als treues Gemälde des anarchischen Staats großen Werth. Auch sein Sohn Antiochus oder Konstantin Demetrius war als Hofmann, Diplomatiker und Gelehrter gleich berühmt. Er wurde 1799 in Konstantinopel geboren. Der Vater und geschickte Lehrer bildeten den Jüngling, der als Lieutenant der kaiserl. Cavaliergarde ein Hauptwerkzeug des Sturzes der Familie Dolgoruky wurde. Der 23jährige Jüngling wurde russ. Gesandter am londoner Hofe, liebte die große Welt, die schönen Künste und Gelehrten; schnell faßte er mehre lebende Sprachen, als er 1736 in Gefahr des Erblindens gerieth. Er wurde in Paris geheilt und ging nun ganz zu den ernsten Wissenschaften über, besonders zur Algebra und der Naturlehre, worüber er Tractate in russ. Sprache schrieb. Er kränkelte an Nierenschmerzen und Husten ein sieches Leben fort, suchte Herstellung in Italiens wärmerer Zone, und starb dort 1744. Er ist der Erste, welcher bei den Russen die Dichtkunst einheimisch gemacht hat. Er übersetzte den Anakreon und die Briefe des Horatius ins Russische. Er war auch selbst ein fruchtbarer Dichter in der Satyre, der Fabel und der Ode. Seine Satyren sind voll Gedanken und Poesie, fanden seiner Zeit Beifall und wurden ins Deutsche übersetzt. Die „Persischen Briefe" von Montesquieu, Algarotti's „Gespräche über Licht" hat er ebenfalls ins Russische übertragen.

Kantharíden, s. Fliegen.

Kanton, Hauptstadt der chines. Provinz Kuangtung, liegt unter 23° 30′ N. Br. und 113° 20′ O. L., an den Ufern des hier sehr brei-

ten Flusses Pekiang (Tigris), in einer äußerst reizenden und auch gesunden Gegend. Durch Canäle ist sie außerdem mit dem 30 Meilen entfernten Meere verbunden. Sie hat einen Umfang von beinahe 2 deutschen Meilen, ist befestigt (3 Forts mit einer starken Besatzung vertheidigen die Stadt), mit Wällen und Mauern umgeben. Nur ein Drittheil innerhalb jenes Raumes ist indeß mit Gebäuden besetzt, das Uebrige mit Lustgärten und Fischteichen. Kanton zerfällt in die Chinesen- und Mandschustadt und hat große Vorstädte. Die volkreichen Straßen sind lang, aber schmal, mit breiten Steinen gepflastert und sehr reinlich. Zu beiden Seiten sieht man Waarenläden, und ein fortlaufendes Vordach schützt Fußgänger und Hausbewohner vor den Sonnenstrahlen. Die Zugänge aller Straßen werden Abends mittelst eines Schlagbaumes zugleich mit den Stadtthoren geschlossen. Die meisten Häuser sind von Backsteinen und ein Stockwerk hoch; an denselben sind hinten 2 oder 3 Höfe, die zu Magazinen und zur Wohnung der Frauenspersonen dienen. Man hat sogar, auf Pfählen weit in das Wasser hinein, Häuser gebaut. Die Gossen oder Rinnen sind unter der Erde hingeführt. An den Gebäuden findet man gewöhnlich Fenster von Perlenmutter. Prächtig sind die Läden der Kaufleute, die 400 Totempel, worunter der größte auf der Insel Honan eine Menge von Höfen, Sälen, Bildsäulen u. s. w. enthält und von etwa 100 Bonzen unter einem Dalama bedient wird; die vielen Triumphbogen, Denkmäler, Palläste der Mandarine verschönern die Stadt. Fuhrwerke gibt es hier nicht, sondern alle Lasten werden von Trägern quer über den Schultern auf Bambusröhren getragen. Alle vornehmere Einwohner bedienen sich der Sänften. Nie sieht man chinesische und selten tatarische Frauenzimmer auf den Straßen. Kanton hat 750—800.000 Einw., wovon der dritte Theil (die ärmere Classe) in den 60.000 Sampanen oder Schiffen auf dem Flusse wohnt, die in Reihen nahe an einander auf einer Strecke von fast 3 Stunden festliegen, sodaß zwischen ihnen eine schmale Straße für die Fahrzeuge bleibt, welche den Fluß hinauf oder hinabfahren. Kanton ist der einzige See- und Handelsplatz, der den Europäern in China offen steht; doch darf kein Europäer das Innere der Stadt betreten. Die europäischen Factoreien, namentlich die holländische, französische, schwedische, dänische und englische, liegen auf dem sehr bequemen Kai am Ufer des Flusses. Hier wohnen die Supercargos der Handelsgesellschaften, beauftragt, die eingeführten Ladungen zum Verkauf auszubieten, Rückfrachten zu besorgen ꝛc. Unter den Mitgliedern der verschiedenen Factoreien herrscht die vollkommenste Einigkeit und ein angenehmer, geselliger Ton. Die chinesischen und tatarischen Kaufleute in Kanton, welche sich in den gangbarsten europ. Sprachen mit hinreichender Verständlichkeit ausdrücken, treiben ihren Handel mit Seide, Porzellan, lackirten Waaren u. dgl. fast allein mit Europäern. Den bei weitem wichtigsten Handel treiben hier die nordamerikanischen Freistaaten, und nach diesen die Briten. Auf der Insel Wampu, einem großen bequemen Ankerplatze, 3 Meilen von der Stadt, müssen die europ. Schiffe ausladen, ihre Frachtwaaren auf Lichterschiffen bis an die Factorei bringen lassen, und werden auch auf die nämliche Weise wieder beladen. Zwischen Wampu und der Stadt liegen 3 Hopos oder Zollhäuser, wo Ladungen und Passagiere aufs Strengste untersucht werden. Das meiste Silber, das aus Amerika nach Europa gelangt, strömt über Kanton und Batavia, wohin die Chinesen viele Lan-

desprodukte bringen, nach China. Die Hauptausfuhren sind Thee, Tusche, Firnisse, Porzellan, Rhabarber, Seide und Nanking. Die fremden Kaufleute sind von der Regierung an eine Handelsgesellschaft gewiesen, die 12—14 Honisten (Sicherheitskaufleuten, im Rang von Mandarinen), die als Unterhändler für sie Bürgschaft leisten, daß sie Zölle und Abgaben richtig bezahlen. Die hiesigen Fabriken in Porzellan, Seide ꝛc. werden größtentheils in den Vorstädten getrieben. Es gibt in Kanton auch eine englische Buchdruckerei. Die Lebensmittel sind hier wohlfeil und in Fülle vorhanden, ebenso die Leckereien. (Vgl. Macao.)

Kanzlei stammt von dem latein. Worte Cancellum, Schranke, her und bedeutete ursprünglich einen Ort, der mit Schranken umgeben war, wo sich eine richterliche oder sonstige Landesbehörde, abgesondert von den Parteien, versammelte und ihre Functionen ausübte. Hernach erhielt der Ausdruck eine weitere Bedeutung und wurde auf die Oerter überhaupt übertragen, wo offentliche Acten ausgefertigt und einregistrirt wurden, als die Kanzlei des Kriegs-, Justiz-, Finanz-Departements, die Hofkanzlei; oft wird auch das Personal darunter verstanden, daher dann Kanzleidirector, Kanzleipräsident oder Kanzler ꝛc. Die öffentlichen Acten aus einer Kanzlei heißen Kanzleischreiben und zeichnen sich vor der gewöhnlichen Schreibart durch gewisse Formalitäten aus; diese Förmlichkeiten nennt man den Kanzleistyl. Die gebräuchliche Schreibart zur Ausfertigung der Schreiben stand zwischen Fractur und Current. Weil in den öffentlichen Verhandlungen stets eine Würde herrschen muß, so heißt der Kanzleistyl auch der höhere Geschäftsstyl und zerfällt in Hof- und Gerichtsstyl. Mehres im Art. Geschäftsstyl.

Kanzler (Cancellarius, Chancelier, Chancellor), derjenige Beamte, welchem die Ausfertigung der öffentlichen Schriften obliegt. Durch die Seltenheit literarischer Kenntnisse und selbst der Elementarkenntnisse während der ersten Periode der modernen europäischen Staaten wurde nicht nur die Wichtigkeit dieses Amtes außerordentlich erhöht, sondern es wurde auch fast durchgängig ausschließliches Eigenthum der Geistlichkeit. Der Kanzler gehörte zu den 4 oder 5 obersten Hofbeamten, welche in den germanischen Reichen gewöhnlich angetroffen werden, und er war vermöge des Einflusses, welchen ihm sein Geschäft gab, einer der wichtigsten. In Deutschland wurde diese Würde von jeher von einem der vornehmsten Geistlichen bekleidet, bis der Erste der deutschen Geistlichkeit, der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, sie für immer mit seinem Amt als Erzkanzler vereinigte. Die beiden andern geistl. Kurfürsten hatten dieselbe Würde, jedoch ohne Function: der Erzbischof von Köln als Erzkanzler durch Italien, der Erzbischof von Trier durch Gallien und Arelat, d. h. das einst mit Deutschland verbundene Königreich Burgund. Das mainzische Erzkanzleramt hingegen war mit wichtigen Functionen, mit dem Directorium des Reichstags und aller Reichsgeschäfte und Reichskanzleien verbunden. Der Kurfürst ernannte einen Vicekanzler, welcher am Hofe des Kaisers und der eigentliche Reichsminister war. Der Kanzler von Frankreich war der erste Staatsbeamte, und der einzige, welcher, einmal ernannt, nicht wieder entlassen werden konnte. Man ernannte daher, wenn man ihn von den Geschäften entfernen wollte, neben ihm einen Siegelbewahrer. Der Kanzler war der eigentliche Justizminister und wurde daher aus dem Stande der Rechtsgelehrten erwählt. Ein Rest seines geistlichen Standes war, daß alles Mobilar, Livreen, selbst

der Wagen bei ihm schwarz seyn mußte. Die Würde ist jetzt wiederhergestellt. Außer dem Reichskanzler (Chancelier de France) hatten die Königin (auch in Deutschland hatte die Kaiserin ihren Erzkanzler, den Bischof von Fulda), die Söhne und Enkel des Königs, der erste Prinz von Geblüte, die Ritterorden, Universitäten ꝛc. ihre Kanzler. In England ist jetzt auch der Großkanzler (Lord High Chancellor) der erste Staatsbeamte, Präsident (Sprecher) des Oberhauses, Chef der Reichskanzlei und des damit verbundenen Gerichtshofs (Court of Chancery), nicht nur Justizminister, sondern auch Richter, nicht nur im Kanzleigericht, sondern auch im Oberhause, wohin die Appellationen von den sämmtlichen Obergerichten des Reichs gehen. Außer ihm gibt es noch einen Kanzler des Herzogthums Lancaster, und den Kanzler des Lehnhofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer, Cancellarius scaccarii), welcher der Finanzminister Englands ist. Auch Irland hat seinen besondern Reichskanzler. In den deutschen Staaten fing man um die Mitte des 15. Jahrh. an, Kanzler zu bestellen, deren Geschäftskreis sich sehr verschieden ausbildete, doch am häufigsten mit dem Amt eines Präsidenten der höhern Gerichts- und Regierungsbehörden verbunden wurde. In Baiern z. B. war ein Geheimrathskanzler, ein Hofkanzler, ein Lehnskanzler, und noch in den verschiedenen Provinzen ein Regierungskanzler. König Friedrich II. von Preußen errichtete einige Jahre nach seinem Regierungsantritte (1747) die Stelle eines Großkanzlers und Chef de justice für den berühmten Samuel v. Cocceji, welchem er eine durchgreifende Reform des Justizwesens übertragen hatte. In dieser Würde folgten demselben de Jariges, v. Fürst, v. Carmer, v. Goldbeck, Beyme, worauf sie wieder einging, indem für den Fürst v. Hardenberg die nach dessen Tode noch nicht wieder besetzte Stelle eines Staatskanzlers (Präsidenten des Ministeriums und Staatsraths) geschaffen worden war. In der östreich. Monarchie bestehen 3 Hofkanzleien: 1) die kaiserlich-königliche, an deren Spitze ein oberster Hofkanzler und 3 Hofkanzler stehen: der böhmisch-galizische, der lombardisch-venetianische und der östreichisch-illyrische; 2) die ungarische und 3) die siebenbürgische. Die Würde eines geheimen Hof- und Staatskanzlers, welche einst der Fürst Kaunitz so lange bekleidete, ist nach langer Unterbrechung wieder mit dem Fürsten Metternich besetzt.

Kaptanos, s. Klephten und Armatolen.

Kaplane, in der kathol. Kirche die Priester, welche einem Pfarrer als Gehülfen in seinem Amte beigegeben sind. Kaiser, Könige, Fürsten und Edelleute halten sich zu ihren Kapellen besondere Haus- und Hofkaplane. In der protest. Kirche führt noch hier und da der Nachmittagsprediger, welcher sonst gewöhnlich Diakon genannt wird, den Namen Kaplan, besonders dann, wenn er noch nebenbei Prediger an einer nahe gelegenen Dorfkirche ist.

Kapnist (Wassil Wassiljewitsch), k. russ. Staatsrath, Mitglied der Akademie u. a. gelehrten Gesellschaften, einer der ersten lyrischen Dichter Rußlands, geb. 1756, wetteiferte mit seinem Freunde und Anverwandten, dem gefeierten Odendichter Derschawin (s. d.). Er übersetzte mit Beifall den Horaz, mit dem er einige Aehnlichkeit im Geiste seiner Poesien verrieth. Die Sammlung seiner Werke erschien zu Petersburg 1806: „Lyrische Gedichte von Wassil Kapnist". Außerdem hat er eine Komödie: „Jabeda" („Die Chicane"), 1799, und eine Tragödie: „Antigone",

1815, geschrieben. Seine in franz. und russ. Sprache herausgegebene Beurtheilung von Homer's Odyssee ist zum Theil auf Hypothesen gebaut, mehr scharfsinnig als gründlich. Seine Oden haben nicht das Leichte und Kühne, wodurch die Oden des Derschawin sich auszeichnen, aber einen Reiz anderer Art. Reinheit des Styls, Gedankenreichthum, und eine gesunde, mit tiefem, wahrem Gefühl verbundene Philosophie, sind die charakteristischen Züge seiner Dichtungen. Vor einigen Jahren zog er sich auf sein Landgut Obuchowka (in Kleinrußland) zurück, wo er in der Einsamkeit sich und den Musen lebte. Er starb daselbst den 28. Oct. 1823 im 67. Jahre seines Alters.

Kapodistrias (Johann Anton, Graf v.), Präsident der hellenischen Regierung, früher russ. Staatssecretair, geb. 1776 zu Korfu, wo sein Vater Arzt war, stammt aus einem alten, seit 1300 in den ionischen Inseln ausgezeichneten Geschlechte. Er studirte die Heilkunde zu Padua und Venedig. Als die russischen Truppen 1799 die ionischen Inseln den Franzosen entrissen, wurde sein Vater an die Spitze der ionischen Deputation gestellt, welche nach Konstantinopel geschickt ward, um an den Verhandlungen über das weitere Schicksal der ionischen Inseln Theil zu nehmen. Das Resultat war der Vertrag vom 20. März 1800, welcher die Republik der sieben Inseln förmlich anerkannte und als der Pforte zinspflichtigen Staat unter den Schutz Englands und Rußlands stellte. Hiermit beginnt des jungen Kapodistrias politische Laufbahn. Schon 1800 erhielt er den ebenso schwierigen als ehrenvollen Auftrag, die Verwaltung der Inseln Kephalonia, Ithaka und Santa-Maura zu ordnen, und erfüllte denselben zu völliger Zufriedenheit. Seit dieser Zeit blieb er fortwährend Mitglied der Regierung der Republik, und war in den Jahren 1802—7 zuerst Minister des Innern, dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Marine und des Handels, und erhielt auch seit 1806 wesentlichen Einfluß auf das Kriegswesen. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Errichtung einer Normalschule, in welcher auch die bisher sehr vernachlässigte Muttersprache unter die Lehrgegenstände aufgenommen wurde. Als 1807 Ali Pascha von Janina, der sich früher bereits mit Hülfe der Franzosen der unter dem Schutze der ionischen Republik stehenden Küstenstädte Butrinto, Vonizza und Preveſa bemächtigt hatte, auch Santa-Maura anzugreifen drohte, ward Kapodistrias zum außerordentlichen Bevollmächtigten der Regierung ernannt, und erhielt zugleich den Oberbefehl über sämmtliche Milizen der sieben Inseln und über die Griechen aus Epiros, Albanien, Thessalien und Morea, welche als Flüchtlinge in die Dienste der Republik getreten waren und ein eignes Truppencorps bildeten. Auf diese Weise kam Kapodistrias zum ersten Male mit mehren der ausgezeichnetsten Heerführer des griechischen Festlandes, Kolokotronis, Markos Botsaris, Karaiskakis u. A., in nähere Berührung und knüpfte mit ihnen Verbindungen an, welche wenigstens in Zukunft nicht ganz ohne bedeutenden Einfluß bleiben konnten. Für jetzt gab indeß der Friede von Tilsit, welcher die ionischen Inseln wieder in Frankreichs Gewalt brachte, der politischen Thätigkeit Kapodistrias's eine andere Richtung. Aus Grundsatz verließ er unter der neuen Regierung den Staatsdienst, und lebte als Privatmann auf seinen Gütern, bis ihm von Seiten Rußlands, im Juni 1808, ehrenvolle Anerbietungen gemacht wurden, welche er um so weniger anzunehmen zögerte, je mehr er Rußland für diejenige Macht halten mochte, welche

für die Befreiung seines Vaterlandes das Meiste thun könne. Im Jan. 1809 begab er sich nach Petersburg, wo er bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde. Nachdem er hier durch einen dreijährigen Dienst in seinem neuen Wirkungskreise heimisch geworden, ward er 1811 der russischen Gesandtschaft in Wien beigegeben, aber schon 1813 als Chef des diplomatischen Departements nach dem Hauptquartier der russischen Armee an der Donau, und dann später nach dem Hauptquartier der großen Armee berufen, wo er bis 1815 an den wichtigsten Unterhandlungen den größten Antheil hatte. So ward er schon im Nov. 1813 durch Kaiser Alexander nach der Schweiz gesandt, und erreichte nicht nur den Zweck seiner Sendung, die Vereinigung der Schweizer mit den Verbündeten gegen Frankreich, sondern legte auch den Grund zu dem neuen System der schweizerischen Eidgenossenschaft, als deren kräftigster Fürsprecher er später auf den Congressen zu Wien, Paris und Aachen auftrat. Aus dieser Zeit schreibt sich seine Vorliebe für die Schweiz, welcher die dankbarste Erkenntlichkeit von Seiten der Schweizer entgegenkam. Da er sich bald das volle Vertrauen des Kaisers Alexander erworben hatte, so ward er bei den erwähnten Congressen zu den wichtigsten Unterhandlungen gezogen, unterzeichnete 1815 als russischer Bevollmächtigter den zweiten Frieden zu Paris und machte seinen Einfluß namentlich auch zu Gunsten seines Vaterlandes geltend, indem vorzüglich durch seine Vermittelung die Herstellung der Republik der sieben ionischen Inseln unter Großbritanniens ausschließendem Schutze bewirkt wurde. Von 1816—22 war Kapodistrias Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Rußland, und sicherte sich auf diesem wichtigen Posten durch umsichtige Mäßigung ebenso sehr die Achtung der Monarchen, als durch liberale Politik die Liebe und gute Meinung der Völker. Fortwährend lag ihm das Schicksal seines unterdrückten Vaterlandes am Herzen, und er blieb ein aufmerksamer Beobachter der Bewegungen, welche, vorzüglich seit der Erneuerung der Hetairie 1814, die Erhebung des griechischen Volkes 1821 vorbereiteten. Die Politik Rußlands in Bezug auf Griechenland bestimmte ihn indeß schon 1822, seiner Stelle als actives Mitglied des Ministeriums zu entsagen, ohne gerade als entschiedener Beförderer der griechischen Sache aufzutreten. — Von Kaiser Alexander geehrt und geachtet, geliebt von Allen, welche mit ihm in näherer Berührung gestanden, verließ er Rußland und begab sich nach der Schweiz, wo er wechselsweise zu Genf und Lausanne in der Zurückgezogenheit lebte. Kapodistrias blieb zwar während seines Aufenthalts in der Schweiz ein aufmerksamer Beobachter des Ganges der Ereignisse, er ließ den Griechen, namentlich im Verein mit Eynard, durch häufige Geldunterstützung aus eigenen Mitteln manche Hülfe angedeihen, sorgte auch für die Erziehung und Bildung mehrer jungen Griechen, welche in der Schweiz und in Deutschland einen Zufluchtsort suchten, scheint aber vorzüglich durch die schwankende Politik der drei Hauptmächte bewogen worden zu seyn, sich jeder unmittelbaren Einmischung in die griechischen Angelegenheiten zu enthalten. Auch seine Reise durch Deutschland, Frankreich und die Niederlande im Sommer 1826 mag zunächst nur insofern mit der Sache der Griechen in einiger Verbindung gestanden haben, als er seinen Einfluß zur Unterstützung der Griechen durch bereits bestehende oder zu bildende Hülfsvereine so viel möglich geltend zu machen suchte. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz lebte er

noch bis zu Ende des Jahres 1826 zurückgezogen in Genf. Im Jan 1827 begab er sich abermals nach Frankreich, angeblich um nach Petersburg in den activen Staatsdienst zurückzukehren, doch verweilte er bis zum Mai in Paris, und bekam hier die erste Kunde von seiner definitiven Wahl zum Regenten des griechischen Staats, welche in der früher in Kastri und Aegina zertheilten, aber endlich vorzüglich durch den Einfluß des Lords Cochrane und des Generals Church zu Damala vereinten Nationalversammlung am 14. April stattgefunden hatte. Da dabei von der vereinten Zustimmung der Mächte, welche kurz darauf durch die Unterzeichnung des Tractats vom 6. Juli Griechenland in ihren Schutz nahmen, vorzüglich aber von Rußlands Billigung Alles abhing, so begab sich Kapodistrias sogleich über Berlin nach Petersburg, um sich vorher sicherzustellen, ehe noch die Einladung des griechischen Volkes an ihn gelangen würde. Kaiser Nikolaus, welcher bereits mit den übrigen vermittelnden Mächten über die Wahl des Grafen übereingekommen war, empfing ihn auf das Günstigste und ertheilte ihm schon durch Ukas vom 13. Juli die ehrenvollste Entlassung aus russischen Staatsdiensten. Eben war Kapodistrias im Begriff Petersburg zu verlassen, als er die Decrete der Nationalversammlung erhielt, welche ihm sowohl die executive Gewalt in Griechenland auf sieben Jahre anvertraute, als auch zugleich die Vollmacht ertheilte, im Namen des griechischen Volkes und gegen Verpfändung von Staatsgütern eine Anleihe von fünf Millionen Thlrn. abzuschließen. Obgleich die Nationalversammlung Kapodistrias ersucht hatte, seine Abreise nach Griechenland zu beschleunigen, so hielt er es doch für nöthig, sich vorher über die Gesinnungen der übrigen Höfe persönlich Gewißheit zu verschaffen und zugleich zu der beabsichtigten Anleihe die gehörigen Vorbereitungen zu treffen. Erst zu Ende des Aug. beantwortete er von London aus, wohin er sich zunächst über Hamburg begeben hatte, das Berufungsschreiben des Präsidenten der Nationalversammlung mit einem Schreiben, worin er erklärte, daß es ihm zuförderst darum zu thun seyn müsse, Griechenland in ein sicheres Verhältniß zu den ersten Mächten Europas zu stellen. In dieser Absicht ging er über Brüssel nach Paris, wo er bis gegen das Ende des Oct. verweilte, hielt sich dann noch einige Zeit in Marseille und in der Schweiz auf, und langte erst in der Mitte des Nov. über Bologna in Ancona an, wo ihn eine englische Kriegsschaluppe von Korfu aus abholen sollte, die aber auch erst am 26. Dec. im Hafen von Ancona ankam. Am 1. Jan. 1828 schiffte sich Kapodistrias ein, begab sich auf dem Wege nach Malta bei Sasseno an Bord des englischen Linienschiffs Warspite, verweilte bis zum 14. Jan. in Malta, wo er mehre Conferenzen mit den Admiralen Codrington und Heyden hatte, und langte endlich in der Nacht des 18. im Hafen von Nauplia an. Er stieg hier zwar ans Land und empfing die Begrüßung der Beamten und des Volkes, schiffte sich aber nach kurzem Verweilen nach Aegina ein, wo damals die stellvertretende Regierungscommission ihren Sitz hatte. Auch hier ward er am 24. mit großem Jubel empfangen, und begann, nachdem er den Eid auf die Beschlüsse der Nationalversammlungen zu Epidauros, Astros und Trözene geleistet, und die erwähnte Commission durch ein besonderes Decret die executive Gewalt ganz in seine Hände gelegt hatte, sein schwieriges Werk.

Die oberste Leitung der Geschäfte war seit der Wahl des Grafen Kapodistrias durch die Nationalversammlung zu Trözene einer stellvertreten-

den Regierungscommission übergeben worden, welche zu Aegina ihren Sitz hatte und aus drei Mitgliedern, Georg Mauromichalis, J. M. Milaïtis und Jannulis Nako bestand. Jedoch hatte sie bei dem aufgelösten Zustande aller Verhältnisse, und namentlich bei der grenzenlosen Zerrüttung der Finanzen weder Kraft noch Mittel, ihre Anordnungen und Beschlüsse geltend zu machen und zur Ausführung zu bringen. — Als Kapodistrias den griechischen Boden betrat, theilte sich das Volk der Hellenen im Allgemeinen in drei Elemente: 1) Die Primaten, welche, im Besitze der meisten Ländereien und großer Reichthümer, ihre frühere einflußreiche Stellung unter den Paschas der Pforte noch nicht vergessen konnten, die ihnen damals über das niedere Volk zugestandene Gewalt auch bei der neuen Ordnung der Dinge zu behaupten suchten und daher jedem Streben nach geordneter Freiheit, welches mit ihren Planen nicht vereinbar war, hindernd entgegentraten. 2) Die Armatolen und Klephtenführer mit ihren Scharen, welche zugleich mit den Waffen die Gewalt in ihren Händen hatten, und, obwohl im Dienste der Regierung, jede durch die Nothwendigkeit eines gesetzlichen Zustandes gebotene Ordnung als lästige Beschränkung ihres zügellosen und durch einen siebenjährigen Kampf noch gesteigerten Freiheitsstolzes von sich wiesen. Nur in der Verachtung des kleinen Haufens regulirter Truppen (der Taktiker), welche man ihnen, meistens unter ausheimischen Führern, entgegenzustellen gedachte, und in ungestümen Anforderungen an die Regierung, welche ihnen fast nie Genüge thun konnte, stimmten sie überein; übrigens trennte sie Feindschaft und heillose Fehde, welche zwar meistens nur in vorübergehenden Parteikampf ausartete, zuweilen aber auch, wie zwischen Rumelioten und Moreoten, den ernstern Charakter des Bürgerkriegs anzunehmen drohte. 3) Die ackerbauende, gewerbtreibende und handelnde Classe, welche die Nachwehen des langen Krieges am schmerzlichsten empfand, sich nach Ruhe sehnte und daher für Alles, was auf die Herstellung eines geordneten Staatslebens und bürgerlicher Betriebsamkeit abzielte, die meiste Empfänglichkeit zeigte. Bildeten diese drei Classen, welche je nach verschiedenen Interessen besondere Plane verfolgten, die Masse der Bevölkerung, so kann man ihnen als eine vierte die kleine Zahl Derer an die Seite setzen, welche mit höherer Bildung eine edle Begeisterung für die Wiedergeburt ihres Vaterlandes verbanden, und indem sie das Wohl der Gesammtheit vor Augen behielten, ihr ganzes Streben darauf richteten, der schwer erkämpften Freiheit durch angemessene Formen, durch moralische und wissenschaftliche Bildung des Volkes, Festigkeit und Schutz zu schaffen, jeder Beeinträchtigung derselben aber mit Entschiedenheit die Spitze zu bieten. Und endlich darf man auch nicht jene wenigen Fremdlinge vergessen, welche von lebhaftem Interesse für die Sache der Hellenen beseelt, schon seit Jahren in Griechenland lebten, sich zum Theil durch große Opfer und wichtige Dienste die Achtung des Volkes erworben hatten und durch Ueberlegenheit an Bildung einen bedeutenden Einfluß besaßen. Die richtige Behandlung und zweckmäßige Anwendung dieser verschiedenen Elemente und Kräfte war die wichtigste und schwerste Aufgabe des neuen Regenten, und von der Gewandtheit, mit welcher er sie zu lösen verstand, hing das Wohl des Landes und sein eigner Ruhm ab. Das Folgende mag uns lehren, wie Kapodistrias diese seine Stellung zu würdigen wußte, wie theils Vorurtheil, theils einige Mißgriffe im Beginn seiner Verwaltung ihn nach und nach

systematisch zu jener unglückseligen Gewaltherrschaft führte, welche, mit dem Geiste und den Bedürfnissen des Volkes im schroffen Widerspruche, dem Lande neues Unheil, ihm selbst den zeitigen Untergang brachte.

Das Vertrauen, womit das griechische Volk dem Präsidenten entgegenkam, gab den ersten Maßregeln desselben, welche gleichsam die Grundsteine des neuen Staatsgebäudes seyn sollten, eine gewisse Energie, welche für die Zukunft zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigte. Kapodistrias erkannte sogleich, daß es vor Allem nöthig sey, der Regierung des jungen Staates jene formelle Bestimmtheit zu geben, welche ihr bisher gefehlt hatte und allein im Stande war, das Volk an Gesetzlichkeit und Ordnung zu gewöhnen. In dieser Absicht errichtete er, sobald die stellvertretende Regierungscommission abgedankt und der bisherige Senat durch ein Decret vom 30. Januar die gesetzgebende Gewalt niedergelegt hatte, das aus 27 Mitgliedern bestehende Panhellenion, das in seiner Gesammtheit dem Präsidenten als Staatsrath zur Seite stehen, zugleich aber auch in seinen Theilen die obersten administrativen Behörden für die Hauptzweige der Verwaltung, die Finanzen, das Innere, die auswärtigen Angelegenheiten und das Kriegswesen bilden sollte. Die unmittelbare Leitung der Geschäfte jedes Departements ward dagegen besondern Behörden übertragen, von welchen bereits im Anfange des Februar der Kriegsrath, der Ministerialrath, welcher, unter dem Vorsitz des Präsidenten, die auswärtigen Angelegenheiten, sowie die des Handels und der Schifffahrt zu besorgen hatte, und eine besondere Commission für kirchliche Angelegenheiten ins Leben traten. Später, im März, kam hierzu noch das Phrontistetion als allgemeine Verwaltungscommission, welcher Bestimmung, Verwendung und Berechnung der Summen oblag, die der Staatsschatz für die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung, vorzüglich die Unterhaltung der Land- und Seemacht, anwenden mußte. Um den Geschäftsgang bei der Administration zu erleichtern und dem neuen Staatsorganismus mehr Bestimmtheit zu geben, ward bereits im April der neugriechische Staat, d. h. Morea und die Inseln, in 13 Departements getheilt, von denen sieben auf Morea (Argolis, Achaja, Elcis, Obermessenien, Niedermessenien, Lakonien und Arkadien), und sechs auf die Inseln (nördliche, östliche und westliche Sporaden, nördlich, südliche und mittlere Cykladen) kamen. Für jedes Departement ward zunächst ein außerordentlicher Commissair gewählt, welcher vorläufig den Grund zu einer geordneten Provinzialverwaltung legen sollte und in unmittelbarer Verbindung mit den obersten Staatsbehörden blieb. Den Decreten, welche der Präsident in Bezug auf diese Anordnungen in der Civilverwaltung schnell nach einander erließ, standen bei der Ausführung freilich große Hindernisse im Wege. Es war ohne Zweifel einer der unglücklichsten Mißgriffe Kapodistrias, daß er die Hellenen, welche noch nicht gewöhnt sich den Erfordernissen eines ausgebildeten Staatslebens zu fügen, gleich anfangs nach der Art und den Formen geordneter europäischer Staaten zu regieren und seinem Willen unterthan zu machen gedachte. Schon in den ersten Monaten seines Waltens blieben mehre der zu voreilig erlassenen Decrete unbeachtet; Mißtrauen auf Seiten des Volkes war hiervon die natürliche Folge. Auch mochten sich mehre der früher einflußreichen Häupter der Nation bei den neuen Einrichtungen des Präsidenten durch wahre oder vermeinte Zurücksetzung beleidigt fühlen. Bereits im Mai verbreitete sich das Gerücht, man habe eine Verschwörung gegen

die Person des Präsidenten entdeckt, an deren Spitze sich Kolokotronis befinde, und im Junius bewies die unerwartete Verhaftung der drei Mitglieder der aufgelösten stellvertretenden Regierungscommission und einiger angesehener Spezzioten, welche als Häupter der den Absichten des Präsidenten feindlichen Inselpartei bezeichnet wurden, zur Genüge, daß Kapodistrias nicht nur dem einmal angeregten Verdachte Raum gegeben habe, sondern auch entschlossen sey, seine Selbständigkeit als Regent durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel zu sichern. In dieser Absicht wandte er neben der Civilverwaltung große Sorgfalt auf das Militairwesen. Um für die über Morea zerstreuten Truppenabtheilungen, deren Gesammtheit auf 8000 geschätzt wurde, einen Einigungspunkt zu gewinnen und sie mit Nutzen anderwärts zu verwenden, erhielten sie den Befehl, sich bei Damala zu sammeln, wo sie im Februar von Kapodistrias selbst gemustert wurden. Zu gleicher Zeit ward ein neues Reglement über Eintheilung, Sold, Verpflegung und Disciplin dieser Truppen nach europäischem Muster erlassen, welches ohne Zweifel mehr Anklang gefunden haben würde, wenn der Präsident im Stande gewesen wäre, auch übrigens den billigen Erwartungen der Truppen in Bezug auf die Auszahlung des rückständigen Soldes zu entsprechen. Dieß war freilich wenig geeignet, den aufrührerischen Geist der Armatolen und Palikaren für die Ordnung der Dinge empfänglich zu machen, um ihn aber wenigstens so viel als möglich abzuleiten und zugleich dem Staate dadurch einen wesentlichen Nutzen zu schaffen, wurden sie in kleinern oder größern Abtheilungen an den Hauptpositionen vertheilt, wo sie theils den noch auf dem hellenischen Festlande verweilenden Türken die Communication abschneiden, theils die Eroberungen der Hellenen im Norden nach Kräften erweitern sollten. Jedoch kamen diese Plane nur zum Theil zur Ausführung; noch im Mai wurde das Corps des Demetrius Ypsilanti von dem Bruder des Präsidenten, Viaro Kapodistrias, welcher unterdessen zum Mitgliede der Generalintendenz für die Truppen des Festlandes ernannt worden war, in dem Lager zwischen Megara und Eleusis gemustert, von wo es erst im October gegen Salona aufbrach. Den Kern der Taktiker bildeten damals die Reste des regulairen Corps, welches Oberst Favrier mit zur Expedition gegen Scio verwendet hatte und eben nach Methana zurückgekehrt ward. Um es zu vermehren, ward am 22. April ein besonders Decret erlassen, dem zufolge eine Conscription zur Verstärkung der Armee, von Einem Kopf auf Hundert, vorgenommen werden sollte. Daß diese dem Geiste und der Sitte der Hellenen völlig fremde Maßregeln bei dem ungeordneten Zustande des Landes ohne allen Erfolg bleiben würde, hätte man vorhersehen können. Favvier kehrte um die Mitte des Jahres nach Frankreich zurück. An seiner Stelle übernahm Oberstlieutenant Heidegger die weitere Organisation der regulairen Truppen, welche er durch Anwerbung von Freiwilligen wenigstens auf 3000 Mann zu bringen beabsichtigte. Zu gleicher Zeit ward die Errichtung eines Regiments Artillerie decretirt, für welches man vorzüglich die jungen Matrosen von Hydra, Spezzia und Ipsara zu gewinnen hoffte, und in die verschiedenen Zweige der Militairverwaltung, unter Heidegger's Leitung, eine höchst wohlthätige Ordnung und Bestimmtheit gebracht. — Noch weit größere Schwierigkeiten als bei der Organisation der Landmacht waren bei der Einrichtung der Marine zu überwinden. Als Kapodistrias die Regierung des griechischen Staates übernahm, waren die

meisten Fahrzeuge immer noch Privateigenthum. Besitzthum des Staates waren damals nur die von Oberstlieutenant Heidegger erbauten Kanonierschaluppen, die Corvette Hydra und die Fregatte Hellas, an welche sich einige Fahrzeuge von den drei Inseln anschlossen. Die Hydrioten boten zwar dem Präsidenten, kurz nach seiner Ankunft auf Aegina, ihre Dienste an; allein die Art und Weise, wie sie bei dieser Gelegenheit ihre Uebermacht zur See für ihren eigenen Vortheil geltend machen wollten, bewog Kapodistrias, sie mit der Erklärung zurückzuweisen: die Existenz Griechenlands hänge keineswegs von der hydriotischen Marine ab; er habe Mittel in Händen, die Mißbräuche, welche verhinderten, daß das Vaterland nicht auf die Marine rechnen könne, auszurotten; sie werde in Zukunft auf gleichen Fuß wie die Landarmee besoldet werden, und so sey es ihr eigner Vortheil, sich seinen Befehlen zu fügen. Im Wesentlichen war hierdurch nichts gewonnen, und die einzige traurige Folge davon war jene heillose Spannung, welche später die Insel Hydra und die Regierung auf so nachtheilige Weise entzweite. Um nur zunächst der griechischen Flagge wieder einige Achtung zu verschaffen, sorgte der Präsident für eine strengere Schiffs- und Hafenpolizei. Größere Unternehmungen zur See gestattete die geringe Zahl disponibler Schiffe nicht; ihre Vermehrung verbot der Zustand des Staatsschatzes, und so mußte die Regierung ihre ganze Thätigkeit zur See darauf beschränken, daß sie die nach dem Ibrahim Pascha besetzten Hafenplätze in Morea, sowie die Küstenfestungen des westlichen Griechenlands und auf Kandia, in Blokadezustand erklärte, wozu sie aber nur ein kleines Geschwader von acht Kriegsbriggs und Goeletten mit einigen Kanonierschaluppen unter Contreadmiral Sachturis bestimmen konnte. — Hätte der Präsident gleich anfangs über ansehnlichere finanzielle Mittel gebieten können, so würde er ohne Zweifel größere Plane gefaßt und ausgeführt, und überhaupt bei der neuen Organisation des Staates mit mehr Sicherheit und Entschiedenheit zu Werke gegangen seyn. Allein gerade in dieser Beziehung stieß er überall auf unübersteigliche Hindernisse. Bei seiner Ankunft in Griechenland fand er daher nicht nur die Staatscassen völlig leer, sondern auch die Verwaltung der Staatseinkünfte in einer solchen Zerrüttung, daß er nicht einmal auf die wenigen Hülfsquellen, welche zeither dem Staate zu Gebote gestanden hatten, mit Bestimmtheit rechnen konnte. Kapodistrias nahm seine Zuflucht zur Begründung einer Nationalbank. Gegen acht Procent Zinsen und das Anerbieten von Nationalgütern als Hypothek, sollte es Einheimischen und Fremden freistehen, Gelder in der Nationalbank anzulegen, und da der Präsident dabei vorzüglich auf die Theilnahme der reichern Kaufleute in Griechenland selbst, welche noch am meisten disponibles Capital besaßen, rechnete, so erließ er bereits am 16. Februar ein Umlaufschreiben an alle begüterten Bürger im ägäischen Meere, im Peloponnes und in den Provinzen des Festlandes, worin er sie zur Einlage in die Bank besonders aufforderte. Die Mahnung fand zwar nicht überall gleich günstige Aufnahme; aber das Beispiel des Präsidenten, welcher selbst mit seiner nächsten Umgebung die ersten bedeutenden Einlagen machte, blieb nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf Andere, und so belief sich bereits im Mai, wo auch Eynard 50.000 Fr. Einlage machte, das Capital der Bank auf 100.000 Kolonaten, freilich nur nominal, denn mehre der Beitragenden waren eigentlich nur Staatsgläu-

biger, welche ihre Schuldforderungen der Bank zuschreiben ließen, um wenigstens noch die Zinsen davon zu genießen. Die Staatseinkünfte bestanden überhaupt nur in indirecten Abgaben, nämlich den Zehnten, den Zöllen, den Abgaben von Manufacturen und einigen Accisen und Taxen. Die unmittelbare Verwaltung derselben würde, ganz abgesehen von den damit verknüpften Schwierigkeiten, einen Kostenaufwand verursacht haben, der fast ihrem Ertrage gleich gekommen wäre, und so sah sich die Regierung genöthigt, das bereits bestehende System der Verpachtung der Einkünfte beizubehalten. Die früher abgeschlossenen Pachtcontracte wurden annullirt, den dabei Betheiligten ward Entschädigung zugesagt, und die Betreibung der Rückstände, welche im Gesammtbetrag mehre 100.000 Piaster ausmachten, nach Kräften ins Werk gesetzt. Ein reiner Gewinn von 50.000 spanischen Thalern ergab sich hiervon in kurzer Zeit. Schon in den letzten Tagen des Februars begann hierauf die Versteigerung der Staatseinkünfte unter der der Regierung sehr günstigen Bedingung der Vorausbezahlung. Doch fanden nur die Einkünfte der Inseln willige Abnehmer. Auch diese Finanzoperation entsprach daher nicht ganz den Erwartungen, und schon im März erklärte der Präsident in einem Privatschreiben an Eynard, daß ihm die Organisation des griechischen Staates nur dann möglich seyn werde, wenn sich die hohen Mächte, welche Griechenland in ihren besondern Schutz genommen hätten, zu einer Anleihe von 20 Millionen Francs verstehen würden. Die Unterhandlungen, welche deßhalb von Seiten der großen Mächte gepflogen wurden, führten endlich zu dem großen Resultate, daß sich Frankreich und Rußland anheischig machten, vorläufig zusammen 1.000.000 Fr. als Subsidien an die griech. Regierung zu zahlen, England dagegen für jetzt jede Hülfleistung verweigerte. Frankreich war hierauf der erste Staat, welcher durch die Ernennung eines besondern Agenten mit der griechischen Regierung in ein förmliches diplomatisches Verhältniß trat. In der Person des Obersten Baron von Juchereau de St.-Denis erschien derselbe bereits im Junius auf Aegina, und überreichte dem Präsidenten, zugleich mit seinem Creditiv als französischer Generalconsul in Griechenland, die ersten 500.000 Francs zum Geschenk. Fast um dieselbe Zeit überschickte die Kaiserin Mutter von Rußland der Regierung ein Geschenk von 200.000 Silberrubeln, und der Kaiser selbst ließ der Nationalbank 2.000.000 Francs Dahrlehn zu fünf Procent Zinsen anweisen. Mit Frankreich im Einverständnisse schickte einige Monate später auch England und Rußland diplomatische Agenten an die griechische Regierung (Dawkins und Graf Bulgari), während die endliche Ausgleichung der griechischen Angelegenheit die Cabinete wieder lebhafter als je beschäftigte.

Die Räumung Moreas von Seiten Ibrahim Paschas war dabei natürlich die erste Bedingung jeder weitern Unterhandlung. Nachdem bereits Admiral Codrington am 6. Aug. mit dem Vicekönig von Aegypten, Mohammed Ali Pascha einen förmlichen Vertrag hierüber abgeschlossen hatte, machte Kapodistrias den griech. Oberbehörden eine officielle Mittheilung über die Annäherung eines franz. Hülfscorps, um die Räumung von Morea zu beschleunigen. Nach der Räumung der Halbinsel stellten die drei Mächte bereits durch einen Vertrag vom 26. Nov. 1828 Morea und die cykladischen Inseln unter ihre provisorische Garantie, und dehnten die nördlichen Grenzen des neugriech. Staates durch das Protokoll vom 22. März bis zu den Meerbusen von Arta und Volo aus.

Die Franzosen kehrten indeß, bis auf ein Beobachtungscorps von 5000 M., nach ihrem Vaterlande zurück. In dem fast gänzlich verwüsteten Morea konnte die Herstellung der Ordnung freilich nur langsam von statten gehen; allein es geschah auch hier noch vor Ablauf des Jahres, was Mittel und Umstände erlaubten. Durch die Anlage des Waisenhauses auf Aegina und die Errichtung von Elementarschulen in mehren Theilen des Festlandes und der Inseln ward eine tüchtige Jugendbildung vorbereitet, mit großem Eifer und dem besten Erfolge ward in einigen Gegenden, z. B. um Argos, das wüste Land neu angebaut; in der ersten Hälfte des Oct. legte der Präsident den Grund zu einer Postanstalt. — So sehr auch Kapodistrias bei der ersten Organisation der Civil- und Militairverwaltung durch die Anstellung der einflußreichsten Häupter der Nation, der Konduriottis, Mauromichalis, Kolokotronis, Maurokordatos u. A., Vertrauen und Zuneigung erweckt hatte, so schnell schwanden diese, als er nach Verlauf von einigen Monaten durch die höchst unkluge Begünstigung seiner Landsleute, der Korfioten, und vorzugsweise seiner Brüder, Viaro und Augustin, gewissermaßen den Nationalstolz der Hellenen beleidigte. Namentlich gab die Art und Weise, wie Viario Kapodistrias die ihm bei den höchsten Staatsbehörden, Phrontisterion und dem Panhellenion, oder als außerordentlichen Commmissair in den Provinzen anvertraute Gewalt geltend zu machen suchte, dem Walten der Regierung den Schein einer fast systematischen Willkür, welche mit den Interessen des Landes und mit den Hoffnungen des Volkes in offenbarem Widerspruch stand. Das Beispiel Maurokordatos's, welcher bereits im Aug. 1828 aus Unwillen über die verkehrten Maßregeln der Regierung dem Staatsdienste entsagt hatte, blieb nicht ohne Nachahmer und wirkte höchst nachtheilig auf die Stimmung des Volks im Allgemeinen. Endlich berief der Präsident eine neue Nationalversammlung, welche nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten am 23. Juli zu Argos zusammentrat und bis zum 18. Aug. ihre Berathungen fortsetzte, in welcher Zeit sie 22 Sitzungen hielt, nach Anhörung eines Rechenschaftsberichts über den diplomatischen Verkehr der Regierung mit dem Auslande 13 Decrete erließ, das Finanzwesen ordnete, den Zustand des Heeres und der Flotte untersuchte, die verschiedenen zum Theil erst begonnenen, zum Theil erst ausgeführten Verbesserungen im Innern prüfte und ein Budget für 1830 entwarf. Uebrigens wurden alle Handlungen des Präsidenten gutgeheißen, an die Stelle des Panhellenions ein von dem Präsidenten erwählter Senat von 27 Mitgliedern errichtet; die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara sollten entschädigt, eine neue Nationalmünze (bestehend in dem Phönix zu 100 Lepta als Einheit, und 1, 5 und 10 Leptastücke als Scheidemünze) ausgeprägt werden. Eine Civilliste wurde, in Betracht des beschränkten disponibeln Capitals der öffentlichen Cassen, von dem Präsidenten mit dem Vorbehalte zurückgewiesen, daß ihm die Benutzung der Staatscasse freigelassen werde, sobald seine eignen Mittel für den Bedarf seiner Function nicht mehr hinreichen würden. — Das System der Regierung blieb dasselbe, erhielt aber durch neue Formen mehr Bestimmtheit. Mit der Errichtung des Senats, welchem u. A. auch die Revision der Constitution und Redaction neuer Gesetzbücher übergeben wurde, stand die neue Organisation des Staatsministeriums mit streng monarchischen Formen und einer besondern Rechnungs- und Controlekammer in unmittelbarer Verbindung. Die Ernennung sämmtlicher Be-

amten bei diesen Behörden stand allein dem Präsidenten zu, der dabei mit der größten Vorsicht zu Werke ging. Präsident des Senats ward der Sprecher der Nationalversammlung zu Argos, Georg Sissinis; Staatssecretair des Innern Nikol. Soiliadis; Staatssecretair der Justiz der der Familie des Präsidenten befreundete Korfiote Eenatas; Staatssecretair der geistl. Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts Nik. Chrysogelos; Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten Jakovaki Rizos Neroulos. Am 1. Oct. begann die Wirksamkeit dieser Behörden. Die heilsamen Folgen, die man sich davon wenigstens auf Seiten der Regierungspartei und im Auslande für die Befestigung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, sowie des gegenseitigen Vertrauens versprach, konnten bei dem immer noch sehr zerrütteten Zustande des Landes und namentlich bei der Beschaffenheit des Personals, freilich erst mit der Zeit bemerkbar werden. Je weniger und je später sie sich aber fühlbar machten, desto mehr gaben die neuen Einrichtungen der Regierung der Opposition, welche sie nur als ebenso viel Schritte zu einer systematischen Despotie darzustellen bemüht war, Gelegenheit zu heftigen und scheinbaren Angriffen auf deren Urheber, den Präsidenten und seinen Anhang. (S. den „Courrier de Smyrne", 1829.) Mehrmalen empörten sich 1829 die Truppen wegen Soldrückstand; namentlich in Ostgriechenland und auf Salamis. Der Präsident stellte aber die Ruhe wieder her. Als Heidegger im Aug. 1829 Griechenland verlassen, übernahm General Trezel die Eeneraldirection der regelmäßigen Truppen, welche er auch im folg. J. führte. Sie waren 2247 M. stark und lagen zerstreut in Napoli di Romania, Korinth, Patras, Methana, Poros, Koron und Lepanto, während in Missolunghi, Vonitza und Malvasia unregelmäßige Truppen lagen und Modon und Navarin noch in den Händen der Franzosen waren. Unregulaire Truppen standen damals in Westgriechenland 3962 M., in Ostgriechenland 4030 M., aber ohne Oberanführer. Denn General Church, welcher gleich anfangs, sowie sein Landsmann Lord Cochrane, von dem Präsidenten mit beleidigender Geringschätzung behandelt worden war, hatte bei der Nationalversammlung zu Argos seine Entlassung eingegeben, und lebte seitdem dort als Privatmann, wo er sich bald der Opposition anschloß; und Demetrios Ypsilanti, seither Stratarch in Ostgriechenland, dankte am 1. Jan. 1830 ab, weil er es unter seiner Würde hielt, sich den Befehlen des unerfahrenen Augustin Kapodistrias zu fügen. — Fast noch schlimmer stand es um die von Tag zu Tag mehr in Verfall gerathende Marine, bei deren Generalintendanz sich, zum Unheil des Staates und zur Schmach des Präsidenten, der ältere Bruder desselben, Graf Viaro Kapodistrias, die lächerlichsten Blößen gab. Sie bestand um jene Zeit aus 1 Fregatte, 1 Corvette, 3 Dampfschiffen, 9 Briggs und Goeletten, und 30 kleinern Fahrzeugen. Auf der andern Seite war das Steigen der Handelsmarine um so erfreulicher. Namentlich zeigte sich in einigen Häfen des Archipel, vor allen in Syra, wieder ein lebhafter Umsatz an Waaren und Capitalien; Geld kam in Umlauf und ein neuer Credit fing an sich zu bilden. Selbst mit Konstantinopel und nach dem schwarzen Meere hin knüpften griech. Kauffahrer, vorzüglich seit dem Frieden zu Adrianopel, wieder Verbindungen an. Im Febr. 1830 ward Hydra von der Regierung auf 5 Jahre zu einem Freihafen erklärt, eine Begünstigung, welche freilich die Nachtheile einer andern Maßregel der Regierung, nämlich die von augenblicklicher

Noth gebotene Erhöhung der Aus- und Eingangszölle, nicht wiederaufwog. Ebenso zweckwidrig war ein anderes Decret des Präsidenten, dem zufolge die Kaufleute in 2 Classen mit gewissen Bevorrechtungen eingetheilt werden sollten. Eine solche Beschränkung der bisherigen allgemeinen Handelsfreiheit, die am Ende nur zum Nachtheil der ärmern Classe den reichern Capitalisten gewisse Privilegien sichern mochte, mußte überall den gerechtesten Unwillen erregen, und veranlaßte bereits am 24. April 1830 zu Syra, welches davon am meisten betroffen wurde, einen förmlichen Aufstand, der vom Präsidenten auf eine despotische Art unterdrückt wurde. — Auch Kirchen und Schulen nahmen die Aufmerksamkeit und Fürsorge der Regierung in Anspruch. Die Ernennung der Priester ward durch Einziehung der geistlichen Ländereien, deren Ertrag auf zweckmäßigere Weise theils zur Besoldung der Geistlichen, theils zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung angewendet werden sollte, von dem Willen der obersten Staatsbehörde abhängig gemacht. Auf Aegina ward ein Priesterseminar, als oberste geistliche Behörde aber ein Kirchenrath errichtet. Das Waisenhaus, welches zu Ende 1829 gegen 500 Zöglinge aufgenommen hatte, und die Centralschule auf Aegina, vorzüglich zur Bildung von Lehrern für die Schulen des gegenseitigen Unterrichts bestimmt, sowie die Militairschule zu Nauplia, machten den Mittelpunkt sämmtlicher Bildungsanstalten aus. Die Druckereien wurden von der Regierung fast ausschließlich zum Organ der Kundmachung ihres Willens gebraucht, wie die beiden während 1829 erscheinenden Zeitungen, der „Courrier d'Orient", in franz. Sprache, an dessen Stelle seit d. 13. Nov. der „Courrier de la Grèce" trat, und die „Allgemeine Zeitung von Griechenland" in neugriech. Sprache, zur Genüge bewiesen. Dieser Punkt gab daher der Opposition, welche namentlich gegen Ende 1829 durch den Beitritt mehrer einflußreicher Männer, des Gen. Church, des ehemaligen Staatssecretairs Trikupis, eines Maurokordatos, Zaimis, Zogratos, Dolianis, Konduriotis, Miaulis u. A., welche sämmtlich ihren Stellen entsagt hatten, sehr an innerer Kraft gewann, Veranlassung genug zu gegründeten Beschwerden. Kann indeß der Unbefangene den Präsidenten nicht freisprechen von unbewußten oder auch absichtlichen Fehltritten, so verlangt dagegen die Gerechtigkeit eine vorurtheilsfreie Würdigung der Schwierigkeiten, mit welchen die Regierung fortwährend zu kämpfen hatte, und unter denen der Präsident nach und nach die sichere Haltung verlor, die ihm ein Uebergewicht über seine Feinde hätte sichern sollen. Die Finanznoth war fortdauernd und steigend. Ende 1829 kamen 500.000 Fr. rückständige Subsidien aus Frankreich; der edle Eynard leistete der Regierung einen baaren Vorschuß von 700.000 Fr., und schenkte ihr im Jan. 1830 200.000 Fr. Die Nationalbank ward neu organisirt, fand aber, des unsichern Zustandes des Staates wegen, wenig Theilnahme.

Das Protokoll vom 22. März 1829 hatte, außer den obenberührten Grenzbestimmungen für den neugriech. Staat, noch festgesetzt, daß Griechenland zwar unter der Souverainetät der Pforte verbleiben, und deßhalb an diese 1.500.000 Piaster jährlichen Tribut entrichten, zugleich aber auch seine eigne Verfassung in der Form einer nach dem Rechte der Erstgeburt erblichen Monarchie erhalten solle. Doch die Pforte verweigerte ihre Beistimmung. Endlich erklärte sie im 10. Art. des Friedensschlusses zu Adrianopel am 12. Sept. nicht allein ihren Beitritt zu den

Bestimmungen des Vertrags vom 6. Juli und des Protokolls vom 22. März, sondern verpflichtete sich auch, an den Verhandlungen, welche demnach zwischen den 3 Großmächten eingeleitet werden würden, durch Bevollmächtigte Theil zu nehmen. Durch ein Protokoll vom 3. Febr. 1830 wurden nun die frühern Bestimmungen dahin abgeändert, daß 1) Griechenland ein völlig unabhängiger, selbständiger und tributfreier Staat seyn solle; daß dagegen 2) die Demarcationslinie des neugriech. Staats um dem billigen Wunsche der Pforte nach Beschränkung der durch das Protokoll vom 22. März festgesetzten Grenzen nachzugeben, bei der Mündung des Flusses Aspropotamos beginne, von da längs dieses Flusses nach den Höhen des Sees von Angelo-Kastro laufe, diesen, sowie die Seen von Vrachori und Saurowitza durchschneide, sich dann gegen den Berg Artolino wende, und von da weiter den Kamm des Aros, das Thal von Kalouri und die Höhen des Oetagebirges bis zum Golf von Zeituni und namentlich den Ausfluß des Sperchios verfolge; zugleich sollten Bestandtheile des griech. Staates seyn: die Insel Negroponte, die Teufelsinseln, die Insel Skyros und die Cykladen, zwischen 36—39° N. Br. und 26—29° O. L. Ein zweites Protokoll von demselben Tage bestimmte hierauf, dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg die Souverainetät des griech. Staates anzutragen und schon unter gleichem Datum ward diesem deßhalb die bezügliche officielle Mittheilung gemacht, welche seine Zustimmung unter gewissen Beschränkungen am 11. Febr. zur Folge hatte. Diese bezogen sich auf die fortdauernde vollkommene Garantie des neugriech. Staats von Seiten der vermittelnden Mächte, die religiöse und bürgerliche Sicherstellung der griech. Einw. von Samos und Kandia, eine neue mehr Schutz gewährende Grenzbestimmung auf dem griech. Continente, und die nöthige Unterstützung an Geld und Truppen. In dieser Ansicht bestärkten ihn nicht nur eine Denkschrift des Generals Church über die Grenzen Griechenlands, sondern auch die Briefe, welche er von Kapodistrias über die innere und äußere Lage Griechenlands erhielt. Unterdessen hatten die 3 Mächte in den Protokollen vom 4. und vom 20. Febr. 1830 zwar die Garantie des neuen Staats und die einer Anleihe für denselben übernommen, allein Kandia und Samos der Pforte zugesprochen, auch eine Abänderung der Demarcationslinie der nördlichen Grenzen Griechenlands für unstatthaft erklärt. Nun hatte zwar der griech. Senat den Beschluß der Großmächte über Leopolds Wahl am 16. April 1830 förmlich angenommen; allein die Parteiung unter den Griechen selbst und die Protestation des Senats gegen die übrigen Bestimmungen der Protokolle vom 4. und 20. Febr. machten auf den Prinzen einen so peinlichen Eindruck, daß er schon am 15. Mai zu erkennen gab, daß die Berichte aus Griechenland ihn zur Entsagung auf die angetragene Souverainetät bestimmen müßten, wenn die erwarteten Actenstücke seine Besorgnisse bestätigten. Dieß war der Fall; daher entwickelte er in seinem Abdicationsschreiben, den 21. Mai, die Gründe seiner Entsagung, „daß es nicht mit seiner Denkweise übereinstimme, sich den Griechen gegen ihren Willen aufdringen zu lassen, da sie in der Meinung ständen, daß die Grenzen ihres Staats zu beschränkt wären, und es nicht dulden wollten, daß ein Theil ihres Landes, den sie mit ihren Waffen vertheidigt hätten, den Türken zurückgegeben würde; diese Veranstaltungen und der Widerwille der Griechen entzögen ihm die Macht, die Souverainetät mit freudiger Zustimmung des Volkes zum

Besten desselben auszuüben; der aus den Berichten des Präsidenten hervorgehenden Sachlage zufolge habe man ihm nur die Stelle eines Abgeordneten der verbündeten Mächte zugetheilt, der bestimmt sey, durch die Gewalt der Waffen die Griechen in Unterwerfung zu halten u. s. w." Ob nicht auch die geheime Unzufriedenheit eines Hofes, dem in dem Prinzen Leopold Englands Wahl mißfiel, und der den britischen Einfluß mit Eifersucht beobachtete, sowie die in England nach Georgs IV. Tode bevorstehende Veränderung auf den Entschluß des Prinzen mit eingewirkt, habe, läßt sich mit Gewißheit nicht behaupten.

Der Eindruck und die Folgen von der Resignation des Prinzen Leopold, welche dem Präsidenten im Julius durch eine gemeinschaftliche Note der Residenten der vermittelnden Mächte mit der Bitte bekannt gemacht wurde, daß er auf seinem Posten bis zu weiterer Entscheidung verbleiben möchte, konnten in Griechenland selbst nur höchst nachtheilig seyn. Sogar die begeistertsten Vertheidiger des Grafen Kapodistrias vereinigen sich in der Meinung, daß vorzüglich seit dieser Zeit die griechische Regierung, unter dem Drange und der Ungewißheit der Verhältnisse, die sichere Haltung verloren, und die meisten Fehltritte begangen habe, welche man ihr mit Grund zu Last legen könne. Die Opposition, welche die Abdankung des Prinzen, ihrem Systeme getreu, den Machinationen des Präsidenten allein zuschreiben zu müssen glaubte, ward erbitterter als je vorher, weil sie jetzt ihren Zweck, die Entfernung Kapodistrias und seines verhaßten Anhangs, auf lange Zeit vereitelt sah, und auch jenem gemäßigtern Theil der Nation, welcher sich aus gewissen Privatinteressen der Wahl Leopolds nicht sehr geneigt gezeigt hatte, konnte jetzt seine Entsagung schon deßhalb nicht genügen, weil durch sie die Uebelstände, von welchen jene begleitet gewesen war, nicht einmal gehoben wurden. Die Vorstellungen des Senats gegen die Beschränkungen der Grenzen des griech. Staats, die Räumung des griech. Gebiets von Seiten der Türken, und umgekehrt des türkischen von Seiten der Griechen, und endlich die so sehnlich erwartete Garantie der beabsichtigten Anleihe von 60 Mill. Fr., schien die Conferenz als unwesentliche Dinge für jetzt einer weitern Beachtung nicht würdigen zu wollen. Wenigstens ließ die erwähnte Note der Residenten in Griechenland die Regierung hierüber völlig in Ungewißheit. Je mehr es der griech. Regierung an Mitteln, an Geld und disponibeln Truppen fehlte, Attika und Negroponte militairisch zu besetzen, und demgemäß neu zu organisiren, desto mehr zögerte die Pforte mit der Räumung; erst als die Chefs der Seestationen der verbündeten Mächten sich ins Mittel schlugen, und die Küsten von Attika besetzen ließen, setzte die Pforte im Nov. zur Räumung von Athen und Negroponte eine Frist von zwei Monaten fest, sodaß sie bis zum 10. Jan. 1831 vollendet seyn sollte; allein später soll sie wenigstens im Geheimen wieder Gegenbefehle ertheilt haben, welche um so leichter mit einem gewissen Scheine des Rechts befolgt werden konnten, da auch von Seiten der griech. Regierung bei dem Verkaufe und Austausch der Ländereien Schwierigkeiten erhoben wurden, welche dem längern Verweilen der Türken einen vollkommenen Vorwand leihen mochten. Man schreibt die Schuld hiervon, vielleicht nicht mit Unrecht, jener falschen Politik des Präsidenten zu, der zufolge er die Ankäufe einflußreicher Fremden so viel als möglich zu verhindern gesucht haben soll. Unter diesen Umständen darf es uns nicht wundern, daß auch für die Ausmittelung der durch das Protokoll vom

3. Febr. bestimmten Grenzlinie des Festlandes fast nichts geschah. Wurden von den Bevollmächtigten die Vorarbeiten dazu wirklich begonnen, so ward dagegen die Fortsetzung derselben bereits im Nov. durch das Gerücht von einem neuen Protokolle, welches die Grenzen des neugriech. Staats dennoch bis auf die Linie zwischen Arta und Volo erweitern werde, aufgehalten. Selbst die Pforte soll damals diesem Plane nicht abgeneigt gewesen seyn, änderte aber später ihre Gesinnungen wieder, als die politischen Ereignisse zu Anfange des Jahres 1831 ihr eine vortheilhaftere Stellung zu den vermittelnden Mächten zu sichern schienen; und so blieb hier Alles in der alten Ungewißheit, während des Schicksal von Samos und Kandia gemäß den Protokollen der Conferenz auf die gewaltsamste Weise entschieden wurde.

Nächst der Entsagung des Prinzen Leopold im Mai 1830 war in diesem Jahre nichts von entschiedenerm Einfluß auf Griechenlands Schicksal, als die zwei Monate später ausbrechende Revolution in Frankreich. Sie trug mit ihren umfassenden Folgen am meisten dazu bei, Griechenland zu den Hauptmächten des europäischen Staatensystems, welche sich anheischig gemacht hatten, dem jungen Staate seine Existenz und politische Anerkennung zu sichern, plötzlich in ein mißliches Verhältniß von Unbestimmtheit zu versetzen. Besaß Kapodistrias Scharfsinn genug, die europäische Bedeutung der Juliusrevolution sogleich zu erkennen, so fehlte ihm auf der andern Seite auch nicht die Klugheit, die Besorgnisse, welche ihm in seiner Stellung die Nachrichten aus Frankreich verursachen mußten, wenigstens anfangs so viel wie möglich zu verbergen. Schon lange vor den revolutionnairen Bewegungen im Westen hatten sich in Morea sehr bedenkliche Symptome von dem Daseyn einer gewissen republikanischen Partei gezeigt, welche die Entfernung des Präsidenten vorzüglich deßhalb zu verlangen schien, weil seine Verwaltung zu sehr von monarchischen Grundsätzen ausgehe. In Maina war die Unzufriedenheit des Volks, angeblich durch mißvergnügte Chefs, welche sich jetzt in den Stand einfacher Privatleute versetzt sahen, genährt, schon in den ersten Tagen des Jul. in einen förmlichen Aufstand ausgebrochen; und so war es wahrscheinlich nur eine Vorsichtsmaßregel, welche der Präsident der Erhaltung der öffentlichen Ruhe schuldig zu seyn glaubte, als er im August das Corps des ihm ergebenen Kolokotronis in Morea durch 2000 Rumelioten verstärken ließ. Sie wurden aber bald keineswegs zur Erhaltung der Ruhe, sondern gleichviel ob mit oder ohne Wissen des Präsidenten, zur gewaltsamen Beitreibung der Steuern gebraucht, deren ungemeine Erhöhung die vornehmlich gegen das Ende des Jahres wachsende Noth der Regierung geboten hatte. — Die vermittelnden Mächte hatten bei den Unterhandlungen mit dem Prinzen Leopold sich anheischig gemacht, der griechischen Regierung zur Bestreitung des Staatshaushalts die Garantie einer Anleihe von 60 Mill. Francs zu gewähren. Deßhalb kam man am 20. Juni überein, sogleich eine Summe von 1.500.000 Fr., wozu jede der verbündeten Mächte ein Drittel beizusteuern versprach, als Vorschuß auf die zu leistende Anleihe nach Griechenland abzuschicken. Diese Summe, in Verein mit 350.000 Fr., welche abermals Eynard während der Verhandlungen über jene Subsidien dem Präsidenten überschickt hatte, deckten nothdürftig den Aufwand für das Heer und den öffentlichen Unterricht bis gegen das Ende des J. 1830. Die laufenden Ausgaben in den übrigen Zweigen der Verwaltung sollten aus dem

Staatsschatze bestritten werden, dessen Einnahme sich in diesem Jahre etwa auf 4½ Mill. Fr. belief. Allein schon um die Mitte des Jahres zeigte sich ein offenbares Mißverhältniß der Einnahme zu den Ausgaben, welches natürlich mit jedem Monate größer werden mußte, da der Ertrag der dem Staate zu Gebote stehenden Hülfsquellen unmöglich in demselben Grade wachsen konnte wie der Bedarf der fortschreitenden Organisation. Um jedoch einer zu befürchtenden Lähmung in dieser vorzubeugen, nahm die Regierung, da nach der Auszahlung jenes subsidiarischen Vorschusses von 1.500.000 Fr. Verhältnisse eingetreten waren, welche die wirkliche Eröffnung der Anleihe von 60 Mill. Fr. völlig in Vergessenheit gebracht zu haben schienen, ihre Zuflucht zu der höchst mißlichen Maßregel der Steuererhöhung, deren materieller Erfolg in jedem Falle höchst precair erscheinen mußte, während man ihre moralischen Nachtheile mit Gewißheit hätte voraussehen können. Wir erinnern nur an eine neue Verordnung über die Bezahlung des Zehnten vom Ertrage des Grundbesitzes, welche am 25. Nov. bekannt gemacht wurde. Durch ein Gesetz vom 7. März 1830 nämlich war bereits festgesetzt worden, daß der Zehnte in baarem Gelde, und zwar nach Qualität und Quantität der Producte in steigendem Verhältnisse von 10 bis zu 25 Procent, entrichtet werden sollte, während das Maximum des Zehnten zur Zeit der Pforte durchgängig nur 10 Procent betragen hatte. Es zeigte sich jedoch sehr bald, daß der Mangel an baarem Gelde unter der ackerbauenden Classe die Ausführung dieser Maßregel unmöglich mache, und daß dem Staatsschatze daraus ein wesentlicher Nachtheil erwachse, indem der größte Theil der Grundbesitzer den Forderungen der Regierung nicht genügen konnte. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ward durch die genannte Verordnung vom 25. Nov. bestimmt, daß die Grundsteuer fortan in Natura bezahlt werden solle, und zwar ein Zehntel von den Producten des eignen Besitzthums, ein Viertel dagegen von denen derjenigen Staatsgüter, welche Privatleuten zum Anbau überlassen worden waren. Diese Maßregel, für den kaum wiederauflebenden Ackerbau an sich schon sehr drückend, empörte die Landbauer vorzüglich deßhalb, weil den Einsammlern dabei große Willkür gelassen war, den Steuerpflichtigen hingegen der unentgeltliche Transport ihres Abgabequantums auf fünf Stunden Wegs vorgeschrieben wurde. Hierzu kam, daß die Einnahme nicht unmittelbar durch Regierungsbeamte besorgt, sondern vom 1. März an auf ein Jahr an Zeitpächter versteigert werden sollte, welche die Regierung schwerlich zu controliren im Stande seyn mochte. Brachte die Verordnung vom 25. Nov., welche am 1. März. 1831 ins Leben treten sollte, schon im Voraus unter der ackerbauenden Classe eine sehr üble Stimmung hervor, so wirkte eine andere um dieselbe Zeit gleich nachtheilig auf den Handelsstand. Alle ausländischen Waaren nämlich, welche bereits einem Einfuhrzoll von 10 Procent unterlagen, sollten fortan noch mit einer Abgabe von 6 Procent besteuert werden, sobald man Willens wäre, ihren Absatz aus den Landungsplätzen weiter nach dem Innern zu betreiben. Die Lebhaftigkeit des Binnenhandels, der sich eben erst zu entwickeln anfing, wurde hierdurch wesentlich beeinträchtigt, zumal da ein gleichzeitiges Verbot aller ausländischen, vorzüglich der türkischen Münzen, welches den Umlauf der von der Regierung ausgeprägten Nationalmünzen, deren Menge noch nicht einmal dem Bedarfe des gewöhnlichen Umsatzes entsprach, befördern sollte, Handel und Verkehr auf die empfind-

lichste Weise lähmte. Daß daher dergleichen Schritte nur das Mißbehagen des Volkes, keineswegs aber die Hülfsquellen des Staatsschatzes vermehrten, bedarf eines weitern Beweises nicht. Schon zu Anfange des Jahres 1831 war die Noth der Regierung in dieser Beziehung so hoch gestiegen, daß die Besoldungen der Beamten nur zu einem Fünftel in baarem Gelde ausgezahlt werden konnten, während ihnen für den Rest Anweisungen an die Staatscassen auf unbestimmte Fristen zugefertigt wurden. Also war es nur natürlich, wenn selbst die Classe, auf deren Ergebenheit die Regierung noch am meisten rechnen mochte, von Tage zu Tage mißtrauischer wurde. Wiederholte Bitten um die Eröffnung der versprochenen Anleihe oder die Fortsetzung der geleisteten Subsidien waren ebenso dringend als sie erfolglos blieben. In einzelnen Zweigen der öffentlichen Verwaltung war indeß um diese Zeit mehr geschehen als man unter solchen Umständen hätte erwarten dürfen. Wesentliche Fortschritte in der Erziehung und Bildung der Jugend können selbst Diejenigen nicht verkennen, welche die Mängel des öffentlichen Unterrichts mit der größten Strenge rügen zu müssen glaubten. Die Vermehrung der Schulen in allen Theilen des Staats, vorzüglich im Lauf der Jahre 1830 und 1831, ist eine unbestreitbare Thatsache; geschah dabei viel, in manchen Gegenden vielleicht das Meiste von Seiten der Gemeinden, so widmete ihnen auf der andern Seite auch die Regierung eine ausgezeichnete Sorgfalt. Um dieselbe Zeit befanden sich in der Vorbereitungsschule auf Aegina 227, und in der Centralschule daselbst 122 Schüler. Im Peloponnes zählte man damals 19 höhere Vorbereitungsschulen, in welchen die altgriechische Sprache gelehrt wurde, mit 678 Schülern und 36 Volksschulen für gegenseitigen Unterricht mit 2970 Schülern; auf den Inseln erhielten in 15 Lehranstalten der ersten Art 1073, und in 33 der zweiten Gattung 2930 Schüler Bildung und Unterricht. Ost- und Westgriechenland, deren Organisation überhaupt verhältnißmäßig noch sehr zurück war, standen auch in dieser Beziehung den übrigen Provinzen weit nach. Denn beide besaßen nur je eine Vorbereitungsschule mit 40 Schülern, während Westgriechenland deren vier für gegenseitigen Unterricht mit 329 Schülern und Ostgriechenland drei mit 407 Schülern zählte. Rechnen wir hierzu noch, daß damals sieben von der Regierung unmittelbar in verschiedenen Theilen des Landes angelegte Vorbereitungsschulen von 883, und vier in gleichem Verhältnisse stehende Schulen des gegenseitigen Unterrichts von 387 Schülern besucht wurden, so beläuft sich die Gesammtzahl der damals wirklich existirenden Schulen auf 123 mit 9737 Schülern, welche sich nach der Abfassung dieses Berichts noch bedeutend vermehrten, wie aus den officiellen Angaben des „Courrier de la Grèce“ vom vorigen Jahre ersichtlich ist. Auch hatte das Priesterseminar, seit es am 30. Oct. 1830 von Aegina nach St.-Moni auf Poros verlegt worden war, eine ausgedehntere und zweckmäßigere Organisation erhalten, und zählte allein 15 Freistellen der Regierung. In der Militairschule zu Nauplia bildeten sich 60 Jünglinge für den höhern Militairdienst aus. Außerdem erhielten noch über 2000 Knaben in Privatlehranstalten, unter denen die auf Veranlassung des nordamerikanischen Missionscomité durch Jonas King zu Athen und auf Tenos begründeten ausgezeichnete Erwähnung verdienen, theils höhern Unterricht, theils die gewöhnliche Volksbildung. Der Erziehung der weiblichen Jugend war dagegen bis jetzt nur geringe Aufmerksamkeit gewidmet worden; seit kur-

ter Zeit befand sich auf Aegina eine Mädchenschule, die aber zu Anfange des Jahres 1831 erst gegen 30 Schülerinnen zählte. Jedoch darf man sich auch bei jenen Schulen durch ihre äußere Blüte nicht über ihre innern Mängel täuschen lassen, welche zum Theil in der Unzulänglichkeit der Mittel, zum Theil aber auch in dem ursprünglich fehlerhaften Plane, nach welchem die Regierung die gesammte Volksbildung ihrem System gemäß einrichten und leiten wollte, ihren Grund hatten. Aber der Geist des ganzen Unterrichts, welcher unter Mustoxidis' Leitung eine dem Geiste und den Zwecken der Regierung angemessene, höchst despotische Form erhalten hatte, namentlich aber die beschränkte Art und Weise, wie man die Schüler mit den Schriftstellern des classischen Alterthums bekannt machen wollte, wurde auf das Heftigste angegriffen. Es war offenkundig, daß mehre der ausgezeichnetsten Werke des althelleniſchen Geistes, worunter die Schriften des Platon (gleichwohl nennt Mustoxidis in seinem Berichte über die Centralschule Platon's Apologie des Sokrates mit unter den, den Schülern im J. 1830 erklärten Autoren) und einige Dichter namentlich erwähnt werden, den Zöglingen der Centralschule geradezu entzogen worden seyen, angeblich, weil sie ihren Fähigkeiten nicht angemessen wären, in Wahrheit aber wohl nur deßhalb, weil es der Präsident nicht ertragen mochte, wenn Jünglinge aus den Schriften der Alten über Einrichtungen und Verwaltung von Freistaaten Ideen geschöpft hätten, welche mit den Grundsätzen der Regierung schwerlich in Einklang zu bringen gewesen wären. Ja es brachen darüber zu Anfange des Jahres in der Centralschule selbst bedenkliche Unruhen aus.

Blicken wir von der Einseitigkeit des öffentlichen Unterrichts auf die übrigen Zweige der Staatsverwaltung, so gab vielleicht nichts mehr Gelegenheit zu gegründeten Beschwerden und erbitterten Angriffen auf die Regierung, als der höchst verwarloste Zustand der Rechtspflege. Indeß fehlte es hauptsächlich an tüchtigen Männern, um denselben zu ordnen. Unter den Mißgriffen des Präsidenten in der Wahl Derer, welche er bei der Ausführung seiner Regierungsplane mit besonderm Vertrauen beehren zu müssen glaubte, war ohne Zweifel einer der unglückseligsten die Berufung des korfiotischen Advokaten Genatas, welchem er bereits im Laufe des J. 1828 den Entwurf einer neuen Gerichtsordnung, und bei der Einrichtung des Ministeriums nach dem Schlusse der Nationalversammlung zu Argos selbst das Staatssecretairiat der Justiz übertrug. Mit Viario Kapodistrias (dem wegen seiner despotischen Handlungsweise verhaßten Bruder des Präsidenten) arbeitete er bis Ende 1830 an der Abfassung eines neuen Gesetzbuchs und der Revision der ältern Gerichtsordnung. Beide erregten nach ihrer Bekanntmachung ebenso sehr durch durch die unleugbar vorherrschende Tendenz, alle richterliche Gewalt auf die unbeschränkteste Weise in den Händen des Staatsoberhaupts zu concentriren, allgemeine Besorgniß, als sie im Einzelnen durch Unbestimmtheit des Ausdrucks und Verworrenheit der Darstellung, noch mehr aber durch die gröblichste Verletzung der gemeinsten Rechtsgrundsätze und die lächerlichsten Anordnungen im Gerichtswesen dem Kundigen reichen Stoff zum bittersten Spott gaben. Höchst auffallend war z. B. die Ausführlichkeit und Strenge, mit welcher das neue Gesetzbuch sich über Majestätsverbrechen erstreckte, während man in Griechenland selbst noch durchaus nicht von dem Daseyn der Majestät überzeugt seyn wollte, deren Unverletzlichkeit man so sehr durch Gesetze einschärfen und sichern zu müs-

sen geglaubt. Schon Ende 1830 wurden Chr. Perebos und M. Grivas, beide ausgezeichnet durch höhere Bildung und hochverdient als Helden des Freiheitskampfes, von einem außerordentlichen Tribunal als Majestätsverbrecher (sie sollten sich in ungeziemenden Ausdrücken über das Staatsoberhaupt geäußert haben) zur längerer Haft verurtheilt. Ueberhaupt war es wohl das sicherste Zeichen der von Tag zu Tag mehr absterbenden innern Kraft der Regierung, daß man zuletzt die Strenge äußerer Formen und den blendenden Glanz der Herrschaft als die kräftigsten Stützen wankender Gewalt gebrauchen zu müssen schien. Die Freiheit der Presse existirte nicht mehr. Das Oppositionsjournal „Apollon", herausgegeben seit Jan. 1831 von dem aufgeklärten und kenntnißreichen A. Polyzoides auf der Insel Hydra, ward streng verboten, aber desto begieriger gelesen, da die Hydrioten den Verfasser gegen den Präsidenten offen in Schutz nahmen. Die Pressen der „Aurora" des Kandioten Antoniadis ließ der Präsident ohne Weiteres versiegeln. — Unterdessen ward das Verhältniß der Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara zur Regierung immer feindseliger, weil diese die ihnen durch die Nationalversammlung zu Argos für die während des Freiheitskrieges geleisteten Dienste und Vorschüsse zugesagten Entschädigungen verzögert hatte. Im März 1831 gaben sich Hydra und Ipsara eine eigne Verwaltung und steckten die dreifarbige Fahne auf. Der Präsident erschien auf einem russ. Schiffe vor Hydra, die Auslieferung des freimüthigen Polyzoides verlangend und um mit den Hydrioten in Unterhandlungen zu treten. Man übergab ihm eine förmliche Reclamation, worin im Namen der Nation die Aufhebung aller Beschlüsse der vom Präsidenten, nicht vom Volke gewählten Nationalversammlung (zu Argos), eine Constitution, die Preßfreiheit und die Prüfung der Staatsrechnungen als die ersten Bedingungen jeder Ausgleichung festgestellt wurden. Hiermit eilte Kapodistrias nach Nauplia zurück, wo der Senat die Forderungen verwarf. Auch andere Inseln hatten ihre Beschwerden und Wünsche mit denen der Hydrioten vereinigt und den Eparchen der Regierung den fernern Zutritt versagt. — Gleichzeitig hatten sich auch in mehren Theilen des Festlandes Bewegungen gezeigt, vorzüglich im Bergcanton Maina, wo die Mauromichalis ansässig waren, welche der Präsident verfolgte. (Vgl. den letzten Abschnitt des Artikels.) Die Mainotten setzten nach Entfernung des Gouverneurs Ghenovellos eine provisorische Regierung ein. In Napoli di Romania sammelte im Jan 1831 Kadschakos eine beträchtliche Schar Mainotten und schloß mit ihnen den Gouverneur in ein Fort ein. Die Truppen der Regierung waren zu schwach, um den Aufstand zu dämpfen. Unter dem in Rumelien stationirten Armeecorps brachen wegen rückständigen Solds und Unzufriedenheit mit den Verfügungen der Regierung ebenfalls Unruhen aus. Der Tagmatarch Karatassos ward am 19. Mai für einen Rebellen erklärt und mit seinem Bataillon Infanterie in einem Dorfe von Augustin Kapodistrias im Juni blokirt; Jener schlug sich aber durch und flüchtete sich mit einem kleinen Haufen Getreuer auf das türkische Gebiet.

Da in solcher Bedrängniß eine Regierung, welcher beinahe alle äußern Mittel entgingen, den Mangel innerer Kräfte und sicherer Haltung einigermaßen zu ersetzen, Schritte that, deren unausbleibliche übeln Folgen vorauszusehen waren, kann nur Denen unbegreiflich und unverzeihlich erscheinen, welche ausgezeichnetere Charaktere ganz über die Schwächen

der menschlichen Natur erhaben denken. Graf Kapodistrias war sich der Fehltritte, die er begangen hatte, ja selbst der Unhaltbarkeit seines ganzen Systems vielleicht mehr bewußt als man glauben möchte; aber dennoch überwog bei ihm das Vertrauen auf die Kraft, mit welcher er es durchzuführen gedachte, bei weitem den wo nicht kräftigern, doch gewiß schwerern und ehrenvollern Entschluß, es aufzugeben, ehe es ihn selbst in das Verderben stürzen und das Volk der Hellenen abermals in den unheilvollsten Bürgerkrieg verwickeln mußte. Vorzüglich, nachdem die Versuche des Präsidenten gegen Hydra und Maina an der Standhaftigkeit ihrer Bewohner gescheitert waren, schien er kein Mittel mehr zu scheuen, wodurch er der unnatürlichsten Gewaltherrschaft den Sieg über die mächtig aufstrebende Freiheit zu erringen hoffte. Aus Besorgniß, daß auch Aegina, welches vorzüglich seit den Unruhen in der Centralschule die Aufmerksamkeit der Patrioten auf sich gezogen hatte, von dem Feuer des Aufruhrs ergriffen werden möchte, verwies er Alle, welche theils durch ihre Verbindungen mit den Inseln des Archipels, theils durch Geist und Selbständigkeit der Gesinnung Verdacht erregen mochten, auf die ungesetzlichste Weise von dieser Insel; und bald kam es dahin, daß das freie Griechenland die Schrecken einer verfeinerten Despotie, geheime Polizei, Verletzung der Heiligkeit des Siegels, mysteriöse Verhaftungen, Proscriptionslisten u. s. w. mehr fürchten mußte, als vormals die offenen Gewaltthaten seiner osmanischen Beherrscher. Sogar in Nauplia kam es bereits gegen das Ende des Aprils zu unruhigen Bewegungen, die den Präsidenten zunächst veranlaßt haben mögen, ein Detaschement russischer Seesoldaten landen zu lassen, welche, unter dem Vorwande, daß sie bei den Schanzarbeiten hülfreiche Hand leisten sollten, unmittelbar vor der Stadt ein Lager schlugen. Dabei begann schon jetzt jenes trügerische Spiel mit Adressen aus nahen und fernen Theilen des Landes, welche, wenigstens unter dem mittelbaren Einflusse der Regierung abgefaßt, die Mißbilligung treu ergebener Unterthanen, in Bezug auf die Ereignisse auf Hydra und in Maina, an den Tag legen sollten, durch die aber der Präsident und sein Anhang zuletzt sich selbst am empfindlichsten über die wahre Stimmung des Volks täuschten. In einigen Dingen schien der Präsident zwar der öffentlichen Stimme nachgeben zu wollen, z. B. dem allgemeinen Verlangen einer Nationalversammlung, welche er wiederholt versprach, und der Entlassung des Kriegsministers, seines Bruders Viaro, und des Justizministers Genatas, welcher von Korfu zurückgekehrt war. Im Mai hatte er zwar den Hydrioten abermals versprochen, ihre Ansprüche auf Entschädigung durch eine Commission prüfen zu lassen und den ausgemittelten Betrag innerhalb eines Monats zu einem Drittel in baarem Gelde, ein anderes Drittel durch Abtretung von Nationalgütern, und den Rest durch Verschreibungen von kürzerer oder längerer Verfallzeit zu berichtigen; allein da er auf die übrigen Reclamationen der Hydrioten nicht eingehen wollte, so hatte auch jener Antrag keinen weitern Erfolg. Kapodistrias erklärte hierauf damals schon Hydra, als durch ein aus Karamanien kommendes Schiff verpestet, in Blokadezustand und schickte zu diesem Zwecke vier Briggs auf die Rhede der Insel. Zu neuen Unterhandlungen erschien in den ersten Tagen des Juli, unter Garantie der Residenten der 3 vermittelnden Mächte, zu Nauplia eine Deputation der Hydrioten, bestehend aus dem Fürsten Maurokordatos, dem Admiral Miaulis und Konduriottis, welche nochmals den Residenten die Beschwer-

den der Nation vorlegte und zugleich erklärte, daß, wenn man sie zwingen würde, Bürgerblut zu vergießen, sie auch zu diesem äußersten Mittel bereit wären. Die Abgeordneten der Hydrioten verließen nun unverrichteter Sache Napoli di Romania. Ihr Rückkunft war für Hydra das Zeichen zu Waffengewalt, wodurch man sich das entzogene Recht wieder zu erkämpfen gedachte. Am 30. Juli erschien Admiral Miaulis ungefähr mit 200 Hydrioten vor Poros, wo damals die größtentheils abgetackelte griech. Flotte lag, bemächtigte sich der Fregatte Hellas, zweier Dampfschiffe, einiger Corvetten und kleinerer Fahrzeuge, landete dann, besetzte das Marinearsenal, fing an die eingenommenen Schiffe zu bemannen und legte eine Besatzung in das vom Obersten Heidegger errichtete Fort, welches ihm Capitain Lambros, dessen ganze Mannschaft nur aus einigen Invaliden bestand, ohne Widerstand überlassen mußte. Sogleich schickte der Präsident eine Batterie Feldstücke unter Paolides, ein Corps irreguläre Truppen unter Nikitas, und einige Escadrons Reiterei unter Oberst Kalergi nach Poros, um die Rebellen zu Land anzugreifen, während Admiral Ricord, der Einladung der Regierung folgend, mit der russischen Escadre den Hafen von Poros und das Fort Heidegger blokirte. Unterdessen hatte das Erscheinen einer mit Vorräthen beladenen hydriotischen Brigg am 6. Aug. Abends, welcher Admiral Ricord das Einlaufen in den Hafen verwehrte, den Ausbruch offener Feindseligkeiten zur Folge. Es kam zu einem lebhaften Gefechte zwischen der russ. Brigg Telemach und dem hydriot. Fahrzeuge, ohne daß die Resultate desselben in der Lage der Dinge eine große Veränderung hervorgebracht hätten. Von den Truppen der Regierung zu Lande bedrängt und in beständiger Besorgniß, daß sich die Russen mit Gewalt der griech. Flottille bemächtigen würden, faßte Admiral Miaulis am 13. August den furchtbaren Entschluß, sämmtliche Schiffe der Gewalt seiner Feinde durch die Zerstörung zu entziehen. Achtundzwanzig Fahrzeuge, unter ihnen die Fregatte Hellas, deren Gesammtwerth auf 50 Mill. Francs angeschlagen wird, wurden in kurzer Zeit ein Raub der Flammen, während eine furchtbare Explosion das Fort Heidegger in einen Steinhaufen verwandelte. Nur die beiden Dampfschiffe wurden gerettet. Poros, der wilden Wuth der Truppen des Präsidenten preisgegeben, war mehre Stunden der Schauplatz des Schreckens und Entsetzens. Hydra, wohin sich Miaulis zurückgezogen hatte, ward vorzüglich durch die drei vermittelnden Geschwader und die schwachen Reste der griech. Marine in Blokadezustand versetzt und die Urheber des dem Staate bei Poros zugefügten Schadens, Miaulis, Konduriottis, Maurokordatos und einige Andere durch das Obergericht zu Nauplia des Hochverraths für schuldig erklärt. Nichtsdestoweniger unterhielten die Hydrioten mit den Feinden der Regierung in Morea fortwährend freundschaftliche Verbindungen, und suchten ihren Einfluß immer weiter auszudehnen, was ihnen um so leichter gelang, da sich die allgemeine Stimmung, nachdem der gerechte Unwille über den Verlust der Flotte etwas überwunden war, doch wieder für die Sache der Hydrioten erklärte. Denn wenn auch die Regierung durch die am Tage des Untergangs der Flotte endlich erlassene Erklärung, daß sie den 20. Sept. zu Argos die gewünschte Nationalversammlung eröffnen werde, einigermaßen die Gemüther wieder gewonnen hatte, so verscherzte sie dagegen alles Vertrauen durch die empörendste Willkür, womit sie sich bei den Wahlen der Abgeordneten im Voraus die Majorität zu erzwingen hoffte. Es war da-

ber nur natürlich, daß am 20. Sept. noch nicht ein Abgeordneter in Argos eingetroffen war, während sich deren bereits 60 freiwillig in Hydra eingefunden hatten, wo man eine Gegenversammlung zu eröffnen drohte, wenn jener nicht ein vom Militair freier und dem Einflusse der Regierung entzogener Ort bestimmt würde. Also waren die Geister gespannt, die Leidenschaften angeregt, als am 9. Oct. der Präsident ermordet wurde.

Unter allen hellenischen Geschlechtern, welche durch Macht, Reichthum und hohes Ansehen der Allgewalt des Präsidenten Abbruch zu thun schienen, war eines der ersten das des Mainotenbeys, Pietro Mauromichalis, welches durch den Heldentod von 41 seiner Glieder den Ruhm und die Achtung theuer erkauft hatte, die es genoß, soweit sein Name bekannt war. Nur Kapodistrias war ihm bald nach seiner Ankunft mit beleidigender Geringschätzung begegnet, zumal da es ihm nicht gelungen war, die Familie so sehr in sein Interesse zu ziehen, als er gewünscht haben mochte. Um ihr jedoch wenigstens durch Entziehung ihrer Hauptstützen die Kraft zu brechen, hatte Kapodistrias schon seit langer Zeit die Häupter derselben unter scheinbar ehrenvollen Vorwänden im Sitze der Regierung zurückgehalten, und verweigerte ihnen selbst dann noch die Heimkehr, als zu Anfange 1831 die Bewegungen in der Heimath ihre Gegenwart daselbst doppelt nothwendig zu machen schienen. Die unglückliche Flucht des alten Pietro mit zwei seiner Brüder brachte die Erbitterung des Präsidenten aufs Höchste. Gewaltsam nach Napoli zurückgebracht, ward der Mainottenbey als Majestätsverbrecher vor ein außerordentliches Gericht gestellt und fortan auf dem Fort Itschkale in strengster Haft gehalten. Gleiches Schicksal traf seinen Bruder Janaika im Fort Palamides, während ein zweiter Bruder Konstantin, und ein Sohn des Pietro, Georgias, als Staatsgefangene zu Napoli Stadtarrest hatten und nur in Begleitung von zwei bewaffneten Polizeidienern ausgehen durften. Ohne Untersuchung und aller Hoffnung beraubt, ihre Heimath wiederzusehen, hatten sie bereits mehre Monate in diesem trostlosen Zustande verlebt, als die noch lebende Mutter Pietros, eine von Kummer über das Mißgeschick ihres Stammes tiefgebeugte Matrone von 90 Jahren, den russischen Admiral Ricord, welcher um jene Zeit in dem Hafen von Maina lag, um Vermittelung bei dem Präsidenten für die Befreiung der Ihrigen, mit welchen sie den Rest ihrer Tage in Frieden zu leben wünschte, demüthig ansprach. Der Admiral gewährte ihre Bitte, und unterhandelte deßhalb sogleich nach seiner Rückkehr in den Hafen von Napoli mit dem russischen Residenten von Ruckmann, welcher sich endlich dazu bewegen ließ, Pietro Mauromichalis bei dem Präsidenten einzuführen, damit er diesem persönlich erklären könne, er sey bereit seine und der Seinigen Freiheit als ein Geschenk des Präsidenten anzunehmen und in seiner Heimath in der Zurückgezogenheit von den Anstrengungen und Leiden vieler Jahre auszuruhen. Um alles Aufsehen zu vermeiden, wählte man hierzu die späten Abendstunden des 6. Oct. Baron Ruckmann wagte es jedoch nicht, den Bey sogleich dem Präsidenten vorzustellen oder ihn in dem Vorzimmer warten zu lassen, sondern hielt es für nothwendig, ihn im Eingange des Hauses bei der Thorwache stehen zu lassen, während er selbst den Präsidenten zur Aufnahme des Neuigen zu bestimmen suchen wollte. Er erreichte seinen Zweck nicht. Eine halbe Stunde nutzloser Verhandlungen, welche der an Körper und Geist schon mächtig angegriffene Mainotenbey in der peinlichsten Erwar-

tung hinbrachte, endigte mit der definitiven Erklärung des Präsidenten, es sey ihm unmöglich diesen Verbrecher zu begnadigen, und er befehle daher, ihn sogleich wieder in sein Gefängniß zurückzubringen. Furchtbar war der Eindruck, welchen diese Unerbittlichkeit auf den greisen Maïnotenbey machte, aber vielleicht noch furchtbarer sein zum Höchsten gerichteter Schwur, als er, im Bewußtseyn unschuldig erlittener Schmach und Verfolgung, mit entblößtem Haupte um Rache gegen den Tyrannen von Griechenland und den Verfolger seines Geschlechts flehte. Sie erfolgte drei Tage später in den Morgenstunden des 9. Oct. Wir wissen nicht, ob und auf welche Weise Pietro Mauromichalis in der Zwischenzeit mit den Mördern des Präsidenten in Verkehr gestanden habe, und inwiefern die Greuelthat durch die ihm von Seiten des Präsidenten zuletzt zugefügte Schmach beschleunigt ward. Als sich Kapodistrias am Morgen jenes Tages in gewohnter Weise nach der Kirche des heiligen Spiridion begeben wollte, begegneten ihm Konstantin und Georgios Mauromichalis in Begleitung ihrer Wächter, grüßten ihn und eilten ihm dann nach der Kirche voraus, an deren Eingang sie, sich zu beiden Seiten aufstellend, den Präsidenten erwarteten. Sobald dieser die Thüre erreichte, vertrat ihm Georgias den Weg, während Konstantin von hinten ein bisher unter dem Mantel verborgen gewesenes Pistol auf Kapodistrias abdrückte. Der Schuß fehlte; aber kaum hatte sich Kapodistrias umgekehrt, als ihn Georgios mit einem zweiten Schuß in den Hinterkopf zu Boden streckte und Konstantin ihm von vorn den Yagatan in den Unterleib stieß. Während Konstantin fliehend vom Pöbel ergriffen und auf die entsetzlichste Weise ermordet wurde, Georgios aber im Hause des französischen Residenten auf kurze Zeit eine unsichere Freistatt fand, brachte man den Präsidenten sogleich in die Kirche, wo er nach wenigen Augenblicken in den Armen eines deutschen Offiziers seinen Geist aufgab. Die Beisetzung des Unglücklichen erfolgte erst nach der Hinrichtung seines Mörders mit großer Feierlichkeit und unter dem Wehklagen des Volkes am 20. Oct. Der Leichnam befindet sich jedoch jetzt nicht mehr in Griechenland, da ihn Augustin Kapodistrias bei seiner Flucht aus Griechenland im April 1832, wahrscheinlich um ihn etwaiger frevelhafter Verletzung eines aufgereizten Pöbels zu entziehen, mit sich nach Korfu nahm, und selbst noch später bei sich geführt haben soll, als er sich im Juni über Konstantinopel und Odessa nach Petersburg begab. — Die weitere Geschichte Griechenlands s. im Art. Neugriechischer Staat.

Kappadocien, im Alterthum das östliche Land von Kleinasien, grenzt gegen Westen an Phrygien, gegen Osten an Kleinarmenien, gegen Süden an den Antitaurus nebst Lykaonien und Kataonien und gegen Norden an den Pontus Eurinus. Das Land sowohl als auch das Volk der Kappadocier lernen wir erst unter der Herrschaft der Perser kennen, wo es in zwei Statthalterschaften getheilt war, von welchen der nördliche Theil Pontus und der südliche Kappadocien genannt wurde. Wegen ihrer Verwandtschaft mit den Syrern in Sprache, Religion und Sitten, wurden die Kappadocier von den Persern für einen syrischen Volksstamm gehalten, und wegen ihrer unterscheidenden weißen Gesichtsfarbe die weißen Syrer genannt. Nach dem Tode Alexanders des Großen machten die beiden Satrapen von Kappadocien, die aus der persischen Herrscherfamilie herstammten, und unter dem Titel von Königen regierten, sich unabhängig und stifteten die beiden Reiche Pontus und

Kappadocien. Jenes erhielt unter seinem Könige Mithridates Eupator eine beträchtliche Größe, der das innere Kappadocien, Kleinarmenien und die östlichen Bergvölker längs der östlichen Küste des Pontus unter seine Herrschaft brachte, zugleich aber durch seine Eroberungssucht die Zertrümmerung seines Staates bewirkte, indem er sich mit den Römern in Krieg verwickelte. Diese besiegten den König und lösten sein großes Reich in kleine Theile auf. Roms Monarchen, die Pontus unter ihre unmittelbare Herrschaft ziehen wollten, vereinigten die einzelnen Länder wieder und errichteten eine der größten römischen Provinzen, die Kappadocien genannt wurde und beinahe den dritten Theil von Kleinasien umfaßte. Die vorzüglichsten Städte in Kappadocien waren Mazaka und Cäsarea. Der südliche Theil des Landes war von Natur wenig begünstigt; die Berge waren kahl, und Wälder waren eine Seltenheit, wie Strabo uns meldet. Der nördliche Theil hingegen war fruchtbar, voll Waldungen, Obst- und Kastanienbäumen, und brachte sogar in den schönen Thälern zwischen den Bergketten mehre gute Weine hervor. Das ganze Land ist mit Gebirgen durchzogen, die sich vom Ssödises und Antitaurus aus verbreiten. Der größte Fluß ist der Halys, der auf dem Ssödises entspringt und sich in den Pontus Eurinus ergießt. Die Kappadocier standen bei den Alten in dem Rufe des Leichtsinns, der Tücke und Dummheit, und als ein Volk, das, als eingeborne Sklaven seines Herrschers, ganz unfähig wäre, sich zur Freiheit empor zu heben.

Kapudan-Pascha, Großadmiral der türkischen Flotte, der stets im Divan des Sultans Stimme hat, und als die Pforte noch im Archipel herrschte, dort den Tribut eintrieb.

Karaïten (von Kara, Schrift) heißen bei den Israeliten Diejenigen, welche die Tradition des Talmud verwerfen und sich bloß an den Buchstaben der Schrift halten, im Gegensatze der Rabbaniten (s. d.). Man findet Karaïten in Aegypten, der Krim, bei Cherson, in Volhynien, Lithauen, Galizien. Sie sind arm, arbeitsam, größtentheils Fuhrleute, und es gibt unter ihnen wenig oder keine Verbrecher.

Karamsin (Nikolai) war seit 1803 k. russ. Reichshistoriograph und seit 1824 wirkl. Staatsrath. Geb 1765 im Gouvernem. Simbirsk, erzogen zu Moskau im Hause des Prof. Schaden, trat Karamsin in Militairdienste und reiste von 1789—91 durch Mitteleuropa. Er wird von Vielen für den vorzüglichsten Originalprosaiker Rußlands gehalten. Von seiner „Geschichte des russ. Reichs“ waren 1824 11 Bde. erschienen (deutsch von Hauenschild, fortges. von Oertel; franz. von St.-Thomas und Jauffert, Paris 1820 fg.; eine zweite franz. Uebers. kam in Petersburg heraus, und eine 2. A. der ersten Bde. des russ. Originals 1818 fg.). Der 12. Bd., den H. v. Bludow vollenden wird, geht bis 1613, bis zum Hause Romanow. Karamsin's „Briefe eines reisenden Russen“ hat Richter ins Deutsche übersetzt (Leipz. 1799—1800, 4 Bde.); desgleichen seine Erzählungen. Von letztern nennen wir die Sammlung „Aglaja“ (Moskau 1794, 2 Bde.). Seine Lieder kränkeln etwas an leerer Sentimentalität. — Kaiser Alexander hatte zu den Kosten der Herausgabe seines großen Werks 60.000 Rubel angewiesen, dem Verf. aber den St.-Annenorden verliehen, ihm auch in einem Lustschlosse der Kaiserin Katharina II. freie Wohnung gegeben und alle Archive eröffnet. Die 3. Ausg. von Karamsin's Werken in 9 Bdn. erschien 1815. Im

Begriff, eine Reise ins Ausland zu machen, starb Karamsin den 3 Jun 1826. Der Kaiser hatte ihm kurz vor seinem Tode ein Jahrgeld von 50.000 Rubeln bewilligt, das auf seine Witwe und Kinder übergegangen ist.

Karat, ein Gewicht für Gold und Silber, enthält $2^{2}/_{3}$ Quentchen oder 12 Grän. Auch bezeichnet man damit die Feinheit des Goldes. Eine Unze ist in 24 Theile getheilt; wenn nun 2, 3 oder 4 Theile schlecht Metall bei der Mischung sind, so sagt man: das Gold ist 22, 21 oder 20 Karat fein.

Karden, Weberdisteln, erhält man von einem Gewächs (dipsacus vel carduus fullonum), das viele Aehnlichkeit mit einem Distelkopfe hat, wild wächst und durch Anbau veredelt wird. Die Tuchbereiter brauchen sie zum Rauhen oder Auflockern des gewalkten Tuches. In Italien werden sie aus Bologna, in Frankreich aus Rouen und Sedan, in Deutschland aus Nürnberg, Bamberg und andern Orten bezogen.

Kardinoïden, in der höhern Geometrie eine krumme Linie von einer herzförmigen Gestalt.

Karfunkel, s. unter C.

Karien, eine Landschaft in Kleinasien, vom ägäischen Meere, Jonien, Phrygien, Lykien und dem mittelländischen Meere umgrenzt. Die Hauptstadt von Karien und die Residenz der Könige war Halikarnaß.

Karl der Große, der Sohn Pipins des Kleinen, welcher den letzten König der Franken aus dem Hause der Merovinger, Childerich III., am 1. Mai 752 zu Soissons durch eine Versammlung der Großen des fränkischen Volkes absetzen und sich zum König der Franken wählen ließ. Den Grund zu Pipins Macht hatte schon der Major Domus oder Großhofmeister, Karl Martell, sein Vater, gelegt, besonders durch den entscheidenden Sieg über die Araber zwischen Tours und Poitiers (732), wodurch er das Reich der Franken vom Untergange rettete und das Christenthum in Europa befestigte. Kaum war Pipin zum Könige der Franken gewählt, so ließ er sich und seine Gemahlin Berta oder Bertrada durch den Erzbischof von Mainz, Bonifacius, in Gegenwart vieler Bischöfe salben und krönen und schickte den abgesetzten Childerich und dessen Sohn Theodorich in ein Kloster, wo sie beide nach wenigen Jahren starben. Mit ihnen geht der Stamm Chlodwigs, des Merovens Enkel und des eigentlichen Gründers der großen fränkischen Monarchie, unter, der 271 Jahre (von 481 an) über dieses Reich regiert hatte. Nachdem Pipin sich durch viele und glänzende Thaten der Krone werth gemacht, die jetzt auf seinem Haupte saß, und auf diese Weise der Größe seines großen Sohnes vorgearbeitet hatte, starb er den 28. Sept. 768, seinen Söhnen Karl und Karlmann sein großes Reich hinterlassend, welches er zu einem der mächtigsten Staaten erhoben hatte. Bald entstanden zwischen den beiden Brüdern Uneinigkeiten über die Theilung des Reichs; denn Pipin hatte festgesetzt, daß seine beiden Söhne gemeinschaftlich über das große Reich regieren sollten. Allein nach wenigen Jahren schon (771) starb Karlmann, und Karl sahe sich jetzt im Alleinbesitze aller Länder seines Vaters; denn die beiden Söhne seines Bruders wurden von der Thronfolge ausgeschlossen, und die Mutter derselben, Gerbergh, des longobardischen Königs Tochter, floh mit ihren beiden Kindern über die Alpen zu ihrem Vater Desiderius. Ungerecht bleibt dieses Verfahren Karls gegen seine Neffen; aber es war der erste Schritt zu seiner Macht

und die Bedingung alles Außerordentlichen, was nachher geschah. Sollte das große Reich nicht durch innere Kriege und durch das Theilungssystem, welches von Chlodowig an die Größe der fränkischen Monarchie aufgehalten hatte, wieder untergehen; so mußten alle Kräfte des durch seinen Vater gegründeten und befestigten Reiches versammelt werden und das väterliche Erbe ein großes Ganze bilden und dem unbedingten Willen eines Einzigen unterworfen werden. Nur durch die Vereinigung aller Länder der fränkischen Monarchie konnte Karl sein Reich auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens erheben; nur hierdurch wurde es ihm möglich, alle Völker germanischen Stammes mit kräftigem Arm zu umschlingen, und nur hierdurch gelang es ihm, aus den Trümmern der durch die Völkerwanderung zerstörten, verwüsteten und untergegangenen alten Welt eine neue zu schaffen, die auf ganz Europa durch ihre Einrichtungen und Gesetze vortheilhaft zurückwirken, und durch welche das Licht der Wissenschaften auch dießseits der Alpen wieder zu dämmern anfangen konnte. Für diese neue Schöpfung glaubte sich Karls hochstrebender Geist berufen und Kraft zu haben, Kirche und Staat innig in einander zu verflechten. — Zuerst dachte er daran, die Großen seines Reiches in Abhängigkeit von der königl. Gewalt zu bringen und in Unterwürfigkeit zu erhalten, um in den Kriegen mit dem Auslande nicht durch Unruhen in seinem eigenen Reiche gestört zu werden. Noch als sein Bruder Karlmann lebte, bekriegte er die aufrührerischen Aquitanier, die sein Vater schon der fränkischen Herrschaft unterworfen hatte und deren Herzog Waifar im Kampfe geblieben war. Obgleich sein Bruder Karlmann in diesem Kriege die versprochene Hülfe nicht leistete, so gelang es Karln doch, die Aquitanier durch Schnelligkeit und Tapferkeit zu besiegen, und er theilte Aquitanien jetzt in mehre Grafschaften (770), um dadurch die Macht der Aquitanier zu brechen. Dieser Krieg hatte Karln Zuversicht zu sich selbst eingeflößt und die Reize des Waffenruhms und der Ländervermehrung seinem nach glänzenden Thaten strebenden Geiste kennen gelehrt. Allein nicht um seinen Kriegsruhm zu erhöhen, sondern um die Großen seines Reiches in beständiger Thätigkeit zu erhalten, damit sie nicht Zeit hätten, Plane gegen seine eigene Herrschaft auszuführen (denn alle Verdienste und aller Ruhm seines Volkes, sowie überhaupt seines Zeitalters, lag in den Waffen), benutzte Karl bald die Gelegenheit zu einem neuen Kriege. Diese nächste Kriegsunternehmung, durch die Umstände herbeigeführt und nicht muthwillig gesucht, wie Karln oft vorgeworfen wird, war gegen die Sachsen gerichtet. Dieses Volk wohnte damals zwischen dem Niederrhein, der Nordsee und der Elbe bis zum Harze hin und war in Ostfalen, Westfalen und Engern getheilt. Noch war es dem Heidenthume ergeben, doch tapfer, kriegerisch und raubsüchtig; denn Rauben und Morden, wenn es außerhalb der Grenzen ihres Landes geschah, war nach den Gesetzen erlaubt. Ein solches Volk mußte für die Ost- und Nordgrenze des fränkischen Reiches ein gefährliches Nachbarvolk seyn; denn oft geschah es, daß dasselbe in das Gebiet der Franken einfiel und durch Plünderungen und Mordthaten überall Schrecken verbreitete. Bei einem solchen Einfalle waren früher schon die Sachsen von den Franken zurückgeschlagen worden und hatten sich durch einen Vertrag verbindlich gemacht, einen jährlichen Tribut zu entrichten und Lehrer der christlichen Religion zur Verbreitung des Christenthums unter sich zu dulden. Diese aber tödteten sie oder jagten sie

aus ihrem Lande, sodaß Karln jetzt den Entschluß faßte, nachdem der Abt Sturm von Fulda auf einem Reichstag zu Worms nachdrücklich in das Herz des frommen Königs gesprochen hatte, die Sachsen zu unterjochen und ihren wilden Sinn durch das Christenthum zu bezähmen. So wurde der Krieg auf der Reichsversammlung zu Worms (772) beschlossen, theils um die Sachsen zum Christenthume zu bekehren, theils um die Verletzung der Verträge an ihnen zu bestrafen. In demselben Jahre noch begann der Krieg und zwar mit solchem Glücke, daß die Hauptfestung der Sachsen, die Ehresburg (vermuthlich Stadtberg an der Diemel im Paderbornschen), erobert und die Irmensäule, ihr Nationalheiligthum, zerstört wurde. Nachdem Karl in diesem Feldzuge noch bis an die Weser vorgedrungen war, so sahen sich die Sachsen genöthigt, Geißeln als Bürgschaft ihrer Unterwerfung zu geben. Hiermit aber war der Feldzug gegen die Sachsen nicht beendigt, sondern dieser Krieg beschäftigte Karl mit wenigen Unterbrechungen noch über 30 Jahre. So oft sie auch geschlagen und auseinander gesprengt waren, so wußten ihre Anführer, unter denen Wittekind und Alboin am Meisten merkwürdig geworden sind, ihre Liebe zur Freiheit und ihre Anhänglichkeit an ihren Götzendienst immer wieder zu erneuern und mit neuen Hoffnungen und neuer Unterstützung den gesunkenen Muth wieder zu beleben. Karl aber konnte nicht mit der Kraft den Sieg gegen die Sachsen führen, die ihre Tapferkeit erfordert hätte, denn nach allen Seiten hin war seine Hülfe nothwendig. Oft versuchte er durch Nachsicht und Milde das Sachsenvolk in Abhängigkeit von seiner Herrschaft zu erhalten; allein diese Verfahrungsart hielten sie für Schwäche und trotzten dann mehr als je auf ihren kriegerischen Sinn und auf ihre Streitkräfte. So mußte er dann also zur beharrlichen Fortsetzung des Krieges und zur Strenge seine Zuflucht nehmen, und wie diese letztere oft zur Grausamkeit ausartete, davon gibt uns sein Feldzug 782 einen Beweis, in welchem er einen neuen Abfall der Sachsen damit bestrafte, daß er 4500 Sachsen in seinem Lager an der Aller an einem Tage enthaupten ließ. Solche Strenge und neue Siege nöthigten endlich die Anführer Wittekind und Albion (785) und zuletzt das ganze Volk der Sachsen, sich Karls Herrschaft zu unterwerfen. Auf dem Reichstage zu Selz an der Elbe kam 803 ein Friede zu Stande, wornach sie, unter Beibehaltung ihrer Gesetze und Rechte, sich mit den Franken vereinigen, mit ihnen einen König haben, dem Heidenthume entsagen und den Zehnten an die Kirche geben sollten. Zur Befestigung dieses Friedens theilte Karl das Sachsenland in mehre Grafschaften, die durch von ihm selbst eingesetzte Grafen beherrscht wurden, und zog eine große Anzahl Sachsen von beiden Ufern der Elbe nach Flandern (804). Gleichzeitig als Karl den Krieg mit den Sachsen angefangen hatte zu führen, wurde er in die Angelegenheiten Italiens verwickelt. Karl hatte, wie sein Bruder Karlmann, ebenfalls eine Tochter des longobardischen Königs Desiderius zur Gemahlin. Als Desiderius die Witwe und die Kinder Karlmanns in seinen Schutz aufnahm und deutlich genug sein Mißfallen über das Schicksal dieser Familie zu erkennen gab, war Karl über seinen Schwiegervater entrüstet und verstieß seine Gemahlin Sibylle, die Tochter des Desiderius (771). Auf diese Weise erfolgte der Bruch zwischen den beiden Königen. Jetzt erklärte sich der longobardische König öffentlich für die von ihrem Rechte verdrängten Prinzen und verlangte von dem Papste, sie zu Königen der Franken zu salben. Da sich der Papst Hadrian weigerte, so fiel Desi-

rius in dessen Gebiet ein. Hierauf flehte Hadrian Karln um Hülfe an, und er zog im Sommer des Jahres 773 von Genf aus über die Alpen. Die Longobarden wurden geschlagen und ihre festen Städte Verona und Pavia belagert. Erstere ergab sich noch in demselben Jahre; allein letztere konnte nur durch Aushungerung bezwungen werden. Endlich fiel auch Pavia (774) in Karls Gewalt, und mit ihr der longobardische König, Karls Schwiegervater. Desiderius wurde in ein Kloster geschickt, und das Reich der Longobarden, das von Alboin (568) an 206 Jahre bestanden hatte, fiel in die Hände der Franken. Karl empfing jetzt die eiserne Krone der Lombarden — (diese eiserne Krone soll von dem Könige Agilulf, der 616 starb, herkommen, und heißt deßhalb die eiserne Krone, obgleich sie von gutem Golde ist, weil sie inwendig einen eisernen Ring hat, der aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet worden seyn soll), — und fügte seinen übrigen Titeln den Titel: „König der Longobarden" bei. Von den drei longobard. Herzogen ergab sich für jetzt der Herzog von Friaul; aber Spoleto und Benevent wurden erst später zur Unterwerfung gezungen. Ein so glänzender Erfolg, wie für ihn der longobardische Krieg gehabt hatte, mußte in Karln das Verlangen nach größeren Vortheilen erregen, und die beleidigte Eitelkeit, sowie der Trotz seiner Nachbarn, ließ es ihm an Gelegenheit zu weiteren Eroberungen nicht fehlen. Die, welche das Verhängniß dazu bestimmt hatte, durch ihr Besitzthum seine Macht zu vermehren, fingen immer damit an, seinen Zorn zu reizen und endigten mit ihrem Untergange. So ging es dem aufrührerischen Herzoge von Friaul, der 776 gefangen und enthauptet wurde, weil er mit den Herzogen von Spoleto und Benevent Bewegungen gemacht hatte, um sich Karls Herrschaft zu entziehen und noch einen flüchtigen longobardischen Prinzen wieder auf den erblichen Thron zu setzen. Um sich in seinen eroberten Ländern und Rechten zu behaupten, war solches Verfahren von Karln nothwendig, und der Herzog von Spoleto, dadurch geschreckt, unterwarf sich auch sogleich freiwillig. Eine ebenso dringende Forderung der Politik war es, daß Karl in die Händel der in Spanien wohnenden Araber sich mischte; denn noch war kein halbes Jahrh. verflossen, als dieses Volk das fränkische Reich mit seinem gänzlichen Untergange bedroht hatte, wenn nicht Karls Großvater, Karl Martell, die fränkische Monarchie gerettet hätte. Während Karl nämlich 777 in Paderborn mit den sächsischen Angelegenheiten beschäftigt war, erschienen vor ihm zwei arabische Emirs aus Spanien, die ihn um Beistand gegen den Kalifen Abderrahman ansprachen. Nachdem er ihnen Hülfe zugesagt hatte, ging er im Frühjahr 779 mit zwei großen Heeren über die Pyrenäen, eroberte die wichtigen Städte Pampelona, Saragossa und Barcellona und vereinigte das ganze Land von den Pyrenäen bis zum Ebro unter dem Namen der spanischen Mark mit seinem Reiche. Auf dem Rückmarsche traf Karln aber ein großes Unglück, denn in den Pässen der Pyrenäen oder in den Gebirgsschluchten von Roncevaux wurde sein Nachtrab von den Gebirgsbewohnern überfallen und fast gänzlich aufgerieben. Hier fiel auch der tapfere Roland, Karls Liebling, dessen Andenken jetzt noch in Liedern lebt. Nachdem der Krieg mit den spanischen Arabern noch einmal 793 erneuert wurde, so kam 810 mit ihnen ein Friede zu Stande, der Karln den Besitz der spanischen Mark sicherte. Im Jahre 786 unterdrückte er die unruhigen Briten in der Bretagne und bezähmte die Thüringer, die mit

einem Abfall drohten; auch nöthigte er im folgenden Jahre 787 den longobardischen Herzog von Benevent zur Unterwerfung. Kaum hatte er diese Unruhen in Italien unterdrückt, so war seine Hülfe in Deutschland nöthig. Hier hatte Tassilo, der Herzog von Baiern, durch seine Einverständnisse mit der longobardischen Partei und durch den verletzten Lehnseid sich in offenen Kriegesstand gegen den König gesetzt, sodaß Karl gezwungen war, mit drei Heeren in Baiern einzurücken (787). Tassilo unterwarf sich zwar anfänglich und erhielt Verzeihung; da er aber darauf wieder zweideutig zu handeln anfing, so wurde er auf der Reichsversammlung zu Ingelheim (788) des Lebens und des Herzogthums verlustig erklärt. Das Leben schenkte ihm Karl, doch zur ewigen klösterlichen Gefangenschaft wurde er verdammt. An diesen Krieg gegen Tassilo schließt sich der mit den Avaren an, die ihm Hülfe zugesagt und geleistet hatten und in Baiern und Friaul (788) eingefallen waren. So war es also billig, daß auch sie die Verfolgung des Siegers traf. Noch in demselben Jahre wurden sie an beiden Orten zurück geschlagen, doch war damit der Krieg gegen sie noch nicht beendigt, denn er zog sich noch unter mancherlei Unterbrechungen bis zum Jahre 799 hin, und endigte sich damit, daß Karl seine Staaten bis an die Theiß erweiterte und an der Raab Markgrafen einsetzte. Während dieses Krieges versuchte Karl, vielleicht zur Erleichterung seiner Züge gegen die Avaren, durch einen Canal zwischen der Redmitz und Altmühle die Donau und den Rhein zu verbinden (793); allein dieses wichtige Unternehmen, nicht mit gehöriger Vorsicht und Kunst angelegt, ging bald wieder zu Grunde und ist in den nachfolgenden 1000 Jahren noch nicht ausgeführt. Karl hatte außer diesen genannten Kriegen noch mancherlei Händel zu bestehen; theils mit den Griechen, die in Italien seiner Macht Abbruch thun wollten (788); theils mit einem slawischen Volke, den Wilzen, die von der Elbe aus das fränkische Gebiet beunruhigten (789); theils mit den Slawen in Böhmen, die 805 und 806 in das heutige Oestreich eingefallen waren; theils mit den Sorben an der Saale (806). So war sein ganzes Leben ein fortwährender Krieg, und nur Ein Jahr seiner Regierung, das Jahr 790, verfloß in Frieden; doch es gelang Karln durch die Macht seiner Waffen, durch den Glanz seines Ansehens und durch das Glück, ohne welches selten Großes entsteht, alle Kriege noch vor seinem Tode zu beendigen; den letzten bedeutenden Krieg führte er (808—811) mit den Dänen oder Normännern, die den Sachsen in ihren Kriegen gegen Karln Beistand geleistet hatten und jetzt die fränkischen Grenzen zu Wasser und zu Lande häufig beunruhigten. Um die Ufer der Elbe gegen sie zu sichern, legte er (809) Hamburg an. Endlich schloß Karl auch mit ihnen 811 einen Frieden, wodurch die Eider die nördlichste Grenze seines Reiches wurde. Dadurch, daß Karl alle Vortheile, die sich ihm darboten, verstand zu ergreifen und zu benutzen, und die Winke des Glücks mit Muth und freiem Geiste zu befolgen, wurde er der mächtigste Monarch seiner Zeit, brachte er ein Reich zusammen, das am Abend seines Lebens von der Raab in Ungarn bis zum Ebro in Spanien, und von der Eider, welche bis zu unsern Tagen die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark geblieben ist, bis an die Tiber reichte, und alles Land zwischen diesen Grenzen war ihm unmittelbar unterthan. Sein Zeitalter bewunderte den Helden, der so viel zu erwerben, und den Regenten, der so viel zu erhalten vermochte. Nicht

nur durch diese gewaltige Ländermasse, die Karl durch glückliche Kriege zusammen gebracht hatte, erwarb er sich einen so großen Namen in der Geschichte, sondern den Glanz seiner Macht verherrlichte er auch noch dadurch, daß er die alte Kaiserwürde in den Abendländern auf sein Haupt brachte und dadurch wichtige Begebenheiten für die Zukunft vorbereitete. Auch dieser Schritt Karls zu neuer Größe und Herrlichkeit wurde durch zufällige Umstände gefördert und erleichtert. Der Papst Hadrian war 705 gestorben und Leo III. erlangte nach seinem Tode die päpstliche Würde. Im J. 799 brach aber eine Verschwörung gegen ihn aus und nur mit Mühe wurde sein Leben gerettet. Von diesem seinem erlittenen Unfalle benachrichtigte er Karln, denn wo hätte er einen stärkern Schutz finden können als in dem gefürchteten Könige der Franken. Karl war damals mit einem Feldzuge gegen die Sachsen beschäftigt und verlangte von Leo, daß er selbst zu ihm in sein Lager bei Paderborn kommen sollte. Der Papst erschien auch noch in demselben Jahre an dem Hoflager des Königs, und Karl versprach ihm die nachdrücklichste Unterstützung. In kurzer Zeit reiste Leo in Begleitung von vielen Bischöfen und Grafen nach Rom zurück. Im Herbste des Jahrs 800 ging Karl selbst mit einem ansehnlichen Gefolge nach Italien. Nachdem sich der Papst in der Peterskirche von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen durch einen Eid gereinigt hatte, so wurden seine Widersacher verbannt. Am ersten Weihnachtstage begab sich Karln in die Peterskirche, um der hohen Messe beizuwohnen. Sein ganzes Gefolge, alle Prälaten und eine unzählige Menge Volks waren anwesend. Karl lag vor dem Altare auf den Knieen und betete in tiefer Andacht. Plötzlich ergriff der Papst, wie ein Gottbegeisterter, eine kostbare Krone, setzte sie auf Karls Haupt, salbte ihn mit dem heiligen Oele und rief mit lauter Stimme: „Es lebe Karl, der erhabene Kaiser der Römer!“ Frohlockend wiederholte drei Mal die versammelte Volksmenge das Wort der Weihe. So kam die römische Kaiserwürde zu den deutschen Kaisern, welche 1000 Jahre in dem Besitz derselben blieben. Eginhard, Karls Günstling und Lebensbeschreiber, berichtet, der König habe diese Kaiserkrönung so mißliebig aufgenommen, daß er versichert, er würde, obgleich es das Christfest gewesen, doch nicht an diesem Tage in die Kirche gegangen seyn, wenn er die Absicht des Papstes voraus gewußt hätte. Allein man hat Ursache, an der Aufrichtigkeit dieser Erklärung zu zweifeln, denn wahrscheinlich ist es, daß diese Kaiserkrönung schon zu Paderborn zwischen Karl und dem Papste verabredet worden war, und daß Karl durch die beifällige Aufnahme, die sie bei den Römern fand, ebenso überrascht als erfreut war. Aber gerade diese anständige Bestürzung, die Karl bei der Krönung zeigte, mußte ihn selbst in den Augen der Welt am Meisten verherrlichen und den Glanz der neuen Würde vermehren, weil er dadurch eine Bescheidenheit ausdrückte, als habe er nach diesem äußern Zeichen einer untergegangenen Herrlichkeit nicht gestrebt, sondern Gott selbst habe ihm diese Krone für seine Verdienste auf das Haupt gesetzt. Ueberdieß war Karls Bescheidenheit bei der Erlangung dieser Würde sehr lobenswerth; denn wenn gleichsam in seinem Zeitalter Niemand lebte, der ihrer würdiger gewesen wäre als er, oder sie ihm hätte streitig machen können: so war an diese Krone doch ein so außerordentlicher Vorrang geknüpft, und es hingen an ihr so große Erinnerungen, daß auch der mächtigste Monarch noch immer anmaßend erscheinen konnte, wenn er

seine Hand selbst nach ihr ausstreckte. Noch an demselben Tage, als Karl zum römischen Kaiser gekrönt worden war, übersandte er der Kirche zu St.-Peter kostbare Geschenke, und schon hierin allein liegt ein Grund, daß derselbe nicht gegen seinen Willen die Kaiserkrone des Abendlandes angenommen habe. Kaum hatte Kaiser Karl diesen neuen Titel erlangt, so richtete er auch schon seine Augen auf die Kaiserkrone des Morgenlandes. Den stolzen Gedanken wünschte er in Erfüllung zu bringen, den Osten und den Westen unter sich zu vereinigen und so das Reich der alten Imperatoren in seiner Gesammtheit wieder herzustellen. Mit den Waffen in der Hand war dieser kolossale Gedanke, wegen der geographischen Schwierigkeiten, nicht gut auszuführen. Dagegen waren die Umstände sehr günstig, um durch politische Operationen zu erlangen, was die Gewalt nicht vermochte. Leos IV. Witwe, Irene, saß jetzt als Kaiserin auf dem Throne von Konstantinopel, den sie durch Verbrechen gegen ihren Sohn Konstantin bestiegen hatte. Sie hatte jetzt genug in ihrem Reiche zu thun, um die innere Ruhe desselben zu erhalten, als daß sie gegen den neuen abendländischen Kaiser wegen der verletzten Rechte des oströmischen Reichs hätte in Waffen auftreten können. Auf dem Wege der Unterhandlungen sollten daher die Mißhelligkeiten dieser beiden Kaiserstaaten geschlichtet werden. Da faßte Karl den Entschluß, sich mit Irenen zu vermählen und so beide Kronen auf seinem Haupte zu vereinigen. Allein der kühnste und stolzeste seiner Anschläge mißlang dadurch, daß Irene in demselben Augenblick vom Throne gestürzt wurde, als Karls Hoffnungen der Erfüllung nahe waren. Kaiser Karl mußte zufrieden seyn, daß späterhin von dem Hofe zu Konstantinopel die abendländische Kaiserwürde anerkannt wurde. Karl war aber nicht allein, wie aus dem Gesagten hervorgeht, ein großer Feldherr und Staatsmann, sondern er war auch Regent in dem ausgedehntesten Sinne des Worts, sodaß sogar bis zu dem arabischen Kalifen Harun al Raschid sein Ruf drang, der Karln unter mehren andern Geschenken auch eine kostbare Schlaguhr, welche die erste in Europa war, schickte. Mitten im Kriege sorgte er für die Segnungen des Friedens, und während er das Schicksal der Völker seines weitausgebreiteten Reiches leitete, gab er über die kleinsten Gegenstände Verordnungen für seine Meierhöfe. So groß auch die Kraft seines Geistes war, so befolgte er doch selbst die Gesetze seines Landes und den Rath seiner Getreuen. Johannes von Müller sagt deßhalb von ihm: „Er sey weniger groß, weil er den wankenden Thron der Longobarden gestürzt und endlich die Sachsen ermüdet, als, weil er bei so besonderer Geisteskraft in den Schranken der Verfassung blieb, und fast ein halbes Jahrhundert, ohne eigene Soldaten, ohne willkürliche Auflagen, in den Gesetzen seines Volkes und nach dem Rathe seiner geistlichen und weltlichen Herren, so thätig und glorreich regiert". Von allen Männern, die an an seinem Hofe lebten, galten besonders viel bei Karln Alkuin und Eginhard. Den Ersteren hatte er in Rom 782 kennen gelernt und suchte denselben wegen seiner Gelehrsamkeit an sich zu fesseln. Dieser Mann, ein Schüler Beda's, der die glückliche Gabe besaß, seine vielfachen Kenntnisse auf eine klare und anziehende Weise mittheilen zu können, wurde bald Karls Freund, Lehrer und Rathgeber, und belebte Künste und Wissenschaften in dessen Reiche. Eginhard lebte seit seinen Knabenjahren schon an Karls Hofe, wo er erzogen und zu Staatsdiensten gebildet wurde. Woher er stammte und wer seine Eltern wa-

ren, ist nicht bekannt. Enge Verhältnisse verbanden Eginhard mit Karln und dessen Kindern. Hierdurch mag jene bekannte Sage von Emmas, einer Tochter-Karls, Liebe zu Eginhard entstanden seyn, denn Viele bezweifeln die historische Wahrheit. Die Liebe, mit der Karl für die geistige Bildung seiner Völker sorgte, ist der größte Beweis für den höhern Adel seiner geistigen Natur. Freilich war bei diesem seinem Streben ihm der Geist seiner Zeit und seines Volkes durchaus nicht günstig; allein desto größere Verdienste erwarb er sich in der Besiegung aller dieser Schwierigkeiten. Alkuin unterstützte ihn am Meisten durch unermüdete Mitwirkung in diesem schönen und würdigen Berufe. Karl verfügte, daß die Geistlichen ihre eigentliche Bestimmung erfüllten, das Volk zu unterrichten; veranlaßte, daß die Predigten überall in der Volkssprache gehalten wurden; ließ überall Schulen anlegen ꝛc.; und die ganze folgende Bildungsgeschichte der abendländischen Nationen, besonders des deutschen Vaterlandes, ist eine ununterbrochene Fortsetzung des von ihm gemachten Anfangs. Dabei ging er mit eigenem Beispiele voran. Er selbst lernte von den Männern, die ihn umgaben, und machte sich besonders um die deutsche Sprache verdient, indem er selbst eine deutsche Sprachlehre entwarf und die altdeutschen Lieder aufschreiben ließ. Noch größer, wie durch seine Eroberungen, die bald nach seinem Tode wieder zerfielen, ist er gerade durch die Sorge, die er für den Wohlstand seines Reiches hegte. Es war sein eifrigstes Bestreben, jedes seiner Länder durch gute Gesetze zu beglücken; selbst gegen die überwundenen Völker handelte er in diesem Sinne. Er ließ ihnen ihre alten Gebräuche, und zu den Sachsen, die ihn durch ihren Trotz am Meisten aufgebracht hatten, sagte er bei dem Friedensschlusse: „Sie sollten, wie bisher, den väterlichen Gesetzen folgen und die Ehre der Freiheit genießen“. Diese Mäßigung ist gerade der herrlichste Beweis von Karls hellem Verstande. Er sorgte ferner für die treue Verwaltung der Provinzen, hielt die Großen in Zaum, gab gute Gesetze, suchte Gewaltthätigkeiten und andere Mißbräuche abzustellen, traf Anstalten zur Aufnahme des Ackerbaues, des Handels und des Gewerbfleißes. Allen seinen Anstalten aber gab er dadurch wahres Leben, daß er selbst überall mit eigenen Augen sah, und wo er nicht in Person seyn konnte, eigene Abgeordnete (Sendgrafen) hinsendete, die nach seiner Vorschrift Alles genau untersuchen und aufgefundene Mißbräuche abstellen sollten. Aus diesem Abrisse seines Lebens geht hervor, daß Karl den größten Männern aller Zeit gleich zu stellen ist und als der größte Regent betrachtet werden kann, den das deutsche Volk hervorgebracht hat. Karl wurde im J. 742 auf dem Schlosse Karlsberg in Baiern geboren; jedoch geben Andere Aachen und noch Andere Ingelheim bei Mainz als seinen Geburtsort an. Er war groß und stark von Person und voll Majestät in seinem Wesen. Eine gelehrte Bildung hatte er nicht erhalten; ja es ist wahrscheinlich, daß er erst in seinem Alter schreiben lernte. Aber große Geister bilden sich selbst, und Karl hatte vor sich das Vorbild tapferer und kluger Ahnen und in sich die natürliche Anlage zu allem Großen. Sein ganzes Leben war sehr einfach und prunklos, und er gab auf diese Weise seinen Unterthanen ein nachahmungswürdiges Beispiel. Gewöhnlich ging er in Kleidern, die ihm seine Gemahlin verfertigte, nicht viel besser als der gemeine Mann. Nur bei feierlichen Gelegenheiten zeigte er sich im Glanze seiner Würde. Ausländische Tracht war ihm zuwider; nur zu Rom trug er auf Bitten des

Papstes römische Kleidung, und mehr als einmal beschämte er die Eitelkeit seiner Großen, die sich mit kostbaren Gewändern des Auslandes brüsteten. Er aß viel; aber von Schmausereien war er kein Freund. Nur an vorzüglichen Festen speiste er in großer Gesellschaft. Im Trinken war er mäßig; denn Trunkenheit war ihm ein Gräuel. Des Sommers ruhte er nach der Mittagsmahlzeit, entkleidet 2 oder 3 Stunden; des Nachts aber stand er häufig auf. Seine liebste Ergötzlichkeit war Reiten, Jagen und Schwimmen. Bis in sein spätes Alter genoß Karl eine dauerhafte Gesundheit. Erst 4 Jahre vor seinem Ende fing dieselbe an zu wanken; beständige Fieberanfälle erschütterten ihn. Aber noch mehr mahnte ihn der Tod seiner Söhne Pipin (st. 810) und Karl (st. 811) an die Nähe seines Todes. Im Jahre 813 nahm er seinen einzigen Sohn Ludwig, seitherigen König von Aquitanien, zum Mitregenten an. Ludwig setzte sich auf Befehl seines Vaters, in der von Karln erbauten Marienkirche zu Aachen, selbst die Krone auf, zum Zeichen, daß er das Reich keinem Menschen, sondern nur Gott zu verdanken habe. Im Jan. 814 wurde Karl von einem heftigen Fieber überfallen. Er wollte sich durch Fasten, wie er gewohnt war, helfen; aber sein Körper war schon zu sehr geschwächt. Am Tage vor seinem Tode empfing er noch aus den Händen seines Vertrauten, des Bischofs Hildbold v. Köln, das heil. Abendmahl. Den folgenden Morgen fühlte er, daß sein Ende nicht fern sey. Da bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete seine Hände über der Brust, schloß seine Augen und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geist". So entschlief er am 28. Jan. 814. Noch an demselben Tage wurde seine Leiche in der Marienkirche zu Aachen, seinem Lieblingsaufenthalte, zur Gruft gebracht. Dort setzte man sie geschmückt und einbalsamirt, in aufrechter Stellung auf einen goldenen Stuhl, verschloß und verriegelte die Gruft. Ueber derselben stellte man sein Bildniß und darunter folgende, einfache Inschrift: „In dieser Gruft ruht der Leichnam Karls des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken herrlich vergrößerte und 47 Jahre lang glücklich regierte. Er starb 72 Jahre alt, im Jahre der Menschwerdung unsers Herrn 814, am 28. Januar." S. Dippoldt's „Leben Kaiser Karls des Großen" (Tübingen 1812). (Vgl. Eginhard.)

Karl IV., deutscher Kaiser, aus dem Hause Luxemburg, wurde 1316 geboren. Sein Vater, Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ließ ihn aus großer Vorliebe für Frankreich zu Paris erziehen. Des Kaisers Ludwigs V. Gegner, Papst Clemens VI., brachte es so weit, daß ein Theil der Kurfürsten Karln 1346 zu Rense als Gegenkaiser wählten. Er konnte aber zu keinem Ansehen gelangen, so lange Ludwig lebte, welcher indessen schon im folgenden Jahre starb. Drei übermächtige Häuser waren jetzt in Deutschland, das Luxemburgische, welches außer Böhmen und Mähren noch einen Theil von Schlesien und der Lausitz besaß; das Baierische, welches Brandenburg, Holland und Tirol erworben hatte; und das Oestreichische, welches außer den herrlichen östreich. Landen noch Vieles in Schwaben besaß. Das Haus Baiern konnte es nicht vergessen, daß Karl IV. Ludwigs Feind gewesen war; es suchte mit dem Erzbischofe von Mainz und andern Fürsten Gegenkönige aufzustellen, und fand endlich, nachdem König Eduard von England und Markgraf Friedrich von Meißen die Krone ausgeschlagen hatten, an dem Grafen Günther von Schwarzburg einen sehr tapfern, kräftigen und rechtschaffenen Mann,

welcher dieselbe zu des Reiches Besten, wie er erklärte, annahm, und ein sehr wichtiger Gegner für Karl gewesen seyn würde, wenn er nicht plötzlich, wie er selbst glaubte, an Gift erkrankt und bald nachher gestorben wäre. Nun regierte Karl allein und hat lange regiert. Man hoffte viel von ihm. Er war fein und geschickt im Unterhandeln und wohl erfahren in mehren Sprachen. Allein er war ein Stiefvater für das deutsche Reich und hatte kein Herz zu demselben. Die letzten Ueberbleibsel der Reichsgüter, welche das kaiserliche Ansehen noch in etwas erhielten, verkaufte er. Für sein Haus und seine Erbländer wußte er indessen besser zu sorgen, indem er Brandenburg, die Lausitz, ganz Schlesien und einen Theil der obern Pfalz dazu erworben, und auf diese Weise von Oestreich aus bis nach Pommern seine Herrschaft erblich ausdehnte. 1354 begab er sich nach Italien, um sich von dem Papste krönen zu lassen; aber auch diese Gunst erkaufte er durch Bedingungen, die ihn dem Spott und der Verachtung preisgaben. Er verpflichtete sich, ohne Heeresmacht zu erscheinen. Nachdem er zu Mailand zum Könige von Italien geweiht worden, bestätigte er die Visconti im Genuß aller Usurpationen, die er ihnen zu nehmen versprochen hatte. Er vernichtete alle Verfügungen seines Großvaters, Heinrichs VII., gegen Florenz, und durch einen zu Padua geschlossenen Vertrag trat er letztere Stadt, nebst Verona und Vicenza, an Venedig ab. So sein Recht verhandelnd und vertauschend, kam er nach Rom, ward von einem Abgeordneten des Papstes gekrönt, wagte aber nicht, nur einen einzigen Tag hier zu verweilen, sondern schlich sich unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, zur Stadt hinaus und wieder aus dem Lande. Die Römer, welche die Ursache nicht wußten, erstaunten darüber, und Petrarca, der berühmte Dichter, schrieb ihm sogar: „Was wohl seine Vorfahren, die alten deutschen Kaiser, würden gesagt haben, wenn sie ihm auf dem Alpengebirge begegnet wären?“ Die Bitten einiger Römer, im Namen des Reichs die Stadt als sein Eigenthum zurückzufordern, lehnte er ab und entsagte in einem eigenen Vertrag jeder Oberherrschaft über Rom, den Kirchenstaat, Ferrara, Neapel, Sicilien, Sardinien und Corsica, ja er versprach eidlich, nicht ohne des Papstes Erlaubniß wieder nach Italien zu kommen. Von den Guelfen verspottet, verwünscht von den Gibellinen, kehrte Karl nach Deutschland zurück, wo er die berühmte goldene Bulle erließ, die bis auf die neuesten Zeiten ein Grundgesetz des deutschen Reiches war (s. Bulle). Er erwarb sich dadurch einige Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit; sie wurden aber bald ausgelöscht durch sein schwankendes Benehmen in den Verhandlungen mit dem Papste auf dem Reichstage zu Mainz. Noch vor dem Schlusse desselben bekam er davon den Beweis. Verschiedene Fürsten hatten nach und nach viele ehemalige Reichslehen an sich gerissen; Karl wollte sie wieder mit dem Reiche vereinigen; aber die Unzufriedenheit, welche sich darüber äußerte, vereitelte auch diesen Plan des schwachen Kaisers, der sich dadurch entschädigte, daß er dem Könige von Polen die Souverainetätsrechte verkaufte, die über einige seiner Provinzen bisher ausgeübt worden waren. Es ist leicht begreiflich, daß unter einem solchen Kaiser Deutschland in seinem Innern nicht ruhig war. Räuberbanden plünderten es allenthalben; der Kaiser zog gegen sie aus, ohne jedoch etwas zu unternehmen, und überließ endlich den Fürsten und Städten, sich durch Bündnisse untereinander so gut wie möglich zu schützen. Italiens Zustand war nicht minder betrübt. Toscana seufzte unter der

Anarchie; die Lombardei ward von Bürgerkriegen zerfleischt; die Visconti hatten sich sogar des Mailändischen bemächtigt. Der Kaiser, treu seinem Grundsatze, die Macht allenthalben wo er sie fand, gut zu heißen, ernannte diese Usurpatoren zu seinen Generalvicarien in der Lombardei. Dadurch kühn gemacht, drohte Barnaba Visconti ganz Italien seinem Joche zu unterwerfen. Papst Urban V., durch die Gefahr beunruhigt, lud Karl zu sich ein, eilte von Avignon nach Rom, schloß verschiedene Bündnisse, hob Truppen aus und erwartete den Kaiser, der wirklich mit einer ansehnlichen Heeresmacht erschien, sodaß Italien sich einen Augenblick für gerettet hielt. Karl benutzte die Stimmung des Papstes, um seine vierte Gemahlin, Elisabeth von Pommern, zu Rom krönen zu lassen, und übernahm dagegen die bestimmtesten Verbindlichkeiten. Dennoch unterhandelte er aufs Neue mit den Visconti, und verstand sich um eine ansehnliche, von diesen ihm gegebene Summe, bald zum Waffenstillstande und zur Entlassung eines Theils seiner Truppen, da er mit denselben nichts gegen die Visconti ausrichten konnte und unverrichteter Sache abziehen mußte. Er verfolgte daher seine alten Grundsätze, und versuchte bei den einander immer entgegenstrebenden Communen in Toscana sein Heil. Pisa zahlte ihm viel Geld, in Florenz versetzte er seine Krone, ließ sie sich von den Sienensern wieder auslösen und eilte dann nach Rom. Zwischen den lombardischen Fürsten ward bald ein Friede vermittelt, Karl aber kehrte nach Deutschland zurück. Auf seinem Rückwege wurde er zu Siena bei einem entstandenen Aufruhr zwischen Volk und Adel in seinem Pallaste belagert, und die Stadt entschuldigte mit 20.000 Goldfloren diese Schmach beim Kaiser. Lucca setzte er in Freiheit gegen 25.000 Goldfloren, ähnliche Summen zog er noch von Florenz und Pisa, sodaß er dießmal bereichert mit Geld nach Deutschland zurückkam (1369). Dieses Geld kam ihm sehr zu Statten bei der Erhebung seines Sohnes Wenzel zum röm. Könige (1376). Die letzten Jahre seines Lebens erfüllte der Krieg in Schwaben mit den dortigen Reichsstädten, und eine Reise nach Frankreich, nach dessen Zurückkunft er 1378 starb, unter Ermahnungen an seine Söhne, deren einem, nämlich Wenzeln, er Böhmen und Schlesien gab, Johann erhielt Schweidnitz und die Lausitz, Sigismund Brandenburg. Karl IV. hat die Universität zu Prag gestiftet. Dieser Fürst war in Deutschland der erste, welcher Adelsbriefe ertheilte und verkaufte. Während seiner Regierung verwüstete eine furchtbare Schar von Heuschrecken Ungarn, Polen, Schlesien, Oestreich und andere Gegenden (1338); eine große Hungersnoth herrschte allenthalben, und 1348 fing noch eine Reihe größerer Unglücksfälle an. Nachdem sich am 17. Jan. d. J. die Sonne verfinstert hatte, geschah am 25. ein großes Erdbeben fast durch ganz Europa. Städte und Dörfer wurden hin und wieder umgestürzt und begruben ihre Einwohner unter dem Schutthaufen. Die Erdstöße kamen noch mehrmals in diesem Jahre wieder, und im folgenden brach eine Pest in Italien aus, welche auf Schiffen aus dem Morgenlande dahingebracht ward und bald ihren verheerenden Zug durch ganz Frankreich und Deutschland nahm. Die Geschichte kennt nichts Aehnliches von grausenvollem Drangsal. Schwarze Beulen von der Größe eines Eies bedeckten schnell den Körper, und in weniger als 3 Tagen, oft in wenigen Stunden, folgte der Tod; man nannte das Uebel daher „den schwarzen Tod". In den großen Städten wurden die Gestorbenen am Ende nach Hunderttausenden gezählt, und in manchen war der zehnte Theil der Bewohner

noch übrig geblieben. Tausende von Geschlechtern gingen gänzlich zu Grunde; ganze Straßen waren verödet und kein lebendiges Wesen, ja nicht einmal ein Hausthier darin zu finden; einige Reisende, die aus Italien nach Böhmen zogen, fanden ganze Städte und Flecken von Menschen völlig ausgestorben. Das Unglück weckte bei vielen in Sünden versunkenen Menschen die Besinnung wieder, denn es war eine verderbte Zeit vorhergegangen. In der Verzweiflung wurden Bußübungen aller Art angestellt, und besonders erhoben sich die schon früher einmal dagewesenen Geißler oder Flagellanten von Neuem. Auch erneuerten sich zu derselben Zeit die Judenverfolgungen wieder. Es hatte sich unter dem Volke der Glaube verbreitet, die Juden seyen die Urheber dieser großen Seuche, indem sie Brunnen und Flüsse vergiftet hätten, um die ganze Christenheit auszurotten; der alte Haß gegen sie häufte noch viele andere Gräuel hinzu; bald konnten die Obrigkeiten die Wuth des Volkes nicht mehr zügeln, und in der Schweiz, in den Städten am Rhein hinab, sowie an vielen andern Orten, begann das Morden mit solcher Erbitterung, daß viele der geängstigten Juden sich und die Ihrigen lieber in ihren eigenen Häusern verbrannten. Die Fürsten, besonders aber der Papst und die Bischöfe, nahmen sich des verfolgten Volkes an und retteten die Ueberbleibsel desselben.

Karl V., deutscher Kaiser und König von Spanien, der älteste Sohn Philipps, Erzherzogs von Oestreich, und Johann's, der Tochter Ferdinands und Isabellens von Spanien, war zu Gent den 24. Febr. 1500 geboren. Er war von väterlicher Seite der Enkel Kaisers Maximilians I. und Maria's, der Erbtochter Karls des Kühnen von Burgund, und folglich künftiger Erbe der größten Monarchie, die man nach Karl d. Gr. gesehen hatte. Karl ward in den Niederlanden unter der Aufsicht Wilhelms von Croy erzogen. 1506 ward er, nach dem Tode seines Vaters Philipp, von den zu Valladolid versammelten Cortes als Prinz von Asturien anerkannt, während sein Großvater, Ferdinand der Katholische, an seiner geistesschwachen Tochter Stelle die Regierung von Castilien führte. 1516 übernahm Karl die Regierung der Niederlande, und nahm in demselben Jahre, nach seines Großvaters Ferdinands des Katholischen Tode, den Titel eines Königs von Spanien an, trat die Regierung über dieß Land, da Johanna, seine Mutter, wegen Geisteskrankheit, außer Stand war, derselben vorzustehen, wirklich an, und sandte den Cardinal Ximenes (s. d.) zum Regenten. Wirklich ward Karl, trotz einiger Umtriebe der Partei seiner Mutter, durch Ximenes's Vermittelung, als König ausgerufen. Auf Ximenes's Andringen schiffte sich Karl nun 1517 nach Spanien ein, wo er, von seinen niederländischen Ministern verleitet, durch seine Undankbarkeit gegen Ximenes, ihm den Tod brachte. Durch seine Parteilichkeit für erstere machte er die Castilianer mißvergnügt, ging dann nach Aragonien, fand aber hier wie dort von den Cortes bedeutenden Widerstand, den er jedoch nach und nach gewaltsam aus dem Wege räumte. 1519 st. Kaiser Maximilian I. und Karl hatte nun auf die Kaiserkrone den nächsten Anspruch. Er hatte indessen versäumt, sich bei Zeiten zum römischen König wählen zu lassen, und hatte an Franz I., König von Frankreich, und Heinrich VIII. von England, gefährliche Mitbewerber; indessen überwand er sie ohne Mühe, unterzeichnete ohne Schwierigkeit die ihm von den Kurfürsten vorgelegte Wahlcapitulation (die erste, welche statt fand). Karl begab sich nun

1520 zu Schiffe von Corunna nach Deutschland, besuchte, um den König Heinrich VIII. von England gegen Franz zu gewinnen, ersteren im Tower, versprach dem Cardinal Wolsey, ihm zur päpstlichen Krone zu verhelfen, und ließ sich, in Deutschland angekommen, am 23. Oct. 1520 zu Aachen krönen. Nachdem der Kaiser in dem Kriege des schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg thätig gewesen war, zu dessen Beseitigung beigetragen, ihn in die Acht erklärt und sein Land zum Besten Oestreichs confiscirt hatte, hielt er 1521 seinen ersten Reichstag zu Worms. Der Zweck desselben war, die im Reiche ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten zu vermitteln. Luther ward auf denselben berufen, trat kräftig und männlich auf und erhielt daher selbst des Kaisers Beifall im Stillen, ward aber doch, da dem Kaiser an des Papstes Freundschaft wegen des mit Frankreich drohenden Kriegs gelegen war, geächtet. Wirklich verließ Leo X. seinen bisherigen Bundesgenossen Franz I., König von Frankreich, und verband sich mit Karl. Franz eröffnete nun, durch seine vereitelte Kaiserwahl gereizt, den ersten Krieg 1521 gegen Karl durch seinen Einfall in das spanische Navarra, und vernichtete dadurch den Vertrag von Noyon vom J. 1511. Doch wurden die Franzosen genöthigt, die Belagerung von Lograno aufzuheben, ihr Heer ward bei Pampeluna geschlagen und ihr Führer, der Graf von Foix, gefangen. Zugleich griff Franz den Kaiser auch auf der Seite der Niederlande an, indem er den Grafen Robert von der Mark, der Luxemburg verwüstete, unterstützte. Doch der kaiserliche General, Graf Heinrich von Nassau, wendete sich dort gegen denselben, schlug ihn und drang in Frankreich ein. Franz eilte aber herbei und jagte die Kaiserlichen zurück. Heinrich VIII., König von England, warf sich nun zum Vermittler auf und veranstaltete einen Congreß zu Calais; als aber der Friede dort nicht zu Stande kam, unterredete sich Karl zu Brüssel mit dem Cardinal Wolsey und schloß mit England ein Bündniß gegen Frankreich. Auf Karls Reise nach Spanien, wo unterdessen ein heftiger Aufstand statt gefunden hatte, aber glücklich gedämpft worden war, ging Karl wieder nach England, schmeichelte Wolsey und machte den Grafen von Surrey zu seinem Großadmiral. Bei seiner Ankunft in Spanien 1522 zeigte er kluge Mäßigung gegen die Aufrührer und gewann die Liebe der Castilianer. Indessen hatte in Süden der Krieg zwischen Spanien und Frankreich fortgewüthet. Italien war hier der Punkt der Entscheidung. Schon 1521 waren die Franzosen gänzlich aus dem Mailändischen vertrieben worden. Später ging Karl von Bourbon, von dem Hofe beleidigt, zu dem Feinde über, und Bonnivets Armee war in Italien gänzlich geschmolzen. 1523 versuchte endlich der Kaiser einen Einfall in die südlichen Provinzen Frankreichs, mußte aber in diesem Jahre den Angriff auf Guienne und Burgund, und 1524 den auf die Provence, nach der verunglückten Belagerung von Marseille, erfolglos aufgeben, und Franz konnte sogar zu Ende desselben Jahrs mit einer bedeutenden Armee in Italien erscheinen. Schon schien dort der Stern des Kaisers ganz zu sinken, der neue Papst Clemens VII. trat auf die Seite Frankreichs, und Franz belagerte bereits Pavia, da ward Franz im Februar 1525 bei der Belagerung geschlagen und gefangen. Karl machte dem gefangenen König Anträge zu einem schimpflichen Frieden; als dieser sie jedoch ausschlug, ward er nach Spanien gebracht. Dort grämte und härmte er sich so, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel und Karl

ihn, um sein Leben zu retten, im Gefängniß besuchte und Hoffnung zur Befreiung gab. Endlich aber mußte Karl, da sich ganz Europa, vom Unglücke des gefangenen Königs gerührt, voll Unwillens, für ihn verwendete, Franz freilassen, doch versprach derselbe in dem Vertrag von Madrid (14. Jan. 1526), daß er seinen Ansprüchen auf Neapel, Mailand, Genua, Asti und der Lehnsherrlichkeit über Artois und Flandern entsage, dem Connetable von Bourbon in allen seinen Ansprüchen und Rechten, auch in dem auf die Provence Genüge leisten und das Herzogthum Burgund und einige feste Plätze an den Kaiser binnen 6 Monaten ausliefern und abtreten, im Fall er aber dieß nicht könne, in die Gefangenschaft zurückkehren wolle, und stellte die beiden ältesten Söhne statt seiner als Geißeln; zugleich sollte eine Doppelheirath zwischen des Kaisers Schwester, Eleonore von Portugal, und Franz, sowie dem Dauphin und einer Prinzessin aus der kaiserlichen Familie die Versöhnung befestigen. Franz ging alles Dieß ein, beschwor es noch vor seiner Abreise vor dem Altare, war jedoch sogleich bei der Abreise entschlossen, so wenig als möglich davon zu halten. In Italien war während dessen eine große, hauptsächlich durch den Kanzler des Herzogs Sforza von Mailand, Morone, gegen den Kaiser angezettelte Verschwörung, der gemäß man die Kaiserlichen allenthalben überfallen und niedermachen wollte, durch den kaiserl. General, Marquis von Pescara, verrathen und zerstört worden. Um diese Zeit verwickelte die Weigerung Franzens, den madrider Frieden zu erfüllen und namentlich Burgund abzutreten, den Kaiser wieder in Krieg mit Frankreich. Der Papst sprach den König Franz von seinem Eide los und schloß mit ihm, Venedig, Mailand und Florenz das Bündniß der heil. Ligue gegen Karl. Auch England, wo Karl in dem mächtigen Minister, dem Cardinal Wolsey, dadurch, daß er ihm nicht zum Papststuhl verholfen, einen mächtigen Feind erworben hatte, nahm an dem Bündniß gegen Karl Theil. Der Kaiser ließ aber 1526 den Connetable von Bourbon in Italien einfallen, Mailand ward erobert, Rom 1527 erstürmt und der Papst in der Engelsburg gefangen genommen; doch blieb Bourbon bei dieser Gelegenheit. Karl mißbilligte zwar diese Ueberziehung und Plünderung Roms, und versicherte allen Mächten, daß sie ohne sein Wissen geschehen sey, ja er ließ sogar über die Gefangennehmung des Papstes seinen Hof Trauerkleider anlegen und für dessen baldige Befreiung beten, hielt aber den Papst nichts destoweniger 6 Monate gefangen und ließ ihn nur gegen ein Lösegeld von 368.144 Kronen und gegen das Versprechen, einige feste Plätze herauszugeben, los, worauf der Papst aus Rom verkleidet entfloh und den Vertrag nicht hielt. Während dem war eine franz. Armee unter Lautrec dem Papst zur Hülfe angerückt, sie drang gegen Rom vor, und durch ihre Fortschritte erschreckt, knüpfte Karl Unterhandlungen mit Franz an. Diese lösten sich indessen in gegenseitige Schmähungen auf, und am Ende kam es dazu, daß Karl Franzen zu einem persönlichen Zweikampfe forderte. Franz nahm diesen an, als aber der Kaiser den Ort bestimmte, wo der Kampf stattfinden sollte, wich Franz der Annahme des Schreibens aus. Lautrec drang nun bis an die neapolitanische Grenze vor und belagerte Gaeta, doch ergriffen ansteckende Krankheiten sein Heer, und der größte Theil desselben, sowie er selbst, starb. Dazu ging der Anführer der franz. Flotte, Andreas Doria, zu dem kaiserl. Heere über, Genua und Savona gingen verloren, ein zweites Heer unter dem Grafen von St.-Pol, welches nach Italien

ging, mußte die Belagerung von Mailand aufheben und ward bei Lodriano geschlagen, und so kam denn, nachdem auch der Papst durch den Vertrag von Barcelona Frieden geschlossen hatte, der Friede von Cambray (5. Aug. 1529) zu Stande, durch den im Wesentlichen der madrider Vertrag bestätigt wurde, nur daß das Recht auf Burgund unentschieden, aber dem Kaiser künftig vor dem Gesetz oder durch die Waffen auszufechten blieb. Für die Auslösung der als Geißeln noch in span. Gefangenschaft befindlichen franz. Prinzen wurden 2 Mill. Thlr. gezahlt. An demselben Tage und Orte kam auch der Friede zwischen Karl und England zu Stande. Bald darauf verließ Karl Spanien und ließ sich zu Bologna vom Papst zum König der Lombardei und römischen Kaiser krönen. 1530 schien er auf dem Reichstage zu Augsburg die verschiedenen Parteien aussöhnen zu wollen; da er aber damit nicht zu Stande kam, erließ er ein Decret gegen die Protestanten, welchem diese durch den schmalkaldischen Bund begegneten. Auch publicirte er 1532 die Halsgerichtsordnung (s. d.). Ungeachtet seiner Unternehmungen zu Gunsten der kathol. Religion zeigte Karl sich jedesmal, wo sein Vortheil Duldung zuließ, gemäßigt gegen die Protestanten. Auch zögerten die protestant. Fürsten nicht, ihre Contingente zu stellen, als er ein Heer gegen die Türken versammelte. Nachdem er Soliman zum Rückzuge gezwungen hatte, unternahm er 1535 einen Zug gegen Tunis, setzte den Dey daselbst wieder ein und befreite 20.000 Christensklaven. Dieser Erfolg gab seinem Charakter etwas Ritterliches, was ihn der Christenheit werth machte und den Planen seiner Politik nützte. Er zeigte diesen Rittergeist noch mehr in einer Rede, die er zu Rom vor dem Papste und den Cardinälen hielt, als sich in Italien die Feindseligkeiten gegen Frankreich erneuerten. Er schlug darin einen Zweikampf vor, in welchem einerseits das Herzogthum Burgund, andrerseits das Herzogthum Mailand der Preis seyn sollte; aber am folgenden Tage erklärte er sich gegen den franz. Gesandten auf eine Weise, welche vermuthen ließ, daß seine Ausforderung nur eine Redefigur gewesen sey. Seine Unternehmungen sowohl in der Provence als in der Picardie waren indeß wenig glücklich; man schloß 1537 einen Waffenstillstand und verlängerte ihn 1538 auf 10 Jahre. Beide Monarchen hatten eine persönliche Zusammenkunft, worin sie viel von gegenseitiger Achtung und Zuneigung sprachen. Bald darauf reiste Karl, der in Spanien war, wo er die alte Constitution der Cortes vernichtet hatte, über Frankreich nach den Niederlanden. Er brachte 5 Tage bei Franz I. in Paris zu; beide Fürsten erschienen an allen öffentlichen Orten zusammen, wie zwei Brüder. Es fehlte nicht an Hofleuten, welche dem Könige von Frankreich riethen, seinen Gast nicht abreisen zu lassen, bevor derselbe nicht den madrider Vertrag widerrufen habe; allein Franz begnügte sich mit Versprechungen, die Karl schnell genug vergaß. Dieser beschloß, nachdem er die Unruhen in den Niederlanden gestillt hatte, seinen Ruhm durch die Eroberung von Algier zu krönen (1541). Er ging gegen Dorias Rath in der stürmischsten Jahreszeit in See und verlor ohne Nutzen einen Theil seiner Flotte und seines Heeres. Nach seiner Rückkehr verwickelte ihn die Weigerung, den König von Frankreich mit dem mailändischen Gebiete zu belehnen, in einen neuen Krieg, in welchem Heinrich VIII. auf seine Seite trat. Karls Heer wurde bei Cerisoles geschlagen, aber auf der andern Seite drang er bis ins Herz der Champagne vor. Die in

Deutschland wegen der Reformation (s. d.) ausgebrochenen Unruhen bestimmten den Kaiser, 1545 den Frieden von Crespy zu unterzeichnen. Karl suchte die Gemüther zu versöhnen und wandte bei den Protestanten wechselsweise Drohungen und Versprechungen an. Nach einigen Scheinverhandlungen erhoben die protestant. Fürsten die Fahne des Krieges. Der Kaiser erklärte 1546 die Häupter des Bundes in die Reichsacht, entzweite die Verbündeten, versammelte in der Eil ein Heer und trug mehre Vortheile über seine Feinde davon. Der Kurfürst v. Sachsen, Johann Friedrich, ward in der Schlacht von Mühlberg 1547 gefangen. Karl empfing ihn mit Härte und übergab ihn einem aus Italienern und Spaniern bestehenden Kriegsgerichte unter Alba's Vorsitz, welches ihn zum Tode verurtheilte. Nur durch Entsagung der Kur und seiner Erbländer rettete der Kurfürst sein Leben, blieb aber Gefangener. Indeß zeigte sich der Kaiser einigermaßen gemäßigt gegen die besiegte Partei. Als er nach Wittenberg kam, äußerte er sogar sein Mißfallen darüber, daß man aus Furcht vor ihm den öffentlichen Gottesdienst eingestellt habe. Er besuchte das Grab Luther's und sprach: „Ich bekriege nicht die Todten, er ruhe in Frieden, er ist schon vor seinem Richter". Der Landgraf von Hessen-Kassel, Philipp der Großmüthige, eins von den Häuptern der Protestanten, war genöthigt, um Gnade zu bitten; Karl beraubte ihn, trotz der gethanen Versprechungen, seiner Freiheit. Nach Vernichtung des schmalkaldischen Bundes beschäftigte sich der Kaiser aufs neue mit dem Plane, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, und erließ zu dem Ende das sogenannte Interim (s. d.), welches aber ebenso fruchtlos war als die von ihm auf dem Reichstage zu Augsburg vorgeschlagenen Maßregeln. Auch gelang es ihm nicht, die kaiserliche Krone seinem Sohne zu sichern. Die Zwietracht bewegte stets die Gemüther, und als Karl Herr zu seyn glaubte, brach ein neuer Krieg gegen ihn aus. Moritz von Sachsen (s. d.), den er mit der Kurwürde belehnt hatte, bildete ein Bündniß, dem Heinrich II. v. Frankreich, Franzens Nachfolger, beitrat. Die Vorbereitungen wurden in der größten Stille gemacht. Karl war zu Innspruck, wo er große Plane gegen Frankreich und die Türkei im Sinne führte. Er erwartete Moritz als Bundesgenossen, als dieser die Maske abwarf, plötzlich an der Spitze eines Heeres erschien und 1552 in Tirol einrückte, während Heinrich II. in Lothringen einfiel. Karl wäre fast in Innspruck in einer stürmischen Nacht überfallen worden. Gequält von Gichtschmerzen, entfloh er allein in einer Sänfte auf ungebahnten Wegen. Moritz gab das kaiserliche Schloß der Plünderung preis; das zu Trient versammelte Concilium löste sich auf, und die Protestanten dictirten die Bedingungen des passauer Vertrags (1552). Karl war in Lothringen nicht glücklicher; er konnte Metz, das der Herzog von Guise vertheidigte, nicht wieder nehmen. In Italien verlor er Siena durch einen Aufstand. Er ging nach Brüssel; bedrängt von seinen Feinden und mit der Gicht kämpfend, ward er finster und schwermüthig, und entzog sich dergestalt Aller Blicke mehre Monate lang, daß sich in Europa das Gerücht von seinem Tode verbreitete. Seine letzten Anstrengungen waren noch gegen Frankreich gerichtet, das stets seine Angriffe zurückschlug. Eine der letzten und wichtigsten Regierungshandlungen Karls war der Reichstag zu Augsburg 1555 und der daselbst geschlossene Religionsfriede; denn schon am 25.

Oct. d. J. übergab er seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande und den 16. Jan. 1556 auch die der spanischen Erbstaaten. Am 3. Aug. d. J. erfolgte auch seine Resignation auf die Kaiserkrone, und er nahm später durch ein Schreiben von Rammekens oder Zeeburg aus von jedem einzelnen Kurfürsten und von dem ganzen Reiche Abschied. Er hatte diesen Entschluß schon lange gehegt (bereits 1549 gab er Franz Borgia, der Jesuit werden wollte, davon Andeutungen), und Unbeständigkeiteit des Glücks und schwächliche Gesundheit brachten denselben zur Reife. Er schiffte sich nun mit seinen Schwestern, Maria, Königin von Ungarn, und Eleonore, Königin von Frankreich, die ihn begleiten wollten, zu Rammekens nach Spanien ein und landete nach kurzer Fahrt zu Laredo in Biscaya. Er begab sich über Valadolid, wo seine Schwestern ihn verlassen mußten, nach dem Hieronymitenkloster St.-Just in Estremadura, ließ dort 7 Zimmer anbauen und brachte hier mit 12 Bedienten, von denen jedoch nur 4 jedesmal in Dienst waren, den Rest seines Lebens zu. Zu seinen Ausgaben hatte er sich 12.000 Dukaten jährlich bedungen, von denen er jedoch nur 2000 für sich brauchte. Seine Stunden waren getheilt zwischen Andachtsübungen und künstlichen Handarbeiten. Unter andern verfertigte er hölzerne Uhren und bemühte sich hierbei, eine ganz gleichgehend mit der andern zu machen. „Was für ein Thor war ich — rief er aus, als diese Mühe vergebens war, — daß ich einst mich bestrebte, viele Menschen zu gleicher Meinung zu bringen, da es nicht einmal bei 2 Uhren gelingt, sie gleichgehend zu machen“. Endlich kurz vor seinem Tode ließ er, um die Entsagung des Lebens und die Ertödtung alles Sinnlichen in dem schauerlichsten Bilde zu feiern, sein eigenes Leichenbegängniß halten. Die Mönche des Klosters mußten ihn in Procession im offenen Sarge in die Kirche tragen und das Todtenofficium für ihn beten. Bald darauf ergriff ihn ein Fieber, an dessen Folgen er d. 21. Sept. 1558 im 59. J. seines Lebens starb. Karl war in seiner Jugend und ehe Krankheit ihn beugte, ein schöner stattlicher Mann von ernsthaftem, majestätischem Ansehen. Er redete wenig, und Lachen zeigte sich selten auf seinem Gesichte, das von blasser Farbe war. Seine Haare waren hell und seine Augen blau; der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In Allem drückte sich eine Mischung der niederländischen mit der spanischen Natur aus. Zwei vorzügliche Eigenschaften eines starken Geistes hatte er: er ertrug es, daß man mit der größten Freimüthigkeit ihn auf die begangenen Fehler aufmerksam machte, und er hegte nie über den Ruhm seiner Staatsmänner und Feldherren kleinliche Eifersucht. Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung seines ganzen Zeitalters das beste Zeugniß ab, und selbst Die, welche zu der entgegengesetzten Partei gehörten, haben nie kleinlich von ihm geredet. Karls Gemahlin, Elisabeth von Portugal, war Mutter Philipps II., seines Nachfolgers, Marias, der Gemahlin Maximilians II., Johannas, der Gemahlin Johanns III. von Portugal, und Ferdinands, der 1545 starb. Seine natürlichen Kinder waren Johann von Oestreich und Maria, nachmals Statthalterin der Niederlande. Vgl. Robertson's Meisterwerk: „History of the reign of the Emp. Charles V.“ (London 1769, 3 Bde., 4.); deutsch von Mittelstedt, mit Anmerk. von Remer (3. Aufl., Braunschweig 1795, 3 Bde., 8.).

Karl VI., der zweite Sohn des Kaisers Leopold I., geb. am 1. Oct. 1685. Als Kaiser Joseph I. 1711 ohne Erben starb, so war sein Bruder

Karl der Erbe seiner Länder. Da entstand nun die Frage über das Verhältniß der Mächte in Europa, sowie zu Kaiser Karls V. Zeit, ob es nämlich rathsam sey, daß Karl, als Kaiser VI., wenn die Deutschen ihn wählten, wie jener V., halb Europa beherrsche, und das Haus Oestreich zu übermächtig werde? Karl VI. besaß alle Länder Karls V., wenn er die ganze östreich. und spanische Monarchie vereinte. Den übrigen, besonders den Seemächten, schien solche Uebermacht gefährlich, und sie beförderten nun lieber die Kaiserwahl Karls VI., um ihm nachher einen Theil der spanischen Länder abzusprechen. Er wurde also am 22. Dec. 1711 zu Frankfurt gekrönt und erhielt im folgenden Jahre zu Presburg die ungarische Krone. Alle Vortheile, welche sein heldenmüthiger Bruder im span. Erbfolgekriege, in den Niederlanden und Spanien erkämpft hatte, gingen für Karl verloren. Es mußte zu Utrecht Spanien an Philipp V., Herzog von Anjou, abtreten, doch mußte dieser zugleich allen Ansprüchen auf Frankreich entsagen. Die Bundesgenossen des Kaisers hatten sich allmälig zurückgezogen und einzeln Frieden mit den Franzosen geschlossen. Der Friede zu Rastadt und Baden kam endlich zu Stande. Der Kaiser erhielt die span. Niederlande, Mailand, Sardinien, Mantua und die toscanischen Seehäfen. Frankreich gab alle Eroberungen am Rhein, bis auf Landau, heraus. — Ein großer Sturm war wieder vorübergegangen; der große nordische Krieg, der zu eben dieser Zeit die nördliche und östliche Hälfte Europas erschütterte, aber auf Deutschland weniger Einfluß hatte, dauerte noch in einigen Nachwehen fort, bis zum Tode des schwedischen Königs, Karls XII., 1718. Von da an hat das ermattete Europa einige Ruhe gehabt. Sein Dränger, Ludwig XIV., war 1715 gestorben. Seit Ludwigs XIV. eroberungssüchtiges Streben sich offenbar gezeigt hatte und zu fürchten war, daß ein einziger Staat gegen Frankreichs Uebermacht schwerlich bestehen werde, hatte der König Wilhelm von England einzig daran gearbeitet, durch eine Verbindung jenem Ehrgeize einen Damm entgegenzusetzen, damit in Zukunft nur die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit zwischen den Völkern walteten. Er wurde der Stifter des neuen Systems, des politischen Gleichgewichtes. Vor allen Dingen gründete er seine Hoffnung zu dauernder Ruhe und Sicherheit auf die Verbindung Englands mit Oestreich, der freiesten unter den protestantischen, und der rechtlichsten unter den kathol. Mächten, wie man sich ausgedrückt hat. Oestreich aber wurde auf diese Weise wieder in die Mitte Europas gestellt, als die Macht, welche, mit den übrigen in Beziehung, am Meisten berufen sey, gutes Verständniß und Ordnung unter allen zu bewahren, in Beziehung auf Deutschland aber desto kräftiger die alte Würde und Verfassung des Reiches zu schützen. Durch den Ruhm und die Erwerbungen des neu geendeten Krieges war diese Bestimmung Oestreich, wie durch einen Schicksalsspruch, bestätigt; es war mächtiger, als wenn ihm gelungen wäre, die span. Krone mit der östreich. zu vereinigen; denn daß solche Länderausdehnung die wahre Macht nicht vermehre, hatten die Zeiten Karls V. gezeigt. So einen rühmlichen Aufschwung verdankte Oestreich vorzüglich dem großen Geiste Eugens und dem nur zu früh verstorbenen Kaiser Joseph I., welcher in des Erstern hohe Gedanken ganz einging. Hätte Karl Geistesgröße genug gehabt, die weltgeschichtliche Bestimmung Oestreichs und Deutschlands in dem europäischen Völkerstaate, wozu eben der Standpunkt wieder gewonnen war, zu erkennen, er hätte nicht nur seines Reiches, sondern des ganzen

deutschen Vaterlandes Ruhm und Größe, und für Europa eine ehrenvolle Ruhe auf lange Dauer gründen können. Die ehrwürdige Bedeutung des alten Kaiserthums, welche im Laufe der Zeiten war untergegangen, mochte jetzt in erneuerter Gestalt wieder aufstehen, wenn der Gedanke eines wahrhaften europäischen Völkerbundes, auf die ewigen Gesetze der Religion und Sittlichkeit gegründet, und also auf innern, unsichtbaren Stützen im Gleichgewichte ruhend, aufgefaßt, und Oestreich mit Deutschland vereinigt, als Wächter desselben aufgestellt wurden. Sie zusammen konnte kein eroberungssüchtiger Gedanke treiben, und sie waren nur stark in gerechtem Schutzkriege für die ruhige Haltung des Ganzen. Allein Karls Geist, sowie sein ganzes Zeitalter, vermochte ein so hohes Bild nicht zu fassen. Der Gedanke des Gleichgewichts der Staaten wurde immer mehr ein äußerlicher, ein sorgfältiges Abwägen der physischen Kräfte, ein Messen des Umfangs der Länder und ein Zählen der Unterthanen und der Soldaten. Denn Das war auch eines der großen Uebel, die von Frankreich aus, und am meisten durch Ludwig XIV., über Europa kamen, daß die Herrscher die Gewährleistung ihrer Selbständigkeit und Sicherheit nicht, wo sie allein ruht, in der Liebe ihrer Völker, sondern in der großen Zahl immer schlagfertiger Krieger suchten. Diese mußten vermehrt werden, wenn der Nachbarstaat sie vermehrte, und sie war fast allein der Maßstab für das ganze Verhältniß unter den Völkern. Die geistigen und sittlichen Kräfte, weil sie nicht gemessen werden können, wurden gar wenig beachtet. Eine solche Vernachlässigung mußte sich schwer rächen; der nicht geachtete Geist floh daher aus dem ganzen, mühseligen Gebäude, welches er allein hätte aufrecht halten können, und nach einem kurzen Glanze zu Wilhelms und Eugens Zeit, und längerm traurigen Wanken, bald von dieser, bald von jener Stütze kümmerlich gehalten, stürzte das Systems des Gleichgewichts, nicht einmal hundert Jahre nach seinem ersten Entstehen, in sich zusammen. Für Deutschland hatte dieses System und Oestreichs Stellung darin, die Folge, daß es in die Kriege des Kaiserhauses mit verwickelt, daß es überhaupt in alle Bewegungen Europas hineingerissen wurde, ohne einen Gewinn davon zu haben. Vielmehr wurde das alte, wankende Reichsgebäude durch die steten Erschütterungen nun völlig aus seinen Fugen getrieben. Denn weder in dem Leben des Einzelnen, noch der Völker, gibt es einen Stillstand; sie schreiten unaufhaltsam rückwärts, wenn sie nicht vorwärts dringen. Uebrigens waren die letzten 20 Jahre bis zu Karls VI. Tode, mit geringen Ausnahmen, eine Zeit der Ruhe. Der friedliebende Kaiser widmete sich vorzüglich der innern Verwaltung seiner großen und schönen Länder, und dieses war für sie, nach so stürmischen Zeiten, eine wahre Wohlthat. Auch hatte er, weil er keine männlichen Erben besaß, einen Erbvertrag, u. d. N.: die pragmatische Sanction (s. d.) verfaßt, nach welcher alle seine Erbländer seiner Tochter Maria Theresia anheim fallen sollten. Diese wünschte er von den bedeutendsten Staaten Europas feierlich beschworen zu sehen, und hatte deßwegen viele und große Opfer gebracht. Es ist dieses eine Hauptsorge seines Lebens gewesen, und er hat seine Absicht, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, äußerlich durchgesetzt, seine pragmatische Sanction wurde bestätigt; allein auch an ihr ist die Bodenlosigkeit der neuen Politik offenbar geworden. Diese Sanction sicherte nach seinem Tode seine Tochter dennoch nicht vor den Angriffen Derer, welche ihre Ansprüche mit den Waffen durchzuführen

hofften. Der Kaiser selbst führte noch 1733—35 einen Krieg für August III. von Sachsen, welcher zum poln. Könige gewählt war, gegen Frankreich, welches Stanislaus Leszinsky, den Schwiegervater Ludwigs XV., wieder dazu erheben wollte. Aber der Krieg war für Oestreich und Deutschland nicht glücklich; durch den Frieden blieb August III. zwar König von Polen, aber Deutschland verlor dafür eine neue Provinz an das habsüchtige Nachbarvolk; Lothringen mußte an Stanislaus abgetreten werden, durch den es an Frankreich kam, und der lothringische Herzog Franz Stephan wurde Großherzog von Toscana. In einem Türkenkriege war das östreich. Heer gleichfalls nicht siegreich, und im belgrader Frieden 1739 mußte die Schutzwehr, welche Eugen gewonnen hatte, die Festung Belgrad, zurückgegeben werden. Kaiser Karl VI. starb den 26. Oct. 1740, und mit ihm erlosch der männliche Stamm des östreich-habsburgischen Hauses, eines der glücklichsten und ehrwürdigsten in der ganzen Geschichte.

Karl VII. (Karl Albrecht), geb. zu Brüssel 1697, der Sohn Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Baiern, damaligen Statthalters der span. Niederlande. Nach der für Baiern unglücklichen Schlacht bei Blenheim (s. d.) im span. Erbfolgekriege 1704 wurde er nach Oestreich gebracht und daselbst erst in Klagenfurt, dann in Grätz als ein Graf von Wittelsbach erzogen. Nachdem 1715 sein Vater Baiern wieder erhalten hatte, kehrte der Prinz nach München zurück und befehligte 1717 gegen die Türken das baiersche Hülfsheer. 1722 vermählte er sich mit Maria Amalia, Tochter Josephs I., nachdem er auf die Erbfolge in den östr. Staaten Verzicht geleistet. 1726 folgte er seinem Vater als Kurfürst von Baiern. Die verhängnißvolle Jugend Karl Albrechts war ihm eine gute Bildungsschule gewesen; er hatte Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, seinen Verstand ausgebildet, und würde fähig gewesen seyn, durch eine milde Regierung sein Volk glücklich zu machen, wenn er nicht, durch Verhältnisse verlockt eine Rolle übernommen hätte, der er nicht gewachsen war. Seit dem Antritt seiner Regierung suchte er durch große Beschränkungen bei den Ausgaben der Hofhaltung und durch manche andere Ersparungen die in Folge des span. Erbfolgekrieges auf Baiern lastenden Schulden (30 Mill. Gl.) zu tilgen, wozu ihm die Stände durch Uebernahme eines ansehnlichen Theiles der Staatsschuld bereitwillig die Hände boten. Karl Albrecht war einer von den Fürsten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg gewährleistete pragmatische Sanction protestirten, und schloß nun ein Bündniß mit Sachsen, zugleich sein Heer auf 32.000 M. verstärkend. Nach dem Tode Karls VI., 1740, weigerte er sich, Maria Theresia als Erbin anzuerkennen, indem er, die Verzichtleistung seiner Gemahlin für ungültig erklärend, seine Ansprüche auf die Thronfolge auf ein Testament Ferdinands I. gründete. Er schloß daher (18. Mai 1741) zu Nymphenburg einen Bund mit Frankreich und Spanien. Sobald er ein franz. Hülfsheer erhalten hatte, besetzte er Oberöstreich und ließ sich zu Linz als Erzherzog von Oestreich huldigen. Die Hindernisse, welche ihm der franz. Premierminister Cardinal Fleury in den Weg legte, indem derselbe die Zerstückelung der östr. Monarchie nicht wollte, sowie der Mangel an Geschütz und Kriegsvorräthen, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen wandte er sich nach Böhmen und eroberte, sich mit 22.000 M. Sachsen vereinigend, am 26. Nov. Prag, wo ihm d. 19. Dec. als König von

Böhmen gehuldigt ward. Darauf ward er einstimmig zum röm. Kaiser erwählt und am 12. Febr. 1742 in Frankfurt von seinem Bruder, dem Kurfürsten Clemens August von Köln, gekrönt. Schnell waren diese Glücksfälle auf einander gefolgt, doch nicht weniger schnell trafen nun eine Menge Widerwärtigkeiten den Baierfürsten und sein Land und verleidete dem Ersteren die unfruchtbare Ehre, welcher er seine Ruhe und seines Volkes Wohlfahrt geopfert hatte. Schon im Dec. 1741 hatten Maria Theresias Heere, unter Khevenhüller, Oberöstreich wiedererobert, Bärenklau drang von Tirol aus in Baiern ein, und am 14. Febr. war München in der Oestreicher Besitz. Der Kaiser hatte sein Hoflager nach Frankfurt verlegt und daselbst den Reichshofrath eingerichtet. Auch Böhmen mußte geräumt werden. Im April 1743 kehrte der Kaiser, da Seckendorf die Oestreicher zurückgedrängt hatte, nach München zurück, mußte jedoch seine Staaten nach Karls von Lothringen Sieg bei Simpach im Juni wieder verlassen. Maria Theresia ließ sich im Sept. zu München von den baier. Ständen förmlich huldigen. Bei dieser traurigen Lage seines Landes wünschte der Kaiser den Frieden, wozu Oestreich jetzt nicht geneigt war. Erst als Preußens König Friedrich II., in Folge der frankfurter Union (22. Mai 1744) Böhmen angegriffen, und der kaiserl. General Seckendorf die Oestreicher (im Octob.) aus Baiern vertrieben hatte, sah Karl VII. seine Residenz wieder. Hier starb er, am 20. Jan. 1745, erschöpft durch Kummer und Krankheit. Er war ein milder, gütiger Regent gewesen, doch hatte er wegen seiner Ansprüche auf die Nachfolge in Oestreich unsägliches Elend über Baiern gebracht und dasselbe tief verschuldet. Ihm folgte im Kurfürstenthum sein einziger Sohn Maximilian III., welcher, zur großen Freude Baierns, mit Oestreich den Frieden zu Füssen (22. April 1745) abschloß und seine Stimme zur Kaiserwahl dem Großherzoge Franz von Toscana, Gemahl Maria Theresias, zusicherte. (Vgl. Theresia, Maria.)

Karl der Kühne (der Verwegene, audax), Herzog von Burgend, Sohn Philipps des Guten und Isabelle von Portugal, geb. zu Dijon den 10. Nov. 1435, führte anfangs den Namen eines Grafen v. Charolois, unter dem er sich in den Schlachten von Rüpelmonde 1452 und von Morbeque 1453 auszeichnete. Von bitterem Haß gegen die Herren aus dem Hause Croy befangen, zog er sich, als er dieselben nicht in Ungnade bringen konnte, nach Holland zurück. Mit ihnen wieder versöhnt, ward er die Seele des 1465 von den französischen Großen gegen König Ludwigs XI. Despotie geschlossenen furchtbaren Bundes (la ligue du bien public), dem sich der Herzog von Bretagne und die gewichtigsten Freunde des verstorbenen Königs, Dunois, Armagnac, Dammartin beigesellten. Karl fiel nun in Frankreich ein, erschien mit 26.000 Mann vor Paris und lieferte dem Könige das unentschieden gebliebene Treffen bei Montlhery, wo er sich nur durch die ausgezeichnetste Tapferkeit vor Gefangenschaft rettete. Nur erst, als Ludwig XI. den Bund durch List trennte und auch Burgund bedeutende Bewilligungen machte, endete dieser Krieg. Nach seines Vaters Johann Tode 1467 erhielt Karl dessen große Besitzungen, die er noch vermehrte (s. Burgund), nebst unermeßlichen Schätzen. Er begann seine Kriege als regierender Fürst mit Züchtigung der rebellischen Lütticher, ließ die Festungswerke der Stadt schleifen und nahm ihnen ihr Geschütz. Dann wandte er sich gegen die Genter, denen er früher gezwungen ihre Freiheiten, die ihnen von Ma-

lipp dem Guten entrissen waren, hatte zugestehen müssen, nahm ihnen dieselben wieder, ließ ihre Anführer hinrichten und legte der Stadt eine ansehnliche Geldbuße auf. 1468 vermählte er sich mit Margaretha von York, Schwester des Königs von England. Zwischen dem stolzen, ruhm- und eroberungssüchtigen Karl und dem ränkereichen Ludwig XI. kam es zu neuen Streitigkeiten. Karl beschloß, den Bürgerkrieg in Frankreich zu erneuen. Ludwig beschwichtigte ihn jedoch durch 120.000 Goldgülden, die er ihm zahlte. Um diese Differenzen völlig zu heben, begab sich Ludwig zu Karl nach Peronne, schickte jedoch während dessen heimlich Gesandte an die Lütticher, sie zu einer Empörung zu reizen. Karl bekam jedoch Kunde von dieser Sendung und von der neuen Empörung der Lütticher, und ließ nun, auf das äußerste erbittert, Ludwig in der Burg einschließen. Doch entließ er ihn der Haft unter der Bedingung, daß er mit gegen Lüttich und den Grafen von der Mark ziehe, als Zuschauer und Gehülfe der Rache, die Karl durch Erstürmnng von Lüttich nahm. 1470 sendete ihm Eduard IV. den Hosenbändorden und erschien bald darauf, ein Flüchtling, selbst an der flandrischen Küste. Karl gab ihm Geld und Schiffe, daß er nach England zurückkehren und sein Land wieder erobern konnte. Karl's Streben, sein Land zu vergrößern, und neue erbitternde Ursachen brachten es 1471 zwischen ihm und Ludwig zu einem neuen Kriege. Karl, schon durch die frühern Kriege hartherzig und grausam geworden, zeigte sich in diesem verhärteter als je. Gezwungen, um einen Waffenstillstand zu bitten, brach er denselben doch bald wieder, beschuldigte Ludwig öffentlich der Zauberei und der Giftmischung, ging mit 24.000 M. über die Somme und verwüstete das jenseits derselben gelegene Land mit Feuer und Schwert; allein ein anderer Plan, den er faßte, zog seine Blicke von Frankreich ab. Er hegte nämlich den Wunsch, sein Gebiet nach dem Rhein hin zu erweitern und dann ein neues Reich unter dem Titel eines gallisch-belgischen Königreichs zu stiften. Kaiser Friedrich III. sollte und wollte ihm diesen Titel und zugleich das Generalvicariat des Reichs über seine Staaten ertheilen und dagegen die Hand Maria's, der einzigen Tochter und Erbin Karl's, für seinen Sohn Maximilian erhalten. Der Kaiser und Karl kamen 1473 zu Trier zusammen. Karl erschien hier mit einer Pracht, die Alles übertraf, was Deutschland bisher gesehen hatte, und hielt sich der königl. Würde für so groß, daß er nicht nur die Insignien dazu mitbrachte, sondern auch in der Kathedralkirche bereits Anstalten zur feierlichen Krönung machen ließ. Aber Friedrich wollte sich nicht mit der bloßen Zusage begnügen, die ihm Karl in Ansehung seiner Tochter gemacht hatte, und Karl wollte dieses Kleinod, wodurch er so viele Fürsten nach Gefallen lenken konnte, noch nicht von sich geben; überdieß sah Friedrich bei persönlicher Bekanntschaft mit Karl wohl ein, was er von diesem Ehrgeizigen zu befürchten habe, und daß ihm weder das durch den Grafen von Egmont, den er aus der Gewalt seines Sohnes befreit hatte, verschriebene Geldern, noch das von dem Kaiser ihm versetzte Elsaß genüge, sondern daß er nach dem Besitz des ganzen Rheinufers, sowie der Alpenländer bis nach der Lombardei hin strebe und, einmal im Besitz der Königswürde, sich nicht mit dieser begnügen, sondern herrschgierig auch nach dem Kaiserthron trachten werde, wozu das von ihm verlangte Reichsvicariat in den einheimischen deutschen Provinzen der erste Schritt war. Unversehens ging daher Friedrich von Trier nach Köln, ohne von Karl Abschied zu

nehmen, und brach so die Unterhandlungen ab. Karl, die Streitigkeiten des kölner Capitels und der Landschaft mit dem Erzbischof Ruprecht, in der Absicht, sich zum Herrn des Rheinstroms zu machen, benutzend, begann 1474 den kölnisch-burgundischen Krieg durch die Belagerung von Neuß, und Friedrich zog nun gegen ihn mit einem Reichsheere. Anstatt daß Karl, nach dem Rathe seiner Freunde, die Belagerung von Neuß aufheben, und sich mit den Engländern, seinen Verbündeten, die eben gegen Frankreich zogen, gegen seinen alten Feind, König Ludwig XI. von Frankreich, den er zu entthronen gedacht hatte, hätte vereinigen sollen, blieb er, von einem falschen Ehrgefühl geleitet, 10 Monate lang vor Neuß liegen, wodurch er Zeit, Geld und Leute unnütz verlor und zuletzt durch Vermittelung des päpstlichen Legaten einen Frieden einging, den er längst hätte eingehen können. Durch sein langes Verzögern hatte Karl die Engländer aufgebracht, und um so leichter konnte Ludwig sie von ihm abwendig machen. Er wendete sich nun zunächst an den Herzog von Lothringen und den Titularkönig von Sicilien, René, der gegen ihn aufgestanden war, besiegte und vertrieb ihn und eroberte alle Festen dieses Landes, dessen Unterwerfung die Einnahme von Nancy vollendete. Mit Ludwig ging Karl 1475 einen Waffenstillstand auf 9 Jahre ein. So standen die Schweizer, welche Ludwig und René von Lothringen gegen Karl in die Waffen gebracht hatte, verlassen da. Karl zog mit 60.000 M. im März 1476 gegen Granson (s. d.), das er eroberte und die 800 Mann starke Besatzung niederhauen ließ, verlor jedoch zur gerechten Strafe für diese Grausamkeit bei derselben Stadt die Schlacht am 3. März gegen die nur 20.000 M. starken Schweizer. Bald doch kehrte Karl wieder, aber die verlorne Schlacht bei Murten (s. d.) (22. Juni) raubte ihm seine tapfersten Scharen. René von Lothringen eroberte nun Nancy wieder, welches Karl hierauf durch den Grafen Campobasso belagern ließ. Mit den zum Entsatz herbeieilenden 20.000 Schweizern und Lothringern kam es am 6. und 6. Jan. 1477 zur Schlacht. Noch vor derselben ging Campobasso verrätherisch mit einem Theile des Heeres zum Feinde über. Dennoch wollte Karl mit 4000 M., die ihm blieben, die Schlacht wagen. Als er beim Beginnen derselben den Helm aufsetzte, fiel der Zierrath desselben, ein vergoldeter Löwe, herab. Karl rief aus: „Ecce magnum signum Dei!“ (siehe, ein großes Zeichen Gottes!), eilte aber dennoch an die Schlacht. Sein Heer wurde auf beiden Flügeln umgangen und geschlagen, der Herzog aber fiel auf der Flucht in einen Graben, wo ein Lanzenstich ihn tödtete. Erst nach einigen Tagen ward er gefunden und vom Blut und Schmutz entstellt herausgezogen, und man erkannte ihn nur mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und an seinem Bart und seinen Nägeln, die er seit der Schlacht von Murten hatte wachsen lassen, sowie an einer Kopfwunde, die er in der Schlacht von Montlhery, erhalten hatte. Karls Leichnam wurde auf René's von Lothringen Befehl zu Nancy beigesetzt, durch seinen Enkel, Kaiser Karl V., aber nach Brügge geschafft und dort beerdigt. Karl war ein ehrgeiziger, kriegslustiger Fürst, der trotz seiner Neigung zu Kampf und Streit und obgleich die Gräuel, die er so oft gesehen, sein Herz verhärtet hatten, doch manche gute Eigenschaft besaß, gerade, gerecht und seinen Unterthanen, wo sie nicht seiner Kriegsleidenschaft entgegentraten, wahrhaft ein Vater war. Aus drei Ehen hinterließ er von Isabelle von Bourbon, seiner zweiten Gemahlin, bloß eine Tochter, Maria,

die Erbin von Burgund. (Vgl. Maximilian I.) S. des Baron de Barante, Pairs von Frankreich, „Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois“ (Paris 1824, 10 Bde.).

Karl VII., König von Frankreich, s. Frankreich und Jeanne d'Arc.

Karl IX., König von Frankreich, Heinrichs II. und der Katharina von Medici Sohn, geb. 1550 zu St.-Germain-en-Laye, bestieg, 10 Jahre nach seines Bruders, Franz II., Tod, den 5. Dec. 1560, den Thron, Ohne eine Regentschaft einzusetzen, begnügte man sich, durch den jungen Fürsten dem Parlamente schreiben zu lassen, daß er seine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeschäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte diesen Entschluß, um nicht aufs Neue den Streit zwischen den Guisen und den Prinzen vom Geblüte zu wecken. Katharina erlaubte, daß der König von Navarra zum Generalstatthalter des Reichs ernannt wurde, da sie die Schwäche seines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Sie nahm sich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu beherrschen. (S. Katharina von Medici.) Die Guisen sahen bald ein, daß sie den politischen Verbindungen der Calviniſten ein katholisches Bündniß entgegensetzen mußten. (S. Guise.) So brach der Bürgerkrieg gegen die Hugenotten aus. Der Herzog von Guise, der sich des jungen Königs versicherte, ward vor Orleans im Febr. 1563 meuchelmörderisch erschossen. Er rieth in seinen letzten Augenblicken dem König und der Königin Mutter, mit den Parteien zu unterhandeln. Man folgte diesem Rath, unterzeichnete am 19. März einen Vertrag, und entriß am 27. Juli Havre den Engländern. Der König, der in diesem Jahre für mündig erklärt worden, besuchte in Begleitung seiner Mutter die Provinzen. Zu Bayonne hatte er eine Zusammenkunft mit seiner Schwester Isabelle, der Gemahlin Philipp II. von Spanien. Die Calviniſten schöpften darüber so großen Argwohn, daß sie die Waffen ergriffen und den Plan faßten, den König auf seinem Rückwege nach Paris aufzuheben. Gewarnt entging er der Gefahr; aber dieser Anschlag mußte den Haß des von Natur stolzen Karls wecken, der wegen seines zu großen Vertrauens auf seine ränkevolle Mutter mehr zu bedauern als zu tadeln war. Nach der Schlacht von St.-Denis, 1567, deren Gewinn der Connetable von Montmorency mit dem Leben bezahlte, unterhandelte Katharina den Frieden. Allein die Calviniſten hielten einen Theil der Plätze, welche sie räumen sollten, zurück, und fuhren fort, mit England und den deutschen Fürsten Einverständnisse zu unterhalten. Bald brach ein neuer Bürgerkrieg aus. Der Eifersucht Karls ungeachtet, stellte Katharina den Herzog von Anjou an die Spitze des königl. Heeres. Nachdem Prinz Condé 1569 in der Schlacht von Jarnac erschossen, und der Admiral Coligny zu Montcontour in demselben Jahre geschlagen worden war, schloß der König den Frieden 1570 unter Bedingungen ab, die so günstig für die Calviniſten waren, daß diese selbst Verrätherei darunter gearwohnt scheinen. Die Häupter derselben erschienen daher nicht sämmtlich am Hofe, als Karl seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter Kaiser Maximilians II., feierte. Nach und nach schwand dieß Mißtrauen, und die Vermählung des jungen Königs von Navarra (nachmals Heinrich IV.) mit Karls IX. Schwester, Margaretha, schien jeden Argwohn zu verbannen. Diese Vermählung hatte am 28. August 1572 statt; am 22. geschah der erste Mordversuch gegen Coligny, und am 24. begann jenes

Blutbad, das unt. d. N. Bartholomäusnacht bekannt ist. Der Bürgerkrieg brach zum vierten Mal aus, und Katharina sah jetzt das Unstatthafte ihrer Politik ein. Karl konnte seine Abneigung gegen sie nicht mehr verbergen und war im Begriff, selbst mit kräftiger Hand die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, als er 1574 kinderlos starb. Ihm folgte sein Bruder Heinrich III. Karl war tapfer, unermüdlich, ruhmliebend, von lebhaftem, durchdringendem Geiste, und liebte die Wissenschaften. Weniger ihm als seiner Mutter fallen die Gräuel zur Last, welche seine Regierung beflecken. Vgl. Wachler: „Die Pariser Bluthochzeit" (s. d.), 2. A., Leipzig 1823.

Karl I., König von Großbritannien und Irland, einer der unglücklichsten Monarchen und ein Opfer des religiösen und politischen Fanatismus, wurde den 19. Nov. 1600 zu Dumferling in Schottland geboren. Er stammte aus dem Hause Stuart und war ein Sohn Jakobs VI., Königs von Schottland, welcher sich mit einer Prinzessin Friedrichs II. von Dänemark vermählt hatte. Nach dem Tode seines ältern, erst 17jähr. Bruders Heinrich erbte er als Prinz von Wales die Rechte auf den königlichen Purpur, mit dem er, im März 1625, nach dem erfolgten Ableben seines Vaters, unter dem Namen Karl I., bekleidet wurde. Elisabeth hatte seinen Vater zum Thronfolger von Großbritannien und Irland ernannt und Karl wurde der Erbe dreier Königreiche. Gleich nach seiner Thronbesteigung vermählte er sich mit Henriette Marie, einer katholischen Prinzessin, und der Tochter Heinrichs IV. v. Frankreich, die mit überaus herrlichen Geistesgaben eine gefällige Liebenswürdigkeit verband. Will man den feinsten Bewegungen, die das unglückliche Ende dieses beklagenswerthen Monarchen herbeiführten, genau nachspüren, so kann man diese Verbindung mit einer kath. Prinzessin für den Mittelpunkt betrachten, um den sich alle seine tragische Schicksale herumdreben. Der Herzog von Buckingham (vgl. d.), der schon in der vorigen Regierungszeit das ganze Reich unumschränkt nach seinem Willen beherrscht und über den unselbständigen Jakob I., wie über eine willenlose Sache verfügt hatte, war auch jetzt Karls dirigirender Minister. Dieser Staatsmann, welcher ein Vertrauter und Freund seines Königs seyn wollte, wurde für seinen Fürsten eine Quelle unsäglicher Ereignisse. Er war es, der Karl bewog, an Frankreich 6 Kriegsschiffe zur Belagerung von Rochelle zu überlassen. Durch dieses Benehmen verscherzte er sich gleich Anfangs das Vertrauen der englischen Nation, weil sie, gegen ihre protestantischen Glaubensgenossen die Waffen zu ziehen, sich weigerte. Karl I. hatte indeß schon zwei Parlamente zusammenberufen und wieder aufgehoben, weil die Stimmen nicht zu Gunsten seines und seines Günstlings Willens ausfielen. Er wollte nun ohne alle Beschränkung seines Willens und ohne Rücksicht auf die Lage der Umstände, dennoch seine Absichten durchsetzen, und ließ zu diesem Zwecke ein allgemeines Darlehn eintreiben, welches um so größeres Aufsehen erregte, da er dieses, bloß für sich, und ohne Zuziehung des Parlaments, nicht thun konnte. Buckingham, der Urheber aller dieser höchst nachtheiligen Unternehmungen, bewog ihn auch, Spanien den Krieg zu erklären. Trotz dem, daß der Staatsminister in eigener Person eine Expedition gegen Cadix leitete, wurde nur ein nachtheiliges Resultat gewonnen. Ebenso wenig wurde durch das Kriegsmanifest, das im J. 1627 gegen Frankreich erging, und mit der Hülfe, die man nach Rochelle sandte, ausgerichtet. Außerordent-

liche Ausgaben der Art mußten die königlichen Finanzen schwächen und den Staatshaushalt in Unordnung bringen. In dieser Verlegenheit wurde im J. 1628 ein drittes Parlament zusammenberufen, das zwar dem Könige Hülfsgelder bewilligte, aber stärker und heftiger als je, seine Stimme gegen den bei der ganzen Nation verhaßten Buckingham erhob, und mit Ungestüm auf die Abstellung drückender Lasten und Beschwerden drang. Eine Forderung wurde bald erledigt; denn Buckingham war zu Portsmuth mit Ausrüstung einer Flotte beschäftigt, als der Dolch des Lieutenants Felton seinem Leben das Ziel setzte. Wäre diese Erdolchung früher geschehen, so möchte vielleicht England jene traurige Scene nicht erlebt haben, die noch jetzt als ein Schandmal in seinen Geschichtsannalen aufgeführt wird. Buckingham's Tod hatte die augenblicklich gute Wirkung, daß man mit Frankreich und Spanien die Friedenspräliminarien abschloß. Karl fing nun an, gewissermaßen selbst und ohne Gehülfe zu regieren, bald sah man aber seine Selbständigkeit unter der Leitung neuer Creaturen erkranken. Der Erzbischof von Canterbury, William Laud, unternahm jetzt eine Kirchenreform, die in dieser Lage des Reichs, weit weniger als je und auf die Art und Weise, wie es im Plane dieses Prälaten lag, durchaus nicht ins Werk zu setzen war. Karl nahm den lebhaftesten Antheil an der Einführung dieser Reform. Die bischöfliche Kirche war bereits zur herrschenden geworden. Nach Laud's Plan sollte der Cultus durch einen Zusatz von Ceremonien nicht nur feierlicher, sondern auch seine Macht an Ausdehnung der Gewalt gewinnen. Bei dem zunehmenden Sektengeiste der Presbyterianer, Quäker u. s. w. dienten die Bewegungen, welche die Reform veranlaßte, nur dazu, daß alle diese Religionsparteien gemeinschaftliche Sache machten und das Gerücht ausstreuten, als habe Laud bei diesen Neuerungen nichts weniger im Sinne als den Katholicismus wieder in England einzuführen. Thomas Wentworth, Graf von Strafford, durch Laud auf die höchste Stufe des Glücks erhoben, verscherzte sich dadurch die früher besessene Liebe des Volks, daß er zum Neuerungssysteme übertrat und ein Vertrauter des Königs ward. Unter der Führung dieser Männer, wo Karl neue Auflagen unter mancherlei Titel erpreßte und sich eigenmächtige Eingriffe in die Justiz erlaubte, wurden die Gemüther so sehr gereizt, daß ihr Haß zu einer gewissen Höhe von Erbitterung stieg. Die Einführung der bischöflichen Liturgie, welche mit Gewalt unterstützt wurde, war das Signal zur Empörung und Kriegserklärung der Schotten. Ehe Karl mit einem Heere von 20.000 Mann gegen diese heranrückte, waren die Schotten schon bewaffnet in England eingefallen und erfüllten die ganze Gegend, wo sie durchzogen, mit Furcht und Schrecken. Dieß bewog den König zu einem Vergleich, mittelst dessen er zu Dunbar im Juli 1639 beschloß, alle kirchlichen Neuerungen aufzuheben und Schottland eine größere Freiheit einzuräumen. Diese Nachgiebigkeit gereute den König, und um die abgeschlossene Uebereinkunft ungültig zu machen, wählte er die verkehrtesten Mittel. Von Neuem versuchte er Laud's Liturgie in England einzuführen und hegte das Zutrauen zu dem Parlamente, daß es ihm Hülfsgelder bewilligen und überhaupt seinen Beistand nicht versagen würde. Aber auch dieses vierte neue Parlament entsprach seinen Wünschen so wenig, daß es vielmehr unzählige Beschwerden gegen ihn erhob und er sich genöthigt sah, es bald wieder aufzuheben. Die Schotten begannen indeß die Feindseligkeiten von Neuem, überrumpelten die Stadt Newcastle,

zwangen den König zu einem Waffenstillstande und erklärten standhaft, daß sie nur unter Vermittelung des Parlaments fernere Unterhandlungen mit Karl anknüpfen würden. Ein fünftes, das sogenannte lange und blutgierige Parlament endlich, hielt seine erste Sitzung im Nov. 1640. Die Puritaner waren darin Alleinherrscher, denn fast alle Mitglieder des Unterhauses gehörten zu ihrer Sekte. Strafford (vergl. d.) mußte seine Anhänglichkeit und Treue an seinen Fürsten mit dem Leben bezahlen, und selbst der König war gezwungen, dessen Todesurtheil zu unterzeichnen. Verschiedene Anforderungen des Parlaments bewilligte er und verzichtete auf mehre Kronrechte. Karl hoffte, daß die schottische Armee aus England würde nach Haus verwiesen werden; allein das Parlament machte mit den Feinden des Königs ein Bündniß, und die Spannung, welche seit Jahrhunderten zwischen diesen beiden Völkern bestanden hatte, verwandelte sich deßhalb in anscheinende Freundschaft, bloß weil es sich die Schotten hatten einfallen lassen, ihren König zu bekriegen. Fast Alles, selbst die grundlosesten Ansprüche und Forderungen der Schotten, wurden ihnen bewilligt, und auch das Wenige, was noch zu vermitteln übrig blieb, versprach der König zu beseitigen. Er faßte daher den Entschluß, nach Edinburg zu reisen, wo er den Mißvergnügten Alles, was sie verlangten, blindlings zugestand. Die Puritaner indessen trieben ihre politische Schwärmerei immer weiter und wollten die Macht des Königs so beschränken, daß er auch die Obergewalt über seine Truppen niederlegen sollte; aber mit edler Entschlossenheit wies der Monarch diese freche Zumuthung zurück. Als aber das Parlament in der londoner Stadtmiliz eine Sicherheitswache sich errichtete, die Schritte der Feindseligkeiten auf jede Art erneuerte, der König Alles bewilligte, mehr gab, als er gesollt hätte, und dieses immer nicht hinreichte, den Haß seiner Feinde zu beschwichtigen, da suchte er ein Rettungsmittel in einem Kriege, der seinen Untergang nicht aufhalten konnte. Nicht gegen seine Unterthanen, sondern gegen eine freche Rotte Fanatiker ergriff er die Waffen der Selbstvertheidigung. Man denke sich einen Fürsten von so edlem Charakter, von so großherziger Selbstverleugnung, die selbst den Verdacht von Schwachheit auf sich zog, von so menschenfreundlichen Gesinnungen, und es wird nicht schwer seyn, zu begreifen, daß ihn der Zwang zu diesem Schritte blutige Thränen kostete. Seine Gemahlin nebst seiner Tochter, Marie, ließ er zu ihrem Verlobten, dem Prinzen von Oranien, nach Holland reisen, und seine beiden Söhne, den Prinzen von Wales und den Herzog von York, behielt er an seiner Seite. Kurz vorher hatte das Parlament auch eine gesetzgebende Gewalt über Irland auszuüben unternommen, und in seinen Decreten die feindseligsten Gesinnungen gegen die katholische Religion und den Entschluß, sie gänzlich auszurotten, unverholen an den Tag gelegt. Da schlossen die katholischen Irländer, auf einer zu Kilkenny im Mai 1642 gehaltenen Nationalversammlung, ein Bündniß zur Vertheidigung ihrer Religion und ihrer Freiheit, sowie zur Aufrechthaltung der Rechte des Königs, und erklärten, daß sie die Waffen nicht niederlegen würden, bis sie die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit vom englischen Parlamente, freie Ausübung ihrer Religion, Bestätigung der ihnen früher vom Könige bewilligten Gnaden und Ausschließung aller Fremden von den Aemtern des Königreichs erhalten haben würden. Zugleich suchten sie sich der Ländereien wieder zu bemächtigen, welche man ihnen unter dieser und der vorigen

Regierung entrissen und englischen Pflanzern gegeben hatte. Diesem Unternehmen widersetzten sich die Engländer und es entstand zwischen beiden Parteien ein furchtbarer Kampf, der nach und nach gegen 12.000 Protestanten, und wo nicht mehr, doch gewiß ebenso vielen Katholiken das Leben kostete. Auch diese Begebenheit wurde dem Könige zur Last gelegt und von dem Parlamente benützt, sich selbst die höchste gesetzgebende Gewalt beizulegen. Es rüstete sich indessen zum Bürgerkriege (1642) und münzte Geld aus den silbernen Gefäßen, welche ihm die republikanischen Bürger freiwillig darbrachten. Der König brachte ebenfalls eine nicht unbedeutende Macht zusammen und es kam zur Schlacht. Der Hauptanführer der Empörer, Graf Essex, wurde in einem Treffen bei Edgehill (20. Oct. 1642) geschlagen; allein Essex erfocht bald nachher einen Sieg über die königl. Truppen, nach welchem das Parlament alle, seit dem 22. Mai 1642 ausgefertigten königl. Decrete für null und nichtig erklärte. Nach mehren errungenen Vortheilen und Bristols Eroberung, erklärte nun der König in einem neuen, zu Oxford versammelten Parlamente, die Schotten und das alte Parlament zu London des Hochverraths schuldig. Im April 1644 verlor Karl gegen die Generale Lesley und Olivier Cromwell die Schlacht bei York. Die Exaltirten verurtheilten nun den Erzbischof Laud, der bereits vier Jahre im Staatsgefängnisse geschmachtet hatte, zum Tode, schafften am Tage seiner Hinrichtung durch eine Parlamentsacte die Liturgie der bischöflichen Kirche ab und ergänzten sie durch die der Presbyterianer. Nachdem endlich die Stütze der königl. Macht in der wichtigen Schlacht bei Naseby am 14. Juni 1645 gesunken und jede Aussicht auf Waffenglück vernichtet war, entschloß sich Karl, bei den Schotten seine Zuflucht zu suchen. Allein diese treulosen Verräther erwiderten sein Zutrauen durch ein Bubenstück der schändlichsten Verworfenheit, und verkauften ihren König 1647 den Engländern um die Summe von 400.000 Pf. St. rückständiger Subsidien. Als Gefangener wurde er nach Holmby abgeführt. Cromwell entzweite das Parlament mit der Kriegerkaste und wußte es in einem Kriegsrathe dahin zu bringen, daß der König mit Gewalt nach Hamtoncourt gebracht wurde. Der nachherige Protector von England hielt sich von jetzt an immer in der Nähe des Königs auf, um unter der Maske der Freundschaft alle seine Bewegungen genauer beobachten zu können. Seine Scheinheiligkeit trieb er so weit, daß er einst in voller Bestürzung zum König lief und ihm entdeckte, daß man im Sinne habe, ihn zu ermorden, und er diesem Schicksale nicht anders als durch die Flucht entgehen könne, wo er ihm die Insel Wight als Freistätte anbot. Karl nahm diesen Vorschlag an und flüchtete zu dem Statthalter dieser Insel, der Cromwell's Geschöpf war. Dieser setzte ihn gefangen und behandelte ihn mit grausamer Härte. Das Loos ihres unglücklichen Königs brachte während dieser Zeit viele Gemüther zur Besinnung. Man murrte über die Herrschaft des Protectors; die Waliser wurden unruhig; das Parlament wurde mit Petitionen zu Gunsten des Königs bestürmt, und selbst die Schotten ergriff nagende Reue, den König seinen grimmigsten Feinden überantwortet zu haben. Sie ergriffen die Waffen, wurden aber zurückgeschlagen, und Cromwell zog im Triumphe unter dem lautesten Jubelgeschrei des Volkes in Edinburg ein. Unter seinen Streichen fiel auch endlich die Stadt Glouceſter, welche, da sie mit ritterlichem Heroismus für ihren König gekämpft hatte, rein ausgeplündert wurde. Zu

Newport wurden indeß neue Unterhandlungen angeknüpft, die aber nicht anders als zum Nachtheile Karls ausfielen. Cromwell und sein Anhang bemächtigten sich nun ganz der Person des Königs, und besetzten, nach Verdrängung aller Royalisten, das Parlament nur mit ihren Anhängern. Dieses forderte, wegen des im Bürgerkriege geflossenen Blutes, den König vor die Gerichtsschranken. Auf Cromwells Antrag ward ein Blutgericht von 137 Richtern niedergesetzt (nur 70 fanden sich ein), von welchem er verhört und verurtheilt werden sollte. Vergeblich widersetzten sich mehre Städte und ganze Provinzen; vergeblich machten Holland, Frankreich und Schottland die dringendsten Vorstellungen dagegen; vergeblich wandte des Königs Neffe, der Kurfürst von der Pfalz, Alles an, ihn zu retten. Die Verzichtung des Prinzen von Wales und des Herzogs von York auf die Krone wird verworfen, und die rührendsten Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß einer königlichen Gemahlin, in einem Schreiben an den Sprecher des Parlaments, werden nicht angehört. Nichts konnte das versteinerte Herz Cromwell's rühren. Am 20. Jan. 1649 hielt das Blutgericht im Westminster-Saal seine erste Sitzung. Unter sicherer Bedeckung ward Karl aus seiner finstern Kerkerhöhle nach London gebracht und zum Verhör geführt. Karl hatte sich während der Leiden der letzten Jahre sehr verändert. Sein Haar war grau geworden, und, nur mit den nagenden Sorgen seines Gemüths beschäftiget, ließ er es, wie den Bart, wachsen. Feinde wie Freunde sahen mit Mitleid auf dieses graue, entkrönte Haupt. Aber je größer seine Leiden wurden, und je mehr seine Körperkräfte abnahmen; desto mehr ermannte sich sein Geist. Mit bedecktem Haupte erschien er in dem Gerichtssaale; eine edle Würde und ein Stolz, der den Adel seines Herzens verrieth, leuchtete aus seinem Auge und ein fester Gang zeugte von Anstand und Hoheit. Mit feierlichem Tone antwortete Karl Stuart, als ihm der Präsident dieses Tribunals erklärte, daß man ihn als einen Tyrannen, Mörder und Feind des Vaterlandes zur Verantwortung ziehen wolle: „England ist kein Wahlreich, sondern seit tausend Jahren ein Erbreich gewesen; deßhalb möchte ich wissen, auf wessen Autorität ich hierher gerufen bin. Ich bin mehr auf die Freiheit meines Volkes bedacht als jeder Andere, der mein Richter zu seyn sich anmaßt!“ Dreizehn Richter sprachen nach drei Sitzungen das Schuldig über ihn aus, und am 27. Jan. ward dem Könige das von 69 Personen unterschriebene Todesurtheil vorgelesen. Der König wollte noch einige Worte reden; aber der Präsident erlaubte es ihm nicht. Karl wurde nun wieder zum Gefängnisse unter Beschimpfungen und Mißhandlungen des Pöbels und der Soldaten gebracht, die er mit Fassung und Seelenruhe ertrug. Doch vier Grafen, sonst des Königs Freunde und sämmtlich ehrenwerthe Männer, stellten sich persönlich vor Gericht und sagten aus: sie allein seyen als ehemalige Rathgeber des unschuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten schuld, die man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe; sie also solle man strafen und dafür jenen Unglücklichen loslassen, dessen wohlwollende Sinnesart jedes redlichen Mannes Hochachtung verdiene. Umsonst; sie wurden abgewiesen. — Nach ausgesprochenem Urtheil verstattete man dem Könige nur drei Tage bis zur Vollstreckung desselben. In diesen Tagen ließ man seine beiden jüngsten Kinder, die 14jähr. Prinzessin Elisabeth und den noch jüngern Herzog von Gloucester, welche noch in England geblieben waren, zu ihm. Der harte Cromwell

selbst, welcher Zeuge der ersten Zusammenkunft dieses liebevollen Vaters mit seinen Kindern war, gestand, er habe in seinem Leben nichts Rührenderes gesehen. Diese Vergünstigung beruhigte das Gemüth des Unglücklichen völlig; und so nahe er den Pforten eines gewaltsamen Todes stand, so erquickte ihn doch noch jede Nacht der sanfteste Schlaf, trotz dem Geräusch, welches die Zimmerer vor seinem Fenster machten. Das Blutgerüst ward nämlich unmittelbar vor seiner Wohnung, dem Schlosse Whitehall, öffentlich errichtet, um der Handlung jedes Zeichen des schüchternen Meuchelmordes zu nehmen. — Am Morgen des Todestages (30. Jan. 1649) stand der König früh auf, legte seine kostbarste Kleidung an, und ließ sich von seinem Freunde, dem Bischofe Juxon, zum Schaffot begleiten. Die ganze Straße war dicht mit Menschen bedeckt; in einem Fenster, der Richtstätte gegenüber, sah Cromwell, auf ein seidenes Polster gestützt, dem Schauspiele ruhig zu. Karl wollte das Volk anreden; aber die Soldaten rings um die Blutbühne machten mit ihren Waffen ein solches Geräusch, daß er diesen Gedanken aufgeben mußte. Er unterredete sich daher bloß mit seinen nächsten Begleitern, erkannte sein bevorstehendes Schicksal für eine gerechte Strafe dafür, daß er in des braven Strafford Hinrichtung gewilliget, ermahnte die Nachbleibenden zum Frieden und verzieh allen seinen Feinden. Zuletzt tröstete ihn Juxon mit der Aussicht auf ein künftiges schöneres Leben. „Ich weiß es", erwiederte der König; „ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dorthin, wo kein Kummer mehr wohnt". Hierauf knieete er nieder und legte sein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter, mit einer Maske vor dem Gesicht, schlug ihm dasselbe mit Einem Hiebe herunter, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bei den Haaren ergriff und dem Volke zeigte, mit den Worten: „Sehet den Kopf eines Verräthers!" Nach 12 J. beging ganz England jedes Mal den 30. Jan. mit religiöser Feier zum Andenken an den königl. Märtyrer. Der 1. Theil von Will. Godwin's „History of the common-wealth of England from its commencement to the restoration of Charles II." (Lond. 1824) enthält die Geschichte des bürgerl. Kriegs und charakterisirt treffend die Hauptpersonen. Fellowes's „Historic. sketches of Charles the first, Cromwell, Charles II etc." (Lond. 1828, 4.) enthalten urkundl. und vollständ. Nachr. üb. d. Proceß des Königs, sowie Ausz. aus seltenen Büchern, z. B. Will. Silly's „Life and death of King Charles I." (Lond. 1651). Vgl. ferner D'Israelis „Life and charakter of Charles I." (Lond. 1828, 2 Bde.), und Brodie's „Hist. of the Brit. Empire from the accession of Charles I. to the restoration etc." (zugleich eine Kritik von Hume's Darstellung, Edinb. 1824, 4 Bde.).

Karl II., König von Großbritannien, Sohn Karls I., geb. 1630. Seine jugendliche Erziehung fiel in die stürmischen Zeiten, welche seine Familie bedroheten. Er war erst 19 Jahre alt und hielt sich zu eigener Sicherheit im Haag auf, als er die schreckliche Nachricht von der Hinrichtung seines Vaters erhielt. Furchtbar hauste Cromwell und dessen feiles Parlament in England. Zwar nahm Karl den königlichen Titel an, allein er mußte der despotischen Uebermacht des Usurpators weichen. Karl floh von England nach Frankreich, und als er auch hier gegen Cromwell's Nachstellungen nicht sicher war, begab er sich nach Köln, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte. So schleuderte ihn das Geschick in die Welt umher und vergönnte ihm kaum einen ruhigen Sitz, bis

das Verhängniß 1658 Cromwell's Leben beschloß. Zwar erhoben dessen Anhänger den jungen Cromwell wieder an die Spitze der geschaffenen Republik, allein England, schon längst der vielen Despoten überdrüssig, wollte jetzt freier athmen und handeln. Der ruhmwürdige und redliche Georg Monk, Statthalter von Schottland, erklärte sich zuerst für Karl, drang mit einer Flotte vor London, jagte Cromwell's feiles Parlament auseinander, besetzte dasselbe mit den braven Männern, welche Cromwell aus demselben verstoßen hatte, und ließ dann 1660 Karl feierlich zum König erklären. Unter Frohlocken und Jauchzen wurde dieser in der Hauptstadt empfangen. Ein schönes, männliches Aeußere, artige Sitten, Leutseligkeit und ein leichtes heiteres Temperament erhöheten die Neigung des Volkes für ihn, die seine rührenden Schicksale ihm bereits erworben hatten. Noch lange hallten im Reiche die ersten Anklänge des allgemeinen Jubels nach, ja sie wurden noch verstärkt, als man sah, daß der neue Regent die achtungswürdigsten Männer des Königreichs in seinen Staatsrath aufnahm, und besonders, als er den allverehrten Lord Hyde, Grafen von Clarendon (s. d.), zu seinem ersten Minister machte und auch den treuen Monk zum Herzog von Albemarle erhob. Hingerichtet wurden nur Diejenigen, welche das Parlament selbst des Todes würdig sprach, und dieß Loos traf nur 6 oder 8 von den unmittelbaren Mördern des vorigen Königs. So schön strahlte die Morgenröthe des jungen Tages nach der grausenvollen Nacht! — Die ersten Verrichtungen des neuen Parlaments bestanden in der Festsetzung der Einkünfte der Krone. Und so groß war die persönliche Zuneigung der Unterthanen zu ihrem Könige, daß man ihm mehr bewilligte als jemals ein König von England eingenommen hatte, nämlich 1.200.000 Pf. St., und zur Unterhaltung der Flotte 800.000 Pf. St. Das Heer wurde abgedankt bis auf 5000 Mann, die als Garnison im Lande vertheilt wurden. Die Verfassung war noch nicht fest genug, um eine große Armee ohne Furcht beisammen erhalten zu können, auch möchte es auf die Länge wohl an Sold gefehlt haben. Hierauf ward durch Clarendon's Klugheit der Religionsstreit beigelegt und die Episcopalkirche, als die ehemals herrschende, wieder eingesetzt, doch mit vielen Begünstigungen für die Presbyterianer, die jetzt, da keine politischen Triebfedern sie mehr in Spannung erhielten, mit dieser Einrichtung sich zufrieden stellten. Auch die Schotten wurden in religiöser Hinsicht beruhigt. Nur der Graf von Argyle, die Seele der schottischen Volksaufstände, und ein unsinnig fanatischer Presbyterianer wurden hingerichtet. Ja so sehr verabscheute man die mögliche Wiederkehr der erlebten Gräuel, daß das londoner Parlament in einer eigenen Acte Jeden für einen Hochverräther erklärte, der jemals wieder von Gefangennehmung oder Anklage des Königs sprechen, oder eine Republik zurückwünschen würde. — Zu der Bemerkung eines berühmten Schriftstellers, daß die Geschichte die vortrefflichste, aber auch zugleich die am Schlechtesten befolgte Lehrerin der Fürsten sey, hat nicht leicht ein Monarch ein treffenderes Beispiel gegeben als Karl II. Wie vorsichtig, ernst und nachdenkend, sollte man glauben, hätte ihn nicht sein und seines Vaters Schicksal machen sollen! Welch einen Eindruck Dessen, was er erlebt hatte, mußte nicht in ihm zurückgeblieben seyn! Allein sein angeborner Leichtsinn gewann bald sehr die Oberhand über seine natürlichen Anlagen (denn man sagt von ihm, er habe nie etwas Dummes gesagt und nie etwas Kluges gethan, daß er bloß des sinn-

lichen Genusses wegen den Thron bestiegen zu haben schien, obgleich das Streben nach unbeschränkter Herrschergewalt auch ihm, wie allen Stuarten, eigen war. Insbesondere entzog ihm die Toleranz, die er den Katholiken angedeihen lassen wollte, und der fortdauernde Kampf, den er deßhalb mit dem Parlamente zu bestehen hatte, das Zutrauen der Briten. In seinen politischen Entwürfen folgte er dem Interesse Frankreichs, an welches er 1662 Dünkirchen wieder abtrat. Ludwig XIV. setzte ihm, um ihn ganz in sein Interesse zu ziehen, ein Jahrgeld aus, weßhalb man in England sagte, Karl II. sey der Vicekönig Ludwigs XIV. Der mit den Niederlanden 1664 begonnene und vom Parlament aus Handelsrücksichten mit Eifer unterstützte Krieg ward anfangs glücklich geführt, erregte aber die Eifersucht Frankreichs und Dänemarks, welche sich mit Holland verbanden. Dadurch gewannen die feindlichen Streitkräfte eine solche Ueberlegenheit, daß eine holländische Flotte unter Ruyter 1667 in die Themse eindrang und zu Chatam Schiffe verbrannte. Außerdem traten andre Unglücksfälle ein. 1665 u. 1666 ward London von der Pest und in letzterm Jahre auch durch eine große Feuersbrunst heimgesucht. 1667 ward mit Holland der Friede zu Breda geschlossen. Bald darauf trat Clarendon, dessen unerschütterliche Tugend dem König und dem Hofe mißfiel, aus dem Ministerium. Eine Trippelallianz 1668 zwischen England, Holland und Schweden, um den ehrgeizigen Planen Ludwigs XIV. Einhalt zu thun, machte den Talenten William Temple's, der sie unterhandelte, Ehre. Trotz seiner Fahrlässigkeit zeigte Karl viel Neigung zur Willkür und erregte dadurch die Besorgniß aller Freiheitsfreunde. Seit 1669 leitete ihn ganz ein von Ludwig XIV. erkauftes, u. d. N. Cabal (s. d.) bekanntes Ministerium von 5 Männern, die den König in allen Versuchen, seine Gewalt unabhängig zu machen, aufmunterten. Bald darauf erklärte Karl gemeinschaftlich mit Frankreich den Holländern den Krieg und schritt, weil er sich wegen der dazu nöthigen Gelder nicht an das Parlament wenden wollte, zu willkürlichen Maßregeln. All Dieses erregte Unzufriedenheit. Auf die Vorstellungen des Parlaments mußte das Ministerium aufgelöst und mit den Holländern Friede geschlossen werden (zu Westminster 1674). Zwiespalt im Cabinet, Schwanken in dem Betragen des Königs bezeichnet die folgenden Jahre. 1677 vermählte der König zur Freude der Nation seine Nichte mit dem Prinzen von Oranien, und beförderte den nimweger Frieden, 1678. — 1671 hatte Karl die „Declaration der Nachsicht" erlassen, worin er, kraft seines Supremats, die Strafgesetze gegen die Nonconformisten und gegen die Katholiken suspendirte, und den erstern öffentliche Kirchengebäude, den letztern Religionsübung in ihren Wohnungen gestattete. Zu derselben Zeit war auch bekannt geworden, daß der Bruder des Königs und muthmaßliche Kronerbe, Jakob, Herzog von York, zur katholischen Religion übergetreten sey, und mit einer katholischen Prinzessin, der Herzogin Maria Beatrix von Modena, eine zweite Ehe geschlossen habe. Dieser Umstand und der allgemeine Haß gegen den Katholicismus bewirkte, daß selbst die protestantischen Nonconformisten mit den Episcopalen wider die Katholiken gemeine Sache machten. Der König mußte sein Edict zurücknehmen, und im Parlamente ging 1673 die Testacte durch, wodurch bestimmt ward, daß Jeder, der irgend ein Amt bekleidet, den Suprematseid schwören, öffentlich das Abendmahl

nach englischem Ritus empfangen, und ein Formular unterschreiben sollte, worin der Glaube an die Transsubstantiation verworfen wurde. Schon diese Waffe war wider den Herzog von York gerichtet, der auch sofort seine Würde als Großadmiral niederlegte. Aber 6 Jahre später (1679) trat ein Ereigniß ein, welches dem Grafen Shaftesbury, dem Anführer der Opposition, ein noch gewisseres Mittel schien, um die Ausschließung des Herzogs von der Thronfolge zu bewirken. Dieß war die unter dem Namen des „papistischen Complotts“ bekannte erdichtete Verschwörung. Ein nichtswürdiger, schon früher wegen Meineid angeklagter Mensch, Oates, beschuldigte nämlich den Papst, die Könige von Frankreich und Spanien, die englischen Katholiken und den Herzog von York einer Verschwörung zur Ermordung des Königs und zum Umsturze der protestantischen Religion. Die Wirkung, welche diese Erfindung hervorbrachte, ist beispiellos in der Geschichte. Die ganze Masse des Volkes maß der Sache unbedingten Glauben bei, und je sinnloser und abgeschmackter die Umstände waren, mit denen Oates seine Erzählung ausschmückte, desto fester wurde ihre Ueberzeugung; selbst die höhern Classen, Adel und Clerus, glaubten daran, oder gaben vor, daran zu glauben. Oates wurde als der Retter der Nation gepriesen und mit Ehren und Belohnungen überhäuft. Die Gefängnisse aber wurden mit Katholiken angefüllt und mehre derselben zum Tode verurtheilt (worunter Pairs, wie der Graf Strafford, ein ehrwürdiger Greis; ferner Coleman, der Secretair des Herzogs von York, sowie mehre Priester); der König mußte seine Einwilligung zu ihrer Hinrichtung geben, damit nicht alle Katholiken ohne Unterschied ein Opfer der aufgereizten Volkswuth wurden. Daß die sämmtlichen Verurtheilten noch auf dem Schaffot ihre Unschuld betheuerten, machte auf das stumpfe, verrückte Volk nicht den geringsten Eindruck. Das Unterhaus brachte zweimal eine Bill wegen Ausschließung des Herzogs von York ein, das Oberhaus aber verwarf sie; doch mußte Jakob England eine Zeit lang verlassen und in Flandern sich aufhalten. 1679 ging im Parlamente die berühmte Habeascorpusacte (s. d.) durch. Hierauf löste der König das Parlament ganz auf. Eine Krankheit des Königs im nämlichen Jahre ward Ursache, daß sein Bruder zurückkehrte. Gegen das Ende d. J. zeigte ein Betrüger eine neue Verschwörung an, deren Plan man in einem Mehlfasse fand, woher sie den Namen bekam. Sie sollte die Häupter der protestantischen Partei verhaßt machen, als trachteten sie dem Könige nach dem Leben. Obgleich die Sache wenig Glauben fand, so hatte sie doch die Folge, daß der Hof eine Partei in der Nation bildete, welche der Volkspartei das Gegengewicht halten sollte; so entstanden um 1680 die Adresseurs und Abhorrents, später mit den ältern Namen der Whigs und Tories bezeichnet. Dessenungeachtet war mehr als ein Parlament dem Hofe so entgegengesetzt, daß der König ohne Parlament zu regieren beschloß. Alle Parteien versicherten jetzt ihre Anhänglichkeit und erklärten sich für die monarchischen Grundsätze. Nun wurden die Anklagen auf Verschwörung und Meuterei gegen die Presbyterianer gerichtet; Alle, die sich republikanischer Grundsätze verdächtig machten, wurden ihrer Aemter entsetzt. Eine andre wichtige Maßregel, um zur unumschränkten Gewalt zu gelangen, bestand darin, daß man die Körperschaften des Königreichs ihrer Vorrechte beraubte und vom König abhängig machte. Die schnellen Fortschritte zur Vernichtung der bürgerlichen Freiheit verursachten so lebhafte Besorgniß, daß sich Ver-

bindungen aller Art bildeten. Eine u. d. N. Rye-House-Complot bekannte Verschwörung bedrohte sogar das Leben des Königs. Männer vom höchsten Range waren darin verwickelt; Lord Russel und Algernon Sidney (s. d.) starben deßhalb auf dem Blutgerüste. Karl war damals einer der unabhängigsten Fürsten Europas. Aber von all' der Liebe, mit welcher die Nation vor 20 Jahren ihren König bewillkommt hatte, war in den letzten Jahren seiner Regierung auch die letzte Spur verschwunden. Mehre Versuche, die er zu spät machte, um sie wieder zu gewinnen, waren nur Zeugen seiner Schwäche und Reue. Zuletzt dachte Karl noch darauf, sich durch Bündnisse mit auswärtigen Mächten in Ansehen zu setzen; allein diese selbst verachteten ihn, weil sie seine Wankelmuth kannten. Auch konnte er bei dem obwaltenden Zwiespalte nach Außen nicht hinwirken, weil das Parlament die Geldbewilligung hätte geben müssen, Karl selbiges aber nicht zusammen berufen mochte. Ein Schlagfluß machte 1685 nach einer 25jähr. Regierung seinem Leben ein Ende, nachdem er zuvor die Sterbesacramente nach kathol. Ritus empfangen hatte. Mit seiner Gemahlin Katharina von Portugal hatte er keine Kinder. Unter seiner Regierung ward 1660 die Royal society (Akademie der Wissenschaften) zu London gestiftet, und 1675 der Bau der St.-Paulskirche begonnen. Das Tagebuch des Sam. Pepys, Secretair der Admiralität unter Karl II. und Jakob II., welches die Zeit von 1659 bis 1669 begreift und erst 1825 durch Lord Braybrooke ("Memoirs of Sam. Pepys", Lond. 1824, 2 B., 4.) bekanntgemacht worden ist, schildert das Leben Karls II. und seines Hofes in auffallenden Zügen. (S. Rochester und Shaftesbury.)

Karl XII., König von Schweden, geb. zu Stockholm den 27. Juni 1682. In den Sprachen, in der Geschichte, Geographie und Mathematik gut unterrichtet, war des Curtius Geschichte Alexanders des Großen sein Lieblingsbuch. Vornehmlich trieb er aber Leibesübungen aller Art, besonders Reiten, Fechten mit Leidenschaft; noch mehr machte ihm die Jagd, vorzüglich die Bärenjagd und das Exerciren seines Regiments Vergnügen. Als er daher nach dem Tode seines Vaters 1697 den Thron bestieg und nach wenigen Monaten durch die Hülfe des Reichsmarschalls Piper von den Reichsständen mündig gesprochen ward, waren diese rauhen und lärmenden Vergnügungen seine Lieblingsbeschäftigung; um die Regierung kümmerte er sich aber wenig. Diese Abneigung vor Geschäften, sein Ungestüm, Stolz und seine Hartnäckigkeit, ließen den Schweden nur wenig von ihm erwarten. Da riß ihn aber ein gegen ihn losbrechender Krieg empor zu edlerer Beschäftigung. Von nun an entsagte er allen Vergnügungen, schlief wie der ergrauteste Krieger auf einem harten Lager, genoß grobe Kost, trug gemeine Kleidung, einen einfachen blauen Rock, lederne Beinkleider, große Stolpenstiefeln und Büffelhandschuhe und entsagte allem Reiz des Lebens, dem gewöhnlich die Menschen nachjagen, vornehmlich dem Umgang mit Frauen. Dänemark hatte den Herzog von Holstein-Gottorp ungerecht angefallen und ihm seine vorher garantirte Souverainetät aufzugeben zugemuthet. Der Herzog, ein Abkömmling des dänischen Hauses und Schwager Karls XII., flüchtete sich an den schwedischen Hof, und Karl rüstete sich gegen Dänemark. Dieses verband sich 1700 mit Peter Czar von Rußland und August König von Polen, die alle einige von Karls Besitzungen zu haben wünschten und es für ein leichtes Werk hielten, den jungen König zu besiegen. Sogleich vereinten sich England

und Holstein und der niedersächsische Kreis mit Schweden; ersteres schickte seine Flotten zur Verstärkung der Flotte Karls. Karl segelte mit 3 Linienschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge von Karlskrona ab, erschien vor Kopenhagen, landete, selbst zuerst ins Meer springend und unter dem Feuer der Dänen ans Land watend, auf Seeland, rückte vor Kopenhagen und erzwang in der 6. Woche seiner Heerfahrt, den 18. Aug. 1700 den travendaler Frieden, der den altonaer Vergleich bestätigte. Nun wendete er sich gegen den Czar, der in Ingermannland eingefallen war und auf Narwa losging, landete mit 15.000 M. bei Pernau und erfocht mit 8—10.000 M. über das russische Heer von 80.000 M., unter dem Herzog von Croy, einen entscheidenden Sieg. 30.000 Russen tödtete das Schwert der Schweden oder die Fluthen der Narwa, in die die von Entsetzen Ergriffenen stürzten, alle übrigen wurden gefangen und ganz Rußland war von panischem Schrecken ergriffen. Darauf rückte Karl im Juni 1701 mit verstärkter Heeresmacht in die Gegend von Riga, schlug hier bei seinem gefahrvollen Uebergange über die Düna die Sachsen, verfolgte sie durch ganz Kurland und befreite nach der Eroberung der dünamünder Schanze Liefland von den sächsischen Truppen. Karl rückte nun gegen Polen vor; erschreckt sendete August die Gräfin Königsmark an Karl, in der Hoffnung, daß sie durch ihre Reize, ihre Bildung und ihre Klugheit über das Herz des jungen Helden siegen und den Frieden nach Augusts Wünschen vermitteln würde. Aber Karl verweigerte ihr die Audienz, verwarf die durch Vitzthum von Eckstädt eröffneten Friedensvorschläge, rückte im Mai 1702 in Polen ein und verlangte nun, da ihm eine Gesandtschaft des Reichstags entgegen kam, daß Polen den König August absetzen und einen andern König wählen solle. Karl verabredete mit dem Cardinal Primas Radziejowsky, einem Anhänger der französisch-Sobieskyschen Partei, im Geheimen die Vollziehung dieses Absetzungsplanes, besetzte Warschau, gewann die Schlacht bei Kliszow, eroberte Krakau und Thorn, und nahm dort 6000 Mann der besten sächsischen Truppen gefangen. Im August war Karl erkrankt, und August brachte nun die Conförderation zu Sendomir, dann die zu Lublin zu Stande, die aber Karls schnelles Genesen wieder vernichtete. 1703 brachte Karl nach dem Sieg bei Pultowsk den 1. Mai das ganze polnische Preußen bis auf Danzig in seine Gewalt. Unterdessen war es ihm durch den Primas Radziejowsky gelungen, daß am 3. Febr. 1704 der polnische Thron zum Besten des Prinzen Jakob Sobiesky für erledigt erklärt worden. Als die Prinzen Sobiesky aber zu Breslau in die Hände der Sachsen fielen, schlug Karl, um den längeren Zögerungen zuvorzukommen, aus bloßer Laune einen neuen Candidaten ohne Anhang und Familienunterstützung, Stanislaus Leszczinsky, vor, ließ denselben am 2. Juli 1704 zum König wählen und am 24. Sept. krönen, ob sich gleich August noch immer in einem Theile von Polen hielt. Am 21. Juli schlug zwar Karl die sächsische Reiterei an der Weichsel; aber am 20. Oct. widerstand ihm dagegen der sächsische General Schulenburg desto glücklicher bei Punitz. So schlug sich Karl mit den Sachsen bis zum 14. Febr. 1706 herum, wo bei Fraustadt Schulenburg mit 20.000 M. neu angekommener sächsischer und russischer Truppen vom schwedischen General Rönschild durch ein panisches Schrecken, das seine Truppen, besonders die Russen, ergriff, geschlagen ward. Karl, in dessen Gewalt nun ganz Polen war, faßte den Entschluß, Sachsen selbst zu erobern und

so den König August der Hülfsquellen zu berauben und ihn zur Entsagung der polnischen Krone zu zwingen. Zuvor trieb er noch die Russen aus Liefland, die daselbst eingefallen waren, zog dann mit ungefähr 16.000 M., ohne den Kaiser erst zu befragen, durch Schlesien, drang in die Oberlausitz und in das Meißnische ein, besetzte ohne Widerstand die vornehmsten Plätze und nahm sein Hauptquartier zu Altranstadt. Hier, wo er strenge Mannszucht hielt, trafen mehre Fürsten, u. A. auch Marlborough ein, um zu sehen, ob Karl nicht eine Diversion für Frankreich beabsichtige. Dem Könige kam diese aber nicht in den Sinn, vielmehr versprach er dem Kaiser, der ihm dagegen Erleichterung seiner protestantischen Unterthanen in Schlesien zusicherte, die vollkommenste Neutralität. August schloß endlich, durch die Gegenwart der Schweden gepeinigt, den altranstädter Frieden den 24. Sept. 1706, in welchem er der polnischen Krone und der Allianz mit Rußland entsagte, die Prinzen Sobiesky ehrenvoll in Freiheit zu setzen und den russischen Gesandten Patkul, einen gebornen Liefländer, an Karl (der ihn dann höchst grausam und schmählich hinrichten ließ) als gebornen schwedischen Unterthan und Stifter der großen Allianz gegen ihn, auszuliefern versprach und dem Heere Karls Winterquartiere in Sachsen zugestand. Letztere verlängerte Karl unter manchem Vorwande, und verließ Sachsen endlich, nachdem er aus dem unglücklichen Lande mehr als 23 Mill. Thlr. erpreßt und sein Heer, das beim Einfall in Sachsen kam 16.000 M. stark gewesen war, auf 40.000 M. verstärkt hatte, am 1. Sept. 1707. Karl ging nun über die Oder nach Polen zurück, wo er ein Jahr meist für Stanislaus Leszczinsky beschäftigt war. Seinem gefährlichsten Gegner, Peter dem Großen, hatte Karl beinahe 7 Jahre freies Spiel gelassen, und dieser hatte während dessen seine Herrschaft an der Ostsee gegründet und nachdem Schermetoff den schwed. General Schlippenbach 1702 geschlagen hatte, Ingermannland, Kurland, Liefland, Lithauen fast ganz erobert, und war so fest überzeugt, daß diese Provinzen ferner in seinem Besitze bleiben würden, daß er in Ingermannland die neue Hauptstadt des russischen Reichs, Petersburg, anlegte. Bange indessen vor dem wohlgerüsteten Karl, war er zu vortheilhaften Friedensbedingungen bereit. Frankreich erbot sich, um Karl gegen Oestreich zu waffnen, zur Vermittelung desselben, aber Karl, noch von Rachgier wegen Peters ländersüchtigen Angriffes glühend, ließ antworten: zu Moskau wollen wir davon weiter sprechen. Karl schlug die Russen nun bei Holofczin den 3. Juli 1708, drang im Sept. über Mohilew bis Smolensk vor, ließ sich aber dort von den Vorspiegelungen des Kosacken-Hettmann Mazeppa bewegen, statt nach Moskau den Weg nach der Ukraine einzuschlagen. Hier fand Karl Alles von den Russen verwüstet und seine Hoffnung, daß die Kosacken sich an sein Heer anschließen würden, durch die Wahl eines neuen Hettmann vereitelt. Unterdessen hatte der Czar den General Löwenhaupt, der große Transporte mit 16.000 M. Bedeckung herbeiführen sollte, beim Uebergange über den Dnieper bei Leczw angegriffen, ihm 700 Wagen abgenommen, und statt Vorräthe zuzuführen, kam Löwenhaupt nur mit 3000 M. im elendesten Zustande im schwedischen Lager an. Während des harten Winters 1709 richtete der Mangel furchtbare Verheerungen unter der schwed. Armee an. Dennoch verschmähte Karl, nach Polen zurückzukehren, sondern unternahm starrsinnig, doch muthig aushaltend, im März 1709 die Belagerung von Pultawa, versuchend sich durch deren

Eroberung den Weg nach Moskau zu bahnen. Peter rückte im Juni zur Befreiung dieses Platzes an. Karl war ohne die nöthigsten Bedürfnisse, sogar ohne hinreichendes Pulver für die Artillerie; er wurde unglücklicher Weise bei einem Scharmützel vom 16. Juni am Schenkel hart verwundet, sodaß er das Heer in einer Sänfte befehligen mußte. Dennoch zwang ihn die Noth, am 27. Juni mit einem Heere von 30.000 Mann eine Schlacht zu wagen. Vergebens war die Kriegskunst und Tapferkeit der Schweden; die Uneinigkeit der Generale Rönschild und Löwenhaupt, der Mangel der persönlichen Anwesenheit Karls an den gefährlichsten Orten, der wegen seiner Wunde die Truppen nicht anzufeuern vermochte, entriß den Schweden den Sieg, den sie schon in den Händen zu haben glaubten. Karl mußte sich auf ein Pferd heben lassen und floh mit Mazeppa über den Dnieper dem türkischen Gebiete zu. Löwenhaupt aber mußte sich mit 14.000 M., dem Reste des schwedischen Heeres und dem Minister Karls, Grafen Piper, dem Fürsten Menzikow ergeben. Karl floh nach Bender zu den Türken, bei denen ihm der Ruhm seines Namens eine gute Aufnahme bereitete. Nicht die Schlacht bei Pultawa allein, sondern hauptsächlich sein langer Aufenthalt in der Türkei, in der ihn sein fester, unbiegsamer Sinn, seine falsche Scham und die von Zeit zu Zeit wiederkehrende Hoffnung, Rußland und die Türken zu überwältigen, vom Juli 1709 bis zum Oct. 1714 zurückhielt, richtete Karln zu Grunde. Nach Karls Niederlage bei Pultawa glaubte sich weder der König von Dänemark an den travendaler, noch August an den altranstädter Frieden gebunden, sondern beide fielen Schweden an; August bemächtigte sich Polens wieder, die Dänen landeten in Schonen, wurden jedoch vom General Steenbock am 16. Febr. 1710 mit einem Corps Milizen bei Helsingborg geschlagen und aus Schonen verjagt; dagegen fiel Peter der Gr. in Liefland ein und eroberte diese Provinz; auch Mecklenburg warf verlangende Blicke auf Wismar, und Hanover und Münster suchten von den Unfällen Schwedens Gewinn zu ziehen. Im haager Concert, den 31. Mai 1710, ward zwar für die schwedisch-deutschen Provinzen die Neutralität bewirkt, aber umsonst, da Karl gegen alle Neutralität protestirte. Dänemark besetzte daher die Städte Bremen und Verden. Zwar wurde das dänische Heer bei Gadebusch vom General Steenbock am 9. Dec. 1712 geschlagen, er aber schon den 21. Mai 1713 in Holstein umringt und mit seinem Corps durch Capitulation zu Kriegsgefangenen gemacht. Auch Preußen besetzte vermöge eines Tractats mit der Administration von Holstein-Gottorp das schwedische Pommern, um es nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen, mußte sich dessen ungeachtet aber mit Gewalt der Waffen Stettins bemächtigen. Endlich bewog Karl, der von den Türken seinen ganzen Unterhalt bezog, den Divan zum Kriege gegen Rußland, aber 1711, in dem Augenblicke, wo Peter, in der Moldau mit seinem Heere eingeschlossen, auf dem Punkte stand, sich als Gefangenen zu überliefern, rettete ihn die Klugheit seiner Gemahlin Katharina und die Bestechlichkeit des Großveziers, der der Unbeständigkeit des Kriegsglücks nicht trauend, einen kleinen Gewinn dem Unsichern vorzog und einen für Rußland leidlichen Frieden schloß. Karl, über diesen Frieden tobend, rastete nicht, bis der Großvezier mit dem Kopfe dafür gebüßt hatte. Noch 2 Mal bewog Karl die Pforte zu Kriegserklärungen gegen Rußland, aber der am 17. Dec. 1711 erklärte Krieg ward durch den Vergleich vom 5. April und der vom 18.

Nov. 1712 durch den Frieden vom 6. Juni gehoben. Endlich Karls langen Aufenthalts und seiner Intriguen müde, kündigte ihm die Pforte an, daß er ihr Gebiet verlassen müsse. Er weigerte sich aber abzureisen, der Seraskier von Bender bekam daher den Auftrag, ihn zur Abreise zu nöthigen, und, wenn er sich weigerte, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu liefern. Karl gehorchte dennoch der neuen Aufforderung nicht, vielleicht fürchtend, seinen Feinden ausgeliefert zu werden. Er befestigte vielmehr sein hölzernes Haus, das er zu Varnitza bei Bender bewohnte, und vertheidigte dasselbe, als am 1. Febr. 1713 ein ganzes Heer gegen dasselbe anrückte, mit etwa 100 Mann verzweiflungsvoll, und schickte sich nur an, dasselbe zu verlassen, als man sein Haus angezündet hatte. Bei dem in diesem Augenblicke unternommenen Ausfalle verwickelte er sich in die Sporen, fiel und ward gefangen. Wenige Tage darauf langte Stanislaus Leszinsky in Bender an, um den König zu bewegen, daß er seine Einwilligung zur Abtretung der Krone Polens an August gäbe. Aber nichts vermochte Karln hierzu zu bewegen, die Pforte ließ aber diesen König von Polen ebenfalls gefangen setzen. Karl ward nun als Gefangener nach Demirtasch bei Adrianopel (12. Febr.) gebracht, allein auch hier hörte er nicht auf, die Pforte gegen Peter den Gr., der sich schon früher Liefflands, Kareliens, Esthlands, der Insel Oesel und auch später Finnlands fast ganz bemächtigt hatte, aufzuwiegeln. Endlich aber entschloß er sich, da alle seine Kräfte nichts mehr wirkten, zur Abreise; er schickte eine Abschiedsgesandtschaft nach Konstantinopel, und trat den 25. Oct. 1713 wirklich den berühmten Courierritt durch Deutschland und Ungarn über Wien an. Anfangs begleiteten ihn zwei Offiziere, von denen jedoch nur einer, der Oberst v. Döring, mit ihm die Reise fortsetzen konnte. Er selbst machte sich durch eine schwarze Perücke unkenntlich. In Stralsund, zur Nachtzeit den 12. Nov. angekommen, ließ er sich als Courier, der Depeschen aus der Türkei brächte, melden. Der Commandant fragte ihn angelegentlich nach dem Könige, und erkannte ihn erst, als er zu sprechen anfing. Freudig sprang er aus dem Bette, und umfaßte die Knie seines Herrn. Die Nachricht von Karls Ankunft verbreitete sich schnell in der Stadt; die Häuser wurden erleuchtet. Eine vereinigte Armee von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen belagerte bald darauf Stralsund. Karl that während der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit. Als man aber am 15. Dec. 1715 die Festung übergeben mußte, begab er sich nach Lund in Schonen, und traf Maßregeln, die Küsten zu sichern. Dann griff er Norwegen an. Damals war Baron von Görz, dessen kühne, aber geistreiche Entwürfe der Lage des schwed. Monarchen angemessen waren, sein Vertrauter. Nach seinem Rathe sollte Karl Peter den Gr. durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegens bemächtigen, und von dort aus in Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der sich gegen Karl erklärt hatte. Görz eröffnete Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges, und unterhandelte auf Aland mit den Bevollmächtigten des Czars. Schon war Peter gewonnen und ein Theil von Norwegen erobert; das Glück Schwedens schien eine günstige Wendung nehmen zu wollen. Karl belagerte Friedrichshall; da traf ihn am 30. Nov. 1718, während er im Laufgraben, an die Brustwehre gelehnt, auf die Arbeiter herunterſah, eine Falconetkugel an den Kopf. Man fand ihn todt in derselben Stellung: seine Hand am Degen, in seiner Tasche das Bildniß Gustav Adolfs und ein

Gebetbuch. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß jene Kugel, die ihn tödtete, nicht aus der Festung, sondern von schwedischer Seite kam. Man nennt seinen Adjutanten Siguier als Mitverschwornen und Mörder. Karl XIV. Johann hat ihm hundert Jahre später, den 30. Nov. 1818, an dem Orte, wo er gefallen war, ein Denkmal errichtet. Mit Karls Tode verschwand Schweden aus der Reihe der großen Mächte. Er hatte in den letzten Jahren große Pläne für das Seewesen, den Gewerbfleiß und den Handel. Zu Lund hatte er sich oft mit den Professoren der Universität unterhalten, und den öffentlichen Disputationen über die Geometrie, Mechanik und Geschichte beigewohnt. In Bender war das Lesen guter Bücher eine seiner Hauptbeschäftigungen; er hatte schwedische Gelehrte zu sich kommen lassen, und sie veranlaßt, Griechenland und Asien zu bereisen. Einige dieser Reisebeschreibungen sind gedruckt, andere handschriftlich zu Upsala. Festigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren die Hauptzüge in Karls Charakter; aber auch ein verwegener Starrsinn. Nach seiner Rückkehr zeigte er sich ruhiger, sanfter, gemäßigter und zu verständigen Maßregeln geneigter. Die Nachwelt wird, wenn sie ihn mit Rücksicht auf seine Zeit betrachtet, sagen, daß er große Tugenden und große Fehler hatte, daß er sich vom Glücke verleiten, aber nicht vom Unglücke niederschlagen ließ. Seine Geschichte hat sein Kaplan Norberg geschrieben; Adlerfeld hat militair. Denkwürdigkeiten über ihn herausgegeben; an Interesse übertrifft sie Voltaire, dessen „Histoire de Charles XII.“, wiewohl nicht vollständig, noch frei von Irrthümern in Namen, Daten und geographischen Angaben, ein Muster des historischen Styls genannt zu werden verdient.

Karl XIII., König von Schweden, geb. 1748, zweiter Sohn des Königs Adolf Friedrich und der Schwester Friedrichs d. Gr., Louise Ulrike. Schon bei seiner Geburt zum Großadmiral von Schweden ernannt, erhielt er eine dieser Bestimmung angemessene Erziehung und machte in der Folge mehre Kreuzzüge im Kattegat mit. 1765 wurde er Ehrenpräsident der Societät der Wissenschaften zu Upsala. 1770 trat er eine Reise durch Europa an. Der Tod Adolf Friedrichs rief ihn nach Schweden zurück, wo er an der Revolution 1772 bedeutenden Antheil nahm und von seinem Bruder Gustav III. zum Generalgouverneur von Stockholm, sowie zum Herzog von Südermannland erhoben wurde. 1774 vermählte er sich mit Hedwig Elisabeth Charlotte, Prinzessin von Holstein-Gottorp. 1788 befehligte er die schwed. Scheerenflotte im finnischen Meerbusen, schlug die Russen und führte in der gefährlichsten Jahreszeit seine Flotte in den Hafen von Karlskrona glücklich zurück, wornach er Generalgouverneur von Finnland wurde. Nach Gustavs III. Ermordung (1792) stellte er sich während der Unmündigkeit Gustav Adolfs IV. an die Spitze der Regentschaft und verband sich mit Dänemark, um die Schifffahrt in den nordischen Meeren zu schützen. Zugleich gründete er das Museum, stiftete die Militairakademie und erwarb sich im ganzen Reiche allgemeine Achtung und Liebe. Beim Regierungsantritt Gustav Adolfs IV. (1796) zog er sich als Privatmann auf sein Schloß Rosersberg zurück. Im März 1809, nachdem die Stände Gustav Adolf IV. des Thrones verlustig erklärt hatten, ward er als Reichsverweser und am 20. Juni d. J., unter verhängnißschwangern Umständen, zum König von Schweden ausgerufen. (Vgl. Schweden, Gesch.) Die Ruhe, welche ihm der Friede mit Rußland (zu Friedrichshamm, 17.

Sept. 1809, gegen Abtretung von Finnland) und Frankreich von nun an gestattete, benutzte er weise und klug zur Verbesserung der Finanzen, zur Heilung der durch den unseligen Krieg mit Rußland dem Staate geschlagenen Wunden und zur Vollendung der Verfassung. Indessen hatte er den Prinzen Christian von Holstein-Sonderburg-Augustenburg als ernannten Thronfolger adoptirt, nach dessen Tode aber den von den Ständen im August 1810 erwählten franz. Reichsmarschall Bernadotte, mit dem er im freundschaftlichsten Einverständnisse lebte. 1811 stiftete er den Orden Karls XIII. für Freimaurer höhern Grades. Durch sein kluges Benehmen in dem Kriege zwischen Frankreich und Rußland 1812 ward dem schwedischen Reiche eine schöne Entschädigung für Finnlands Verlust durch die Erwerbung des Königreichs Norwegen (1814). 1816 trat er der heil. Allianz bei. Obgleich unter den Großen sich Mancher in seinen Hoffnungen mochte betrogen haben, und daher hier und da unruhiges Gemurmel sich hören ließ, so besaß Karl XIII. doch durch die Entwickelung der schönsten und edelsten Regententugenden während seiner ganzen Regierung die Liebe der schwedischen Nation. Sein Tod erfolgte am 5. Febr. 1818. Das Andenken dieses Monarchen ward von seinem Nachfolger, Karl XIV., durch Errichtung der Bildsäule desselben geehrt.

Karl IV., König von Spanien, geb. zu Neapel den 12. Nov. 1740, kam 1759, als sein Vater Karl III. durch den Tod seines Bruders Ferdinand VI. auf den spanischen Thron berufen ward, nach Madrid, und folgte demselben am 13. Dec. 1788 in der Regierung. Er war vermählt mit der Prinzessin von Parma, Louise Marie. Ohne Kraft, selbst zu regieren, war er stets von seiner Gemahlin und von seinen Ministern abhängig, unter denen der Friedensfürst, Godoi, Herzog von Alcudia, seit 1792 einen unbeschränkten Einfluß auf ihn gewann. Der Haß, den dieser Günstling von Seiten des Prinzen von Asturien und anderer Großen auf sich zog, führte 1808 eine Revolution herbei, welche Napoleon benutzte, um die Bourbonen vom spanischen Throne zu entfernen. (S. Spanien.) Karl verzichtete auf die Krone zu Aranjuez den 19. März, widerrief, und trat dann zu Bayonne seine Rechte auf den Thron an Napoleon ab, welcher ihm dagegen auf Lebenszeit den Pallast zu Compiegne und eine jährliche Rente von 30 Mill. Realen, wovon 2 Mill. der Königin als Witwengehalt verbleiben sollten, zusicherte. Karl lebte nun mit seiner Gemahlin und dem Friedensfürsten zu Compiegne, vertauschte aber später diesen Wohnort mit Rom, dessen Klima ihm mehr zusagte. Hier bewohnte er seit 1815 den Pallast Barberini. Seine Hauptbeschäftigung war von jeher die Jagd. Er starb am 19. Jan. 1819 zu Neapel am zurückgetretenen Podagra, bei einem Gegenbesuche, den er seinem Bruder, dem Könige beider Sicilien, ablegte. Seine Gemahlin war kurz zuvor, im Dec. 1818, gestorben. Ueber sein Leben in Rom s. Braun's „Miscellen", H. 12, 1828.

Karl August, Adoptivsohn Karls XIII. und Kronprinz von Schweden, hieß vor seiner Adoption Christian August und war ein Bruder des Herzogs Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, aus einer Seitenlinie des königl. dänischen Hauses. Er war geb. den 9. Juli 1768, und hatte sich durch Talent und Tapferkeit in einigen Feldzügen in Deutschland, besonders aber durch die Vertheidigung der norwegischen Grenze gegen eine überlegene Macht ausgezeichnet. Bei dieser Gelegenheit lernten Graf Mörner und andere Offiziere der schwe-

dischen Armee den Prinzen persönlich kennen, der durch seltene Vorzüge des Geistes und Herzens sich die allgemeine Achtung erworben hatte. Als daher der kinderlose Karl XIII. im Juli 1809 dem Reichstage die Wahl des Prinzen Christian August zum schwedischen Thronfolger vorschlug, wurde er am 18. dess. Monats einmüthig zum Kronerben erwählt. Graf Mörner überbrachte diese Botschaft dem Prinzen, der den ehrenvollen Antrag der edeln schwedischen Nation, sobald der Friede hergestellt sey, anzunehmen sich bereit erklärte. Schon war Waffenruhe eingetreten, doch kam der Friede zwischen Schweden und Dänemark erst den 10. Dec. 1809 zu Jönköping zu Stande, nachdem die Wahlacte des Prinzen Christian August bereits am 28. Aug. zu Stockholm vollzogen worden war. Hierauf ward auch der Friede zwischen Schweden und Frankreich den 6. Jan. 1810 zu Paris unterzeichnet, und am 22. hielt der Kronprinz, nachdem er die von den Ständen ihm überreichte Wahl- und Versicherungsacte unterschrieben hatte, seinen Einzug in Stockholm, wo ihn der Reichsmarschall Axel Fersen einführte. Am 24. legte er den Eid ab und empfing die Huldigung der Reichsstände. Zugleich machte der König die Adoptionsacte bekannt, in welcher der Prinz den Namen Karl August angenommen hatte. Wahre Humanität und eine absichtliche Popularität gewannen dem Kronprinzen die Liebe des Volks in einem Grade, der alle Erwartungen überstieg. Einfach in seiner Lebensweise, gab er das Beispiel der Sparsamkeit. So überließ er das mit seinem Posten als Großadmiral verbundene Einkommen von 10.000 Thlrn. dem Staate. Desto größer war der Schmerz des Volks, als der Prinz auf einer Reise nach den südlichen Provinzen, wo er die Truppen mustern wollte, nach dem Genusse einer kalten Pastete, am 10. Mai plötzlich von heftigen Kolikschmerzen mit Erbrechen befallen wurde. Seine Aeußerungen gegen den Arzt veranlaßten das Gerücht von seiner Vergiftung. Noch immer krank, sodaß man selbst Spuren von Geistesabwesenheit bemerkte, wohnte der Prinz am 28. Mai auf der Haide von Quiddinge den Evolutionen des Mörnerschen Husarenregiments bei; allein durch einen Schlagfluß betäubt, fiel er rücklings vom Pferde. Ungeachtet aller Mittel, die der von Stockholm ihm nachgeschickte Leibarzt Rossi anwandte, verschied der Prinz nach einer halben Stunde. Bei der Oeffnung fand sich keine Spur von Vergiftung; nur das auf den Adel erbitterte Volk von Stockholm glaubte daran und überließ sich der abscheulichen Wuth, als die Leiche des Prinzen am 20. Juni in Stockholm ankam, um beigesetzt zu werden. Der Hofmarschall Axel Fersen (s. d.) verlor dabei das Leben, und das tobende Volk konnte erst am 21. durch Truppen und Kanonen zur Ruhe gebracht werden. Aus der strengsten Untersuchung ergab sich die Unschuld aller Mitglieder des gräflich Fersenschen Hauses; nur der Leibarzt Rossi wurde aus Schweden verbannt. Indeß war der Bericht des zuerst zur Hülfe gerufenen Arztes Lodin über die muthmaßlichen Ursachen des Todes des Kronprinzen und die Erzählung des Hergangs in der Pfarrwohnung zu Quiddinge vom Magister Krook nicht geeignet, den Argwohn des Volks zu widerlegen, obgleich eine königl. Bekanntmachung vom 9. Nov. 1810 alle Gerüchte der Art für völlig ungegründet erklärt hat. Der Prinz starb unvermählt.

Karl August, Großherzog von Weimar, s. Weimar.

Karl Emanuel der Große, Herzog von Savoyen, auf dem Schlosse Rivoli 1562 geboren, zeichnete seinen Muth im Felde von Mont-

brun, in den Schlachten von Vigo, Asti, Chatillon, Ostage, bei der Belagerung von Berue und den Barrikaden von Suza aus. Er wollte 1590 Graf von Provence werden. Philipp II. von Spanien, sein Schwiegervater, unterstützte ihn, um ihm von dem Parlamente von Aix die Anerkennung als Beschützer der Provinz zu verschaffen, damit dieses Beispiel Frankreich veranlassen möchte, den König von Spanien als Beschützer des gesammten Königreichs anzuerkennen. Der Herzog von Savoyen, der von keinem kleinern Unternehmungsgeiste beseelt war, strebte ebenfalls nach der Krone. Sein grenzenloser Ehrgeiz ließ sogar Absichten auf den kaiserl. Thron nach dem Tode des Kaisers Mathias, auf das Königreich Cypern, das er erobern wollte, und auf die Oberherrschaft über Macedonien, welche die von den Türken tyrannisirten Völker jener Gegend ihm anboten, in seiner Brust aufkeimen. Die Genfer waren genöthigt, 1602 ihre Stadt gegen die Waffen dieses Fürsten, der während des Friedens eine Ersteigung der Mauern versuchte, zu vertheidigen. (S. Genf.) Heinrich IV., der auch über ihn zu klagen hatte, und der ihn mehre Male durch den Herzog von Lesdiguieres schlug, schloß mit ihm Frieden, worin er ihm das Markgrafthum Saluzzo für Labresse und Labugai ließ. Karl Emanuel, stets unruhig, fing noch einmal Krieg mit Frankreich, Spanien und Deutschland an. Er starb vor Kummer zu Savillon 1630. Seine Ehrsucht stürzte ihn auf krumme, eines großen Fürsten unwürdige Wege. Nie war ein Mann weniger offen als er. Man sagte allgemein, sein Herz sey, wie sein Land, unzugänglich. Er baute Palläste und Kirchen, liebte und pflegte die Wissenschaften; allein er dachte nicht daran, Glückliche zu machen und selbst glücklich zu seyn.

Karl Eduard Stuart, s. Eduard.

Karl Eugen, Herzog von Würtemberg, ältester Sohn Karl Alexanders, geb. zu Brüssel 1728, ward hier bis ins 8. J. unter der Aufsicht seiner Großmutter, einer Fürstin von Taxis, erzogen. Ein Jahr vor seines Vaters Tode kam er nach Stuttgart, wo er nun unter der Leitung des an Geist und Herz gleich ausgezeichneten Barons von Segui seine höhere wissenschaftliche Bildung begann. Latein, Mathematik, Erdkunde und Geschichte waren die Hauptgegenstände seines Unterrichts, und obwohl zu anhaltendem Fleiße und gründlicherem Forschen zu flüchtig, machte Karl doch mit Hülfe einer schnellen Fassungskraft und eines glücklichen Gedächtnisses gute Fortschritte. Auch die Leibesübungen und schönen Künste wurden bei seiner Unterweisung nicht vergessen; den ersten verdankte er seinem gesunden und starken Körper, den letztern einen fein gebildeten Geschmack und ein lebendiges Kunstgefühl, das seine Reisen später noch erhöheten. So ausgebildet schickte man ihn 1741 zu Friedrich d. Gr. nach Berlin, um dort sich in der Staats- und Kriegskunst zu vervollkommnen. — Karl erwarb sich bald Friedrichs Zuneigung, was nicht wenig dazu beitrug, daß der Wunsch seiner Mutter erfüllt und der erst 16jährige Herzog 1744 von Kaiser Karl VII. für volljährig erklärt wurde. Hätte der junge Fürst nur die weisen Vorschriften, die ihm sein großer Lehrer Friedrich beim Abschied gab, stets befolgt, nämlich daß er nur da sey, um sein Volk glücklich zu machen, nie wäre sein Land so unglücklich geworden! Aber im ersten Feuer seiner Jugend richtete er seine Kraft auf Glanz, Pracht und Schauspiele aller Art. Die Summen, welche er für Theater, Bälle, Jagden, Maitressen und kost-

bare Reisen verwendete, überstiegen bei weitem die Kräfte Würtembergs. Karl Eugen erbot sich beim Anfange des 7jährigen Krieges freiwillig und ohne Veranlassung zum Kriege gegen Preußen und rückte mit einem Heere von 14.000 Mann, dessen Aufstellung die Unterthanen fast zur Verzweiflung brachte, in Sachsen ein. Allein König Friedrich von Preußen rächte sich durch den Sieg bei Leuthen den 5. Dec. 1767 bald an seinem undankbaren Zöglinge, dessen Truppen hier in schneller Flucht ihr Heil suchen mußten, und nach geendigtem Feldzuge übel zugerichtet und auf die Hälfte herabgeschmolzen, wieder nach Hause kamen. Die alten beschwornen Verträge wurden wenig geachtet. Die Landstände suchten nach dem Kriege bei Kaiser und Reich Schutz und Hülfe und wandten sich insbesondere an die protestantischen Mächte; aber erst 1770 kam durch die Vermittlung des preuß. Hofes ein Vergleich zwischen dem Herzoge und den Ständen zu Stande. Die Jahre der Leidenschaft waren nun auch verraucht, und von diesem Zeitpunkte an suchte der Herzog durch Mäßigung und Einschränkung seines Aufwandes, und durch viele wohlthätige und nützliche Einrichtungen die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Er wandte auf die Veredlung des Weinbaues und der Landwirthschaft die größte Sorgfalt. Durch die Anlegung trefflicher Kunststraßen beförderte er den innern Verkehr. Alle Verwaltungszweige wurden vom ihm sorgfältig berücksichtigt. Er erweiterte das Gebiet des Herzogthums auf rechtlichem Wege durch Kauf, wo es sich thun ließ; die Erbauung der prächtigen Lustschlösser Solitude und Hohenheim, die Verschönerungen von Ludwigsburg und Stuttgart und viele andere Bauunternehmungen gaben dem Kunsttalente und der Landesthätigkeit Beschäftigung und Nahrung. Künste und Wissenschaften erhielten von Karl Eugen in diesem Zeitpunkte die größten Unterstützungen. Stuttgart war der Sitz der trefflichsten Künstler, und aus den Lehranstalten des Landes gingen die ausgezeichnetesten Gelehrten, ein Splitter, Schiller, u. s. w. hervor. Unter diesen Instituten wurde die Militairakademie in Stuttgart besonders begünstigt. Wissenschaftliche Bildung und wahre Aufklärung verbreiteten sich unter dem ganzen würtembergischen Volke mehr als in irgend einem andern Theile Deutschlands. Ein hoher äußerer Wohlstand war die Folge von dem Allem. Karl Eugen wurde nun von seinem Volke angebetet. In stiller philosophischer Ruhe verlebte er die letzten Jahre seines Lebens auf seinem Lustschlosse Hohenheim, und starb am 24. Oct. 1793, die Regierung seinem Bruder Ludwig Eugen hinterlassend.

Karl Theodor, Kurfürst von Pfalzbaiern, Sohn des Pfalzgrafen Johann Christian von Sulzbach, wurde 1724 geboren. Vom 11. Jahre an erhielt er von seinem Vetter und Vormund, Kurfürst Karl Philipp, in Manheim eine strenge, aber gute Erziehung. Nach dem Absterben Karl Philipps aus dem Hause Neuburg erhielt Karl Theodor im 18. J. die Pfalz am Rhein und die Würde des Erzschatzmeisters im deutschen Reiche. In Wissenschaften auf mehren Schulen und auf Reisen vortheilhaft gebildet, ein Freund der Künste und seiner Religion vorzüglich ergeben, ward dieser Prinz, bei den noch übrigen glänzenden Eigenschaften seines Herzens, allgemein verehrt und gepriesen. Als Regent in der Pfalz verwendete er allein für Verschönerungen, Kunst und Wissenschaft 35 Mill. Gl. Er vermählte sich 1742 mit Maria Elisabeth von Pfalz-Sulzbach, mit welcher er einen Sohn zeugte, ihn aber bald verlor. Au-

ßer der Rheinpfalz besaß er noch die Fürstenthümer Sulzbach und Neuburg im Nordgau Baierns, die Herzogth. Jülich und Berg, die Herrschaft Ravenstein ꝛc. Als Maximilian Joseph, Kurfürst v. Baiern, der letzte Sprosse aus Kaiser Ludwigs Blut, 1778 zu München starb, nahm Karl Theodor nach der Erbfolge Besitz von Baiern. Oestreich forderte Niederbaiern gemäß einer Belehnung, die Herzog Albrecht von Oestreich 1426 vom Kaiser Sigismund erhalten hatte; doch fand sich eine Verzichtleistung Albrechts auf die Belehnung vom J. 1429. Karl Theodor nahm zwar von ganz Baiern die Huldigung, willigte jedoch in die Abtretung; allein der vom Herzog von Zweibrücken, als Erbfolger in der Pfalz und in Baiern erhobene Widerspruch und Friedrchs II. bewaffnete Dazwischenkunft bewirkten im Teschner Frieden (s. d.) 1779, daß sich Oestreich mit dem Innviertel und Braunau begnügte. Doch Baierns Besitz blieb fortwährend Josephs II. Wunsch, weßhalb er gegen dieses Land dem Kurfürsten die Niederlande, mit Ausnahme des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Namur, n. d. T. eines Königreichs Burgund und außerdem noch 3 Mill. Gl. anbot, wozu Karl Theodor 1785 seine Einwilligung gab. Indessen wurde das ganze Project durch den Fürstenbund (s. d.) vereitelt. — Karl Theodor besaß, wie schon erwähnt, viele ausgezeichnete Fürstentugenden und hatte in der Pfalz seit einer Reihe von Jahren mit Weisheit, Milde und Glanz regiert. Daher hofften die Baiern, als er ihr Landesherr geworden war, Viel von ihm und brachten ihm ein großes Zutrauen entgegen, welches er unerwiedert ließ, da ihm der Besitz des Landes, welches er fast wider Willen eingenommen hatte, keine Freude machte. Seine Umgebungen bestanden beinahe nur in Ausländern und kostspielig unterhaltenen Lieblingen, gegen die Baierns Große zurückstehen mußten; seine Rathgeber waren ränkesüchtige Frauen und ein verfolgungssüchtiger Priester, Frank, und diese erfüllten ihn so sehr mit Widerwillen und Mißtrauen gegen die Baiern, daß er diesen sich beinahe immer nur strenge, nimmer aber milde und als ein liebender Vater seines Volkes zeigte. Jenes kräftige Aufblühen der wissenschaftlichen Cultur, die unter Maximilian im Vereine ausgezeichneter Talente und Patrioten sich im Volke so herrlich verbreitete, ward durch unwürdige Beschränkungen und Neckereien wieder gehemmt; die Akademie der Wissenschaften, ein freiwilliger Verein von Gelehrten, von welchem damals, gegen eine kleine Unterstützung des Hofes, viele vortreffliche Werke ausgingen, wurde von besoldeten Spähern beobachtet, die Schulen und überhaupt alle Bildungsanstalten den Anordnungen der Klostergeistlichkeit übergeben, die nach Aufhebung des Jesuitenordens dem Staate zugefallenen Güter den Unterrichtsanstalten, denen sie zugetheilt waren, wieder entzogen und zur Stiftung einer baierischen Zunge des Malteserordens verwandt und überhaupt alle Rücksichten vernachlässigt, die das Volk seinem Fürsten hätten befreunden können. Darum half es wenig, daß Karl Theodor die Hauptstadt München verschönern ließ, die Kunstsammlungen bereicherte oder neue gründete, Straßen über Berge und an Flüssen bei den größten Hindernissen herstellte, unter des edeln Rumford's Leitung die Bettelei abschaffte und Arbeitshäuser für viele tausend Menschen errichtete, den Seidenbau einführte, mehre Zweige der Landwirthschaft — namentlich die Bienenzucht — ermunterte, das große Donaumoos und andre wüste Strecken anbauen ließ. Die so herb zurückgewiesene Liebe der Baiern konnte er nicht wieder gewinnen, und die

üble Stimmung zwischen dem Fürsten und dem Volke ging endlich so weit, daß er sich entschloß, seinen Hof nach Manheim zu verlegen; doch fand er sich bald wieder zur Rückkehr nach München bewogen. Die Verfolgung der Illuminaten (s. d.) vermehrte abermals die Spannung, die zwischen dem Kurfürsten und dem bairischen Volke herrschte, gab zu neuen Reibungen Anlaß. Die franz. Revolution zwang den Kurfürsten, seit 1793 Antheil am Reichskriege zu nehmen. Die damalige öffentliche Meinung über diese Weltangelegenheit weckte auch in Karl Theodor neues Mißtrauen. Seine Umgebung, Frank und Lippert, bemeisterten sich dieser Stimmung; man spähete aufs Neue nach Illuminaten, wiederum begannen Verfolgungen, die Presse wurde beschränkt und es fand eine so traurige als überflüssige Strenge statt, durch die viele Unschuldige gefährdet wurden. Nach dem Tode seiner Gemahlin Elisabeth (1794) vermählte sich der 71jähr. Kurfürst 6 Monate später noch ein Mal mit der Erzherzogin Leopoldine von Oestreich, doch blieb diese Ehe kinderlos. 1796 drangen die Franzosen unter Moreau in Baiern vor, und die fürstliche Familie eilte nach Sachsen, von wo sie nach den Siegen des Erzherzogs Karl zurückkehrte. Am 16. Febr. 1699 rührte der Fürsten, als er mit einigen Ministern l'Hombre spielte, der Schlag, worauf er noch an demselben Tage starb, von Wenigen beweint. Karl Theodor beschloß die sulzbachische Linie des pfälzischen Hauses, der nunmehr die Linie Zweibrücken (Maximilian Joseph) in der Regierung von Pfalz-Baiern folgte.

Karlowitz, offene Stadt an der Donau mit 5800 Einw. mit einem griech. Seminar und Gymnasium, Sitz eines griech. nichtunirten Erzbischofs, im slawonischen Militairdistrict, wo den 26. Jan. 1699 zwischen dem Kaiser, Polen, Rußland, Venedig und den Türken, unter engl. und holländ. Vermittelung, der karlowitzer Friede geschlossen wurde, nach welchem Kaiser Leopold I. Siebenbürgen und Slawonien behielt. Polen erhielt Kaminieck, Podolien und Ukraine zurück; Venedig behielt das eroberte Morea, Rußland das eroberte Asow. (S. Oestreich und Osmanisches Reich.)

Karlsbad (Wary, Warmbad), eine offene Stadt Böhmens, ellnbogner Kreises, am Einfluß der Tepel in die Eger, in einer gebirgigen, romantisch-schönen Gegend, in einem schmalen tiefen Thale, einer der besuchtesten Badeorte von Europa. Kaiser Karl IV. soll 1358 die Hauptquelle, den Sprudel, auf der Jagd entdeckt haben, als er einen Hirsch verfolgte, der von einem hohen Felsen, noch jetzt der Hirschsprung genannt, herabgesprungen und, in der warmen Quelle versunken, von ihm erlegt worden sey. Peter Baier, sein Leibarzt, verordnete nun seinem Herrn, der an einem hartnäckigen Fußübel litt, den Gebrauch dieses Wassers, welches das Uebel sogleich hob. Von dieser Zeit an hieß der Quell Kaiser-Karls-Bad. Der Kaiser soll darauf an der Stelle, wo jetzt der Stadtthurm steht, ein Schloß gegründet haben, um welches her man sich nach und nach anbaute. Die Stadt hat 490 Häuser mit 2700 Einw. Die Kirche ist hell und wohlgebaut. Das Schauspielhaus ist nach dem zu Manheim aufgeführt. Das sächsische und böhmische Ballhaus, sowie das polnische Haus beim Schloßbrunn, zeichnen sich durch geschmackvolle Säle aus, wo sich oft glänzende Cirkel bilden. Man verfertigt hier schöne Waaren aus Stahl, Eisen, Zinn, Blech, Holz u. s. w., sogenannte karlsbader Waare, die von den Brunnengästen gekauft und auch sonst

ausgeführt wird. Die Wärme des Sprudels, der beißesten der hiesigen Quellen, beträgt im Durchschnitt 165° Fahrenheit. Die Quelle überzieht in kurzer Zeit alle Gegenstände, die man in ihr Wasser wirft, mit einem gelblichen Kalksinter, der auch den sogenannten Erbsenstein bildet, wo der Sinter sich gewöhnlich um kleine Sandkörner kugelig angesetzt hat. Ebenso hat die Quelle sich selbst eine feste Schale von schönem Sinter gebildet, aus welcher sie hervorsprudelt. Der minder heiße Quell, der Neubrunnen, der seit mehren Jahren vorzüglich besucht wird, und wobei ein langer bedeckter Säulengang für die auf- und abwandelnden Trinker angebracht ist, hält 47° Wärme. Die Quelle, das Schloßbad genannt, hält 38°. Da den Kurgästen die Bewegung so vorzüglich angerathen wird, so hat Kunst und Natur die hiesige Umgegend so reichlich mit Anmuth ausgestattet, daß es dem Wandelnden weder an hohen Naturgenüssen, noch an mannigfaltiger Abwechselung derselben fehlt. Die nächsten Spaziergänge gehen nach Klein-Versailles, in einem abgeschiedenen Wiesengrunde gelegen; oder nach dem Hirschsprung, der in röthlichen Granitmassen über der Stadt anfängt; oder nach Findlater's Spitzsäule und Tempel, dem Belvedere, dem Choteckischen Wege, der Vier-Uhr-Promenade und dem Posthofe, einem öffentlichen Orte vor Karlsbad, dem kein anderer dieser Stadt an die Seite gesetzt werden kann. Angenehme Plätze in seiner Nähe sind: die Dichterbank, Antons Ruhe, der Sitz der Freundschaft ꝛc. Von hier gelangen wir nach der Stadt hin über die Karlsbrücke zum Dorotheentempel und zum karlsbader Säuerling, einem trefflichen, erst neuerdings wieder beachteten Sauerbrunnen, den stets eine 4—6 Zoll hohe Schicht Luftsäure deckt. Hinter dem Kreuz an der Wiese ist noch die Marienruh, mit einer schönen Aussicht. Am andern Ufer der Tepel erhebt sich der Dreikreuzberg, mit der Aussicht auf das lange ferne Erzgebirge und in das ganze Bergland von Karlsbad her. Von hier kann man durch schöne Buchen- und Fichtenwaldung nach dem Bergwirthshause kommen, von welchem eine treffliche Kunststraße herab nach Karlsbad führt. S. Becher, „Ueber das Karlsbad“ (Leipzig 1789), Stöhr, „Kaiser Karls Bad“ (Leipzig 1817) u. a. — Seit 1821 hat die zuerst in Dresden durch D. Struve ausgeführte Anstalt der künstlichen Nachahmung des karlsbader Mühlbrunnen, Neubrunnen, Sprudels u. m. a. große Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt. (Vgl. Mineralwasser, künstliche.)

Karlsbader Congreß und Beschlüsse. Die Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung vom 20. Sept. 1819, welche auf einem Ministerialcongresse zu Karlsbad verabredet worden waren und bei der Bundesversammlung sogleich bei der Proposition angenommen wurden, bestehen in vier Punkten: I. Durch eine provisorische Executionsordnung sollten die Beschlüsse der Bundesversammlung, welche sie „zur Erhaltung der innern Sicherheit, der öffentlichen Ordnung und zum Schutze des Besitzstandes zu fassen sich für hinlänglich veranlaßt und berechtigt hält“, die gehörige Folgeleistung und Vollziehung gesichert werden. II. Es wurde eine genauere Aufsicht über die Universitäten, den Geist der Lehrer, die Disciplin und geheime Verbindungen der Studirenden durch besondere Curatoren oder Regierungsbevollmächtigte angeordnet: Lehrer, welche ihren rechtmäßigen Einfluß auf die Gemüther der Jugend zu Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger, oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren

mißbrauchen, sollen, ohne daß hierbei irgend ein Hinderniß im Wege stehen könnte, entfernt und bei keinem öffentlichen Lehrinstitute in Deutschland wiederangestellt werden. Studirende, welche durch einen Beschluß der Regierungsbevollmächtigten von einer Universität verwiesen werden, oder sich, um diesem zu entgehen, selbst entfernen, sollen auf keiner andern Universität angenommen werden. III. Ueber periodische Schriften und solche, welche nicht über 20 Bogen im Druck betragen, wurde, einstweilen auf 5 Jahre, und nachher auf unbestimmte Zeit, eine strengere Censur angeordnet, bei welcher die Regierungen sich unter einander und gegen die Bundesverfassung dafür verantwortlich erklärt haben, daß die Würde und Sicherheit andrer Bundesstaaten nicht verletzt, noch ihre Verfassung oder Verwaltung angegriffen werde. Die Bundesversammlung soll das Recht haben, Schriften, welche der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufen, auch von Amtswegen zu unterdrücken; doch sollen diese Ansprüche nie gegen die Personen, sondern ausschließend gegen die Schriften gerichtet seyn. IV. Zu Untersuchung „des Ursprungs und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionnairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen“ wurde eine Centraluntersuchungscommission von sieben dazu in der Bundesversammlung erwählten Regierungen (Oestreich, Preußen, Baiern, Hanover, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau) niedergesetzt, welche ihren Sitz zu Mainz nahm und am 20. Sept. 1828 geschlossen wurde. Zugleich sprach man bei dem Antrage auf diese Beschlüsse von schweren Mißverständnissen und Irrthümern, welche über den Sinn des 13. Art. der deutschen Bundesacte in den deutschen Ländern herrschend geworden seyen; von einer täglich mehr überhandnehmenden Neigung zu unfruchtbaren und gefahrvollen Theorien; von einem Einflusse selbst irregeführter oder jedem Volkswahn schmeichelnder Schriftsteller; von einem eiteln Verlangen, die Verfassungen fremder Länder auf deutschen Boden zu verpflanzen, und von einer allgemeinen politischen Sprachverwirrung, in welcher die große, edle, sonst durch Gründlichkeit und tiefen Sinn so rühmlich ausgezeichnete deutsche Nation sich zu verzehren bedroht sey. Es wurden fortgesetzte Berathungen angekündigt, zum Zwecke, einerseits das monarchische Princip in den deutschen Bundesstaaten gegen rein demokratische Grundsätze und Formen aufrecht zu halten (da die freien Städte nur eine unerhebliche Ausnahme von demselben machten), andrerseits dafür zu sorgen, daß die Beschlüsse des Bundes durch landständische Verhandlungen nicht gehemmt oder beschränkt werden könnten. Diese Berathungen sind jedoch nicht in den Bundesversammlungen, sondern noch 1819 zu Wien in Ministerialconferenzen gepflogen worden, zu welchen von jeder Stimme im engern Rathe der deutschen Bundesversammlung ein Gesandter berufen war. Ihr Resultat ist die Schlußacte vom 15. Mai 1820 gewesen, welche durch den Bundestagsbeschluß vom 2. Juli zu einem zweiten Grundgesetze des deutschen Bundes erhoben worden ist. Auf diese Schlußacte hat ein Geist der Mäßigung und Selbständigkeit der Bundesstaaten eingewirkt, welcher die durch die karlsbader Beschlüsse erweckten Sorgen einigermaßen wieder minderte. Auch hat die Gesammtheit der Lehrer an den deutschen Universitäten die große Genugthuung gehabt, daß wegen der ihnen zur Last gelegten Jugendververführung kein einziger von seinem Lehramte entfernt worden ist.

Karlsruhe, Residenz und Hauptstadt des Großherzogthums Baden, im Murg- und Pfinzkreise, wurde 1715 angelegt, indem der Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach auf diesem Platze ein Lust- und Jagdschloß erbaute, um welches herum sich mehre Menschen ansiedelten, besonders nachdem er es zu seiner beständigen Residenz erwählt hatte. Ihre Entstehung verdankt sie gewissermaßen dem Eigensinne der damaligen Bürger Durlachs, die sich, zu Behauptung vermeinter Gerechtsame, dem Verschönerungs-, noch mehr aber dem Erweiterungsplane des Markgrafen widersetzten. Die Stadt (1170 Häuser und 19.000 Einw.) liegt in einer schönen Ebene $1\frac{1}{2}$ Stunden östl. vom Rheine, an dem größtentheils aus Eichen und Buchen bestehenden Hartwalde. Sie nimmt einen Theil der Cirkelfläche ein, welche durch die vom mittlern Thurme des Schlosses ausgehenden 32 Alleen beschrieben wird. Acht derselben sind bebaut und machen die neun Straßen des nördlichen Theils der Stadt aus, in welchen allen man den Thurm erblickt. Diese 9 Straßen fangen in gleich weiter Entfernung vom Schlosse an, bilden dadurch einen Cirkel, welcher mit lauter gleich hohen und mit Arcaden versehenen Häusern verziert ist, deren Vorderseite sich gegen das Schloß richtet, und gehen bis zur Haupt- oder Langenstraße, als der ursprünglichen Grenzlinie des Umfangs der Stadt. Jetzt sind diese 9 nördlichen Straßen auf der südlichen Seite verlängert und von andern Straßen durchschnitten, die in gleicher Richtung mit der Haupt- oder Langenstraße laufen. Karlsruhe zeichnet sich aus durch die Regelmäßigkeit seiner Anlage und Häuser, welche alle nach einem gewissen Muster erbaut werden müssen, durch die breiten, erleuchteten und auf beiden Seiten mit beplatteten Fußwegen versehenen Straßen und durch die schönen Thore, worunter besonders das ettlinger Thor ein Muster erhabener und geschmackvoller Bauart ist. Unter den fünf öffentlichen Plätzen sind der Residenz- oder Schloßplatz mit vierfachen Baumreihen, und der neu angelegte Marktplatz, mit hohen neuen Häusern umgeben, die schönsten. Das Schloß des Großherzogs, im altfranzösischen Style erbaut, besteht aus dem Hauptgebäude und zwei Flügeln. Gleichlaufend mit den letztern befinden sich auf der einen Seite die Orangerie- und Gartengebäude, und auf der andern die Gebäude für den Marstall, die Reitschule und die Wagenremise. Die neue evangelische Kirche, welche 1807 angefangen wurde, ist ein im echt römischen Style aufgeführtes Gebäude. Die neue katholische Kirche wird von oben erleuchtet und hat eine 100 Fuß weite und ebenso hohe Kuppel. An dem Haupteingange der Kirche bilden 8 ionische Säulen einen Porticus. Die Synagoge ist im oriental. Styl. Auch das Hochberg'sche Schloß und das Hoftheater, welches 2000 Zuschauer faßt, gehören zu den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt. Unter den Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen sind die 70.000 Bde. starke Hofbibliothek, das großherzogl. Antiquitäten- und Münz-, das physikalische und Naturalienkabinet und die Gemälde- und Kupferstichsammlung bemerkenswerth. Der botanische Garten ist ein Werk des 1811 verstorb. Großherzogs und enthält, ohne die Varietäten, über 6000 Sorten Pflanzen. Alle zur Stadt führende Landstraßen sind mit Baumreihen besetzt, unter welchen sich die von Durlach kommende, eine ganze Stunde in gerader Richtung fortlaufende, besonders durch die Größe und Schönheit ihrer ital. Pappeln auszeichnet. Mehre Fabriken und gute Unterrichtsanstalten, als

ein Gymnasium, ein Schullehrerseminarium, eine Cadettenschule, ein Taubstummeninstitut, eine Zeichnenschule ꝛc., befinden sich in Karlsruhe. (Vgl. Weinbrenner.) — Im östreichisch-schlesischen Fürstenthum Oppeln gibt es einen Flecken von 700 Bewohnern mit einem Schloß, der ebenfalls Karlsruhe (Potoi) heißt.

Karlstadt (eigentlich Andreas Bodenstein), gebürtig von Karlstadt in Franken, einer der ersten Anhänger Luther's. Nachdem er zu Rom Theologie studirt hatte, wurde er zu Wittenberg Kanonikus und Archidiakon, sowie Professor der Theologie. Er ertheilte 1512 Luthern den Doctorhut, bekannte sich zu dessen Lehrsätzen und hatte wegen dieser mit D. Eck 1519 zu Leipzig ein Gespräch. Die letzte Entscheidung der Fragen wurde den Universitäten zu Paris und Erfurt anheimgestellt. Nun begann ein Schriftwechsel, in welchem nicht allein Karlstadt, Eck und Luther, sondern auch Melanchthon, Erasmus u. a. Gelehrte die in Leipzig verhandelten Fragen über Primat, Gnade, freien Willen ꝛc. bejahend oder verneinend weiter auseinandersetzten. Vom Papst, der ihn 1520 in der Verdammungsbulle gegen Luther ausdrücklich als dessen Anhänger bezeichnete, appellirte Karlstadt an ein allgemeines Concilium, worin er das erste Beispiel gab. Auch erklärte er sich für die Ehe der Geistlichen und verheirathete sich wirklich zur Freude Luther's. Als er aber während dessen Aufenthalt auf der Wartburg in ganz tumultuarische Handlungen zu Wittenberg ausbrach, ja sogar zur Zerstörung der Heiligerbilder und Altäre Volk und Studenten aufreizte, und Luther nachher, dieß höchst mißbilligend, die alte Ordnung wiederherstellte, ward Karlstadt Luther's öffentlicher Gegner, mußte aber mit seinen Anhängern die Stadt verlassen. Er ließ sich nun mit den zwickauischen Bilderstürmern und den mühlhausischen Aufrührern, selbst mit Münzer in Verbindung ein, begab sich 1524 nach Orlamünde, wo er nach Vertreibung des Pfarrers ebenfalls gewaltthätige Auftritte veranlaßte, sodaß er endlich vom Kurfürsten Friedrich im Sept. d. J. aus seinen Landen verwiesen wurde. Jetzt begann er den unseligen Sacramentsstreit, in welchem er gegen Luther (s. d. und Sacrament) die Gegenwart Christi im heil. Abendmahl leugnete, worin auch Zwingli (s. d.) ihm beipflichtete und wodurch der erste Grund zu der Trennung der Reformirten von den Lutheranern gelegt wurde. Unstät irrte der unruhige Schwärmer inzwischen in Deutschland umher, sodaß er, aufs Aeußerste gebracht, endlich selbst bei Luthern Hülfe suchte, der ihn auch, nach Widerrufung seiner Lehre über das Altarssacrament, aufnahm und ihm in Kemberg eine Zuflucht verschaffte, wo er u. d. N. „Nachbar Andreas" mit Feldbau und einem Handel beschäftigt, beinahe 3 J. zubrachte. 1528 mußte er sich, weil er abermals einige, von Luther's Meinungen abweichende Schriften herausgegeben und mit dem Schwärmer Schwenkfeld (s. d.) in Verkehr stand, um neuen Verfolgungen von Seiten Luther's und seiner Anhänger zu entgehen, entfernen und begab sich nun nach der Schweiz. Hier ward er zuerst Pfarrer zu Altstädt im Rheinthal, 1530 Diakon zu Zürich und 1531 Prediger und Professor der Theologie in Basel, wo er auch sein Leben 1541 oder 1543 an der Pest endete. — Sein Sohn Adam, Arzt und Anhänger des Paracelsus, dessen Werke er übersetzte, starb zu Basel ebenfalls an der Pest 1577, einen Theriak wider diese Seuche hinterlassend.

Karneades, aus Cyrene, geb. um 180 v. Chr., einer derjenigen

Skeptiker, welcher mit Arkesilaus (s. d.) aus Pitane die neue Akademie gründete, und sich durch seinen Scharfsinn in der Bestreitung des Chrysipp auszeichnete. Der zuversichtliche Dogmatismus in der Stoa reizte zu einer strengern Prüfung, und so geschah es, daß Arkesilaus mit großer Feinheit Zweifel gegen die bestehende Ueberzeugung hervorzurufen sich bestrebte. Dadurch, daß er die Anmaßungen der Vernunft beschränkte und die absolute Gewißheit der menschlichen Erkenntniß der Platonischen Philosophie bestritt, ohne jedoch die Möglichkeit einer, wenigstens wahrscheinlichen, Gewißheit zu vernichten, erhob der damalige Sektengeist seine theoretischen Waffen gegen ihn, und brachte es durch den Stachel der dialektischen Kunst wirklich dahin, daß die neue Akademie in Verfall zu gerathen schien, bis sein Nachfolger Karneades mit einer Ueberlegenheit des Geistes auftrat, die seine Feinde in Staunen setzte. Ausgerüstet mit einem vorzüglichen Rednertalente, welches er in der Schule des Stoikers Diogenes ausgebildet hatte, milderte er die Theorie des Arkesilaus und verhalf der neuen Akademie einigermaßen zu ihrem vorigen Ansehen. Er ging von dem doppelten Verhältnisse der Vorstellungen zu den Objecten und zu dem Subjecte aus, schloß daraus die Unmöglichkeit des objectiven Wissens und ließ nur eine Wahrscheinlichkeit nach drei Graden gelten. Die Theologie der Stoiker, ihre Lehre vom Fatum und ihre positiven Behauptungen vom Wesen der Götter bestritt er ausführlich; er zeigte die Unabwendbarkeit aller ontologischen und moralischen Begriffe auf das Wesen der Gottheit, und stellte den Anthropomorphismus durch apogogische Gründe in seiner Blöße dar. Bürgerliche und natürliche Gerechtigkeit, oder Klugheit und Sittlichkeit, setzte er einander entgegen, und indem er die Behauptung aufstellte, daß die erste das Princip der Praxis sey, zeigte er sich als einen tiefdenkenden Moralisten. Da er aber den Widerstreit zwischen beiden nicht auflöste, versetzte er die Ethik in einen mißlichen Stand, ohne gerade in seinem Leben eine unsittliche Ueberzeugung zu beurkunden. Nach seinem Aeußeren möchte man ihn für einen Cyniker halten, und selbst bei Tische war er so vertieft, daß ihm seine Gesellschafterin Melisa mit der Hand das Essen nach dem Munde führte. Die Römer verfälligten die Athenienser wegen der Plünderung der Stadt Oropus in eine Geldstrafe von 500 Talenten. Als hierauf Karneades mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaus nach Rom geschickt wurde, um einen Erlaß von jener Geldbuße zu erwirken, trat Karneades in Mitten der Senatsversammlung auf, und disputirte über mehre Theoreme mit seiner sophistischen Beredtsamkeit, sodaß Cato die Philosophie als nachtheilig für den Staat erklärte und darauf drang, jene gefährliche Schwätzer aus Rom zu vertreiben. Klitomachus aus Carthago zeichnete des Karneades skeptische Raisonnements schriftlich auf. In einem Alter von 90 J. setzte der Tod seinen Forschungen ein Ziel.

Karneval (Carnaval, Fasching, Fastnacht) heißen die letzten Tage vor der Fastenzeit, vorzüglich der Sonntag, Montag und Dienstag vor Aschermittwoch. Diese Tage sind in katholischen Städten von uralten Zeiten her der Freude geweiht, die dann durch ihre Zauber wieder bindet, was Stand, Rang, Amt u. s. w. streng getheilt haben. Jeder, in welchem der Sinn für unschuldiges Vergnügen nicht ganz erstickt ist, nimmt an diesen Tagen, maskirt oder unmaskirt (s. Maske), in Privatcirkeln, auf öffentlichen Plätzen, auf Bällen, Redouten ꝛc. Theil an

der allgemeinen Freude. Allerdings können solche Lustbarkeiten ausarten; allein in weise eingerichteten Staaten sind vernünftige Polizeimaßregeln im Stande, der Verletzung der Sittlichkeit, den Beleidigungen öffentlicher und Privatpersonen, und jedem Uebel, welches durch die außergewöhnliche Ungebundenheit und durch die Verkleidungen begünstigt werden könnte, hinreichend vorzubeugen. Worin der Karneval seinen Ursprung habe, ob er eine Fortsetzung der Bacchanalien, der Liberalien, der Saturnalien, oder eines andern Festes der Alten sey, ist nicht ausgemacht. Herodianos sagt (I. p. 28 Lugduni) im Leben des Commodus: „Jedes Jahr um Frühlingsanfang und an einem festgesetzten Tage feiern die Römer der Göttermutter (Kybele) ein Fest sammt Festzug. Erlaubt ist da Allen allmögliches Spiel und Kurzweil, und Jeder, wer will, nimmt eine Maske, und kein Ansehen ist so groß und ausgezeichnet, daß man sich nicht darin verkleiden und seinen Scherz treiben könne, sodaß es oft nicht leicht ist, den wahrhaftigen von dem maskirten Manne zu unterscheiden.“ So spricht der erstaunte Grieche, dem dieses Fest etwas Neues war und erzählt dann, wie Maternus in einen Leibgardisten sich maskiren wollte, um den Kaiser Commodus zu tödten. Nehmen wir nun die Zeit (VIII. Calend. April.) des Kybelefestes (auch Hilaria genannt), die mit unserm Karneval stimmt, den karnevalsmäßigen Dienst der Priester, Galli genannt, die Masken, und endlich die Sitte der Alten, die an die Stelle des heidnischen stets ein christliches Fest setzten; so ist es wohl klar, daß unsere Masken von der guten Mutter Kybele sich herschreiben. — Den Namen Karneval will man von carne und vale herleiten, weil man an diesem Tage gleichsam vom Fleische Abschied nehme; allein sollte das carne oder carna sich nicht auf die sogenannte Göttin der Wohlbeleibtheit beziehen? Freilich ward ihr jährliches Fest am 1. Juni gefeiert. — Berühmt sind in Italien das Karneval zu Venedig und das zu Rom. Das erstere fängt nach Weihnachten an; die Lustbarkeiten sind Schauspiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes, und bisweilen, bei Besuchen großer Fürsten, noch eine Regatta oder ein Wettrennen in Böten. Nach diesem gab es in Venedig noch ein zweites Karneval, die venetianische Messe, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfest hieß, weil es gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfing und weil man die Feier der Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte 14 Tage; jedoch durften keine Charaktermasken, sondern bloß venetianische Dominos getragen werden. Das Karneval zu Rom (m. s. Göthe's treffliche Beschreibung) dauert nur 8 Tage und besteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen. Glänzend und buntscheckig ist das Karneval in Florenz, obwohl von dem in Venedig und Rom verschieden. Niemals hat es in Deutschland an Faschingsfröhlichkeiten gefehlt, vorzüglich in den Reichsstädten. In unsrer Zeit hat sich Köln in Bezug auf das öffentliche Maskenleben den Namen des deutschen Venedig erworben. Der kölnische Fasching gewann im J. 1823 ein neues und großartiges Leben, das sich in den folgenden Jahren noch mehr entwickelte, und das für den dem Gemeinen abholden Geschmack der Kölner und für ihr zur wahren Freude allzeit gestimmtes Gemüth gleich günstige Zeugnisse ablegt. Vgl. die köln. Karnevals-Almanache seit 1823, die jährl. Programme, die große Karnevalsliedersammlung, sowie die Karnevalszeitungen, die seitdem in Köln erschienen sind.

Karnieß, s. Säule.

Kärnthen, ein Herzogthum des östreichischen Kaiserstaates. (Vgl. Östreich.)

Karpathen (slaw. Tatry, auch Babigori), eins der größten europäischen Gebirge, bedeckt 1860 QM., schließt sich in Schlesien durch den Jablunkapaß, wo die Oder und Weichsel entspringen, den Sudeten an und reicht mit den Vorgebirgen bis an die Donau und die Vorgebirge der Alpen. Es macht die Grenze zwischen Galizien und Ungarn, umkränzt Siebenbürgen, wo es sich mit dem Kerzergebirge verbindet, und zieht sich zwischen der Walachei und der Moldau bis an das schwarze Meer. Die Hauptrichtung dieses Urgebirges, von NW. nach SO., geht von der schlesischen Grenze bis zur südlichen Spitze der Bukowina. Die höchsten pyramidenförmigen und mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, sonst Karparck, jetzt Tatra genannt, verbreiten sich an der Nordgrenze der liptauer und zipser Gespanschaft und heißen die lomnitzer Spitze, 8300 Fuß, der Leuschetsch, 7990 F., und der Kirwan, auf der galizisch-ungarischen Grenze, 7450 F. über dem Spiegel des schwarzen Meeres emporragend. Unter den Flötz- und Nebengebirgen erreicht die Babia Gorn eine Höhe von 5000 Fuß. In dem Hauptgebirge sind viele Salzberge; die Nebenzweige haben Weinbau, Rubine, Krystalle, Jaspis, Marmorarten, Gold, Kupfer, Eisen. Auch der in Rußland sich verflachende felsige Abhang ist reich an Eisenerz, Salpeter und Schwefel. Eine geologische Beschreibung des karpathischen Gebirges haben Staszic und Schindler geliefert.

Karschin, richtiger Karsch (Anna Louise), geb. am 1. Dec. 1722 auf einer Meierei unweit Schwibus an der schlesischen Grenze, wurde nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Schenkwirths und Bierbrauers, Namens Dürbach, bei ihrem Oheim, einem Amtmanne, unterrichtet. Ganz abgeneigt der Landwirthschaft, zu welcher sie ihre Mutter schlechterdings erziehen wollte, hing sie im Stillen der Lieblingsneigung zur Lecture nach, fertigte, von ihrem Naturgefühle und ihrer Phantasie hingezogen, Gedichte, ward unglücklich an einen Tuchmacher, Hirsekorn, zu Schwibus verheirathet und erst nach 11 Jahren von diesem geschieden. In äußerster Dürftigkeit, mußte sie eine zweite Verbindung mit einem Handwerker, Karsch, wider ihren Willen eingehen, der sie aber durch seine Liebe zum Trunke in die traurigste Lage versetzte. Aus Noth dichtete nun die Karschin bei jeder Gelegenheit, erwarb sich Ruhm und Geld; das letztere aber brachte der Mann immer wieder durch, bis sie endlich, aufs Aeußerste getrieben, sich entfernte und (1761) nach Berlin ging. Vom Baron von Kottwitz aufgenommen, bekam nun ihr Geist neuen Schwung; sie ward in sehr viele und glänzende Gesellschaften gezogen, besonders weil man sich an ihrer überraschenden Fertigkeit zu improvisiren außerordentlich ergötzte; Gleim, der ihr sogar den Namen der deutschen Sappho beigelegt hatte, gab ihre Gedichte 1763 heraus, die ihr an 2000 Thlr. einbrachten; dennoch blieb sie dürftig. Friedrich der Gr. gewährte ihr nicht die verheißene Pension, und erst dessen Nachfolger ließ ihr zu Berlin ein einträchtliches Haus bauen, dessen Besitz sie sich aber nur kurze Zeit erfreute, indem sie 1791 starb. Obgleich sie zwar ihren Ruf zum Theil auch ihren traurigen Schicksalen zu verdanken hatte, und ihre Gedichte nicht zu den ersten deutschen gehören, so blieb sie doch immer bei ihrem hohen Talente, das aber leider so oft unterdrückt und so sehr

gemißbraucht wurde, eine merkwürdige Erscheinung, und man kann ihren bessern Geisteswerken die Bewunderung nicht versagen. Jene gab ihre Tochter, Frau v. Klenke (st. zu Berlin 1802) weit vermehrter, als vorher Gleim, 1792 heraus.

Kartätsche ist eine cylindrische Büchse von Blech, welche mit kleinen eisernen Kugeln, im Nothfall auch mit zerhacktem Eisen gefüllt, aus Haubitzen und Kanonen geschossen wird. Im Festungskriege näht man die Kartätschen zuweilen bloß in einen Sack von Zwillich und nennt sie dann Trauben- oder Beutelkartätschen. Die Höhe der Büchsen richtet sich nach der Anzahl der über einander liegenden Kugelreihen. Diese müssen mit ihrer Axe unmittelbar auf einander treffen, um einen geraden Stoß und folglich auch in Absicht der obern Reihen eine größere Schußweite zu erhalten. Aus eben dem Grunde bekommt auch die Büchse einen eisernen Spiegel oder wenigstens einen auf den hölzernen Spiegel befestigten Boden von stärkerm Sturzblech, weil dieses dem Eindruck der Kugel besser widersteht als das Holz, und daher auch jenem die Triebkraft des Pulvers besser mittheilt. Sowie der Schuß das Rohr verläßt, geht die Büchse auseinander, und die Kugeln breiten sich, je weiter sie fliegen, immer mehr aus. Dieß Ausbreiten verhält sich in der Regel zur Schußweite wie 1 zu 10, sodaß sie bei 600 Schritt Schußweite einen Kreis von 60 Schritt Durchmesser gefährlich machen. Die preuß. Armee hat 2-, 3-, 6-, 8-, 12-, 16-, 24löthige und einpfündige Kartätschen, die aus Geschütz verschiedenen Kalibers geschossen werden. Hiernach ändert sich auch die Schußweite; doch schießt der Sechspfünder mit zweilöthigen auf 2 bis 500, der 12- und 24-Pfünder mit einpfündigen auf 800 bis 1000 Schritte.

Kartenspiel. Man vermuthet, daß das Kartenspiel mit gemalten Kartenblättern, wie das Schachspiel, aus Asien zu uns überging, indem die Zigeuner die Karten zum Instrument ihrer Wahrsagerei bei den Saracenen zuerst brauchten, und die Saracenen die Karten als Instrument der Gesellschaftsspiele den christlichen Europäern und zuerst den Italienern lehrten, welche sie im übrigen Europa verbreiteten. Man vermuthet ferner, daß in Deutschland die ersten Karten zwischen 1350 und 1360 in Nürnberg gedruckt wurden. Außerdem haben die Deutschen noch manche Veränderungen mit den Karten vorgenommen; die Figuren, Bilder und Zeichnungen, sowie die Namen: Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der große und der kleine Wenzel u. a. m. beweisen dieß. Das Lanzknechtsspiel, welches man für das erste deutsche Kartenspiel hält, ist ebenfalls eine deutsche Erfindung. Von diesem Spiele finden wir schon 1392, unter dem Namen Lansquenet, eine Nachahmung in Frankreich, welche sich daselbst bis zu Molière und Regnard und vielleicht noch länger erhalten hat. Die erste sichere Spur vom Kartenspiele in Frankreich fällt in das J. 1361, und Karl VI. soll sich am Ende des 14. Jahrh. in seiner Krankheit mit demselben ergötzt haben. Die neuern franz. Figuren sollen in Frankreich zwischen 1430—61 erfunden seyn. Das älteste bekannte Zeugniß vom Kartenspiele in Spanien ist das Verbot desselben, welches der König von Castilien, Johann I., 1387 ergehen ließ; es muß also damals schon sehr verbreitet gewesen seyn.

Kartoffeln, s. Erdäpfel.

Karyatiden, eine Art Pfeiler, welche den obern Theil weiblicher Körper darstellen. Schon bei den Aegyptern findet man die Anwendung

menschlicher Figuren zu Pilastern. Der Name ist griech. Ursprungs. Die Göttin Diana hatte in Karyatis, einer peloponnes. Stadt, einen Tempel und hieß daher auch Karyatis. Zu ihrer Ehre tanzten im feierlichen Zuge am Feste der Göttin die ihr dienenden Jungfrauen, und dieß nationale Bild nahmen die griech. Bildhauer in einer Gattung der Säulen auf, die das Pantheon schmückten. So erklärt Lessing, gemäß dem griech. mythischen Sinne, die Benennung und Form gedachter Gattung von Pfeilern. (S. Atlanten.)

Kasan, vormals ein mongolisch-tatarisches Königreich in Asien, seit 1552 ein Bestandtheil der russischen Monarchie, hatte 11.398 QM. Das jetzige Gouvernement Kasan umfaßt 1044 QM. fruchtbaren Bodens mit einer Bevölkerung von 1.139.000 Seelen. Die 1330 vom Chan Ulu-Machmet gegründete Hauptstadt Kasan, 210 Meilen von St.-Petersburg, eine der größten und regelmäßigsten Städte des russ. Reichs, 2 Meilen im Umfange, und nach mehren erlittenen großen Feuersbrünsten (zuletzt 3. Sept. 1815, wo beinahe die Hälfte der Stadt in Flammen aufging) immer besser wieder hergestellt, liegt am Flusse Kasanka, fast eine Meile vom linken Wolgaufer, auf einem morastigen Kalksteingrunde, welcher sich nach der Wolga zu allmälig senkt, aber gegen die Kasanka steil abfällt. Die Festung, auf dem höchsten Punkte, ist ein unregelmäßiges Viereck, von einer starken, mit 12 großen Thürmen besetzten Mauer umgeben, außerdem noch durch ihre Lage fest. Stadt und Vorstädte sind ganz offen, haben gerade, breite, aber ungepflasterte Straßen und große öffentliche Plätze, meist Häuser von Holz und über 50.000 Einw. Noch jetzt wohnen in zwei Vorstädten viele mohammedanische Tataren, welche ihren Cultus in 3 Moscheen feiern, und Gewerbe und Handel treiben. Außer der Kathedrale gibt es noch 40 andre Kirchen des griech. Ritus. Kasan hat einen griech. Bischof, seit 1823 eine Universität mit 200 Studirenden, ein theolog. Seminar, Gymnasium, tatar. Schule; ferner ein Zeughaus, Stückgießerei ꝛc. Der bucharische und chinesische Karavanenzug geht über Kasan, daher blühen hier der Handel und die Gewerbe in Tuch, Leinwand, Leder, Eisen, Seife ꝛc. Große Eisenstücke, z. B. Anker, werden geschmiedet, und die großen Schiffbauplätze an der Kasanka liefern Wolgaschiffe. Außerhalb der Stadt liegen Pulvermühlen. Noch sieht man am rechten Ufer der Kasanka, oberhalb der Stadt, die Ruinen von Altkasan.

Kaschmir (Caschemere, indisch Kasmara), ein vielgepriesenes Hochthal Hindostans, umfaßt einen Flächenraum von 816 QM. Es liegt auf beiden Seiten des Dschylum- oder Behut-Flusses, dem Hydaspes der Alten, umgeben von den Gletschern und Gipfeln des Himalaya, nach orientalischer Tradition das unvergleichliche Land des Paradieses, nach neueren Reisenden (Jacquemont) wohl reizend aber nicht paradiesisch. Es verdankt seinen Ruhm theils seiner Verborgenheit hinter schützenden Bergen — denn im N. ummauern es die Alpen des Himalaya und Hindukusch, im Süden eine niedrige Kette mit dem Vulkan Darmoden, durch welche 4 Pforten (Pässe) gehen, während von N. (aus Kleintibet) nur 2, vom W. einer ins Land führen — und seiner höhern, kühlern Lage, die es den aus den heißen Gefilden des Delhi heraufziehenden Fürsten zur köstlichen Sommerresidenz machte. Unter den Pässen sind die bekanntesten und besuchtesten der Mozafferabad (Baramala) gegen Afghanistan und der Dschumbo gegen Lahore. — Die Mitte des Thals ist immer

noch mehre 1000 F. hoch und steigt nach allen Richtungen sanft hinan bis zu den hohen Bergen, von denen eine Wasserfülle in Bächen und Kaskaden niederrauscht, die in Flüssen sich sammelt, dem Dschylum, dem kleinen Sind und dem Kischna Ganga, von O. und N., welche endlich alle in dem ersten sich vereinigen. Dieser geht in der Mitte des Landes an dem Tall-See vorüber, mit ihm durch Arme verbunden (nach Andern 2 in Seen) und bricht sich zuletzt gegen S. die Bahn im Passe Baramula ins Tiefland. Das wasserreiche mit Canälen bedeckte und blühende Thal ist 50 M. lang, von W. nach O. 15—20 M. breit. Dieß Kaschmir im engern Sinn, im weitern nimmt es die ganze erste Vorterrasse des Südrands ein, wie Kafestan im W. Ein herrlicher Frühling soll die Thäler schmücken, die zwischen den Hügelketten ruhen, im Winter aber liegt der Schnee, selten fällt der Thermometer unter 0° R. Der Bergwind kühlt die Luft. Nur Erdbeben sind zuweilen beschwerlich. Vom Reiß und Safran in den Ebenen bis zu den hohen Hafenfeldern zieht man alle Cerealien; Baumwolle, Taback, Hanf, vorzügliche Weintrauben alle europäischen Obstarten, Citronen, Orangen ꝛc. gedeihen auf den Terrassen der Berganhänge. Rosen wachsen in üppiger Fülle, die Kaschmirer bereiten das beste Rosenöl, die schönsten Blumen (besonders Tulpen, Violen, Narcissen ꝛc.) bedecken die Weiden und Rasen. Der Platanus beut überall seinen Schatten, die europäischen Waldbäume stehen ihm zur Seite in den dunklen Wäldern der Bergseiten. Von Thieren leben Leoparden, Panther, Tigerkatzen, Bären, Wölfe, Füchse, in den Höhen das tibetische Bergwild, in den Wäldern Hirsche, Rehe ꝛc.; zahlreiches Rindvieh, nicht schön aber nützlich, Schafe und die bekannten feinhaarigen Ziegen auf den Alpenweiden. Pferde, Esel und Maulesel zieht man ebenfalls. Seidezucht wird getrieben. Vögel, besonders singende, sind in Menge da. Es fehlen aber schon die indischen (Papageien, Pfauen, wie auch von den vierfüßigen die Affen); Gold, Eisen, Schwefel, Salz, auch Edelsteine beut das Mineralreich. Kaschmir soll 2 Mill. Einwohner haben, von uraltem indischem Stamme, wohl gewachsen, starke Menschen, schöner Form unter den Vornehmern, die Frauen zart und wohlgebildet, die Farbe etwas weißer als in Indien, Haar und Augen braun schwarz, wenig zum Kriege, desto mehr zu Gewinn in Handel und Industrie, zu wissenschaftlicher Thätigkeit hingezogen, aber dabei der Wollust und Verschwendung ergeben, doch ausdauernd und freundlich bei nicht geringer Schlauheit und Falschheit. Der lange Bart, der Turban, die weiten Beinkleider, das wollene Wams mit weiten Aermeln, der breite Gürtel der Männer, dann das weite Oberkleid der Frauen und die Tuchmütze um die gesammelten Haare bilden Kleidung und Putz. Sie leben einfach, suchen sich aber doch stets gut zu halten. Sanskrit ist ihre heilige Sprache, ein indischer etwas herber Dialekt und Persisch die gewöhnliche, die Literatur gehört der erstern an, sowie auch der Brahmaismus (das Land ist dem Hindu heilig) und Buddhismus erst allmälig durch den Islam verdrängt wurden. Noch wohnen Parsen im Lande. Indische Könige herrschten in uralter Zeit zu Kaschmir, deren Nachkommen den Siwakult statt des brahminischen einführten. Die Mletchhas eroberten das Land; Kriege mit ihnen und den Buddhisten füllen die Geschichte, abwechselnd herrschten die letztern mit den Brahma- und Siwaverehrern. Im 16. Jahrh. eroberten es die Mongolen und im vorigen die Afghanen, von deren Staat es eine Provinz bildet. Ein Vicekönig (Hakim)

verwaltet es. Unabhängig und tributpflichtig sind die moslemischen Radschas der Bergcantone; 9000 M. afghanische Truppen sichern den Besitz; 4.626.500 Rupien bilden die Einkünfte, wovon ⅓ etwa nach Kabul geht. Schon bemerkt ist, wie glücklich der Ackerbau und die Viehzucht nebst der Jagd in dem reichen Hochthal betrieben werden. Am bedeutendsten aber ist seine Gewerbthätigkeit. Als Zimmerleute, Holzschnitzer, Schiffbauer (Kähne und Flöße), als Arbeiter in Leder, Stahl, Lackwaaren, Papier u. a. sind die Kaschmirer gut, ihren Ruhm aber verdanken sie der feinen Shawl-Weberei in Baumwolle, 16.000 Webstühle (ehmals 40.000) machen jährlich 80.000 Shawls, oft braucht man ein Jahr zu einem einzigen, sehr schönen; 2—4 Menschen, oder bei bunten für jede einer, nebst einem der das Ganze leitet, sind an einem Stuhl beschäftigt. (Vgl. Shawls.) In Amritsir ist der Markt, von dort kommt die Waare nach Indien, Vorderasien und Europa. Kaufleute aus allen Gegenden Indiens, Persiens, der hohen Bucharei und der Türkei wohnen in der Hauptstadt. Früchte, Eisen, Safran führt man ferner aus. Nach Indien, Tibet, China, ins centrale Asien hinauf, nach Buchara, Kabul Herat, Kandahar gehen die Karawanen. Kaschmir theilt sich in das Thal und die Berglandschaften. Im ersteren liegt am Dschylum mit Eidatelle und Pallast die schlecht gebaute Hauptstadt Kaschmir (ehmals Serinagur oder Srinagara, d. i. heilige Stadt), in schönen Gärten, selbst die flachen Dächer mit blühenden Tulpenbeeten geschmückt; sie hat 200.000 Einw.; über den von Booten, Flößen, schwimmenden Bädern bedeckten Fluß gehen mehre Brücken. In der Nähe liegt der fischreiche Dall-See und die reizende Villa der Mongolenkaiser, Schahlimar, mit ihren Prachtgärten. Ueber die tibetanische oder Kaschmir-Ziegenart, s. Ziege.

Kaspisches Meer (Kolsum, Chwalinskoi More), der größte Binnensee auf dem ganzen Erdkreise, in Asien, liegt 185 Fuß tiefer als das schwarze Meer, zwischen dem Kaukasus, Astrachan, Orenburg, der Kirgisensteppe, Dschgatai und Iran, ist von S. nach N. gegen 150 deutsche Meilen lang, und zwischen 50 bis 80 Meilen breit, 6862 QM.; hat meistens bergige und steile Ufer, eine Tiefe von 5 bis 100 Faden, doch soll sich die Wasserfläche im Allgemeinen vermindert haben. Weil sich in dieses Meer viele Flüsse ergießen (der Terek, Kur, Kisil-Osen, Tedzen, die Wolga, Jemba u. a.) hat es wenig gesalzenes Wasser, das aber widrig und bitter schmeckt. Mit dem Ocean hat es keine sichtbare Verbindung, wohl aber durch den karabogasischen Busen mit dem See Kuli-Daria, welcher nach der Behauptung der anwohnenden Truchmenen einen Strudel enthält, der das Wasser des kaspischen Meeres verschluckt. Dasselbe ist reich an Fischen, z. B. Karpfen, Lachsen, Hausen, Stören, auch Seehunde werden an der östl. Küste gefangen. Rußland hat die ausschließende Schifffahrt auf dem kaspischen Meere und beherrscht solches durch einige Fregatten und Kriegsbarken. Durch die Wolga und mittelst mehrer Canäle und andrer Flüsse Rußlands steht das kaspische Meer mit dem baltischen, schwarzen und weißen Meere in Verbindung.

Kassandra, auch Alexandra genannt, war eine Tochter des Priamus und der Hekuba und die Zwillingsschwester des Helenus. Einst spielten beide Kinder in dem Vorhofe zum Tempel des thymbräischen Apollo, und da sie zu lange sich dort verweilt hatten, als daß man sie hätte nach Hause bringen können, so wurde ihnen ein Lager von Lor-

berblättern zum Schlafen im Tempel beretiet. Des andern Morgens sah man die Kinder von Schlangen umwunden, welche aber mit ihnen spielten und den lieben Kleinen die Ohren leckten, wodurch das Gehör so geschärft wurde, daß sie die Stimmen der Götter vernehmen konnten. Kassandra verweilte hernach sehr im Tempel und wuchs zu einer schönen Jungfrau heran, daß sie das Herz des Gottes mit Liebe entzündete. Aber er versprach, ihr die Wahrsagerkunde zu lehren, wenn sie ihn auch lieben wolle. Sie versprach's, und als sie diese gelernt hatte, wollte sie ihr Versprechen nicht erfüllen und verschmähte Apollo's Liebe. Da erglühte der Gott vor Zorn und fluchte ihren Weissagungen, daß die Stimme der Wahrheit aus ihrem Munde nicht gehört ward. Sie konnte sich darauf nimmer des Lebens freuen; am fernsten Horizont sah die schicksalkundige Seherin schon die schwarzen Wolken des Mißgeschicks aufsteigen, das über sie, ihren Vater und ihr Vaterland kommen würde; und doch konnte sie es nicht abwenden, sie weissagte und predigte vergebens. Als Troja erobert war und sie mit den übrigen Jungfrauen in den Tempel der Minerva entfloh, ward sie von Ajax auf heiliger Stelle entweiht und bei Vertheilung der Beute dem Agamemnon zu Theil, der sie als Sklavin und Geliebte mit sich nach Mykene führte. Dort wurden Beide von der Klytämnestra und dem Aegisthus ermordet. Dieser Raub der Kassandra galt im Alterthume für eine der verruchtesten Frevelthaten und hat Dichtern und bildenden Künstlern Stoff zu vielfachen Bearbeitungen dargeboten.

Kassel, Hessen-Kassel, s. Kurhessen.

Kassel, Hauptstadt von Kurhessen (s. d.), liegt in der Landgrafschaft Niederhessen an der schiffbaren Fulda (51° 19′ 20″ N. B. und 22° 7′ 5″ O. L.) und hat ohne die 2 Vorstädte 1586 Häuser, und mit Inbegriff der Colonien Philippinenhof und Mommerode 26.000 Einw., worunter an 500 Juden. Sie ist eine durch Lage und Bauart ausgezeichnet schöne Stadt, welche ein reines und gesundes Klima genießt. Die Stadt zählt 11 Thore, 19 öffentliche Plätze und 9 Kirchen, wovon eine lutherische und eine römisch-katholische ist. Das Straßenpflaster ist im Ganzen vortrefflich, auf dem Königsplatz aber und in manchen andern Gegenden der Stadt musterhaft, meistentheils ein schwarzer Basalt; die nächtliche Erleuchtung geschieht durch Laternen und Reverberen. Die Altstadt hat größtentheils enge und krumme Gassen; sie ist der Sitz der städtischen Betriebsamkeit. Hier liegen das kurfürstliche Residenzschloß, am Rande eines hohen Ufers, mit einer herrlichen Aussicht auf das Thal; es ward 1500 zu bauen angefangen, brannte 1811 zum Theil ab, wurde 1817 gänzlich niedergerissen und an dessen Stelle hat ein größeres Schloß von edler Bauart sich erhoben; dabei der schöne Schloßplatz; das Zeughaus, ganz aus Quadern im 16. Jahrh. erbaut; die Martins-Kirche mit dem Erbbegräbniß der Kurfürsten. An die Altstadt stoßt südlich die durchaus regelmäßig und schön gebaute Ober-Neustadt, angelegt von 1685 aus Frankreich ausgewanderten Protestanten. Ihre Plätze sind durchgängig regelmäßig, die Straßen breit und schnurgerade, die Häuser massiv, zum Theil prachtvoll; unter den Straßen verdient besonders die 4500 Fuß lange Königsstraße bemerkt zu werden, welche jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würde; auch ist die Bellevuestraße wegen der entzückenden Aussicht ins Freie merkwürdig. Unter den öffentlichen Plätzen der Ober-Neustadt zeichnen sich aus: der Friedrichsplatz

mit der von Nahl gehauenen kolossalen Marmorstatue Landgraf Friedrichs II., welche unter der westfäl. Regierung abgenommen, 1817 aber wieder aufgerichtet worden; derselbe bildet ein längliches Viereck, 1000 Fuß Länge und 450 Fuß Breite. Der schöne Königsplatz ist cirkelrund und hat 256 Fuß im Durchmesser; in dessen Mittelpunkt ist ein Echo bemerkenswerth, welches die Töne siebenmal wiederholt; hier ward während der westfäl. Regierung die kolossale Marmorstatue Napoleons aufgerichtet; jetzt steht hier eine Säule, welche eine große Laterne trägt. Hier liegen das Museum, ein herrliches Gebäude am Friedrichsplatze, worin die Bibliothek, die Antiken- und andre Kunstsammlungen, die Sternwarte und der vormalige Versammlungssaal der westfäl. Reichsstände sich befinden; das Gebäude der Kunstakademie mit einer schönen Gemäldesammlung, welche 1806 nach Paris, 1815 aber von da wieder zurückgebracht worden; das Opernhaus, das Ober-Neustädter-Rathhaus und das Schloß Bellevue. Ueber eine schöne steinerne Brücke gelangt man in die auf dem rechten Ufer liegende Unter-Neustadt, wo bloß das Castell, eine ehemalige Kaserne, mit Wall und Graben umgeben, welches zum Staatsgefängniß dient, zu bemerken ist. Vor dem Thore liegt ein großes Hospital, die Charité. Ein andres, nördlich vor dem Thore gelegenes, zur westfäl. Zeit zur Kaserne bestimmtes großes Gebäude ist in ein Hospiz und eine Arbeitsanstalt verwandelt worden. An der Altstadt und Ober-Neustadt entlang zieht sich, im Fuldathale, die Aue, eine große Gartenanlage mit einem herrlichen Orangeriegebäude. Außer den höchsten Behörden sind in Kassel eine Akademie der Malerei, Bildhauerei und Baukunst, eine Gesellsch. für Alterth., einen Landwirthschaftsverein, ein Schullehrerseminar, Lyceum ꝛc. In und bei Kassel gibt es mehre Tabacksfabriken, 2 Wagenfabriken, eine Cattundruckerei, eine Gold- und Silberfabrik, eine Fayence- und Steingutfabrik, eine Korkpfropfenfabrik, eine Salpetersiederei und chem. Fabrik, eine Bandfabrik, eine Papiertapetenfabrik, eine Lackirfabrik, eine Zuckersiederei, eine Wachslichterfabrik, ein Kupfer- und ein Messinghammer, eine Spiegelfolienfabrik, mehre Hut-, Handschuh- und Lederfabriken. Auch hat Kassel Meßhandel. — Das reizende Thal, worin die prächtige Stadt liegt, wird nordwärts von Vorbergen des Reinhardswaldes, im Westen vom Habichtswalde und im Süden von dem Sörewalde beherrscht; gegen Osten zieht sich eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über die in blauer Ferne der Meißner majestätisch sein Haupt erhebt. Die Fulda windet sich bereits als schiffbarer Strom in mannigfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieses Thal und verbirgt ihr Wasser kaum 1 Stunde von der Stadt in den Schluchten des hohen Rheinhardswaldes. Wilder, pittoresker und abwechselnder, doch gemildert durch die verschönerde Hand der Kunst, zeigt sich die Natur auf der Seite der Wilhelmshöhe (s. d.); einfacher, ländlicher ist ihr Gewand im Osten und Westen der Stadt. Drei Stunden nördlich von Kassel liegt das Lustschloß Wilhelmsthal, und 5 St. nördlich der kleine Badeort Hof-Geismar, mit dem Lustschlosse Schönburg. — Kassel hieß im Mittelalter Cassulum, Castle, Cassele, und leitete nach Einigen seinen Namen von Castellum Cattorum, einer Römerfestung, her. Andere meinen wahrscheinlicher, daß es von den Cassuariern oder Cassen benannt sey. Unbezweifelt kommt der Name Kassel zuerst in einer Urkunde Kaisers Konrad I. i. J. 913 als Kloster vor. 945 war Kassel schon eine Stadt, wo ein Streit zwischen Hermann von

Schwaben und Konrad von Franken beigelegt wurde. Heinrich Raspe besserte im 12. Jahrh. das Schloß aus und fing die Stadt zu bauen an. 1239 bestätigte Landgr. Heinrich Raspe der Jüngere von Thüringen den hiesigen Bürgern ihre Rechte und Gewohnheiten. 1247 wiederholte dieß Heinrich von Brabant. Heinrich das Kind bauete zu Ende des 13. Jahrh. ein Schloß daselbst und schlug hier seinen Wohnsitz auf. Doch kam die Stadt erst unter Heinrich dem Eisernen und dessen Sohn, Otto dem Schütz, nach 1330 in Aufnahme. Ersterer erweiterte Kassel und stiftete hier ein Domstift. 1336 mußten der Herzog von Braunschweig, der Markgraf von Meißen und die Bischöfe von Köln, Paderborn und Osnabrück eine Belagerung von Kassel aufheben. Landgraf Philipp der Großmüthige erneuerte Kassels Festungswerke und umwallte 1523, nachdem er die Reformation eingeführt hatte, das Schloß und 1522 die Stadt. Dennoch wurde Kassel bald darauf von Karl V. eingenommen und 1547 geschleift. Nach Philipps des Großmüthigen Befreiung stellte er die Festungswerke wieder her, und Landgraf Wilhelm, sein Sohn, fuhr hierin fort. Die Neustadt wurde zu Ende des 17. Jahrh., unter dem Landgrafen Karl, der die franz. Flüchtlinge, die durch das Edict von Nantes verjagt waren, sehr begünstigte, gebaut, und sie bildet jetzt den prächtigsten Theil der Stadt. 1757, 1758, 1759 und 1760 besetzten die Franzosen Kassel, hielten darin auch einen Angriff der Alliirten 1761 aus, doch wurden sie darin 1762 von Neuem belagert und Kassel erobert. In demselben J. fiel auch ein Gefecht bei Kassel zwischen den Alliirten und den Franzosen vor, letztere wurden aus ihren Verschanzungen vertrieben. Die Festungswerke wurden von 1767—74 geschleift und in Promenaden und Straßen verwandelt. — Nach dem tilsiter Frieden (1807) wurde Kassel die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Westfalen, welches zu Ende Oct. 1813 aufgelöst wurde. Die erste Besitznahme erfolgte nach einer kurzen Beschießung der Stadt durch den Gen. Czernitscheff, am 28. Sept.; der Einzug des Kurfürsten am 21. Nov. 1813.

Kassiopeja war, nach der griech. Mythologie, Tochter des Aratus und Gemahlin des Kepheus, und durch diesen Mutter der Andromeda. Jupiter versetzte sie zuletzt unter die Gestirne.

Kastalia, ein Quell in Delphi bei Apollo's Tempel, welcher von Kastalia, des Achelous Tochter, diese Benennung erhielt. Als die Nymphe Kastalia bei der Verfolgung des Apollo sich hierher rettete und in demselben verschwand, gab Apollo diesem Wasser die Kraft, daß, wer davon trank, die Gabe der Weissagung erhielt. Bevor die orakelsprechende Pythia ihren Dreifuß bestieg, badete sie sich jedesmal in dieser Quelle und trank von ihrem Wasser. Die Musen haben von dieser Quelle den Beinamen Kastalides, Kastalische Jungfrauen, erhalten.

Kastanie (Castanea), ein hoher, in Süddeutschland, Italien und Frankreich heimischer Baum, wo ganze Wälder von ihm gebildet werden und er zuweilen ungeheure Größe erlangt, wie der am Aetna, welcher 60 Fuß im Durchmesser hat. Seinen Namen soll er von der Stadt Kastanum, nahe bei Magnesia in Kleinasien, haben. Er kam zuerst aus Kleinasien nach Europa und besonders nach Sardinien. Von hier aus verbreitete er sich nördlich immer weiter. Er wächst ziemlich schnell und hält große Kälte aus, kann daher auch in den meisten Gegenden Deutschlands angepflanzt werden; nur liebt er keine feuchte Nebelluft und nicht

die Morgenseite der Berge, weil er dann zu früh blüht und seine Frucht (die bekannten eßbaren Kastanien) zu häufig durch Nachtfröste zerstört wird. Um gute Früchte zu bekommen, muß man ferner den aus Samen gezogenen Baum pfropfen mit Reisern von Bäumen, deren Früchte schon bekannt sind. Das hellbraune und ziemlich feste Holz ist als Bau- und Nutzholz für Tischler und Drechsler zu empfehlen, weniger zur Feuerung; die Rinde dient zum Gerben. Ueber die Roßkastanie s. Aesculus.

Kasten nennt man jene Eintheilung und Absonderung von Ständen, welche mit gewissen erblichen Auszeichnungen, Vorrechten und Lasten verknüpft ist. Der Name ist portugiesisch und wurde zuerst von den Eroberern Ostindiens für die ostindischen Stämme gebraucht, deren Geschäfte, Sitten und Lebensart, Vorrechte und Pflichten erblich sind. Aus grauer Vorzeit scheint diese Sitte, vorzüglich aber aus dem Nomadenleben, auf die Völker der Geschichte übergegangen zu seyn. Schon die Bibel nennt uns den Esau und Jakob als die Väter eigner Volksstämme. Bei den Persern gab es schon vor Zoroaster (bl. 600 v. Chr.) eine Abtheilung in 4 Stände oder Kasten: Priester (Magier), Krieger, Ackerleute und Gewerbtreibende. Nirgends aber war die Kasteneintheilung so ausgebildet und so ganz die Grundlage der gesellschaftlichen Einrichtung, als in Aegypten und Indien, worüber das Nähere unter Aegypter und Hindus. Selbst bei den Peruanern und Mexikanern zeigen sich Spuren des Kastensystems. — Nach und nach hat man jenen Ausdruck auch wohl auf die erblichen Stände in Europa angewandt, und spricht in dieser Beziehung von Kastengeist und den Vorrechten oder Anmaßungen einer Kaste, um mit Hindeutung auf das Unnatürliche der gesellschaftlichen Einrichtung, die der Ausdruck eigentlich bezeichnet, recht auffallend das Verderbliche der bloß auf Zufälle der Geburt oder des Reichthums gegründeten Vorzüge hervorzuheben.

Kastenvogt (Vogt, advocatus) war in den Ritterzeiten ein Adeliger, Fürst, Graf oder ein sonstiger Edelmann, dem der Schutz einer Kirche oder eines Klosters übertragen war. Unter Karl d. Gr. und seinen Nachfolgern waren es Staatsbeamte, die ihre Stelle allein von den Kaisern oder Königen erhielten; nach Erlöschung seines Stammes aber maßten sich die Schützlinge meist selbst das Recht an, sich einen Kastenvogt zu wählen. Zu den Pflichten eines Kastenvogts gehörte die weltliche Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des geistlichen Stiftes, die Vertheidigung desselben gegen feindliche Anfälle und die Anführung der Dienstpflichtigen beim Heerbann, wenn das Stift oder das Kloster im Verhältniß des Vasallen stand. In den unruhigen Zeiten des Faustkampfes mißbrauchten die Kastenvögte nicht selten ihre Macht zur Unterdrückung ihrer Schützlinge, die keine andere Waffe als Klagen über Gewaltthätigkeiten hatten. Mit dem rohen Zeitalter verschwanden auch die Kastenvögte; denn nur die Ohnmacht der Gesetze, die nicht im Stande waren, mit gewaffneter Hand das Eigenthum des Einzelnen zu schützen, hatten sie veranlaßt. Vgl. u. A. Fr. v. Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen", Bd. VI.

Kästner (Abraham Gotthelf), einer der berühmtesten Mathematiker und witzigsten Epigrammisten, geb. den 27. Sept. 1719 zu Leipzig, besuchte nie eine öffentliche Schule. Schon von seinem 10. J. an benutzte er die juristischen Lehrstunden seines Vaters (Prof. in Leipzig), und trat

im 11. einem collegio disputatorio mehrer die Rechte studirender Jünglinge bei. Als Student seit 1731, legte er sich mit Eifer auf Philosophie, Physik und Mathematik; besonders hatte, nach seinem Geständnisse, die Metaphysik viel Anziehendes für ihn. Merkwürdig ist, daß ihm das Addiren und das Einmaleins noch schwer fielen, als er bereits in der Mathematik einige Fortschritte gemacht hatte. Uebrigens setzte er das Studium der Rechte fort und ward 1737 Candidat dieser Wissenschaft, obgleich er nun dieses Fach zu Gunsten der früher genannten zurückzusetzen anfing. 1739 disputirte er und fing an, mathematische, philosophische, logische und juristische Vorlesungen zu halten. Außer der Mathematik beschäftigte er sich auch mit den schönen Wissenschaften. Nachdem er 1746 eine außerord. Professur erhalten hatte, ward er 1756 unter vortheilhaften Bedingungen in Göttingen als wirkl. Prof. der Naturlehre und Geometrie angestellt. 1765 ward er Hofrath; seine glänzendste Zeit als Lehrer und Rathgeber der Akademie waren die sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrh. Durch ihn ward das mathematische Studium sehr befördert. Unter vielen Schriften, die in Meusel's „Gelehrtem Deutschland" 9 Seiten füllen, und welche nach und nach die Wolf'schen Lehrbücher verdrängten, bleibt seine „Geschichte der Mathematik" (1755) dasjenige Werk, welches unter dem Ruhme seines Verf. steht, sowie denn überhaupt sein Scharfsinn mehr auf das Einzelne gerichtet zu seyn scheint, als daß er das Ganze der mathematischen und physikalischen Wissenschaften hätte glücklich umfassen und darstellen können. Ebenso sehr, wie durch den Anbau ernster Wissenschaften, ward er durch seinen Witz berühmt, der sich oft in Epigrammen ergoß, von denen eine Auswahl zu allen Zeiten gefallen wird. Durch sie zog er sich aber auch manche Fehde in seinem literarischen und bürgerlichen Leben zu. Er starb den 20. Juni 1800.

Kastor und Pollux, die Dioskuren genannt, sind die beiden Heldensöhne der Leda, deren Namen in den Chroniken von Sparta nur mit Ehrfurcht genannt werden. Wie alle tapfere Heroen der Vorzeit, versetzte sie die Mythologie der Alten unter die Zahl der Götter. Vielfach sind die Erzählungen, welche von ihren Thaten auf uns gekommen sind, deren Erwähnung aber ebenso viel Reiz für uns hat als die Ritterga-lanterien des Mittelalters. Der Vater des Gesanges, Homer, besingt sie als Sprößlinge des Tyndareus und der Leda, als Halbbrüder der Helena; Pindar aber hält nur den unsterblichen Pollux für des Zeus gewaltigen Sohn und den sterblichen Kastor für ein Erzeugniß des menschlichen Tyndareus. Die Art ihrer Geburt erzählen später Mythographen also: Jupiter stieg in dem Gewande der Unschuld, in der Gestalt eines Schwanes, von den Höhen des Olympos zu dieser Erde herab und genoß mit der Leda das Glück der geheimsten Liebe; an demselben Tage wurde der Leda auch die Gunst des Tyndareus zu Theil. In Folge der Umarmungen des Jupiters gebar sie ein Ei, welchem Pollux und Helena entsprangen; den Gunstbezeugungen des Tyndareus verdankte sie aber ein anderes Ei, aus welchem Kastor und die Klytämnestra hervorgingen. Amyklä, der Gipfel des Taygetus oder die Insel Pephnos an der lakonischen und messenischen Küste war der Ort ihrer Geburt. Kastor, tummelte sich schon früh auf den Pferden herum und war ein Meister in der Kunst, bespannte Wagen zu regieren; Pollux aber ein Waffenheld und weit berühmter Fechter mit dem Kästus. Sie waren

Lieblingskinder der Götter und wurden von dem Götterboten Merkur mit den schnellen Kindern der Podarge, den Pferden Phlogeos und Harpagos, von Juno mit den schnellfüßigen Rossen Xanthios und Kyllaros beschenkt. Kampf und Fehde waren ihre Hauptbeschäftigungen. In dem kriegerischen Zuge gegen Athen erwarben sich die beiden Helden einen siegbekrönten Namen. Theseus hatte nämlich ihre Schwester Helena entführt, sie nach Athen gebracht und einst bei seiner Abwesenheit in das feste Schloß Aphidnä eingeschlossen. Die ergrimmter Brüder rüsteten sich zur Befreiung ihrer Schwester, stürmten das Castel von Athen und nahmen die Mutter des Theseus, Aethra, gefangen, die bis zum Ende des trojanischen Krieges als Sklavin in dem Gefolge der Helena bleiben mußte. Auch bei dem Argonautenzuge spielten die beiden Brüder eine wichtige Rolle. Hier opferten sie bei einem Meeressturme den Kabiren, und man erblickte auf ihren Häuptern einen feurigen Glanz, der wieder zu einer besonder Fabel Veranlassung gab. Bei dem Gebiete des Amykus, wo die Argonauten landeten, forderte sie ein berühmter Schläger zum Kampfe auf; Pollux bestand ihn und schlug seinen Gegner darnieder. Selbst Herkules machte sie zu Aufsehern in den olympischen Spielen. Endlich sind auch Beide wegen der treuen Liebe berühmt, die sie zu einander hegten. Da sie nämlich sich um des Leukippus Töchter, Phöbe und Ilaria, bewurben, mußten sie mit ihren Nebenbuhlern zuvor einen schweren Kampf bestehen; Kastor ward von Idas erschlagen, aber Pollux rächte ihn durch den Tod seines Gegners. Voll Schmerz über den Verlust seines Bruders, bat er den Jupiter, mit seinem Bruder die Unsterblichkeit theilen zu dürfen. Die Bitte ward ihm gewährt, und nun stieg Pollux, wechselnd mit seinem Bruder, in den Hades (die Unterwelt) hinab und trat mit ihm den folgenden Tag wieder ins Leben zurück. Kastor und Pollux waren es auch, woran die Schiffer, deren Schutzgötter sie waren, im Sturme sich wandten, und da man sie in dem St.-Elms-Feuer, das sich im Ungewitter an den Spitzen der Mastbäume zeigt, gegenwärtig glaubte, so versetzte man sie unter die 12 Sternbilder des Thierkreises. In Sparta und Athen wurden sie an den Dioskurien (Festtage, bestimmt für die beiden vergötterten Brüder) verehrt. Auch die Römer kannten die Geschichte dieser Fabel. In der Schlacht gegen die Lateiner sollen sie ihnen kräftig Hülfe geleistet, die erste Nachricht vom Siege nach Rom gebracht, ihre Pferde in dem Brunnen der Juturna gewaschen haben und dann verschwunden seyn. Hierauf bezieht sich die Münze der Posthumischen Familie, welche die beiden Brüder darstellt, wie sie ihre Pferde tränken. Als nebeneinander stehende Jünglinge, deren Köpfe sich wechselseitig berühren und zugleich behelmt sind, werden sie in der Regel abgebildet. Sonst sieht man sie auch nackend, mit Spießen in den Händen, auf zwei Pferden reiten, oder sie halten die Pferde am Zügel, oder stehen ohne sie mit bloßen Spießen nebeneinander. Eine eiförmige Kopfbedeckung, mit darüber befindlichen Sternen, ist das Symbol der Dioskuren. In der Villa Albani zu Rom hat sich von den alten Kunstarbeiten ein Basrelief über diese Heroen erhalten, wo Pollux und hinter ihm Kastor auf einem Pferde sitzend in Lebensgröße vorgestellt werden. In der Villa Medicea zeigt ein Sarkophag, wie beide Halbbrüder die beiden Töchter des Leukippus zum Wegtragen angefaßt haben. Auf der Balustrade vor dem Capitol zu Rom stehen anjetzt noch zwei Kolossalstatuen, ein Paar Jünglinge, deren

jeder ein Pferd hält, und die man für Abbildungen dieser Helden ansieht. Die ganze Mythe ist ägyptischen Ursprungs und von den griech. Dichtern weiter ausgeführt worden.

Katachrese. Die alten Rhetoren verstanden darunter den Mißbrauch der Metapher (s. d.), welcher zu vermeiden ist. Die Neuern verstehen aber auch häufig darunter die Bezeichnung eines Begriffs durch ein Prädicat, welches im eigentlichen Sinne genommen unpassend seyn würde, aber im übertragenen unter Verhältnissen bezeichnend und oft eine kühne Metapher wird. Der Grund kann seyn, daß Laune, Scherz und Ironie über die gewöhnliche Grenze des Ausdrucks hinüberspringen und auf etwas Gegebenes hindeuten, z. B. wo es im Gespräche heißt: er ist ein Vogel, und ein Andrer antwortet: ja, ein bleierner. Doch gibt es auch Beispiele, wo im ernsten Ausdrucke die Rede einen solchen Schwung nimmt, wie wenn Tieck sagt: „Die späten Gestirne keimten aus dem Horizont"; ja selbst die Rede des täglichen Lebens hat solche Katachresen, z. B. „Die Thräne spricht mehr als Worte"; ferner: hörbare Stille, schwellende Triebe, Falten des Herzens, wachsende Leidenschaften. Aber die Katachrese Klopstock's: „Er ließ der Barden Kriegshorn tönen dem Auge", ist nicht zu loben. Sie sind fehlerhaft, wo durchaus keine Beziehung des Prädicats auf das Subject stattfindet, und sind mit viel Vorsicht anzuwenden, um nicht in Albernheit zu verfallen; wobei auch auf die Stelle und den Zusammenhang, in welchem man sie gebraucht, hauptsächlich zu sehen ist.

Katafalk, s. Castrum Doloris.

Katakomben werden in Aegypten alle unterirdische Gewölbe, Felsenhallen und Grotten genannt, welche zur Aufbewahrung der einbalsamirten Leichname der Verstorbenen dienen. Noch heutiges Tags findet man Mumien, mit Goldblech und andern Kleinodien geziert, darin vor. Auch Italien und Sicilien kennen ähnliche unterirdische Gewölbe mit Gängen unter dem Namen Katakomben. In den ersten Zeiten des Christenthums scheinen die Anhänger der Lehre Jesu während der Verfolgungen ihre Versammlungen in diesen Behältern gehalten zu haben. In Rom ist der Haupteingang zu diesen Katakomben in der Kirche des heil. Sebastian, welche sich beinahe eine deutsche Viertelmeile unter Rom hinziehen und dem Auge finstre Erker, kleine Behältnisse und Säle darbieten, die durch verschlungene Gänge mit einander verbunden sind. Inschriften und steinerne Särge liefern das Zeugniß, daß viele christliche Märtyrer hier beerdigt wurden. — Die pariser Katakomben waren einstens Steinbrüche, aus denen man die Materialien zu den ansehnlichsten Gebäuden, womit noch heutiges Tages die Hauptstadt Frankreichs prangt, herholte; ihr Eingang ist an der Barrier d'Enfer. Späterhin, als immer mehr Gebäude über diesen Steinbrüchen errichtet wurden und die Last auf der Oberfläche so schwer zu werden anfing, daß man den Einsturz der Gewölbe und der darüber erbauten Häuser befürchten mußte, wurden, um dieses zu verhüten, starke Pilaster und andere Stützen in den Katakomben angebracht. 1786 wurden diese Gewölbe förmlich eingeweiht, und man warf alle Gebeine, welche man während mehrer Jahrh. in den Kirchen und den nun abgeschafften Gottesäckern aufgehoben hatte, in diese Gräben. Zehn Menschengeschlechter haben sie bereits verschlungen, und zehnmal so groß ist die Zahl der daselbst begrabenen als der auf ihrer Oberfläche lebenden Einwohner von Paris. Man steigt auf einer

90 Stufen tiefen Treppe, wo nur Einer nach dem Andern folgen kann, in dieſe Unterwelt hinab, die ebenfalls einen außerordentlichen Umfang hat, ja ſelbſt unter der Seine hinlaufen ſoll. Unter der Leitung eines ſichern Führers, und mit Hülfe helllodernder Pechfackeln, gelangt man endlich an eine Art Veſtibule, an deren Hintergrunde man eine ſchwarze Thür zwiſchen zwei Pilaſtern wahrnimmt, über welcher man die Inſchrift: „Has ultra metas requiescunt beatam spom expectantes", lieſt. Jetzt öffnet ſich die Thür, und ein unwillkürlicher Schauer überläuft die Seele bei dem Betreten dieſes ungeheuren Todtenreiches, welches Millionen faßt; unwillkürlich drängt ſich uns der Gedanke auf, daß ein gleiches Schickſal unſer wartet. Symmetriſch hat man hier von den Gebeinen des Helden und des Taglöhners, der Fürſten und der Bettler, ohne allen Unterſchied der Stände und Geſchlechter, Altäre, Wände und Capellen errichtet. Der Schädel des Weiſen, wie der des Narren, der des Philoſophen, ſowie der des leichtfertigſten Weltkindes, haben ſich hier zu gleichem Zwecke hergeben müſſen, und ihre zuſammengereiheten Knochen zieren die Moſaik dieſer Wände. Hie und da deuten Inſchriften an, aus welcher Kirche dieſe Ueberreſte genommen ſind. Auf einer ganz entgegengeſetzten Seite, unweit der Heerſtraße von Orleans, führt eine Treppe wieder auf die Oberwelt.

Katakuſtik, Lehre vom Widerſchall oder Echo.

Katalog, ſ. **Bücherkatalog**.

Katapult, ſ. **Geſchütz**.

Katarakt, ſ. **Staar** und **Waſſerfall**.

Katarrh, ſ. **Schnupfen**.

Kataſter nennt man im Allgemeinen jedes tabellariſche Verzeichniß. In finanzieller Hinſicht erhielt es von den Franzoſen zuerſt eine engere Bedeutung, und ſo verſtehen wir heutiges Tages unter dieſem Worte jedes, unter öffentlicher Autorität verfertigtes Regiſter über liegendes Grundeigenthum, wornach der Staat die Steuervertheilung bemißt. Die Aufnahme und Errichtung eines ſolchen Steuerkataſters kann man bei einem weitläufigen Staatsgebiete wegen des außerordentlichen Zeit- und Koſten-Aufwandes eine wahre Rieſenarbeit nennen. Das Delphinat hatte ſchon unter ſeinen alten Dauphins dergleichen Steuerrollen, welche aber wegen der Ungleichheit der Beſteuerung nicht anders, als fehlerhaft ſeyn konnten. Karl VII. unternahm eine Landausmeſſung, um ſie ins Steuerkataſter einzutragen; allein zur Vollendung dieſes Verſuches reichten kaum die Einkünfte ſeines Reichs hin, und ſo unterblieb auch dieſe Aufnahme. Durch Colbert (1679) legte Frankreich noch ein Mal rüſtige Hand an das Kataſtriren, ſtand aber nach 4 Jahren von der Realiſirung dieſes Planes wieder ab. 50 Millionen Franken hatte ihm dieſer Verſuch gekoſtet, und es hatte kaum ein Viertheil ſeiner ſteuerpflichtigen Grundſtücke in der Steuerrolle liegen. Den Koſtenbetrag des Kataſtrirens ſetzt man für eine deutſche QMeile auf 5000 Thlr. feſt, ſodaß die geometriſche Aufnahme ſelbſt zwei Drittheile ungefähr wegnimmt. Von dem Individuum, welches ein ſolches Kataſter verfertigt, werden füglich gediegene mathematiſche und ſtatiſtiſch-geographiſche Kenntniſſe und Gewandtheit im Zeichnen vorausgeſetzt. Nach einer genauen Localkenntniß iſt das erſte Geſchäft des Kataſtergeometers, daß er die Grenzen feſt beſtimmt und ein vorläufiges Protocoll darüber anfertigt. Nach Eintragung die

ser Grenzpunkte hat er die extensive Größe des todt da liegenden und unangebauten Landes z. B. Wege, Haiden, aufzunehmen, um sie in seiner Umfangscharte zu bemerken. Die Vereinigung dieser Umfangscharten in einer Generalzeichnung bilden die Kreiscarten, mittelst deren nun die Intensivgröße des ganzen Kreises nach dem Maße von Morgen oder Ackern, nach Abzug der Größe und Angabe der Waldungen, Teiche ꝛc. bestimmt und festgesetzt wird. Ein Feldmesser nimmt nach diesem ein Lagerbuch auf, worin er jedes Grundstück mit einer bestimmten Zahl bezeichnet und dabei den Namen des Eigenthümers bemerkt. Sodann beginnt er die Taxation und Werthbestimmung der liegenden Güter durch sogenannte Feldgeschworne. Der Preis wird sogleich bei jedem fraglichen Grundstücke angeschrieben. Sind diese Vorarbeiten in angegebener Form beendet, so trifft die tabellarische Zusammenstellung aller dieser Theile in eine Totalzeichnung ein. Die Verfertigung des Katasters selbst wird jetzt vorgenommen; die einzelnen Grundstücke werden ausgemessen, in Sectionen eingetheilt und in die Flurcharte eingetragen. Ueber jede Section wird wieder eine besondere Flurcharte verfertigt und dazu eine Classenabtheilung im Flurbuche gemacht. In diesem werden die Güterstücke, wie sie liegen, der Reihe nach aufgeführt. Ein Erd- oder Erbebuch wird außer dem Flurbuche noch angelegt und hierin alle Güterstücke der Gemeinde collationirt. Hier bleibt Raum an vielen Stellen leer, um die Güterstücke des Erwerbers anzustreichen und den Namen des Abtreters auszulöschen. Sind die Länderbezirke auf diese Art aufgenommen, so werden sie in eine Kreischarte, und diese wieder in eine Provinz- oder Generalcharte verzeichnet. Nach dieser Aufnahme wird die Abschätzung des Ertrags der Güterstücke vorgenommen und den Gemeindebehörden zur Begutachtung gesandt. Hat diese nach der Culturart und dem Boden berechnete Taxation ihre Genehmigung erhalten, so wird hiernach das Erbregister und die Steuerrolle für die Gemeinde aufgestellt. Ist auf diese Art die tabellarische Uebersicht des Katasters vollendet, so muß auf deren zweckmäßige Erhaltung vorzügliche Sorgfalt verwandt, die Namen der Ankäufer zu- und die Namen der Verkäufer abgeschrieben werden, wozu ein Nachtrag zu den Flurcharten nöthig ist. Nach Verlauf eines Zeitraums von 25 Jahren muß eine Erneuerung und Berichtigung des Katasters vorgenommen werden, weil in dieser Zeit gewöhnlich ein bedeutender Wechsel mit dem Grundeigenthum vorzugehen pflegt. S. des Freih. v. Groß Schrift: „Die Reinertragsschätzung des Grundbesitzes, nebst Vorschriften zu einer auf Vermessung, Bonitirung und Katastrirung gegründ. Steuerregulirung“ (Neustadt a. d. O. 1828). Vgl. Benzenberg's „Geschichte des Katasters“.

Katechetenschulen. So nannte man in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung die Bildungsanstalten für christliche Lehrer. Es gab deren schon im 2. Jahrh., besonders blühten sie in der morgenländischen Kirche. Sie unterschieden sich durch ihre höhere Tendenz von den Katechumenenschulen, welche auf den ganz populairen und faßlichen Unterricht für die neu in die Kirche Aufzunehmenden beschränkt waren. Vorzüglich berühmt war die Katechetenschule zu Alexandrien in Aegypten, zu der bereits in der Mitte des 2. Jahrh. der Grund gelegt war; hier lehrten hochverdiente und gelehrte Männer, wie Pantänus, Clemens, Origenes ꝛc. Sie verbanden mit der Theologie zugleich die griechische Philosophie und das Studium der classischen Literatur des ganzen Alter-

thums. Durch ein solches gelehrtes Streben wurde die Theologie als Wissenschaft begründet, und eben hieraus ging die Ueberlegenheit hervor, womit sie die Hirngespinnste der Chiliasten siegreich bekämpften. Da aber der Arianismus die ganze morgenländische Kirche in unselige Verwirrungen stürzte und besonders die alexandrinische Kirche zerrüttete, so wurde auch hier um die Mitte des 4. Jahrh. die treffliche Anstalt vernichtet. — Zu Antiochien bildete sich erst nach dem Untergange der alexandrinischen eine ähnliche Anstalt, worin Lucian und später Diodor von Tharsus und Theodor von Mopsvestia gefeierte Namen sind. Auch diese Anstalt wurde durch die Streitigkeiten der Nestorianer und Eutychianer über den Haufen geworfen. Die Katechetenschule zu Edessa in Mesopotamien, die im 3. Jahrh. gestiftet war, erlag auch schon 489 den Stürmen der Nestorianer, welche hierauf selbst zu Nisibis in Mesopotamien eine solche Schule anlegten, die aber nur kurzen Bestand hatte. Unter den abendländischen Christen vertraten die Dom- und Klosterschulen jene Katechetenschulen, die erst im 6. Jahrh. einiges Ansehen erhielten, im Mittelalter aber der Sitz der scholastischen Theologie und Philosophie wurden.

Katechetik ist die Wissenschaft der Katechesen d. i. der Kunst, durch Unterredung mit dem Schüler auf die ihm faßlichste Art in ihm religiöse Gesinnungen zu erwecken. Richtiges Denken, Besonnenheit und Ruhe des Geistes, Natürlichkeit des Ausdrucks und Scharfsinn, um sich in die Vorstellungsfähigkeit des Ungeübteren hineinzudenken, sind die wesentlichen Bedingungen der Kunst zu fragen. Obgleich, nach dem gewöhnlichen Begriffe, die Katechetik sich nur auf religiöse Gegenstände bezieht, so bediente man sich doch der katechetischen Methode auch in profanen Wissenschaften schon in den ältesten Zeiten sehr häufig. Bekannt genug ist die Lehrmethode des Sokrates, die man füglich mit unserer Katechetik vergleichen könnte. In der neuern Zeit hat man der Katechetik eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und viele gelehrte Männer haben sich dadurch um die Erziehung der Jugend bleibende Verdienste erworben.

Katechismus. Dieses Wort stammt aus dem Griechischen her und bedeutet so viel als wiedertönen, antworten. Gewöhnlich aber versteht man darunter ein in Fragen und Antworten abgetheiltes Lehrbuch der Religion. — Von den katechetischen Schriften der alten Kirchenväter sind vorzüglich die 18 „Katecheses" des **Cyrillus** (s. d.), Bischofs von Jerusalem, und die große katechetische Rede des Gregorius von Nyssa berühmt und auch auf unsere Zeit gekommen. Eine Anweisung zum Katechisiren hat Augustinus in seinem Buche: „De catechizandis rudibus" hinterlassen. — Zur Zeit der Reformation fing man an, die vernachlässigte Katechetik mit Eifer zu betreiben. Es wurden Katechismusbücher geschrieben, worunter die Katechismen von Luther und Calvin die berühmtesten bei den Evangelischen geworden sind. Bei den Katholiken erlangten der Katechismus des Jesuiten **Canisius** (s. d.) und der des Papstes Pius V. ein hohes Ansehen. — Seit jenen Zeiten bis auf unsere Zeit vermehrte sich die Zahl der Katechismen in allen christlichen Confessionen außerordentlich, deren Aufzählung nicht hierher gehört.

Katechumenen werden alle Diejenigen genannt, welche in den Anfangsgründen des Christenthums bis zur Taufe, wenn sie erwachsen sind, oder bis zur Zulassung des heil. Abendmahl, wenn sie Kinder und als solche die Taufe schon erhalten haben, unterrichtet werden. In der ältesten christlichen Kirche waren es gewöhnlich Erwachsene, Heiden und

Juden. Sie wurden durch Auflegung der Hände unter die Zahl der Katechumenen aufgenommen. Jetzt hatten sie das Recht, sich Christen zu nennen und einem Theil des Gottesdienstes beizuwohnen. Das Alter, das Jemand bei der Aufnahme haben mußte, sowie die Dauer des Unterrichts, war unbestimmt. Da nun nach der Lehre der Katholiken die Erwachsenen, nach wahrer Reue, auch von den wirklichen Sünden durch die Taufe befreit werden, so blieben Einige, wie dieses von Konstantin dem Großen bekannt ist, bis nahe vor ihrem Tode im Stande der Katechumenen. — Bei der Haltung des Abendmahls entließ der Diakon die Katechumenen während des Gottesdienstes mit den Worten: „Ite Catechumeni, missa est!“ Gehet ihr Katechumenen, die Versammlung ist zu Ende! Von dem Worte Missa wurde späterhin der Gottesdienst genannt, und noch jetzt ist bei den Katholiken am Schlusse der Messe die Formel: „Ite missa est“, im Gebrauch geblieben. — In der Kirche hatten die Katechumenen einen abgesonderten Platz, und wurden nach ihrem Wandel, Wohlverhalten und Fortschritten in den christlichen Wahrheiten in Classen eingetheilt.

Kategorien sind gewisse ursprüngliche, auf die Erkenntnißobjecte, als Merkmale zu beziehende Vorstellungen, oder allgemeine Vorstellungen der Dinge überhaupt, sofern das Mannigfaltige ihrer Anschauungen durch eine logische Function des Urtheils gedacht werden muß. Abgesondert von aller Beziehung auf gegebene Vorstellungen oder Anschauungen sind die Kategorien leere Begriffe ohne allen Inhalt und Gegenstand, bloße Formen und Functionen des Urtheilens. Durch die Beziehung auf das Mannigfaltige der reinen Anschauung des Raumes und der Zeit werden sie versinnlicht und bekommen Anwendbarkeit auf Gegenstände. Aristoteles nahm 10 solcher Kategorien, nämlich substantia, quantitas, qualitas, relatio, actio, passio, ubi, quando, situs und habitus an. Von diesen Kategorien (praedicamenta) wurden noch die Kategoreme (praedicabilia), die in den sogen. 5 Worten: definitio, genus, species, differentia, proprium und accidens bestehen, als Merkmale der Merkmale, und die sogen. 5 Postprädicamente oder abgeleiteten Prädicate: oppositum, prius, posterius, simul, motus, von den Peripatetikern unterschieden. Von den Peripatetikern kam diese Lehre zu den Scholastikern, und wurde zu einer Topik angewendet, nach welcher man irgend einen Gegenstand des Denkens nach diesen 10 Kategorien durchging, um zu untersuchen, was für Prädicate nach Anleitung derselben dem Objecte könnten beigelegt werden. Dem Scharfsinne Kant's entgingen die Fehler nicht, welche Aristoteles in dem Stammregister der reinen Verstandesbegriffe begangen hatte. Er führte die Aristotelischen Prädicamente auf 4 Grundbegriffe, welche er aus einem systematischen Princip ableitete, zurück, und stellte sie in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ folgendermaßen dar. 1) Quantität, Einheit, Vielheit, Allheit. 2) Qualität, Realität, Negation, Limitation. 3) Relation, und zwar der Inhärenz und Subsistenz, der Causalität und Dependenz (Ursache und Wirkung), der Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden). 4) Modalität, Möglichkeit, Unmöglichkeit, Daseyn, Nichtseyn, Nothwendigkeit, Zufälligkeit. Deducirt werden diese 4 Kategorien aus den 4 verschiedenen Arten der Urtheile in der Logik. In der neuesten Zeit hat einer unsrer tiefsinnigsten Denker, Wilh. Traugott Krug, auf die Mängel dieser Kantischen Tafel der formalen Stammbegriffe aufmerksam gemacht und sie mit

Grund verbessert, indem er eine Urkategorie, namentlich die der Realität, an ihre Spitze stellte und ihnen die der Sinnlichkeit beifügte. Fichte betrat wieder ein eigenes Feld und leitete jede Kategorie von der absoluten Form des Ichs, als einer ursprünglichen Thätigkeit, ab. Er sagt: man müsse von allen Urtheilen, als bestimmtem Handeln, ferner abstrahiren, und bloß auf die durch jene Form gegebene Handlungsart des menschlichen Geistes überhaupt sehen; dadurch erhalte man die Kategorie der Realität. Alles, worauf der Satz A = A anwendbar ist, hat nach ihm, inwiefern derselbe anwendbar ist, Realität. Dasjenige, was durch das bloße Setzen eines Dinges (eines im Ich gesetzten) gesetzt ist, ist in ihm Realität, ist sein Wesen. Auf ähnliche Art leitete er die Kategorie der Negation aus dem Satze des Gegensatzes — A nicht = A ab, und nennt eine Folgerung vom Entgegengesetzten auf das Nichtseyn, die Kategorie der Negation. Ein Setzen der Quantität überhaupt, sey es nun Quantität der Realität oder der Negation, heißt Bestimmung (Limitation). Aber auch diese Ableitung genügt nicht, da sie, wie jene, nur Formalbegriffe des Verstandes, nicht die Urbegriffe des Geistes überhaupt aufstellt. — Kategorischer Imperativ, das unbedingte Vernunftgebot, das höchste Moralprincip. (S. Kant.) — Kategorisches Urtheil nennt man ein unbedingt behauptendes; dieses findet statt, wenn ein Begriff von einem Gegenstand als Eigenschaft ausgesagt oder ausgeschlossen werden kann.

Katharer, vom griech. Worte Kataros, rein; ein Name, den sich mehre religiöse Sekten, besonders die Apotaktiker, die ein Zweig der Enkratiden waren, beilegten. Einige Montanisten nahmen hierauf die Benennung Katharer an, um damit anzudeuten, das sie an dem Verbrechen Derjenigen, welche ihren Glauben unter den Qualen verleugneten, keinen Antheil hätten; und weigerten sich mit hartnäckiger Strenge, die Büßenden wieder aufzunehmen. Um ihre Härte zu rechtfertigen, sprachen sie der Kirche die Macht, die Sünden zu vergeben, ab; sie trugen weiße Kleider, welche auf die Reinlichkeit ihres Gewissens deuten sollten. Novatianus, der in denselben ketzerischen Irrthum verfiel, nannte seine Sekte auch so. Der Name Katharer wurde seit der Mitte des 11. bis 12. Jahrh. mehren Separatistenhaufen und Sekten beigelegt. Die Religionsansicht und Uebung der unter diesem Namen begriffenen Ketzerhaufen war freilich nach der Gegend und dem Zeitalter, worin sie auftraten, und nach dem Geiste ihrer Anführer sehr verschieden; doch in dem hartnäckigen Widerstande gegen den Katholicismus stimmten sie Alle überein. Die Katharer, welche mit den morgenländischen Sekten der Manichäer und Paulicianer in Verbindung standen, zerfielen in mehre Abtheilungen, von denen die erste nur einen Schöpfer annahm, die andere hingegen zwei Urwesen, ein gutes und ein böses. Nach der letztern Ansicht gab es keine Erlösung vom Bösen, sondern das Gute war und blieb ewig davon geschieden; nach der erstern konnten die Abgefallenen gereinigt werden und zum ursprünglichen Guten zurückkehren. Alle kamen darin überein: daß die sichtbare Welt von dem bösen Urwesen oder dem abgefallenen Teufel geschaffen sey. In die geistige Schöpfung des guten Gottes kam das Böse, indem sich der Sohn des bösen Gottes in den Himmel einschlich, Engelsgestalt annahm, und die Reinen verführte. Dieser Grundansicht zufolge lehrten sie: der Gott des alten Testaments sey böse, veränderlich, grausam, lügenhaft, mörderisch; mithin dem Gotte des neuen Testamen-

tes entgegengesetzt. Sie behaupteten, nur bei ihnen finde man die wahren Geistlichen, und hatten nach ihrer Verfassung vier Abstufungen kirchlicher Aemter; den Bischof, den sogenannten ältern Sohn, den jüngern Sohn und den Helfer. Jener erste sollte bloß von freiwilligen Gaben leben. Die Katharer selbst theilten sich in Vollkommene oder Gläubige, und in Lernende; von jenen gab es vielleicht nur 3000, von diesen eine unzählbare Menge. Die letztern trennten sich im Aeußerlichen wenig von der katholischen Kirche und der allgemeinen Lebensweise, und durften ihre Ansichten durch künstliche Antworten den Forschern verbergen; jene dagegen kleideten sich schwarz, entsagten dem Ehestande, enthielten sich des Schwörens, unterwarfen sich vielen andern sehr strengen Vorschriften, und kannten wahrscheinlich allein gewisse geheime Lehren. Zu diesen gehörten vielleicht die Sätze: die Materie ist ewig und alles Schaffen nur ein Einwirken auf gegebenen Stoff; der Schöpfer und das Geschöpf sind gleichzeitig und keines älter als das andere. Aus Vermischung der Geschöpfe des bösen und guten Gottes entsprangen die Riesen. Der Beischlaf hieß ihnen verbotene Frucht, und jede Ehe galt für sündlich, und für gleich sündlich zwischen Fremden, wie zwischen Blutsverwandten. Sie fasteten so streng, daß es ihnen als eine Todsünde erschien, Fleisch, Eier und Käse in verbotenen Zeiten zu essen. Ueberhaupt rühre das Fleisch vom bösen Schöpfer her und entstehe durch sträfliche Vermischung des Männlichen und Weiblichen; daher werde auch keine Auferstehung des Fleisches stattfinden. — Ketzer und Verbrecher am Leben strafen, sey um so verdammlicher, da es in der wahren Kirche weder Gute noch Böse gebe; doch sey die Reinigung von den Banden des Fleisches geboten. Ferner äußerten die Katharer, der Kirchenlehre widersprechend: David war ein Ehebrecher und Mörder; den Elias nahm der Teufel auf einem Wagen hinweg; die Wunder Mosis geschahen durch böse Geister; Christus hatte keinen wahren Leib, litt und starb nicht; Maria war kein Weib, sondern ein geschlechtloser Engel; der heilige Geist ist ein erschaffenes Wesen; Papst Silvester, welcher die Kirche weltlich machte, ist der Widerchrist, und die Kirchenväter sind verdammliche Menschen. Sie nahmen nur vier Sakramente an: die Auflegung der Hände, die Segnung des Brotes, die Beichte und die Weihe. Die Auflegung der Hände, so lautet ihre Lehre, ist die geistige Taufe des heiligen Geistes, ohne welche keine Todsünde erlassen und Keinem der Geist gegeben wird. Sie geschieht nicht mit Wasser, sondern in einem dunkelen Zimmer, wo ringsum Lichter brennen, um die Feuertaufe anzuzeigen. Niemand wird ohne sie selig. War indessen der zu Taufende ohne Reue in einer Todsünde befangen, so bleibt das Sakrament unwirksam. Wenigstens zwei sollen jedesmal die Hände auflegen, im Nothfall auch Laien und Weiber. — Das Brot muß täglich mit den Worten neu gesegnet werden: die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sey mit euch Allen! Eine Brotverwandlung findet nicht statt, denn wenn Christi Körper auch größer gewesen wäre als die Alpen, so müßte er doch längst verzehrt gewesen seyn. Noch weiter gehend, behauptete eine Unterabtheilung der Katharer: man könne überhaupt das Brot, als etwas vom Teufel Erschaffenes, gar nicht einsegnen. In Hinsicht der Beichte lehrten sie: daß der ewige Ruhm und Glanz Gottes durch keine Sünde verringert, und dem Nichtbeichtenden die Strafe keineswegs erhöht werde. Ebenso wenig gebe es ein Fegfeuer; sondern Gott erlasse, um des Auflegens der Hände willen, alle

Strafe und Schuld. Man sagte den Katharern nach: sie erkannten auch den Beischlaf mit der eigenen Mutter, wenn der Sohn ihr 18 Pfennige gebe: sechs nämlich für die Zeugung, sechs für die Geburt und sechs fürs Säugen; denn hiedurch wäre das frühere Verhältniß ganz aufgelöset. Ferner, frugen sie die auf dem Todtenbette Liegenden: ob sie Märtyrer oder Bekenner werden wollten? Wenn jenes, so erdrossele man sie mit einem Tuche; wenn dieses, so lasse man sie todt hungern oder dürsten. Mit diesen Beschuldigungen im Widerspruche wird über ihre Sitten im Allgemeinen berichtet: sie sind bescheiden, ohne Pracht, keusch, fleißig, besuchen keine Tanzböden und Wirthshäuser, hüten sich vor Zorn und Possen, streben nicht nach Reichthum, suchen aber Verbindungen mit Vornehmen und Großen, in der Hoffnung, dieselben zu bekehren. Sie meiden den Kaufmannsstand um des damit verbundenen Lügens und Trügens willen, und üben die Wissenschaft nur, um etwanige Gegner zu widerlegen. Die Hauptkirchen der Katharer waren in Italien (zu Verona, Vicenza, Spoleto, Florenz, Seusano u. s. w.); doch gab es auch Gemeinden in Frankreich und in Konstantinopel. Noch bestimmter weiset die Meinung, ihre Stammkirchen lägen in Bulgarien, nach dem Morgenlande hin, und steht in Verbindung mit Gerüchten, daß in gewissen Zeiten dort ihr allgemeiner Oberer gelebt habe; vielleicht ist diese Aeußerung aber nur sinnbildlich zu verstehen. — Die Katharer wurden alle im 3. Concilium von Lateran, das 1179 unter Papst Alexander III. gehalten wurde, von der kathol. Kirche ausgeschlossen und von der geistlichen sowohl als der weltlichen Obrigkeit als Ketzer verfolgt. Zwar brauchten jetzt viele Katharer, wo sie ansässig waren, die Vorsicht, sich öffentlich zu der kathol. Kirche zu halten und ihre Privatversammlungen immer mehr in nächtliches Dunkel zurückzuziehen; auch gestatteten sie den bedrängten Gliedern, sich vor den geistlichen Gerichten durch scheinbaren Widerruf zu helfen; die Aufmerksamkeit dieser Behörden war aber einmal rege, und da die Päpste die Verfolgung der Ketzer durch eigne Legaten betrieben und im 13. Jahrh. die furchtbare Inquisition errichteten, so gab auch das unbescholtenste bürgerliche Leben und die tiefste Verborgenheit der Religionsübung den Irrgläubigen keine Sicherheit mehr. Das Schicksal der Albigenser (s. d.), welche größtentheils Katharer waren, brachte endlich im 13. Jahrh. dieser ganzen Sektenfamilie den Untergang. Nur die Waldenser (s. d.), die man ohne Grund mit den Katharern verwechselt hat, erhielten sich. Später entstandene Sekten führten nicht mehr diesen allgemeinen Ketzernamen.

Katharina von Medici, Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geb. zu Florenz 1519, die einzige Tochter Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino. Sie war eine Nichte Papst Clemens VII., und wurde von Franz I. aus Rücksichten der Politik zur Gemahlin seines zweiten Sohnes, Heinrichs II., begehrt, und mit dem Dauphin 1533 zu Marseille vermählt. Sie war schön und geistreich, womit sie die italienische Kunst der Intriguen und Verstellung geschickt zu vereinigen wußte. Ihren Haß verstand sie unter der Maske der Freundschaft zu verbergen. Dieß zeigte sie bei ihrer Ankunft an dem franz. Hofe, indem sie sich gegen des Königs Maitresse, die Herzogin vom Etampes, und gegen die Buhldirne ihres eigenen Gemahls, die Diane de Poitiers, mit solch anscheinender Freundlichkeit, und gegen die Letztere so ohne alle Eifersucht benahm, daß sie sich allseitiges Vertrauen erwarb. Nach dem

Tode ihres Gemahls, welcher 1559 an einer Wunde, die er in einem Turnier erhalten hatte, starb, wurde sie Regentin. Ihre grenzenlose Herrschsucht ließ sie das Feuer der Zwietracht unter den verschiedenen Parteien des Reichs unterhalten. Sie erklärte sich zu Gunsten der Hugenotten, weil ihr ältester Sohn, Franz II., durch seine Verbindung mit Maria Stuart, auf der Seite der Guisen stand, und führte dadurch Scenen herbei, deren noch jetzt die Geschichte mit Grausen gedenkt. Sie stand in Gefahr, durch die Guisen ihr Ansehen gänzlich zu verlieren, wenn sie nicht der Tod Franz II. und die Minderjährigkeit Karls IX. (s. d.) hätte neuen Muth schöpfen lassen. Auf der Stelle ergriff sie den Scepter des Reichs, welchen ihr der Prinz von Navarra gutwillig überließ, und den ihr die Guisen in der ersten Ueberraschung nicht streitig machten. Sie nöthigte die damals versammelten Stände zur Bestätigung ihrer königlichen Macht, und handelte in diesen Jahren ihrer Interims-Regierung ganz nach Willkür und Laune. Die Guisen, welche das Interesse der Staatsreligion vertheidigten, suchte sie mit Hülfe des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, Verfechter der Protestanten, zu beschränken; sie verhinderte aber durch diese innern Kämpfe die Erweiterung ihrer eigenen Gewalt. Jetzt schwankte sie von einer Seite zur andern und machte sich beiden Theilen verhaßt. Sie ergriff die Waffen, legte sie aber bald wieder ab, und begnügte sich, beide Parteien am Gängelbande ihrer intriganten Laune herum zu führen. Die außerordentliche Mühe, die sie hatte, nach dem Frieden das Interesse so verschiedener Parteien zu einigen, und die Absicht des Prinzen Condé, Mitregent des Reichs zu werden, brachte sie zu dem Entschluß, Karl IX. zu Rouen noch vor der gesetzlichen Zeit seiner Volljährigkeit für kronmündig erklären zu lassen. Unter dem Vorgeben, die hin und wieder fortglimmenden Unruhen zu dämpfen, machte sie mit ihrem nunmehr gekrönten Prinzen eine Reise durch das ganze Königreich, und erregte bei den Hugenotten durch eine Unterredung, welche sie mit Spanien zu Bayonne hatte, schon damals die Besorgnisse ihrer völligen Ausrottung. Genug, sie brachte Karl IX. durch auszeichnende Vorliebe ihres jüngern Sohnes Heinrich dahin, daß er Ursache jener blutigen Ereignisse der sogenannten Bartholomäusnacht wurde. Als Karl IX. starb, ergriff sie von Neuem die Zügel des Reichs, welche ihr auch durch einen Parlamentsbeschluß bis zur Rückkehr Heinrichs III., damaligen Königs von Polen, überlassen wurden. Nach der Thronbesteigung Heinrichs suchte sie ihn in solchen Verhältnissen zu erhalten, daß er sie immer als die Gründerin seines Glücks betrachtete, und sich willig nach ihrem Belieben leiten und regieren ließ. Verachtet von ihrem Sohne, starb sie den 5. Jan. 1589. Sie war herrschsüchtig und verschlagen, und wußte als Meisterin in der Verstellungskunst die Neigungen der Parteien, sowie es die Umstände erforderten, zu einigen und zu entzweien. Furchtsam und abergläubisch, liebte sie die Sterndeuterei und Wahrsagekunst. Ihre ausschweifende Pracht grenzte ans Uebermaß der Verschwendung, und doch antwortete sie Dem, der ihr Vorstellungen wegen der Erschöpfung ihrer Finanzen machte: „Man muß doch leben“. Künste und Wissenschaften erfreuten sich ihres vorzüglichen Schutzes. Sie ließ Manuscripte aus Griechenland und Italien kommen, und die Tuilerien, das Hotel de Soissons, an dessen Stelle man die Halle aux Blés errichtete, erbauen.

Katharina I., Kaiserin von Rußland, wurde 1702 zu Marienburg

einem Dorfe Liefflands, geboren. Durch die Pest aus ihrem Vaterlande vertrieben, starben ihre Eltern in diesem Grenzorte, und Katharina war nebst ihrem 5jährigen Bruder dem Mitleiden wohlthätiger Menschen übergeben. Ein armer Landmann erbarmte sich seiner; sie aber wurde in das Haus eines Predigers aufgenommen. Der plötzliche Tod ihres Pflegvaters versetzte die arme Verwaiste auch hier wieder in eine klägliche Lage. Der Oberpfarrer der Provinz, Glück, der nach Marienburg eilte, um wo möglich den Nothleidenden seine hülfreiche Hand zu bieten, betrat das Haus jenes verstorbenen Predigers, als ihn die kleine Katharina mit dem Namen Vater begrüßte und ihn auf das Rührendste um ein Stückchen Brot bat. Glück erbarmte sich des unglücklichen Geschöpfes, und da er keine nähere Auskunft über ihre Person erhalten konnte, übergab er dieses Geschenk des Zufalls seiner häuslichen Frau, welche es mit reinmütterlicher Liebe pflegte, in den Lehren der protestantischen Religion auferzog, und von einer sachverständigen Lehrerin in allen häuslichen Handarbeiten unterrichten ließ. Ihre Schönheit entfaltete sich, und in ihrem 16. Jahre fing sie an, die Aufmerksamkeit des ältesten Sohnes ihrer Pflegeeltern zu fesseln, dessen Beifallsbezeugungen sie mit nicht geringer Theilnahme erwiederte. Um den Keim eines vertrauten Verhältnisses zwischen Beiden zu vernichten, wurde ihr ein schwedischer Dragoner zugeführt, welcher in Marienburg in Garnison lag. Dem schwedischen Trabanten gefiel das Mädchen, und Katharina fügte sich, ihm angetraut zu werden. Drei Tage nach der Hochzeit mußte der Neuvermählte zu den Fahnen Karls XII., welcher August von Polen bekriegte, aufbrechen, und Katharina unter der Aegide ihrer großherzigen Beschützer zurücklassen. Sie befand sich in dem friedlichen Schoß ihrer Wohlthäter, als der russische Feldmarschall Scheremetjew Marienburg belagerte, und sich die Vertheidiger desselben unterwarf. Der Pastor Glück wurde als Abgesandter in das Lager des Siegers gesandt, um ein mildes Loos für die Einwohner des Orts zu bewirken. Hierunter befand sich Katharina, deren reizende Figur den Scheremetjew bewog, sie als Eigenthum an sich zu reißen. Da dieser bald von seinem Posten weg und nach Polen berufen wurde, übertrug er seine Rechte über Katharinen seinem Nachfolger Mentschikoff. In Notteburg bemerkte sie der Czar von Rußland, bestand das erste Liebesabenteuer mit ihr, und nahm sie in der Folge zu sich. In Moskau lebte sie mehre Jahre in der Dunkelheit, bis sich der Czar seines Geheimnisses entledigte, und das Conseil seiner Minister in ihr Zimmer verlegte. In diesen Versammlungen zeigte sie einen Scharfblick des Geistes, den wohl die Politik des Hofes, der Liebe des Monarchen zu Gunsten, vergrößerte. Ihr vielgewandtes Genie wußte jedoch über manche Staatsangelegenheiten Auskunft zu geben, über deren Auflösung die Minister nicht selten in eine große Verlegenheit geriethen. Die Gewalt, welche sie über Peter ausübte, wurde durch die Geburt der Prinzessin Anna, nachherigen Gemahlin des Herzogs von Holstein-Gottorp, und der Prinzessin Elisabeth, welche Beherrscherin der Reussen wurde, noch verstärkt. Katharina war auf der einen Seite zärtlich, gefühlvoll und ganz geeignet, die Wildheit Peters zu zähmen und zu besänftigen. Dieser Sanftmuth und Gefälligkeit bediente sie sich, um den Kaiser ganz in ihre Bande zu verstricken. Auf der andern Seite ehrsüchtig, listig und ganz geschaffen, in den Momenten, wo die Schwachheit der Liebe nichts verweigern kann, die Vollbringung schrecklicher Thaten zu fordern. So

benutzte sie die Kinderlosigkeit zwischen dem Czar und seiner kaiserlichen Gemahlin so sehr zu ihrem ehrsüchtigen Zwecke, daß sie Petern bewog, Eudoxia zu verstoßen und in ein Kloster einzusperren. Durch die Vermittelung der Prinzessin Martha, Schwester des Kaisers, wurde die förmliche Verbindung zwischen Katharina und ihrem Bruder, sonder Aufsehen am 17. März 1711, nachdem die junge Kaiserin zuvor unter dem Namen Alexiewna zur griech. Religion übergetreten war, vollzogen. Nach ihrer Vermählungsfeier folgte sie dem Czar auf seinem Zuge gegen das osmanische Reich. Peter, der durch die Ufer des Pruth und eine türk. Armee von 150.000 M. eingeschlossen, Gefahr lief, gefangen zu werden, wurde aus dieser mißlichen Lage durch den feinen Verstand und die tiefe Menschenkenntniß seiner neuen Gemahlin befreit. Sie bestach den Kaimakan und den Vessir Mehemet-Battagi, wozu sie ihren ganzen Juwelenschmuck hergab. Trotz der Bemühungen Karls XII. (vgl. d.) und der Kunstgriffe seines Ministers Poniatowsky erlangte Katharina mit der Pforte Frieden, und die Russen konnten nach einiger Erholung ihre Kräfte gegen das baltische Meer wenden. Den allgemeinen Enthusiasmus des Dankes und des Lobes für die Kaiserin wegen dieser vortrefflichen Dienste benutzte Peter, sie als seine wirkliche Gemahlin anzuerkennen und den Orden der h. Katharina zu stiften, zu dessen Großmeisterin er sie ernannte, um die Begebenheit am Pruth im Andenken der Nachwelt zu verewigen. Sie wurde von jetzt an die Seele aller seiner Handlungen, die beständige Gesellschafterin auf seinen Reisen an mehre deutsche Fürstenhöfe, und selbst nach Persien, und bei jeder Gelegenheit schien sein Geist von ihrer Liebe erleuchtet und erwärmt zu werden. 1724 erwählte er sie zu seiner Mitregentin und Thronfolgerin, und ließ sie unter großen Feierlichkeiten in Moskau krönen. Die Russen empfanden eine solche Freude über ihre Erhebung, daß sie bei dem Eide der Treue ihr noch das Recht einräumten, sich selbst dereinst einen Nachfolger zu wählen. Es dauerte nicht lange, so erkaltete die Gewohnheit der Liebe zu ihrem Gemahl, und die schöne Gestalt des Kammerherrn von Moens de la Croix machte Eindruck auf das Gemüth der Kaiserin. Der Beglückte ihrer Gunst wurde verrathen, und nach einem förmlichen Processe öffentlich enthauptet. Durch dieses Vergehen lud Katharina den vollen Haß des Kaisers auf sich und mußte manche demüthigende Kränkung von ihm erfahren. Plötzlich (28. Jan 1725) starb Peter an einer Verhaltung des Urins, und die Verlegenheit Katharina's war nicht gering, als man das Testament, welches ihr Gemahl bei seinen Lebzeiten in den Archiven des Senats niedergelegt hatte, und worin sie zur Thronfolgerin ernannt wurde, nicht vorfand. Mentschikoff stellte aber ihre Thronfolge sicher, indem er solche Befehle an die Armee ergehen ließ, daß sich die Anhänger des legitimen Thronerben vollkommen ruhig verhielten. Sie wurde nun aufs Neue als unumschränkte Kaiserin ausgerufen, und durch die Stimme des Volkes als solche bestätigt. An dem politischen Regierungssystem Peters wurde nichts geändert; das neue Staatsruder war ebenso sanft, als die Regierung des Czars streng gewesen war. Mentschikoff und Sapieha, letzterer ein schön gebildeter poln. Graf, waren während der beiden letzten Jahre ihrer Regierung Besitzer von ihrem Herzen. Ihren am 17. Mai 1727 erfolgten Tod schreibt man auf Rechnung des in ihrer Gunst gesunkenen Mentschikoff. Katharina paarte mit der Anmuth und dem Liebreize ihres Geschlechts

einen männlichen Muth und eine thätige Beharrlichkeit. Ihr Temperament war heftig und in der Liebe zur Veränderung geneigt. Ob sie gleich mit vieler Leichtigkeit deutsch, polnisch und französisch sprach, so konnte sie doch weder lesen noch schreiben.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, die zweite Schöpferin dieses Reichs, geb. zu Stettin am 25. April 1729, wo ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst und königl. preuß. Generalfeldmarschall, Gouverneur war, hieß Sophia Augusta. Die damals regierende russische Kaiserin Elisabeth wählte die junge, schöne und liebenswürdige Prinzessin bei Gelegenheit eines Besuchs mit ihrer Mutter, der Fürsten von Anhalt-Zerbst in Petersburg, zur Gemahlin ihres Neffen, des jungen Großfürsten, nachmaligen Peters III., aus. Peter wurde von ihrem Liebreize und ihrer Anmuth bezaubert, und auch ihr Herz schien Neigung für ihn zu empfinden, da Peters regelmäßiger Körperbau durch eine gefällige Gesichtsbildung verschönert wurde. Nach kurzer Zeit wurde die Vermählung dem Staatsrathe und den fremden Gesandten angezeigt, und ein heiteres Gestirn schien über Peters Geschick aufzugehen, welches jedoch, ebenso unerwartet als schnell, durch die wüthendsten Kinderblattern, welche den Großfürsten befielen, getrübt wurde. Seine kräftige Natur siegte zwar über die heftigen Angriffe der Krankheit; allein Peters gute Gesichtsbildung war schauderhaft zerstört, ja sogar sein Körper verunstaltet. Die Prinzessin Braut, welche man während seiner Krankheit nicht in sein Gemach einließ, legte bei der ersten Zusammenkunft mit dem Großfürsten nach seiner Wiedergenesung eine Probe ihrer meisterhaften Verstellungskunst und klug berechneten Fassung ab. Trotz des häßlichen Gemäldes, welches man ihr von des Prinzen zerstörter Außenseite entworfen hatte, trotz dem, daß sie bei seinem Anblicke unwillkürlich zusammenschauderte, hinderte sie dieß nicht, ihm freudig entgegen zu eilen und ihn zärtlich zu umarmen. Katharinens Ehrgeiz unterdrückte ihre Gefühle, und das Beilager wurde 1747 mit Peter III. vollzogen. Nicht allein die entstellten Gesichtszüge Peters waren Schuld an ihrer unüberwindlichen Abneigung, welche sich bei Katharinen gegen ihren Gemahl einbürgerte, sondern ein Naturfehler desselben an seinen Sexual-Organen, dem sehr leicht abzuhelfen gewesen wäre, wenn ihn nicht die Schamhaftigkeit des Großfürsten verhehlt hätte, der ihn aber jetzt der jungen Gemahlin vollends unerträglich machte. Eine andere Ursache des nachherigen gegenseitigen Hasses waren die ungleich verschiedenen Geistesfähigkeiten, auf welchen Beide standen. Die Großfürstin war in so hohem Grade gebildet, daß ihr Gemahl nicht selten über ihre Vorzüge erröthen, und er im Gegentheil so ungebildet, daß sie sich gar häufig seiner Unwissenheit schämen mußte. Peters natürlicher Verstand war mit allem Vorsatz von der argwöhnischen Elisabeth in der Erziehung vernachlässigt worden. Elisabeth schenkte Petern das Lustschloß Oranienbaum, und Katharina war genöthigt mit ihrem Gemahle dort zu verweilen. Er widmete sich daselbst ausschließlich dem Soldatenstande, rauchte, trank und spielte; sie aber fuhr fort, ihren Geist auszubilden und sich unter den angesehensten Männern des Staats einen Anhang zu verschaffen. Hier war es, wo die Liebe Katharinen den ersten Streich spielte. Unter den jungen Männern, die den Großfürsten umgaben, zeichnete sich durch seinen Geschmack und Vorliebe für die Wissenschaften der Kammerherr des Prinzen, Soltikoff, aus. Seine verführerische Gestalt machte Eindruck auf Katharinen; seine

Bemühungen vollendeten den Sieg. Beide Gatten machten öfters Reisen von Oranienbaum nach Petersburg. Auf einer dieser Reisen war es, wo Soltikoff beglückt wurde. Katharina schwebte in der höchsten Besorgniß über die Folgen ihres fortgesetzten Umgangs mit Soltikoff; dieser theilte sie, und vermochte den Prinzen, nachdem er die Bewilligung der Kaiserin zuvor eingeholt, sich der geringen Operation an den Geschlechtstheilen zu unterwerfen. Boerhave verrichtete sie und es ging glücklich von statten. Die Liebesgeschichte der Großfürstin wurde aber während dieser Vorgänge von den scharfen Augen des Hofes bemerkt, und der Kaiserin hinterbracht. Soltikoff sollte nach Sibirien verwiesen werden, und Katharina sollte, sobald ihr Gemahl sich der Rechte eines Ehemannes bedienen könnte, altrussischer Sitte gemäß, ihre bis dahin erhaltene Jungferschaft erproben. Katharinen gelang es jedoch, unter der Maske der Verstellung, Elisabeth allen Argwohn zu benehmen, und Soltikoff blieb. Nach Peters glücklicher Herstellung und nach vollzogenem ehelichen Beilager konnte Soltikoff ohne Angst das Glück geheimer Liebe genießen. Als aber Soltikoff, mit auswärtigen Gesandtschaften beauftragt, Katharina gleichgültig zu werden anfing, gewann ein junger Pole von angenehmer Bildung, der durch sein Glück und sein Unglück berühmte Stanislaus August Poniatowski, die Zuneigung der Großfürstin. Ihr Einverständniß entging der Kaiserin nicht, schien ihr aber nicht zu mißfallen; es geschah sogar auf ihre Empfehlung, daß August III. Poniatowski zu seinem Gesandten in Petersburg ernannte. Das Verhältniß desselben mit der Großfürstin erregte in Paris Besorgnisse. Frankreich, damals im Kriege mit England, hatte mit Oestreich einen geheimen Bund geschlossen und Rußland hineinzogen. Poniatowski war für einen glühenden Anhänger Englands bekannt; man besorgte, er möge durch die Großfürstin zu Frankreichs Nachtheil auf Elisabeth wirken, und Ludwig XV. benutzte seinen Einfluß auf den König von Polen, um Poniatowski abrufen zu lassen. 1761 starb Elisabeth, und Peter III. bestieg den Thron. Dieß Ereigniß vermehrte die Trennung zwischen beiden Gatten; Peter lebte sehr ausgelassen, und mit einem Hoffräulein, Elisabeth Woronzoff, so vertraut, daß man glaubte, er werde seine Gemahlin verstoßen und sich mit seiner Geliebten vermählen. Katharina mußte daher für ihre eigene Sicherheit, selbst für ihr Leben, besorgt seyn. Nun ward Peter durch seine blinde Vorliebe für die preuß. Kriegszucht, durch manche Charakterfehler und durch seine Politik auch seinen Unterthanen mit jedem Tage verhaßter. Der Hettmann Graf Rasumowski, Graf Panin, die unternehmende Fürsten Daschkoff und ein junger Gardeoffizier, Gregor Orloff, der nach Poniatowski's Abgange Katharina's Zuneigung fesselte, bildeten daher eine Verschwörung gegen den Kaiser, welcher die Unzufriedenen alle, die bei einer Veränderung zur gewinnen hofften, beitraten. Panin und die Meisten arbeiteten jedoch nur zum Besten des minderjährigen Paul, den sie auf den Thron erheben, die Kaiserin aber als Vormünderin mit einem Reichsconseil zur Regentin erklären wollten. Doch die Orloff (s. d.) änderten dieß um. Von der Garde, zu der die Kaiserin aus Petershof am frühen Morgen des 9. Juli 1762 sich zuerst begab, ward ihr als Monarchin gehuldigt, und Alexei Orloff bewog den nachmaligen Senator Teplow in der kasanschen Kirche, statt des von den Verschworenen zu Gunsten des Großfürsten entworfenen Manifestes, ein anderes, das die Erhebung Katharinen's auf den Thron ankündigte,

abzulesen. Peter III. starb nach einigen Tagen im Gefängnisse. Was von der Mitwirkung Katharina's zu dieser Begebenheit erzählt wird, ist grundlos. Die junge, ruhmliebende, ihren Gemahl nicht achtende und von ihm vernachlässigte Fürstin verhielt sich dabei nur leidend, gab den Umständen, die ihr allerdings sehr günstig waren, nach, und beruhigte sich nachher, da die Sache nicht mehr zu ändern war. Die Gunst des Volks wußte sie zu gewinnen, indem sie der Eitelkeit desselben schmeichelte; sie zeigte große Achtung für die Religion; ließ sich mit Pracht in Moskau krönen; beschäftigte sich mit Mitteln, den Gewerbfleiß und Ackerbau zu befördern und eine Seemacht zu schaffen; sie erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege und war für die innere Verwaltung sowie für die auswärtigen Verhältnisse Rußlands, unendlich thätig. Ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung zwang sie die Kurländer, ihren neuen Herzog, Karl von Sachsen, abzusetzen, und den dem Adel verhaßten Biron zurückzurufen. Nach dem Tode Augusts III., Königs von Polen, brachte sie es dahin, daß Stanislaus Poniatowski zu Warschau gekrönt wurde. Aber während sie den Polen diesen König aufdrang, nahm in ihrem eignen Reiche die Zahl der Mißvergnügten zu, und in Moskau und Petersburg wurden mehre Anschläge gegen sie angezettelt. Der junge Iwan belebte die Hoffnungen der Verschworenen, und nur sein plötzlicher Tod in der Festung Schlüsselburg konnte die Plane der Unzufriedenen vernichten. Der Hof der Kaiserin ward seitdem nur durch einige Intriguen beunruhigt, in denen die Galanterie sich mit der Politik vermengte, und die keinen weitern Zweck hatten, als einen Günstling durch einen andern zu verdrängen. Im Schoße der Vergnügungen und Lustbarkeiten beschäftigte sich Katharina jedoch mit der Verbesserung der Gesetzgebung. Abgeordnete aus allen Provinzen versammelten sich in Moskau; die Kaiserin selbst hatte für sie Verhaltungsregeln aufgesetzt, welche man in den ersten Sitzungen verlas. So verschiedene Völker jedoch konnten weder sich verstehen, noch einerlei Gesetzen unterworfen werden. Man hatte in den ersten Sitzungen die Freilassung der Bauern zur Sprache gebracht. Dieser einzige Vorschlag konnte das Zeichen zu einer blutigen Revolution geben. Katharina, die den Berathschlagungen beiwohnte, berief die Versammlung, welche ihr den Namen einer Mutter des Vaterlandes beilegte, nicht wieder; sie löste sich daher durch Weggehen und Aussterben ihrer Mitglieder am Ende von selbst auf. Um diese Zeit bildete Frankreich eine Partei gegen Rußland in Polen; allein diese Versuche dienten nur dazu, Katharinas Entwürfe zu beschleunigen. Gleichen Erfolg hatte der Krieg, zu welchem man die Pforte bewog. Die Türken wurden geschlagen. Die russische Flagge wehte siegreich auf dem griech. Meere; und an den Ufern der Newa faßte man den romanhaften Plan, die Republiken von Sparta und Athen ins Leben zurückzurufen, um sie der ottomannischen Pforte entgegenzustellen. Nachdem sie jedoch, durch das Einrücken östr. Truppen in Polen veranlaßt, hier sich zu vergrößern beschlossen, und deßhalb mit den Höfen von Berlin und Wien, 1772, einen Theilungsvertrag geschlossen hatte, durch den sie in Polen die Gouvernements von Polotzk und Mohilow erwarb, sowie den ausschließlichen Einfluß auf Polen durch die übernommene Garantie der polnischen Verfassung sich sicherte, so gab sie in dem Frieden mit der Pforte zu Kainardschi, 1774, alle Eroberungen, bis auf Asow, Taganrog und Kinburn, zurück, ließ sich aber die

freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und die Unabhängigkeit der Krim zusichern. Durch diese scheinbare Unabhängigkeit wurde die Krim in der That abhängig von Katharina. So vortheilhaft dieser Friede war, so gelegen kam er für Rußland. Denn im dritten Jahre des Krieges waren Moskau und mehre andere Städte von der Pest verwüstet worden, und fast um dieselbe Zeit hatte ein Abenteurer, Pugatscheff, der den Namen Peter III. annahm, mehre Provinzen des östlichen Rußlands in Aufstand gebracht. Einen unbeschränkten Einfluß auf die Kaiserin übte damals Potemkin aus. Dieser Günstling beherrschte die Kaiserin so unumschränkt, daß er sich zuweilen so weit verging, die Gewährung irgend eines Wunsches mit thätlichen Mißhandlungen von ihr zu erzwingen. Er folgte hierin dem Beispiele seines Vorgängers Orloff. Da ihr wankelmüthiges Herz sich für einen jungen Ukrainer, Zavadovsky, entschieden hatte, vertauschte Potemkin die Rolle eines Liebhabers mit der eines Freundes. Die Uebereinstimmung seines Geistes mit dem der Kaiserin bewirkte, daß er sich bis an das Ende seiner Tage in großem Ansehen erhielt und einen bedeutenden Einfluß auf alle Staatsereignisse äußerte. Zavadovsky hatte sich 18 Monate in der Stelle eines Günstlings behauptet und dem Staate eine Million Rubel gekostet, als ihn ein schön gewachsener Servier, Zoritz, verdrängte. Kaum hatte dieser ein Jahr in den Armen der Kaiserin geschwelgt und an Geschenken die Summe von 1.420.000 Rubeln gewonnen, als Korzakoff plötzlich vom Sergeanten bei der Garde bis zum Generaladjutanten und zum erklärten Liebhaber der Kaiserin erhoben wurde. — Ihre Unzufriedenheit mit Oestreich veranlaßte sie, mit ihrer Armee eine drohende Stellung zu nehmen, welche durch den teschner Congreß beseitigt wurde. Auch die bewaffnete Neutralität, welche sie in Verbindung mit Dänemark und Schweden zur Deckung ihrer Schifffahrt errichtete, fällt in diese Zeiten (1780) ihrer Regierungsgeschichte. — Korzakoff, welcher den Posten eines Günstlings nicht mit der gewissenhaftesten Treue versah, wurde nach 16 Monaten verwiesen, und da die Kaiserin nicht lange ohne Günstling seyn konnte, noch desselben Tages ein Buhle in Lanskoi, einem jungen Mann von der schönsten Figur, angeschafft. Potemkin schmeichelte indeß stets Katharinen mit seinen Entwürfen auf Konstantinopel. Er glaubte den rechten Zeitpunkt erschienen, sich der Krim bemächtigen zu müssen. Katharina billigte diesen Vorschlag, suchte sich aber zuvor der Gesinnungen des deutschen Kaisers zu versichern. Sie bat daher Joseph II. um eine Zusammenkunft in Polen und begab sich sogleich (1780) auf den Weg nach Mohilow. Die Pracht, die Katharinen daselbst umgab, contrastirte seltsam mit der Einfachheit in Kleidung und Sitten des deutschen Kaisers. Sie hatten mehre geheime Unterredungen, worin sie sich das Versprechen gaben, gemeinschaftlich die Türken anzugreifen, sich in die eroberten Länder zu theilen und die altgriechischen Republiken wieder herzustellen. Joseph machte bei dieser Gelegenheit eine Reise durch einen Theil von Rußland und verließ es mit der höchsten Verwunderung über die Mischung von Cultur und Barbarei, welche die russische Nation seinen Blicken dargeboten hatte, sowie über die Größe und Schwäche ihrer Beherrscherin. Es war ihm unerklärlich, wie eine Frau, deren Geist zur Unterjochung der ganzen Welt geeignet schien, in Mitte ihres Hofes die Sklavin zweier Günstlinge seyn könne. Als sie sich in Mohilow aufhielt, bemerkte sie bei ihren katholischen Unterthanen eine ungemeine Anhänglichkeit an den

Orden der Jesuiten. Sie machte daher einen Jesuiten zum Coadjutor des so eben ernannten katholischen Erzbischofs von Mohilow. Zu gleicher Zeit gab sie ihre Genehmigung zu Errichtung eines neuen Jesuitencollegiums, wovon die oberste Leitung dem zum Generalvicarius des Ordens ernannten Peter Gabriel Lenkiewitz anvertraut wurde. 1783 schickte Katharina den so eben erwählten Coadjutor von Mohilow als ihren Minister mit Depeschen nach Rom. Derselbe übergab dem Papste Pius VI. ein eigenhändiges Schreiben von seiner Monarchin. Sie bittet darin den Papst um die Wiederherstellung des Jesuitenordens, weil sie diesen für den geschicktesten halte, in ihren Staaten allgemeine Bildung zu verbreiten, ihre Unterthanen zu belehren, ihnen sanfte Gefühle einzuflößen und sie in den wahren Grundsätzen der christlichen Religio zu unterrichten. Sie schreibt ferner, daß sie gegen jede Macht diesen Orden schützen werde. — Da Rußlands Handel durch seine letzten Eroberungen in der Türkei bedeutend gewonnen hatte, so bestimmte dieß die Kaiserin und Potemkin, ihr Augenmerk auf die Besitznahme der Krim zu richten. Durch geschickte Unterhandlungen, welche durch zahlreiche Heeresmassen unterstützt und durch die Schwäche des Divans begünstigt wurden, leistete ihr schon i. J. 1783 die Krim den Eid der Treue. Die Ränke, welcher sich Katharina bei der Besitznahme der Krim bedient hatte, ließen eine neue Kriegserklärung fürchten. Sie erneuerte daher ihr Bündniß mit den Schweden, und während dem die Pforte in ihrer Kriegserklärung zögerte, rüstete sich Katharina nachdrücklicher zum Kriege. — Nach Lanskoi's Tode, dessen Vermögen auf 3.260.000 Rubel geschätzt wurde, folgte ein Unteroffizier von der Garde, Yermoloff, und nachdem sich dieser in zehn Monaten ein Vermögen 550.000 Rubel erworben, folgte ihm Momonoff als Günstling. — Endlich (am 18. Aug. 1787) hatte der russ. Hof durch seine immerwährenden Reibungen die Kriegserklärung von Seiten der Pforte erwirkt. Die Kaiserin war außer sich vor Freude. Potemkin war Oberbefehlshaber ihrer ganzen Macht. Unter ihm standen Suwaroff und Repnin. Die Seemacht befehligten Kruse und Greig. Joseph II. war ihr mächtiger Alliirter. Die Kriegserklärung Gustavs III. versprach dem Fortgange ihrer Unternehmungen kein schnelles Resultat. Doch nahm sie schon im Winter 1788 die berühmte Festung Otzakoff mit Sturm. Nach mehren Feldzügen gegen Schweden wurde mit diesem Reiche der Frieden abgeschlossen und zu Werelä unterzeichnet, und mit jenem, am 9. Jan. 1792 die Friedenspräliminarien bestimmt und zu Gallacz genehmigt. Potemkin erlebte diesen Frieden nicht. Er war zu Jassy mit Hinterlassung eines Vermögens von 50 Mill. Rubel gestorben. Katharina hatte während dieser Zeit Momonoff von der Stelle ihres Lieblings mit einem Geschenke von 880.000 Rubel entlassen und einen gewissen Subov zu dieser Gunst erhoben. Dieser brachte die völlige Auflösung Polens in Vorschlag. Katharina genehmigte ihn und die Ausführung wurde ins Werk gesetzt. Am 2. Nov. 1794 nahm Suwaroff Warschau mit Sturm. Stanislaus August wurde nach Grodno verwiesen, wo er von einem Jahrgehalte der Kaiserin leben mußte. Der edle Kosciusco (s. d.) konnte trotz aller Aufopferung Polen kein anderes Loos erzwingen. Die Höfe zu Petersburg und Berlin theilten sich gemeinschaftlich in die Ueberreste dieses beklagenswerthen Reiches und ihre Begünstigten rafften die Güter der Geächteten zusammen. Die Kaiserin hatte nun, theils durch Gewalt, theils durch Ränke, beinahe die Hälfte

Polens, die Krim, die Kuban und einen Theil der türkischen Grenzörter an sich gebracht; alle diese Besitzungen vermehrte sie noch durch Usurpation des reichen Kurlands. Ihren kriegerischen Unternehmungen gegen Persien setzte ihr am 9. Nov. 1796 erfolgter Tod Ziel und Grenze. Katharina II. ist ebenso sehr getadelt als erhoben worden. Bei aller Schwäche ihres Geschlechts zeigte sie nicht selten die Festigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenschaften beherrschten sie bis ins Grab: die Liebe und die Ruhmsucht. Sie hatte immer ihren Liebhaber, der dadurch, daß er außerordentlich befördert ward und große Geschenke erhielt, beinahe öffentlich erklärt war. Indeß verletzte sie wohl nie dabei den Anstand noch ihre Würde. Als Regentin war sie sehr thätig. Sie arbeitete zu gleicher Zeit mit ihren Ministern, schrieb an Voltaire einen philosophischen Brief und unterzeichnete den Befehl, die Türken anzugreifen oder Polen zu besetzen. Ausgezeichneten Schriftstellern schmeichelte sie und schätzte besonders die Franzosen. Sie hatte zu Paris an Grimm einen literarischen Agenten, lud Voltaire mehre Male zu sich ein, schlug d'Alembert vor, seine Encyclopädie in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürsten zu übernehmen. Diderot hatte sie auf ihren Wunsch besucht und sich sehr vertraut mit ihr unterhalten. Wirklich erlangte sie, was sie wünschte; die Gelehrten Europas zählten sie zu den größten Regenten, und zum Theil verdiente sie die ihr gemachten Lobsprüche. Sie begünstigte den Handel, verbesserte die Gesetzgebung, legte Städte, Canäle, Hospitäler, Erziehungsanstalten an. Pallas u. A. reisten auf ihre Kosten. Sie wollte den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung, in der Rechtspflege, in der Erhebung der Abgaben ein Ende machen, aber sie begann, ohne zu enden. Die Civilisation machte nur geringe Fortschritte; denn ihre Vorliebe, das Volk aufzuklären, verlor sich, als sie glaubte, die franz. Revolution sey aus der Volksaufklärung hervorgegangen. Gesetzgebung, Colonien, Lehranstalten, Manufacturen, Hospitäler, Canäle, Städte, Festungen: Alles ward angefangen, aber Vieles, ehe es zu Stande gekommen, mußte aufgegeben werden, weil es oft an Geld fehlte. Papier war nicht im Umlauf. — Auch hat diese geistvolle Frau mehre Kleinigkeiten, Briefe und Aufsätze in franz. und russ. Sprache hinterlassen. — Katharina war in ihrer Jugend schön, und noch bis an ihr Ende drückten ihre Züge eine gewisse Anmuth und Würde aus. Sie war von mittlerer Statur, aber zierlich und gut gewachsen. Eine offene Stirne, eine Habichtsnase, ein schöner Mund, kastanienbraunes Haar, ziemlich starke, schwarze Augenbraunen und dunkelblaue Augen verkenntlichten ihre Figur. Sie ging gewöhnlich russisch gekleidet, in einer ziemlich kurzen grünen Robe, die vorn eine Art Weste ausmachte. Um die Spuren ihres Alters zu verwischen, legte sie in den letzten Jahren stark Roth auf. Ihre Diät war äußerst mäßig. Katharinas II. Bildsäule von weißem Marmor in Lebensgröße, sitzend, hat Prof. Göthe in Stockholm 1825 vollendet. Das russische Hofleben zu Katharinas II. Zeit lernt man aus Krapomisky's Tagebuch kennen (Petersb. 1826). Krapomisky war 10 Jahre hindurch ihr geh. Secretair. Unter mehren Lebensbeschreibungen nennen wir bloß Took's „Life of Catharina II." (3 Bde.) und Castera's „Hist. de Catharina II." (3 Bde.).

Katharina Pawlowna, Königin von Würtemberg, Großfürstin von Rußland, geb. 1788, jüngere Schwester des Kaisers Alexander und

Witwe des Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg, welcher sich mit ihr, die einem Vermählungsantrage Napoleons dadurch auswich, 1809 vermählt hatte und 1812 in Rußland gestorben war. Von ihr leben zwei, 1810 und 1812 geb. Söhne. Gleich ausgezeichnet durch Körperschönheit und Geistesgröße und eine beinahe männliche Besonnenheit und Entschlossenheit, hing sie mit der wärmsten Liebe an ihrem Bruder Alexander und war seit 1812 in den Feldzügen in Deutschland und Frankreich, zu London und Wien häufig seine Gefährtin, und gewiß von bedeutendem Einflusse auf manche seiner Entschlüsse. Schon 1813 hatte sie der Kronprinz Wilhelm von Würtemberg in Deutschland kennen gelernt und sie 1814 wieder gesehen. Seine Wünsche wurden erfüllt; er vermählte sich mit ihr den 16. Jan. 1816 zu Petersburg, und bestieg, nach dem Tode seines Vaters, im Oct. 1816 mit ihr den Königsthron von Würtemberg. Als Landesmutter hat sie sich in dem Hungerjahre 1816 sehr wohlthätig bewiesen. Sie bildete die durchs ganze Land verbreiteten Frauenvereine und den landwirthschaftlichen Verein; sie suchte auf Volkserziehung einzuwirken, und stiftete eine musterhafte Arme-Kinder-Beschäftigungs- und Bildungsanstalt, eine Töchterschule für die gebildeten Stände und, nach dem Muster der englischen saving banks, für die untern Volksclassen Sparbänken. Für die schönen Künste zeigte sie wenig Empfänglichkeit. Sie starb den 9. Jan. 1819, ihrem Gemahl 2 Töchter hinterlassend.

Kathedrale (von Kathedra, Lehrstuhl), diejenige Kirche, welche der Sitz eines Erzbischofs oder Bischofs ist und daher als Hauptkirche des Sprengels betrachtet wird. Da gewöhnlich Domstifter (s. Stift) damit verbunden sind, so werden sie auch Domkirchen (s. Dom) genannt.

Katheten, die beiden Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks, die den rechten Winkel einschließen, jede an sich kleiner als die dritte Seite, oder die Hypothenuse, zusammen aber größer als diese. Der merkwürdige Lehrsatz, daß ihre Quadrate, zusammengenommen, dem Quadrate der Hypothenuse gleich sind, ist u. d. N. des Pythagoräischen Lehrsatzes, oder Magister matheseos bekannt.

Katholicismus und Katholische Kirche. Unter jenem Ausdrucke begreift man alle Lehren und Grundsätze der katholischen Kirche. Das Wort katholisch bedeutet nach dem Griechischen so viel als allgemein und wurde schon zu den Zeiten der Apostel als ein Ehrenwort der Kirche Christi beigelegt, wie Dieses aus den Schriften des heil. Märtyrers Ignaz und des heil. Polykarp, Schülers des Apostels Johannes, erhellt. Das Christenthum ist eine äußere Offenbarung, eine positive, eine geschichtliche Religion, und die Sache dieser positiven Religion gegen die nicht positive — Rationalismus, Theismus, oder wie immer sie sich ankünden mag, selbst unter dem Namen eines von äußerer göttlicher Offenbarung geläuterten Christenthums — ist also den verschiedenen Bekenntnissen des Christenthums, dem Katholicismus und Protestantismus gemein; darin scheidet sie sich erst, daß der Protestant den Grund der göttlichen Offenbarung ausschließlich in dem Buche, in der Bibel, der Katholik dagegen in der Bibel und in der Tradition, in dem organischen Leben seiner vom heiligen Geiste erfüllten Kirche findet. Es ist von der größten Wichtigkeit, anzuerkennen, daß erst in dieser Verachtung des Mediums der christlichen Offenbarung beide Kirchen sich scheiden. Aus

jener angegebenen Grundverschiedenheit beider Kirchen folgt von selbst die weitere, daß, da das Buch (Bibel) allein steht, jeder evangelische Christ das Recht der Selbstforschung in dem Buche, während der Katholik eine überliefernde Kirche hat. (Mehres hierüber s. Protestantismus und über den Glaubensgrund der Katholiken Tradition.) — Die katholische Kirche kann nur Eine seyn. Die Offenbarung kann nicht zugleich geschehen und nicht geschehen, Dasselbe kann nicht zugleich wahr und nicht wahr seyn. Sie kann daher auch keine andere Kirche als die wahre anerkennen. Ihr nur ist der heil. Geist gegeben, sie nur ist der Fels, der nicht zerstört werden kann. Sie hat Einen Glauben, Eine Liebe, Eine Hoffnung; sie ist hienieden die streitende, in jenem Leben die siegende Kirche. Sie glaubt die 3 Personen der Gottheit, die Erlösung u. s. w. Sie glaubt die Freiheit und Unsterblichkeit und die Gesetze der Moral. — Die Kirche soll das Reich Gottes herstellen. Der erste Mensch war ein unmittelbares Geschöpf Gottes, frei von Sünde, geschmückt mit Unschuld und Heiligkeit, Anspruch habend auf ewiges Leben. Dieser erste Mensch sündigte und verlor dadurch Unschuld und Heiligkeit und Anspruch auf ewiges Leben. Wegen der Sünde der ersten Menschen wurden auch alle seine Nachkommen Sünder vor Gott, und daher gleichfalls des ewigen Lebens verlustig. In diesem Zustande der moralischen Zerrüttung soll der Mensch nicht bleiben; berufen zum Reiche Gottes, soll er heilig und vollkommen seyn, wie Gott selbst heilig und vollkommen ist. Er soll werden ein göttliches Wesen, frei von Irrthum und Sünde, geschmückt mit Weisheit und Heiligkeit. Zur Erreichung dieser erhabenen Bestimmung verhilft ihm die Offenbarung: erstens durch Belehrung über Das, was ihm zu wissen nöthig ist (Erleuchtung des Menschengeschlechts), und zweitens durch außerordentliche innere Heiligung (Weihe des Menschengeschlechts). Wirklich aber gelangt der Mensch zu seiner Bestimmung durch gläubige Auffassung dieser Lehren und dieser Heiligung, und durch einen danach eingerichteten und ununterbrochen fortgesetzten Lebenswandel. Es kommt hier zuvörderst die Lehre von den göttlichen Personen und himmlischen Wesen, von dem Erlöser ꝛc. in Betracht. Diesemnach ist der Zustand des Menschen nach dem Tode wichtig. Denn hörte der Mensch auf nach dem Tode, so wäre eitel aller Gedanke an Religion, der Mensch wäre nur ein Thier. Der Katholik glaubt die Unsterblichkeit der Seele, und daß diese einst mit ihrem Leibe, den Gott vollkommen hervorrufen wird, werde umgeben werden. Je nachdem nun die Auferweckten Gutes oder Böses gethan haben, wird ihr Zustand in dem andern Leben verschieden seyn. Die Bösen sind auf ewig der Anschauung des Urgeistes beraubt; wie die sinnlichen Bilder der heiligen Bücher über diesen Zustand zu verstehen seyen, ist nicht entschieden. Die Guten freuen sich auf ewig ihres Gottes, sie sind selig. Zustand der Guten und Bösen fängt gleich nach dem Tode an. Ein Mittelzustand findet für die Seelen statt, die nicht ganz entfremdet waren vom Ewigen, die daher in der andern Welt noch Hoffnung haben, dereinst mit der Urschöne vereinigt zu werden. (S. Fegefeuer.) Die seligen Geister in der siegenden Kirche haben nicht aufgehört, mit ihren Brüdern in der streitenden in Verbindung zu stehen, ein Band der Liebe vereinigt beide Welten. (S. Heilige.) Einem Jeden wird vergolten nach seinen Werken, die er frei wirkt, wenngleich folgend den Anstößen der Gnade; da der Ewige aber die Handlungen voraus weiß, so weiß

er auch voraus, wer zur Seligkeit gelangen wird. (Streit über die Prädestination, entschieden durch Conc. Trident. Sess. VI, Can. 12, 15, 17.) — Ein religiöses Gemüth erfaßt die Welt in gänzlicher Abhängigkeit von Gott, ebenso die Offenbarung; nach dieser ist die Welt von Gott geschaffen. Ob die Mosaische Kosmogonie wörtlich zu verstehen sey, ist noch keineswegs von der Kirche entschieden. — Gott erhält und regiert die Welt (Vorsehung). Einst wird die Welt vergehen. Ist der Mensch nun über die göttlichen Dinge, über den Menschen und die Welt durch die Kirche belehrt, so bedarf es zweitens der Heiligung desselben, der Weihe des Menschengeschlechts. Der Religionsstifter hat daher gegeben 1) eine allgemeine Erlösung des Menschengeschlechts, und 2) bestimmte Mittel zur Entsündigung und Heiligung der Menschen nach ihren mannigfaltigen Bedürfnissen. Der Heiland hat durch seinen Tod den Menschen Vergebung der Sünden verschafft, hat sie gerechtfertigt, und es liegt an ihnen, sich der Folgen dieses Todes, sich der Erlösung theilhaftig, die durch den Tod Jesu gegebene Möglichkeit der Rechtfertigung wirklich zu machen. — Die besondern Mittel zur Entsündigung und Heiligung der Menschen sind nun die 7 Sacramente (s. d.). Diese Sacramente sind das Wesen der katholischen Mystik. Ohne Mystik ist der Mensch kalt und hart. Die katholische Mystik unterscheidet sich aber von der protestantischen dadurch, daß jene mehr allgemein und durch den Geist der kirchlich-religiösen Einrichtungen fester bestimmt ist, während diese, den Gefühlen der Einzelnen hingegeben, sich zu oft in dem Nichtigen auflöst, wie die ältere und neuere Geschichte der protestantischen Kirche bewährt. Der Mittelpunkt der kathol. Mystik ist das Abendmahl des Herrn, die Gläubigen treten dadurch in reale Gemeinschaft mit dem Herrn, eine Menge der seligsten Genüsse bietet sich ihnen hierdurch dar. Uebrigens mangelt es auch nicht den Katholiken an Privatmystik; aber es bleibt doch immer ein fester Mittelpunkt der allgemeinen Mystik; so wenig die Kirche einzelne Abartungen, die man oft sehr zur Ungebühr der Kirche zur Last legt, gar als (ästhetischen) Katholicismus darstellt, anerkannt, so sicher ist es doch, daß das innere Leben der Mystiker wie Kempis, Salis u. A. des Katholicismus köstliche Blüthe ist. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß die Kirche nur darum die Mystik begünstigt; darum mit den Künsten sich verbände, um Anhänger an sich zu ziehen und innere Mängel zu verdecken; sie bedarf deß nicht, sie bietet Worte des Lebens, und ihr Glaubenssystem ist rein und consequent, auch ihre Moral ist rein. In der That ist der eigentliche Glaube der katholischen Kirche, deren symbolische Bücher doch offen daliegen, von Protestanten so entstellt worden — von der 80. Frage des heidelberger Katechismus an bis zu den neuesten Parteischriften —, daß es nicht zu bewundern ist, wie auch der gebildetere Protestant den guten Katholiken und seinen Verstand zum mindesten bedauert, um der Satzungen willen, die man der katholischen Kirche unterlegt. Mehres s. im Art. Kirche (katholische) und Kirchenverfassung (katholische). — Den Katholicismus im Urchristenthume nachgewiesen findet man in dem trefflichen, jüngst erschienenen Werke des großen englischen Dichters Thomas Moore: „Wanderungen eines irländischen Edelmannes zur Entdeckung einer Religion", aus dem Engl. übers., 2 Bde., Köln 1834.

Katholische Majestät, ein Titel, den Papst Alexander VI. den Königen von Spanien beigelegt hat, zum Andenken der 1491 durch Fer-

dinand von Aragonien vollendeten Vertreibung der Mauren aus Spanien. Doch hatten schon früher, und zwar seit der toledischen Kirchenversammlung 589, verschiedene spanische Könige diesen Titel geführt.

Katoptrik ist die Lehre von dem Lichte, das von Spiegelflächen abprallt. (S. Spiegel.) S. Barrow's „Lection. opticae", London 1674, 4.; „Vollst. Lehrbegr. der Optik", nach d. Engl. des Smith, von Kästner, Altenb. 1766, 4., wo die analytische Katoptrik S. 81—98 erschöpfend vorgetragen wird.

Katt, s. Friedrich II., König von Preußen.

Katzbach (Schlacht an der). Beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten am 17. Aug. 1813, finden wir den Helden Blücher an der Spitze der, aus den zwei russischen Corps von Langeron und Sacken, und aus einem preußischen unter York, zusammengesetzten 80.000 Mann starken, schlesischen Armee. 130.000 Mann Franzosen unter dem Commando der vorzüglichsten seiner Feldherren, hatte Napoleon zum Kampfe gegen ihn bestimmt. Bald entspannen sich die heftigsten Gefechte. Napoleon's Versuche, die schlesische Armee in ein allgemeines Treffen zu verwickeln, schlugen fehl; endlich (23. Aug.) eilte er ungeduldig dem bedrängten Dresden mit einem Theile seiner Truppen an 40.000 Mann zu Hülfe; über die Bleibenden erhielt Macdonald den Oberbefehl und beschloß sofort Blüchern anzugreifen. Sein eigenes Corps stand (25. Aug.) hinter, das von Lauriston bei Goldberg, das Ney'sche bei Rothkirch (dicht an der Katzbach, einem Fluß im preuß. Reg.-Bez. Liegnitz in Schlesien) und Liegnitz. Aber der günstige Augenblick zur Schlacht schien nun auch Blüchern gekommen zu seyn. Er rückte mit dem Sackischen Corps bis Maletsch, mit dem Yorkischen bis Jauer vor und ließ das Langeronsche in der bekannten Position bei Hennersdorf aufstellen. Seiner Disposition nach sollten am Nachmittag den 26. August alle drei Corps die Katzbach zwischen Goldberg und Liegnitz passiren, Sacken und York das Ney'sche Corps schnell angreifen und erdrücken, und Langeron unterdessen den Rücken beider Corps decken. In der Nacht vom 25. auf den 26. wurde ihm gemeldet, der Feind selbst sey im Vorrücken und habe bereits mit einem Theile seiner Macht die Katzbach an mehren Punkten auf der Straße von Goldberg nach Jauer passirt. Aber der alte entschlossene Feldherr ließ sich dadurch nicht irre machen. Um so sicherer durfte er nun hoffen, die noch jenseits stehende feindliche Macht zu überwältigen, und noch in derselben Nacht verlegte er sein Hauptquartier vorwärts nach Berthelsdorf; Sacken auf dem rechten Flügel und York in der Mitte, waren am Nachmittag des 26. bereits im Vormarsch. Ein Landregen, der mit dem Tage angefangen hatte und bis in die Nacht hineindauerte, verdunkelte die ganze Gegend. Da geht plötzlich die Meldung ein, der Feind habe bereits seine ganze Macht über die Katzbach herübergezogen und dringe mit Uebergewalt auf Langeron's, jetzt den linken Flügel bildendes, Corps ein. Blücher mit schneller Besonnenheit, läßt die noch im Vorrücken befindliche Colonne sofort halten und versteckt aufstellen, jagt vor, übersieht das Schlachtfeld, bemerkt, daß der Feind im hitzigen Vordrängen seinen linken Flügel preis gibt, und daß dieser sich zwischen Eichholz und Weinberg — unter dem heftigen Feuer von ein paar, bereits auf den Höhen von Triebelwitz aufgefahrene Batterien — nur mit einiger Verwirrung entwickeln kann. Schnell ist sein Plan geordnet. Sacken erhält Befehl, mit seinem Corps jenen Flügel zu umzingeln und Blücher

selbst sprengt zu Yorks Colonne zurück. „Kinder! — ruft er — heute gilts! Ihr sollt beweisen, daß ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind! Auf, und zeigt euch als wackere Preußen!“ Ein allgemeines Jauchzen: „Es lebe der König!“ schallt ihm entgegen. Alle preußischen Divisionen rückten jetzt zum Angriff des feindlichen Centrums vor; das zweite Bataillon des brandenburgischen Regiments, von noch zwei andern Bataillons unterstützt, an der Spitze. Aus drei von Infanterie-Quarrees geschützten Batterien stürzt ein Kartätschenhagel auf die Vorandrückenden, ganze Sectionen werden niedergerissen; dennoch bleiben die tapfern Brandenburger unerschüttert im Marsch. Jetzt, dem Feinde nahe, fällen sie das Gewehr und dringen auf das mittelste, aus franz. Grenadieren bestehende Quarree los; die Grenadiere stehen wie die Mauern. Noch zwei Schritte von ihnen entfernt machen jene halt. Da rufen die preuß. Offiziers plötzlich: „Drauf! drauf!“ und mit Blitzesschnelle schlagen nun die Brandenburger von zwei Seiten her mit den Kolben in die Franzosen hinein und in zehn Minuten ist das ganze Quarree zu Boden geschlagen. Mit gleicher Wuth werden die übrigen Stellungen Macdonald's, eine nach der andern, genommen, die einhauende Kavallerie bemächtigt sich einer Anzahl Geschütze, und der Kampf wird überall um so mörderischer, da in dem strömenden, die Wirkung des Gewehrfeuers vernichtenden, Regen die Entscheidung fast lediglich durch Bajonet und Säbel erzwungen werden kann. Der alte Blücher aber, helfend, ordnend, ermunternd, ist überall im dicksten Getümmel gegenwärtig. Wo er, sobald als die Schlacht sich zum Siege neigt, hinkömmt, schrien ihm die, von einem unbeschreiblichen Enthusiasmus ergriffenen, Truppen ein jubelndes „Hör, Vater Blücher, heute gehts gut!“ entgegen. Auch Sacken ist siegreich vorgeschritten und Langeron im Begriff, die verlornen Höhen wieder zu gewinnen. Die ganze franz. Linie ist theils im Schwanken, theils im Weichen und Flüchten. Da wagt Macdonald noch einen verzweifelten Angriff mit der ganzen Kavallerie seiner Armee. Aber vergebens! Blücher selbst, die Wichtigkeit des Moments erkennend, setzt sich an die Spitze der russ. und preuß. Kavallerie und stürmt dem Feinde entgegen. 8000 Mann Reiterei tummeln sich jetzt im wildesten, furchtbarsten Gefecht unter einander; aber auch hier krönt den heldenmüthigen Führer der Sieg; die franz. Kavallerie wird geworfen, reißt ihre Infanterie vollends mit fort; die Sieger stürmen überall und mit allen Waffen ihnen nach, und die Verwirrung wird unter den Flüchtenden um so größer, als die wenigen Auswege zur Rettung dnrch Gepäck und davoneilendes Geschütz versperrt sind. Ein großer Theil von ihnen wird von den steilen Thalrändern hinab in die Wogen der, vom Regen hoch angeschwollenen, Katzbach und der wüthenden Neisse gestürzt, und nur einem kleinen Theile gelingt es, sich im Schutze der einbrechenden Nacht nach Görlitz zu retten. Der ausgetretene Fluß hemmte die weitere Verfolgung. Dieß war der Sieg an der Katzbach. Die Verbündeten nahmen 103 Kanonen, 2 Adler, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazareth, Gepäck, Feldschmieden und Mehlvorräthe; dabei machten sie 10.000 Gefangene nebst einem Divisions- und 2 Brigadegenerale. Schlesien war befreit. Hierauf trieb der graue Feldherr den Feind bis zum 7. Sept. über den Queiß und die Neisse. Blücher blieb bei Görlitz auf dem rechten Neissenfer stehen und vereinigte sich mit den Oestreichern unter Bubna. Dadurch ward auch Böhmen frei gemacht; und Ponia-

sowski, der bis Reichenberg vorgedrungen war, mußte sich den 17. Sept. in die feste Stellung bei Stolpen zurückziehen.

Kaub, Stadt im Herzogth. Nassau am Rheine, zwischen diesem und steilen Bergwänden enge eingeschlossen gelegen. In Urkunden kommt sie 983 zuerst vor, als Cuba, Kuve und Caubum. Dem Gau Einrich angehörend, war sie doch schon früh Eigenthum der Grafen von Nürings, die anderwärts im Nied- und Wettergau das Grafenamt verwalteten. Nach deren Aussterben in männlicher Linie kam sie 1174 an die Häuser Münzenberg und Bolanden. Von deren Erben erkaufte sie der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, von 1277 bis 1291, in einzelnen Theilen. König Ludwig beschenkte sie 1324 mit den Rechten und Freiheiten einer Stadt. Wenn sie gleich 1310 an Graf Gerlach von Nassau und 1349 an Kuno von Reifenberg verpfändet wurde: so erfolgte doch jedesmal bald die Einlösung, und sie ist später bei der kurpfälzischen Linie immer geblieben, bis sie 1802 als Entschädigung an das Haus Nassau kam. Die Stadt zählt 325 Familien und 1390 Seelen, die sich dem größeren Theile nach zur evangelischen Kirche bekennen, zum Theile aber katholisch sind und sich einer Kirche gemeinschaftlich bedienen. Die Schifffahrt und der Handel auf dem Rheine, ein nicht unbedeutender Weinbau, wie Förderung vieler Dach-Schiefersteine aus umher gelegenen Gruben und deren Versendung bilden die Nahrungsquellen der Einwohner. Alle Berge umher sind mit Weinstöcken bepflanzt, und es wächst hier vorzüglich ein guter rother Wein, der geschätzt und auch für die Ferne gesucht wird. — Kaub war von den ältesten Zeiten an der Ort, wo die deutschen Könige einen bedeutenden Rheinzoll erheben ließen, der aber, an die Besitzer der Stadt als Reichslehn übergegangen, mit diesen zugleich an die Pfalz kam. Kaiser Ludwig erhöhete denselben, und baute zu dessen Erzwingung und Sicherung 1326 gegen Kaub über mitten in den Rhein auf einen nackten Felsen einen großen und festen Thurm, der Pfalzgrafenstein oder nur die Pfalz genannt. Papst Johann XXII. forderte in einer Bulle den Erzbischof von Trier zur Zerstörung dieses Thurms auf. Da dessen Macht aber nicht dazu ausreichte, so ist er stehen geblieben und bis jetzt in vollem Bau erhalten, reizt er sehr die Aufmerksamkeit der Vorüberschiffenden durch das Ungewöhnliche und Abweichende seiner Bauart, und das Unerklärbare des Zwecks aller einzelnen Theile. Mit dieser urkundlichen Nachricht ist zugleich die alte Sage, daß die Pfalzgräfinnen in diesem Thurme ihre Niederkunft hätten halten müssen, widerlegt. — Ueber der Stadt erheben sich auf einem steilen Berge die stolzen Ruinen der alten Burg Gutenfels malerisch schön. Die Sage gibt ihr Philipp II. von Falkenstein im 13. Jahrh. zum Erbauer und dessen Schwester Guda zur Ursache ihrer Benennung. Aber Beides ist noch unerwiesen. 1504 wurde sie 6½ Wochen vom Landgrafen Wilhelm von Hessen mit der Reichsexecutionsarmee vergebens belagert. Sie hatte bis 1808 eine kleine Besatzung. Da aber wurde sie dachlos gemacht und sank zur Ruine herab.

Kaufmann (Angelica), berühmte Malerin, Tochter des bischöfl. Hofmalers zu Chur in Graubündten, geb. daselbst 1741, erhielt von ihrem Vater den ersten Unterricht in der Kunst. Früh erwachte ihr Gefühl für alles Schöne, und in der Malerei übertraf sie bald ihren Vater. Mit diesem kam sie 1763 nach Rom, wo sie ein Gemälde von Reni copirte und eine Menge Portraits von Fremden, besonders von

Engländern malte. Auch in andern Städten Italiens (Mailand, Florenz und Neapel) erhob sich ihre Kunstfertigkeit zur Meisterschaft. 1763 reiste sie nach London, wo sie die königl. Familie malte und unter die Mitglieder der königl. Akademie der Künste aufgenommen wurde. Ihr Ruf sowohl als ihr Einkommen stiegen seitdem. Mehre bewarben sich um ihre Hand, und unter diesen befand sich auch ein englischer Künstler. Durch eine abschlägige Antwort erbittert, suchte er sich auf folgende Weise zu rächen. Er setzte einen jungen Menschen aus der niedrigsten Volksclasse, aber von schöner Gestalt, in den Stand, die Rolle eines von den Reizen und Talenten Angelicas eingenommenen Barons zu spielen. Die junge Künstlerin ließ sich täuschen und reichte dem Abenteurer Herz und Hand; doch bald erkannte die Unglückliche die rohe und gemeine Natur des Mannes und fiel darüber in die äußerste Verzweiflung. Sie wurde nun zwar von demselben geschieden, jedoch mit der Verpflichtung, ihm ein lebenslängliches Jahrgehalt zu geben. Hierauf heirathete sie einen Historienmaler, Antonio Zucchi (geb. zu Venedig 1726) einen Mann von Talent, besonders im Colorit, den sie bei ihrem frühern Aufenthalte in Rom, nachher in England kennen gelernt hatte. Sie lebte glücklich in dieser Verbindung, die aber kinderlos blieb. Nach ihres Gatten frühzeitigem Tode weihete sie ihr Leben einzig der Kunst und der Freundschaft. Seit 1782 in Rom lebend, starb sie dort den 5. Nov. 1807. Ihr Leichenzug ward von Canova angeordnet, und ihre Büste 1808 im Pantheon aufgestellt. Sie war nicht schön von Gesicht, aber schön von Gestalt, und von der Natur mit einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit ausgestattet. Von ihren Talenten heißt es: „Das Heitere, Leichte, Gefällige in Formen, Farben, Anlage, Charakter und Behandlung sey der einzige Gegenstand in ihren Werken. Keiner der lebenden Maler habe sie, weder in der Anmuth der Darstellungen, noch im Geschmack und in der Fertigkeit, den Pinsel zu handhaben, übertroffen. Dagegen sey ihre Zeichnung schwach und unbestimmt; Gestalten und Züge der Figuren hätten wenig Abwechselndes, der Ausdruck der Leidenschaften keine Kraft; die Helden sähen wie zarte Knaben oder verkleidete Mädchen aus, den Alten und Greisen fehle es an Würde". Ihr Colorit ist in der letzten Zeit besser als in der frühern gewesen. Sie hat viele Portraits und historische Gemälde, letztere besonders nach Antiken gemalt. Angelica hinterließ eine ausgesuchte Bibliothek, schöne Originalgemälde älterer Meister und ein ansehnliches Vermögen, welches sie zum Vortheil mehrer Personen und Stiftungen vermacht hatte.

Kaufmann (Johann Gottfried), Akustiker, Mechaniker und Tonkünstler, war 1752 zu Siegmar, bei Chemnitz in Sachsen, von armen Eltern geboren. Schon als Kind verrieth er Genie zur Mechanik. Er kam zu einem Strumpfwirker in die Lehre, entsagte jedoch nach 3 Jahren diesem Gewerbe und ging, um seiner Neigung zu mechanischen Arbeiten zu folgen, nach Dresden. Hier kam er in das Haus eines Mannes, der sich mit Ausbessern von Uhren und ähnlichen Arbeiten beschäftigte. Nach anderthalb Jahren starb sein Lehrmeister, und Kaufmann setzte das Geschäft allein für Rechnung der Witwe und Kinder fort. 1779 heirathete er die jüngste Tochter des Hauses, mit der er eine Tochter und einen Sohn zeugte. Nachdem er mehre neue Uhren gefertigt, versuchte er, obgleich er nie Unterricht in der Musik genossen hatte, den Bau von Spiel- und vorzüglich Harfenuhren, wozu er einen eignen

Mechanismus erdachte. Späterhin wagte er sich in das Gebiet der Orgelbaukunst und lieferte bald ganz vorzügliche Flötenuhren. Aber auch hier blieb er nicht stehen: er war in Sachsen der Erste, der Beides mit einander verband und 1789 eine Flöten- und Harfenuhr zu Stande brachte, die wegen ihrer Vortrefflichkeit von dem damaligen Kurfürsten zum Geschenk für seine Gemahlin bestimmt wurde. Diese Aufmunterung spornte seinen Fleiß immer mehr an, und so brachte er es durch rastlosen Eifer und durch den Grundsatz, nie zwei Werke ganz gleich zu bauen, dahin, daß schon 1800 seine Arbeiten in Italien, Oestreich und Rußland als Meisterwerke gesucht wurden. Mit seinem Sohne Friedrich erfand er auch das Harmonichord (s. d.). Der Sohn gab dazu die erste Idee, und ein Theil der Ausführung gehört ihm; die eigenthümliche Art der Stimmung aber ist die Erfindung des Vaters. Nachdem beide Künstler schon früher mehre Städte Deutschlands mit ihren Instrumenten besucht, unternahmen sie 1816 eine Reise nach London und Paris. Ueberall erwarben sie ebenso viel Bewunderung durch ihre Talente als Hochachtung durch ihren persönlichen Charakter. 1818 waren sie in Frankfurt, woselbst der Vater starb.

Kaufungen, s. Kunz von Kaufungen.

Kaufvertrag (emtio venditio), ein Vertrag, wodurch ein Theil dem andern das Eigenthum einer Sache (auch einer Forderung, cessio, und einer noch nicht vorhandenen Sache, emtio spei) gegen einen bestimmten Preis überläßt. Dieser Vertrag ist geschlossen, sobald beide Theile über Gegenstand und Preis einig sind (d. h. er gehört zu den Consensualcontracten des römischen Rechts); aber er gibt nur eine Forderung (Obligation) nicht ein Eigenthum an der verkauften Sache selbst, welches erst durch Uebergabe, und wenn nicht das Kaufgeld gestundet worden ist, auch durch Bezahlung des Preises erworben werden kann. Dessenungeachtet ist doch der Verkäufer einer bestimmten Sache (d. h. eines vorhandenen einzelnen Gegenstandes im Gegensatze einer nach Zahl und Maß verkauften Quantität) schuldig, sie zur gesetzten Zeit dem Käufer mit allem Zuwachs, welchen sie etwa inzwischen erhalten hat, zu übergeben, und muß für ein Versehen, welches er bei der Aufbewahrung, Ablieferung u. s. w. begeht, haften. Ein zufälliger Schade oder gänzlicher Untergang hingegen trifft vom Augenblicke des Kaufs an den Käufer. Nur wenn der Verkäufer vertragswidrig mit der Ablieferung zögert (in mora ist), muß er auch für den Zufall haften, welcher die Sache betrifft. Da der bloße Kauf kein Eigenthum gibt, sondern dieß erst durch die Uebergabe erworben wird, so kann auch der frühere Käufer einer Sache, die ihm aber nicht überliefert wurde, gegen einen spätern, welchem der bisherige Eigenthümer solche dessenungeachtet weiter verkaufte und wirklich übergab, keine Eigenthumsklage (Vindication) anstellen, sondern nur gegen den unredlichen Verkäufer auf Schadenersatz klagen. Zur Gültigkeit des Kaufs gehört, daß der Gegenstand desselben im freien Verkehr (in commercio) sey, und es gibt einige Dinge, welche demselben ganz oder in Beziehung auf gewisse Personen und unter gewissen Umständen entnommen sind. So soll z. B. kein Beamter Etwas von Dem kaufen, was unter seiner Autorität verkauft wird, kein Vormund die Sachen seines Pflegbefohlenen u. s. w. Ein solcher Kauf ist jedoch, wenn Beiden dieses Verhältniß bekannt war, nicht schlechthin ungültig; es versteht sich dabei die Bedingung, daß das Hinderniß gehoben werde, im entgegenge-

setzten Falle aber der Vertrag zurückgenommen wird. Ob auch der Miethvertrag dem Miether kein Recht gegen Dritte an der vermietheten Sache gibt, so folgt schon daraus die allgemeine, in manchen Gesetzgebungen modificirte Regel: Kauf bricht Miethe. Die Auflösung des Kaufs wird durch bloße Einwilligung der Parteien bewirkt. Einen gesetzlichen Grund zur einseitigen Auflösung hat das spätere römische Recht eingeführt, die Verletzung über die Hälfte, d. h. Derjenige kann auf Aufhebung des Kaufes antragen, welcher durch denselben nicht die Hälfte desjenigen Werths empfing, welchen er dafür gab. Das preuß. Landrecht beschränkt diese Begünstigung auf den Käufer. Das neuere Recht fordert in Ansehung mancher Dinge, besonders der Grundstücke, gerichtlichen Verkauf.

Kaukasus (Koh Kaf und Kosp, d. i. kaspischer Berg), ein Alpengebirg in Westasien, ist in Persien der uralte Name der (nach mythischer Ansicht) die Erde umschließenden Berge, natürlich entstanden durch den Plateau-Rand und die Ketten, die ganz Südasien im Osten und Westen von der Mitte abschließen. Die Georgier und Armenier kennen den Namen Kaukasus durch die Griechen, sonst nennen die Einheimischen das Gebirge: Elbrus (außerdem hat noch jeder Stamm seine Benennungen, und im Lauf der Geschichte führte der Kaukasus natürlich verschiedene Namen, je nach der Anschauungsweise und Sprache der Nation, die gerade die geistig herrschende war. Fast 150 d. M. lang bei mittlerer Breite von 50 M. zieht der Kaukasus von S.S.O. nach N.N.W., ein Gebirgsland bildend, das seine Vorgebirge weit vorschiebt gegen die flachen Steppen. Das eigentliche Alpengebirge ist nur 15 M. breit, aus 3 Parallelketten, deren mittlere 10.090 F. Höhe im Durchschnitt hat, die äußere nur 8009 F. Der höchste Gipfel, Elbrus, am Ursprung des Kuban und Rioni hat 16.800 F., weiter im O., wo der Terek entspringt, ragt der Mkinwari (Kasbek) 14.400 F. hoch auf, etwa 12.000 F. hat der Schah Elbrus in Daghestan. Gegen O. hängt er, wenn auch nicht fest, mit dem Elbrus und den kaspischen Küstengebirgen, gegen W. mit denen der Krim zusammen, im N. fällt er in die Steppe, im S. in die Flußthäler ab. Die Hauptkette ist Granit, mit ewigem Schnee bedeckt, nicht selten mit Gneiß und basaltförmigen Porphyr gemischt, gegen N. schneller und zerrissener abstürzend als gegen S. Thonschiefer bilden die nächsten Reihen, im S. oft von basaltischem Porphyr in hohen Gipfeln unterbrochen. In ihren schneereichen Abgründen sind die unerschöpflichen Quellen der Gebirgswasser zu suchen. Fichten, Birken, Wachholder, auch gute Alpenweiden bedecken die Abhänge. Die Kalkberge sind im N. flacher und breiter, im S. schmäler und höher, dort mit Thonboden bedeckt und der Kalkfels dicht, hier gemischt und reiner an Metallen. Während im N. die Vorgebirge von Sandstein von den Flüssen durchbrochen werden und allmälig in den salzigen Thongrund übergehen, sind im S. zwei Querketten, die eine zur Linken des Allazaniflusses, die andere zwischen Kur und Rioni. Zwischen beiden liegt Georgien. Zuletzt folgen auch im S. die Vorberge von Kalkfels mit Sandstein. — Im N. ist vom Gebirge bis zum Manytsch die Kubansteppe, gegen O. bis an die Wolga die Kumasteppe. Von dieser aus geht die Kirgisensteppe, ganz gleiche Natur, salzig, mit vielen Riffen und Lachen bis an die Ischymsteppe fort. Die südliche Niederung erhebt sich in Tschildir und im Karabagh gleich wieder. Die 4 Hauptflüsse theilen den Kaukasus. Der westliche Theil ist vom obern Rioni bis ans Meer Asow und enthält die Quellen und süd-

lichen Zuflüsse des Kuban auf der Nordseite, die des Rioni und Küstengewässer des Pontus auf der Südseite. Verschiedene Pässe gehen hier in die große Abassei. — Nach O. vom Elbrus und Rioni geht der zweite höchste Theil zum Terek, mit dessen Zuflüssen und der obern Kuma; hier liegt an der Nordseite die kleine Abassei, Ossetien, ein Theil der Kabardah, an der Südseite findet man in Imerethi und K'arthli die Zuflüsse des Kur und den Rioni. Auch hier sind 6 Pässe, worunter die Hauptstraße von Mosdok nach Tiflis, wo am obern Terek noch die Ruinen der porta Caucasia (Sarmatica) bei Dariela sich finden. — Der dritte Theil ist von obern Terek zur obern Samura, bis wo sich die Kette nach S. wendet, nicht mehr so hoch, doch reich von Gletschern; im N. fließen die Wasser in den Terek, im S. in den Aragwi und Kur. Auch hier geht ein Paß durch. Der vierte Theil ist von da bis nach Baku mit dem Schah Elbrus. Von ihm gehen tertiaire Ketten nach dem kaspischen Meere und umschließen die Cantone Schamachi, Karabagh u. a. Es stellen sich nun durch die Gebirge bestimmt die Landschaften so dar: das an der Nordseite des Kaukasus sich abflachende, das Tscherkessenland (s. Cirkasien), hat fruchtbare Hochthäler und eine schöne culturfähige Wellenlandschaft. Der Kuban bricht hier aus dem Gebirge hervor und wälzt sich gegen N. W. und W. durch sumpfiges Weiderevier nach dem asowschen Meere. Ebenso gegen O. hin die Kuma und südliche Terek, beide ins kaspische Meer fallend. Die Abassei, der Südabhang gegen das schwarze Meer, ist ein Fachwerk von weidereichen Thälern und ein ebenes fruchtbares, oft auch sandiges Littoral. Bäche durchschneiden es. Wälder verdunkeln das Gebirge. Georgien (s. d.) wird vom Kur durchströmt, fruchtbare, waldreiche Thäler und schöne Grasungen erstrecken sich neben steinigen und sandigen Strichen. Jenseits der moschischen Gebirge liegt Imerethi mit Guriel, im S. Mingreul, im N. alles Berglandschaften, reich an Wäldern. Der Rioni (Phasis) strömt aus hohem Gebirge her ins schwarze Meer, der Tschorakh (Bathus, Akampsis) fällt südlicher in dasselbe. Dagheſtan, die Ostseite des Kaukasus, ist im hohen Innern steinig, im N. trockene Steppe, am kaspischen Meere sandig, sonst fruchtbar, eine Menge von Thälern mit vielen Küstenflüssen. Schirwan ist im N. ein Land von Thälern, im S. Steppe, vom Kur durchströmt, an den Araxes reichend. Die Halbinsel Abscheron ist dürre Fläche mit schwefelreichen Spalten, wo das Naphthafeuer brennt, ohne zu zünden. Naphthaquellen sind dabei und mehre Schlammvulkane bilden durch ihre Auswürfe Hügel. Die vegetabilischen Verhältnisse Kaukasiens zeigen den Uebergang von Vorderasien nach Europa. Hier verschwinden Reiß und Roggen, der Waizen, die Gerste, der Mais, die Hirse, sind die wichtigsten Cerealien, während der Wein noch reichlich gebaut wird. Der Süden kann noch mit Kleinasien zusammen gehören. Die Tropenformen verschwinden, die Polarformen nähern sich. Kaukasien selbst bildet ein Reich der Umbellaten und Cruciaten. Immergrünes Laubholz gibt es nicht mehr, desto üppiger sind die Wiesen, die Riedgräser werden häufig. Die Gräser bilden $^1/_{15}$, die Syngenesisten $^1/_8$ der Pflanzenwelt. Alpine Formen erscheinen. Die Fichten sind unter den Waldbäumen vorherrschend, der Terek scheint die östl. Grenze der Buchen. Die untersten Wälder theilen sich in eine Region der Buchen und Kastanien, dann die Fichten und Birken bis 5500 F., von da subalpinische Sträucher bis 8400 F., Alpenpflanzen bis 9600 F., Gräser bis 9500 F.

Flechten bis 9900 F. — Außer den gewöhnlichen Hausthieren (Hunde, Katzen ꝛc.) und dem Vieh des Nomaden (Schafe, Ziegen, Rindvieh, Pferde) findet man in Kaukasien noch folgende Thiere: Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, Auerochsen, Hirsche, Dammhirsche, Gemsen und Steinböcke leben in verschiedener Berghöhe, Gänse, Enten und Hühner zieht man, die europäischen Waldvögel trifft man an. Nur wenige Arten von Fischen gibt es in den Flüssen. Amphibien, außer Eidechsen und Fröschen, keine; Insekten, außer Fliegen, sind selten. — Die Steppen, welche Nordküste des kaspischen Meeres, sowie den Lauf des Wolgastromes und der kleineren Zuflüsse des Meeres von N. nach O. her (Ural, Jemba u. s. w.) begleiten, sind ganz ähnlich mit den sibirischen und turkestanischen. Das Mineralreich enthält reiche Schätze, die fast gar nicht benutzt werden. Merkwürdig ist der Ueberfluß an Mineralwassern und an Bergöl- oder Naphthaquellen in vielen Gegenden. Einige Quellen werfen einen mit Bergöl versetzten Schlamm aus, der Hügel bildet, die man wachsende Berge nennt. Sämmtliche Heilbäder Kaukasiens führen den Namen Alexandersbäder.

Die Einwohner bestehen aus kleinen Völkerschaften von verschiedener Abstammung und Sprache (Georgier, Awchasen, Lesghier, Osseten, Tscherkessen, Taschkenter, Khisten, Inguschen, Kharabulaken, Tschetschenzen, Tataren, Juden; auch in einigen Gegenden nomadische Araber). Sie sind theils griechische und armenische Christen, theils Mohammedaner, theils Juden, theils verehren sie Gestirne, Berge, Felsen, Bäume. Viele zeichnen sich durch eine schöne, regelmäßige und dauerhafte Körperbildung aus, besonders die Georgier und Tscherkessen (s. Georgien und Cirkassien), welche der schönste Menschenstamm in der Welt sind; daher auch die reizenden Cirkassierinnen und Georgierinnen von den Orientalen für ihre Harems gesucht werden. Die Kaukasier (überhaupt 900.000) stehen theils unter kleinen Fürsten, die oft nur einige Dörfer beherrschen, theils unter Aeltesten. Unter ihnen sind besonders merkwürdig 1) die Lesghier, wohnend im östlichsten Kaukasus bis ans kaspische Meer, in etwa 30 Hauptstämme zerfallend. Sie sind wild, grausam, räuberisch, tapfer bis zur Tollkühnheit, treu, so lang man sie bezahlt, gefürchtet in Kaukasien wegen ihrer Ueberfälle, als strenge Moslems Feinde der Christen, doch gastfrei. Eine Art von Sklavenrecht schützt die Gefangenen vor dem Aeußersten. Manche treiben Ackerbau; einige Stämme fertigen Waffen und Tuch, welches letztere den Weibern zu thun obliegt. Noch räuberischer und barbarischer sind die im hohen Kaukasus wohnenden 10 Stämme der Mitsdscheghi oder Kisten. Die Osseten, in 12 Stämmen, westlich den Letztern wohnend, ein ehemals cultivirtes christliches Volk, jetzt in wilder Unabhängigkeit in Dörfern unter Aeltesten lebend, sind wohlgebaut, die Weiber stark aber häßlich; treiben Ackerbau und Viehzucht, lieben Jagd und Gelage, sind nicht ungeschickt in Handarbeiten. Abasen, s. d. Als die Russen 1828 türk. Armenien und die Festung Akhalzich eroberten, unterwarfen sich mehre kaukasische Völker, darunter auch die Lesghier, dem russischen Scepter.

Alle Länder, welche auf und an dem Kaukasus liegen, heißen die kaukasischen Länder (zusammen 5478 QM., 1.673.500 Einw.); sie gehören seit dem 1813 zwischen Rußland und Persien geschlossenen Frieden zum russischen Reiche, ohne jedoch ihm förmlich unterworfen zu seyn. Unverändert blieben die Verhältnisse der Abhängigkeit, in welchem das

Volk zum Adel in Georgien und einem Theil Kaukasiens steht; nur hat jenes erleichternden Schutz durch die russischen Behörden. Das Gouvernement von Grusien zu Tiflis hat mehre Collegien (administrative und richterliche für Criminal- und Civiljustiz), auch ein medicinisches. Das einheimische (armenisch-griechische) Gesetzbuch des Königs Wachtang dient als Codex. Doch geht man davon je nach der Observanz, der Eigenthümlichkeit des Stammes, auch der Willkür der Beamten häufig ab. Sonst gelten die russischen Gesetze. Die Einkünfte sind den Kosten der Verwaltung nicht gleich. Ein bis 40.000 M. starkes Heer unter einem Militairgouverneur ist als Grenzcorps und gegen die tributzahlenden Bergvölker aufgestellt. Die russische Regierung war aber bis jetzt noch nicht im Stande, sich diese Wilden zu unterwerfen, oder gar den Bewohnern des Landes Liebe einzuflößen. — Der Ackerbau wird vernachlässigt, wovon theils die Trägheit der Einwohner, theils die Entvölkerung und die Unsicherheit Ursachen sind, indem die räuberischen Einfälle der Gebirgsbewohner, besonders der Lesghier, den Ackerbau treibenden Bewohnern dieser Gegenden die Früchte ihres Fleißes entziehen und die Menschen selbst als Sklaven fortführen. Die Viehzucht ist die wichtigste Nahrungsquelle. Die Industrieerzeugnisse bleiben meist im Lande. Schifffahrt ist im Innern unmöglich, weil die Flüsse zu reißend dahinströmen. Straßen sind nur mit riesenhafter Anstrengung durch die Berge zu brechen und Raubvölker sperren den Verkehr so, daß eine wichtige Depesche mit Kanonen begleitet werden muß. Von Geld weiß man in Kaukasien wenig; Tücher und Salz vertreten seine Stelle, im N. Schafe. Es gibt gegenwärtig 6 Kaukasusprovinzen: 1) Die Provinz Tiflis oder Grusien, auch russisch Georgien, mit der Hauptst. Tiflis (s. dd.). 2) Imerethi, russ. Melitenien, 645 QM., 270.000 Ew., mit der Hauptst. Kotatis, ein durch Handel belebter Ort am Rioni. 3) Tscherkessien, s. Cirkassien. 4) Daghestan mit der Hauptst. Derbend (s. dd.). 5) Schirwan, 445 QM., 133.000 Ew., mit Baku (s. d.), dem besten Hafen am kaspischen Meere. Jenseits des Terek liegt 6) an der Nordseite des Kaukasus die Provinz Kaukasien (vor 1822 das Gouvernement Georgiewsk), 1585 QM. mit 146.500 Ew., darunter 21.000 Russen, 48.000 Colonisten. Hier sind 22 Festungen längs dem Kuban, der Kama und dem Terek, zum Schutz gegen die wilden Völker des Kaukasus bestimmt, worunter Stauropol (seit 1825 Hauptst.), Georgiewsk, Kisliar, ein schöner und reicher Handelsort von 9000 Ew., Alexandrowsk. Konstantinogorsk hat berühmte Schwefelbäder. Piatigorsk, eine neue Stadt, ist der Sitz der Gerichtshöfe von Kaukasien. Karras, eine schöne schottisch-deutsche Herrnhutercolonie und Missionsposten, 1803 gegründet, mit Schulen und einer Buchdruckerei. Madschar, Handelsort. S. Gamba's Reise (Paris 1826, 2 Bde. u. Atlas) und Jul. v. Klaproth's „Gemälde des Kaukasus" (franz., Paris 1828).

Kaunitz-Rietberg (Wenzel Anton, Reichsfürst von), der Sohn des Grafen Maximilian Ulrich Joseph Fortunat von Kaunitz, der durch die Heirath mit einer Gräfin von Ostfriesland und Rietberg die Grafschaft dieses Namens ansichgebracht hatte, ward zu Wien 1711 geboren und, als der fünfte Sohn zum geistlichen Stande bestimmt, den er jedoch, als dieselben kurz nacheinander starben, wieder verließ, um sich den Staatsgeschäften zu widmen. Seine geistigen Fähigkeiten, unterstützt durch einen schönen und starken Körperbau und große Gewandtheit in allen Gattun-

gen von Leibesübungen, entwickelten sich nach Wunsch. Er studirte zu Wien, Leipzig und Leyden, bildete sich auf Reisen durch England, Frankreich und Italien und wurde von Kaiser Karl VI. 1735 zum Reichshofrath und kurz darauf zum zweiten kaiserl. Commissarius am Reichstage zu Regensburg ernannt, welche Stelle er bis zum Tode dieses Kaisers bekleidete und sich dann auf die Herrschaft Kaunitz in Mähren zurückzog. Die Königin Marie Theresia sandte ihn jedoch 1741 als Gesandter nach Rom und von da nach Florenz; er entledigte sich seiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenseitigen Parteien. Am Ende 1742 brachte er ein Bündniß Oestreichs mit Sardinien zu Stande, dem auch darauf England beitrat, und erweckte dadurch die günstigste Meinung von seinen Talenten. 1744 erhielt er die Stelle eines östreich. Ministers am Hofe Herzogs Karl von Lothringen, Generalgouverneur der östreich. Niederlande, führte in Abwesenheit des Herzogs Karl die Interimsregierung daselbst mit vieler Umsicht und Thätigkeit, bis zur Eroberung Brüssels durch die Franzosen (1746), nachdem er für die östreich. Truppen freien Abzug nach Antwerpen erhalten hatte. Da auch diese Stadt sich den Franzosen ergab, ging er nach Aachen und erhielt auf sein Ersuchen wegen geschwächter Gesundheit einen ehrenvollen Abschied. Dennoch erschien er kurz darauf als kaiserl. Gesandter beim Friedensschlusse zu Aachen, zeigte sich als gewandter Diplomatiker, wurde nach dem Frieden k. k. Conferenz- und Staatsminister, erhielt 1749 den Orden des goldenen Vließes, war dann von 1750—52 Gesandter in Paris und brachte es durch sein kluges Benehmen dahin, daß zwischen Oestreich und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen wurde. Vom Jahre 1753 an leitete er als Hof- und Staatskanzler fast alle Geschäfte der östreich. Monarchie, wurde 1764 von Kaiser Franz I. in den Reichsfürstenstand erhoben und genoß bis zu Marie Thereſens Tode unbegrenztes Vertrauen. Weniger groß war sein Einfluß unter Joseph II., der ihn zwar hörte, aber nicht immer seine Rathschläge beachtete. Sicher würden aber die Pläne dieses Kaisers zum Heil der Monarchie ausgeführt worden seyn, wenn er sorgfältiger den Rath dieses großen Staatsmannes beachtet hätte, bei dessen Verwaltung die Finanzen verbessert, der Gewerbfleiß geweckt, die Armee vermehrt und eine Menge nützlicher Einrichtungen getroffen worden waren. Da auch Leopold II. wenig auf ihn achtete, legte er bei Antritt Franz II. seine Hofstaatskanzlerwürde nieder und starb am 27. Juni 1794 an Entkräftung. Nie hat wohl ein Minister an irgend einem Hofe ein größeres Vertrauen auf längere Zeit genossen, als Kaunitz an dem seinigen. Dieß Vertrauen war auf die vollkommenste Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit und seinen Einsichten gegründet. Unter Josephs II. Regierung kam er nicht mehr nach Hofe, sondern der Kaiser ging, wenn er ihn sprechen wollte, zu ihm, und dieß geschah sehr oft. An den kirchlichen Reformen Josephs nahm Kaunitz den thätigsten Antheil. Zu Rom war man sogar überzeugt, daß sie alle von ihm allein ausgingen. Kaunitz hatte einen ausgebildeten Verstand. Seine Beurtheilung war langsam, aber desto reifer, und daher seine endliche Entscheidung fast immer richtig. Voltaire war sein Lieblingsschriftsteller, und Rousseau, der einige Wochen lang sein Privatsecretair in Paris gewesen war, wurde sehr von ihm geschätzt. Die dramatische Literatur der Franzosen liebte er leidenschaftlich; weniger kannte er die deutsche Literatur, obgleich er derselben, nachdem Wieland aufgetreten war, viel Aufmerk-

samkeit schenkte. Er schuf in der Lombardei und in den Niederlanden Akademien. Fremde Gelehrte fanden bei ihm Zutritt. Er brachte den verdienstvollen Geschichtschreiber der Deutschen, den würzburgischen Hofrath Schmidt, nach Wien. Noch entschiedener war seine Neigung für die Kunst und für die Künstler von seiner Lebensart. Die vortrefflich eingerichtete Kunstschule zu Wien ist fast ganz seine Schöpfung.

Kaunos und Biblis, Kinder von Miletos und Kyane, Tochter des Mäandros (n. And. von Eidothea, einer karischen Fürstentochter). Biblis, erzählt Ovid („Met." 9, 453.), liebte insgeheim ihren Bruder. Nachdem sie diese Leidenschaft vergebens zu bekämpfen gesucht, erklärte sie ihm ihre Liebe schriftlich, Kaunos erschrickt und flieht. Biblis folgt ihm nach; als sie aber nach Lykien gekommen, fällt sie nieder und wird zur Quelle. Kaunische Liebe, sprüchwörtlich für verbotene Liebe.

Kauris (Cowry-shells), auch Simbos, Zimbi, heißen kleine eiförmige, weiße, glänzende Porzellan- oder Schnecken- (Muschel-) schalen (Schlangenköpfchen), welche auf der Guineaküste, den Philippinen, in Bengalen ꝛc. als Scheidemünze gebraucht werden. Der Absatz derselben ist so groß, daß, ungeachtet des geringen Einkaufspreises (1778 bezahlte man das Pfund mit 1 Groschen) jährlich ungefähr für 200.000 Thlr. nach Bengalen geschickt werden.

Kauscher (Koscher) heißt bei den Juden, was rein und ihnen nach ihrem Gesetz zu genießen oder zu gebrauchen erlaubt ist. Kauscherwein, der zum Gebrauch der Juden gekoscherte und deßhalb versiegelte Wein.

Kausticität, s. Aetzkraft. Kaustik, s. Aetzkunst.

Kaustisch, ätzend, beißend, auch figürlich vom Witz.

Kaviar (Ikari, Störrogen), der (dunkelgrüne) Rogen an mehren großen Fischen, namentlich der Störe, der Hausen, der Belugas, der Sterleten, Sewrugen (letztere liefern den besten) u. a. m., welcher in Rußland aus den Fischen geschnitten und eingesalzen wird, worauf man nach 8 Tagen Pfeffer und kleingeschnittene Zwiebeln hinzuthut. Hierauf wird er getrocknet und als beliebte Speise auf geröstetem Semmel- oder Butterschnitten verzehrt. Der beste ist der krimische, für Kertsch und Jenikale ein Hauptausfuhrartikel.

Kean (Edmund), ein berühmter engl. Schauspieler, geb. in London d. 4. Nov. 1787. Sein Vater, ein armer Schneider, brachte ihn sehr früh als Figuranten in den Pantomimen auf dem Drurylanetheater an, wo er aber unter der Aufsicht des Positurmeisters seine Glieder durch so gewaltsame Dehnungen gelenkig machen mußte, daß er etwas ungestaltet wurde. Nach 5 Jahren vertrieb ein unglücklicher Zufall den Knaben von der Bühne. Die Mutter schickte ihn nun in eine Winkelschule; aber Ordnung und Gehorsam waren seine Sache nicht. Er verdung sich auf ein nach Madeira segelndes Schiff als Kajütenjunge. Auch hier gefiel es ihm nicht, und er dachte auf eine List, die ihn frei machte. Er stellte sich in Madeira taub und erlog dieß Gebrechen so glücklich, daß ihn der Capitain zurückschickte. In London war seine Mutter nicht zu erfragen; aber seine gewesene Amme empfahl ihn an Miß Tidswell, eine Schauspielerin des Drurylanetheaters. Kean ging zu Saunder's Truppe und erschien zum ersten Mal als Affe, wozu ihn seine Gliedergeschmeidigkeit ganz eignete, auf dem berüchtigten Bartholomäus- (Pöbel-) Jahrmarkte in London. Dann kam er zu einem Vorstadttheater, wo er Rolla's Anrede an die Peruaner mit Beifall sprach. Jetzt fing er an dra-

matische Schriften zu lesen. Seine Gönnerin, Mrs Tidswell, empfahl ihn an eine Schauspielergesellschaft in Yorkshire, wo er u. d. N. Carey erschien. Obwohl erst 13 J. alt, wußte er doch den Hamlet, Lord Hastings und Addisson's Cato so zu spielen, daß die Leute in der Provinz zufrieden waren. In Windsor sprach er vor der königl. Familie mit Beifall Satans Anrede an die Sonne aus Milton, und den ersten Monolog in Shakspeare's „Richard III.“ Um diese Zeit war er so glücklich, dem D. Drury zu gefallen, welcher ihn auf die Schule in Eton schickte, wo er mit einigen latein. Schriftstellern bekannt wurde. Allein der an völlige Ungebundenheit gewöhnte Jüngling blieb nur 3 Jahre in dieser Schule. Er nahm wieder den Namen Carey an und wanderte von nun an von Bühne zu Bühne. Als er in Guernsey den Hamlet spielte, behandelte ihn eine dortige Zeitung sehr schnöde; als er darauf im Richard erschien, zischte man. Kean sah dieß einige Zeit ruhig mit an, richtete aber eine Stelle in seiner Rolle, wo es heißt: „Ihr unmanierliche Hunde, steht, wenn ichs euch gebiete!“ an das Parterre. Nun wurde der Lärm noch ärger, und statt der Abbitte fertigte er die Zuhörer mit den Worten ab: „Ihr habt doch wenigstens Einmal Verstand dadurch bewiesen, daß ihr euch die eben ausgesprochenen Worte angenommen habt“. Dieser Uebermuth bekam ihm schlimm. Er mußte die Stadt verlassen und litt den äußersten Mangel, bis einige Freunde bei dem Gouverneur der Insel ein gutes Wort einlegten. Später wendete sich Kean nach Dorchester. Unterdessen hatte ihn D. Drury, sein alter Gönner, an den dirigirenden Ausschuß des Drurylanetheaters als den Mann empfohlen, welcher dieser immer mehr herunterkommenden Bühne allein aufhelfen könne, und er wurde nun auf 3 Jahre für Olddrury engagirt. Kean betrat zum ersten Male die londoner Bühne am 26. Jan. 1814 als Shylock. Der erste Abend entschied für ihn; die Kenner sahen eignes Studium. Was ihn aber zum Abgott der Londner machte (und noch jetzt seine Hauptrolle ist), war Shakspeare's Richard III. Die vornehmsten Kunstrichter (besonders die Beurtheilung des beliebten Hazlitt) setzten Kean sogleich auf den erledigten Thron des großen Garrick; und es scheint, daß weder die Heimtücke seiner Feinde noch seine eignen Thorheiten ihm das Lob eines vorzüglichen tragischen Schauspielers rauben werden. Auf der deutschen Bühne würde jedoch Kean schwerlich gefallen. Auch ist er bei aller Vielseitigkeit nicht in allen Charakteren gleich befriedigend. Im König Johann und Coriolan ist er nicht an seiner Stelle; aber als Othello und Sir Giles kann es ihm kein Zeitgenosse gleich thun. Als er Massinger's Juden zuerst gespielt hatte, gaben ihm die Schauspieler u. A. als Zeichen ihrer Hochachtung (25. Juni 1814) einen goldenen Becher, und als er 1819 in Edinburg den Macbeth spielte, ein Prunkschwert. Ein so lebensfroher, sorgloser Mann wie Kean kann nicht anders als in häufige Verlegenheiten gerathen. Auch hat er viele Kämpfe mit Autoren u. A. bestehen müssen, vornehmlich mit dem dramatischen Schriftsteller Bucke. Aber Kean's Schwächen werden aufgewogen durch seine Wohlthätigkeit gegen Nothleidende, besonders gegen Kunstgenossen. Einige Monate des J. 1820 spielte er auf den nordamerikan. Schaubühnen in Neuyork, Philadelphia und Baltimore im Ganzen mit Beifall, obgleich in der letztern Stadt nicht ohne Verdrießlichkeiten, deren er auch kürzlich in seinem Vaterlande sich zugezogen hat. S. „Biography of the British Stage“ (London 1824). Er starb am 15. Mai 1833 zu Richmond.

Kegel, in der Geometrie, jeder pyramidalische Körper, der zur Grundfläche eine Cirkelfläche hat. Man kann sich die Entstehung eines Kegels denken, wenn sich ein rechtwinkliches Dreieck um den senkrecht stehenden Schenkel herum bewegt. Die senkrechte Linie, welche von der Spitze des Kegels in den Mittelpunkt seiner Grundfläche gezogen wird, heißt die Axe. Bei einem geradestehenden Kegel ist sie zugleich die Höhe. Bei einem schiefstehenden Kegel fällt die Axe außerhalb des Mittelpunkts der Grundfläche und hört auf Axe zu seyn. — In der Mathematik, eine spitz zulaufende kreisförmigeRündung, deren Kegelschnitte mannigfaltige Figuren bilden. — **Kegel** nennt der Buchdrucker die Dicke der Lettern von verschiedenen Schriftgrößen — und der Artillerist das Visir bei den Kanonen.

Kehl, Dorf im bad. Kinzigkreise, mit 980 Einw., ehemal. Reichsfestung am Ausflusse der Kinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem ½ Stunde davon gelegenen Strasburg führt. Die Festung ward zu Ende des 17. Jahrh. von den Franzosen erbaut und sollte ein Schlüssel seyn zu den Eroberungsplanen Ludwigs XIV. auf dem rechten Rheinufer. Im ryswicker Frieden 1697 kam Kehl an den Markgrafen von Baden-Baden, wobei sich Kaiser und Reich das Besatzungsrecht vorbehielten. In der Mitte des vor. Jahrh. aber wurden die Wälle abgetragen; Kehl ward ein bedeutender Fabrik- und Handelsort; auch legte hier Beaumarchais die Druckerei an, aus welcher die Ausgabe des Voltaire und andere Prachtdrucke hervorgingen. Während des Revolutionskrieges stellte man die Festungswerke wieder her. Kehl mußte mehre Belagerungen aushalten (die merkwürdigste 1796), war abwechselnd in deutschen und franz. Händen, brannte 3 Mal nieder, und wurde 1808 von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, bis es 1814 an Baden zurückfiel. 1815 wurden die Festungswerke abgetragen.

Keil, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes so häufig gebraucht wird, ist ein viereckiges, in Verhältniß zu seiner Breite und Dicke langer Körper, der nach dem einen Ende in eine gerade Schärfe, oder auch in eine Spitze ausgeht. Die Größe seiner Wirkung hängt von der Neigung seiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes selbst und von dem Widerstande der gespaltenen Flächen ab, und ihre Bestimmung gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig ist die Lehre vom Keil in der Theorie der Gewölbe. In der Baukunst wird auch der Schlußstein Keil genannt.

Keilschriften. Sie finden sich auf alten Denkmälern in der Gegend des Euphrats mit Schriftzügen in Keilform. Nachdem man herausgebracht hatte, daß es mehre Arten dieser Schriftzeichen gab, wissen wir, daß die persische oder medische Schrift 3 und die babylonische oder medische 2 Unterarten hat, daß erstere gemeiniglich die 3 Gattungen unter einander stehend enthält, die Wort für Wort sich entsprechen, dagegen letztere sich immer nur einfach, auf gebrannten oder natürlichen Steinen, auf Gemmen und cylinderförmigen Amuletten finden, daß die persische Keilschrift (in den Ruinen von Pasargadä und Persepolis ꝛc.) Namen ihrer Könige und Glückwünsche für diese und ihr Volk und die babylonische Formeln als Talisman wider böse Dämonen enthält. (S. „Die assyrische Keilschrift erläutert ꝛc., herausgeg. von Dorow", Wiesbaden 1820.) Eine von der persisch-babylonischen verschiedene Keilschrift (die

altassyrische) hat Prof. Schulz aus Gießen zu Wan im türk. Armenien 1827 entdeckt.

Keiser (Reinhard), berühmter Tonkünstler, geb. 1673 zu Leipzig, bildete sich auf der Thomasschule so sehr aus, daß der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 1692 ihm auftrug, zwei Opern zu componiren, welche großen Beifall erhielten. Zwei Jahre darauf ging er als Cantor am Dom zu Hamburg dorthin, dirigirte die Oper daselbst und starb 1739. Außer Concert- und Kirchenmusiken hinterließ er 116 Opern, in welchen sämmtlich eine so geniale Erfindung, eine solche Neuheit der Gedanken und besonders ein so edler, melodischer Gesang und richtige Behandlung des Textes herrschen, daß man ihn, besonders wenn man bedenkt, daß er fast Alles aus sich selbst erfand, für einen der größten Componisten, die je gelebt haben, erkennen muß. Auch war er der Erste, der bei der Composition seiner Texte auf die verschiedenen grammatikalischen und theoretischen Accente und Einschnitte in der Rede sah. Der König von Dänemark und der Herzog von Mecklenburg ertheilten ihm den Titel eines Hofcapellmeisters.

Keith (George), ein berüchtigter Quäker, aus Schottland gebürtig, aus niederm Stamme, war anfangs ein eifriger Presbyterianer, trat aber zu den Quäkern über und suchte die Lehrmeinung dieser Sekte in Holland und Deutschland auszubreiten. Später ging er nach Amerika, wurde, nach Europa zurückkehrend (1694), auf einer allgemeinen Synode zu London wegen seiner Meinungen als Ketzer verdammt, kehrte, nachdem er sich lange geweigert, endlich in den Schoß der englischen Kirche zurück und starb in großer Dürftigkeit einige Jahre darauf. Er leugnete die Ewigkeit der Höllenstrafe, lehrte die Metempsychosis und 2 Naturen in Christo. Um einen Beweis seiner Orthodoxie zu geben, schrieb er später ein Werk unter dem Titel: "The Stand of the Quakers examined", London 1702. 8., vorzüglich gerichtet gegen die Apologie von Barkley. — 2) (George), Erbmarschall von Schottland, bekannter u. d. N. Lord Marschall, der älteste Sohn vom William, Grafmarschall von Schottland, geb. 1685 in der Grafschaft Kinkardine, ward unter der Königin Anne Capitain der Garden, diente mit Auszeichnung unter dem berühmten Marlborough und ergriff nach der Königin Tode mit großem Eifer die Stuartsche Partei, Schottland zu Gunsten des Prätendenten bewaffnend, den er zu Edinburg als König ausrufen ließ. Die Uneinigkeit unter den Häuptern der Partei nöthigte jedoch den Prätendenten bei Annäherung eines engl. Heeres, sich wieder einzuschiffen und den Lord Marschall, sein Vaterland zu verlassen. Er besuchte hierauf fast alle europäische Höfe, um dem unglücklichen Prätendenten Unterstützung zu verschaffen, ging endlich, da dieß vergeblich war, nach einem langen Aufenthalte zu Venedig nach Berlin, um seinen Bruder zu besuchen, und wurde vom Könige von Preußen zum Statthalter von Neufchatel ernannt, worauf ihn derselbe auch als Gesandter nach Spanien schickte. Das Bündniß Preußens mit England gestattete ihm endlich, nach seinem Vaterland zurück zu kehren, doch bald kam er wieder zu Friedrich II., der ihn in Potsdam liebreich aufnahm. Hier starb er den 25. Mai 1778. — 3) (Jakob von K.), preuß. Generalfeldmarschall, Gouverneur von Berlin und Ritter mehrer Orden, jüngster Sohn Georg Keith's, Marschalls von Schottland, geb. 1690 zu Fretteressa in der Grafschaft Kin-

kardine, bildete sich zu Aberdeen, nahm 1715 an dem von seinem Bruder erregten Aufruhr in Schottland Theil, der durch die Schlacht bei Dumblein, welche der Herzog von Argyle gewann, unterdrückt wurde, und verließ mit seinem Bruder gemeinschaftlich, dem Prätendenten nach Urbino folgend, sein Vaterland. Nachdem 1710 ein zweiter Versuch, welchen der span. Minister Alberoni zu Gunsten des Prätendenten von Spanien aus unternahm, mißlungen war, nahmen beide Brüder span. Kriegsdienste, die jedoch Jakob von Keith, weil der friedliche Zustand in Spanien ihm keine Gelegenheit zur Auszeichnung darbot, 1728 mit dem russ. Dienste vertauschte, wo er die Gunst Peters II. und der Kaiserin Anna in einem hohen Grade genoß. Er befand sich 1733 mit bei der russ. Hülfsarmee, welche unter dem Befehle des Prinzen von Homburg zur Unterstützung des Kurfürsten von Sachsen in Polen einrückte, zeichnete sich überall durch Muth und Einsicht aus und wurde deßhalb 1735 zum Generallieutenant ernannt. Ebenso befand er sich unter dem General Laski bei der russ. Hülfsarmee von 40.000 Mann, die die kaiserl. Truppen am Rhein verstärken sollte, die aber wegen des zu Zeit geschlossenen Friedens nicht an den Ort ihrer Bestimmung gelangte. Mit gleicher Auszeichnung diente er 1736 und 37 gegen die Türken, wurde bei der Bestürmung von Oczakow den 2. Juli verwundet, erhielt aber dennoch die Aufsicht über die Linie an der Grenze der Ukraine und der Tatarei, trieb die Angriffe der Tataren auf allen Punkten zurück und wurde von der Kaiserin deßhalb zum General der Infanterie ernannt. 1741 erwarb er sich neue Lorbeern gegen die Schweden im Treffen bei Wilmanstrand (den 3. Sept.), half im folgenden Jahre Finnland erobern und trug vieles zur Uebergabe von Helsingfors (den 3. Sept. 1742) bei, wofür er den St.-Andreasorden erhielt. 1743 schlug er sogar den schwedischen Admiral Ravalin (den 30. Mai) an der finnländischen Küste und beförderte nach geschlossenem Frieden (den 27. Juni 1743) die Ernennung des Prinzen Adolf Friedrich von Holstein-Eutin zum Kronprinzen von Schweden mit 10.000 Mann Russen. Vom Kanzler Bestuchef jedoch beleidigt, trat er 1747 als Feldmarschall in preuß. Dienste, wurde das Jahr darauf Statthalter von Berlin und Ritter des schwarzen Adlerordens, worauf er sich in der Schlacht von Lowositz bei Prag den 6. Mai 1756 und der darauf erfolgten Belagerung dieser Hauptstadt, sowie nach der kolliner Schlacht bei Roßbach den 5. Nov. unternahm er einen Einfall in Böhmen, bemächtigte sich der feindlichen Magazine bei Leutmeritz und war 1758 mit bei Einnahme von Schweidnitz und der Belagerung von Ollmütz und wurde noch in demselben Jahre (den 4. Oct.) bei Hochkirchen, wo Daun Friedrich II. überfiel, tödtlich verwundet und starb wenige Stunden darauf. Keith war ein Mann von großen Talenten, ausgezeichneter Tapferkeit, strenger Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Lord Marshall, sein Bruder, schrieb an Madame Geoffrin nach Paris: „Denken Sie sich welch' eine große Erbschaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat an der Spitze eines großen Heers Böhmen gebrandschatzt, und ich habe 70 Dukaten bei ihm gefunden!“ Friedrich d. Gr. ließ ihm in Berlin auf dem Wilhelmsplatz eine Marmorstatue errichten.

Keläno, s. Harpyen.

Keller (Johann Balthasar), ein ausgezeichneter Erzgießer, geb. zu Zürich 1638, ließ sich in Paris unter Ludwig XIV. nieder und unternahm nach Girardon's Modell zuerst die Bildsäule Ludwigs XIV. aus

einem einzigen Gusse zu gießen, nachdem früher die Statuen in einzelnen Stücken gegossen worden waren. Das Wagstück gelang und die Statue wurde 1692 auf dem Vendomeplatz aufgestellt, welche zur Revolutionszeit durch den wüthenden Pöbel zertrümmert wurde. Der König von Frankreich belohnte ihn mit einer großen Summe Geld und gab ihm die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses. Er starb zu Paris 1702. Auf gleiche Weise zeichnete sich im Gießen sein Bruder Jakob Keller aus, welcher 1700 zu Colmar im 65. Lebensjahre starb.

Keller (Georg), wurde zu Ewattingen auf dem Schwarzwalde unweit des badischen Fleckens Bonndorf 1760 geboren, der Sohn eines Hufschmieds. Nach dem Wunsche seiner katholischen Eltern zum geistl. Stande bestimmt, besuchte er zuerst die Schule zu Villingen und darauf das Gymnasium zu Freiburg im Breisgau, begab sich später nach Wien und widmete sich mit Eifer dem Studium der philosophischen und theologischen Wissenschaften. 1778 in seine Heimath zurückgekehrt, trat er als Novize in das Benedictinerstift St.-Blasien, wo unter dem gelehrten Fürstabt Martin Gerbert eine wissenschaftliche Thätigkeit sich entwickelt hatte. Schon als Novize ward ihm das Lehramt der Philosophie und bald nachher auch der Mathematik, Diplomatik und Münzkunde übertragen. Er legte 1785 sein Gelübde ab und erhielt den Ordensnamen **Victor**. Nachdem er in demselben Jahre die Priesterweihe erhalten, übernahm er im Kloster das Lehramt des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte und lebte ganz den Wissenschaften. Während seines klösterlichen Lebens sammelte er reichen Stoff zu einer Geschichte der Bisthümer Verden, Eichstädt und Augsburg und zu zwei Werken über Diplomatik und Alterthumskunde, deren später vollendete Handschriften er der Cantonsbibliothek zu Aarau geschenkt hat. Als nach dem Tode des Abts Gerbert zu einer neuen Wahl geschritten ward, erhielt Keller mehre Stimmen. Nun ward er auf die zum Kloster gehörige Propstei Gurtweil geschickt und erhielt später die stiftische Pfarrei zu Schluchsee auf dem Schwarzwalde, wo er einsam sich seinen Studien widmete, bis er kurz vor der Auflösung des Stifts St.-Blasien als Pfarrer zu Wieslikon im Canton Aargau angestellt wurde. Von der Cantonsregierung 1806 zum Pfarramt in Aarau berufen, trat er in ein neues Leben, und als ihm später auch die Aufsicht über das Schulwesen in sämmtlichen katholischen Bezirken und seit 1812 von dem Bisthum Konstanz das bischöfliche Commissariat war übertragen worden, öffnete sich ihm ein umfassender Wirkungskreis. Keller nahm eifrigen Antheil an dem von Wessenberg gestifteten „Archiv für die Pastoralconferenzen des Bisthums Konstanz", das einen Vereinigungspunkt für die höher strebenden Geistlichen bildete. Während Keller in Aarau wirkte, erschienen dort die „Stunden der Andacht", anfangs in einzelnen Nummern, später (1815) in Jahrgängen. Es war im wohlverstandenen Interesse des Verlegers, den Verfasser eines Werkes, das ein allgemeines Erbauungsbuch seyn sollte, in einen dichten Schleier zu hüllen. Das Werk hat besonders unter den Katholiken die erbittertsten Gegner gefunden, welche die Umgehung aller positiven Satzungen als eine Begünstigung des Unglaubens brandmarkten. Es ist jetzt aus innern Gründen, der Uebereinstimmung der Ansichten und der Darstellungsweise mit seinen anerkannten Erbauungsschriften, wie aus äußern mehr als wahrscheinlich, daß Keller nicht nur, was er in der letzten Zeit seines Lebens selbst gestanden haben soll, mehre in dem

Werke befindliche Aufsätze geschrieben hat, sondern auch der Hauptverfasser gewesen ist und der größte Theil desselben aus den von ihm gehaltenen, mit wenigen Abänderungen aufgenommenen Predigten besteht. Der Wunsch, in einem noch größern Wirkungskreise zu arbeiten und dem Bisthumsverweser von Wessenberg näher zu kommen, brachte ihn 1814 dahin, seine glückliche Lage in Aarau zu verlassen und die erledigte Stelle eines Decans und Pfarrers in Zurzach zu suchen. Hier mußte er bald seinen Entschluß bereuen. Des Kampfes mit seinen Gegnern müde, übernahm er 1816 durch Uebereinkunft mit dem bisherigen Inhaber der Pfründe das Pfarramt zu Grafenhausen auf dem Schwarzwalde. In dieser Einsamkeit, abgeschnitten von dem erheiternden Umgange gleichgesinnter Freunde und vom wissenschaftlichen Verkehr, schrieb er seine „Ideale für alle Stände, oder Sittenlehre in Bildern" (dritte Aufl., Aarau 1831). Gegen seinen Willen mußte er 1819 die einstweilige Verwaltung des Decanats in seinem Sprengel übernehmen, die er bis 1820 unter entmuthigenden Schwierigkeiten führte. Kein hellerer Stern leuchtete ihm in Pfaffenweiler bei Freiburg, wo er 1820 Pfarrer wurde. Er bearbeitete hier nach frühern Vorträgen sein „Katholikon. Für Alle unter jeder Form das Eine" (dritte Aufl., Aarau 1832), und auch dieses Werk, wie die „Ideale", erinnert lebhaft an die „Stunden der Andacht". Die Berührung mit dem wissenschaftlichen Leben auf der nahen Hochschule mußte den Wunsch in ihm wecken, aus seinen beengenden Verhältnissen zu treten; aber sein Gesuch um die erledigte Lehrstelle der Dogmatik fand einen Berichterstatter in der theologischen Facultät, der die Belege seines ungünstigen Gutachtens aus den „Idealen" nahm, und die Regierung entschied nach dem Berichte. Im Dec. 1823 ward er plötzlich von einem Nervenleiden befallen, welches ihn so sehr lähmte, daß er Gedächtniß und Sprache verlor. Erst nach langer Zeit kam sein Sachgedächtniß allmälig zurück. Das Erste, was er wieder schrieb, waren einige Sätze, die in Styl und Schreibung und in ungewöhnlichen Wortformen das schmerzliche Ringen des zerrütteten Geistes mit dem Ausdruck zeigten. Nach einem längern Aufenthalt zu Liestall bei Basel kam er genesen, aber nicht mit völlig gekräftigter Gesundheit nach Pfaffenweiler zurück. Er blieb, wie er selber sagte, für die Welt todt, die Kraft seines Geistes abgespannt, zu gelehrten Arbeiten unfähig. Der Tod löste seine Qualen am 7. Dec. 1827. In den letzten fünf Jahren seines Lebens beschäftigte ihn eine Reihe kleiner Aufsätze, die er „Goldenes Alphabet" nennen wollte, und bis zum Buchstaben K vollendet hinterließ. Sie bilden die unter dem Titel „Nachlaß" (2 Bde., Freiburg 1830) erschienene Sammlung und zeigen häufig die ermattete Kraft. Ein anderer auf vier Bände berechneter Theil seines Nachlasses sind „Blätter der Erbauung und des Nachdenkens", die auch den Titel: „Fortsetzung der Stunden der Andacht" (erster und zweiter Band, Freiburg 1832), führen.

Kellermann (Franz Christian), Herzog von Valmy, Marschall und Pair von Frankreich, geb. 1735 zu Strasburg, trat 1752 als gemeiner Husar in franz. Kriegsdienste, schwang sich im 7jähr. und im poln. Föderationskriege durch Tapferkeit nach und nach empor, sodaß er 1788 Marechal de Camp war. Seine zu Anfang der franz. Revolution bewiesene Thätigkeit stellte unter den Truppen im Elsaß die Mannszucht wieder her und er erhielt deßhalb vom Nationalconvent eine Bürgerkrone. Beim Einmarsch der Preußen in Champagne befehligte er die

franz. Moselarmee und hielt am 20. Sept. 1792 den berühmten Angriff des Herzogs von Braunschweig aus. Diese sogen. Kanonade von Valmy bestimmte die Alliirten zum Rückzug und entschied nicht bloß den ganzen Feldzug, sondern vielleicht Europas Schicksale und Frankreichs Waffenherrschaft bis 1813. Dennoch legte ihm Custine zur Last, daß er Trier nicht weggenommen habe. Er erhielt hierauf den Oberbefehl bei der Belagerung von Lyon, wurde dann zur Alpenarmee versetzt, und ohnerachtet der guten Vertheidigung der südlichen Grenze im Sept. 1793, der Verrätherei beschuldigt und in die Abtei gebracht, woraus ihn erst Robespierre's Sturz und ein Ausspruch des Revolutionstribunals den 6. Nov. 1794 befreite. Auf kurze Zeit befehligte er im folg. J. die Alpenarmee, setzte 1797 Lyon in Belagerungszustand und organisirte die Gendarmerie, wurd hierauf Generalinspector und trat nach dem 18. Brumair in den Erhaltungssenat, zu dessen Präsidenten er den 2. Aug. 1801 ernannt wurde. Napoleon erhob ihn zum Reichsmarschall, Großoffizier der Ehrenlegion und Commandeur der eisernen Krone, sowie ihm derselbe auch den Johannisberg als Dotationsschenkte und 1808 zum Herzog von Valmy und Oberbefehlshaber der Canalküstenarmee ernannte. Während des östr. Kriegs und des von 1812—14 organisirte er die Neuconscribirten im Elsaß, erklärte sich den 1. April 1814 für Ludwig XVIII. und wurde noch in demselben Jahre Pair des Reichs, Großkreuz des St.-Ludwigsordens und Gouverneur der 5. Militairdivision. Bei Napoleons Rückkehr von Elba blieb er den Bourbons treu und behielt deßhalb auch seine Würden. Er starb am 12. Sept. 1820 in dem Alter von 85. J. In seinem letzten Willen hatte er verordnet, daß sein Herz auf dem Schlachtfelde von Valmy sollte begraben und der einfache Denkstein mit folgender Inschrift bezeichnet werden: Ici sont morts glorieusement les braves qui ont sauvé la France au 20. Sept. 1792. Un soldat, qui avait l'honneur de les commander dans cette mémorable journée, le maréchal Kellermann, duc de Valmy, dictant, après 28 ans, ses dernières volontés, a voulu que son coeur fut placé ou milieux d'eux. Diese Handlung fand am 20. Oct. 1820 auf eine feierliche Weise statt.

Kellgren (Heinrich), schwedischer Dichter und Literator, geb. 1751 in Schonen, studirte auf der Universität Abo. In Stockholm nahm Gustav III. sein poetisches Talent in besondern Schutz gegen seine Feinde und Neider, und erhob ihn über die Sorgen für seine bürgerliche Lage. Kellgren war einer der Ersten, die zum Mitgliede der vom K. Gustav 1786 gestifteten Akademie der Wissenschaften in Stockholm ernannt wurden. Von dieser Zeit an widmete sich der Dichter besonders dem Studium der Geschichte. Aber angestrengte Thätigkeit bei einem schwächlichen Körper kürzte sein Leben. Er starb 1795 zu Stockholm. Sein Grab bezeichnet die Inschrift: Poetae, philosopho, civi, amico lugentes amici. — Kellgren wird im ganzen Norden als einer der phantasterischsten Dichter geschätzt. Sein Geist hatte Tiefe und erfaßte sinnig jeden Gegenstand. Eine Gesammtausgabe seiner Oden, Tragödien und lyrischen Gedichte erschien nach seinem Tode in Stockholm; darin befinden sich auch seine Uebersetzungen mehrer Oden des Horaz und Tibull, und einiger Sachen von Voltaire, sowie seine „Versuche über Moralphilosophie". Mehre Jahre redigirte Kellgren den literarischen Theil der stockholmer Zeitschrift, wobei er durch gehaltvolle Kritiken dem Ungeschmack und der Anmaßung mittelmäßiger Köpfe einen Damm zu setzen suchte, sich aber dadurch unter dieser zahlreichen Classe viel Gegner zuzog.

Kemble (John Philipp), einer der ersten englischen Schauspieler, geb. zu Preston in Lancastershire 1757, erhielt von seinem Vater, Roger Kemble, der sich als Schauspieler ebenfalls vortheilhaft bekanntgemacht hat, eine sorgfältige Erziehung. Zum geistlichen Stande bestimmt, studirte er im Collegium zu Douay in Flandern, verließ aber die Schule und ward, wider den Willen seiner Familie, Schauspieler. Er trat zuerst zu Wolverhampton als Theodosius, in Rowe's Tragödie dieses Namens, mit großem Beifall auf, besuchte dann Manchester, Liverpool und York und ging 1781 nach Dublin. Hier trat er in der Rolle des Hamlet auf, worin er seitdem ohne Nebenbuhler glänzte. Nicht mit gleicher Auszeichnung versuchte er sich in komischen Rollen. 1783 kam er nach London, wo er zuerst als Hamlet auf dem Theater Drurylane auftrat. Zehn Jahre später ward er Regisseur und blieb es bis 1796. Er hatte in diesem Zeitraume, als ein feiner Kenner der dramat. Werke seiner Nation, wovon er vielleicht die größte Sammlung in England besitzt, manches treffliche ältere Stück wieder aufs Repertoir gebracht. Dagegen fanden seine neuen Lesarten, wodurch er z. B. den Text der Shakspeare'schen Stücke, deren er 24 für die Bühne bearbeitete, häufig veränderte, nicht den Beifall der Kritiker. Nach manchen Verdrießlichkeiten nahm er seinen Abschied und besuchte 1802 und 1803 Frankreich und Spanien. Nach seiner Rückkehr kaufte er für 20.000 Pf. einen Antheil am Coventgardentheater und trat hier an Lewis's Stelle. Kemble war ein Schauspieler von großem Talent und Studium. In heroischen Rollen, deren Charakter mehr in Kraft und Würde als im Pathos besteht, in philosophischer Declamation und in Rollen würdevoller Zärtlichkeit hatte er vielleicht seines Gleichen nicht. Seine Hauptrollen waren Hamlet, Macbeth, Coriolan, Beverley und Othello. Als Schriftsteller hat sich Kemble durch einige Farcen, z. B. "The projects", "The pannel", "The farmhouse", und durch einige Umarbeitungen bekanntgemacht. Eine Sammlung von Jugendgedichten hat er bald nach ihrer Erscheinung unterdrückt. Er trat zum letzten Male als Coriolan auf. Mit der größten Bewunderung seiner Kunstleistung ward dieser Abschied vom Hause und seinen Freunden gefeiert. Lord Holland überreichte ihm bei dem festlichen Mahle eine prächtige Vase mit der Inschrift, daß Kemble 34 Jahre lang die Würde des Drama und Shakspeare's Ruhm auf der Nationalbühne behauptet habe. Er zog sich später in die Schweiz zurück und starb zu Lausanne den 26. Febr. 1823. Die "Memoirs of the life of J. Ph. Kemble" (von J. Boaden, London 1825, 2 Bde.) enthalten die Geschichte des engl. Theaters seit Garrick. S. seine Biographie (von Huttner) im 9. Heft der "Zeitgenossen". — Kemble's Schwester ist die berühmte Siddons.

Kempelen (Wolfgang von), k. k. Hofrath und Referendar bei der ungar. Hofkanzlei, geb. zu Presburg den 23. Jan. 1734, starb zu Wien den 26. März 1804. Diesen erfinderischen Mann und mechan. Künstler, dessen Werk: "Mechanismus der menschl. Sprache", mit 27 Kupfern. (Wien 1791), auch in franz. Sprache erschienen ist, hat die Schachmaschine berühmt gemacht, die er 1769 der Kaiserin Maria Theresia zum ersten Male zeigte. Sie stellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkisch gekleidet ist und vor einem Tische sitzt, auf welchem ein Schachbret steht. Der Tisch selbst hat an den Füßen Rollen, um ihn von einer Stelle auf die andre bewegen, und somit den Verdacht, als

sey ein Mensch unter dem Tische verborgen, um so mehr vermeiden zu können. Diese Maschine spielte mit den geschicktesten Spielern und war ihnen fast immer überlegen. Inwiefern der Erfinder, der immer neben dem Tische stand, oder auch in ein auf einem entfernten Tische befindliches, mit dem Schachspieler selbst in keiner Verbindung stehendes Kästchen sah, das Spiel des Schachspielers leitete, oder ob in der Maschine selbst ein Mensch verborgen war, hat nicht entdeckt werden können. Der Erfinder war stets bereit, das Innere der mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllten Maschine Jedem, der es verlangte, zu zeigen. Da die Züge eines Schachspielers indeß nur durch ein denkendes Wesen hervorgebracht werden konten, so war nur ein solches im Stande, den gethanen Zügen entsprechende entgegenzusetzen, und folglich mußte, auf welche Weise es auch bewerkstelligt wurde, ein denkendes Wesen mit ihr in verborgener Verbindung stehen. Demnach lag das Verdienstliche der Maschine mehr in dem Mechanismus, als in der Kunst, mit welcher sie ihrem Gegenspieler die Partien abzugewinnen wußte. Kempelen ging mit dieser Maschine nach Paris und 1785 nach England. Nach seinem Tode verkaufte sie sein Sohn an einen geschickten Mechaniker. Sie befand sich 1812 in der Villa Bonaparte zu Mailand, 1819 zu London und 1822 wieder zu Paris. 1778 erfand Hr. v. Kempelen die noch künstlichere Sprachmaschine, welche, $1\frac{1}{2}$ Fuß breit und $\frac{1}{4}$ F. lang, aus einem viereckigen, mit einem Blasebalge versehenen Kasten bestand. Wenn der Blasebalg nebst seinen Klappen, nach Verhältniß der zu sprechenden Wörter, bewegt wurde, so sprach die Maschine alle Sylben deutlich und vernehmlich aus. Der Mechanikus Posch in Berlin hat eine Wiederholung dieser Maschine mit vielen Verbesserungen 1828 in Berlin ausgestellt.

Kemper (Johann Melchior), D., Staatsrath und Ritter des belgischen Löwenordens, Professor der Rechtswissenschaft in Leyden und Mitglied der zweiten Kammer der Generalstaaten im Königreich der Niederlande, geb. zu Amsterdam 1776, lebte anfangs in seiner Vaterstadt als Advocat, wo er sich bei den politischen Unruhen zu den gemäßigten Patrioten hielt, in deren Clubb er Secretair war. Er mußte deßhalb von den wärmern Freiheitsfreunden manche Zurücksetzung erdulden, bis die Ereignisse vom 12. Juni 1798 diesen das Ruder entrissen, worauf er die Stelle eines Professors zu Harderwyk erhielt. 1806 folgte er seinem Lehrer Eras im Lehrfache des bürgerlichen Rechts zu Amsterdam. Drei Jahre später kam er in gleicher Eigenschaft nach Leyden. Hier arbeitete er im Verein mit Cuvier und Noël, im Auftrag der franz. Regierung, ein Gutachten über den Stand des öffentlichen Unterrichts in seinem Vaterlande aus. Nach den Unfällen Napoleons in Rußland war Kemper Einer der Ersten, die sich mit dem Grafen Gysbert von Hogendorp und Van der Duyn, die sich an die Spitze der Insurrection stellten, verbanden. Er ging hierauf mit Faunius Scholten nach Amsterdam, um auch hier die Einwohner zum Abfall zu bewegen. Später bemühte sich Kemper den aus England zurückgekehrten Prinzen von Oranien zur Einführung einer anticonstitutionnellen Regierungsform zu bereden, was jedoch der edle Fürst nicht that, sondern seinen neuen Königsthron auf eine die Rechte des Volks ehrende Verfassung gründete. Kemper nahm Theil an der Abfassung des Grundgesetzes des Königreichs und verwaltete hierauf in Leyden sein früheres Lehramt. Nachdem die Universität neu organi-

sirt worden war, trat er als Abgeordneter der Provinz Holland in die zweite Deputirtenkammer (1817), wo er an dem Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches Theil nahm, übrigens aber sich fast nur durch Vorschläge und Abstimmungen im Sinne des Ultras, z. B. bei Verwerfung der Anklagefähigkeit der Minister, bemerklich machte. — Von seinen zum Theil sehr scharfsinnigen Schriften erwähnen wir seine von der Teyler'schen Gesellschaft zu Harlem gekrönte Preisschrift: „Versuch über den Einfluß der politischen Begebenheiten und religiösen Meinungen der letzten 25 Jahre auf die religiösen und moralischen Fortschritte der Völker Europas". Diese im Ganzen sehr geistreich abgefaßte und nur im Betreff Napoleons und der franz. Revolution etwas einseitige Schrift ist auch ins Deutsche übersetzt worden. Kemper starb den 20. Juli 1824.

Kempis (Thomas a), s. Thomas a Kempis.

Kenilworth, Lustschloß des Lord Leicester, der hier die Königin Elisabeth 1576 14 Tage lang bewirthete. Walter Scott's Roman „Kenilworth" (Edinburg 1821) hat diese Scenen und die der Jungfrau-Königin gegebenen Feste meisterhaft geschildert.

Kennicot (Benjamin), D. und Prof. der Theologie zu Oxford, geb. 1718 zu Tottneß in Devonshire, wo sein Vater ein armer Schuhmacher und zugleich Küster war, hat sich durch seine weitläufige und kostbare Sammlung von Lesarten aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräischen Bibel, und durch den Abdruck derselben unter dem hebr. Texte verdient gemacht. Dieses Werk führt den Titel: „Vet. Test. hebr. cum variis lectionibus" (2 Bde., Oxford 1776—80, Fol.). Dem 2. Bande ist eine „Diss. gener. in V. T. hebr." vorgedruckt, welche Bruns (Braunschw. 1783) besonders herausgeg. und mit Anmerk. versehen hat. Kennicot war bei dieser mühsamen und kostspieligen Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehren 1000 Pf. St. unterstützt und somit in den Stand gesetzt worden, mehre Gelehrte, unter Andern Bruns, nach Spanien, Italien, Deutschland u. s. w. zu schicken, welche Handschriften und Ausgaben vergleichen sollten. Allein im Ganzen hat man der Schreibfehler viele, der brauchbaren Lesarten hingegen sehr wenige in dem Werke selbst gefunden. Auch fehlte Kennicot theils selbst im Plane, theils war er weder mit den morgenländischen Sprachen noch mit den echten Grundsätzen der Kritik vertraut genug. Nach seinem Tode erschienen von ihm: „Remarks on select passages in the Old Test. to which are added eight sermons", Oxford 1787 (Bemerkungen über einige auserwählte Stellen des alten Testam., nebst 8 Predigten). Er starb 1783.

Kent (William), geb. 1685 in Yorkshire, legte sich auf die Malerkunst und kam 1710 nach London, wo er besonders viel Beschäftigung in Verzierungen fand. Das hierdurch gewonnene Vermögen setzte ihn in den Stand, seine künstlerischen Talente in Rom weiter auszubilden, obwohl seine Historiengemälde und Bildnisse nur wenig Beifall fanden. Später legte er sich auf die Baukunst und hinterließ einige schöne Gebäude. Was ihm aber am meisten einen Namen machte, war die Anlegung einiger Gärten, wo er auf das zweckmäßigste die Natur nachahmte, indem er die bis dahin gewöhnliche Regelmäßigkeit verließ und so den Grund zu der neuern engl. Gartenkunst legte. Er starb 1748.

Kepler (Johann), der berühmte Mathematiker und Astronom, dem die neuere Astronomie jenen hohen Grad der Vollkommenheit verdankt

wodurch sie sich so sehr vor andern Wissenschaften auszeichnet. Er war 1571 in der ehemal. schwäb. Reichsstadt Weil im Würtembergischen geboren. Wegen des unsteten Lebens seines Vaters und der unglücklichen Schicksale desselben wurd seine Erziehung in den frühern Jahren vernachlässigt und die erste Zeit seines Lebens war trübe. In dem durlachischen Städtchen Elmendingen, wo sein Vater Gastwirth war, wurde er zuerst in die Schule geschickt, die er aber wegen häufiger Unterbrechung durch häusliche Arbeiten nur sehr unregelmäßig besuchen konnte. Von seinem 15. Jahre an konnte er den Studien ungestört obliegen, da er als herzoglicher Stipendiat in die Klosterschule Maulbronn aufgenommen wurde. Hierauf bezog er nach dreien Jahren die Universität Tübingen, wo er 1591 die Magisterwürde erhielt. Er widmete sich hier mit Eifer und Erfolg dem Studium der Theologie; mit Geometrie und Astronomie beschäftigte er sich nur nebenbei. Die erledigte Lehrerstelle der Mathematik auf dem Gymnasium zu Grätz in Steyermark, die Keppler'n übertragen wurde, gab seinem Genius die rechte Richtung. Nach seinem eigenen Geständnisse trat er, mehr durch Talent als durch Gelehrsamkeit ausgerüstet, diese Stille an. Jetzt erst befliß er sich mit Ernst der Astronomie und beschäftigte sich vorzüglich mit der Untersuchung über die physischen Gründe von der Bewegung der Weltkörper. Da 1598 mehre Lehrer in Grätz ihres Amtes entsetzt wurden, so entwich Kepler, der ein gleiches Schicksal befürchtete, nach Ungarn, kehrte aber im folgenden Jahre wieder zurück, da der Erzherzog Ferdinand von Steyermark Kepler'n zu entlassen nicht Willens gewesen war. Jedoch die zunehmenden Religionsunruhen und Bedrückungen bewogen ihn, sich an den großen Astronomen Tycho de Brahe zu wenden, der damals nach Deutschland gekommen war und Kepler's Talente schon kennen gelernt hatte. Im Januar 1600 verließ Kepler sein Amt und ging nach Böhmen zu Tycho, und beide große Geister vereinten sich zu gemeinschaftlichen Bestrebungen. Im Sept. 1601 wurde er von Tycho dem Kaiser Rudolf II. vorgestellt, der ihn sehr günstig aufnahm und ihn zu seinem Mathematiker ernannte. Auch wurde ihm gleich nach Tycho's Tode (24. Oct. 1601) Besoldung versprochen, die aber sehr nachlässig ausgezahlt ward. Nach Rudolfs II. Tode (1611) hatte er 2000 Rthlr. zu fordern, auch die ihm versprochenen Kosten der Ausgaben des Werkes über den Planeten Mars und noch 2000 Rthlr., die ihm zugestanden waren. Der Kaiser Mathias berief ihn an das Gymnasium zu Linz; allein seine Hoffnung, den bedeutenden Rückstand zu erhalten, blieb unerfüllt. 1613 mußte er sich auf den Befehl des Kaisers auf den Reichstag nach Regensburg verfügen, wo über die Verbesserung des Kalenders berathschlagt werden sollte. Die ersten Jahre seines Aufenthaltes zu Linz waren sehr unruhig, sodaß er der Astronomie wenig Zeit widmen konnte. Die Jahre 1614 bis 1620 waren aber die ruhigsten seines Lebens; mit anhaltendem Fleiße betrieb er mathematische und astronomische Forschungen. Da ihm aber seine Forderungen und sein Gehalt nicht ausgezahlt wurden, und er nur eine geringe Unterstützung von den östreich. Landständen erhielt, so mußte er Kalender mit Prognostiken schreiben, welches (sagt er) etwas ehrlicher war als Betteln. Trotz dieser drückenden Lage, in welcher sein Vaterland ihn ließ, schlug er dennoch die Professur der Mathematik zu Bologna, die ihm angetragen wurde, aus. Streitigkeiten mit der Geistlichkeit und die Unruhen in den östreich. Ländern veranlaßten ihn, Linz zu verlassen und

ſich nach Regensburg zu begeben. Einen Ruf nach England nahm er nicht an. Von dem Kaiſer Ferdinand II. wurde er als kaiſerl. Mathematiker beſtätigt. Er ging hierauf 1627 nach Ulm, wo er den Druck der neuen aſtronomiſchen Tafeln beſorgte, die zu Ehren des Kaiſers Rudolf die Rudolf'ſchen genannt wurden, und welche Lalande („Astr.", I, S. 494) ein „ouvrage essentiel" nennt, „et qui fut le fondement de tous les calculs de l'astronomie pendant la siècle". Ende 1627 ging er nach Prag, wo ihm vom Kaiſer 400 Guld. ausgezahlt wurden. Auch erhielt er zugleich die Erlaubniß, in die Dienſte des Herzogs von Friedland und Sagan zu treten, der ein Liebhaber der Aſtronomie wegen der Sternbeuterei war. Von dieſem ſollte er auch den Rückſtand der Beſoldung, der zu 12.000 Gulden angelaufen war, erhalten. Der Herzog, welcher Patron der Univerſität Roſtock war, gab Keppler'n eine Profeſſur mit Gehalt auf derſelben. Da aber der Gehalt und die Erfüllung der Forderungen an den kaiſerlichen Hof ausblieben, ſo reiſete er deßhalb nach Regensburg, wo der Reichstag gehalten ward. Hier fiel er in eine Krankheit, an welcher er am 15. Nov. 1630 ſtarb, noch nicht 59 Jahre alt. Sehr treffend ſang Käſtner von ihm: „So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen, als Kepler ſtieg — und ſtarb in Hungersnoth! Er wußte bloß die Geiſter zu vergnügen, drum ließen ihn die Körper ohne Brot". — „Kepler", ſagt Lalande am a. O., „iſt in der Aſtronomie ebenſo berühmt durch die unendlich ſcharfſinnige Anwendung, die er von Tycho's vielen Beobachtungen (denn er ſelbſt war nicht Beobachter) machte, als der däniſche Aſtronom durch die Sammlung ſo zahlloſer Materialien". Die von Kepler aus jenen Beobachtungen abgeleiteten Geſetze des Planetenlaufes ſind in der Sternkunde unter dem Namen der drei Kepler'ſchen Regeln (regulae Keplerl) bekannt, und ſie ſind es, auf welche ſich Newton's nachherige Entdeckungen nebſt der ganzen neuen Theorie der Planeten gründen. Das erſte dieſer Geſetze iſt, daß ſich die Planeten nicht, wie noch Kopernicus angenommen hatte, in Kreiſen, ſondern in Ellipſen um die in einem Brennpunkte derſelben liegende Sonne bewegen. Kepler verdankt die Entdeckung den Beobachtungen, welche Tycho über den Lauf des Planeten Mars, deſſen bedeutende Excentricität ſich ganz beſonders zu dieſer Beſtimmung eignet, angeſtellt hatte, und welche er einer unbeſchreiblich mühſamen Analyſe unterwarf, über deren Gang man die aſtronomiſchen Werke eines Lalande, Schubart u. ſ. w. vergleichen mag. Das zweite Geſetz beſteht darin, daß die aus der Sonne nach dem Planeten gedachte gerade Linie (der radius vector) bei dem Laufe von der Bahnebene in gleichen Zeiten ſtets gleich große Sectoren abſchneidet; und Kepler berechnete nach dieſer Regel ſeine Tafeln, indem er ſich die ganze Bahnfläche in eine Anzahl ſolcher Sectoren getheilt dachte und hieraus die denſelben zugehörigen Winkel an der Sonne ſuchte, welche Aufgabe nach ihm das Kepler'ſche Problem heißt, und über deren analytiſche, directe und indirecte Behandlung ſich ſehr gründlich der Aufſatz: „Kepler's Aufgabe", in Klügel's mathematiſchem Wörterbuche verbreitet. Das dritte Geſetz endlich lehrt, daß ſich bei der Planetenbewegung die Quadratzahlen der Umlaufszeiten wie die Würfel der mittlern Entfernungen von der Sonne verhalten; und man hat, bei dem Mangel andrer Mittel, daraus z. B. die Entfernung des neu entdeckten Planeten Uranus von der Sonne mit vollkommener Sicherheit geſchloſſen, nachdem man nur einmal wußte, daß ſeine Umlaufszeit etwas über 82 Jahre beträgt.

Kepler's Schriften, die eine Menge von Folianten füllen würden, sind voll von den kühnsten Hypotheſen; selbſt bei dem Vortrage ſchwieriger Unterſuchungen iſt ſeine Sprache bilderreich. Auch war Kepler nicht ganz frei von dem Glauben an die geheime Einwirkung der Himmelskörper auf die Erde und den Menſchen. So glaubte er, daß es geheime Einflüſſe der Ereigniſſe am Himmel auf den Geiſt des Menſchen gäbe, der einen verborgenen Sinn für dieſe Einwirkung beſitze; auch ſchrieb er dem Stande der Geſtirne bei der Geburt eines Menſchen Einfluß auf die geiſtige und ſinnliche Beſchaffenheit deſſelben zu; bei einer harmoniſchen Configuration der Geſtirne erhalte der Geiſt oder das ſinnliche Vermögen eine ſchöne Form und verſchaffe ſich auch dadurch eine ſchöne Wohnung in ſeinem Körper. Kepler's unſterbliche Verdienſte um die Aſtronomie fanden bei einer dankbaren Nachwelt gerechte Verehrung. Zu Regensburg ward ihm von Karl Theodor von Dalberg 1808 ein Denkmal errichtet. Es beſteht in einem doriſchen Tempel, in welchem Kepler's von Doll gearbeitete Büſte ſteht. Ein Verzeichniß von Kepler's Schriften gibt Grohmann's „Biograph. Handwörterbuch", Bd. 5, S. 9; die wichtigſte derſelben aber iſt ſ. „Astronomia nova, seu physica coelestis tradita commentariis de motibus stellae Martis" (Prag 1609, Fol.): ein Werk, welches ſeinem Verf. die Unſterblichkeit ſichert und noch jetzt von den Aſtronomen als claſſiſch betrachtet wird. Kepler's Leben iſt beſchrieben vor ſ. „Briefen", die 1718 zu Leipzig in Fol. gedruckt erſchienen. Wir führen daraus die Grabſchrift an, die er ſelbſt angegeben hatte:

Mensus eram coelos, nunc terre metior umbras;
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Kepler's Geſetze und Problem, ſ. Kepler.

Kerguelen Tremarec (Yves Joſeph de), franz. Seeheld, geb. zu Quimper in Bretagne 1745, zeichnete ſich bei mehren Gelegenheiten im Dienſte ſeines Vaterlandes gegen die erfahrenſten Seehelden Englands aus, ohne daß daſſelbe ſich dankbar gegen ihn bezeigt hätte. Während der Gräuelſcenen in den erſten Jahren der Revolution entging er nur mit Mühe dem Tode auf dem Schaffot und wurde ſogar 1796 verabſchiedet. Er hatte früher zwei Reiſen in das Südmeer und nach den beiden Indien gemacht, und Cook erkannte ſeine Vorzüge an, indem er einer großen Inſel den Namen Kergueleneiland ertheilte. Er ſtarb zu Paris 1797. Wir haben eine Beſchreibung ſeiner Reiſen in der Nordſee, und eine andere zur Auffindung eines neuen Weges nach China, dem Südmeer und Indien, 1771—73.

Kermes, ein kleines Inſekt mit fadenförmigen Fühlhörnern und einem Saugſtachel auf der Bruſt, deſſen Weibchen ungeflügelt und mit einem Schilde bedeckt ſind. Wenn ſie trächtig ſind, ſetzen ſie ſich an die Bäume und Pflanzen feſt. Die Jungen kriechen, während die Mutter ſtirbt, durch die Hinterſpalte des Schildes hervor. Unter den 41 Arten dieſer Thiere ſind 3 oder 4 wegen ihrer Farbe berühmt, vorzüglich die Schildlaus der Stecheiche. Spanien hat den beſten Kermes. Er findet ſich auf der 3 bis 4 Fuß hohen Steineiche Bauhin, die auch in Südfrankreich, Kleinaſien und Perſien einheimiſch iſt. Für arme und wenig beſchäftigte Perſonen iſt das Kermesſammeln ein nährendes Gewerbe; ſie kratzen mit den dazu lang erhaltenen Nägeln die Eierſäcke ab. Die beſten Stunden zum Einſammeln ſind die thauigen Frühſtunden. Wo die

Sucherin viel Kermes findet, kann sie täglich 2 bis 3 Pfund sammeln. Die Käufer breiten ihn auf Leinwand, die mit Essig besprengt wird, um die Insekten in den Eiern zu tödten. Zugleich entsteht durch die Einsprengung ein rother Staub, der sich von der Schale ablöst. Dann wird er getrocknet, gesiebt und in ledernen Beuteln, sowie diese wieder in linnenen aufbewahrt. Hauptsächlich geht er nach Afrika. Sowohl beim Kermes als bei der Cochenille erhöht man die Farbe durch Kalizusatz beim Färben. — Mineralischer Kermes (Carthäuserpulver) bildet ein kermes- oder rothbraunes, sanft anzufühlendes Pulver von schwachem Geruch und Geschmack. In Wasser und Weingeist ist es unauflöslich, in Aetzlauge unvollkommen, in Schwefelkalilauge vollkommen auflösbar. Salzsäure löst das Oxydul auf, entwickelt Schwefelwasserstoffgas und läßt etwas Schwefel, welcher durch Zersetzung des Schwefelwasserstoffs zu entstehen scheint, zurück.

Kersey oder Kirsei (fr. Carisée), ein wollener geköperter Zeuch, eine Art grober Sarsche, sehr dicht, stark gewalkt, aber leicht geschoren, auf beiden Seiten recht und mit Haaren bedeckt. Es gibt sowohl weißen als bunten.

Kertsch, Kjertsch, Bosphor, Wosfor, neugegründete russische Stadt und Festung im Gouvernement Taurien, Kreis Kaffa, auf der Erdzunge oder Halbinsel Kertsch, besitzt einen vortrefflichen Freihafen an einem Meerbusen des asowschen Meeres, und liegt nächst den Ruinen des alten und wohlhabenden Pantikapaion oder Pantikapaja, an der Straße von Jenikalé, mit welchem romantisch gelegenen Städtchen es eine Stadtverwaltung hat. Der Boden der Halbinsel ist über der Oberfläche des schwarzen wie des asowschen Meeres sehr erhöht und sie bildet einen ansehnlichen Vorsprung im letzteren. In der Mitte zwischen den Städten Kaffa und Kertsch sind noch Bruchstücke von Wällen der Gräben ersichtlich, welche eine Vormauer der Chersonier gegen die Königreiche am Bosporus bildeten. Kertsch zählt 4000 griech. Einwohner, die sich größtentheils unter Katharina II. hier niederließen. Alexander ließ in der Stadt große Arbeiten unternehmen und bewilligte ihr alle Rechte eines Freihafens. Sie lehnt sich an den Abhang kleiner Hügel an, deren größter seinen Namen von der Belagerung durch Mithridates trägt. In dem nicht weit entfernten Pantikapaja starb dieser kühne und erbitterte Römerfeind. Der Hafen befindet sich im Hintergrunde einer Bucht, die drei Meilen im Umfang hat, und zum Theil durch eine ins Meer vorspringende Erdzunge gebildet wird. Am Fuße der von den Russen erbauten Citadelle sind noch Trümmer von Brückenpfeilern sichtbar, wodurch der alte Hafen sonst in zwei Becken getheilt war. Die Schiffe haben hier einen vortrefflichen Ankergrund und Schutz gegen die Meeresstürme. Eine große Sandbank erstreckt sich weit in den Golf hinaus und bricht den Andrang der Wellen. Zu jeder Jahreszeit können die Schiffe im Hafen ausgeladen und wieder befrachtet werden. Zahlreiche zum Theil staunenswerthe Ruinen bietet die ganze Umgegend dem Reisenden dar, theils aus der Periode der Griechen, die den taurischen Chersonnes inne hatten, theils aus der Blüthezeit der Herrschaft Genuas und Venedigs. Diese ehrwürdigen Ueberreste sind von den neuern Besuchern wenig beachtet und nie genügend beschrieben worden. Die Tataren, jetzt Bewohner dieser Gegenden, leben in einer völligen Unwissenheit und Apathie. Die Cultur des Bodens ist äußerst vernachlässigt,

und doch würde kein Theil der Krim so fruchtbar seyn. Aber die Trägheit dieses Volks zieht die Viehzucht dem Ackerbau vor, und die reichen Triften und Wiesen um Kertsch sind nach der Reihe mit Pferden, allen Arten von Hornvieh, und besonders mit zahlreichen Heerden von Schafen aus der gepriesenen astrachanischen Zucht bedeckt. Auch findet man Kameele, und einige tatarische Herren in Angora halten ansehnliche Gestüte. Die schönen Ziegen von Astrachan gedeihen hier gleichfalls. Alle diese Thiere waiden das ganze Jahr hindurch in diesen Ebenen, kommen nie unter Dach und bedürfen geringer Pflege. Die Jagd ist nicht gewöhnlich; dagegen der Ertrag des Fischfangs sehr reichlich. Das asowische Meer liefert verschiedene Arten Störe in Menge; vorzüglich gesucht sind die rothen und durchsichtigen Rücktheile dieser großen Fische, sowie ihre Eier, aus denen der Kaviar bereitet wird, wovon unermeßliche Quantitäten ins Innere Rußlands, nach Griechenland und Italien gehen. Das Salz ist außerdem noch eines der beträchtlichsten Erzeugnisse des Landes. Es gibt mehre Salzseen; einen zunächst Kertsch. Die ungeheure Hitze während der Monate Juni bis August bewirkt die allmälige Verdünstung des Wassers auf der Oberfläche der Seen, wodurch die Salztheile zugleich sich verdichten. Die geringe Tiefe des Wassers und die Festigkeit des Bodens gestatten die Einfahrt großer mit Ochsen bespannter Wagen, die im See selbst geladen werden. Mittelst Holzschaufeln werden die Salzschollen abgestochen. Kaum wird vor der Regenzeit es möglich, den dritten oder vierten Theil des gewonnenen Salzes auszuführen. Zahlreiche Gespanne bringen es dann im nächsten Sommer nach dem Innern Rußlands und den angrenzenden Statthalterschaften; ja es wird selbst nach Anatolien und Konstantinopel verschickt. Der Hafen von Kertsch genießt dieselben Privilegien, wie die Häfen von Odessa, Kaffa und Taganrog, und in kurzer Zeit wird er mit den übrigen wetteifern. Da er den Tscherkassen und den noch unabhängigen Völkerschaften des Kaukasus am Nächsten liegt, so hat er auch den größten Handel nach diesen Gegenden. Die Ausfuhr dorthin war nach den erneuerten Privilegien des Kaisers Alexanders von 1821 auf zehn Jahre von allen Abgaben befreit; die Kaufleute tauschen Pferde von persischer Zucht, Pelzwerk, Zinn, Wachs, Honig, Holz, trockene Früchte u. m. A. ein. Mit reger Theilnahme besucht man die Ruinen der alten Städte Pantikap und Nymphajan, bei Kertsch, sowie Kimmeria und Changoria auf der Insel Taman, wo einst Handel und Industrie blüheten. Man sieht auch noch Ueberreste sogenannter cyklopischer Bauwerke, deren Festigkeit bis jetzt theilweise der zerstörenden Wuth der Muselmänner widerstanden hat. Von ihrem Innern ließe sich eine sehr interessante Ausbeute versprechen. Privatleute haben mit schwachen Mitteln bereits einige Versuche gemacht und eine große Anzahl Säulen, Basreliefs, Münzen, Medaillen gewonnen. In Kertsch befindet sich ein Museum griech. Alterthümer und eine Quarantaineanstalt. 1823 ernannte der Kaiser den Etatsrath Generalmajor von Bogdanowitsch zum Gouverneur von Kertsch.

Kesselsdorf, Dorf, eine Meile von Dresden, hat sich einen Namen in der Geschichte durch die Schlacht erworben, welche 1745 den 15. Dec. im 2. schlesischen Kriege zwischen den Preußen und Sachsen dort vorfiel. Es war in Wien der Plan entworfen worden, daß ein östreichisches Heer, vereint mit den Sachsen, rasch gegen Berlin vordrin-

gen sollte, um den König durch den Verlust seiner Hauptstadt zur Herausgabe von Schlesien zu zwingen. Der alte Fürst von Dessau kam ihnen zuvor; mit einem zu Halle versammelten Heere fiel er in Sachsen, und zog gerade auf Dresden. Er fand die Sachsen und eine Heeresabtheilung der Oestreicher auf den Höhen von Kesselsdorf unter dem Herzog von Weißenfels und dem Feldmarschall von Rutowski. Der Fürst griff sie an, und trug ungeachtet ihrer vortheilhaften Stellung, einen Sieg über die Sachsen davon, welcher dem großen Friedrich (18. Dec.) die Thore von Dresden öffnete und den 25. d. M. den dresdner Frieden herbeiführte, wodurch Preußen in dem Besitz von Schlesien blieb. (S. Friedrich II.) Der von d. verst. sächs. Major Lehmann entworfene Plan der Schlacht gewährt eine deutliche Uebersicht. In der Nähe des Dorfes sind bedeutende Steinkohlengruben. (S. Plauischer Grund.)

Kette, s. Messungen.

Kettenbruch, in der Rechnenkunst ein solcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht wie gewöhnlich auch bloß eine ganze Zahl ist, sondern noch einen Bruch bei sich hat. Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt; daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze wie eine Kette zusammenhängt, gemeiniglich 1 sind. Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichst genaue Art abzukürzen. Den ersten Gebrauch derselben hat Lord Brounker gemacht, und die beste Theorie Johann Schulz, Hofprediger in Königsberg, geliefert.

Kettenbrücken oder Hängebrücken nennt man Brücken, deren Fahrweg nicht von einer festen Unterlage getragen wird, sondern an einer biegsamen Verbindung beider Ufer aufgehängt ist. Diese Verbindung besteht entweder aus Seilen von Eisendraht oder gewöhnlich aus eisernen Ketten. Früher wurden unter Hängebrücken diejenigen hölzernen Brücken verstanden, deren Fahrweg von einem in Seitengeländer und Dach angebrachten hölzernen Sprengewerk getragen wurde. Die Erfindung der Kettenbrücken, die unstreitig unter die wichtigsten Gegenstände der neuern Mechanik und Baukunst zu rechnen ist, gehört den Gebirgsländern Asiens und Amerikas an. Starke Seile aus Stroh, Weidenruthen oder Lianen verfertigt, verbinden die felsigen Ufer eines Waldstroms, indem sie an Pfeilern befestigt sind, und der Weg geht über ein Quergeflecht von dünnern Stricken, das jene zusammenhält. Reiser oder Breter bedecken das Quergeflecht und ein parallel zur Seite gezogenes Seil macht das Geländer dieses schwankenden, dem Tritt der Wanderer nachgebenden Baus aus. In China soll man jedoch statt der Seile schon seit langer Zeit Ketten angebracht haben. In Nordamerika waren 1811 bereits 8 Kettenbrücken ausgeführt, worunter die um 1809 in Massachusetts über den Fluß Merrimack erbaucte eine Spannung von 244 Fuß hat. Die Brücke über den Brandywine zu Wilmington hat 145 Fuß, eine andere über den Monongahela zu Brownsville 120 Fuß Spannung. Den Engländern gebührt der Ruhm, die größten und vollkommensten Bauwerke dieser Art ausgeführt zu haben. Die älteste Kettenbrücke in England ist die über den Fluß Tees 1741 angelegte Winchbrücke. Die Engländer Telford, Donkin, Chapman, Rennie und Barlow machten 1814 eine Reihe von Versuchen mit geschmiedeten Eisenstangen und Ketten und lieferten den Beweis, daß Kettenbrücken für die

größten Spannungen (der Franzose Navier behauptet sogar 1500 Fuß) ausführbar seyen, daß sie dieselbe Sicherheit gewähren wie die steinernen und gußeisernen Brücken und daß sie in den meisten Fällen einen weit geringern Kostenaufwand als die letztern verursachen. In der That gewähren Kettenbrücken in jenen Fällen, wo es wegen der Tiefe der Abgründe, oder wegen der Tiefe und Schnelligkeit der mit Brücken zu bedeckenden Ströme unmöglich oder doch außerordentlich kostspielig wäre, Mittelpfeiler zu erbauen, die größten Vortheile, indem man sie mit weit größern Spannweiten anlegen kann, als es bei hölzernen, steinernen oder gußeisernen Brücken für möglich erachtet wird. Ueberdieß gewähren die Kettenbrücken noch den Vortheil, daß ihre Aufstellung selbst bei den größten Spannweiten in einer viel kürzern Zeit bewirkt werden kann, als es bei der Erbauung steinerner Brückenbögen der Fall ist, daß sonach die Schifffahrt in Flüssen hierbei weit weniger als bei dem Baue anderer Brücken unterbrochen wird. Sollte endlich, was jedoch bisher noch nirgend stattgefunden hat, mit der Zeit eine oder die andere Kette schadhaft werden, so können sogleich nicht bloß einzelne Glieder aus einer Kette herausgenommen und durch neue ersetzt, sondern auch die Ketten verkürzt und der Fahrweg erhöht werden, ohne deßhalb die Verbindung, wie es bei solchen Ausbesserungen an steinernen oder gußeisernen Bögen der Fall ist, zu hemmen. Seit jener Zeit, als Telford den Bericht über die oben angeführten Versuche erstattete, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit in England immer mehr auf diesen Gegenstand gerichtet und mehre der größten Bauten dieser Art ausgeführt.

Wir wollen hier die kurze Beschreibung mehrer Bauwerke dieser Art geben. Unter den neuern englischen Kettenbrücken ist vorzüglich die zu Hammersmith, zwei Meilen oberhalb London über die Themse führende, im Aug. 1827 eröffnete und von W. T. Clark erbaute auszeichnen. Diese Brücke ist für Fußgänger und Fuhrwerke aller Art bestimmt und unterscheidet sich von allen bisher ausgeführten dadurch, daß sie aus drei Bögen besteht, die zusammen durch Ketten verbunden sind, die sich oberhalb zweier im Flusse erbauten Tragpfeiler auf Rollen hin- und herbewegen können, je nachdem ein Bogen oder Theil der Brücke mehr als der andere belastet ist. Während daher die über den Tweed erbaute und seit dem Juli 1820 eröffnete Unionskettenbrücke aus einer einzelnen, 367 englische Fuß langen und 18 Fuß breiten Brückenbahn besteht, sind bei der Hammersmithbrücke drei einzelne Brückenbahnen oder Brückenfelder vorhanden, deren jedes für sich dem andern nachgeben kann. Ein zweiter Unterschied dieser Brücke gegen andere ähnliche Constructionen besteht darin, daß die Ketten, welche die zwei äußern Brückenfelder tragen, nicht durchaus oberhalb der Brückenbahn liegen, sondern auch unter dieselbe gehen. Während nämlich ein Theil dieser zwei Brückenfelder an den Ketten hängt, wird der andere Theil derselben von den Ketten von unten unterstützt oder getragen. Die ganze Länge der Brücke zwischen den beiden Landpfeilern beträgt 822⅔ englische Fuß, die Breite 33½ Fuß, die Höhe über dem höchsten Wasserstande 16 Fuß. Die Pfeiler bestehen aus massivem Mauerwerk und haben Thore für die Fahrbahn und die Fußwege. Ueber dieselben gehen 8 Haupt- oder Spannketten, von welchen jedesmal zwei einen Fuß unter einander liegen. Hinter den beiden Landpfeilern gehen die Spannketten durch Oeffnungen in die Erde und sind hinter Widerlagsmauern befestigt. Von ihnen gehen in

einer Entfernung von 5 zu 5 Fuß Tragstangen senkrecht hinab und an denselben hängt die guß- und schmiedeeiserne und hölzerne Brückenbahn, die durch die Tragstange in eine mittlere 20 Fuß breite Fahrbahn und in zwei 5 Fuß breite Fußbahnen getheilt ist. Alle eisernen Theile sind mit weißer Oelfarbe angestrichen, um die durch die Sonnenstrahlen bewirkte Ausdehnung zu vermindern. Die Kosten der Brücke betrugen 45.250 Pfund Sterling. Zu den imposantesten Bauwerken überhaupt, die man in England findet, gehört die Kettenbrücke über den Meeresarm Menai Strait zur Verbindung der Insel Anglesey mit dem Festlande von Wales. Der kürzeste Weg von London nach Dublin führt nämlich über diesen Meeresarm und Holyhead auf jener Insel. Da nun die Verbindung mit derselben bisher durch eine beschwerliche und gefahrvolle Ueberfahrt unterbrochen wurde, so war über die Anlage einer Brücke schon seit vielen Jahren verhandelt worden. Telford's Plan erhielt den Vorzug vor andern und im Jan. 1826 wurde die Brücke eröffnet. Sie besteht aus einem Hauptbogen, welcher zwischen den Tragpfeilern 580 Fuß Länge hat. Um die Fahrt der Seeschiffe unter ihr nicht zu hindern, liegt die untere Fläche 100 Fuß über dem höchsten Wasserstande. Da die Aufdämmung der Straße zu beiden Seiten der Tragpfeiler zu hoch und zu kostspielig geworden wäre, so sind diese Pfeiler mit den Dämmen am Ufer durch 7 steinerne Bögen von 52½ Fuß Spannung verbunden. Die Brückenbahn hängt an 16 Spannketten, wovon immer 4 über einander laufen; von denselben gehen von 5 zu 5 Fuß die verticalen Tragstangen herab, welche die Brückenbahn tragen, die in zwei 12 Fuß breite Fahrbahnen getheilt ist, welche eine 4 Fuß breite Fußbahn zwischen sich haben. Wenn Wagen im Trabe über die Brücke fahren, so ist kaum ein Schwanken zu spüren, allein bei Stürmen erhebt sie sich in ihrer Mitte 1 bis 2 Fuß. Das Gesammtgewicht der Brücke beträgt ungefähr 12.800 Centner. Von diesem Riesenbau hat der ausführende Baumeister, W. A. Provis, 1828 eine treffliche Beschreibung gegeben. Dieß sind die bedeutendsten jetzt existirenden Kettenbrücken, die übrigens in England schon sehr allgemein geworden sind. Die zu Paris zwischen dem Invalidenhause und den elyseischen Feldern befindliche, ist nach dem Plane der Hammersmithbrücke erbaut und außerdem findet man in Frankreich mehre. Auch in Deutschland hat man seit einigen Jahren mehre erbaut, z. B. zu Bamberg über die Regnitz, zu Malapane über das Flüßchen gleiches Namens, zu Wien über die Donau. Die Donaubrücke besteht aus Stahl, ist nur für Fußgänger eingerichtet und 303 Fuß lang. Jeder darüber passirende Fußgänger empfindet Schwingungen, die bei Stürmen fußhoch werden; woraus erhellt, warum der Stahl nicht recht brauchbar zu Kettenbrücken ist. Die sogleich nach ihrer Eröffnung verunglückte Hängebrücke über die Saale bei Nienburg wich von allen übrigen ab, hatte in der Mitte zwei Klappen, damit die Schiffe mit Masten ungehindert durchgehen konnten, und die Ketten bestanden aus steifen Radien oder schrägen Suspensorien. Der Erbauer, Baurath Bandhauer zu Köthen, war bloßer Empiriker, sonst würde er nicht auf den Einfall gerathen seyn, ein so mißliches System in Ausführung zu bringen. Auch die Drahtbrücken, wovon mehre von den Brüdern Séguin in Frankreich erbaut wurden, haben den Erwartungen nicht entsprochen; die Brücke zu Vienne unweit Lyon über die Rhone besteht aus zwei Bögen, deren jeder 270 Fuß Spannung hat. Die

Brückenbahn hängt zu jeder Seite an 6 neben einander liegenden Spannketten und hat demnach 12 solcher Ketten, von denen jede aus 160 in einem Bündel vereinigten Drähten besteht. Man sehe Gerstner's „Handbuch der Mechanik" (erster Bd., Prag 1831), Navier's „Rapport et mémoire sur les ponts suspendus" (Paris 1823, deutsch von Dietlein, Berlin 1825, 4.), Séguin, „Des ponts en fil de fer" (Paris 1826); Dewry, „On suspension britges" (London 1832) und „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen".

Kettenrechnung, das künstliche Verfahren, zwei verschiedenartige Größen durch Mittelgrößen zu vergleichen. Sie ist, insofern das Rechnen ein Denken oder Schließen ist, eine Schlußkette, weil durch die Einschiebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette ineinanderhängen. Man vergleicht und vertauscht die Größen so mit einander, daß und bis man auf diejenige kommt, welche man sucht. Will man wissen, wie viel eine engl. Krone Conventionsgroschen macht, so schließt man z. B. so: 1 engl. Krone ist 573 As fein Troyes, 4864 As fein Troyes machen 1 köln. Mark fein, 1 köln. Mark fein gibt 20 Conv.-Gulden, und 1 Conv.-Gulden 16 Conv.-Groschen. Wenn man nun die Produkte der gegenseitig im Verhältniß stehenden Zahlen durch einander dividirt ($573 \times 1 \times 20 \times 16$ divid. d. $4864 \times 1 \times$ d. i. nach der Reduction $^{2865}/_{76}$), so gibt der Quotient die Summe der Conv.-Groschen, die auf eine Krone gehen. Die Ursache dieses Zutreffens entwickelt die Arithmetik. Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieser Rechnung nennt man einen Kettensatz, und die Vorschrift dieses kunstreichen Verfahrens Kettenregel, regula multiplex (weil oft sehr viele Sätze dabei gebraucht werden), auch Reesische Regel (von ihrem Erfinder, K. F. de Rees). Diese Rechnungsart, welche gegen das gewöhnliche Verfahren den Vorzug der größern Kürze und Genauigkeit hat, findet beim Handel und Verkehr häufige Anwendung.

Ketzer (Häretiker), ein Irrgläubiger, d. i. der den von der kathol. Kirche bestätigten Grundwahrheiten des Christenthums entgegengesetzte Meinungen behauptet. Der Name ist von einer Sekte der Manichäer, welche sich Kathari, Reine, nannten, entlehnt. (Vergl. **Häresis** und **Sekten**.) Ueber die Ketzergerichte, s. **Inquisition**.

Keuchhusten, eine Krankheit, die eigentlich zwar dem Kindesalter angehört, jedoch zuweilen auch Erwachsene überfällt. Der echte Keuchhusten besteht aus heftigen, öfters hinter einander ununterbrochen folgenden Ausathmungen, gleichsam kleinen Lungenconvulsionen, die endlich, wenn die Lungen beinahe luftleer sind, durch ein tiefes, pfeifendes Einathmen unterbrochen werden, worauf sogleich wieder die vorigen Hustenanfälle folgen. Dieses convulsivische Aushusten und schreiende Einathmen wechseln so lange mit einander ab, bis der die Lungen zusammenschnürende Krampf den höchsten Grad erreicht hat, worauf das Kind entweder in eine Art Starrsucht und Stillstand des Athems, mit Nasenbluten, dunkel-, sogar blaurothem Angesicht, unwillkürlichem Abgang der Winde und des Urins geräth, oder zum Brechen kommt, wonach der Anfall für dieß Mal gelöst ist. Läßt der Husten ohne Brechen nach, so ist der Anfall noch nicht beendigt, sondern setzt bald von Neuem an. Husten, welche die obigen wesentlichen Zufälle nicht haben, sind bloß Krampfhusten. Der echte Keuchhusten ist eine fremde, aus andern Welttheilen (nach Ro-

fenstein aus Afrika) zu uns gebrachte Krankheit, herrscht jederzeit epidemisch, entwickelt ein ansteckendes Gift, durch welches er sich nach Art der Masern, des Scharlachs u. s. w. von einem Kinde zum andern fortpflanzt, und wahrscheinlich den Menschen nur ein Mal befällt. Der regelmäßige Verlauf der Krankheit kann wahrscheinlich ebenso wenig unterbrochen oder abgekürzt werden wie der jener Krankheiten, so lange wir kein gewisses Mittel haben, den Ansteckungsstoff zu zerstören. Gewöhnlich braucht der Keuchhusten 4—6 Wochen zu seinem Verlauf. Sich selbst überlassen, kann er mehre Monate bis zu einem halben Jahre dauern und, wenn er nicht früher tödtlich wird, endlich in Auszehrung und Lungensucht übergehen. Gefährlich wird er durch Convulsionen, Steckfluß, Uebergang in Lungenentzündung, Entstehung von Brüchen u. a. m. Bei vollem Magen kann der Anfall durch Ersticken tödten, daher die Kinder immer nur wenig essen dürfen, und das baldige Erbrechen befördert werden muß. Auch ist es rathsam, die Kinder bei Zeiten durch Bandagen vor der Entstehung eines Bruchs zu schützen. Als Schutzmittel ist das sicherste, Kinder vor der Ansteckung zu bewahren; auch hat man solche Mittel empfohlen, deren Ausdünstung krampfstillend ist, z. B. das Anhängen von Campher und Moschus.

Khalif, s. Kalif.

Kiachta (Kjachta), russische Stadt im ostsibirischen Gouvernement Irkutzk, Kreise Werchne-Udinsk, an der chinesischen Grenze und am Flusse Kjachta, der chinesischen Stadt Maimutchin gegenüber; 450 H., 4000 Einw. Haupthandelsplatz zwischen Rußland und China.

Kiel, Stadt im dänischen Herzogthume Holstein, am Ende des Kieler-Meerbusens der Ostsee, aus welchem ein Kanal in die Eyder geht; königl. Schloß, 800 H., 7800 Einw. Universität, Tabacks- und Stärkefabriken, Zuckersiedereien, Handel, Messe (Kieler Umschlag), Hafen, Seebad. — Hier Friede am 14. Jan. 1814 zwischen Schweden, England und Dänemark; letzteres mußte an ersteres Norwegen abtreten und erhielt Schwedisch-Pommern zur Entschädigung, das es später gegen Lauenburg an Preußen vertauschte. Kiel war, seit Gottorp an Dänemark abgetreten war, also von 1728—73, Residenz der Herzöge von Holstein-Gottorp.

Kiel, der unterste lange Grundbalken des Schiffes, gleichsam der Rückgrat des Schiffsbodens, der dem ganzen Gebäude zur Grundlage dient. So lange der Kiel eines Schiffes dauert, gilt dieses, auch wenn sonst übrigens alles andere wieder neu darauf gebaut wäre, doch noch für dasselbe Schiff. — Der falsche Kiel heißt die Unterlage unter dem wahren Kiele, damit dieser desto fester verwahrt ist. Daher die Redensart: Kielholen oder Kielen, eine Schiffsstrafe (die nächste nach der Todesstrafe), wo Einer an einem an der großen Raa befestigten Taue ins Wasser gelassen und unter dem Kiele durchgezogen wird. Ein Schiff kielholen (kielen) heißt: dasselbe auf die Seite legen, um den Kiel zu calfatern oder auszubessern. Kielkropf heißt sowohl der Kropf an der Kehle, vorzüglich wenn er schon bei der Geburt vorhanden ist, wie auch ein damit behaftetes Kind. Kiel-Prahm, ein in den Häfen des mittelländ. Meeres gebräuchliches flaches Schiff, das mit den erforderlichen Gangspillen, Krahn, Winden ꝛc. versehen ist, um Schiffe zum Kielholen umzulegen. In anderen Häfen bedient man sich dazu eines Gerüstes, Kielbank genannt. Kielrecht heißt die Auslösung, welche in Frankreich diejenigen Kaufmannsschiffe, die das erste Mal in einen Hafen ein-

laufen, bezahlen müssen. Kielschwein (-schwien, -schwinne), ein starker Balken, welcher längs über dem Hauptkiele liegt und mit eisernen Bolzen an demselben befestigt ist, um die Masten darauf bequem und fest setzen zu können. Kielwasser, der Streifen im Wasser, den das Schiff in der Fahrt macht, indem der Kiel gleichsam das Wasser spaltet.

Kienlong, s. China (Geschichte).

Kiesel oder Kieselerde. Die Kieselerde macht den häufigsten Bestandtheil der festen Masse unsers Erdkörpers aus. Sie ist der Hauptbestandtheil einer großen Menge Mineralien, unter andern des Feuersteins, Sandsteins, Bergkrystalle u. s. w. Ihre Eigenschaften und ihr Verhalten gegen andere Körper wurden zuerst von dem unvergeßlichen Bergmann erforscht. Die Kieselerde kommt ziemlich rein in Gestalt des Bergkrystalls, auch im weißen, sogenannten Milchquarz, vor, wo sie bloß durch eine, oft unwägbare Spur von Eisenoxyd verunreiniget ist. Die Kieselerde kann sowohl im Wasser als in Säuren aufgelöst werden; jedoch sind dazu mancherlei Umstände erforderlich. Im Wasser kann sie durch die Kunst nicht unmittelbar aufgelöst werden; in den großen Werkstätten der Natur bildet sich diese Auflösung unaufhörlich. Alle unsere Quellwasser enthalten Kieselerde und nicht selten ist sie der häufigste fremdartige Bestandtheil derselben. Sie kann nur durch Abdunstungen des Wassers daraus abgesondert werden. In Säuren kann die Kieselerde aufgelöst werden, wenn sie vorher mit einem Alkali geschmolzen oder gebrannt worden ist, wo sich dann die gebrannte Masse in einer Säure, am besten in Salzsäure, auflösen läßt. Beim Abdunsten scheidet sich die Kieselerde wieder aus und die Lösung erstarret anfangs zu einer durchscheinenden, wasserhellen Gallerte, die so steif ist, daß man das Gefäß umwenden kann, ohne daß etwas herausfällt. Diese Gallerte bekommt nachher beim ferneren Abdunsten Risse und wird einem trocknenden Gummi ähnlich. Nach völliger Austrocknung bildet die Masse ein weißes Pulver, aus welchem die Kieselerde weder im Wasser, noch in Säuren aufgelöst werden kann. Sie enthält in diesem trockenen Zustande einen Antheil Wasser, den sie beim Glühen fahren läßt. Bloß die Flußspathsäure löst die trockene oder geglühte Kieselerde auf; im gasformigen Zustande löst dieselbe Säure mehr Kieselerde in Gasgestalt. Die Kieselerde gibt mit den feuerbeständigen Alkalien, mit der Kalk- und Thonerde, sehr merkwürdige Verbindungen, welche in den Künsten und zu ökonomischen Zwecken unentbehrlich sind. Die meisten Mineralien, welche zur Classe der Steinarten gehören, sind Verbindungen von Kieselerde, als Säure mit Alkalien, Erdarten und Metalloxyden; obgleich die Kieselerde weder einen sauren Geschmack hat, noch als Säure reagirt, so besitzt sie doch mehre Haupteigenschaften der Säuren, und wir nennen daher ihre Verbindungen mit anderen oxydirten Körpern Sillicate. Gewisse Kieselgattungen sind in ungeheurer Menge über dem Erdboden verbreitet: die gemeinen Kieselsteine finden sich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derselben. Einzelne Gattungen dieses Geschlechts sind: der Quarz, der Kieselflinter, der Chalcedon, der Opal ꝛc. Zu dem Kieselgeschlechte gehören die meisten Edel- und Halbedelsteine. Auch wird der reine durchsichtige Kiesel, welcher im Sande gefunden wird, wie Edelsteine geschnitten, in Ringe gefaßt oder zu Uhrpetschaften ꝛc. verarbeitet.

Kilogramm, s. Gramme.

Kimon, des **Miltiades** (s. d.) Sohn, einer der berühmtesten athenäischen Feldherren. Von Aristides zu Staatsgeschäften angeleitet und dem Volke empfohlen, übertrug ihm dieses 471, als eben Athen, nach Sparta's Demüthigung wegen des Benehmens des Pausanias, die Hegemonie erhalten hatte, in dem neu beschlossenen Kriege gegen die Perser den Oberbefehl. Er segelte mit 300 Schiffen nach Thracien, strafte die abgefallenen Thasier, nahm Byzanz leicht, Amphipolis nur nach hartnäckigem Widerstande ein. Er schlug die Perser an den Ufern des Strymon und ging auf Verlangen der Amphiktyonen, nach dem Seeräubersitze Skyros, besetzte es und führte einen geharnischten Leichnam, als Körper des Theseus, nach Athen. Im nächsten Jahre nahm er, unterstützt von 300 kleinasiatischen Schiffen, Karien und Lycien. Die persische Flotte und Landarmee standen am Eurymedon in Pamphilien; Kimon schlug beide gänzlich an einem Tage und kehrte mit unermeßlicher Beute nach Athen zurück. Mittelst derselben verschönerte er den Marktplatz mit Platanen, machte die Akademie durch reizende Gänge zum Lieblingsplatz der Athener, erbaute den (noch jetzt ganz vorhandenen) Theseustempel und unterstützte die Armen sehr freigebig. Diese Freigebigkeit war um so leichter, da sie nicht aus Schmeichelei gegen das Volk geschah, denn er war dem Themistokles und später dem Perikles und Ephialtes, welche die Macht des Volkes zu vergrößern suchten, stets entgegen. Sein Hauptbestreben war, ein gutes Einverständniß zwischen den Athenienſern und Lacedämoniern zu erhalten, von welchen Letztern er geliebt ward und die er nachzuahmen suchte. Als gegen 466 v. Chr. die Thasier sich empört hatten, schlug er sie, nahm ihre Stadt, sowie die Goldminen, welche sie auf dem benachbarten Festlande hatten, und gründete die Stadt Amphipolis. Kaum war er nach Asien zurück, als Perikles und andre Volkshäupter ihn anklagten, daß er sich durch die Geschenke des Königs von Macedonien hatte abhalten lassen, diesem Fürsten einen Theil seiner Staaten zu entreißen, obwohl man im Frieden mit ihm war. Das Volk aber verwarf eine so grundlose Anklage. Da bei einem während der Unternehmung auf Thasos ausgebrochenen Aufstande der Heloten gegen die Lacedämonier diese bei den Athenienſern Hülfe suchten, setzte es Kimon durch, ihnen Truppen zu senden; aber die Lacedämonier, welche den Wankelmuth der Athenienſer fürchteten, schickten dieß Hülfscorps bald wieder zurück, welches sehr übel aufgenommen wurde. Andrerseits hatten Perikles und Ephialtes die Abwesenheit Kimon's benutzt, um dem Areopag eine Menge Urtheile zu nehmen und dem Gerichtshofe der Heliasten zu übergeben, wodurch die untern Volksclassen eine außerordentliche Gewalt erhielten. Kimon trachtete bei seiner Rückkehr vergeblich, die Sachen auf den alten Fuß zu setzen; vielmehr benutzten seine Feinde das dadurch aufgeregte Mißvergnügen des Volks, ihn verbannen zu lassen. Er begab sich nach Böotien. Als bald darauf die Athenienſer nach Tanagra gerückt waren, um den von Delphi, das sie von den Phocäern befreit hatten, zurückkehrenden Lacedämoniern den Durchzug streitig zu machen, fand er sich ein, um mit seiner Tribus zu fechten. Er forderte seine Freunde auf, durch ihr Betragen zu zeigen, wie grundlos die Beschuldigung sey, daß er die Lacedämonier begünstige, und fast Alle fielen, indem sie mit der größten Tapferkeit kämpften. Obwohl diese Schlacht zum Nachtheile der Athenienſer ausfiel, setzten sie doch den Krieg bis 456 v. Chr. fort, wo die gänzliche Unterwerfung der Heloten ihnen die

Besorgniß erregte, mit der ganzen Macht Lacedämons einen ungleichen Kampf eingehen zu müssen. Sie riefen Kimon zurück, der den Frieden abschloß, zugleich aber, um der Thätigkeit der Athenienser Nahrung zu geben, eine Expedition gegen Aegypten und Cypern beschließen ließ. Mit 200 Schiffen ging er nach Cypern und schickte von da 60 nach Aegypten. Mit den übrigen schlug er die persische Flotte und Landarmee an der phönizischen Küste (450). Der sogenannte Kimonische Friede 449 v. Chr., dessen Isokrates, Demosthenes, Diodor und Plutarch gedenken, den Thukydides aber nicht erwähnt, ist wahrscheinlich kein historisches Factum, sondern eine durch das Gerücht von einem Vertrage, der nicht zum Abschluß gekommen, entstandene Angabe. Kimon belagerte 449 die Stadt Kitium, starb aber noch vor der Einnahme, der letzte patriotische Feldherr Athens, voll reiner Vaterlandsliebe, ohne Eigennutz und Selbsucht. Nach seinem Tode vermochte Perikles (s. d.) Alles.

Kindheit, die erste Epoche des menschlichen Lebens, vom ersten bis zum 14. Jahre. Sie besteht aus 2 Abtheilungen. Die erste enthält: a) die eigentliche Kindheit oder infantia, von der Geburt an bis ungefähr zum 7. Monate, b) von da an bis in das 2. Jahr (die erste Zahnperiode), c) vom 4. bis zum 7. Jahre (die zweite Zahnperiode). Die zweite Abtheilung der Kindheit ist das Knaben- und Mädchenalter. Sie fängt mit dem 7. Jahre an und geht bei dem weibl. Geschlechte bis ungefähr zum 11. oder 12., bei dem männl. bis zum 14. oder 15., oder bis zur Entwickelung der Mannbarkeit (vgl. Pubertät). — Die erste Kindheit ist merkwürdig durch die mit dem Eintritt ins Leben bewirkten großen Veränderungen im Körper des Kindes. Es wird von der Mutter weniger abhängig und kommt in die Wechselwirkung der äußern Einflüsse. Der Umlauf des Blutes erfährt eine große Veränderung, die Lungen, die Verdauungswerkzeuge, vorher unthätig, fangen an ihren Dienst zu verrichten. Die Kindheit ist die Zeit der Ausbildung des Organismus, welche dazu einen Ueberfluß an Stoffen braucht. Der Bildungstrieb ist daher vorzüglich stark, sowie der Trieb der Natur, sich die Stoffe von Außen anzueignen und zur Vervollkommnung der Gebilde des Körpers zu verwenden, weßhalb auch die Theile und Werkzeuge desselben, welche dieses Geschäft über sich haben, als die Verdauungswerkzeuge, das einsaugende Adersystem, die Leber, Drüsen u. s. w., im Kindeskörper vorherrschend sind. Aus dieser überwiegenden Herrschaft des Bildungstriebes erklärt sich der sehr große Kopf, die weiche Faser, die starke Eßlust, die Ausbildung und Zunahme des Körpers, die Befestigung der Knochen, das Hervorbrechen der Zähne. Aus der eigenthümlichen körperlichen Beschaffenheit des Kindes fließen auch die Besonderheiten seiner Krankheiten. Die Systeme, welche vorherrschen, leiden auch vorzüglich, daher die Durchfälle, Gelbsucht, Drüsenkrankheiten u. s. w. In der zweiten Abtheilung der Kindheit geht das Wachsthum noch fort, auch die andern Systeme des menschlichen Körpers verstärken sich; die Muskeln werden kräftiger, das Blutsystem nimmt an Kraft zu, das Nervensystem nähert sich seiner Vollkommenheit, das Gehirn wird fester. Eilt die Natur zu sehr vorwärts mit der Ausbildung, so entstehen ebensowohl Krankheiten, als wenn sie zurückbleibt. Im ersten Fall entstehen z. B. die Anlagen zu Nervenzufällen, Zuckungen, die Neigung zu Entzündungen, Leber-, Brust-, selbst bis zur Hirnentzündung, welche bei Kindern nicht so selten ist, als man oft glaubt. Im zweiten Falle bleibt das Wachsthum und die harmo-

nische Ausbildung zurück, es entsteht Skrofelkrankheit, Abzehrung (Atrophie), Verstopfung der Gekrösdrüsen, englische Krankheit u. s. w. Auch die geistigen Aeußerungen tragen nach den verschiedenen Lebensaltern verschiedene Eigenheiten an sich. Das Kind braucht einige Zeit, sich in seine neue Welt zu finden und die es umgebenden Gegenstände zu unterscheiden. Am ersten lernt es seine Mutter kennen. Es sammelt erst nur Sinneseindrücke, und die Entwickelung der Sinne geht wahrscheinlich in folgender Ordnung vor sich: Gefühl, Gesicht, Geschmack, Gehör, Geruch. Weiterhin bilden sich die Seelenvermögen aus, das Kind fängt an zu unterscheiden, über das Gesehene zu denken; das Gedächtniß zeigt sich vorzüglich stark. Vgl. auch Alter.

Kinderkrankheiten sind solche, zu den an sich schon durch die zarte Constitution und die verschiedenen Entwickelungsperioden dieses Alters die Anlage gebildet wird, oder die doch vorzugsweise die Kinder zu befallen pflegen. Eigentliche Kinderkrankheiten, d. h. Krankheiten, die nur die Kinder ergreifen, gibt es wenige; unter ihnen ist das Zahnen die vorzüglichste; es gehört zwar nicht streng in die Reihe der Krankheiten, weil der junge Organismus, um seine naturgemäße Bildung zu erreichen, diese Entwickelungsperiode durchmachen muß: doch da mit dem Zahnen immer ein gereizter Zustand und nicht selten ein Fieberchen verbunden ist, so gibt es häufig die prädisponirende Ursache zu vielen und heftigen Krankheiten ab. Andre Krankheiten, die mehr diesem Alter eigen sind, sind Keuchhusten, häutige Bräune, hitziger Wasserkopf, Kinderrose, Verhärtung des Zellgewebes; auch die exanthematischen Fieber, als Pocken, Masern, Scharlach, Rötheln befallen vorzugsweise das Kindesalter, sowie Würmer, Skrofeln, Darrsucht, englische Krankheit ꝛc. S. „Der wohlerfahrene Kinderarzt für gebildete Eltern und Erzieher“ (Lpz 1827).

Kingsbergen, einer der ausgezeichnetsten Seehelden, welche die Niederlande in der neuern Zeit hervorbrachten, wurde 1725 zu Dösborg in Geldern geboren und starb 1820. Er war noch nicht 10 Jahre alt, als er Militairdienste bei den Landtruppen nahm, welchen er im 14. J. mit dem Seedienste vertauschte, in welchem er auch in kurzer Zeit von dem Grade eines Cadetten zum Vice-Admiral heraufstieg. 1767 trat er mit Erlaubniß seiner Regierung in russ. Dienste und machte den damals ausgebrochenen Türkenkrieg mit. Katharina II. schenkte ihm ihr Vertrauen und übergab ihm das Commando einer Flotte von 5 Schiffen mit 40 Kanonen, mit der er im schwarzen Meere einen vollständigen Sieg über die 3 Mal stärkere türk. Seemacht davon trug. Seinen Sieg verdankte er einigen wichtigen Seemanövers, die hernach auch von den meisten seekriegführenden Mächten angenommen wurden. Die Kaiserin überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen. Durch eine Denkschrift über die freie Schifffahrt im schwarzen Meere zog er ihre Augen als Politiker auf sich. 1776 kehrte Kingsbergen nach den Niederlanden heim. Gleich nach seiner Ankunft erhielt er den Auftrag, mit dem Kaiser von Marokko in Friedensunterhandlungen zu treten; durch seine Bemühungen kam der Friede zu Stande. 1781 befehligte er unter dem Admiral Zoutmann 7 Linienschiffe in der Schlacht von Doggersbank und hatte einen großen Antheil an dem Siege über den engl. Admiral Parker. 1783 suchten ihn die russ. Kaiserin und der König von Dänemark in ihre Dienste zu ziehen und thaten ihm die vortheilhaftesten Anerbietungen. Er schlug sie aus. Während 1793—94 leistete er seinem Vaterlande in den franz.

Revolutionskriegen vielfältige Dienste. Bei der Regierungs-Veränderung seines Vaterlandes, zog er sich 1795 aus dem öffentlichen Leben zurück und wies alle Anträge, welche ihm von Seiten der oft wechselnden Regierungen gemacht wurden, von der Hand. König Ludwig Napoleon ernannte ihn zu seinem ersten Kammerherrn, zum Grafen von Doggersbank, zum Staatsrath, zum Großkreuz des Unions-Ordens. Doch Kingsbergen verließ sein stilles Landleben nicht, das er ganz den Wissenschaften, der Landwirthschaft und der Bildung des Volkes widmete. Auch Napoleon suchte ihn an sich zu ziehen; er ernannte ihn zum Senator. Kingsbergen nahm zwar die Würde an, schlug aber das Gehalt aus. Kingsbergen war höchst achtungswerth als Bürger, als Vaterlands- und Menschenfreund, sein großes Vermögen verwandte er auf gemeinnützige Institute. Er war Mitglied der meisten europäischen Gelehrten-Gesellschaften. Er hinterließ eine bedeutende Anzahl Schriften, die man classisch nennen möchte, und mehre Charten, worunter 4 von der Krim vorzüglich sind.

Kings-bench (engl. Königsbank), 1) das hohe Gericht zu London, im Pallast Westminster; entscheidet über die die Krone betreffenden Sachen und über wichtige Criminalverbrechen. 2) Ein aus mehren Gebäuden bestehendes öffentliches Gefängniß in der Southwark-Vorstadt in London, mit eigner Gerichtsbarkeit, wo vorzüglich Geldschuldner verhaftet sind und daselbst ihr Gewerbe treiben dürfen.

Kingston (Elisabeth, Herzogin von), geb. 1720, ebenso schön als geistreich, wurde nach dem Tode ihres Vaters, des Obersten Thomas Chudleigh (1743), Hofdame bei der Prinzessin von Wales. Der Herzog von Hamilton warb um ihre Hand und erhielt dieselbe; die völlige Verbindung wurde jedoch verzögert, denn der Herzog machte vorher eine Reise durch Europa. Indessen wurden die Briefe des Herzogs an seine Geliebte durch den Sohn des Grafen von Bristol, Hervey, der sie schon lange insgeheim geliebt hatte, aufgefangen, und Miß Chudleigh suchte den Herzog zu vergessen, weil sie sich von ihm vergessen glaubte. Sie heirathete 1744 im Stillen diesen Hervey, ging aber nach einigen Tagen in ihren Dienst zurück, während ihr Gemahl, mit dem sie sich vereinigte, als Schiffslieutenant nach Westindien segelte. Ein Kind aus dieser kurzen Verbindung starb, und die Verbindung blieb geheim. Sie selbst ging nach Deutschland und fand die schmeichelhafteste Aufnahme sowohl am preuß. als am sächs. Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte sie durch Liebreiz und Geist Aller Herzen. Da sie die angesehensten Partien ausschlug, so glaubte man sie insgeheim mit Lord Howe vermählt, und dieses Gerücht war die günstigste Auslegung ihres vertraulichen Umgangs mit demselben. Es gewann noch größere Glaubwürdigkeit, da Miß Chudleigh von dieser Zeit an den ungeheuersten Aufwand machte. Das Gerücht gab ihr überdieß einen Liebhaber an der Seite des Thrones. Sie benutzte daher das Vertrauen des Pfarrers zu Lainston, um die Urkunde ihrer Verbindung mit Hervey aus den Kirchenbüchern zu entwenden. Als aber der Herzog 1759 Graf von Bristol ward und in eine Krankheit fiel, von welcher keine Rettung möglich schien, so reizte sie die Aussicht auf ein reiches Wittthum, ihre Vermählung mit dem Grafen bekanntzumachen, und sie gewann den Pfarrer durch Geschenke, jene Trauungsurkunde wieder zu den Kirchenbüchern zu nehmen. Als jedoch der Graf unvermuthet hergestellt wurde, zeigte sie

plötzlich eine andre Gesinnung. Ihre Absichten gingen nun auf den Herzog von Kingston. 1765 schlug sie dem Grafen von Bristol, der sich in eine andre Dame verliebt hatte, die Ehescheidung vor; sie klagte ihn vor dem Matrimonialgericht an, und wurde für frei und ledig erklärt. Einen Monat darauf (8. März 1769) heirathete sie der Herzog von Kingston, der 1773 starb. Vermöge seines letzten Willens kam ihr der lebenslängliche Genuß aller seiner Güter zu; nach ihrem Tode viel die Erbschaft an einen jüngern Neffen des Verstorbenen, mit Ausschließung eines ältern. Daher suchte dieser die letzte Ehe seines Oheims für ungültig zu erklären. Während die verwitw. Herzogin eine Reise nach Italien machte, klagte er sie der Bigamie an. Sobald sie in Rom Nachricht hiervon bekam, floh sie zu ihrem Banquier Jenkins, setzte ihm eine Pistole auf die Brust und nöthigte ihn zur Auslieferung der ihm anvertrauten Papiere. Bei ihrer Rückkunft in England verbürgten sich der Herzog von Newcastle, der Lord Mont Stuart und Glover für sie. Ihr Proceß, der vor dem Oberhause geführt wurde, begann am 15. April 1776 und dauerte 5 Tage. Die Herzogin wurde verurtheilt; allein sie wich der Strafe, mit einem glühenden Eisen in die Hand gebrannt zu werden, dadurch aus, daß es ihr gelang, ein Privilegium, welches den hohen Adel von dieser Strafe ausnimmt, geltend zu machen. Sie hieß nun Gräfin v. Bristol; allein das Testament des Herzogs v. Kingston blieb gültig, und sie selbst im Genusse seines Vermögens. Jetzt wollten ihre Feinde sie für eine Verschwenderin erklären und in der Provinz unter Aufsicht stellen lassen; allein sie rettete sich übers Meer nach Calais. Seit der Zeit lebte sie bald in Rom, bald in Petersburg, immer auf einem glänzenden Fuß, und ihre Liebenswürdigkeit fesselte alle Herzen. Endlich begab sie sich nach Frankreich, wo sie das Schloß zu St.-Assise bei Fontainebleau kaufte. Hier starb sie den 28. Aug. 1788.

Kiow (Kiew), Hauptstadt der Ukraine (s. d.).

Kirche wird zuerst die Gesammtheit der Bekenner des Christenthums genannt, inwiefern sie eine moralisch-religiöse, d. h. eine Gesellschaft ausmachen, deren Zweck es ist, sittliche und religiöse Bildung und Belehrung unter ihren Mitgliedern zu befördern. Der Stifter der Kirche in diesem Sinne war Jesus Christus. Denn obgleich seine Bekenner erst nach seinem Tode von der Gemeinschaft der Synagoge sich trennten und in eine besondere Gesellschaft zusammentraten, so hatte er doch durch seine eigenthümliche, von dem Judaismus wesentlich verschiedene Lehre und durch die Schüler und Freunde, die er um sich versammelte, den Grund zu einer solchen Vereinigung gelegt, und da er seinen Jüngern bei seinem Abschied von der Welt den Auftrag gab, auszugehen in alle Welt und die Heiden zu lehren, und 2 Religionshandlungen anordnete, welche Unterscheidungsmerkmale seiner Bekenner seyn sollten, so läßt sich nicht bezweifeln, daß die Stiftung der Kirche in seinem Plane lag. Eine die christliche Kirche vorbereitende religiös-politische Anstalt war das Judenthum, von welchem aber die christliche Kirche sich dadurch wesentlich unterscheidet, daß sie theils keine politische, sondern bloß eine religiös-moralische Richtung hat, theils nicht auf ein Volk sich beschränkt, sondern von ganz allgemeiner Bestimmung ist. Nicht immer aber wird das Wort Kirche von der Gesammtheit der Bekenner des Christenthums gebraucht. Oft hat dieses Wort eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Christenheit, welcher sich durch eigenthümliche Lehren, Verfassungen

und Gebräuche von andern Christen unterscheidet. Seit dem 11. Jahrh. trennten sich die griechischen oder morgenländischen Christen von den lateinischen oder abendländischen, und es entstand dadurch der Unterschied zwischen der griech. Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch von Konstantinopel war, und der lateinischen, an deren Spitze der römische Bischof stand. Im 16. Jahrh. erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländischen Christenheit, indem ein Theil derselben von der Verbindung mit dem römischen Bischofe sich losriß und einen neuen Lehrbegriff annahm, der andre aber in dieser Verbindung beharrte und die Lehren, welche bis dahin gegolten hatten, zu bekennen fortfuhr. So entstand der Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, welche letztere, da ihre Stifter über einige, jedoch außerwesentliche Punkte sich nicht vereinigen konnten, sich wieder in die lutherische und reformirte theilte. Das Verhältniß dieser 3 Kirchen zu einander hat sich zwar im Laufe der Zeiten wesentlich verändert; die lutherische und reformirte Kirche haben sich einander so genähert, daß fast gar keine Glaubensverschiedenheit mehr stattfindet, auch in mehren deutschen Ländern unter dem Namen der evangelischen Kirche völlig wieder vereinigt; und obgleich der Katholicismus und der Protestantismus sich nicht in einander verschmelzen konnten, so haben doch die Grundsätze der Duldung unter den Katholiken wie unter den Protestanten Eingang gefunden. Die Grenzen der 3 Kirchen des Abendlandes aber sind seit dem 16. Jahrh., wo sie entstanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Gesellschaften, welche entweder zu der Zeit der Reformation entstanden, wie die Socinianer und die Taufgesinnten, oder die später, besonders in England, sich bildeten, wie die Quäker und die Methodisten, pflegt man nicht Kirchen, sondern Sekten und Parteien zu nennen. — In einer noch engern Bedeutung nimmt man das Wort Kirche, wenn man dasselbe drittens von den Christen eines Landes braucht, und von einer deutschen (s. d.), englischen, französischen Kirche redet. — In einer vierten Bedeutung ferner bezeichnet Kirche ein dem öffentlichen Gottesdienste der Christen bestimmtes Gebäude, und in dieser Bedeutung unterscheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden, und von einer Moschee, wo Mohammedaner ihren öffentlichen Gottesdienst halten. Die Christen im 1. Jahrh. hielten ihren Gottesdienst, da sie eine von dem Staate nicht anerkannte und oft verfolgte Partei waren, in Privathäusern, oft auch im freien Felde an entlegenen Orten. Seit dem 3. Jahrh. erst konnten sie es wagen, ihrem Gottesdienste mehr Oeffentlichkeit zu geben und Kirchen zu erbauen. Seit dem 4. Jahrh. wurden die Kirchen der Christen große und prachtvolle Gebäude. Konstantin, besonders Theodosius und Justinian, erbaute dergleichen; auch verwandelte man viele heidnische Tempel in christliche Kirchen. In dem Baue der Kirchen besonders versuchte sich die Baukunst der mittlern Zeit. Die berühmtesten Kirchen sind gegenwärtig die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, die Kirche der Notre-Dame zu Paris, die Stephanskirche zu Wien, die Isaakskirche zu Petersburg, der Münster zu Strasburg und der Dom zu Köln. — In einer fünften Bedeutung endlich heißt Kirche die Versammlung der Gemeinde eines Orts zur Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes, in welcher Bedeutung man das Wort nimmt, wenn man sagt, daß an diesem oder jenem Tage Kirche gehalten werde. Ueber den Ursprung des Worts Kirche sind die Mei-

nungen der Sprachforscher getheilt, indem es einige von dem griech. Kyriakon, welches ein dem gottesdienstlichen Gebrauche bestimmtes Gebäude bezeichnet, herleiten, andre annehmen, daß es die Uebersetzung des latein. ecclesia sey, daher von Kören, Küren, herkomme und den Begriff der Auswahl des auserwählten Volks andeute.

Kirche (katholische). Es war die Absicht Christi, eine Kirche zu stiften, und zwar eine dauernde. Das System dieser Kirche, welche ist die katholische, geben wir zuvörderst (nach Sailer's „Handb. der christl. Moral", Bd. 3, S. 65 fg.) und wenden uns dann zur Aushebung der wichtigen Punkte, worin dieß System sich von den andern Gemeinden unterscheidet. — Der Zweck der Kirche ist, die gesunkene Menschheit durch Christus mit Gott wieder zu vereinigen. Die Kirche, die diesen Zweck erreichen soll, ist eine geistige und eine sichtbare Gesellschaft. Als geistige Gesellschaft steht sie im Verhältnisse zu Christus, als solche ist sie die Einheit, die Gemeinschaft aller ihrer lebendigen Glieder mit Gott dem Vater durch den einen Christus, in dem einen Geist der Liebe. Der Apostel Paulus stellt diese Ideen besonders unter zwei Gestalten dar: der eines Leibes und der eines Gebäudes. I. Unter der Gestalt eines Leibes stellt er sie dar Ephes. IV. 1. Kor. XII. 4 — 30, XIII. 1 — 13, XIV. 1 — 40. Demnach ist die Kirche ein geistiger Organismus unter dem Einen Haupte Christus, wo kein Glied am Leibe isolirt bleiben darf, sondern jedes mit allen übrigen zum Zwecke des Geistes nothwendig gemeinschaftliche Sache machen muß. II. Unter der Gestalt eines Hauses, eines Pallastes, eines Tempels, eines göttlichen Bauwerkes zeigt er sie uns Ephes. II, 19 — 22, 1. Tim. III, 15. — Die Kirche ist ferner nicht bloß eine geistige, sondern auch eine sichtbare Gesellschaft, denn da die Kirche als streitend und als Verein sichtbarer Streiter auf Erden existirt, da die Kirche, nach den Bildern des Apostels, als Leib, als Tempel, als Pallast, als Haus Gottes sichtbar seyn muß, da endlich auch Christus, obgleich er unsichtbar durch seinen Geist wirkt, auch durch sichtbare Organe, wie sie immer heißen mögen, Apostel, Lehrer, Hirten, wirken muß, so wird die Kirche nicht bloß als geistige Gesellschaft im Verhältniß zum unsichtbaren Christus, sondern auch als sichtbare Gesellschaft betrachtet werden müssen. Diese sichtbare Kirche Christi, als sichtbarer Leib Christi betrachtet, ist nothwendig eine Einheit, eine Vereinigung, eine Gemeinschaft aller Glieder unter einem sichtbaren Haupte, die keinen andern Zweck hat, als die Einheit mit Christus und durch Christus mit Gott dem Vater zu bewirken und zu behaupten. Diese sichtbare Einheit aller Glieder in der sichtbaren Kirche Christi ist nur dadurch bewirkbar, daß die einzelnen Gemeinden mit ihren unmittelbaren Hirten, diese mit ihren Oberhirten, und diese mit dem einen Mittelpunkte der Einheit, mit dem von dem heil. Cyprian ausdrücklich so bezeichneten Centrum unitatis zusammenhängen, und zusammenhängend den Zusammenhang mit dem unsichtbaren Haupte Christus und durch Christus mit dem Vater gewinnen und behaupten. Dieser Zusammenhang mit dem Einheitspunkte setzt aber nothwendig voraus, daß das sichtbare Oberhaupt der ganzen Kirche (der Papst) den Vorzug des Ansehens und der Gerichtsbarkeit (primatus auctoritatis et jurisdictionis) inne habe, d. i. jene Macht, die der Mittelpunkt der Einheit nöthig hat, um dieses seyn und bleiben zu können. Dieser Primat beruht, laut der ganzen Tradition, in der Person des römischen Bischofs, als Nachfolgers des heil.

Petrus, den Christus zum Felsen seiner Kirche, d. h. zum unbeweglichen Mittelpunkte seiner sichtbaren Kirche gemacht hat (Matth. XVI, 16). Der bisher angedeutete Zusammenhang der ganzen sichtbaren Kirche, der im Zusammenhange der einzelnen Gemeinden mit ihren Hirten, der Hirten mit ihren Oberhirten, der Oberhirten mit dem höchsten Hirten und Haupte der Kirche besteht, setzt also eine Hierarchie voraus, eine heilige Gewalt, die eben jenen Zusammenhang bewirkt und erhält. Diese Hierarchie ist, ihrem Wesen und ihrer Einsetzung nach, geistig, geistig in ihrer Abkunft, geistig in ihrer Tendenz und geistig in ihrer Wirkungsweise, obgleich sie sichtbar in ihren Handlungen seyn muß. — Die katholische Kirche, die Kirche Christi, hat und muß haben die 4 Merkmale: daß sie ist die Eine, die heilige, die katholische, die apostolische. Sie ist die Eine, weil sie hat (Ephes. IV, 5) Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Herrn; sie ist die Eine, weil sie steht unter einem unsichtbaren Oberhaupte, Christus, und unter dem Einen sichtbaren Oberhaupte. Sie ist die heilige Kirche, weil Christus die Quelle aller Heiligkeit ist, weil sie, als der Leib Christi, in allen ihren lebendigen Gliedern durch Christus schon geheiligt ist (Ephes. V, 23 — 32), und weil auch die todten Glieder, die Sünder, die mit den lebendigen im Schoße der Kirche sind, durch die Lehre, durch die Sacramente und durch den Dienst des Hirtenamts heilig werden können. Sie ist die katholische Kirche, weil sie nicht, wie irgend ein Weltreich, in den Grenzen desselben eingepfercht ist, sondern in allen Verfassungen, in allen Weltgegenden ihre Glieder hat, und also von Rechtswegen, nach dem Zeugnisse des heil. Augustinus, die Universalkirche heißt. Sie ist endlich die apostolische, weil in ihr sowohl die Lehre der Apostel als die Aufeinanderfolge der höhern Kirchenvorsteher von den Zeiten der Apostel an sich erwahret hat. — Man glaube aber ja nicht, daß die katholische Kirche, wegen ihrer Hierarchie, ein andres Oberhaupt als Christum habe. Das Fundament des Welttheils ist auch das gewisse und eigentliche Fundament des katholischen Glaubens; der Zusammenhang der Christen mit dem sichtbaren Mittelpunkt der Einheit hat den Zusammenhang mit dem unsichtbaren Mittelpunkte, mit Christus, mit dem Fundamente des Glaubens, zum höchsten Augenmerk und zum höchsten Zwecke. Christus ist dem Katholiken Alles und in Allem (Kol. III, 11), für ihn ist nur in Christus Heil, für ihn fließen alle Gaben nur aus Christus. — Auch ist die Unterwerfung unter die Kirche nicht so abschreckend, als den Andersdenkenden scheint. Die Kirche hat, nach dem Ausspruche Augustinus, drei Principien: Einheit im Nothwendigen, Freiheit im Zweifelhaften, Liebe in Allem. Die katholischen Christen haben also alle jene Freiheit, die mit der Einheit im Nothwendigen bestehen kann, und ihre Unterwürfigkeit unter die Kirche hebt jene Freiheit nicht auf, sowie die Unterwürfigkeit und die Freiheit von der Wurzel der Liebe getragen werden, der Liebe, die das Band der Einheit ist, die die Unterwürfigkeit zur leichten Bürde macht und die Freiheit vor Zügellosigkeit bewahrt. — Wie übrigens die Kirche Christi ihren Ursprung nur aus Gott nehmen konnte und genommen hat, so kann sie ihr Bestehen bis zum Ende der Welt auch nur durch Gott gewinnen (Matth. XXVIII. 20), und wird nur in Gott ihre Verklärung und Vollendung finden. — Dieß ist das System der katholischen Kirche, in seiner höchsten Lauterkeit dargestellt.

Setzen wir nun die Differenzpunkte desselben von andern Kirchen-

systemen näher aus einander. Die Kirche konnte nicht mit dem Staate Eins seyn. Die Religion sollte allen Völkern gepredigt, bis an die äußersten Grenzen der Welt verbreitet werden. Die Staaten sind dem Wechsel der Zeit unterworfen, sie können Feind der Religion seyn und waren es; sie sind die Welt, die die Boten Christi wohl hassen und verfolgen, aber nicht in der Kirche lehren konnte. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sagte in diesem Sinne Christus. Die Kirche kann also die Fürsten nicht als Bischöfe in der Kirche erkennen, wie die lutherische Kirche thut, sie kann überhaupt keinen Einfluß in die Gestaltung des Kirchenwesens gestatten, und wo die Staaten sich solchen Einflusses angemaßt, folgte bald die Gegenwirkung, welche, nach den Gesetzen der Kräfteberechnung, oft ebenso sehr in das entgegengesetzte Extrem überging. — Auch den Gemeinden konnte die Einrichtung der Kirche nicht übertragen werden. Unmöglich können die Lernenden die Lehre bestimmen. Der Glaube ist in der Kirche nicht von unten herauf, sondern von oben herab, nicht durch die Forschung der Gemeinden, sondern durch die Lehre und Heilverkündigung der Apostel und Bischöfe entstanden. Der Apostel Paulus sagt 1. Kor., daß er von Gott als Apostel bestellt worden, keineswegs aber, daß er es sey von der Gemeinde, die er ja eben erst stiftete. Nur den Aposteln, nicht den Gemeinden, ist der Auftrag geschehen, in die Welt zu gehen und alle Völker zu lehren; nur jenen, nicht diesen, ist der Beistand versprochen. Keineswegs reichten die heiligen Schriften hin, um gelesen, die wahre Lehre unverändert zu erhalten, es bedurfte des lebendigen Worts, es bedurfte eines Lehramts und des Beistandes des Geistes. „Vor Allem wisset, daß jede Weissagung der Schrift nicht aus eigner Auslegung geschieht", sagt Petrus II, 1, 20. Die Apostel übten die Kirchengewalt, sie hielten das erste Concilium zu Jerusalem. „Dem heil. Geiste und uns hat es geschienen", sagen sie; indem sie ihre Beschlüsse den Gemeinden zur Befolgung zusandten. Daß, wie Planck behauptet, schon die Apostel ihre Gewalt usurpirt haben, ist eine sichtlich falsche Behauptung. — Diese Gewalt war aber kein Privilegium der Apostel, sondern eine wahre Amtsgewalt, die sich auf ihre Nachfolger erstrecken sollte und mußte. Der Beweis liegt nicht nur in der ausdrücklichen Versicherung Jesu, da er, Matth. XVI, 18, sagt, er wolle seine Kirche auf einen Felsen bauen, daß sie die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, und an einem andern Orte verspricht, bis an der Welt Ende mit seinem Paraklet bei ihnen zu bleiben, welches sich offenbar auf die die Kirche erhaltende und regierende Gewalt bezieht, sondern es folgt auch ganz natürlich aus dem Plane Christi, eine allgemeine Kirche zu stiften, nach welchem es gar nicht anders seyn konnte, als daß diese Gewalt sich auf die Nachfolger der Apostel erstrecken müsse. Die Apostel haben daher auch wirklich allenthalben Bischöfe bestellt, und auch nach ihrem Tode ist die Kirche, von den Bischöfen geleitet, fortwährend als eine und dieselbe bestehend geblieben, bis es in neuern Zeiten den Reformatoren einfiel, dem ganzen christlichen Alterthume zum Trotz, das Gegentheil zu behaupten. Die Kirche ist dadurch bewahrt worden vor dem Geschick der protestantischen Kirchen, die sich in isolirten Gemeinden aufgelöst haben, eines gesetzlichen Lehramtes ermangelnd. Die Bischöfe und Nachfolger der Apostel bilden nun eine Genossenschaft, wie eben auch die Apostel. „Es ist Ein Bisthum (sagt

Cyprianus, De unitate ecclesiae), dessen einem Theile jeder einzelne Bischof, doch auch in gemeinsamer Genossenschaft, dem Ganzen vorsteht" (Episcopatus unus est, cujus a singulis in solidum pars tenetur). So ist auch Eine Kirche, die durch fruchtbares Wachsthum sich weit umher in großer Menge verbreitet, wie der Sonnenstrahlen viele sind, aber Ein Licht, und der Zweige des Baumes viele, aber nur Ein auf fester Wurzel gegründeter Stamm, und wie aus Einer Quelle viele Bäche sich ergießen, und dennoch die Einheit im Ursprunge erhalten bleibt. Jeder Bischof ist nicht bloß Bischof der Welt; aber darum nicht ökumenischer, allgemeiner Bischof, wie Johann der Faster zu Konstantinopel für sich behauptete: ein Titel, den selbst Gregor von sich ablehnte, sondern auch Bischof seines Sprengels. Dieser Sprengel bestand ursprünglich aus einer Stadtgemeinde. Der Bischof verbreitete von hier aus das Christenthum weiter, bildete neue Gemeinden, denen er Pfarrer, als Delegaten eines Theiles seines Amtes, gab. Diese Pfarrer, sowie das Presbyterium der Hauptstadt, bildeten den sehr einflußvollen Rath des Bischofs. Diese sprachen sich in der Diöcesansynode aus, und der Vertreter der nicht versammelten Pfarrer war das Presbyterium der Hauptstadt, später Domcapitel genannt; die eigentlich bischöfliche Gewalt hatte nur der Bischof, die Pfarrer und Presbytern waren eine Emanation aus ihm. Daß aber nicht — was das protestantische Presbyterialsystem behauptet — die Bischöfe und Priester nur Eine Ordnung unter verschiedenen Namen ausgemacht haben, geht nicht nur aus der Ueberlieferung, sondern auch mit ausnehmender Klarheit aus den echten Briefen des heil. Ignatius — eines Schülers der Apostel, der um 107 lebte — hervor, worin der Bischof, als der von Gott Abgeordnete, immer von der Versammlung der Priester unterschieden wird. Daß überhaupt der Priesterstand von dem Stande der Laien durch die Weihe, durch göttliche Sendung seit dem Beginn der Kirche unterschieden war, geht aus der Tradition, wie aus den Briefen des Paulus an den Timotheus und Titus und andern Stellen hervor. — Ueber das Verhältniß des Papstes zu den Bischöfen und überhaupt zur Kirche s. Papst. Hier genüge die Bemerkung, daß die Kirche einen Bundesstaat bilde, daß sie die Einheit durch den Bischof zu Rom, als Nachfolger des Fürsten der Apostel, durch dieses Centrum unitatis der Kirche, wie ihn schon Cyprian nannte, erhalte, daß dieser Papst, aus göttlicher Anordnung, der Sprecher der zerstreuten Kirche sey, und daß er bei der versammelten Kirche als primus inter pares präsidire. Die Erzbischöfe, Patriarchen und Primaten nehmen in der Hierarchie keine wesentliche Stelle ein, sondern sind nur zufällig entstanden als höhere Instanzen in der bischöflichen Gerichtsbarkeit. Die Diakonen sind die niedrigste Stufe in der Hierarchie. — Die Einrichtung der Ordensgeistlichkeit wird hier, als ein mit der Kirchenverfassung in keiner wesentlichen Beziehung stehender Gegenstand, übergangen. — Es sind bisher die Grundzüge der innern Verfassung der katholischen Kirche dargestellt worden, wie sie aus den heiligen Schriften und der Ueberlieferung sich gebildet hat. Man möchte versucht seyn, zu fragen: wie sich diese Principien in der Wirklichkeit ausnehmen, ob hier Freiheit oder geistiger Tod sey? Es fehlt nicht an Solchen, die das Letztere behaupten. Dem ist aber nicht also. Wie der Einfluß des Papstes gemäßigt und unschädlich geworden, s. Papst. In den Bisthümern lebt der einzelne Katholik frei. Die Lehre ist einmal durch das

letzte Concilium fest bestimmt, der Bischof hat hierin nicht mehr Gewalt als der Papst und der Bauer. Eine Autorität, die man als göttlich verehrt, schadet der Freiheit nicht, wohl aber ist die Freiheit gefährdet, wenn der Mensch, als solcher, seine Ueberzeugung von dem Sinne des Buchs (Bibel) Andern aufdringt, wie im Protestantismus durch die Geltung der augsburger Confession und andrer symbolischer Bücher geschah. — Es erhebt den Einzelnen sehr, wenn er sich als das Mitglied der großen über die Erde verbreiteten Gemeinde denkt, die Einen überlieferten Glauben, Eine Verheißung und — Eine Geschichte hat, solcher Gedanke veredelt den Geist, erhebt ihn über die Bande der Gegenwart. — Die Kirche lebt ein organisches Leben. Sie hat ewige wesentliche Grundsätze und veränderliches Zufälliges. Die Zeit hat immer auf das Zufällige eingewirkt. Wenn das Alte erstarb, entstand aus dem Tode das Leben, entwickelte sich Neues, nicht aber durch das Machtgebot einzelner Neuerer, sondern durch die langsam, aber sicher wirkende Zeit. Auf ähnliche Weise muß sie auch in Zukunft neuen Gestaltungen entgegengehen.

Kirche in ihren rechtlichen Verhältnissen. Das Verhältniß der Kirche zum Staate ist von den ersten Zeiten der neuen europ. Staatenbildung an ein sehr schwieriges geworden und bis jetzt geblieben. Die christliche Kirche war, als das neue Europa sich aus den Trümmern der römischen Weltherrschaft erhob, bereits im Besitz einer Organisation, welche ihrem Wirken Einheit verlieh und eine große Gewalt über die Gemüther. Sie leistete zu Gründung der neuen Staaten den nachdrücklichsten und heilsamsten Beistand, ward aber auch, als die weltliche Macht ihre Kraft mehr entwickeln wollte, mit derselben in Streitigkeiten verwickelt, welche sich vom 10. Jahrh. an fast durch ganz Europa verbreiteten. Das Historische davon hat vornehmlich die Kirchengeschichte zu berichten. (Vgl. Concordate.) Betrachtet man die Kirche als eine göttliche Stiftung, in welcher auch die Verfassung unabhängig von der menschlichen Willkür bestimmt, und deren Zweck ist, den Lehrbegriff und die moralische Ordnung der Welt unverändert aufrecht zu halten, so folgt hieraus ganz consequent nicht nur, daß die weltliche Macht, der Staat, ganz der geistlichen untergeordnet, sondern auch, daß in der Kirche selbst eine Gewalt seyn muß, wodurch alles Abweichen von der feststehenden Ordnung und Lehre verhindert wird. Die vollkommene Einheit und Unveränderlichkeit der Kirche läßt sich ohne streng hierarchische Einrichtung kaum denken. Dem Protestanten wenigstens ist diese hierarchische Verfassung verwerflich, aber auch der Katholik erkennt zwar die Gewalt der Kirche und ihres Oberhauptes in geistlichen Dingen an, nicht aber die Unterordnung des Staats unter dieselbe in weltlichen Angelegenheiten, und er fordert auch für die Staatsregierung einen gewissen, wenigstens negativen, Einfluß selbst auf das Kirchliche. Jener Ansicht (welche man nicht eine hierarchische im engern Sinne nennen kann, weil sich dieser Ausdruck mehr auf die stufenweise Unterordnung der kirchlichen Beamten unter einander bezieht, sondern eher eine theokratische, weil eine wahre Priesterherrschaft durch Kirche und Geistlichkeit bezweckt wird) steht als Extrem der andern Seite diejenige entgegen, welche der weltlichen Macht Alles, der Kirche Nichts einräumt, welche die letztere nur zu einem Werkzeuge macht, die Herrschaft zu befestigen, und Dasjenige, was etwa durch Furcht vor irdischen Uebeln nicht ganz erreicht werden kann, noch durch die Schrecken einer übersinnlichen Welt

zu bewirken. Hier ist die Kirche der Staatsregierung unterthänig; der weltliche Herrscher bekleidet sich wie Heinrich VIII. von England mit der höchsten geistlichen Gewalt; die Kirchenbeamten sind seine Diener; nicht Gotteswort, sondern des Herrschers Wort soll von ihren Lippen gehört werden. Eine dritte Meinung scheint zwischen beiden, gleich verwerflichen Extremen in die Mitte zu treten, wo so oft die Wahrheit gefunden wird. Sie betrachtet sowohl Staat als Kirche wie gänzlich von einander geschiedene Vereine; den Staat als eine bloße Schutzanstalt weniger für das Recht als für den Besitz, die Kirche als eine Privatgesellschaft, welche vom Staate Nichts zu erwarten, ihm aber auch Nichts zu leisten hat, und, unbekümmert um die Zwecke desselben, ihren eignen Gang geht. Diese Ansicht entkleidet den Staat seiner moralischen Würde und Weihe, und vernichtet alle Einheit und alles Beharrliche in der Kirche. Denn jeder Einfall eines Einzelnen, jede vorübergehende Schwärmerei ist alsdann ein hinreichender Grund, sich von der allgemeinen Kirche zu trennen und eine neue kirchliche Gesellschaft zu stiften, die keine andre Grundlage hat als menschliche Vernunft oder Unvernunft. Außerdem ist auch diese gänzliche Trennung des Staats und der Kirche in der Wirklichkeit nicht durchzuführen; nicht nur weil der natürliche Verstand der Völker sie immer wieder dahin bringt, die Sorge für das Kirchliche vom Staat und ein mit ihm harmonirendes Wirken von der Kirche zu verlangen, sondern auch, weil zwei unabhängige Gewalten sich, da beide in menschlichen Händen seyn müssen, nicht in einerlei Kreise thätig erweisen können, ohne feindlich gegen einander zu wirken und mit gänzlicher Unterwerfung der einen oder andern zu endigen. Daher kann nur das Verhältniß zwischen Kirche und Staat das richtige seyn, welches auf einer innigen Verbindung zwischen beiden beruht, welches weder den Staat in der Kirche, noch die Kirche im Staate untergehen läßt, welches die Unabhängigkeit beider in ihren eigenthümlichen Kreisen anerkennt, aber die Grenzen derselben genau bezeichnet. Diese vierte Ansicht beruht darauf, daß der Staat alle allgemeine menschliche Zwecke in den seinigen aufnehmen muß, also auch die Stiftung und Beschützung der Kirche; daß alle äußere, zwingende Gewalt nur vom Staate ausgeht, die Kirche also nur von ihm mit befehlender Gewalt bekleidet werden kann; daß aber dagegen nur das äußere Handeln der Menschen seiner Leitung unterworfen ist, und das Innere, die religiöse Ueberzeugung der Menschen, die Fortpflanzung derselben durch Lehre und das Handeln nach ihr, insoweit es nicht in die Rechte Andrer eingreift, von ihm nicht durch Gesetz und Zwang bestimmt werden kann. Die Kirche hingegen, deren Reich sich über das Gewissen und die Gesinnung der Menschen verbreitet, und welche keinen andern Zwang haben soll, als die Gewalt der Wahrheit, des religiösen Bedürfnisses und des Beispiels, muß zwar in allen äußern Dingen die befehlende Macht des Staates anerkennen, aber in ihrem Innern, in der Bestimmung ihres Lehrbegriffs und Allem, was damit wesentlich zusammenhängt, einer vollkommenen Freiheit und Unabhängigkeit genießen. Das Lehramt und die damit verbundene Seelsorge (cura animarum), selbst das Strafamt (censura morum), insoweit es in den Grenzen kirchlicher Bußen also auch freiwilliger Unterwerfung bleibt, müssen von der Kirche als göttliche Einsetzung und als unabhängig von der weltlichen Regierung betrachtet werden. Der Staat ist schuldig, dieses Lehramt der Kirche und den göttlichen Beruf desselben im Ganzen und

im Einzelnen anzuerkennen, aber auch berechtigt, darauf zu sehen, daß die Anstellung der Kirchenbeamten nach Regeln erfolge, welche diesem Zwecke gemäß sind; er hat daher die Bestätigung der Kirchenbeamten, zumal wenn mit dem Kirchenamte auch eine (ihm unentbehrliche) zwingende Gewalt verknüpft ist. Der Staat hat die unstreitige Befugniß, sich davon Gewißheit zu verschaffen, daß tüchtige Kirchenbeamte gezogen und angestellt, untüchtige aber von dem Amte entfernt werden, und die kirchlichen Lehranstalten können der Aufsicht des Staats nicht entzogen werden. Der Staat hat auch bei den gottesdienstlichen Handlungen das Recht, diejenigen zu untersagen, welche den Frieden, die Ordnung und Sicherheit des Staats befährden, das jus circa sacra. Die äußern Rechtsverhältnisse der Kirche stehen nicht minder unter dem weltlichen Gesetze; der Staat muß dafür sorgen, daß die Geistlichkeit weder durch Armuth noch durch übermäßige Reichthümer ihres Zwecks verfehle; die Dotation der Kirche kann ermäßigt werden, wenn sie das rechte Maß überschreitet: was aber das rechte Maß sey, ist Sache der Gesetzgebung. Dagegen macht die Gesammtheit des Lehramtes die eigentliche Kirche aus, und es hängt von der besondern Verfassung derselben ab, wie die kirchliche Autorität sich thätig erweisen soll, vornehmlich um den Lehrbegriff in seiner unveränderten Reinheit, dabei aber doch auch in Einklang mit den Einsichten und geistigen Bedürfnissen des Zeitalters zu erhalten. Die katholische Kirche sucht dieß Ziel durch eine gleichsam monarchische Regierung zu erreichen, indem sie als ihr Oberhaupt einen Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi im Papste zu Rom anerkennt. Es hat aber auch in ihr nicht an einer Meinungsverschiedenheit über die Verhältnisse des bischöflichen und erzbischöflichen Amtes zum Papat, und dann noch mehr über die Stellung des Papstes zu der allgemeinen Kirchenversammlung als Gesammtheit des Lehrstandes gefehlt. Die protestantische Kirche hat ihre Organisation als geordnete Einheit nur in einigen Ländern behauptet, mit bischöflicher Verfassung in England, Schweden, Dänemark, mit einer republikanischen Form in Schottland, Holland, einigen Cantons der Schweiz. Auch in Deutschland ist eigentlich nur das Pfarramt als ursprüngliche Anordnung und eigentliches Kirchenamt stehen geblieben, und die kirchliche Gewalt großentheils in die Hände der weltlichen Regierung übergegangen. Nicht sowohl ob und in welcher Ausdehnung dieß geschehen, als nach welchem Princip es geschehen sey, darüber hat man verschiedene Ansichten oder Systeme: 1) das Episcopalsystem, nach welchem die bischöflichen Rechte durch die Reformation auf die Landesherren als Landesbischöfe übergegangen seyn sollen; 2) das Territorialsystem, welches davon ausgeht, daß der weltliche Regent als solcher schon auch geistliches Oberhaupt der Kirche sey, und 3) das Collegialsystem, welches die Mitglieder der Kirche als eine Gesellschaft betrachtet, deren Rechte auf einem Vertrage beruhen, und welche einen Theil dieser Rechte den Landesherren übertragen haben soll. Keins dieser Systeme läßt sich vollkommen durchführen, weder historisch, noch nach allgemeinen Rechtsprincipien. Das Territorialsystem ist durchaus unhaltbar, da die Rechte, welche der Staatsregent als solcher besitzt und auch im Verhältniß gegen die Kirche besitzt, hier gar nicht in Frage kommen, wo von den eignen Rechten der Kirche die Rede ist; aber auch das Episcopalsystem ist historisch zum Theil nur aus einer Verwechselung der landesherrlichen Rechte der Bischöfe hervorgegangen. In der weltlichen Regierung, welche

die geistlichen Fürsten des deutschen Reichs vor ihrer Säkularisation hatten, sind die weltlichen, an ihre Stelle getretenen Fürsten unstreitig ihre Nachfolger geworden, aber nicht in ihrem Kirchenamte, wozu selbst in der protest. Kirche kirchliche Einsetzung erforderlich ist. Aber auch das Collegialsystem kann sich nicht gegen alle Einwendungen behaupten, da es die Kirche zum Product und zum Gegenstande der menschlichen Willkür machen würde, was sie eben als Kirche nie seyn kann. In der neuern Zeit sind alle diese Verhältnisse mehr als jemals zur Sprache gebracht, und eine genügende Lösung der hier eintretenden wichtigen Fragen noch dadurch erschwert worden, daß man selbst über Quellen, aus welchen die entscheidenden Grundsätze geschöpft werden müssen, nicht einig war. Denn wenn in andern Angelegenheiten, worüber der menschlichen Willkür ein freier Spielraum gegeben ist, das Historische, wenigstens als ältere vertragsmäßige Norm, vor allem Andern zu Rathe zu ziehen ist, so kommt es in kirchlichen Dingen weniger auf das Recht als auf die Pflicht der Menschen an, und die historischen Grundlagen sind also hier unsicherer als in andern Rechtsverhältnissen. Nur darin scheint man einig zu seyn, daß die protestantische Kirche in Deutschland eine festere äußere Ordnung höchst nöthig habe, und in verschiedenen Ländern scheint man in der That darauf hinzuarbeiten.

Kirche in ihren rechtlichen Verhältnissen (im Sinne des Katholicismus). Das Christenthum ist eine Thatsache, es entsteht nicht erst eben unter den Augen des bürgerlichen Vereins, Staat genannt, sondern steht in der Welt ebenso wie der Staat und die Staaten als eine Thatsache. Staat und Kirche sind also etwas Gegebenes, sie sind historischen Ursprungs, und ihr Verhältniß zu einander wird daher auch historisch aufgefaßt werden müssen. Wir erheben uns also gleich gegen die Ansicht Derjenigen, welche den Staat als das zuerst Gewesene, als das Höchste betrachten, welches mit der Zeit die Kirche habe entstehen lassen. Eine solche Ansicht wäre durchaus ungeschichtlich. Der gesittete Mensch kann ebenso wenig ohne kirchlichen als ohne bürgerlichen Verein leben, und es ist noch gar nicht entschieden, mit welchem Vereine die Cultur zuerst begonnen habe. — Die Kirche, in ihrem Ursprunge göttlich, wird zugleich in der Erscheinung und bei der Frage von ihrem Verhältniß zum Staate, als in die Sinne, in die Körperwelt fallend, betrachtet werden; sie ist weltlich — überweltlich zugleich. Als weltliche Erscheinung kann sie zu dem Staate nur in völkerrechtlichen Beziehung stehen. Es ist ein allgemeiner Grundsatz des Völkerrechts, daß die Vereine, so lange sie sich einem andern nicht unterworfen haben, frei und unabhängig sind. Bei der Kirche in ihrer Eigenthümlichkeit modificirt sich Dieses nun dahin, daß die Kirche als zugleich überweltliche Anstalt, ohne in ihrem Wesen zerstört zu werden, sich nicht dem Staate als einer bloß weltlichen Anstalt einverleiben kann. Sie ist daher nicht nur geschichtlich frei, sondern sie muß es auch bleiben, und keine Verjährung kann ihr hierin entgegenstehen. Die Eigenthümlichkeit der Kirche bewährt sich aber auch besonders darin, daß sie als darstellend ein geistiges Reich aus den wo immer wohnenden gleichgesinnten Seelen besteht, ohne durch Landgrenzen abgemarkt zu seyn. Man kann schon darum nicht sagen, daß die Kirche in dem Staate sey: denn wie wollte sie in einem Staate seyn können, da die in verschiedenen Staaten wohnenden katholischen Christen erst zusam-

men die Kirche darstellen? Ein Kreis, der mehre Kreise umfaßt, wie sollte er in einem dieser kleinern Kreise seyn können? Es begründet aber auch der wesentlich verschiedene Zweck beider Anstalten schon die Grundlage ihres Verhältnisses. Der Staat soll die Idee des Rechts darstellen, er soll den Menschen diejenigen äußern Güter gewähren, die ihnen die Geselligkeit verschaffen kann. Die Kirche dagegen sucht zu erreichen den Zweck, die Menschen zur Gottseligkeit zu führen. Es ist ganz zufällig, daß dieselben Menschen, die den Staatsverein geschlossen haben — insofern man hier überhaupt, wenigstens von einem fingirten Urvertrag ausgehen will — auch noch in einem andern Verein für höhere, edlere Zwecke stehen; die Staatsgewalt hat sich hierum nicht zu kümmern. — Auf solche Weise stehen daher beide Vereine frei gegen einander über, sie stehen, wie wir es eben ausdrückten, in völkerrechtlichen Beziehungen. Ihr Verhältniß ist im Allgemeinen ein freundschaftliches. Es ist dieses um so mehr, da die christlichen Staaten, von denen wir reden, die Göttlichkeit des Christenthums anerkennen, wie es der heilige Bund feierlich ausgesprochen hat, da die Kirche eben so anerkennt, daß die Staaten von Gott seyen, und da beide einander bedürfen. Dieses Verhältniß muß das gewöhnliche seyn. Man könnte es das Schutzverhältniß nennen. Indem die Kirche die Moral, den Eid ꝛc. heilig achten lehrt, leistet sie dem Staate, der mit der bloßen Legalität nicht weit kommen würde, die wesentlichsten Dienste. Der Staat dagegen schützt die Kirche, indem er ihrer Existenz in der Erscheinung nicht nur keine Hindernisse in den Weg legt, sondern derselben auch auf Erfordern den weltlichen Arm leiht. Für jenes Verhältniß der Kirche zum Staate gibt es keinen besondern Kunstausdruck, das erwähnte Verhältniß des Staats zur Kirche wird aber im Allgemeinen Advocation, Schirmgerechtigkeit genannt. — Das Verhältniß kann aber auch unfreundlicher Art werden, es kann der unter freien Vereinen nach dem Völkerrechte überhaupt mögliche Kriegszustand — freilich hier auf seine eigne Weise — eintreten. Der Staat kann so ungerecht werden, so sehr alle Schranken der Ordnung überschreiten, daß die Kirche sich von ihm wegwenden, ihm feindlich begegnen zu müssen glaubt. Beispiele haben wir in dem im Mittelalter gegen Fürsten ausgesprochenen Kirchenbann, in dem gegen Staaten verhängten Interdict, in der Nichtanerkennung der franz. Revolution durch den Papst und in der Excommunication des Kaisers von Frankreich. Es gilt hier nicht, diese Fälle zu rechtfertigen, sondern nur ein Princip aufzustellen. Es sind diese Gewalthandlungen nicht eigentliche Rechte der Kirche gegen den Staat, sie deuten nur den bestehenden Kriegszustand an, und sind eben darum, weil mit dem Kriege die rechtlichen Verhältnisse aufhören, keine Rechtsausübungen. Umgekehrt ist es ebenso im Verhältnisse des Staats zur Kirche. Der Staat, als unabhängiger Verein, hat das Recht der Vertheidigung gegen Gefahren, die ihm drohen. Es kann sich eine Kirche darstellen, die durch Verkennung der höchsten Grundsätze der Moral — z. B. Erlaubung des Raubes, des Ehebruchs, des Meineides, des Fürstenmordes — dem geordneten Staatsvereine höchst gefährlich würde. Eine solche Kirche wird der Staat nicht anerkennen, er wird sie verfolgen, wird sie auszurotten suchen, wie z. B. mit der Sekte der münsterischen Wiedertäufer, neben denen kein geordneter Staatsverein bestehen konnte, der Fall war. Indem also der Staat solche Kirchen nicht anerkennt, übt er das sogenannte Jus reformandi

im Allgemeinen aus. Auch dieses ist kein eigentliches Recht des Staats auf die Kirche, es ist nur ein völkerrechtliches Selbstvertheidigungsrecht, wie umgekehrt das so eben entwickelte Recht der Kirche, gegen den Staat feindlich zu verfahren. — Wenn also das Verhältniß von Staat und Kirche bald friedlich, bald feindlich werden, Einer dem Andern möglicherweise Gefahr drohen kann, ist es begreiflich, daß Beide einander beobachten. Von Seiten des Staats nennt man dieß Verhältniß das Recht der inspectio secularis. Dieß ist ebenfalls kein Recht auf die Kirche, es ist rein negativ und kann nicht zu Befehlen an die Kirche führen. — Es kann endlich der Staat in einen Zustand der Noth kommen, der ihn auch zu der Kirche in ein neues eignes Verhältniß setzt. Die Noth hat bekanntlich das Besondere, daß sie alle Schranken durchbricht, Schranken, die nur für gewöhnliche Fälle berechnet seyn können. Wenn zwei Schiffbrüchige auf einem Brete sich befinden, das nur Einen tragen kann, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß Jeder suchen wird, den Andern wegzustoßen. Einen gleichen Instinkt hat der Staat. Wenn Alles verarmt ist, wenn nur die gesammelten Schätze der Kirche noch retten können, so wird man höchst wahrscheinlich aus Noth zugreifen, wie neulich in Spanien. Wenn die Kirche zu vielen Grundboden zu besitzen anfängt, wird eine weise Staatsverwaltung gewiß die Veräußerung an die todte Hand verbieten. Solche und ähnliche Ergebnisse der Noth begründen natürlicherweise kein Herrschrecht in der Kirche. — Wir wollen nun geschichtlich anführen, wie dieses richtige Verhältniß zwischen Kirche und Staat anerkannt und verkannt worden ist. In der vorchristlichen Zeit waren Staat und Kirche vereinigt. Die ersten Anfänge der Staaten des Alterthums liegen meist im Priesterthum, in der Kirche. Diese Einheit von Staat und Kirche stellte sich dar entweder als Theokratie, oder dadurch, daß der Herrscher des Staats zugleich Oberster der im Staate verlorenen Kirche war. Die Götter waren Nationalgötter. Da, wo der Bundesgottheit geopfert wurde, entstand allmälig das Uebergewicht der Centralstaatsgewalt. In weise geordneten Staaten wechselte das Opfern unter den Bundesstaaten, damit ein allein opfernder Staat nicht Herrscher wurde. Sowie Rom der besiegten Nationen mehre in sich vereinigte, wuchs die Zahl seiner Götter, die aus Nationalgöttern nun Reichsgötter wurden. Selbst die phrygische Mutter der Götter mußte sich endlich zur Reise nach Rom bequemen. Der Herrscher Roms war oberster Priester. Als die Königswürde in Rom aufgehoben ward, wurden ihre 2 Functionen getheilt, den Consuln kam die Ausübung der Staatsgewalt, einem eignen Pontifex maximus aber die kirchliche Gewalt zu. Als unter Cäsar die Republik unterging, nahm dieser und seine Nachfolger dieß Pontificat an sich. Man konnte die Religion nicht anders als eine politische Institution des Staats betrachten. — Unter dieser Verfassung der Welt fing das Christenthum an sich zu entwickeln. Es war keine politische Institution, es war keine Nationalreligion, es war mit den Nationalreligionen im entschiedensten Gegensatz, Beide kämpften auf Tod und Leben, Eins mußte fallen, Eins siegen. Die Religion des Gekreuzigten war eine allgemeine göttliche Weltreligion. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ war der Apostel Wahlspruch, womit sie allen Eingriffen der Staaten Trotz boten. — Der natürliche Instinkt mußte es den Staaten sagen, daß das Christenthum ihnen ihre politische Nationalreligion nehme. Daher brachen die Verfolgungen des

Staats gegen das Christenthum aus. Das Blut der Märtyrer war indessen der Same, der immer neue Christen zeugte. Des Christenthums göttliche Stärke überwand endlich den Polytheismus. Konstantin bekannte sich zur Religion der Mehrheit der Reichsbewohner. Unter Theodosius dem Großen wurde das Heidenthum förmlich aufgehoben. — Als die Herrscher der Welt sich zum Christenthume zu bekennen anfingen, war die Verfassung der christlichen Kirche schon ausgebildet. Sie stand da als ein freier Verein. Sie gewann an innerer Befestigung, indem das Christenthum eine öffentliche Religion ward. Es konnte nicht der Gedanke kommen, das Christenthum zur Nationalreligion umzuwandeln, den Herrscher der Welt zum Pontifex maximus zu erheben. Unwiederbringlich war diese Würde für den Kaiser verloren, und es war ein Glück, daß die Imperatoren erst da der Kirche hinzutraten, als diese nicht nur durch den Widerstand der Märtyrer erstarkt war, sondern auch ihre innere Einrichtung dem Wesen nach vollendet hatte. Es trat im Allgemeinen nur das Verhältniß der wechselseitigen Advocatie ein. Der Regent war so wenig das Haupt der Religion, daß Theodosius der Große, nachdem er in Thessalonich 6000 Menschen im Circus hatte erschlagen lassen, in Mailand durch den Bischof Ambrosius als ein Mörder nicht in die Kirche hineingelassen wurde, sondern erst Kirchenbuße thun mußte (390). — Indessen fingen Kirche und Staat dennoch an sich zu verschmelzen. Die Erzbischofs- und Patriarchenwürden wurden den Einrichtungen des Reichs nachgebildet. Durch die unglückliche Ketzerei des Priesters Arius zuerst wurde der Hof zu Konstantinopel veranlaßt, sich in die kirchlichen Angelegenheiten einzumischen. Dieses nahm zu Konstantinopel immer mehr zu, und während man das Reich gegen die Feinde nicht mehr zu vertheidigen wußte, beschäftigte man sich am Hofe mit der Entscheidung theologischer Fragen. — Doch wir betrachten hier nur die Ausbildung des rechtlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche im Westen. Das morsche Gebäude des römischen Reichs erlag den Anfällen der Barbaren; auf seinen Trümmern richteten sich die Germanen ein; es begann das Mittelalter. Der Grundsatz: daß die katholische Kirche, wie immer auch über den Erdboden zerstreut, Eine sey, wurde fortwährend anerkannt. Da das römische Reich in eine Menge kleinerer Staaten zerfallen war, so war mit der Einheit der Kirche deren Unabhängigkeit vom Staate schon von selbst gegeben, denn die Eine Kirche konnte doch wohl nicht Theil eines dieser einzelnen Staaten werden. — Wie es nun einen Kaiser gab in der europäischen Germanenrepublik, so hatte die Kirchenrepublik ebenfalls einen gemeinschaftlichen Vertreter, den Papst zu Rom, ihr Oberhaupt. Diese beiden, Kaiser und Papst, traten zu einander in Verhältniß als Repräsentanten des geistlichen und weltlichen Europas. Sie wirkten unter Anerkennung wechselseitiger Unabhängigkeit zusammen für die Ordnung und den Frieden. Es war eine große Idee, die des verbündeten Kaiser- und Papstthums. Sie gab Europa Das, wonach man nachher vergeblich durch die Idee des politischen Gleichgewichts strebte. Wir verweisen hier auf Fr. v. Schlegel's 6. u. 7. Vorlesung über die neuere Geschichte. — Bei Verhältnissen der Gleichheit wird sich immer mit der Zeit ein Uebergewicht des Einen oder des Andern ergeben, und alsdann schwankt auch wohl das Uebergewicht von einer Seite zur andern. Es lag in der Idee des Kaiser- und Papstthums, daß der Kaiser den Papst, und dieser jenen zu bestätigen und an-

zuerkennen hatte. Die Kaiser vermittelten streitige Papstwahlen, die Päpste streitige Kaiserwahlen. Dieses war ganz in der Ordnung, da es beiderseits keine höhern Gewalten, die Schiedrichter hätten seyn können, gab. Es konnte daraus keine Oberherrschaft des einen oder des andern Theils abgeleitet werden; indessen allmälig wurde es versucht. Kaiser Heinrich III. griff sehr streng in Rom durch, und es lag unstreitig ebenso im Plane dieses Kaisers, die Kirche zu beherrschen, als das Reich in seiner Familie erblich zu machen. Die Gegenwirkung fand sich bald unter Heinrich IV. Dem Kaiser Heinrich IV. stand nämlich der große Papst Gregor VII. (vgl. d.) gegenüber. Das Bestreben dieses Papstes war, die Kirchendisciplin herzustellen. Hier kam nun vorzüglich in Betracht der Handel, welchen die Kaiser mit der Besetzung geistlicher Stellen trieben. Da nämlich im Verlaufe der Feudalzeit mit den Bischofs- und Abtsstellen Lehne verbunden, und diese sonach zu einer Art Staatsgewalt geworden waren, so beliehen die Kaiser, als Lehnherren, die Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab. Heinrich IV. verkaufte diese Stellen heimlich und öffentlich an Unwürdige, den anerkanntesten Kirchengesetzen zuwider. Gregor VII., um diese Mißbräuche zu heben, erklärte die kaiserliche Investitur als Anmaßung, da das bischöfliche Amt bei keiner weltlichen Behörde zu Lehn gehen könne. Der Streit war unlösbar, da Bischofsamt und Lehne zusammen verbunden waren, und jenes nicht vom Staate, dieses aber nicht von der Kirche ertheilt werden konnte. Heinrich IV. und Gregor VII. verfolgten sich wechselseitig mit Absetzungen ꝛc., sie lebten im Kriegszustande. In der Hitze des Streites stellte Gregor VII. den Grundsatz auf, daß der Kaiser dem Papste unterworfen sey. „Ich finde nicht", sagt er, „daß, wo der Herr dem Apostel das Amt der Schlüssel auftrug, er für die Könige eine Ausnahme gemacht habe". Sein letztes Wort blieb: „Die Fürsten sind der Kirche unterworfen". Es kam Gregor zu statten die Meinung seiner Zeit, vorzüglich aber, daß Heinrich durch Handlungen des Despotismus, wie sie noch kein Kaiser den Reichsfassen geboten, die Sachsen wider sich aufgebracht hatte. — Der Investiturstreit war erst späterhin entschieden. Papst Paschal entbot Heinrich V., weil es ihm beim Streite doch nur um die bei ihm zu Lehen gehenden Regalien zu thun sey, so möge er diese zurücknehmen, das ist, die Städte, Herzogthümer, Grafschaften, Zölle, kurz Alles, was die Kirchen von den Kaisern erhalten; die Kirchen sollen sich dagegen begnügen mit dem Zehnten, Opfern und den von Privaten erworbenen Gütern; hingegen solle aber auch die kaiserliche Investitur aufhören. Dieses war indessen nicht auszuführen, da die Kaiser dadurch zu mächtig geworden seyn würden, und die im Besitz der Regalien befindlichen Bischöfe keineswegs zu einer Abtretung derselben geneigt waren. Immerhin bewies aber der Papst durch solch ein Anerbieten, daß es ihm Ernst um die Sache war. Erst mit dem Papst Calixtus kam eine Ausgleichung (das erste deutsche Concordat) zu Stande, gemäß welcher die Wahl den Capiteln überlassen seyn, die geistliche Belehnung mit Ring und Stab durch den Papst, die der Temporalien durch das Scepter vom Kaiser geschehen solle. Dem Kaiser wurde auch vorbehalten, selbst oder durch Commissarien Wahlen und Weihungen beizuwohnen, und bei Verschiedenheit der Meinungen die gerechte Partei zu unterstützen. — Die Kirche ging sonach im Wesentlichen siegreich aus dem Kampfe hervor. Die Päpste bildeten das hierarchische System, nach

welchem der Kirche, als der, so vom Herrn eingesetzt, die sich mit dem Edlern, Höhern beschäftigt, der Vorzug vor der weltlichen Macht gebührt, immer mehr aus. Zwei Gestirne, hieß es, waren erschaffen, die Sonne und der Mond, das eine für den Tag, das andre für die Nacht; das eine die bei weitem höhere kirchliche, das andre die weltliche Gewalt. Wie die Päpste diesemnach ihre Herrschaft durch Expressen von Geld ꝛc. ausübten, dieß läßt keine Rechtfertigung zu. Bonifaz VIII. sprach endlich in der berühmten Bulle von 1302, unam sanctam, die höchste Gewalt der Päpste am vollständigsten aus: „Der Papst sey der einzige, von Christus selbst ernannte Hirte aller Völker, der ein doppeltes Schwert führe, das geistliche und das weltliche; das letztere werde von Königen und Kriegern nur auf Wink und Zulassung des Priesters gebraucht, das weltliche Ansehen müsse dem geistlichen untergeordnet seyn, und Unterwürfigkeit gegen den römischen Stuhl sey eine unerläßliche Bedingung des ewigen Heils". Indessen eben die Versuche dieses Papstes, Bonifaz VIII., den letzten Stein zu dem großen Gebäude seiner Vorweser hinzuzufügen, hatten — man s. Rühs's „Geschichte des Mittelalters", S. 377 fg. — den Umsturz desselben zur Folge. (Vergl. Bonifaz VIII.) Clemens V. (s. d.), sein zweiter Nachfolger, verlegte den Sitz des Pontificats nach Avignon, wo er 70 Jahre blieb. Die Päpste waren nun ganz in der Gewalt der Könige von Frankreich, und mußten zu allen Entwürfen derselben die Hand bieten. Die übrige Christenheit ward, weil man sie nicht mehr für frei hielt, immer gleichgültiger gegen ihre Befehle und geistlichen Strafen. Es zeigte sich bei der Einmischung Johannes XXII. in die Kaiserwahl, die nach langen Verwirrungen zu dem Reichsbeschlusse von 1338 führte, daß der Kaiser im Zeitlichen Keinen über sich habe, und daß der Gottesdienst, ohne Rücksicht auf die päpstlichen Interdicte, überall wiederhergestellt werden sollte. — Das politische Uebergewicht des hierarchischen Systems hörte sonach auf, und es ward wieder der Grundsatz der Coordination, der wechselseitigen Unabhängigkeit, herrschend (Collegialsystem). In den einzelnen Ländern und Bisthümern hat man nie ein andres System gekannt. Die Gewalt der einzelnen Bischöfe und ihrer untergeordneten Klerisei war unabhängig vom Staate. — Durch die Reformation lernte die christliche Welt ein neues System kennen, das Territorialsystem nämlich. Es ist hier nicht zu erörtern, wie es gekommen, daß in der lutherischen Kirche der Grundsatz: Cujus est regio, ejus est religio, herrschend geworden, der Grundsatz, daß im Landesherrn sich auch die Fülle der kirchlichen Gewalt vereinigte. Dieses von den Juristen für die schon vorhandene Sache erfundene System ist offenbar eine Nachbildung des in der vorchristlichen Zeit bestandenen Verhältnisses der Nationalreligionen. Dem Katholicismus kann nichts widersprechender seyn als ein solches System, das die Einheit der Kirche ebenso sehr als ihre Göttlichkeit zerstört. Indessen sind doch seit den letzten Secularisationen Versuche geschehen, das System auf die katholische Kirche anzuwenden. Es hat nicht an Schmeichlern der Gewalt gefehlt, welche in einen selbst erfundenen Begriff des Staates auch die Kirche einzuzwängen gewußt haben. Eine solche Ansicht steht in Verbindung mit der Meinung der Ungläubigen, daß positive Religion nur Kappzaum des trugwürdigen Volks sey. Es ist begreiflich, daß solchen die Religion und die Kirche nur als Gegenstand der Polizei erscheinen kann; daß dadurch ebenso sehr das historische

Rechtsverhältniß der Kirche als eine der Freiheiten des Volks — Unabhängigkeit der religiösen Ueberzeugungen und der damit in Verbindung stehenden von weltlicher Gewalt — gekränkt, dem Staate eine Gewalt die weder in seinem Begriffe liegt, noch von den Bürgern ihm abgetreten worden ist, anmaßend zugeschrieben worden, ist außer allem Zweifel. Nur die Gewalt, nicht das Recht, würde ein solches System halten können. — Man hat endlich auch von einem andern Verhältniß zwischen der katholischen Kirche und dem Staate, nämlich von einer innern Servilität des Katholicismus geredet, der da mit den Thronen sich verbünde, um der Völker Freiheiten zu stürzen. Man hat geglaubt, gerade in dieser Hinsicht dem Protestantismus eine große Lobrede halten zu können. Nichts kann unrichtiger und geschichtswidriger seyn. Der Katholicismus hat zwar immer das Bestehende, die Legitimität, ehren gelehrt, insoweit stehen Thron und Altar in segensreichem Bunde; allein so wenig die Freiheiten der Völker mit der echten Legitimität im Widerspruche stehen, ebenso wenig haßt die Kirche die Freiheiten. Im Gegentheil weist es die Geschichte des Mittelalters am klarsten nach, daß unter dem Schatten der Kirche die größten Volksfreiheiten geblüht haben. Hatten ja doch gerade die christlichen Staaten die liberalsten Verfassungen. Man braucht also nicht einmal darauf aufmerksam zu machen, daß die Revolutionen von Corsica, Brabant, Frankreich, Spanien, Neapel, Portugal, Piemont, dem Kirchenstaate, Modena in katholischen Ländern ausgebrochen sind, woraus also — ohne daß die Revolutionen vertheidigt werden sollen — doch wenigstens so viel folgt, daß der Katholicismus die Völker für liberale Gesinnungen nicht unempfänglich macht.

Kircheisen (Friedrich Leopold v.), k. preuß. Staats- und Justizminister, Wirkl. Geh.-Rath und Director des Depart. des Innern und der Polizei, Sohn des Stadtpräsidenten von Berlin, studirte zu Halle, ward 1771 Referendar, dann Kammergerichtsrath, Geh.-Oberrevisionsrath, Mitglied der Gesetzgebungscommission, Director und dann Vicepräsident des Kammergerichts. Er organisirte die Justiz in den brandenburgisch-fränkischen Fürstenthümern. Hierauf ward er Präsident des Kammergerichts und endlich Chefpräsident aller Senate desselben. Er nahm Antheil an der Ausbreitung des Allgemeinen Landrechts, der Allgem. Gerichtsordnung und besonders der Criminalgerichtsordnung. Auch ward er Mitglied der Gesetzcommission in Petersburg. 1810 übertrug ihm der König das Ministerium der Justiz. Kircheisen erwarb sich ein ausgezeichnetes Verdienst um die Verbesserung der preuß. Rechtspflege, vorzüglich der Criminaljustiz. Er vertheidigte die Selbständigkeit der Justiz unter den schwierigsten Verhältnissen, in Fällen, die noch jetzt vor der Welt den Ruhm des Kammergerichts bewähren. Seine Grundsätze über die Gefahren der Cabinetsjustiz sind aus der trefflichen Rede bekannt, die er als Director des Kammergerichts zu Berlin an den König, als damaligen Kronprinzen, hielt. (S. Klein's „Annalen", Bd. 9.) Durch Beispiel und Lehre erzog er dem Staate eine große Zahl trefflicher Beamten. Auch stand er an der Spitze des berliner Bürgerrettungsinstituts und der preuß. Hauptbibelgesellschaft. Dieser hochverehrte Staatsmann erlebte den 30. Jan. 1821 das Jubiläum seiner Amtsthätigkeit, das vom Könige durch die Ertheilung des schwarzen Adlerordens, vom Kammergerichte durch Aufstellung der Büste des Jubelgreises (von Rauch verfertigt) im Sitzungssaale, vom berliner Stadtgerichte durch

die Aufstellung seines Bildnisses in Lebensgröße (von Wilh. Schadow) im Versammlungszimmer, und von mehren andern Behörden feierlich begangen wurde. Vom Kurfürsten von Hessen erhielt er 1824 das Großkreuz des Ordens vom goldenen Löwen. 1823 übertrug ihm der König die Prüfung des Fonk'schen Processes, und auf dem durch rechtliche Gründe unterstützten Begnadigungs- oder Bestätigungsrechte des Königs beruhte die Freisprechung Fonk's durch die königl. Cabinetsordre vom 28. Juli 1823. Bis zu seinem Ende thätig, starb Kircheisen zu Berlin den 18. März 1825 im 76. Lebensjahre, nach einer Dienstzeit von 54 Jahren. Sein Nachfolger im Justizministerium wurde der Präsident des Oberlandesgerichts zu Glogau, Graf v. Dankelmann.

Kirchenagende heißt das von der obersten Kirchenbehörde autorisirte Buch, welches die Formulare bei der Taufe, dem Abendmahle, der Trauung, den Beerdigungen, den allgemeinen Gebeten für den Landesherrn und die landes- oder standesherrlichen Autoritäten, bei Confirmationen in den evangelischen Kirchen enthält. Die Form der Gottesverehrung und der kirchlichen Handlungen muß für die Geistlichen bindend seyn, damit das äußerliche und sichtbare religiöse Leben die nöthige Einheit bekomme; indessen steht es jedem Prediger frei, an jene Formulare herzliche Worte anzuschließen, welche die Oertlichkeit oder Specialität des Falles herbeiführt. Bis in die Mitte des 18. Jahrh. behalf man sich mit den alten Agenden, die meist aus der Reformationszeit herstammten. Von da an wurden, weil die classische Bildung der deutschen Sprache sowie eine große Umwandlung in den Glaubensansichten begann, Versuche gemacht, neue Kirchenagenden aufzustellen, die in Form und dogmatischem Gehalt der Zeit entsprächen. Außer den Kirchenagenden von mehren Privatpersonen (Seiler, Junge, Velthusen, Breitenstein, Guthier, Scherer, Mehliß, Frosch, Lindemann, Sintenis, Wollgast, Reuß, Feßler, Wimmer u. A.), die seit 1780 erschienen sind, wurden neue veränderte unter der Autorität der obern Kirchenbehörde in vielen Ländern und Städten eingeführt, z. B. in der Pfalz 1783, in Kurland 1785, in Hamburg 1788, bei den lutherischen Gemeinden in den östreich. Erbländern 1788, und vermehrt und verbessert wieder 1829, in Schleswig-Holstein (durch Adler) 1797, im Königreiche Würtemberg und in Schweden 1809, im Königreiche Sachsen 1812, zu Basel 1826 ꝛc. Alle diese Agenden huldigten in Form und Materie den Fortschritten der Zeit, am meisten der schleswig-holsteinischen Agende. Die preußische neue Agende welche 1822 erschien, ging dagegen in Form und Materie wieder ganz zum 16. Jahrh. zurück und war für die beiden vereinigten evangelischen Kirchen bestimmt. Sie wurde bei der ganzen Armee, allen Garnisongemeinden und Militairinstituten, nach einem Cabinetsbefehl vom 14. Febr. 1822, sogleich und ganz eingeführt und, nach einem Befehl vom 19 Febr. 1822, an alle Consistorien gesandt, um sie den Geistlichen vorzulegen, wobei es wohlgefällig bemerkt werden sollte, wenn die Geistlichen die Einführung dieser Agende wünschen würden. Ihr Charakteristisches war, daß sie den Gesang vor der Predigt auf einige Verse beschränkte und statt der Lieder eine Altarhandlung des Predigers einführte, bestehend in Wechselgesängen zwischen ihm und einem Sängerchor in dem Verlesen des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der Epistel und dem Evangelium und dem Aussprechen der allgemeinen Fürbitten, die sonst als Kirchengebet nach der Predigt gesprochen wurden. Auf die

Predigt folgte ein einziger Liedervers, und nach diesem schloß der Prediger mit dem Segen auf der Kanzel. Die Dauer des Gottesdienstes sollte nur auf eine Stunde beschränkt seyn und die Predigt keinen Eingang haben. Die Formulare der Gesänge, Gebete, Ermahnungen waren aus den alten märkischen Agenden von 1540 und 1572 und der preußischen von 1558 genommen. Die neue Agende huldigte dem Lutherthum darin, daß sie den etwas dürren reformirten Gottesdienst förmlicher machte, dem Calvinismus aber huldigte sie in der Abendmahlstheorie. Nur wenige Prediger nahmen die neue Agende freiwillig an, die meisten Provinzen, wie Rheinpreußen, Sachsen, Schlesien, Pommern, verweigerten die Annahme. Von einigen sind die Urtheile der Weigerung im Druck erschienen. Für die Agende schrieben Augusti u. m. A. Am 24. März 1824 erfolgte ein Ministerialrescript, mit welchem die etwas verbesserte und vermehrte Agende, der nun auch noch eine verkürzte Liturgie beigegeben war, sowie man auch die Einschränkung der Gottesverehrung auf eine Stunde aufgegeben hatte, den Consistorien zugefertigt wurde, mit der Weisung, die Prediger sollten sich nun über die Annahme der Agende kategorisch mit einem einfachen Ja oder Nein ohne weiter hinzuzusetzende Bemerkungen erklären. Hierauf erschien den 28. Mai 1825 ein Publicandum des Königs, in welchem man las, die Agende habe den Zweck, „den ursprünglichen Lehrbegriff der evangelischen Kirche wiederzugeben und dadurch die evangelischen Unterthanen gegen die Gefahren und Mißbräuche einer, regellose Zweifelsucht und Indifferentismus erzeugenden Willkür zu schützen und die verlorene Geistesgemeinschaft in der Gesammtheit der Gemeinden wiederherzustellen". Von den 7782 evangel. Kirchen des preuß. Staats hätten, bis zum Schlusse des Jahrs 1824, nun 5343 die neue Agende angenommen, und man hoffe, daß die andern, die „gewiß nur aus Unkunde und Mißdeutung" die Annahme verweigert hätten, bald nachfolgen würden. Zugleich hieß es: „Diejenigen Consistorien, Superintendenten und Pfarrer, welche die Wichtigkeit der Sache, das Bedürfniß der Zeit und meinen (des Königs) reinen Zweck begriffen, sich die Beförderung dieses gottseligen Werks mit glücklichem Erfolge angelegen seyn lassen und mir dadurch einen erfreulichen Beweis ihres Vertrauens zu meinen Absichten gegeben haben, werden in der evangel. Kirche des Landes als Männer, die Das, was Noth thut, richtig auffassen, jetzt und später anerkannt werden und als solch in meinem Gedächtnisse bleiben". Hierauf erfolgte am 4. Juli 1825 ein Ministerialrescript an alle evangel. Consistorien des wesentlichen Inhalts: Die Willkür der Geistlichen in der Liturgie sey so groß gewesen, daß man sie nicht länger habe dulden können; die neue Agende begünstige nicht, wie man fälschlich vorgebe, den Katholicismus, sondern entspreche allen Anforderungen und sey echt evangelisch; alle Geistliche daher, welche sie bis jetzt noch nicht angenommen hätten, müßten nun entweder die neue Agende annehmen, oder dürften in Zukunft nur allein die bei ihnen bis dahin gültige und erweislich mit landesherrlicher Genehmigung eingeführte alte Agende gebrauchen und hätten sich dießfalls kategorisch zu erklären, auch, wenn sie bei der alten Agende verharren wollten, ihre unter landesherrlicher Autorität geschehene Einführung nachzuweisen; endlich dürfe das Ministerium „die Aussicht eröffnen, daß die Beibehaltung solcher gottesdienstlichen Formen und Gebräuche, welche durch die ältern Kirchenordnungen eingeführt und den Gemeinden lieb geworden

seyen, mit dem Beirath geeigneter Geistlichen aus der Provinz erwogen und ihnen nach Befinden, so weit es mit dem wesentlichen Charakter der erneuerten Agende vereinbarlich sey, eine angemessene Stelle in derselben werde angewiesen werden". Während der Streit über die Agende und das liturgische Recht (s. d.) lebhaft fortgesetzt wurde, that die Regierung einen andern entscheidenden Schritt, indem am 2. Juni 1826 verordnet wurde, daß alle im Predigtamte neu anzustellenden Candidaten zur Annahme der neuen Agende verpflichtet und nur unter Uebernahme dieser Verpflichtung angestellt werden sollten. Der öffentliche Widerspruch gegen die Agende hörte mit dem J. 1827 auf; die Regierung aber setzte eine Commission (die Bischöfe Eylert und Ritschl, den Hofprediger Strauß, den Superintendenten Marot, den Oberpräsidenten von Bassewitz u. A.) zur Durchsicht der Agende nieder, welche schon im April 1828 ihre Arbeiten dem Könige zur Genehmigung vorlegte. Zugleich ließ der König durch Provinzialcommissionen das Herkömmliche in der Liturgie der einzelnen Provinzen ermitteln und das mit dem Ton der Agende Zusammenstimmende als Anhang beifügen. Mit solchen Anhängen wurde nun die neue Agende für jede Provinz, namentlich für Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, die Rheinlande, besonders gedruckt. Hierauf erfolgte die Einführung noch 1828 in der Diöcese Minden, 1829 in der Stadt Berlin, in der Provinz Sachsen und in mehren rheinischen Districten. Nachdem in der Grafschaft Mark die Synode der Prediger noch am 30. und 31. Aug. 1825 sich gegen die Agende erklärt hatte, wurde sie doch mit der Modification, welche eine dafür niedergesetzte Commission ermittelt hatte, 1829 eingeführt. Ebenso in der Provinz Niederrhein nach den im Jan. 1829 gehaltenen Kreissynoden. In Schlesien, wo die neue Agende die anhaltenste Opposition gefunden hatte, waren 1828 12 Superintendenten mit dem Consistorium zu Breslau zusammenberufen worden, um die der Agende für diese Provinz zu gebenden Zusätze zu berathen. Zu Anfang 1830 sprach die Mehrheit der Geistlichen die Annahme der Agende aus, und der Magistrat zu Breslau bestimmte das Jubelfest der Augsburgischen Confession zur Union der lutherischen und reformirten Gemeinde und zur Einführung der Agende in Breslau. Als ein Versuch von öffentlicher Rechtfertigung der ganzen Sache ist die am Jubelfeste der Augsburger Confession herausgekommene Schrift des Bischofs Eylert ("Ueber den Werth und die Wirkung der für die evangelische Kirche in den preuß. Staaten bestimmten Liturgie und Agende", Potsdam 1830) anzusehen, welcher zu zeigen versuchte, die Agende sey rein biblisch in ihrem Inhalte, dem Lehrbegriffe der evangelischen Kirche gemäß, bindend, aber nicht beengend, altkirchlich in Sprache und Form, Andacht weckend und nährend, den kirchlichen Sinn erhaltend, die Union und den Fortschritt zum Bessern wirksam fördernd, ganz zeitgemäß, eine kirchliche Gemeinschaft und tüchtige Kirchenverfassung begründend, dabei höchst rational und in ihrem Ursprunge höchst erfreulich. — Die Geistlichkeit Badens zeigte sich der preuß. Agende, als sie dort 1830 eingeführt werden sollte, ganz abgeneigt, theils weil sie ihr mißfiel, theils weil man ihre Einführung als eine Verletzung der Unionsurkunde ansah und nur eine Generalsynode für berechtigt hielt, eine neue Agende zu machen. Ende 1831 erschien der "Entwurf einer neuen Agende für die evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogthums Baden".

Kirchenbann, s. Bann.

Kirchenbuße. Die Kirche übte ehemals eine Art von Polizeigericht über ihre Glieder aus; sie schloß Die, welche in schwere Sünden verfallen waren, oder ein öffentliches Aergerniß den guten Sitten gegeben hatten, aus ihrer Gemeinschaft aus und nahm sie nicht wieder in ihre Mitte auf, als bis sie Genugthuung für das Vergehen geleistet hatten. Diese Genugthuung, die vor den Augen der Gemeinde geschehen mußte, hieß Kirchenbuße. Die Büßenden, denen der Eintritt ins Gotteshaus versagt war, mußten in Trauerkleidern (oft verhüllte man sie auch mit einem großen weißen Tuche) am Eingange der Kirche während der religiösen Feierlichkeiten ihren Platz nehmen und jedes Gemeindeglied um Verzeihung und die Wiederaufnahme bitten. Die letztere geschah feierlich; die Büßenden legten ein öffentliches Glaubensbekenntniß ab, wurden dann von ihrer Strafe entbunden und in den Schoß der Gemeinde zurückgeführt. Nach der Größe des Vergehens wurde die Strafe geschärft; sie dauerte manchmal Jahrelang. Eine Gesellschaft darf allerdings ein Glied, das ihre Gesetze verletzte, aus ihrer Mitte stoßen und die Wiederaufnahme desselben an gewisse Strafen binden: insoweit war die Kirchenbuße gesetzlich; doch gebilliget konnte es nicht werden, daß sie nicht sekten übertrieben wurde, und diese schmähliche Strafe über Vergehungen verhängt ward, die unbedeutend waren und oft nur den Vorurtheilen jener Zeiten als Vergehungen erschienen; noch weniger konnte man es aber gutheißen, wenn die Kirchenbuße aus harten körperlichen Strafen bestand und der Büßende, anstatt ihn durch Reue mit sich und der Kirche wieder aussöhnen zu lassen, erst durch Peitschenhiebe seine Begnadigung erhielt; wie dieß in Polen, wo in dem Vorhofe eines jeden Tempels, wie in einer Folterkammer, eine Menge Marterwerkzeuge lagen, oft der Fall war. Die protest. Kirche hielt noch einige Zeit die Kirchenbuße bei; vorzugsweise wurden Solche damit belegt, welche durch ein unkeusches Leben die öffentlichen Sitten beleidigt hatten. Während des Gottesdienstes mußten sie vor dem Altare knieen und in ihrem Namen las der Geistliche eine Abbitte an die Gemeinde ab.

Kirchenfrevel, absichtliche Verletzungen der Rechte der kirchlichen Gesellschaft, die als eine moralisch-Person in dem Besitze natürlicher und erworbener Rechte ist. Die Ansicht, Kirchenfrevel, Kirchenraub (sacrilegium), Kirchenentweihung ꝛc. als eine zugleich gotteslästerliche Handlung, als ein Verbrechen gegen die Gottheit oder gegen die Religion selbst begangen, härter zu bestrafen als ähnliche Verletzungen der Rechte einer andern Gesellschaft, ist 1825 in den franz. Kammern, bei Gelegenheit des Gesetzvorschlages sur le sacrilège, gründlich widerlegt worden. Vgl. des Hrn. v. St.-Edme Schrift: „La législation historique du sacrilège chez tous les peuples“ (Paris 1825). Dieses Sacrilegiumsgesetz nimmt u. a. einen Gottesmord (déicide) an, wenn ein Dieb das Ciborium entwendet, und läßt ihn darum mit dem Tode bestrafen.

Kirchengesang. Zu allen Zeiten und bei den rohesten Völkern machte der Gesang einen Theil des religiösen Cultus aus. Die Gefühle der Dankbarkeit, die Freude, täglich neue Wohlthaten von der Vorsehung zu erhalten, die sanfte Rührung, welche aus einer gemeinschaftlichen Andacht am Fuße der Altäre hervorgeht, mußten sich in Gesängen aussprechen. Schon in den frühesten Zeiten gebrauchten die Hebräer den Gesang zur Feier ihrer gottesdienstlichen Handlungen. Wer kennt nicht die erha-

denen Gesänge des Moses, der Debora, des Davids, der Judith und der Propheten? David begnügte sich nicht damit, Psalmen und Lieder zu dichten und zu singen; er führte selbst Sänger- und Musikchöre bei dem Tabernakeldienst ein und ermahnte das Volk, durch Gesang und Saitenspiel den Herrn zu loben; auch Salomo hielt diese Einrichtungen im Tempel bei. Gleich beim ersten Entstehen des Christenthums ward der Gesang in den Cultus aufgenommen, besonders aber, als die Kirche die Freiheit sich errungen hatte, demselben einen angemessenen Glanz und ein feierliches Aeußere gegeben. Die Kirche hat stets gewacht, daß der Gesang der Liturgie und der andern kirchlichen Feierlichkeiten würdevoll und majestätisch sey, nur Frömmigkeit und keine flüchtig-schwärmende Freude ausdrücke; darum verbannte sie aus ihm alle regellosen, irdischen Affecte und hielt ihn ferne von den Sangweisen des Theaters und der lustigen Volkslieder; daher er auch den Namen des vollen Gesangs erhielt. Die größten Väter der Kirche, als Chrysostomus, Hieronymus, Ambrosius, Augustinus, gaben sich alle Mühe, aus der Versammlung der Gläubigen weichliche und weibische Gesänge und eine zu lustige Musik, die nur den Ohren schmeicheln und die Empfindungen der Andacht unterdrücken, zu verbannen. Der h. Ambrosius, welcher den Gesang seiner Kirche in einer Zeit bildete, wo die heidnischen Theater noch vorhanden waren, vermied sorgfältig ihre Melodien nachzuahmen. Der h. Gregor hingegen, der dasselbe für Rom in einem Zeitalter that, wo jene nicht mehr existirten, nahm keinen Anstand, lieblichere Weisen in den Kirchengesang zu bringen. Daher der Unterschied zwischen dem Ambrosischen und Gregorischen Gesange; der eine ist würdevoller, der andre melodischer. Ambrosius war übrigens nicht der Urheber des vollen Gesangs; schon vor ihm hatte Athanasius in die Kirchen von Alexandrien ihn eingeführt. Die Sangweise des Athanasius, sagt Augustin, glich eher dem Recitativ einer Rede als einem wirklichen Gesange. Die früher für den kirchl. Gebrauch gedichteten Gesänge sind verloren gegangen; aus dem 4. und 5. Jahrh. aber haben sich mehre von Ambrosius, Prudentius u. A. erhalten. Man findet mehre in dem „Dom heiliger Sänger" von Silbert (Wien und Prag 1820) und „Anthologie christl. Gesänge nach der Zeitfolge geordnet von Rambach" (3 Bde., Altona u. Leipzig 1817—19). In der alten Kirche und im Mittelalter wurde der Gesang von Chören oder wechselseitig von Chören und Geistlichen vorgetragen; selten stimmte die Gemeinde mit ein; überdieß verlor er viel an seiner Wirkung, da er lateinisch und somit für die Laien unverständlich war. Luther führte den deutschen Kirchengesang ein und legte hierdurch den Grund zu seiner spätern hohen Vervollkommnung; er selbst dichtete Lieder in einer kraftvollen, herrlichen Sprache. (S. Rambach, „Ueber Luther's Verdienst um den deutschen Kirchengesang", Hamb. 1813.) In der neuern Zeit haben sich vorzüglich Gellert, Klopstock, Cramer u. A. um die heilige Poesie großes Verdienst erworben.

Kirchengeschichte, christliche, ein Hauptzweig der Geschichte der Menschheit und der Cultur, ist die Darstellung der Schicksale einer Gesellschaft, die sich zu dem Bekenntnisse gewisser Religionslehren vereinigte; sie erzählt daher die abwechselnden äußern Verhältnisse und die wandelbare innere Verfassung derselben. Ihr Zweck ist, aus den Revolutionen der 18 verflossenen Jahrh. die historische Auflösung des gegenwärtigen

Zustandes der christlichen Kirche herzuleiten. Die Kirchengeschichte zerfällt in 4 Perioden: 1) Vom Ursprunge des Christenthums bis auf die Zeiten, da es zur Staatsreligion des römischen Reiches erhoben wurde, oder von Christus bis auf Konstantin den Großen (325). Die berühmtesten Kirchenlehrer sind: Clemens Romanus, Barnabas, Hermas, Dionysius der Areopagit, Ignatius, Bischof von Antiochien, Polykarpus, Bischof von Smyrna, Justinus Martyr, Athenagoras von Athen, Clemens von Alexandrien, Tatianus, Theophilus von Antiochien, Hermias, Origenes, Hippolytes, Dionysius von Alexandrien, Gregorius Thaumaturgus, Tertullianus, Minucius Felix, Cyprianus, Arnobius. Synoden wurden seit dem 2. Jahrh. zu Rom, Alexandrien und Carthago gehalten. — 2) Von Konstantin dem Großen bis auf Karl den Großen (800). Nachdem Konstantin ein Christ geworden war, trat die bisher herrschende Staatsreligion in die Stelle einer geduldeten. Der christliche Bund erweiterte sich, vorzüglich unter den Deutschen. Berühmte Kirchenlehrer in dieser Periode waren: Eusebius, Athanasius, Basilius der Große, Gregorius von Nazianz, Johannes Chrysostomus, Cyrill von Jerusalem, Gregorius von Nyssa, Epiphanius, Theodoretus, Cyrill von Alexandrien, Lactantius, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Vincentius, Johannes Damascenus, Boëthius, Cassiodorus, Dionysius der Kleine, Gregorius der Große, Beda, Alkuin, Paulus Diaconus u. A. Die vornehmsten der Ketzer waren: Arius, Photinus, Nestorius, die Monophysiten, Monotheleten, Pelagianer, Priscillianisten, Adoptianer. Concilien wurden gehalten: 325 zu Nicäa; 431 zu Ephesus; 451 zu Chalcedon; 553 und 681 zu Konstantinopel; 787 zu Nicäa. — 3) Von Karl dem Großen bis auf Luther (von 800—1517). Während durch die Araber die östlichen Länder der alten Welt dem christlichen Bunde entzogen wurden, breitete sich derselbe im Abendlande immer weiter aus. In dieser Periode trennte sich die griechische Kirche von der römisch-katholischen. Als Kirchenlehrer zeichneten sich aus: Photius, Theophylaktus, Rabanus Maurus, Hinkmar von Rheims, und die Scholastiker Lanfrank, Anselmus, Petrus Lombardus, Alexander von Hales, Albertus der Große, Johannes Duns Skotus, Bernard von Clairvaux, Thomas Aquino u. A. — 4) Von Luther (1517) bis auf unsere Zeiten. Seitdem theilte sich der abendländische Religionsverein in 2 Hauptparteien, in die katholische und protestantische Kirche, welche letztere aber in viele kleine Religionsgesellschaften zerfiel. Die vorzüglichsten Sekten sind: die Socinianer, Arminianer, Herrnhuter, Quäker, Methodisten und Anabaptisten. Die Streitigkeiten zwischen den Religionsparteien gab vielen gelehrten und gebildeten Männern Gelegenheit, ihre Kenntnisse und Geisteskräfte zu entwickeln, daher diese Periode reicher als jede andere an ausgezeichneten Kirchenlehrern und Schriftstellern ist. Nicht bloß die Kirche, sondern die christliche Religion selbst hat in dieser Periode viele harte Anfechtungen von Seiten einseitiger Philosophen und Theologen auszustehen; doch hat sie diesen Kampf siegreich bestanden. Die christliche Kirchengeschichte ist vorzüglich seit der Religionstrennung im 16. Jahrh. von den Katholiken sowohl als Protestanten fleißig bearbeitet worden, und es gibt mehre vorzügliche Lehrbücher derselben.

Kirchengesetze, Verordnungen der Kirche oder für die kirchlichen Angelegenheiten. (S. Kirchenrecht.) Die gesetzgebende Gewalt der Kirche kann 1) nur von den Beamten der Kirche, und 2) nur unter

Mitwirkung oder Zustimmung der weltlichen Staatsregierung ausgeübt werden. Denn was das Erste betrifft, so ist schon die Fähigkeit, über reinkirchliche Gegenstände zu urtheilen, bedingt durch die Vorbereitung dazu, das Klerikat, man mag solches nun als eigentliche Weihe oder als bloße technische Vorbereitung betrachten. Ueber das Zweite s. Kirche, in ihren rechtlichen Verhältnissen. Diese Zustimmung ertheilt die Staatsregierung durch das placet regium, ohne welches auch in kathol. Ländern keine päpstliche Bulle oder andre Verordnung publicirt werden darf. In den deutschen protest. Ländern sind die höhern kirchlichen Beamten ohnehin zugleich landesherrliche und von ihnen geht daher die kirchliche Gesetzgebung zu gleicher Zeit Namens der Kirche und des Staats aus.

Kirchengewalt, die Rechte, welche der Kirche gegen ihre Mitglieder und Beamte zustehen, und welche theils durch die religiösen Lehren und Meinungen, theils durch das positiv aufgestellte Verhältniß der Kirche zum Staat auf eine sehr verschiedene Weise bestimmt werden. Der Unterschied, welchen die kathol. sehr genau festhält, zwischen der Kirchengewalt zu Austheilung der geistlichen Güter der Kirche (potestas ordinis oder ministerii) und zu Handhabung der äußern Ordnung in der Gemeinde und den kirchlichen Beamten (potestas jurisdictionis) liegt in der Natur der Kirche überhaupt, wenn er auch nicht überall scharf hervortritt. Die Gewalt der Weihe (ordinis) oder des göttlichen Dienstes ruht ausschließlich in dem Lehramte der Kirche; der Einzelne wird fähig, die heiligen Handlungen vorzunehmen, durch die Aufnahme in den lehrenden Stand der Kirchenmitglieder, und keine weltliche Macht ist im Stande, weder ihm diese Fähigkeit zu geben, noch sie ihm zu nehmen. Der Einzelne ist dabei nur Werkzeug, und die Gültigkeit und Wirksamkeit der Handlung hängt nicht von seiner persönlichen Gesinnung und äußern Eigenschaft ab, sondern ganz allein von seiner geistlichen Fähigkeit zu derselben. Diese Gewalt, oder der Dienst des göttlichen Worts (ministerium verbi divini), ist auch in der protest. Kirche vorhanden und kann dem Glauben keiner Religionspartei fehlen. Die Gewalt der Jurisdiction umfaßt die Gesetzgebung, die Errichtung der Kirchenämter, die Anstellung der Beamten, die Handhabung der kirchlichen Zucht, die Verwaltung des Kirchenvermögens ꝛc., und bei ihr tritt also der Conflict mit der weltlichen Regierung vorzüglich ein, sowie bei ihr eine große Mannigfaltigkeit der Organisation denkbar ist. Hier handelt der Kirchenbeamte nicht als Priester, als Werkzeug einer höhern unsichtbaren Macht, daher findet auch hier Berufung auf höhere Beamte u. dgl. statt.

Kirchenjahr, das, fängt in Deutschland und in den meisten kathol. und protest. Ländern mit dem ersten Adventsonntag an. Daß es nicht mit dem 25. Dec., als mit dem Tage, welcher als der Geburtstag Jesu Christi angenommen wird, beginnt, hat vielleicht seinen Grund darin, daß das fromme Alterthum wollte, es sollten in jedem Kirchenjahre der Vorbereitung auf die Erinnerung an das wichtige Ereigniß der Geburt Jesu Christi einige Wochen gewidmet werden. In England fängt das Kirchenjahr mit dem Feste der Verkündigung Mariä (25. März) als mit dem Tage an, wo die Entstehung der menschlichen Natur in dem Leibe seiner Mutter begonnen habe.

Kirchenmusik ist, wie bekannt, diejenige, welche bei dem öffentlichen Gottesdienst der Christen aufgeführt wird. — Die unvollkommene Musik der Griechen und Römer war durch den Luxus des sinkenden

Heidenthums in Verfall gerathen. Die Christen verpflanzten die alttestamentischen Psalmen und Hymnen in ihre Gemeinden, vorzüglich die morgenländischen. Auf der Kirchenversammlung zu Laodicea, 364, wurden regelmäßige Gesänge eingeführt, welche von besondern Cantoren und Geistlichen nach Noten gesungen wurden. Die abendländische Kirche erhielt durch den mailänd. Erzbischof Ambrosius einen geregelten und dem morgenländischen ähnlichen Kirchengesang, den man den Ambrosianischen nannte. (Vergl. Kirchengesang.) Ueber die Verdienste des Papstes Gregor d. Gr. (590—604) um den Kirchengesang s. d. und Gregorianischer Gesang. Seitdem erst verbreitete sich die Kirchenmusik allmälig in der ganzen lateinischen Christenheit; zuerst durch den Mönch Augustin und seine 40 Gehülfen seit 590 in England, wo der Gregorianische Gesang mit Enthusiasmus aufgenommen wurde und später an König Alfred einen der eifrigsten Gönner und Beschützer fand. Karl der Große ließ sich die Pflege des Gregorianischen Gesangs, welcher schon unter Pipin im Frankenreiche eingeführt worden, nicht minder angelegen seyn, und gründete geistliche Singschulen zu Metz, Soissons, Lyon, Toul, Paris ꝛc., sie mit den Klöstern verbindend. Nach Deutschland kam der Gregorianische Gesang wahrscheinlich durch Bonifaz; aber erst zu Karl d. Gr. Zeiten wurde er auch in Deutschland verbreitet. Gelehrte Theorien der Musik lieferten vom 5. bis zum 10. Jahrh.: Abt Pambo, Boethius, Bischof Nicetus, Cassiodorus, Bischof Isidor zu Sevilla, Beda der Ehrwürdige, der franz. Benedictiner Hucbaldus, Abt Oddo zu Clugny, Bischof Notcerus zu Lüttich, Regino, Benedictinerabt im Trierschen, u. A. Durch den Choral mochte sich wohl der vierstimmige Gesang leichter entwickeln, aber gewiß haben dazu, sowie überhaupt zur Entwickelung der vollkommenen Harmonie, die musikalischen Instrumente noch mehr beigetragen, unter diesen aber vorzüglich die Orgel (s. d.), die in der Kirche bald den Vorrang behauptete. Bis ins 11. Jahrh. wurde alles Zeitmaß nur durch die längern oder kürzern Sylben bestimmt; da erfand ein deutscher Magister, Franco (vgl. d.) aus Köln, zuerst das Zeitmaß und ist dadurch als der Stammvater der Mensuralmusik zu betrachten, wodurch die Harmonie weiter ausgebildet wurde. Nun wurden Singchöre nothwendiger, und der Gesang vorzüglich in Italien zu mehrem Glanze des religiösen Cultus angewendet. (S. Italienische Musik.) Die Orgeln wurden seit dem 15. Jahrh. immer vollkommener, und auch andere Instrumente in der Kirche eingeführt. Johann de Muris (bl. um 1330 zu Paris) hatte indeß mehr Deutlichkeit in die Lehre von der Verbindung und Fortschreitung der Consonanzen gebracht, neue Regeln für neue Fälle erfunden und überhaupt Vieles gelehrt, was von den Harmonisten späterer Jahrh. beibehalten wurde. Er ist das Haupt der auf seine Lehre sich gründenden Figuralmusik, die sich bald aus Frankreich nach Deutschland, England und Italien, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. auch nach den Niederlanden verbreitete. Gegen die neue Figuralmusik, die in der Instrumentalmusik eine vorzügliche Stütze fand, erhoben sich öfters eifernde Stimmen in der Kirche. Doch waren sie größtentheils gegen den Mißbrauch der Figural- und Instrumentalmusik gerichtet und vermochten diese nicht aus der Kirche überhaupt zu verbannen. Eine neue Periode der Kirchenmusik eröffnete sich im 15. und 16. Jahrh. und wurde durch große Meister in Italien, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland ver-

breitet. (Vgl. die Geschichte der Musik in diesen Ländern in den besondern Art.) Die zweite Hälfte des 16. Jahrh. war die höchste Blüthe des Contrapunkts. Die Taktzeichen wurden aufs neue und um ein Beträchtliches vereinfacht, viele räthselhafte Abkürzungen ausgeschieden, die Terz am Ende häufig gebraucht und in plagalen Cadenzen die kleine Terz am Ende erhöht. Man fing an, den Sinn des Textes allenthalben mehr zu berücksichtigen, selbst mit Spuren von ästhetischer Behandlung desselben. Diese Neuerungen, die man dem genievollen Orlando de Lasso zuschreibt, wurden zuerst durch Palestrina's Verdienste um die Deutlichkeit des Styles noch besonders vermehrt. Außer dem römischen Choral ward noch der Falso bordone, wenn auch früher schon in Anregung, doch jetzt immer mehr in Ausübung gebracht. Des Contrapunkts sopra in canto fermo bediente man sich bei Psalmen, Antiphonien und dem Introitus, und im Contrapunto fugato wurden Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, Agnus Dei und viele andere Motetten geschrieben. In noch einfacherem Style setzte man Miserere und Stabat Mater, den Passion und die Responsorien für die Charwoche, worin man höchst selten und dann nur auf kurze Nachahmungen stößt. Vom 17. und 18. Jahrh. an wurde, seit die Instrumentalmusik eine bisher nie gekannte Fülle und Mannigfaltigkeit gewann, die Kirchenmusik immer glänzender und immer durch weltliche Musik verfälscht. Das Verderben ging, nach Speth, von Italien aus und verbreitete sich dann in Frankreich und Deutschland. — Da es der Zweck der Kirchenmusik ist, die Herzen der Zuhörer zu Andacht und Frömmigkeit zu stimmen, so muß sich der Kirchenstyl durch Ernst, Feierlichkeit, Erhabenheit und würdige Haltung, durch Entfernung aller profanen Künsteleien, schwierigen Läufe und Coloraturen, die allein dazu dienen, die äußere Fertigkeit der Sänger und Spieler zu zeigen, und Verbannung weltlich süßer, üppiger, leidenschaftlicher oder scherzender Melodien von dem freiern und ungebundenern Style der weltlichen Musik, besonders vom Theaterstyl, welchen man dem Kirchenstyl entgegensetzt, unterscheiden. In Rücksicht des Technischen und Akustischen erfordert die Kirchenmusik große Einsicht, weil größere Gattungen der Harmonie und zu schnelle Modulationen in den nachhallenden Gewölben großer Kirchen leicht undeutlich vernommen und mißtönend werden. In der katholischen Kirche hat die Kirchenmusik ihre bestimmten Formen des Textes, welchen sie sich fester anschließt (z. B. der Text der Messe oder Missa, Te deum, Salve, Requiem, Psalmen); bei den Protestanten hingegen haben sich Dichter und Tonsetzer neue Formen erlaubt, und es wechseln bei dem gewöhnlichen Gottesdienste zum Theil jene genannten Stücke lateinisch gesungen mit deutschen Motetten, Cantaten, Oratorien ab, in welchen letztern, besonders wenn sie dramatisch sind, sehr oft der Uebergang in die Opernmusik bemerkt worden ist. Den reinen Kirchenstyl finden wir in den jetzt erscheinenden Kirchencompositionen äußerst selten, und es wird den Componisten schwer, den Prunk eitler Gefallsucht oder den Schein der Gelehrsamkeit aufzugeben, und die reine Empfindung der Andacht in Tönen einfach auszudrücken. Hierzu wirkt auch die große Virtuosität im Sologesang und Instrumentenspiel, welchem man, auch am ungebührlichen Orte, Gelegenheit zu geben sucht, sich hervorzuthun. Noch tiefer greifen folgende Umstände ein. Sonst wurden Sänger und Orchester für geistliche Musiken gebildet; die Kirchen waren reich genug, Capellen zu besolden, welche dem Vortrag der geistlichen

Musik sich widmen mußten; gegenwärtig werden dazu häufig Concert- und Theatervirtuosen gebraucht. Im katholischen Deutschland, wo sonst so viele bischöfliche Capellen existirten, und die Musik ein noch wesentlicherer Theil des Gottesdienstes als in dem protestantischen Deutschland war, ist die Kirchenmusik fast noch mehr verfallen als in dem letztern. Dort hört man mit Befremden die galantesten und frivolsten Theatermelodien in der Kirche; hier verlangt man doch wenigstens Ernst und Würde, wenn man gleich oft durch überladene Instrumentation und gehäufte Kunstaufgaben sündigt. Der protestantische Gottesdienst dagegen läßt der Musik nur geringen Raum, und die Musik steht noch zu wenig mit der Liturgie in Verbindung. Die größern Kirchenstücke, Oratorien, kirchlichen Cantaten werden daher immer seltener; doch haben die Werke von Friedrich Schneider (sein „Weltgericht", seine Vocalmissen), Gottfr. Schicht, von Seyfried, Fesca u. A. gezeigt, daß es noch Männer gibt, welche den bessern Weg kennen. Uebrigens scheint es, als könne unsere Kirchenmusik künftig von einer andern Seite an Einfachheit gewinnen. Noch immer gibt es in Deutschland mit Schulen verbundene Singchöre, eine wohlthätige und herrliche Anstalt früherer Zeiten; und obgleich es in denselben neuerdings sehr an tiefen Bässen gefehlt hat, indem die Schulen gegenwärtig fast überall zu einer Zeit verlassen werden, wo sich die Kraft des Basses noch nicht entwickelt hat, so erhält man doch durch diese Anstalten eine Menge von Stimmen, welche für Kirchengesang sich ausbilden. Wo dergleichen Singchöre nicht existiren oder nicht zureichend gebildet sind, da finden sich jetzt an mehren Orten zahlreiche Singakademien und Musikvereine, welche sich im Vortrage geistlicher Vocalmusiken üben und die besten Werke der ältern Kirchenmusik eifrig studiren, weßhalb auch die Musikverleger jetzt häufig ältere kirchliche Gesänge erneuern, und junge Componisten sich dieselben zum Muster nehmen. In Stuttgart und an einigen andern Orten bildeten sich insbesondere die Gemeinden zu vierstimmigem Chorgesang und stellten die dazu gehörigen Uebungen an. Dazu kommt, daß der Chorgesang auch Gegenstand des Unterrichts in den Bürgerschulen geworden ist und durch zweckmäßigere Methoden der Jugend lieb gemacht wird. Viele wackere Componisten haben darauf Rücksicht genommen, und begeistert durch den Eindruck, welchen reine Vocalmusik, besonders wenn die Stimmen stark besetzt sind, hervorbringen kann, Lieder, Chöre für Singstimmen gesetzt, die zu den erfreulichsten Erzeugnissen unserer neuesten musikalischen Literatur gehören. Alle diese Umstände lassen hoffen, daß der geistliche Gesang sich in Zukunft wieder emporheben werde; vielleicht gelingt es sogar mit Hülfe jener Vereine, besonders in Kirchen, deren Fonds bisher keine Kirchenmusik gestatteten, die höhere kirchliche Vocalmusik zu Erweckung wahrer Andacht einzuführen, und die glänzende Kirchenmusik durch das Einfachgroße der von reinen Menschenstimmen gesungenen Hymnen, wenn nicht zu verdrängen, doch zu vereinfachen und auf ihren wahren Wirkungskreis zu beschränken, indem die Ausschweifungen derselben ins Weltliche auch den Laien fühlbar und unerträglich werden. — Die größten neuern Kirchencomponisten sind: Palestrina, Allegri, Durante, Morales, Lolli, Scarlatti, Lasso, Caldera, Leo, Pergolesi, Händel, Bach, Graun, Hasse, Jomelli, Stölzl, Kerl, Rolle, Naumann, Schulz, Kunzen, Wolf, Mich. und Jos. Haydn, Mozart, Vogler, Cheru-

bini, Mehul u. A. Joseph Haydn und Mozart, die genialen Schöpfer der Instrumentalmusik, haben sich indeß in manchen ihrer Werke für die Kirche Vieles gegen den reinen, einfachen Styl zu Schulden kommen lassen. Selbst Abt Vogler ging nicht selten hierin zu weit. Auch Beethoven, Winter und Viele der Neuern und Neuesten sind dem trügerischen Glanze der Instrumentalbegleitung gefolgt, und an sie haben in Frankreich Cherubini und Mehul sich angeschlossen. Die großen Messen dieser Meister mögen immer als Meisterschaft der Composition überhaupt gelten; sie sind es in der That und mit einem Aufwande von Kunst, von Fülle und Pracht der Harmonie, von Reichthum und Wechsel der Formen geschrieben, daß sie mit Recht auf Meisterschaft der Composition Anspruch machen können, nur nicht für die Kirche und in der Kirche. Auch haben wir treffliche Werke von Marpurg, Kirnberger, Gossec, Homilius, Telemann, Schmittbaur, Schuster, Doles, Hiller, Schicht, Fasch, Weinlig, Abt Stadler in Wien, Eybler, Danzi, Aiblinger, Gottfried Weber, Winter, Fr. Schneider, Berner, B. Klein, Schlett, Gratz, Ett, Rink, Schnabel u. A. — S. Gerbert „De musica sacra“ (geschichtlich) (St.-Blasii 1774, 2 Bde., 4.); Hiller, „Was ist wahre Kirchenmusik ꝛc.“ (Leipzig 1789, 4.); Vogler's „Deutsche Kirchenmusik ꝛc.“ (München 1807) und Thibaut, „Ueber Reinheit der Tonkunst“ (Heidelberg 1825).

Kirchenrecht oder kanonisches Recht (jus ecclesiasticum, jus canonicum). Die Kirche als eine allgemeine Gesellschaft hat auch ein Recht; dieses Recht ist, wie alle Rechte, durch die Vernunft angedeutet, aus der Natur der Sache geschichtlich hervorgegangen, und durch die gesetzgebende Gewalt ausgesprochen oder bestätigt. — Das Kirchenrecht kann man nach vier Eintheilungsgründen gliedern. 1) In Rücksicht des Gegenstandes ist es inneres oder äußeres. Das innere ist nun entweder öffentliches (Kirchenverfassungsrecht, Kirchenstaatsrecht) oder privates. Das äußere ist das, was für die weltlichen Staaten das Völkerrecht ist; es befaßt sich mit dem Verhältniß zu den Staaten, weßhalb man es auch Staatskirchenrecht nennt. Man könnte auch ein kirchliches Völkerrecht in Bezug auf andre Religionsgesellschaften annehmen; allein da die verschiedenen Kirchen, jede sich für die allein göttliche halten, so nehmen sie eine von der andern keine rechtliche Notiz, sondern leben, so zu sagen, im Kriegsstande gegen einander. 2) Dem Ursprunge nach, muß man es zuvörderst in natürliches und positives Kirchenrecht eintheilen; indessen hat es mit dem Naturrechte hier fast noch mehr Schwierigkeiten als beim bürgerlichen und Staatsrechte. In Rücksicht seiner nähern Quelle ist das positive Recht aber unmittelbar göttliches oder mittelbar göttliches, menschliches Recht, da, wo die Kirche überhaupt sich als göttlich ausspricht, auch ihre Rechtssatzungen mittelbar göttlich seyn müssen. Dieses menschliche Kirchenrecht gründet sich entweder in der Selbstgesetzgebung (Autonomie) der Privaten, wo es sich dann in Statuten und Gewohnheitsrecht verzweigt, oder in der Kirchengesetzgebung. Die Kirchengesetzgebung ist aber entweder eine unmittelbare, oder mittelbar durch Reception des römischen und verschiedener im Corpus juris canonici zusammengetragener Stellen gegeben, und man kann dieses recipirte Recht eigentlich als Gewohnheitsrecht betrachten, welchemnach also der bei weitem bedeutendste Theil des kanonischen Rechts sich als Gewohnheitsrecht darbietet. 3) Rücksichtlich der Gültigkeit theilt das Recht sich in gemeines und particulares. 4) Nach der Verschiedenheit der Religionsbekennt-

nisse ist es in Deutschland aber, wenn man das jüdische Kirchenrecht von der Betrachtung ausscheidet, katholisches, lutherisches und reformirtes. — Die Kirche war von ihrer Entstehung an eine freie Gesellschaft, das Recht ging aus ihr selbst auf constitutionnelle Weise, entweder durch Gesetzgebung oder durch Observanz, hervor. Nächst den apostolischen Einrichtungen waren es die Beschlüsse der allgemeinen und particularen Concilien und der Bischöfe, welche diese Gesetzgebung gaben. Selbst als die Kirche nach dem Fall des Heidenthums sich an den Staat anschloß, blieb die gesetzgebende Gewalt bei der Kirche. Wenn der Theodosische Codex zu Ansehen gelangte, so war es nur eine Folge einer Reception. Je mehr die Kirche sich innerlich zusammenschloß, desto häufiger wurden allmälig die Anordnungen des obersten Bischofs (Decretalen). Das Ansehen dieser Decretalen war unstreitig, und es kann hier ganz ununtersucht bleiben, ob man die Geltung derselben der gesetzgebenden Gewalt oder dem Gewohnheitsrechte zuschreiben will; wie im bürgerlichen Rechte, so auch hier, durchdrang sich Beides und verschmolz das Ganze in ein geltendes Recht. — Es war natürlich, daß dieses Recht mit der Zeit durch die Wissenschaft bearbeitet ward, diese Arbeiten beschränkten sich aber auf Sammlung durch die Kirchengesetze in chronologischer Ordnung (collectio canonicum). Im 5. und zu Anfange des 6. Jahrh. kamen diese Kanonsammlungen in Gebrauch. In diesen machte die Hauptgrundlage eine Uebersetzung der Schlüsse der vier allgemeinen Concilien, denen andre particulare Synodalschlüsse und Decretalen der Päpste hinzukamen. Um die Zeit Karls des Großen erlangte die Sammlung Dionys des Kleinen fast gesetzliches Ansehen. Gleiches Ansehen erhielt aber auch die Kanonsammlung vom Bischof Isidor von Sevilla. Im 9. Jahrh. kam die berühmte, jenem Isidor unterschobene, aber mit vielen unechten Stücken angefüllte Sammlung zum Vorschein; sie war nach der Ueberschrift ein Isidorischer Codex, der Sage nach aus Spanien gebracht. Der Zweck dieser Verfälschungen des Pseudo-Isidor war wohl kein andrer, als dem durch die Observanz eingeführten System, welches die frühern Rechte der Metropoliten größtentheils auf den Papst übergehen ließen, eine historische Begründung zu geben. — Seit dem 10. Jahrh. hatte man die bis dahin gewöhnliche Art, die Kirchengesetze in chronologischer Ordnung zu sammeln und aus den Quellen zu studiren, verlassen und sich darauf beschränkt, Handbücher des geistlichen Rechts in systematischer Ordnung aus ihnen zusammenzutragen. In diese Handbücher kamen zwar Excerpte aus den Gesetzen selbst meist wörtlich, aber aus dem Zusammenhange gerissen und zuweilen verstümmelt. Die merkwürdigste dieser Sammlungen für das Kirchenrecht ist die, welche der Benedictiner Gratian (von Chiusi) 1151 im Kloster St.-Felix zu Bologna vollendete; ihre Form war compendiarisch. Gratian ging die Gegenstände des kanonischen Rechts nach einer selbstgewählten Ordnung durch und schickte bei jedem Gegenstande Rechtsprincipien voraus, die er durch Stellen aus den Quellen bewies, und theils aus diesen, theils durch eigne Zusätze weiter entwickelte, wobei zugleich die Stellen, welche miteinander zu streiten schienen, entweder vereinigt oder einer vor der andern der Vorzug gegeben wurde, daher auch der Titel Concordantia discordantium canonum. Das Ganze theilte er in drei Theile; im ersten schickt einen allgemeinen Theil über die Gesetze, insbesondere die Kirchengesetze, voraus und handelt dann von den kirchlichen Personen, ihren Eigenschaften, Rechten,

Pflichten, ihrer Weihe und von dem ihnen zustehenden Antheil am Kirchenregiment; im zweiten folgt die Lehre von der Kirchengewalt, hauptsächlich von der kirchlichen Gerichtsbarkeit und dem gerichtlichen Verfahren; im dritten endlich die Lehre von den Religionshandlungen und deren Liturgie, insbesondere den Sacramenten. Die neue Sammlung machte sehr schnell ihr Glück: innerhalb eines Jahrzehends nach ihrem Erscheinen hatte das kanonische Recht nicht nur zu Bologna, sondern auch zu Paris seinen eignen Lehrer, der es nach ihr vortrug, und in Kurzem verdrängte sie auch als Handbuch die ältern chronologischen und systematischen Sammlungen; und ebensowie das römische Recht dadurch, daß die Universitäten es docirten, zur Reception gelangte, ward auch bald das sogenannte Decretum Gratiani Gesetzbuch, und mit größerm Rechte, da es das wirklich geltende Recht darstellte, und das, was Gratian aus seinem Eignen hinzugesetzt hatte, gewissermaßen als Glosse galt. Eine unmittelbare Mitwirkung der Päpste bei der Erhebung des Decretum Gratiani zum Gesetzbuch ist nicht erwiesen. — Dieses Decretum Gratiani ist nur der erste Theil unsers Corpus juris canonici. Es entstanden aber nach dem Decretum neue Concilienbeschlüsse und Decretalen. Diese wurden von Mehren als Anhang zum Decretum gesammelt. Alle diese Sammlungen der nach dem Decretum entstandenen Rechtsbestimmungen unterwarf der Papst Gregor IX. einer neuen Bearbeitung, welche der Dominicaner Raymund von Pennaforte verfaßte; das Werk wurde in 5 Bücher abgetheilt. Diese authentische Sammlung wurde 1234 vollendet und den Universitäten zu Bologna und Paris zugeschickt. Diese Sammlung hat den Namen Decretales Gregorii noni, und gilt als Gesetz. Die spätern Decretalen und Concilienbeschlüsse sammelte Papst Bonifaz VIII. und gab sie als sechstes Buch (liber sextus) der Gregorschen Decretalen 1298 heraus. Sie haben ebenfalls gesetzliches Ansehen. — Papst Clemens V. verkündete 1313 eine Sammlung der von ihm meist auf dem Concilium zu Vienne in Frankreich erlassenen Verordnungen; auch sie sind Theil des Corpus juris canonici. Um 1340 wurden die Verordnungen Johannes XXII. herausgegeben; man nennt sie Extravagantes Johannis XXII. und späterhin wurden die fernern Decretalen bis auf den 1484 gestorbenen Sixtus IV. herausgegeben, die man Extravagantes communes nennt. Beide Extravaganten gelten nicht durchaus, sondern nur einzelne Verordnungen derselben gelten nach dem Gerichtsgebrauche. Unter dem Papst Pius IV. wurde eine Commission von 35 Männern niedergesetzt, um sowohl das Decretum Gratiani als die Decretalen zu berichtigen (die Correctores romani). Die Arbeit wurde unter Papst Pius V. fortgesetzt, unter Papst Gregor XIII beendigt, und durch eine Bulle vom 1. Juli 1580 sanctionirt. Die spätern Bullen der Päpste gelten, insofern sie über einen dem Papste noch unstreitig zu behandeln zustehenden Gegenstand erlassen werden, oder von den weltlichen Regierungen angenommen worden sind. — Das kanonische Recht gilt in Deutschland — mit Ausnahme einiger Lehren — auch in bürgerlichen Rechtssachen; in dieser Beziehung ist es recipirtes Recht. Luther verbrannte bekanntlich das kanonische Recht zu Wittenberg, indessen haben die protestant. Gerichte dasselbe fortwährend angewendet, nur nicht, wo es den Lehren der protest. Kirche entgegen ist. Der Grundsatz, daß das mit protestantischen Grundsätzen und Einrichtungen Einstimmende nicht anzuwenden, besteht zwar hierbei, überhaupt aber entscheidet der Gerichts-

gebrauch über die Grenzen der Anwendung. Bei den deutschen Katholiken wird die Anwendung des kanon. Rechts durch die deutschen Kirchenfreiheiten und Particularverord. in den Diöcesen eingeschränkt. Die Wissenschaft des kanon. Rechts hat in neuern Zeiten, aus leicht begreiflichen Gründen, wenige Bearbeiter gefunden. Nur das Verhältniß des Staats zur Kirche ist fleißig, aber in der Regel zu einseitig erörtert worden. — Die protestantisch-christliche Kirche Deutschlands erkennt als Quelle der Glaubenslehren, welche die Grundlage ihres Kirchenrechts ausmachen, indem die Pflichten und Befugnisse sowohl der Gemeinde als auch des Lehramts dadurch vornehmlich bestimmt werden, nur die heil. Schrift neuen Testaments; die ältern christlichen Glaubensbekenntnisse, die augsburgische Confession und was sonst zu den symbolischen Büchern gerechnet wird, sind doch nur angenommene Interpretationen. Die Kirchenverfassung und das Kirchenregiment hingegen beruhen auf der Staatsgesetzgebung der einzelnen Länder, daher auch, was diese äußere Verfassung betrifft, nur von Landeskirchen, nicht aber von einer allgemeinen evangelischen Kirche gesprochen werden kann. Aber die Unsicherheit und Divergenz der Ansichten, welche auf die Staatsgesetzgebung der Kirche gegenüber Einfluß haben, sowie die bindende Kraft der religiösen und moralischen Lehren gibt hier der Anwendbarkeit allgemeiner Principien von Recht und Pflicht einen größern Spielraum und praktischen Werth. J. G. Pahl („Das öffentl. Recht der evangel. luther. Kirche in Deutschland kritisch dargestellt, Tübingen 1827), Krug („Kirchenrecht nach Grundsf. der Vernunft und im Lichte des Christenth.", Leipzig 1827) und Schuderoff („Ueber oberbischöfl. Hoheit der Regenten", Ronneb. 1826) stimmen in den Grundbegriffen überein; Pahl thut Vorschläge zu einer Repräsentiv- und Synodalverfassung der lutherischen Kirche.

Kirchensatzungen sind Lehrsätze, Meinungen, religiöse Gebräuche und Handlungen der katholischen Kirche, welche zwar bestimmt auf Aussprüchen der Bibel beruhen, doch entweder auf Traditionen oder auf das hohe Alterthum oder auf das Ansehen der Kirche gegründet sind.

Kirchenspaltung, s. Schisma.

Kirchenstaat (Stato della Chiesa), Staat in Mittelitalien, zwischen dem östreichisch-venetianischen Gubernium, dem adriatischen Meere, Neapel, dem mittelländischen Meere, Toscana und Modena; mit den Fürstenthümern Benevento und Ponte-Corvo im Neapolitanischen 811⅔ QM. groß, mit 2.489.000 Einw., in 90 Städten, 206 Mrktfl. und 3863 Dörfern und Weilern. Die Apenninen (Somma 6800 F., Velino 7872 F. hoch) ziehen sich durch das Land von NW. nach SO. Außer dem Po, der die Nordgrenze berührt und mit seinen Armen die Sümpfe von Commacchio bildet, gibt es nur Küstenflüsse; der größte davon ist die von Perugia an schiffbare Tiber (s. d.). (Ueber die Pontinischen Sümpfe s. d. A.) Das fruchtbare Land wird nicht mit glücklichem Erfolge verwaltet. Es erzeugt zwar alle Arten von Getreide, feines Obst, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln ꝛc., viel Oel, gute Weine und Maulbeerbäume, die Berge enthalten reiche Waldungen und schönen Marmor; Spuren von Metallen finden sich an mehren Stellen; aber diese Vortheile werden nicht gehörig benutzt; den eigentlichen Bergbau kennt man nicht; der Ackerbau wird nur in wenig Gegenden fleißig, die Zucht des Rindviehes und der Schafe jedoch mit mehr Sorgfalt betrieben. Manufacturen gibt es fast nur zu Rom, Bologna, Ancona und

Norcia. In den 5 Häfen: Rom, Civita vecchia, Ancio, Terracina und Ancona, waren 1829 eingelaufen 3630 Fahrzeuge, worunter 1052 aus den päpstl. und 2267 aus den übrigen ital. Staaten. Eine stark besuchte Messe ist zu Sinigaglia. Der Papst ist im Kirchenstaate das höchste geistliche und weltliche Oberhaupt, dessen Staatsrath das Cardinal-Collegium. Die Staatseinkünfte betragen 5 Mill. Thlr., die Schulden 160 Mill.; die Landmacht besteht aus 9100 Mann, die Seemacht aus einigen Galeeren. Protestanten, Griechen und Juden werden geduldet. Die Orden und die Jesuiten sind wiederhergestellt; so auch 1826 die Universität zu Urbino. Noch gibt es 7 andre Universitäten. Das Land ist in die Distrikte Rom, Tivoli und Subiaco und in die 17 Delegationen: Rieti, Frosinone, Viterbo, Civita-Vecchia, Perugia, Spoleto, Camerino, Macerata, Fermo, Ascoli, Ancona, Urbino und Pesaro, Forli, Ravenna, Bologna, Ferrara und Benevento getheilt, jede mit Gubernien ersten und zweiten Ranges. — 2) (Geschichte), Pipin, König der Franken, schenkte dem Bischof Stephan II. zu Rom, welcher bereits den Titel eines allgemeinen Bischofs oder Oberhauptes der Kirche führte, den größten Theil der zum griech. Exarchat gehörigen Länder. Karl der Große bestätigte dieß 774, doch behielt er sich die Oberherrschaft vor, und übte in Rom landesherrliche Rechte aus. Es folgten neue Schenkungen. Leo IX. erwarb durch Tausch 1052 Benevento. Seit Gregor VII. (1075) machten sich die Päpste immer mehr von der Advokatie der Kaiser los. Innocenz III. (st. 1216) unterwarf sich, obschon die Kaiser nicht darein willigten, die Stadt Rom völlig, und gründete dadurch die weltliche Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhls. Clemens VI. kaufte Avignon 1348. Alexander VI. (st. 1503), Julius II. (st. 1513) und deren Nachfolger erweiterten theils den äußern Umfang, theils ihr Hoheitsrecht im Innern des päpstlichen Gebiets. Seit Urban VIII., welcher 1626 durch Vermächtniß das Herzogthum Urbino erhielt, hatte der Kirchenstaat bis zur franz. Revolution einen Flächenraum von 860 QM., und 1792 2½ Mill. Einw. Er verlor durch die Revolution Avignon und Venaissin; und nach dem mit Frankreich geschlossenen Frieden zu Tolentino, den 13. Febr. 1797, Romagna, Bologna und Ferrara, sodaß ihm nur 555 QM. mit 1.321,000 Einw. blieben. Im Kriege, den Napoleon an Pius VII. (Chiaramonti, gewählt den 14. März 1800) 1808 erklärte, wurden die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino abgerissen, bald darauf aber durch Napoleons Decret, Schönbrunn, den 17. Mai 1809, der Kirchenstaat gänzlich vernichtet, und Rom, nebst Viterbo, Spoleto und Perugia, mit Frankreich vereinigt. Als nun Pius VII. Napoleon in den Bann gethan, wurde er auf dessen Befehl als Gefangener nach Savona und dann nach Fontainebleau gebracht, von hier jedoch den 23. Jan. 1813 wiederum nach Italien abgeführt, und dem Schutze der Verbündeten übergeben, von denen er seine Staaten zurückerhielt. Sein feierlicher Einzug in Rom erfolgte den 24. Mai 1814. Das Jahr darauf, den 23. März, mußte er Rom abermals verlassen, da König Murat von Neapel gegen Oestreich ins Feld zog; Oestreich siegte, und Pius kehrte den 7. Juni 1815 nach Rom zurück. Durch den 103. Art. der wiener Congreßacten vom 9. Juni 1815, wurden die Marken, nebst Camerino und Zubehör, sowie das Herzogthum Benevento und das Fürstenthum Ponte-Corvo (beide im Königreich Neapel gelegen) dem päpstlichen Stuhle wieder gegeben; auch erhielt er zurück die Legationen Ravenna

Bologna und Ferrara, mit Ausnahme des Gebiets von Ferrara auf dem linken Ufer des Po; doch behielt Oestreich das Besatzungsrecht von Ferrara und Commacchio. Nach Abtretung der mit Frankreich vereinigten Grafschaft Avignon und Venaissin (40 QM. mit 200.000 Einw.) und des zum lomb.-venet. Königreiche geschlagenen Landstrichs am linken Po-Ufer, enthält gegenwärtig der Kirchenstaat noch 811⅔ QM.

Die neueste Geschichte des Kirchenstaats ist in den Art. Pius VII., Leo XII. und Pius VIII. enthalten, worauf wir deßhalb verweisen. Der jetzige Papst, Gregor XVI., (Mauro Capellari, geb. am 18. Sept. 1765 zu Belluno im jetzigen östr. Italien), ward erwählt am 2. Febr. 1831. Früher dem Orden der Camaldulenser angehörend, hatte er sich auch durch Schriften den Ruf theolog. Gelehrsamkeit erworben. Der Cardinal Bernetti wurde Staatssecretair. Der neue Papst, schon bekannt durch Mäßigung, Thätigkeit und festen Sinn, wußte durch die Handlungen der Wohlthätigkeit, mit welchen er seine Thronbesteigung bezeichnete, durch die kräftige und ruhige Haltung, die er unter sehr schwierigen Verhältnissen zeigte, der Römer Vertrauen zu gewinnen, die anfänglich mit seiner Wahl, als Ausländer und Mönch, nicht zufrieden waren. Kaum gekrönt, erhielt er die Nachricht von dem Aufstande des Volks in den Legationen, und selbst in Rom drohte in den ersten Tagen der Carnevalbelustigungen eine Verschwörung, die durch Waffengewalt unterdrückt werden wußte. Der Papst erließ am 9. Febr. einen angeblich von ihm selbst entworfenen Aufruf an seine „vielgeliebten“ Unterthanen, worin er, väterliche Gesinnung betheuernd und Verzeihung verheißend, viel von dem Friedenszustande, den das Volk verloren, von den Gefahren, welchen es entgegengehe, von seinem Streben, es zu beglücken, aber nichts von einer Abhülfe der Beschwerden sagte, unter welchen es bei einer unförmlichen Verfassung und von geistlichen Verwaltungsbeamten gedrückt, schon lange geseufzt hatte. Gesetzgebung und Gerichtsverfassung sind nämlich im Kirchenstaat ein Chaos, aus übel verbundenen Fragmenten aller Jahrhunderte ungeschickt zusammengesetzt. Die Gerichtshöfe sind ohne Zweck in den Gattungen vervielfacht, die Competenzen verworren bestimmt und die Processe werden in die Länge gezogen. Geistliche Gerichte greifen in die Angelegenheiten der Laien ein. Die Richter genießen selten der öffentlichen Achtung und stehen meist im Rufe der Käuflichkeit. Noch im Mai 1829 wurde das Inquisitionsgericht in der Romagna neu eingerichtet. Auch das Unwesen der Steuern ist in den päpstlichen Staaten aufs Höchste gestiegen. Besonders drückend für den Landmann war die Herd- oder Kopftare, die Abgabe vom Vieh, die Mahlsteuer ꝛc. Dadurch sind die Provinzen der Romagna und Bolognas, trotz ihren vielen Hülfsmitteln in den Erzeugnissen ihres Bodens und dem Fleiße ihrer Bewohner, noch auf Jahre zu Grunde gerichtet. Der Handel litt durch den übertriebenen Zolltarif. Dazu kommt noch das System der Pachtcontracte, der Monopole und der Patente. Seit dem Jahre 1821 herrschte deßhalb vorzüglich in jenen Provinzen eine durch die Carbonari (s. d.) unterhaltene Gährung. Die unzähligen Proscriptionen in der Romagna und das Kerkerwesen des Cardinals Rivarola steigerten die Unzufriedenheit. Die Juliustage und die Revolutionen Belgiens und Polens mehrten noch die Aufregung, die auch im Modenesischen gegen die dortige Regierung herrschte (vgl. Modena), wo Anfangs Februar 1831 eine Verschwörung entdeckt wurde.

In Bologna hatte der Kanonendonner von Modena die nächste Veranlassung zu Zusammenrottungen des Volks gegeben; am 4. Abends sah der Prolegat Paracciani-Clarelli (der während der Anwesenheit des Legaten Cardinal Bernetti beim Conclave die Geschäfte führte) sich genöthigt, eine Commission von acht der geachtetsten Einwohner (aus Adeligen, Professoren und Rechtsgelehrten bestehend) zusammenzurufen, „um Ordnung zu bewahren, da die öffentliche Ruhe bedroht sey"; um 5 früh Morgens erklärte die Commission sich für permanent, forderte alle Bürger von 18 bis 50 Jahren auf, an der Provinzialgarde Theil zu nehmen und die dreifarbige italienische Cocarde (weiß, roth, grün) aufzustecken, die man sogleich von der ganzen Stadt angenommen sah; bald darauf, als unterdessen die Nachricht von der am 2. desselben Monats erfolgten Wahl des Cardinals Capellari zum Papste unter dem Namen Gregor XVI. angekommen war, verließ der Prolegat, dem man zu verstehen gab, daß man seiner nicht mehr bedürfe, die Stadt und die bisherige Commission constituirte sich als provisorische Regierung der Stadt und Provinz Bologna, unter dem Präsidium des Advokaten G. Vicini. Von Bologna aus hatte der Aufstand sich rasch über die ganze Romagna verbreitet. Schon am 6. Febr. zeigte die Regierung an, daß Imola, Faenza und Forli gleichfalls provisorische Commissionen eingesetzt hatten, und einen Theil der neuen Bürgergarde wurde unter dem Befehl des Obersten Sercognani beordert, die päpstlichen Truppen aus den Stellungen, die sie noch in den Provinzen innehatten, zu vertreiben. Unterdessen erklärte man am 8. die zeitliche Herrschaft des Papstes für beendigt und verkündete die Zusammenberufung von Wahlcollegien, um zur Ernennung von Deputirten zu schreiten, welche die neue Verfassung bestimmen sollten. Der Salzpreis wurde vermindert, die Lotterie- und Zollverordnungen des Königreichs Italien wieder angenommen und ein Revisionsamt für das Zollwesen eingesetzt. Eine Centraldirection der Finanzen wurde ernannt, welcher die Administrationen des Salzes und Tabacks, die Direction des Civilregisters, des Stempels und der Hypotheken, nebst der Post- und Lotterieverwaltung untergeordnet seyn sollten; ein Decret über die Umwandlung der Justizverfassung, Gesetze für die Presse, den Getreidehandel und gegen den Schleichhandel erlassen. Eine provisorische Reform der sehr verwahrlosten Universität wurde vorgenommen und ein derselben fehlender Lehrstuhl des öffentlichen und Völkerrechts angeordnet. Das Fiscaltribunal und die Tare Focalia wurden abgeschafft. Mittlerweile verbreitete sich die Revolution über den größten Theil des Kirchenstaats. Ferrara lehnte sich trotz der östreichischen Besatzung seiner Citadelle auf, früher schon Ravenna, Rimini und der ganze Küstenstrich. Am 12. Febr. brachen auch in Parma Unruhen aus. Sercognani nahm am 12. Febr. das Fort S.-Leo, am 17. capitulirte die Citadelle von Ancona, nachdem die Stadt sich bereits am 8. für die neue Ordnung der Dinge erklärt hatte. Später drangen die Bürgertruppen bis Rieti und Civita Castellana, besetzten die Straße von Florenz nach Rom und bedrohten selbst die Hauptstadt, wo zu gleicher Zeit eine Empörung kurz vor ihrem Ausbruche unterdrückt wurde. Die große binnenländische Provinz Umbrien mit ihrer Hauptstadt steckte gleichfalls die dreifarbige Fahne auf. In den äußersten Schrecken versetzt, ohne Geld und ohne Soldaten, und da die Proclamationen des neuen Staatssecretairs Cardinal Bernetti nicht fruchteten, suchte der päpstliche Hof alle Mittel her-

vor, sich vor dem drohenden Sturme zu retten. Die Cardinäle Oppizzoni (Erzbischof von Bologna) und Benvenuti (Bischof von Osimo und Cingoli) wurden abgeschickt, die alte Ordnung wieder herzustellen zu suchen: aber Ersterer verlor bereits in Florenz den Muth und ging nicht weiter, und der Letztere ward gefangen genommen und nach Bologna geführt. Am 26. Febr. fand die erste Versammlung der Abgeordneten der freien Provinzen Italiens zu Bologna statt, welche einstimmig proclamirte: 1) die völlige Emancipation de jure et de facto der auf der Versammlung repräsentirten Länder und Provinzen von der zeitlichen Herrschaft des Papstes; 2) die vollkommene Vereinigung genannter Länder und Provinzen und Constituirung derselben in einen Staat, eine Regierung, eine Familie. Die Föderativverwaltung sollte aus einem Präsidenten, einem Ministerrathe und einer gesetzgebenden Consulta bestehen, die am 4. März ernannt wurden. — Der östreich. Feldmarschallieutenant Fürst Bentheim war unterdessen am 5. über den Po gegangen und Ferrara besetzt worden. Doch noch immer wollten die Bolognesser an keine Intervention glauben, bis endlich nicht mehr daran zu zweifeln war. Jetzt befand man sich in der größten Verwirrung; ein Versuch, durch Vorausbezahlung der Abgaben die leeren Cassen zu füllen, war ohne Erfolg. Der General Zucchi wurde zum Oberbefehlshaber ernannt, und am 20. März verkündigte die Regierung ihre Verlegung nach Ancona. Am 21. wurde Bologna von den Oestreichern besetzt; bei Rimini kam es am 25. zum Gefechte, wo die Italiener, nachdem die Oestreicher unter dem Commando des Generals Mengen die Barrikaden der Vorstadt erstürmt hatten, weichen mußten. Den wichtigen Paß bei La Cattolica zu vertheidigen machte man keine Miene. Am 26. legte die provisorische Regierung in die Hände des Cardinals Benvenuti, den man nach Ancona mitgeführt hatte, die Verwaltung nieder. Am 27. öffnete Ancona dem General Geppert die Thore. Das Corps Sercognani's legte am 30. März zu Spoleto (welches am 4. April von päpstlichen Truppen besetzt ward) die Waffen nieder, da fernerer Widerstand nutzlos gewesen wäre. So endete für dießmal wieder der Versuch einer politischen Regeneration in Italien. Der römische Hof erklärte (am 5. April) die von Benvenuti erlassene Amnestie für ungültig, obschon dieser mit unumschränkten Vollmachten versehen worden war und sich, voll Mißmuth über ein Verfahren, das seine Ehre in ein zweideutiges Licht stellte, in sein Bisthum zurückzog. Den Vorstellungen fremder Mächte darf man das etwas mildere Edict vom 30. April, das man sehr uneigentlich eine Amnestie nannte, und die Einsetzung der Gemeinde- und Provinzialräthe (durch die Bekanntmachung vom 5. Juli) zuschreiben. Die östreichischen Truppen verließen unterdessen auf Frankreichs Vorstellungen die Legationen — am 18. Mai wurde Ancona, am 15. Juli Bologna geräumt. Der erste Act des Revolutionsdramas im Kirchenstaate schloß mit einer doppelten Intervention, einer bewaffneten von Seiten Oestreichs und einer diplomatischen von Seiten der sogenannten großen Mächte. Die erstere, welche mit dem Monate Juli zu Ende ging, stellte die Verhältnisse anscheinend auf den frühern Fuß wieder her, indem die päpstliche Regierung von Neuem in ihre Rechte eintrat und die von der provisorischen Verwaltung getroffenen Vorkehrungen und Einrichtungen aufhob. Die zweite beendigte ihr Werk nicht so leicht. Am 21. Mai 1831, drei Tage nach der Räumung Anconas, überreichten die fünf Bevoll-

mächtigten zu Rom dem Cardinal Staatssecretair Bernetti eine Note, welche, von dem Grundsatze ausgehend, daß die päpstliche Regierung den Bedürfnissen und dem Interesse des Volkes nicht entspreche, eine Veränderung des Geistes derselben und der administrativen Formen vorschlug. Deßhalb erschien die Verordnung vom 5. Juli, welche unter drei Titeln die Verfügungen für die Verwaltung der Delegationen, jene für die Organisirung der Gemeinden und endlich die Einsetzung der Provinzialräthe und Administrationen umfaßt. Die Eintheilung des Staats in Delegationen wurde beibehalten, und diese in Regierungen (governi) getheilt. Den Delegaten oder Legaten, welchen die Jurisdiction in allen Regierungs- und Verwaltungsacten zusteht, ist eine Governativcongregation beigegeben, welche vom Papste ernannt wird, in Rechnungsangelegenheiten eine deliberative, sonst aber eine consultative Stimme hat, während die Entscheidung vom Delegaten abhängt. Die Gemeinderäthe gehen nicht vom Volke aus, sondern von der Regierung; der Delegat ernennt die Mitglieder, die vom Staatssecretair bestätigt werden; die Gegenstände der Discussion und Berathung werden in der Berufungsacte speciell vorgeschrieben. Annahme und Verwerfung von Beschlüssen sind ganz der Willkür des Delegaten anheimgestellt. Ebenso wenig können die Provinzialstände die Volksmeinung repräsentiren, denn sie werden von der Regierung aus jenen Gemeinderäthen gewählt, die von derselben Regierung eingesetzt worden sind. Alles, was man ihnen zu thun erlaubt, ist die Discussion über das Budget der Provinz, und selbst dieß nicht öffentlich und bloß consultativ, während ihre Berathungen die doppelte Sanction des Delegaten und des Papstes erlangen müssen. Das Land war freilich für den Augenblick ruhig, aber die Hülfsquellen waren erschöpft. Der Schatz war leer und keine Aussicht vorhanden, ihn zu füllen; die Provinzialverwaltung völlig desorganisirt; die Armee, wenn man ihr noch diesen Namen geben konnte, war zum Gespötte des Volkes geworden. Man suchte nun schleunigst für die Legationen auszuhelfen. Bis dahin hatte der Erzbischof Cardinal Oppizzoni dieselben provisorisch verwaltet, mit Ausnahme Ferraras, wohin sogleich nach dem Einrücken der Oestreicher, Graf Asquini, als Prolegat geschickt worden war. Jetzt ließ man die Legatenstellen unbesetzt und ernannte in Bologna, Ravenna und Forli Laien zu Prolegaten. Die wenigen Truppen, die der Staat auszurüsten vermochte, waren kaum hinreichend zur Besetzung von Ancona, Civita Castellana u. s. w., da man aber die Provinzen nicht ohne bewaffnete Macht lassen konnte, sah man sich, so sehr auch der Widerwille des römischen Hofes dieser Maßregel entgegenstrebte, noch vor dem Abzuge der Fremden genöthigt, die Bildung einer Bürgergarde in den drei letztgenannten Legationen zu bewilligen, wie sie schon im Febr. und März bestanden hatte. Mit genauer Noth brachte man etwa 2000 Mann Truppen zusammen, welche die Küstenlinie von Ancona bis Rimini in verschiedenen Cantonnirungen besetzten, während ein Obristlieutenant, Zamboni, nach Tirol und Oberitalien zum Recrutiren geschickt wurde. Als eine Abtheilung der genannten Truppen unter dem Commando des Obersten Bentivoglio am 10. Juli in Rimini einrückte, floß schon an demselben Abend Bürgerblut. Der Papst versicherte zu Ende Sept. die Abgesandten Bolognas und der Romagna, seine Truppen würden nicht in die Provinzen einrücken, wenn diese nicht selbst die Veranlassung dazu geben, und verhieß, daß die Verwaltung der öffentlichen Cassen so-

wie die Berathung über alle die Provinzen interessirenden Gesetze und Civil- und Administrationsverordnungen bald Männern von allgemein anerkannter Rechtlichkeit anvertraut werden sollte, welchen das Recht der Deputation zustehen würde. Um Seiner Heiligkeit für diese Versprechungen ihre Dankbarkeit zu bezeigen, nahm nun die Romagna (Cesena, Forli, Imola, Faenza, Ravenna) die päpstliche Cocarde an; nur in Bologna hatten die deßhalb von den derseitigen Abgeordneten gepflogenen Unterhandlungen keinen Erfolg. Die Universitäten wurden geschlossen. Es verging nun fast kein Tag, an welchem nicht Proclamationen und Ermahnungen von Seiten der Behörden, Protestationen und Flugschriften von Seiten des Volkes zum Vorschein gekommen wären. Die Aufregung hatte nach und nach den höchsten Grad erreicht, und die Erhaltung der materiellen Ruhe verdankte man nur der Bürgergarde, welche in diesem kritischen Zeitpunkte Alles vermeiden wollte, was dem Hofe den Vorwand geben könnte, die Provinzen als in Empörung begriffen zu erklären. Der Erzbischof und Prolegat von Bologna sahen sich genöthigt, die Universität auf eigne Verantwortlichkeit zu öffnen. Die Universität Perugia blieb geschlossen und deßhalb abgesendete Deputationen blieben ohne Wirkung. Unterdeß wurden in der Provinz Umbrien und der Mark die Gemeinderäthe zusammenberufen (13. Oct.). Während dieser Vorgänge waren endlich am 31. Oct. und 5. Nov. die lange erwarteten Verordnungen über die Umschaffung der Civil- und Criminalprocedur, erstere in 11 Titeln, die zweite in 8 Büchern und 749 Abschnitten, in Rom ausgegeben worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch Manches an der frühern Gerichtsordnung verbessert worden ist. Allein mehre wesentliche Mängel veranlaßten zu Bologna die heftigste Opposition gegen die Einführung der neuen Gerichtsverfassung. Die Rechtsgelehrten jener Stadt vereinigten sich beinahe sämmtlich zu einer Protestation, und der Prolegat erließ am 2. Dec. eine Bekanntmachung, wodurch er die Wirksamkeit des neuen Gesetzbuches bis auf weitere Verfügung aufhob. Der päpstliche Hof hatte unterdessen durch eine unter Vermittelung Oestreichs abgeschlossene Anleihe von 3 Mill. Scudi, unter Verpfändung der Güter und Einkünfte des Staats und namentlich der Douane und des Salz- und Tabacksmonopols, sich wieder erholt und nahm nun eine andere Sprache an; eine Bekanntmachung des Staatssecretairs vom 15. Dec. donnerte gegen dieses „neue Attentat wider die Souverainetät“ und die Ueberschreitung seiner Befugnisse von Seiten des Prolegaten, befahl unverzügliche Einführung der neuen Gerichtsordnung, erklärte alle sonstigen Justizacte für nichtig und verordnete, im Fall der Widersetzlichkeit, die Verlegung des Appellationsgerichts nach Ferrara, was am 23. Dec. wirklich geschah. Um dieselbe Zeit wurde der Cardinal Albani, dem man die unterdeß neu gebildete Legation Pesaro und Urbino übertragen, zum apostolischen Commissair für die Legationen mit fast unbeschränkter Gewalt, sowohl für die Civil- als für die Militairadministration ernannt. Am 25. Dec. wurde in Bologna eine Versammlung gehalten, der die drei Prolegaten von Bologna, Forli und Ravenna, die Mitglieder der Governativcongregation und die Befehlshaber der Bürgergarde beiwohnten und worin bestimmt ward, daß am 5. Januar 1832 ein Generalcongreß zur Wahl von Deputirten, um dem Papste die wahre Lage der Dinge von Neuem ans Herz zu legen, stattfinden sollte. Der vom Unterstaatssecretair Capaccini am 30. Dec. auf das ihm über-

sandte Protokoll dieser von sämmtlichen Localbehörden sanctionirten Versammlung erlassene Antwort erklärte: Seine Heiligkeit werde die Deputation nicht annehmen und sey höchst beleidigt über den Inhalt des Schreibens der Prolegaten, welche von der Nothwendigkeit neuer Institutionen, Gesetze und Verordnungen redeten. Am 10. Jan. richtete der Cardinal Staatssecretair eine Note an die Bevollmächtigten von Oestreich, Frankreich, Preußen und Rußland, des Inhalts: „der heilige Vater habe seinen Unterthanen jene Institutionen gegeben, welche ihr Glück erfordere; er habe die gerichtliche, administrative und finanzielle Verfassung vervollkommnet, und werde nunmehr seine neu organisirten Truppen zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in die Legationen rücken lassen; deßhalb sey die Entlassung der Bürgergarde beschlossen, weil es Zeit sey, dem ernstlichen Uebelstande dieses nur durch die Nothwendigkeit an die Hand gegebenen Auskunftsmittel ein Ende zu machen, den Gesetzen wieder Gehorsam, den Beamten Ansehen zu verschaffen und die Ordnung herzustellen. Sollten etwa seine Truppen Widerstand finden, so rechne er auf den nöthigen Beistand zur Aufrechthaltung der rechtmäßigen Obrigkeit". Die vier Gesandten erklärten sich darauf in ihren am 12. Jan. erlassenen Antwortschreiben. Ihre Höfe waren nach diesen Erklärungen mit Allem einverstanden, erkannten alle vom heiligen Vater seinem Volke gewährten Wohlthaten an, waren über die Undankbarkeit der Legationen aufs Aeußerste entrüstet und drangen auf unmittelbare und unbedingte Unterwerfung dieser Feinde des allgemeinen Friedens. — Der Cardinal Albani hatte gleich mit dem Barbieri'schen Corps, das gegen 4—5000 Mann stark seyn mochte, von Pesaro aufbrechen wollen, zauderte aber noch. Am 19. verließen die Truppen Zamboni's Ferrara, schlugen am 20. eine bei Bastia stehende Abtheilung der Bürgergarden und gingen über den dortigen Arm des Po. Barbieri traf am 20. zwischen Sevignano und Cesena auf die Garden; die Päpstlichen drängten sie nach einem blutigen Gefechte zurück und zogen in Cesena ein, wo sie Greuel aller Art verübten und sogar die Kirchen nicht ungeschändet ließen. Am 21. Mittags rückten diese Truppen, deren Sendung Friede seyn sollte, in das unvertheidigte Forli ein, und richteten am nämlichen Abende ein Gemetzel an, wobei über 40 Menschen das Leben einbüßten und dann von denselben beraubt und ausgeplündert wurden. Der Cardinal selbst, welcher die unglückliche Stadt durch ein Geschenk von 1500 Francs, die er aus der Provinzialcasse nahm, trösten wollte, ohne die Verbrecher zu strafen, ohne auch nur zum Schein eine Untersuchung über diesen „unglücklichen Zufall", wie man diese Mordscenen gleichsam zum Spott nannte, anzustellen, wußte auch nicht einmal die geringste Entschuldigung in seiner Bekanntmachung vom 22. dafür aufzufinden. Die Bürgergarden, ohne gemeinsamen Führer, ohne Kriegskunde, hatten sich unterdessen zurückgezogen. Imola und Faenza wurden besetzt, nachdem in Ravenna bereits eine Abtheilung der Truppen Zamboni's eingerückt war, und bald darauf fielen dort ähnliche Scenen wie in Forli vor, wobei ein päpstlicher Hauptmann von seinen eignen Leuten getödtet wurde. Während dieser Vorgänge hatte eine am 19. Jan. zu Mailand erlassene Bekanntmachung des Grafen Radetzky, commandirenden Generals im lombardisch-venetianischen Königreich, das Einrücken der kaiserlichen Truppen in die Legationen verkündigt; am 24. rückte die Hrabowski'sche Brigade auf Imola und Faenza, vereinigte sich

am 26. mit den Päpstlichen und zog am 28. mit denselben in Bologna ein, wo die Bürgergarde sogleich und ohne den mindesten Widerstand entwaffnet wurde. Der Papst und seine Macht waren so verhaßt geworden, daß man fremde Truppen mit offenen Armen als Befreier und Beschützer empfing. Alles war in ein unabsehbares Dilemma gestürzt und war weit schlimmer als im März des vorigen Jahres, nachdem man den größten Theil der Anleihe vergeudet, einen Landstrich (die Terra di Rettuno) für 400.000 Scudi, gewisse Regalien und Hoheitsrechte um 500.000, und für eine gleiche Summe das Salz- und Tabackmonopol im Voraus auf einige Zeit verkauft hatte, wobei man wissentlich jedes Jahr 200.000 Scudi einbüßte, während die Staatsschuld sich außerdem noch um 500.000 vermehrt hatte. Der Cardinal Albani bestellte indeß einen Gerichtshof für Majestätsverbrecher und Empörung, und zugleich forderte er von dem verarmten Lande eine gezwungene Anleihe von 200.000 Scudi, nachdem wenige Tage vorher eine vierteljährige Steuerzahlung von der Provinz Bologna allein mit 70.000 geleistet worden war. Die Universität wurde sogleich von Neuem geschlossen. Unterdessen hatte das französische Ministerium den Entschluß gefaßt, nicht mehr ruhiger Zuschauer bei den Angelegenheiten Italiens zu bleiben. Am 6. und 7. Febr. segelte eine Flotille mit Landungstruppen von Toulon ab, ohne daß man über ihre Bestimmung etwas Zuverlässiges wußte, langte am 22. auf der Rhede von Ancona an, bemächtigte sich der Stadt in der folgenden Nacht und der Citadelle am 23. Ihr Befehlshaber erklärte zwar in einer Proclamation vom 27., ihre Sendung sey die des Friedens und der Garantie, aber der päpstliche Hof beklagte sich in wiederholten Noten an den französischen Botschafter über diese Verletzung seiner Oberhoheitsrechte und verlangte die Räumung der Stadt; dieß geschah aber nicht, und von nun an wurde Ancona auf eine Zeitlang der Sitz einer zügellosen Opposition. Die päpstliche Regierung rief die dort noch befindlichen Truppen und die Beamten weg, es bildeten sich bewaffnete Haufen, der Gonfaloniere ward durch Dolchstiche ermordet, die Stadt befand sich ohne Obrigkeit und schritt der Anarchie entgegen. Am 21. Juni sprach der Papst über die Anconitaner einen Bannfluch aus, der weniger Wirkung hatte als das nachmalige Eingreifen der Franzosen in die Angelegenheiten der Stadt, nachdem der römische Hof endlich in die militairische Occupation gewilligt hatte, wodurch die Ordnung wieder in etwas hergestellt und die Rückkehr des Delegaten mit einigen wenigen Truppen und den Beamten (1. Aug.) möglich gemacht wurde. Das Benehmen des Cardinals Albani in den Legationen hatte indeß die Gemüther so sehr erbittert, daß der römische Hof, trotz den fremden Truppen einen neuen Aufstand fürchtend, sich genöthigt sah, ihn zurückzurufen und in seine Legation nach Pesaro zu schicken, wozu derselbe sich erst nach wiederholten fruchtlosen Mahnungen, und nachdem sein Nachfolger, Marquis Brignole, Nuntius in Florenz, bereits seit einiger Zeit eingetroffen, bequemte. So ist im gegenwärtigen Augenblicke der Zustand dieses Landes beschaffen. Es herrscht eine Art Ruhe, aber es ist die der Erschöpfung und keine Beruhigung der Gemüther. Verfolgungen, Verhaftungen, willkürliche Handlungen währen fort, und mit ihnen Furcht und Haß. Seit der zweiten östreichischen Expedition haben vielfache diplomatische Unterhandlungen in Rom stattgefunden, aber ohne sichtlichen Erfolg. Die von britischer Seite bekannt gemachten Verhandlungen zwi-

schen Lord Seymour und den übrigen Betheiligten haben darüber merkwürdige Aufschlüsse gegeben. Vgl. Papst.

Kirchenstrafen. Um ihren Gesetzen Ansehen und Kraft zu verschaffen, darf jegliche Gesellschaft, sie sey politisch oder religiös, ihre Mitglieder, welche sich gegen diese Gesetze vergehen, mit Strafen belegen. Auch die Kirche übte von jeher dieses Recht aus und verhängte Strafen über die Schuldigen. Die gewöhnlichen bestanden in der Ausschließung von dem gemeinschaftlichen Gottesdienst, in der Entziehung der Gnadenmittel, der Verweigerung des Begräbnisses nach dem Gebrauche der Kirche. Schwerere Strafen waren die Kirchenbuße und der Kirchenbann. Eine ungerechte Strafe war es aber, wenn damit zugleich der Verlust irgend eines bürgerlichen Rechts verbunden war; die Kirche hatte zwar die Befugniß, schuldigen Gliedern die Vortheile zu entziehen, welche sie den Tadellosen gewährte; doch weiter durfte auch ihre Macht nicht gehen, ohne Anmaßung zu werden.

Kirchenväter, einsichtsvolle Lehrer der ältern christlichen Kirche bis zum 12. Jahrh., in Asien, Afrika und Italien, die als Schriftsteller bald die Religion gegen die Angriffe der Häretiker und Heiden vertheidigten, bald die heil. Bücher erläuterten, bald die kirchlichen Dogmen selbst erklärten, bald auch durch moralische Schriften unter ihren Glaubensgenossen die Reinheit der Sitten zu befestigen suchten. Unter den griechischen Vätern der 1. Jahrh. sind vorzüglich zu merken: Justinus Martyr, der der christlichen Dogmen zuerst mit griechischer Philosophie zu vereinigen suchte, Clemens von Alexandrien, der hierein noch weiter ging, sein Schüler Origenes, ausgezeichnet als Apologet, Exeget und Homilet; Eusebius, welcher die erste Geschichte der christlichen Kirche schrieb; Athanasius, welcher auf die Bildung des Lehrbegriffs entschiedenen Einfluß hatte, und Chrysostomus, der bewundertste Kanzelredner der alten Kirche. Die merkwürdigsten lateinischen Kirchenväter sind: Tertullian, einer der originellsten Schriftsteller; Augustin, ebenfalls ein Mann von eigenthümlichem Geiste, das Orakel der abendländischen Kirche; Ambrosius, der sich als Kanzelredner auszeichnete, und Hieronymus, der viel Gelehrsamkeit besaß und besonders ein glücklicher Erklärer der heiligen Schriften war. Vgl. Kirchengeschichte.

Kirchenverfassung (katholische), s. Kirche (katholische).

Kirchenversammlung, s. Concilium.

Kirchenzeitungen, Zeitungen, in welchen ausschließend die Angelegenheiten der Kirche abgehandelt werden, wurden erst in neuern Zeiten begründet. Bei den Evangelischen gab zuerst D. Ernst Zimmermann, Hofprediger in Darmstadt, 1822 die „Allgemeine Kirchenzeitung“, ein Archiv, wie er es nannte, für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche, nebst kirchenhistorischer Urkundensammlung, heraus, welche u. A. für Veredlung des Predigerstandes kräftig wirkt, und seit Zimmermann's Tode 1832 vom Oberconsistorialrath und Generalsuperintendenten D. Bretschneider in Gotha redigirt wird. Seit dem Juli 1827 erscheint zu Berlin unter der Redaction des D. Hengstenberg eine „Evangelische Kirchenzeitung“, welche sich als Begründerin und Vertheidigerin der ursprünglichen evangelischen Lehre, wie sie in den Bekenntnißschriften der protestantischen Kirche enthalten sey, ankündigte und diesem Zwecke auch fortan gewidmet ist. Viel später als die orthodoxe, kam auch die ultrarationalistische Partei der evangelischen Kirche auf den

Gedanken, in einer besondern Kirchenzeitung ihre eigenthümlichen Ansichten über Religion und Kirche aufzustellen. Begründer derselben ward der bairische Kirchenrath D. H. Stephani und der Pfarrer G. M. Weber. Sie erschien mit dem Anfange d. J. 1831 zu Nürnberg u. d. T.: „Neue allgemeine Kirchenzeitung", ward aber schon mit dem 2. Jahrg. 1832 geschlossen. — Der Ansicht des Begründers der „Allgemeinen Kirchenzeitung", nicht das Organ einer einzelnen Kirche oder Kirchenpartei zu seyn, waren nicht Alle geneigt. Die katholische Kirche gab dieß zuerst factisch zu erkennen. Es erschien demnach unter der Redaction des D. Benkert in Würzburg seit April 1822 der „Religionsfreund für Katholiken", der 1827 in 2 Institute u. d. N. „Athanasia, eine theologische Zeitschrift für die gesammte Pastoraltheologie, für Kirchengeschichte und Pädagogik" und des „Religionsfreund", sich trennte, 1828 aber nach einem umfassendern Plane u. d. T.: „Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund und Kirchencorrespondent" fortgesetzt wurde. Der „Religionsfreund", dessen Redaction D. Riegler übernahm, hörte jedoch 1829 auf. 1829 begann (April bis Sept.) zu Offenbach die „Katholische Kirchenzeitung" unter der Redaction des Pfarrers H. J. Schmitt, die seit 1830, wo der Prof. D. Göschl zu Aschaffenburg, wohin auch 1832 der Druck verlegt ward, die Redaction übernahm, regelmäßig fortgesetzt wird. Sie predigt den finstersten Katholicismus und mißhandelt jeden Andersdenkenden, namentlich die Vertheidiger der Hermes'schen Philosophie. Ein erfreuliches Zeichen fortgeschrittener Cultur und des Strebens für edlere Zwecke in der deutsch-katholischen Kirche beurkundete die „Kirchenzeitung für das katholische Deutschland" von J. Sengler, die in München mit dem Juli 1830 begann, aus Mangel an Abnehmern jedoch am Ende d. J. 1831 aufhören mußte, und die „Constitutionnelle Kirchenzeitung aus Baiern für katholische Geistliche", vom Pfarrrr Alex. Lerchenmüller, welche mit jener zugleich zu Kempten ihren Anfang nahm, seit dem Juli 1832 aber u. d. T.: „Neue constitutionnelle Kirchenzeitung oder der Sions-Wächter, zu Augsburg erscheint. In beiden hat Deutschland Männer kennen gelernt, in denen sich gründliche Wissenschaft und Kraft der Rede vereinigt findet.

Kirchenzucht begreift Zwangsanstalten, durch welche eine kirchliche Gesellschaft das Ansehen ihrer Gesetze aufrecht erhält. Sie wird auch kirchliche Disciplin oder Kirchendisciplin, kirchliche Polizei genannt. Ueber die Rechtmäßigkeit der Kirchenzucht und die Grenzen derselben s. Kirchenstrafen.

Kircher (Athanasius), einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit und einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Jesuiten. Er war 1601 zu Fulda geboren, trug zu Würzburg Mathematik und Philosophie vor, floh von dort vor den Waffen der Schweden nach Frankreich, wo er mit dem P. Maignan in Streit gerieth, ging nun nach Avignon und von da nach Rom, wo er 1680 starb. Kircher hat viele Schriften voll tiefer Gelehrsamkeit und ausgezeichnet durch gehäufte Sonderbarkeiten hinterlassen. Er hat über Philosophie, Mathematik, Physik, Kosmographie, Naturgeschichte, Philologie, Geschichte und Archäologie geschrieben; am meisten schätzt man jedoch seine Werke über die Alterthumskunde. Zu seinen Erfindungen gehören der von ihm genannte Kircher'sche Brennspiegel, aus 5 Planspiegeln von gleicher Größe bestehend, die sämmtlich die Strahlen auf einen 100 Fuß entfernten Punkt werfen und von sehr

starker Wirkung sind. Auch ist er der Erfinder eines künstlichen Springbrunnens, wo ein Vogel soviel Wasser schluckt, als eine Schlange in ein Becken ausspeit. Ein Verzeichniß seiner Schriften befindet sich in Ebert's „Allgem. Bibl. Lexicon" Bd. 1.

Kirchgeßner (Mariane), geboren 1770 zu Bruchsal oder nach Andern zu Waghäusel, verrieth schon in der frühesten Jugend großes Talent für die Musik, welches, obgleich sie im 4. Jahre das Gesicht durch die Blattern verlor, mehr zu- als abnahm, und spielte, 6 Jahre alt, das Clavier mit großer Fertigkeit. Durch Unterricht des Capellmeisters Schmidtbauer zu Karlsruhe erhielt sie hierauf Unterricht auf der Harmonica, zeichnete sich auch auf diesem Instrument bald als Virtuosin aus und fand 1791 auf einer Kunstreise durch Deutschland und 1794 in London den glänzendsten Beifall, wo sie auch einigermaßen ihr Gesicht wieder bekam. Gleicher Beifall wurde ihr auch in Dänemark und Rußland zu Theil. 1799 wählte sie das Dorf Gohlis bei Leipzig zu ihrem Aufenthalte, besuchte 1801 ihr Vaterland und Paris in Begleitung des Raths Voßler, unter dessen Schutz sie auch früher gereist war, und hielt sich dann wieder in Gohlis auf, wo sie bis 1807 lebte. Auf einer Reise nach ihrem Vaterlande starb sie zu Schaffhausen 1807.

Kirchweihe, die Religionshandlung, durch welche eine neuerbaute oder ihrer Bestimmung eine Zeit lang entzogene Kirche dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, Kirchen zu weihen, entstand seit dem 4. Jahrh. Bei den Katholiken pflegen die Bischöfe, bei den Protestanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. In der alten Kirche schon ward der Tag der Kirchweihe als ein Fest gefeiert, welche Sitte bis auf diesen Tag in einem großen Theile der christlichen Welt herrscht. Man pflegt dieß Fest das Kirchweihfest, auch die Kirchmesse (und im gemeinen Leben, inwiefern man die an diesem Festtage gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, zusammengezogen die Kirmse zu nennen), weil es in der kath. Kirche üblich ist, zum Andenken der Stiftung und Einrichtung einer Kirche eine Messe (Kirchmesse) zu halten.

Kirgisen (Kirgis-Kaisaken) nennen sich selber Sara-Kaisaki (Steppenkosacken). Den Namen Kirgisen haben sie wahrscheinlich von irgend einem Stifter ihrer Horde. Man hält sie gewöhnlich für Nachkommen der ältesten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chinesischen Mauer gewohnt haben und bei der allgemeinen Wanderung mongolischer Stämme in westlichere Gegenden gezogen sind. Als man zur Zeit der russ. Eroberung Sibiriens zuerst von diesem Volke Etwas vernahm, nomadisirten die Kirgisen in der Gegend des obern Jenisei. Sie wurden zugleich mit den Barabinzen dem russ. Reiche unterwürfig. Seit der Zeit haben sie sich als ein unruhiges, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekanntgemacht. Jetzt bewohnen sie die Wüste zwischen dem Ural und Irtisch, von den Russen die kirgisische Steppe genannt, die 31.681 QM. groß ist. Diese Wüste grenzt westlich an das kaspische Meer und die Provinz Kaukasien, nördlich an die ufaische und tobolskische, und östlich an die koliwanische Statthalterschaft. Sie theilen sich seit alter Zeit in die große, mittlere und kleine Horde. Die erste war lange wegen ihrer Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in welchen sie wohnt, unabhängig, bis ihr Sultan 1819 Rußlands Hoheit anerkannte; die mittlere und kleine Horde erkennen seit 1731 die russ.

Schutzherrschaft an, haben sich aber stets treulos und räuberisch gezeigt, weßhalb auch längs den Grenzflüssen Linien von kleinen Festungen gegen sie angelegt sind. Man schätzt die mittlere und die kleine Horde jede auf 30.000 Kibitken oder Familien; wahrscheinlich sind sie jedoch weit stärker. Die Kirgisen unterscheiden sich durch ihren hageren Wuchs, ihre platten Nasen, kleine Augen und Mund und große Ohren, eine wallende Fülle von Haaren, durch ihren romantischen Zug zum Abenteuerlichen, ihre Gutmüthigkeit, Härte gegen Strapatzen, durch ihre tatarische Tracht in weiten Beinkleidern von Kamelott, in Pelzmänteln und kegelförmigen Mützen. Die Kirgisen haben noch ihre Zauberer, wie überhaupt diese Stämme durch die Annahme des Islam ihre heidnischen Gebräuche nicht abgelegt haben. Ihre Geistesart wird von Meyendorff so geschildert: Die Eintönigkeit des Lebens gibt dem Charakter der Kirgisen und selbst ihrem Aussehen einen gewissen finstern, schwermüthigen Anstrich. Stunden lang lauschen sie dem Murmeln der Wellen des rasch hinströmenden Syr Daria und sitzen Nächte lang vor der Hütte auf einem Stein, den Blick unverwandt auf den Mond gerichtet, gegen den sie die augenblicklichen Ergüsse ihres Gefühls in traurigen Weisen hinaufsingen. Ihre Poesie ist ernst lyrisch, Gnomen sind in ihre mündlich fortgepflanzten Heldenlieder eingewebt; aber auch ein schalkhafter selbst der Sultane nicht schonender Humor ist den Kirgisen eigen. Blutrache ist ihm strenges Gesetz. Die Gebirgskirgisen, welche auf den ansteigenden Höhen von Alatau (auch Argia genannt) und der südlichen Zweige des Uluktagh bis an die chinesische Grenze nomadisiren und rauben, gegen 50.000 Kriegsleute, stören den Handel des mittleren Asiens in den engen Pässen von Taschkent u. a. und werden nur durch die Grenzwache von China im Zaum gehalten. Sie sollen in 10 Stämme zerfallen. (Vgl. Turkomanen.)

Kirnberger (Joh. Phil.), berühmter Contrapunktist, geb. 1721 zu Saalfeld im Thüringischen. Er nahm Unterricht bei dem berühmten Organisten Kellner, begab sich 1738 nach Sondershausen und von da 1789 nach Dresden, wo er 2 Jahre sowohl auf dem Claviere als in der Composition den Unterricht des großen Componisten Bach genoß. Hierauf wurde er zu Berlin Violinist in der Capelle des Königs, später Kammermusikus des Markgrafen Heinrich, zuletzt der Prinzessin Amalie von Preußen, und starb hier 1783. In den letzten 20 Jahren seines Lebens beschäftigte er sich bloß mit der Theorie der Musik. Seine theoretischen Werke sind: „Construction der gleichschwebenden Temperatur“ (1760); „Die wahren Grundsätze zur Harmonie“ (1773); „Die Kunst des reinen Satzes“ (1774); „Grundsatz des Generalbasses, als erste Linie zur Composition“, mit vielen Kupfern (1761); „Gedanken über die besondern Lehrarten der Composition“ (1782); „Anleitung zur Singcomposition, mit Oden in verschiedenen Sylbenmaßen“ (1782); außerdem hat er die meisten im ersten Bande der Sulzer'schen „Theorie der schönen Künste“ befindlichen musikalischen Artikel verfaßt.

Kisling (Leopold), Hofbildhauer in Wien, ward am 8. Oct. 1770 zu Schöneben in Oestreich ob der Enns geboren. Sein Vater, ein Glashändler er widmete ihn dem Tischlerhandwerk. Der Verzierungsbildhauer Schrott gönnte dem wackren Gesellen den Besuch der Akademie der Künste zu Wien, wo der Director Fischer aufmerksam auf das herankeimende,

mit den bittersten Nahrungssorgen kämpfende Talent wurde. Der in halber Lebensgröße nachgeformte Germanicus war die erste Frucht seiner unablässigen Studien nach der Antike und erwarb ihm den Gundel'schen Stiftungspreis. Bald wurde der Curator der Akademie, Staatsminister Graf Philipp Cobenzl, sein und seines Genius väterlicher Freund. Er verschaffte ihm die einträglichsten Arbeiten und einen Gehalt und unterstützte den dürftigen Fleiß aus eignen Mitteln. Als Kisling durch ein Gypsmodell, den an des Patroklus Urne trauernden Achill, den zweiten Preis errungen hatte, gewährte der Graf ihm den Betrag des ersten Preises aus seiner eigenen Casse, und wählte ihn als Pensionnair zu Rom, da der Krieg von 1805 die Reise nach Paris vereitelte. In Rom bildete Kisling unermüdet die Antiken nach, und bearbeitete mit Glück jeden Stoff, Metall, Marmor, Granit, Alabaster, Sandstein und Gyps. Nach dem Kriege von 1809 kehrte Kisling nach Wien zurück und brachte einige herrliche Büsten, mehre Figuren und Gruppen mit, die schon Canova's Aufmerksamkeit erregt hatten. Eine Gruppe, Mars, Venus und Amor, konnte für ein plastisches Gelegenheitsgedicht auf die Vermählung der Erzherzogin Marie Luise mit Napoleon gelten, und ganz Wien wallfahrtete in den großen Kunsttempel des Belvedere, sie zu beschauen. Kisling lehnte alle Anträge nach Paris, London, Jassy und Brasilien ab und blieb bis an seinen im Frühling 1831 erfolgten Tod in Wien, mit vielen Arbeiten für alle Theile der Monarchie beschäftigt. Zu den bedeutendsten von ihm gelieferten Arbeiten gehört die wahrhaft ägyptische und nur im Modell ausgeführte Idee des Fürsten Prosper Sinzendorf, eine 22 Fuß hohe Büste des Kaisers Franz aus weißem gfäller Marmor, für eine kleine Anhöhe mit weiter Aussicht zu Ernstbrunn, diesem durch viele Natur- und Kunstschätze geschmückten Landsitze des 1822 verstorbenen Fürsten. Erwähnung verdient auch das künftige Grabdenkmal für Joseph von Hammer, mit Inschriften aus zehn Sprachen, arabisch, persisch, türkisch, englisch, spanisch, französisch, italienisch, lateinisch, griechisch und deutsch, classische Stellen aus Xenophon, Horaz, Dante, Shakspeare, Calderon, Malesherbes, arabischen, persischen und türkischen Dichtern. Ein besonderes Verdienst Kisling's ist die Angabe und Verbreitung vieler östreichischen Marmorbrüche, um so schätzbarer, da die carrarischen beinahe ganz erschöpft sind. So fand er einen weißgelben und röthlichen Marmor in Steiermark, im Admonter- und Bachergebirg, und bei Göflan unter der Seißalpe im tirolischen Vintschgau, nicht weit von der Heerstraße und von den beiden schiffbaren Strömen Inn und Etsch, kaum zu erschöpfende Brüche des herrlichsten, zu jeder Bildhauerarbeit geeigneten Marmors, den selbst Canova hinsichtlich der Leichtigkeit der Bearbeitung dem carrarischen vorzog, Kenner aber häufig damit verwechselten. Einen andern herrlichen Bruch weißen Marmors bezeichnete Kisling bei Meran am Josephsberg und an der Thöll, nicht minder in Fleims, zum neuen Beweise einer alten Behauptung, daß Tirol, wie durch verborgene metallische Schätze, seine ganze europäische Wichtigkeit aus den Tagen Max I. und Karls V. wieder gewinnen und sein mineralogischer Reichthum zu einer neuen und wichtigen Quelle seines Nationalreichthums werden könne.

Klage (actio), die Anrufung des Richters, um ein Recht geltend zu machen; auch der schriftliche oder mündliche Vortrag, wodurch die richterliche Hülfe angerufen wird (libellus), das Recht selbst, oder die

Forderung, welche man geltend zu machen sucht. Eine jede Klage bezweckt, daß ein Andrer, der Verklagte oder Beklagte (reus, defendeur), für schuldig erklärt werde, irgend Etwas zu thun oder zu leiden, und sie muß daher gegen einen bestimmten Gegner gerichtet seyn. Die Arten der Klage sind so verschieden als die Arten der Rechte, welche durch sie geltend gemacht werden sollen; eine der am meisten vorkommenden Eintheilungen ist, daß sie entweder persönliche sind, welche sich auf eine Forderung an eine bestimmte Person beziehen, oder dingliche (Realklagen), welche das Recht an einer bestimmten Sache zum Gegenstande haben; die erstern müssen bei dem Gerichte angebracht werden, unter welchem der Verklagte für seine Person steht, die letztern bei dem Gerichte, unter dessen Gerichtsbarkeit die Sache gelegen ist. (S. Gerichtsstand.) Die Klagen gehen entweder auf vollständige Entscheidung eines Rechtsverhältnisses, oder auf vorläufige Zuerkennung eines Anspruches mit Verweisung der weiter aussehenden Einreden zu einer besondern Verhandlung. Zu den letztern gehören vorzüglich die Besitzstreitigkeiten (possessorische Klagen) und die Executivklagen (wenn aus klaren Schuldverschreibungen geklagt wird, wobei alle Punkte mit deutlichen und vom Beklagten anzuerkennenden Urkunden belegt sind). Das Klagenrecht ist die wissenschaftliche Darstellung aller gesetzlich begründeten Forderungen. Vgl. Einrede.

Klagenfurt, s. Steiermark.

Klangfiguren, eine zuerst von Chladni beobachtete und erklärte Erscheinung, die dadurch hervorgebracht wird, daß man eine metallne, gläserne oder auch hölzerne Scheibe, auf welche man Sand oder eine ähnliche körnige und gleichmäßige Masse gestreut hat, am Rande mit einem geharzten Violinbogen streicht. Mit dem dadurch erregten Klang wird die aufgestreute Masse durch die vibrirende Bewegung der Scheibe an den meisten Stellen ab- und fortgestoßen, an andern aber bleibt sie zurück und häuft sich an, sodaß sich die mannigfaltigsten linearischen Figuren auf der Scheibe bilden, die mit der Form und Größe der Scheibe und dem erregten Klange in einem gewissen übereinstimmenden Verhältnisse stehen, und unter gleichen Verhältnissen immer auf gleiche Weise wieder erscheinen. Das Gesetz, das hiebei zum Grunde liegt, ist folgendes: Jeder tönende Körper kann, mit Ausnahme einer oder zweier Punkte, wo er gehalten wird, in seiner ganzen Ausdehnung in eine vibrirende Bewegung gebracht werden: oder er kann auf mannigfache Art in Theile relativ sich scheiden, während die zwischen diesen Theilen befindlichen Stellen die Schwingungsknoten genannt werden, in Ruhe bleiben. Die Theile, in die sich der tönende Körper theilt, stehen unter einander in einem solchen Verhältniß der Größe, als erforderlich ist, um in gleicher Geschwindigkeit schwingen zu können. Mehre Arten der vibrirenden Bewegung und also auch mehre Töne können bei einem klingenden Körper stattfinden, ohne daß eine die andere hindert. Jene Knotenlinien, die nicht schwingen, sind es, wo die aufgestreute Masse auch in Ruhe bleibt, während sie von den übrigen Stellen fortgestoßen wird und sich nach der Richtung jener Linien aufhäuft. Die Figuren, die dadurch hervorgebracht werden, sind regelmäßig oder unregelmäßig, jenachdem die Scheibe eine regelmäßige Form hat, und an Stellen, wo Knotenlinien durchlaufen, gehalten oder befestigt wird, auch die gestrichenen Stellen der Scheiben mit ihnen in einem gehörigen Verhältniß stehen.

Klaproth (Martin Heinrich), einer der gründlichsten deutschen Chemiker und Naturforscher, geboren 1743 in Wernigerode, erlernte die Apothekerkunst und wurde dadurch bewogen, sich vorzüglich auf Chemie zu legen. Nachdem er einige Zeit Besitzer einer Apotheke in Berlin gewesen war, verkaufte er dieselbe, wurde D. der Philosophie, Professor der Chemie, königl. preuß. Obermedicinal- und Sanitätsrath, Ritter des rothen Adlerordens 3. Cl. und Mitgl. von 30 gel. Gesellsch. Er starb den 1. Jan. 1817 zu Berlin. Klaproth ist der Entdecker der Zirkonerde, des Tellur, Titan und Uran (s. dd.); unterwarf außerdem die Meteorsteine sehr genauen Untersuchungen. Die Resultate dieser und andrer wichtiger chemischer Untersuchungen legte er nieder in s. „Beiträgen zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper“ (Berlin 1795—1816, 6 Bände). Mit D. Wolff gab er 1807 fg. ein „Chemisches Wörterbuch heraus (5 Bde., nebst 4 Supplementbände), das ausgezeichnetste und vollständigste, welches die deutsche Literatur in dieser Wissenschaft aufzuweisen hat. Klaproth ist auch der Uebersetzer der Werke Green's, John's u. s. w. → Sein Sohn ist der rühmlichst bekannte Orientalist Heinrich Julius v. Klaproth.

Klausenburg, Kolos Varmegye, Gespannschaft im siebenbürgischen Lande der Magyaren, 91 QM. groß, mit den Gebirgen von Varatik, Trugassa, Yladiassa, Valamirassa und Kalota, und den Flüssen: dem kleinen Szamos und Körös, fruchtbar an Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen, Schweinen, Bienen, Wein, Korn, Salz, Gold, Eisen, aber mit wenigem Holz. Unter den Einwohnern sind 54.000 Wlachen, 40.000 Magyaren und 2700 Sachsen in 1 Freistadt, 5 Marktflecken, 202 Dörfern und 35 Prädien. Die Grafschaft wird in 2 Cirkel getheilt, jeder von 6 Processen. 2) Kolosvar Klutsch, königl. Freistadt in der eben beschriebenen Gespannschaft und Hauptstadt der Ungern in Siebenbürgen, 46° 48′ B. am kleinen Szamos, ummauert und in die alte und neue Stadt eingetheilt, mit 2200 H. und 20.000 Einw., Ungern, Deutschen, Wlachen; mit 5 Vorstädten, 5 Thoren, 5 kathol., 2 reform. und 1 unitarischen Kirche, 1 luther. Bethause, 1 kathol. Kloster, 2 Hospitälern; Sitz des Gubernium und der vornehmsten Regierungsbehörden von Siebenbürgen, eines Superintendenten der Unitarier und eines unitarischen und reformirten Consistorium; kathol. akademisches Lyceum mit 4 Facultäten und 19 Professoren, reform. und unitarisches Gymnasium, Piaristencollegium, adliches Convict; 1 Buchhandlung, 2 Druckereien, Tuch- und Fayencefabriken, Methbrauerei. Bei der Stadt befestigtes Bergschloß. Die Stadt brannte den 12. August 1798 größtentheils ab.

Klausthal, Stadt in dem Bergamte gleich. Namens der hanövr. Provinz Göttingen, auf 2 Hügeln des Harzes, dem Klaus- und Kalkberge 1740 Fuß über der Ostsee, und von Cellerfeld nur durch den Cellbach getrennt. Die offne Stadt hat gerade, breite, größtentheils mit Kastanien und Linden bepflanzte, aber schlecht gepflasterte Straßen, 850 H., 7600 Einw., 2 Kirchen, lateinische Schule oder Pädagogium, Bergschule mit einer Mineralsammlung, Waisenhaus; Sitz des Oberbergamts und einer Münze, wo alles Geld des königl. Harzes, jährl. 4—500.000 Thlr. Silbergeld und 700 Ducaten, ausgeprägt wird; Garnspinnerei, Spitzenklöppelei, Kamelott- und Wollweberei, Berg-, Nagel- und Blankschmieden. In der Nähe die reichhaltigsten Silbergruben des ganzen Harzes, Carolina und Dorothea; der Dorotheenschacht ist 1013 Fuß

tief, und also noch 727 Fuß über der Ostsee. Sie liefern 120 Ctr. Silber, 80 Ctr. Kupfer, 48.000 Ctr. Blei und Glötte, 31.800 Ctr. Schlacken, und beschäftigen 2000 Gruben- und Hüttenarbeiter. Die gewonnenen Erze werden auf der zur Stadt gehörigen fränkenscharrer Hütte verschmolzen, die 10 Schmelzöfen, 4 Röste, 1 Scheideofen und 14 Wasserkünste mit 153 Arbeitern hat, an Silber 15.633 Mark, 8 Loth, an Blei 20.907 Ctr. liefert und 83.693 Thlr. 70 Gr. an Unterhaltung kostet.

Kleber (Johann Bapt.), einer der berühmtesten Generale in dem franz. Revolutionskriege, geb. zu Strasburg 1750. Nach mehren jugendlichen Ausschweifungen kam er im 18. Jahre in die Militairschule nach München, erregte hier besonders des östr. Gen. Kaunitz Aufmerksamkeit, ging mit diesem nach Wien, ward nach 8 Jahren Oberaufseher der öffentlichen Gebäude im Ober-Elsaß und beim Ausbruche der Revolution Oberadjutant des Gen. Wimpfen, kam nach Mainz und wurde nach dessen Capitulation mit der mainzer Armee zwar arretirt, in der Folge aber als Brigadegeneral in die Vendee geschickt. 1794 schlug er die Oestreicher in mehren Treffen, zeichnete sich 1795 beim Rheinübergange, bei Düsseldorfs Einnahme, in den Gefechten und Siegen bei Altenkirchen ꝛc. sehr aus, sah sich aber in der Folge, durch des Erzherzogs Karls Siege über Bernadotte und Jourdan zum völligen Rückzuge genöthigt; nahm hierauf seinen Abschied und lebte einige Zeit auf einem Landgute bei Paris, wo er aber bald zu der Expedition nach Aegypten den Auftrag erhielt, und hier 1799 von Bonaparte zum Nachfolger im Obercommando ernannt wurde. Als nun hier der 1800 zu El Arisch abgeschlossene Tractat von dem engl. Admiral gebrochen wurde, so kündigte Kleber den Waffenstillstand auf, besiegte den Großvezier, eroberte Kairo und Aegypten wurde wieder den Franzosen unterworfen. Allein plötzlich ward er auf einem Spaziergange von einem Türken meuchelmörderisch durch mehre Dolchstiche ermordet (14. Juni 1800) und so der große, wirklich edle Mann auf einmal in seinem Wirkungskreise vernichtet. Seine einbalsamirten Ueberreste wurden, nachdem sie viele Jahre im Chateau d'If (bei Marseille) in Vergessenheit gestanden, 1818 nach Strasburg gebracht und daselbst aufs feierlichste beigesetzt.

Klein (Bernhard), geboren 1794 zu Köln, einer der ausgezeichnetsten Componisten unserer Zeit. Anfangs von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er erst im 12. Jahre den ersten Clavierunterricht. Schon früh mußte er sich selbst als Lehrer auf diesem Instrument sein Fortkommen suchen. Ein eigentlich gründlicher Unterricht in der Composition ward ihm nicht zu Theil, wiewohl ein musikalischer Geistlicher die Arbeiten des jungen Mannes bisweilen durchsah und ihm Rath ertheilte. Den Mangel eines Lehrers ersetzte seine unermüdliche Wißbegierde, die von einem reichen, scharfen, vielfach empfänglichen Geist unterstützt wurde. Er ging 1812 auf 6 Monate nach Paris, wo theils Cherubini's Rath, der dem jungen talentvollen Manne einige Theilnahme schenkte, theils die Gelegenheit, große Musikaufführungen zu hören, vor Allem aber die Benutzung der reichen Bibliothek des Conservatoriums seiner Ausbildung einen mächtigen Schwung gaben. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, leitete er die geistlichen Musiken im Dom. Es ward 1816 daselbst seine erste Messe, 1817 eine große Cantate auf Schiller's Worte des Glaubens aufgeführt. Die letztere Composition bewährte das Talent und die Kenntnisse des jungen Mannes in dem Grade, daß er von der

Regierung 1819 nach Berlin gesandt ward, um die dortigen Musikanstalten kennen zu lernen und späterhin als Kapellmeister der Domkirche zu Köln und als Gesanglehrer daselbst angestellt zu werden. Indessen gewann er theils den Aufenthalt in Berlin so lieb, theils empfand man, daß seine Kenntnisse und seine Talente dem ungleich weitern Wirkungskreis in der Hauptstadt so viel angemessener seyen, daß man ihn 1822 als Lehrer des Gesangs bei der Universität und des Generalbasses und Contrapunkts bei der Orgelschule anstellte. Er war aber trotz vielfachen wissenschaftlichen Leistungen und Forschungen im Gebiete der Tonkunst, fortwährend als Componist thätig gewesen. Außer einer großen Anzahl von Clavierſonaten und Liedern, worunter besonders geistliche, hatte er mehre große Werke vollendet. Wir nennen davon das Oratorium „Hiob“ (1820), die große in Gluck's Styl geschriebene Oper „Dido“ (Text von L. Rellstab), welche 1823 zur Aufführung kam, aber, wenig für das große Publicum berechnet, außer dem Ruf, welchen sie dem Componisten bei allen Kennern erwarb, keinen Erfolg hatte. Klein verheirathete sich 1823 mit einer Enkelin des Buchhändlers Nicolai, Elisabeth Parthei, welche ihm der Tod jedoch nach einer 6jährigen glücklichen Ehe wieder entriß. Eine große Reise nach Italien vermehrte seine ausgebreiteten Kenntnisse. Seitdem gewann er mehr und mehr Ruf in Deutschland. Er wurde 1828 beauftragt, für das Musikfest in Köln das Oratorium „Jephta“ zu schreiben, welches einen grandiosen Eindruck hervorbrachte, und schrieb 1830 für das Musikfest zu Halle das Oratorium „David“, welches mit gleichem Erfolge aufgeführt und auch späterhin in Berlin gegeben wurde. An andern kirchlichen Werken sind noch sein achtstimmiges Pater noster, ein sechsstimmiges Manificat, deßgleichen Responsorien und 8 Hefte Psalmen und Hymnen für Männerstimmen zu nennen, welche sämmtlich bei Trautwein in Berlin erschienen sind. Klein wird als Componist für spätere Zeiten Bedeutung haben; in der Tiefe der Auffassung, in der gründlichen Durchbildung erreicht er die größten Meister und vielleicht würde er es auch in dem Reichthum der Erfindung, wenn nicht theils das Princip einer zu großen Einfachheit, theils charakteristische Eigenheit ihn auf einen Weg geführt hätte, wo Monotonie äußerst schwer zu vermeiden ist. Uebrigens ist Klein auch als eigenthümlicher Geist an sich von der höchsten Bedeutung, er gehört in die Gattung jener titanischen Köpfe, die in Alles mit Macht und Schärfe einzudringen vermögen, häufig aber mehr zertrümmern als aufbauen. Am 9. Sept. 1832 nahm ihn der Tod in der Mitte seiner edeln künstlerischen Laufbahn in der schönsten Fülle der männlichen Jahre hinweg. Eine Brustkrankheit zerstörte seine reichen Lebenskräfte in wenigen Wochen. Sein Tod machte einen erschütternden Eindruck in der künstlerischen Welt Berlins, wo man ihn auch in Beziehung auf seine ausgezeichnete Persönlichkeit mehr gekannt hatte, wo er zahlreiche Schüler gezogen, wo er viele Freunde und Verehrer hatte, welche sein Dahinscheiden mit dem tiefsten Schmerz erfüllte. Doch auch überall, wohin seine ernsten, würdigen Werke gedrungen waren, wird man mit Trauer den frühen Verlust eines solchen Talents erfahren haben. In Berlin wurde zu seinem Gedächtniß ein feierliches Todtenamt gehalten, wobei die ausgezeichnetsten Künstler Mozart's „Requiem“, ein Werk, das ihm hoch über allen Kunstschöpfungen stand, aufführten. Dasselbe geschah in Köln in den erhabenen Hallen des Doms. Möchten die Hinterbliebenen durch Herausgabe seiner nachgelassenen Par-

tituren, namentlich der „Jephta“, des „David“ und der Oper „Dido“, die unschätzbare Verlassenschaft seines Ruhmes vermehren!

Kleinkinderschulen, Bewahranstalten für noch nicht schulfähige Kinder dürftiger Eltern, zogen in der neuesten Zeit als ein für das Wohl der gesammten Menschheit hochwichtiger Gegenstand, fast die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Bei der Wichtigkeit und Neuheit der Sache können wir nicht umhin den Nutzen derselben kurz unter den zuerst und am auffallendsten sich darbietenden Gesichtspunkten zu betrachten. Am segensreichsten bewährt sich natürlich die Kleinkinderschule in Beziehung auf ihren ersten Zweck, nämlich die darin aufgenommenen Kinder, indem sie dieselben gegen die zahllosen Gefahren, welche in der frühesten Jugend ihren Körper und Geist bedrohen, bewahrt, von physischen und geistigen Gebrechen möglichst heilt, durch Beschäftigung, Unterhaltung und Unterricht naturgemäß entwickelt und ausbildet, für alles Gute und Schöne empfänglich macht, den Sinn für Tugend und Sittlichkeit früh in ihnen begründet und zur Schule sie wohl vorbereitet. Nicht minder segensreich ist die Errichtung der Kleinkinderschulen zunächst für die Eltern, denn das unschuldsvolle Wesen der Kinder, ihre Sittenreinheit und alle die Tugenden, die sich früh äußern, werden höchst vortheilhaft auf die Eltern zurückwirken. Oft wird das beziehungslose Wort des geschwätzigen Kindes in dem Herzen der Eltern einen bessern Anklang finden, als die stundenlange Predigt des ausgezeichnetsten Kanzelredners, denn durch die Kinder ist der sicherste Weg zu den Herzen der Eltern. Die Reinlichkeit, welche in den Bewahranstalten nothwendig Erforderniß ist, wird auf manche Mutter, die früher ihre Kinder in dieser Beziehung auf das Unverantwortlichste vernachlässigte, den wohlthätigsten Einfluß äußern; wenn auch ärmlich gekleidet, so wird sie sich doch bemühen, reinlich ihr Kind der Anstalt zu übergeben. Durch diese Anstalten erst wird es den Eltern aus der armen Classe, und diese ist die zahlreichste, welche von ihrer Hände Arbeit leben, möglich, unbesorgt ihren Arbeiten außer dem Hause obzuliegen, denn sie wissen ihre Kinder in den besten Händen, während sie sonst mit schwerem Herzen dieselben am Morgen ihrem Schicksale überlassen mußten, und wegen der Gefahren, denen sie die Kleinen preisgegeben wußten, bis zur Rückkehr sich ängstigten und nur mit getheilter Aufmerksamkeit bei ihrer Arbeit waren. Aber auch für die Eltern, die ihr Brot nicht außer dem Hause zu verdienen haben, bewährt sich diese Einrichtung als ganz trefflich, denn durch die Ungezogenheiten der Kinder nicht mehr schmerzlich gerührt und verdrüßlich gemacht, aller Sorge für ihr Wohl enthoben, können sie nun viel freudiger und ungestörter ihre Arbeiten und Geschäfte verrichten. Von großem Nutzen sind die Bewahrschulen ferner sowohl für die ganz kleinen Geschwister, indem diese durch das Lärmen und Schreien der Größern in ihrer allmäligen Entwickelung, zu welcher sie der Ruhe bedürfen, nicht mehr gehindert werden und der ungetheilten Aufmerksamkeit der Mutter sich zu erfreuen haben, als auch für die ältern Geschwister. Diese werden dadurch der Wartung der Kleinern, die für sie schädlich und für diese gefährlich war, überhoben, nicht mehr von der Schule abgehalten, deren die niedern Classen, wo die häusliche Erziehung eher störend als fördernd auf die Bestrebungen und Zwecke der Schule wirkt, so sehr bedürfen, durch die zeitige Entwickelung der Kleinen zu größerm Fleiße und höherer Sittlichkeit angespornt und gewinnen Zeit, zur Unterstützung der Mutter

häusliche Geschäfte zu verrichten. Wenn schon dadurch die Klein-
chulen vortheilhaft auf die mittlern und höhern Stände wirken,
sich angespornt fühlten, der Erziehung ihrer Kinder größere Auf-
mkeit zu widmen, so könnte für jene noch ungleich größerer Nutzen
gehen, wenn diese Anstalten Bildungsschulen zugleich für junge
wärterinnen würden. Diese Mädchen fänden hier unter Leitung
lufsicht einer erfahrenen Lehrerin die bequemste Gelegenheit, das
warten praktisch zu erlernen und zu guten und tüchtigen Kinder-
n sich zu bilden. Dadurch würde dem Mangel dieser Classe die-
Personen, der für die Jugend der Reichen und Vornehmen von
st nachtheiligen Folgen ist, auf die zuverlässigste Weise abgeholfen
ld würde es nicht mehr an Kindermädchen fehlen, die ihres wich-
Berufs sich klar und deutlich bewußt wären und die nöthige Ge-
eit besäßen. Dieser Nebenzweck der Bewahrschulen ist auch schon
in Berlin als in Freiberg beachtet worden. Unverkennbar ist fer-
r Nutzen, welchen diese Anstalten auf die Schule äußern. Der
erhält die Kinder aus der Bewahranstalt schon völlig entwickelt,
n ersten Elementen bekannt und anstatt daß er bei einem verwil-
Kinde erst Jahre lang Unkraut wegzuräumen hat und dann das
n einen ausgesogenen Boden säen muß, so braucht er hier nur
auen, denn ein sicherer Grund ist gelegt. Wie aber dem Lehrer
ch sein mühsames Geschäft ungemein erleichtert wird, so ist die
Ausbildung der Kinder auch für die Eltern, besonders der arbei-
Classe, von den wohlthätigsten Folgen, indem es nun viel eher
ist, weil es ohne Nachtheil für die Kinder geschehen kann, daß
n zu einiger Aushülfe des älterlichen Gewerbes verwendet werden
. Nicht zu berechnende wohlthätige Folgen haben endlich diese
en für die gesammte Menschheit, für den Staat wie für die Kir-
nn durch sie wird nach und nach der Müssiggang aus der menschl.
Gesellschaft schwinden und mit ihm alle die Laster, welche in des-
folge sind, Elend und Noth werden allmälig sich mindern und
jetzt ziemlich vergessene Tugend an die Stelle herrschender Laster
Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Erde
t kein Institut aufweisen kann, welches auf so tiefe und richtige
htung des Bedürfnisses gegründet und bei größerer Ausdehnung
mfassend auf das Wohl der gesammten Menschheit einzuwirken be-
wäre. Wo sonst Unkraut und Gifte üppig wucherten, da pflan-
Bewahranstalten einen Garten der edelsten Gewächse. — In Hin-
s Alters sowohl der in die Bewahrschulen aufzunehmenden, als
entlassenden Kinder sind die Bestimmungen sehr verschieden, indem
tschland und Frankreich, in einigen Kinder von $^3/_4$ bis 5, in an-
on 1 bis 4, in noch andern von $1^1/_2$ bis 5, in England in der
von 2 bis 6 und in Oestreich von 2 bis 7 Jahren aufbewahrt
. Doch ist man im Allgemeinen der richtigen Ansicht, daß Kin-
elche das vierte Lebensjahr zurückgelegt haben, nicht aufzunehmen
Die Einrichtung der Bewahrschulen ist zwar durchgehend von der
ät abhängig; allein sollen sie ihrem Zwecke ganz entsprechen, so
as das Personale anbetrifft, eine Vorsteherin, einige Gehülfinnen
n Lehrer unumgänglich nothwendig. Zur Vorsteherin dürfte sich
len eine gewissenhafte, noch rüstige Witwe eignen, welche die ihr
auten Kleinen mit mütterlicher Zärtlichkeit zu behandeln, die als

Gehülfinnen ihr beigegebenen Mädchen zweckmäßig zu unterweisen und das Ganze mit Umsicht zu leiten versteht. Männer, wie es vornehmlich in England Sitte ist, dürften sich weniger zu Vorstehern eignen. Die Gehülfinnen sind aus der Zahl derjenigen Mädchen, welche als Kindermädchen in den Bewahrschulen sich auszubilden wünschen, mit Sorgfalt auszuwählen. Ihr Geschäft ist, die Kleinsten zu warten und die Größern zu unterhalten. Zum Lehrer endlich, der sich Früh und Nachmittags etwa eine Stunde lang mit den schon erwachsenen Kindern zu unterhalten hat, ist ein Mann nothwendig, der in des Kindes kindlichen Sinn einzugehen und den schlummernden Verstand allmälig zu wecken versteht. An Räumen dürften zwei größere Stuben und ein Spielplatz nöthig seyn. In der einen Stube befinden sich die Kleinen, welche nur die Wartung und Unterhaltung der Kindermädchen bedürfen, in der andern die Größern, welche an den Unterhaltungen des Lehrers Antheil nehmen. In ihnen halten sich jedoch die Kinder nur bei übler Witterung und während der Anwesenheit des Lehrers auf; außerdem sind sie auf dem Spielplatze, der befriedigt, festgerammelt und mit Kies überstreut werden muß. Als unentbehrliche Geräthe sind zu betrachten eine große Ruhematt für die ermüdeten Kleinen, ein Behältniß in einer Kammer zur Aufbewahrung der von den Kindern mitgebrachten Lebensmittel, einiges Spielzeug und andere Gegenstände zur Unterhaltung. Was nun das äußere und innere Leben der Bewahrschulen anbelangt, so haben die Eltern das in die Anstalt aufgenommene Kind reinlich gekleidet und mit den nöthigen Lebensmitteln versehen zur bestimmten Stunde zu überbringen und wieder abzuholen. Sind die Kinder am Morgen versammelt, so spricht die Vorsteherin, nachdem die Kleinsten der Störung wegen entfernt worden sind, ein Morgengebet, an welches sich nothwendige Ermahnungen anschließen. Die Kleinern werden den Kindermädchen zur Wartung übergeben, die Größern beginnen zu spielen und werden theils durch die Vorsteherin, theils durch die Kindermädchen unterhalten. Später erhalten sie ihr Frühstück, nachher erscheint der Lehrer, nicht um sie zu unterrichten, sondern um spielend mit ihnen sich zu unterhalten. Er erzählt ihnen biblische Geschichten; sagt ihnen ein Verschen vor, um ihr religiöses Gefühl zu wecken; übt sie in deutlichen und richtigen Antworten; sucht ihre Sinne zu schärfen, ihre Denkkraft zu üben, ihr Gemüth für das Gute empfänglich zu machen, sie an Ordnung zu gewöhnen; nimmt überhaupt in gewisser Aufeinanderfolge alles Das mit ihnen vor, wodurch sie zweckmäßig für die Schule vorbereitet werden. Nach seiner Entfernung gehen die Kinder wieder an ihre Spiele, kommen kurz vor 12 Uhr, nachdem sie sich rein gewaschen haben, in den größern Saal, wo ihnen die mitgebrachten Lebensmittel verabreicht werden. Wie am Morgen, so werden die Kinder auch am Nachmittag beschäftigt und am Abende, nachdem sie alle ihre Spielsachen und Geräthschaften an die gehörige Stelle gebracht haben, mit einem herzlichen Gebete den Ihrigen zurückgegeben. Leicht aber können Bewahrschulen gemißbraucht werden, wenn sie gewissenlose Menschen als halbe Findelhäuser betrachten, durch die sie des größten Theils der Fürsorge für die Kinder überhoben werden. Deßhalb muß man es für eine sehr weise Einrichtung in England erachten, in denen die Eltern zu einem wöchentlichen, wenn auch geringen, Beitrage für die in die Kleinkinderschulen aufgenommenen Kleinen verpflichtet sind. Indem man die Zweckmäßigkeit die-

ser Anordnung anerkannte, fand sie auch in Sachsen Nachahmung, wo z. B. in Freiberg die Eltern für ein Kind wöchentlich 1 bis 2 Groschen bezahlen. — Schon 1802 errichtete die verst. Fürstin Pauline von Lippe-Detmold zu Detmold die erste Pflegeanstalt für Kinder von 1 bis 4 J., die noch jetzt von großem Segen ist. Lange blieb dieß Institut das einzige seiner Art. Erst 1819 ward von dem verst. Prof. Wadzeck in Berlin eine ähnliche Pflegeanstalt errichtet, die noch jetzt erfreulich wirkt. Im nämlichen J. ward zu Westminster durch Brougham's Bemühungen ebenfalls eine Kleinkinderschule gestiftet, bald auch in andern Städten Englands; das nächste Muster war die von R. Owen zu Newlanark in Schottland eingerichtete Pflegeanstalt; jetzt sind über 400 ähnliche in Großbritannien in Wirksamkeit. Die Vereinigten Staaten folgten diesem Beispiele. In Genf ward ebenfalls eine Kinderpflegeanstalt errichtet. Ebenso interessirte man sich für diese Angelegenheit in den Niederlanden, in Frankreich (besonders in Paris), der Schweiz, in Schweden, Sachsen (Freiberg, Dresden), Preußen (Potsdam, Brandenburg, Havelberg ꝛc.), in Oestreich (Ofen, Pesth, Presburg, Neusohl, Wien, Klausenburg, Grätz, Cremona), Kurhessen u. a., und gründete vorzüglich in den genannten Städten Bewahrschulen für kleine Kinder. Die Bahn zur Errichtung solcher Anstalten, deren Nutzen immer allgemeiner anerkannt wird, ist gebrochen und wir hegen die Hoffnung, daß die Sache bald schnellern Fortgang gewinnen werde. Vgl. hierüber die seit 10 J. erschienenen Schriften von Krücke, Pole, Mayo, Wilderspin, Biallobloţky, Döhner, v. Türk, Rehlingen u. A.

Kleist (Ewald Christian von), ward 1715 zu Zeblin in Hinterpommern geboren. Seine Eltern gaben ihm eine treffliche Erziehung. Im 9. Jahre besuchte er eine Jesuitenschule zu Kron in Großpolen, im 15. das Gymnasium zu Danzig und bezog 1731 die Universität Königsberg, um die Rechte zu studiren. Fleißig betrieb er hier das Studium der Physik, Mathematik, der Rechte und der Philosophie, und kehrte mit ausgebreiteten Kenntnissen in diesen Wissenschaften in seine Heimath zurück. Dort keine Versorgung findend, ging er nach Dänemark zu seinen Verwandten. Diese bewogen ihn, 1736 in den Militairstand zu treten. Indeß verließ er schon 1740 bald nach dem Regierungsantritt Friedrich II. den dänischen Dienst und ward als Lieutenant bei dem Regimente des Prinzen Heinrich in Potsdam angestellt. Im Grunde war jedoch der Militairstand seiner Neigung zuwider, und durch den Zwiespalt, in den ihn das Schicksal mit den Wünschen seines Herzens gebracht hatte, sowie durch eine unglückliche Liebe, die sich 1748 entspann, ist jener sanfte Klageton in seine Gedichte hineingekommen, der selbst in seine spätern Lieder wie aus der Ferne hineintönte. 1749 ließ Kleist seinen „Frühling“ drucken, und selten hat ein deutsches Gedicht einen so schnellen und glänzenden Beifall erhalten. 1756 ernannte ihn der König zum Major des Hausenschen Regiments, das zur Besatzung nach Leipzig verlegt wurde. Hier machte Kleist Lessing's und Weiße's Bekanntschaft. Nach der Schlacht bei Roßbach vertraute ihm der König die Aufsicht über das große leipziger Lazareth. 1759 focht er unter dem Prinzen Heinrich in der blutigen Schlacht bei Kunnersdorf. Hier sollte ihm sein Wunsch, den edlen Tod fürs Vaterland zu sterben, gewährt werden. Schon hatte er zwölf starke Contusionen empfangen, schon war er an der rechten Hand verwundet, sodaß die linke den Degen angreifen mußte, und dennoch

drang er immer weiter vor; drei Batterien hatte er bereits erobert, und er war nur etwa dreißig Schritte von der letzten Batterie entfernt, als ein Kartätschenschuß ihm das rechte Bein zerschmetterte. Er wurde hinter die Fronte getragen; ein Wundarzt wollte ihn eben verbinden, als dieser in den Kopf geschossen wurde. Bald darauf kamen Kosacken, die ihn nackt auszogen und in einen Sumpf warfen. In der Nacht fanden ihn einige russische Husaren, zogen ihn aufs Trockene, legten ihn auf etwas Stroh und bedeckten ihn mit einem Mantel; am Morgen kamen aber die Kosacken wieder und beraubten ihn nochmals. Gegen Mittag kam ein russischer Offizier vorbei; dieser ließ ihn, nachdem Kleist sich zu erkennen gegeben, auf einem Wagen nach Frankfurt an der Oder bringen. Den 4. Tag nach der Schlacht sonderten sich die zerschmetterten Knochen von einander und zerrissen eine Pulsader, worauf er den 14. August 1759 starb. Mit allen möglichen Ehrenbezeugungen ward er in der unter feindlicher Botmäßigkeit stehenden Stadt begraben. Als bei der Beerdigung der Degen auf dem Sarge des Helden fehlte, nahm ein feindlicher Offizier den seinen von der Seite und legte ihn auf den Sarg mit den Worten: „Ein so würdiger Offizier darf nicht ohne dieß Ehrenzeichen begraben werden". In seinen Gedichten erscheint Kleist als ein sanfter wehmüthiger Geist, der voll tiefer Sehnsucht nach Ruhe, die im Leben stets von ihm zu fliehen schien, seinen Schmerz in rührenden Klagen ausspricht. Seinem „Frühling" kann man nur ein sehr bedingtes Lob geben; man findet zwar in ihm manches glücklich aufgegriffene, obwohl nicht immer glücklich verarbeitete Bild, das uns freundlich an die Natur erinnert; allein man vermisset das vereinigende Princip. Dazu raubt das sonderbare Metrum, nämlich Hexameter mit einer Vorschlagssylbe, dem Werke den hauptsächlichsten Reiz des Wohlklangs. Seine sämmtlichen Werke hat W. Körte in 2 Thln., Berl. 1803, herausgegeben. — Ein neuerer Dichter dieses Namens 2) Heinrich K., geb. 1776 zu Frankfurt a. d. O., hat sich durch seine Gedichte ebensowohl, als durch seinen selbstgewählten Tod berühmt gemacht. Nachdem er in dem Feldzuge am Rhein Kriegsdienste gethan hatte, ging er 1799 in seine Vaterstadt zurück, um seinen Hang zum Studiren zu befriedigen. Er machte mehre Reisen, kam nach Dresden, dann wieder nach Berlin, wo er schon zuvor angestellt gewesen, gerieth nach dem Ausbruche des unglücklichen Krieges von 1806 in Gefangenschaft, und die Schwermuth, die schon zuvor, wegen des traurigen Schicksals seines Vaterlandes, Wurzel bei ihm gefaßt hatte, bemächtigte sich, auch nach seiner Freilassung, seiner immer mehr, und nach seiner Rückkehr nach Berlin, vollzog er mit seiner Freundin Vogel, 1811, in einem Wäldchen bei Potsdam, in der Blüthe seiner Jahre, an sich und seiner Freundin, den Selbstmord, den man nur seiner Schwermuth zuschreiben konnte. Seine Trauerspiele: „Die Familie Schroffenstein", „Penthesilea", Prinz Heinrich von Hessen-Homburg", das Ritterspiel: „Käthchen von Heilbronn"; seine Lustspiele: „Amphitryon", „Der zerbrochene Krug u. s. w.", sowie seine Erzählungen, verriethen einen vorzüglichen dramatischen Dichter und ließen um so mehr sein frühes selbstgewähltes Ende bedauern. Seine hinterlassenen Schriften hat Ludw. Tieck 1821 mit einer Vorrede herausgegeben.

Kleist von Nollendorf (Emil Friedrich, Graf), königl. preuß. General der Infanterie, geb. zu Berlin 1762, wohnte schon 1778 dem Feldzuge nach Böhmen bei, ward später Adjutant des Marschalls von

Möllendorf, erhielt hierauf eine Anstellung im Generalstabe und machte als Capitain den Rheinkrieg mit, wo er wegen eines glücklichen Gefechts den 2. Oct. 1792 den Verdienstorden sich erwarb. Nach geendigtem Kriege war er einige Zeit Befehlshaber eines Grenadierbataillons, wurde 1803 vortragender Generaladjutant des Königs, wohnte der Schlacht von Auerstädt und den Schlachten in Preußen bei; wurde nach dem Frieden von Tilsit Generalmajor und Chef der westpreuß. Brigade in Frankfurt a. d. O. und 1809 Commandant von Berlin. 1812 erhielt er eine Anstellung unter York bei den Truppen, welche Preußen zu Folge einer Uebereinkunft mit Frankreich stellte, um gegen die Russen gebraucht zu werden. Nach York's Uebergang zu den Russen und der Allianz Friedrich Wilhelms III. mit Alexander I. befehligte er als Generallieutenant im März 1813 das Blokadecorps vor Wittenberg, ging, nachdem die Russen über die Elbe gegangen waren, bei Dessau über diesen Fluß, nahm Halle ein, vertheidigte es am 18. April einen ganzen Tag und zog sich über Skeuditz nach Leipzig zurück, welches er am 2. Mai gegen den franz. General Lauriston umsonst zu vertheidigen sich bemühte. In der Schlacht von Bautzen, den 20. Mai wehrte er den Feinden bei Burg den Uebergang über die Spree mit geringen Kräften, mußte aber, als der russ. General Miloradowitsch Bautzen verließ, der Bewegung der großen russisch-preuß. Armee folgen und schloß als preuß. Bevollmächtigter den Waffenstillstand, der dem Vorrücken der Franzosen ein Ende machte. Nach Ablauf desselben stieß er zur großen östreich. Armee in Böhmen mit seinem Corps und den Garden, nahm an der Schlacht von Dresden Antheil und führte durch heldenmüthige Tapferkeit den 30. Aug. die Gefangennehmung des franz. Generals Vandamme bei Kulm herbei, wodurch Böhmen und ein großer Theil der verbündeten Armee gerettet wurde. In der Schlacht bei Leipzig stand er auf dem linken Flügel und erwarb sich auch hier großen Ruhm. Die ihm anvertraute Blokade von Erfurt hinderte ihn zwar, an den Siegen und Unfällen der schlesischen Armee, an dem Uebergange über den Rhein Theil zu nehmen, allein er kam gerade noch zur rechten Zeit, um der Einnahme von Paris mit seinen Truppen beizuwohnen. Nach dem pariser Frieden ernannte ihn der König zum Grafen Kleist von Nollendorf und Inhaber eines Infanterieregiments. Er folgte hierauf seinem König nach England, erhielt den Oberbefehl über das Beobachtungsheer am Rhein, konnte aber einer Krankheit wegen nicht mit an den Ereignissen des Jahres 1815 Theil nehmen. Später erhielt er im Halberstädtischen die Güter Stötterlingenburg, Lübkenrode und Wülperode, wurde commandirender General in der Provinz Sachsen und starb allgemein betrauert zu Berlin den 17. Febr. 1823.

Klengel (Joh. Christian), geb. 1751 zu Kesselsdorf bei Dresden, kam jung nach Dresden und zeigte, obgleich zum Buchbinder bestimmt, einen seltenen Hang zum Malen. Durch den Gen.-Dir. von Hagedorn, der seine Versuche gesehen, ward er in die Zeichnenschule aufgenommen, hierauf Schüler Hutin's und Dietrich's, endlich Pensionnair der Akademie, sich hauptsächlich der Landschaftsmalerei widmend. 1790 ging er nach Italien. Viele seiner seitdem bekanntgewordenen Bilder zeigten die Pracht jenes Luftglanzes, an dem der Künstler sich erwärmt hatte. 1802 ward er Prof. bei der Kunstakademie zu Dresden, wo er den 19. Dec. 1824 starb. Die Werke dieses trefflichen Landschaftsmalers sind zahlreich. Verkleinerte Wiederholungen derselben hat er selbst in Kupfer gestochen.

Eine glückliche Scenerie gibt diesen Werken (von denen viele jetzt in Rußland sind) eigenthümliches Leben. Die heitere Laune des Künstlers hat sich durch mehre Gemälde erwiesen. Von seinem Zeichnenbuch ist nur eine Hälfte erschienen. Wehle, Traugott Faber und August Reichel waren seine vorzüglichsten Schüler.

Kleopatra, eine durch Schönheit, Geist, Herrschsucht und Verschwendung ausgezeichnete Königin von Aegypten. Sie war eine Tochter des Ptolemäus Auletes und nach der Sitte des Landes Gemahlin und zugleich Mitregentin ihres ältesten Bruders Ptolemäus Dionysius. Nach dem Tode ihres Vaters (3859 J. d. W.) wurden beide unter die Vormundschaft des Achilles und Photinus, des Verschnittenen gestellt. Zwistigkeiten mancherlei Art unter den Geschwistern, bewogen den Photin, Kleopatra von der Mitregentschaft auszuschließen. Sie floh mit ihrer Schwester Arsinoe nach Syrien und wollte sich an die Spitze einer Armee setzen, um ihre Thronrechte geltend zu machen, als der Dictator Julius Cäsar, welcher den Pompejus so eben in Italien geschlagen hatte, mit seinen Legionen Alexandrien nahte. Dionysius sandte Roms Feldherrn Gesandte entgegen, um ihn für seine Sache zu gewinnen; Kleopatra aber begab sich selbst ins Lager Cäsars. Die Fürstin stand in der üppigsten Blüthe, und der große Römer war ein sinnlicher Mensch. Kein Wunder, wenn sich der kühne Feldherr in die Reize der ägyptischen Fürstin verliebte, deren Thränen ihr noch mehr Interesse verliehen. Cäsar verwandte in Alexandrien sein ganzes Ansehen zu Gunsten der Kleopatra. Er beabsichtigte, sie zur souverainen Regentin des Landes zu erheben; allein ihr ehrgeiziger Bruder erregte in der Hauptstadt einen furchtbaren Aufstand, welcher nicht verhindern konnte, daß Kleopatra durch des Dictators Hülfe die Mitregentschaft erhielt. Nun aber erhob die Partei des Dionysius von neuem das Haupt; es gelang ihr, sich großen Anhang zu erwerben, und es begann der berühmte alexandrinische Krieg, in Folge dessen Ptolemäus Dionysius in einem Seegefechte mit den Römern ertrank, und Cäsar, unter der Mithülfe des Mithridates von Pergamus, Herr von ganz Aegypten wurde. Die reizende Kleopatra empfing die Krone der Alleinherrschaft, und nur des Scheins halber wurde ihr elfjähr. Bruder zum Mitregenten ernannt. Nicht undankbar zeigte sich die üppige Fürstin für die politischen und diplomatischen Dienste, welche Cäsar ihr geleistet, und ein Sohn, Cäsarion, wurde des vertrauten Umgangs nächste Folge. Die kriegslustige Stimme seiner tapferen Veteranen rissen indessen den Dictator noch zur rechten Zeit aus Verhältnissen los, die sich so schlecht mit dem Charakter eines Helden vertrugen, um nach Rom zu eilen, wo wichtige Ereignisse seiner harrten. Nach einiger Zeit stattete Kleopatra dem mächtigen Cäsar einen Besuch zu Rom ab, wo dieser am Ende noch die Unklugheit beging, Kleopatras Bildsäule im Tempel der Venus aufstellen zu lassen, wodurch er denn nicht nur allgemeinen Haß des Volkes der fremden Fürstin zuzog, sondern auch seiner eigenen Sache ungemein viel schadete. Bei dieser ungelegenen Stimmung der Gemüther hielt es unsere Heldin fürs Gerathenste, unverzüglich nach ihren Staaten zurückzukehren. Ihr Bruder hatte kaum das Alter erreicht, in welchem er mit seiner Schwester die Regentschaft theilen sollte, als ihn der Tod überraschte. Daß dieser Prinz, wie einige Schriftsteller behaupten, durch Gift von der Hand seiner ehrgeizigen Schwester getödtet worden, scheint mehr ein Gerücht,

welches der Anhang des Ptolemäus Dionysius ausstreute, als eine historisch begründete Thatsache zu seyn. Mit dem Ausbruche des römischen Bürgerkrieges erklärte sich Kleopatra für die Sache der Triumvirn. In dem Fortgange des Bürgerkrieges aber erregte sie deren Unzufriedenheit, und zwar gerade in jener Periode, wo Antonius, welcher den Auftrag erhalten hatte, sie zur Rechenschaft zu ziehen, sich in Cilicien befand. Es war lobenswerthe Staatsklugheit von Kleopatra, sich in Person zum Vertreter des mächtigsten aller Staaten in der Welt zu verfügen, um mit demselben ein loser gewordenes Freundschaftsband wieder zu befestigen, an dessen Erhaltung ihr ungemein viel gelegen seyn mußte, und so segelte sie denn nach der Schlacht bei Philippi den Cydnus hinab nach Tharsus zu Antonius. Die 25jähr. Fürstin erschien auf einem prächtigen Fahrzeuge. Purpurne Segel flatterten im Winde, silberne Ruder tönten im Einklange mit Flöten und Cymbeln, und sie selbst lag unter einem mit Gold durchwirkten Thronhimmel, mit den Attributen der Venus Aphrodite geschmückt, auf einem reich verzierten Ruhebette. Liebliche Mädchen und wunderschöne Knaben standen wie Najaden und Amoretten um sie her, und die kostbarsten Spezereien dufteten aus goldenen Pfannen; die verschwenderische Pracht ihres Aufzuges setzte bei ihrer Landung die umstehende Menge so in Staunen, daß sie im vollen Entzücken ausriefen: „Sehet, Venus kehrt bei Bacchus ein!“ Antonius vermochte ihrem Leibreize nicht zu widerstehen; er sank in ihre Fesseln, und schätzte sich glücklich, der Sklave ihres Willens zu seyn. Lustgelage und Schmaus, Fest und Tanz credenzten den Becher der Wollust, mit welchem Beide sich berauschten. Bei dem verschwenderischen Gastmahle, welches Antonius ihrer Ankunft zu Ehren in Tarsus gab, nahm Kleopatra eine äußerst kostbare, auf mehre Millionen Gulden geschätzte Perle aus dem Ohre, ließ dieselbe durch Essig auflösen, und verschluckte sofort das seltene Kleinod in einem Becher Wein auf des Triumvirs Wohl. In der Folge begleitete Kleopatra den Antonius nach Tyrus, und kehrte hierauf nach Alexandrien zurück, wohin ihr der verblendete Römer folgte, um in ihren Armen Pflicht, Ehre, Vaterland und sich selbst auf immer zu vergessen. An seiner Seite zog sie mit ihm gegen die Parther und ward von ihm nach und nach mit bedeutenden Ländern beschenkt. Sie erhielt von ihm Cyrene, Cypern, Cölesyrien, Ituräa, Phönicien, Cilicien und Kreta, sowie einzelne Theile von Judäa und Arabien; auch Armenien eroberte Antonius für sie, und Cäsarion wurde mit jenen drei Söhnen, welche der Triumvir mit ihr gezeugt, zu Königen erhoben. Seine frühere rechtmäßige Gattin, die vortreffliche Octavia, hatte Antonius längst verstoßen, und dadurch dem Zorne und Rachegefühl seines früheren Feindes und Nebenbuhlers, des mächtigen Octavianus Augustus, neue Nahrung gegeben. Dieser Augustus unterließ nicht, den Antonius dem Volke zu Rom mit den schwärzesten Farben zu schildern, wie denn der Triumvir im Orient zum Entwurf der schwersten Anklagen gegen seine eigene Person den reichlichsten Stoff lieferte. Er hatte ohne die mindeste Befugniß beinahe das halbe römische Reich verschenkt, und sein, zu Gunsten der mit Kleopatra erzielten Kinder, errichtetes Testament, empörte alle Gemüther zu Rom. Während aber furchtbar drohende Gewitterwolken über dem Haupte des Antonius sich sammelten, verlebte er, anstatt sich zu einer nachdrücklichen Gegenwehr zu rüsten, mit der üppigen Aegypterin unter beständigen Prachtfesten und ausgesuchten Schwelgereien

ein volles Jahr; daher man sich auch nicht wundern darf, wenn P
tarch schreibt: „der Leichtsinn und die Raserei des Antonius ließen
nicht anders erklären, als daß derselbe durch beigebrachte Liebestr
sey verrückt gemacht worden". Augustus wußte es endlich dahin
bringen, daß in Rom der Entschluß gefaßt wurde, Antonius sollte
seiner Würden entsetzt und Kleopatra, als einer Feindin des römi
Volkes, der Krieg angekündigt werden. Ein furchtbarer Kampf droht
beginnen. Augustus gebot in Italien, Frankreich, Spanien, in den
dischen Ländern, Ungarn, Afrika und auf Sardinien und Sicilien.
gegen blieb auch des Antonius Macht nicht unbedeutend; denn auf
Beistand von Asien, Armenien, Syrien, Griechenland, Macedonien,
gypten, Kandien und Cypern durfte er rechnen und der bevorste
Kampf nahm also nicht weniger als drei Welttheile in Anspruch.
tonius wollte sein kriegerisches Glück vorerst nur auf der See versu
er ging daher mit einer, für jene Zeiten seltenen, Flotte der feindli
entgegen; Kleopatra selbst schiffte mit 60 Fahrzeugen als Alliirte
zur Seite. Beim Vorgebirge von Actium stießen die beiden Flotten
einander und ein heftiges Seetreffen begann auf der Stelle. Kurze
nur blieb die Schlacht unentschieden, denn plötzlich ergriff Kleopatr
allen ihren Schiffen die Flucht, und der sonst tapfere Antonius fo
wie vom Wahnsinn befallen, dem fliehenden Weibe; der Rest der F
setzte dem siegenden Augustus zwar noch einigen Widerstand entg
aber bald mußte er gänzlich unterliegen. Nachdem Kleopatra und
tonius Alexandrien erreicht hatten, kehrte des Letzteren Besonnenheit
Muth wieder. Er wollte schnell dem Augustus aufs Neue entgeg
hen, allein des leichtsinnigen Römers Glück hatte geendet; seine T
pen verließen ihn in Scharen, und nachdem auch die Araber, die
auf dem rothen Meere noch übrig gebliebene Flotte, auf welcher
entfliehen hoffte, verbrannt hatten, so verfiel er in einen Zustand
pfer Verzweiflung. Indeß rückte Augustus gegen Alexandrien vor;
schickte ihm Gesandte entgegen, allein der Rache glühende Bruder
herrlichen Octavia dürstete nach des unglücklichen Antonius Blut
wies alle Unterhandlungen von sich ab. Der Kleopatra Entschlu
dieser kritischen Lage war schnell gefaßt; sie wollte sich mit ihren
heuren Schätzen zu Alexandrien selbst verbrennen. Augustus hatte
dem heroischen Plane des Weibes gehört und ließ ihr durch einen
lichen Botschafter melden: wenn sie Leben und Krone retten, und
eines Antonius einen Augustus als bittenden Liebhaber zu ihren F
sehen wolle, so würde sie leicht ihr Benehmen zu regeln wissen.
patra wankte. Antonius, Verrätherei ahnend, eilte in wilder Wut
Verzweiflung in die Gemächer der Geliebten, um sie zu ermorden,
es gelang der Fürstin, sich vor dem Rasenden zu verbergen. Unt
sen hatte Augustus Alexandrien eingeschlossen; in Antonius erwachte
ein Mal der Muth des einst so tapfern Kriegers; er warf sich mi
ihm treu gebliebenen Scharen dem Feinde entgegen, und war glü
genug, Vortheile über dessen Reiterei zu erlangen; allein bei einem
ten Ausfalle wurde sein Fußvolk zerstreut und die Reiterei ging zu
gustus über. Antonius eilte jetzt nach dem Hafen, um seine P
durch die Flucht zu retten; allein schon hatte sich Kleopatras Flott
der römischen vereinigt. Schrecklich war des unglücklichen Ant
Lage; er eilte in den Pallast der ägyptischen Königin; allein eine

die schrecklichste Trauerbotschaft schallte ihm hier entgegen; Kleopatra, hieß es, habe sich in ihrer Familiengruft bei dem Tempel der Isis entleibt. Schwer traf dieser letzte Schlag den Antonius; er fluchte den Göttern und stürzte sich in sein eigenes Schwert. Kaum rann sein Herzblut, so erfuhr er, daß die Königin lebe; denn absichtlich hatte Kleopatra die Kunde ihres Todes dem Betrogenen hinterbringen lassen. Antonius, seinem letzten Athemzuge nahe, lächelte noch einmal, als er diese Nachricht erhielt; er verlangte zu der Königin getragen zu werden, und ihm wurde der armselige Trost, das matte Haupt in des üppigen Weibes Schoß legen und also enden zu dürfen. Augustus zog mit seinem siegreichen Heere in Alexandrien ein, aber Kleopatra sah bald genug ein, wie trügerisch und eitel ihre Hoffnungen gewesen waren. Dem stolzen Feldherrn war mehr daran gelegen, sich der Schätze und des Lebens der unglücklichen Fürstin, als ihrer Liebe, zu versichern; mit den erstern wollte er die Kosten des Feldzuges decken, leben aber sollte sie, um mit ihrer Person den Triumph glänzender zu machen, welchen der stolze Sieger in Rom zu halten gedachte. Die schöne Aegypterin wollte sich den Dolch in den Busen stoßen, allein sie wurde in ihrem Unternehmen durch einen vertrauten Offizier des Augustus verhindert, welcher ihr nun in der Person des Epaphroditus einen eigenen Wächter bestellte, und, um die Fürstin zu trösten, ihr allerlei Versprechungen machen ließ, deren Nichtigkeit die kluge Kleopatra sehr wohl durchschaute. Die Aegypterin vermochte aber ihren einfältigen Hüter, dem Augustus ein Schreiben zu überbringen, in welchem sie ihre Kinder seiner Großmuth empfahl; und kaum hatte sich Epaphroditus aus ihrem Gemache entfernt, da ließ Kleopatra sich von einem ihrer treuen Diener einen mit Früchten und Blumen angefüllten Korb bringen, in welchem eine von jenen Schlangen verborgen war, welche die Griechen Aspis nannten und deren Biß sogleich tödtet. Beherzt ergriff die unglückliche Fürstin die Schlange, legte sie an ihren Busen und nach Verlauf einiger Minuten sank Kleopatra entseelt zu Boden. Nur ein Alter von 39 Jahren hatte unsere Heldin erreicht, 22 Jahre aber hatte sie über Aegypten geherrscht. Kleopatras Asche wurde neben jener des Antonius beigesetzt. — Die Geschichtschreiber zeichnen diese Fürstin als ein ränkevolles und boshaftes Weib, allein sie theilte nur die Fehler ihres Geschlechts, nämlich Schwachheit und Ueppigkeit; übrigens war sie reizend, witzig und schmeichlerisch, allein die Anmuth ihres Umgangs übertraf weit ihre körperliche Schönheit.

Klerus ist eine aus der griech. Sprache stammende Benennung des geistlichen Standes, mit welcher derselbe im Gegensatze gegen die Laien bezeichnet wird. Das griech. Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geistliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren und andeuten wollte, daß er in einem besondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil sey. Von Klerus kommt die Benennung Klerisei her, mit welcher man die gesammte Geistlichkeit eines Landes oder einer Stadt bezeichnet.

Kleve, vormaliges preuß. Herzogthum im westfälischen Kreise, zu beiden Seiten des Rheins, wo derselbe die Ruhr und Lippe aufnimmt und in das Königreich der Niederlande geht, 40 QM. groß und mit 97.000 Einw., ein ebenes, sehr fruchtbares Land, das seinem Landesherrn jährlich 640.000 Thlr. einbrachte. Die erste Geschichte Kleves ist dunkel und fabelhaft. Auch der Ursprung seiner Beherrscher verliert sich

ins Reich der Sagen. Die geschichtliche Mythe berichtet, ein weißer Schwan sey zur Römerzeit gekommen, der an einer silbernen Kette ein Schiff nach sich gezogen habe, aus diesem sey ein bewaffneter Krieger gesprungen, dessen Nachkommen die Beherrscher Kleves geworden wären. Der Krieger selbst sey nach Jahren beim Wiedererscheinen desselben Schiffs damit wieder verschwunden. Das Schloß zu Kleve, auf welchem ein Schwan als Wetterfahne steht, führt noch jetzt zum Andenken dieser Sage den Namen Schwanenburg, oder diese Sage ist vielmehr wahrscheinlich eine versuchte Erklärung dieses Namens. Gefundene Inschriften, Münzen und andere römische Alterthümer geben die Gewißheit, daß die Römer in der Gegend von Kleve Ansiedelungen gehabt haben. Kleve hatte seit dem 9. Jahrh. seine eigenen Grafen, aus dem teisterbandschen Grafengeschlecht, von den Graf Konrad 996 von dem Kaiser Otto III. unter die Erbgrafen des heil. röm. Reichs aufgenommen wurde, und deren männlicher Stamm mit Johann II. 1368 ausstarb, worauf Kleve an den Grafen Adolf von der Mark, Gemahl Margarethens, der Tochter Johann II. und Erbin des Landes fiel. Als sein älterer Bruder Theodorich starb, erbte er die Grafschaft Mark. Nachdem die Grafschaft Kleve nach und nach durch Erwerbungen ansehnlich vergrößert worden war, wurde sie 1417 auf dem Concilium zu Kostnitz vom Kaiser Sigismund zu einem Herzogthum erhoben. Herzog Johann III. von Kleve erwarb durch Heirath 1511 die Herzogth. Jülich und Berg und die Grafschaft Ravensberg. Mit seinem Enkel Johann Wilhelm, dem 1600 die Grafschaft Mörs als ein erledigtes klev. Lehen zufiel, sich aber nicht darin behaupten konnte, erlosch 1609 dieß Geschlecht. Nach dessen Tode machten seine 4 Schwestern, vornehmlich Anna, die Tochter der ältesten Schwester Maria Eleonora und des Herzogs Albrecht Friedrich v. Preußen, Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund v. Brandenburg, und die zweite Schwester Anna, Gemahlin des Pfalzgrafen und Herzogs Philipp Ludwig von Neuburg, Ansprüche auf die hinterlassenen Länder. Durch einen am 31. Mai 1609 zu Dortmund geschlossenen Vergleich nahmen der Kurfürst v. Brandenburg und Pfalzgraf v. Neuburg diese Länder in gemeinsamen Besitz. Eingetretene Streitigkeiten störten die gemeinschaftliche Verwaltung, bis durch den düsseldorfer Vergleich 1624 bestimmt wurde, daß Brandenburg Kleve, Mark, Ravensberg und Mörs, Pfalz-Neuburg dagegen Berg und Jülich erhalten sollten. Dieser Vergleich wurde 1666 im Wesentlichen von beiden Häusern bestätigt. Die Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen blieben in dem ungetheilten Besitz von Kleve bis zum luneviller Frieden 1801. Nachdem der auf dem linken Rheinufer belegene Theil seit 1795 von Frankreich militairisch besetzt worden war, wurde er durch diesen Frieden förmlich an Frankreich abgetreten und dem Roer-Departement einverleibt; Der Theil auf dem rechten Rheinufer wurde 1806 ebenfalls an Frankreich abgetreten, und zu dem neu errichteten Großherzogthum Berg gezogen, davon aber 1808 die Stadt und Festung Wesel, und 1811 der auf dem rechten Ufer der Lippe belegene Theil getrennt, jene dem Roer-Departement und dieser dem Lippe-Departement zugetheilt. In Folge der Verhandlungen auf dem Congresse zu Wien, wurde das Herzogthum Kleve, mit Ausnahme einiger an das Königreich der Niederlande abgetretenen Ortschaften, durch das Patent vom 5. April 1815, von Preu-

ßen wieder in Besitz genommen und die alte Benennung wieder hergestellt. — Von 1815—21 gab es ein Reg.-Bez. Kleve, 50 QM. mit 226.000 Einw., jetzt dem Reg.-Bez. Düsseldorf; darin der Kreis Kleve (8 QM. mit 7 Städten, einem Flecken, 113 Dörfern ꝛc., von 38.000 Katholiken, 4350 Evangelischen, 80 Mennoniten und 440 Juden bewohnt), bildet eine ebene, größtentheils sandige, doch aber fruchtbare, von dem Rhein und der Niers durchflossene Landschaft, deren Boden Getreide, Buchweizen, Kartoffeln, Oel und Leinsamen, Hülsenfrüchte, Taback und Holz erzeugt. Die Viehzucht wird mit gutem Erfolg betrieben, und seit einiger Zeit bereitet man hier Käse nach holländischer Art. — Kreisstadt ist Kleve, ehemals Hauptst. des gleichnamigen Herzogthums; mit dem eine Stunde entfernten Rheine durch einen schiffbaren Canal in Verbindung stehend, lehnt sich an einen Hügel, in einer halbmondförmigen Wiesenfläche, begrenzt von dem großen Reichswalde — dem heiligen Haine des Tacitus, wo Cl. Civilis die Bataver gegen die Römer empörte. Kleve ist von Mauern umgeben und in die obere und untere Stadt getheilt, mit 3 evangel., 1 kath. und 1 mennonit. Kirche, Synagoge, altem Schloß (Schwanenburg) mit einer Sammlung röm. Alterthümer, Gymnasium, Straf- und Besserungsanstalt, in 956 Häusern 7450 Einw.; Sitz der Kreisbehörde und eines Landgerichts; Fabriken und Manufakturen gibt es für Woll-, Baumwoll-, Seiden-, Leinen- u. a. Waaren, ferner für Handschuhe, Hüte, Taback, Messingwaaren, und endlich Gerbereien und Färbereien; mehre Jahrmärkte. Die Umgebungen sind anmuthig. Rings herum ziehen sich Schattengänge, Gärten und Gehölze. Der Prinzenhof (oder die Statthalterei) ist von Johann Moritz von Nassau-Siegen vortrefflich angelegt und gewährt eine schöne Aussicht. Jenseits des Canals liegt der Königsgarten, ebenfalls eine herrliche Anlage dieses Prinzen. Im sogenannten Thiergarten ist eine Mineralquelle. Eine halbe Stunde von Kleve, zu Berg und Thal, in der Nachbarschaft des Hauses Freudenberg, wählte sich Prinz Moritz selbst seine Ruhestätte. Er liegt in einem eisernen Sarkophag, umgeben von den bei Kleve ausgegrabenen röm. Inschriften, Urnen, Krügen, Lampen u. a. Ueberresten des Römerthums.

Klima. Die Alten bezeichneten mit dieser Benennung die Flächenräume zwischen den mit dem Aequator gleichlaufenden Kreisen, welche sie in Gedanken in solchen Entfernungen um die ganze Erdfläche zogen, daß von jedem Kreise bis zu dem nächstliegenden die Zeitdauer des längsten Tages um ½ Stunde zunahm. Nach dieser Eintheilung gab es vom Aequator, wo der längste Tag 12 Stunden dauert, bis zu dem Polarkreise, wo er 24 Stunden beträgt, 24 Klimate. Vom Polarkreise an wächst der längste Tag so schnell, daß er einen Grad von demselben weiter gegen den Pol schon einen Monat lang ist. Diese sogenannten kalten Zonen, nämlich die Gegenden vom nördlichen und südlichen Polarkreise an bis zu den entsprechenden Polen, haben einige Geographen wieder in 6 Klimata getheilt. Uns hat eine genauere Bekanntschaft mit den verschiedenen Ländern belehrt, daß Wärme oder Kälte nicht bloß von der geograph. Breite abhängen, sondern daß örtliche Ursachen große Abweichungen von der allgemeinen Regel hervorbringen, nach welcher allerdings ein dem Aequator näher gelegenes Land wärmer seyn solle, als ein von ihm entfernteres. Wir verstehen daher unter dem Worte Klima das einem jeden Lande eigne Verhalten der Witterung in Hin-

sicht auf Wärme und Kälte, Trockenheit und Nässe, Fruchtbarkeit und Wechsel der Jahreszeiten. So verschieden die Beschaffenheit des Klima ist, so verschieden sind auch seine Ursachen, und durch die bis jetzt gemachten Beobachtungen hat man noch zu keinem allgemeinen Ergebnisse gelangen können. Im Allgemeinen bleibt jedoch die geographische Breite der Hauptumstand, welchen man bei Betrachtung des Klima eines Landes zu berücksichtigen hat. Die unter dem Aequator gelegenen Länder, welche von den beinahe immer senkrecht auf sie fallenden Sonnenstrahlen erwärmt werden, müssen heißer als die mehr nördlich oder südlich vom Aequator gelegenen Länder seyn, und die größte Kälte muß in den Gegenden der beiden Pole angetroffen werden. Ebenso wie die Wärme abnimmt, je mehr man sich den Polen nähert, nimmt sie auch ab, je mehr man sich von der Meeresfläche entfernt und höher steigt. Die höchsten Gebirgen zeigen auf ihrem Gipfel die nämlichen Erscheinungen, die wir an den Polen wahrnehmen; auch hier herrscht ewiges Eis und die Vegetation verschwindet. (Vgl. Schneelinie.) Die Abnahme der Wärme, sowie man sich vom Aequator entfernt, ist indeß keineswegs eine gleichförmige, sondern es finden hier noch bedeutende Abweichungen statt. Zuerst ist im Allgemeinen zu merken, daß die nördliche Hälfte der Erde ungleich wärmer ist als die südliche, was wahrscheinlich daher kommt, daß in dieser das Wasser, in jener das feste Land vorwaltet. Die nördliche Hälfte ist bis zum 70° vollkommen bewohnbar und noch weiter hinaus bewohnt. In der südlichen gibt es kein, wenigstens zugängliches Land unter einer solchen Breite, und schon jenseits des 60° wird das Meer wegen des Eises unfahrbar. Das Vorgebirge der guten Hoffnung unter 35° sollte das Klima des südlichen Spaniens haben und hat kaum das des mittlern Frankreichs; die äußere südliche Spitze von Amerika unter 50° bis 55° hat ein wahrhaft sibirisches Klima, während es doch unter gleicher Breite mit dem nördlichen Deutschland und dem südlichen England liegt. Ferner findet ein großer Unterschied Statt zwischen den Ländern, die von Deutschland aus mehr gegen Osten oder mehr gegen Westen liegen; die Letztern, vermuthlich weil sie mehr vom Meere durchschnitten werden, sind ungleich milder als die östlichen, wo die große zusammengedrängte Ländermasse die Kälte begünstigt. Edinburg und Moskau, Berlin und Peter-Pauls-Hafen in Kamtschatka liegen ohngefähr unter gleicher Breite und der Unterschied des Klimas ist ungeheuer. Derselbe Unterschied findet Statt zwischen der alten Welt und der neuen; diese ist im Ganzen genommen ungleich kälter als Europa und Afrika und höchstens mit dem östlichen Asien zu vergleichen. Die nördlichen Theile der nordamerikanischen Freistaaten correspondiren mit der südlichen Hälfte von Europa, aber das Klima ist ohne Vergleich kälter in jenen als in dieser. Endlich wird das Klima einzelner Länder durch die örtliche Beschaffenheit und Lage derselben bedeutend modificirt. Große zusammenhängende Ländermassen bieten allezeit die Extreme der Temperatur dar, da Sibirien der Kälte, Afrika der Hitze (die höchste afrikanische Hitze hat man auf 70° nach Réaumur bestimmt); vom Meere durchschnittene die mildern Temperaturen; deßhalb ist Europa im Ganzen weniger kalt als es der Lage nach seyn sollte, und Ostindien, sowie einige Gegenden vom mittlern Amerika, nicht so brennend als man erwarten sollte. Die Bestätigung dieses Grundsatzes finden wir vollkommen, wenn

wir die ganze Masse des festen Landes in drei Hauptmassen betrachten. Afrika zeigt uns dann das Extrem der Hitze und Europa das temperirte Land; Nord-Asien das Extrem der Kälte, und Süd-Asien mit Australien die temperirten Gegenden, so weit es der große Gegensatz von nördlicher und südlicher Hälfte der Erde zuläßt. Amerika endlich, wo die nördliche und südliche Hälfte beinahe gleich sind, zeigt daher auch keins der beiden Extreme, es ist im Ganzen temperirt, jedoch mit überwiegender Kälte. Hoch über der Meeresfläche, wenngleich in der heißen Zone, belegene Länder sind kälter als die benachbarten niedrigen; so hat Quito, welches beinahe genau unter dem Aequator, aber über 7000 F. über dem Meere liegt, ein milderes Klima als man erwarten sollte; und aus dem nämlichen Grunde der hohen Lage haben die Ebenen des Innern Rußlands und Asiens ein so strenges Klima, besonders da keine bedeutende Gebirge sie gegen die kalten Nordwinde schützen. Länder, die noch von bedeutenden Waldungen und großen Morästen und Seen bedeckt, von vielen und großen Flüssen durchströmt werden, sind wegen der beständigen Verdunstung des Wassers nebeliger, feuchter und kälter als andere, deren Boden offener und trockner ist: dieß ist eine der Hauptursachen des kältern Klimas von Amerika. Das Klima vieler Länder hat sich im Laufe der Jahrhunderte bedeutend verändert; und eine solche Veränderung scheint immerdar und nach gewissen Gesetzen vor sich zu gehen. Die römischen Schriftsteller vor der Geburt Christi schildern uns Italien viel rauher als es jetzt ist; sie sprechen von anhaltendem Froste, Schnee und Eis als von gewöhnlichen Erscheinungen in Rom, wo sie jetzt zu den seltenen Ausnahmen gehören. Dieselben Schriftsteller können das Klima von Deutschland nicht rauh genug schildern, es muß damals ebenso gewesen seyn, wie jetzt das Klima von Liefland und Esthland. Als den einzigen Grund dieser Veränderung gibt man gewöhnlich den vermehrten Anbau, das Austrocknen der Moräste u. s. w. an. Allein zu geschweigen, daß Italien damals unstreitig bei weitem besser angebaut war als jetzt, und also milder noch hätte seyn müssen, so sehen wir auch, daß ganz unabhängig vom Anbau, in einigen Ländern die Kälte, in andern die Hitze zugenommen hat. Island, vor Jahrhunderten ein blühendes, beinahe volkreich zu nennendes Land, ist in der neuern Zeit tief gesunken, Schnee und Eis nehmen im Lande, besonders an den Küsten überhand, und es ist zu fürchten, daß die jetzt geringe Einwohnerzahl noch tiefer sinken wird. Von Grönland gilt das nämliche. Von der andern Seite ist es gewiß, daß Syrien, Palästina, Aegypten jetzt ein ungleich heißeres Klima als ehemals und daher sehr an Feuchtigkeit verloren haben; und ebenso will man bemerkt haben, daß das Klima von Sibirien milder werde. Die Kälte scheint also von Nordwest her, die Wärme von Südost und vielleicht auch überhaupt in Osten zuzunehmen, welches, wenngleich bis jetzt noch nicht vollkommen erklärbar, doch mit den bekannten periodischen Veränderungen der Abweichungen der Magnetnadel, sowie mit der Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik zusammen zu hängen scheint. Zu der Verschiedenheit des Klima kommt nun noch die Abwechselung der Jahreszeiten, wodurch die Mannigfaltigkeit der Temperatur-Verhältnisse auf Erden sehr vermehrt wird. Die heiße Zone und die beiden kalten Zonen haben nur zwei Jahreszeiten. In der heißen Zone wechseln die trockne und die nasse Jahrszeit, oder Regenzeit, mit einander ab, die letzte vertritt den dort unbekannten Win-

ter. Für die Länder diesseits des Aequators fällt die Regenzeit zwischen die Frühlings- und Herbst-Nachtgleichen, also in unsern Sommer, und weil der Himmel dann meist mit Wolken bedeckt ist und häufige Regengüsse fallen, so wird dadurch die Gewalt der dann senkrecht fallenden Sonnenstrahlen sehr gemildert und diese Länder fruchtbar erhalten. Jenseits des Aequators fällt die Regenzeit in unsern Winter. In den gemäßigten Zonen, je weiter man sich von den Wendekreisen entfernt, je deutlicher treten unsere vier Jahreszeiten hervor, die jedoch nicht genau mit den astronomischen bestimmten Zeiten zusammenfallen. Sie verschwinden wieder allmälig, je mehr man sich den Polarkreisen nähert, jenseits welcher wieder nur zwei Jahreszeiten, Winter und Sommer, herrschen. Der Winter außerordentlich lang und strenge, jedoch heiter, trocken und gesund; der Sommer zwar kurz, aber sehr plötzlich eintretend und oft von einer unerträglichen Hitze begleitet; weil die Sonne, wenngleich sie nur schräge Strahlen dahin sendet, doch beinahe beständig am Horizonte bleibt. Es ist nichts Seltenes, daß man in den Polarländern eine selbst den Aequatorial-Gegenden ungewöhnliche Hitze empfindet, sodaß z. B. in Grönland das Pech an den Schiffen schmilzt. Dabei haben die Polarländer noch Das mit den Aequatorial-Ländern gemein, daß der Himmel meist heiter, die Witterung überhaupt sehr gleichförmig und beständig ist; zwischen Polar- und Wendekreisen hingegen, besonders in der nördlichen Hälfte der gemäßigten Zone, worin ein großer Theil von Europa liegt, sind trübe Tage, Nebel und plötzliche Abwechselung der Witterung und Unbeständigkeit des Wetters an einem und demselben Tage ungleich häufiger. Unter den Polen scheint immerwährend eine so heftige Kälte zu herrschen, als wir hier in unsern Gegenden nicht kennen. Selbst mitten im Sommer, wo die Sonne lange Zeit und unter dem Polpunkte selbst volle 6 Monate nicht untergeht, thauet das ewige Eis nicht weg. Die den Pol umgebenden ungeheuern Eismassen empfinden von den schrägen, schwachen Sonnenstrahlen keine merkliche Wirkung und schienen sich bisher mit jedem Jahre zu vermehren: ein bemerkenswerther Umstand, da unbezweifelte Spuren einer in frühern Jahrhunderten stattgefundenen größern Bewohnbarkeit dieser jetzt verlassenen Gegenden vorhanden sind. In den letzten Jahren aber haben sich ungeheure Strecken dieses, wenn man so sagen darf, Continents von Eis getrennt und sind in die südlichen Meere hinabgeschwemmt worden. Auf diesen Umstand gründete die englische Regierung einen Plan, den Nordpol zu erreichen. Ueber die Versuche der Capitaine Roß und Parry s. Nordpolerpeditionen. — Klimatisch heißt nach dem Erd- oder Himmelsstriche. Klimatisiren, akklimatisiren, sich an ein Klima gewöhnen. Die Klimatologie ist die Lehre von den verschiedenen Witterungen der Länder und Weltgegenden.

Klimakterisch, werden in der Physiologie diejenigen Lebensjahre genannt, in denen der menschliche Körper, nach bestimmten Naturgesetzen, anfängt, in seinen physischen Kräften abzunehmen und sich bei den Männern dem Greisenalter, sowie bei den Frauen dem der Matrone zu nähern. Bei den Frauen z. B. wird die Zeit klimakterisch genannt, wo sie ihre Reinigung verlieren.

Klimax und Antiklimax, s. Gradation.

Klingemann (Ernst August Friedrich), Dr. der Philosophie und Director des Nationaltheaters zu Braunschweig, geb. in dieser Stadt

1777, besuchte anfangs das dasige Catharineum, hierauf das Carolinum und hörte dann in Jena, außer den Rechtswissenschaften, besonders Fichte's, Schelling's und A. W. Schlegel's Vorlesungen. Um dieselbe Zeit hatte das weimarische Theater, durch Göthe's und Schiller's zusammenwirkende Leitung, den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht. Dieß entschied seine Vorliebe für die schöne Literatur und für das Theater. Er widmete sich ausschließend der Bühne seiner Vaterstadt, deren Leitung er in Verbindung mit der Schauspieldirectorin Sophie Walther 1813 übernahm. Durch seine Thätigkeit gewann diese Privatunternehmung einen bedeutenden Ruf, sodaß sich die begüterten Einwohner Braunschweigs, durch den Staatsminister Grafen von Schulenburg-Wolfsburg aufgefordert, 1818 vereinigten und durch Actien, sowie mit Unterstützung der Regierung, die Privatanstalt zu einer Nationalbühne erhoben. Klingemann erhielt die Direction und führte sie mit solchem Erfolge, daß das braunschweiger Theater bald sich einen Rang unter den ersten vaterländischen Bühnen sicherte. Klingemann machte um diese Zeit, begleitet von seiner zweiten Frau, einer ausgezeichneten Schauspielerin, mehre Kunstreisen durch Deutschland, von denen er in seinem Werke: „Kunst und Natur" (1819, 2 Bde.), das Wichtigste mitgetheilt hat. Die braunschweiger Bühne nahm hierauf seine volle Thätigkeit in Anspruch, und nur Wenige werden die Verdienste verkennen, welche der von echtem Kunstsinn beseelte Klingemann sich durch sein Wissen und durch sein Talent um diese Anstalt erworben hat. Klingemann war ein fruchtbarer Schriftsteller, vorzüglich im dramatischen Fache. Noch in der Mitte des J. 1830 empfahl er sich den Operncomponisten als Textverfasser aller Operngattungen. Unter seinen dramatischen Dichtungen haben sich „Heinrich der Löwe", „Luther", „Moses", „Faust", „Deutsche Treue" auf den Bühnenrepertorien erhalten. Auch hat er an der Kritik der schönen Literatur Antheil genommen, im Fache des Romans dagegen nur Weniges geliefert. Nachahmungssucht war der Fehler seiner Jugendarbeiten, sowie das Streben nach dem Gräßlichen, welches dem wahrhaft Tragischen so ganz entgegengesetzt ist, seine letzten Arbeiten schwächte. Seine dramatischen Arbeiten gesammelt: „Theater von E. A. F. Klingemann" (Tüb. 1802—12, 2 Bde.); „Dram. Werke" (Braunschw. 1817—18, 2 Bde.). Im Oct. 1829 gab er die Direction der Bühne ab und wurde bei dem Colleg. Carol. angestellt. Er starb zu Braunschweig am 24. Jan. 1831.

Klinger (Friedrich Maximilian von), geb. 1753 zu Frankfurt a. M. von bürgerlichen Eltern, besuchte die Bürgerschulen und das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog darauf im 18. J. die Universität Gießen, wo er sich der Jurisprudenz widmete, später aber dieses Studium aufgab. Da seine ersten literarischen Versuche im dramatischen Fache waren, so hielt er sich 1776 etwa 8 Monate bei der damaligen Seiler'schen Schauspielergesellschaft in Leipzig auf, jedoch ohne alle Verbindlichkeit und bloß um das Theater genauer kennen zu lernen. Seine Neigung bestimmte ihn zum Militairdienste, und als der bairische Erbfolgekrieg ausbrach, ward er von dem östr. Feldzeugmeister, Baron von Ried, in dem Walter'schen Freicorps als Unterlieutenant angestellt. Beim Frieden ward dieses Corps verabschiedet. Klinger lebte jetzt eine Zeitlang in Weimar, wo er mit den größten Geistern der Zeit, welche der weimarische Hof um sich versammelt hatte, verkehrte, und machte einige Reisen. Von

Weimar ging er, um sein Glück zu versuchen, 1780 nach Petersburg. Durch den in Montbeillard residirenden herz. würtemb. Hof bereits empfohlen, ward er von dem Großadmiral, dem Großfürsten Paul, in den Flottenbataillons als Offizier und bei seiner Person als Vorleser angestellt. Das Jahr darauf machte er, im Gefolge des Großfürsten, die Reise durch Polen, Oestreich, Italien, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande und Deutschland. Als 1783 der Krieg gegen die Türken auszubrechen drohte, stellte ihn der Feldmarschall Rumjänzoff in einem Infanterieregimente an; weil aber der Krieg nicht ausbrach, kehrte Klinger 1784 nach Petersburg zurück, wo er, mit Genehmigung des Großfürsten, bei dem adeligen Cadettencorps Offizier wurde und unter Katharinas Regierung bis zum Obersten stieg. Im ersten Jahre der Regierung Pauls ward er zum Generalmajor und 1799 zum Director des Cadettencorps ernannt. Alexander, der Kenner und Würdiger des Talents, hob ihn bald in einen höhern Wirkungskreis. Er wurde 1811 General-Lieutenant und Präsident der wichtigsten Departements der Militairverwaltung. Er erhielt auch die Oberaufsicht über das Pagencorps, sowie über die Verwaltung des Fräuleinstifts und des St.-Katharinenordensstifts-Instituts, die unter den Befehlen der verewigten Kaiserin Maria standen. Ueberall wirkte er mit durchgreifender Kraft Verbesserungen und streute die Saat des Guten. Kaiser Alexander zollte ihm die gerechteste Anerkennung und ertheilte ihm 1802 den Annenorden erster Classe und die Rente eines Kronguts in Kurland auf Lebenszeit; darauf den Militair-Georgenorden für 25jähr. Dienste, 1806 den Wladimirorden 2. Classe. Nach dem Frieden von Paris ernannte ihn sein kaiserlicher Gönner zum Curator der Universität Dorpat, welche Stelle der thätige Greis bis 1817 ruhmvoll bekleidete. Nach 40jähr. Dienste nahm er seinen Abschied von allen ihm anvertrauten Posten und erhielt ihn mit einer lebenslänglichen Pension. Er blieb allein thätig im Rathe und bei der Oberaufsicht der Verwaltung der beiden Institute unter den Befehlen der Kaiserin Maria. Nach dem Ableben derselben wurde ihm, in Folge des von ihr gemachten Testaments, eine kostbare Tabatiere mit ihrem Bildnisse und 10.000 Rubel in Gold übermacht. 1830 wurde Klinger gänzlich von seinem Dienste entlassen und empfing bei dieser Gelegenheit den Alexander-Newsky-Orden. Klinger lebte ganz seinen Geschäften. Er hatte das Glück, Freunde zu haben bis an seinen Tod. Seinem Jugendfreunde Göthe und dem verstorb. Syndicus Georg Schlosser, dem er oft Rath und That verdankte, bei dem er in Emmendingen, wie bei jenem in Weimar, die Blüthenzeit seines Lebens genoß, dankte er dafür im späten Alter. — Nachdem wir Klinger's äußeres Leben beschrieben haben, liegt es uns ob, eine gedrängte Schilderung von ihm als Mensch und Schriftsteller zu geben. Er gehörte zu Denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor etwa 60 Jahren jener Umschwung unserer Literatur bewirkt wurde, den man nach dem Titel eines Klinger'schen Schauspiels die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Auch ihn begeisterte der Genius Shakspeare's, und seine Jugendkraft gefiel sich im Außergewöhnlichen. Da es wirkliche Kraft war, die ihn hob und drängte, so durfte er Das schon wagen, und seine Kühnheit wurde vom glücklichsten Erfolge gekrönt. So hatte noch kein deutscher Dichter alle Leidenschaften in Bewegung gesetzt, als er in seinen „Zwillingen!“ Die größere Bewunderung verdient, daß er durch sein Feuer sich nicht lange

auf Abwege leiten ließ. Uebung und Umgang, sagt er selbst, hätten ihn von überspannten Idealen zurückgebracht: das bürgerliche Leben müsse Jeden lehren, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen seyen, mit denen man an das Herz anschlagen müsse, wenn es ertönen solle. — „Klinger's Aeußeres, sagt Göthe, war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er, nebst einer ebenso schönen und wackern Schwester, hatte für eine Mutter zu sorgen, die, als Witwe, solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, sodaß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe, besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten. Einem solchen Jünglinge mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei Andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; Das, was Andre wegwerfen sollten, hatte er nie besessen; Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt; und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Naturevangeliums angesehen werden, und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn, recht wohl ausrufen: Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! Aber auch den Nachsatz: Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat. In seinen Productionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannigfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig; die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebote; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner seyn, wenn er sich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu Dem, was er ist, und dadurch

wird in die Gattung der Lesenden und Schreibenden so mannigfaltig, daß ein Jeder, theoretisch, zwischen Erkennen und Irren, praktisch, zwischen Beleben und Vernichten, hin und wieder wogt. Klinger gehört unter Die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüth und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkommlichen, welche Manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt. Dieß geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, aber desto tüchtiger, fester und redlicher, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung hartnäckig zu erhalten: wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein andrer Williges, in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte". Er konnte übrigens auf seine niedere Herkunft um so stolzer seyn, da er nur durch eigne Kraft emporgestiegen war. Auf der schlüpfrigsten Laufbahn, unter mißlichen Verhältnissen, zu einer Zeit, wo fester Männlichkeit und kühnem Muthe wohl gar Gefahr drohte, stand er fest in Behauptung hoher moralischer Kraft und erhielt sich stets ein unwandelbares Vertrauen. Selbst Kaiser Paul verzieh ihm seine männliche Geradheit. Es konnte nicht fehlen, daß Klinger bei den ihm anvertrauten hohen Posten häufig von seinen Zeitgenossen in Petersburg verkannt wurde; allein all Dieses vermochte nicht, seine einmal angenommenen Grundsätze zu ändern. Er handelte nach Dem, was er für Recht erkannte und dem Wohle der unter ihm stehenden Institute entsprach. — Bei all seinem Wirken in der bürgerlichen Welt hatte Klinger eine Ansicht von der Poesie und dem Dichten gewonnen, von der sich unsere Aesthetiker nichts träumen ließen. Eine hohe, moralische Stimmung, einen mit edeln, großen Gedanken beschäftigten Geist, eine durch den Charakter bestimmte, kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer beschränkten Lebensweise, völlige Unkenntniß der Glücksjägerei, wer hätte denn die von dem Dichter gefordert? Wie eine solche Theorie in ihm entstand, wie erst die wirkliche Welt bloß durch den dichterischen Schleier sich seinem Geiste darstellt, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erschüttert ward und dann doch den Sieg behielt, weil der selbständige, moralische Sinn Licht durch die Finsterniß verbreitete, die des Dichters Geist ganz zu verdunkeln drohte, darüber wird der achtsame Leser manches Bekenntniß in dieses Dichters anziehenden „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur" leicht ausfinden. In diesem Sinne entwarf er eine Reihe von Romanen: „Faust Leben, Thaten und Höllenfahrt"; „Geschichte Giafar's, des Barmeciden"; „Geschichte Raphael's de Aquillas"; „Die Reisen vor der Sündflut"; „Der Faust der Morgenländer"; „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit"; „Der Weltmann und der Dichter" (in jeder Hinsicht sein gelungenstes Werk); „Sahir, Eva's Erstgeborener im Paradiese". Diese Werke umfassen alle natürliche und erkünstelte Verhältnisse, das ganze moralische Daseyn des Menschen, und berühren Gesellschaft, Religion, hohen idealen Sinn, die süßen Träume einer andern

Welt, die schimmernde Hoffnung auf ein höheres Daseyn über diese Erde. Natürlich ist der Ton seiner verschiedenen Romane verschieden, und eben so verschieden der Eindruck, den sie im Gemüth des Lesers hinterlassen. Das Herz, das im „Faust“ sich zerrissen fühlt, wird im „Giafar“ und „Raphael“ stark und erhoben. Will der kalte Verstand die Blüthe des Lebens vertrocknen, so wird sie im „Faust der Morgenländer“ durch das Herz belebt. Erregten der „Weltmann und der Dichter“ und die „Geschichte eines Deutschen“ eine milde Trauer, so wird „Sabir“ diese mild verscheuchen. In der Sammlung seiner Werke bei Nicolovius (der auch sein Portrait, von Senfft gest., abdrucken ließ) hat er in 12 Bdn. (Königsb. 1809—10) das Reinste, was er empfunden, das Edelste, was er gewollt, das Beste, was er gedacht, in möglichster Vollendung der Nachwelt hinterlassen. Klinger starb an den Folgen einer Erkältung, der er als Greis nicht die nöthige Kräfte entgegen zu setzen vermochte, am 25. Febr. 1831 zu Petersburg. Außer den angeführten Werken besitzen wir noch mehre dramatische von ihm.

Klinik bezeichnet einen Unterricht am Krankenbette, um in der Erscheinung selbst den wahren Charakter der Krankheitszeichen, ihren Gang und ihr verschiedenes Ende nebst allen Einzelnheiten der Behandlungsart kennen zu lernen. Die Klinik lehrt also die individuellen Krankheiten erkennen und heilen, während der theoretische Unterricht nur bis auf die speciellen Krankheitsformen herabgehen kann. Sie erfordert demnach eine genaue Beobachtung der Krankheit, wie sie sich in der Natur darstellt, und führt zu derselben; sie bildet die echte Erfahrung. Welche wahre Fortschritte hätte die Medicin gemacht, welche Irrthümer wären ihr erspart worden, wenn der öffentliche Unterricht stets dieser natürlichen Richtung gefolgt wäre, um den Zöglingen nur deutliche und bestimmte Begriffe zu geben, und sie mit der Anwendung der Vorschriften vertraut zu machen, die der dogmatische Unterricht immer unbestimmt läßt! Man kennt die Methode, die in der Familie der Asklepiaden für den klinischen Unterricht der Medicin befolgt wurde, aber man wird die Ergebnisse davon in den Schriften des Hippokrates bewundern, der die gleichsam ererbte Erfahrungslehre mit Allem, was er auf demselben Wege an gründlichen Kenntnissen erwarb, bereicherte. Nach ihm hörte die Medicin auf, das Eigenthum besonderer Familien zu seyn, und man entfernte sich bald von dem strengen Wege der Beobachtung, den er so sehr empfohlen hatte. Die noch schwankende Fortschritte der Anatomie und Physiologie, das anhaltende Studium der Philosophie des Aristoteles und endloses Streiten über die Natur des Menschen, die Krankheiten und Heilmittel, beschäftigten die Aufmerksamkeit der Aerzte; die weise Methode, die Krankheiten zu beobachten und genau zu beschreiben, wurde vernachlässigt. Die Hospitäler dienten bei ihrem Ursprunge mehr zur Ausübung der frommen Wohlthätigkeit der Christen als zur Vervollkommnung der Medicin. Die Schule von Alexandria war damals so berühmt, daß, wie Ammianus Marcellinus sagt, ihre fleißige Besuchung alle Rechte zur Ausübung der Arzneikunde gab. Eine andre alte, zwar minder bekannte, aber sehr blühende Schule war zu Nisapur in Persien. Die Hospitäler daselbst waren schon vor den Zeiten der Araber, denen man gewöhnlich diese glückliche Idee zuschreibt, mit den medicinischen Schulen in Verbindung gebracht. Diese vom Kaiser Aurelian gestiftete Schule bestand aus griechischen Aerzten, welche die Lehre des Hippokrates im ganzen Oriente

wieder erweckten; sie erhielt sich mehre Jahrhunderte, und in ihr bildeten sich ohne Zweifel Rhazes, Ali-Abbas, Avicenna und die berühmtesten arabischen Aerzte. Um dieselbe Zeit stand der berühmte Johannes Mesue aus Damaskus dem Hospitale zu Bagdad vor. Man weiß nichts von der Methode, welche in demselben befolgt wurde; aber man darf keine hohen Begriffe von dem Unterrichte zu einer Zeit haben, wo man noch allen Träumereien der arabischen Polypharmacie anhing. Die Medicin theilte in jener barbarischen Periode das Schicksal der übrigen Naturwissenschaften. Man dachte nicht daran, nach dem Vorbilde der Griechen sich langsam, aber gründlich in einem großen Vereine von Kranken zu belehren. Die Gründung der Universitäten schien geeignet, die Studien, besonders in Spanien, wiederherzustellen, und eben zur Zeit der Araber besaßen Sevilla, Toledo, Cordova berühmte Schulen und Hospitäler, wo junge Aerzte sich bildeten. Aber die klinischen Studien wurden fast ganz vernachlässigt. Statt die Geschichte der Krankheiten mit Eifer zu studiren und zu ergründen, schwatzte man über die unnützesten Dinge. Nicht ersprießlicher waren die Reisen, die man in derselben Absicht im 12. oder 13. Jahrh. nach Italien und Frankreich machte. Vorzüglich besuchte man die Schulen von Montpellier und Paris, wo der Unterricht in der Medicin sich auf einfache Vorlesungen und ewige Commentationen der dunkelsten Gegenstände beschränkte. Selbst als man zu Ende des 15. Jahrh. die Werke der alten griechischen Aerzte zu drucken anfing, fuhr man fort, sich mit Erklärungen und Wortstreiten zu beschäftigen. Es verflossen noch 2 Jahrhunderte bis zur Wiederherstellung der klinischen Studien. Als die Begrüuder derselben in Holland nennt man Wilhelm von Straten, Otho Heurnius, Sylvius, gegen die Mitte des 17. Jahrh. Auch rühmt man von den Schulen zu Hamburg, Wien und Strasburg, um diese Zeit klinische Institute errichtet zu haben. Boerhaave selbst, der 1714 den klinischen Unterricht des Sylvius zu Leyden fortsetzte, hat von den Tagebüchern seiner Beobachtungen keine Rechenschaft gegeben und sich darauf beschränkt, in sehr merkwürdigen akademischen Reden allgemeine Grundsätze der Medicin aufzustellen. Der Einfluß dieser berühmten Schule wurde zunächst in Edinburg und später in Wien bemerkbar: zwei Schulen, deren Ruf in der Klinik bald Leyden, ihre gemeinschaftliche Mutter, verdunkelte. Einer der berühmtesten Lehrer der praktischen Arzneikunde zu Edinburg, Cullen, hing zu sehr an den spitzfindigen Theorien über den kranken Organismus und die Entwickelung der nächsten Ursachen der Krankheiten, als daß er in seinen Vorlesungen eine strenge Methode hätte befolgen und genaue Geschichte der in den Krankenstuben von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende beobachteten Krankheiten zur Basis nehmen können. Was im Laufe des 18. Jahrh. in Italien, Deutschland und Frankreich für klinische Institute geschah, beweist einerseits, daß man ihre Wichtigkeit immer mehr und immer allgemeiner einzusehen anfing, andrerseits, mit welchen Schwierigkeiten die Einrichtung solcher Anstalten verbunden ist. Wir gehen sogleich auf die wiener Schule über, die durch van Swieten, de Haen und besonders durch Stock ein Muster des klinischen Unterrichts wurde, indem man öffentliche Vorlesungen in den Hospitälern selbst hielt und zur Einfachheit der griechischen Arzneikunde zurückkehrte. Die Ausübung der Medicin in den Hospitälern war im Allgemeinen in Frankreich nur ein indirectes Mittel, um das öffentliche Zutrauen zu erlangen, bis zu dem Zeitpunkte

der allgemeinen Wiederherstellung der medicinischen Studien und der Errichtung der Ecole de santé. Erst damals wurde der klinische Unterricht ausdrücklich eingeführt. Gegenwärtig hat fast jede wohl eingerichtete Lehranstalt auch ihre Klinik, d. h. ein Hospital, in welchem der Unterricht an Kranken ertheilt wird. Ambulatorische Klinik nennt man sie, wenn die Kranken nur zu bestimmten Stunden sich daselbst einfinden; Polyklinik, wenn sie von dem Lehrer und den Schülern in ihren Wohnungen besucht werden.

Klio, eine Tochter des Zeus und der Mnemosyne und eine von den 9 Musen, ihren Schwestern, mit welchen sie unfern des Gipfels des Olymps in einem Pallaste neben dem des Himeros und der Grazien wohnt. Sie ist die Muse der Geschichte und des Ruhmes und wird gewöhnlich mit einem Lorberkranze auf dem Haupte, einer Trompete in der Rechten und einer Bücherrolle in der Linken abgebildet.

Klopstock (Friedrich Gottlieb), einer der ausgezeichnetsten Dichter Deutschlands, geboren 1724 in Quedlinburg. Sein Vater war Commissionsrath daselbst und hatte ein paar Jahre das Amt Friedeburg, im brandenburg. Antheile von Mansfeld, in Pacht. An diesem Orte und in seinen schönen Gegenden verlebte der Dichter einen Theil seines Knabenalters in ländlicher Freiheit, fern von dem städtischen Schulzwang. Ein Hauslehrer brachte ihm die ersten Kenntnisse bei, bis er im 13. Jahre auf die sächsische Schulpforte kommen sollte; nun griff er das Latein und Griechische mit Eifer an, um dort gleich in eine höhere Classe gesetzt zu werden. Auf der Pforte blieb Klopstock bis 1745, und hier war es, wo sich sein Charakter als Mensch und Dichter entwickelte und selbst schon Festigkeit gewann. Er setzte sich hier in den alten Sprachen fest, lernte die innere Vortrefflichkeit der classischen Schriftsteller kennen, ward gewahr, daß sie die wahren Muster des Schönen sind, und fühlte früh den Trieb, ihnen nachzueifern. Er übte sich fleißig in schriftlichen Aufsätzen in Prose und Versen, und machte unter andern poetischen Versuchen auch Schäfergedichte, damals die Lieblingsbeschäftigung der poetischen Köpfe auf den deutschen Schulen. Viel las er nicht, aber die allerbesten Bücher, die er haben konnte, und die studirte er mit gespannter Aufmerksamkeit und mit Prüfung. Allein sein Hauptstudium, das Buch, welches er am meisten und liebsten las, war — der Mensch. Seine Mitschüler wurden dem stillen Beobachter lehrreicher als Schule und Bücher. Schon um diese Zeit hatte er den Entschluß gefaßt, ein großes episches Gedicht zu schreiben, woran es uns Deutschen damals noch gänzlich fehlte. Im Herbst 1745 verließ er die Pforte und ging, um Theologie zu studiren, nach Jena. Hier hörte er die gewöhnlichen Vorlesungen und übte sich daneben in seiner Kunst; ja schon damals soll er die drei ersten Gesänge der „Messiade“ größtentheils ausgearbeitet haben. Allein es gefiel ihm nicht lange in Jena, und um Ostern 1746 ging er nach Leipzig. Auf diesem Musensitze ward er bald mit den jungen Freunden der Dichtkunst bekannt, die sich zu einer Art von gelehrter Gesellschaft vereinigt hatten, um durch gegenseitige Kritiken ihrer schriftlichen Versuche ihren Geschmack zu bilden und die das Beste davon in den „Bremischen Beiträgen“ herausgaben. In dieser Zeitschrift ließ er auch die drei ersten Gesänge der „Messiade“, ohne seinen Namen, abdrucken, dichtete um diese Zeit schon einige vortreffliche Oden und bildete den deutschen Hexameter aus. 1748 verließ Klopstock die Akademie und ging nach Langensalza

in Thüringen, wo er die Aufsicht über die Kinder eines Verwandten übernahm und daneben seine epischen und lyrischen Arbeiten mit Eifer fortsetzte. Eine unglückliche Liebe stürzte ihn in eine langanhaltende Schwermuth, wovon alle seine damaligen Werke Spuren tragen und die erst nach mehren Jahren völlig wieder zerstreut wurde. Die „Messiade“ machte in Zeit von wenigen Jahren nach ihrer Erscheinung in Deutschland allgemeines Aufsehen, überall fand sie Freunde und Feinde, Bewunderer und Tadler; sie hatte aber ihren Beifall anfangs eben sowohl dem frommen Stoffe als ihren poetischen Schönheiten zu danken; junge Prediger führten sie auf den Kanzeln an, und nannten den Namen Klopstock's neben den heiligen Namen der Propheten. Aber die alten Theologen glaubten, das Gedicht entweihe durch seine verwegenen Fictionen die Religion, vermische die heilige Geschichte mit Fabeln und bringe die Orthodoxie in Gefahr. Nirgends hatte das Gedicht einen stärkern und vortheilhaftern Eindruck gemacht als in der Schweiz, daher luden Bodmer und seine Freunde den Dichter zu einem Besuch ein. Er reiste im Sommer 1750 in Gesellschaft des Philosophen Sulzer nach Zürich, wo man ihn mit offenen Armen empfing und sich beeiferte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er wohnte bei Bodmer'n, und dieser sah jetzt seinen Gast mit nicht viel andern Augen an, als ein Gläubiger einen heiligen Dichter oder alten Propheten, wenn einer wieder käme, ansehen würde; daher es ihm beinahe eine Entweihung seines heiligen Berufes schien, wenn sich der Sänger des Messias in die muntere Gesellschaft jüngerer Freunde ziehen ließ. Dieser machte von Zürich aus in Gesellschaft einiger Freunde auch verschiedene kleine Reisen in die umliegenden Cantons. Klopstock war noch in der Schweiz, als ihn der König Friedrich V. von Dänemark nach Kopenhagen berief und ihm einen anständigen Gehalt anbot, damit er sich ganz dem angefangenen Gedichte vom Messias widmen könnte. Diesen Ruf hatte er der Empfehlung des Grafen von Bernstorff zu danken, der seine großen Talente schätzte. Der Dichter verließ nun 1751 die Schweiz, dichtete bei der Abreise noch die beiden Oden Friedrich V. und nahm sodann seinen Weg nach Kopenhagen über Sachsen und Quedlinburg, wo er seine Familie sah; über Braunschweig, wo er einige seiner akademischen Freunde, und über Hamburg, wo er Hagedorn besuchte, und die berühmte Cidli (nach ihrem eigentlichen Namen Margaretha Moller), ein geistreiches Mädchen und eine bewundernde Leserin seines Messias, kennen lernte. Diese Bekanntschaft verwandelte sich von beiden Seiten gar bald in eine zärtliche Liebe, worin wir unter den Oden des Dichters noch so manches vortreffliche Denkmal besitzen. Aber ihre eheliche Verbindung verzog sich bis 1754. In Kopenhagen lebte Klopstock größtentheils still und eingezogen; doch kam er zuweilen auch an Hof, wo man ihm mit Achtung begegnete, weil man sah, daß ihn der König hochschätzte und sehr oft seiner besondern Gnade versicherte. Er pflegte den König zu begleiten, wenn er den Sommer auf einem ländlichen Lustschlosse zubrachte, oder wenn er eine Reise nach Holstein that. Bei solchen Gelegenheiten sah der Dichter auch seine Geliebte in Hamburg, daher die verschiedenen Abschiedsoden an Cidli. Bis zur Erblassung seines großen Gönners und Freundes Bernstorff, um 1771, lebte er in Kopenhagen; seit dieser Zeit aber wohnte er in Hamburg mit dem Charakter eines königl. dänischen Legationsraths und markgräflich badenschen Hofraths. Das letzte Prädicat, nebst einem

Jahrgeld, gab ihm der nachherige Großherzog Friedrich von Baden, welcher ihn 1775 nach Karlsruhe einlud, wo sich der Dichter auch ein Jahr lang aufgehalten hat. An der franz. Revolution nahm Klopstock einen sehr warmen Antheil; früh erklärte er seinen Civismus, früh sang er der neuen Freiheit Hymnen, und die Neufranken schenkten ihm das Bürgerrecht; aber das Böse, das die Staatsveränderung, freilich zum Theil durch ihre Schuld, in der Folge nach sich zog, entwand ihnen sein Herz wieder. Seine letzten Kräfte wandte der vortreffliche Greis an eine neue Auflage seiner sämmtlichen Werke, die mit aller Pracht in Göschen's Officin erschien. Nun näherte er sich sichtbar dem Grabe, ein langwieriges Fieber sog den ausgetrockneten Körper vollends aus, und 1803 verschied er, nachdem sein Bewußtseyn stark und ungeschwächt geblieben war, bis auf wenige Tage vor seinem Tode. Die beiden Städte Hamburg und Altona wetteiferten, dem ehrwürdigen Todten eine rührende Begräbnißfeier zu bereiten, und seine Gebeine ruhen nun auf dem ländlichen Kirchhofe zu Ottensee, neben seiner geliebten Cidli, die ihm schon 1758 nach einer unglücklichen Niederkunft entrissen worden war, und deren Grab er oft besucht hatte. Klopstock hat sich unsterbliche Verdienste um die deutsche Literatur erworben: wie ein gewaltiger Heros hatte er die Fesseln zersprengt, in welchen die deutsche Sprache und Poesie ein kurzathmiges Leben führten. Sein erstes Auftreten als Dichter machte einen außerordentlichen Eindruck. Er hatte sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern gegen den höchsten denkbaren Gegenstand gewendet. Der Messias sollte durch ihn aufs Neue verherrlicht werden. Die Idee zu seinem „Messias" hatte er von Milton entlehnt, den Klopstock durch lyrischen Gehalt, musikalischen Wohlklang und Glanz der Darstellung bei weitem übertrifft, während er jedoch in Hinsicht auf das Plastische und Dramatische dem brit. Dichter nachsteht. Ueberhaupt ist der „Messias" viel weniger ein Epos, als ein großer Hymnus auf die Mysterien der Erlösung, ein Chorus, in dem sich die Geister der höhern Welten vernehmen lassen. Als lyrischer Dichter ist Klopstock der Pindar der neuern Poesie genannt worden, aber er übertrifft den griechischen Dichter an Stärke des Gefühles; Liebe, Freundschaft, Religion und Patriotismus sind die Quellen seiner Begeisterung. Anfangs schloß er sich an die Horazischen Sylbenmaße an, später bildete er eigene. Ein großer Fehler seiner lyrischen Gedichte ist aber ihre Dunkelheit; auch ist die Anwendung der Mythen aus der „Edda" ganz unstatthaft, denn es ist vorerst noch sehr zweifelhaft, ob diese Mythen jemals in Deutschland geblüht und gelebt haben, dann ist auch nur die Mythologie in der Poesie zu gebrauchen, die entweder in der Religion des Volkes noch lebt, oder wenigstens so allgemein bekannt und verständlich ist, wie die Griechische. Klopstock's Trauerspiele sind in Deutschland mit einer Kälte aufgenommen worden, die im auffallendsten Gegensatze stand mit dem glühenden Enthusiasmus, den sein „Messias" erregt hatte. Sie sind gleichsam in einem lapidarischen Styl geschrieben; auch ist nicht zu leugnen, daß der ruhige Stolz, in dem sie sich geben, zuweilen herbe und schroff wird, und daß das Ganze sich wie ein kühner, harter Fels erhebt. Bedeutend treten hervor seine vaterländische Schauspiele, „Hermanns Schlacht", „Hermann und die Fürsten" und „Hermanns Tod": die Chöre in diesen Dramen sind vom höchsten lyrischen Schmuck und athmen die glühendste Vaterlandsliebe und den kühnsten Patriotismus. Auch hat sich Klopstock ein gro-

ßes Verdienst um den grammatischen Theil unserer Sprache erworben; tief drang er in das Wesen der Sprache in seinen „Fragmenten über Sprache und Dichtkunst", seiner „Gelehrten Republik" und in seinen „Grammatischen Gesprächen", welches in frühern Jahrzehnten verkannt und erst später gehörig gewürdigt worden ist. Klopstock's „Werke" erschienen Lpz. 1798—1817, 12 Bde., 4.; neuerdings auch in einer Taschenausgabe. Zu seiner Biographie dienen: C. F. Cramer's „Klopstock, Er und über ihn" (2. Aufl., Leipzig 1782—93, 5 Thle., und Beil.); „Klopstock und seine Freunde"; „Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich und mit Gleim, Schmidt, Fanny, aus Gleim's briefl. Nachlasse herausgeg. von Klamer Schmidt" (2 Thle., Halberst. 1810); „Auswahl aus Klopstock's Nachlaß" (Leipzig 1821, 2 Bde.) und Heinr. Döring: „Klopstock's Leben", mit Klopstock's Portrait nach Juel v. Bolt und einem Facsimile (Weim. 1825). Seine Säcularfeier ist den 2. Jul. 1824 zu Quedlinburg und zu Altona würdig begangen worden. Der Grund zu einem Denkmal ist ihm in dem nahe bei Quedlinburg gelegenen Lusthölzchen, der Brühl genannt, 1830 gelegt worden. Dasselbe besteht hauptsächlich in einem bronzenen Brustbilde von Rauch's Meisterhand. Die Idee zur Anlage des Ganzen gab Schinkel. (S. „Klopstock", Quedlinb. 1824; u. „Klopstock's hundertjähriges Ehrengedächtniß", Ebend. 1824).

Kloska (Kloschka, Gloska), s. Horiah.

Klöster. Schon frühe gab es Christen, die den h. Johannes den Täufer und die Propheten nachahmten und sich in die Einöde zurückzogen, um ihr Leben im Gebete, Fasten und andern Bußübungen hinzubringen; man nannte sie Ascetes, d. h. Menschen, die harte Bußwerke üben. Jesus Christus hatte durch seinen 40tägigen Aufenthalt in der Wüste und durch seine Gewohnheit, von Zeit zu Zeit in der Einsamkeit zu beten, das Beispiel gegeben. Der Ursprung des klösterlichen Lebens wird sehr natürlich erscheinen, wenn man sich den Geist der damaligen Zeiten und die Verhältnisse, worin die ersten Christen standen, sich vergegenwärtiget. Während den Verfolgungen, welche die Gläubigen die ersten 3 Jahrh. erduldeten, verbargen sich Viele aus Aegypten und der pontischen Provinz in Einöden, um sich den Nachforschungen und Qualen zu entziehen. Sie gewannen Geschmack an der Einsamkeit und beharrten entweder in der Abgeschlossenheit von der Welt, oder kehrten in der Folge zu der alten Freundin zurück. Der h. Paul war der erste Einsiedler; er floh 259 in die Wüste von Thebais, um den Händen seiner Verfolger zu entgehen; von Kräutern und Wurzeln lebte er dort bis in sein 114. Jahr in einer Höhle. Ihm folgten der h. Antonius, Aegypter wie er, an den sich viele schlossen; alle lebten in abgesonderten Zellen. Im folg. Jahrh. sammelte Pachomius die Zerstreuten in verschiedene Klöster (Monasteria) und Gesellschaften zu 30—40 Mönchen und schrieb ihnen eine gemeinschaftliche Regel vor. Hierdurch entstand der Unterschied zwischen Cenobiten oder Mönchen, welche in Gemeinschaft lebten, und Einsiedlern oder Anachoreten, die ein abgesondertes Leben führten. Alle Klöster erkannten als Oberhaupt denselben Abbas (Vater) und versammelten sich jährlich um ihn, um die Ostern zu feiern. Man behauptet, daß die Anzahl der Mönche in den verschiedenen Gegenden Aegyptens zu Pachomius Zeiten sich über 60.000 belaufen habe; etwas übertrieben mag diese Angabe wohl seyn. Die Einsiedler nährten sich von Datteln und Wurzeln. Die Cenobiten verfertigten aus den Blättern der Palme Hausgeräthe,

aus dessen Verkauf sie den nöthigen Unterhalt zogen. 306 errichtete Hilarius, nach dem Muster der ägyptischen Klöster in Palästina; von hier aus breitete sich das Mönchswesen in Kurzem nach Syrien, Armenien, Pontus, Kappadocien und den meisten Provinzen Asiens. Basilius, welcher die Mönchsinstitute in Aegypten kennen lernte, brachte eine Verfassung und allgemeine Ordnung in dieselben; indem er für die Mönche eine Regel entwarf. Man fand sie so zeitgemäß und dem damaligen Ascetengeiste so genehm, daß alle sie annahmen und sie noch bis auf diesen Tag von den Mönchen im Orient befolgt wird. 340 gab Athanasius das Leben des Antonius in Italien heraus und hauchte den Abendländern die Liebe zum Mönchsleben ein. Wo in Italien das erste Kloster erbaut wurde, ist nicht bekannt. Gegen das Ende dieses Jahrh. fand das klösterliche Leben auch in Gallien Eingang; der h. Martin, der ums Jahr 400 starb, brachte es in Aufnahme. Bald darauf gründete der h. Honoratus das berühmte Kloster von Lerin nach dem Muster der orientalischen. Bisher gab es noch keine eigentlichen Klostergelübde und feierlichen Professionen; erst im 6. Jahrh. brachte sie der h. Benedict von Nursia auf. Er entwarf eine Gesetzgebung für das Kloster, das er 529 zu Montecasino bei Neapel erbaut hatte, sie wurde bald unter den abendländischen Mönchen allgemein. Zwar war sie nicht so strenge, als die des h. Basilius, doch ist es ihrem wohlthätigen Einflusse zuzuschreiben, daß von jetzt an die Klöster Sitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit, der Arbeit und Gelehrsamkeit wurden. Missionnaire gingen von ihnen aus, Wälder und Einöden wurden von den arbeitsamen Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um den Anbau des Bodens und um die Bekehrung und Bildung der germanischen und slawischen Völker erwarben sie sich vom 6. bis ins 7. Jahrh. die wesentlichsten Verdienste. Diese gemeinnützigen Verdienste der Klöster erwarben ihnen Achtung, Zutrauen und Liebe; Fürst und Unterthan suchten sie in ihrem schönen Streben zu unterstützen; man gab ihnen Privilegien und Rechte und überhäufte sie mit Vermächtnissen und Gaben. Zu ihren Verdiensten um die menschliche Gesellschaft traten noch die, welche ihnen der damalige religiöse Geist zuschrieb und die Vorzüge, mit denen sie der päpstliche Stuhl ausstattete. Dieses war für sie eine ergiebige Quelle des Reichthums und des Ansehns; auf der andern Seite gaben aber diese wieder im Laufe der Zeit die Veranlassung zur Ausartung der klösterlichen Zucht. Müßiggang und Schwelgerei zogen mit einem Gefolge von andern Lastern in die ehemaligen Sitze der Frömmigkeit und des Fleißes. Ihr Verfall wurde noch durch eine Gewohnheit der Karolinger beschleunigt, reiche Klöster und Abteien an Grafen und andere Adeligen zur Belohnung zu verschenken. Solche Laienäbte geizten nur nach dem Genuß der großen Einkünfte und kümmerten sich wenig um die Sittlichkeit der Klöster. Ein andere Ursache der Abweichung der Klöster von dem Geiste ihrer Institute lag in der kriegerischen und raubgierigen Roheit jener Zeiten und in den Verwirrungen, welche aus dem Feudalsysteme hervorgingen. Die Schamlosigkeit, mit welcher der Adel die Klöster plünderte und sich ihrer Einkünfte unter dem Vorwande des Schutzes bemächtigte, zwang manchen Abt, die Erpressungen mit Gewalt abzuschlagen und sich selbst zu vertheidigen; sie bewaffneten ihre Vasallen, stellten sich mit ihren Mönchen dan die Spitze und wurden Krieger. Jetzt wurde alle Zucht aufgelöst, er Sinn für das kanonische Leben ging verloren; die Mönche fanden

keinen Geschmack mehr an den Wissenschaften und das stürmisch-rohe Leben verdrängte die stillen Tugenden, wodurch sich die Klöster früher auszeichneten. Im 10. Jahrh. versuchte der h. Odon, Abt von Clugny, in seinem Orden eine Reform; doch war sie nicht durchgreifend und beschränkte sich nur auf kleinliche Dinge. Die Schriftsteller jener Zeit schildern einstimmig die Klöster als Sitze der Unwissenheit, der Betrügerei, des ewigen Streites, der Zügellosigkeit, der Laster und Gottlosigkeit. Doch wurden die Mönche hierin von den weltlichen Geistlichen übertroffen. Im 11. Jahrh. wurde das Bedürfniß, die Klöster einer neuen Gestalt zu unterwerfen, lebhaft gefühlt; mehre Heiligen stifteten Orden und erneuerten in denselben die ganze Strenge der Benedictinischen Regel. Andere gaben der Regel Benedicts eine eigene, neue Gestalt und stifteten im 11. und 12. Jahrh. mehre Orden, mit einer großen Anzahl von Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstammes der alten Benedictiner ebenso viele, durch einen stolzen und eifersüchtigen Conföderationsgeist eng verbundene Mönchsstaaten bildeten. Die Bettelmönche kamen um diese Zeit stark in Aufnahme; sie leisteten Anfangs große Dienste, indem ihr Eifer und die Reinheit ihrer Sitten dem Volke Achtung und Zutrauen einflößten: doch bald mißbrauchten sie ihren Einfluß und den großen Schutz, den die Fürsten und Päpste ihnen gewährten; sie mischten sich in alle Sachen, drängten sich in geistliche Würden und Aemter, suchten das Herz der Pfarrkinder von ihrem Hirten abzuziehen, griffen die Rechte des Bischofs an, veranlaßten Streit und Verwirrungen auf den Universitäten, an denen sie Lehrstühle besaßen, verführten die Unwissenden durch falsche Offenbarungen und Mirakel und ermüdeten die Päpste mit ihren Streitigkeiten und Irrthümern. Viele Klöster wußten sich von der bischöfl. Gerichtsbarkeit zu befreien und sich während den Kreuzzügen auf Kosten der Kreuzfahrer zu bereichern, die, um Geld zu dem Zuge nach Orient sich zu verschaffen, den Klöstern ihre Güter verpfändeten und im Falle, daß sie nicht wiederkehrten, sie ihnen ganz überließen. Eine andere Ursache ihrer großen Reichthümer war der Gottesfrieden, die Unverletzlichkeit dieser religiösen Institute. Das Privateigenthum der Wehrlosen war in jenen unruhigen Zeiten des Faust- und Raubrechts höchst unsicher; man vertraute es daher den Klöstern an; der Bauer gab sich selbst und seine Habe ihnen als leibeigen hin und genoß unter ihrem Schutze gegen eine mäßige Abgabe der Ruhe und des Friedens. Durch die Schätze und die weitläufigen Besitzungen der Klöster wurde, als der Reformationseifer sich abgekühlt hatte, wieder der Grund zu ihrer spätern Ausartung gelegt, und in kurzer Zeit wiederholten sich die Scenen der Sittenlosigkeit der frühern Jahrhunderte. Durch ihre Exemptionen und die Privilegien, welche die Päpste ihnen verliehen hatten, deren Interesse mit der Macht der Ordensgesellschaften verbunden war, wurden sie gänzlich dem Einflusse der Bischöfe und den weltlichen Fürsten entzogen, weßwegen diese mit keinem Verbesserungsplane durchdringen konnten. So stand es mit ihnen, als die Reformation in einem großen Theile Deutschlands sie als unzweckmäßig und verderblich aufhob, und den Häuptern der kathol. Kirche die Nothwendigkeit zeigte, mit ihnen eine Veränderung vorzunehmen. Dieß geschah auf dem Concilium zu Trident, wo durch Beschlüsse die Gesetze, auf denen die alte klösterliche Zucht beruhte, eine größere Kraft erhielten. In den protest. Ländern wurden die eingezoge-

nen Klostergüter theils zum Fiscus geschlagen, theils zu guten Zwecken als: zur Errichtung von Schulen, Universitäten, Akademien, zur Belohnung verdienter Geistlichen, zu Versorgungsanstalten adeliger Fräulein, verwandt. Im 18. Jahrh. endlich hatten sie sich selbst in kathol. Ländern überlebt; mit der allgemeinen Verbreitung der Wissenschaften, mit der richtigern Schätzung des Lebens, dessen Werth nicht bloß im Beschaulichen, sondern im Wirken und Thätigseyn besteht, und mit dem Sinken der päpstlichen Macht gegen die Fürsten, sanken auch sie immer tiefer in der Meinung des Volkes; man nahm ihnen viele Rechte, schränkte sie ein und verstopfte die Quellen, sich neue Reichthümer zu erwerben. Ihre frühern Verdienste waren vergessen. Joseph II. hob 1781 die Klöster einiger Orden ganz auf und schränkte die, welche er bestehen ließ, auf eine bestimmte Zahl von Religiosen ein und setzte sie außer alle Verbindung mit auswärtigen Obern. In Frankreich wurde 1790 die Abschaffung aller Orden und Klöster decretirt, welchem Beispiele sowohl die diesem Reiche einverleibten Länder als auch im 19. Jahrh. unter Napoleons Schutz alle kathol. Staaten des Festlandes, außer Oestreich, Spanien, Portugal, Neapel, Polen und Rußland, folgten. Die Absicht dieser Aufhebung schien indeß mehr eine wohlberechnete Finanzmaßregel als ein Werk der Humanität zu seyn. In Preußen wurde für die vertriebenen Religiosen gesorgt und, nach Josephs Beispiele, der durch die Säcularisationen gewonnene Reichthum den Fonds des Kirchen- und Schulwesens zum Theil zugewendet; wo aber das franz. System galt, fielen die Klostergüter dem landesherrlichen Fiscus zu, und den Religiosen fehlte es bisweilen am Nothwendigen. Die neuesten Zeitereignisse haben indeß ihr Schicksal in Italien sehr verbessert, und der Papst hat in seinen mit Neapel und Baiern geschlossenen Concordaten die Errichtung neuer Klöster und die Erhaltung der noch bestehenden gesichert. In den östreich. Staaten ließ man manches Kloster aussterben. Diejenigen aber, welche sich durch Erziehung, besonders der weiblichen Jugend, und durch Krankenpflege verdient machen, sollen auch in Zukunft beibehalten werden. Ebenso ists im preuß. Staate. S. Chabot's „Encyclopédie monastique“ (Paris 1827), und aus Handschriften in den Archiven zu Neapel aus dem Ital. übers. „Le Convent de Bajano, chronique du 16. siècle“ (Paris 1829).

Klostergelübde, s. Gelübde und Armuth.

Klotho, s. Parzen.

Klotz (Christian Adolf). Dieser einst berühmte, zuletzt aber wegen seiner literarischen Streitigkeiten berüchtigte Gelehrte wurde geb. 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz. Den ersten Unterricht in der griech. und röm. Literatur erhielt er auf der Schule zu Görlitz; von hier ging er nach Leipzig und 1760 nach Jena, wo er mit Eifer die philologischen Studien fortsetzte. 1762 ward er als außerordentlicher Professor nach Göttingen berufen und erhielt 1764 eine ordentliche Professur. 1765 folgte er dem Rufe, den er durch seinen Gönner Quintus Icilius von Friedrich II. als Hofrath und Professor der philosophischen Beredtsamkeit nach Halle erhielt. Er starb 1771; ein ausschweifendes regelloses Leben verursachte seinen frühen Tod. Klotz hat sehr viel geschrieben; seine lateinischen Gedichte, seine „Historia nummorum“, seine Werke über das Studium des Alterthums und über den Nutzen und Gebrauch alter geschnittener Steine und ihrer Abdrücke u. s. w. haben am meisten seinen

Ruf als Gelehrter begründet. Auch war er fleißiger Mitarbeiter an der „Allgem. deutschen Bibliothek“, in welcher seine Abhandlungen mit K. bezeichnet sind. Als diese Zeitschrift aber diese Werke angriff, regte er eine Gegenpartei gegen dieselbe auf, welcher man den Namen der Klotzianer gab. Seine literarischen Streitigkeiten mit den berühmtesten Männern seiner Zeit bereiteten jedoch bald ihm und seinen Anhängern den Sturz. Besonders wurde dieser durch Lessing, seinen witzigsten und scharfsinnigsten Gegner, beschleunigt, der, wie Herder in seinem Aufsatze über Lessing sich ausdrückt, in seinen „Briefen antiquarischen Inhalts“ zwei Bären gegen Klotz und seine Brut schickte. Uebrigens war Klotz ein genialer Kopf, fruchtbar an Ideen, die er schnell auffaßte und weiter ausbildete. Bei vielen Mängeln in seiner wissenschaftlichen Bildung besaß er eine tiefe Kenntniß der griech. und latein. Sprache. — 2) (Mathias), ein geborner Strasburger, lebte von 1748—1821; k. baierischer Hofmaler, hatte in seiner Vaterstadt Haldenwang, dann in Stuttgart Guibal und Scoti zu Lehrern. Hierauf malte er in Mannheim Portraits und Landschaften, dann seit 1778 in München, als Hoftheatermaler, viele landschaftliche Decorationen für die Bühne und gab später (München 1816) seine „Farbenlehre“ heraus, das Resultat beharrlicher und scharfsinniger Untersuchungen.

Klügel (Georg Simon), Professor der Mathematik und Physik zu Halle und mehrer Akademien Mitglied, geb. den 19. Aug. 1739 zu Hamburg, erhielt daselbst die erste Bildung; Richey, Reimarus und Büsch waren seine vorzüglichsten Lehrer. Er sollte Theologie studiren; allein Neigung und die Bekanntschaft mit Büsch zogen ihn zu dem Studium der Mathematik hin, doch hörte er in Göttingen die Vorlesungen der Theologen, vorzüglich Michaelis, studirte alte und neue Sprachen mit Eifer, aber Kästner entschied seine Vorliebe zur Mathematik. Von Göttingen ging er nach Hanover, wo er 2 Jahre das „Hanöv. Magazin“ herausgab; dann ward er 1766 als ordentlicher Professor der Mathematik nach Helmstädt berufen. Hier schrieb er seine „Sphärische Trigonometrie“ 1769, welcher eine Ueberf. der Priestley'schen „Geschichte der Optik“, a. d. Engl., und seine „Dioptrik“ folgten. Späterhin veranlaßte ihn sein Freund Nicolai, mit dem er als Mitarbeiter an der „Deutschen Bibl.“ in Verbindung stand, die „Encyklopädie“ (in einem zusammenhängenden Vortrage, 7 Thle., 3. Aufl., Berlin 1806 fg.; der 7. Theil von Stein erschien 1817) zu bearbeiten, aus welcher, im Verein mit seinen Collegen, Velthusen, Henke, Bruns und Erell, die „Vernunftkenntnisse“ hervorgingen, welche für eine Mission nach Nordamerika bestimmt waren. 1788 kam er als Karsten's Nachfolger nach Halle, wo er mit Beifall seine Wissenschaft lehrte und 3 Thle. seines „Mathematischen Wörterb.“ ausarbeitete, dessen Fortsetzung sein Tod, 4. Aug. 1812, unterbrach.

Klytämnestra, des Tyndareus, Königs zu Sparta, und der Leda Tochter, Schwester der Helena, des Kastor und Pollux, der Timandra und der Philonoe, war an den Tantalus, den Sohn des Thyestes, verlobt. Agamemnon tödtete aber ihren Geliebten und verehelichte sich mit ihr. Sie gebar ihrem Gemahl die Iphigenia, Elektra und den Orestes (s. d.). Als Agamemnon (s. d.) vor Troja zog, vertraute er sie dem Schutze eines Barden, welcher über ihre Tugend wachen und ihr ein angenehmer Gesellschafter seyn sollte. Allein Aegisthus fand sich bei ihr ein, und so gut sie auch war, erlag sie seinen Schmeicheleien.

Jetzt gab sie ihren Aufseher den wilden Thieren auf einer öden Insel preis und folgte dem neuen Geliebten in seine Heimath. Agamemnon kehrte mittlerweile von Troja zurück, und da er eine andere Gemahlin, Kassandra, mit sich führte, wurde er von Aegisthus und Klytämnestra bei einem Gastgebote getödtet. Schreckliche Gewissensbisse folterten sie ob diesem Morde, und nicht selten erschien ihr im Traume ein Drache mit blutigem Kopfe und verwandelte sich in den Agamemnon. Nach einem Orakelspruche übernahm Orestes die Blutrache und erstach den Aegisthus und die Klytämnestra. — Des Sophokles Tragödie „Klytämnestra" ist verloren gegangen.

Knall, ein plötzlicher heftiger Schall, der durch Mischung des Wasserstoffgases zur atmosphärischen Luft entsteht. — **Knall-Gold, Platz-Gold**, ein Niederschlag des Goldes aus einer Auflösung in Königswasser, vermittelst des fixen Laugensalzes. Die Goldauflösung wird mit 6 Mal so viel Wasser verdünnt und das Alkali nach und nach hinzugegossen, worauf das Gold sich in Gestalt eines strohgelben Kalkes niederschlägt, welcher vorsichtig abgespühlt und getrocknet, an Gewicht ein Fünftel mehr beträgt als das angewendete Gold. Dieser Niederschlag zerplatzt bei geringer Erhitzung, die schon durch bloßes Reiben entstehen kann und die Siedhitze des Wassers nur sehr wenig übertrifft, mit einer gewaltigen Explosion und einem heftigen Knalle, welches Phänomen in verschlossenen Gefäßen ebensowohl als an der freien Luft erfolgt. — **Knall-Kügelchen**, kleine hohle Glaskugeln mit etwas Wasser, welche auf glühenden Kohlen, wo das Wasser durch die Hitze und Dämpfe verwandelt wird, mit einem heftigen Knalle zerspringen; 2) leere an der Lampe geblasene Glaskugeln, welche, wenn sie zerbrochen werden, knallen, weil die innere Luft durch Hitze der Lampe äußerst verdünnt worden ist, daher also die äußere Luft mit einem Knalle eindringt, sobald die gläserne Hülle geöffnet wird. Bei diesen Kugeln werden die Glasstücken einwärts getrieben, bei den ersten hingegen herumgeworfen. — **Knall-Luft** ist eine Vermischung von Wasserstoffgas mit atmosphärischer Luft. — Andre Körper hingegen explodiren durch einen bloßen Schlag, wie vorzüglich ein Gemenge von 20 Theilen hyperoxygenirt salzsaurem Kali, 2 Theilen Schwefel und 2 Theilen Kohle; und noch andre bei bloßer Berührung mit der Luft, wie das Phosphor-Wasserstoffgas, und besonders eine neuerlichst entdeckte Substanz, das oxygenirt salzsaure Salpeterstoffgas in Verbindung mit Phosphor oder Schwefel. — **Knall-Pulver**, eine Mischung von 3 Theilen Salpeter, 2 Theilen trockenem Weinsteinsalze und 1 Theile Schwefel, welche bei einer allmäligen, bis zur Entzündung gehenden Erhitzung mit einem heftigen Knalle auf einmal abbrennt. In einem blechernen Löffel über gelindem Kohlfeuer fängt es erst an zu schmelzen, worauf eine blaue Flamme entsteht und zugleich ein Schlag erfolgt, der für das Gehör äußerst empfindlich ist. Auch findet man oft den Löffel durchbohrt und die Ränder des Loches nach außen gebogen. Bei einer plötzlichen Erhitzung sind die Wirkungen weit schwächer, und auf glühende Kohlen geworfen knistert das Knallpulver nur mit einem mäßigen Geräusche. — **Knall-Quecksilber** wird durch Auflösung des Quecksilbers in Salpetersäure und Niederschlagung dieser Auflösung durch Alkohol in Gestalt eines Pulvers bereitet, welches sich wie Schießpulver entzünden läßt, nicht so stark knallt wie Knallgold, aber doch im Stande ist, einen Flintenlauf zu zerstören. Selbst unter

der Luftpumpe, bei 368° Fahrenh., entzündet es sich, sehr laut blitzt es auf einem elektrischen Funken, noch lauter durch Reiben, am lautesten durch einen Schlag mit dem Hammer. Doch kann es das gewöhnliche Schießpulver nicht entzünden. Man erhält das Knallqueckſilber, wenn man 100 Gran Queckſilber in 1½ Kubikzoll Salpeterſäure mittelſt der Hitze auflöſt, die Auflöſung erhitzt, dann den Niederſchlag auf Fließpapier bringt, denſelben mit deſtillirtem Waſſer wohl abwäſcht und bei einer Wärme des ſiedenden Waſſers trocknet. — Knall-Silber, ein Niederſchlag des Silbers auf ſeiner Auflöſung in Salpeterſäure vermittelſt des Kalkwaſſers, welcher, mit reinem Waſſer abgeſüßt, ſelbſt ohne Mitwirkung einiger Wärme, durch bloße Reibung oder Berührung mit einer heftigen Exploſion abknallt. Das Abknallen erfolgt ſchon bei der Berührung mit kalten Körpern; ein Tropfen Waſſer, der aus der Höhe auf das Pulver herab fällt, macht es knallen, und ein einziges Gran davon iſt hinreichend ein Glas zu zertrümmern.

Knappe, ſ. Schildknappe.

Knecht (Juſtin Heinrich), ein als muſikaliſcher Theoretiker, geiſtlicher Componiſt, Orgelſpieler und Muſiklehrer ausgezeichneter Mann, geb. 1752 zu Biberach, wo ſein Vater Cantor war. Dieſer unterrichtete ihn; ſpäter auch der kathol. Organiſt Kramer. Von ſeinem 12. Jahre an machte er auch Verſuche im Componiren und wurde dadurch mit Wieland bekannt, der ihn Italieniſch lehrte. Knecht ſtudirte nun die theoretiſche und praktiſche Tonkunſt gründlich, ging zuerſt auf die lateiniſche evangeliſche Schule, dann nach Eßlingen in das Collegiatſtift, wo er auch die deutſche Literatur genauer kennen lernte. Vom 19. Jahre an wurde er Präceptor und Muſikdirector in ſeiner Vaterſtadt. Von da an componirte er kleine Kirchenſtücke; 1781 trat er öffentlich als Tonſetzer auf und ſtudirte Vogler's Schriften. Seit 1792 beſchäftigte ihn ſeine Muſikdirection und ſein Orgelſpielen. Er gab theoretiſche Schriften und muſikaliſche Werke heraus. So bearbeitete er die Choralbücher und componirte mehre Pſalmen. Seine übrigen Compoſitionen ſind meiſtens veraltet und ohne Erfindung. 1807 wurde er Director der k. Hofmuſik in Stuttgart, kam aber ſchon 1809 wieder auf ſeinen Poſten zurück, weil er zu jener Stelle nicht taugte. Er ſtarb 1817. Sein größtes Verdienſt beſteht in ſeinen theoretiſchen Werken. Ferner folgte er Kirnberger's Syſteme, dann ſuchte er Vogler's Anſichten in ein Syſtem zu bringen, wobei es ihm, wie auch ſonſt, an Präciſion und Kürze des Vortrags fehlte. Seine Anweiſungen zum Orgelſpielen haben viel Empfehlenswerthes; ſo weit er nicht die Vogler'ſchen Anſichten einmiſcht; ebenſo ſeine Uebungsſtücke. Zuletzt arbeitete er noch an einer Schrift: „Ueber Luther's Verdienſt um Muſik und Poeſie".

Knechtſchaft, ſ. Sklaverei und Leibeigenſchaft.

Knees, Knäzi, heißt in Rußland ein Mann vom hohen Adel, welcher ſich früher auch durch ſeine Abſtammung von dem niedern Adel, Daormins, unterſchied. Die Kneeſen waren urſprünglich Fürſten, Oberhäupter der kleinen Gouvernements, in welche das Land getheilt war. Nach und nach wurden ſie von den Fürſten von Wladimir bezwungen. Dieſe nannten ſich, nachdem ſie Moskau zur Reſidenz gewählt hatten, Weliki Kneas, d. h. Großfürſten. Unter die Kneeſen dieſer Abſtammung drängten ſich auch die polniſche Familien, welche ſich in Rußland niederließen und von Woiwoden und Palatinen abzuſtammen vorgaben. In

dem Lauf der Zeit sanken viele dieser alten Geschlechter in Armuth, und 1708 waren über 300 Kneesen gemeine Reiter in dem Dragonerregimente des Fürsten Menzikoff. Dem Verfall des alten Adels abzuhelfen, führte Peter I. den Grafen- und Baronentitel ein, ließ aber die Ersten, welche er damit bezeichnete, von dem römisch-deutschen Kaiser creiren. So wurden Menzikoff zum Reichsfürsten, Golowin und Gordon in den Grafenstand erhoben. Nachher nahm Peter diese Standeserhöhungen selbst vor. Man unterscheidet daher alte, neue und fremde Kneesen. Manche leiten ihr Geschlecht von Großfürsten ab, so die Familie Repnin und Dolgorucki; andere, wie die Fürsten Galitzin und Kurakin, von den Großherzogen von Lithauen. Die tatarischen Kneesen haben nicht den Rang der russischen. Man kann diejenigen Kneesen, welche Herrschaften besitzen, etwa mit den mediatisirten deutschen Grafen und Fürsten vergleichen, in Absicht auf die Regierung ihrer Unterthanen, wiewohl sie diesen Deutschen an Rang und Ansehen nicht gleichkommen.

Knеller (Gottfried), deutscher Bildnißmaler, geb. 1648 zu Lübeck, studirte seine Kunst zuerst unter Rembrandt, dann unter Ferdinand Bole, hierauf in Italien unter Carlo Maratti und copirte dort einige der vollendetsten Gemälde Titian's und Hannibal Carracci's. In Rom eine kurze Zeit verweilend, ging er nach Venedig, wo er sich als Portraitmaler ausbildete und großen Ruhm erlangte. 1672—74 malte er in Nürnberg, München und Hamburg. Hierauf lebte er 10 J. in England, meist zu London, wo seine Arbeiten allgemein bewundert wurden. 1680 ward er Hofmaler Karls II.; malte 1684 zu Paris Ludwig XIV. und die ganze königl. Familie u. m. A. Nach England zurückgekehrt, stand er bei Karls Nachfolger Jakob II. ebenfalls in Gunst; ward von Wilhelm III. 1692 zum Ritter, von Kaiser Joseph I. 1707 zum Reichsritter und 1715 von Georg I. zum Baronet von Whitton erhoben. Er starb 1723. In der Abteikirche Westminster ist ihm ein prächtiges Monument errichtet. Colorit, Zeichnung, Ausdruck, kurz Alles vereinigt sich, ihn zu den größten Bildnißmalern zu stellen. Seine Gewinnsucht aber war Ursach, daß er schlechter endete als er begann; denn die vielen Bestellungen wurden in der Folge fabrikmäßig betrieben, und nur das Gesicht und die Hände sind von ihm, alles Andere führten seine Gehülfen aus. Die mehrsten bedeutenden Männer seiner Zeit sind durch seinen Pinsel verewigt.

Knidus, s. Gnidus.

Kniep (Christoph Heinrich), Zeichner und Prof. an der k. Akademie der schönen Künste zu Neapel, geb. zu Hildesheim 1748, bildete sich bei einem Theatermaler in Hanover zum Künstler, lebte als Portraitmaler in Hamburg, Kassel, Lübeck, Berlin und zu Heilsberg, dem Sitze des Fürstbischofs von Ermeland, Kraczinski. Dieser ließ ihn nach Rom reisen. Von hier ging er nach Neapel, wo er aus Noth Veduten zeichnete. Dieß wurde sein Hauptfach. Göthe nahm ihn mit sich nach Sicilien. Seine landschaftlichen Blätter in Sepia und schwarzer Kreide gehören zu den besten in dieser Gattung. Das Haus Lichtenstein in Wien besitzt viele Blätter von diesem Künstler, der auch als Gesellschafter durch eine seltene Bildung sich auszeichnete und den 11. Juli 1825 in Neapel starb.

Knigge (Adolf Franz Friedrich Ludwig, Frhr. von), war den 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck, einem Gute seines Vaters, nicht weit von

Hanover, geboren. Er erhielt daselbst bis in sein 14. Jahr eine sehr sorgfältige Erziehung. Dann ging er mit seinem Vater auf Reisen und bezog darauf 1769 als 17jähr. Jüngling die Universität Göttingen. 1772 bekam er vom Landgrafen Friedrich II. die Stelle eines Hofjunkers und Assessors der Kriegs- und Domainenkammer. Indessen nöthigten ihn bald seine ökonomischen Verhältnisse, die Stelle in Kassel niederzulegen und sich auf seine Güter zu begeben. 1777 trat er als Kammerherr in Dienste des weimarischen Hofes, machte nachher mehre Gesellschaftsreisen und lebte dann mit seiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. 1790 wurde er Oberhauptmann und Scholarch zu Bremen, wo er 1796 sein Leben beschloß. Unter seinen Schriften, die durch einen leichten gefälligen Styl, einen Anstrich von Satyre und eine gewisse populaire Lebensphilosophie den Beifall der Lesewelt erhalten haben, hat besonders sein Werk „Ueber den Umgang mit Menschen" Glück gemacht, welches auch, unter dem beschränkten Gesichtspunkte, aus welchem der Verfasser die Menschen betrachtet, beurtheilt, manches Gute enthält. Seine übrigen Schriften sind: „Reise nach Braunschweig", „Der Roman meines Lebens", „Geschichte P. Clausens", „Geschichte des armen Herrn von Mildenberg". Einen Antheil an „Bahrdt mit der eisernen Stirn" hat er von sich abgelehnt. (Vgl. „Kurze Biographie des Freih. Adolf von Knigge", Hanover 1825.)

Knight (angelsächs. cnyt, das deutsche Knecht), ein Ritter. Der Ritterstand macht in England keine Classe des Erbadels aus, wie überhaupt der niedere Adel, die Gentry, sich dort niemals von den Freien der Nation gesondert hat. Der Ritterstand gründete sich theils auf den Besitz eines Landeigenthums von einem gewissen Ertrag überhaupt, oder eines eigentlichen Kriegslehens (knights, fee), theils auf persönliche Ernennung. Von dem ersten sind noch Spuren in der Verfassung des Parlaments übrig, indem die Grafschaftsdeputirten, als Vertreter der Ritterschaft oder kriegspflichtigen Gutsbesitzer, Knights of the shire heißen. Noch unter der Königin Elisabeth nöthigte man die Gutsbesitzer von 40 Pf. jährl. Einkommen, sich persönlich die Ritterwürde ertheilen zu lassen. Von der persönlichen Ritterwürde ist die des Knight-bachelor (bas-chevalier) die unterste und älteste Stufe, die noch jetzt dadurch ertheilt wird, daß der König dem vor ihm Knienden einen Schlag mit dem bloßen Degen auf die Schulter gibt, mit den Worten: „Steh auf Herr!" (rise, Sir!) Eine bedeutendere Würde ist die des Bannerherrn, Knight-bannoret, welche eigentlich nur auf dem Schlachtfelde vom König ertheilt werden kann. Hierher gehören auch die Ritter der 4 engl. Orden: vom blauen Kniebande, des heil. Andreas (oder von der Distel) für Schottland, des heil. Patrik für Irland, und vom Bade.

Knipperdolling, s. Taufgesinnte.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenzeslaus, Frhr. von), geb. 1697, trat in preuß. Kriegsdienste, nahm als Hauptmann 1730 seinen Abschied, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen und sich auf einer Reise durch Italien und Frankreich auszubilden. Nach seiner Rückkunft hielt er sich beim Kronprinzen Friedrich zu Rheinsberg auf, der ihn nach seiner Thronbesteigung 1740 zum Oberaufseher aller königlichen Gebäude und zum geh. Finanzrath ernannte. Er baute das Schloß zu Sanssouci, das Opernhaus in Berlin, den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg und das Schloß zu Zerbst; verzierte das potsdamer Schloß aufs

Neue, gab dem Lustgarten zu Potsdam eine neue Gestalt und ordnete den Thiergarten bei Berlin an. Er starb 1753 und hinterließ gute Bildnisse und Landschaften. Von diesem Manne, der mit einem großen Geiste Treue und Redlichkeit verband, sagte ein Zeitgenosse, daß, wenn er den Verstand als Person malen solle, Knobelsdorf ihm dazu sitzen müsse. Friedrich II. schrieb selbst sein Ehrengedächtniß, welches in den „Memoiren der Akademie“ (Thl. 8) gedruckt ist.

Knochen, Gebeine, die härtesten und festesten Theile derjenigen Thiere, welche nicht, wie die Insekten, von außen mit festen Decken überzogen sind. Sie dienen den weichen Theilen zum Gerüst (Skelet), sind spröde, mehr oder weniger porös, undurchsichtig und empfindungslos. Bei ihrem Entstehen sind sie weich und biegsam (knorpelicht); bei zunehmendem Alter werden sie erst in einem Punkte (Knochenkern), dann nach und nach vollständig hart und spröde. Außen sind sie mit Knochenhaut oder Beinhaut (Periosteum) überzogen, durch deren Blutgefäße sie ernährt werden; innen bestehen sie entweder aus zelliger oder dichter Knochenmasse, oder sie sind hohl (Röhrenknochen) und mit Mark ausgefüllt. Durch die Zerlegung mit Feuer findet der Chemiker folgende Grundbestandtheile: Kohlenstoff, Stickstoff und Wasserstoff (als Ammonium); die übrigbleibende Asche hat noch die Structur der Knochen, sieht weiß aus, wird weiß Hirschhorn genannt und besteht aus phosphorsauerm, schwefelsauerm und kohlensauerm Kalke. Zu Kohle schwarz gebrannte Knochen (Beinschwarz oder gebranntes Elfenbein) sind ein Handelsartikel. Diese Grundbestandtheile setzen während des Lebens folgende Mischungen oder nähere Bestandtheile zusammen: 1) Gallerte, die aus gepulverten oder geraspelten Knochen durch langes Sieden in Wasser aufgelöst wird und nach dem Erkalten eine zitternde, geronnene Masse darstellt (Fleischbrühe, Gallerte, Taschensuppe, Leim). 2) Fett (s. d.). 3) Faserstoff, der dem Knochen Gestalt und Festigkeit gibt. Die Zähne enthalten in ihrem Schmelze noch Flußspathsäure. Knochen werden zu vielen technischen und ökonomischen Zwecken verwendet: anstatt des theuern Elfenbeins zu Drechslerwaaren, zur Bereitung des Milchglases, zur Destillation des Ammoniums, des Hirschhornöles (Franzosenöles); Knochenpulver kann zur Bereitung von Fleischbrühen angewendet werden, zu welchem Zwecke es schon seit Jahren bei der dänischen Marine eingeführt ist.

Knoten in der Astronomie, die 2 Punkte, wo die Planeten- und Kometenbahnen die Ekliptik durchschneiden. Der Mond trifft zweimal in jedem Monate die Ekliptik. In dem aufsteigenden Knoten geht er über dieselbe nach Norden, in dem niedersteigenden hinunter nach Süden. Diese Punkte rücken gegen die Ordnung der Zeichen von Morgen gegen Abend fort; daher machen sie in 18 Jahren 223 Tagen 7 St. 13 M. in Beziehung auf die Fixsterne, einen ganzen Umlauf am Himmel.

Knox (Johann), der Reformator Schottlands, geb. 1505 in Gifford bei Haddington in Schottland. Auf der Akademie St.-Andrews studirte er die scholastische Philosophie und Dialektik. Schon vor 1530 war er Professor der Philosophie auf dieser Akademie und ordinirter Priester. Die nähere Bekanntschaft mit der Bibel, in die er seit 1535 kam, führte ihn zu protestantischen Ansichten. Doch erst nach Jakobs V. Tode, da der neue Regent Graf Arran anfangs der Reformation sich günstig zeigte, erklärte sich Knox als Protestant und predigte im Süden des Reiches gegen den Katholicismus. Als der Graf seine Gesinnung änderte, floh

er vor der neuen Verfolgung nach dem östlichen Lothian. 1547 ward er Prediger bei den Verschwornen, die nach Ermordung des Cardinals Beaton das Schloß St.-Andrews eingenommen hatten, ward aber noch in demselben Jahre mit der Besatzung gefangen genommen und nach Frankreich auf die Galeeren geführt. Nach seiner Befreiung 1549 ging er nach England und ward ein vorzügliches Werkzeug der englischen Reformation. Doch nach Eduards VI. Tode mußte er vor den Verfolgungen der Königin Maria nach Genf flüchten, wo Calvin ihn freundschaftlich aufnahm und ihn in der Vorliebe für die Lehre und Kirchenverfassung der presbyterianischen Reformirten befestigte. Nach seiner Rückkehr in Schottland bewog er die in Edinburg gegenwärtigen Reformirten, vor denen er in Privatversammlungen predigte, und auch Viele in den Provinzen, wo er predigend herumzog, sich von der katholischen Kirche förmlich loszusagen. Doch da ihm Schottland zu einer allgemeinen Reformation noch nicht reif schien, folgte er 1556 dem Rufe zum Predigtamte bei der englischen Gemeinde in Genf. Seine Abwesenheit im Vaterlande suchte er nun durch kraftvolle Lehrschreiben zu ersetzen. Schon 1557 rief ihn die protestantische Partei in Schottland, die sich die „Congregation Christi“ nannte, zurück; allein ihre Unentschlossenheit nöthigte ihn, von Dieppe, nach einem kurzen Aufenthalt unter den Reformirten in Frankreich, nach Genf zurückzukehren, wo er mit Eifer seine theologischen Studien, vorzüglich der hebräischen Sprache fortsetzte und mit einigen Freunden die englische Bibelübersetzung besorgte. Auch unterließ er hier nicht, durch Schreiben an die Königin Regentin und den Adel und die Reichsstände in Schottland, für die Reformation in seinem Vaterlande zu sorgen. Doch schadete er sich nur selbst durch die 1557 erschienene höchst heftige Schrift: „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment“, die ihm die persönliche Feindschaft der Elisabeth von England und der Königin Maria Stuart zuzog. Erst 1559 folgte er den wiederholten Einladungen seiner Glaubensgenossen in Schottland, wo er eben ankam, als die Regentin die Vertreibung der protestantischen Lehrer beschlossen hatte. Sie erklärte ihn sogleich in die Acht: allein das Volk nahm ihn mit Begeisterung auf, und nach einer feurigen Predigt, die er zu Perth gegen den Bilderdienst hielt, brach sie in eine wilde Zerstörungswuth aus, die gegen Altäre und Bilder in den katholischen Kirchen gerichtet war. Bald verbreitete sich die Schwärmerei auch in andern Städten, und der aufgeregte Pöbel konnte weder von den Lehrern noch von der Obrigkeit in Schranken gehalten werden. Obgleich Knox keinen Antheil an diesen Ausschweifungen hatte, so schrieb die katholische Partei sie doch auf seine Rechnung. Beide Parteien ergriffen die Waffen. Knox predigte zu St.-Andrews, und auch hier verwüstete das Volk die katholischen Kirchen. Das Kriegsglück brachte ihn endlich nach Edinburg, wo er von der Bürgerschaft zum Prediger erwählt wurde. Doch bald verjagten ihn von hier die franz. Heere der Regentin; jetzt knüpfte er Unterhandlungen mit England an, um den Hülfstruppen der Regentin englische entgegen zu stellen. Vergebens setzte diese einen Preis auf den Kopf des Reformators; seine Partei nahm ihr die Zügel der Regierung und nöthigte die Franzosen zum Abzuge. So wurde der Protestantismus in Schottland frei und 1560 durch das Parlament gesetzlich. Wegen seines bedeutenden Einflusses auf das Volk und seines Gewichtes im Rathe der Congregation, suchte die junge Kö-

nigin Maria Stuart, sobald sie 1561 den schottischen Boden betrat, Knox in 5 vertraulichen Unterredungen auf ihre Seite zu bringen. Doch weder ihre Thränen, noch ihre Drohungen machten Eindruck auf ihn. Er hielt wüthende Schmähreden gegen sie und wirkte zu ihrer Absetzung desto eifriger mit, je klarer ihr Plan, die Reformation in Schottland wieder zu unterdrücken, hervortrat. Noch im letzten Jahre seines Lebens ward er durch einige Anhänger Mariens beunruhigt und von Edinburg vertrieben, wohin ihn aber die Wiederherstellung der Ruhe bald wieder zurückführte. Er starb am 24. Nov. 1572. Siehe über ihn „Life of Joh. Knox by Th. M'Crie, 3 ed." Edinburg 1814, ins Deutsche in einem Auszuge übersetzt unter dem Titel: „Leben des schottischen Reformators Joh. Knox" mit einer Vorrede herausgegeben von Plank, Götting. 1817, und „Cooke's History of the Reformation of Scotland".

Knüttelverse (nicht Knittelverse) nennt man kurze, meist acht- oder neunsylbige iambische Verse, die sich paarweise reimen, übrigens aber keine strenge Messung beobachten, weßwegen sie in der Regel holpericht und ungeebnet sind. Die Benennung rührt, wie aus Gräter's Nachforschungen (s. dessen „Idunna und Hermode", 3. Jahrg., 1814, Nr. 8 und 52; und „Liter. Beil.", Nr. 9.) hervorgeht, von Benedict Knüttel, der von 1683—1732 Abt des ehemal. Cistercienserklosters Schönthal war, her, welcher sich durch seine Fertigkeit in zweizeiligen Reimen und die Unbesorgtheit, ob sie allen ästhetischen Forderungen gerade Genüge leisten oder nicht, bekannt machte. In der neuesten Zeit hat Kortum, der Verf. der „Jobsiade", jene Knüttel'sche Unbesorgtheit mit ausgezeichneter Genialität nachgeahmt. Ueberhaupt werden jetzt diese Art Verse nur noch in der burlesken Poesie angewendet, wo sie oft von großer Wirkung sind.

Kobalt, Kobold, ein sehr schwerer mineralischer Körper, welcher eine mehr oder weniger glänzende graue Farbe und ein feines Korn hat, derb und fest ist, und an der Luft mit einem pfirsichblutfarbenen Beschlage bedeckt wird: das Erz des Kobaltkönigs, eines Halbmetalls, das in ihm hauptsächlich durch Arsenik und Schwefel vererzt ist, doch enthalten die meisten Kobalte auch Wismuth und Silber. Sonst gab man, und der gemeine Bergmann gibt wohl noch, diesen Namen jedem Mineral, das im Schmelzen kein Metall gibt, nach Schwefel und Arsenik riecht und andere Metalle spröde macht, und daher ist Kobalt eine Art von Schimpfname, welchen in den Hütten strengflüssige und arme Erze bekommen, die man, dem äußern Ansehen nach, für reichhaltig gehalten hatte; eigentlich kommt er aber nur dem vorhin beschriebenen Mineral zu, welches, mit Sand und Potasche geschmolzen, ein blaues Glas, von Vitriol- und Scheidewasser aufgelöst eine rothe Tinctur gibt, aus welcher verdünnt Hellot's sympathetische Dinte entsteht, deren Schrift auf weißem Papier in der Kälte unsichtbar, bei gelinder Wärme aber grün ist. In der Erde wird der Kobalt von mannigfaltiger Art gefunden. Der blaue und grüne führt eine nicht geringe Menge Kupfer bei sich, dem ersten sind aber mehr Eisentheilchen eingemischt. Der braune ist theils derb, theils mit andern Kobaltarten untermischt und, ohne ihn zu probiren, nicht leicht von dem ocherhaften Eisenstein zu unterscheiden. Der drusige ist grau und dunkel, spielt in das Grüne und Rothe und hat bald würfliche, bald pyramidalische Krystallen. Der gelbe ist gelb und ocherhaft, mit gelbem Spath vermischt, nicht selten mit braunem und grü-

nem eingesprengt und mit Kobaltblüthe überzogen, und läßt sich zwischen den Fingern zerreiben. Der gemeine oder gemischte ist mit Quarz, Hornstein, Kalkstein, Gypsstein und stahlderbem Kobalt vermischt, sieht grau, zartkörnig und so aus, als ob er nur aus einer Bergesart bestünde. Der gestrickte oder gewachsene ist schwärzlich und hat weißgraue Streifen, welche entweder dendritisch oder netzähnlich sind. Er zerfällt leicht in der Luft. Der mulmige oder schwarze ist ein schwarzer, unförmlicher, zerbrechlicher Mulm, der die Hände beschmutzt und ohne einige Röstung Kobalt gibt. Der taubenhalsige ist theils von Wassern, theils von Wettern mit allerlei bunten Farben angelaufen. Der weiße hat eine weiße, in das Grüne fallende, Farbe, ist sehr unordentlich gestaltet, zerbrechlich und mürbe. Kobalt verträgt 3 oder 4 Sände heißt: es können einer bestimmten Quantität desselben 3 oder 4 Centner Sand beigemischt werden, um Glas zu schmelzen. — Aus den Kobalterzen wird auf eignen Hütten (Blaufarbenwerken) die blaue Mineralfarbe oder Smalte zubereitet. Die Erze werden nämlich durch Pochen und Schlämmen von der Bergart befreit und dann zur Verdampfung des Arseniks geröstet. Das Kobaltoxyd wird dann zur Verdampfung vermischt, als Zaffer oder Zafflor, zum Behufe der blauen Töpferglasur verkauft, oder zu Smalte und Eschel verarbeitet. Dieses geschieht durch Vermischung und Verschmelzung mit guter Glasfritte. Das erhaltene blaue Glas wird in reines Wasser ausgegossen und auf Mühlen fein gerieben, dann gewaschen und durch Schlämmen in verschiedene Sorten gebracht. Die metallhaltigsten Glastheile sind am schwersten und auch am tiefsten gefärbt, und scheiden sich zuerst aus. Die übrige Behandlung beruht auf fortgesetztem Feinreiben, Schlämmen, Sieben, Trocknen und Verpacken in Fässern. Smalte hat die tiefste Farbe; Eschel gibt das hellste Blau. Die vorzüglichsten Blaufarbenwerke hat das sächsische Erzgebirge. Eine richtige Versetzung der verschiedenen Kobalterze; eine gute Auswahl von Kieselerde zur Glasfritte, sowie die Beschaffenheit des Wassers beim Abkühlen und Schlämmen, machen die Hauptsache bei Verfertigung guter Smalte aus. Sehr mannigfach ist die Stufenreihe der blauen Farbe, worin sich die verschiedenen Smaltensorten zeigen, und in Holland sollen aus der sächsischen Smalte 55 Sorten hervorgehen, die man durch Beizen in Säuren, durch Versetzung mit andern Körpern und durch wiederholt fortgesetztes Reiben zuwegen bringt.

Kobi (d. i. im Mongolischen Wüste) oder Schamo (d. i. im Chinesischen Sandmeer), in der chinesischen Bucharei, Asiens Hochebene vom 105. bis 130. Grad der Länge, am südl. Abhange des Gebirges Gom Chai, das sie von der großen Wüste Schasin trennt, ist an den meisten Orten an 4000 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Sie hat einen Flächenraum von 40.000 QM. und erstreckt sich in einer Breite von 100 Stunden am östlichen Ende, doppelt so breit im Westen, im Ganzen, von den Grenzen der Mandschurei bis gegen Khotan, 400 Meilen lang, und wird von dem Urgan-Daga in die östliche und westliche getheilt. Die östliche Kobi zwischen Kiachta und Peking, die Gobeiskaja-Steppe der Russen im S. vom Tulafluß, ist eine hohe Scheitelfläche mit hie und da zwergartig kriechendem Strauchwerk, einigen flachen Salzseen, fast ganz mit Kieseln bedeckt; die westliche Kobi, zwischen Kaschghar und Tangut, mit ungeheuern Massen von Flugsand, von dem die Chinesen sagen, daß er wie ein Fluß vor dem Winde fließe. Sie

ist eine Zeugniß, was das Erdreich seyn kann ohne das ernährende Wasser; Tod bringend Thieren und unvorsichtigen Menschen, weßhalb ihr selbst der Einheimische nur mit Angst nahe tritt und sie in ganz Ostasien für die Wohnung feindseliger Geister gilt. Auf großen Strecken gibt es da für den Reisenden keine andere Wahrzeichen, als die Knochen von Menschen und Thieren und Kameeldünger. Jedoch hat sie wie die afrikanische Wüsten einige Oasen von ungemeiner Fruchtbarkeit. Kobi ist weder geographisch noch geologisch bisher untersucht. Die Oasen dienen den Mongolen, die sie mit den Heerden durchziehen, zum Aufenthalte auf eine Zeit lang. Kein anderer Punkt der Erde eignet sich wie dieser zur Schafzucht im Großen. Ihre Flora ist interessant zu untersuchen, an welchen Stellen und nach welchen Gesetzen die Salzpflanzen hier ab- und zunehmen. Die Kälte ist der hohen Lage wegen sehr scharf; in der Tiefe von einigen Fuß findet man immer Eis. In der wärmern Jahreszeit hat die Wüste an manchen Stellen Gräser in Ueberfluß. Die meisten Bäche verlieren sich im Sande. Der Reisende muß, um von Selenginsk oder Kiachta nach Peking zu gelangen, an 450 Stunden an dem furchtbaren Saume dieser Wüste hinziehen, oder sie an der Stelle, wo sie nur 64 Stunden Breite hat, durchwandern.

Koblenz, vormals Residenz des Kurfürsten von Trier, hernach Hauptstadt des franz. Depart. Rhein und Mosel, jetzt Haupst. des zur preuß. Rheinprovinz gehörigen koblenzer Regierungsbezirks, welcher auf mehr als 109 QM. 12 Kreise und 3 standesherrliche Gebiete (Wied, Solms-Braunfels und Hohensolms) mit 415.000 Einw. (außer 133.000 Evangelischen, 320 Mennoniten und 6780 Juden, kathol. Glaubens) enthält in 34 Städten, 19 Flecken, 917 Dörfern ꝛc. — Die Lage der Stadt am Zusammenfluß des Rheins und der Mosel ist eine der bequemsten für den Handel und die Gegend eine der schönsten am ganzen Rheinstrome. Ueber diesen führt hier eine 485 F. lange Schiffbrücke zu dem auf dem rechten Rheinufer, Koblenz gegenüber, liegenden Städtchen Thalehrenbreitstein, über welchem sich auf einem majestätischen Felsen die durch die Preußen hergestellte Festung Ehrenbreitstein (s. d.) erhebt. Ueber die Mosel führt eine 336 Schritt lange, auf 14 Bogen ruhende steinerne Brücke, von welcher man eine der schönsten Aussichten am Rheine hat. Koblenz besteht aus der Alt- und Neustadt oder Clemensstadt und ist im Ganzen gut gebaut, besonders der letztere Theil, hat gerade breite Hauptstraßen mit schönen meistentheils 3- bis 4stöckigen Häusern, die fast sämmtlich einen sehr freundlichen Anstrich haben. Die Lebhaftigkeit der Stadt ist größer als in irgend einem frühern Verhältnisse (wenn man die zur Zeit der franz. Revolution eingetretene Emigrantenzeit ausnimmt). Unter den öffentlichen Plätzen sind besonders der mit Lindenalleen besetzte Schloßplatz, auch Clemensplatz genannt, auf welchem eine 60 Fuß hohe Pyramide steht, ferner der kleine Paradeplatz, der Plan, der Florinsmarkt und der Kastorplatz oder Kastorhof, auf welchem sich ein Brunnen befindet, bemerkenswerth. Unter den Kirchen von Koblenz erwähnen wir der Kirche zum heiligen Kastor, vom Erzbischof Hetti im 9. Jahrh. erbaut; der Pfarrkirche zu Unserer lieben Frauen, mit einigen schönen Altären von Marmor und mehren Gemälden von Zick. Von den andern Gebäuden sind zu bemerken: das neue vormalige kurfürstliche Schloß, im antiken Styl aufgeführt und mit ionischen Säulen geschmückt, zur Zeit des franz. Besitzes in eine Caserne

verwandelt; das Theater; das ehemalige Jesuitencollegium; der Metternich-Winneburg'sche Hof und der Leyen'sche Hof mit einem schönen Garten. Eine treffliche Wasserleitung, welche von einem Berge bei Metternich das reinste Quellwasser über die Moselbrücke in alle Quartiere der Stadt führt, verdankt Koblenz seinem letzten Kurfürsten. In Koblenz ist der Sitz des Generalcommandos des 8. Armeecorps, seit dem April 1822 des Oberpräsidenten der 5 rheinischen Regierungen Koblenz, Köln, Düsseldorf, Trier und Aachen, eines Consistoriums, einer Regierung, eines Landgerichts, eines Handelsgerichts, seit kurzem auch einer Handelskammer, eines Friedensgerichts für die Bürgermeisterei Koblenz, der landräthlichen Behörde, einer Provinzialeichungscommission, einer Katastercommission, einer Kreiscasse, eines Oberpostamts, Eichamts, einer Salzfactorei, eines Hauptzoll- und Rheinzollamts. Die Stadt hat 4 kathol. und 2 evangel. Kirchen, eine Synagoge, ein Gymnasium, dessen Fond sehr bedeutend ist und über 10.000 Rthlr. Revenüen trägt und das eine aus den Trümmern der Klosterbibliotheken gebildete Bibliothek von ungefähr 9000 Bänden besitzt; ferner eine Vorbereitungsschule für das Gymnasium, eine Stadtschule für Knaben und Mädchen und andere Elementarschulen, ein katholisches Schullehrerseminarium, ein Musikinstitut, einen Jungfrauenverein, womit eine Mädchenschule verbunden ist, eine Sparcasse, ein Waisenhaus, eine Hebammenlehranstalt, ein Zucht- und Arresthaus, Hospital und andere Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten. In der Stadt sind, außer einer werthvollen städtischen Bibliothek, einige Privatsammlungen von Gemälden, Alterthümern, Kunstgegenständen und Münzen. Die Einwohner (ohne Militair 13.000) unterhalten Baumwollen-, Leinwand-, Tabacks- und Blechwaarenfabrikation (letztere zeichnen sich durch Dauer und Schönheit aus), Werkstätten, in welchen Möbel und Wagen verfertigt werden, u. a. Gewerbe, und treiben Weinbau, Schifffahrt und Handel mit Wein, vorzüglich Moselweinen, Mühlsteinen, Tuff, Steinkohlen, lackirten Waaren, Salz, Glas, Eisen, Mineralwassern. Die Mosel trägt Schiffe, die 80 F. lang und 12 F. breit sind, 1800 Centner tragen und wenigstens 3 F. tief im Wasser gehen. Koblenz ist in Vereinigung mit Ehrenbreitstein stark befestigt und ein wichtiger Waffenplatz. Außer der Stadtbefestigung sind in der Nähe der Stadt zwei bedeutende Forts, die Feste Kaiser Alexander und die Feste Kaiser Franz, angelegt worden. Jene besteht eigentlich aus zwei Theilen, der Oberfestung oder Feste Kaiser Alexander auf der höchsten Spitze des 356 Fuß hohen Carthäuserberges, Hunnenkopf genannt, und der Unterfestung oder Fort Konstantin auf dem Beatusberge. Von diesem Punkte hat man eine der herrlichsten Aussichten. Die Feste Franz liegt auf dem vor der Moselbrücke belegenen, 90 Fuß hohen Peterberge, auf welchem die Franzosen das Fort Marceau angelegt hatten. Am Fuße des Berges steht das Denkmal, welches dem General Marceau, der bei Altenkirchen tödtlich verwundet wurde und dort starb, errichtet worden ist. — Was das Geschichtliche von Koblenz anbetrifft, so ist zu bemerken, daß die erste Gründung der Stadt von dem römischen Feldherrn Drusus ausgegangen ist, der hier, beim Ausfluß der Mosel in den Rhein ein Castell, Confluens, anlegte, das nach mehren Jahrh. den Franken in die Hände fiel. Noch später war Koblenz die Residenz mehrer deutschen Kaiser. Dann wurde Koblenz durch Mauern und Gräben befestigt und diese Befestigung

vom Erzbischof Arnold II. von Isenburg erweitert. Die Stadt nahm in den folgenden Jahrhunderten immer mehr zu und im 30jähr. Kriege war sie von den kaiserlichen Truppen und den Schweden besetzt. In den Freiheitskriegen wurde die Stadt mit dem ersten Tage des J. 1814 von den Russen eingenommen.

Kobolde heißen in der Geistertheorie des Volkes gewisse körperlose Wesen, die den Menschen Gutes oder Böses erweisen, je nachdem ihnen wohl oder übel begegnet wird. In den Bergwerken werden sie Bergmännchen oder Berggeister genannt, und erschienen da in der Gestalt zwergartiger Kinder oder als blaue Flämmchen, die reichhaltige Anbrüche verkündigen und allerlei Neckereien ausüben, wenn sie von den Bergknappen in ihrem Beginnen gestört werden. Auch heißt ein Abgott oder Teufel der Isländer Kobold, der von ihnen angebetet wird.

Koburg, Fürstenthum der Sachsen-Ernestinischen Linie, bestand bisher aus dem Fürstenthum Koburg nebst dem hennebergischen Amte Ilmenau, 9½ QM., mit 35.327 E., der Pflege Saalfeld, über 8 QM., mit 21.400 E., und dem Fürstenthum Lichtenberg auf dem linken Rheinufer, 11¼ QM., 29.000 E., zusammen gegen 29 QM. mit 83.000 E.; es hatte 550.000 Gulden Eink. und 1½ Mill. Guld. Schulden. Die Oberfläche des eigentlichen Fürstenthums Koburg ist bergig, wird von einem Theile des Thüringer Waldes bedeckt, hat aber auch ebene Striche und überhaupt einen fruchtbaren, von den Flüssen Itzsch, Rodach, Steinach und Werra bewässerten Boden. Die Erzeugnisse sind Holz (mit Pech, Potasche, Kienruß), Obst, Hopfen, Flachs, Arzneikräuter, Rindvieh, Schafe, Kupfer, Eisen, Vitriol, Kobalt, Steinkohlen, Alabaster, Gyps, Marmor, Kalk, Porzellanthon, Walkererde ꝛc. Die Einw. treiben besonders Lein-, Woll- und Baumwollenweberei und Spinnerei. — Das Fürstenthum Koburg gehörte ehemals den Grafen von Henneberg, kam aber durch Heirath an Sachsen und fiel in der Theilung der Ernestinischen und Albertinischen Linie der erstern zu. Stifter der Linie Koburg-Saalfeld ist der Herzog Johann Ernst, 7. Sohn Ernst des Frommen von Gotha (st. 1675). Jener hinterließ 2 Söhne, Christian Ernst und Franz Josias, die gemeinschaftlich regierten. Ersterer starb 1745 kinderlos und Dieser 1764, nachdem er das Erstgeburtsrecht in seinem Hause eingeführt hatte. Ihm folgte Ernst Friedrich (st. 1805). Unter diesem Fürsten wurde durch den römhilder Receß (28. Juli 1791) die Erbfolge zwischen den vier gothaer Linien (Gotha, Meiningen, Koburg und Hildburghausen) festgesetzt. 1805 bis zum 9. Dec. 1806 regierte Herzog Franz. Diesem folgte sein Sohn Ernst, geb. 1784. Derselbe hatte im preuß.-franz. Kriege von 1806 gegen die Franzosen gefochten, weßhalb Napoleon das Herzogthum Koburg-Saalfeld als ein erobertes Gebiet am 27. Jan. 1807 in Besitz nehmen ließ. Erst nach dem Abschluß des Friedens zu Tilsit erhielt der Herzog sein Erbland zurück. Nun war er vorzüglich mit der Organisation der Staatsverwaltung seines Landes, welches viel gelitten hatte, beschäftigt. 1808 wurde ein Landesministerium gebildet, auch das Justiz-, Kirchen- und Finanzwesen verbessert. Aber trotz aller Bemühungen des Herzogs und seines ernstlichsten Willens, für die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu wirken, war es ihm doch nicht möglich die Lage des Landes bedeutend zu erleichtern; denn als Glied des Rheinbundes war er verpflichtet, sein Contingent zu stellen und vollständig zu erhalten, und sein Land wurde 1809 und

1812 durch zahlreiche Truppenmärsche furchtbar heimgesucht. Der Herzog hob indeß das Näherrecht auf, ertheilte 1809 seinen Vasallen die Versicherung, den Lehnsverband zum Vortheil der Lehnsbesitzer aufzuheben, und führte die Vertheilung der Gemeinheiten ein. Durch den Vertrag vom 11. Aug. 1811 mit Baiern wurden die Hoheitszwistigkeiten mit Letzterm ausgeglichen. Nach der leipziger Schlacht schloß der Herzog sich den Verbündeten an und ward Befehlshaber des 5. deutschen Armeecorps. Auf dem wiener Congreß wurde ihm eine Landesvergrößerung von 20.000 Einw. zugesichert und diese im zweiten pariser Frieden um 5000 Seelen vergrößert. Von diesen Gebietstheilen auf dem linken Rheinufer wurde am 11. Sept. 1816 Besitz genommen. Die Stadt St.-Wendel an der Bließ wurde zum Hauptort erhoben, und der Sitz der Regierung dahin verlegt. 1821 wurde dieser District, welcher in 3 Cantone: St.-Wendel, Baumholder und Grumbach, eingetheilt ist, von dem Herzoge zu einem Fürstenthume, unter dem Namen Lichtenberg, nach einer alten Burg, einst der Sitz einer rheinpfälzischen Linie, erhoben. Der Herzog vermählte sich 1817 mit der Prinzessin Louise von Sachsen-Gotha; diese Ehe, aus welcher zwei Prinzen, Ernst und Albrecht, entsprangen, wurde jedoch 1826 wieder geschieden, und der Herzog ist bis jetzt nicht zu einer zweiten Vermählung geschritten. Nach der ständischen Verfassung des Herzogth. Koburg-Saalfeld, vom 8. Aug. 1821, gab es Wahlstände, welche die Steuerbewilligung und Theilnahme an der Gesetzgebung hatten. Durch das in Folge der Theilung des bisher. Gotha-Altenburgischen Landes erlassene gemeinschaftliche Ueberweisungs- und Besitznahmepatent vom 15. Nov. 1826 trat der Herzog von Sachsen-Koburg das Fürstenthum Saalfeld, das Amt Themar ($2^1/_2$ QM.) und die auf dem linken Ufer der Steinach gelegenen koburgischen Ortschaften ab, welche Landestheile sämmtlich ($10^3/_4$ QM., 26.620 Einw.) an Sachsen-Meiningen kamen; dafür erhielt er 1) das Herzogth. Gotha ($27^1/_2$ QM., 83.000 Einw.), ohne das Amt Kranichfeld; 2) die bisher hildburghaus. Aemter Königsberg und Sonnenfeld; 3) zwei meining. Enclaven im Koburgischen, sodaß der nunmehrige Herzog v. Sachsen-Koburg-Gotha 3 getrennte Fürstenth.: Gotha, Koburg und Lichtenberg, besitzt, zusammen 48 QM. mit 154.000 Einw. Die Einkünfte betragen überhaupt 850.000 Gulden, die reinen Staatseinkünfte aber 487.000 Guld. und die Staatsschulden 3 Mill. Gulden. Zum deutschen Bundesheere werden 1366 Mann gestellt. In dem Herzogthum liegt die Standesherrschaft und Grafschaft Gleichen. Am 1. Febr. 1829 erhielten Koburg und Gotha gleichförmige Verwaltungsbehörden; jedes ein Justiz- und Kammercollegium, eine Landesregierung, und beide ein gemeinschaftliches Oberconsistorium zu Gotha, mit einer trefflichen Instruction. Mehre neue Landesgesetze und Verordnungen, die unter des Herzogs unmittelbarer Mitwirkung erlassen wurden, bereiten die neue, im Herzogthum Gotha allgemein erwartete, landständische Verfassung vor. Als Regent zeichnet sich Herzog Ernst durch große Umsicht, Thätigkeit und Klugheit, durch ein humanes Benehmen gegen Vornehme und Niedere, durch weise Sparsamkeit in seinem und dem Staatshaushalte und durch Beförderung der Gewerbe und des Handels aus; seinen hohen ausgebildeten Kunstsinn bethätigt er in den großen Bauten zu Koburg, in der Rosenau und zu Reinhartsbrunn — ein Lieblingsort des Herzogs, wie einst Ernst II. — auf die erfreulichste und gemeinnützigste Weise. — Sein Bruder Ferdi-

nand, österr. Feldmarschall-Lieutenant, nennt sich Herzog zu S.-Kob.-Saalf.-Kohary, weil er mit der Erbin der Güter des Prinzen von Kohary in Ungarn vermählt ist. Sein jüngster Bruder, Leopold, ist jetzt König der Belgier. Seine Schwester Victorie ist die Witwe des Herzogs von Kent, Bruder des Königs Wilhelm IV. von England. S. Pölitz's „Gesch. der Staaten des S.-Ernestin. Hauses" (Dresd. 1827). — Die Haupt- und Residenzstadt des Herzogs, Koburg, in einem angenehmen Thale an der Itzsch, hat 8200 Einw. Merkwürdig sind das herzogliche Schloß, die Ehrenburg (mit dem Garten), der Markt mit der Regierung und dem Rathhause, das Zeughaus, 5 Kirchen, Waisenhaus, 3 Hospitäler, das akademisches Gymnasium, Schullehrerseminar, mannigfache Industrie. In der Nähe auf einem hohen Berge die Festung Koburg.

Koburg (Friedrich Josias, Herzog von Sachsen-), östr. Feldmarschall und Senior der Ernestinischen Linie, geb. 1737, trat frühe ins Heer und zeigte bei jeder Gelegenheit seine kriegerische Bravour auf eine rühmliche Art. Chocsim fiel 1788 unter seinen Schlägen; durch ihn erlitten unter dem russ. General Suwarov die Türken bei Fokschan 1789 eine bedeutende Niederlage, und der Großvezier der Pforte mußte die Tapferkeit Koburgs mit der Hauptstadt Bukarest bezahlen. 1793 führte er den Feldherrnstab gegen die franz. Armee, schlug sie bei Aldenhoven und Neerwinden aufs Haupt und befreite die Niederländer von den Republikanern. Die Festungen Valenciennes, Condé, Cambray und Landrecy nahm er mit den Waffen in der Hand und verheerte das Gebiet Frankreichs bis Guise. Nach der Niederlage bei Maubeuge durch die Franzosen und nach mehren unglücklichen kriegerischen Ereignissen begab er sich seiner Feldherrnwürde. Noch im hohen Alter heiter und gesellig, verbreitete er ein munteres Leben in dem Cirkel, den er um sich versammelte. Er starb 1815 in seiner Vaterstadt. In ihm verlor Oestreich einen der tapfersten und treuesten Heerführer.

Koch (Christoph Wilhelm v.), Prof. der Rechtswissenschaft zu Strasburg und Kenner der Geschichte des Mittelalters, geb. 1737 zu Burweiler im Elsaß, setzte nach dem Tode seines Lehrers und Freundes, Schoepflin (1771) die von demselben gegründete staatsrechtliche Lehranstalt in Strasburg mit Beifall fort. Mehre angesehene Staatsmänner verdankten ihre Bildung dieser Anstalt. 1761 gab Koch seine „Commentatio de collatione dignitatum et beneficiorum ecclesiasticorum in imperio romano germanico", und 1769 seinen „Commentar über die pragmatische Sanction" heraus. In Paris sammelte er 1762 Materialien zur Fortsetzung der „Hist. Zaeringo-Badensis", die u. d. N. von Schoepflin herauskam, der aber nur den 1. Th. verfaßt hat. Da Schoepflin die Stadt Strasburg zum Erben seines reichen Antiquitätencabinets und seiner Bibliothek unter der Bedingung eingesetzt hatte, daß Koch der Aufseher seyn sollte, so erhielt dieser die Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen zu halten, weßhalb er 1779 den Ruf nach Göttingen als Professor des deutschen Staatsrechts ablehnte. 1780 ertheilte ihm Joseph II. den Reichsadel. Koch blieb in Strasburg Professor, bis die Universität aufgehoben wurde. 1789 ward er von den Protestanten im Elsaß als Deputirter nach Paris gesendet, um Anerkennung ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheiten zu bewirken, was durch das Decret vom 17. Aug. 1790 geschah. Nach dem Ausbruche der Revolution ward er vom Depart.

des Niederrheins als Deputirter zur gesetzgebenden Versammlung gesendet, wo er sich, als Freund der constitutionnellen Monarchie, den Haß der Anarchisten zuzog, die ihn in den Kerker warfen, aus welchem er erst nach 11 Monaten und nach Robespierre's Sturze befreit ward. 1802 wurde er zum Mitgliede des Tribunats ernannt, in welcher Eigenschaft er sich viele Verdienste um die Wiederherstellung der Ordnung in kirchlichen Dingen und der neuen Gründung der protestantischen Universität in Strasburg erwarb. Nach Auflösung des Tribunats weigerte sich Koch ferner eine Stelle zu bekleiden; die Regierung verlieh ihm aber, ohne das er darum einkam, ein Jahrgeld von 3000 Fr. und 1810 den Titel eines Rectors der strasburger Universität. Er starb 1813. — Außer den genannten Werken schätzt man seine: „Tables généalogiques des maisons souveraines de l'Europe" (Strasb. 1782, 4.); seine „Hist. abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie" (Basel 1791, 4 Bde., fortgesetzt von Schöll, Paris 1818, 15 Bde.); „Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'empire romain en Occident" (Basel 1802, Paris 1814 fg., 4 Bde.) und „Table des traités entre la France et les puissances étrangères depuis la paix de Westph." (nebst einer neuen Samml. diplomat. Actenst., Basel 1802).

Kochheim (gewöhnlicher Cochem), eine im 10. Jahrh. erbaute Stadt, an der Mosel (Reg.-Bez. Koblenz der preuß. Rheinprovinz), ist finster und am Abhange eines Berges liegend, Sitz der landräthlichen Behörde des Kreises Cochem, hat ein Pro-Gymnasium, kathol. Kirche, Synagoge, in 330 Häusern 2380 meist kathol. Einw., starken Weinbau, Tuchmanufakturen, Saffianfabrik, mehre Rothgerbereien, Potaschfabrik, 18 Mühlen, Schifffahrt, beträchtlichen Handel mit den Natur- und Industrieerzeugnissen, endlich 7 Jahrmärkte. Nach der Stadt wurden im 13. Jahrh. die Ritter von Cochheim, Burggrafen des ganz in der Nähe in Ruinen liegenden Schlosses Königsburg, und Reichsvasallen benannt. Unterhalb Cochem liegen die Ruinen des Stammschlosses (Winneburg) der Familie Metternich-Winneburg. — Der Kreis Cochem (9 QM., 27.500 Ew., außer wenigen Evangelischen und 320 Juden, Katholiken), an der Mosel und außerdem von vielen fischreichen Bächen bewässert, bildet eine sehr gebirgige und rauhe, doch fruchtbare Landschaft, worin u. A. der Badeort Bertrich (s. d.), dessen Heilquelle schon den Römern bekannt war.

Kochkunst kommt ursprünglich von Asien, wo sie in den ältesten Zeiten von Männern betrieben wurde. Bei den Griechen und Römern war sie das Geschäft der Sklaven. Sie stieg besonders bei den Römern in Ansehen, als die Schätze und verderbten Sitten der Asiaten nach Rom wandelten. Der Tafellurus wurde bald so ausschweifend, daß er durch Gesetze eingeschränkt werden mußte. Lucullus ließ immer mehre Speisesäle in den Wohnungen errichten; jeder führte den Namen irgend einer Gottheit, der dem Hofmeister zur Bestimmung der Kosten des Mahles diente: so kostete irgend eine Mahlzeit im Saale des Apollo 50.000 Drachmen oder 6250 Thaler. Zur Zeit des Pompejus erwarb sich ein gewisser Aufridius durch eine gute Methode, die Pfauen zu mästen, in kurzem ein großes Vermögen. Zu derselben Zeit ließ ein Schauspieler eine Schüssel auftragen, die 2500 Thlr. kostete und mit den theuersten Sing- und Sprechvögeln gefüllt war. Ja man ging in der Verschwen-

dung so weit, daß man die kostbarsten Perlen für die Gäste in Essig auflösen ließ. Unter dem Kaiser Tiberius kommen schon ordentliche Schulen auf, in denen die Kochkunst gelehrt wurde. Unter ihm lebte auch die Familie der Apicier, die sich durch Erfindung vieler neuen Gerichten und durch Mästung der Schweine vermittelst trockner Feigen große Verdienste um die Kochkunst erwarben. Ein Apicius schrieb sogar eine Theorie der Kunst, die wir noch besitzen. In der neuern Zeit beherrschte seit Ludwig XIV. Frankreich, wie in den übrigen Sachen des Geschmacks, auch in der Kochkunst eine lange Zeit fast ganz Europa. Die franz. Küche fand besonders an Höfen Beifall; sie hat vorzüglich den Gaumenkizel zum Zweck, da hingegen die englische Küche mehr für nahrhafte und stärkende Speisen sorgt und sich vornehmlich in Bereitung der Mehlspeisen und des Fleisches hervorthut. Die Spanier und Italiener sind nicht so weit in dieser Kunst fortgeschritten; sie halten überhaupt weniger auf die Freuden der Tafel. Die Deutschen stehen wie in vielem Andern auch hier in der Mitte. Ueber die Küche der Alten s. m. das 25. Capitel der „Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland", Thl. 3, oder den Nonius „De re cibaria veterum". (S. Apicius und Dessert.)

Kochsalz, s. Salz.

Kochmersprache, s. Rothwälsch.

Kocytus ist nach Virgil der zweite der Höllenflüsse, der sich in den Acheron ergießt und mit welchem sich der Styx vereinigt. Zugleich heißt Charon's Anfahrt Kocytus und wegen des Flusses Vereinigung mit dem neun Mal umkreisenden Styx auch stygisches Gewässer. Nach einigen Mythographen soll er zur Ueberfahrt ins Todtenreich bestimmt seyn und wird dieserhalb zuweilen auch der Acherusische Pfuhl genannt. Die Fabellehre stellt ihn als den Sohn des Styx und als Vater des Plegethon und der Mentha dar. Sein Name Kocytus (ein griechisches Wort) heißt Weinen, Wehklagen.

Kodrus war der Sohn des Melanthus und der letzte König der Athenienser, welcher ums Jahr 1110 v. Chr. lebte. Während seiner Regierung wurde Attika von den Lacedämoniern überfallen, und da diese das Orakel zu Delphi wegen des Ausganges des Krieges um Rath fragten, so wurde ihnen der Spruch, daß sie nur Sieger seyn würden, wenn sie sich hüteten, den König der Athener zu tödten. Als Kodrus von diesem Orakelspruche Kenntniß erhielt, erwachte in ihm der hochherzige Entschluß, der Rettung seines Vaterlandes sich selbst zum Opfer darzubringen. Er verkleidete sich in die Tracht eines Bauern, nahte sich dem feindlichen Lager und reizte durch Neckereien und Schimpfreden die Krieger so sehr, daß er erschlagen wurde. Auf die Nachricht von der Ermordung ihres Königs sandte Athen einen Herold zum Feinde und erbat sich den Leichnam seines Fürsten. Bestürzt hierüber, ergriffen diese die Flucht. Die Athenienser ehrten aber das Andenken an ihren gefallenen Kodrus dadurch, daß sie die königliche Regierung aufhoben, indem sie nach einem solchen Helden keinen Regenten mehr des königlichen Purpurs würdig hielten.

Kohle. Diese Substanz, welche man vormals nur als Brennmaterial betrachtete, ist durch die neuern Fortschritte in der Chemie ungemein wichtig geworden. Der Rückstand, welchen unter der Flocke vollkommen ausgeglühte thierische oder Pflanzenstoffe zurücklassen, wird Kohle genannt. Die auf diese Weise erhaltene Kohle ist jedoch ebenso wenig

rein als die Kohle aus Bergwerken, sondern enthält noch fremde Theile, bald Salze, bald Erde, bald Metalle. Im möglichst reinsten Zustande erhält man sie durch Destillation des reinen Zuckers bei Zersetzung des Aethers, Weingeistes, ätherische Oele, des Camphers, durch Hitze in glühenden Röhren. Auch der reinlich aufgefangene und in einem verschlossenen Gefäße ausgeglühte Oelruß ist fast reine Kohle. Die Kohle ist schwarz, abfärbend, geht aus dem Staubigen durch alle Zwischengrade in das Feste und Dichte über, geruch- und geschmacklos, unschmelzbar und in verschlossenen Gefäßen vollkommen feuerbeständig. Sie ist ein schlechter Wärmeleiter, allein ein Leiter der Elektricität, und widersteht kräftig der Luft und Feuchtigkeit. Wasser, Aether, Weingeist, Oele, die Alkalien und die meisten Säuren lösen die Kohle nicht auf. Etwas auflöslich macht sie die Salpetersäure. Die Kohle ist der feuerbeständigste Körper; doch verbrennt sie in atmosphärischer Luft bei Erhitzung und bei Sauerstoffgas, und verwandelt sich alsdann in kohlensaures Gas. Ausgeglühte, gegen den Zutritt der Luft verwahrte Kohle nimmt dadurch, daß man sie der Luft aussetzt, an Gewicht zu. Die Kohle, wie alle poröse Körper, absorbirt Gas, und um so mehr, je niedriger die Temperatur ist. Durch Ausglühen und durch Auspumpen der Luft treibt man das Gas wieder aus. Die dichte Kohle absorbirt mehr als Kohlenpulver. Am stärksten absorbirt die gut ausgeglühte und unter Quecksilber ausgelöschte Kohle von Buchsbaumholz. Bei der Absorption findet Wärmeentwickelung statt. Das Sauerstoffgas kann die Absorption Jahre lang fortsetzen, indem sie kohlensaures Gas bildet, welches erst nach einigen Jahren hinreichend ist, die Kohle zu sättigen. Kommt die Kohle mit Sauerstoffgas in Berührung, so erfolgt Erhitzung, der Schwefel wird abgeschieden, und Wasser gebildet. Auf die Eigenschaft ausgeglüheter Kohlen, Gas zu absorbiren und zu verdichten, gründet sich ihre Anwendung zur Zerstörung des übeln Geruchs in Fäulniß übergegangener Stoffe, der Miasmen in Krankenhäusern, als Zahnpulver, zur Reinigung fauler Wunden, das Aufbewahren des Wassers auf Seereisen in verkohlten Tonnen und die Reinigung faulen Wassers durch Kohlenpulver. Auch absorbirt die Kohle Farbestoffe. Zu den erdigen Oxyden hat die Kohle große Verwandtschaft, denn kommt sie damit in Dampfform in Berührung, so färbt sie viele derselben schwarz. Hierauf beruht ihre Anwendung zum Schwarzfärben irdener Geschirre.

Kolberg, eine Stadt und Festung in dem pommerschen Regierungsbezirke Köslin, an der Persante, die sich $\frac{1}{4}$ Meile von hier in die Ostsee ergießt und an dem Ausfluß einen Hafen bildet, der eigentlich aus 2 Dämmen besteht, die vom Ufer des Flusses in die See fortgesetzt sind. Durch die vortreffliche aber kostbar zu unterhaltende Wasserbaukunst hat man den Mangel der gegrabenen Brunnen, die hier nur salziges Wasser liefern, ersetzt, und das Wasser, welches mittelst eines Rades 40 Fuß hoch steigt, leiten besondere Röhren durch die ganze Stadt. Das hiesige Salzwerk ist sehr bedeutend, und es war das einzige, welches dem preuß. Staate nach dem tilsiter Frieden noch übrig blieb. Die Festungsgraben können unter Wasser gesetzt werden. Ostwärts schließt sich an die Festungswerke ein großes, stark befestigtes Lager. Die Gegend um Kolberg ist eine Niederung mit Bächen und kleinen Seen. Kolberg hat 5 Kirchen, eine höhere Bürgerschule, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, 720 H. und 6000 Einw., welche städtische Gewerbe, Ackerbau, Viehzucht, Fischfang

(besonders Lachse und Neunaugen), und einen nicht unbedeutenden Handel treiben. Die Ausfuhrartikel Kolbergs beschränken sich hauptsächlich auf Leinwand, Tücher, Wollenzeuch, Glas, Pottasche und Getreide. — In geschichtlicher Hinsicht ist Kolberg eine berühmte Stadt, welche schon im 10. Jahrh. mit Wällen und Mauern umgeben war. Im 30jährigen Kriege wurde sie theils von den kaiserl. Truppen, theils von der Pest heimgesucht. Im 7jähr. Kriege ward sie von den Russen 3 Mal belagert und mußte (1761) capituliren. Ebenso standhaft und tapfer, aber glücklicher, ward sie 1807 gegen die Franzosen vertheidigt. Schill und Gneisenau legten hier den ersten Grund zu ihrem Ruhme, und die Einwohner, von ihrem 70jähr. Mitbürger Nettelbeck (s. d.) angeführt, der auch die frühern Belagerungen erlebt hatte, theilten alle Anstrengungen und Gefahren der Besatzung. Kolberg ward nicht übergeben, obgleich die meisten Außenwerke vom Feinde, als der General Lucadou, ein alter Schwachkopf, hier befehligte, schon erobert waren. Die Stadt war seit dem 28. April fast stets beschossen worden, besonders heftig war die Kanonade am 23. Mai, 1. und 2. Juli gewesen; 185 Häuser, unter ihnen das Rathhaus, gingen in Flammen auf. Den Schreckensscenen machte der 2. Juli endlich durch die Bekanntmachung des Friedens ein Ende. — Die Besatzung bestand aus 6000 Mann, von denen sie 429 Todte, 1093 Verwundete und 209 Gefangene verlor; die Belagerer waren 18.000 Mann stark. Die Franzosen schickten 6775 Kugeln in die Stadt. Der König von Preußen vereinigte die Besatzung unter ein Regiment, das für immer den Namen der Festung führen soll, und erließ den Bürgern von Kolberg ihren Antheil an den Kriegsabgaben.

Kolchis, ein schon im heroischen Zeitalter der Mythe berühmtes Land in Asien, das sich vom Flusse des Phasis bis Korax erstreckte und östlich an Iberien grenzte. Es zeichnet sich durch seine reizende Schönheit und ergiebige Fruchtbarkeit aus. Alle darin gewonnene Früchte, der Honig allein ausgenommen, hatten einen trefflichen Geschmack. Zu seinen vornehmsten Produkten gehörte Lein, Wachs, Hanf und Pech. Der Schiffbau wurde hier stark betrieben. Den Griechen wurde dieses Land zuerst durch den Argonautenzug bekannt; und wenn man unter dem goldenen Vließe Gold versteht, so ist dieß ein Beweis, daß hier dieses kostbare Metall gefunden wurde. Strabo und Casaubon erzählen, daß die Einsassen Lämmerfelle in die Flüsse gelegt und damit den Goldsand aufgefangen hätten. Die Kolchier waren, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine ägyptische Colonie, was ihre Bildung, Farbe, Sprache und Sitten beweisen. In der Folge vermischten sie sich wahrscheinlich bald mit ihren Nachbarn und nahmen deren Sitten an. Sie lebten sehr mäßig, meistens von Buchweizen, und handelten mit Leinwand, Wachs und Pech.

Kolin, Stadt im böhmischen Kreise Kaurzim, an der Elbe, mit 500 H. und 4500 Einw., Schloß, Cattunfabrik und Tabacksbau. Man findet und schleift hier viele Granaten, Topase und Carniole. Nicht weit von hier zwischen dem Schloß Chotzemitz und dem 2 Meilen entfernten Flecken Planian Schlacht von Kolin, am 18. Jum 1757. Friedrich der Große wollte im Feldzuge von 1757 den Oestreichern Böhmen wegnehmen, sowie er in dem vorjährigen Sachsen erobert, und durch die Schlacht bei Lowositz (1. Oct. 1756) sich in dem Besitz dieser eroberten Provinz erhalten hatte. Er eröffnete den Feldzug gegen die Oestreicher schon im April, um nach einer glücklichen Schlacht die ihm Böh-

men unterwerfen würde, seinen übrigen Feinden noch zu rechter Zeit entgegen gehen zu können. Die Gesammtzahl der Feinde gegen den Einzigen kann man in dem Feldzuge von 1757 gegen 500.000 Mann berechnen, und diesen konnte er, mit aller Anstrengung seiner Kräfte, höchstens nur in Verbindung mit seinen Bundesgenossen 200.000 Mann entgegenstellen. Mit etwa 100.000 Mann (die übrigen standen den Franzosen, Russen und Schweden entgegen) rückte Friedrich den 20. April von hier ganz entgegengesetzten Orten in Böhmen ein. Der Prinz Moritz von Dessau stand auf dem rechten Flügel der preuß. Armee, die in Böhmen einbrechen sollte, und rückte von Zwickau und Chemnitz über Commotau vor. An das Corps des Prinzen Moritz stieß das des Königs, der von Dresden aus auf der großen Pragerstraße vorging. Diese beiden Corps waren ungefähr 50.000 Mann stark. Auf dem rechten Elbufer kam von Görlitz und Zittau her das Corps des Herzogs von Bevern und richtete seinen Marsch gegen Reichenberg. Das linke Flügelcorps endlich befehligte Schwerin, der von Schweidnitz und Glatz kam. Auch diese beiden zuletzt genannten Corps waren ungefähr 50.000 Mann stark. Nach den Befehlen des Königs sollten diese vier Corps die in Böhmen zerstreut stehenden Oestreicher zu überfallen und abzuschneiden suchen, den 4. Mai bei Prag sich vereinigen, um den 6. den Feind anzugreifen und zu schlagen. Der Herzog von Bevern hatte auf seinem Marsche gegen Prag das bedeutendste Gefecht den 21. April bei Reichenberg, wo er den Grafen von Königseck mit einem Verlust von 1800 Mann aus seinen Verschanzungen herausschlug und zum Rückzuge nöthigte. Am 26. April vereinigte sich Bevern mit Schwerin bei Jung-Bunzlau, und am 4. Mai gingen diese beide vereinigten Corps bei Brandeis über die Elbe, und standen in der Nähe von Prag. Am 5. Mai ging der König unterhalb Prag über die Moldau, ließ aber den General v. Keith mit 30.000 Mann jenseits zur Einschließung von Prag stehen und vereinigte sich den 6. früh mit Schwerin und Bevern. Durch diese Vereinigung war er jetzt 70.000 M. stark, und er beschloß, die hier bei Prag vereinigte feindliche Armee, welche aus 76.000 Mann bestand und sich in einer vortheilhaften Stellung befand, noch an demselben Tage anzugreifen. Um 8 Uhr Abends war der Feind mit einem Verlust von etwa 20.000 Mann Todten, Verwundeten und Gefangenen geschlagen und hatte 60 Kanonen verloren. Die feindliche Anführer, der Prinz Karl v. Lothringen, hatte sich mit etwa 40.000 M. in die Stadt Prag geworfen, der Rest war zur Armee des General Daun geflohen, welcher zur Schlacht nicht eingetroffen war und nur vier Meilen von Prag entfernt stand. Der König schloß nach der gewonnenen Schlacht sogleich Prag ein, und schickte den Herzog v. Bevern mit 20.000 M. gegen Daun, der den 8. Mai bis Böhmisch-Brot vorgerückt war. Nachdem Daun die aus der Schlacht geflohenen Oestreicher, ungefähr 16.000 Mann an sich gezogen hatte, so ging er über Kolin und Czaslau nach Habern zurück, um Zeit zu haben, die Flüchtlinge wieder zu ordnen. Der Herzog von Bevern war ihm bis Kuttenberg gefolgt, Daun's Heer, nachdem er alle Streitkräfte gesammelt hatte, belief sich jetzt auf 60.000 M., und mit diesem Heere erhielt er von seiner Kaiserin, Maria Theresia, den Befehl, ohne alle Verantwortung bei einem ihm zustoßenden Unglück, gegen Prag vorzurücken, um den Prinzen Karl von Lothringen mit seiner Armee zu befreien. Bevern könnte sich mit seinen 20.000 Mann gegen 60.000 Oest-

reichen unter Daun nicht halten und mußte sich daher bis Kaurzim zurückziehen. Daun folgte der preuß. Armee und nahm eine vortheilhafte Stellung auf den Anhöhen bei Kolin. Während dieser Zeit hatte Friedrich mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften Prag angegriffen; allein die Einnahme dieses wichtigen Platzes verzögerte sich immer mehr mehr, obgleich die Hungersnoth schon aufs Höchste gestiegen war. Prag durfte daher durch Daun nicht entsetzt werden, sonst wären alle Vortheile der Schlacht wieder verloren gegangen und Friedrichs Zweck, die Eroberung Böhmens, nicht vollständig erreicht. Friedrich eilte daher mit 12.000 Mann dem Herzog von Bevern zu Hülfe, indem er den Rest seiner Armee in Böhmen zur Belagerung von Prag und zur Deckung seiner Magazine zurückließ, und vereinigte sich den 15. Juni bei Kaurzim mit Bevern. Seine Absicht war, Daun sogleich anzugreifen und zu schlagen, um die Eroberung Prags zu beschleunigen; denn aus Westfalen und Preußen waren über den Anmarsch der Franzosen und Russen die beunruhigendsten Nachrichten eingelaufen. Friedrichs Heer bestand durch die Vereinigung mit Bevern aus nicht mehr als 32.000 Mann, und hiermit wollte er die 60.000 Mann starke Armee der Oestreicher unter Daun schlagen, die in einer auf unzugänglichen Anhöhen sich befindlichen festen Stellung stand, welche durch eine zahlreiche Artillerie gedeckt war. Doch was der preuß. Armee an Zahl abging, um sie der östreichischen hier unter Daun gleichzustellen, das sollte das Andenken an sieben große Siege, das Hochgefühl der Unsiegbarkeit und ihres Anführers Feldherrntalent ersetzen. Nach des Königs Meinung, waren die wichtigsten Erfolge von einem Angriff auf den rechten Flügel der feindlichen Stellung zu erwarten, deßhalb wählte er den seit Epaminondas's Sieg bei Leuktra, berühmten schrägen Angriff, und mit seinen, im Verhältniß der östreich. Armee, geringen Streitkräften sich erfolgreich auf einen einzigen Punkt zu werfen, den Feind hier zu zerdrücken, und nachdem dieß gelungen und die Flanke gewonnen war, die feindliche Armee von hier aus aufzurollen. Merkwürdig ist des Königs vortreffliche Disposition zu dieser Schlacht schon deßhalb, weil er seine Idee eines schrägen Angriffs in derselben zuerst angibt, obgleich er diese Angriffsart, wie es scheint, aber unbewußt, schon 1745 in der Schlacht bei Hohenfriedberg (oder Striegau) mit Glück anwandte. Wenngleich hier bei Kolin diese Art des Angriffs mißglückte, so zeigte Friedrich noch in demselben Jahre bei Leuthen (s. d.) (5. Dec. 1757), welche große Erfolge durch diese Schlachtordnung eine an Streitkräften geringe Armee über ein zahlreiches Heer erringen kann. Die Generale Ziethen und Hülsen, die auf des Königs linken Flügel commandirten, erhielten in dem Schlachtenentwurf den Befehl, auf den feindlichen rechten Flügel, wo Nadasti commandirte, mit aller Kraft loszugehen, um denselben zu durchbrechen. Die übrigen Theile der Armee sollten den Truppen des linken Flügels folgen und den Angriff unterstützen. Während dieser ganzen Bewegung der preuß. Armee gegen den rechten Flügel der Feinde sollte der rechte Flügel der königl. Armee sich zurückhalten, wie es vermöge der schiefen Stellung nicht anders möglich war, und den Angriff versagen. Diesem Befehle gemäß griffen die Truppen des preuß. linken Flügels den Feind mit einem Muthe an, der die Oestreicher in Erstaunen setzte und sie zu weichen nöthigte. Ziethen hatte nämlich den ersten Angriff gethan, die Nadastischen Truppen gegen die hinter der östreich. Stellung befindlichen Berge

geworfen und die Artillerie zurückgetrieben. Darauf warf Hülsen, der Ajar unter den Preußen, derselbe, der sich in der torgauer Schlacht 1760, da ihm seine Pferde erschossen waren, aus Altersschwäche auf eine Kanone setzte und sich ins feindliche Feuer hinziehen ließ — dieser Hülsen warf den Feind beim ersten Vorgehen abermals zurück und nahm ihm sein Geschütze ab. Schon beschloß Daun, nach diesen unglücklichen Gefechten auf seinem rechten Flügel, den Rückzug anzutreten, schon floh ein Adjutant mit einem von Daun eigenhändig geschriebenen Zettel, die Worte enthaltend: „die Retirade geht nach Suchdol", nach dem Ort seiner Bestimmung, schon machte man in der ganzen Schlachtlinie Anstalt, die Kanonen abzuführen, als plötzlich sich jetzt die Schlachtscene änderte und die Wage des Schicksals unerwartet auf Preußens Nachtheil stieg. Der General Mannstein nämlich griff bei dem vorhin angegebenen Vorrücken der Armee in den kostbarsten Augenblicken das vor der feindlichen Fronte liegende Dorf Chozemitz an, worin sich leichte Truppen des Feindes befanden, die auf die vorbei marschirenden preuß. Colonnen in ziemlicher Entfernung feuerten. Der General Mannstein bemächtigte sich auch in kurzer Zeit des Dorfs, wurde aber hier bald darauf in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt, sodaß die Truppen festgehalten wurden und ihrer Bestimmung gemäß nicht den Angriff auf den feindlichen rechten Flügel unterstützen konnten. Auf diese Weise wurde durch diese schlecht angebrachte Tapferkeit der ganze Plan des Königs zerstört; denn anstatt daß die Armee sich ohne Gefecht ruhig und in einer steten Verbindung fortbewegen sollte, um durch das Zusammenwirken aller Kräfte auf Einen Punkt die Idee des Königs in Ausführung zu setzen, wurde der Marsch der Armee aufgehalten, die innere Verbindung aufgelöst, und der linke Flügel blieb ohne Unterstützung. Der König mußte nämlich jetzt seinen Schlachtplan ändern, weil der Feind immer mehr Truppen gegen den General Mannstein entwickelte, und beschloß nun, das feindliche Mitteltreffen zu zersprengen. Der Prinz Moritz von Dessau machte dem Könige bei diesem Entschluß Gegenvorstellungen; aber schon unmuthig über die Nichtbefolgung seiner Befehle, wodurch die Armee allein in diese mißliche Lage gerathen war, wiederholte der König seinen ausgesprochenen Befehl mit der ihm eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit, ja mit gezogenem Degen ritt er sogar auf den Prinzen zu und fragte ihn mit drohender Stimme: „ob er gehorchen wolle oder nicht?" Neun Regimenter wurden nun auf diesen Punkt der Schlacht gezogen; allein der Feind ließ dem König hierzu keine Zeit, sondern drang mit Kraft vor, sodaß die einzelnen angekommenen preuß. Bataillone sogleich ins Feuer geführt werden mußten. Blutig war hier der Kampf, vorwärts gegen die Anhöhen, worauf der Feind stand, drangen einzelne Bataillone; denn nie waren sie bis jetzt unter Friedrichs Anführung geschlagen, alle waren versuchte Krieger, die Meisten hatten dem Feinde schon ins Auge gesehen, Manche ehrenvolle Narben aufzuweisen, Dieser von Lowositz und Kesselsdorf, Jener von Mollwitz und Striegau, Andere von Czaslau und Soor. Kaum aber glaubten sie den Sieg, ihren sonst immer treuen Gefährten, wieder durch den alten, ihnen zur Gewohnheit gewordenen Heldensinn an sich gekettet zu haben, so sprühten die feindlichen Batterien Tod und Verderben; die Tapfersten sanken, und statt des Sieges umarmte sie der Tod. Die hier im Mitteltreffen fechtenden Preußen thaten Alles, was persönlicher Muth und die der preuß. Armee eigenthümliche

Zucht und Ordnung vermochten. Sie überstiegen die Leichenhügel ihrer Kameraden mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit, denn das feindliche Kartätschenfeuer hatte ganze Hügel von Todten gebildet; kaum aber hatte das anhaltende Artilleriefeuer ihre Reihen durchbrochen und die Ordnung aufgelöst, so sammelten sie sich mit einer erstaunungswürdigen Ruhe in dem Kanonenfeuer wieder und gingen von Neuem zum Angriff vor. Endlich aber von der langen Arbeit des blutigen Tages und der Sonnenhitze ermattet, und von Munition entblößt, mußten sie, von den Oestreichern hat gedrängt, weichen und sich zum Rückzuge bequemen. Während dieses Gefechtes hier im Mitteltreffen hatte Daun, die Absicht des Königs errathend, seinen rechten Flügel immer mehr und mehr verstärkt, und griff mit überlegener Zahl, die wenigen, aber siegreichen Bataillone des General v. Hülsen an. Lange Zeit widerstanden mit dem ausgezeichnetsten Muthe die Truppen den wiederholten Angriffen der Oestreicher, selbst die preuß. Cavalerie gewann einige Vortheile, sodaß es schien, als sollte hier das Schicksal der Schlacht entschieden und der Sieg errungen werden, wenn man nur auf einige Unterstützung rechnen könnte. Allein diese blieb durch den vorhin angegebenen Angriff des General von Mannstein aus und immer schwächer wurden hier bei den Preußen die Kraft des Widerstandes, immer mißlicher das Schicksal des Tages. Von Augenblick zu Augenblick verdoppelte Daun sein Feuer, aber auch mit jedem Augenblick verringerte sich durch den, hier schon mehre Stunden hindurch anhaltenden blutigen Kampf, die Zahl der Preußen, ihre Streitkräfte schmolzen immer mehr zusammen, denn das Geschütz der Feinde richtete unglaubliche Verwüstungen an. Die immer mehr steigende Ermattung der preuß. Infanterie dieses Flügels, welche die stärksten Beweise der Entschlossenheit und des Muthes den ganzen Tag hindurch abgelegt hatte, und die große Unthätigkeit, welche die preuß. Reiterei jetzt zeigte, führte endlich den entscheidenden Zeitpunkt herbei, welcher der ganzen Schlacht den Ausschlag gab. Der Oberstlieutenant von Benkendorff, von den sächsischen Dragonern, benutzte den Augenblick, als er die Ermattung der preuß. Infanterie und ihre getrennten Linien bemerkte, und stürzte sich mit einigen hundert Pferden auf einen Theil der Hülsen'schen Division, indem seine Reiter beim Niedermetzeln den Preußen zuriefen: „Das ist für Strigau!“ Gleich darauf folgten mehre Regimenter, nun wurden in kurzer Zeit 14 Bataillone über den Haufen geworfen, und was sich nicht wollte gefangen geben, ohne Erbarmen niedergehauen. In wenigen Augenblicken war der preußische linke Flügel gesprengt, die Geschütze erobert und die Trümmer dieser Infanterie in wilder Flucht. Nichts konnte sie von jetzt an mehr bewegen, dem Feinde die Stirn weiter zu zeigen, denn Furcht und Entsetzen wachsen, wie die Köpfe der Hydra, auch unter den besten Truppen, bei einer einmal eingetretenen Verwirrung. Der König selbst sammelte etwa 40 Mann nebst einigen Fahnen und führte sie in der Hoffnung, daß andere Flüchtlinge sich an ihn anschließen würden, mit klingendem Spiele gegen eine Batterie. Aber seine Hoffnung schlug fehl; denn als die feindlichen Kugeln sie erreichten, verließen sie den König. Friedrich hatte dieß nicht bemerkt und ritt ganz kaltblütig auf die Batterie allein los. „Sire“, rief ihm endlich einer seiner Adjutanten, le Grand, zu, „wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ Ohne zu antworten, hielt der König sein Pferd an, sah sich um, betrachtete dann die Batterie

durch ein Fernglas, ritt langsam nach dem rechten Flügel und gab, da er nun einsah, daß die Schlacht unwiederbringlich verloren sey, den Befehl zum Rückzuge. Der Herzog von Bevern und der Prinz Moritz sollten diese Aufgabe lösen. Durch die Entschlossenheit der Truppen des rechten Flügels, die siegreich auf dem Kampfplatz standen, gelang es ihnen, mit einbrechender Nacht den Rückzug nach Nimburg anzutreten. Daun, sehr zufrieden, den ersten Sieg über Friedrich erfochten zu haben, verfolgte die Preußen nicht, sondern ließ auf dem Schlachtfelde ein „Te Deum" anstimmen, und die herrliche Gelegenheit, die Preußen in Böhmen gänzlich aufzureiben, ruhig vorbeigehen. Die Schlacht kostete die preuß. Armee 14.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, worunter sich der Kern der Infanterie befand und 45 Stück Geschütze. Die Oestreicher hatten 9000 M. Verlust. Der König war von dem Schlachtfelde nach Nimburg vorausgegangen, um zu seiner Armee nach Prag zu eilen; denn nach dieser unglücklichen Schlacht mußte die Belagerung der Stadt aufgehoben werden und die Armee Böhmen wieder verlassen. Friedrichs Lage war verzweiflungsvoll. Alle seine herrlichen Plane, der Erfüllung schon so nahe gebracht, waren durch diese einzige Schlacht zerstört; von allen Seiten rückten seine Feinde auf ihn los, durch diese gewonnene Schlacht zu noch größerer Thätigkeit angespornt. Solche Gedanken an die Zukunft mußten den König in sehr ernsthafte Betrachtungen versenken, und bei Nimburg, wo er, auf einer Brunnenröhre sitzend, sein Schicksal überdachte, sahen ihn in diesem Zustande die auf dem Rückzuge befindlichen Truppen. Bald aber nahm er alle seine Kräfte zusammen, um seine Niedergeschlagenheit den Truppen zu verbergen, und mit erzwungener Heiterkeit zeigte er sich wieder denselben und gab die nöthigen Befehle. Als er aber den Rest seiner Garde, die von 1000 Mann auf 250 zusammengeschmolzen war, vorbei marschiren sah, da konnte er sich der Thränen nicht enthalten und rief ihnen in wehmüthigem Tone zu: „Kinder, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt". — „Leider", antworteten sie, „wir sind nicht gut angeführt worden". — „Nun, habt nur Geduld"; — fuhr er fort, „ich werde Alles wieder gut machen!" In Wien war die Freude über diesen Sieg außerordentlich. Glänzende Feste wurden gegeben, große Geschenke ausgetheilt und besondere Denkmünzen geschlagen. Alle Officiere, Unterofficiere und Gemeine, die der Schlacht beigewohnt hatten, erhielten eine außerordentliche Belohnung und die Verwundeten einen zweimonatlichen Sold. Ja, um das Andenken dieses wichtigen Sieges, der die östreich. Monarchie vom Untergange gerettet hatte, recht würdig auf die Nachwelt zu bringen, stiftete die Kaiserin den Theresien-Orden, und der 18. Juni sollte als der eigentliche Stiftungstag gefeiert werden. Ueber diese Schlacht vgl. man (v. Retzow's) „Charakteristik der wichtigsten Begebenheiten des 7jähr. Krieges" (2 Thle., Berl. 1802) und Tempelhof's „Geschichte des 7jähr. Krieges". — Den 20. Juni früh Morgens hob der König die Belagerung von Prag auf und zog die Armee ohne bedeutenden Verlust nach Sachsen und in die Lausitz. Der Prinz von Lothringen verfolgte von Prag aus den König und erbeutete 2 dreipfündige Kanonen, vor welchen die Pferde getödtet waren. Diese Kanonen waren die Siegeszeichen, die er von Prag zurückbrachte. Auf diesem Rückzuge der preuß. Armee blieb auch der General von Mannstein, derselbe, dessen in der Schlacht bei Kolin erwähnt wurde. Er, schon verwundet vor Kolin, vertheidigte sich wie ein Verzweifelnder,

schlug die angebotene Schonung seines Lebens aus und blieb todt auf dem Platze. Friedrich sagt von ihm, er sey dadurch berühmt geworden, daß er die Schlacht bei Prag angefangen und den Verlust der Schlacht bei Kolin verursacht habe. Ganz Europa glaubte jetzt, nachdem die Niederlage von Kolin bekannt geworden war, daß Friedrich nach derselben ebenso endigen würde wie Karl XII. nach seinem Unglück bei Pultawa. Doch anders wollte es das Schicksal; denn in demselben Jahre noch tilgte er, zum Erstaunen von ganz Europa, durch zwei glänzende Siege, bei Roßbach (5 Nov.) und bei Leuthen (5 Dec.), den Schimpf von Kolin und beendigte den Feldzug von 1757 auf eine höchst ruhmvolle Weise.

Koller (Baron v.), k. k. östreich. Feldmarschall-Lieutenant, einer von den Commissarien, welche 1814 Napoleon nach dessen Abdankung von Fontainebleau bis Elba begleiteten. Er erwarb sich bei dieser Gelegenheit durch sein schickliches Benehmen wie durch seine Rechtlichkeit und Freimüthigkeit die Achtung und das Vertrauen des berühmten Mannes, den er bei der Reise durch die südlichen Departements vor den Mißhandlungen eines von fanatischen Priestern und rachebrütenden Ultras aufgereizten Pöbels schützte. Er bewahrte den Oberrock des gefallenen Helden, der, um nicht erkannt zu werden, denselben mit Koller's östreich. Generalsuniform vertauscht hatte. Nach seiner Rückkehr vollzog er den von Napoleon auf Elba erhaltenen Auftrag, mit Genua im Namen des neuen Herrschers von Elba eine Handelsverbindung zu Gunsten der Insel abzuschließen. Dieses Benehmen des Generals Koller verdient um so mehr Anerkennung, da in jener Zeit voll aufgeregter Leidenschaften und einseitiger Ansichten bei Vielen die Stimme der Mäßigung und des Edelmuths gänzlich verklungen zu seyn schien. General Koller wurde späterhin als Unterintendant bei dem östreich. Heere in Neapel angestellt, wo er zu der Wiederherstellung der Ordnung thätig mitgewirkt hat. Er starb den 23. Aug. 1826 zu Neapel. Seine Antikensammlung ist vom König von Preußen, und seine ägyptische Sammlung vom König von Sachsen für die Universität Leipzig erkauft worden.

Köln, eine der größten, ältesten und berühmtesten Städte Deutschlands, geachtet zu der Römerzeit, gefürchtet im Mittelalter, gefeiert in der Gegenwart, liegt (24° 30′ östl. L. u. 50° 25′ nördl. Br.) am linken Ufer des Rheines in einer fruchtbaren Ebene und bildet einen Halbzirkel von beinahe 2½ Stunden im Umfange. Gestiftet von Marcus Vipsl. Agrippa, Schwiegersohne des Kaisers Augustus (etwa 15 v. Chr.), war Köln anfangs nur ein röm. Standlager, später aber der Hauptsitz der vom jenseitigen Rheinufer herübergezogenen Ubier — einem von den Sueven bedrängten, deutschen Volke — nachdem Agrippa das von Julius Cäsar mit diesen Germanen geschlossene Bündniß fester geknüpft hatte. Agrippina, Gemahlin des Kaisers Claudius, in dieser Ubierstadt etwa 16 n. Chr. geboren, legte um 50 n. Chr. daselbst eine Colonie vornehmer römischer Veteranen an, worauf dieselbe nach ihr den Namen Colonia Agrippina erhielt. Sie verschönerte die neue Siedelstadt von außen mit Mauern, Thürmen und Thoren, von innen aber mit einem Capitol, mit Tempeln, Prätorien, Schulen, einem Amphitheater, Waffenplatze ꝛc. Von dem ersten Umfange der Stadt zeigen sich noch die Spuren der alten Gußmauern. Trajan ertheilte der Stadt römische Rechte und Freiheiten und verschönerte sie. Der Imperator Posthumus, welcher daselbst 260 n. Chr. seinen Sitz nahm, suchte aus ihr ein zweites Rom

zu machen und errichtete deßhalb eine Curia, Senat ꝛc. Das Christenthum schlug bei den Ubio-Römern früh Wurzel. Maternus (blühte gegen Ende des 3. u. Anf. d. 4. Jahrh.) war Kölns erster Bischof. Um 308 ließ Konstantin hier eine steinerne Brücke über den Rhein bauen, die aber nicht vollendet und im 10. Jahrh. unter Erzb. Bruno vernichtet worden ist. Köln war damals die Metropole von Germania secunda. Schon 355 von den Franken einmal erobert und zerstört, kam sie durch Julian wieder in der Römer, seit 464 abermals in der Franken Besitz und ward die Hauptstadt der Ripuarier. Bei der Theilung des fränk. Reichs kam sie in die Hände des Königs Theuderich, dann aber an Austrasien. Sie war die Residenz mehrer fränk. Könige, wurde 880—90 von den Normannen verwüstet und 949 von Otto I. dem römisch-deutschen Reiche einverleibt, ihr große Freiheiten verleihend. Seitdem mehrten sich von allen Seiten die Anbauten außerhalb der röm. Stadtmauern, sodaß sie große Vorstädte bildeten, welche hernach zur eigentlichen Stadt gezogen wurden und ihr die gegenwärtige Gestalt gaben. In den J. 1170—1206 erbauten die Kölner die gegenwärtigen noch schönen und starken Stadtmauern. Während der Streitigkeiten der Bischöfe mit den Kaisern erweiterten die Bürger ihre Gewalt. Otto IV. erhob Köln zur freien Reichsstadt. Unterdessen hatten sich die Erzbischöfe zu Landesherren der umliegenden Gegenden gemacht, und glaubten nun auch ihre weltliche Gewalt in einer Stadt ausüben zu können, wo der Sitz ihrer geistlichen war. Allein die köln. Bürger behaupteten ihre erworbenen Freiheiten und wiesen jeden Versuch, dieselben zu gefährden, mit Standhaftigkeit zurück. So entspann sich unter Erzbisch. Konrad v. Hochsteden (1237—61) jener fürchterliche Bürgerkrieg, welcher (vorzüglich unter den Erzb. Konrad, Engelbert II., Siegfried von Westerburg) über 2 Jahrh. dauerte, die Länder und Städte umher verwüstete, wodurch aber Köln, anstatt unterdrückt zu werden, seine republikanische Verfassung erhielt und die Geschichte dieser Stadt (vgl. Vogt's „Rheinische Geschichten und Sagen", 3 Thle., Frankf. 1818) zu einer der merkwürdigsten am Rheine wird. Als Siegerin aus dem furchtbaren Kampfe bei Woringen (1288 gegen Erzb. Siegfried) hervorgehend, hatte Köln auf viele Jahre Ruhe und sein Wohlstand nahm zu von Innen und Außen. Volkreich wie keine andre Stadt am Rhein (sie konnte damals, bei einer Bevölkerung von mehr als 150.000 Seelen, 30.000 M. unter die Waffen stellen), war sie mächtig geworden wie ein Freistaat des Alterthums und weit und breit erkannten alle rhein. Städte ihre Hegemonie. Die Zünfte waren mit vielen und guten Arbeitern besetzt; der Handel blühte, vorzüglich mit England, und seit der Hälfte des 13. Jahrh. war Köln eins der mächtigsten Mitglieder der Hansa, im 14. Jahrh. des rheinischen Städtebundes. Könige und Kaiser machten ihre Geldanleihen in Köln. Die kölnische Flagge wehte auf allen damals beschifften Meeren. Um die Mitte des 15. Jahrh. war Köln im Besitze all der Hansafactoreien in London u. a. engl. Häfen. Dieser Flor gebar Uebermuth unter den Zünftigen, welche die Vorzüge der alten Geschlechter (worunter vor allen das Heldengeschlecht der Overstolzen berühmt) beneidete. Vorzüglich that sich durch Anmaßung die zahlreiche Weberzunft hervor, sodaß endlich selbst die andern Zünfte mit den Patriziern gemeinschaftliche Sache machten; nach einem hartnäckigen Kampfe mußten die Weber weichen (1372), 1700 Webstühle wurden verbrannt, worauf die Eigenthümer auswanderten.

1396 entstanden heftige Unruhen, in deren Folge die bisherige Verfassung der Stadt eine bedeutende Veränderung erlitt, ein Bürgermeister und die Vornehmsten der edeln Geschlechter als Opfer fielen und Andere verbannt wurden. Der sogenannte Verbundbrief, in welchem die neue Verfassung der Stadt enthalten war, stellte die Ruhe wieder her, sowie denn auch durch die vom Erzbischofe Theodorich II. und vom Kaiser Friedrich III. 1437 bestätigten Statuten diese Verfassung immer mehr und mehr befestigten. In dieser Zeit blühten, wie der Handel, so auch Künste und Wissenschaften in Köln. Rings umher war Alles noch Nacht, als hier schon mehre treffliche Klosterschulen blühten. Albert der Große, Duns Scotus, Thomas Aquino waren unter den Lehrern. 1388 ward endlich von dem Senat mitten unter dem Geräusch der Waffen eine Universität gestiftet, die Papst Urban IV. mit den nämlichen Freiheiten und Vorrechten versah, die er der pariser Hochschule, deren Tochter sie war, ertheilt hatte. Sie war die 4. in Deutschland, bestand aus 4 Facultäten und ist die Mutter der Universitäten zu Löwen und Kopenhagen. Sie wurde als der Sitz der scholastischen Philosophie und Theologie betrachtet, war im 15. Jahrh. durch ganz Europa berühmt und zählte damals zur Zeit ihrer höchsten Blüthe an 8000 Studirende. Wie die Künste in Köln blühten, s. in den folg. Art. Im Anfang des 16. Jahrh. hielt Maximilian I. in Köln Reichstage. Mehre Unruhen brachen im 17. Jahrh. in Köln wegen der hohen Besteuerung ꝛc. aus; der Kaiser stellte die Ruhe wieder her. Seit die Niederländer im 16. Jahrh. den Rhein sperrten, kam der köln. Handel sowie auch die Industrie in Abnahme. Vermöge seiner reichen Stifter, Klöster und Abteien erhielt indeß sich Kölns Wohlstand noch immer auf einer hohen Stufe. Die Landesprodukte des Erzstifts diesseits des Rheins und des Herzogthums Jülich flossen großen Theils auf die Speicher und in die Cassen der hier gestifteten geistlichen Corporationen und erzeugten einen immer währenden Vorrath von beträchtlichen Capitalien, die den Handel und den Gewerbfleiß ungemein belebten. Köln war und blieb daher die allgemeine Börse und die reichste Hülfsquelle der benachbarten Fabrikstädte auf beiden Rheinufern, welche hier ihre Wechsel und Staatspapiere vortheilhafter als auf den übrigen niederländischen Handelsplätzen absetzen konnten. In diesem blühenden Zustande befand sich die uralte freie Reichsstadt als sie im franz. Revolutionskriege am 6. Oct. 1794 von den Neufranken besetzt wurde. Damals hatte Köln, außer dem Domcapitel, noch 10 andere Stiftscapitel, 2 Commenden des deutschen, 1 Commende des Malteserordens, 2 Abteien, 17 Manns- und 39 Frauenklöster, 11 Stifts- und 19 Pfarrkirchen, 49 Capellen, und die Zahl der geistlichen Personen beiderlei Geschlechts wurde auf 2500 geschätzt. Köln ward daher sowohl deßwegen, als auch in Rücksicht der vielen Heiligthümer und Reliquien das deutsche Rom oder die heilige Stadt genannt. 1802 sind die geistlichen Corporationen, deren Vermögen auf 200 Mill. Gulden geschätzt wurde, sämmtlich aufgehoben worden. Köln sank zur einfachen Municipalstadt des Roerdepart. herab, ward der Sitz eines Unterpräfecten, erhielt an die Stelle der aufgehobenen Universität mit 3 Gymnasien (1798) eine Centralschule, die einige Jahre darauf in ein Lyceum, später in eine Secundairschule verwandelt wurde. 1814 am 14. Jan. ward Köln von den Verbündeten besetzt, und ist seit 1815 der preuß. Monarchie einverleibt. — Von der jetzigen Regierung vielfach begünstigt, ist Köln der

Sitz eines Erzbischofs, des Metropolitan-Domcapitels, erzbischöfl. Generalvicariats, der Regierung des Bezirks Köln, des rheinischen Appellationsgerichtshofes, eines Landgerichts, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, eines Domainen-, Rheinzoll-, Hauptsteuer- und Oberpostamts, der Provinzialsteuerdirection, Provinzialeichungscommission, einer Schifffahrtsgesellschaft, der preußisch-rheinischen Dampfschifffahrtsgesellschaft ꝛc. Köln ist unregelmäßig gebaut, hat 270 mit Basalt gepflasterte, größtentheils enge und krumme Straßen und Gassen (die aber Nachts durch Reverberen trefflich erleuchtet werden), viele öffentliche Plätze (die schönsten sind der Neumarkt mit seinen Lindenalleen, der Heumarkt und der Altmarkt); 19 kathol. Pfarr- und 7 Nebenkirchen und Capellen, 2 evangel. Kirchen, eine Synagoge; erzbischöfl. Clerikalseminar mit einer 12.000 Bde. starken Bibliothek, 2 Gymnasien (das kathol. mit einer 33.000 Bde. starken Bibliothek ꝛc.), höhere Bürgerschule, Gewerbschule, Handlungsschulen, viele Elementarschulen, Institut und Pensionsanstalt der Ursulinerinnen für kathol. Töchter, Zeichnenschule, Taubstummenlehranstalt u. s. w. Diesen für geistige Ausbildung bestimmten Anstalten schließen sich wohlthätige Institute aller Art an, als das Bürgerhospital, Waisenhaus, Hebammenlehranstalt und Entbindungsinstitut, das Kloster der Alexianer, 2 Convente barmherziger Schwestern ꝛc. — Für Belebung der wissenschaftlichen und Kunstbestrebungen sorgen verschiedene Bibliotheken, als die Syndikats- oder Rathhaus- und die erzbischöfl. Bibliothek, Gemäldegalerien, Antiquitäten-, Münz- und Kunstcabinette, Mineralien- und Naturaliensammlungen u. s. w., worunter das von Wallraf (s. d.) gesammelte, der Stadt geschenkte Museum den ersten Platz einnimmt. — Zu den bemerkenswerthesten Gebäuden Kölns gehören: die Metropolitan-Domkirche (vgl. d. folg. Art.), in Form des Kreuzes angelegt, hat eine Länge von 400 Fuß und im Durchschnitt eine Breite von 180 Fuß. Nur der prächtige Chor von 200 Fuß Höhe, mit den ihn umgebenden Capellen, ist vollendet. Von den beiden Thürmen, deren jeder 500 kölnische Fuß hoch werden sollte, steht der eine nur 21 Fuß über der Erde, und der andere hat $^1/_3$ seiner Höhe erreicht. In diesem befinden sich zwei große Glocken, wovon die eine 225 Centr. wiegt. Das Schiff der Kirche wird von einer vierfachen Reihe Säulen, 100 an der Zahl, getragen, wovon die vier mittleren beinahe 30 Fuß im Umfange haben. Es ist übrigens nicht ausgebaut, kaum 100 Fuß hoch und mit Bretern überwölbt. Sieben Capellen umgeben den Chor, dessen innere Höhe 161 Fuß beträgt, und der mit Hautelisse-Tapeten, zu denen Rubens die Zeichnungen geliefert hat, geziert ist. Hinter dem Hochaltar ist die Capelle der heil. 3 Könige ionischen Styls von Marmor. In einem prächtig geschmückten Kasten liegen einige Reliquien. Merkwürdig sind ferner das sogen. Dombild (s. d. folg. Art.), die Grabmäler mehrer Erzbischöfe, schön erhaltene Glasmalereien, im Dom-Schatz der silberne Sarg des Erzb. Engelbert I. u. s. w. Der König hat jährl. 200.000 Rthlr. bestimmt, um den Dom zu erhalten; auch ist er durch Abbrechen der ihn zunächst umgebenden Gebäude freigestellt. Ueber die wiedergefundene Originalzeichnung des Doms s. Georg Möller's „Beschreibung", mit 9 Kupfertaf., gr. Fol., u. 26 S. Text, 1818, und Boisserée's Werk „Ueber den Dom zu Köln", mit Kpf., 1824. Die Kirche des heil. Gereon hat eine kühne Kuppel mit 3 Galerien. Die Kirche des heil. Cunibert (nun halb in Trümmern liegend) hat einen

Altar gleich dem berühmten Altar der Peterskirche in Rom, die Peterskirche von Rubens, der dort getauft wurde, das immer bewunderte Gemälde des Märtyrertodes des Apostels Petrus und schöne Glasgemälde; die Mariahimmelfahrtskirche zeichnet sich durch Schönheit und Eleganz sowie durch mehre Kunstwerke aus; die St.-Ursulakirche ist merkwürdig wegen der Legende der 11.000 Jungfrauen; die prachtvolle St.-Apostelnkirche; die Kirche St.-Maria im Capitol mit Gemälden u. a. Kunstwerken; die evang. Garnisonkirche (auf deren Thurm jüngst ein zwischen Berlin und Koblenz correspondirender Telegraph errichtet), die alte St.-Severins-, die Columba-, St.-Martins-, Minoritenkirche ꝛc. Das Rathhaus hat ein schönes Portal mit einer doppelten Reihe von Marmorsäulen, hohen Thurm, schönen Saal, mehre Gemälde; ferner das Haus Gürzenich mit einem 175 rh. F. langen, 70½ breiten, 24 F. hohen Saale, worauf unter den Kaisern Friedrich III. und Maximilian I. Reichsversammlungen gehalten und die glänzendsten Festen gefeiert wurden; in unsrer Zeit ist dieser Saal durch die Feier des großen rheinischen Musikfestes und jene des Karnevals, welcher seit mehren Jahren in Köln auf das Großartigste in ganz Deutschland begangen wird, von Neuem berühmt geworden; der Baienthurm aus dem 13. Jahrh., eine überaus hohe, mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und Schärfe von Tuffstein aufgemauerte achteckige Masse, mit einem Kranze schöner Zinnen gekrönt; der große 1824—26 erbaute neue Justizhof für die preuß. Rheinlande, das 1833 vollendete Regierungsgebäude, das neue Casinogebäude, das Theater, die Börse, die erzbischöfl. Residenz u. s. w. Ueberhaupt wird die Stadt mit jedem Jahre durch neue Gebäude und Anlagen verschönert. — In mehr als 7000 Häusern wohnen über 62.000 Civileinwohner, darunter etwa 2600 Evangelische und 380 Juden. Die Betriebsamkeit ist außerordentlich und wir finden hier Baumwollmaschinenspinnereien, Baumwollengarnfärbereien, ansehnliche Seidenwebereien, welche alle Art von Sammet- und Seidenzeuchen und Band verfertigen, Wollmaschinenspinnereien, große Tuchmanufacturen für feine, mittlere und grobe Tücher, andere Wollenzeuchmanufacturen, die alle Arten wollener Fabrikate liefern, Schönfärbereien in Seide, Baumwolle und Wolle, ferner Tabacks-, Hut-, Wachs- und Wachslicht- und Siegellackfabriken, Porzellan-, Fayence- und Pfeifenfabriken, Spiegelmanufacturen, Bleiweiß- und Cichorienfabriken, 24 Fabriken für Kölnisches Wasser, Bier- und Essigbrauereien, Leinwand- und Cattunfärbereien und Druckereien, 170 Branntweinbrennereien, Zucker- und Leimsiedereien, 68 Roth- und Weißgerbereien, eine bedeutende Anzahl von Fabriken für Farben aller Art, Mühlerwerke und andere Werkstätten städtischer Handthierungen und Gewerbe. Hierzu kommt sehr bedeutender Acker-, Garten- und Weinbau. Was den Handel anbetrifft, so ist Köln der Mittelpunkt und Hauptstapelplatz des Rheinhandels. Die vorzüglichsten Handelsartikel sind Getreide, Wein, Rübsamen, Rübsamenöl und Steinkohlen. (Vgl. Rheinschifffahrt.) Die Stadt hat einen, jüngst erweiterten Frei- und einen Sicherheitshafen, welcher letztere 100 größere und kleinere Schiffe aufnehmen kann; der städtische Verkehr wird durch mehre Märkte noch besonders belebt. — Als große Stadt, wo Magazine bequem aufgehäuft werden können und militair. Bedürfnisse aller Art sich vorfinden, als Uebergangspunkt über den Rhein, als Zwischenpunkt zwischen Wesel und Koblenz, als Vereinigung vieler Straßen und als Punkt der Basis, von der die Operationen deutscher

Armeen gegen die Niederlande und Frankreich ausgehen müssen, ist Köln von großem strategischen Werth, und die aus Wallgraben und weit von einander entfernten Bastions bestehenden Festungswerke sind 1815 wiederhergestellt worden; sie sind durch eine Kette von kasemattirten Thürmen, die mehre Stockwerke und in jedem einige Geschütze enthalten und in einiger Entfernung von der Stadt als isolirt detachirte Werke angelegt sind, verstärkt. Durch sie wird Köln eine zwar nicht so wichtige Festung wie Koblenz, wohl aber ein starker Waffenplatz werden. Eine 1822 angelegte, auf 39 Schiffen ruhende und 1250 Schritt lange stehende Schiffbrücke führt über den Rhein nach dem ebenfalls befestigten Deutz (s. d.). Rings um die Stadt befinden sich schöne Spaziergänge auf dem Glacis der Festung, sowie außerhalb derselben der große städtische Garten, reich an den verschiedensten Holzarten. Den berühmtesten in Köln geborenen Männern und Frauen sind besondere Art. gewidmet. Ueber Kölns Geschichte u. Topographie, s. N. Vogt, „Rhein. Geschichten und Sagen"; Wallraf, „Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln"; „Köln und Bonn mit ihren Umgebungen". S. auch S. Boisserée, „Denkmale der Baukunst vom 7.—13. Jahrh. am Niederrhein", Fol. mit 72 Steinabdrücken, München 1833.

Das Kurfürstenthum und Erzbisthum Köln. Das Bisthum Köln war schon zu der Römer Zeiten vorhanden, sein erster Bischof soll ums Jahr 314 Maternus gewesen seyn. 745 wurde es von Karlmann zum Erzbisthum erhoben. Da aber sein Erzbischof, der heilige Bonifacius, den mainzer Stuhl erhielt, so blieb dasselbe diesem 50 Jahre lang unterworfen, bis Karl der Große aufs neue zwischen den Jahren 794 und 799 dem Stifte einen Erzbischof vorsetzte. Es waren demselben die Bisthümer Lüttich, Minden, Utrecht, Münster und Osnabrück unterworfen. Unter Bruno I. (953—963), Bruder des Kaisers Otto, hob sich das Erzstift zu Macht und Ansehen, indem dieser Kaiser dasselbe ansehnlich vergrößerte und mehre Grafschaften und Vogteien des ripuarisch-fränkischen Herzogthums längs dem Rheine mit dem Erzstift vereinigte. Heribert (997—1021) erhielt die Würde als Kurfürst des deutschen Reiches und die Stadt Deutz vom Kaiser Otto III., und sein Nachfolger Pelegrin (1021—1036) das Amt als Erzkanzler des heil. römischen Reiches durch Italien. Hanno (1054—1075) ist in der deutschen Geschichte merkwürdig als Vormund und Rathgeber des Kaisers Heinrich IV. Reinhold von Dassel (1161—1167) erhielt vom Kaiser Friedrich I. die Stadt Andernach. Sein Nachfolger, Philipp, Graf von Heinsberg (1167—1191), legte den Grund zur Stärke und Größe des Erzstifts, führte glückliche Kriege und erwarb bei der Aechtung Heinrichs des Löwen den westlichen Theil des alten Engern, unter dem Namen eines Herzogthums Westfalen. Konrad von Hochsteden (1237—1261), der Gründer des Doms zu Köln, begann die langwierigen Streitigkeiten mit der Stadt Köln, die unter seinen Nachfolgern mit und ohne Hülfe der Nachbarn fortgesetzt wurden und Veranlassung gaben, daß die Erzbischöfe ihren Sitz aus Köln, zuletzt nach Bonn, verlegten. Er war der Hauptstifter des Bundes der rheinischen Städte zur Handhabung der öffentlichen Ruhe. Theodorich, Graf von Meurs (1414—1463), mußte die Stadt Soest, nach einer unglücklichen Fehde mit derselben, an Kleve abtreten. Gebhard von Waldburg (1577—1583) trat zur protestantischen Religion über und wurde deßhalb abgesetzt. Zufolge eines Vertrags

1653 gab der Erzbischof als Kurfürst bei den Kaiserwahlen die zweite Stimme unmittelbar nach dem von Trier, und beide alternirten im Vorsitz. Die Krönung des Kaisers kam ihm allein zu, wenn sie in Aachen oder im Erzstifte geschah, sonst wechselte er mit dem Kurfürsten von Mainz ab. — Das Erzstift Köln gehörte zum kurrheinischen Kreise des deutschen Reichs, bestand aus einem schmalen aber langen, nicht zusammenhängenden Landstriche, der sich längs des Rheins, fast ganz auf dem linken Ufer desselben erstreckte, enthielt etwa 50 QM. und 100.000 Einw. und wurde in das Ober- und Unterstift getheilt. Bei der Auflösung des Erzstifts 1801 bestand das Oberstift aus den Aemtern Andernach, Ahrweiler, Godesberg, Brühl, Bonn, Hardt, Lechenich, Zülpich, Rheinbach und Altenwied, aus der Stadt Rense und aus dem Dorfe Zeltingen an der Mosel; das Niederstift aus den Aemtern Köln, Deutz, Linn, Uerdingen, Hülchrath, Kempen und Rheinberg. Außerdem gehörten zum Erzstift die Grafschaft Recklinghausen und das Herzogthum Westfalen oder das westfälische Erzstift, zusammen ungefähr 120 QM., mit 230.000 Einw. und 600.000 Thlr. jährlicher Einkünfte. Das alte Erzstift oder der auf dem linken Rheinufer liegende Theil wurde an Frankreich abgetreten und mit dem Roer- und mit dem Rhein- und Moseldepartement vereinigt; das neue Erzstift oder der auf dem rechten Rheinufer belegene Theil fiel an Nassau, Darmstadt und Aremberg. Durch die wiener Congreßacte kam das Ganze an Preußen, welches dasselbe, mit Ausnahme der westfälischen Besitzungen, der Rheinprovinz einverleibte. — Die jetzige Erzdiöcese Köln besteht aus 44 Dekanaten und 619 Pfarreien. Für die Geogr. und Gesch. des Mittelalters ist Binterim's und Mooren's Schrift: „Die alte und neue Diöcese Köln", lehrreich.

Der Regierungsbezirk Köln liegt auf beiden Ufern des Rheins, der ihn in einer Ausdehnung von 6 Meilen von S. nach N. durchfließet und in den östl. und westl. Theil scheidet. Von O. nach W. beträgt die größte Ausdehnung des Bezirks ungefähr 10 Meilen. Seine Grenzen sind: gegen N. der Regbz. Düsseldorf; gegen O. der Regbz. Arnsberg; gegen S. der Regbz. Koblenz; gegen W. der Regbz. Aachen. Er ist in dem auf der linken Rheinseite gelegenen Theile eben und sehr fruchtbar, dagegen der Theil auf der rechten Rheinseite meistens sehr gebirgig und von dem Siebengebirge und Verzweigungen des Westerwaldes bedeckt wird. Der Hauptfluß ist der Rhein; geringere Flüsse die Sieg nebst der Agger und die Erft. Auf einem Flächenraum von 74 QM. wohnen in 17 Städten, 4 Flecken, 465 Dörfern, 658 Weilern ꝛc. über 327.000 Einw. (worunter 52.000 Evangelische und 4080 Juden), welche Ackerbau, Viehzucht, Bergbau auf Eisen und Blei in einigen Gegenden und eine ziemlich bedeutende Industrie unterhalten. Die Bildungsanstalten sind blühend (eine Universität zu Bonn, 4 Gymnasien, 1 Schullehrerseminarium ꝛc.). Der Bezirk ist in 12 Kreise eingetheilt, worunter der Stadtkreis Köln und Landkreis Köln. Letzterer (7 QM. mit etwa 36.000 Einw., worunter 200 Evangelische und 250 Juden), ist mit Ausnahme des Eifelvorgebirges eine ganz ebene Landschaft, deren fruchtbarer Boden, hauptsächlich von dem Rhein bewässert, sich sowohl zum Ackerbau als auch zur Viehzucht eignet und Getreide aller Art, Raps, Hopfen, Taback und Wein erzeugt. Die Kreisbehörde ist in Köln. — Städte des Kreises sind Brühl u. Deutz (s. dd.). S. Nestorff, „Topographisch-statistische Beschreib. der preuß. Rheinprovinz." (Berlin 1830).

In der Kunstgeschichte ist Köln besonders noch als der Hauptsitz der niederrheinischen oder altkölnischen Malerkunst merkwürdig, die vorzüglich vom Anfang des 14. bis zum 15. Jahrh. hier blühte. Mutter derselben ist die byzantinische Schule, deren Meister seit den Bilderzerstörungen im 9. Jahrh., ihre Kunst nach Italien und bis an den Rhein verbreiteten. Mehre Alterthumsforscher haben noch Ueberreste aus dem 8. Jahrh., aus dieser Schule hervorgehend, aufgefunden. (Vgl. Deutsche Malerkunst.) Die altkölnische Kunst hat sich weit strenger, als die ebenfalls von Griechen gestiftete altitalienische Schule, an die byzantinische Form gehalten, von welcher man noch in der spätern deutschen Malerei Spuren in jener symmetrischen und pyramidalischen Anordnung der Gegenstände, in Schmuck und prachtvoller Verzierung, wohin auch der Goldgrund gehört, und in den anliegenden Gewändern wahrnimmt. Aber sie hob auch die heiligen Gegenstände in ein ihnen eigenthümliches Gebiet. Aus der merkwürdigen Stelle in dem Heldengedicht „Parcival" von Wolfram v. Eschenbach, welche Fr. Schlegel gefunden, hat sich ergeben, daß bereits im 13. Jahrh. die Maler von Köln und Maestricht sprichwörterlich als die besten von Deutschland angeführt wurden. — Die Väter dieser Schule, deren Namen, außer wenigen geretteten, in den Fluten so mancher Jahrh. verschlungen sind, waren fast alle theils aus den alten Handelsverhältnissen der Stadt mit der Levante, oder gar noch durch ursprüngliche Naturverwandtschaft daran gewöhnt, in jenem Himmel ihre Bildung zu suchen, unter dem die Wiege der frühesten Mythen der Kunst und damals einzig der höchste Sinn und die reinste Pflege des Schönen einheimisch war, nämlich auf dem classischen Boden Italiens und Griechenlands. Von daher kamen sie gebildet an den Rhein zurück. Jenes hohe Geistige und Charakteristische in Erfindung und Styl, jene so leichtfließende und verständige Mannigfaltigkeit in den Gewändern, wie in vielen altkölnischen Gemälden — als hier die Kunst ihren Höhepunkt erreicht hatte — besonders dem Dombilde vorkommen; jener poetische Ueberfluß von Bildungen und bedeutsamen Symbolik, selbst jene Zeichnung und jene Farbengebung war zu der Zeit nur eine Frucht, welche sie durch Einpfropfung höherer Ideale in ihre Einbildungskraft nach Köln zurückbrachten, um hier — (wo damals alles Deutsche und Fremdartige zusammenfloß; wo sich die nächsten und ehrwürdigsten Gegenstände für die Darstellung vorfanden; wo es reiche kunstliebende Familien und eine zahlreiche Klerisei nicht an Beschäftigung fehlen ließen; wo die Liebhaberei und der Handel mit fremden und inländischen Gemälden am stärksten war, jedes vornehme Haus seinen Gemäldesaal hatte und jährlich noch bis ins 18. Jahrh. ein Gemäldemarkt gehalten wurde) — Alles aufzustellen, was groß, edel und bewunderungswürdig war, und wodurch sich bei neuerweckter deutscher Kraft der wahre Geist der Kunst die löblichste Nacheiferung in ihren Kunstbrüdern erhalten sollte. — Die Meister bildeten eine ehrwürdige Zunft und hielten getreulich zusammen. Eine ganze lange Straße in Köln nennt sich noch jetzt die Schilderer- (Maler-) Gasse; Kunstmaler jedes Faches, Sticker, Teppichmacher, Bildhauer ꝛc. gehörten alle zu jener Gilde (deren Zunftbuch leider verloren gegangen ist) und wohnten in derselben Gegend in Ermunterung, Belehrung und Nacheiferung zusammen. — Einer der frühesten kölnischen Maler, deren Namen auf uns gekommen, war Hans von Köln, welcher sich 1308 zu Chemnitz in Sach-

sen niederließ, wo er den Hauptaltar in der dortigen Jakobskirche mit einem herrlichen Gemälde schmückte, welches noch jetzt dort pranget; auch zu Ehrenfriedensdorf befindet sich von ihm ein schöner Altar von Schnitzwerk. — Wilhelm von Köln (bl. um 1380), dessen Kunst nach der „Kimburger Chronik" seines Gleichen nicht hatte, der Jedermann zu malen wisse, daß man glaube, er sey lebendig, ist als der Fürst der niederdeutschen Nationalschule zu betrachten. Die Boisserée'sche und Wallraf'sche Sammlungen eröffnen ein weites Feld, die fortschreitende Entwickelung der altkölnischen Malerschule zum Theil wahrzunehmen. — Eine Menge Frescogemälde, die auf den entkleideten Wänden einiger 1802 verlassenen Kirchen und Klöster hier und da sichtbar wurden, oder bei Erschütterung der zum Abbruch unterminirten Gebäude durch Ablösung der Kalkdecke oft von unten bis oben zum Vorschein kamen, bezeugten wiederholt das Alter und die umfassende Thätigkeit der byzantinisch-kölnischen Schule. Mehre Tafelgemälde, einige Apostel und andere einzelne Heilige vorstellend, in der Boisserée'schen Sammlung gehören zu dem Vollendetsten, was aus jener Schule übrig geblieben ist; auf der Rückseite jener Tafeln befinden sich historische Compositionen, welche durch ihre Aehnlichkeit mit manchem Theile des Dombildes, die Vermuthung, daß diese Gemälde von demselben Meister herrühren möchten, zur vollkommensten Gewißheit erhob. So war denn auch jenem bewunderungswürdigen Kunstwerk, welches man anfangs wegen der ihm eigenen Mischung von Ideellem und Individuellen und wegen der höchst sanften verschmelzenden und zugleich prächtigen malerischen Behandlung nicht wohl zu classificiren gewußt hatte, seine wahre Stelle angewiesen; man erkannte, daß es der zur vollsten Selbständigkeit gelangten byzant.-köln. Schule angehört und deren Uebergangspunkt von der ältern traditionellen zu der neuern ganz naturnachahmenden Kunst bezeichne; wie auch Göthe später dieses Bild sehr treffend die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte nannte. Wäre auch nur dieß Eine Bild aus jener Schule auf uns gekommen, so würde man doch daraus ersehen, daß damals der höchste Sinn für Wahrheit und Schönheit in Köln heimisch war, und daß die Kunst nur von daher zuerst in alle Umgegenden und besonders zu den nordischen Ländern ausgehen konnte; wie es sich auch aus allen Nachforschungen der Boisserée's ergibt, daß die oberdeutsche Malerschule, sowohl was die Zeit ihrer Blüthe, als was die Vortrefflichkeit ihrer Leistungen betrifft, der niederdeutschen weit nachstehe und sich auf diese gründe. Noch fehlen uns genauere Nachrichten über den historischen Zusammenhang dieser niederrheinischen, sowie altitalienischen Schule mit der byzantinischen Kunst. — Bis auf Johann van Eyck geht eigentlich die byzantinisch-kölnische Malerschule. Mit diesem genialen Künstler beginnt in der niederrheinischen Malerei eine neue Aera. Er war es, der die lebendige Individualität treu ergriff und sich von der Allgemeinheit neugriechischer Darstellung, und der in der altrömischen Schule herrschenden Idealität der Auffassung entfernte; mit ihm beginnt schon die bürgerliche und häusliche Auffassung der heiligen Gegenstände. (Vgl. Deutsche Malerkunst.) Die Bilder seiner Schüler und Nachfolger, des Hemmeling, Hugo van der Goes u. A. haben viele von den Vorzügen ihres Meisters, und suchen, besonders Hemmeling, der Zeitgenosse von Pietro Perugino, durch größere Verfeinerung des Einzelnen und durch eine stille Anmuth der Composition und Behandlung sich auszuzeichnen, wie z. B. Hemmeling in dem an

Figuren und Gruppen fast unübersehbar reichen Gemälde von Christi Geburt und Jugend, einem wahrhaften Epos in Bildern. Die folgenden Meister, unter denen besonders Joh. Mabuse und Joh. Schoorel hervorragen, fallen schon in lichtere Epochen, wo auch die oberdeutsche Schule durch Holbein und Dürer zu Ruhm gelangt waren. Auch die stadtkölnische Malergilde vereinigte noch 2. Jahrh. hindurch die geschicktesten Künstler in sich, deren Gemälde noch in der Zeit, da man Köln so gern vergaß, unter andern Namen in ausländischen Sammlungen gezeigt wurden. Im 16. Jahrh. glänzten u. A. am kölnischen Kunsthimmel: Joh. von Melem und Barth. Bruyn, die dem von van Eyck gebahnten Wege folgten, aber bei denen die Nachahmung italienischer Kunst entschieden sichtbar wird; Jerrich, Joh. van Aachen, die Goldorpen, deren Gemälde sich vorzüglich durch Zartheit und Frische des Colorits auszeichnen, und in denen noch jener sanftgeblasene Hauch der Correggio'schen Manier beibehalten ist.

Obgleich nie so reich an guten Kupferstechern, wie Nürnberg von der Wiege dieser Kunst an, war Köln als der stärkste aller Druckorte Deutschlands bis zum 16. Jahrh., reich an Formschneidern, deren Arbeiten aber so weit sie nicht zur typographischen Ausstattung dienten, meist mit ihren Namen verloren gegangen sind. Wie manches Licht würde die Erhaltung und eine chronologische Zusammenstellung desselben auf die hiesige Kunstgeschichte geworfen haben; wie manches Kunstwerk oder Denkmal, von welchem wir nur wissen, daß es unwiederbringlich verloren ist, würde dadurch wenigstens in Abbildung erhalten worden seyn; wie manchen Aufschluß würden wir daraus für die Kenntniß der Veränderungen, welche Köln erlitten hat, schöpfen können! Leider hat aber die im Mittelalter von Italien her zuerst wieder angeregte Aufmerksamkeit auf das römische Alterthum, von dem classischen Boden dieser alten Stadt begünstigt, hier zu sehr vorgeherrscht; leider hat der überwiegende Einfluß der Schule eines Rubens (in Köln geboren), wonach sich seitdem die kölnische Maler, ein C. Schütt, Herrgotts, Braun u. m. A., bildeten, und der niederländische Künstler, sowie ein der altdeutschen Baukunst und allem Gleichartigen sich gänzlich entfremdender Zeitgeschmack für die alte einheimische Kunst so gleichgültig gemacht, daß der in unsern Tagen wieder erwachten Vorliebe für dieselbe — durch Wallraf, Fr. Schlegel und die Boisserée's angeregt — nur die Klage über den gänzlichen Untergang alles Dessen übrig geblieben seyn würde, was früher diese Stadt vor allen andern verherrlicht hat, wenn religiöse Ehrfurcht und ein ungestörter gottesdienstlicher Cultus nicht so viele Werke der alten Maler, Goldschmiede und bildenden Künstler in heiliger Stätte erhalten und einzelne Freunde der Kunst und des Alterthums sie nicht bei folgender Veranlassung gerettet hätten. Im Nov. 1803 waren die vielen von der franz. Regierung zur Aufhebung bestimmten Kirchen und Klöster alle geräumt; und was die ausgestoßenen Besitzer nicht mitgenommen und die Commissaire nicht mit Beschlag belegt hatten, war mit der schnödesten Hast an Händler und Trödler versteigert worden. Durch diese gewaltsame Umwälzung kamen gleich mehre sehr schätzbare, bis dahin ganz unbekannte alte Gemälde zum Vorschein, die von den Kennern und Liebhabern, namentlich von Wallraf, Lieversberg u. A. angekauft und in ihre Sammlungen aufgenommen wurden. Von der andern Seite hatte man die Krone von allen damals bekannten altdeutschen Gemälden,

jenes Altarbild aus der Rathscapelle, die Stadtpatronen vorstellend (das nachher sogenannte Dombild) erst kürzlich wieder ans Licht gezogen. Wallraf hatte es in den ersten Jahren nach der franz. Eroberung vor der Wuth der Revolutionsmänner, die Alles, was an die frühere Verfassung erinnerte, aus dem Wege geräumt wissen wollten, dadurch gerettet, daß er die einstweilige Beseitigung desselben in ein schwer zugängliches Gewölbe veranlaßte. Dieß Gemälde war jetzt, um es der verderblichen Einwirkung des dunkeln Orts zu entziehen, in einen der Säle des Gemeindehauses aufgestellt worden. — In dieser Zeit waren die Kölner Sulpiz und Melchior Boisserée und Joh. Bertram nach Paris gereist, wo sie, von vaterländischem Kunstsinne durchglüht, durch den Umgang mit dem geistreichen Fr. Schlegel und die Anschauung altdeutscher Gemälde im großen Museum auf die Vortrefflichkeit der in ihrer Vaterstadt befindlichen Kunstwerke aufmerksam wurden. Durch die Anrühmung von den kirchlichen Alterthümern, besonders von dem herrlichen Dom und den übrigen Baudenkmalen ihrer Stadt fühlte sich Schlegel hauptsächlich bewogen, sie im Frühling 1804 nach Köln zu begleiten. Hier angekommen, wurde Alles gemeinschaftlich betrachtet, bewundert und besprochen; die größten Erwartungen waren übertroffen, und doch stand man gegenüber von Schätzen, die aus einem ungeheuern Schiffbruch geborgen worden! Was mochte nicht Alles in dem Sturme zu Grunde gegangen seyn, und wie Vieles konnten die bewegten Wellen noch an den Strand spülen! Bei dieser Stimmung bedurfte es nur eines glücklichen Zufalls, um der Kunstliebe der jungen Freunde, die sich aus natürlichen Gründen nicht hatten träumen lassen, selbst zu sammeln, eine entschiedene Richtung zu geben. Es geschah nämlich im Sommer 1804, daß sie auf dem Neumarkt spazierend, einer Trage begegneten, worauf unter allerlei Gerätbe auch ein altes Gemälde fortgeschafft wurde. Das Gemälde, die Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronika vorstellend, schien nicht ohne Vorzüge; der Besitzer wohnte nicht weit, er wußte mit dem großen Bilde nicht zu bleiben, und war froh, dasselbe für ein Geringes zu überlassen. Die Freunde vernahmen bei Gelegenheit so gräuelhafte Nachrichten von der Mißachtung und Mißhandlung solcher alten Kirchengemälde, daß sie dem Wunsche nicht widerstehen konnten, aus der zerstörenden Hand zu retten, was noch zu retten war. Sie forschten überall nach, befriedigten jede Forderung und erhielten manches Stück. Bloß auf Kenntniß, Rettung und Erhaltung altvaterländischer Kunstwerke bedacht, suchten sie nur zu erwerben, was in Gefahr schweben mochte, bis endlich die wichtige Entdeckung der byzantinisch-kölnischen Schule, als der ersten in Deutschland, sie zu dem Entschlusse brachte, eine eigne Sammlung anzulegen. Indeß ergab sich, daß die gefaßte Vermuthung von dem hohen Kunstwerth der von rohen Menschen zerstörten Gemälde größtentheils möchte übertrieben gewesen seyn. Freilich waren hier und da ein Fensterladen, Taubenschlag, Tischblatt oder Schirmdach aus Tafeln verfertigt, ja größere Gemälde waren bei der öffentlichen Versteigerung als eine lästige Zugabe zu Glocken und alt Eisen ꝛc. geschlagen worden, oder es waren schwere, durch Staub und Schmutz unkenntlich gewordene Tafeln in den weitläuftigen Kreuzgängen zurückgeblieben und die neuen Bewohner der Kloster, bloß Hüter der Gebäude, meist Leute von der gemeinsten Art und den schlechtsten Sitten, hatten sie als Brennholz verbrannt. Bei näherer Bekanntschaft mit den Verhältnissen wurde indessen

immer klarer, daß die vorzüglichsten Gemälde durch einen alten Ruf, der an ihnen gehaftet, vor dem allgemeinen Verderben waren geschützt worden. Die meisten hatten vor hundert und mehren Jahren dem neuen Geschmack in der Kirchenverzierung weichen müssen und waren in Nebencapellen, Capitelsälen, Sacristeien und Schatzkammern versetzt worden, wo sie zwar wenig beachtet, aber meistens sehr gut erhalten wurden. Bei der Aufhebung der geistlichen Gemeinden fielen diese ehrwürdigen, nie geachteten Alterthümer entweder den ausgetriebenen Mitgliedern anheim, oder blieben den beibehaltenen Kirchen, deren Vorsteher sie aber meistens verkauften: und hier machten nun die 3 Freunde, ferner Wallraf, Lieversberg, Fochem, v. Mering u. A. herrliche Erwerbungen für ihre Sammlungen, welche von der Kunst der alten vaterländ. Maler einen noch höhern Begriff gaben, als man bisher hatte fassen können. Dabei waren diese Kunstverehrer vorzüglich thätig für die sorgfältige Herstellung der etwa beschädigten, oder mit Schmutz und verdunkeltem Firniß überzogenen Gemälde, in welchem Geschäfte die kölnischen Maler Fuchs und Hoffmann, der heidelberger Maler Köster und Schlesinger, der Italiener Pereira u. A. sich auszeichneten. — Die Sammlung der Boisserée's hatte schon in den J. 1807—9 in Köln viele Künstler und Kenner angezogen; aber die eigentliche Wirkung auf das große gebildete Publikum fing erst von dem J. 1810 und 1811 an, wo die 3 Freunde die Sammlung nach Heidelberg versetzten, welche sie dort fortwährend vermehrten. Durch ihre Bemühungen wurden wir erst mit den großen Verdiensten van Eyck's, Hemmeling's, Mabuse's, Schoorel's u. A. recht eigentlich bekannt. Gegenwärtig enthält die Sammlung eine möglichst vollständige Reihe von mehr als 200 Gemälden der bedeutendsten deutschen Maler des 14., 15. und 16. Jahrh. 1819 ließen sich die 3 Freunde mit ihrer Sammlung in Stuttgart nieder. Diese hat recht eigentlich Epoche gemacht, indem in ihr die Idee einer geschichtlichen Zusammenstellung altdeutscher Malerwerke auf das befriedigendste realisirt und dadurch zugleich eine neue Ansicht der Kunstgeschichte begründet wurde. Die ausgezeichnetsten Kenner und Künstler, Männer wie Göthe, Canova, Dannecker und Thorwaldsen, haben auf das Rühmvollste über diese Sammlung gesprochen, deren ausgezeichnetsten Werke seit 1821 in Steindruck von dem trefflichen Lithographen Strirner in München nachgebildet in 48 Lieferungen erscheinen. Seit 1827 ist jedoch die Sammlung durch Kauf Eigenthum des Königs Ludwig von Baiern, der sie im Schloß Schleißheim aufstellen ließ, von wo sie in die Pinakothek zu München kommen wird. Beschreibungen und Beurtheilungen finden sich in dem „Deutschen Museum" von Fr. Schlegel (1812); in den „Musen" von Fouqué (1812); in Göthe's „Kunst und Alterthum" (1816, 1. Heft); in dem „Kunstblatt" (1820 und 1821); in der „Abendzeitung" (1821); in der „Litterary gazette" (1821, Nr. 250); im „Würtembergischen Jahrbuch für 1821", vorzüglich auch in Johanna Schopenhauer: „Johann van Eyck und seine Nachfolger" (1822) und in D. Waagen's Schrift über Hubert und Joh. van Eyck (1822).

Kölner Dom, das bewundernswürdigste Erzeugniß eines der größten Geister, die je über die Erde wandelnd die leuchtende Spur ihres Daseyns auf ihr zurückgelassen. Wie man zu den Höhen des Baues in einem mit Ehrfurcht gemischten Erstaunen blickt, so erweckt der Blick in die Tiefen dieses Genius ganz die gleichen Gefühle in der Seele. In

dem Urheber eines solchen Werkes haben die seltensten Gaben in einem Maße, wie sie nur dem ausgezeichnetsten Sterblichen zu Theil wird, in einer Harmonie und einem Gleichgewichte sich vereinigen müssen, wie sie gleichfalls in dem vielfältig zerrissenen und verschobenen Leben nur in den sparsamsten Ausnahmen sich zu behaupten vermögen. Eine schaffende Einbildungskraft, fruchtbar wie die Natur, da wo sie im fröhlichsten Spiele an der Hervorbringung der mannigfaltigsten Formen sich ergötzt; ein geistiges Vermögen, das bis zum innersten Grund der Dinge dringt, und von dort aus in der Idee das weiteste Gedankenreich ohne sichtbare Anstrengung zu beherrschen die Kraft besitzt, (eine Anschauung, die wie der Blitz das Verschlossenste durchdringt, und mit ihrem Licht das Dunkelste zur Durchsichtigkeit erhellt; ein Verstand, der alle Verhältnisse mit klarem, lichtem Auge überschaut, und das Verworrenste sogleich in großen Massen zu fassen und das Vielfältigste in der Macht des einfachsten Gesetzes zusammenzuhalten versteht; ein Sinn endlich, der aufs reinste gestimmt, die zartesten Beziehungen zu empfinden und wiederzugeben weiß; das Alles hat in einem schönen Ebenmaße sich in ihm verbinden müssen, damit er den Gedanken eines solchen Werkes nur zu fassen vermochte. — Wir geben hier eine Geschichte des Gebäudes und seines Styls. 1162, unter dem Erzbischof Reinhold, waren die Reste der drei Weisen aus dem Morgenlande, nach der Eroberung von Mailand, nach Köln gewandert; von der damaligen Welt ebenso als das Kostbarste der gemachten Beute betrachtet, wie in jener andern Belagerung der Graal, den die Genueser als ihren Antheil vor allen andern Schätzen sich gewählt. Daß man diesen hochverehrten Resten in Deutschland ein würdig Haus zu bauen unternommen, ist natürlich und dem Geist der Zeit gemäß. Es zu errichten war das Werk der deutschen Priesterschaft, und es sollte (wie Görres sagt) als das erste und größte seiner Art die Ehre deutscher Nation auch in den Angelegenheiten, die nicht sind von dieser Welt, den umliegenden Völkern verkündigen. Nun aber war es um die Ordnung des Reiches also gethan, daß im linken Rheinufer hauptsächlich der priesterliche Antheil vom ganzen Ländergebiete desselben ausgeschieden war. Hier, wo durch die Franken dieß Reich selbst gegründet worden, war der Sitz der 3 geistl. Wahlfürsten, der Bischöfe von Lüttich, Worms, Speier, Strasburg, Basel, während zahlreiche Klöster, Abteien und Stifter das Priesterthum und die Priesterweise vollends dort herrschend machten. Wie darum in Aegypten die Thebais, die denselben hierarchischen Charakter hatte, auch die größten Denkmäler des Priestergeistes in sich beschließt; so mußte auch der Antheil der deutschen Leviten, wie überhaupt die größte Masse kirchlicher Gebäude, so auch das größte und trefflichste von Allen, den Kanon der ganzen Kunst, in sich bewahren. Es fanden aber dort glücklicherweise zugleich mit dem Sinne und dem Triebe auch die nöthigen Talente sich beisammen, und diesen Talenten fehlten nicht die zeitlichen Mittel, ohne die all ihr Streben fruchtlos gewesen wäre. Was jene ersten, die natürlichen Anlagen, betrifft, so ist es sicher nicht zufällig, daß in demselben Winkel des Reiches, wo früher die Baukunst jene Blüthe erreicht, später die blühendste, originellste geistreichste Malerschule sich erhob, und als auch diese abgeblüht, die neuere Musik ihre ersten, kräftigsten Flügelschläge eben dort gemacht. Was aber die Mittel anbetrifft, die jedem großen, weit aussehenden Unternehmen Nerv und Rückhalt geben müssen, so waren auch diese nirgendwo reichlicher

vorhanden, und) es scheint, als habe Gott jene Gegenden, wo man, ohne übrigens dem Irdischen sein Recht zu weigern, ihm am eifrigsten gedient, auch am meisten gesegnet und mit Glücksgütern ausgestattet. Unter allen blühenden Städten am Rhein aber war keine blühender als Köln. Die Nachbarn hatten zum Theil schon früher ihre Kathedralen unter wenigen günstigen Verhältnissen gebaut; Andere zögerten noch, weil sie die Mittel nicht beisammen hatten; hier trafen Entschluß, Talent und Reichthum im glücklichsten Augenblick zusammen, der Brand des alten Domgebäudes entschied, und so wurde Köln die Stätte, wo sich der Wunderbau erhob, zu dem am Mariahimmelfahrstage 1248 Erzb. Konrad den ersten Stein legte. Nicht also durch eine Wirkung zufälliger Umstände ist dieß Gebäude an dieser Stelle aufgestiegen; durch eine Art von historischer Nothwendigkeit ist es vielmehr gerade dort und nicht anderswo hervorgegangen. (Wenn die weltliche Macht bei der Begründung und Ausführung dieses Kirchenbaues nur einen untergeordneten Einfluß ausgeübt; so hatte dagegen die Art, wie sie in den zunächst vergangenen Zeitläuften der geistlichen Gewalt gegenüber sich gehalten, den entschiedensten auf die Form und die eigenthümliche Weise, in der das Gebäude vollendet wurde. Denn was wie bisher die gothische Baukunst genannt, ist eben nur eines der großen Resultate, die aus dem Kampfe beider Mächte hervorgegangen; es ist das Werk des in diesem Streite bis zur höchsten Elasticität gesteigerten Oppositionsprincips, das, innerhalb des kirchlichen Gebiets beharrend, in der Kunst wie überall, einen eigenthümlichen Spielraum sich abgemarkt, und umgeben von den reichen Mitteln, die ihm die Gunst der Zeiten zugeführt, und unterstützt von allen den regen Kräften, die jene große Bewegung entzündet hatte, nun im Bunde mit der ernsten Frömmigkeit der damaligen Geschlechter, jene großen unsterblichen Denkmale gründete, die als die großen Grenzsteine des germanischen Geistes und seines weitverbreiteten Reiches Zeugniß geben.)— Es ist eine unzubezweifelnde Wahrheit, daß die Sophienkirche in Konstantinopel und die Basiliken von St.-Peter und St.-Paul in Rom als die beiden Beziehungspunkte durch viele Jahrhunderte gegolten, und daß von ihnen der zwiefache Grundtypus aller kirchlichen Bauwerke dieser Zeit ausgegangen. Indem man beide als die Brennpunkte einer Curve nimmt, kann man um sie her eine Folge concentrischer Ellipsen ziehen, in deren Peripherien alle größeren Gebäude dieses Styles fallen, und deren gemeinschaftliche große Achse von Spanien zum Kaukasus hinzieht, während die kleine von Sicilien durchs adriatische Meer und Illyrien nordwärts an die Grenze der germanischen und oststawischen Völker läuft. Ueber dem Kreuzungspunkte beider Achsen, in den Lagunen von Venedig, hat die mächtige Republik, durch ihren Ursprung ebenso sehr, wie durch ihre Interessen und Besitzungen dem Morgenlande und dem Abendlande zugleich verwandt, in ihrer Marcuskirche ein ebenso aus beiden Bauarten gemischtes gewaltiges Werk hingestellt. In Deutschland hatten die Kaiser der drei Dynastien, die der Karolingischen gefolgt, eben wie die Fürsten des Reichs in ihren zahlreichen Bauwerken, getreulich zur röm. Schule sich gehalten, und zwischendurch nur etwa da und dort in Einzelheiten in die byzantinische übergegriffen. Nun aber nahten die Zeiten, wo im germanischen Norden eine neue dritte sich gründen und ausbilden sollte. Der große Streit mit den Päpsten hatte unter der ostfränkischen Dynastie sich mit Heftigkeit entzündet und Jahrhunderte hindurch fortgesetzt, immer größere Kreise schlagend, die Nation in allen ihren Tiefen und Untiefen aufgeregt. Die

Deutschen, da sie zum zweiten Male in den Kampf mit der weltbeherrschenden Roma sich verwickelt fanden, mußten sich in ihrer ganzen Nationalität zusammennehmen; und da in der ernst religiösen Zeit von einer Glaubensspaltung nicht die Rede seyn konnte, fand das Oppositionsprincip nur innerhalb des festgeschmiedeten Bandes der Gesammteinheit Raum, sich auszulassen. Und so warf es sich denn auch ins Kunstgebiet, und wie die einheimische Sprache unter der Kirchensprache sich hervorzuarbeiten begann; wie in ihr eine eigenthümliche Poesie sich begründete; so wurde auch eine gibellinische Architektur gefordert, die der alten welfischen entgegentretend, auch hier die Nation als eine selbständige bezeichne. Also sann der Kunstgeist zum andern Male, um, wie er früher in den Aegyptern, Griechen, Römern und den ältern christlichen Baukünstlern jedesmal das der Zeit, dem Orte, der Gelegenheit entsprechendste ausgesonnen, auch in den germanischen Völkern das ihrer Sinnesart und Weise angemessenste auszufinden, und damit das bisher herrschende durch gesteigerte Trefflichkeit zu überbieten und zu verdunkeln. Es gelang endlich dadurch, daß einer jener Hochbegünstigten, der, weil sie alle Radien ihrer Kunst und alle anstrebenden Richtungen ihrer Zeit in ihrem eigenen schnellkräftigen Geiste zu vereinigen wissen, als Erfinder und Gesetzgeber in ihr Epoche machen, an die Stelle des stetig fortziehenden Bogens den gebrochenen einführte, und also die sphärische Trigonometrie ebenso in die Kunst eintrug, wie die Römer die gewöhnliche der einfachen reinen Geometrie der Griechen beigefügt, Aber nicht der Spitzbogen war die große folgenreiche Entdeckung; Das allein gab dem Funde die Bedeutung, daß jener mächtige epische Geist, der dieß Kunstelement die Welt zuerst handhaben gelehrt, in ihm den Keim erblickte und befruchtete, aus dessen organischer Entwickelung sich eine ganz neue Kunstform gestaltete, die alle Ansprüche der Zeit befriedigte, und die wachgewordenen Bildungstriebe in der ihnen natürlichsten Richtung lenkte. Daß die Erfindung der neuen Kunst hauptsächlich den Deutschen angehört, kann, alle historischen Zeugnisse unbeachtet, aus ihrem eigenthümlichen Charakter erwiesen werden, der so durchgreifend nationell in ihr erscheint, daß man sie als die objectiv gewordene altdeutsche Stammesart und Natur bezeichnen könnte. Gerade daß der Erfinder unbekannt geblieben, ist einer der charakteristischen Nationalzüge, die sie kennbar machen. Als die Kaiser anfingen, in die Behandlung weltlicher Geschäfte die deutsche Sprache einzuführen und die Urkunden in ihr abzufassen, als eine eigenthümliche Poesie sich ausgebildet, die die früheren latein. Gedichte aus Volksliedern und Sagen sie ergänzend und verjüngend in große epische Gesänge umarbeitete; da entstand auch ein gleichmäßiges Streben, die alten romanischen Kirchen in eigenthümlich deutsche umzuschaffen. Dieß Bestreben mußte, wie wir gesehen, nach der Natur der Sache am bestimmtesten da sich offenbaren, wo die deutsche Theokratie ihren eigenthümlichen Sitz genommen; wo das Reich und seine ganze Verfassung zuerst entstanden und ganz im germanischen Style sich ausgebildet, und von wo es sodann sich über das ganze Abendland verbreitet hatte; dort, wo Krönungsstadt, Pallast und Kaisergruft, Anfang, Mitte und Ende der Herrschaft, Alles sich zusammenfand. Das war also das Gebiet der Franken am Niederrhein, den größten Theil der Flußgebiete von Mosel, Maas und Scheldt in sich begreifend, und jenseits des Rheines mit Altsachsen und Thüringen grenzend. Dort steht in Köln der Kanon der ganzen Kunstweise

aufgerichtet, und zwar nicht etwa vereinzelt und verloren in Mitte einer weitum von Kunstwerken ausgeleerten Oede, sondern in der reichsten Umgebung einer Stadt, wo die Bau- und Malerkunst von dem byzantinischen Style an alle spätern durchlaufen ist, der also jedes Jahrhundert, das an ihr vorbeigezogen, irgend ein bedeutend Denkmal zum Gastgeschenke zurückgelassen, und die man daher nicht ohne Grund das deutsche Rom genannt. Um sie her ist die ganze Provinz mit ähnlichen Denkmalen erfüllt, von den Mündungen der Maas am Strom hinauf durch Belgien gegen Lüttich und die Ardennen durch Lothringen hindurch bis an die Moselquellen im Elsaß, dann den Rhein entlang an seinen Ufern hinab ist die wahre und eigenthümliche Heimath dieser Kunst. Um diese Mitte her lassen nun eben solche Parallelkreise sich ziehen, wie die alte Kunst sie um ihre Brennpunkte hergezogen, und da die neue so hoch im Norden festen Fuß gewonnen, so hat sie von da aus in dieser Richtung mit einer Kraft sich ausbreiten können, die jene aus größerer Entfernung nie erreicht. Und sie ist nun von da schnell in alle Lande ausgegangen, weil sie allerwärts congeniale Elemente vorgefunden, die das alte Weltreich der Deutschen bei allen Völkern des Abendlandes zurückgelassen. Nach Nordfrankreich, besonders der Normandie, nach England und, durch kölnische Meister, bis nach Spanien hin verbreitete sich die neue Kunst; selbst Italien (Lombardei) hat der verhaßten Weise sich nicht zu entziehen vermocht. — Wir haben die welthistorische Wichtigkeit und das Wesen des großen Werkes in Kürze auseinanderzusetzen gesucht, damit das deutsche Volk, indem es in ihm auf seine eigenste Seele sich zurückbesinnt, das redende Denkmal seiner alten Ehre und die Handveste seines angestammten Adels wieder erkennt. — Der eigentliche Meister des großen Unternehmens war, nach Boisserée's Vermuthung, der Meister Gerhardus. Die Arbeit war in all der Schnellkraft, die die Zeit der Hohenstaufen in der Nation entwickelt hatte, unternommen worden; hätte dasselbe Geschlecht, das sie angefangen, sie auch vollenden können, sie wäre sicher in der Ausführung nicht zurückgeblieben; aber in einem zerfallenden Reiche — es war die Zeit des großen Interregnums — auf die Zusammenwirkung vieler Generationen angewiesen, konnte sie dem Loose, trümmerhaft zu bleiben, kaum entgehen. Schon daß die Grundlegung in die böse kaiserlose Zeit gefallen, bezeichnete ein übles Horoskop. Die Wahl Richards von Cornwall — Erzb. Konrad durfte für den Dombau in ganz England eine Steuer erheben — brachte zwar engl. Geld in die Kirchenfabrik, aber in politischer Simonie genommen konnte es keinen Segen bringen. Als die Kraft noch vorhielt, störte die Zuchtlosigkeit den Bau, die sich in der Anarchie des Reichs entwickelte. Geistlicher Hochmuth begann die Köpfe der köln. Kirchenfürsten zu verrücken, daß sie die althergebrachte Freiheiten ihrer Städte (bes. Köln's) unter die Füße traten. Plebejischer Hochmuth, den der zunehmende Wohlstand in diesen entwickelt hatte, begünstigte ihre Pläne, indem er von innen heraus das gemeine Beste untergrub, das sie von außen anfeindete; und in dem Tumult steten Haders konnte der Bau nur langsam von der Stelle rücken. Erst 1322 ward der Chor vollendet und vom Erzb. Heinrich feierlich eingeweiht. Neu ermuthigt schritten die bildenden Kräfte mit Emsigkeit im Baue weiter, beinahe immerfort umlärmt von Kriegsgeschrei. Aber wie die Pfeiler stiegen und die Schwibbogen sich reisten, sank immer tiefer der Stern des Reiches. Verderben, das

von oben herab niederstieg, vereinte mit anderem, das von unten aufgestiegen, einträchtig sich in der Mitte, um das Ganze zu verderben, und wo ja eine bessere Kraft erschien, mochte sie kaum in ihren Tagen des Unkrauts Meister werden, das frühere Fahrlässigkeit und Deutschvergessenheit gesäet. Nun kam die Kirchenrevolution, welche die Fürsten und Priester fast allein beschäftigte. So blieb der Dom von Köln unvollendet, und steht nun ein Torso des deutschen Hercules, und ein doppeltes Denkmal des erhabensten Geistes, des beharrlichsten Willens und kunstreichsten Vermögens, und hinwieder der Alles zerstörenden Zwietracht, ein Sinnbild der gesammten Geschichte des deutschen Vaterlandes.

Kölnische Mark, ein Silbergewicht, welches man in 16 Loth, oder 8 Unzen, oder in 256 Pfennige=512 Heller=4352 Eschen= 65.536 Richtpfennige eintheilt. (Vgl. Mark.)

Kolon, s. Interpunktion.

Koloß, eine ungeheure Bildsäule, ein Riesenbild; daher kolossalisch, was riesenhaft ist oder auch nur übergewöhnliche Größe hat. Ein Koloß von Größe und Stärke — sagt man figürlich von einem mächtigen Reiche u. s. w. Eins der berühmtesten Kunstwerke des Alterthums war der zu den 7 Wundern der alten Welt gerechnete Koloß zu Rhodus, eine hohle, metallene Bildsäule des Apollo oder Phöbus, welche der Bildhauer Chares aus 3000 Talenten Erz in 12 Jahren verfertigte; sie soll 70 Ellen hoch gewesen seyn, hatte Finger von Mannsgröße und stand als Leuchtthurm über dem Eingange des Hafens der Insel, sodaß die Schiffe unter den ausgebreiteten Füßen der Bildsäule wegsegelten. Nach 56 J. stürzte sie durch ein Erdbeben zusammen, lag mehre hundert Jahre in Trümmern, weil das Orakel die Wiederaufrichtung verboten hatte, bis die Saracenen 665 n. Chr. die zerschlagenen Stücke auf 900 Kameelen wegführten. — Das Kolossalische unterscheidet sich von dem Gigantischen dadurch, daß jenes nicht die Absicht hat, riesenhaft zu erscheinen, sondern, in der berechneten Entfernung betrachtet, sich in natürlicher Größe zu zeigen. Das Gigantische hingegen ist auch in der Entfernung unförmlich und übergroß.

Kolosse auf dem Monte Cavallo, gewöhnlicher Name für 2 auf dem Monte Cavallo befindliche, zu einander gehörige kolossale Gruppen von Marmor, die jede einen Jüngling, der ein sich bäumendes Pferd hält, vorstellen. Nach der gewöhnlichen Meinung sollen sie Alexander mit dem Bucephalos vorstellen, vom Phidias und Praxiteles gefertigt und von Tiridates, König von Armenien, dem Nero geschenkt worden, nach Andern von Konstantin aus Alexandrien nach Rom gebracht seyn. Daß beide, offenbar zu einander gehörig, den Alexander vorstellen, ist aber höchst unwahrscheinlich, und Phidias und Praxiteles, die vor Alexander lebten, können dann auch die Statuen nicht verfertigt haben. Wahrscheinlicher ist, daß sie Bilder der Dioskuren sind, was cylindrische Oeffnungen in beiden Händen, offenbar zu Haltung einer Lanze bestimmt, und kleine Löcher auf beider Köpfe, in die wahrscheinlich metallene Klämmchen, als Attribut der Dioskuren, eingefügt waren, noch wahrscheinlicher machen.

Kolowrat-Liebsteinsky, reiches und mächtiges Geschlecht Böhmens, ist eines der wenigen, die dem „blutigen Landtage“ Ferdinands I. 1547, der aberwitzigen Tyrannei Rudolfs II. (welcher insonderheit die vielfach verwandten Lobkowitz ohne Urtheil und Recht unterlagen), dem

großen Blutage Ferdinands II. von 1621 auf dem Ring der prager Altstadt und der langsamen, planvollen Erstickung aller Nationalität und aller Notabilitäten unter Leopold I. entgangen sind. In den 3 Schlachten, in deren jeder ein Böhmenkönig blieb, 1278 im Marchfeld zwischen den Königen Ottokar und Rudolf, 1347 bei Cressy, wo der blinde König Johann für Frankreich wider den schwarzen Prinzen stritt, 1526 bei Mohacz, wo der letzte Jagellone Ludwig gegen den großen Suleiman umkam, dann 1322 bei Mühldorf zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen, 1547 bei Mühlberg mit Karl V. und Ferdinand I. gegen den sächs. Kurfürsten Johann Friedrich und die schmalkaldischen Bundesverwandten, glänzte der Kolowrat Waffenruhm, sowie durch die Rettung Karls IV. im Aufruhr zu Pisa. Sie zerfielen früh in die Zweige Krakowsky, Liebsteinsky und Nowohradsky. In der Hussitenfehde, in der großen Bewegung wider Ferdinand II. wegen Verletzung der Glaubens- und Wahlfreiheit, des Majestätsbriefes und beinahe aller Zweige der Verfassung standen fast alle Kolowrat auf königlicher Seite. Der Vertrag, der Schlesien an Böhmen band und seine Rechte ordnete, hieß noch in unsern Tagen der Kolowrat'sche Vertrag. So berühmt war dieses in die böhmische Mythenzeit hinaufreichende Haus, daß das Volk eine Glocke kennt, die von selber läutet, und einen Stein, der Blut schwitzt, „wenn ein Kolowrat stirbt". Berühmt ist in unsrer Zeit geworden Graf Franz Anton Kolowrat, als Oberstburggraf des Königreichs Böhmen.

Koluren sind 2 Mittagskreise auf der Himmelskugel, welche die beiden Pole und den Aequator in den Aequinoctial- und Solstitialpunkten rechtwinklig durchschneiden. Der eine geht durch die beiden Punkte der Sonnenwenden und heißt Kolur der Sonnenwenden; der andere geht durch die Aequinoctialpunkte und heißt Kolur der Tag- und Nacht-Gleiche.

Kombabos, ein durch eine, vielleicht von Lukian („De dea Syria") neuerfundene Anekdote bekannter und als Keuschheitsmuster berühmter und ins Sprichwort übergegangener Name. Kombabos, ein sehr schöner Mann, vom syrischen Könige Antiochos Soter zum Begleiter der sich auf Reisen begebenden Königin Stratonike gewählt, entmannte, Gefahr fürchtend, sich selbst und händigte die Zeichen dieser Aufopferung vor der Abreise seinem König in einem verschlossenen Kästchen ein. Seine Furcht hatte ihn nicht getäuscht; er wäre als Opfer der in Liebe gegen ihn entbrannten Königin und der Verläumdung der Umgebungen derselben gefallen, hätte er nicht, als er hingerichtet werden sollte, den erzürnten Gebieter durch Oeffnen jenes Kästchens von seiner Unschuld überzeugt. Eine bronzene Statue ehrte ihn. Daher **kombabusiren**, sprichwörtlicher Ausdruck, sich selbst castriren.

Kometen. Die Kometen unterscheiden sich von den Planeten durch den Lichtschweif, den sie gewöhnlich abwärts der Sonne hinter sich haben und durch die sehr lang gestreckten elliptischen oder vielleicht parabolischen Bahnen, die sie in allen Richtungen am Himmel in rechtläufiger oder auch in rückläufiger Bewegung beschreiben. Die Umlaufszeiten der Kometen, die um unsere Sonne gehen, sind sehr verschieden. Bei einiger betragen sie nur wenige Jahre, bei vielen andern Jahrhunderte und Jahrtausende, und bei den meisten vermögen wir die Periode ihrer Wiederkehr nicht einmal annähernd zu beurtheilen. Das im Allgemeinen sehr schwache Licht der Kometen ist Ursache, daß wir sie nur in der Nähe der Erde, nie in großen Fernen sehen können. Die Alten, denen die

Fernröhre fremd waren, vermochten nur solche Kometen zu erkennen, die sich durch ihre Größe und ihren Glanz wesentlich auszeichneten; sie betrachteten dieselben aber nicht als wirkliche Gestirne, sondern hielten sie für Bildungen in unserm Luftkreise und für Erscheinungen, die von dem Zurückwerfen des Sonnenlichts herrühren sollten. Pythagoras und seine Schüler, Apollonius und Seneca, nahmen zwar richtiger die Kometen für Planeten, die sich nur in einem Theile ihrer Bahnen zeigen und nach langen Zeiten wieder zum Vorschein kommen, allein sie vermochten nicht, ihre Ansicht zu beweisen oder derselben allgemeinen Eingang zu verschaffen. In dem großen Zeitraume vom 2. bis zum 16. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ist etwas wesentliches für die Kometenlehre nicht geschehen. Unwissenheit und Aberglaube hatten in dieser Periode ihre schreckliche Herrschaft ausgebreitet; man beschäftigte sich nicht damit, die wahre Natur dieser Himmelskörper kennen zu lernen, sondern suchte nur zu erfahren, welchen Einfluß sie auf das Schicksal der Menschen und auf die Zukunft ausüben würden. Man nannte die Kometen Himmelszeichen, ihr Erscheinen verbreitete Angst und Bangigkeit, man fürchtete Krieg, Pest, Hungersnoth und andere unglückliche Begebenheiten. Von 1531—39 beobachtete Peter Apian den Lauf von fünf Kometen und bemerkte zuerst, daß deren Schweife abwärts von der Sonne gerichtet sind. Die Versuche, die er und Cardanus ausführten, den Parallaxenwinkel der Kometen zu messen, ließen erkennen, daß diese Gestirne viel weiter als der Mond von der Erde abstehen. Tycho de Brahe's Beobachtungen in den Jahren 1577—96 bestätigten Apian's Entdeckungen. Er fand noch, daß die Kometen sich nach allen Richtungen bewegen, und daß ihr Lauf regelmäßig sey. So fing man am Ende des 16. Jahrhunderts an, den Einfluß der Kometen auf die irdischen Begebenheiten zu bezweifeln. Newton erschien und entdeckte die allgemeine Schwere. Er zeigte, daß die Kometen gleich den Planeten um die Sonne sich bewegen und wie diese den allgemeinen Gesetzen, die den Lauf aller Welten regeln, unterworfen sind. Halley, Euler, Laplace und besonders Olbers und Encke bildeten diesen Theil der Astronomie durch ihre Arbeiten bis zu der Höhe aus, deren wir uns zu erfreuen haben. Es genügen jetzt wenige Beobachtungen, um die Bahn eines Kometen annähernd zu bestimmen, und die Berechnung wird durch den Umstand erleichtert, daß sehr lange Ellipsen, wie die Kometenbahnen sind, in dem Theile, den wir beobachten können, nahe mit einer Parabel zusammenfallen. — Die Bahnen folgender vier Kometen sind genauer als alle andern bekannt. 1) Halley's Komet. Halley, ein Zeitgenosse Newton's, beobachtete diesen Kometen 1682 und berechnete dessen Lauf. Er fand, daß derselbe bereits 1456, 1531 und 1607 gesehen worden war, und sagte sein Wiedererscheinen auf den Anfang des Jahrs 1759 vorher. Doch vermochte er nicht die Störungen zu bestimmen, die der Komet auf seiner langen Bahn von den Planeten, denen er nahe kam, erleiden würde. Dieß that 70 Jahre später Clairaut, der 1758 in einer besondern Schrift bekannt machte, daß der Komet in der Mitte des Aprils 1759 erscheinen und der Sonne am nächsten stehen würde. Der Komet wurde am 12. März 1759 in seiner Sonnennähe beobachtet und die Vorhersage von Halley und Clairaut nahe bestätigt. Zu seinem nächsten Umlaufe wird er 76 Jahre 8 Monate brauchen und den 4. oder 16. Oct. 1835 in 10 Zeichen 3 Grad wieder zur Sonnennähe kommen. Er steht dann nur 12 Millionen Mei-

len von der Sonne, erreicht aber im entgegengesetzten Punkte seiner Bahn einen Abstand von 735 Millionen Meilen. Die Neigung seiner Bahn gegen die Elliptik beträgt 17° 38′, und die Länge des aufsteigenden Knotens derselben ist 1 Z. 14°. Sein Fortrücken ist rückläufig. 2) Olbers's Komet. Olbers entdeckte diesen Kometen, der vorher noch nie beobachtet worden war, am 6. März 1815, und Bessel in Königsberg berechnete seine Bahn. Der Komet war am 25. April 1815 in 4 Z. 18° durch die Sonnennähe gegangen und wird diese im J. 1887 den 9. Febr. wieder erreichen. Der kleinste Abstand des Kometen von der Sonne beträgt 26, der größte 703 Millionen Meilen. Seine Bahn ist gegen die Ebene der Erdbahn 44½ geneigt, die Länge des aufsteigenden Knotens beträgt 2 Z. 23° 28′ und seine Bewegung ist rechtläufig. 3) Encke's Komet. Dieser Komet wurde von Pons in Marseille am 26. Nov. 1818 aufgefunden, doch erkannte zuerst Encke in Berlin, der den Kometen berechnet, dessen regelmäßige Bahn und kurze Umlaufszeit. Der Komet war bereits 1786, 1795 und 1804 beobachtet worden, und bei seinem Wiedererscheinen in den Jahren 1822, 1825 und 1828 traf sein Lauf mit den voraus berechneten Ephemeriden sehr genau zusammen. Den 4. Mai 1832 in der Mittagsstunde ist er wieder in die Sonnennähe getreten, da er aber sehr weit von der Erde entfernt bleibt und in seiner günstigern Stellung eine sehr südliche Abweichung hat, so hat er von dem nördlichen Europa aus nicht gesehen werden können. Seinen kleinsten Abstand von der Sonne erhält er in 5 Z. 7.130.000 Meilen, wogegen er in dem andern Theile seiner Bahn sich bis auf 84.800.000 Meilen entfernt. Die Neigung seiner Bahn beträgt 13° 20′, die Länge des aufsteigenden Knotens 11. Z. 4°, seine Umlaufszeit 1211¾ Tage, und seine Bewegung ist rechtläufig. Encke fand aus Vergleichung der Beobachtungen in den frühern Erscheinungsperioden dieses Kometen, daß dessen Rückkehr zur Sonnennähe immer etwas früher erfolgt war, als die Größe der elliptischen Kometenbahn erwarten ließ, daß mithin die große Axe des Kometen und dessen Umlaufszeit immer kleiner werde. Dieser berühmte Astronom glaubt die Ursache dieser auffallenden Erscheinung in dem Widerstande des Aethers oder einer im Weltraume verbreiteten äußerst feinen Materie suchen zu müssen. 4) Biela's Komet. Der östreichische Hauptmann von Biela entdeckte diesen Kometen am 28. Febr. 1826 zu Josephsstadt in Böhmen und erkannte zuerst dessen kurze Umlaufszeit. Der Komet war bereits 1772 und 1805 gesehen worden. Er steht in 3 Z. 20° der Sonne mit 19 Millionen Meilen Abstand am nächsten, und entfernt sich im andern Theile seiner Bahn 130 Millionen Meilen von derselben. Seine Umlaufszeit dauert 2456½ Tage oder 6¾ Jahre, und er ist den 27. Nov. 1832 wieder in die Sonnennähe getreten. Seine Bahn ist 13° 33′ gegen die Erdbahn geneigt, und der Ort des aufsteigenden Knotens liegt in 8 Z. 11°. Dieser Komet ist besonders um deßwillen merkwürdig, weil dessen Bahn in der Nähe des niedersteigenden Knotens von der Bahn der Erde nach Olbers's Berechnung nur 114.500 Meilen entfernt ist. Es ist daher möglich, daß dieser Komet in künftigen Zeiten der Erde sehr nahe kommen könne, wenn derselbe und die Erde gleichzeitig diesen Theil ihrer Bahnen erreichen; doch bleibt er bei der nächsten Wiederkehr über 11 Millionen Meilen entfernt und es läßt sich aus den weiter fortgesetzten Berechnungen noch nicht absehen, daß die Erde je etwas von ihm zu fürchten haben werde.

hiernächst ist noch der Komet von 1770 zu erwähnen. Messier end
r denselben im Juni 1770. Er blieb lange Zeit sichtbar und konnte
u beobachtet werden. Es zeigte sich, daß dessen Bahn wesentlich von
vorausgesetzten Form einer Parabel abwich und Eckel fand, daß der
et eine Ellipse um die Sonne beschreiben müsse, deren große Axe 3
größer als die Durchmesser der Erdbahn sey, und daß er 5½ Jahr
einem Umlaufe brauche. Diese Berechnung stimmte mit allen Stel-
en des Kometen sehr genau zusammen; sie zeigte, daß dieses Gestirn
der Erde bis auf 316.000 Meilen genähert hatte. Allein der Ko
blieb zu der erwarteten Zeit und für die Folge doch unsichtbar, ob
man ihn sehr aufmerksam suchte. Er war 1776 am Tage, wo er
gesehen werden konnte, durch seine Sonnennähe gegangen, und bei
spätern Wiederkehr war seine Bahn so ganz verändert, daß, wenn
ihn auch erblickt hätte, man ihn nicht für denselben Kometen gehal-
haben würde. Die große Umgestaltung der Bahn des Kometen war
h die Anziehung des Planeten Jupiter bewirkt worden, durch dessen
bantensystem er 1767 und im August 1779 gegangen war. Der Ko
hatte früher, ehe er das erste Mal in die Nähe des Jupiters trat,
Umlaufszeit von vielleicht 50 Jahren und einen kleinsten Abstand
etwa 100 Millionen Meilen gehabt. Seine Bahn wurde durch die
t des Jupiters in eine Ellipse von 5½ Jahren Umlaufszeit bei ei-
Abstande der Sonnennähe von 14 Millionen Meilen verändert und
lt 1779, als der Komet nochmals die Anziehungssphäre des Jupiter
lief, eine fernere Umgestaltung, sodaß er jetzt wenigstens 70 Millio-
Meilen von der Sonne entfernt bleibt und 20 Jahre zum Umlaufe
cht. Dieser Abstand ist aber zu groß, als daß dieser Komet von
gesehen werden könnte, welcher, da er im Trabantensystem des Ju-
s nicht die geringste Störung hervorbrachte, nicht den 5000sten Theil
Erdmasse haben kann. Noch andere Kometen haben die elliptischen
nnungen ihrer Bahnen erkennen lassen, aber ihre beträchtlichen Um-
szeiten haben aus den wenigen Beobachtungen, die in der kurzen Zeit
Sichtbarkeit gemacht worden sind, nicht mit Sicherheit abgeleitet
en können. — Durch Fernröhre gesehen, sind alle Kometen einer
häufung von erleuchteten Dünsten oder einem Nebelfleck mehr oder
ger ähnlich. Zuweilen kann man einen Kern oder eine Scheibe bei
n unterscheiden. Ist ihr Schweif breit und kurz, so heißen sie Haar-
Bartkometen, ist er sehr lang, Schweifkometen. Die Ma-
der Schweife ist so fein, daß auch die kleinen Sterne durch solche
leicht und gut sichtbar sind, selbst in der Nachbarschaft des Kerns,
oft nur wenige Meilen im Durchmesser hat und selten größer als
Mond ist. Die Schweife der Kometen werden erst beträchtlich, wenn
in die Nähe der Sonne kommen. Der dichte Nebel, der den Kern
roßen Fernen umgibt, wird dann von Tage zu Tage heller, der
weif vergrößert sich immer mehr, bis der Komet durch die Sonnen-
gegangen ist, worauf eine Abnahme des Schweifs eintritt und der
et sich nach und nach unsern Blicken entzieht. Je größer die Son-
ähe, desto größer in der Regel der Schweif. Der Komet von 1680
noch nicht so weit von der Sonne, als der Mond von der Erde;
Schweif leuchtete in ungeheurer Größe die ganze Nacht hindurch.
Schweife der Kometen sind im Allgemeinen abwärts der Sonne ge-
t und ihr Lauf kann diese Richtung nicht verändern. Sie haben

die verschiedenartigsten Formen. Gewöhnlich bilden sie einen Lichtstreifen, der sich zuletzt in eine unkenntbare Spitze oder in eine mit Himmelsraume verschwimmende Fläche endigt. Zuweilen theilt sich der Schweif und breitet sich fächerförmig aus, wie z. B. der Komet von 1744, durch dunkle Räume getrennte Strahlen hatte, die unter einem Winkel von 60° auseinander gingen, und der Komet von 1825, welcher sich, wiewohl weniger deutlich, am 7., 9. und 10. Oct. in drei Strahlen theilte. Die Schweife, die sehr lang sind, zeigen an ihrem Ende eine leichte Krümmung, die rückwärts und dahin gerichtet ist, wo der Komet vorher war. Der Komet von 1811 krümmte sich in seinem prachtvollen Schweife nach entgegengesetzten Richtungen, und der Komet von 1823 machte von allen bekannten Kometen eine wesentliche Ausnahme. Er hatte zwei Schweife von verschiedener Lichtstärke. Der größte richtete sich abwärts der Sonne, der schwächere der Sonne zu. Am 23. Jan. 1824 war die Länge des ersten 5°, die des zweiten 4°. Sie bildeten nicht ganz eine gerade Linie und standen 165° von einander. In der Nähe des Kerns war der schwächere Schweif kaum zu erkennen. Das stärkste Licht desselben war 2° von diesem entfernt und vermindert sich bis gegen das Ende. — Aus welchem Gesichtspunkte man auch die Natur der Kometen betrachten will, so ist doch sicher, daß die gasartige, leicht bewegliche Masse, die in so ungeheurer Menge den Kometenkern umgibt, bei dem Umlaufe desselben um die Sonne die größten Veränderungen zu erleiden hat. Den Kern ganz umhüllend und wahrscheinlich dicht zusammengedrängt durch die in der Sonnenferne wenig wirkenden Sonnenstrahlen, dehnt sie sich in der Sonnenweite bis zu einer Weite von vielen, selbst 40 und mehr Millionen Meilen aus, stellt sich abwärts der Sonne und läßt den Kern des Kometen den Einwirkungen der Sonnenstrahlen frei. So scheinen die Kometen durch die große Dichtigkeit ihrer atmosphärischen Hüllen in den fernen Theilen ihrer Bahnen vor zu großer Erkältung und durch die außerordentliche Verfeinerung derselben in der Nähe der Sonne vor zu starker Erhitzung geschützt zu werden, und wir dürfen die Möglichkeit der Bewohnbarkeit dieser Gestirne nicht bezweifeln. Unentschieden ist die Frage, ob die Kometen und ihre Schweife ein eignes Licht haben oder nicht. Die Kerne derselben zeigen sich immer ganz erleuchtet, und dieß könnte nicht seyn, wenn sie ganz dunkle und undurchsichtige Körper wären, wo wir dann, wie bei dem Monde, der Venus und dem Merkur, Lichtphasen wahrnehmen würden. Allein dessenungeachtet können wir darüber nicht entscheiden, da die Massen der Kometen so außerordentlich klein und ungeachtet der Sonnennähe immer von vielen erleuchteten Dünsten umgeben sind. Hevel und Lohire glaubten zwar bei dem Kometen von 1682 eine Lichtphase erkannt zu haben, aber es waltet hier jedenfalls eine Täuschung ob, denn die Instrumente damaliger Zeit gestatteten solche Beobachtungen nicht. Auch Cacciatore in Palermo hat bei dem Kometen von 1819 eine Lichtphase bemerkt, deren angegebene Lage jedoch nach dem damaligen Stande des Kometen und der Sonne einer wahren Phase nicht entspricht und die Beobachtung zweifelhaft macht. Es würde höchst wichtig seyn, den Vorübergang eines Kometen vor der Sonne beobachten zu können, und es hat in der That der Komet von 1819 am 26. Juni jenes Jahres Morgens 5 Uhr 40 Minuten bis 9 Uhr 20 Minuten Gelegenheit dazu geboten. Aber dieser Vorübergang erfolgte, ehe das Gestirn uns erschien, und da man

diese merkwürdige Erscheinung nicht vorher wußte, so konnte nicht darauf aufmerksam gemacht werden. Zufällig hat zwar Pastorf in jener Zeit einen Nebelfleck auf der Sonne bemerkt, aber die Beobachtung nicht verfolgt. Wir sehen die Schweife der Kometen in verschiedenen Lagen und natürlich nur dann in der größten Pracht, wenn bei der Sonnennähe eines Kometen der Winkel an ihm zwischen Sonne und Erde 90° beträgt. Ist uns der Komet in Opposition, d. h. steht er genau der Sonne gegenüber, so können wir gar keinen Schweif, sondern nur einen runden Nebel bemerken, weil der Schweif von uns abgewendet ist. So wie der Komet dann in seiner Bahn fortrückt, wird uns der Schweif deutlicher und zeigt sich in wachsender Länge. Nähern sich uns die Kometen von der Nordseite des Himmels, wo sie uns unsichtbar sind, so treten sie plötzlich in ungemeiner Größe über den Horizont herauf, wie dieß z. B. beim Kometen von 1819 der Fall war. — Verschiedene Beobachter auf der Erde haben die Kometen zu gleichen Zeiten oft in verschiedenen Größen gesehen. Man hat in den tropischen Ländern Kometenschweife fast 90° weit erkannt, die im nördlichen Europa kaum 20° weit sichtbar waren. Solche Unterschiede sind nur auf Rechnung unserer Atmosphäre zu setzen, die in den wärmern Gegenden ungleich reiner und zu den Beobachtungen geeigneter ist als in den kältern Ländern. Auf ähnliche Weise muß man es erklären, wenn Beobachter in wenigen Stunden schnelle Veränderungen, ein Auf- und Niedergehen der Lichtstrahlen, in den Kometenschweifen bemerkt haben wollen. Solche Veränderungen würden auf dem Kometen immer Millionen Meilen ausmachen und sind nur in den kleinen Oscillationen unserer eignen nie ganz reinen und ruhigen Atmosphäre begründet. Doch hat Halley's Komet bei seiner Wiederkehr zur Sonne wirkliche Veränderungen erkennen lassen. Sein Schweif war 1456 über 60° lang, 1682 aber weniger und 1759 noch weniger glänzend. Sollte sich diese Verringerung des Schweifs bei der nächsten Rückkehr im Jahre 1835 wieder bestätigen, dann könnte man allerdings glauben, daß entweder die flüchtigen Theile der Kometenschweife sich im Laufe der Zeit zerstreuen, oder daß solche sich auf den Kometen selbst niederschlagen, wenn letzterer deutlicher als früher sich zeigen sollte. Man könnte dann vielleicht annehmen, daß die Kometen durch das gegenseitige Anziehen des feinen, im Universum frei schwebenden Weltenstoffs entstehen und entweder durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen im Laufe der Zeit sich wieder verflüchtigen und vergehen, oder sich zu festern Körpern ausbilden. — So weit Nachrichten vorliegen, sind von der Erde aus etwa 500 Kometen bis jetzt gesehen worden. Diese Zahl ist aber viel zu gering. Man findet, daß von den bekannten Kometen 20 innerhalb der Merkurbahn und 60 innerhalb der Venusbahn ihre Sonnennähe erreichten. Diese Zahlen verhalten sich nahe wie die Quadrate der Halbmesser der beiden Planetenbahnen, und setzt man dieses Verhältniß fort, so darf man über 40.000 Kometen rechnen, deren Sonnennähe innerhalb der Uranusbahn liegt. Aber auch diese Zahl ist zu gering, da nicht alle Kometen, die erschienen sind, besonders in frühern Zeiten, beobachtet werden konnten, und man ist berechtigt, das Heer derselben wenigstens zu mehren Hunderttausenden anzunehmen. Und alle diese Welten gehören zu unserer Sonne, empfangen von ihr Licht und werden von ihr in ihren großen, nach allen Gegenden des Himmels gerichteten Bahnen gehalten.

Komisch nennen wir eine der Kunst gemäße (poetische) Darstellung des **Lächerlichen** (s. d.), womit der gemeine Sprachgebrauch es fälschlich verwechselt. Seinen Namen führt es daher, weil eine solche Darstellung in demjenigen Produkte der Poesie, welche wir Komödie (Lustspiel) nennen, den weitesten Spielraum hat, indem sie hier in einer durch mehre komische Charaktere und Situationen bewirkten Handlung besteht. Die poetische Darstellung des Lächerlichen aber will nicht das Gemeine nachahmen, sondern soll als kunstmäßige Darstellung dasselbe unter der Form des Sinnreichen und Witzigen erscheinen lassen. Sie soll es in charakteristischen Formen ausgedrückt, als fröhliches Spiel des Geistes zeigen, der über dem verkehrten Thun der Menschen dahin schwebt, und sich mit freier Lust und Phantasie in die niedern Regionen der Menschenwelt herabläßt, um ungebunden, obwohl in sich selbst das Maß des Edeln und Sittlichen tragend, hinter der Narrheit und Ungereimtheit die Narren zu necken und das edle Selbstgefühl des geistig Gesunden scherzend zu erregen und über das Nichtige spielend zu erheben. Die komische Darstellung erhebt das Lächerliche zu einem sinnreichen Ganzen, und obwohl sie scheinbar dem Schönen entgegengesetzt ist und alle Form aufzulösen scheint, die in dem Schönen als ideal dargestellt ist, so schafft sie doch ihre eigenen Formen; nur ist das Ideal, welches sie zunächst zeigt, das umgekehrte und die Form demselben angemessen. Der lächerliche Charakter und die lächerliche Situation erheben durch ihre anschaulich und charakterisch vollendete Darstellung zum Idealen, wie der deutlich erkannte Irrthum zur Wahrheit, und der komische Dichter läßt in den lächerlichen Gegenständen, je mehr er sie in einem mit ihnen und in sich selbst vollkommen übereinstimmenden, durch Phantasie und Witz belebten Ganzen zeigt, in den flüchtigen Zerrbildern des Lebens das Ideal schauen, und in den lustig ersonnenen, der Wirklichkeit verwandten Umgereimtheiten, welche die Reflexion in dem Verhältniß menschlicher Lagen und Handlungen und in dem launigen Zufall findet, die freie Lust und den Witz des geistvollen Beobachters genießen. Hieraus erhellt, daß auch nicht einzelne witzige Einfälle, oder eine zusammenhangslose Darstellung des Gemeinen in Sitten und Handlungen komisch zu nennen sey. Zugleich erhellt, in wiefern wir auch im täglichen Leben von komischen Lagen, komischen Einfällen und komischen Menschen reden, und diese von den lächerlichen Einfällen und den Menschen unterscheiden. Wir halten nämlich diese gleichend an die komische Darstellung und urtheilen, daß dieselben einer solchen ähnlich sind, oder in dieselben zu gehören scheinen, und daher gleichsam ein höheres, poetisches Lachen erregen. S. St. Schütze's „Versuch einer Theorie des Komischen" (Leipzig 1817).

Komma ist in der Klanglehre ein kleines Intervall. Die gewöhnlichste dieser Intervallen von verschiedener Größe, das syntonische oder das Komma des Dydymus, ist der Unterschied zwischen dem großen Ton $^8/_9$ und dem kleinen $^9/_{10}$, und wird deßwegen mit $^{80}/_{81}$ ausgedruckt. Ein Komma ist daher ungefähr der achte und neunte Theil eines ganzen Tons. Das Pythagorische Komma, auch das ditonische Komma genannt, ist der Unterschied zwischen der reinen Octave eines Tons und dem Ton, der entsteht, wenn man diese Octave durch eine Folge von 12 reinen Quinten bestimmen wollte. Eine dritte Art Intervallen ist das

kleine Komma, das durch $^{2025}/_{2048}$ ausgedrückt wird: es ist der Unterschied zwischen der reinen Octave von C und dem c. — Komma, s. Interpunktion.

Komnenen, berühmte griechische Kaiserfamilie; sie waren von römischer Abstammung, ihre Vorfahren waren aber nach Asien gezogen. Ihre Erbgüter lagen im Gebiete von Kastamona unweit des Pontos Eurinos. Der erste berühmte Komnene war Michael Kios, der seinen Söhnen Isaak und Johann eine treffliche Erziehung schenkte, und die beide bald vom Dienste in der Leibwache zur Verwaltung von Provinzen und der Anführung von Kriegsheeren befördert wurden und durch Vermählung mit vornehmen Frauen großes Ansehen erlangten, bis endlich gar die Soldaten in der Sophienkirche Isaak Komnenos zum griechischen Kaiser wählten, Michaels VI. Truppen schlugen, worauf dieser Mönch ward und Isaak vom Patriarch gekrönt wurde. Sein Bruder Johann schlug den Purpur aus, der einem Verwandten des Hauses der Komnenen, Konstantin Dukas, zu Theil ward. Nach den übrigen Komnenen erlosch endlich der Stamm der Komnenen als Kaiser von Trapezunt, mit Demetrius Kios, der, vom Sultan Muhammed besiegt, 1461 in klösterlicher Abgeschiedenheit starb. (Vgl. Oströmisches Reich und Trapezunt.) Nur einige Seitenlinien dauerten fort und bestanden bis auf die neueste Zeit. Von einer derselben stammte Demetrius Komnenos, Nachkomme des byzant. Kaisers David Komnenos; wurde von Ludwig XVI. durch eine Parlamentsacte 1782 als solcher anerkannt und diente beim Ausbruch der Revolution bei der Armee des Prinzen Condé. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1802 erhielt er vom Kaiser Napoleon eine Pension von 4000 Livres, genoß sie auch unter Ludwig XVIII. fort, wurde Maréchal de Camp und Ludwigsritter und starb 1821, 71 Jahre alt, ohne Kinder. — In literarisch-historischer Hinsicht ist die Prinzessin Anna Komnena, Tochter des Kaisers Alexius I., welche in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. lebte, merkwürdig. Sie hat in der Geschichte ihres Vaters, den sie, wie Frau von Staël den ihrigen, mit Liebe hervorhebt, die Sitten ihrer Zeit und den Zustand des Hofes von Konstantinopel geistreich geschildert. Vgl. Gibbon's „Roman Empire", Cap. 48.

Komödie, s. Schauspiel.

Komorn, ungrisch Komarom, Hauptstadt der gleichnamigen Gespanschaft in Niederungarn im Kreise jenseit der Donau, 47° 45′ N. B., königl. Freistadt auf der Donauinsel Schütt, am Zusammenfluß der Flüsse Waag und Donau, hat 1400 H., 17.500 Einw., Magyaren und Deutsche, 5 kathol., eine luther., reform., griech. Kirche, 3 Klöster, ein kathol. und ein evangel. Gymnasium, Hausenfang, Tuchweberei, Gerberei, Handel mit Korn, Wein, Holz, Honig, Fischen, ꝛc. Die neu gebaute Festung liegt 2000 Schritt von der Stadt entfernt in der Gabel der Waag und Donau; an ihr haben Natur und Kunst Alles aufgeboten, um sie unüberwindlich zu machen. Die Stadt hat 1763, 1783 und 1822 durch Erdbeben gelitten.

Komos, 1) (Comus, Myth.), niederer, selten bei den Alten genannter Gott des Schmauses, der wahrscheinlich eben so durch den Schmausgesang (auch Komos genannt) entstand, wie Hymenäos durch die Hochzeitgesänge. Es ist der Vorsteher der festlichen, mit öffentlichen Aufzügen verbundenen Schmäuse, der (festiven) Laune ꝛc. Man findet ihn mit gesenkter Fackel, niedersinkendem Haupte, schlaftrunken an eine Thür

sich lehnend, abgebildet, wahrscheinlich als Allegorie des geendigten Schmauses. 2) Bei den Neuern Gott des Scherzens und Lachens.

Kon-fu-tse (Confucius), wegen eines kleinen Gewächses auf der Stirn von seinem Vater Jeff, d. i. Hügelchen, genannt, der Gründer der Morallehre der Chinesen, geb. um das J. 556 v. Chr. im Königreiche Lou, der jetzigen Provinz des chinesischen Reichs Schwangtong, aus königlichem Geschlechte, ein, wenn auch von den Fesseln seiner Zeit und Nation gehaltener, doch wahrhaft großer Mann und Wohlthäter seines Volks. Er glaubte Einen Gott, der nur durch Rechtschaffenheit und Tugend würdig verehrt werde, und Unsterblichkeit; auch ist es wahrscheinlich, daß er Weissagung und schützende Geister angenommen habe. Seine, auf tiefe Kenntniß des Menschen und dessen sittlichen Anlagen ruhende Moral ist sehr umfassend und empfiehlt besonders Achtung gegen die bestehende Ordnung, Gerechtigkeit, Billigkeit, Versöhnlichkeit, Reinheit des Herzens, kurz edle Menschlichkeit und eine für jene Zeit und sein Volk sehr reine Sittlichkeit. Auf die Frage nach dem Ursprung seiner Lehre erwiederte er, Gott habe einen gelben Drachen zu ihm geschickt, von dessen Rücken er alle seine Lehren abgeschrieben habe. Seinem Ende nahe sprach er: Die Könige weigern sich, meine Lehren anzunehmen, darum will ich die Erde verlassen. Nach einem siebentägigen Schlaf verschied er in den Armen seiner Schüler und wurde als ein Heiliger verehrt; die nachfolgenden Könige errichteten ihm in allen Provinzen Palläste und stifteten zu seinem Andenken ein jährliches hohes Fest; aus seinen Schülern bildete sich eine Sekte, die noch vorhanden ist. Ihm werden mehre Schriften, unter ihnen auch der Schu-King oder Schan-Schu beigelegt. S. die „Works of Confucius" (Originaltext und engl. Uebers.) v. J. Marshman (Serampore 1800, 4.) Der 1. Bd. enthält das Leben des Kon-fu-tse's. Auch hat D. Wilh. Schott die „Werke des chinesischen Weisen Kon-fu-tse und s. Schüler" zum ersten Male aus der Ursprache und nach Marshman's engl. Version ins Deutsche übers. mit Anm. (1. Th. Halle 1826). Ferner sind die Schriften Tahio und Tschongyong, welche eigentlich von Kon-fu-tse's Enkel herrühren, lateinisch übersetzt von Herotrisch Rougemont, und Couplet, Paris 1687, Fol., der Schuking ins Französische übersetzt von Gaubil, herausgeb. von de Guignes, Paris, 1770, erschienen.

Kongo im weitern Sinne, oder Niederguinea, der Küstenstrich Afrikas auf der Westseite vom Vorgebirg Lopez Gonsalva bis zum Vorgeb. Negro, der sich 210 Meilen weit, vom Aequator bis zum 17° S. Br. erstreckt. Die Grenzen sind nördl. Oberguinea, östl. das innere Afrika, südl. das Kaffernland und westl. das äthiopische Meer. Es macht eine Terrasse des afrikanischen Hochplateau aus, das hier den Namen Dembo führt und sich allmälig gegen den Westrand herabsenkt, doch ist dieser Rand ebenfalls von kleinen Bergreihen unterbrochen, die 1500 bis 2000 Fuß aufsteigen, und meistens mit dichtem Walde bewachsen sind; auf diesem Hochplateau breitet sich der große Binnensee Zawilanda (Etourville) oder Aquilanda aus. Auf diesem Hochplateau vereinigen sich die Flüsse Barbola, Koango, Vambre und Bancaor zu einem einzigen, dem Zaire, welcher von der letztern westl. Bergreihe Sundi herabstürzt und 80 Meilen lang die Ebene bis zum Gestade durchschneidet, welches wenig zerrissen, aber mit Klippen und Untiefen umgeben erscheint. Andere Flüsse sind die Lelunda, die Cusa, der Ambriz, der Loze, der Onzo, und

überhaupt ist das Land recht gut bewässert; am Meere liegt die Bai Funta. Das Klima ist an der Küste ungemein heiß, in dem Stufenlande weiterhin gemäßigt, auf dem Hochplateau kühl; die fruchtbarsten reichsten Provinzen concentriren sich daher in der Mitte. Das Land erzeugt die Produkte des mittlern Afrika: es hat Reis, Mais, Maniok, Bataten, Malaghettapfeffer, Zuckerrohr, Baumwolle und die herrlichsten Tropenfrüchte; die Wälder sind mit Palmen, Mangelabäumen, Tamarinden, Cedern und verschiedenen Mimosen bedeckt; in denselben leben Elefanten, Rhinocerosse und Giraffen neben Löwen, Leoparden, Panthern, Hyänen und Schakalen, sowie ganze Herden von Affen und Papageien; der Zaire und wohl auch die übrigen Flüsse hegen Flußpferde und Krokodillen, sind aber zugleich reich an Fischen, das Meer an Schildkröten, Muscheln und Kauris. Gold soll nicht vorhanden seyn, dagegen vieles Kupfer, Eisen und Steinsalz. Man erntet jährlich 2 Mal, aber der Ackerbau war, soweit Tuckey ihn beobachten konnte, höchst mittelmäßig. Rindvieh und Pferde werden wenig gehalten, mehr Ziegen, Schweine und Hühner. Die Bewohner sind Neger, die in viele kleine Völkerschaften getheilt sind und durch ihre Olivenfarbe, das krause röthliche Haar, minder aufgeworfene Lippen und kleinere Statur sich sehr von den Negern in Oberguinea unterscheiden. Sie treiben etwas Ackerbau und kennen auch einige mechanische Künste. Bei ihrer natürlichen Trägheit besitzen sie eine angeborene Leidenschaftlichkeit. Ihre Religion besteht meistens in einem rohen Fetischendienst. Nach Tuckey's Reisebericht waren die Neger, die einen Besuch auf einem der engl. Schiffe machten, alle ohne Ausnahme mit den sonderbarsten Fetischen behangen, aus Lumpen, Holz, Steinen, Muschelschalen, Horn, Glas u. dergl., vorzüglich war ein Bein von einem gewissen Affen der Gegenstand religiöser Verehrung. Der Hauptfetisch des Einen war ein abenteuerliches Gebilde von 2 Menschen, umgeben von Ziegenbockshörnern, Muscheln u. dergl. Man bemerkte, daß diese Menschenfiguren statt der Negergesichter ägyptische Physiognomien hatten. Außer den Negern haben sich die Schaggaer, die erst im 16. Jahrh. aus dem innern Afrika hierher vorgedrungen sind, einiger Gegenden von Niederguinea bemächtigt. Die Portugiesen kamen zuerst 1484 nach Kongo; sie wurden von den Einwohnern gastfrei empfangen, eroberten das Land 1578, breiteten die christliche Religion mit Erfolg aus, sodaß jetzt ein beträchtlicher Theil der Neger sich zur kathol. Religion bekennt, und benutzten ihren Einfluß dahin, daß sie sich einen Theil dieses Küstenreichs unterworfen haben und in den meisten übrigen Gegenden sich eine Art von Oberherrschaft anmaßen. Dieser Besitz war ihnen besonders wegen des Sklavenhandels wichtig. Man theilt Kongo oder Niederguinea gewöhnlich in folgende Landschaften: Loango, Kakongo, Kongo (im engern Sinne), Angola, Matamba, Benguela und Jago-Kakonda. Die Verfassung in allen diesen Staaten ist despotisch; die Könige von Loango (2000 QM.), Kongo (5000 QM.), Angola (1500 QM.) (s. d.), Matamba und Benguela (s. d.) stehen in Abhängigkeit von den Portugiesen. Besonders sind die Könige von Kongo und Angola gänzliche Vasallen der Portugiesen. Kongo wird im Norden durch den Fluß Zaire von Oberguinea und Nigritien geschieden, südlich vom Kaffernlande, in Westen vom äthiopischen Meere, und in Osten von mehren kleinen Staaten in Nigritien begrenzt. In Kongo ist die kathol. Religion eingeführt. Die Verfassung hat Aehnlichkeit mit dem vormal.

deutschen Feudalsystem, denn Kongo besteht aus mehren größern und kleinern Fürstenthümern, die zum Theil von dem Könige bestätigt werden. Kongo, eigentlich Banza Kongo und bei den Portugiesen St.-Salvador, die Hauptstadt des Königreichs Kongo auf einer steinigen Anhöhe, die sich über der Lelunda erhebt. Der königl. Pallast nimmt einen ansehnlichen Umfang ein, und enthält außer den königl. Wohnungen und dem Harem auch die Hütten der Hofdiener. Die Portugiesen besitzen ein eignes Quartier, worin sie eine Kathedrale und ein Bisthum errichtet haben, das bisher dem Erzbischofe zu Bahia in Brasilien unterworfen war; nach Andern ist hier aber kein Bischof. Die Portugiesen geben der Stadt 15.000 Einw. Die in der Provinz Angola gelegene Stadt San-Paola-de-Loanda ist der Sitz des portug. Statthalters der sämmtl. portug. Besitzungen auf der Südwestküste von Afrika.

König (Regulus), in der alchymistischen Sprache der Mineralogen, jedes Metall oder metallische Wesen, welches sich bei dem Schmelzen in dem Tiegel, Herde u. dgl. auf dem Boden setzt oder bei dem Abtreiben darin zurück bleibt, das gereinigte Metall, als Blei-König, Silber-König u. s. w. 2) In engerer Bedeutung der Name der Halbmetalle, welche keinen besondern Namen haben, als Spießglas-König, Kobalt-König ꝛc.; 3) bei dem Schmelzen des Schwarzkupfers das unterste Stück im Herde, wenn die obern Stücke gerissen und abgehoben sind.

König, Königreich. Die Abstammung des Wortes ist ungewiß; man leitet es bald von dem Namen der Tatarenbeherrscher Chan oder Khan, bald von dem fränkischen Chune, Muth, Kühnheit ab; so sollen die Franken den Chlodowig, der zuerst den Königstitel führte, Chunig genannt haben. Nicht ganz unwahrscheinlich ist es, daß von Können es herstamme. Den Kaisern und Königen gebührt ausschließlich der Titel Majestät. Das röm. Volk bediente sich des Ausdrucks zuerst und bezeichnete damit seine unumschränkte Macht; er hatte gleiche Bedeutung mit Summum imperium, arbitrium rerum omnium. Später ging die Majestät, doch ohne zum Titel zu werden, auch zu den Cäsaren. Der gewaltige Sohn der röm. Bürgerkriege, August, war der Erbe aller Volksgewalten und trat demnach ebenfalls in seine Majestätsrechte. Mit dem Königstitel sind gewisse Vorrechte verbunden, welche sich auf das Ceremoniel, welches die auswärtigen Höfe und die Unterthanen gegen den König beobachten, beziehen: man nennt diese Vorrechte königliche Ehren, honores regii. Diese Ehren genießen auch oft Staaten, deren Herrscher den Königstitel nicht führen; dieß war ehemals der Fall mit den Republiken Venedig und den Niederlanden; wie noch jetzt die Schweiz, auch die Kurfürsten (wie noch jetzt der von Hessen) und Großherzoge haben zum wenigsten theilweise ein Recht auf diese Ehren. — **Königreich** nennt man den Staat, dessen Beherrscher den Königstitel führt. Man theilt die Königreiche in souveraine, in den der Regent in seinem Willen und Handeln durch keine Fundamental-Gesetze, d. h. durch keine Constitution, beschränkt wird; in constitutionnelle, wenn der Macht des Regenten durch Gesetze und Rechte der Unterthanen Schranken gesetzt ist; in despotische, in welchen die Willkür des Herrschers Gesetz ist. Ferner theilt man sie in Wahlreiche, wenn durch die Stimme der Nation die Krone übergetragen wird; in Erbreiche, wenn der Sohn die königlichen Rechte seines Vaters erbt, in Erb- und Wahlreiche, wenn Königstitel und Macht in einer Familie stets bleiben, aber der Nation es frei steht,

ein Glied aus dieser Familie zum Regenten sich zu wählen. Das Königreich kann entweder ein eigenthümliches seyn, wo der Fürst ohne Zustimmung seiner Unterthanen seine Länder verkaufen, vertauschen, verpfänden kann; oder es ist ein nicht eigenthümliches, wo der Regent diese Veräußerungsrechte nicht besitzt. Vor der franz. Revolution gaben folgende Länder ihren Regenten den königl. Titel: Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien (oder beide Sicilien), Sardinien, Preußen, Böhmen, Ungarn, Galizien und Lodomerien, Polen, England, Irland, Schottland, Schweden, Dänemark und Norwegen. Nach dem Ausbruche der franz. Revolution verschwand Frankreich, bald auch Polen aus der Reihe der Königreiche; dagegen wurden, seitdem Bonaparte an der Spitze von Frankreich stand, neue Königreiche geschaffen, von denen jedoch einige nur eine ephemere Existenz erhielten So entstanden ein Königreich Hetrurien aus dem vormaligen Großherzogthume Toscana, und ein neues Königreich Neapel, während in Sicilien die alte Familie die königl. Würde fortdauernd behauptete; so bildeten sich ein Königreich Italien, ein Königreich Holland, und mit dem Anfange 1806 die Königreiche Baiern und Würtemberg, worauf 1807 die Königreiche Sachsen und Westfalen folgten. Hetrurien und Holland wurden jedoch bald durch Frankreich selbst, Westfalen durch die Befreiung Deutschlands von fränkischer Oberherrschaft als Königreich vernichtet. Dagegen entstanden nach Napoleons Sturze das Königreich der Niederlande und das Königreich Hanover; an die Stelle des Königreichs Italien trat, unter östreich. Oberherrschaft, das lombardisch-venetianische Königreich. Das jüngste Königreich in Europa ist Belgien. — Der königliche Titel ward bisher in Europa nur von wirklich regierenden Königen oder doch solchen, welche es gewesen waren, geführt, mit Ausnahme des in Deutschland bei Lebzeiten eines Kaisers gewählten Nachfolgers, welcher den Titel: Römischer König, führte. Auch Napoleon legte, nachdem er Rom mit Frankreich vereinigt hatte, dem kaiserl. Thronfolger den Titel eines Königs von Rom bei.

Königsberg (lat. Regiomontanus, poln. Krolewiez, lith. Karalanzuge), Hauptst. des Königreichs Preußen, zweite Hauptst. der preuß. Monarchie, eine berühmte Handelsstadt, die ehemals zu dem hanseatischen Bunde gehörte. Sie liegt unter dem 54°, am Pregel, eine Meile von seiner Mündung. Der Fluß ist zwar nicht über 60 Schuhe breit, aber doch an den meisten Orten so tief, daß auch große Handlungsschiffe bis an die Brücken der Stadt fahren könnten, wenn nicht einige seichte Stellen in demselben sich befänden, die es verhindern, daß ein großes beladenes Seeschiff bis zur Stadt fahre; sie müssen daher in dem Hafen von Königsberg, Pillau, ausladen. Der Grund zur Stadt wurde 1254 durch den böhm. König Primislaus Ottokarus gelegt, der in Verbindung mit den Deutsch-Herrn Samland eroberte und das Schloß erbaute, welches aber später von seiner ursprünglichen Stelle, deren Lage unbequem war, auf den Hügel verlegt wurde. Nach dem Verluste von Marienburg verlegten die Ordensmeister ihren Sitz nach dem Schlosse. Markgraf Georg Friedrich erweiterte und verschönerte es in den J. 1584—94. Später ließ es König Friedrich I. von Grund auf mit größerer Pracht aufbauen. Es enthält 180 Zimmer, von den aber ein Theil in keinem bewohnbaren Zustande ist. Königsberg hat 23 Kirchen und Bethäuser (auch eine kath. Kirche) und ist der Sitz des Oberpräsidenten der Provinzen Ost- und West-

preußen, des Generalcommando's vom ersten Armeecorps, der Regierung, des Consistoriums, Tribunals und Oberlandesgerichts, Medicinal-Collegiums für Ostpreußen u. a. Oberbehörden. Besonders schöne Häuser enthält die Königsstraße (neue Sorge). Königsberg besteht aus 3 verbundenen Städten, Altstadt, Löbenicht und der morastigen Insel Kneiphof, welche letztere die besten Straßen und Gebäuden enthält, 4 Vorstädten und mehren Bezirken, Freiheiten genannt, bewohnt von 70.000 Seelen. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die 1332 erbaute Domkirche, auf dem Kneiphof, worin mehre Hochmeister begraben liegen. Nicht weit vom Dom ist das Universitätsgebäude. Die Universität stiftete der erste preuß. Herzog Albertus 1544; daher ihr Name Academia Albertina. Der Markgraf Georg Friedrich vergrößerte ihren Schulfond durch Einziehung des samländischen Stiftes bedeutend. Seit 1809 ist ihr Rector magnificentissimus der Kronprinz von Preußen. Auf dieser Universität glänzte Kant, und noch jetzt rechnet sie den allgemein geschätzten Veteran der Chemiker und Pharmaceuten Hagen, den berühmten Astronomen Bessel, die auch als Schriftsteller rühmlichst bekannten Professoren Lebeck, Gaspari, Reidenitz, Wald, Wrede, Drikfen, Burdach, Kähler u. A. zu ihren Lehrern. Sie hat ein Klinikum, über welches Dr. Unger 1823 Nachrichten herausgab, und Seminare für Prediger der polnisch und der lithauisch redenden Gegenden des Landes; letzteres, das König Friedrich Wilhelm I. gestiftet hat, unter dem Kenner dieser Sprache, Professor Rhesa. Die literarisch merkwürdigste Sammlung ist das geheime Archiv des ehemaligen Ritterordens, welcher sehr wichtige Urkunden und seit 1811 einen eigenen Director (jetzt Prof. Voigt) hat. Königsberg hat 2 Gymnasien, darunter das Friedrichs-Collegium, 3 höhere Bürgerschulen und eine höhere Töchterschule, mehre gelehrte Gesellschaften, nämlich die deutsche und medicinisch-physikalische. Es besitzt ebenfalls ein großes Bürgerkrankenhaus, ein wohleingerichtetes Waisenhaus, Taubstummen- und Blindeninstitut u. a. Wohlthätigkeitsanstalten. Die feste Citadelle Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Sie wurde vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm zur Beschützung des Hafens, an der Mündung der Pregel in das frische Haff angelegt; er befestigte auch die Stadt, so viel ihre Größe es zuließ. Die Festung ist aber jetzt der Kaufmannschaft überlassen und mit Handelsgebäuden angefüllt. Die franz. Colonie bestand 1780 aus 369 Köpfen. Die Judenschaft ist zahlreich. Königsberg gehört zu den größten Handelsstädten der Monarchie und Getreide, Nutzholz, Hanf, Branntwein sind die wichtigsten Handelsgegenstände, sowie Fabriken in Leder, Wollen-, Seiden- und Halbseidenzeuchen, in Tapeten, Segeltuch und Bernstein, ferner Taback, Manufakturen für Metallwaaren, Zuckerraffinerien, Rumbrennereien, Eisen-, Stahl- und Kupferhammer und die Schiffswerfte die Thätigkeit der Einw. beleben.

Königsmark (Marie Aurore, Gräfin von), eine der berühmtesten Frauen ihrer Zeit, die Geliebte Augusts II. Königs von Polen und Kurfürst von Sachsen, Tochter eines Grafen von Königsmark, schwed. Generals, geb. im Herzogthum Bremen 1673, wo ihr Vater starb. Ihre Mutter begab sich mit der ganzen Familie, die aus einem Sohn und 3 Töchtern bestand, nach Hamburg, wo die Gräfin eine sehr sorgfältige Erziehung genoß. Ihre Schönheit und Bescheidenheit zog bald Aller Blicke auf sich. 17 Jahr alt, betrauerte sie den Verlust ihrer trefflichen Mutter und bald darauf auch den ihres Bruders, des Grafen Philipp von Königsmark. Sie erbte dessen ungemein beträchtliches Vermögen,

konnte aber, weil es in Besitz einiger Bankiers von Hamburg war, welche die Herausgabe verweigerten, nicht zum Besitz desselben gelangen und begab sich deßhalb nach Dresden zum Kurfürsten August, um dessen Beistand zu erlangen. Derselbe, von den Reizen der Gräfin Aurore ergriffen, setzte alle Mittel ins Werk, um sie zu verführen, und gelangte nur nach dem größten Widerstande zum Ziel seiner Wünsche. Die Frucht davon war 1696 der berühmte Graf Moritz von Sachsen (s. d.). Die ungemein kostspieligen, üppigen und brillanten Feste, welche August zur Feier dieser Verbindung gab und womit er später seine Liebe feierte, sind weitläufig in „La Saxe galante“ beschrieben. Während der Wochen verlor August seine Neigung zu ihr, angeblich, weil sie als Folgen von diesen einen riechenden Athem behielt. Sie verließ den Hof und beschäftigte sich nur mit der Erziehung ihres Sohnes. Fortwährend blieb sie jedoch mit August in freundschaftlichem Verhältniß und wurde auf sein Verwenden vom wiener Hofe zur Pröbstin des Stifts Quedlinburg erhoben und 1700 feierlich eingeführt. Von dieser Zeit an hielt sie sich abwechselnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf. Welche Achtung der König von Polen für ihre Klugheit und Einsicht haben mußte, erhellt daraus, daß er sie 1702 zu Karl XII. sandte, um mit diesem eine Friedensunterhandlung einzuleiten. Karl weigerte sich jedoch, die Gräfin vor sich zu lassen. Sie starb 1728. Aurora war eine Frau von dem reizendsten Aeußern und der ausgezeichnetsten Bildung; sie las und schrieb französisch, deutsch, schwedisch, italienisch und englisch gleich fertig und dichtete sogar in franz. und italien. Sprache. Die alten Classiker kannte sie und besaß ausgebreitete historische und geographische Kenntnisse. Sie sang und spielte die Laute und die Viola di Gamba gleich trefflich und componirte für diese Instrumente. Auch als Malerin excellirte sie. Ihr Leichnam, an welchem früher noch Spuren von Schönheit zu erkennen waren, liegt in der fürstlichen Gruft unter der Schloßkirche zu Quedlinburg. Ein Bildniß von ihr, das sie selbst gemalt, befindet sich jetzt in den Händen der Frau Landbaumeisterin Breith daselbst. Ihr Bruder, Graf Philipp Christoph, der letzte männliche Sprosse seines Hauses, fiel durch Meuchelmord 1694 im Schlosse zu Hanover auf Befehl des Kurfürsten Ernst August, weil er der Kurprinzessin Sophie Dorothea (st. als Gefangene zu Ahlen 1726) zur Flucht hatte Beistand leisten wollen. (S. „Fredegunde, oder Denkwürdigkeiten zur geh. Gesch. des hanöv. Hofes“, Berlin 1825.)

Königstein, Bergfestung im meißner Kreise, Amt Pirna des Königreichs Sachsen, nebst einem Städtchen gl. N., an der Elbe, nahe an der böhmischen Grenze. Der Sandsteinfelsen, auf welchem die Festung liegt, hat, von der Oberfläche der Elbe, 950 Ellen in der Höhe und eine gute halbe Stunde im Umkreise. Der Bau der Festung hat 1589 unter dem Kurfürst Christian I. begonnen, ist aber 1731 erst gänzlich vollendet worden. Sie hat einen einzigen, sehr verwahrten Zugang, kann weder unterminirt noch ausgehungert werden, weil, außer dem jedesmaligen Proviante, Ackerbau, auch Holz genug in der hohen Ebene ist, um die kleine Besatzung hinlänglich zu versorgen. Außerdem hat sie einen 586 Ellen tiefen Brunnen. Sie kann sowohl das unten gelegene Städtchen, als auch die Elbe, mit ihren Kanonen (besonders durch Anwendung der Depressionslafetten) beschießen. Sie hat an 600 Bewohner, mit Inbegriff der Besatzung. Merkwürdig sind das Zeughaus, die bom-

benfesten Kasematten, das sogen. Pagenbette (ein schmaler Absatz der Mauer, auf welchem einst ein Page, ohne herunterzufallen, geschlafen haben soll), die Kirche und die Keller. Das große Weinfaß, das 3709 dresdner Eimer hielt, ist seit mehren Jahren auseinandergenommen worden.

Königsstuhl, bei den alten Deutschen ein erhabener Rasenplatz auf freiem Felde, wo von dem Grafen oder obersten Richter des Sonntags Gericht gehalten wurde; insbesondere aber führte diesen Namen ein auf Säulen ruhendes steinernes Gebäude bei Rense (s. d.).

Königswasser, s. Scheidewasser.

Königswinter, Stadt im Siegkreis des Reg.-Bez. Köln (preuß. Rheinprovinz) am Rhein und am Fuße des Siebengebirges, 170 Fuß über der Meeresfläche erhaben, soll ihren Ursprung dem Kaiser Valentinian III. (um 368) verdanken; hat eine kathol. Kirche, mehre öffentliche Gebäude, 250 Häuser, 1900 Einw., welche sich hauptsächlich vom Garten-, Acker- und Weinbau, von der Schifffahrt, vom Handel mit Wein und Getreide und von den Steinhauerarbeiten ernähren.

Konrad von Würzburg, einer der fruchtbarsten und zugleich vorzüglichsten der letzten schwäbischen Dichter, den man als den Repräsentanten der romantischen Ritterpoesie an ihrem Wendepunkte betrachten kann, sang in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. Nur unter der ehrenvollen Benennung "Meister" tritt er als Held unter den Minnesängern auf, und wir wissen ebenso wenig, aus welchem Grunde ihm dieser Titel ward, als seine Lebensumstände in das tiefste Dunkel der Ungewißheit eingehüllt sind. Ein edles Feuer glühte in seinem Busen, und nur mit tiefem Unwillen klagt unser Musensohn über den Verfall der Moralität zu seiner Zeit in seinen naiven Gedichten. Verwildert waren die Priester der Parnasses; deßhalb glaubte er sich zum Dichteramte berufen, um von Dem mit vollbewegter Brust zu singen, was des Geistes Ehre sey. Viele von seinen poetischen Produkten sind der Vergessenheit entrissen worden, und wenn man die "Geschichte des trojanischen Krieges" (welche Müller in seiner "Sammlung altdeutscher Gedichte" äußerst unvollständig aufführt), eine Nachbildung eines, in wälscher Sprache vorhandenen, Gedichtes, aufmerksam betrachtet, so glänzt er hier als epischer Dichter. Trotz der darin vorherrschenden ausdrucksvollen und malerischen Manier, ist dieses epische Gedicht ebenso weit von der classischen Vollendung der romantischen Poesie entfernt, wie Veldek's (s. d.) romantische "Aeneide". Würde des Styls, herrschendes Interesse fürs Moralisch-edle, und die Neigung, moralische Betrachtungen überall, ohne trocken zu werden, einzustreuen, verkenntlichen alle Erzeugnisse dieses männlichen, aber sehr zartfühlenden Dichters. In der Gattung der erzählenden Poesie versuchte er sich in dem Gedichte "Engelhard und Engeldrut" (v. Eschenburg in den "Denkmälern altdeutscher Dichtkunst" aufbewahrt), ein Produkt, das sich durch seinen äußerst interessanten Stoff und durch die edle, geist- und gefühlvolle Manier empfiehlt. In der Manier der alten französischen Fabliaux schrieb er seine "Schwänke" (vgl. von der Hagen's und Büsching's "Samml. altdeutscher Gedichte") und lieferte in diesen komischen und muthwilligen Erzählungen den Beweis, wie weit er, bei seiner Neigung zum Moralisiren, vom illiberalen Sitten-Pedantismus entfernt sey. Im lyrischen Fache zeichnet sich Konrad vor den Meisten seiner dichtenden Zeitgenossen ebenso sehr durch den gehaltenen Ton eines edeln Gefühls aus, als durch die interessanten Wendungen seines Styls und durch

die Cultur seiner Versifikation. Sein geistliches Lied im höhern Ton, vorzugsweise von ihm selbst, „Das goldene Kunstwerk oder die güldene Schmiede“ überschrieben (das Wort Schmieden bedeutet im Altdeutschen überhaupt, etwas kunstreich zusammenfügen), ist noch nicht durch den Druck bekannt gemacht. Ein anderes geistliches Gedicht dieser Art von seiner Hand, in der manessischen Sammlung, ist, wie die übrigen Gedichte, mit denen es in eine Classe gehört, mehr fromm, als poetisch; ermüdend durch den prosaischen Mysticismus, der die Stelle der höheren Poesie vertreten soll; glänzend hier und da von manchem kühnen und schönen Bilde, aber arm an Gedanken, die ein Zeitalter noch interessiren könnten, wo der menschliche Geist sich freier im Gebiete religiöser Vorstellungen umzuschauen gelernt hat. Aus den weltlichen lyrischen Gedichten Konrads spricht auch da, wo sie von der Minne, ihren Freuden und ihrem Werthe, reden, mehr ein ruhiges Interesse für die Schönheit der zärtlichen Gefühle, als ein leidenschaftliches Gefühl des Dichters selbst. Konrad sang auch Tanzlieder; aber die herrschende Tendenz seiner lyrischen Gedichte ist offenbar didaktisch; daher finden sich unter ihnen auch artige äsopische Fabeln in lyrischen Versarten und andere der Fabel ähnliche kleine Dichtungen. In allen diesen Gedichten von lyrischer Form zeigt sich Konrad aber als ein gewandter Reimkünstler, der zur Abwechselung selbst die Spielerei nicht verschmähte, die damals mit dem Reime getrieben wurde. Dem Geschmacke seines Zeitalters gemäß liebte er auch die Form der Allegorie. Einige allegorisch-didaktische Erzählungen von ihm haben sich erhalten. Ueberhaupt ist der Enthusiasmus für die Kunst der Musen, und der Unwille über ihre öffentliche Zurücksetzung charakterisch in seiner ganzen Poesie. Aber mit allem seinem Eifer scheint er doch nur wenig auf die Denkart seiner Zeitgenossen gewirkt, oder den Verfall der romantischen Poesie aufgehalten zu haben. Sein Hauptverdienst bleibt, daß er diese Poesie, der er keinen neuen Schwung zu geben vermochte, in Allem, was ihr eigenthümlich ist, mit mehr Geschmack und Fleiß, als irgend ein anderer deutscher Dichter seiner Zeit, aufrecht zu erhalten und in ihrem ganzen Umfange auszubilden strebte.

Konstantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius), mit dem Beinamen der Große, der Sohn des Konstantius Chlorus und der Helena, 274 n. Chr., nach Einigen zu Naïssus in Daodanien, nach Andern zu Colchester in England oder Eborakum geboren, war 18 J. alt, als sein Vater die Cäsarwürde erlangte. Konstantin verlebte seine Jugendjahre bei Diokletian, kämpfte in dessen Diensten im ägypt. und pers. Kriege mit Auszeichnung und schwang sich stufenweise bis zum Tribun 1. Classe empor. Konstantius, der sein Ende heranahen fühlte, rief seinen Sohn nach England; Galerius, den die aufkeimenden Herrscheranlagen des Jünglings eifersüchtig machten, entließ ihn nur mit Widerwillen. Gleich nach dem Tode des Konstantius (306) ward Konstantin von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Galerius bestätigte ihn nicht ohne Verdruß und Ingrimm im Besitz der Herrschaft seines Vaters über Spanien, Gallien und Britannien, ertheilte ihm aber nur statt des Augustenranges die untergeordnete Cäsarwürde. Hierüber entstanden mannigfache Streitigkeiten, denn währenddem Marentius die Gewalt eines Augustus ausübte, trat Maximian aus der Verborgenheit hervor, um mit seinem Sohne Marentius einen Culminationspunkt gegen Konstantin zu bilden, den seine Krieger als Alleinherrscher begrüßten. Italien murrte

über die Tyrannei des neuen Usurpators und hoffte Rettung von Konstantin. Dieser konnte keine bequemere Gelegenheit finden, um sich von einem gefährlichen Nachbar zu befreien, und entschloß sich daher, mit seinem Heere über die Alpen zu gehen. Auf diesem Zuge, so erzählt der ehrwürdige Eusebius, suchte Konstantin noch einen andern Beistand, als den, welchen er in seinem Kriegsheere fand; denn er fürchtete die Zaubereien, die seine Gegner zu Hülfe nahmen. Er dachte darüber nach, welchen Gott er zu seinem Schutzgott annehme. Da sah er, als schon die Sonne zu sinken begann, über derselben eine lichte Erscheinung in Gestalt eines Kreuzes und las dabei die Inschrift: „Hierdurch siege!“ Das Kreuz war schon damals als Symbol der Christen zu bekannt, als daß es Konstantin hätte verkennen sollen. Ohne sich sogleich zu entscheiden, dachte er nach, bis ihm dann in der Nacht Christus im Traume erschien und ihm das Kreuz zum Heerzeichen anwies. Unter diesem Heerzeichen zog nun Konstantin (312) über die rhätischen Alpen, eroberte Susa durch Sturm, ehe Maxentius noch die Nachricht von seinem Aufbruche erhielt und schlug in den Ebenen von Turin ein starkes feindliches Heer. In Folge dieser Schlacht öffnete Turin, Mailand und fast alle Städte zwischen den Alpen und dem Po dem Sieger ihre Thore und unterstützten ihn mit Mannschaft und Kriegsvorrath. Darauf erfocht er einen Sieg bei Verona und fand den Maxentius an der Spitze des Hauptheeres bei Saxa Rubra. Konstantin errang den glänzendsten Sieg und Maxentius selbst verlor sein Leben in den Wellen des Tiber. Konstantin verband sich jetzt mit Licinius, der ihm zur Seite im Morgenland regierte, und Beide erließen nun Verordnungen zum Vortheil der Christen. Die erste derselben, die wir aber nicht mehr besitzen, gab allen Religionsparteien die Freiheit der Religionsübung, beschränkte aber zugleich die Freiheit der Religionsveränderung (Eusebius Kirchengesch. IX., 9), die andere dagegen erlaubt Jedem, zum Christenthum überzugehen; gebot, den Christen die entrissenen Versammlungshäuser und andere Orte zurückzugeben, und versprach Denen, die dergleichen angekauft hatten, Entschädigung aus dem Fiscus. Eine Zeitlang lebte nun Konstantin als Beherrscher des Abendlandes in Ruhe, die nur kurz durch einen Streit mit Licinius unterbrochen wurde. Mehre Gesetze, die er zum Vortheil der Christen gab, rühren aus dieser Periode her. Kein Jude, der zum Christenthum überging, sollte von dem Judenthum beleidigt; kein Christ zur Theilnahme an öffentlichen Opfern genöthigt werden. Die katholische Geistlichkeit sollte allerdings von öffentlichen Diensten befreit bleiben, und die katholischen Kirchen sollten im Testamente bedacht werden dürfen (Theodos. Cod. XVII,, II., 4). Kein Gesetz war so reich an ungeheuern Folgen, wie das letztere; der Grund zu dem nachmals so außerordentlichen Reichthum der Kirchen wurde hierdurch gelegt. Ein neuer Krieg mit Licinius brach (323) aus, den dieser in dem Vertrauen begann, daß Roms alte Gottheiten die Schmach, die ihnen Konstantin durch Einführung einer neuen Gottheit zugefügt hatte, rächen würden. Eine Menge von heiligen Handlungen ging daher seinen Kriegszügen voraus. „Wenn der fremde Gott jetzt Sieger wird“, sagte Licinius in einer Rede, „wer wird dann die alten Götter noch verehren mögen?“ Diese Worte erklären mehr in Rücksicht der folgenden Begebenheiten als viele Bücher. Nicht ganz mit Unrecht haben daher die alten Schriftsteller diesen Krieg wie einen Religionskrieg betrachtet. Konstantins Heer

zog unter dem Schutze des Kreuzes dem Feinde entgegen, und durch wiederholte Siege nöthigte es denselben, sich zu unterwerfen. Licinius opferte seine Kaiserwürde auf, um nur sein Leben zu retten; allein auch dieses wurde ihm kurz nachher (324) entrissen. Durch diesen Sieg, und den Tod seines Gegners war Konstantin nun im Besitz der Alleinherrschaft über das römische Reich; und für einen großen Theil seiner Unterthanen war hiermit die Frage über die Vorzüge des Christenthums vor dem Heidenthum hinlänglich genug entschieden. Gewiß war es der Sieg über Licinius, durch den er für das Christenthum bestimmt wurde. Er verrieth wenigstens von nun an ein Interesse für dasselbe, das man früher an ihm nicht bemerkte. Wie er jetzt dachte, zeigt sich besonders aus seinem Benehmen auf der großen Kirchenversammlung, die 325 zu Nicäa gehalten wurde. Hierher hatte nämlich Konstantin Bischöfe aus allen Provinzen seines Reichs zusammenberufen, hauptsächlich um den Streit des Arius, in welchem Sinne Christus Gott sey, entscheidend zu beantworten. Indem nun Konstantin hier in der Versammlung erschien, war seine Ehrerbietung für die Väter der christlichen Kirche so groß, daß er es nicht einmal wagte, sich niederzusetzen, bevor ihm die Bischöfe hierzu Erlaubniß ertheilt hatten. Konstantin hatte während des Krieges mit Licinius Gelegenheit gehabt, als Staatsmann und Krieger die unvergleichliche Lage der alten Stadt Byzanz zu betrachten, welche durch die Natur gegen feindliche Angriffe, in Ansehung des Handelsverkehrs mit allen Theilen der bekannten Welt, werth war, die Hauptstadt derselben zu werden. Er selbst bestimmte den Umfang der Stadt, und beschrieb die Linie, die die Grenze der neuen Kaiserstadt bezeichnen sollte; unmittelbar ließ er einen Pallast und die nothwendigsten Gebäude, Kornhäuser, Wasserleitungen, Versammlungssäle für die Gerichtshöfe und Wohnhäuser aufführen. Er lud die reichen Senatoren Roms und der morgenländischen Provinzen ein, den glücklichen Erdstrich zu ihrem Aufenthalte zu erwählen, den er selbst zum künftigen Kaisersitze bestimmt hatte. Freigebig schenkte er seinen Lieblingen die ansehnlichsten Gebäude, die er in den verschiedenen Stadtdistricten hatte aufführen lassen, wies ihnen jährliche Gefälle an, und verkaufte seine Krongüter, um den Ansiedlern unter der Bedingung ein Haus in der neuen Stadt zu erbauen, Erbgüter zu verleihen. Reiche Spenden an Wein und Oel, Brot und Geld wurden den armen Bürgern häufig zu Theil, und nach wenig Jahren konnte Konstantin die neue Stadt u. d. N. **Konstantinopel** (s. d.) mit allen den Feierlichkeiten einweihen, die ein so denkwürdiges Ereigniß herbeiführen mußte. Während dem er so den Wohlstand seines Reichs in höchsten Flor brachte, die christliche Religion gleichsam zur Staatsreligion erhob, entging auch die Rechtsverfassung dieser Ländereien seiner Aufmerksamkeit nicht. Er gab ein Decret, welches die öffentlichen Häuser sinnlicher Wollust aufhob; befahl die Kinder der Armen auf Kosten des Fiscus zu ernähren; und gestand jedem Unterthanen des Reichs zu, in Form einer Anklage jeden Civilbeamten, wegen Willkür und Bedrückungen zu belangen. Erleichterung der Abgaben und eine menschlichere Einrichtung der Gefängnisse war sein Werk. Doch befleckte sich Konstantin allerdings mit mancher schwarzen That. Die erste Stelle unter denselben verdient die Hinrichtung seines Sohnes Krispus, eines Jünglings, der die allgemeine Achtung und Liebe besaß; der schon zur Stelle eines Cäsars erhoben war und sich derselben würdig gezeigt hatte. Der

Verleumdung gelang es, ihn dem Vater verdächtig zu machen. Nichts verrieth indeß die veränderte Gesinnung desselben, bis Konstantins Vicennalien (öffentliche Spiele, welche alle 20 Jahre gehalten wurden) eine bequeme Gelegenheit darboten, den Sohn, der nichts besorgte, zu ergreifen. Mit dieser That war auch die Hinrichtung des jungen Licinius verbunden, dessen Verbrechen bloß in der Geburt bestand. — Eine zahlreiche Nachkommenschaft, von ihm und seinen 3 Brüdern, Julius Konstantius, Dalmatius und Hannibalianus, schien den Glanz seines Hauses auf lange Zeit zu sichern; aber schon nach 30 Jahren erlosch dieser kraftvolle Stamm mit Julian in dem Kriege gegen die Perser. Die Thronfolge schien nach dem Tode des Krispus Konstantins 3 übrigen Söhnen, welche die ähnlichen Namen, Konstantin, Konstantius und Konstanz, trugen, gesichert zu seyn. Alle drei wurden von dem alten Kaiser mit der Cäsarwürde bekleidet; ihre Erziehung wird den berühmtesten Männern der damaligen Zeit anvertraut; den Unterricht in der Regierungskunst behielt sich Konstantin selber vor. Er theilte die Provinzen seines großen Reiches unter seine Söhne und Neffen. Dem jüngern Konstantin ward in Gallien sein Hoflager angewiesen; Konstantin erhielt die reichen Länder des Osten und Italien, das westliche Illyrien und Afrika verehrte in Konstanz ihren Beherrscher; Dalmatius und Hannibalianus, des Kaisers Brüder, erhielten, Ersterer die gothischen Grenzen, nebst Thracien, Macedonien und Griechenland als Statthalter; Letzterer die Provinzen Pontus, Kappadocien und Niederarmenien unter der Benennung eines Königreiches. Der Kaiser selbst behielt sich den Augustentitel vor, und während er die Cäsaren dem Kriegsheere und den Provinzen darstellte, hielt er durch seine Herrschaft alle Theile seines großen Reiches in Abhängigkeit von dem höchsten Oberhaupte. So verflossen die letzten 14 Jahre seiner Regierung in Frieden, nur durch den kurzen, aber glorreichen Feldzug gegen die Gothen und Sarmaten unterbrochen, die unter ihres Feldherrn Alarichs Anführung in das römische Gebiet eingebrochen, aber nach einer blutigen Niederlage gezwungen um Frieden baten, dessen Dauer durch Uebergabe von Geißeln, unter denen selbst Alarichs Sohn sich befand, verbürgt werden mußte. Gegen das Ende seiner Tage begünstigte er die Arianische Sekte, wozu ihn Eusebius von Nikomedien bewogen hatte; ja, er soll sogar mehre katholische Bischöfe haben verbrennen lassen. 337 ward er in Nikomedien krank. Als er sein herannahendes Ende spürte, bat er um die Taufe, die man ihm nebst den andern Sacramenten unter großen Feierlichkeiten ertheilte. Darauf starb er im 64. Jahre seines Lebens und im 31. seiner Regierung in Nikomedien, wohin er sich wegen der gesunden Luft und um die dortigen Bäder zu gebrauchen, begeben hatte. — Es ist schwer, den Charakter eines Fürsten treu zu schildern, dessen Regierung von den gleichzeitigen und nachfolgenden Geschichtschreibern in so verschiedenem Lichte dargestellt wird. Während die christlichen Schriftsteller ihn unter die Zahl der vortrefflichsten Regenten mit übertriebenem Lobe stellen, wird er von den Anhängern des Heidenthums mit den schwärzesten Farben geschildert. Seine Person war schön gebildet, sein Blick erhaben und majestätisch, seine Thätigkeit rastlos, und seine Kraft von der frühesten Jugend an in den Waffen geübt und unerschütterlich bis an das späteste Alter. Seinem Geiste hatte die Natur ihre schönsten Gaben verliehen; die häuslichen Tugenden, Mäßigkeit und Keuschheit, wurden strenge von ihm be-

folgt; höfliche und gefällige Sitten gewannen ihm die Herzen Aller, die sich ihm näherten. Er kannte und schätzte den Werth der Gelehrsamkeit und war unermüdet in den Geschäften der Regierung; er besaß Geistesgröße, die kühnsten Plane zu entwerfen, oder zu fassen, und Charakterstärke, sie auszuführen. Er führte seine Kriege mit unerschrockener Beharrlichkeit und ausgezeichnetem Feldherrntalent. Ehrgeiz war die herrschende Leidenschaft seines Charakters. Ihm opferte er selbst die zartesten Verbindungen der Verwandtschaft und des Blutes. Am Ende seiner Tage verlor er die Achtung seiner Unterthanen. Die häufigen Hinrichtungen seiner nächsten Verwandten beflecken Konstantins zunehmendes Alter, und stellen ihn als einen Fürsten dar, der ohne Widerstreben alle Gesetze des Rechts und alle Gefühle der Natur seinen Leidenschaften oder seinem Interesse aufopferte. Was die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion betrifft, so scheint ihn hierzu bloß sein Interesse bewogen zu haben, wenn wir der Quelle seines Eifers für das Christenthum in seinen Reden und Briefen, die uns Eusebius aufbewahrt hat, nachforschen. Wer tiefer in den Charakter, die Politik und den Einfluß Konstantins auf sein Jahrhundert, wie auf mehre nachfolgenden, eindringen will, dem empfehlen wir Gibbon's „Geschichte des Untergangs des röm. Reiches", und das gelungenste biographische Werk Manso's, unter dem Titel: „Leben Konstantins des Großen", Breslau 1817.

Konstantin XIII. (oder, wenn man alle Kaiser dieses Namens mitzählt, Konstantin XV.), Drakoses oder Paläologos, weil er aus dem Stamme der Paläologen war, folgte seinem Bruder Johann 1449. Beim Antritt seiner Regierung war das griechische Reich von den Türken auf Morea und auf das Gebiet von Konstantinopel und einige andere Stücke Griechenlands beschränkt. Gleich im Anfang machte ihm sein Bruder Demetrius die Krone streitig, doch die allgemeine Stimme erklärte sich für Konstantin Amurath, Sultan von Adrianopel, bestätigte ihn und zeigte eben dadurch die Schwäche und den nahen Untergang des griechischen Reichs. Bei der Wahl einer Gattin für Konstantin ward, um der türkischen Macht zu begegnen, eine Tochter des Dogen von Venedig vorgeschlagen, aber verworfen und hierdurch die Gunst und Hülfe der Venetianer verscherzt. Vergebens suchte er Hülfe bei andern Fürsten des Abendlandes; sie versprachen sie, leisteten sie aber zur Zeit der Noth nicht, eben so wenig wie der Fürst von Georgien, dessen Tochter Konstantin geheirathet hatte. Immer wurden die Anmaßungen der Türken größer. Muhammed II., der die Regierung erhalten hatte, baute kaum einige Stunden von Konstantinopel auf der europäischen Seite des Bosporus ein festes Schloß, und seine Truppen streiften bis vor die Mauern der Stadt. Vergebens suchte Konstantin als letztes verzweifeltes Mittel, um den Occident zu einem Kreuzzug zu bewegen, eine Vereinigung der griechischen und römischen Kirche; die eignen Unterthanen wurden dadurch erbittert, und die Vereinigung mißlang gänzlich. So auf eine Verstärkung der von 2000 Genuesern, unter denen jedoch der tapfere Giustiniani war, beschränkt, mußte er die Türken in Konstantinopel erwarten, die auch den 6. April 1453 davor mit 400.000 Mann erschienen. Der heldenmüthigste Kampf entspann sich nun, auf beiden Seiten zeigte sich die höchste Tapferkeit, und vor Allen zeigte sich Konstantin als Held. Dennoch waren alle Anstrengungen fruchtlos, und nach einer Belagerung von 50 Tagen fiel Konstantinopel am 24. Mai 1453 durch einen allge-

meinen Sturm. Konstantin fand auf der Bresche seinen Tod; nach Einigen fiel er durch 2 Hiebe eines Türken, nach Andern ward er in die Schulter verwundet, als er seinen Purpurmantel abgerissen und weggeworfen hatte. Mit ihm endigt die lange Reihe der oströmischen Kaiser, und das römische Reich, von dem das byzantinische ein schwacher Ueberrest gewesen, war nun vollständig zerstört.

Konstantin Cäsarewitsch Pawlowitsch, Großfürst von Rußland, zweiter Sohn Pauls I., geb. den 8. Mai 1779. Rasche Thätigkeit, feurige Heftigkeit, durchdringender Verstand, schneller Blick und eine an Verwegenheit grenzende persönliche Tapferkeit waren die hervorstechenden Eigenschaften dieses Fürsten. 1799 unter Suwaroff zeichnete er sich als Soldat und Heerführer aus. Paul I. ertheilte ihm als Anerkennung seiner Dienste den Titel Cäsarewitsch. 1805 verrichtete er bei Austerlitz an der Spitze der Garden Wunder der Tapferkeit, nachdem ihn sein Feuer zu unvorsichtigem Vorrücken verleitet hatte. 1812, 1813 u. 1814 begleitete er den Kaiser auf allen Heereszügen, erschien dann beim Congreß in Wien und erhielt vom Kaiser Franz ein Kürassierregiment. Hierauf ordnete er die Angelegenheiten des neuen Königreichs Polen. Er wurde nach und nach zum Militairgouverneur und Generalissimus der polnischen Truppen und zum Deputirten auf dem Reichstage ernannt. Er residirte zu Warschau mit großem Glanz. Durch den Ukas vom 2. April 1820 ward er von seiner Gemahlin, einer Prinzessin v. Koburg, welche zu Elfenau bei Bern lebt, geschieden und vermählte sich den 24. Mai 1820, unter Genehmigung des Kaisers, mit einer poln. Gräfin, Johanna Grudzinska (geb. 29. Spt. 1799), die d. 20. Juli vom Kaiser, nach den in der Woiwodschaft Masovien gelegenen und dem Großfürsten geschenkten Gütern, zu einer Fürstin von Lowicz erhoben wurde, mit der Bestimmung, daß die Kinder aus dieser Ehe denselben Titel führen sollten. Vor der Vermählung ward durch einen Ukas als Reichsgrundgesetz festgestellt, daß Kinder kaiserl. Prinzen und Prinzessinnen, denen von mütterlicher Seite die Abstammung einer regierenden Dynastie fehle, auf den Thron keinen Anspruch hätten. Der Cäsarewitsch hatte bei Lebzeiten seines Bruders, Alexanders I., der Thronfolge in einer geheimen Acte vom 14. Jan. 1822 entsagt; nach dem Tode dieses Kaisers ward er zwar abwesend den 9. Dec. 1825 in Petersburg zum Kaiser ausgerufen; da er aber in Warschau bei seiner Entsagung verharrte, so blieb sein jüngerer Bruder Nicolaus Alexanders I. Nachfolger. Der Cäsarewitsch war bei der Krönung desselben in Moskau, den 3. Sept. 1826, zugegen. Nach der Krönung des Kaisers als König von Polen in Warschau, im Mai 1829, erhielt er von dem Kaiser für sich und seine Erben 4 ehemals zum Fürstenthume Lowicz gehörige Oekonomieämter schuldenfrei geschenkt. Der Großfürst Konstantin starb am 27. Juni zu Witepsk an der Cholera, und nach wenigen Monaten auch, am 29. Nov. 1831 zu Zarskoje-Selo, seine von Kummer und langwieriger Krankheit erschöpfte Gemahlin, Fürstin Lowicz.

Konstantinopel, von den Türken Istambul oder Stambul genannt, wurde von dem Kaiser Konstantin dem Großen an der Stelle des alten Byganz erbaut, nach seinem Namen benannt, und 330 hierher die Residenz der römischen Kaiser verlegt. Nach der Theilung des röm. Reiches in das west- und oströmische wurde Konstantinopel zur Hauptstadt dieses

letztern Kaiserthums erhoben, und hat sich als solche bis 1453 behauptet, wo sie durch Muhammed II. im Sturm erobert, und seit dieser Zeit die Hauptstadt des türkischen Reichs und die Residenz des Sultans ist. Diese Stadt schien gleichsam von der Natur dazu bestimmt zu seyn, die Herrscherin der Völker zu werden, und die Wahl des Platzes rechtfertigte den weitumfassenden Plan ihres großen Gründers. Sie liegt an dem Punkte, wo der thracische Bosporus sich zum Marmormeer erweitert. Wie das alte Rom auf den 7 Hügeln erbaut, bildet sie fast ein gleichschenkliches Dreieck, von dem die Grundlinie etwas gebogen, südlich am Marmormeere, und von den beiden gleichen Seiten die eine nördlich am Hafen, die andere westlich am festen Lande liegt. Der große, tiefe und sichere Handels- und Kriegshafen ist ein schmaler, nordwestwärts sehr tief und weit über die Stadt ins Land gehender Busen, in dessen Spitze die kleinen Flüsse Barbisis und Kydaris fallen. Die Stadt ist mit einer starken, von 584 Thürmen besetzten Mauer umgeben; an der Landseite ist noch eine zweite Mauer, und vor derselben ein ausgemauerter, zum Theil verfallener Graben. An dem Marmormeer und dem Hafen sind von franz. Ingenieurs von der Mauer einige Batterien, jede für 8 bis 12 Stücke Geschütz, angelegt. In der Mauer sind an der Landseite 6, am Marmormeer 7, an dem Hafen 13 Thore, außerdem mehre Pforten. Ihr Umfang beträgt etwa $2^1/_2$ Meile. Nicht viel geringer sind die vielen Vorstädte, welche offen und ohne Mauern sich im Norden der Stadt am rechten Ufers des Hafens bis zu dessen äußerstem Hintergrund, dann aber vorzüglich südöstlich auf dem linken Ufer des Hafens, der Stadt gegenüber, und an der Küste des Bosporus entlang ausbreiten; mit diesen mag sie leicht 5 bis 6 Meilen im Umfang haben. Die Zahl der Einwohner läßt sich, da die Türken nichts von Geburts- und Sterblisten wissen, durchaus nicht genau bestimmen; die gewöhnlichen Angaben weichen von 500.000 bis auf eine Million ab, sodaß 6—700.000 wohl die wahrscheinlichste Zahl seyn möchte, wovon etwa 2 Drittel Türken, 1 Drittel Griechen, und vielleicht noch über 60.000 Armenier, Juden und Europäer. — Die Lage von Konstantinopel wird von Allen, welche sie beschreiben, als entzückend gepriesen; ja schon im höchsten Alterthume beschuldigte der Perser Megabazus die Chalcedonier, welche sich vor der Gründung von Byzanz auf dem gegenüber liegenden asiatischen Ufer angebaut, der Blindheit, daß sie die schlechtere Lage der schöneren, die ihnen zu wählen frei stand, vorgezogen. In der That vereinigt auch Konstantinopel Alles, was man nur für die Hauptstadt eines großen Reiches wünschen mag. In einem milden, gesunden Klima gelegen, von einem überaus fischreichen Meere, welches zugleich den geräumigsten und sichersten Hafen von der Welt darbietet, umgeben, an den Grenzen zweier Welttheile, deren fruchtbare und reizende Ufer sich hier so nähern, daß der Bosporus nur als ein mächtiger Strom erscheint, durch ihre Lage zugleich der Schlüssel zweier großen Meere, und dadurch in Verbindung mit den schönsten Ländern beider Welttheile, ist Konstantinopel recht dazu gemacht, die Gebieterin der angrenzenden Länder Asiens und Europas, ein Mittelpunkt des lebendigen Handels zu seyn. Der Anblick der Stadt vom Meere aus, das mit unzähligen Schiffen und zierlichen Barken bedeckt ist, erregt die größten Erwartungen; prächtig erhebt sich amphitheatralisch die unübersehbare Masse von Gebäuden, Pallästen, Dschamien, mit ihren zahlreichen, vergoldete Minarets und vielen schönen dazwischen

zerstreut liegenden Bäumen; aber diese Pracht verschwendet, sobald man das Innere betritt. Man findet nun nichts mehr, als unzählige, enge, krumme, übel oder gar nicht gepflasterte, mit Unrath und zahllosen Hunden bedeckte Gassen, bei Nacht ohne alle Beleuchtung; wenige und unbedeutende öffentliche Plätze, widriges Volksgewühl, jedoch nur in der Nähe des Hafens und des großen Bazars, unzählige elend von Holz und Lehm erbaute Hütten neben wenigen Prachtgebäuden, große Gegenden voll Trümmer und Brandstätten, andere Gegenden ganz öde und als Weideplätze benutzt. Mit Einbruch der Nacht tritt Todtenstille und Finsterniß ein, nur Hunde und Raubvögel, welche den weggeworfenen Unrath verzehren, bevölkern die Gassen; hin und wieder läßt sich das Geräusch der umherwandelnden nächtlichen Patrouillen vernehmen. — In der eigentlichen Stadt sind zu bemerken das Serail oder Seraï, die eigentliche Residenz des Kaisers, nicht ein Pallast, sondern ein eigenes mit einer starken Mauer umgebenes Stadtviertel, worin sich viele Palläste, Moscheen, Wohnungen der Hofbedienten, Gärten u. s. w. befinden; es mag leicht an 2 Stunden im Umfange haben, und enthält an 10.000 Menschen. Es nimmt die ganze südöstliche Spitze der Stadt ein, wird von dem Hafen und dem hier zum Meere sich erweiternden Bosporus umspült, und gewährt sowohl von der See her, als von den am Ufer liegenden Kiosks oder Gartenhäusern einen entzückenden Anblick über das Meer und den Hafen, nach den Vorstädten und nach Asien. Einige Europäer, welche Gelegenheit gehabt haben, mehre dieser Gebäude und Gärten verstohlener Weise zu besuchen, haben Alles tief unter ihrer Erwartung gefunden, namentlich besteht Alles, was man an schönen Meubles, Kronenleuchter u. s. w. noch etwa findet, in Geschenken europäischer Fürsten an den Sultan. In diesen innern Theilen des Serails befindet sich noch die schöne 60 Fuß hohe Marmorsäule, welche Einige nach Theodosius dem Großen, Andere nach seinem Sohne Arkadius benennen. — Ganz in der Nähe des Serails befinden sich mehre merkwürdige Gebäude und Plätze, zunächst der Pallast des Großveziers, oder die eigentliche Pforte; südlich aber am Serail liegt der bedeutendste Platz von Konstantinopel, der Atmeidan, d. h. Pferdeplatz, der alte Hippodrom, auf welchem man noch einige Ueberbleibsel alter Denkmäler sieht, namentlich einen schönen Obelisk von Granit, 60 Fuß hoch, mit Hieroglyphen bedeckt, an der Spitze mit einer Kugel von Erz geziert, er ward von Theodosius errichtet; ferner die Schlangensäule, von Konstantin wahrscheinlich von Delphi hierhier gebracht; man sieht nur noch die Leiber der drei verschlungenen ehernen Schlangen, den einen Kopf schlug Muhammed II. mit seiner Streitaxt mit einem Hiebe herab, die übrigen sind später, man weiß nicht wie, weggekommen; endlich die sehr verstümmelten Ueberbleibsel einer ehemals mit vergoldetem Erze bekleideten Säule. Die berühmten venetianischen Pferde, welche schon Konstantin von dem Triumphbogen des Nero nach Konstantinopel bringen ließ, zierten ebenfalls einst diesen Hippodrom, nebst vielen andern Kunstwerken und Gebäuden, welche bis auf die letzte Spur verschwunden sind. An das Serail stößt jetzt eins der schönsten Gebäude, welche die Türken jemals aufgeführt, die Dschamie Sultan Achmets 1610 erbaut. Sie, wie beinahe alle übrige große Dschamien, ist im Wesentlichen nach der herrlichen Sophienkirche gebildet; die Hauptkuppel ist von 30 kleinern umgeben, und an den Seiten mit 6 sehr

schönen Minarets verziert; ein freier Platz von einem hohen Säulengange von Porphyr und Marmor umgeben, bildet den Zugang; das Innere, durch einen schönen Springbrunnen verziert, entspricht vollkommen der Würde und Schönheit des Aeußern. An diese Moschee stößt ein großes Hospital für Wahnsinnige. Unweit des Atmeidan, ganz in Nähe des Serails, liegt das merkwürdigste Gebäude Konstantinopels, die ehemalige Sophienkirche, von Justinian 533 erbaut, und der heil. Sophie, oder dem heil. Geist gewidmet. (Ueber diesen Tempel s. d. bes. Art.). Vier isolirt stehende Minarets sind von Selim II. aufgeführt. Von Außen bildet das Ganze nur eine ziemlich unförmliche Masse, wegen der vielen ungleichartigen neueren Zusätze; der Eindruck des Innern aber, welches man, da weder Stühle noch andere Nebendinge die Aufmerksamkeit zerstreuen, vollkommen übersieht, ist höchst majestätisch. Das Ganze ist 269 Fuß lang, 243 breit; die Kuppel aber ist 180 Fuß lang und 115 breit, und vom Boden an 165 Fuß hoch; an Größe steht sie daher manchen andern Kirchen Europas, namentlich der Peterskirche in Rom, der Paulskirche in London, überhaupt den meisten gothischen Kirchen, ziemlich weit nach, dagegen aber übertrifft sie alle durch ihr hohes Alter von beinahe 1300 Jahren, und steht noch jetzt, trotz der häufigen Erdbeben, unerschüttert da. Eigentlicher Dschamien oder Moscheen zählt Konstantinopel mit allen seinen Umgebungen an 485. Bethäuser aber, oder Metscheds an 5000, griech. Kirchen 23, eine russisch-griechische, 9 katholische und 3 armenische. Bei den Dschamien befinden sich gewöhnlich kleine aber prächtige Begräbnißcapellen ihrer Stifter. Auch sind meistens mit größeren Moscheen wohlthätige Anstalten, namentlich Hospitäler, Khans, oder Herbergen für Reisende, vorzüglich aber Schulen und Bibliotheken verbunden. Die Schulen höherer Art, über 500 an der Zahl, werden Medresés genannt, die Lehrer derselben Softas; hier werden alle Diejenigen gebildet, welche in das Corps des Ulema aufgenommen werden wollen; niedere Schulen, Mektebs genannt, worin die Aermeren im Lesen, Schreiben und in der Religion unentgeltlich unterrichtet werden, zählt Konstantinopel über 1200. Bei vielen Moscheen befinden sich die Bibliotheken, welche von Sultanen oder Privatpersonen gestiftet worden und sich durch Geschenke vermehren; öffentliche Bibliotheken gibt es 13 in der Stadt, die stärkste wird aber kaum 3000 Bände enthalten; überall sind hier nur zum Theil überaus prächtige Manuscripte des Koran, Commentare darüber, astrologische, medicinische und juristische Schriften, Wörterbücher und Gedichte der morgenländischen Literatur zu suchen. Gedruckte Werke sieht man überaus wenige im Morgenlande, weil sie die Zierlichkeit der Handschriften nicht erreichen, auch der Koran aus religiösem Aberglauben nicht gedruckt werden darf. — Das sogenannte Schloß der 7 Thürme, Jedikuleler, worin ehemals bei ausgebrochenem Kriege die Gesandten der feindlichen Macht eingesperrt wurden, liegt am äußersten südwestlichen Ende der Stadt unweit des Meers. Es ist ein ziemlich regelmäßiges Fünfeck von starken Mauern gebildet, in dessen Winkeln runde und vieleckige Thürme standen. Jetzt stehen nur noch 4 von den alten Eckthürmen; ein kleiner Thurm über dem Thor in der östlichen Seitenmauer ist der fünfte und die 2 sogenannten Marmorthürme in den nördlichen Mauern, welche den altem Triumphbogen des Theodosius, auch das goldne Thor genannt, einschließen, vollenden die Zahl 7. Dieses Schloß, welches ehemals als besondere Festung zur

Vertheidigung der Stadt diente, mag schon im 5. und 6. Jahrh. erbaut seyn; jetzt ist es ganz vernachlässigt, die Thürme und Mauern verfallen immer mehr, und es dient nur noch selten zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen. Die eigentlichen Gefängnisse, fürchterliche, feuchte und finstere Kerker, sind in den verschiedenen Thürmen und im Triumphbogen angebracht. Diesen jetzt zugemauerte Bogen, sowie die anstoßenden Thürme, sind vom schönsten Marmor erbaut, und waren ehemals sehr verziert, aber die Zeit und die Wirkung des Geschützes bei der Einnahme von Konstantinopel (denn hier sollen die Türken zuerst eingedrungen seyn) haben sie gänzlich entstellt. — Ziemlich in der Mitte der Stadt liegt der große Bazar, oder Kaufhaus, welcher aus sehr vielen, wie so viele Straßen sich durchkreuzenden gewölbten Hallen besteht, worin die Kaufleute ihre Laden haben. In der nördlichen Gegend der Stadt, am Hafen, liegt das Quartier der Griechen, Fanal genannt, wo sich die griech. Hauptkirche befindet, der Patriarch mit den 12 Synodal-Bischöfen, und viele vornehme griech. Familien wohnen. Es ist der Sitz der feinen Welt unter den Griechen, und diese Gegend ward von Muhammed II. bei der Eroberung den Griechen besonders eingeräumt, weil, während der edle Konstantin das Romanusthor, jetzt Top Kapusi, Kanonenthor, etwa in der Mitte der langen Landmauer gelegen, mit Aufopferung seines Lebens vertheidigte, andere Griechen mit der Belagerern unterhandelt hatten, und sie an dieser Stelle einließen. — Außer den schon erwähnten Denkmälern alter Kunst haben sich nur wenige andere Ueberreste derselben erhalten; die Merkwürdigsten sind: die sogenannte verbrannte Säule, weil sie von Feuersbrünsten viel gelitten; sie steht westlich, nicht weit von der Sophienkirche, hat 90 Fuß Höhe und 33 Fuß im Umfange, und besteht aus Blöcken von Porphyr, deren Fugen durch eherne Ringe versteckt werden. Konstantin ließ sie errichten. Die Säule des Kaisers Marcian steht ziemlich im Mittelpunkt der Stadt; sie ist als Kunstwerk von geringem Werthe. Die schönste von allen, die Säule, welche Arkadius seinem Vater Theodosius zu Ehren 404 errichten ließ, und welche nach Art der Trajanssäule zu Rom mit Basreliefs bedeckt war, mußte 1695 abgetragen werden; man sieht nur noch die Basis von 15 Fuß Höhe, doch sind Zeichnungen von ihr vorhanden. — Konstantinopel würde Mangel an Trinkwasser leiden, wenn man nicht schon in den ältesten Zeiten durch Anlegung von Cisternen und Wasserleitungen dem Uebel abgeholfen hätte. Einige dieser Cisternen, mit Säulenhallen umgeben, sind noch jetzt in ihrem verfallenen Zustande merkwürdig. Die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln ist beinahe der einzige polizeiliche Gegenstand, um welchen die Regierung sich ernstlich bekümmert, weil der geringste Mangel leicht einen gefährlichen Aufruhr zur Folge haben könnte. Die reichsten Provinzen müssen daher unaufhörlich Getreide liefern, welches die Regierung mit großem Vortheile zwar, aber doch zu einem mäßigen Preise den Bäckern überläßt; jedem Privatmann ist der Getreidehandel streng untersagt. — Alle Vergnügungen und Zerstreuungen, welche man in jeder europäischen Hauptstadt findet, würde man hier vergebens suchen; alle gesellige Vergnügen sind dem Morgenländer unbekannt, und Spazierengehen, d. h. Bewegung im Freien ohne Noth und Geschäft, scheint ihm lächerlich. Dagegen findet man hier desto zahlreichere Bäder, Caffeehäuser und andere Schenken, wo Opium und selbst Wein getrunken wird. Der öffentlichen Bäder zählt

man allein an 130, ohne die vielen in reichen Privatwohnungen befindlichen zu rechnen. Jenseits des Hafens an der Meerenge liegen die Vorstädte: Galata, Pera, beide von europäischen Christen bewohnt; Demetri, von den Griechen bewohnt; Top-Hana, worin die Stückgießerei und das Zeughaus sind. Weiter aufwärts am Hafen und an der Landseite vor der Stadt liegen eine Menge Landhäuser und Gärten, am äußersten Ende des Meerbusens. Hier bietet sich ein entzückendes Gemisch von Thälern und Hügeln, von Wäldern und Wiesen dar; doch nur wenige Villen schmücken diese schöne Gegend. Konstantinopel hat außer bedeutendem Handel auch große und wichtige Fabriken, unter denen sich die große Gewehrfabrik auszeichnet. Romay hat 1825 ein von Prevot an Ort und Stelle aufgenommenes Panorama von Konstantinopel in Paris aufgestellt. Neuestes Werk: von Lüdemann, „Stambul oder Konstantinopel, wie es ist", Leipzig 1828.

Konstantinopolitanische Kirchenversammlungen. Von den Jahren 336 bis 1450 fanden zu Konstantinopel 53 Kirchenversammlungen statt, von denen wir hier nur die allgemeinen, die 2., 5., 6., die trullanische, und die 7. anführen. a) Die 2. veranstaltete Theodosius der Große; es erschienen 150 meist orientalische, orthodoxe und 36 macedonianische Bischöfe, die aber, als ihre Lehrmeinungen verworfen wurden, ohne den Beschlüssen des Concils beizutreten, Konstantinopel verließen. Nächst den Macedonianern wurden die Arianer, Eunomianer, Eudorianer verdammt, und die Beschlüsse der nicänischen Kirchenversammlung bestätigt; übrigens ward auf diesem Concil, dem Theodosius d. Gr. auch im Abendland Ansehen zu verschaffen wußte, dem Bischof von Konstantinopel der 2. Rang nach dem römischen zuerkannt, in Streitigkeiten beider aber die Entscheidung dem Kaiser vorbehalten. b) Die 5. allgemeine ward vom Kaiser Justinian wegen des Drei-Capitelsstreits 553 zusammenberufen und von 165 meist orientalischen Bischöfen gehalten; die Anhänger der 3 Capitel, Theodor von Mopsuestia, Theodoret und Ibas von Edessa, und mehre gleichgesinnte zum Theil auch verstorbene Kirchenlehrer, z. B. Origenes und selbst der Papst Vigilius, der die 3 Capitel nicht unbedingt verdammen wollte, wurden excommunicirt. c) Die 6. allgemeine Kirchenversammlung von Konstantin Pogonatos 680 zusammenberufen, in Gegenwart des Kaisers und seiner Brüder von 289 Bischöfen, unter denen 3 orientalische Patriarchen und 4 Legaten des Papstes Agathon waren, wurde im trullanischen Pallaste, gegen die Monotheleten, deren Lehrmeinungen besonders durch den Einfluß der röm. Legaten als Ketzerei verdammt wurden. d) 691 berief Kaiser Justinian II. abermals eine allgemeine Kirchenversammlung (die 4. zu Konstantinopel) zusammen, welche ebenfalls im trullanischen Pallaste gehalten, daher trullanische und, weil sie zur Ergänzung der beiden vorhergehenden, die beiden Kirchengesetze gegeben hatten, bestimmt war, Quinisexta (sc. synodus) genannt ward. Sie bestätigte die beiden vorhergehenden Concilien, gab strenge Verordnungen über die Sitten der Kleriker und kirchlichen Disciplin, ist aber nur von den Griechen als ökumenisch anerkannt worden. e) Die Kirchenversammlung, welche, 754 in Konstantinopel von 338 Bischöfen gehalten, von dem römischen Bischof aber weder beschickt noch anerkannt wurde, verdammte mit leidenschaftlicher Strenge alle Bilderverehrung, zog viele Hinrichtungen von Bilderverehrern nach sich, verlor aber durch die ganz entgegengesetzten Beschlüsse der Kirchenversammlung von Nicäa 787 alle Gültigkeit.

Konstanz (Kostnitz), Hauptstadt des Seekreises im Großherzogth. Baden, am konstanzer oder Bodensee, da, wo der Rhein den obern und untern See mit einander verbindet; 26° 48′ O. L., 47° 36′ 10″ N. B. Die Stadt und ihre beiden Vorstädte, durch eine Brücke über den Rhein verbunden, sind theilweise befestigt und im Verhältnisse zu 4500 Einw. sehr ausgedehnt. Die alte bischöfl. Residenz und die Hauptkirche enthalten schöne gothische Denkmäler. Konstanz hat ein Gymnasium, ein Lyceum, wenig Handel, aber eine herrliche Leinenbleiche, einen starken Weinbau und viele schweiz. Fabrikindustrie, vielen Gartenbau zur Erziehung von Sämereien. Die hiesige Industrie verdankt die Stadt einer ganzen Colonie, welche Kaiser Joseph II. 1787 hieherzog. Friede 1183, Concilium 1414. Noch zeigt man den Reisenden die Halle, wo sich das Concilium versammelte (jetzt eine Markthalle für Tuchhändler), die Stühle, auf denen der Kaiser und der Papst gesessen, das Haus, wo Huß gefangen genommen ward und wo sein Brustbild noch zu sehen ist, seinen Kerker im Dominikanerkloster, seine Statue, die der Domkirche zur Stütze dient, und im Schiff der Kirche eine Messingplatte auf der Stelle, wo er sein Todesurtheil ablesen hörte. Konstanz war ehemals eine Reichsstadt, wurde aber, da sie das Interim nicht annehmen wollte, 1548 in die Acht erklärt und 1549 durch Ferdinand I. an Oestreich gebracht, welches 1810 die Stadt an Baden abtrat. Von der Stadt führte den Namen ein ehemaligen Bisthum im schwäbischen Kreise, dessen Besitzungen sich in die schwäbischen und schweizerischen theilte, und auf 22 QM 55.000 Einwohner hatte. Das Domcapitel bestand aus 20 Domherren und 4 Expectanten. Die Diöcese war die größte unter allen bischöflichen in Deutschland. Der Bischof war ein Reichsstand, mitausschreibender Fürst des schwäb. Kreises und stand in geistlichen Sachen unter dem Erzbisthum Mainz. Er residirte bald in der Vorstadt Petershausen, bald in der Stadt Mörsburg. Seine sämmtlichen Einkünfte schätzte man auf 170.000 Gulden. 1802 war das Stift an Baden gegeben. Der schweizerische Theil des Bisthums kam gegen Entschädigung an die Schweiz. In der neuesten Zeit ist Konstanz durch die Wessenberg'schen Streitigkeiten merkwürdig geworden. 1814 ernannte der Bischof v. Konstanz (Fürst Primas) den konstanzer Generalvicar, Frhrn. v. Wessenberg, zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge. Dieser Schritt setzte in Erstaunen, weil er bisher in Deutschland gegen die geltenden Gesetze war, daß ein Bischof seinen Nachfolger selbst ernenne. Einen ähnlichen Schritt des Fürsten Primas von 1806, wo er den Cardinal Fesch zum Nachfolger im Erzbisthum Regensburg ernannte, hatte man nur dem gewaltigen franz. Einflusse zugeschrieben und durch die Noth entschuldigt. Es gelang indessen dem Herrn von Wessenberg, von der badischen Regierung, in deren Lande ein bedeutender Theil des konstanzer Bisthums begriffen war, die Bestätigung jener Ernennung zu erhalten. Es ward also von Wessenberg der Grundsatz aufgestellt, daß der Bischof seinen Nachfolger ernennen könne; dem Staate aber ward von ihm die Befugniß, eine solche Ernennung zu bestätigen, eingeräumt. Die römische Curie konnte eine solche Besetzung der Bisthümer nicht billigen, je gewisser sie dem Calixtinischen Concordat, welches freie Wahl der Capitel verordnet, widersprach. Während dieser Gegenstand verhandelt wurde, starb der Fürst Primas. Das Domcapitel zu Konstanz wählte nun den Herrn v. Wessenberg zum Bisthumsverweser, und dem Papste ward hiervon die Anzeige gemacht. Dieß

mußte auffallen, ein Mal darum, weil hier nicht von einer gewöhnlichen Verwaltung bis zu der binnen 6 Monaten nach den Kirchengesetzen zu erfolgenden Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhls, sondern von einem auf unberechenbar lange Zeit dauernden provisorischen Bischofthum, wovon das den Capiteln die Wahl eines Bisthumsverwalters gestattende Concilium von Trient nicht spricht, die Rede war; zum andern aber darum, weil ja schon ein Coadjutor mit dem Rechte zur Nachfolge ernannt und vom Staate bestätigt war, es folglich keines Verwalters bedürfen konnte. Da dessenungeachtet der Coadjutor zum Verwalter ernannt ward, so schien der Zweck zu seyn, während der Untersuchung der Gültigkeit jener Erhebung auf den Bischofsstuhl dem Ernannten die Vortheile des Besitzes schon im voraus zuzuwenden, was aber den Kirchengesetzen widersprach. Wie Dem aber auch seyn möge, die Curie zu Rom fand sich bewogen, die Wahl Wessenberg's zum Bisthumsverweser zu verwerfen. Sie beharrte hierbei, als nach dem Tode des Bischofs 6 Monate verflossen und daher das Ernennungsrecht des Bischofs, nach der Strenge der Kirchengesetze, auf den Papst devolvirt war. Daß von diesem Zeitpunkt an die capitularische Bestimmung über die Verwaltung wegfallen mußte, verstand sich ganz von selbst. Diese Verfügungen mußten dem Herrn v. Wessenberg um so schmerzlicher seyn, da in dem päpstl. Breve die Verwerfungsgründe nicht näher, als daß sie sehr wichtige seyen, bezeichnet waren. Wessenberg begab sich daher nach Rom, um seine Sache selbst zu führen. Der Cardinal Staatssecretair eröffnete ihm die Verwerfungsgründe, über deren Wahrheit bisher kein contradictorisches Verfahren stattgefunden, und die daher nicht hier aufgezählt werden dürfen. Der geheime Grund, daß Wessenberg, durch die wenig gesetzliche Art der Coadjutorsernennung, als ein nicht ganz taugliches Mitglied der Hierarchie verdächtig geworden, ward nicht ausgedrückt. Wessenberg entfernte sich unentschiedener Sache aus Rom, anführend, daß Pflichten gegen den Bisthumssprengel, gegen den Landesherrn und gegen Deutschland ihn hinderten, sich weiter einzulassen. Die badische Regierung befahl hierauf dem Hrn. von Wessenberg, die Verwaltung fortzusetzen, und theilte dem Bundestage die Verhandlungen mit, was aber zu keiner weitern Folge führte. Daß die Verbindung zwischen Konstanz und Rom in geistlichen Sachen aufgehoben ward, verstand sich von selbst. Die deutschen Kanonisten erklärten sich für und wieder, so auch die Geistlichkeit der Diöces, welche deßhalb Versammlungen hielt, bis die Regierung solches endlich verbot. Seit 1827 ist das Bisthum aufgelöst.

Konstanzer (Kostnitzer) Kirchenversammlung, vom Kaiser Sigismund zu Konstanz veranstaltet, dauerte von 1414—18. Der Kaiser, der Papst, 26 Fürsten, 140 Grafen, mehr als 20 Cardinäle, 3 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 91 Bischöfe, 600 Prälaten und Doctoren und gegen 4000 Priester erschienen auf dieser Kirchenversammlung, zu welcher die Zerrüttungen und Streitigkeiten in Kirchensachen die Veranlassung gaben. Von 1305—77 hatten die Päpste in Avignon ihre Residenz gehabt, als endlich Gregor XI. sie 1378 wieder nach Rom verlegte. Da nach seinem Tode die italienischen und franz. Cardinäle sich über die Papstwahl nicht vereinigen konnten, so wählte jede Partei einen eignen, wodurch 40 J. lang ein Schisma entstand; ja als Kaiser Siegmund 1411 den Kaiserthron bestieg, gab es sogar 3 Päpste, welche einander in den Bann thaten. Um diesen Unordnungen und der Ver-

breitung der Lehre des Huß ein Ende zu machen, reiste Sigmund in Person nach Italien, Frankreich, Spanien und England, und berief eine allgemeine Kirchenversammlung zusammen. Auf dieser wurden Wiclef's und Huß's Ketzereien verdammt, und Letzterer, am 6. Juli 1415, sein Freund und Gefährte, Hieronymus von Prag, aber am 30. Mai 1416 zum Scheiterhaufen verurtheilt und verbrannt. Nun schritt man zur Absetzung der 3 Päpste: Johannes XXII. (oder auch XXIII.), Gregors XII. und Benedicts XIII. Johann, der selbst auf dem Concilium gegenwärtig war, mußte in seine Absetzung willigen. Zwar entfloh er mit Hülfe Herzogs Friedrich von Oestreich, der darüber in Acht und Bann fiel und einen großen Theil seiner Länder verlor; allein endlich unterwarf sich Friedrich, lieferte Johann selbst an das Concilium und ins Gefängniß, und dieser ließ sich gutwillig mit der bloßen Cardinalswürde begnügen. Eben dieß that Gregor XII. Benedict XIII. behielt zwar noch einige Zeit in Spanien den päpstlichen Titel, wurde aber nicht geachtet. Noch blieben zwei Gegenstände den zu Konstanz versammelten Vätern übrig, nämlich die Verbesserung der Kirchenzucht und die Wahl eines neuen Papstes. Die Verbesserung betraf weder den Glauben, noch die Grundsätze der Moral, worin die Lehre der Kirche einstimmig und unveränderlich ist; sie betraf einzig die Lebensart der Geistlichen und der gläubigen Layen. Auch vereinigten sich alle Stimmen über die Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung: nur konnte man sich anfänglich nicht über die Zeit verstehen, wann dieselbe sollte vorgenommen werden. Der König mit den Deutschen und Engländern verlangte, daß man sich ohne Verzug damit befassen sollte; die Cardinäle hingegen mit den Italienern, Spaniern und Franzosen glaubten, daß, weil die Herstellung einer vollkommenen Einigkeit der Hauptgegenstand der Versammlung wäre, die Wahl eines neuen Papstes vorhergehen müsse. Diese letztere Meinung ward beliebt, und man beschloß in der 40. Sitzung, die den 30. Octbr. 1417 gehalten wurde: der künftige Papst sollte die Kirche in ihrem Haupte und in ihren Gliedern nach den Regeln der Billigkeit und einer klugen Verwaltung verbessern; er sollte diese Verbesserung einstimmig mit dem Concilium oder dessen Deputirten, und noch vor der Trennung dieser Versammlung vornehmen. Man bestimmte zu gleicher Zeit die vornehmsten Punkte der Reformation, und verordnete, daß zu diesem Zwecke nach 5 Jahren wieder ein allgemeines Concilium, eines nach 7 Jahren gehalten und so von 10 zu 10 Jahren fortgefahren werden sollte. Nach diesen Vorkehrungen dachte man an nichts mehr, als an die Wahl des Papstes, die auf den Cardinal Otto Colonna fiel, der den Namen Martin V. annahm. Nach der Wahl des Papstes wurden noch vier Sitzungen gehalten, in denen er den Vorsitz führte. Da Alles nach der Reformation geschrieen hatte, so hielt er sich verbunden, Hand daran zu legen. Allein die Sachen hatten schon eine ganz andere Gestalt angenommen. Martinus wollte Das nicht anerkennen, was die Versammelten schon früher über die Zurechtweisung, Bestrafung, Absetzung eines Papstes und über andere Reformationspunkte ausgesprochen hatten. Daher kam dieses Geschäft nicht in den Gang, den Mehre sich versprochen oder gewünscht hatten. Unterdessen machte doch der neue Papst in der 43. Sitzung (21. März 1418) sieben Punkte bekannt, welche die Reformation betrafen. Auch ging er noch mit einer jeden Nation besondere Concordate ein, die ebenfalls Bezug auf die Kirchendisciplin hatten. Und

weiter trieb man gegenwärtig die Forderungen nicht, indem man hoffte, in der nach kurzer Zeit abzuhaltenden Kirchenversammlung nach und nach Das zu Stande zu bringen, was man jetzt nur erst angefangen hatte. Kein Papst hat den Gebrauch der Schlüsse dieses Conciliums als kanonischer Rechtsquellen geduldet, und zu Trient wurde daraus nur das Verbot des Laienkelchs erwähnt. S. „Geschichte der großen und allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstanz", 4 Bände, Wien und Prag 1782—86.

Kopeke (Kopekia), eine russische Kupfermünze, eigentlich Spieß, von dem Gepräge des Ritters Georg mit dem Spieße so genannt; 100 derselben machen einen Rubel.

Kopenhagen, dänisch Kiövenhavn, d. h. der Kaufmannshafen, Hauptstadt von Dänemark und Residenz des Königs, liegt am Sund und besteht aus drei Theilen: der Altstadt und Neustadt auf der Insel Seeland, und Christianshafen auf der Insel Amack. Die Meerenge zwischen beiden Inseln ist südwestlich am schmalsten, und hier gehen zwei Brücken über dieselbe, welche die Altstadt und Christianshafen verbinden. Der nordöstliche, breite Theil der Meerenge ist der große schöne Kriegs- und Handelshafen der Stadt, welcher 400 große Schiffe faßt und in welchen jährlich an 5000 Schiffe einlaufen. Die Neustadt und Christianshafen sind schön und regelmäßig gebaut, die Altstadt weniger regelmäßig. Um alle 3 Theile und um den Hafen geht der alte starke Hauptwall mit 27 Bollwerken, Ravelins, einem breiten nassen Graben, bedecktem Wege und Glacis. Auf der Insel Seeland ist in einiger Entfernung von dem Glacis noch ein breiter, tiefer Wassergraben. An der Nordostseite der Neustadt und nördlich von dem Hafen liegt die starke, seit 1663 angelegte Citadelle, ein regelmäßiges Fünfeck, an dessen Nordseite sich der Hauptwall anschließt. Kopenhagen hat regelmäßige, durch 1200 Laternen erleuchtete Straßen und schöne meist aus Backsteinen erbaute Häuser. Unter den 230 Straßen ist ausgezeichnet die Amalienstraße und die Gotherstraße. Der schönste der 13 öffentlichen Plätze ist der achteckige Friedrichsplatz, auf dem vier Straßen zusammentreffen und in dessen Mitte seit 1668 die metallene Statue Friedrichs V. zu Pferde prangt; der größte, aber unregelmäßige, ist der neue Königsmarkt, mit der Statue Christians V. Kopenhagen enthält: 22 Kirchen, 22 Hospitäler, 30 Armenhäuser, 4200 Häuser und 108.000 Einw., darunter 2400 Juden. Sonst befanden sich zu Kopenhagen die vier königliche Schlösser, aber 1794 wurde das prachtvollste, königliche Residenzschloß (eines der ansehnlichsten und schönsten in Europa, mit einem Kostenaufwand von 6 Mill. Thalern erbaut, Christiansburg genannt) ein Raub der Flammen, sodaß nur noch die Trümmern und die prächtigen Pferdeställe stehen geblieben sind. Die übrigen drei Schlösser heißen: Charlottenburg, jetzt der Kunstakademie eingeräumt und mit einer Gemäldegallerie versehen; das alte königliche Schloß Rosenburg, ein gothisches Gebäude, worin viele Kostbarkeiten und Alterthümer aufbewahrt werden, und bei welchem der Königsgarten, ein sehr angenehmer, öffentlicher Spaziergang, sich befindet, und die Amalienburg, eigentlich vier Palläste, welche nach dem Schloßbrande zur königlichen Wohnung erkauft worden sind. Andere merkwürdige Gebäude sind: das Zeughaus mit der königlichen Bibliothek von 130.000 Bänden und 3000 Handschriften; das Schauspielhaus, zu klein für die Größe der Stadt; die Börse mit der Bank; die

Dreifaltigkeits- und die prächtige Friedrichskirche von norwegischem Marmor; das große und schöne Friedrichshospital und das große Entbindungshaus, welches so zweckmäßig eingerichtet ist, daß oft Frauen aus den höhern Ständen dort ihre Wochen halten. In Christianshafen, wo die meiste auf Schiffbau und Handel sich beziehende Thätigkeit herrscht, liegen die Gebäude der asiatischen Handelsgesellschaft; das große Seearsenal, die Docke zur Ausbesserung der Schiffe, mehre Schiffsbauplätze u. s. w. Die Insel Amack, auf welcher dieser Theil der Stadt liegt, ist etwa 1½ Meile lang, ⅔ M. breit, durchaus eben, fast ganz baumlos, und hat zwar einen sehr fruchtbaren Boden, aber Mangel an Trinkwasser. Die Mehrzahl ihrer Bewohner besteht aus den Abkömmlingen der Holländer, welche 1516 hierher gerufen wurden. Sie haben noch zum Theil ihre Sprache und ihre Kleidertracht beibehalten, sind fleißige Gärtner und versehen die Stadt mit Küchengewächsen. Kopenhagen ist für das ganze Königreich der einzige Mittelpunkt der Wissenschaften, der Künste und der Industrie. Die hiesige Universität mit vier Facultäten, ward 1478 gestiftet und 1539 nach der Reformation neu eingerichtet. Sie hat 20 ordentliche und 16 außerordentliche Professoren, eine 100.000 Bände starke Bibliothek, botanischen Garten, Sternwarte, einer 1829 errichteten polytechnischen Lehranstalt ꝛc. Außerdem gibt es in Kopenhagen eine königl. chirurg. Akademie, welche gegen 200 Zöglinge zählt, eine Akademie der Land- und Seecadetten, eine königl. und Universitätsbibliothek, die Classen'sche öffentliche Bibliothek von 21.000 Bdn., mehre öffentliche und Privatkunstsammlungen, eine k. Akademie der Wissensch., eine k. Akademie der schönen Künste, eine Gesellschaft zur Verbesserung der nordischen Sprache und Geschichte, eine isländische, eine skandinavische Gesellschaft, eine chirurg. Akademie, 114 Schulen, z. B. für Taubstumme, für Blinde, eine Veterinairschule, eine gymnastische Anstalt ꝛc. Zahlreiche Fabriken in Tuch, Catun, Seide, Baumwolle, Wachstuch, Tapeten ꝛc. beschäftigen an 14.000 Menschen; merkwürdig sind die trefflich eingerichtete Porzellanfabrik, die Eisengießerei und die 18 Zuckerraffinerien mit 600 Arbeitern. Noch wichtiger ist der Handel; denn Kopenhagen ist der Mittelpunkt des gesammten dänischen Handels, der sowohl zur See als zu Lande getrieben wird, und zu dessen Beförderung die königl. Bank mit einem Capitale von 2.400.000 Species, die Seeassecuranzgesellschaft, die ost- und westindischen privilegirten, königl. Handelsgesellschaften und der treffliche Hafen dienen. Es sind hier an 80 große Handelshäuser, die gegen 340 eigene Schiffe besitzen; auch gehen Dampfschiffe nach Kiel, Lübeck und Dobberan. — Bis in 12. Jahrh. war Kopenhagen ein unbedeutender Ort, vielleicht nur ein Dorf; beinahe 200 Jahre lang gehörte sie den Bischöfen von Rothschild, wo auch die Könige gewöhnlich wohnten, bis sie endlich 1443 zur Residenz erwählt wurde. Wenige Städte haben durch Brand so außerordentlich gelitten als Kopenhagen: 1728 brannte der größte Theil der Altstadt ab; 1794 beim großen Schloßbrande verlor sie an 1000 Häuser. Angegriffen wurde Kopenhagen von der englischen Flotte unter den Admiralen Hyde-Parker und Nelson, und heldenmüthig gegen jene dreimal überlegene Macht vertheidigt von der dänischen Flotte unter Fischer, den 2. April 1801. Die Engländer griffen den rechten Flügel der dänischen Flotte bei der Insel Amack an und vernichteten ihn fast gänzlich, boten dann aber selbst den Waffenstillstand an, welcher von den Dänen angenommen ward. Be-

schossen und eingenommen (Congreve'sche Raketen) ward sie von den Engländern unter dem Admiral Gambier, den 2.—5. Sept. 1807. Die halbe Stadt wurde zerstört und beschädigt, fast alle dänische Kriegsschiffe wurden den Engländern übergeben. In der nächsten Umgebung von Kopenhagen, etwa ½ St. von der Stadt nach Westen liegt auf einem Hügel das königl. Lustschloß Friedrichsberg, mit einem großen und schönen Garten, der besuchteste Spaziergang der Kopenhagener. Die meisten übrigen königl. Lustschlösser, als: Fredensborg, Hirschholm, Sorgenfrei und andere, liegen in der sehr anmuthigen Gegend zwischen Kopenhagen und Helsingör, sind aber verlassen und größtentheils verfallen. In eben dieser durch schöne Buchenwälder, Wiesen, kleine Seen, freundliche Dörfer und die herrliche Aussicht auf den Sund ausgezeichneten Gegend, liegt auch eine M. nördlich von Kopenhagen der Thiergarten, zu welchem 6 Wochen lang die Kopenhagener im Juni und Juli strömen, wo dann Gaukler, Seiltänzer, Kunstreiter u. s. w. ihr Wesen treiben. S. Fred. Thaarup's „Kopenh. und die Umgegend", m. Chart. (Kopenhagen 1828).

Köpenick, im teltower Kreise des Reg.-Bez. Potsdam, preuß. Provinz Brandenburg, eine offene Stadt auf einer Insel, welche die aus dem Müggelsee kommende Spree bei ihrem Zusammenflusse mit der wendischen Spree bildet, mit 2 Kirchen, einem königlichen Jagdschlosse, auf welchem Johann II. am 3. Jan. 1571 starb, 174 Häusern und 1900 Einw., die sich besonders mit der Woll- u. Seidenfabrikation, mit Teppichweberei und Bleichen beschäftigen. Nahe bei Köpenick liegt das Landhaus Bellevue und ½ Meile davon entfernt erheben sich am Müggelsee die gleichnamige Berge, deren höchste Spitze 210 Fuß über den See, 340 Fuß aber über dem Meere erhaben ist, und von welchem man eine höchst überraschende Aussicht hat. — Die Erbauung von Köpenick gehört einer sehr frühen Zeit an. — Ueber die **Köpenicker Untersuchungen**, s. **Demagogische Umtriebe**.

Kopernicus, Kopernik (Nicolaus), eins der größten Lichter unter den Astronomen, ward zu Thorn, einer altpreußischen Stadt, am 19. Febr. 1473 geboren. Sein Vater, Nicolaus, stammte aus Krakau, erhielt 1463 das Bürgerrecht zu Thorn, und war mit der Schwester des nachherigen Bischofs von Ermeland, Lucas Waitzelrodt genannt von Alton, verehelicht. Seinen talentvollen Sohn sandte er von der Schule zu Thorn nach Krakau, um das Fach der Medicin zu studiren, in welchem er auch wirklich die Würde eines Doctors sich erwarb. Zugleich lag er aber dem Studium der Alterthumssprachen ob, legte sich mit brennendem Eifer auf die Philosophie und Mathematik und näherte sich allmälig jener Stufe, von welcher herab er als einer der rüstigsten Koryphäen seine eigene Bahn betreten und wandeln sollte. Die Vorlesungen Albertis de Brudzevo über den Gebrauch des Astrolabiums geben ihm über seine Bestimmung Aufklärung; aber Purbach und Regiomontan, die Wiederhersteller der Astronomie in Europa, entzündeten sein Genie und zeigten ihm die Palme der Unsterblichkeit. 1485 faßte er den Entschluß, nach Italien zu ziehen, wo Künste und Wissenschaften emporblühten. Hier studirte er die Perspective praktisch und führte den Pinsel der Zeichen- und Malerkunst, um sich seinen Aufenthalt auf dem Lande so angenehm als möglich zu machen. Nach Bologna zu wandern, hierzu bestimmte ihn der Ruf des geachteten Dominicus Maria, der daselbst den Lehrstuhl der Astronomie inne hatte, und durch Wort und That seine Zöglinge

zur Beobachtung der Himmelskörper aufmunterte. Wie Regiomontan und Purbach, so wurde der Schüler Kopernicus ein vertrauter Freund seines Lehrers Maria. Am diesem Orte beobachtete er am 9. März 1497 zum ersten Male eine Stunde vor Mitternacht eine Bedeckung des Aldebaran durch den Mond. 1500 erschien er in Rom. Er bezeichnete diese Periode seines Lebens durch die Beobachtung einer Mondfinsterniß, die er am 6. Nov. d. J. dort anstellte. Man nahm ihn hier mit Auszeichnung auf, und nach kurzer Zeit wagte man es, ihn an die Seite Regiomontan's zu setzen. Er wurde zum Lehrer der Mathematik ernannt und seine Vorlesungen von Gelehrten und Künstlern häufig besucht. Von Rom kehrte er endlich in sein Vaterland zurück, wo ihm sein Oheim Lucas, der indeß Bischof von Ermeland geworden war, ein Kanonicat am Dome zu Frauenburg ertheilte. In den Besitz dieser Stelle gekommen, setzte er sich zur Richtschnur drei Maßregeln fest, die er aufs Strengste beobachtete: 1) vor allen Dingen seine gottesdienstlichen Amtsverrichtungen treu abzuwarten; 2) keinem, ihn um Hülfe ansprechenden Armen seinen Beistand zu versagen, und 3) alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen. So lebte er für sich in stiller Zurückgezogenheit, und offenbarte bei den Berathschlagungen seines Capitels einen hellen Kopf und fernsehenden Scharfblick, sind so kam es, daß man auf einmal den stillen Domherrn, der Arzt der Armen, den Nacheiferer Regiomontan's, an einer Stelle erblickte, wo man ihn nicht erwartete. 1531 wurde er von dem Capitel zum Gesandten am Landtage zu Graudenz erwählt. Die Verbesserung des Münzwesens, welches in dem 13jährigen Kriege mit dem deutschen Orden so sehr gesunken war, sollte da vorgenommen werden. Bei dieser Gelegenheit übergab er dem Landtage eine Schrift, worin er, nach einigen historischen Untersuchungen, den Werth der verschiedenen Münzen zu bestimmen suchte, und einen Kanon angab, worin alle auf eine einzige Norm reducirt wurden. Sein Plan fand darum keinen großen Beifall, weil er die drei großen Städte Elbing, Danzig und Thorn zur Ungebühr angezapft, und sogar vorgeschlagen hatte, daß sie ihre Münzen an einem dritten Ort gemeinschaftlich und auf des Landes Kosten unter öffentlicher Aufsicht sollten schlagen lassen. Es ging hier dem großen Ordnungsfinder mit seinem Münzsystem fast wie nachher mit seinem Weltsystem. Unter den mannigfaltigen Vorstellungen, die sich die Menschen von der Einrichtung unsers Planetensystems seit 2000 Jahren gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht erhalten, die das feinste, künstlichste und dabei sonderbarste Gewebe von Scharfsinn, Spitzfindigkeit und Verbindung ausmacht, auf welches der menschliche Geist wohl gerathen ist. Pythagoras, Aristoteles, Plato, Hipparch, Archimedes, ja bei weitem die Meisten und Berühmtesten der Alten unzählige Neuere vom ersten Rang in der Geschichte der Astronomie, selbst Purbach und Regiomontan waren dafür. Diese Lehre nannte man Ptolemäische System. Diesen Namen führte es von einem alexandrinischen Astronomen des 2. Jahrh., Ptolemäus (s. d.), der es in seinem berühmten „Almagest" vorgetragen, mit großem Scharfsinn erläutert, und durch eine Menge schätzbarer Bemerkungen unterstützt hat. Nach dieser Lehre ruhte die große, träge und unbehülfliche Erde vollkommen; sie war die Grundveste alles Unbeweglichen und das Postament der Natur. Um diese als Mittelpunkt liefen Sonne, Mond und Sterne täglich ein Mal von Osten nach Westen herum. Doch hatten die Planeten, und rechneten sie den Mond, den

Merkur, die Venus, die Sonne, den Mars, Jupiter und Saturn, noch ihre eigenen Bewegungen in einer der ersten entgegengesetzten Richtung, wodurch sie in gewissen bestimmten Zeiten um den ganzen Himmel herumkamen. In diesen Umlaufszeiten glaubte man zugleich eine Regel gefunden haben, die Verhältnisse der Entfernungen der Planeten von der Erde ungefähr darnach zu bestimmen. Man hielt den langsamsten für den entferntesten und den schnellsten für den nächsten. Um diese Bewegungen zu erklären, ward ein System von Kreisen gesucht, in welchem sich diese Weltkörper gleichförmig bewegen, und diese Bewegungen dennoch, von der Erde aus angesehen, gerade so erscheinen sollten, wie wir in der Natur bemerken. Man schloß die Planeten in solide Sphären ein, die wie Zwiebelschichten in einander steckten, und gab jeder derselben einen materiellen Führer bei; die Zahl dieser Sphären belief sich endlich auf 55. Dieses wurde zu viel für die freie, unbefangene Vernunft. Dieß konnte nicht so seyn. Ordnung der Natur und ordnender Verstand, wenn sie sich im Frieden begegnen, kündigen sich einander so nicht an. Dieses wurde auch zuweilen stark gefühlt und gesagt, obgleich dieses verworrene System noch außer dem Schutz der Aristotelischer Infallibilität, sich, von den meisten Theologen damaliger Zeit unterstützt, für einige seiner Hauptsätze auch den Titel von Göttlichkeit sehr früh zu erschleichen gewußt hatte. Am stärksten fühlte und sprach hier Kopernicus. Er selbst erzählt hier die Veranlassung zu seinen neuen Untersuchungen in der Zuschrift an Papst Paul III. (s. sein Werk „De revolutionibus orbium coelestium"), die als Meisterstück von Vortrag angesehen werden kann. „Was mich", sind ungefähr seine Worte, „auf den Gedanken brachte, die Bewegungen der himmlischen Körper, anders als gewöhnlich zu erklären, war, daß ich fand, daß man bei seinen Erklärungen nicht einmal durchaus eins mit sich selbst war. Da ich nun lange bei mir über die Ungewißheit dieser Lehren nachgedacht hatte, so war es kränkend für mich, zu sehen, daß der Mensch, der doch so Vieles so glücklich erforscht hat, noch so wenig sichere Begriffe von der großen Weltmaschine, die der größte und weiseste Werkmeister, der Schöpfer der Ordnung selbst, für ihn dahingestellt hat. Ich fing zu dem Ende an, so viel Schriften der Alten zu lesen, als mir aufzutreiben möglich war, um zu sehen, ob nicht irgend einer unter ihnen anders über die Sache gedacht habe, als die Weltweisen, die jene Lehre öffentlich in den Schulen gelehrt hatten". Kopernicus las also. Die erste Stelle, die ihm auffiel, war eine beim Cicero („Acad. Quaest. lib. IV."), und nachher eine andere beim Plutarch („De placitis philos. lib. III. c. 13."). In jener wird mit deutlichen Worten gesagt: Nicetas von Syrakus habe geglaubt, der Himmel, Sonne, Mond und alle Sterne ständen überhaupt stille, und außer der Erde sey Nichts beweglich in dem Weltgebäude; diese aber drehe sich mit großer Schnelligkeit um ihre Axe, und so hieß es, als drehe sich der Himmel und die Erde stände stille. In der andern versichert Plutarch eben dieses von dem Pythagoräer Ekphantus und Heraklides aus Pontus: die Erde drehe sich um das Feuer in einem schrägen Kreise, dergleichen die Sonne und der Mond durchliefen. „Dieses gab mir nun", fährt er fort, „Veranlassung, auch über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken. Als ich nun anfing, die Erde, sowohl um ihre Axe, als um die Sonne, beweglich zu setzen, und dieses mit meinen so lange fortgesetzten Beobachtungen verglich, so fand ich eine solche Uebereinstimmung mit den Phänomenen,

und Alles fügte sich nun so ganz zusammen, daß kein Theil mehr verrückt werden konnte, ohne alle die übrigen und das Ganze dadurch zu verwirren". Dieß ist die kurze Geschichte des Gedankens, mit welchem eigentlich die wahre Astronomie ihren Anfang nahm. In den Alten finden sich ein Paar Stellen, worin im Vorbeigehen gesagt wird, die Erde drehe sich um ihre Axe und laufe in einem Kreise um das Feuer. Tausende hatten diese Behauptung gelesen und ihrer nicht geachtet. Fast das ganze Alterthum ist wider sie, und darunter einige der größten Genies aller Zeiten und aller Völker. Hingegen wurde die Idee, daß die Erde ruhe, mit wenigen Ausnahmen allgemein. Ohnehin schon durch mächtige Begünstigung des sinnlichen Scheins mit der Sprache aller Völker nothwendig verwebt, erhielt sie nun überall durch den Beifall jener Weisen auch noch wissenschaftliches Ansehen. Durch die Sprache war sie in die Bibel gekommen, die mit dem sinnlichen Menschen menschlich reden mußte, wie mit Hebräern hebräisch; sie stieg endlich aus der Bibel in unwissende Köpfe, die dieses natürliche Produkt menschlicher Organisation mit der Glorie des Himmels bekleideten. Jene erste Idee von der Bewegung der Erde ward dadurch wie excommunicirt; sie in Schutz zu nehmen, war nicht bloß mißlich, es konnte halsbrechend werden. Nun bedenke man: diese von den größten Weisen des Alterthums verworfene, verächtlich scheinende, verrufene Idee, die selbst Baco (s. d.), der die Kopernicanische Lehre sogar kannte, noch verwerflich fand, diese lernte Kopernicus aus flüchtiger Beschreibung kennen; sie erregt seine Aufmerksamkeit, er prüft sie, nimmt sie in Schutz. Er verfolgt diese Idee mit unermüdeter Sorgfalt durch die Hälfte seines 70jährigen Lebens, vergleicht sie mit dem Himmel, bestätigt sie endlich. Und all Dieses leistete er, welches man nie vergessen muß, fast hundert Jahre vor der Erfindung der Ferngläser mit elenden, hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Dintenstrichen getheilt waren. Es ist wahrscheinlich, sagte er, daß, sowie die Sonne und der Mond rund sind, die ganze Welt rund ist. Es ist die vollkommenste Figur, und unter ihren Grenzen die geräumigste. Sowie der Wassertropfen, sich selbst überlassen, nach dieser Form strebt, und in ihr zur Ruhe kommt, so ist es auch vermuthlich dort. So ist auch die Erde mit dem Wasser, das sie enthält, rund. Von der runden Figur der Erde kommt er auf ihre Bewegung (s. d.). Der Horizont ist eine Ebene, die immer durch den Mittelpunkt der Welt liegend erscheint, zu welcher Zeit man sie auch durch die Erde legt, die nicht in jenem Mittelpunkt steht. Hieraus aber folgt nicht, fährt er fort, daß die Erde in der Mitte ruhe, es wäre vielmehr zu verwundern, daß sich die ungeheure Himmelskugel um dieß Pünktchen in 24 Stunden herum drehen soll, und nicht vielmehr das Pünktchen selbst. Aber zu sagen, daß die Erde deßwegen im Mittelpunkt der Welt ruhen müsse, weil bei der Bewegung einer Kugel um ihren Mittelpunkt diese Bewegung immer gegen den Mittelpunkt zu geringer würde, wird gerade so geschlossen, als: weil die Pole der Himmelskugel ruhen, so ruhen auch die Punkte derselben, die jenen Polen nahe liegen. „Ich halte", sagte er, „die Schwere für nichts weiter, als ein natürliches Bestreben, welches der Schöpfer in die Theile gelegt hat, damit sie sich zu einem Ganzen verbinden können, indem sie sich zu einer Kugel sammeln. Mit der Sonne, dem Monde und den übrigen Planeten ist es wahrscheinlich ebenso, und doch stehen sie nicht fest. Daß die Wolken nicht, wie die Sterne, von

Morgen gegen Abend laufen, rührt daher, weil die untere Luft, worin sie hängen, mit zur Erde gehört, und sich folglich mit ihr dreht, entweder, weil die Luft mit wässerigen und erdigen Theilen, denen diese Bewegung zukömmt, vermischt ist, oder weil die Erde ihr die Bewegung mitgetheilt hat". Er zeigt, in was für Schwierigkeiten man sich verwickele, wenn man die Erde in den Mittelpunkt, die Venus und den Merkur mit ihren Epicykeln über, oder Beide unter die Sonne setze, die aber alle wegfielen, sobald man nach der Lehre des Martianus Capella diese beiden Planeten um die Sonne laufen lasse, und zwar den Merkur in einem kleinern Kreise als die Venus. Lasse man ferner den Saturn, Jupiter und Mars ebenfalls um die Sonne, als den Mittelpunkt ihrer Bahnen, laufen, ergebe sich auch hieraus wieder mit großer Leichtigkeit, warum uns diese Planeten entfernter erscheinen, wenn sie mit der Sonne aufgehen, als wenn sie aufgehen, wann diese untergeht. Wenn er hierbei den großen Raum bedenke, der nun zwischen der converen Seite der Venusbahn und der concaven des Mars stattfinde, so scheue er sich nicht, in diese die Bahn der Erde mit ihrem Begleiter (pedissequa) zu legen, und die Sonne als den Mittelpunkt des Ganzen zu setzen, obgleich die scheinbare Lage der Fixsterne durch die Bewegung der Erde in ihrer Bahn nicht verändert werde. Ueberhaupt legt Kopernicus der Erde drei verschiedene Bewegungen bei: eine tägliche um die Axe, eine jährliche um die Sonne, und endlich eine dritte, vermöge welcher sich die Erde ein Mal des Jahres um die Pole der Ekliptik, und zwar der Ordnung der himmlischen Zeichen entgegendreht (eine zweite jährliche), durch diese erklärt er den Wechsel der Jahreszeiten. Kopernicus hatte die Astronomie von den Verwirrungen befreit, zu welchen die Voraussetzung einer völlig ruhenden Erde nothwendig verleiten mußte; allein jene erste Ungleichheit, diejenige nämlich, die in dem Ptolemäischen System nicht von der Bewegung der Sonne, und in dem seinigen nicht von der Bewegung der Erde abhing, sondern vielmehr den Planeten selbst zuzukommen schien, war noch zurück. Er wollte auch diese erklären, und der große Mann strauchelte. Immer noch zu frühe für sein unermüdliches Wirken, st. er 1543 im 71. Jahre seines Alters. In Warschau ward 1822 für den großen Kopernicus ein kolossales Denkmal errichtet, das auf einer erhöheten Grundlage den Weisen, in Bronze gegossen, in antikem Gewande und auf einem antiken Stuhle sitzend, darstellt. In der einen Hand hält er die Himmelskugel, in der andern die Handschrift seines Systems: ein Denkmal aus freiwilligen Beiträgen der Nation errichtet.

Kopf (der), das Haupt des Menschen und der Thiere, enthält das Gehirn und die vorzüglichsten Sinnesorgane. Die knöcherne Höhle, die das Gehirn ausfüllt, ist aus 8 schalenförmigen Knochen fest zusammengefügt, heißt Schädel (s. d.) und nimmt den obern und hintern Theil des Kopfes ein. Der vordere Theil oder das Gesicht des Menschen besteht aus 14 andern Knochen, welche die Grundlage des Mundes, Gaumens, der Nase, Augen und Backen ausmachen. Der Bau des thierischen Gesichts ist von dem menschlichen sehr verschieden, nicht nur durch eine größere Menge von Knochen, sondern auch durch die daraus entstehende Verlängerung. Neben der allgemeinen Hautbedeckung und einer darunter befindlichen sehnigen, ist der Kopf des Menschen, das Gesicht ausgenommen, mit Haaren bedeckt. Der Kopf ist vielen Krankheiten unterworfen, welche man, wenn sie den Schädel und das Gehirn besonders treffen,

Kopfkrankheiten nennt und von den Krankheiten der Augen, Nase, des Mundes ꝛc. unterscheidet. Jene entstehen ebenso oft aus Vollblütigkeit, als aus wirklichem Nervenleiden des Gehirns, und obwohl höchst verschieden, geben sie sich alle mehr oder weniger durch Schmerz, Schwindel und gestörte Geistesverrichtungen zu erkennen. Da die Kopfschmerzen so verschiedenen Ursprung haben können, so ist es besser, jedes Mal den Arzt um Rath zu fragen, als aufs Ungefähr Mittel zu gebrauchen, die oft mehr schaden als helfen. Indessen sind im Allgemeinen gelinde kühlende Mittel, als Citronensaft in Wasser mit Zucker, Weinsteinsäure mit Zucker, ableitende Mittel, als Fußbäder und Zugpflaster, noch am meisten zu empfehlen. Hypochondrische und hysterische Personen haben oft auf dem Wirbel des Kopfes einen Schmerz, der einen kleinen Fleck einnimmt, aber sehr empfindlich ist (Clavus hystericus). Man sollte bei Kopfschmerzen mehr, als bisher gewöhnlich war, das Anlegen der Blutegel anwenden, weil diese in den meisten Fällen die größte Erleichterung verschaffen. (S. Migräne.)

Kopfsteuer, Personensteuer, eine Abgabe, die bloß durch die Zahl der Köpfe oder Personen bestimmt wird. In dem Begriffe dieser Steuer liegt durchaus kein vernünftiges Princip der richtigen Vertheilung. Zuweilen begreift man unter Personensteuer auch eine Rangsteuer, wodurch man von den Personen, nach der Verschiedenheit ihres Ranges, verschiedene Summen fordert, da man hingegen eine Kopfsteuer diejenige nennt, die von jedem Kopf eine gleiche Summe fordert. Man sieht leicht, daß weder in den Köpfen noch in dem Range ein Mittel enthalten ist, eine größere oder kleinere Abgabe zu bezahlen. Indessen muß man doch bei der Kopfsteuer voraussetzen, daß auf jeden Kopf so viel jährliche Einnahme fällt, daß davon die Steuer bezahlt werden kann. Man setzt voraus, daß, wenn auch nicht jeder einzelne Kopf so viel erwirbt, doch Diejenigen, welche die ihnen angehörigen Personen zu ernähren haben, so viel jährlich einnehmen, daß sie die Kopfsteuer für sie entrichten können. Man setzt also voraus, daß alle Familienhäupter so viel verdienen, daß sie davon die Kopfsteuer für ihre Kinder und Gesinde bezahlen können. Ist nun das zu bezahlende Kopfgeld so gering, daß im Staate wirklich Jeder so viel verdienen und einnehmen kann, daß ihm selbst bei der stärksten Anzahl der Kinder und des ihm nöthigen Gesindes noch so viel, nach Abzug der nothwendigsten Bedürfnisse für dieselben, übrig bleibt, daß er die Kopfsteuer bezahlen kann, so wird sie beigetrieben werden können, obgleich sie nothwendig nie gleich ausfällt, da Mehre, bei gleichem Einkommen, nie eine gleiche Anzahl Familienglieder zu ernähren haben. Die Kopfsteuer aber wird nothwendig ineri gibel werden, sobald sie so hoch angelegt ist, daß nicht jeder Familienvater so viel verdienen kann, daß die zu entrichtende Steuersumme über die höchste Nothdurft übrig bleibt. — In Rußland trifft die Kopfsteuer bloß die männlichen Leibeignen, Bauern und die Bürger. Da die übrigen Bauern ihr Einkommen größtentheils von dem Anbau der ihnen zugeschriebenen Ländereien gewinnen, so sieht man leicht, daß die Kopfsteuer daselbst eigentlich eine Auflage auf das rohe Grundeinkommen der leibeignen Bauern ist. Da aber Das, was von dem rohen Grundeinkommen, nach Abzug Dessen, was der Bauer zu seiner Subsistenz bedarf und was zum Betriebe der Wirthschaft nöthig ist, übrig bleibt, dem Herrn als Grundrente zufällt, so wird natürlich diese um so kleiner aus-

fallen, je höher das Kopfgeld steigt. Im Grunde ist also das Kopfgeld in Rußland eine Auflage auf die Landrente des Grundherrn, sofern es von den Ackerbau treibenden leibeignen Bauern bezahlt wird. Aller sie ist nothwendig ungleich, da sich das Grundeinkommen nicht nach der Zahl der männlichen Köpfe, die vom Ertrage des Bodens leben, richtet. Das Kopfgeld bleibt daher immer eine höchst unvollkommene und fehlerhafte Abgabe. Der Fehler wird in Rußland dadurch etwas gemindert, daß die Bauern selbst die Summe des ihre Gemeinheit treffenden Kopfgeldes nicht nach der Zahl der Köpfe, sondern nach dem Grade des Wohlstandes und des Einkommens der einzelnen Familienväter unter sich vertheilen. Es ließe sich denken, daß man das Kopfgeld als eine allgemeine Consumtionssteuer einrichten könnte. Wenn man nämlich wüßte, daß jeder Kopf im Durchschnitt z. B. 50 Thlr. von den gemeinsten und nothwendigsten Bedürfnissen jährlich verzehrte, und man hätte sonst 2 Proc. Accise von diesen Dingen erhoben, so würde man diese 2 Proc. direct begehren, wenn man von jedem Kopfe jährlich 1 Thlr. Kopfgeld statt der Accise erhöbe. Diese Steuer würde aber sodann richtiger allgemeine Consumtionssteuer heißen.

Koppeljagd, die Jagd auf gemeinschaftlichem Gebiete.

Koppelwirthschaft, s. Ackerbau.

Koprolithen. Mit diesem Namen bezeichnet Buckland die Excremente urweltlicher Thiere, welche früher zum Theil u. d. N. der Bezoarsteine, der iuli fossiles bekannt waren. Wenn sich so leicht zerstörbare Monumente, wie die Schildkrötenfußtapfen im rothen Sandstein von Dumfries und die Vogeleier im Travertin von Clermont durch viele Jahrtausende erhalten konnten, so mag es kaum überraschen, daß auch compacte Excremente in sehr alten Gebirgsschichten mit wohlerhaltener Form und deutlich erkennbarer Substanz vorkommen. Die ersten Reliquien der Art, die man wirklich als solche erkannte, fanden sich in der bekannten Höhle von Kirkdale in Yorkshire, mitten unter den Knochen von Hyänen, Tigern, Bären, Ochsen, Elefanten und andern Thieren. Sie erschienen als rundliche Knollen von gelblichweißer, dem album Graecum ganz ähnlicher Masse, enthielten zermalmte Knochensplitter, und glichen den Excrementen noch lebender Hyänen (besonders der hyaena crocuta) so vollkommen, daß sie der Menageriewärter von Exeter-Change auf den ersten Blick erkannte. Wollaston's Analyse, welcher zufolge sie wesentlich aus phosphorsauerm und kohlensauerm Kalke bestehen, bestätigte ihre wahre Natur. Bald erkannte man, daß auch die sogenannten Bezoarsteine aus dem Liasschiefer von Lyme Regis und Whitby nichts Anderes als versteinerte Excremente der Plesiosauren, Ichthyosauren und anderer urweltlicher Saurier seyen, deren Knochen daselbst in so großer Menge vorkommen. Sie finden sich besonders häufig in der Nähe von solchen Knochen, oft sogar noch innerhalb der Beckenhöhle der vollständigern Skelette, in knolligen Massen, fast wie Kartoffeln, gewöhnlich 2—4 Zoll groß, oft noch viel größer, von grauer bis schwarzer Farbe, mit faltiger Oberfläche, dichtem muschlichem Bruch und einer Structur, welcher zufolge sie aus einer zusammengerollten Schicht mit 3—6 Windungen bestehen. Oft enthalten sie Gräten, Knochen und Schuppen von Fischen, ja sogar Knochen von kleinern Ichthyosauren, zum Beweise, daß diese Ungeheuer einander selbst auffraßen. Merkwürdig ist eine, auf viele Meilen verbreitete Sandschicht unter dem bituminösen Liasschiefer bei

Westbury, Watchet und andern Orten an den Ufern der Severn, die mit Koprolithen, Knochen, Gräten, Schuppen und andern Thierresten dermaßen erfüllt ist, daß man vermuthen muß, sie sey die sentina oder cloaca maxima für alle thierischen Abfälle eines urweltlichen Meerbassins gewesen. Eine ähnliche Zwischenschicht von Koprolithen, Knochen, Zähnen, Gräten u. s. w. findet sich bei Bristol zwischen dem alten rothen Sandstein und Bergkalk. Auch in den Formationen des Jurakalkes, des Grünsandes und der Kreide hat man Koprolithen verschiedener Thierarten gefunden. Eine zwar sehr neue, aber in vieler Hinsicht merkwürdige koprolithische Bildung ist der Guano, Mist von Flamingos, Cormoranen und andern Seevögeln, der an der Küste von Peru in der erstaunlichen Ausdehnung von mehr als 100 Meilen Länge, bei oft 50—60 F. Mächtigkeit abgelagert, zumal aber in der Nähe von Arica aufgehäuft ist. Seit dem 12. Jahrh. wird dieser Guano als ein höchst wirksames Düngmittel benutzt; er bildete unter der Regierung der Inkas einen wichtigen Gegenstand der Staatswirthschaft und wird noch gegenwärtig bis zu 130.000 Centnern jährlich gewonnen, wofür ebenso viel und noch mehr Piaster bezahlt werden. Die Koprolithen haben erst in der neuern Zeit die besondere Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt, sie verdienen aber die fortgesetzte Beachtung nicht nur der Geologen, sondern auch ganz vorzüglich der Zoologen, weil sich von dem Studium ihrer Formen ihrer Dimensionen, ihrer Einschlüsse u. s. w. die wichtigsten Aufschlüsse über die Organisation und Lebensart vieler urweltlichen Thiergattungen erwarten lassen.

Kopten, ein altägyptischer Volksstamm, der schon bei der Eroberung des Landes durch die Araber aus einem Gemisch von Aegyptern, Persern, Griechen, Römern ꝛc. bestand, ungefähr 30.000 Familien, mit einer schwarzgelben, räucherigen Haut, aufgedunsenem Gesicht, dicken, hervorquellenden Augen, flachen Nase und dicken Wurstlippen. Man findet sie auch in Nubien, Habesch und der Insel Cypern. Ihre Sprache ist eine Vermischung des Altägyptischen mit dem Griechischen und nur in der Bibelübersetzung und den Kirchenbüchern gebräuchlich; von ihr hat der engl. Orientalist Woide eine Grammatik und ein Wörterbuch herausgegeben. Die Sprache des gemeinen Lebens ist die arabische. Die Kopten sind Christen von der Sekte der Monophysiten (s. d.); übrigens sind sie sehr verständige Leute, werden von den Mohammedanern als Rechnungsführer gebraucht und treiben meistens Handlung.

Korais (Adamantios), ein gelehrter Arzt und Hellenist, geb. auf Chios (Scio) 1748. Nachdem er sich mit dem Studium der alten und neuern Sprachen beschäftigt und schon in seiner Kindheit einen Katechismus aus dem Deutschen ins Griech. übersetzt hatte, ging er 1782 nach Montpellier, wo er Medicin und Naturgeschichte studirte und Doctor ward. Seit 1788 in Paris eingebürgert, hat er durch seine gelehrten Arbeiten am meisten dazu beigetragen, die günstige Meinung von der fortschreitenden Bildung der Neugriechen zu bekräftigen. Seinem Volke blieb er auch in seinem neuen Vaterlande zugewandt, und ihm verdankt man nicht nur eine lesenswerthe Entwickelung der Ursachen, welche den Verlust der griechischen Freiheit herbeigeführt haben, sondern auch die erfreulichsten Berichte über das sittlich wiedererweckte Leben seiner Stammgenossen. Korais's Jugend fiel in die Periode der ersten geistigen Auf-

regung der Neugriechen durch einige Geistliche, die brauchbare Unterrichtsschriften, meist deutsche, übersetzten und ihren Vorträgen auf dem Berge Athos zum Grunde legten. Damals machte der Reichthum einiger griech. Handelshäuser das Bedürfniß geschickter Buchhalter und Handelsdiener, die man aus dem eignen Volke zu nehmen wünschte, fühlbar; außerdem hatten die russ. Heere den Wahn von der Unüberwindlichkeit der hohen Pforte widerlegt. Die Griechen, bei ihrem Eigenthume durch die einflußreichen Consuln Rußlands geschützt, erwachten zu regerer Thätigkeit, und durch die Erfahrung, die sie im Verkehr mit allen Völkern gewannen, geschah dem Aberglauben Einhalt, der der türkischen Despotie am meisten vorgearbeitet hatte. Auf diese Begünstigungen seiner Bildungsperiode hat Korais schon 1803 in dem "Mémoir sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce, lu à la société des observateurs de l'homme" (deutsch in Iken's "Hellenion", Lpz. 1822) hingewiesen; dann gab er in der Vorrede zur Uebers. von "Hippokrates über das Klima, das Wasser und die Ortsbeschaffenheit" eine Schutzschrift für sein Volk, die nebst seiner Vorrede zu Aelian's "Geschichtlichen Merkwürdigkeiten", worin er die Geschichte der neugriech. Sprache erzählt, sowie seine von Iken übers. Schrift: "Vom alten und neuen Hellas", und seine "Polit. Ermahnungen an die Hellenen" (übers. von Kasp. v. Orelli 1823) als Actenstücke in dem Streite der Verunglimpfung und Ueberschätzung der Hellenen zu betrachten sind. Korais's Verdienste um die neugriech. Sprache sind übrigens von den Stimmführern seiner Stammgenossen keineswegs unbedingt anerkannt worden. Er hat sich nämlich einen alle Jahrhunderte nachahmenden Styl gebildet, der sich merklich von der Ausdrucksweise des Volks und auch von der Sprache der Patriarchen und Byzantiner der letzten Zeit entfernt. Heftig ist H. Kodrika, Prof. der griech. Gramm. und neuern Literatur an einem Lyceum zu Paris, in Streitschriften gegen ihn aufgetreten, die Korais's Styl für unwirksam auf sein Volk, mit dem er auf gleichem Boden zu stehen verschmähe, erklären. Die Nachbildner seines Styls nennt man Koraisten. Vor Korais's kritischen Ausgaben alter Schriftsteller ist gewarnt worden, weil er kühne Veränderungen oft zu zuversichtlich hinstelle. Dennoch sind sie besonders verdienstlich für seine Landsleute. Sie sind unter einem gemeinschaftlichen Titel: "Hellenische Bibliothek", zu Paris seit 1806 erschienen, welche vorzüglich Aelian's vermischte Geschichten, Polyän, Aesop, Isokrates, Plutarch's Biogr., Strabo, Aristoteles's Politik u. s. w. umfaßt. Der ehrwürdige Greis, der zu Paris in literar. Zurückgezogenheit lebte, hat nicht auf jene Streitschriften geantwortet, zufrieden mit den Auszeichnungen, die viele seiner Landsleute ihm täglich darbrachten. Sein marmornes Standbild, von Canova verfertigt, wurde in den Lehrsälen von Chios aufgestellt. An den neuesten ruhmvollen Begebenheiten in seinem Vaterlande hat er, seinem hohen Alter gehorchend, nur in seinem Innern Theil nehmen können; wie lebhaft aber dieser Antheil war, zeigte er in der auch ins Deutsche übers. vortrefflichen Einleit. zum Aristoteles, dessen letzter Theil auf Kosten der Einw. von Scio gedruckt worden ist. Er starb im April 1833 zu Paris.

Korallen (Corallia), eine Ordnung aus der Classe der Würmer, welche die Polypen u. a. Thierpflanzen enthält, von denen die Korallenstämme oder andere ähnliche Gehäuse von steinartiger Substanz bewohnt werden. Doch muß man sich diese Gehäuse nicht als von ihren

Bewohnern erbaut, sondern vielmehr als einen, ihnen angehörenden Theil vorstellen, und sie daher nicht etwa mit Bienenzellen, sondern eher mit Schneckenschalen vergleichen, nur daß bei ihrer Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit seinem kalkigen Gehäuse vom alten, wie ein Zweig aus dem Stamme hervorgetrieben wird. Es gibt Röhrenkorallen, Sternkorallen, Punktkorallen, Gliederkorallen, Hornkorallen u. s. w. Ehemals rechnete man die Korallen zum Mineralreiche; jetzt zu dem Pflanzenreiche. Die nützlichste unter den Korallen ist die rothe Staudenkoralle; sie ähnelt einem entblätterten Bäumchen mit seinen Aesten, pflegt aber nur einen Schuh lang zu werden. Der breite Fuß des Stämmchens ist an Felsen und andern festen Körpern im Meere wie angeleimt. Den innern steinartigen Kern der Staude umgibt eine weiße Netzhaut mit vielen saftvollen Gefäßen, und diese wiederum eine röthliche Rinde, auf welcher hohle Knöpfchen mit acht Mündungen stehen, aus denen die weichen, gallerartigen Thierchen die feinen Fasern hervorstrecken, womit sie ihre Nahrung ergreifen. Die Jungen werden gleich einem Auge an Baumzweigen hervorgetrieben, reißen sich endlich los und wachsen sehr schnell zu eigenen Stauden. Die rothen Korallen werden besonders an den Küsten von Tunis und Algir, bei Corsica, vorzüglich in der Straße S.-Bonifacio, zwischen Sardinien und Corsica und in der Meerenge von Messina, zwischen Sicilien und dem festen Lande gefischt. Diese letztere Gegend liefert die schönsten, theils purpur-, theils fleischrothen, theils weißen und grauen. Sie erreichen hier eine Länge von beinahe 1 Fuß und die Dicke eines kleinen Fingers; zehn Jahre scheinen zu ihrer völligen Ausbildung nothwendig, daher haben die Fischer die etwa $1^1/_2$ deutsche Meilen lange Strecke, von der nördlichen Mündung der Meerenge nach Süden zu, in 10 Theile getheilt, und fischen jährlich nur an einer dieser Abtheilungen, zu welcher sie dann erst nach 10 Jahren zurückkehren. Die Korallen wachsen hier an Felsen, welche in der Mitte des Canals, in einer Tiefe von 350 bis 650 Faden liegen; nur die Beschwerlichkeit der Arbeit verhindert, sie in größeren Tiefen aufzusuchen. Sie finden sich vorzüglich an den östlichen, selten an den westlichen und nie an den nördlichen Seiten der Felsen. Je größer aber die Tiefe, je kleiner sind die Korallen. Die Netze sind an zwei im rechten Winkel verbundenen und mit Steinen beschwerten Hölzern befestigt, womit die Korallen abgestoßen werden. Die Arbeit ist äußerst mühsam und wegen des hier stets unruhigen Meeres auch gefährlich. Es werden jährlich an dieser Stelle an 30 Centner Korallen gefischt. In Indien werden die Korallen den Edelsteinen fast gleich geachtet und von den Europäern zu allerlei Kunstsachen verarbeitet. An der freien Luft vertrocknen die Thierchen und die Rinde erhärtet. In den südlichen Meeren sind sie so häufig, und ihr Bau wächst so schnell an, daß sie in kurzer Zeit große Räume erfüllen. So sind viele Inseln nichts anders als abgestorbene Korallenfelsen, so bilden die Korallen höchst gefährliche Bänke oder Riffe, deren zackige, scharfe Wände den Schiffen verderblich sind. Ihr Bau geht so schnell, daß oft in $^3/_4$ Jahren die Reste versunkener Schiffe ganz damit bedeckt werden, und ehemals vortreffliche Häfen, wie der von Bantam in Ostindien, durch sie angefüllt und unbrauchbar gemacht worden sind. Am rothen Meere sind ganze Städte größtentheils aus Korallen erbaut. — In der Medicin werden die Korallen als zusammenziehendes

Mittel gebraucht. Die künstlichen Korallen werden aus rothgebeizten Knochen verfertigt.

Koran (Al-Koran, nämlich der Koran, d. h. eigentlich die Vorlesung; al Forkan auch genannt, weil es in mehre Abschnitte, nämlich in 114 Suren oder Capitel getheilt ist; auch al Moschaf, das Buch; al Kitab, was wir Bibel nennen; al Dhikr, die Erinnerung, Moham. Religionsw.), das in arabischer Sprache verfaßte und von Mohammeds Schwiegervater und Nachfolger Abubekr gesammelte Religionsbuch, gleichsam die Bibel der Mohammedaner. Nach der mohammedanischen Tradition hingegen empfing Mohammed den Koran vom Engel Gabriel und zwar auf dem Pergament von der Haut des Widders, welchen Abraham statt seines Sohnes Isaak opferte; geschmückt war der Band desselben mit Seide, Gold und Edelsteinen aus dem Paradiese. Noch nach andern Sagen soll Mohammed den Koran mit Hülfe eines persischen Juden und eines Nestorianischen Mönchs verfaßt haben. War ein Capitel fertig, so legte es Mohammed in ein Kästchen, die Lade des Lehramts. Nach seinem Tode soll sein Nachfolger, der erste Kalif, Abubekr, diese einzelnen Capitel gesammelt und Osman sie nun in gegenwärtige Ordnung gebracht haben. Der in 4 Haupttheile und 114 Suren, auch 30 Haupttheile, Giuz, getheilte Koran ist ungefähr so stark, wie unser Neues Testament. Die Abschnitte enthalten sonderbare Ueberschriften; der Inhalt besteht aus vielen wunderbaren Gebilden und ist ein aus jüdischen und christlichen Religionslehren und orientalischen Geschichten verdorbenes Gemisch. Täglich wird der Koran in den kaiserlichen Moscheen und den daran stoßenden Capellen einmal durchgelesen. Ein Jude oder Christ darf das Buch gar nicht anrühren, ebenso wenig ein Türke mit ungewaschenen Händen. Eidschwüre werden auf den Koran abgelegt. Daß der Inhalt des Korans öfters mit Aussprüchen der Bibel, jedoch etwa so, als ob Jemand, der dieselben vor mehren Jahren gelesen, Stellen aus derselben aus seinem Gedächtniß anzuführen sucht, übereinstimmt, rührt daher, daß Mohammed durch den Umgang mit jüdischen Rabbinen besonders zu Aden (die Tradition nennt den persischen Rabbi Warada Ebn Nawfal als seinen Lehrer) das Judenthum, und durch die Bekanntschaft mit dem Nestorianischen Abt des Klosters Abdol Kaisi zu Basra im damascenischen Syrien, Einiges vom Christenthum kennen lernte. Die Hauptsumme seines Inhalts besteht in dem Glaubensbekenntniß der Mohammedaner: „Allah ist allein Gott und Mohammed sein Prophet!“ Derselbe enthält übrigens in einer, meist prächtigen, oft schwülstigen Sprache Erzählungen der gehabten Offenbarungen, Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, Reden Mohammeds, Lobpreisungen Gottes, bürgerliche und Sittengesetze, Ermahnungen und Warnungen, besonders gegen Götzendiener und Christen. Indem die Einheit Gottes ausdrücklich und streng behauptet wird, lehrt der Koran eine absolute Vorherbestimmung, preist und empfiehlt die Tugenden der Rechtschaffenheit, der Milde, der Wohlthätigkeit, Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, aber nicht von Vielweiberei, ja selbst Toleranz, überhaupt unverbrüchlichen Gehorsam gegen Gott und des Propheten Gebote. Besonders verdienstlich und Vergebung der Sünden erweckend ist der Tod für Gottes Sache. Den Tugendhaften nimmt ein sinnlicher Freudenhimmel, das Paradies, auf. Unter den vielen Ceremonien, welche der Koran anerkennt, sind das Gebet, Wallfahrten nach Mekka und Medina und

gesetzmäßige Reinigungen die vorzüglichsten. Unter den Mohammedaner gibt es eine Menge von Erklärungen dieses heiligen Buchs. Der Koran erschien zuerst bei Aler. Paganinus Brixensis zu Venedig, nach Einigen um 1509, nach Andern 1516 oder gar erst 1530 gedruckt. Nach der Verdeutschung des Koran durch Boysen, ist 1828 zu Halle eine neue Uebers. des „Koran oder das Gesetzbuch der Moslemen", von D. Wahl, aus d. Arab. mit einer Einleit. und Anm. erschienen.

Korea, Kaoli, Dschaosian, auch Solho, die mittlere der drei großen Halbinseln, welche von den Hauptmassen Asiens, dem nördlichen und südlichen Tiefasien und von Sochasien in den großen Ostocean hineinragen, hat von dem Isthmus an, der sie an der Mandschurei hält, eine fast ganz südliche Richtung mit geringer Neigung nach Osten. Die Halbinsel ist zwischen 34° 20′ und 40′ N. Br. in Gestalt eines Parallelogramms, jenseits des Isthmus dehnt sich das Land Korea noch bis 42° 40′ aus. Die Halbinsel selbst hat eine Länge der Küsten von 270 d. M., eine Fläche von 7000 QM. Der continentale Landstrich, welchen man politisch noch zu Korea rechnet, beträgt 2000 QM. Die Halbinsel erstreckt sich von 144° 22′ 7″ L. (Basil Bay) bis 147° 39′ 45″ L. (Kap. Clonard). Breiter ist sie weiter nördlich und schmäler natürlich am Isthmus; das Ländergebiet von Korea auf dem Festlande geht von 141° 20′ bis 148° 10′ L. Dieses grenzt im Westen an das Land von Mukden, im Norden durch das weiße Gebirge von diesem und dem von Ghirin getrennt, sonst bildet allenthalben Meer die Grenzen, im ganzen Osten das japanische, im S.O. die Straße von Korea, im Westen das ostchinesische (gelbe). Die älteste Geschichte findet in Korea ein Reich Tschaosian unter chinesischen Fürsten vor, von dem es ungewiß ist, wie weit es sich nach Süden erstreckte. Denn nur die nördliche Hälfte der Halbinsel war von jeher durch die Sianpi bevölkert, die südliche nahmen die drei Chan (3 Stämme), ein den Japanern verwandtes Volk, ein, in 3 Provinzen, Pianchan, Schinchan und Machan getheilt, außer diesen treffen wir an der mittleren Ostküste die Goeime, an der nördlichen die Wutsiu. Kurz vor Christi finden wir den Nordwesten Koreas u. d. N. Lo-lang-kiün als chines. Provinz, die unabhängigen Fürstenthümer Fuyu und Mutsiu nahmen den Norden, Machan und Goeime die Mitte, Pianchan und Sinlo (Schinchan) den Süden ein. Die Kaoli oder Koreaner hatten schon geraume Zeit die ganze Halbinsel bevölkert. An der mittleren Westküste entstand (anfangs 3 Jahrh.) das kleine Reich Petsi (Kutara), welches erst im 7. Jahrh. endete, neben ihm auf der Ostküste blühte das Fürstenthum Sinlo, welches vom 6. bis ins 9. Jahrh. dauerte. Diese beiden nahmen das Land bis an die Südspitze weg, im Norden dagegen umfaßte das Reich Kaoli (Kaokiuli), die alten Landschaften in wechselnder Ausdehnung. Im 3. Jahrh. hatten die Japaner auf kurze Zeit einen Theil der Westküste erobert. Im 7. Jahrh. ging Petsi's Herrschaft unter, Sinlo eroberte die ganze Südhälfte der Halbinsel. Schon längst hatte der Nordwesten unter den Bewegungen des continentalen Ostasiens sich mit verändert, jetzt gerieth auch der Osten von Kaoli unter die Herrschaft der südl. Mocho im Reiche Phuhai. Im 10. Jahrh. erscheint Korea folgendermaßen getheilt: im Norden die Westhälfte von Kaoli an die Ghitans, die Osthälfte an Phuhai, die Halbinsel in eine nördliche und südliche Hälfte zerschnitten, erstere von dem Bonzen Kunghy beherrscht, die letztere von Japan erobert. Von nun an folgten sich Dy-

nasten der Kaoli, welche ganz Korea, zuerst unabhängig, sofort unter der Oberherrschaft der Mongolen, nach dieser bald unter den chinesischen Kaisern beherrschten, wie es noch jetzt zu den sogenannten Schutzstaaten der letztern gehört. Die dritte Dynastie der Kaoli regiert noch und schon seit 1392. — Wir wissen von diesem Lande nur soviel, daß die auf der Ostküste vom großen weißen Gebirge nach Süden streichende Bergkette zwar steil nach Osten abfällt, aber nicht sehr hoch ist. Von Norden her scheint Korea terassenförmig sich gegen das Meer abzusenken, als Glied des Ostrandes von Hochasien. Nach Westen ist es bergig und hat wenig beträchtliche Ebenen. Das Südende der Halbinsel, wo sie nur durch die schmale (9 d. M. breite) Koreastraße von Japan getrennt wird, fällt in die See langsam ab. Der nördliche Strich auf dem Festlande ist rauh und von Bergen durchzogen. Gewässer bietet Korea in reicher Fülle dar. Die größeren Flüsse befinden sich auf dem Festland. Im südlichen Theil zwar werden Baumwolle und Reis mit Erfolg gebaut und herrscht chinesisches Klima, aber rauhe Winter, Eis und Schnee in Menge lassen sich auch hier treffen, dagegen nördlich hin die Luft kaum milder erscheint als in Mukden. Ueber den Mineralgehalt des Bodens sind wir ununterrichtet. Chinesische Quellen reden von Gold, Silber, Blei, Eisen, Topasen und Steinsalz, die man dort gewinnen soll. In den Fichtenwäldern des Norden gedeiht von Pflanzen vorzüglich die Schinseng. Auf der trefflich angebauten Insel wachsen außer den zerstreuten Fichten manche Obstarten, ein palmenähnlicher Firnißbaum, Orangen, Maulbeerbäume, es gedeihen dort Getreide, Reis, Baumwolle, Taback, Hanf, Hülsenfrüchte, Gemüse und viele Zierpflanzen. Von Thieren sind im nördlichen Theil besonders die mandschurischen, worunter noch mancherlei Pelzwild, im südlichen die europäischen Hausthiere, dann Adler, Habichte, Krähen, Tauben, in den Flüssen ein Reichthum von Fischen und bis 40 Fuß lange Krokodile getroffen werden. Auch Wallfische soll man dort fangen. Die Inseln an der Küste gleichen dem Festland in den meisten Rücksichten. — Die Zahl der Einwohner muß groß seyn, denn auch auf den dürrsten Punkten der Küste erblickt man große Dörfer. Ob aber 12—15 Mill. nicht doch zu viel sind? Sechs mindestens scheinen dem Umfang des Landes nach keine gewagte Zahl. Denn selbst die kleinen Eilande sind dicht bevölkert. Der Koreer wird uns beschrieben als eine starke, mittelhohe, schwarzbraune oder kupferfarbene Gestalt mit schwarzem Haar, von keckem Aussehen. Er stammt aus dem Norden. Reis ist die wichtigste Nahrung, überhaupt die Erträgnisse des Ackerbaues, der Viehzucht, des Fischfangs. Dem geistigen Charakter nach werden die Koreer sehr verschieden beurtheilt, theils als sklavisch, betrügerisch und liederlich, theils als bloß argwöhnisch, ehrlich und mäßig. Alle Sitten sind im Ganzen chinesisch. Die Sprache von Korea ist eine besondere Stammsprache, die mit der chinesischen nichts gemein hat, als daß sie viele Wörter von ihr entlehnt. Die Schriftzüge aber ähneln den chinesischen. Die Wissenschaft der Koreer, sowie ihre Kunst trägt chinesisches Gepräge. Geschichte, die Schriften Kong-fu-tse's, Rechtskunde, bilden das ganze Wissen. Ihre Gelehrten machen einen Stand aus wie in China. Korea wird vom Buddhismus beherrscht, der schon 572 n. Chr. dort eingeführt, erst seit 528 über die ganze Halbinsel verbreitet ward. Die Vornehmen huldigen dem Kong-fu-tse. Klöster und Mönche gibt es übermäßig viele, die den Unterricht besorgen, aber wenig geachtet werden.

— Korea ist ein eigenes erbliches Königreich, aber in doppelter Abhängigkeit von China und Japan, welche beide Tribut fordern. Das Land ist in 8 Provinzen getheilt. Jede solche Provinz zerfällt in Statthalterschaften, diese in Bezirke. Strenge Gesetze mit furchtbaren Strafen, besonders Todesstrafen, Prügel in Menge sind das Regierungsmittel. Es ist eine Bambusregierung. Die Finanzen werden in Korea gut bedacht. Es besitzt ein wohl organisirtes Heer in Regimenter, Compagnien u. s. w. getheilt, mit vielen Officieren; Marine (Ruderschiffe zu 300 Mann mit Kanonen). Es gibt 3 Stände, nämlich Adel, Bürger und Sklaven. Die wichtigsten Produkte der Gewerbsthätigkeit sind Baumwollenzeuche und Papier. Erstere, die Daba, ferner grobe Seidenzeuche, auch rohe Seide, äußerst starkes Schreibpapier von Baumwolle, wollene Tücher, Leinwand sind Waaren, die nach China und Japan ausgeführt werden. Auch ihre Schiffe, Kanonen, Schießpulver, Sandalen, Hüte u. s. w. bezeugen ihre fortgeschrittene Industrie. — Die vielen Städten Koreas von beträchtlicher Größe sind für uns fast nicht vorhanden, denn kaum wissen wir von einigen die chinesischen Namen. In der Mitte des Landes ist gelegen: Kingkitao oder Changian, Haupt- und Residenzstadt des Königs zwischen 2 Flüssen. Eine Bibliothek soll dort seyn. Der koreische Archipel, eine ungezählte Inselmenge zu Hunderten umhergestreut, grün und bevölkert, 6—7 Seemeilen vom Lande von 36° 30′ bis 38° N. Br., von hohen Granitfelsen starrend. Mehre Hafen- und viele Küstenstädte, andere am Han und seinen Zuflüssen und zahlreichen Dörfern enthalten eine große Menschenmenge. Die Inseln Argonaut und Dagelet liegen vor der Küste und werden den Sommer über von Schiffsbauern bewohnt, welche dort aus den stattlichen Wäldern Fahrzeuge verfertigen. S. Hall's „Entdeckungsreise nach der Westküste von Korea" (Lond. 1818), deutsch Weimar 1819.

Korfu, s. Jonische Inseln.

Korinna. Diese Dichterin war die Zeitgenossin und Lehrerin des Pindaros, über welchen sie, als er noch Jüngling war, mehrmals in poetischen Wettkämpfen zu Theben, welches ihr Geburtsort war, den Preis davontrug, weil entweder ihr Dialekt, der aiolische, den Böotiern verständlicher war, oder weil die Schiedsrichter entweder von ihrer Schönheit eingenommen, oder aus Achtung gegen ihr Geschlecht ihr den Vorrang gaben. Sie war eine Tochter des Archelodoros, führte den Namen Myka und war eine Schülerin der Myrtis aus Andeton, einer Liederdichterin. Zu Tanagrä in Böotien wurde sie begraben. Es scheint, als ob dieses phantasiereiche Weib sich in der Poesie mit der Sappho und Erinna gleichen Ruhm zu erwerben gewußt habe, und in ihren Belehrungen, die sie dem Pindaros gab, zeigte sie sich als eine wahre Kunstkennerin. Ihre Gedichte bestanden (außer lyrischen Gesängen und Epigrammen) aus 5 Büchern, wovon nur sehr wenige Bruchstücke vorhanden, die vollständig in Joh. Chr. Wolf's „Poetriar. VIII. Fragm. et Elog. gr. et lat." mitgetheilt worden sind. Welker hat in Creuzer's „Meletem. e disc. antiquit. II, 10 ff." die Nachrichten über sie zusammengestellt und kritisch gewürdigt.

Korinth (Koritho), hieß in älterer Zeit auch Ephyra; sie lag auf dem Isthmus, welcher den Peloponnes mit dem festen Lande verbindet, und war eine der reichsten und prächtigsten Städte des alten Griechenlands. Ihre für den Handel ausgezeichnete Lage, unweit zweier Meere,

machte sie lange Zeit zum Mittelpunkt des griech. Verkehrs. Am saronischen Meerbusen hatte sie 2 Häfen, Kenchreä und Schoenos; am korinthischen den Hafen Lechäon, welcher mit der Stadt durch Mauern verbunden war. Ihrem Reichthum entsprach die Pracht ihrer Gebäude, und die nach ihr benannte korinthische Säulen-Ordnung und Bauart zeugt von der hohen Blüthe dieser Kunst zu Korinth. Der Marktplatz und die von dort nach den Thoren führenden Straßen prangten mit den herrlichsten Gebäuden, Tempeln, Säulengängen und Springbrunnen. Keine Stadt von Griechenland besaß so viele berühmte Bildwerke in Erz und Marmor, wie Korinth. Der unermeßliche Reichthum, der durch den Handel nach Korinth kam, beförderte zwar Kunst und Industrie, erzeugte aber auch solche Ueppigkeit und Zügellosigkeit, daß das Volk zu jeden kriegerischen und großen Unternehmungen untüchtig ward. In keiner Stadt Griechenlands standen die sogenannten Hetairen in solchem Ansehen, und nirgend gab es deren so viele, als in Korinth. Sie ließen ihre Gunstbezeugungen so theuer bezahlen, daß es zum Sprüchwort ward: nicht Jedem ward es vergönnt, nach Korinth zu gehen. Diese Weichlichkeit entnervte die Nation so sehr, daß sie alle Selbständigkeit verlor, den Archivern unterthan ward, und wechselsweise die Lacedämonier, die Athener und Thebaner um Hülfe anrufen mußte. Die Geschichte von Korinth erstreckt sich ins hohe Alterthum. Sie war schon längst vor Homer durch ihren schlauen König Sisyphos (s. d.), den Ahnherrn des Odysseus, unter dem Namen Ephyre bekannt. Der in der Sagengeschichte berühmte Quell Pirene, der vom Hufe des durch Bellerophon gezähmten Pegasus geschlagen ward, sprudelte auf der Akropolis, Akrokorinth. Zur Zeit des trojanischen Krieges stand es unter der Herrschaft des Königs Agamemnon. Einige Zeit nach diesem Kriege, als die Heraklidän einen Einfall in den Peloponnes machten, und alle bisher berühmte Königssitze umstürzten, setzte sich Aletes, ein Nachkomme des Herakles, die Königskrone auf, und seine Familie herrschte in erblicher Folge 417 J. Nachdem die monarchische Verfassung während 90 J. von einer aristokratischen unterbrochen ward, vermöge welcher die Bacchiaden den Staat verwalteten, bemächtigte sich ein gewisser Kypselos wieder der Alleinherrschaft, die seine Nachkommen 73 J. behaupteten. Darauf ward die Verfassung Korinths oligarchisch, die sich ohne Veränderung erhielt. Als der achäische Bund zu Stande kam, ward Korinth das Haupt desselben. 146 v. Chr. ward es vom röm. Consul Mummius eingenommen. Nachdem es der Plünderung der Soldaten war preisgegeben worden, wurde der alten Herrlichkeit Korinths durch einen ungeheuern Brand von mehren Tagen ein Ende gemacht. Unzählige Kunstwerke wurden dort ein Raub der Flammen. Nach dem griech. Dichter Antipater aus Sidon blieben nur die Nereiden übrig. Indeß waren doch einige Kunstwerke durch den habsüchtigen Philopömen nach Pergamus geschleppt worden, und Pausanias sah sie noch in den dortigen Tempeln prangen. Auch des großen Malers Aristides köstliches Bild, worauf Polybius die röm. Kriegsknechte die Würfel spielen sah, wurde in der Folge eine der ersten Zierden des kunstliebenden Roms. Strabo sah es hier im Tempel der Ceres und pries es als das Bewundernswürdigste von Allem, was je griech. Kunst hervorgebracht hat. Julius Cäsar ließ die Stadt zwar wieder aufbauen, aber sie gelangte nie wieder zu ihrem alten Flor. In der Nähe von Korinth, auf dem Isthmus, in einem Fichtengehölz,

beim Tempel des Neptun, wurden die isthmischen Spiele, den olympischen ähnliche, gefeiert, und die Sieger mit Fichtenzweigen gekrönt. Nero befahl den Isthmus zu durchgraben, und noch sieht man die Spuren dieses unvollendeten Versuchs. Die Ruinen dieser vormals prächtigsten Stadt in Griechenland bestehen aus versunkenem Gemäuer und wankenden Säulen, die nichts mehr tragen. Das neue Korinth ist jetzt nach neuern Verheerungen in Morea eine Stadt von kaum 2000 Einw. Ruinen, Weinberge, Felder, Haus- und Oelgärten liegen zwischen den einzelnen Häusergruppen, nur noch Spur vom seichtesten Schoenos, der nichts als ein Kay für Marktverbrauch der prächtigen Stadt war, ist noch zu sehen. Die Häfen sind nur Sümpfe, welche die Luft verpesten. Die jetzigen Kirchen und die Privathäuser sind aus den Bruchsteinen des alten Korinth wieder erbaut worden. An der Ostseite liegt hoch und beherrschend die große Felsenveste Akrokorinth mit ihren hohen Mauern und unendlich vielen Thürmen, der Schlüssel von Morea, bis 1822 der Sitz des türk. Woiwoden und Commandanten und jedem Christen unzugänglich. Von Süden her ist sie am leichtesten zu nehmen und von den Griechen im Januar 1822 genommen worden. — Korinthisch nannte man alle innere Einrichtungen des Luxus und Reichthums im Innern der Palläste. Die Byzantiner hatten ein eignes Hofamt des sogenannten Corinthiarii, der über die innern Schmuckmobilien die Aufsicht führte. Westlich von Korinth blühte das Fürstenthum Sikyon (s. d.), reich durch seine Produkte und seinen Handel. Nirgends in Griechenland herrschte ein solcher Luxus, wie am Hofe zu Sikyon, wo zuerst die Künste der Malerei und Bildhauerei entstanden seyn sollen. Korinth erbte von Sikyon den Hang zum Luxus und zu allen sinnlichen Vergnügungen.

Korinthen, s. Rosinen.

Korinthisches Erz. Dieses im Alterthume so hoch gepriesene Metall, welches Plinius und Florus für eine Mischung von Gold, Silber und Kupfer angeben, war schon vor Korinths Zerstörung in Griechenland bekannt, und war dem Messing ähnlich, kam bald dem Golde, bald dem Silber näher, und hielt die Mitte zwischen dem Hochgelben und dem Weißen. Nach der Meinung der neuern Naturkundigen ist es ein wirkliches Naturprodukt, und eine vorzüglich edle Art von Messing, dessen Erzgrube wahrscheinlich den Bewohnern Korinths allein bekannt gewesen. Man benutzte das korinthische Erz zu Harnischen, Helmen, kleinen Bildern, Bechern und Gefäßen, die, mit Laubwerken und andern durch den Grabstichel zuwegegebrachten Zierrathen geschmückt, mehr der kunstreichen Arbeit, als eigentlich ihres Metalls wegen geschätzt wurden. — Korinthischer Hauptsaal ist in der Baukunst eine große Saalhalle mit einem auf Säulen ruhenden Tonnengewölbe, dessen Abseiten mit Felderdecken versehen sind. — Korinthische Höfchen heißen in der Baukunst 8 Säulen weite, lange und ebenso breite Säle die rundherum mit Flügeln von der Größe einer Säulen-Weite versehen sind. Im Ganzen zählen solche Säle 20 Säulen und ihre Bedeckung macht ein Pultdach aus. — Das korinthische Vorhaus bildet in der Mitte gleichsam ein Schiff, welches durch Säulen korinthischer Ordnung von den Abseiten unterschieden wird. Alles, was nicht zum Hauptgebäude gerechnet wird, auch die der Vorderseite entgegengesetzte Seite eines Zimmers, nennt man Abseiten.

Kork (Pantoffelholz) ist die dicke, leichte schwammige Rinde von der Korkeiche (Quercus suber). Dieser Baum unterscheidet sich dem äußern Ansehen nach fast gar nicht von der immergrünenden Eiche; nur ist seine Rinde nicht glatt, sondern rissig und schwammig. Er wird in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Portugal gefunden, wo er, als ein dicker, hoher Baum, ein Alter von 100 Jahren erreicht. In Deutschland kann er jedoch im Winter nicht im Freien ausdauern. Man hält ihn daher bei uns in Gewächshäusern, wo er aber nicht groß wird. Seine Früchte sind süßer als unsere Eicheln und werden in Spanien wie Kastanien gebraten und gegessen. Vielen Thieren und Vögeln sind sie eine nahrhafte Kost. Das Merkwürdigste am diesem Baume ist jene Rinde, welche der Kork liefert. So lange der Baum noch jung ist, darf man ihn, wenn er im Wachsthume nicht gestört werden soll, nur alle 7—8 Jahre abschälen; im höhern Alter geschieht dieß ohne Schaden alle 4 Jahre. Diejenige Rinde, welche den Splint unmittelbar bedeckt, muß jedoch sorgfältig geschont werden. Die Rinde von alten Bäumen bei der dritten Abschälung ist die beste. Außer zu Stöpfeln und Sohlen dient der Kork auch, seiner Leichtigkeit wegen, zu Schwimmkleidern. Ein Kamisol, mit 12 Pfund Kork gefüttert, erhält einen erwachsenen Menschen über dem Wasser. Außer verbranntem Kork wird eine feine, schwarze Farbe, das spanische Schwarz, gemacht. S. Phelloplastik.

Korn und Schrot, oder Schrot und Korn. Korn ist der innere Gold- und Silbergehalt der Münzen, Schrot das Gewicht derselben. Gold- und Silbermünzen, die nicht mehr Zumischung an fremdem Metalle haben, als sie gesetzmäßig haben sollen, und dabei das bestimmte Gewicht haben, sind nach dem Münzfuß richtig in Schrot und Korn.

Kornack, in Indien die Wärter und Führer eines zahmen Elefanten.

Kornbill. 1815 ging im englischen Parlamente ein Gesetz durch, das unter gewissen Bedingungen die Korneinfuhr in die englischen und irländischen Häfen bald versperrt, bald erlaubt. Der Gesetzvorschlag erregte zwischen den Gutsbesitzern und den Inhabern von Manufacturen einen harten Kampf. Die ersten suchten die Ansicht geltend zu machen, daß England hinlänglich Korn für seine Bewohner erzeuge, und man dem Fremden nur bei einer Hungersnoth oder bei hoher Theurung die Einfuhr gestatten müßte. Dagegen behaupteten die Manufacturstädte, daß der niedere Getreidepreis ein Wohl für England und besonders für die dort so wichtige Classe der industriellen Arbeiter sey. Während den Debatten kamen die wichtigsten Gegenstände der Staatswirthschaft zur Sprache. Man bewies, daß sich während der Continentalsperre die Bevölkerung Großbritanniens um $1\frac{1}{2}$ Mill. vermehrt habe, und das ungeachtet dieser Vermehrung große Heere in Portugal, Spanien, Malta, Sicilien erhielt, welche ihren Kornbedarf größtentheils aus dem Mutterlande zogen, doch im Lande selbst die hinlängliche Menge Getreide sey gebaut worden. Während jener Zeit hatte man viel Land, was früher zur Weide diente, zum Kornbau angebrochen. Bei dem Continentalfrieden war einige Zeit hindurch die Getreideeinfuhr freigegeben; dieß benutzten die fremden Kornhändler und brachten so viel Getreide nach England, daß nicht nur der Marktpreis augenblicklich bedeutend fiel, sondern auch zu fürchten stand, daß auch im folgenden Jahre er sich nicht heben würde. Die Klagen der großen Landeigenthümer, die ihre Pächter und sich durch die Einfuhr einen großen Verlust erleiden sahen, drangen endlich im Parlamente

durch, und die Kornbill wurde angenommen. Solche untersagt die Einfuhr ausländischen Getreides nach britisch-irländischen Häfen zum Verbrauch im Lande, so lange der Marktpreis einer Quarter (reichlich 2 holsteinische Tonnen und fast 5 berl. Scheffel) vom Weizen nicht über 80 und des Hafers nicht über 28 Sh. geht. In den Parlamentsdebatten wurde ausgemittelt, daß die jährliche Production des Ackerbaues in Durchschnitte den Werth von 87 Mill. Pf. St. beträgt und diejenige der Ausfuhr in Manufacturen und Fabriken 45—50 Mill., worauf der Fabrikgewinn 15—25 Mill. Thlr. betrüge. Seit 1822 haben sich jedoch Stimmen, sowohl im Publicum als im Parlament erhoben, welche wichtige Gründe gegen die bisherige Politik, den Getreidebau betreffend, vorbrachten, und dadurch bewirkten, daß der Normalpreis, zu welchem fremdes Getreide eingelassen werden soll, bedeutend herabgesetzt wurde. 1826 machte die Regierung, besonders Canning und Huskisson, den ersten Versuch, der Freiheit der Einfuhr fremden Getreides nach England nach und nach eine größere Ausdehnuug zu verschaffen. Vgl. Jos. Löwe's „England nach seinem gegenwärtigen Zustande", übers. vom Staatsrathe v. Jakob (Leipzig 1823). Hierauf wurden von dem neugewählten Parlamente 1827 mehre Bittschriften wegen Abschaffung der Cerealgesetze vorgelegt, die ohnehin dem seit 1825 angenommen Grundsatze der Handelsfreiheit widersprechen; allein im Oberhause ward Canning's Bill durch Wellington's Zusatz so entkräftet, daß der Minister sie zurücknahm und in einer zweiten Bill bloß auf Feststellung eines Mittelpreis für das aufgespeicherte fremde Getreide antrug, was auch im Juni 1827 angenommen wurde.

Kornbranntwein, s. Branntwein.

Körner (Theodor), ein deutscher Tyrtäus im heiligen Kriege 1813. Er stammte aus einer angesehenen Familie in Dresden und war 1791 geboren. Sein Vater, bis 1813 Appellationsrath daselbst, jetzt k. preuß. Staatsrath und Ritter des kaiserl. russ. Wladimirordens, in Berlin, als Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaft und Aesthetik, sowie durch die Herausg. von Schiller's Werken bekannt, nannte Schiller und Göthe seine Freunde und sah sie oft in seinem Hause. Zu Theodors Lehrern gehörten Dippoldt und der Conrector Küttner an der Kreuzschule. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunst und Poesie. Dabei war ihm sein Vater der beste Freund und Lehrer. In seinen dichterischen Versuchen förderte ihn besonders der genialische Däne Oehlenschläger, welcher sich 1804 einige Zeit in Dresden aufhielt. 1808 bezog er die Bergakademie zu Freiberg, wo er mit Liebe das bergmännische Studium ergriff. Nach einem fast 2jähr. Aufenthalt in Freiberg ging er nach Leipzig. Hier empfahl ihn allenthalben sein musikalisches und poetisches Talent, das er gern zur Erholung geselligen Vergnügens anwendete und übte. Um diese Zeit gab er auch eine Sammlung seiner ersten Gedichte heraus u. d. T.: „Knospen" (Lpz. 1810). In den meisten dieser Versuche zeigte sich das Talent, einzelne poetische Momente mit Gefühl und Wärme schnell und leicht in gebildeten, wohlklingenden Versen zusammenzustellen; aber meist ergriff er nur romantische Klänge und Schatten statt des poetischen Geistes. Doch konnte damals eine Rechtweisung dieser Art keine tiefe Wirkung auf ihn machen, da er in jenes poetische Scheinleben voll glänzender, doch unstäter Jünglingsträume, noch selbst zu sehr versunken war und dem ungebundenen fröhlichen

Umgange seiner Jugendgenossen nun fast ganz gewidmet, schon die Meinung zu hegen schien, man müsse, um genial zu seyn, sich des tiefern Studiums seiner Kunst entschlagen, und seinem Talente, wohin es auch führe, vertrauen. Die Vernachlässigung wissenschaftlicher Studien konnte man ihm leichter vergeben, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur um dem Wunsche der für ihn besorgten Seinigen zu folgen, die Universität besuchte, und sich gleichsam von den Wissenschaften umgeben, für ein bestimmtes Fach zu entscheiden und dadurch ein bürgerliches Leben zu begründen. Aber der Zauber der Poesie hatte ihn schon zu sehr gefesselt. Seine akademischen Verbindungen aber rissen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, welche ihn nöthigten, die Universität zu verlassen. Ein Glück für ihn, denn er schwebte in Gefahr, in seinem Streben nach dem Höhern durch wüstes Treiben gehemmt und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte sich bei längerm Aufenthalte in diesem plan- und zwecklosen Herumtreiben ganz verlieren, indem die Poesie, welcher er anhing, für ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit angenommen hatte. In Berlin, wo er nun (Ostern 1811) die naturwissenschaftlichen und andere Studien fortsetzte, lief er aufs Neue Gefahr, in den Strudel des akademischen Lebens hinein zu gerathen. Allein ein Fieberanfall schwächte ihn so, daß er schon im Sommer dieses Jahres zu seinen Eltern nach Karlsbad reisete. Um den Jüngling nun in eine Lage zu versetzen, in welcher er frei von jenen gefährlichen Verbindungen sich der höhern Ausbildung seines Geistes und seines dichterischen Talents widmen konnte, beschloß der Vater, ihn in Wien einzuführen, wo eine neue Welt sich vor ihm aufthat. Mehre dramatische Produkte, welche er dort schnell hintereinander auf die Bühne brachte, zogen die Aufmerksamkeit bald auf den unbekannten Jüngling hin. Einige empfahlen sich als artige Kleinigkeiten, wie „Der grüne Domino“ und „Die Braut“ und „Der Nachtwächter“, welche 1811 auf die Bühne kamen. Ihnen folgten bald „Der Vetter aus Bremen“, „Der Wachtmeister“ und „Die Gouvernante“ nach. Hierauf gab ihm eine originelle Erzählung von Heinrich Kleist, „Die Verlobung in Domingo“, zu seinem Drama „Toni“ Veranlassung. Hauptsächlich aber erwarb ihm sein Trauerspiel „Zriny“ einen theatralischen Ruf, das mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen ward. Er wurde nun in größere Cirkel gezogen und verdankte diesem Beifall die Stelle eines Theaterdichters in Wien. Außerdem schrieb er noch das ernste Drama „Hedwig“, das Trauerspiel „Rosamunda“; ferner vollendete er eine früher angefangene Oper, „Die Bergknappen“, schrieb noch zwei Opern, „Das Fischermädchen“ und „Der vierjährige Posten“, und begann eine andere, „Die Rückkehr des Ulysses“, die er für Beethoven bestimmte. Sein letztes theatralisches Werk von der ernsten Gattung war „Joseph Heyderich“. Manche Kritiker seiner ernsten Dramen glaubten, er suche Schiller's hohes Pathos mit Kotzebue's Theaterpraxis zu verbinden. Vielen seiner Freunde bangte jedoch vor dem Dichter und für der Richtung, welche sein Talent hier so leicht nehmen konnte. Aufgefordert von einem großen, nach materiellem Theateraffect so sehr begierigen Publikum, thätig zu seyn, und von Zeit zu Zeit etwas Neues zu liefern, — da er bis jetzt nur im Gebiete des lyrischen einheimisch, ohne tiefe und große Kenntniß der Welt, reiche Erfahrung, ohne den scharf beobachtenden Blick in die verschiedenen Kreise der Menschen und in den weiten Umkreis der

Geschichte war, in welche der dramatische Dichter gern die magische Beleuchtung fallen läßt, — Alles schien für seinen wahren Ruhm mehr als bedenklich zu seyn. Bestätigt wurden diese Besorgnisse durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem das meiste Aufsehen erregenden Trauerspiel Körner's nur sein lyrisches Talent, bekleidet mit dem äußern Schmuck des theatralischen Kothurns in dem brillanten Feuer der wiener Theaterkunst aufsliegen sahen. Allein die Scheinbilder des poetischen Lebens befriedigten nicht den kräftigen Lebensdrang des Jünglings; und die Leere, welche ein stetes Herumschweifen in Klängen und Bildern und die Schwelgereien des Gefühles zurückläßt, mußte den kräftigen Geist zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterlichen Ideale hintertreiben. Körner hatte den festen Zielpunkt seines Wirkens noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, indem er selbst noch nicht einheimisch geworden war? Wie leicht wäre der hochaufstrebende Jüngling unter die Lieblinge des Publikums herabgesunken, mit welchen er keinen Ruhm zu theilen verlangte! Sein guter Genius rief ihn warnend auf die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Osten über Deutschland an. Mächtig drang auch in Körner's Brust der Ruf, und der hochgestimmte Jüngling, der schon längst die Schmach seines Vaterlandes mit bitterm Weh empfunden hatte, säumte keinen Augenblick, die Leier mit dem Schwerte zu vertauschen. Er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe seine so glücklichen Verhältnisse, so manches geliebte Herz und zog den Rüstungen in Schlesien entgegen. Jetzt, in der Laufbahn des Krieges, fand er das Ziel des thatendurstigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd sich verbanden auf Leben oder Tod. Hier fand er die ernste Beschäftigung, hier den Stoff der Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangte, und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauste, tönte kräftig zu dem männlichen Liede. Die besten, kräftigsten, wahrsten Lieder hat er in dieser Periode hervorgebracht. Er trat am 10. März 1813 in das Corps der Lützow'schen Büchsenjäger. Als Lützow's Adjutant nahm er an jenen kühnen Unternehmungen Theil, durch welche sich die tapfere Schar dem Feinde im Rücken so gefürchtet machte, daß er mit innerm Grimm ihren Untergang beschloß. Bei Kitzen, wo Körner stark verwundet worden, war es den Franzosen durch Verrath beinah gelungen, ihn zu fangen; er wurde aber durch seine treuen Kameraden und zwei menschenfreundliche Bauern aufgehoben und gepflegt, sodaß er noch vor dem Waffenstillstand wieder zu seinem Corps zurückgehen konnte. Vom 17. August an erneuerten sich die Feindseligkeiten, und das Lützow'sche Corps, welches dem Marschall Davoust gegenüber stand, war fast täglich im Gefechte, wobei sich Körner stets durch seine Kühnheit auszeichnete. In einem solchen verlor er auch am 26. Aug. 1813, auf einem Felde, neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg, sein jugendlich kräftiges Leben. Eine Flintenkugel hatte seinen Unterleib durchbohrt. Nach einigen Minuten hörte er auf zu athmen. Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte Körner nach einem Nachtmarsche das bekannte Schwertlied in dem erwähnten Holze beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Körner's Leiche wurde, wie die des nach ihm gefallenen jungen Grafen Hardenberg, fortgeführt, von seinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, mit militairischen Ehrenbezeigungen, begleitet

von allen Officieren des Corps und allen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben. Sein Name schmückt die Rinde dieses Baumes. Der regierende Großherzog von Mecklenburg hat dem Vater Körner's einen Raum von 45 QRuthen um die Grabstätte geschenkt, in deren Mitte sich ein nach des Vaters Idee in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Seine einzige Schwester starb im März 1815 und ruht an seiner Seite. Körner's trauernder Vater hat ihm außerdem durch Herausgabe von 32 seiner auserwählten kriegerischen Gedichte, unter dem Titel: „Leier und Schwert“ (Berlin 1814, 6. Aufl. 1824), sowie seines „Poetischen Nachlasses“ (in 2 Bdn., deren erster „Zriny“ und „Rosamunde“, der zweite aber noch ungedruckte lyrische Gedichte und Erzählungen, begleitet von biographischen Notizen und einer Charakteristik von Tiedge, nebst dem in Kupfer gestochenen Bildnisse Theodors enthält, Leipzig 1814 und 1815) ein unvergängliches Denkmal gestiftet. S. Körner's Charakteristik in den „Zeitgenossen“ Nr. II.

Kornhandel. Auch dieser Zweig des Handels hat sich sehr erweitert, indem durch die vermehrte Bevölkerung zwar die Consumtion, aber auch die Production steigt, sobald man nur nicht die Vertheilung des Bodens und die höchste Benennung desselben durch directe und indirecte Staatsgesetze hindert. Da wo die commercielle Production an der Küste und stromaufwärts, so weit die Schiffe aus dem Meere in die Flüsse hinauf laufen können, der Menschen zu viele auf einem engen Raume, wie in Holland, zu leben zwingt, da kann auf weiten Wegen die Verproviantirung dennoch wohlfeil erfolgen, und seitdem die Kartoffeln, Bohnen u. s. w. eine Nebennahrung der Menge mehr wie vormals bilden, schränkt sich bei Korntheurung der Verbrauch im Ganzen dergestalt ein, daß wir in Friedenszeiten nur in Fabrikplätzen die Möglichkeit einer eigentlichen Hungersnoth zu besorgen haben, wider welche das Zusammentreten einiger wohlhabenden Mitbürger, wie in Elberfeld 1817 bewiesen wurde, leicht im Stande seyn wird, wahrem Mangel abzuwehren. Der Kornhandel ist der vorzüglichsten Aufmerksamkeit der Regierungen werth, und die Erkenntniß seiner Natur wird besonders in Zeiten der Hungersnoth höchst wichtig. Die große Thätigkeit, mit der jetzt in allen Reichen Europas der Getreidebau getrieben wird, läßt zwar eine allgemeine Hungersnoth nicht befürchten; wenn auch eine oder mehre Gegenden eine Fehlernte trifft, so wird diese durch die ergiebigen Ernten in andern Ländern wohl compensirt werden können, wenn nur dem Kornhandel keine Hindernisse und Sperrungen in den Weg gelegt werden. Man hat ehedem in den meisten Ländern geglaubt, daß das Getreide überhaupt eine Sache wäre, deren Ausfuhre man gar nicht gestatten müßte; und es haben in verschiedenen Ländern dergleichen Verbote auch beständig stattgefunden, weil man sie als ein sehr dienliches Mittel, die Theurung der Lebensmittel zu verhindern, angesehen hat. Allein, ein solches beständiges Verbot kann weder das Aufnehmen der Landwirthschaft befördern, noch ein Mittel, die Theurung zu verhindern, abgeben. Wenn gar kein Getreide ausgeführt werden darf, so kann der Landmann nicht mehr Getreide anbauen, als im Lande comsumirt wird. Natürlicher Weise will er keine vergebliche Arbeit verrichten und eine Waare in Menge gewinnen, die er nur bis auf eine gewisse Proportion los werden kann. Er schränkt sich also mit dem Anbaue auf seine eigne Noth-

)urft und auf eine gewiſſe Quantität ein, von welcher er aus der Er-
fahrung weiß, daß er ſie abſetzen kann. Ein ſolches Verbot würde auch
)em Kameralintereſſe der Landesherren ſchädlich ſeyn. Wenn ein ſolches
Verbot ſtattfindet, ſo können die Pächter ſowohl der Domainen- als auch
)er übrigen Landgüter nicht ſo viel Pacht geben als ſonſt. Indeſſen
)önnen doch die Umſtände der Zeit und eine anfangende Theurung das
Verbot der Ausfuhre des Getreides allerdings nothwendig machen. Es
muß aber niemals ohne zureichenden Grund geſchehen. Ein unzeitiges
Verbot der Ausfuhre vermehrt die Theurung, die man abwenden will.
Die geringſten Umſtände, und, ſozuſagen, ein Wind, haben in den
Aufſchlag des Getreides einen Einfluß. Jedermann, den die Noth nicht
um Verkauf zwingt, iſt ohnehin nur allzu ſehr geneigt, mit ſeinem Ge-
reide zurückzuhalten und einen höhern Preis abzuwarten. Die ge-
ringſte Vermuthung alſo, daß eine Theurung entſtehen kann, iſt ein Be-
weisgrund für vermögende Landwirthe, mit dem Getreide anſichzuhal-
en. Ein Verbot der Ausfuhre aber macht alle Landwirthe aufmerk-
am. Sie ſchließen daraus, daß Mangel vorhanden iſt, und daß mithin
)ie Theurung groß werden wird. Will man das Verbot der Ausfuhre
)es Getreides aus dem Lande mit zureichendem Grunde ergehen laſſen,
)o muß man dabei folgende Umſtände in Betrachtung ziehen. 1) Man
muß die Anzahl der Menſchen im Lande genau wiſſen, und in dieſer
Abſicht ſowohl die Todtenliſten als auch die wirkliche Zählung der Men-
ſchen zu Hülfe nehmen. Aus dieſer Anzahl Menſchen kann man leicht
)ie Conſumtion des Getreides im Lande beſtimmen. 2) Man muß die
Quantität des im Lande erzeugten Getreides in jedem Jahre, ſo viel
möglich, in Erfahrung zu bringen ſuchen. Dieſes geſchieht, wenn man
)ie Anzahl der cultivirten Aecker ſowohl als auch die darauf erzeugten
Schocke Getreide nach den Berichten der Unterobrigkeiten in gewiſſe Ge-
neraltabellen bringen läßt und die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des
Jahres dabei in Betrachtung zieht. 3) Man muß auch den im Lande
noch befindlichen Vorrath von dem Getreide des vorigen Jahres wiſſen.
Zu dieſem Ende ſind Unterſuchungen nöthig. Die Scheunen und Schütt-
)öden müſſen dem Commiſſaire ohne die geringſte Weigerung und ohne
Ausnahme geöffnet und alle einzuholende Nachrichten getreulich ange-
zeigt werden. 4) Man muß aus dem Acciſe- und Zollregiſtern die
Quantität des ausgeführten Getreides wiſſen. 5) Endlich muß man auch
)eſtändig zuverläſſige Nachrichten haben, in was für einem Preiſe das
Getreide in den benachbarten Ländern ſtehe, und wie überhaupt ſolches
)aſelbſt gerathen iſt. Wenn man von all dieſen Umſtänden ſichere
Nachrichten hat, wird man allemal im Stande ſeyn, mit Gründlichkeit
zu beurtheilen, wann es Zeit iſt, das Verbot der Ausfuhre des Getrei-
)es ergehen zu laſſen. Es mögen aber die Umſtände die Ausfuhre des
Getreides noch ſo ſehr widerrathen, ſo iſt es doch keine unumgängliche
Nothwendigkeit, daß man dieſelbe öffentlich verbieten müſſe. In England
)eſchieht Dieſes zwar auch; denn wenn das Getreide über den geſetzten
Preis ſteigt, ſo wird die Ausfuhre ſogleich unterſagt. Allein, man kann
ich, ſowohl in Nothfällen, als auch überhaupt zu allen Zeiten, der Korn-
uflagen als eines viel ſicherern und nützlichern Hülfsmittels, die Aus-
uhre des Getreides zu dirigiren, bedienen. Man lege Abgaben, Zoll
)der Acciſe auf das Getreide, welches aus dem Lande geht. Hat man
glückliche Jahre und das Getreide im Ueberfluß und wohlfeilen Kaufes,

so mindere man die Auflagen, oder schaffe solche gar ab. Das Korn wird alsdann viel eher und mit größerm Vortheile verhandelt werden. Vgl. Galiani's „Dialogen über Regierungskunst und Getreidehandel“ (1754, aus dem Franz. mit Anm., Lemgo 1777); Reimarus's „Fragen von der Aus- und Einfuhr des Getreides“ (Hamburg 1771); Normann, „Die Freiheit des Getreidehandels“ (Hamburg 1802).

Kornkeller (Silo, spanisch), eine ungefähr 14 Fuß tiefe Grube zum Aufbewahren des Getreides. Sie wird am besten in Mergelboden, der nicht ganz trocken ist, angelegt. 8½ Fuß tief über dem Grunde wird ein Mauergewölbe aufgeführt, das sich an die Einschüttungsröhre anschließt. Die Wände rings um die ganze Grube werden mit Stroh ausgeschlagen. Sorgfältige Erfahrungen haben gezeigt, daß gegen 300 Scheffel Weizen, die sich in einem Silo befanden, sich um einige Scheffel vermehrt hatten, während das Gewicht der ganzen Masse um 2½ Proc. vermindert war. Außer der obern Schicht, die etwas dumpfig geworden, war das ganze Getreide gut erhalten. Die Kosten der Aufbewahrung auf Böden berechnet man im Allgemeinen auf 10 Proc., in größern Silos aber, wenn diese erst nach 2 Jahren geöffnet werden, auf 1 Proc.

Kornmagazine, oft auch nur das Magazin, schlechthin, Kornhaus, Kornspeicher, Proviantshaus genannt, ein eigenes Gebäude, in welchem Getreide oder Korn in Menge aufbehalten wird, um einem besorglichen Mangel desselben abzuhelfen. Man nennt sie öffentliche Magazine, wenn darin zur Zeit, da das Korn wohlfeil ist, ein starker Vorrath von Korn von dem Landesherrn oder der Obrigkeit aufbehalten, um in dem Jahre des Miswachses die Einwohner damit zu versorgen, oder es ihnen in theuren Zeiten um einen billigen Preis zu verkaufen. Sie unterscheiden sich von Kornlagern, welche vom Kaufmann des Gewinnes wegen angelegt werden, sowie von Privatmagazinen, über die zwar oft selbst die Obrigkeit, aber nicht zum allgemeinen Gebrauch, sondern nur zum Vortheil gewisser besondern Institute, als des Kriegswesens, der Bergwerke, der Manufakturen u. dgl. verfügt. Die öffentlichen Getreidemagazine gehören unstreitig unter die Anstalten einer weisen Regierung. Denn die Theurung hat allzu nachtheilige Folgen für den Wohlstand des gemeinen Wesens, als daß sie nicht in der Vorsorge, die Unglücksfälle abzuwenden, eine vorzügliche Stelle einnehmen sollte. Sie können zwar ihren heilsamen Zweck erreichen, wo sie groß genug sind, das Land eine geraume Zeit mit Getreide zu versorgen. Allein der Errichtung und Unterhaltung solcher bedeutenden Getreidemagazine stehen fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege: denn erstens können sie nur in sehr wohlfeilen Zeiten angelegt werden; geschieht dieß in Jahren der Theurung, so würde durch sie der Preis des Getreides nur erhöht und der Staat großen Verlusten ausgesetzt werden. Dann ist auch ihre Anlegung, die Unterhaltung der dazu erforderlichen Gebäude und die Aufsicht über dieselben mit einem ungeheuren Kostenaufwande verbunden; dazu kommen die Verluste, welche durch Untreue der verwaltenden Beamten, sowie durch die jährliche Einbuße durch Schwand, Kornwurm, Mäusefraß, Brandschaden u. s. w. herbeigeführt werden. Unter den zahllosen Entwürfen, die in neuerer Zeit gemacht wurden, um durch Errichtung von Getreidemagazinen das Land vor möglichem Brotmangel und vor einem für viele Classen der Staatsbürger unerschwinglichen Preis des Getreides zu schützen, scheint die vom Grafen von Soden zuerst an-

die Bahn gebrachte und in mehren Ländern bereits praktisch ausgeführte Idee eines Idealgetreidemagazins (S. dessen Schrift: „Zwei national-ökonomistische Ausführungen, 1) das idealische Getreidemagazin, 2) die National-Hypothekenbank", Leipz. 1813) am meisten Aufmerksamkeit zu verdienen. Diese Anstalt beruht auf einer einzigen, einfachen Staatspolizeiverordnung, welche 1) jeden Staatsbürger, der Grundeigenthum oder Getreidegefälle aus Grundeigenthum besitzt, verpflichtet, einen bestimmten Theil dieses seines Getreideeinkommens für den Staat aufzubewahren oder in Bereitschaft zu halten; 2) um die Masse des aufzubewahrenden Getreides zu bestimmen, muß die Regierung das jährliche, ungefähre Nationalbedürfniß kennen; 3) die Regierung theilt ein bestimmtes Quantum, z. B. die Hälfte dieses jährlichen Nationalbedürfnisses, nach Beschaffenheit der Ernte, am Ende jedes Jahrs auf den ganzen Staat, nämlich auf die Grundeigenthümer und Naturalrentenbesitzer aus; 4) diese Austheilung geschieht im zunehmenden, progressiven Verhältniß, d. h., jeder Grundeigenthümer oder Naturalrentenbesitzer, der nur sein und seiner Familie eigenes Bedürfniß erzeugt, bleibt von der Aufbewahrung ganz frei, und in dem Grade, als die Quantität des, nicht zum eigenen Bedarf erforderlichen Ertrags und Besitzes steigt, erhöht sich auch die aufzuhebende Masse; 5) die Regierung visitirt nicht die Getreideböden, sie enthält sich inquisitorischer Maßregeln, sie verlangt nur den, jedem Einzelnen nach jenen Grundsätzen zugetheilten Betrag und 6) diesen Betrag verlangt sie nur dann, sie verlangt ihn einzig in dem Fall, wo wirklicher Mangel eintritt, wo also z. B. dieser durch das drei- oder vierfache des, unter gewöhnlichen Verhältnissen stattfindenden Getreidepreises sich verkündet; 7) die Regierung verlangt diesen Betrag nicht in einem andern, als dem höchsten zu beurkundenden Ausfuhrpreise; 8) sie verlangt zwar zunächst den Naturalvorrath, aber sie stellt dem Grundeigenthümer oder Naturalrentenbesitzer frei, den ihn treffenden Betrag um diesen, ihm von ihr zu vergütenden Preis beizuschaffen; zu dieser Beischaffung und zu nichts weiter verbindet sie ihn.

Kornmangel tritt dann ein, wenn einem Lande das zu seinem Bedarf nöthige Getreide mangelt. Fielen die Ernten immer ergiebig aus, oder könnten die schlechten Jahre durch Aufspeichung des Korns zu Zeiten des Getreideüberflusses gegen die fruchtbaren Jahre ins Gleichgewicht gebracht werden, so würde nie ein Kornmangel entstehen. Allein eine so große Magazinirung, um ein ganzes Land zu versorgen, ist wohl nicht möglich, da ein Volk von 10 Mill. jährlich 4000 Mill. Pfund Korn consumirt. Am meisten wird dem Kornmangel durch den Kornhandel (s. d.) entgegengewirkt, da es wohl nicht leicht der Fall seyn wird, daß in allen Ländern Europas zu gleicher Zeit das Korn mißrathe. Seitdem der Anbau der Kartoffeln so allgemein geworden, hat sich die Menge der Lebensmittel ungemein vermehrt. Mißrathen diese aber auch, so wird eine große Noth herbeigeführt, da die Kartoffeln kein Gegenstand des Welthandels sind. Dieß war 1816 am Rhein der Fall, wo die anhaltende Nässe die Korn- sammt der Kartoffelnernte zerstörte. Um einer allgemeinen Noth in solchen Jahren, wie die von 1816 und 1817, vorzubeugen, haben sich Kornvereine (s. d.) gebildet.

Kornvereine. Diese Anstalten gingen in unserer Zeit ohne Mitwirkung der Regierung aus dem Bürgerstande hervor; ein schöner Be-

weis, wie Gefühl für Menschenwohl und Humanität sich immer mehr verbreiten. Elberfeld, in dessen Mauern schon manches Gute gepflanzt wurde, keimte und blühte, gab in Deutschland zuerst das Beispiel zur Errichtung von Kornvereinen, und vorzugsweise entwarf der Plan zu ihnen der Banquier Aders, ein Mann, der durch seine vielfältigen Bemühungen, der vaterländischen Industrie einen weiten Wirkungskreis zu geben und die zerstreuten Kräfte zu einem, man könnte sagen, weitumfassenden Zweck zu vereinen, den vollen Dank seines Vaterlandes sich verdient hat. Die Idee derselben wurde zwar zum Theil durch die Brotnoth, mit der die Jahre 1816—17 drohten, veranlaßt; aber mit einer Weisheit aufgegriffen und mit einer Vorsicht und festen Thätigkeit in Wirklichkeit gesetzt, die musterhaft bleiben werden. 153 Bürger traten zu einem Kornvereine (Kornhansa) in Verbindung; an ihrer Spitze stand Aders, und schossen ein Capital von 74.000 Thlr. zusammen; sie trieben damit Handel, worin sie 455.416 in Umlauf brachten. Die Kornhansa kaufte ihr Korn auf entlegenen Märkten, auf welchen eine Menge vorhanden war und demnach in niedrigern Preisen stand. Ihre Einkäufe machte sie zu Amsterdam und an der Ostsee. Hierdurch hatten sie es in ihrer Gewalt, die Kornpreise wöchentlich für ihr Kaufhaus zu bestimmen und dem Wucher zu steuern, indem sie die andern Getreidehändler zwangen, ihre Preise nach dem der Hansa zu stellen. 15 Schöffen besorgten die Geschäfte; es wurde eine Münze geprägt, auf der die Worte standen: „Elberfelder Kornverein“ und auf der andern Seite: „Kauft in der Zeit, so habt ihr in der Noth“. Die Münze galt 5 Stüber; wöchentlich wurde eine bestimmte Anzahl derselben an Bürger, welche zu dieser Wohlthat geeignet und in einer Liste verzeichnet waren, ausgetheilt. Das Brot hatte nun die nämliche Taxe mit dem in andern Städten; doch jeder Bürger, der eines holte, bekam es 5 Stüber billiger, weil er für so viel dem Becker die Münze anrechnete. Der Becker holte sich aus dem Kornmagazine für den bestimmten Preis sein Getreide und erhielt ein Malter Korn, wenn er 50 solcher Münzen, die ihm zu 4 Thlr. 10 Stüber berechnet wurden, überbrachte. Auf diese Weise wurde jeder anderweitigen Verkauf des Korns außer Elberfeld vorgebeugt, indem nur ein elberfelder Bürger so wohlfeil Brot vom Becker, und nur ein elberfelder Becker so wohlfeil Getreide aus dem Vorrathe erhielt. Die Kornhansa, welche immer die günstigsten Zeitpunkte für ihre Einkäufe ergriff, gewann durch ihre Speculation ein Capital von 10.000 Thlr. und erwarb sich das schönste Verdienst, womit je ein Mensch sein Leben zieren kann, wohlthun, dabei zeichnete die elberfelder Kornhansa eine edle Uneigennützigkeit auch in der Folge aus; von ihrem Gewinne erbaute sie ein allgemeines Krankenhaus. Der König ehrte diesen Bürgersinn und gab zur Errichtung des Krankenhauses 1000 Thlr. Nach dem Muster der elberfelder Kornhansa traten auch in Frankfurt 409 Bürger zusammen und bildeten einen Fond von 128.305 Gulden. Da sie aber ein für allemal einen Brotpreis festsetzten, 26 Kreuzer für 6 Pf., und es zu allen Zeiten dem Bedrängten hierfür überließen, und weil sie ihr Getreide nicht von den weit entlegenen, aber wohlfeilern Märkten bezogen, so verloren sie bei 70.000 Gulden an ihrem Capitale.

Koromandel, die östliche Küste Vorderindiens, vom Cap Komorin bis an die Mündung des Kistnaflusses, sandig, am Strande des Meeres, aber im Innern desto fruchtbarer. Von Anfang October bis April wehen

die Nordwinde längs dieser Küste und zwar während der ersten 3 Monate mit solcher Heftigkeit, daß die Schifffahrt hier mit offenbarer Gefahr verbunden ist; vom April bis Mitte October wehen die Südwinde, und im Verlauf dieser Monate kann man sich mit Sicherheit dieser Küste nähern. Während dieser Jahreszeit weht den Tag über nicht selten ein brennendheißer Wind, der Alles ausdörrt und das Athmen erschwert, doch erfrischt der kühle Seewind über Nacht allemal wieder das Land. Da die Küste zwischen den Wendekreisen liegt, so hat sie 2 Regenzeiten, die eine, wenn die Sonne über sie hinweg nach Norden geht, die andre, wenn sie nach Süden zurückkehrt. Doch ist das Klima deßhalb nicht ungesund. Sie ist sehr reich an Baumwolle, hat keinen Hafen, einen seichten Strand, und ist durchaus ganz in der Hand der Briten und ihrer Präsidentschaft; denn das dänische Trankebar und das franz. Pondichery sind keine haltbare Punkte.

Körper heißt jede Materie in der Natur, insofern wir sie nicht als gestaltlos, sondern als einen bestimmten Raum einnehmend betrachten. Eine Figur nach geometrischem Ausdruck, die sich nach allen Seiten, d. h. nach Länge, Breite und Dicke, ausdehnt. Einen Körper kann man sich durch die Bewegung einer Fläche, sowie diese durch die Bewegung einer Linie und diese durch die Bewegung eines Punktes gebildet denken. Körper sind gleich, wenn sie in ihre körperlichen Räume passen; sie sind ähnlich, wenn sie gleiche Winkel haben und die Linien ihrer Oberflächen in Verhältniß stehen; z. B. alle Würfel, alle Kugeln u. dgl. sind einander ähnlich. Regulaire oder platonische Körper sind solche, deren Seiten und Winkel gleich sind. Es gibt deren fünf: Tetraëdron, von 4 gleichseitigen Dreiecken, Hexaëdron, von 6 Quadraten, Octaëdron, von 8 gleichseitigen Dreiecken, Dodekaëdron, von 12 Fünfecken, Ikosaëdron, von 20 gleichseitigen Dreiecken, begrenzt. Man unterscheidet außerdem noch prismatische, pyramidalische, kegelförmige, kugelförmige Körper. In der Naturlehre theilt man die Körper, in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie, in feste oder flüssige, letztere in liquide oder tropfbarflüssige, und in expansible oder elastisch-flüssige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den festen unterscheidet man bekanntlich wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organisirte, die mittelst gewisser innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von Außen durch mechanische Kräfte entstehen und verändert werden.

Körperschaften, s. **Corporationen**.

Kortüm. Die Stammeltern dieses deutschen Geschlechts von altem Schrot und Korn wohnten in Friesland und besaßen am Dollart die Burgen Mellum, Rondum, Kortum, waren fehdelustige und mächtige Ritter, welche manches Abenteuer bestanden. Durch die ostfriesischen Ueberschwemmungen der Jahre 1208 und 1570 gedemüthigt und in Armuth gebracht, gab die Familie ihren Adel auf, worauf sie nach Bremen, Hamburg, Aschersleben, Mecklenburg auswanderten und bürgerliches Geschäft trieben, auch als Prediger, Aerzte, Advokaten, theils dort, theils in Westfalen, wohin sich ein Zweig in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wandte, guten Leumund und ein anständiges Auskommen gewannen. Sie mußten jetzt ihre geistigen Kräfte aufbieten, indeß früher meistens die leibliche herrschte, wie sie im Wappen, das sonst auf dem Helme und im

Schilde einen Rosenstrauß, Sinnbild der heitern und üppigen Lebenslust, führte, den Pelikan, das Zeichen der brüderlichen Arbeit und Hingebung, nicht ohne Bezug auf die geänderten Verhältnisse, annahm. Dieß zeigte besonders thatsächlich Renatus Andreas K., ein gelehrter und freimüthiger Mann. Er schrieb, neben mehren gedruckten Abhandlungen über theologische Gegenstände, eine nur handschriftlich vorhandene Geschichte der Grafschaft Mark, schirmte als Prediger der dortigen Gemeinde Hottingen die Rechte des Landes gegen die, unter dem König Friedrich Wilhelm I. übliche preuß. Soldatenpresse, wurde deßhalb 1721 abgesetzt, Staatsgefangener nach Berlin gebracht, aber bei seiner gründlichen und geschickten Vertheidigung auf unmittelbaren Befehl des Königs freigegeben und als Prediger nach Lebus versetzt. Die Geschichte dieser Familie zeigt noch mehre ähnliche Züge einer gewissen Charakterstärke und Selbständigkeit. So gerieth Georg Siegfried K., Prediger zu Eichhorst im Mecklenburg-Strelitz (um 1750), noch im hohen Alter mit dem dortigen Edelmann, einem Herrn von Bredow, über die, dem adeligen Gutsbesitzer vortheilhafte, dem Kirchenrecht aber widerstrebende Auflösung eines Dorfes von der Pfarrgemeinde, in Streitigkeiten. Schmeicheleien, Verheißungen, Zusprüche scheiterten an der Redlichkeit des alten Mannes. Also lud ihn der adelige Patron eines Abends zum Nachtessen, an welchem mehre Edelleute der Umgegend Theil nahmen, brachte nach allerlei freundlichen und heitern Gesprächen plötzlich die Rede wieder auf den Gegenstand des Streits, bat, der Prediger möge doch endlich einwilligen in die Einverleibung des fraglichen Dorfes in eine andere Pfarrei, verhieß volle Entschädigung, sprang aber, wieder abgewiesen, zornig mit den übrigen Gästen auf, holte einen Stock und trat mit den Worten: "Pfaffe, kennst du Mosis's Stab?" vor den alten Herrn. Dieser stand ruhig auf, nahm ein geladenes Pistol aus der Tasche und sprach: "Junker, kennst du Aaron's Räucherfaß?" Fortan sprach man nicht mehr von der Sache. — In unsrer Zeit ward berühmt E. A. Kortüm, geb. 1745, starb als D. der Medicin und Hofrath zu Bochum in der Grafschaft Mark 1824, hochverdient um seine Landsleute als gelehrter wie als praktischer Arzt. Am berühmtesten ist er jedoch durch sein satyrisch-komisches Gedicht: "Jobsiade oder das Leben und Thaten des Kandidaten Hieronymus Jobs", in Knittelversen mit Holzsch., Hamm 1824, 3. Aufl. Man kann dieses Heldengedicht in seiner Art wohl classisch nennen; allen Erfordernissen an einen burlesken Roman in Versen ist darin Genüge geleistet, und es läßt sich fragen, ob in dieser Linie der Poesie etwas Aehnlich-Treffliches aufzufinden ist. Kortüm — sagt J. B. Rousseau — weiß den Volkston zu treffen, er ist der ausgebildete Hans Sachs unserer Zeit. Seine Sprache ist fließend und seine Erzählung ineinandergreifend; die Späse sind witzig, treffend, Vieles ist localisirt. Gemüth ist das Vorherrschende seines Charakters, und mit der liebenswürdigsten Natürlichkeit erzählt er die unterhaltendsten Dinge. — Georg Siegfried K's. Enkel, Joh. Fr. Chr. Kortüm, ist jetzt Professor der Geschichte an der Akademie zu Bern.

Korvey, vormalige berühmte gefürstete Benedictinerabtei im westfälischen Kreise, deren ersten Mönche aus dem in Westfranken (in der spätern Picardie) gelegenen Kloster d. N. stammten. Zuerst in dem unfruchtbaren solinger Walde gegründet, ward es deßhalb nach 6 Jahren vom Kaiser Ludwig dem Frommen (822) in das reizende und fruchtbare

Thal an der Weser bei der königl. Villa Hutat (jetzt Stadt Hörter) verlegt. Zum Unterschied von jenem ältern Korvey ward es Corbeia nova, Neukorvey, genannt. Es zeichnete sich schon in den ersten Jahren durch eine gute Bildungsanstalt, sowie durch seine Missionnaire bei der Bekehrung der Dänen und Schweden (wir erinnern an Anschar, s. d., 826) aus, wurde reichlich dotirt und bekam schon von Ludwig d. Fr. Stadtberg, Markt- und Münzrecht, nebst andern Privilegien. Kaiser Lothar soll (844) dem Kloster die Insel Rügen geschenkt haben; wenigstens hat das Stift immerfort auf diese Insel Ansprüche gemacht, welche auch der Papst Hadrian IV. 1154 bestätigte. Schon 940 hatte sich beim Kloster eine Stadt Korvey gebildet, die später wegen Feuersbrünsten nach Hörter verlegt wurde. Im Anfang des 10. Jahrh. litt Korvey durch die Einfälle der Ungarn. Am meisten ist Korvey als Pflanzstätte der Cultur in Deutschland berühmt geworden. Die dasige Schule blühte besonders im 9. und 10. Jahrh. Wittekind, der Geschichtschreiber dieses Klosters (in der Mitte des 10. Jahrh.), sowie andere Geschichtschreiber, Gelehrte und Geistliche bildeten sich hier (s. Chr. Fr. Paullin's „Theatrum illustr. viror. Corbeiae Saxonicae", Jena 1686, 4., und Leibnitz's „Introduct. ad script. Brunsvic.", Bd. 1, S. 26 fg.), und überhaupt kann es an Wichtigkeit für die Cultur nur Fulda nachstehen. Auch führte dieses Kloster seine Annalen fort, welche für die Culturgeschichte des Mittelalters wichtig sind. Das Kloster schwang sich bald zur unmittelbaren Reichsabtei empor; der Abt hatte auf dem Reichstage unter den gefürsteten Aebten die letzte Stimme und stand als Abt unmittelbar unter dem römischen Stuhle. 1794 wurde Korvey zu einem Fürstbisthum erhoben, das aber nur 14 Pfarreien enthielt. Das dazu gehörige Gebiet, zwischen der Weser und dem Hochstift Paderborn gelegen, enthielt 5 QM. mit 10.000 Einw.; ein zum Theil gebirgiges, waldiges Ländchen. Durch den Luneviller Frieden wurde 1801 das Hochstift säculariſirt und als ein weltliches Fürstenthum an Nassau-Oranien gegeben; 1807 kam es zum Königreich Westfalen, 1815 an Preußen, wo es jetzt einen Theil des Kreises Hörter im Reg.-Bez. Minden bildet. Die Lage der ansehnlichen Gebäude an der Weser ist höchst reizend. Die herrliche, in Form eines Kreuzes erbaute, ehemalige Domkirche enthält in ihrem Innern schätzbare Gemälde und alte Denkmäler. Korvey ist jetzt eine Besitzung des Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rothenburg, die 1822 vom König von Preußen zu einem Mediatfürstenthum erhoben wurde. Bei Korvey wird jährl. ein stark besuchter Markt gehalten. Hier wurden 1517 die 5 ersten Bücher der „Annalen" des Tacitus durch Papst Leo's X. Cassirer, Angelo Arcombold, gefunden. Der Codex, den der Erzbischof Anschar, der Stifter der Klosterbibliothek, daselbst aufbewahrt hatte, und für den Leo X. dem Arcombold 500 Gulden zahlte, kam durch denselben Papst in die Bibliothek von Florenz. S. Wigand's „Geschichte von Korvey" (1819).

Korybanten (Kureten, Idäi, Daktyli, bei den Römern eine eigne Priesterschaft, genannt Galli) sollen von Korybas, Sohn der Cybele und des Jasion, abstammen. Sie waren Priester, welche Korybas zum religiösen Dienste seiner Mutter, der Göttin Cybele, auf der Insel Kreta in Phrygien eingesetzt hatte. Nach einer weit ältern Sage waren sie Abkömmlinge des Vulcan. Darauf deutet man die Erzählung von dem Getöse, das sie mit den Waffen machten, als ihnen Rhea den neugebo-

renen Jupiter übergab, damit Saturn das Geschrei des weinenden Kindes nicht höre. Nach Apollodorus waren die Korybanten Söhne Apollos und der Thalia, nach Andern Apollos und der Rhea.

Kos oder Koos, anmuthige Insel Griechenlands, im ägäischen Meere (jetzt Stanchio oder Stincho) an der kleinasiat. Küste, den Städten Halikarnaß und Knidos gegenüber (4½ QM., 4000 Einw.), das Vaterland des Apelles und Hippokrates. Hier stand ein berühmter Tempel des Aeskulap. In Kos wurden die feinen, halbdurchsichtigen Gewänder von Seide verfertigt, welche das Alterthum so schätzte.

Kosacken (Kasacken), alle diejenigen Völkerstämme, welche die südlichen und östlichen Gegenden von Rußland, Polen, der Ukraine u. s. w. bewohnen und die Grenzen des russ. Reichs nach dieser Seite hin bewachen, weßwegen sie keine eigentliche Schatzung bezahlen, sondern dafür den Kriegsdienst versehen. Fast alle bekennen sich zur griechisch-russischen Kirche; die Einrichtung ihres Gemeinwesens ist jedoch unabhängig von der russ. Verfassung und durchaus kriegerisch. Ueber den Ursprung dieses Volks und seines Namens ist man nicht einig. Beides will man auf die Landschaft Kaschia, von Konstantin Porphyrogeneta also benannt, zurückführen. Im Türkischen bedeutet Kazak einen Räuber, im Tatarischen aber einen herumstreichenden, leichtbewaffneten Soldaten. Da die Kosacken aus den Steppen jenseits der Wolga herstammen, so können sie allerdings Ueberbleibsel von Tatarhorden seyn, welche sich zu verschiedenen Zeiten daselbst niedergelassen haben. Nach Andern sind sie russischen Ursprungs. Auch ist ihre Sprache eigentlich die russische, obgleich sie durch ihre frühern Kriege mit den Türken und Polen viele Wörter von diesen aufgenommen haben. Wahrscheinlich sind sowohl die donischen als die kleinrussischen Kosacken von zusammengelaufenen, verwegenen russischen Abenteurern der nowgorodischen Provinzen entstanden. Die Kosacken sind von schönem Körperbau, entschlossene, aber räuberische Soldaten. Sie wohnen in kleinen Häusern, die zu 100 oder 200 eine Stanitze ausmachen, treiben Viehzucht, Pferde-, Schaf- und Bienenzucht, lieben Garten- und Weinbau und häusliche Gewerbe. Die malorossikischen (d. i. kleinrussischen) Kosacken entstanden wahrscheinlich im 14. Jahrh., als Kriege und Eroberungen der Polen die Einwohner einiger russ. Landschaften bewogen, in den Gegenden des Dnepr Sicherheit zu suchen, zu deren Erhaltung sie eine ganz militairische Einrichtung unter sich einführten. Sie breiteten sich nach und nach bis an den Bug und Dnestr aus, legten Städte und Dörfer an und streiften gegen die Türken und Tataren. Polen bediente sich daher derselben als eine Vormauer gegen jene Völker; König Stephan Bathori errichtete 1566 bei ihnen 6 Regimenter, jedes von 1000 Mann, und gab ihnen einen Oberbefehlshaber mit Namen Ataman oder Hetman (von Het, Haupt). Als König Sigmund III. ihre Freiheit schmälerte, ihnen die Streifereien gegen die Türken und Tataren verbot, um nicht in Krieg mit diesen Völkern verwickelt zu werden und die kathol. Religion unter ihnen einführen wollte, so entstand ein langwieriger Krieg, der die Kosacken bewog, sich unter russ. Herrschaft zu begeben. Sie blieben Rußland bis 1708 getreu, als ihr Ataman Mazeppa zu dem schwed. König Karl XII. überging. Ungeachtet nicht das ganze Volk an seinem Abfall Theil genommen, so behandelte sie doch der Kaiser Peter I. sehr streng. Die Stelle eines Ataman blieb mehre Jahre unbesetzt. — Die Kosacken haben keinen Adel unter sich;

alle sind gleich und können, ohne sich herabzulassen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgesetzten werden aus ihrer Mitte gewählt und nur die Oberbefehlshaber von der Regierung bestätigt, die auch nur mit Genehmigung derselben wieder abgesetzt werden können. Die Befehlshaber stehen im Solde der Krone, die gemeinen Kosacken aber nur, so lange sie in Dienst sind. Stets auf eigne Kosten bekleidet, beritten und bewaffnet, dienen sie vom 18. bis zum 50. J. Ihre Regimenter (Pulks) sind nach Verhältniß der Größe des Kreises 500—3000 Mann stark und werden von einem Obersten (Ataman) befehligt, welchen Titel auch der Oberbefehlshaber sämmtlicher Corps führt. Die Offiziere bis zum Obersten (die Offiziere einiger Regimenter ausgenommen, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben) sind ohne Rang und können daher auch Unteroffizieren der regulairen Armee untergeordnet werden. Jeder Kosack hat sein eigenes Dienstpferd und kleidet sich polnisch oder orientalisch, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsstücke ganz seiner Willkür überlassen ist. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze; nebenbei führen sie Säbel, Flinte oder Pistolen, auch wohl nur Pfeil und Bogen. Die meistens mit bunten Fähnchen geschmückte Lanze wird im Reiten mittelst eines Riemens auf dem Fuß am Arm oder Sattelknopf hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenschützen tragen einen Köcher über der Achsel. Auch der aus Leder dicht geflochtene Kantschu dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde. Weniger geschickt zu eigentlichen taktischen und regelmäßigen Bewegungen, thun sie Wunder bei Anfällen auf Bagage, Magazine und beim Verfolgen zerstreuter Corps. Ihre Pferde sind klein, aber dauerhaft, gut zugeritten und so schnell, daß sie, da sie nicht in geschlossenen Haufen reiten und wenig Gepäck führen, ohne sonderliche Beschwerde mehre Tage nach einander 12—15 Meilen täglich zurücklegen können. Jeder Pulk hat 2 oder mehre seidene und größtentheils mit Heiligenbildern gezierte Fahnen. Ihr Haupt-Manouvre ist, daß sie den Gegner mit der Pike aus dem Sattel zu heben suchen. Durch beständige Uebung wissen sie sich dieser Waffe mit vieler Gewandtheit zu bedienen. Auf ihrem Rückzuge, der aber für sie keine Flucht, sondern ein immerwährendes Gefecht ist, legen sie die Pike, die Spitze gegen den Feind gerichtet, auf die Schulter, um dessen Hiebe zu pariren und so den Rücken zu schützen. Die donschen Kosacken haben namentlich eine sehr gute reitende Artillerie und seit dem französisch-russischen Kriege tirailliren sie auch zu Fuß. Ihr Angriff geschieht gewöhnlich in kleinen getheilten Haufen, die den Feind besonders auf den Seiten zu umgehen suchen, in vollem Lauf, mit lautem Hurrah und gefällten Lanzen. Gelingt es ihnen, durch diesen wüthenden Anfall den Feind zu trennen, so bedienen sie sich dann des Säbels und der Pistolen. Finden sie aber Widerstand und keine Hoffnung zum Eindringen, so zerstreuen sie sich mit Blitzesschnelle und finden sich an dem bestimmten Sammelplatz wieder ein; auch macht ein unerwarteter Widerstand die Kosacken keineswegs muthlos; nur dürfen sie nicht auf feindliches Geschütz stoßen, denn vor diesem ziehen sie sich gemeiniglich zurück. Die Kosacken sind namentlich dem Feinde auch dadurch gefährlich, daß sie das eigenthümliche Talent besitzen, sich in den entlegensten, ihnen völlig unbekannten Ländern sogleich zu orientiren. Sie sind aller Orten bald zu Hause, und man muß über die Schärfe ihrer Sinne — die Frucht einer langen Gewöhnung — wirklich erstaunen. Sie können ebenso weit hören als scharf sehen, und

wittern die Annäherung des Feindes schon von Ferne. Die Volksmenge der Kosacken in Rußland beträgt an 800.000 Mann von 18—50 Jahren, wovon 85.000 Mann in kaiserl. Militairdiensten stehen. Das Genie dieses Volks übertrifft Alles, was man sich von einem noch halb rohen Volke nur denken kann. Etwas sehen, begreifen und nachahmen, ist selbst bei schweren Kunstsachen für sie das Werk einer kurzen Zeit, und es fehlt ihnen nur an tüchtigen Schulen und bildender Anleitung, um bald alle fremde Künstler und Handwerker bei ihnen entbehrlich zu machen. Sie sind Freunde von Ordnung und Reinlichkeit im Hause, aber auch mitunter, wenn sie es haben können, von Gemächlichkeit; Hang zum Nichtsthun und zur Schwelgerei nebst der daraus entspringenden Geldbegierde sind ihre Hauptlaster. Ihnen opfern sie Alles auf, und im Rausche des Branntweins, den sie über Alles lieben, sowie im Zorne, sind sie der ärgsten Ausschweifungen und der entsetzlichsten Grausamkeiten fähig. Sonst rühmt man ihre Treue und Anhänglichkeit und ihre Erkenntlichkeit für die geringsten Wohlthaten. Mit einigen Kopeken kann man oft mehr ausrichten als in andern Ländern mit so vielen Thalern. So gesetzt sie aussehen, so ist doch Frohsinn und muntere Laune ihnen nicht fremd. Spiel, Musik, Gesang und Tanz, dürfen bei ihren Zusammenkünften nicht fehlen. Alle ihre Geberden und Handlungen verrathen etwas Heftiges, Leidenschaftliches, Kriegerisches. Immer und überall begleitet den Kosacken der Stolz des Mannes und des Kriegers. Selten hört man unter den Kosacken von unglücklichen Ehen oder Ehescheidungen, und die Frau folgt ohne Widerrede dem gebietenden Worte, ja schon dem bloßen Winke ihres Mannes. Die Hauptzweige sind die donschen und Schwarzmeerkosacken. Das Land der donschen Kosacken, die weite Ebene am Don von Pawlowsk bis nach Tscherkask gegen das schwarze Meer hin, nimmt einen Flächenraum von beinahe 4000 QM. ein. Man rechnet es zu dem europ. Rußland, aber zu keiner der Statthalterschaften. Der Boden hat eine außerordentliche Fruchtbarkeit, das Klima ist sehr warm, aber nicht ungesund, und es wohnen außer den Kosacken, die alle zu den Großrussen gehören, auch noch sehr viele Kleinrussen, Kalmücken, Tataren, Zigeuner, Griechen und Armenier daselbst. Die Bewohner, 320.000, wohnen in 8 Kreisstädten, 113 Stanitzen und 1139 Chutoren, genießen ihre Ländereien statt des Soldes, und sind in Hinsicht des Militairdienstes unter 80 Regimenter, jedes von 500 Mann, zu Pferde vertheilt. Sie stehen unter einem Oberhaupte, Woiskowoi Ataman genannt, dessen Würdezeichen eine roth überzogene Standarte und einen Commandostab (Bulawa) sind, die ihm beständig nachgetragen werden und im Gefecht, wie im Lager ihn bezeichnen. Die donschen Kosacken unterscheiden sich von den Russen und übrigen Kosackenstämmen durch manche eigenthümliche Sitten und Gebräuche. Sie sind ein sehr gastfreies und rechtliches Volk, bei welchem der Diebstahl etwas Unerhörtes ist, ob sie gleich im Kriege Rauben und Plündern nicht für unerlaubt halten. Viele sind wohlhabend und begütert, treiben den Ackerbau und die Viehzucht fleißig und legen sich hier und da auch auf den Weinbau. Die Kosackinnen sind ebenfalls sehr thätig und brav, denn in ihren Häusern herrscht Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit. Sie besorgen auch bei der öftern Abwesenheit ihrer Männer die Viehzucht, den Acker- und Gartenbau, und spinnen, weben und bleichen nicht nur für ihr Haus, sondern auch zum Verkauf. Die merkwürdigsten Nebenzweige der don-

schen Kosacken sind: 1) die grebenskischen (von dem mit einem Kamm, Greben, verglichenen Gebirge, der höchsten Spitze des Kaukasus, wo sie wohnen, genannt) zugleich mit den semenischen und terekschen von der Mündung des Terek bis Mosdok am Flusse hinauf, im Gouv. Kaukasien. Sie haben ihren eigenen Ataman, fechten zu Fuß und werden für die tapfersten unter allen Kosacken gehalten. 2) Die uralschen, bis 1774 jaikischen Kosacken im Gouv. Astrachan, am Ural, von der Mündung des Ilek bis an das kaspische Meer. Die uralschen Kosacken sind wohlgebildete, thätige und arbeitsame Leute, in den meisten nützlichen Gewerben und Handwerken erfahren; besonders verstehen sie Salpeter und Schießpulver gut zu bereiten, sind auch gute Landwirthe und Viehzüchter, dabei aber stolz, unbändig, hartnäckig und dem Trunke ergeben. Ihr wichtigster und einträglichster Nahrungszweig ist die Fischerei. Sie sind ihrer Religion nach größtentheils Altgläubige (Roßkolniken), und halten streng auf alte Zucht, Sitten und Gebräuche. Mancher von ihnen hat 2—300 Pferde auf seinem Hofe, ebenso viel Rindvieh und 5—800 Schafe. Sie werden von ihrer eigenen Kriegskanzlei unter dem Vorsitz des Hetmans regiert, thun, wie andere Kosacken, Dienste an der ihnen benachbarten Grenze des Reichs, besonders gegen die räuberischen Kirgis-kaisaken, aber auch, nach erfolgtem Aufgebote, im Kriege, und stellen 8—10.000 Mann ins Feld. Ihre Gesammtzahl mag sich auf 35.000 männliche Köpfe belaufen. 3) Die orenburgischen Kosacken in der Baschkirei, 20.000 berittene Mann, von denen 16.000 Kriegsdienste thun. 4) Die burgischen Kosacken wurden 1769 von der Pforte aus Wlachen und Moldauern geworben, gingen aber zu den Russen über und erhielten 1803 eine ähnliche Verfassung mit den donschen Kosacken. Sie zählen 6400 männliche Köpfe, haben ihren Ataman und sind in 3 Regimenter getheilt. Im Dienste erhalten sie Sold und Rationen. 5) Die wolgaschen und astrachanschen Kosacken wurden 1734 für unabhängig von den donschen erklärt und bekamen einen eigenen Ataman; 6600 Mann, an der Wolga in Stanitzen, halten in Astrachan die Linien besetzt. 6) Die tungusischen und bratzkischen Kosacken in Tomsk und Irkuzk, 5300 Mann. 7) Die Derbeten, 4900 Kibitken stark. 8) Die tschuajewschen Kosacken von der Stadt Tschuajew in der schirogenischen Steppe und am niedlichen Donath, 7700 Mann, die 1 Regiment von 10 Escadrons bilden. Die tschernomorskischen Kosacken oder Kosacken vom schwarzen Meer, ein Ueberrest der Saporoger (d. i. Wasserfälle), bei den Polen Haidamaken genannt, die auf den Dneprinseln jenseit der Wasserfälle sich aufhielten. Sie pflanzten sich mehr durch Kinderraub, als durch Heirathen fort, und wer sich verheirathet, durfte nicht in der Setscha oder Residenz des Hetman wohnen und hatte keine Stimme in ihren Berathschlagungen. Schon 1755 ward ihnen von Rußland ein ansehnlicher Theil ihres Lagdes genommen, und da sie in der Folge an Pugatschew's Empörung Theil nahmen, so ward ein Theil an Oestreich überlassen und der übrige zog zu den Tataren. 1775 erhielten sie die Erlaubniß zurückzukehren und bekamen den Namen Tschernomorzii und ihre Wohnsitze in den westl. Theilen der kubanischen Steppe, nördlich vom Don, westlich vom asowischen Meer, südlich vom Kubanfluß, östlich vom Menythschfluß. Sie stehen unter einem eigenen Administrationstribunal, haben ihre eigenen Koschewoi und Starschinen und machen 60.000 Mann aus. Ihr Hauptort ist Jekaterinoslaw. Ihre innerliche, bürgerliche und ökonomische Ver-

waltung ist der Wojwodenkanzlei übertragen, die unter dem Vorsitz des Ataman aus 2 beständigen und 2 alle 3 Jahre erneuernden, sämmtlich aber von dem Corps aus seiner Mitte erwählten Beisitzern verwaltet würde. Die Hauptstadt der donschen Kosacken ist Tscherkask (s. d.).

Kosciuszko (Thaddeus), einer der berühmtesten Männer der neuesten Zeit, groß als Mensch, als Feldherr und als Gesetzgeber, vor Allem aber gefeiert wegen seines edlen Patriotismus und seiner untadeligen Gerechtigkeit, war der Sohn eines altadeligen Gutsbesitzers, in der Wojwodschaft Brzersk in Lithauen und geboren 1756. Sein Vater, schlicht und recht, lebte von dem Ertrag seines Eigenthums, erzog seinen Sohn in strenger Einfachheit und entwickelte auf solche Weise den Keim der schlummernden Größe. Als er ihn in die Cadettenschule nach Warschau brachte, trat der Jüngling in diese Schule der Kriegswissenschaften nicht als ein verwöhnter Junker, der den Degen als ein Privilegium der Ungebundenheit betrachtet, sondern als ein an Geist und Körper unverdorbener Sohn der Natur. Der regsame Geist, die edle Begeisterung seines reichen Gemüthes, die Regelmäßigkeit seines ganzen Wesens, sein anhaltender Fleiß, sein pünktlicher Gehorsam, verbunden mit edler Freimüthigkeit, sein Jugendfeuer, gepaart mit liebenswürdiger Bescheidenheit, erwarben ihm die Liebe und das Zutrauen seiner Lehrer in gleich hohem Maße als ein vorherrschendes Ansehen bei seinen Mitschülern und Achtung bei Allen, die ihn kannten. Der würdige Vorsteher der Anstalt, Fürst Czartorisky, erkannte und schätzte den Werth des jungen Kosciuszko und erzog in demselben eine Zierde seines Vaterlandes. Um die Talente seines Lieblings auszubilden, schickte der Fürst ihn nach beendigter Schulzeit ins Ausland. Hier, in Frankreich sammelte er reiche Schätze des Wissens, besonders in der Kriegskunst und veredelte seinen Geschmack durch das Studium der bildenden Künste. Bei seiner Rückkehr erhielt er eine Hauptmannsstelle. Wohl ahnete er nicht, daß er sein Vaterland auch mehr als einmal werde verlassen müssen; und doch geschah es bald. Die Liebe, welche Manchen in den Himmel erhoben, Andere in den Abgrund des Verderbens gestoßen hat, versuchte auch an ihm ihre Gewalt; doch er wandelte auf Dornen, die sie ihm streute, den Weg zur Unsterblichkeit. Der schöne Kosciuszko lernte die Tochter Sosnowsky's, des Marschalls von Lithauen, kennen, er liebte sie, aber ein höheres Geschick griff gewaltig in seine Hoffnungen ein; er mußte Polen verlassen und begab sich zum zweiten Mal nach Frankreich, wo man ihn im Militairdienste gern aufnahm. Fest entschlossen, seine Liebe nie zu verleugnen, kehrte er in sich, beschäftigte sich ausschließend mit seinem Beruf und seinen Studien; Mathematik und Geschichte wurden seine beiden unzertrennlichen Freundinnen. Begleitet von dem Schutze beider, reihete er sich in die Zahl derjenigen, welche von Frankreich auszogen, um in dem Norden von Amerika für die junge Freiheit jener Provinzen zu fechten. Er, damal Major, war es werth, unter Washington zu fechten. Dieser große Feldherr und Patriot wählte den edeln Polen nicht nur zu seinem Adjutanten, er machte ihn zu seinem Freunde und hatte diese Wahl nie zu bereuen, denn überall stand ihm derselbe als ein tüchtiger, zuverläßiger und rechtschaffener Mann zur Seite. Als solcher war er auch im ganzen Heere bekannt, alle fremde Officiere im Dienste des Freistaats liebten ihn mit den einheimischen, und Franklin schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Tapferkeit und Einsicht zeigte er überall, am meisten aber bei

der Belagerung von Stinety-Sir. Es war nur eine Stimme über ihn, die der Hochachtung. Darum lohnten ihn die freien Amerikaner nach Beendigung des Krieges mit dem Stern des Cincinnatus-Ordens (nur Lafayette erhielt außer ihm denselben) und Segen und Dank des Volkes begleitete den edeln Mann nach Europa. Der König Stanislaus ernannte ihn nach seiner Ankunft in Polen zum Generalmajor mit einem Jahrgehalte. Ein bloßer Titel sollte diese Ernennung nicht bleiben; das Vaterland rief ihn bald zur Vertheidigung des heimatlichen Heerdes. Polen befand sich damals in einer gezwängten Lage. Von Preußen veranlaßt, nahm es am 3. Mai 1791 eine neue Constitution an, welche dem Reiche Sicherheit und den Bürgern ihre Rechte geben sollte. Kosciuszko war für dieselbe begeistert; aber seinem tiefschauenden Blick war die Eifersucht Rußlands nicht verborgen geblieben, und er benutzte all seine reiche Erfahrung, um zu bessern und zu sichern. Er führte in der Armee eine strengere Kriegszucht und eine zweckmäßigere Waffenübung ein, jedoch nur mit Mühe besiegte er die ihm entgegentretenden alten Vorurtheile. Der Krieg mit Rußland brach aus; 100.000 Russen rückten im Mai 1792 in Polen ein; nur 50.000 Streiter konnte ihnen der König Stanislaus entgegenstellen. Den Oberbefehl über das Nationalheer führte, neben Poniatowsky und Wielforsky, Kosciuszko. Nach verschiedenen kleineren Gefechten schlug er am 18. Juni bei Zieleneck den Feind, aber noch glänzender zeigte er sein Feldherrntalent bei Dubienka. Hier an dem Bug hielt er den rechten Flügel des Heeres, welches unter dem Oberbefehl Zabiello's den Fluß gegen den Uebergang der Russen vertheidigen sollte. Poniatowsky befehligte das Mitteltreffen bei Ozalin und Wielforsky den linken Flügel bei Brzesz. Mit 4000 Mann und 8 Feldstücken stand Kosciuszko bei Dubienka. Er hatte den ganzen Tag und die Nacht des 16. Juli dazu verwendet, den Platz mit zweckmäßigen Schanzen zu versehen. Am 17. sah er sich von 18.000 Russen mit 45 Kanonen angegriffen. Sie durchschritten den seichten Fluß und stürmten dreimal auf die Stellung der Polen. Sie wurden dreimal abgeschlagen und verloren über 4000 Todte. Erst als die überlegene Macht sich ihm in die Flanke und den Rücken schwenkte, zog er sich von dem rühmlich vertheidigten Posten in schöner Ordnung zurück und der nachfolgende Feind konnte es nicht gewinnen, daß er ihm namenswerthen Verlust zufügte. Mit Recht nannte Europa von jetzt an den Namen Kosciuszko's unter den ausgezeichneten Feldherren. Die Beendigung der Feindseligkeiten setzte zwar seinen Thaten, aber nicht seiner Vaterlandsliebe ein Ziel. Unwillig rief er, als er Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstande erhielt, aus: „Laß mich, o Gott, nur noch einmal mein Schwert für das Vaterland ziehen!“ Mit blutendem Herzen sah er in dem Frieden 1792 die Schmach seines Vaterlandes, schlug alle Anträge von Seiten Rußlands mit Würde aus, selbst durch die glänzendsten Anerbietungen ließ er sich nicht gewinnen, in russische Kriegsdienste zu treten, sagte seinem Vaterlande Lebewohl und begab sich nach Leipzig. Er fand hier eine freundliche Aufnahme und lebte, die Gestaltung der Dinge in seinem Vaterlande aus der Ferne beobachtend, in ungestörter Ruhe. Doch sein Geist blieb in angestrengter Thätigkeit. Polen seufzte in einem kläglichen Zustande unter fremdem Einfluß und Machtgebot. Der König war nichts. Der Eine, auf welchen die patriotisch gesinnten Polen ihr Augenmerk und ihre Hoffnung richteten, war Kosciuszko. Er sollte des Vaterlan-

des Schicksal bessern helfen. Während des Winters 1793—94 durchreisete er Polen, prüfte das Volk, ob es zu großen Unternehmungen tüchtig sey, theilte seinen Plan den bewährtesten Männern mit. Man versicherte sich der Treue der Regimenter und bestimmte Krakau zum Sammelplatz der Vaterlandsvertheidiger. Noch war der Plan zur Ausführung nicht reif, als Madalinsky, der Befehlshaber einer Reiterbrigade, das Zeichen zum Aufstande gab. Seine 3000 Mann schwuren den Eid der Freiheit und schlugen sich nach Krakau durch. Durch diesen und einige andere voreiligen Schritte gezwungen, eilte Kosciuszko zur Ausführung. Am 23. März (1794) bemächtigte er sich der Stadt Krakau, ließ hier am folgenden Tage die Constitution von 1791 beschwören und forderte in einem körnigen Aufruf die polnische Nation zur Vertheidigung ihrer geheiligten Rechte auf. In diesem Aufruf, in welchem heftige Erbitterung gegen Preußen und Rußland sich aussprach, und die deßwegen als unklug getadelt worden ist, sprach er also: „Es ist nicht meine Absicht, eine jakobinische Regierung einzuführen, vielmehr will ich die Nation von fremder Bedrückung befreien und die Verfassung vom 3. Mai 1791 herstellen. Alle junge Männer von 18—27 Jahren sollen zu den Waffen greifen — ja fünf Rauchfänge sollen einen Mann ausrüsten — man rechnet auf patriotische Beiträge". Alle öffentliche Cassen und alles Silbergeräthe der Kirchen ließ er sich ausliefern, fand aber in den erstern nur 6000 poln. Gulden (1000 Rthlr.). Zur Aufrechthaltung der Ordnung errichtete er ein Tribunal von 14 Richtern, welches nach rechtlichem Verfahren die Widersetzlichkeit gegen die Verfassung bestrafen sollte. Die erste Nachricht von Kosciuszko's Unternehmen in Krakau begeisterte ganz Polen, die Soldaten rissen allerwärts aus und eilten zu dem Retter; die Edelleute traten zusammen und stellten sich auf die Seite des Freiheitsverfechters, und bald sah dieser 27.000 Reiter um sich. Als nun die Preußen in Polen einrückten und der General Igelström einen großen Theil seiner Streitkräfte von Warschau aus gegen Kosciuszko sandte, zog dieser den 12.000 Russen unter Denisow und Termansow entgegen und schlug sie mit 4000 Bewaffneten Bauern und Soldaten am 4. April dergestalt bei Ractawicz, daß das Schlachtfeld mit erschlagenen Russen bedeckt und 11 Kanonen die Beute der Sieger war. Bald auch brach der Aufstand in der Hauptstadt aus, am 16.—17. April wurde die 8000 Mann starke russische Besatzung von Warschau überwältigt, theils getödtet, theils gefangen und mit Wuth und Erbitterung auch die versteckten Russen verfolgt und die verdächtigen Polen mißhandelt. Warschau war ein trauriger Schauplatz der furchtbarsten Rache der Soldaten und des Pöbels, Anarchie und Verwüstung herrschten; da erschien Kosciuszko (18. April) und steuerte der Wildheit. In der Nacht vom 18.—19. ließ er die Acte der krakauer Föderation unterzeichnen und das Volk lieferte ihm die Waffen aus. Auch in Lithauen und Volhynien that der Edle der Volkswuth Einhalt, wiewohl es ihm nicht ganz gelang, da heimliche Feinde ihm entgegen arbeiteten. Auf seinen Vorschlag wurde (28. Mai) ein Nationalrath errichtet nach dem Muster des nordamerikanischen Congresses, und Ordnung, Sicherheit und Gerechtigkeit kehrten in das bewegte Land zurück. Diesem Wirken Kosciuszko's sah die Kaiserin Katharina von Petersburg aus nicht müßig zu; sie rüstete ein mächtiges Heer. Um diesem drohenden Wetter zu begegnen, ordnete Kosciuszko die Befestigung Warschaus. Alles arbeitete, selbst Frauen und

Jungfrauen. Er selbst aber, der Held, zog gegen die Russen aus und nahm auf der Höhe von Palanieck seine Stellung. Da war kein Haus, keine Hütte, kein Baum, kein Strauch; nur der Feldherr hatte ein Zelt; Alles lagerte unter freiem Himmel. Von hier aus sandte der Oberfeldherr den General Grochowsky den Russen unerwartet in den Rücken; sie brachen eilends auf und zogen nach Südpreußen. Bald darauf stellten sie sich abermals bei Zarewyo nördlich von Krakau und wurden geschlagen von Kosciuszko, 5. Juni. Als sich am folgenden Tage das Treffen erneuerte, die Russen bedeutende Verstärkung durch Preußen ins Gefecht führten und die Polen nicht hinlänglich mit Geschütz versehen waren, so mußte er sich, zumal da seine Unterbefehlshaber ihre Schuldigkeit nicht thaten, trotz der Tapferkeit seiner Leute mit Verlust nach der Weichsel zurückzuziehen. Die Eroberung von Krakau durch die Preußen, welche hierauf erfolgte, erbitterte das Volk, und nur durch ernste Strenge brachte Kosciuszko die Aufrührer in Warschau zur Ordnung zurück. Bald darauf erschienen die Vereinigten vor der Stadt mit 60.000 Mann. Vergebens beschossen sie dieselbe, die Preußen wurden am 16. und 20. August geschlagen und zogen sich mit den Russen, von den Polen lebhaft verfolgt, zurück. Durch den Abzug der Feinde ermuthigt, that das Volk mit letzter Anstrengung Alles, selbst die Juden errichteten einen Pulk Reiter. Und Anstrengung that Noth; im September brachen die Russen unter Suwarow ein und trieben die Polen vor sich her. Auf die Nachricht von der Zerstreuung der gegen sie aufgestellten Streitkräfte sammelte Kosciuszko 20.000 Mann um sich und entflammte sie durch schwere Worte zur Todesverachtung. Laut schwur ihm das Heer „zu siegen oder zu sterben!" und zog mit ihm aus zum letzten Kampf fürs Vaterland. Vergebens suchte Kosciuszko die Vereinigung der russischen Heere zu verhindern. Zu Suwarow stieß mit 12.000 Mann der General Fersen und griff ihn am 10. Oct. bei Macziewicz an. Dreimal warf Kosciuszko die Sturmcolonnen Suwarow's zurück, dreimal siegte sein Fußvolk mit dem Bajonet, doch verlassen von den leichten Reitern konnte es den feindlichen Geschützen nicht widerstehen, wurde durchbrochen und wich. Hinter den fliehenden Reitern drein jagte Kosciuszko mit verhängtem Zügel, um sie einzuholen, um zu wenden und nochmals gegen den Feind zu führen. Von Kosacken verfolgt, verfehlt er des rechten Weges, stürzt, über einen Graben setzend, und fällt, von einer Klinge in dem Nacken schwer verwundet, mit den Worten: „Finis Poloniae!" zur Erde. Die Kosacken fielen über ihn her und plünderten ihn. Schon halb entkleidet lag er da, als einer derselben, welcher ihm die Ringe von den Fingern zog, bemerkte, daß er bei dem dritten (es war eine Antike von bedeutendem Werthe) den Finger krümmte, um ihn zu behalten. Der Kosack sah ihn aufmerksam an. „Bist du Kosciuszko?" fragte er hastig. „Ich bin es!" versetzte jener, — „Wasser! Wasser!" — Der Kosack reichte ihm seine Feldflasche, kleidete ihn wieder und trug ihn mit Hülfe seiner Kameraden auf einigen Lanzen nach einem benachbarten Schlosse. Einen ganzen Tag und eine Nacht lag der Verwundete hier in bewußtlosem Zustande. Als er aus demselben erwachte, fand er seinen Adjutanten, den Major Fischer, und seinen Freund Niemcewicz bei sich. Die Verwendung der Besatzung von Praga und Warschau um ihretwillen fruchtete wenig. Nach der Eroberung des Landes wurde er mit seinen Unglücksgefährten nach Petersburg gebracht und schonungslos in hartem

Gefängniß gehalten. Erst nach dem Tode Katharinens II. (9. Novbr. 1796), die den Heldenmuth dieser Männer nicht zu schätzen wußte, gab ihm Paul, der Sohn und Nachfolger derselben, seine Freiheit wieder. Nur die Bedingung schrieb er ihm vor, nicht mehr gegen Rußland zu fechten; und diese hat Kosciuszko treulich gehalten. Um ihn für das erlittene Ungemach zu entschädigen, schenkte ihm der Kaiser 1500 Bauern und eine Pension von 6000 Rubel. Ungeachtet der besondern Auszeichnung des Monarchen konnte er sich nicht entschließen, in einem Lande zu bleiben, dessen Namen ihn zu oft an den Fall seines unglücklichen Vaterlandes erinnerte. Er verließ Rußland und begab sich, um nach Amerika zu reisen, 1797 nach England. Von hier aus sandte er dem Kaiser Paul 12.000 Rubel Reisegeld zurück, mit einer Protestation gegen die verliehene Pension von 6000 Rubel. In Nordamerika, seinem zweiten Vaterlande, nahm man ihn mit Freuden auf. Liebe und Hochachtung fand er überall. Doch nur ein Jahr verweilte er hier, dann schiffte er sich nach Frankreich ein und lebte anfangs in Paris und später auf einem bei Fontainebleau gelegenen Landgute. In der Hauptstadt drängten sich Männer von allen Parteien um den Mann, der Europa in Bewunderung gesetzt hatte. Die poln. Legion in franz. Diensten überreichte ihm hier den Degen des Königs Johann Sobiesky, den sie im italienischen Feldzuge aufgefunden hatten. Auf seinen Lorbeeren nicht — denn die hatten ihm ein feindliches Schicksal entrissen — aber auf seinen Thaten ruhete er von den Mühen eines ruhmvollen Lebens, unangefochten von den politischen Umwälzungen jener Zeit. Erst als 1806 und 1809 neue Hoffnungen für Polen zu erwachen schienen, da wollte ihn das Schicksal wieder in das geräuschvolle Leben zurückführen. Vergebens aber versuchte, nach dem Willen Napoleons, Dombrowsky seine Beredtsamkeit an der unwandelbaren Treue seines Landsmannes. „Wenn der Kaiser Polen seine alten Grenzen hergestellt haben wird, dann werde ich an dem Schicksal desselben Theil nehmen", antwortete er, ohne sich durch die glänzenden Vorspiegelungen täuschen zu lassen. Napoleon hatte diese Willensfestigkeit nicht erwartet, noch weniger solcher Antwort; er wollte Kosciuszko's Ansehen in Polen benutzen, um das Land zu insurgiren. Darum wurde der intriquante Fouché abgesandt, mit dem Auftrage, im Widersetzungsfalle selbst mit Gewalt zu drohen. Die Ueberredung verfehlte ihren Zweck und als Fouché die Drohung hinzufügte, Gensdarmen zu gebrauchen, antwortete Kosciuszko kalt: „Gut, gut! Thun sie das. Ich werde es dann den Polen sagen, daß man mich gezwungen hat". Man ließ den Ehrenmann in Ruhe und begnügte sich durch den „Moniteur" einen in seinem Namen verfertigten Aufruf an die polnische Nation bekannt zu machen. Die Errichtung des Großherzogthums Warschau durch den Frieden von Tilsit war eine kleine Entschädigung, welche Napoleon dem polnischen Patrioten für die ertheilten glänzenden Versprechungen gab. Sie konnte Kosciuszko nicht genügen und ging mit dem Jahre 1812—13 verloren. Als nun 1814 die Verbündeten in Paris einzogen, lebte Kosciuszko fern von aller politischen Beziehung bei Fontainebleau. Hier, auf seinem Gute, gab ihm der Kaiser Alexander einen schönen Beweis von Achtung, indem er ihm eine Ehrenwache sandte; ein edler Lohn aus der Hand von Katharinens Enkel für den sechszigjähr. Patrioten. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. in Frankreich verließ er dieses Land und schlug seinen Wohnsitz in Solothurn auf.

Die neuaufstehende Nationalität Polens durch das auf dem wiener Congreß creirte Königreich begrüßte der alte Verfechter der Freiheit seines Vaterlandes durch einen schönen Act. Durch eine im April 1817 ausgestellte Urkunde gab er allen seinen Leibeignen in Polen die Freiheit. Nicht lange konnte er sich des Segens erfreuen, den ihm die dankbaren Herzen der Seinen aus der Entfernung zusendeten. Als er im Herbst desselben Jahres auf einem Ritt in die Gegend von Vevai kam, that sein Pferd einen Fehltritt und ehe er seiner oder des Thieres Meister werden konnte, stürzte dasselbe mit ihm einen gähen Abhang hinab. Die schleunig herbeigerufene Hülfe konnte, sammt aller Anstrengung der Aerzte den durch eine starke Quetschung verursachten Schaden nicht heilen, und die Natur vermochte nicht die zur Genesung nöthige Jugendkraft herbeizuführen. So sah der Held mit würdiger Ruhe der letzten Stunde entgegen, wie er ihr im Schlachtgewühl so oft furchtlos entgegen gegangen war. In dem Bewußtseyn eines ruhmvollen und fleckenlosen Lebens sah er den Todesengel winken und folgte ihm getrost am 15. Octb. 1817. So starb Kosciuszko, von den Bessern aller Völker und Sprachen betrauert. Einfach und würdig war die Bestattung seiner Leiche. Sechs Greise trugen den Sarg zur Gruft. Die Freunde des Verewigten in Warschau hielten daselbst am 14. Nov. desselben Jahres eine ehrenvolle Todesfeier des Helden. Der Dichter Niemcewicz hielt dabei seinem Freunde eine rührende Leichenrede. Die Stadt Krakau wünschte die Ueberreste des Edeln in ihren Mauern zu besitzen und erhielt nicht allein die Erlaubniß des Kaisers Alexanders; der Monarch schickte selbst 1818 den Fürsten Jablonsky nach der Schweiz und ließ auf seine Kosten Kosciuszko's Leiche nach Krakau bringen. Hier ruht der Edle. Er war ein edler Mensch, ein großer Mann, ausgezeichnet als Gesetzgeber und als Feldherr, ein Stern der ersten Größe. Die Mit- und Nachwelt wird ewig seinen Namen feiern. S. Falkenstein's „Leben Kosciuszko's".

Kosegarten (Ludwig Theobul), geb. 1758 zu Grevesmühlen, einem mecklenburgischen Städtchen, erhielt daselbst auch seine erste Bildung; seine spätere, höhere auf der greifswalder Universität. Er war dann Erzieher in einer adeligen Familie. Seine erste amtliche Anstellung war die eines Rectors zu Wolgast in Schwedisch-Pommern. Von da wurde er, ein beliebter und trefflicher Kanzelredner, zur Würde eines Probstes und Pfarrers in Altenkirchen auf der Insel Rügen befördert. Auf dieser patriarchalischen und an Naturschönheiten so reichen Insel verlebte er eine Reihe der glücklichsten Jahre, die er seiner Familie, der ehrenvollsten und gewissenhaftesten Ausübung seines Amtes, und der Poesie weihte, allgeachtet und geliebt von Allen, die ihm nahe standen, ihn kannten. 1793 empfing er die Würde eines Doctors der Theologie. Vielseitige, zum Theil höchst ehrenvolle Anträge zur Versetzung auf einträglichere Stellen immer zurückweisend, folgte er endlich einem Rufe nach Greifswalde, wo er Consistorialrath wurde und endlich zur Würde eines Rectors der Universität, die in ihm ihre schönste Zierde erkannte, stieg. Er bekleidete dieses hohe Amt bis an seinen 1818 erfolgten Tode. Kosegarten's vorzüglichsten literarischen Erzeugnisse sind seine „Ida von Plessen" im Fache der Romane; unter seinen Gedichten: „Jukunde" und die „Inselfahrt", mehre Legenden und Poesien. Seine Gedichte zeugen von feuriger Einbildungskraft, hoher Liebe für die Poesie, und stetem Anstre-

den zum Höchsten der Dichtkunst; aber gerade in dem letztern liegt der Keim des Hauptfehlers seiner Erzeugnisse, schwülstiger Pathos, magere Declamationen bei unerträglicher Wortfülle, der Schimmer poetischen Reichthums bei oft großer Dürftigkeit. Kosegarten überschätzte seine Kraft, wenn er das Höchste zu erreichen trachtete, und erkaufte durch unsägliche Anstrengung, und die herrlichsten Anlagen und Gedanken opfernd und verzehrend, nur zu häufig nichts als täuschenden — und nur die Menge täuschenden Schein. Gemüthliche Einfachheit, diese liebenswürdigste aller Eigenschaften eines Dichters, ist unserm Kosegarten eben durch das angedeutete verwegene Streben so verleidet worden, daß er nur auf wenigen seiner Gedichte diesen Schmuck zu lassen vermocht hatte. Manche seiner Poesieen sind wirklich ein Mißgetön von den seltsamsten Begriffs- und Wortfügungen und wilder pathetischer Ausdrücke; manche schwimmen in einem Strom von Beiwörtern, oder vielmehr, wie Horn treffend bemerkt, es schlagen die Wellen dieses Stroms darüber zusammen und verschlingen sie. Aber bei allen diesen Mängeln bleiben eine große Zahl der Erzeugnisse dieser kräftigen, kühn-verwegen aufstrebenden Dichternatur ewige Zierden unserer Literatur. Seine sämmtlichen Dichtungen erschienen Greifswald 1824—26, 12 Bde., mit Kosegarten's Leben, geschildert von seinem Sohne, dem Orientalisten Joh. Gottfr. Ludwig K., Prof. zu Greifswald.

Kosel, eine kleine an dem linken Ufer der obern Oder in Oberschlesien gelegene Festung, ein Grenzplatz gegen Oestreich, ein Uebergangspunkt über die Oder und ist ein Flügelpunkt der durch den Strom gebildeten Basis. Die Stadt, eine der ältesten in Schlesien, ist der Sitz der landräthlichen Behörde des gleichnamigen Kreises (12 QM., 36.100 Einw.), im Reg.-Bez. Oppeln; hat eine evangelische und eine katholische Kirche, deren Erbauung dem Malteserorden zugeschrieben wird, ferner ein Schloß, 2 Hospitäler, 2 Bürgerschulen, 4 Kasernen, 206 H. und 3600 Einw., die mancherlei städtische Gewerbe treiben. Die Festungswerke sind in tenaillirter Form geführt und haben im Allgemeinen die Gestalt einer sechseckigen Sternschanze, von der jedoch die gegen die Oder gekehrte abgeschnitten ist. In jeder Ecke ist ein scherenförmiger Abschnitt. Vier Ravelins und einige Reduits bilden die Außenwerke. Nasse Gräben und ein guter bedeckter Weg umschließen den Platz. Ein Brückenkopf, der aus einer regelmäßigen und zwei unregelmäßigen Redouten und einer Contregarde besteht, deckt am rechten Oderufer die hölzerne Brücke. Ein steinerner großer Batardeaux unterhalb derselben bewirkt im Nothfalle die Ueberschwemmung der ganzen Umgegend, die, verbunden mit einem Teich und die nassen Wiesen, die ganz Kosel umgeben, die Hauptstärke dieses Platzes sind, allein auch den Aufenthalt in demselben sehr ungesund machen. Außerhalb des Platzes ist auf einem wichtigen Damm ein Montalembert'scher Thurm als detachirtes Werk angebracht. Kosel ward von Friedrich II. nach der Eroberung von Schlesien befestigt, 1745 von den Oestreichern, noch bevor es ganz fertig war, 1758 und 1760 vergebens von ihnen belagert, 1807 auch von den Truppen des Rheinbundes vergebens blockirt und beschossen, indem die durch Desertion, Hunger und Krankheit zur Vertheidigung fast unfähig gemachte Besatzung am 18. Juni nur unter der Bedingung capitulirte, die Festung, wenn sie bis zum 16. Juni nicht entsetzt sey, zu übergeben, was aber der tilsiter Friede rückgängig machte.

Kösfeld, Kreis des Reg.-Bez. Münster, preuß. Provinz Westfalen, enthält auf 15 QM. in 4 Städten und 124 Dörfern 40.000 Einw. Er ist theils gebirgig, theils mit Moor und Brüchen, theils mit Getreideboden bedeckt. Die Produkte sind Getreide aller Art und sehr viel Flachs; die Rindvieh- und Schweinezucht ist sehr ansehnlich. Das Mineralreich liefert Steine, Kalk und Mergel. Städte des Kreises: a) Kösfeld, 4½ Meile von Münster entfernt, an der Berkel, mit 3 Thoren, 2 Schlössern, 2 katholischen Kirchen, 1 katholischen Pro-Gymnasium, 1 Hospitale, 386 Häusern und 2860 Einw., welche Lederfabrikation treiben und 2 Papier- und eine Oelmühle, sowie eine Ziegel- und 1 Kalkbrennerei unterhalten. Hier ist der Sitz des Landraths, eines Hauptzollamts und eines Land- und Stadtgerichts erster Classe. Kösfeld war früher die Residenz der Bischöfe von Münster, jetzt ist sie der Hanptort der rheingräflich Salmschen Standesherrschaft Horstmar und ein Eigenthum des Fürsten Karl August von Salm-Horstmar. b) Dülmen, eine sehr alte Stadt mit 1 Schlosse, 3 katholischen Kirchen, 2 Hospitälern, 432 Häusern und 2240 Einw., deren Hauptbeschäftigung Leinweberei ist; Hauptort der gleichnamigen Standesherrschaft und Eigenthum des Fürsten Herzogs Alfred von Croy-Dülmen, Pairs von Frankreich. c) Haltern, am Einfluß der Stever in die Lippe, mit 2 katholischen Kirchen, 1 Hospital, 318 Häusern und 1836 Einw., denen Walk-, Loh- und Oelmühlen, Gerberei, Wollen- und Leinweberei, Zeuchdruckerei, Ziegeleien und Steinbrüche hinlängliche Gewerbs- und Nahrungszweige bieten. Die Stadt ist ein Eigenthum des Standesherrn von Croy-Dülmen. d) Billerbeck, nicht weit von der Quelle der Berkel, mit 1 katholischen Kirche, 230 Häusern und 1420 Einw., die Leinweberei, Färberei und Druckerei treiben. Der Besitzer der Stadt ist der Fürst von Salm-Horstmar.

Köslin, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. (254 QM. 312.000 Einw., 9 Kreise) der preuß. Provinz Pommern, 40 Meilen von Berlin und 18 Meilen von Stettin entfernt, am Fuße des Grollenbergs, auf dessen Spitze sich das große eiserne Denkmal, zur Erinnerung der ruhmreichen Thaten der Jahre 1813, 1814 und 1815 befindet, und 1 Meile von der Ostsee belegen, früher mit Wällen und Gräben und einer großen Menge von Thürmen befestigt, mit 4 Vorstädten, 3 Thoren, 1 sehr schönen Marktplatz, worauf die Statue Friedrich Wilhelms I. steht, 4 Kirchen und Capellen, 1 alten Schlosse, 1 königl. Gymnasium und 1 Schullehrerseminar, 6 Hospitälern, 625 Häusern und 5620 Einw., die sich durch städtische Gewerbe, Wollenzeuch-, Strumpf- und Seidenbandfabrikation, durch eigenen Handel, Fischfang und Ackerbau ihren Unterhalt erwerben. Köslin ist der Sitz der Regierung, des Oberlandesgerichts, eines Land- u. Stadtgerichts erster Classe. Außerdem befindet sich hier das landräthliche Amt, eine Superintendentur, eine Provinzial-Eichungscommission und eine ökonomische Gesellschaft für Pommern. Seinen ersten Ursprung als Dorf verdankt Köslin den Sachsen, und diese erste Gründung fällt in das Jahr 1188, aber schon nach 80 Jahren wurde es zur Stadt erhoben, und hat im Laufe der folgenden Jahrhunderte theils durch die Pest, theils durch Feuersbrünste unendlich viel gelitten. Eine Wasserleitung vom Grollenberge aus versieht die Stadt mit frischem Wasser.

Kosmetik, s. Schönheitsmittel.

Kosmisch, was auf das Weltgebäude und die Sonne insonderheit Bezug hat; so geht z. B. ein Stern zugleich mit der Sonne (kosmisch) unter. — Kosmogenie, die Lehre von der Entstehung der Welt. — Kosmologie, die Wissenschaft der Welt im Allgemeinen.

Kosmopolitismus, Weltbürgersinn, ist die Maxime der Menschenliebe auf das ganze Menschengeschlecht bezogen. Er besteht in dem Gemeingeiste, oder dem Bestreben, Vollkommenheit und Glückseligkeit unter den Menschen aller Zeiten und Länder so weit zu verbreiten, als es die beschränkten Kräfte des Einzelnen nur immer gestatten mögen. Der echte Kosmopolit kann und soll daher ebensowohl ein wahrer Patriot, als ein würdiger Hausvater, oder überhaupt ein guter Mensch seyn. Bilden alle Völker zusammen genommen Ein Volk und alle Staaten Einen Staat, dessen Gebiet die ganze Erde ist, so ist diese unser gemeinschaftliches Vaterland, unsere Welt. Jeder Mensch heißt daher ein Bürger dieses großen Staaten-Staates, ein Erd- oder Weltbürger (Kosmopolit). Denn es soll Jeder von uns streben, menschliche Vollkommenheit und Glückseligkeit im möglichst größten Umfange zu befördern, nicht bloß in Bezug auf sich und die Seinigen, sondern auch in Bezug auf Die, welche denselben Weltkörper mit ihm bewohnen. Der echte Kosmopolit ist also wesentlich verschieden von jenen Egoisten, die sich nirgend fixiren, an Nichts anschließen wollen, damit sie, frei von allen geselligen Banden, überall ihrem Vergnügen ungehindert nachgehen können.

Kothe (eigentlich Kathe) hieß ursprünglich im Niedersächsischen ein Bauerhaus, welches weder Hof- noch Ländereien hat, und dessen Besitzer deßhalb bloß zu Hand- und Fußdiensten verbunden ist. Daher heißen Kothsassen, Kosassen, Kossäten (Köther, auch Hintersassen), zum Unterschiede der eigentlichen Bauern, diejenigen Dorfbewohner, welche eine bloße Kothe, mithin weder Zugvieh noch Länderei besitzen. Dieß ist jedoch in neuern Zeiten anders geworden; es gibt jetzt Groß- und Klenköther, wovon erstere mit 3—5 Pferden 50—70 Morgen, und letztere mit 2—4 Pferden bis an 40 Morgen Land bauen. Oft werden auch die sogenannten Schutzverwandten oder Häuslinge mit dem Namen Hintersassen belegt. Ehemals waren die Kothsassen (Adscriptitii) eine Art von Leibeignen, welche an ein gewisses Gut gebunden waren, mit dem sie auch verkauft werden konnten. — Kothen (Salzkothen), besonders in Halle, sind die kleinen Hütten in den Salzwerken, worin das Salz gesotten wird.

Köthen (Anhalt-), ein zum deutschen Bunde gehöriges Herzogthum. Als nach Joachims I. Tode 1586 (s. Anhalt) dessen 4 Söhne — der 5. ward abgefunden — sich in die anhalt. Lande theilten, erhielt Ludwig Köthen. Er begünstigte Künste und Wissenschaften und hatte z. B. den bedeutendsten Antheil an der 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft oder dem Palmenorden. Die Wunden, welche der 30jährige Krieg auch seinem Lande schlug, suchte er durch weise Verwaltung zu heilen. Nach seinem Tode, 1649, kam sein Sohn, Wilhelm Ludwig, zur Regierung. Dieser starb 1665 ohne männliche Nachkommenschaft. Jetzt fielen, laut des Vertheilungsvertrags (s. Anhalt), die köthenschen Länder an die Söhne Augusts, des ältern Bruders Ludwigs, Leberecht und Emanuel, welche früher Plötzkau besessen hatten, das nun an die Linie Bernburg kam. Da bald darauf Leberecht 1669 ohne Erben starb, so vererbte der

ganze köthensche Ländertheil auf seinen Bruder Emanuel. Dieser starb 1670 und hinterließ die Regierung seinem noch ungeborenen Sohne Emanuel Leberecht, welcher dieselbe 1692 antrat und 1704 starb. Er stiftete das Recht der Erstgeburt in seinem Hause, welches zwar, da der Kaiser seine Zustimmung nicht gegeben hatte, unter den beiden Söhnen, Leopold und August Ludwig, einen Streit erregte, der jedoch bald ausgeglichen wurde, worauf Leopold die Regierung antrat. Da dieser aber 1728 ohne Nachkommen gestorben war, so gelangte August Ludwig zur Regierung, unter welchem das Land an Bevölkerung, Fabriken und Manufakturen sehr gewann. Ihm folgte 1755 Karl Georg Leberecht, der in östreich. Diensten gegen die Türken kämpfte und 1789 zu Semlin starb. Sein Sohn und Nachfolger, August Christian Friedrich, trat, als souverainer Herzog, 18. April 1807, dem Rheinbunde bei und war mit einer neuen Organisation seines Landes, namentlich mit der Einführung des franz. Gesetzbuchs beschäftigt, als er 1812 starb. Seitdem führte Dessau die Verwaltung für den 1802 geborenen, unmündigen Herzog, Ludwig August Karl Friedrich Emil, einen Brudersohn des vorletzverst. Herzogs. Als dieser aber in Leipzig, wo er studirte, den 16. Dec. 1818 gestorben, und das Haus mit ihm erloschen war, gelangte die Seitenlinie Anhalt-Pleß zur Regierung. Den neuen Fürsten, Ferdinand (geb. 1769), der nebst seiner Gemahlin 1825 zum Katholicismus sich feierlich bekannte, haben wir im bes. Art. geschildert. Er verweigerte nach seiner Religionsveränderung das Gesuch seiner Räthe, eine Oberbehörde zur Leitung der evangel. Kirchenangelegenheiten zu ernennen, und erklärte, er werde nicht dem ihm empfohlenen Beispiele Sachsens folgen, und Rechte nicht aufgeben, die ihm als Souverain gebührten. Er befahl, daß das Abendmahl nicht mehr von reformirten Geistlichen den Lutheranern und von lutherischen den Reformirten gereicht werden sollte, wie es im Lande gebräuchlich war; aber die öffentliche Meinung sträubte sich so sehr gegen dieses Verbot, daß es bald wieder zurückgenommen werden mußte. Schon 1826 wurde das Frohnleichnamsfest in Köthen durch eine festliche Procession gefeiert, welcher der Herzog mit seiner Gemahlin beiwohnte; der Papst schickte Reliquien und Kostbarkeiten für die Schloßkirche, und 1827 wurde durch den Bischof Mauermann aus Dresden der Grundstein zu einer kathol. Kirche gelegt, die aber nach des Herzogs Tode unvollendet blieb. Auch ein Convent barmherziger Brüder zur Pflege der Kranken ward wieder aufgelöst. Ueberhaupt waren Köthens Bewohner (bis auf Wenige Alle evangelisch) mit dem Herzoge unzufrieden, und das verhängnißvolle Jahr 1830 würde wahrscheinlich gefährliche Erscheinungen hervorgerufen haben, wäre nicht der Herzog den 23. Aug. gestorben, ehe die Stürme in den Nachbarlanden losgelassen waren. Ihm folgte sein Bruder Heinrich (geb. 1778, seit 1819 in kinderloser Ehe mit Auguste, Prinzessin von Reuß-Köstritz lebend), seit 1819 Fürst von Anhalt-Pleß, in der Regierung; der Wechsel der Herrschaft beruhigte das Volk. Die Länder des Herzogs von Anhalt-Köthen sind zwischen den übrigen anhaltschen Landen zerstreut, und bestehen auf dem linken Elbufer aus dem Fürstenthume Anhalt-Köthen und der Grafschaft Warmsdorf, auf dem rechten Elbufer aus Neu-Köthen oder dem 1798 hinzugekommenen Theile von Anhalt-Zerbst; zusammen 15 QM. groß, mit 35.900 Einw. Das Land ist in die Stadt Köthen, 7 Aemter und 3 Gerichte getheilt. Der Herzog hat 320.000 Gulden Einkünfte, 1¼ Mill. Schul-

den und stellt zum deutschen Bundesheere 324 Mann. 2) Amt darin, mit der Hauptstadt 10.400 Einw. 3) Hauptstadt des Fürstenthums und Residenz, an der Zittau, besteht aus der Alt- und Neustadt; altes und neues Schloß, worin der Saal sehenswerth ist, in welchem die Wappen und Denksprüche der von Ludwig 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft befindlich sind; 740 H., 5550 Einw., Handel mit Wolle und Getreide. Das schlesische Fürstenthum Pleß hat 19 QM., 36.500 Einw. und 90.000 Gldn. Einkünfte.

Kothurn war bei den Griechen und Römern ein hochgeschnürter Schuhe oder Halbstiefel, mit hohen Absätzen, dessen sich beide Geschlechter bedienten, um in vergrößerter Gestalt zu erscheinen. Aeschylos, der Reformator der griechischen Tragödie, gab den Schauspielern außer den Masken und dem langen schleppenden Gewande noch den Kothurn, damit ihre Figur der Würde des Helden, den sie spielten, desto angemessener erscheine. Daher bezeichnet der Kothurn auch im uneigentlichen Verstande nicht nur die Tragödie selbst, sondern auch die ihr zukommende erhabene Sprache und Schreibart. In beider Bedeutung nimmt Horaz den Ausdruck Kothurnus. Auch bedienten die Alten sich auf der Jagd der Kothurne (in diesen wird Diana als Jagdgöttin dargestellt), diese unterscheiden sich aber durch ihre weniger hohen Absätze.

Kotopari, ein mehr als 18.000 Fuß hoher Vulkan der südamerikanischen Anden, in dem Freistaate Quito (s. d.). Dieser ungeheure Berg, der die Gestalt eines kolossalischen Kegels hat, und mit Schnee und Eis bis zum Gipfel bepanzert ist, erscheint vorzüglich, wenn die Abendsonne ihn umstrahlt, in einem unbeschreiblich wundervollen Glanze. Die Eis- und Schneedecke ebenet jede Schlucht und Abstufung desselben, sodaß er als ein regelmäßiger Kegel in die Wolken ragt. Fast immer wirft er Feuer, Lava und Felsen aus, die mehre QM. umher das Land bedecken und, aufgethürmt, große Berge bilden könnten. 1738 stieg eine Feuersäule aus seinem Krater, 3000 Fuß hoch, 1744 hörte man das Getöse in seinem Innern zu Honda in einer Entfernung von mehr als 100 deutschen Meilen; 1768 am 4. April verfinsterte die ausgeworfene Asche die Luft dergestalt, daß die Einwohner der nahgelegenen Städte Hambato und Tacunga bis 3 Uhr Nachmittags mit Laternen umhergehen mußten; am fürchterlichsten wüthete er 1803. Damals befand sich gerade Hr. von Humboldt, welcher das Jahr vorher den Kotopari besuchte, in Guajaquil, an die 40 deutsche Meilen vom Fuße des Berges, und versichert, das donnernde Getöse dieses Vulkans beständig fort, einem ununterbrochenen Artilleriefeuer vergleichbar, gehört zu haben. Er findet, nach seiner Behauptung, es jeder menschlichen Anstrengung unmöglich, je den Gipfel der Kotopari zu ersteigen.

Kottbus, Kreisstadt im Reg.-Bez. Frankfurt, preuß. Provinz Brandenburg, eine der ältesten Städte der Niederlausitz, liegt in einer ebenen Gegend an der Spree und mit Mauern umgeben. Sie hat ein schönes, königl. Schloß, 4 Kirchen, 2 Hospitäler, 1 Gymnasium (das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium mit einer Bibliothek), 1 Waisenhaus, 1 Tochterschule, 794 Häuser und 7000 Einw., zu welchen die hier stehenden Truppen mitgerechnet sind. Die Betriebsamkeit der Bewohner, welche großentheils wendischen Ursprungs sind, erstreckt sich vorzüglich auf Tuch-, Woll-, Lein., Garn- und Strumpfweberei, auf sehr ansehnliche Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, auf Lohgerberei und einen beträchtlichen

lichen Transito- und Speditionshandel zwischen der Oder und der Elbe. In der Nähe befindet sich eine Papiermühle. Kottbus ist der Sitz des Landraths, eines Hauptsteueramts und eines Landgerichts erster Classe. — Der Kreis Kottbus (15 QM., 41.000 Einw.) bildet eine Landschaft, deren Boden einen verschiedenartigen Charakter hat, und auf dem sandige Flächen und hohe Heidegegenden mit bruchigen Niederungen, besonders längs der Spree abwechseln, der aber jedoch Getreide aller Art, Kartoffeln, Flachs, Hopfen, einigen Taback und Wein, sowie Eichorien erzeugt; die Einwohner des flachen Landes sind fast durchgehends Wenden. Durch den tilsiter Frieden 1807 trat Preußen diesen Kreis an den Kaiser Napoleon ab, der ihn dem König von Sachsen gab, erhielt ihn aber 1813 wieder.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferd. von), geb. 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er früh verlor, herzogl. Legationsrath war. Schon in früher Kindheit ward in ihm die Liebe zur Schauspielkunst geweckt, die vorzüglich durch die ausgezeichnetsten Schauspielkünstler, die sich damals bei der weimarischen Schauspielergesellschaft befanden, genährt wurde. Noch nicht 16 J. alt bezog er die Universität Jena, dann studirte er eine Zeitlang in Duisburg, und kehrte von da 1797 wieder nach Jena zurück, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Bei den ernsten Studien übte er sich nur in der dramatischen Poesie, sondern auch in der Schauspielkunst, wozu ihm ein Liebhabertheater in Jena Gelegenheit gab. Schon damals schrieb er ein kleines Lustspiel, „Die Weiber nach der Mode", das nicht ohne komische Züge ist. Bald darauf machte er sein Examen und ward Advocat. Auf Veranlassung des preuß. Gesandten am russ. Hofe, Grafen Görz, ging er 1781 nach Petersburg; dort ward er, durch denselben empfohlen, Secretair bei dem Generalgouverneur v. Bawr, und da dieser die Direction des deutschen Theaters erhielt, so kam Kotzebue wieder in sein Element. Nach Bawr's Tode, ward Kotzebue von der Kaiserin zum Titularrath ernannt, 1783 als Assessor des Oberappellationstribunals in Reval angestellt und 1785 zum Präsidenten des Gouvernementsmagistrates von Esthland und als solcher in den Adelstand erhoben, einen Stand, den er wahrscheinlich durch sein Werk: „Ueber den Adel", versöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter so oft preisgegeben hatte. Jetzt lieferte er eine Reihe von Werken, die ihn zum Liebling des ganzen lesenden Publikums machten. Es erschienen die „Leiden der ortenbergischen Familie" (1755 ffg.) und seine „Kleinen gesammelten Schriften" (1787 fg.); sie beurkunden zuerst seine leichte und mannigfaltige Darstellungsgabe. Vornehmlich aber waren es seine beiden Schauspiele: „Menschenhaß und Reue" und „Die Indianer in England", wodurch er alle rührungsfähige Herzen gewann und sich den ausgebreitetsten Ruhm erwarb. 1790 unternahm er eine Badereise nach Pyrmont, wozu ihn seine wankende Gesundheit nöthigte. Durch seinen berüchtigten „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne", den er jetzt unter Knigge's Namen herausgab, brachte er sich um einen großen Theil seiner öffentlichen Achtung. Er begab sich hierauf nach Paris und hielt sich dann eine Zeitlang in Mainz auf. Nachdem er seine Entlassung genommen, zog er sich 1795 auf ein Landgut in Esthland, 8 Meilen von Narva entfernt, zurück. „Die jüngsten Kinder meiner Laune" und über 20 Schauspiele waren die Früchte seiner Muße. 1798 folgte er einem Rufe als Hoftheaterdichter an Alxinger's Stelle nach Wien.

Hier ließ er einen bedeutenden Theil seiner neuen Schauspiele erscheinen. Da ihm jedoch seine Stelle durch mancherlei Unannehmlichkeiten verleidet wurde, so nahm er seine Entlassung, erhielt 1000 Gulden jährl. Pension und ging nach Weimar. Bald entschloß er sich aber, nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne im Cadettenhause zu Petersburg erzogen wurden. An der russ. Grenze aber ward er (April 1800) in Verhaft genommen, ohne zu wissen warum, und nach Sibirien geschleppt. Ein glücklicher Zufall rettete ihn. Dem Kaiser war nämlich eine russische Uebersetzung eines kleinen Dramas von Kotzebue, „Der Leibkutscher Peters III.", das ein indirectes Lob auf Paul enthielt, zu Gesicht gekommen: er war darüber so entzückt, daß er den Verfasser sogleich aus der Verbannung holen ließ und ihm auf eine ausgezeichnete Weise seine Gunst bezeugte. Er beschenkte ihn mit dem schönen Krongute Wokroküll in Liefland, übertrug ihm die Direction des deutschen Theaters und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Kotzebue hat jenes Exil romanhaft genug in seinem Werk: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" beschrieben. Nach Pauls Tode nahm er seine Entlassung, ging wieder nach Weimar und nach einem kurzen Aufenthalte daselbst nach Jena. Doch die verdrießlichen Irrungen, in die er hier mit Göthe gerieth, bewogen ihn 1802 nach Berlin zu gehen. Hier ward er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Gegen Göthe und seine Lobpreiser und Anhänger, namentlich A. W. und Fr. Schlegel, verband er sich mit G. Merkel zur Herausgabe des „Freimüthigen". Da Spazier, der Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt", Partei für Jene nahm, so entstand ein Zeitungskrieg, der auf beiden Seiten hartnäckig geführt wurde. Eine Folge jener Irrungen war die Verlegung der „Jenaischen Literaturzeitung" nach Halle und die Begründung einer neuen Literaturzeitung in Jena. Er begann jetzt, außer daß er mehre größere dramatische Werke in dieser Zeit lieferte, seinen „Dramatischen Almanach", den er bis an seinen Tod fortgesetzt hat. Seine „Erinnerungen aus Paris, Rom und Neapel" waren die Frucht einer 1803 und 1804 unternommenen Reise nach Frankreich und Italien. Um die Geschichte Preußens zu schreiben, begab er sich 1806 nach Königsberg, wo ihm die Benutzung des Archivs gestattet war. Sie erschien u. d. T.: „Preußens ältere Geschichte" in 4 Theilen, Riga 1809. Das für Preußen so unglückliche Jahr 1806 bewog ihn nach Rußland zu gehen, wo er seit 1807 auf einem Landgute in Esthland lebte, und seitdem ohne Aufhören die Franzosen und ihren Kaiser mit allen Waffen des Witzes, die ihm zu Gebote standen, bekämpfte. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russ. Heere und gab in Berlin ein „Russisch-deutsches Volksblatt" heraus. 1814 ging er als russischer Generalconsul in die preuß. Staaten nach Königsberg; 1816 ward er Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg und erhielt 1817 mit einem Jahrgehalt von 15.000 Rubel den Auftrag, sich nach Deutschland zu begeben und über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung Berichte an den Kaiser Alexander unmittelbar einzusenden. Er that dieß in Weimar und später in Manheim, und gab zugleich ein „Literarisches Wochenblatt" heraus, in dem er oft als Richter über alle Schriften aus allen Fächern sehr anmaßend auftrat und über Politik und Zeitgeist höchst einseitige und absprechende Urtheile fällte. Er spottete über liberale Ideen und das Verlangen der Völker (die er sämmtlich für unmündig erklärte) nach

ständischen Verfassungen, Preßfreiheit: für die Völker kannte er kein anderes Heil, als in der Benutzung der Gnade der Fürsten, und der Zustand Europas vor der franz. Revolution war ihm der Typus des höchsten Völkerglückes. Hierdurch reizte er einen schwärmerischen Jüngling, Ramens Sand (s. d.), bis zum Fanatismus; dieser stieß ihn in Mannheim den 23. März 1819 mit einem Dolche nieder. Kotzebue war drei Mal verheirathet und hinterließ eine 82jährige Mutter (die zu Weimar 1828 in einem Alter von 91 J. 7 Mon. gest. ist) und 13 Kinder (worunter Otto v. K. als Weltumsegler und Moritz v. K. durch s. „Reise nach Persien“ berühmt). Als theatralischer Schriftsteller hat Kotzebue unstreitig, besonders in seinen Lustspielen, aber auch in seinen bürgerlichen Dramen („Menschenhaß und Reue“ und „Die Indianer in England“ stehen an der Spitze) einen hohen Ruhm erlangt. Lebhafte Einbildungskraft, treffende Darstellung, Witz und Laune, leichter, rascher Dialog, sowie die Gabe, tief im Innersten zu rühren, haben ihn sehr beliebt gemacht, obgleich auch so manche Fehler — der Uebertreibung, der Verletzung der Moralität, Plattheiten und Unanständigkeiten — ihm mit Recht vorgeworfen worden sind. Die Zahl s. Schauspiele beläuft sich auf 98. Nach seinem Tode erschien noch der 23. Bd. derselben. Dazu kommen aber noch die „Kleinstädter“ in dem 18. Jahrg. s. „Almanachs“. Viele seiner Stücke sind aber schon durch die augenblickliche Beziehung, welche sie hatten, veraltet und von der Bühne verschwunden. Als Romanendichter nimmt er nur eine sehr untergeordnete Stelle ein, und als Reisebeschreiber haben ihn selbst seine Freunde von dem Vorwurf des flüchtigen Beschauens und des noch flüchtiger niederschreibenden Urtheils, selbst über die wichtigsten, das ganze Gemüth des Menschen in Anspruch nehmenden Gegenstände nicht retten können. Seine Geschichtswerke, wie „Preußens ältere Geschichte“ und die „Geschichte des deutschen Reichs“ sind zwar keine historischen Kunstwerke ersten Ranges, verdienen aber unter den guten historischen Werken mit Recht genannt zu werden. S. „Das Leben August von Kotzebue's, nach seinen Schriften und authentischen Mittheilungen“ (Leipzig 1819).

Krahn (auch Kranich), ein Hebezeug oder Gerüste in den Häfen, wodurch große Lasten und Güter vom Lande in die Schiffe oder von diesen heraus ans Land gehoben werden (der Krahnmeister, der Aufseher über einen solchen Krahn). Das Krahnrecht ist daher das Recht, einen solchen Krahn zu halten; dann aber auch das Recht des Landesherrn, die Schiffer zu zwingen, daß sie an einem gewissen Orte ihre Waaren ausladen und verzollen. — Krahntrecker, Leute, die Alles, was bei den Krahnen ein- und ausgeschifft wird, hin- und herschaffen müssen.

Krain, ein Herzogthum der östreich. Monarchie. (S. Oestreich.)

Krakau, Freistaat und Stadt in Polen, in Westgalizien, in einer weiten Ebene am Zusammenflusse der Rudawa mit der Weichsel, wo mehre wichtige Handelsstraßen sich verbinden (L. 37° 35′, Br. 50° 3′ 52″), ehemals die Hauptstadt von ganz Polen und späterhin, als Siegmund III. (reg. von 1587—1632) die Residenz nach Warschau verlegte, bis 1764 noch die Krönungsstadt, mit ungefähr 26.000 Einw., worunter viele Deutsche und eine Menge Juden, besteht aus dem eigentlichen Krakau oder der alten Stadt, die mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben ist, und den Vorstädten Stradom und Klepars am linken, und Ka-

simirs am rechten Ufer der alten Weichsel. Wenn man die Menge von alterthümlichen Kirch- und Festungsthürmen, das hohe Schloß und die weit verbreitete Häusermasse in der grenzenlosen Ebene vor sich liegen sieht, so glaubt man einer prächtigen Stadt zu nahen; aber man findet ein Labyrinth krummer und schmutziger Gassen, von den Trümmern einer glänzenden Vorzeit umgeben. Krakau ist der Sitz eines Bischofs, welcher ehemals den Titel: Herzog von Severien, führte. Die Schloßkirche, ein sehenswerthes gothisches Gebäude und die reichste Kirche in Galizien, enthält die Denkmäler vieler polnischen Könige, das Grab des berühmten Sobieski, Jos. Poniatowski's, Kosciuszko's und Dombrowski's; von den übrigen 72 Kirchen sind verschiedene zum Theil durch ihr Alter merkwürdig. In der St.-Annenkirche steht das marmorne Denkmal des Kopernicus, von einem krakauer Künstler. Auf einem der drei Hügel um Krakau steht das 120 Fuß hohe Denkmal Kosciuszko's. Die Stadt soll schon 700 von einem Fürsten, Namens Krakus, gegründet worden seyn; gewisser ist, daß sie 1257 das magdeburgische Recht bekam. Sie trieb von jeher einen bedeutenden Handel und besitzt eine gute, 1817 neu eingerichtete Universität mit einer Sternwarte. Bei der Theilung von Polen, 1795, kam Krakau an Oestreich, welchem schon früher die Vorstadt Kasimirs zugefallen war. Mit ganz Westgalizien ward es 1809 ein Theil des Herzogthums Warschau. Durch die Acte des wiener Congresses ward es 1815 mit einem Gebiete von 23 QMeilen und 110,000 Einw. (darunter 7300 Juden und 1500 Lutheraner) zu einer stets neutralen Republik erklärt, die nach der Verfassung vom 11. Sept. 1815 ein Senat (12 Senatoren und ein Präsident) regiert, der jährlich der Repräsentantenkammer die Rechnung und das Budget vorlegt. Der Staat unterhält eine Sicherheitsmiliz. Die Steuern sind beträchtlich vermindert, ein Theil der Schulden bezahlt, und nützliche Baue ausgeführt worden. Die drei Schutzmächte, Oestreich, Rußland und Preußen, bestätigten am 5. Oct. 1826 die neue Studienordnung für die Universität u. a. Lehranstalten. Auch ernannten sie den Grafen Joseph v. Zaluski, Adj. des Kaisers v. Rußland, zum Curator. Eine Folge davon ist, daß auch die benachbarten Polen in Krakau studiren können. 1821 betrug das Staatseink. 333.120, die Staatsschuld 25.000 Gulden.

Krake, Kraak, auch Seekrabbe, Seepolyp genannt, ein fabelhaftes Seeungeheuer, das sich zuweilen in den nördl. Gewässern erheben, eine 1/4 Meile in der Länge haben, auf seinem Rücken Hügel und Spitzen oder Zacken, wie Mastbäume führen und dann beim Untersinken einen ungeheuern Seeschlund, der Alles mit sich hinunterziehe, verursachen soll. Der norwegische Bischof Pontoppidan hat zuerst von diesem sein sollenden Seethiere Nachricht gegeben und es ist über die Existenz eines solchen viel Streit entstanden, das aber wahrscheinlich nichts ist, als die großen Klippen, Sandbänke ꝛc., welche bei stiller See sichtbar werden, bei stürmischem Wetter aber wieder verschwinden.

Krampf, eine krankhafte, unregelmäßige Zusammenziehung der Muskeln. Er ist in allen Organen von muskulöser Structur möglich, nicht nur in den Fleischmuskeln, sondern auch in den Adern, Lungen, Gedärmen und dem Herzen. Da er aber von einem überwiegenden und unregelmäßigen Einfluß der Nerven auf die Muskeln auszugehen scheint und die Muskeln dem Nervensysteme auf eine doppelte Art untergeordnet sind, indem einige sich der Willkür unterwerfen müssen, andere ihre

Verrichtungen ohne Einfluß des Willens fortsetzen, so werden auch die Krämpfe nach dieser Abhängigkeit sich verschieden äußern. Der willkürliche Muskel zieht sich schmerzhaft und unwillkürlich zusammen, der unwillkürliche artet in unregelmäßige, ebenfalls schmerzhafte, Bewegung aus. Im Allgemeinen betrachtet der Arzt die Krämpfe nach ihrer anhaltenden oder tonischen Erscheinung, wie Epilepsie (s. d.), und nach ihrem stoßweisen oder klonischen Verlauf, wohin Magenkrämpfe ꝛc. gerechnet werden. Krampfstillende Mittel sind solche, welche den unordentlichen Wirkungen der Nerven auf die Muskeln Grenzen setzen, indem ihre Wirkung die Thätigkeit derselben herabsetzt, regelt oder beschränkt, oder die Stärkung des Muskelsystems bewirkt. Der Gebrauch derselben erfordert Vorsicht. Der gemeine Mann nennt fälschlich innere Schmerzen auch Krämpfe.

Kranach (Lucas von K., eigentlich Müller, nach And. Saunder oder Sünder), geb. 1472 zu Kranach oder Kronach in Franken, daher der Name. Sein Vater war Kartenmaler, Formenschneider oder Illuminirer; von ihm lernte er das rohe Technische der Malerkunst; doch bald nahm er sich Gegenstände der Natur zum Muster und ahmte sie nach. Früh kam er nach Koburg, wo er zuerst als Thiermaler auftrat. Hier lernte ihn Kurfürst Friedrich der Weise und dessen Bruder, Herzog Johann Friedrich, kennen und sie nahmen ihn mit an ihren Hof. Bei einer Reise nach Wien, die er mit Ersterem, der nach Palästina ging, machte, fühlte er den ersten Beruf zum Geschichtsmaler; er portraitirte daher um 1500 schon, und von 1502 an hat man von ihm selbständige Compositionen, freilich anfangs mit allen Fehlern der alten deutschen Schule. Aus dieser Zeit sind auch viele Holzschnitte von Kranach meist Jagdstücke, vorhanden. 1504 ernannten ihn beide Brüder zu ihrem Hofmaler. Als solcher ließ er sich in Wittenberg nieder. 1508 erhob ihn der Kurfürst in den Adelstand. Um diese Zeit machte Kranach eine Reise nach den Niederlanden, wodurch er durch Bekanntschaft mit mehren berühmten Malern die ihm noch anklebenden Fehler der deutschen Schule immer mehr und mehr abstreifte und in Geschichtsmalerei immer ausgezeichneter ward. In Wittenberg war Luther Kranach's vertrauter Freund geworden, daher dessen sehr zahlreiche Abbildungen Luther's in allen Verhältnissen des Lebens und von dessen Familie und Schülern. 1537 ward Kranach Bürgermeister zu Wittenberg; doch betrafen ihn bald darauf mehre Unfälle, der Tod seiner Gattin, Luther's und die Gefangennehmung des Kurfürsten Johann Friedrichs bei Mühlberg. Letzterer berief Kranach nach Insbruck in seine Gefangenschaft, und der 79jährige Greis folgte, nachdem er bereits 1547 sein Bürgermeisteramt niedergelegt, sein Haus bestellt und sein Vermögen unter seine Kinder vertheilt hatte, dem Rufe seines geliebten Herrn. Er kam mit ihm 1552 nach Sachsen zurück und starb zu Weimar den 16. Oct. 1553, ein Jahr vor seinem unglücklichen Fürsten. An der Schloßkirche daselbst liegt er begraben. Das Qui pro quo des Steinmetzer, der in der Inschrift um des Künstlers Hautrelief-Gestalt: pictor celerrimus (der geschwindeste Maler) statt celeberrimus (der berühmteste) setzte, dürfte doch zum Theil nicht unpassend seyn; denn, wenn man die vielen, ihm zugeschriebenen Gemälde bedenkt, so muß man erstaunen über die Fertigkeit des Malers. Doch dürfte vorher wohl auszumitteln seyn, welche Gemälde ihn selbst, und welche seinen Sohn, der auch Lucas Kranach hieß, Bürgermeister zu Weimar (wo er 1586 starb) und ein würdiger Schüler seines Vaters war, zum

Urheber haben. Erstaunt man über die Menge dieser Gemälde, so findet man noch mehr Ursache, den Werth derselben zu bewundern. Es ist eine Leichtigkeit und Kunstmeisterschaft in ihnen, der Deutschen würdig. Zwar sind seine Compositionen selten oder nie poetisch, es mangelt ihnen nicht an Sonderbarkeiten (z. B. auf dem Altarblatte der weimarschen Stadtkirche, wo aus dem gekreuzigten Christus das Blut im Bogen auf den untenstehenden Künstler strömt), und Anachronismen, Fehler gegen das Costume u. dgl. muß man der frommen Treuherzigkeit zu gute halten; aber wer wird das nicht, wenn er diese Richtigkeit der Zeichnung, diese Wahrheit des Ausdrucks, diese Naturtreue, diese zarte Behandlung des Pinsels, dieses lebenvolle, glänzende, liebliche Colorit sieht, das nach Jahrh. noch seine erste Frischheit hat? Mit Einem Worte: Lucas war ein treuer Sohn der Natur, wahr, kräftig und herzlich, ein kernhafter, tüchtiger Meister. Seine Bildnisse, unter denen die von seinen Freunden Luther und Melanchthon besonders schätzenswerth sind, sind in den Gallerien Deutschlands zerstreut; in Böhmen allein befinden sich deren 28, davon 13 in der Sammlung der patriot. Kunstfreunde in Prag. Unter seinen größern Gemälden verdienen die Altarblätter in den Stadtkirchen zu Wittenberg, Torgau und Weimar, ersteres vorzüglich, und mehre Gemälde in der naumburger Stadt- und Domkirche den Preis. Außerdem hat er gegen 300 Holzschnitte gefertigt, die aber seinen Gemälden nicht gleichkommen und selbst von Andern schon vor seiner Zeit übertroffen werden. Die Beschreibung seiner wittenberger Gemälde findet man des Gen.-Sup. Nitzsche's „Predigt zur Einweihung der wittenberger Stadtkirche" beigefügt. Das weimarsche Altarblatt wurde 1806 von dem Kunstkenner und Künstler Meyer restaurirt. Eine merkwürdige Seltenheit ist unter dem Titel: „Lucas Kranach's Stammbuch", dessen Original 9 auf Pergament gemalte Bildnisse von um die Reformation sehr verdienten Personen, sowie auch mehre Autographa etc. enthält, 1814 zu Berlin erschienen; auch gibt eine gehaltvolle Schrift: Jos. Heller's „Versuch über das Leben und die Werke Lucas Kranach's, Bamb. 1821, über den auch als Mensch so trefflichen Künstler, höchst interessante Aufschlüsse.

Kraniologie, s. Schädellehre.

Krankenhäuser, Hospitäler. Sie haben gewöhnlich einen doppelten Zweck: Kranke aufzunehmen und zu unterhalten, zu pflegen und zu heilen, und dann die Studirenden der Medicin in der Praxis einzuweihen. Schon frühe sind die Krankenhäuser, wenngleich nur von einem geringen Umfange, errichtet worden; vorzüglich erwarben sich die Klöster Verdienste um sie; die Katholiken haben sogar mehre Orden, die Leidende bei sich aufnehmen und ihrer Wartung sich widmen. Zwar litten sie bei ihrem Entstehen an großen Mängeln, von denen man viele in der neuern Zeit verbessert hat, die aber alle zu heben nicht glückte, weil entweder die erste Anlage der Hospitäler so fehlerhaft war, daß sie keine bedeutende Verbesserung zuließ, oder weil manche Mängel fast nothwendig aus dem Wesen der Krankenhäuser fließen; indem aus dem Zusammenwohnen einer Menge Kranken allerhand Unbequemlichkeiten und Nachtheile entstehen müssen. Bei der Errichtung eines Hospitals muß man vorzugsweise auf folgende Punkte Rücksicht nehmen. Es ist sehr gut, wenn es außerhalb der Stadt in einer freien luftigen Gegend liegt; ein großer Vortheil bei einem Krankenhause ist fließendes Wasser; eine unerläßliche Bedingung ist es aber, daß es in Ermanglung des fließenden

Wassers, Brunnenwasser in Ueberfluß besitze. Das Haus sey hell und licht gebaut; die Steine seyen trocken und fest, und an den Mauern darf sich kein Salpeter bilden. Doch alle Sorgfalt verwende man auf den innern Raum; ein Krankenhaus wird zur ergiebigen Erzeugerin giftiger, fauliger und bösartiger Krankheitsstoffe, wenn die Kranken zu gehäuft in engen Räumen, die des Luftzuges entbehren, zusammen leben müssen. In den Zimmern muß die höchste Reinlichkeit herrschen, die Abtritte müssen so angebracht seyn, daß sie keinen Geruch durch die Zimmer verbreiten und leicht und ohne Schaden für die reine Atmosphäre des Hauses gereinigt werden können. Die Oefen müssen zur gleichmäßigen Erwärmung vertheilt, die Stuben nicht nach der Wetterseite gelegen, die Geräthe von hartem Eichenholze, die Bettstellen von Eisen, und bei den andern Geräthen so viel als möglich die wollenen Zeuche vermieden werden, weil sie leicht den Ansteckungsstoff auffangen und ihre Reinigung nie so vollkommen gelingt als die der leinenen Zeuche. In jedem wohleingerichteten Krankenhause sollen die Kranken nach Classen zusammengelegt werden, und zwar müssen die chirurgischen Kranken so viel als möglich die obern Stockwerke einnehmen, damit die übeln Dünste der Geschwüre nicht die Luft des ganzen Hauses inficiren. Gebärenden und Wöchnerinnen weise man die entlegenste und geräuschloste Wohnung an; ebenso müssen die Venerischen und Krätzigen abgesondert und die Kranken mit Ansteckungsfiebern strenge von Andern abgeschlossen werden. Ein wichtiger Gegenstand ist die Polizei des Hauses; sie muß wachsam und strenge seyn. Es versteht sich, daß eine hinreichende Anzahl von Aerzten, Wundärzten, Krankenwärtern, zu denen Frauen mehr geeignet sind als Männer, vorhanden seyn muß. Die berühmtesten Krankenhäuser in Europa sind: das Friedrichshospital in Kopenhagen, gestiftet 1765 vom Könige Friedrich V. durch den Grafen von Bernstorff; in Stockholm das königl. Lazareth und das Dankwiks-Hospital; in Turin das Hospital vom heiligen Johannes; in Mailand das große, vom Herzog Francesco Sforza gestiftete Hospital; in Wien das große allgemeine Krankenhaus; in Berlin die Charité; in Frankfurt am M. das Senkenberg'sche Hospital; in Würzburg das Juliushospital; in Bamberg das Krankenhaus; in München u. a. O. m.

Krankheit, ein von der **Gesundheit** (dem regelmäßigen Lebensgange) (s. d.) abweichender Zustand, d. i. wo die Harmonie der einzelnen Theile, durch welche das Ganze allein gesund bleibt, gestört ist. Man unterscheidet schnell verlaufende hitzige oder fieberhafte Krankheiten (s. **Fieber**) von langwierigen oder chronischen, deren Gang langsam und deren Dauer unbestimmt ist. S. Jahn's „Klinik der chron. Krankheiten", Erfurt 1815. Innerliche oder allgemeine stehen den äußerlichen, besonders den örtlichen gegenüber. Doch ist diese Eintheilung nicht streng durchzuführen, weil jede örtliche Störung eines einzelnen Organes, durch dessen Zusammenhang mit dem Ganzen, Einfluß auf den allgemeinen Zustand hat und örtlich scheinende Uebel oft nur Wirkungen vorausgegangener Leiden sind. Der Brand eines Fußes ist die Folge eines Faulfiebers; jede bedeutende Wunde verursacht ein allgemeines Fieber. **Krankheitsanlage** heißt die Neigung zu irgend einer Störung, oder der dem Körper angeborne oder erworbene Keim, welcher durch äußere Einflüsse sich zur Krankheit entwickelt. Der Arzt nennt die äußern Veranlassungen und die innern Anlagen entfernte Krankheitsursachen, die daraus

in dem Körper entstandene Veränderung aber, die nächste Ursache, d. i. das Wesen der Krankheit, da uns alle Krankheiten durch sinnliche Merkmale oder Krankheitserscheinungen, Symptome (s. d.), erkennbar sind. — Krankheitsform heißt jede Reihe solcher Symptome, die durch ihr bestimmtes Verhältniß und nothwendigen Zusammenhang ein besonderes Uebel darstellen. — Krankheitslehre, s. Nosologie und Pathologie. — Kränklichkeit ist der Zustand, der zwischen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne schwebt. (Vgl. „Die Krankheiten des Menschengeschlechts, histor. und geogr. betrachtet", Tübingen 1825, 2 Bde.).

Krasicki (Ignaz), Graf v. Sietzen, Erzbischof von Gnesen, Dichter und Schriftsteller, geb. zu Dubiecko 1735, aus einem in der Literatur wie im Kriege gleich berühmten Geschlechte, zeichnete sich schon als Fürstbischof v. Ermeland unter den ersten Schriftstellern seiner Nation aus. Als er in Folge der Theilung Polens, 1772, seine Stelle im Senat der Republik aufgeben mußte, fand er Trost und Beruhigung in den Wissenschaften. In seinen Schriften zeigt er vielleicht mehr Geschmack, Anmuth und Leichtigkeit als Naruszewicz und Trembecki, seine Zeitgenossen, aber er hat weniger Kraft und Correctheit. Das Lächerliche in den Nationalgebräuchen wußte er sehr gut aufzufassen und darzustellen. Unter den Werken dieses Dichters nennt man vorzüglich sein heroisch-komisches Gedicht: „La Mycheïde" oder „La Souriade", Ged. in 10 Gesängen, übers. von J. B. Lavoisier (Wilna 1817; auch Dubois hat es ins Franz. übersetzt; deutsch: „Die Mäuseade", Warschau und Leipz. 1790), dessen Stoff aus der alten Chronik des Bischofs Kadlubeck entlehnt ist, nach welcher die Ratten und Mäuse den König Popiel gespeist haben; ferner sein Krieg der Mönche, „La Monomachie", in 6 Ges., vielleicht sein Meisterwerk. Unter seinen Fabeln sind mehre classisch; seine Satyren dagegen, verglichen mit denen des Naruszewicz, etwas matt. Sein episches Gedicht: „Der Krieg von Chocim", in 12 Ges., ist mehr eine historische Erzählung von dem Siege Choczkiewi's über den Sultan Osman, unter Sigismunds Regierung, doch enthält es dichterische Stellen. Noch schrieb er eine Elementarencyklopädie und eine Geschichte Warschaus. Am geistreichsten scherzt Krasicki in Prosa und in Versen, in seinen Briefen und vermischten Aufsätzen. Noch jetzt werden seine Schriften als classisch angesehen. Krasicki starb zu Berlin 1801. 1829 ward seine Leiche nach Gnesen abgeführt. Den größten Theil seiner Schriften gab Dmachowski (Warschau 1803 fg.) in 10 Bdn. heraus.

Kraus (Christian Jakob), einer der geistreichsten, gelehrtesten und gemeinnützigsten Männer, Sohn eines Wundarztes, geb. 1753 zu Osterode, begann seine wissenschaftl. Bildung 1770 auf der Universität zu Königsberg, und widmete sich mit beispiellosem Eifer, in einer sehr beschränkten Lage, den humanistischen, mathematischen und philosophischen Studien, erlernte die engl. und franz. Sprache fast allein durch Selbstunterricht und ward hierauf Hauslehrer, u. A. im Hause des ruff. Geh. Staatsraths Grafen von Kayserling. 1778 ging er nach Berlin, wo er die Aufmerksamkeit des Ministers von Zedlitz auf sich zog. Von dort begab er sich als Führer eines studirenden Jünglings nach Göttingen, promovirte sodann in Halle und ward 1781 in Königsberg als Professor angestellt. Seine Vorlesungen über praktische Philosophie, über griech. Schriftsteller, Geschichte und Mathematik, welche letztere sein Lieblings-

studium war, wurden häufig besucht. Er hatte alle Tiefen der Mathematik und speculativen Philosophie durchwandert. Sein Geist, der an Belehrsamkeit und ausgebreiteter Sprachkenntniß selbst Kant überstrahlte, wendete sich später dem praktischen Theile der Philosophie zu. Er st. 1807. Literarische Celebrität war nicht sein Streben; aber auch das Wenige, was er in Druck gab, wohin die Zugabe zu seiner neuen Uebersetzung von Hume's „Polit. Versuchen" und einige Recensionen gehören, zeigt die Vielseitigkeit seines Wissens und die Tiefe seines Eindringens. Sein handschriftl. Nachlaß wurde von seinem innigsten Freunde, dem Oberpräsidenten von Auerswald, und einigen andern seiner Geistesverwandten zum Druck geordnet und bildet außer der „Staatswirthschaft" in 5 Bdn. (Königsb. 1808—11) noch eine Sammlung vermischter Schriften in 8 Bdn. (Königsb. 1808 fg.), deren letzter (1819) eine Biographie des Verewigten von der Hand des Biographen Hildebrand's (Prof. Joh. Voigt) nebst seinen Briefen enthält.

Krause (Karl Christian Friedrich), D. der Philosophie, einer der tiefdenkendsten Geister, bekannt durch seine Forschungen über Maurerei und andere Gegenstände, geb. 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen, studirte in Jena unter Fichte und Schelling Philosophie und las daselbst von 1802—4 als Privatdocent mit Beifall über Logik, Naturrecht, Mathematik und Naturphilosophie. Die Kriegsstürme vertrieben ihn 1813 aus diesem Asyle. Später begann er bei der Universität zu Berlin Vorlesungen und stiftete im Verein mit mehren Gelehrten die berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache, deren 1817 gedruckte Statuten größtentheils von ihm entworfen worden sind. Er begab sich abermals nach Dresden, wo er sein Werk: „Die drei ältesten Kunsturkunden ꝛc.", und sein noch nicht erschienenes „Urwortthum der deutschen Volkssprache" ausarbeitete. 1817 machte er in Gesellschaft eines Freundes eine Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Seitdem war er akademischer Lehrer in Göttingen. Er starb zu München am 27. Sept. 1832. Ueber sein Wirken als Maurer bemerken wir, daß er in der Loge zu Altenburg in den Orden trat, mit großem Eifer die Geschichte desselben studirte, und besonders durch seine mit tiefer Erforschung des Ganzen verfaßten Schriften die Geheimnißkrämerei bekämpfte, an welcher noch Mancher in diesem Vereine, der Vernunft zum Hohn, festhält. Noch nennen wir sein „System der Sittenlehre" (Leipz. 1810); „Urbild der Menschheit" (Dresden 1811); die mit Fischer herausgegeb. „Mathematik" und seine „Vorlesungen über das System der Philosophie" (Göttingen 1828).

Kräuterabdrücke. Um sie zu verfertigen überstreiche man die getrockneten Pflanzen mit Kienruß und drücke sie auf Papier ab. Schon Hieronymus Cardanus, der 1576 gestorben ist, soll diese Kunst gekannt haben, welche 10 Jahre später von Alexius Pedemontanus, einem pseudonymen Schriftsteller, den man mit J. Jak. Wecker für einen und denselben hält, gelehrt wurde. Hessel bediente sich 1707 ihrer zu seinen botanischen Werken. 20 Jahre später errichtete der Buchdrucker Funke zu Erfurt unter Anleitung des Professors Kniephof eine ordentliche Druckerei an; doch eine bald darauf erfolgte Feuersbrunst zerstörte diese und Funke nahm die Arbeit nicht wieder vor. Der Buchdrucker Trampe betrat bald darauf den von Funke verlassenen Weg und lieferte 1200 Kräuterabdrücke. Kirnhals, ein Engländer, verfertigte 1723 zuerst bunte

Pflanzenabdrücke, in welcher Kunst ihm Reutter und Augsburg nachahmte. Am weitesten brachte es Junghans in Halle darin; seine Pflanzenabdrücke zeichnen sich durch Wohlfeilheit und große Aehnlichkeit mit der Natur aus und können selbst mit Kupferstichen um den Preis ringen.

Kräuterkunde (medicinische) gehört als Hülfswissenschaft zur Arzneikunde, und zwar in die Lehre von den Arzneimitteln. Wir unterscheiden die besondere Kräuterkunde, in medicinischer Rücksicht, von der allgemeinen, der wir den Namen Botanik, Pflanzenkunde, lassen wollen, und rechnen zu jener bloß die Summe von botanischen Kenntnissen, deren der Arzt, als solcher, zu seiner vollkommenen Ausbildung bedarf. Der Botaniker von Profession muß den ganzen Umfang dieser Wissenschaft innehaben, — wozu, bei der jetzigen Ausbreitung und Höhe derselben, ein Menschenleben beinahe ausschließlich gehört. Der Arzt, welcher die Botanik zu seinem Hauptstudium machen wollte, würde daher seiner Ausbildung sehr schaden, da die medicinische Kräuterkunde nur einen Theil der Arzneikunde ausmacht und in der historischen Kenntniß derjenigen Pflanzen besteht, die einen Beitrag zu den Heilmitteln liefern, sowie in der Kenntniß der Physik der Pflanzen, insoweit sie dazu dient, den organischen Bau derselben mit dem der Thiere zu vergleichen und die Gesetze des organischen Lebens zu erläutern. So können wir auch eine ökonomische, eine Forstkräuterkunde u. s. w. unterscheiden.

Krebs, Krebsschaden ist ein bösartiges Geschwür, das, wenn es der wahre Krebs ist, stets seinen Sitz in einer Drüse, oder in drüsigten Theilen hat und von ihnen ausgeht. Der Krebs entspringt immer aus einer verhärteten Drüse; doch ist die Erkenntniß der Krankheit aus ihren Zeichen noch nicht dahin gediehen, daß es sich angeben ließe, welche scirrhöse Drüse in Krebs übergehen werde; da die wenigsten Drüsengeschwulste jenen gefährlichen Charakter annehmen. Doch läßt sich die schon vorhandene Metamorphose der Drüsenverhärtung in einen Krebs ziemlich deutlich angeben. Sie beruht auf der Bildung des Krebsgiftes im Innern der harten Geschwulst, welche sich durch Stechen, Schmerz und Brennen, als wenn eine glühende Kohle dort liege, kund gibt. Die Krebserzeugung aus einer verhärteten Drüse geschieht vermittelst eines gelind entzündlichen Zustandes; die Geschwulst vergrößert sich, die Adern werden aufgetrieben und eine erhöhte Wärme stellt sich ein. In dieser Periode nennt man den Krebs den verborgenen. Nach kürzerer oder längerer Zeit bricht die Geschwulst auf und verwandelt sich in ein offenes Geschwür, in den offenen Krebs. Es greift um sich, bildet schwammige Auswüchse, die leicht bluten, scheidet eine dünne, übelriechende Jauche aus. Werden dem Fortschreiten des Geschwürs durch die Kunst, was höchstens selten geschieht, keine Schranken gesetzt, oder wird es nicht durch das chirurgische Messer ausgerottet, so zieht es auch die entfernter liegenden Drüsen in Mitleidenschaft; durch die Resorbtion der Krebsjauche wird die ganze Säftemasse verdorben; es entsteht ein hektisches Fieber, was den Tod als Folge nach sich zieht. So lange der Krebs noch ein verborgener ist, oder das offene Krebsgeschwür noch nicht lange bestanden hat, vermag die Operation das Uebel zu heben; sind aber schon entferntere Drüsen in den Kreis der Krankheit gezogen und hat sich schon das hektische Fieber ausgebildet, so bietet die Arzneikunde keine Hülfe mehr. Aeußere Verletzung, Stoß, Druck, Reiben ꝛc. legen gewöhnlich den Grund zum verborgenen Krebse; doch nicht selten ist er ein Erbübel.

schnell um sich fressende Geschwüre, welche eine Jauche von sich geben, schmerzhaft und mit Auswüchsen versehen sind, heißen auch Krebsgeschwüre, ohne es in der That zu seyn.

Krefeld, schöne, in Form eines länglichten Quadrats erbaute Kreisstadt im Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, in einer flachen Ebene, 1 Stunde vom Rheine entfernt, ist regelmäßig gebaut, hat einen schönen mit Linden besetzten Markt und um die Stadt herum bei 2000 Gärten, in welchen sich Landhäuser, Färbereien und andere Etablissements befinden. Ueberhaupt ist Krefeld eine der schönsten Städte am Rhein mit 16.000 Einw., worunter 700 Mennoniten; hat 2 evangel., eine kathol. Kirche, Bethaus der Mennoniten, Synagoge, höhere Bürgerschule, Frauenverein ꝛc., Sitz des Kreisamts, Handelsgerichts u. s. w. Zu den vorzüglichsten Fabrikationszweigen Krefelds gehören die Seidenmanufakturen, besonders in Stücksammet und Sammetband. Der erstere wird meist in der Stadt selbst, das letztere aber vorzüglich in den umliegenden Dorfschaften verfertigt, womit bei 3000 Stühle beschäftigt sind. Im Ganzen beschäftigen die krefelder Seidenfabriken gegen 12.000 Menschen. Die hier verfertigten Sammetwaaren werden selbst den lyoner und chaumonter Fabrikaten vorgezogen, und gehen bis nach Amerika und der Levante, sowie sie auch im Norden von Europa, besonders in Rußland, sehr gesucht sind. Außerdem gibt es hier noch Fabriken in seidnen Stoffen, seidnen Tüchern (besonders werden hier, wie in Elberfeld, die gedruckten ostindischen Tücher in Menge nachgemacht), seidnen Bändern (besonders Schuh-, Hut- und Zopfband), Nähseide, Sayettgarn, Flanelle, wollnen Strümpfen, sogenannten mechanic-Pantalons, groben schlesischen Tüchern, Biber, Say oder Kirsay, Boy, Sarschen, baumwollnen Mancheſter, Leinwand, Wachsleinwand, Rothgerbereien, Zuckerraffinerien, Kornbranntweinbrennereien, Biereſſig, Seifensiedereien und verschiedenen andern von geringrer Bedeutung. Die Stadt soll ihre erste Gründung einem polnischen Edelmann verdanken; jedoch die Rechte und Freiheiten einer Stadt erhielt sie erst 1373 von Kaiser Karl IV. — Auf der nahe bei Krefeld liegenden Haide schlugen die Verbündeten, 34.000 M. stark, unter Anführung des Herzogs Ferdinand v. Braunschweig, 66.000 Franzosen unter Clermont den 23. Juni 1758. Die franz. Truppen hatten sich in einem sehr festen Lager hinter Wällen und Gräben postirt, die rechte Seite war durch einen undurchdringlichen Bruch gedeckt, vor sich links öffnete sich eine sehr durchschnittene Gegend, bewachsen, voller Bäche und Bruchstriche. Der rechte Flügel der Verbündeten, unter dem Herzoge selbst, arbeitete sich hier durch unsägliche Schwierigkeiten hindurch in die linke Seite und den Rücken des französischen linken Flügels, eroberte nach dreistündigem hitzigem Kampfe bei hartnäckiger Gegenwehr ein Gehölz, dessen Besitz sehr wichtig war, drängte die Franzosen hier zurück, während der Mittelpunkt und linke Flügel der Verbündeten sie von vorn angegriffen. Die Franzosen zogen sich nun aus ihrem Lager zurück, und verloren 7000 an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die Verbündeten an Todten und Verwundeten 2000.

Kreide, natürlicher kohlensaurer Kalk (s. d.), von weißer Farbe, welcher abfärbend, zerreiblich, erdig, in großen Ablagerungen auf Kanada, in England, Palästina, Champagne, Dänemark u. s. w. vorkommt. Er enthält viele Versteinerungen und Nester von Feuerstein. Kreide dient zum Schreiben, Anstreichen, Poliren und als Düngmittel; sie wird bis-

weiſen gleich dem Kalkſtein gebrannt und zu Mörtel benutzt. Schwarze Kreide iſt ein Schiefer, der abfärbt und deßhalb mineralogiſcher Zeichenſchiefer heißt.

Kreis, eine krumme Linie, welche in allen ihren Punkten vom Mittelpunkte gleich weit abſteht. Der Abſtand zwiſchen dem Umfang und dem Mittelpunkt heißt Radius oder Halbmeſſer. — Inhalt des Kreiſes heißt der Flächeninhalt der vom Kreiſe umgebenen Ebene. Das rationale Verhältniß des Durchmeſſers zur Peripherie (Umfang) iſt noch nicht gefunden und es läßt ſich daher die Quadratur des Cirkels nur annäherungsweiſe beſtimmen, aber bereits ſo genau als es zu irgend einem praktiſchen Zwecke nöthig iſt. — **Kreis** in der Logik, ſ. **Cirkel**.

Kreml, ſ. **Moskau**.

Kremnitz, die älteſte und vornehmſte Bergſtadt in der barſcher Geſpannſchaft in Niederungarn, auf dem rechten Ufer der obern Gran, in einem tiefen Thale zwiſchen hohen Bergen liegend, mit 10.000 Einw. Die Stadt hat vortreffliche Gold- und Silberbergwerke, Goldkunſthandlungen genannt, die beſtändig 700 Menſchen beſchäftigen. Von ihr haben die kremnitzer Dukaten den Namen: man kennt ſie an den Buchſtaben K. B. (Kermecz Banya, kremnitzer Bergwerke), zwiſchen welchen das Bild des Regenten im Ornate ſteht. Viel Gold und Silber aus den ungariſchen Bergwerken wird in Wien gemünzt. Hier iſt ein königl. Gymnaſium.

Kretinen, Cretins (Kretengs), eine in den Walliſer Thälern befindliche Menſchenart, die in körperl. und geiſtiger Bildung ganz vernachläſſigt iſt, mit dickem, unförmlichem, oben plattem Kopfe, plumpen Knochen, rothen Augen, herabhängendem Kropfe ꝛc. Ihre Geiſtesſchwäche und Fühlloſigkeit iſt ebenſo auffallend, als ihre Unreinlichkeit u. dgl. Sie machen wohl auf 1000 Familien aus, auf welche ſich unglücklicher Weiſe jener **Kretinismus**, wie man dieſes Uebel zu nennen pflegt, fortpflanzt; daher man, um es auszurotten, die Verhinderung ihrer Heirathen unter einander, als einziges Mittel dagegen, vorgeſchlagen hat. Im Salzburgiſchen, wo dieſe Menſchenart häufig auch vorkommt, nennt man ſie Feren.

Kretſchmann (Karl Friedr.), deutſcher Dichter, wurde 1736 zu Zittau in der Oberlauſitz geboren. Nachdem er auf der Univerſität Wittenberg die Rechte ſtudirt, ward er 1764 Oberamtsadvocat und 1774 Gerichtsactuarius in ſeiner Vaterſtadt, wo er ſeit 1797 vom Magiſtrat als Emeritus in Ruheſtand verſetzt, 1809 ſtarb. Kretſchmann hat ſich in manchen Arten der Dichtkunſt nicht ohne Glück verſucht; am beſten ſind ihm aber ſeine Epigramme gelungen, unter denen viele ſich durch Neuheit, Witz und eine ſtrenge Politur auszeichnen. Seine ſämmtlichen Werke ſind zu Leipzig 1784—1805 in 7 Theilen herausgegeben worden.

Kreüſa, mehre berühmte Frauen des griechiſchen Alterthums; insbeſondere: die Tochter des Erechteus, welche an Xuthus, Hellens dritten Sohn, vermählt, zuvor aus der Umarmung Apollos den Jon geboren hatte, mit ihrem dritten Gemahle aber den Achäus zeugte; ſodann die Tochter des Priamus und der Hekuba und Gemahlin des Aeneas, welcher mit ihr den Aßkan zeugte. Als bei dem Brande Trojas Aeneas mit den Götterbildern, ſeinem Vater, ihr und ſeinem Sohne flüchtete, war ſie plötzlich von ſeiner Seite verſchwunden. Er ſuchte ſie vergebens im Getümmel, bis ſie ihm in verklärter Geſtalt erſchien und verkündigte,

daß die Mutter der Götter, nicht wollend, daß sie Phrygien verlasse, sie zu sich genommen habe.

Kreutzer (Rudolf), schätzbarer Tonsetzer und einer der ersten Violinspieler in Europa, geb. zu Versailles 1767. Seine Lehrer auf der Violine waren Anton Stamitz und Viotti. Kaum 13 J. alt, spielte er ein von ihm gesetztes Concert öffentlich mit großem Beifall. Im 19. Jahre hatte er zwei große Opern gesetzt, die dem Hofe gefielen, sodaß ihn die Königin zu ihren Privatconcerten zog. In der Folge machte er Kunstreisen in Italien, Deutschland und Holland; darauf wurde er erste Violinist in Napoleons Capelle und bei der großen Oper, auch Mitglied des Conservatoriums. Später ward er Professor des Violinspiels bei der königl. Schule für Musik und Declamation. Sein Spiel ist durch Eleganz am meisten ausgezeichnet und mit langem Bogenstrich. Er hat an der von Baillot für den Unterricht im Conservatorium herausgegebenen „Violinschule" Theil genommen und selbst mehre Concerte, Duos, Sonaten u. s. w. herausgegeben. Für die große Oper hat er den „Astyanax" (mit schönen Chören), „Aristipp" und den „Tod Abels", auch einige Ballette gesetzt, und für die komische Oper 9 Opern, darunter „Lodoiska", „Jeanne d'Arc" ꝛc. Er starb im Herbst 1831 zu Genf. — Sein jüngerer Bruder, beim Orchester der großen Oper, ist ebenfalls ein ausgezeichneter Violinspieler.

Kreuz. Das Kreuz, das bei den Römern ein Werkzeug der schimpflichsten Todesstrafe war, wurde erst durch den Umstand, daß der Heiland den Tod des Kreuzes für das Heil der Welt erlitt, zu jenem heiligen Zeichen geweiht, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungsmerkmal bedienen. Der Gebrauch des Bekreuzigens geht bis auf das 3. Jahrh. zurück. Als das Christenthum unter Konstantin zur Staatsreligion erhoben wurde, ward das Kreuz allenthalben auf öffentlichen Plätzen, in Palästen und Kirchen aufgestellt, und die meisten Kirchen wurden späterhin in der Form eines Kreuzes erbaut. Erst als Helena, Konstantins Mutter, das Kreuz, an dem Jesus gestorben, in Jerusalem gefunden und einen Theil desselben nach Konstantinopel mitgebracht, ward es ein Gegenstand der Verehrung, die sich späterhin bis zur Anbetung steigerte. Es schreibt sich davon das Fest der Kreuzerfindung her, das in der kathol. Kirche am 3. Mai gefeiert wird. Es galt nun als ein Panier des Sieges und der freudigsten Hoffnungen, und Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt. Als der Kaiser Heraklius das in Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, das in die Hände der Perser gekommen war, von diesen wiedergewann, ward das Fest der Kreuzerhöhung eingesetzt, das auf den 14. Sept. fällt. Auf eine wunderbare Weise vervielfältigte sich diese Reliquie im Mittelalter, von der man wirklich glaubte, daß sie sich theilen ließe, ohne kleiner zu werden. Im Orient und Occident schrieb man ihm eine wunderthätige Kraft zu, von deren Wirkung man sich die erstaunungswürdigsten Dinge zu erzählen wußte.

Kreuzbrüder hießen im Mittelalter Personen, welche aus Andacht ein Kreuz auf ihre Kleider nähten oder mit einem Kreuze in der Hand herumzogen. Vornehmlich bekamen diesen Namen die Theilnehmer an einem Kreuzzuge; auch gab man ihn den Geißlern und Flagellanten.

Kreuzbulle (Cruzada). Diesen Namen führten die Bullen, kraft

derer der Papst einem weltlichen Regenten gewisse Einkünft der Kirche und der Geistlichkeit zugestand, damit sie den Krieg gegen die Ungläubigen desto nachdrücklicher fortsetzen konnten (s. Kreuzzüge). Ein vorzügliches Beispiel von Bullen dieser Art finden wir bei Mariana im 30. Buche. Papst Leo X. gab dem Könige Emanuel von Portugal 1514, weil er große Eroberungen in Afrika gemacht und sich eifrig in Bekehrung der Ungläubigen bewiesen hatte, eine Bulle, durch die er ihm den 3. Theil von allen Kirchenzehnten, die sonst zum Besten der Kirche verwandt wurden, sowie den 10. Theil von allen Zöllen, die den Kirchen und geistlichen Beneficien zugehörten, zuerkannte. Oefters ertheilten auch die Päpste, wenn katholische Regenten gegen Ungläubige zu streiten hatten, ihnen den 10. Theil von allen geistlichen Einkünften in ihrem Reiche. Zu den Zeiten des großen Cardinals Ximenes wurde auch dem Könige von Spanien eine solche Bulle gegeben. Diese nannte man entweder von dem rothen Kreuze, womit sie von Außen bezeichnet waren, oder von ihrer Bestimmung, die Ehre des Kreuzes zu retten, Kreuzbullen (Bullae cruciatae), sowie die Kreuzfahrer ebenfalls von dem ihrem Kleide angehefteten Kreuze, oder auch, weil sie bestimmt waren, das Grab und das Kreuz des Erlösers zu Jerusalem von den Ungläubigen zu befreien, den Namen erhielten.

Kreuzen heißt von den Schiffen, in einer Gegend des Meeres in einer gewissen Absicht hin und her fahren; als Kauffahrer, welche man erwartet, zu decken, feindlichen Schiffen aufzulauern, um sie wegzunehmen, den Feind zu beobachten, einen Hafen zu sperren u. dgl. m. 2) In den Seidenmanufakturen die Seide durch eine Mühle oder Winde gelinde zusammendrehen; in den Zeuchmanufakturen hingegen mit vier Schemeln oder Tritten arbeiten, um dadurch die Fäden fest und derb zusammenzuziehen und in einem Zuge die Kreuz-Wirkung hervorzubringen — Ein Pferd kreuzet, wenn es einen Fuß über den andern setzt, wobei es sich nicht selten schlägt, daher leicht fallen, auch lahm werden kann.

Kreuzfahrer, s. Kreuzzüge.

Kreuzherren oder Kreuzträger bildeten einen Orden, der, ohne ein wirkliches Mönchs-Institut zu seyn, sich dem Dienste der Kranken widmete; später nahm er die Form des Klosterlebens an. Sie tragen ein schwarzes Kleid mit einem rothen Kreuze. Ihre vorzüglichsten Besitzungen und Pfründen haben sie in Böhmen, wo sie auch Würden und Aemter bekleiden.

Kreuznach, Kreis im Reg.-Bez. Koblenz der preuß. Rheinprovinz, auf 9 QM. 46.720 Menschen enthaltend, worunter 26.500 Evangelische, 18.800 Katholiken, 1420 Juden. Von dem Hundsrück durchzogen und von der Nahe berührt, in die sich mehre fischreiche Bäche ergießen, ist er im Allgemeinen fruchtbar, alle Getreidearten, Flachs und Futterkräuter erzeugend und wegen seiner vortrefflichen Wiesen die Viehzucht sehr begünstigend. Auch der Weinbau ist ansehnlich, und das Mineralreich liefert Eisen, Marmor, Bruch- und Mauersteine. — Sitz der Kreisbehörde ist Kreuznach, größtentheils schlechtgebaute Stadt von 7900 Einw., außer 2800 Katholiken und 425 Juden, evangel. Glaubens. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend an der Nahe, hat 2 kathol. und 2 evangel. Kirchen, Synagoge, Gymnasium, Gewerbschule, Leder- und Tabacksfabrikation, starken Wein- und Ackerbau, Handel. In der Nähe, am Fuß des Haardt, wichtige Salzwerke, mit denen Soolbäder, welche zum Trin-

ken und Baden benutzt werden, verbunden sind. Schon die Römer hatten sich wahrscheinlich auf der Naheinsel angesiedelt. Ludwig der Fromme bewohnte hier einen Königshof. 1065 kam die Stadt aus Hochstift Speier, 1241 an die Grafen von Sponheim, später an Kurpfalz, 1795 in Frankreichs und 1815 in Preußens Besitz. S. Prieger, „Kreuznach und seine Heilquellen".

Kreuzzüge heißen die von den abendländischen Christen seit dem Ende des 11. Jahrh. bis gegen das Ende des 13. zur Eroberung Palästinas unternommenen Kriege. Die Benennung kommt daher, weil alle in diesen heiligen Kampf ziehenden Krieger an der rechten Schulter mit einem Kreuz von weißer, rother, grüner Wolle, oder von Gold, Silber, auch wohl mit einem auf die Haut eingebrannten Kreuze sich bezeichnen ließen. Schon seitdem Konstantins des Großen Mutter, die heil. Helena, eine Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hatte, war es zur herrschenden Meinung der Christen geworden, eine Reise in jenes heilige Land und ein frommes Gebet an der Stätte, wo einst der Heiland gelitten, mache von allen Sünden rein und sey ein Hauptmittel zur Seligkeit. Die Araber, seit dem 7. Jahrh. die Beherrscher dieser Länder, störten diese Andachtsübungen nicht, ließen den Erzbischof und die christliche Gemeine zu Jerusalem ungekränkt, und seitdem Karl der Große überdieß ein Freundschaftsbündniß mit dem damaligen Oberhaupte jener Araber schloß, sah man Pilger in Menge, bald einzeln, bald in Scharen nach Palästina wandern. 1076 kamen die Pilger mit großen Wehklagen in die Abendländer zurück, es sey ein entsetzlicher Krieg im Orient ausgebrochen, die Araber seyen aus Palästina vertrieben und ein barbarisches Volk von türkischer Abkunft, die Seldschucken, hätten die Heiligthümer inne, mißhandelten die Christen, beschimpften die geweihten Oerter und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Diese Klagen gingen vielen frommen Männern im Abendlande zu Herzen und weckten den schwärmerischen Wunsch, in Heeresmasse hinzuziehen und das heilige Land den Ungläubigen mit dem Schwerte zu entreißen. Die Veranlassung zu dem ersten Kreuzzug gab Peter von Amiens, oder Peter der Einsiedler, welcher 1093 nach Jerusalem gepilgert war. Nach seiner Rückkehr ging er zu dem Papste Urban II., überreichte ihm Bittschriften vom bedrängten Patriarchen von Jerusalem und machte ihm ein rührendes Gemälde von der Lage der Christen und dem Schicksale der Pilger in Palästina; ja er zeigte einen vom Himmel gefallenen Brief vor, versicherte auch, Christus sey ihm im Traum erschienen und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten. Der Papst schrieb nun eine Kirchenversammlung zu Piacenza aus, die der Menschenmenge wegen auf freiem Felde gehalten wurde. Hier brachte er nun die große Angelegenheit der Christen in einer feurigen Rede zur Sprache, eröffnete, was Christus ihm durch Peter den Einsiedler habe sagen lassen und ließ die Gesandten des griechischen Kaisers das Elend und die Leiden der christlichen Brüder im Morgenlande schildern; dieß Alles that eine große Wirkung; bei allen Anwesenden war dieß der Eine Gedanke, die Eine Stimme: Lasset uns aufmachen, die duldenden Brüder zu befreien! Bald darauf schrieb der Papst eine neue Versammlung zu Clermont in Auvergne aus, auf der sein eifriger Apostel Peter auch erschien. Eine weite Ebene war hier mit Bischöfen, Mönchen, Fürsten und Herren bedeckt und als der Papst und Peter von Amiens ihrer Beredtsamkeit den Lauf ließen

und ihnen das unsterbliche Verdienst und den großen Lohn im Himmel, Vergebung der Sünden und Gnade bei Gott mit Flammenworten ans Gewissen legten, da blieb kein Auge trocken und keine Wange kalt: aus tausend Kehlen scholls: Gott will es haben! Gott will es haben! Noch in demselben Jahre (1096) zogen die unzählbaren Scharen von Kreuzfahrern auf verschiedenen Wegen aus. Diese Horden, ohne Zucht und Vermögen, von Peter von Amiens aus der Hefe des Volkes genommen, fanden aber schon, ohne das heilige Land nur gesehen zu haben, auf dem Wege ihr Grab. Nun erst und zwar die bestimmte Zeit, am 15. August 1596, brach Gottfried von Bouillon auf, mit 80.000 Fußsoldaten und 10.000 Reitern. Seine zwei Brüder und viele Grafen, Ritter, Bischöfe u. a. Herren aus Flandern, Henningen und Lothringen begleiteten ihn. Er zog in guter Ordnung durch Oberdeutschland und durch Ungarn und langte ohne Störung in Thracien an. Die übrigen franz. Herzoge erreichten auf anderen Wegen dasselbe Ziel. Im Mai 1097 fanden sich endlich alle Fürsten mit ihren Heeren vor Nicäa zusammen. Bei der Musterung des gesammten unübersehlichen Kreuzheers fand man über 100.000 wohlgerüstete Ritter und noch einmal so viel auserlesene Streiter zu Fuß. Nicäa ward erstürmt, 1098 Antiochia überrumpelt und endlich 1099 Jerusalem erobert. Gottfr. v. Bouillon (s. d.) wurde zum König von Jerusalem erwählt, doch starb er schon 1100 und überließ die von den Türken unaufhörlich beunruhigte Herrschaft seinem Bruder Balduin. Der Ruf von der glücklichen Eroberung Jerusalems brachte 1002 eine Masse von 260.000 Menschen aus Europa nach Palästina, die theils durch namenlose Widerwärtigkeiten auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen, ehe sie ihr Ziel erreicht hatten. — Der Verlust von Edessa (welches die Saracenen 1142 einnahmen) und andere Unglücksfälle veranlaßten einen neuen Kreuzzug, den Papst Eugenius III. und sein Nachfolger Luccius II. betrieben. Bernard (s. d.), Abt von Clairvaux, predigte das Kreuz und bewog den deutschen Kaiser Konrad III. und den König von Frankreich Ludwig VII. sich an die Spitze der Kreuzfahrer zu stellen. Beide Fürsten zogen 1147 mit zahlreichen Heeren aus; doch ihr Zug lief sehr unglücklich ab. Der griechische Kaiser verfuhr feindlich gegen sie, in Asien fanden sie Hungersnoth, Pest und anderes Elend, und sowohl Ludwig als Konrad kehrten verdrossen zurück. Als aber Saladin im Oct. 1187 Jerusalem den Christen nach einer 88jährigen Besitzung wieder entrissen, wurden in allen Gemüthern alle die religiös romantischen Gefühle wieder aufgeregt, die einst ihre Väter zur Eroberung des gelobten Landes begeistert hatten. Die drei Beherrscher der europäischen Hauptreiche, der Kaiser Friedrich I., Philipp August von Frankreich und Richard I. von England, sammelten gewaltige Heere und entschlossen sich, sie persönlich gegen die Ungläubigen zu führen (1189). Man nimmt diesen als den dritten Kreuzzug. Das Unternehmen Friedrichs I. hatte ein sehr unglückliches Ende. Friedrich selbst verlor auf dem Zuge das Leben und das große furchtbare Heer wurde theils durch die Beschwerlichkeiten des Marsches, theils durch das Schwert der Türken größtentheils aufgerieben. Den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolemais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Christen im Orient blieb. Papst Honorius III. drang 1217 abermals auf einen Kreuzzug, den König Andreas V. von

Ungarn führte. Doch das Unternehmen hatte denselben Erfolg, wie auch die frühern. Kaiser Friedrich II. unternahm den fünften Kreuzzug. Ihm gelang es Jerusalem mit ganz Palästina und allen Orten, welche Saladin Balduin IV. abgenommen hatte, wieder in die Gewalt der Christen zu bringen. Der letzte Versuch der abendländischen Christen, ihren Brüdern in Palästina zu Hülfe zu kommen, war der verunglückte Zug Ludwigs VII. (letzter Kreuzzug von 1248 an). Das Kreuzheer unterlag auch dieß Mal dem fremden Himmel, den Seuchen, dem Mangel und der feindlichen Uebermacht. Nicht lange darauf ging Alles, was die Christen je in Palästina besessen, an die Mameluken verloren, die Saladins Haus gestürzt und die Herrschaft Aegyptens an sich gerissen hatten. Tripolis, Tyrus, Berytus und Sydon wurden erobert, und endlich ging 1291 die stärkste Schutzmauer der Christen, Ptolemais, wo sich seit 110 Jahren die Johanniterritter aufgehalten hatten, an die Ungläubigen verloren. Was bei der Eroberung dieser Plätze nicht umkam, ward in die Sklaverei verkauft. Und so ward das Land wieder in den alten Zustand hergestellt, in welchem es vorher unter der Herrschaft der Seldschucken gewesen war. Man pflegt bei dieser Gelegenheit viel von den Folgen der Kreuzzüge zu sprechen, in den neuern Zeiten ist es jedoch Sitte geworden, die guten Folgen derselben als gering anzuschlagen, die ganze Erscheinung aber als das landverderbliche, sinnlose Produkt eines dummen Aberglaubens zu verschreien. Gerechter scheint es, sich bei so großen Weltbegebenheiten, die der allgemeine Zeitgeist mit augenscheinlicher Nothwendigkeit hervorgerufen, alles Lobes und Tadels ganz zu begeben. Nur ein allen großen romantischen und religiösen Gefühlen verschlossenes Gemüth kann die erste Idee, welche die Kreuzzüge ins Leben rief, ohne Rührung und Bewunderung betrachten. Alle Kreuzfahrer nun, die von dieser Idee ergriffen, die beschwerliche Reise antraten, haben in der That ihr Leben dadurch geadelt, denn nur in dem Maße verdient ein Mensch Achtung, als die Ideen edel sind, für die er lebt und stirbt. Die Schlechten aber, die nur aus Rauf- und Plünderungssucht Theil nahmen, würden auch im Vaterlande nichts Nützlichers vollbracht haben, und wer von diesen den Beschwerden oder den Feinden erlag, darf kein großes Bedauern erwecken. In der ganzen Masse aber hat ein Jeder seine Wirkung, zur Emporschwingung nämlich des erschlafften Zeitgeists und zur Richtung der Gedanken von dem geringfügigen Einzelnen auf das erhabene Allgemeine. Hier wurden einmal wieder die Völker körperlich und geistig durch einander gemischt; morgen- und abendländischer Geist tauschte sich gegen einander aus; der durch die häusliche Einförmigkeit verengerte Sinn lernte wieder Welttheile umfassen und der vielgewanderte Ritter kehrte stolzer und veredelter zurück. Für die Seestädte Italiens, besonders Venedig, Genua und Pisa, ging durch die Kreuzzüge ein ganz neues Leben an. Sie fingen an, das Südmeer zu beherrschen, wie die Hansestädte das nördliche und bildeten innerhalb ihrer Mauern republikanische Verfassungen aus, den alten griechischen vergleichbar und reich an den interessantesten Erscheinungen. Siehe die „Geschichte der Kreuzzüge nach morgen- und abendländischen Berichten", von Friedrich Wilken (Leipzig 1807—19, 3 Thle.; der 4. Thl., die J. 1188—95, erschien 1826), Haken's „Gemälde der Kreuzzüge" (Frankf. a. d. O. 1808), und des Gen.-Lieut. v. Funck „Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge" (Leipz. 1821 fg. 4 Bde.), auch Michaud's, Mit-

glied der franz. Akad., „Hist. des croisades", 8 Bde,, Paris 1825 fg. die 4. verb. Aufl. Von Charles Mille's „Gesch. der Kreuzzüge" (London 1820, seitdem 3 Mal aufgelegt) erschien eine franz. Uebers. von Paul Tiby, m. e. Atlas (Paris, 3 Bde.). Vgl. Heeren's „Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa" (Göttingen 1808).

Krieg, der Zustand persönlicher oder tödtlicher Gewaltthätigkeiten zwischen Völkern. Vor dem Anfang des Kriegs ist die Aufkündigung des Friedens (Kriegserklärung) insofern nothwendig, als man durch Androhung des Krieges schon eine Rechtsverletzung abwenden kann, ohne zur Gewalt selbst zu schreiten. Alle dem Zwecke eines gerechten Kriegs entsprechende Zwangsmittel, wodurch nicht das Recht eines Dritten verletzt wird, sind rechtlich erlaubt; doch werden manche Arten von Feindseligkeiten, z. B. Meuchelmord, vergiftete Waffen u. s. w., weil sie unsittlich sind, in dem europäischen Völkerrechte als widerrechtliche angesehen. Im Kriege selbst ist Gewalt gegen die Person und das Gut der einzelnen Bürger nur zur Abwehrung der unmittelbar durch sie ausgeübten Feindseligkeiten und zur Verminderung der feindlichen Streitkräfte rechtmäßig; doch erwirbt das kriegführende Volk nicht das Eigenthum, sondern nur den Besitz der Sachen seines Feindes: daher Plünderung und Caperei, sowie die Sklaverei der Kriegsgefangenen widerrechtlich sind. (S. Neutralität.) Der Offensiv- oder Angriffskrieg kann ebenso gerecht oder ungerecht seyn, als der Defensiv- oder Vertheidigungskrieg. Denn jeder Krieg ist als Mittel zur Behauptung des Rechts und Herstellung des Rechtszustandes nicht allein erlaubt, sondern auch Pflicht. Der vollkommene Rechtszustand und mit ihm der ewige Friede ist nach Kant eine Idee der Vernunft, die aber, eben als solche, in keinem Zeitabschnitt in wirklicher Vollendung eintritt und demnach für das wirkliche Leben zur unendlichen Aufgabe wird. Diese Idee allein heiligt den Krieg, so oft er gegen rohe Naturgewalt, Willkür und Selbstsucht, und um ihr Werk zu zerstören, geführt wird. Die Vernunft kann also weder kategorisch gebieten: es soll überhaupt kein Krieg, noch: es soll überhaupt kein Friede seyn, sondern bloß hypothetisch: es soll kein anderer Krieg und kein anderer Friede seyn, als solche, die vom echten Geiste rechtlichen Strebens durchdrungen sind. S. Fichte's „Ueber den Begriff des wahrhaften Kriegs" (Tübingen 1815); „Der Krieg und der wahre Krieger" (Leipzig 1815).

Kriegsbau-, Ingenieur- oder Befestigungskunst besteht darin, irgend einen Platz oder jeden andern Ort, den man vertheidigen will, in einen solchen Stand zu setzen, daß man ihn mit einer geringen Besatzung gegen die Angriffe eines weit überlegenen Feindes behaupten kann. Die zu diesem Zwecke errichteten Werke nennt man Festungswerke. Die Anlage dieser Werke ist verschieden, je nachdem der Zweck, den man durch sie erreichen will, und die Waffen und Maschinen, mit denen der Angriff geschehen könnte, verschieden sind. Gegen einen Feind, der keinen Artilleriepark mit sich führt, würde sich eine einfache Mauer halten, welche dem Angriffe mit groben Geschütze nicht widerstehen könnte. Die erste Befestigungsart war sehr einfach; sie bestand in aufgeworfenen und mit Rasen bedeckten Erdwällen oder in einer Pallisadenumzäunung. Mit der Vermehrung und Vergrößerung der Mittel zum Angriffe erhoben sich auch die Schutzwerke zur größern Festigkeit und Ausdehnung. Aus dem bloßen Erdwalle wurde eine Mauer mit einem Graben; endlich fügte

man noch runde und viereckige Thürme hinzu, die in einer Entfernung von einander gebaut wurden, daß sie sich wechselseitig Hülfe leisten konnten, und hiemit war das Befestigungssystem der Alten vollendet. Vegetius entwirft es in wenigen Worten: Die Alten fanden, sagt er, daß die Festungsmauer nicht in einer geraden ununterbrochenen Linie den Ort umgeben müsse; denn der Sturmbock würde leicht eine Lücke in ihr brechen; doch durch die Thürme, welche sie in kleiner Entfernung von einander erbauten, bildeten ihre Mauern eine Schlangenlinie mit hervorspringenden und zurückweichenden Theilen. Will der Feind die Leitern anlegen oder seine Maschinen gegen die Mauer richten, so gibt er sich von allen Seiten, selbst von hinten den Wurfgeschossen blos. Mit dem Gebrauche der Kanonen bei Belagerungen erlitt das Fortifikationssystem der Alten eine große Veränderung. Bastionen traten an die Stelle der Thürme. Bestimmt läßt sich die Epoche der Erfindung der Bastionen nicht angeben; so viel ist gewiß, daß sie 1500 schon im Gebrauche waren. Einige schreiben sie dem Hussitenanführer Ziska zu; er befestigte mit ihnen den Berg Tabor. Folard ist der Meinung, daß Achmet-Pascha, Otranto, welches er 1480 einnahm, durch Bastionen, die noch jetzt vorhanden sind, in Vertheidigungszustand setzte; nach Andern soll der Veronese San-Micheli ihr erster Erfinder seyn. In Deutschland schrieb der Ingenieur von Strasburg, Daniel Specklin, der 1589 starb, ein Werk über die Kriegsbaukunst, in welchem er sich als den ersten Deutschen nennt, der über dreieckige Bastionen geschrieben habe. Gewöhnlich wird die Befestigung eingetheilt in regelmäßige und unregelmäßige, in dauerhafte und vorübergehende. In der regelmäßigen Befestigung sind sich alle Bastionen gleich und bilden regelmäßige Figuren, meist Polygone, an den alle Seiten sich gleich sind und alle Winkel dieselben Grade habe. In der unregelmäßigen Befestigung sind nicht alle Seiten und Winkel gleich, sondern nur die correspondirenden. Sie kann fast nur allein angewandt werden, da sich höchst selten ein Terain vorfindet, das so zusammenhängend und gleichmäßig ist, als es die regelmäßige Befestigung erfordert. Diese bietet übrigens große Vortheile und ist der unregelmäßigen weit vorzuziehen; weil alle Seiten in gleichem Grade Widerstand leisten und keine schwachen Stellen darbieten, die der Feind vortheilhaft berennen könnte; die unregelmäßige leidet an manchen Nachtheilen; die Natur des Bodens, die bunte Verschiedenartigkeit ihrer Werke, verbunden mit der Ungleichheit ihrer Seiten und Winkel erschweren ihre Ausführung ungemein. Trotz der großen Mühe, alle Seiten und Winkel gleich stark zu machen, kommen oft die geschicktesten Ingenieure nicht zum Ziele. Die vorzüglichsten Festungen Europas beweisen dieß. Die dauerhafte Befestigung findet bei den Plätzen Statt, die den feindlichen Angriffen zu jeder Zeit sich widersetzen sollen; die vorübergehende hingegen, die man auch Feldbefestigung nennt, findet ihren Platz, wo dem Feinde nur ein augenblickliches Hinderniß in den Weg gestellt werden soll; z. B. um eine Brücke zu vertheidigen, ein Lager zu verschanzen und zu befestigen, sich die Verbindung zwischen den verschiedenen Corps zu sichern. Man unterscheidet ferner die Kriegsbaukunst in natürliche, künstliche, alte, neuere, offensive und defensive. Bei der natürlichen hat die Natur schon die meiste Arbeit übernommen und dem Feinde oft unübersteigliche Hindernisse, oder die doch durch eine kleine Hülfe der Kunst hinzu gemacht werden können, entgegengestellt; die künstliche, wenngleich sie des Beistan-

des der Natur nicht ganz entbehren kann, schafft dagegen die vorzüglichsten Bollwerke. Selten trifft man einen Ort mit so günstiger Lage, daß nicht die Kunst Vieles zu seiner Befestigung thun müßte. Das Wesen der alten Befestigungskunst bestand in einer einfachen Mauer mit runden oder viereckigen Thürmen; der Hauptgegenstand der neuern sind aber die Bastionen. Die offensive hat alle nöthigen Vorkehrungen zum Zwecke, um mit Vortheil den Feind anzugreifen; im Gegensatze der defensiven, bei der Alles nur auf die Vertheidigung berechnet ist. — Ein General, der einen zahlreichern Feind im Angesichte hat, sucht durch günstige Stellungen oder durch Verschanzungen, womit er sich deckt, die ihm mangelnde Zahl zu ersetzen. Man befestigt Plätze nur in der Absicht, damit eine viel kleinere Besatzung gegen die zahlreichste Armee sich vertheidigen und sie in ihren Fortschritten aufhalten könne. Bedürfe man zur Haltung einer Festung eine so große Truppenzahl, daß sie sich auch mit dem Feinde in offnem Felde zu messen vermöchte, so würde die Befestigung nicht allein unnütz, sondern der bedeutenden Kosten wegen, die ihr Bau und ihre Unterhaltung erfordern, selbst drückend für den Staat werden. Seit dem Entstehen der neuern Fortifikation haben die Ingenieure verschiedene Befestigungssysteme aufgestellt; bei jedem kömmt es auf die geschickte Lösung folgender vier Hauptpunkte an: 1) Die Festungswerke in ein so glückliches Verhältniß ihrer Lage zu bringen, daß sie so wenig als möglich dem feindlichen Feuer ausgesetzt werden und leicht jeden Sturm abschlagen können. 2) Die Fortifikationsmethode muß sich auf alle Plätze, ihre Lage sey regelmäßig oder nicht, bequem anwenden lassen. 3) Der Bau und die Unterhaltung der Festungswerke dürfen keine zu große Summe kosten. 4) Die Festung darf keine zu zahlreiche Besatzung zu ihrer Vertheidigung erfordern. Die vorzüglichsten Befestigungsmethoden, die sich in Europa das meiste Ansehen erworben haben, sind die des Grafen von Pagan, des Barons von Coehorn, von Scheiter und des Marschalls Vauban. Die Kriegsbaukunst enthält ebenfalls die Lehre, eine Festung oder Verschanzung mit Nutzen anzugreifen, die Befestigungen des Feindes zu zerstören, die freundlichen zu sichern, und die angreifenden Truppen vor den Vernichtungsmitteln und Beschädigungen zu schützen. Außerdem gehören zur Ingenieurkunst noch eine Menge von Hülfswissenschaften, als: eine allgemeine Kenntniß des Geschützes, und vorzüglich seiner Wirkungen, Pontonierwissenschaft, sowie alle Kriegswissenschaften überhaupt, ferner Geodäsie und Architektur, und insbesondere auch die Meßkunst; daher auch nicht bloß der Kriegskunst Beflissene, sondern auch jeder Feld- oder Landmesser Ingenieur genannt wird.

In der neuesten Zeit hat der Festungsbau durch die, aus der Vergessenheit hervorgezogene Anwendung des Gewölbebaues, um Geschütze gegen die feindlichen Bomben gedeckt aufzustellen, gleichsam eine neue Gestalt gewonnen. Man hatte diesen Brauch der alten italienischen Kriegsbaumeister ganz verlassen; Kasematten wurden nur selten hie und da in Deutschland unter den Bollwerksflanken angelegt, um bedeckte Stände für Kanonen oder Haubitzen zur Bestreichung des Grabens vor der Curtine und dem Nebenbollwerke zu haben, oder man versah einzelne kleinere, aber wichtigere Befestigungswerke mit gewölbten Gängen für Schützen, um irgend einen Zugang oder Ort durch Flintenfeuer zu vertheidigen. Man hat nun wieder den Steinbau zu Reduits und zur Verstärkung der weiter an die Festungswerke gelegten Redouten und Forts benutzt. Be-

sonders hat man für diesen Zweck die von Montalembert, nach dem Beispiele der schwedischen Ingenieurs vorgeschlagenen runden Thürme mit bedeutenden Modificationen angewendet, theils aus praktischer Ansicht, theils auch auf übertriebener Besorgniß und auf Mangel an richtiger Kenntniß von dem Gebrauche und der Wirkung des Geschützes beruhend. So ist das von den Franzosen sogenannte preußische Befestigungssystem entstanden; eine Benennung, die sich wohl insbesondere auf Koblenz und Köln am Rhein bezieht, beide durch vorgelegte große runde Thürme vertheidigt, mit gewölbten Geschützständen und von einem bastionirten Erdwalle umgeben. Es fällt in die Augen, daß eine solche Anordnung den Belagerer von der, als Kern in der Mitte liegenden Stadt entfernt hält und, wenn ihre Entfernung von dieser groß genug ist, das Bombardement derselben verhindert. Sie müssen für diesen Zweck nothwendig selbständig, d. h. stark genug seyn, daß der Feind sie nicht sogleich erstürmen kann, sondern gezwungen ist, einen förmlichen Angriff gegen sie zu führen; sie müssen zugleich nahe genug (höchstens 800 Schritt) an einander liegen, und den Raum zwischen und hinter sich genugsam beherrschen, damit der Feind sie nicht vorbeigehen und sie abschneiden könne, um die Festung selbst anzugreifen, wie es Vauban 1684 mit den gemauerten Redouten am Rande des Alsettethales vor Luxemburg, und 1692 mit dem Fort Wilhelm vor Namur machte. Immer trifft diese einzelnen Forts der Vorwurf, daß sie die Vertheidigung in gewissem Betracht zerstückeln und zu ihrer Gesammtvertheidigung einen größern Aufwand an Streitmitteln bedingen, weil durch den Verlust eines derselben alle übrigen unnütz werden. Sie müssen alle gleich gut ausgerüstet, approvisionirt und besetzt seyn; jedes einzelne muß einen entschlossenen, durch nichts aus der Fassung zu bringenden Commandanten, einen intelligenten, unermüdet thätigen Ingenieur und Artilleristen aufnehmen, weil die Verbindung mit der Festung, wenn auch nicht ganz unterbrochen, doch wenigstens vom Belagerer erschwert und sehr gefährdet werden kann. — Eine andere Anwendung der steinernen Thürme zu Bewahrung der Küsten gegen feindliche Fahrzeuge, findet in England seit dem Jahre 1794 statt, wo ein alter runder Thurm, Namens Martello, auf der Insel Corsika sich mit einer Kanone gegen zwei englische Kriegsschiffe vertheidigte, und nur geringen Schaden litt, sodaß man eine Batterie gegen ihn errichten mußte, um ihn zu erobern. Zur völligen Sturmfreiheit müssen diese Thürme wenigstens 30 Fuß Höhe und 33—50 Fuß Durchmesser bekommen. Sie sind theils rund, theils eiförmig, in welchem Falle die beiden Axen 36 und 33 Fuß haben, oben mit einem Altan, auf dem Eine schwere Kanone, oder auch nächst dieser zwei leichtere Kanonen oder Karonaden stehen. Unter dem Altane befindet sich das obere bombensicher gewölbte Stockwerk, zur Wohnung der Besatzung bestimmt, mit einem Kamine und Schußspalte, die zugleich statt der Fenster dienen. Unter jenem ist der untere Raum in drei oder vier Gemächer abgetheilt, und zu Aufbewahrung der Munition, der Lebensmittel und anderer Kriegsbedürfnisse bestimmt. Es hat entweder ein leichtes Gewölbe oder eine Gypsdecke, und enthält oft auch die Cisterne mit 29.500 Litres Wasser, die in andern Thürmen wohl auch unter dem Erdhorizonte liegt. Vielleicht nach dem Vorbilde dieser Martellothürme, oder nach einem und demselben Originale, jedoch abweichender, ward in Frankreich 1811 der Bau viereckiger Thürme angeordnet, um die Wachen der Strandbatterien

aufzunehmen, die 24½—50 Fuß Seitenlänge hatten und sich 18 Fuß über die Erdfläche, 27 Fuß aber über die Grabensohle erhoben. Diese Thürme bestehen aus einem Altan, unter dem das bombenfest gewölbte Stockwerk sich befindet, und einem Keller, der die Vorrathskammern für die Munition, Lebensmittel und einen Wasserbehälter aufnimmt. Die Besatzung ist nach Verhältniß der Größe der Thürme a) 60 Mann; b) 30 Mann; c) 1 Aufseher (Garde-Côte) und 12—18 Kanoniere; d) und e) 1 Aufseher und 12 Artilleristen; auf dem obern Altane aber stehen: a) 4 Vierundzwanzigpfündige Kanonen auf Strandlaffeten; b) 1 Zwölfpfünder und 2 Karonaden auf Drehlaffeten; c) 2 metallene Karonaden desgl.; endlich d) und e) 1 Feldgeschütz. Auf den Seitenflächen des Thurms sind oben Mauerzinnen angebracht, um den Fuß der Mauer zu vertheidigen, und über den 9 Fuß tiefen Graben führt eine Zugbrücke in den obern Stock. Ein 14 Fuß breiter bedeckter Weg umgibt den Thurm, und schützt ihn gegen das feindliche Kanonenfeuer, sodaß er nur auf dem Glacis mit Wirkung beschossen werden kann. Die Baukosten dieser Thürme waren zusammen zu 116.000 Thalern veranschlagt. Der russische Krieg hat wohl zum Theil die Ausführung dieser Gebäude gehindert, und es ist nicht bekannt, ob sie nach der Restauration stattgefunden hat. Der Erzherzog Maximilian von Oestreich ließ 1830 einen solchen Thurm erbauen, deren 10—12 in einer Entfernung von 800 Schritten ein verschanztes Lager umschließen und die Vertheidigung desselben verstärken sollen. Der Thurm enthielt 2 Stockwerke, deren unteres die Munition und Lebensmittel nebst dem Wasservorrath einnimmt, das zweite aber mit Wurfgeschütz besetzt ist, für dessen Mündungen in dem angeschütteten Erdboden Oeffnungen gelassen sind. Der 7 Fuß über die Erde hervorragende Altan mit einer glacisförmigen Brustwehr von Quadern enthält 11 Feldgeschütze auf schweren Laffeten von Gußeisen, um den Rücklauf zu verringern; eine bewegliche Scheibe, in Grade eingetheilt, dient zu Bestimmung der Seitenrichtung, damit der richtende Artillerist sich nicht bloßstellen dürfe. Die Baukosten jenes Thurmes wurden zu 40.000 Fl. angeschlagen. Der Kaiser von Oestreich entschied sich für die Anlage dieser verschanzten Lager, wozu die Punkte von Pavia, von Lecco am Comosee in Italien, Budweis in Böhmen, Ems und Linz in Oestreich bestimmt wurden. Verschanzte Lager dicht bei Festungen und durch dieselben gedeckt, sind schon längst vorgeschlagen und zuerst von Vauban bei Dünkirchen hinter Canälen und einer, durch sie hervorgebrachten Ueberschwemmung angelegt; ihre Bestimmung ist, bei dem unerwarteten Einbruche eines übermächtigen Feindes dem sich versammelnden Heere zum Sammelplatz zu dienen, damit die Abtheilungen nicht einzeln aufgerieben werden; oder im Angriffskriege ein starkes Magazin zu bewahren, das in der nahen Festung nicht untergebracht werden kann. Ein solcher Ort muß dem Feinde keinen leichten Zug bieten, sondern ihn durch seine natürlichen oder künstlichen Annäherungshindernisse zwingen, seinen Angriff gegen die Festung zu richten, deren Widerstandskräfte dadurch außerordentlich verstärkt werden, weil die Truppen im Lager nun gleichsam einen Theil der Besatzung bilden, zu einer nachdrücklichen Gegenwehr geschickt und im Stande sind, den Feind durch einen unerwarteten Ausfall zu vertreiben, wie Clairfait die Franzosen von Mainz. In der neuern Zeit hat man angefangen, die verschanzten Lager vor die Festung zu legen, daß diese ihnen zum Reduit dient, und beide vereint große Kriegs-

lätze zu Magazinen und Depots bilden. Hier entsteht jedoch der Nachheil, daß der Feind vielleicht die Verschanzungen überwältigt, und die m Lager stehenden Truppen, in die Festung zurückgeworfen, sich nun in erselben vertheidigen müssen, ohne hinreichende Streitmittel und Subsienz; wodurch beide, die Festung und das Heer, zugleich verloren gehen. Nur dann, wenn ein solches Lager, mit Allem wohl versehen, Gelegenheit darbietet, aus der Defensive in die Offensive überzugehen, wie Napoleons Stellung 1813 bei Dresden, kann es wesentliche Vortheile gewähren. — Hinsichtlich des Festungsumrisses selbst hat man noch immer ie bastionirte Form beibehalten, „weil es", wie Landsberg sagt, „eine Manier ist, so mit Fortgang der Zeit stabilirt worden"; ungeachtet die Tenaille unter jeder Bedingung eine kräftigere Vertheidigung gewährt, die schon daraus hervorgeht, daß die Franzosen in ihrem Tracé moderne hre breiten Bastionen mit kurzen Flanken, durch die weit in das Feld 180 Schritt) vorspringenden und beinahe die ganzen Facen bedeckenden Ravelins in einen eingehenden Winkel legen, daß nun die ganze Festung n ihrem Umfange eine Tenaille vorstellt, wo die verlängernden Facen er Bastione und die Waffenplätze des bedeckten Weges sich hinter der Ravelinspitze verlieren, um die Enfilade unmöglich zu machen. Mehre andere Festungen in Frankreich und anderwärts sind nach der Form gebaut, die bombenfester Geschützstellungen entbehrt, sich auf Galerien zur Vertheidigung mit kleinem Gewehr beschränkend. Um Kosten zu sparen, auch wohl um etwas Neues vorzuschlagen, umgibt der bekannte Carnot eine Wälle mit den schon seit 200 Jahren bekannten (Danzig, Pillau), renelirten Mauern von 2—3 Fuß Stärke, die im Auslande, wie seine edeckten Mörserstände, lange vor ihm von den Sachsen, Franken und em Schweden Virgin empfohlen, mehr Beifall fanden als in Frankreich; och versuchten die Engländer mit Erfolg, jene Mauern durch Schleuerschüsse aus schweren Haubitzen zu zerstören. Es scheint demnach, aller zweckmäßigen Vorschläge ungeachtet, der Festungsbau nur geringe Fortschritte gemacht zu haben, weil die Ingenieure aus Schlendrian, Vorurtheil oder Trägheit, stets die alten Formen beibehalten, zufrieden, wenn die neu angelegte Festung die herkömmliche Gegenwehr leistet, sodaß die von den Franzosen gegebenen Berechnungen der Dauer des Widerstandes anwendbar bleiben. Modificationen der letztern hängen dann nur von zufälligen Umständen ab, höherer Intelligenz auf der einen oder der andern Seite, Fehler, vom Belagerer begangen und vom Belagerten benutzt u. s. w. Um endlich, wenn die Kraft des Widerstandes der Wallmauern besiegt ist, und diese in Trümmer zusammenstürzen, einen Rückhalt zu haben, damit man wegen der Uebergabe unterhandeln könne, werden, wie ältere Ingenieurs und Bousmard vorschlagen, zur Vertheidigung mit Geschütz eingerichtete, mit Holz und Erde eingedeckte Casernen quer vor die Kehle des Bollwerks gelegt, wenn nicht auf diesem schon ein Cavalier nach französischem System sich befindet, der zugleich die Stelle eines Abschnittes mit vertritt. Dieser würde ganz entbehrlich seyn, wenn nur irgendwo die Tendenz zur wirksamen Gegenwehr wider den Bau der zweiten Batterien zu erkennen wäre, gegen die schon Landsberg eine überlegene Geschützzahl aufzustellen sich bemüht. Nur Montalembert dringt auf diese Vertheidigungsart aus kasemattirten Batterien; Choyer hat sie wiederholt empfohlen („Lehrbuch der Kriegsbaukunst", Bd. , S. 179; „Allgemeines Wörterbuch der Kriegsbaukunst", Art. De-

fensivkasematten und Andere), und der Holländer Merkes legt eine dazu eingerichtete Contregarde vor seine Bastion („Memorien over twee Ontwerpen, den vestingbouw betr.“). Dennoch gibt keine neue oder umgebaute Festung der neuern Zeit Gelegenheit zu dieser so wirksamen, durch nichts zu ersetzende Vertheidigung, die unfehlbar alle Fortschritte des Belagerers in dem Augenblicke paralysiren würde, wo sie anfangen entscheidend zu werden.

Kriegsgefangene sind Diejenigen, die sich entweder freiwillig, um ihr Leben zu erhalten, dem Feinde übergeben, oder wider ihren Willen, wenn sie außer Stand gesetzt werden, sich zu wehren, in die Gewalt desselben kommen. Die Gewohnheiten der alten Völker in Ansehung der Kriegsgefangenen waren jederzeit um so viel wilder und unmenschlicher, je unpolizirter die Nationen selbst waren. Nach dem heutigen europäischen und der unter christlichen Mächten angenommenen Gewohnheit, werden die Gefangenen nicht mehr wie bei den Römern in Fesseln geschlagen, der Knechtschaft unterworfen und als Sklaven behandelt, außer nur die von den Türken, Tataren und Mohren Gefangene, Jure retortionis. Heutzutage wird unter gesitteten Völkern nur gegen Die als Feinde verfahren, welche zu den Waffen mitgreifen. und es werden daher nur wirkliche Soldaten und die dazu Gehörigen gefangen genommen. Die Gefangenen werden ordentlicher Weise nicht getödtet, sondern es wird ihnen, wenn sie sich ergeben, das Leben geschenkt. Gemeine Gefangene werden weiter nicht beschwert, als daß sie bis zu ihrer Lösung oder Auswechslung in Verwahrsam gehalten werden. Jede hohe Person, die in Schlachten oder sonst gefangen worden, ist standesgemäß zu behandeln. Allen Offizieren wird gemeiniglich erlaubt, ohne Degen auf Parole, in der Stadt, wohin sie als Kriegsgefangene gebracht werden, frei herum zu gehen. Hohe Offiziere pflegt man auch wohl auf Parole los zu lassen, da sie dann nach verflossener Zeit sich wieder zu stellen, und unterdessen allen Feindseligkeiten sich zu enthalten schuldig sind, wenn sie nicht als Treubrüchige angesehen werden wollen. Diejenigen, welche ihre Parole brechen, werden durch Urtheil und Recht für infam und vogelfrei erklärt, ihre Namen nnd geführte Chargen an den Galgen geschlagen und sie selbst, wenn man sie wieder ertappt, mit dem Tode bestraft, oder wenn man ihnen in einem Treffen wieder mächtig wird, niedergemacht. Die Art und Weise wie Kriegsgefangene aus ihrer Gefangenschaft wieder frei werden, ist 1) die Ranzionirung, welches ein Vertrag unter den kriegenden Theilen ist, vermöge dessen beiderseits Gefangene für eine Summe Geldes, welches die Ranzion heißt, ihre Freiheit bekommen; 2) die Auswechselung, wenn beide kriegende Theile, vermöge eines Vertrags, ihre beiderseitigen Gefangenen einander zurückgeben. Mit Gefangenschaft werden verschont Diejenigen, die keine Waffen führen, als Feldprediger, alte Leute, Weiber, Kinder, Bediente der Soldaten. Nach Kriegsgebrauch werden Feldärzte und Feldchirurgen unentgeltlich los gelassen. Bei Weibspersonen muß in folgenden Fällen Ranzion gezahlt werden: 1) wenn sie sich mit gewehrt haben; 2) wenn sie in Mannskleider sich verkleidet und deren Dienste gethan haben; 3) wenn von der Gegenpartei von den Weibern auch Ranzion genommen wird. Auch können die Kriegsgefangenen aus ihrer Gefangenschaft wieder frei werden durch Loslassung und die Dienst-Annahme bei dem Feinde.

Kriegsgeschichte, eine Hauptschule der Kriegskunst im Frieden,

ist in der neuesten Zeit dem Inhalt nach ebenso bereichert, als der Form und Methode nach von trefflichen Schriftstellern ausgebildet worden. Die Kriegsgeschichte zeigt im Einzelnen die größte Verschiedenheit, aber dessenungeachtet findet Einheit in den Ansichten aller großen Feldherren statt. (Vgl. Militairliteratur.)

Kriegskunst, s. Soldaten in taktischer Hinsicht.

Kriegslasten sind überhaupt alle die außerordentlichen Beschwerden, welche der Kriegszustand für die Bürger mit sich führt, wie Einquartierungen, Militairfuhren, Natural- und Geldlieferungen aller Art; Kriegsschäden dagegen die Verluste, die durch den Krieg selbst verursacht werden, wie z. B. Verwüstung von Gebäuden und Feldern, Vernichtung des Viehstandes, Brand u. s. w. (S. Einquartierung.)

Kriegsrecht. Dieß Wort wird in verschiedener Bedeutung gebraucht. Es bedeutet 1) den ganzen Inbegriff der Kriegsgesetze, d. h. gewisser vom Kriegsherrn vorgeschriebenen Regeln, nach welchen die Soldaten und welche dazu gehören, ihre freien, auch die Rechte und Verbindlichkeiten betreffenden Handlungen einzurichten verbunden werden. Die Kriegsgesetze können entweder uns schon aus der gesunden Vernunft bekannt seyn, oder sie sind von einem Landesherrn gegeben worden. Im ersten Falle machen sie das natürliche und im zweiten das positive Kriegsrecht aus. Das natürliche Kriegsrecht reicht ohne das positive nicht zu; dieses ist entweder das Staats- oder das Kriegs-Privat-Recht. Das Staatskriegsrecht ist ein Inbegriff derjenigen Gesetze, welche die Rechte und Verbindlichkeiten der Landesherren unter sich, wie auch zwischen ihnen und ihren Unterthanen in Absicht des Krieges festsetzen. Es kommt hiebei auf Bündnisse, Vergleiche, und wenn keine vorhandrn sind, auf das allgemeine Völkerrecht an. Das Privatkriegsrecht ist der Inbegriff der Gesetze, welche die Rechte und Verbindlichkeiten der Soldaten gegen den Kriegsherrn, die Offiziere und Andere festsetzen. Die Kriegsgesetze werden ferner, wie andere Gesetze, in fremde und einheimische, ausdrückliche und stillschweigende eingetheilt. Einheimische Kriegsgesetze sind, die ein Landesherr oder seine Vorfahren gegeben haben; fremde, die von auswärtigen Fürsten publicirt worden sind. Ausdrückliche Kriegsgesetze sind diejenigen, welche ein Fürst hat publiciren lassen; stillschweigende sind die Observanzen und Gebräuche, welche nach und nach durch stillschweigende Einwilligung des Kriegsherrn bei der Miliz eingeführt worden sind. Die ausdrücklichen Kriegsgesetze sind in Ländern in Druck vorhanden; dergleichen sind die Kriegsartikel, oder die Gesetze für die Soldaten in Krieg und Frieden, Reglements, Ordonnanzen, Edicte u. s. w., welche das Kriegswesen betreffen; an diese ist auch der Soldat gebunden, wenn er gleich noch nicht zur Fahne geschworen hat; oder sie werden unter Trommel- und Pauken-Schlag, oder Trompetenschall verkündigt; oder sie werden mündlich bei der Parole, oder sonst befohlen, wohin z. B. die Kriegsordre gehört. Die Kriegsgesetze verbinden nicht nur wirkliche Soldaten, sondern auch Weiber, Kinder, Bediente der Soldaten und was sonst bei der Miliz in Diensten steht und sich bei derselben aufhält. Bei Erklärung dunkler Kriegsgesetze muß man seine Zuflucht zu andern Kriegsgesetzen desjenigen Kriegsherrn, von welchem das dunkle Kriegsgesetz gegeben worden ist, wie auch zu den Kriegsgebräuchen und Observanzen derselben Miliz, nehmen. Bei der Entscheidung nach den Kriegsgesetzen ist zu merken, daß man in vorkommenden Fällen zuerst die besonderen

Edicte, Ordres, Reglements u. s. w., die wegen einer Sache gegeben worden, in Betrachtung ziehen müsse; in Ermangelung die Kriegsartikel und andere ausdrückliche Kriegsgesetze, und nach diesen die Kriegsgebräuche und Observanzen. Sind deren keine vorhanden, so richtet man sich auch nach den Landes-Verordnungen und Gesetzen; 2) bedeutet Kriegsrecht, das Recht Krieg zu führen. 3) Ein Gericht, welches von mehren in dem Kriegsrecht erfahrenen Personen über ein Verbrechen aus dem Militairstande gehalten, und auch das Kriegsgericht, noch häufiger aber das Standrecht genannt wird. S. Caran's „Preußisches Kriegsrecht" (1801, 2 Bde.), welches aber durch die neuern Einrichtungen wesentlich verändert worden ist. Aeltere Kriegsgesetze sind gesammelt in dem „Corpus juris militaris" (Leipz. 1724, 2 Bde.), der letzten Sammlung dieser Art.

Kriegsschiffe. Sie werden in 4 Classen getheilt. In die erste gehören die Linienschiffe (s. d.). Die Schiffe von 50 Kanonen bilden bei den Engländern eine zweite Classe und werden von ihnen regelmäßig nicht zu den Linienschiffen gerechnet, obgleich sie zuweilen in die Linie gestellt werden; bei den Niederländern und Franzosen galten sie immer als Linienschiffe. Die dritte Classe bilden die Fregatten (s. d.) oder Schiffe von 24—46 Kanonen, und die vierte die kleinern Kriegsfahrzeuge, die Schebecken, Brigantinen, Bricks, Kutters, Kanonenböte u. Die Kriegsschiffe haben in der Regel eine doppelte Bemannung, von Matrosen und Seesoldaten, welche letztere ein besonderes, in Regimenter getheiltes, stehendes Corps bilden, während jene in Friedenszeiten größtentheils entlassen und nur beim Ausbruch eines Kriegs durch Werbung oder Conscription von Neuem zusammengebracht werden. Die Seesoldaten werden vorzüglich bei Landungen und zu dem militairischen Polizeidienste auf den Schiffen selbst gebraucht; auf jedem einzelnen Schiffe ist jedoch der Befehlshaber der Seesoldaten dem des Schiffs untergeordnet. Die Befehlshaber der Seemacht führen verschiedene Titel, die bei den meisten Mächten mit geringer Abweichung in folgendem Range auf einander folgen: Admirale (s. d.), Capitaine, Lieutenants, Fähnriche und Cadetten (Midshipmen, Aspirans de marine). Verschieden von den Kriegsschiffen, die unmittelbar dem Staate zugehören, und deren Mannschaft im Dienste des Staats steht, sind die Caper (s. d.).

Kriegsspiel, s. Schlacht.

Krim, s. Taurien.

Krisis. Jede eigentliche fieberhafte Krankheit schränkt sich auf eine bestimmte Anzahl Tage ein, mit deren Ablauf auch die Beendigung der Krankheit durch Ausleerungen (Schweiß, Blut, Urin, Stuhlgang) eintritt. Jenachdem diese bei einer Krankheit am 3., bei einer andern am 7., am 14. oder 21. Tage Statt finden, hat man diese Tage kritisch genannt, und jene an ihnen erscheinende Ausleerung Krisis. Die alten Aerzte, besonders Hippokrates und Galenus, behaupteten einstimmig, daß diese Krisis an gewissen bestimmten Tagen sich zutrüge, nannten sie daher kritische Tage und beobachteten dieselben in der Krankheit sehr sorgfältig. Hippokrates behauptet, daß diejenigen Krankheiten, welche an gleichen Tagen ihren Paroxismus haben, auch an gleichen Tagen ihre Krisis hätten, und so umgekehrt. — Je geschwinder indessen eine Krankheit ihren Lauf vollendet, desto geschwinder erscheint auch die Krisis.

Kriterium heißt überhaupt ein Merkmal oder Unterscheidungszei-

jen. Kriterium der Wahrheit nennt man in der Logik die Uebereinstimmung unserer Gedanken mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens. Nennt man die Uebereinstimmung unserer Gedanken mit den Objecten materiale Wahrheit, so betrifft das Kriterium nur die Form der Erkenntniß oder die formale Wahrheit. Die kritische Philosophie stellt als formales Kennzeichen den Satz des Widerspruchs auf und läßt ihm alle übrige Denkgesetze folgen. In der Aesthetik kann es kein allgemeines, a priori bestimmbares, Kriterium des Schönen und Erhabenen geben.

Kritik. Dieses ursprünglich griechische Wort bezeichnet im Allgemeinen die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes. Die Kritik kann in zweifacher Hinsicht betrachtet werden: als Wissenschaft ist sie der Inbegriff der Regeln, nach welcher die Urtheile gefällt werden müssen; als Kunst betrachtet ist sie die Fertigkeit, diese Regeln gehörig auf einen vorliegenden Gegenstand anzuwenden. Soll die Beurtheilung kein fragmentisches, unsicheres Raisonnement seyn, so sieht sie jedesmal die Theorie voraus: denn eine gründliche Beurtheilung ist nur durch die wissenschaftliche klare Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes möglich. Die Kritik findet hauptsächlich bei den freien Thätigkeitsäußerungen des menschlichen Geistes statt, insbesondere in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst, den höchsten Gegenständen menschlicher Thätigkeit. In Beziehung auf die Wissenschaft wird sie in die philosophische und historische Kritik eingetheilt. Die philosophische Kritik ist im weiteren Sinne eine wissenschaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenstandes und ihre Verhältnisse zur Darstellung betrachtende Kritik; im engeren Sinne die Beurtheilung philosophischer Werke; endlich gab Kant dem Namen Kritik eine ganz neue Bedeutung, indem er ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens, der die Untersuchung Dessen, was dem Menschen zu erkennen möglich sey, bezog. (S. Philosophie und Kant.) Die historische Kritik sucht die innere Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit der einzelnen historischen Begebenheiten, die Wahrheit der Zeugnisse u. s. w. zu prüfen und zu bestimmen. Mit ihr ist sehr nahe verwandt die philologische Kritik. (S. Philologie.) In Beziehung auf die Kunst ist die Kritik entweder eine ästhetische oder eine technische, d. h. sie beurtheilt die Anwendung der Werkzeuge oder Darstellungsmittel der Kunst. Man macht sich von der Kritik gewöhnlich eine falsche Vorstellung, als bestände sie bloß in dem Scharfsinne, an einem Gegenstande der Wissenschaften oder Künste Fehler aufzudecken. Es ist aber nichts unersprießlicher, als ohne Anschauung des Ganzen und des aus ihm hervorgehenden Geistes lediglich das einzelne Mangelhafte aufzuspüren und wiederzugeben. Die echte Kritik ist dieser rein entgegengesetzt. Sie sucht, wie der edle Winkelmann sich ausdrückt, Schönheiten früher und brünstiger als die Flecken; sie tadelt die Mängel der Ausführung milde und bescheiden, aber streng, nur gegen das Unwahre und Häßliche, das mit Anmaßung ins Heiligthum der Wissenschaft und Kunst eindringen will, schwingt sie die Geißel der Satyre. Sowie sich die wahre Kritik von unechter unterscheidet, so unterscheidet sich auch der Kritiker von dem Kritikaster. Jener ist vom echten Geiste der Kritik beseelt, bei ihm entscheidet allein die innere Vortrefflichkeit, er vermag das Schöne und Große in jeder Gestalt zu erkennen und weiß es gehörig zu würdigen. Dieser aber macht zwar Anspruch auf den Namen eines Kritikers, kennt aber das Wesen und die Kraft desselben nicht. Er geht meist aus unedlen Beweggründen nur darauf aus, das

Fehlerhafte und Untrügliche eines Werkes, eines Menschen oder einer Zeit aufzufinden. Er urtheilt gewöhnlich nach willkürlich festgestellten Regeln, die er allgemein durchsetzen will: er stößt sich nur an Aeußerlichkeiten und setzt das Wesen der Kritik in Nebendinge und Kleinigkeiten. Durch diese ihren Mißbrauch ist die Kritik selbst in einen übeln Ruf gekommen und der Name eines Kritikers ist nicht selten mit dem Begriff eines hämischen tadelsüchtigen Menschen verbunden worden. Doch es ist gewiß, daß die echte Kritik ihren Werth, den die Geschichte beilegt, stets beibehalten wird. Die Geschichte zeigt, daß die Kritik sehr oft die Künste und Wissenschaften von Irrwegen abgeführt und auf den rechten Weg geleitet habe.

Kritik der reinen Vernunft, s. Kant.

Kritische Philosophie, s. Kant und Philosophie.

Kroatien, ein östreichisches, mit Ungarn verbundenes Königreich, das im N. an Ungarn, im O. an Slawonien und Bosnien, im S. und W. an Illyrien grenzt, ungefähr 400 QM. groß ist und aus 3 Theilen besteht: dem Banale oder provinzialischen, nach bürgerlicher Verfassung regierten Theile, mit 166½ QM., 311.000 Einw. und den 3 mit Ungarn verbundenen Gespanschaften Agram, Warasdin, Creuz; der Militairgrenze, die 274 QM. und 396.500 Einw. enthält, in das karlstädter und warasdiner Generalat und die Banalgrenze mit 8 Regimentern eingetheilt ist und dieselbe Verfassung hat, wie die übrigen Militairgrenzen Oestreichs, und dem jetzt größtentheils zum Königreich Illyrien gehörigen Litorale oder dem Küstenstrich von Fiume bis Carlobago mit 19.900 Seelen. Kroatien ist ein rauhes Gebirgsland, das von der Fortsetzung der krainer Alpen und andern Waldgebirgen durchzogen und von den Flüssen Save und Drave durchströmt wird. Auch hier der Landsee Tsuntratz. Das Klima ist gemäßig und gesund, im Sommer oft heiß. Die Producte sind: Kupfer, Eisen, Gold (aus der Drave), Thonarten, Gyps, Schwefel, Getreide, Wein, Obst, besonders Pflaumen, Taback, Tannen-, Eichen- und Buchenwälder, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Wild, Bienen, Fische. Die Einwohner sind slawischen Ursprungs, heißen eigentlich Hrowaten, d. i. Bergbewohner, und sind zwar rauh und ungebildet, aber arbeitsam, stark und tapfer; sie reden den illyrischen Dialekt. Man findet diese Kroaten auch in Istrien und an der Kulpa in Illyrien; auch gehören zu ihnen die 9000 Podzulaken in der mährischen Herrschaft Kundenburg. Außer den Kroaten leben im Königr. auch Raizen und wenige Deutsche und Magyaren. Die Religion ist meistens katholisch und der Kunstfleiß auf die ersten Bedürfnisse des Lebens beschränkt. Auch kennen nur die größern Städte Künste und Wissenschaften. Das Land hatte ehemals seine eigene Könige, kam aber im 11. Jahrh. an Ungarn. Die Hauptstadt ist Agram (s. d.)

Kronanwalt, s. Staatsanwalt.

Kronborg, ein festes dänisches Schloß auf Seeland, nördlich der Stadt Helsingör, Helsingborg in Schonen gegenüber. Friedrich II. erbaute dasselbe 1574 auf einem Roste von eichenen Pfählen. Es bildet ein Viereck, 232 Fuß lang und 214 Fuß breit, hat in jeder Ecke einen Thurm und für die Besatzung gewölbte Kasematten. 1801 bewies am 28. März das Segeln der engl. Flotte durch den Sund ohne bedeutende Beschädigung, daß Kronborg den Sund nicht zu sperren vermochte. Man braucht hier eine Zahl Verbrecher zu den Bauten und Herstellungen.

Nahe dabei ist eine landesherrliche Gewehrfabrik; weiter entfernt das Lustschloß Marienlyst mit dem Handelsgarten.

Krone, der goldene Stirnreif, das Merkmal und Abzeichen der höchsten Gewalt. Die Kronen selbst sind nach der verschiedenen Würde Derer, die sie tragen, verschieden; so spricht man in der Wappenkunde von Kaiser-, Königs-, Großherzogs-, Herzogs-, Fürsten- und Grafen-, von alten und neuen Kronen. (Ueber die päpstliche Krone s. Tiara.) Mit der lombardischen oder Eisernen Krone (s. d.) wurde zuerst Agilulf, König der Longobarden, 590, in der Folge auch Karl der Große 774 gekrönt. Napoleon setzte sich dieselbe 1805 selbst auf. — Das Wort Krone wird auch gleichbedeutend mit Staat gebraucht; man spricht z. B. von einer Krone England, von einer Krone Spanien. Dagegen hat man in den neuentstandenen Staaten angefangen, die Wörter Krone und Staat als sich einander entgegengesetzt zu gebrauchen, indem man unter Krone die Regierung oder den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Regenten, als eine besondere, vom Staate verschiedene, moralische Person betrachtet, zukommen. So spricht man von Krondomainen, Krongütern (auch Kammergütern, Domainen), im Gegensatze von Staatsgütern, indem man mit den erstern einen ähnlichen Begriff, wie vormals in Deutschland mit dem Worte Chatoullgüter, verbindet. Jedoch wird heutzutage, wie z. B. in Frankreich, noch ein Unterschied zwischen Kron- und Privatdomainen gemacht, indem erstere in der Regel unveräußerlich sind und jedem Besitzer der höchsten Gewalt zum Nießbrauch anheimfallen, letztere dagegen gleich andern Privatbesitzungen anzusehen sind. Dieser Eintheilung zufolge kann daher der Kronschatz noch von der Privatchatoulle des Fürsten im engsten Sinne verschieden seyn. In Staaten aber, die auch der Form nach vollkommen unumschränkt sind, findet natürlich der Unterschied zwischen Krone und Staat nicht statt. Mit dem Ausdrucke Kronämter ward ehemals gleichfalls ein von dem neuesten zum Theil sehr verschiedener Begriff verbunden. Die Kronämter in den alten Staaten waren freilich größtentheils Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, so z. B. in dem ehemaligen deutschen Reiche, wo noch gegenwärtig in Ungarn, wobei der besondere Umstand zu bemerken ist, daß diese Aemter gewöhnlich in besondern Familien erblich waren. Dagegen sind die in verschiedenen Staaten in neuern Zeiten errichteten Kronämter beinahe nur ausschließliche Hofdienste, die einen besondern hohen Rang geben; nur hin und wieder sind auch mit einigen militairischen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich, wo es bürgerliche und militairische Großofficiere der Krone gab. (S. Dignitarien.) Erblichkeit dieser Aemter findet in den neuern Staaten eigentlich nicht mehr statt; dagegen aber sind die Kronämter in den alten Staaten zum Theil zu bloßen Titeln geworden, oder ihre Besitzer versehen höchstens bei außerordentlichen Gelegenheiten die damit verknüpften Geschäfte. In diesen alten Staaten wird auch der Unterschied zwischen Kron- und Reichswürden nicht genau beobachtet, wogegen dieselben in den neuern Staaten streng getrennt sind; so gründete Napoleon hohe Reichswürden, oder vielmehr nur die Titel derselben, denn er hütete sich wohl, den Inhabern derselben etwas mehr als ein leeres Ceremoniel zu erstatten. In manchen Staaten, wie in England, hat man die hohen Reichswürden, die hier mehr als bloße Titel waren und ihren Inhabern

alle die Rechte und Geschäfte gaben, die der Name der Würde anzeigte, aussterben lassen, so z. B. die Würde eines Großadmirals, da es gefährlich schien, einem Einzelnen eine solche ausgebreitete Macht zu überlassen.

Kronglas (crownglass), sehr reines, helles Tafelglas, welches die Engländer in Verbindung mit dem Flintglase bei Verfertigung dioptrischer Instrumente anwenden. Durch diese Verbindung nämlich wird die bei gewöhnlichen Fernröhren so unangenehm störende Farbenzerstreuung aufgehoben. Beide Glasarten werden jetzt auch in Deutschland, namentlich zu Benedictbeurn (s. d.), in größter Vollkommenheit angefertigt und zu gleichem Zwecke genutzt. (S. Achromatisch und Dollond.)

Kronion, s. Jupiter.

Kronos, s. Saturnus.

Kronstadt, Stadt und Festung an der Mündung der Newa, welche Peter I. auf der Insel Retusari (Kesselinsel) erbaute. Unter den drei Häfen, denen gegenüber auf zwei Skären die Citadelle und die Veste Kronschlot liegen, zwischen welchen alle Schiffe durchgehen, ist der Kriegshafen, ein länglich weit ins Meer tretendes Viereck, ganz mit einem Damme umgeben, über 40 Linienschiffe fassend, der sicherste, hat aber einen so verschlämmten Eingang, daß ein Theil der Schiffe im mittlern Hafen liegen muß, welcher weit in die Stadt hineingeht, zum Bauen und Ausbessern der Schiffe dient, und an welchem daher die Schiffsbauplätze, Magazine, das Seezeughaus und die Kugelgießerei liegen. Der innere Hafen, weiter westlich, nimmt bloß Handelsschiffe auf. Kronstadt ist der erste Kriegshafen des russischen Reichs, aber in Absicht des Handels nur Vorhafen von St.-Petersburg. Die Stadt ist schön gebaut, hat mehre öffentliche Plätze, eine Steuermannsschule, ein Seelazareth, drei Thore, 2000 Häuser und, außer 12.000 Matrosen, die sich dort wenigstens immer befinden, 30.000 Einwohner. Weil die Newa nicht gleiche Tiefe, als hier bis St.-Petersburg behält: so nehmen hier große, ausseglende Schiffe den letzten Theil ihrer Ladung ein und entladen sich beim Einlaufen eines Theils in sogenannter Lichter. Merkwürdig ist der Canal, welcher sich 385 F. ins Meer erstreckt, auch im Ganzen 1050 Faden Länge hat, bei einer Breite von 100 Faden in der Oberfläche und mit großen Quadern ausgesetzt ist. Er hat 24 Fuß Tiefe. Es laufen jährlich gegen 1100 Schiffe aus und ein. In Kronstadt wird der Reichsschatz aufbewahrt. — 2) Kronstadt, an der Vorderseite des Tömöspasses, östlich von Hermannstadt, in einem Thale am Fuße eines hohen Berges, die größte und reichste Fabrik- und Handelsstadt in Siebenbürgen im Lande der Sachsen. Sie ist mit Mauern und Thürmen und einem Graben umgeben, außerhalb welcher noch drei große Vorstädte liegen. Auf einer benachbarten Anhöhe liegt ein festes Schloß. Die Stadt zählt an 30.000 Einw. in 2300 Häusern, hat ein kathol. und ein luth. Gymnasium, griech. höhere Lehranstalt, kathol. Musterschule, schöne Bibliothek, Hospitäler und eine griech. Handelsgesellschaft. Die Einw. unterhalten bedeutenden Flachsbau, Leinewand-, Tuch-, Baumwoll-, Hut-, Schnur- und Lederfabriken, türkische Garnfärbereien und Methbrauereien; treiben einen ausgebreiteten, durch zwei große Jahrmärkte belebten Handel.

Krönung, eine feierliche Einsetzung und Anerkennung als Monarch, mit kirchl. Feierlichkeiten, die man in den ältern Zeiten, wo oft das Recht der Thronfolge unsicher und streitig war, oder wo das Recht

zu regieren nicht ohne förmliche Uebernahme gewisser Regierungspflichten erlangt werden konnte, für nothwendiger hielt als in der neuern Zeit. Das Wesentliche der Krönung ist erstlich der Eid, welchen der Monarch ablegt, daß er gerecht und fromm regieren, das wahre Wohl seines Volkes stets vor Augen haben und die Grundgesetze des Staats gewissenhaft befolgen wolle, und zweitens die Aufsetzung der Krone unter religiöser Feierlichkeit (Gebet und Salbung), wodurch der göttliche Ursprung des Herrscherrechts versinnlicht werden soll. In England haben sich die Könige bis auf die neueste Zeit stets mit großem Prunk und mit Beobachtung alterthümlicher Lehnsgebräuche in der Westminsterabtei salben und krönen lassen. Ebenso in Frankreich, wo die erzbischöfliche Kirche zu Rheims von uralter Zeit das Vorrecht hatte, daß in ihr die erhabene Ceremonie verrichtet ward. („Histoire du Sacre de Charles X.", von F. M. Miel, Paris 1825.) Ueber beide Krönungen, König Georgs IV. von Großbritannien und König Karls X. von Frankreich, sind prächtige Kupferwerke erschienen.

Kropf, eine Geschwulst am vordern Theile des Halses, in der Gegend der Schilddrüse. Man nennt zwar selbst die Anschwellung und Vergrößerung der Schilddrüse Kropf, allein genau genommen sind beide verschieden. Der wahre Kropf entsteht außerhalb, wiewohl in der Gegend der Schilddrüse, von Antreibung des Zellgewebes, der in ihm befindlichen Adern, Austreten von Blut und lymphatischen Feuchtigkeiten, und kann zu einer ungeheuern Größe wachsen, wie bei den Kretinen. Die Geschwulst der Schilddrüse entsteht langsam, kann zwar auch sehr anwachsen, ist jedoch seltener als der Kropf. Sie bildet eine genau umschriebene, von den benachbarten Theilen wohl zu unterscheidende Geschwulst; der wahre Kropf entsteht schnell, meistens aus mechanischen Ursachen, nach Anstrengung, heftigem Husten, Schreien, Tragen auf dem Kopfe, ist im Anfange eine mehr bewegliche, schwammige Geschwulst, die dem Drucke des Fingers leicht nachgibt. In der Folge erst wird er härter und hier und da gleichsam knorpelig. Die häufige Veranlassung zum Kropfe ist das schwere Tragen bergan, wenigstens findet man ihn in bergigen Gegenden unter der Classe von Menschen, die von solchen Beschäftigungen sich ernähren, am meisten. Mehr als das Trinken des Schneewassers trägt wahrscheinlich der häufige Genuß sehr kalkreicher Wasser zur Entstehung des Kropfes und der Anschwellung der Schilddrüse bei. Der Kropf ist leichter heilbar, wenn gleich im Anfange die gehörigen Mittel angewandt werden; späterhin, wenn die vielen Blutgefäße sich in die Geschwulst fortgesetzt, verlängert und erweitert haben, wenn die Häute und kleinen Muskeln verdickt, die ausgetretenen Feuchtigkeiten sich verhärtet haben, wird es immer schwerer.

Krossen, regelmäßig gebaute Kreisstadt im Reg.-Bez. Frankfurt, preuß. Provinz Brandenburg, am Einfluß des Bobers in die Oder, hat ein Schloß, 3 Kirchen, 3800 Einw., welche Tuchfabrikation, besonders für feine und mittelfeine Tuche, Strumpfweberei, Gerberei, Brauerei, Brennerei, Handel, Schifffahrt und einigen Weinbau treiben und sich außerdem noch mit der Verfertigung von Töpferwaaren beschäftigen; zugleich befindet sich hier auch einen Eisenhammer. Der Kreis gl. N. hat 23 QM. und 38.000 Einw., und bildete sonst mit dem züllichauer Kreise das Herzogth. Krossen in Niederschlesien, das 1538 dem Kurhause Brandenburg als böhmisches Lehn abgetreten und zur neumärkischen Regierung

gelegt wurde; der berliner Friede 1743 hob die böhmischen Lehnsgerechtsame über dieses Herzogth. und andere Bezirke auf ewig auf.

Krösus, des Alyattes Sohn, im 35. J. (seit 571) König von Lydien; regierte anfangs sehr glücklich und ruhmvoll. Er war jedoch Eroberer, nöthigte alle kleinasiatische Griechen zu einem jährlichen Tribut (von seinem Vorhaben, auch die Inseln zu unterjochen, ward er durch Bias und Pittakos abgehalten, sodaß er mit jenen Inseln ein Bündniß schloß) und bezwang alle Völker zwischen Lydien und dem Flusse Halys. Von nun an hielt er ruhig einen prächtigen Hof in Sardes. Hier die bekannte Unterredung mit Solon, und dessen Behauptung, daß Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sey, die auch bei Krösus eintraf, als das Weltreich des Kyros auch das seinige zu verschlingen drohte. Nachdem er gegen ungeheure Geschenke (die Herodot I, 50. 51 einzeln beschreibt) ein (zweideutiges) Orakel in Delphi eingeholt, ging er über den Halys und drang in Kappadocien ein. Hier kam es zur Schlacht bei Thyabra in Pteria (Krösus 420.000 M., Kyros 200.000 M.), die nichts entschied; Krösus zog sich nach Sardes zurück und entließ unbesonnen sein Heer, Kyros folgte und siegte bei Sardes nach hartnäckigstem Kampfe. Krösus ward gefangen und Kyros ließ ihn schon auf dem Scheiterhaufen dem Tode entgegensehen, als der dreimalige Ausruf: „Solon!“ der in Beziehung auf Solons gethane Behauptung stand, ihm das Leben rettete. Kyros ließ ihm Titel und Würde eines Königs, und Krösus wurde dessen Freund. Mit Krösus endigte das lydische Reich. Sprichwörtlich war Krösus durch seinen Reichthum; daher 2) so v. w. ein sehr reicher Mensch.

Krüdener. (Juliane, Freifrau von), eine in der neuern Zeit sehr bekannt gewordene Schwärmerin, geb. zu Riga 1766. In ihrem 9. J. von ihrem Vater, dem Baron von Wietinghoff, mit nach Paris genommen, machte sie durch ihre Reize sowohl, als durch ihren Witz und ihre Kenntnisse Aufsehen. Schon im 14. J. mit dem liefländ. Baron von Krüdener vermählt, glänzte sie allenthalben, wo sie mit ihrem Gemahle (nachher russ. Gesandten zu Venedig) hinkam, ward aber dadurch so in die Lockungen und Verirrungen der großen Welt verwickelt, daß es zu einer Ehescheidung von ihrem Gemahle kam, und sie (1795) nach Riga zurückkehrte. 1798 ging sie nach Paris, dann in Gesellschaft eines jungen Franzosen nach Leipzig, von hier nach Rußland und zuletzt (1801) wieder nach Paris, wo sie ganz der feinen Welt und den Zerstreuungen lebte, zugleich aber auch einen Roman: „Valérie“ ꝛc. ausarbeitete. Auf einige Zeit befand sie sich auch bei der Königin von Preußen, Louise, besuchte dann wieder Paris und ging beim Ausbruche des großen nordischen Kriegs nach Genf, 1813 nach Deutschland, und glaubte sich nun, schon zuvor zum Mysticismus hingezogen, berufen, den Armen das Evangelium zu predigen. In Heidelberg predigte sie den Gefangenen; in Paris hielt sie (1814) vor den alliirten Souverains religiöse Versammlungen, wo sie im Hintergrunde der dunkelen Zimmer in dem Gewande einer Priesterin betend auf den Knien lag. Nun begab sie sich 1815 nach Basel, wo ein junger Geistlicher, Empeytas, sich an sie anschloß und in den Erbauungsstunden der Frau v. Krüdener über religiöse Gegenstände sprach. Da sich Frauen und Mädchen hinzudrängten, so entstanden darüber Unordnungen und Mißhelligkeiten in den Familien, und Frau von Krüdener mußte Basel, sowie mehre Orte, wo sie hinzog, verlassen. Den-

noch wuchs die Zahl ihrer Verehrer, und bald gesellte sich auch manherlei Gesindel zu ihr, um da Unter- und Aufenthalt zu finden. Sie og sich nach Kurland, selbst nach der Krim; aber allenthalben, wo sie inkam, wurde sie, da durch ihre Schwärmerei die bürgerliche Ordnung u sehr gestört wurde, verwiesen und stets durch Polizeibeamte von einem Orte zum andern, auch nach Sachsen gebracht, wo sie dann in Leipzig war eine Zeit lang geduldet, dann aber (1818) durch die Polizei weiter, nd endlich bis Königsberg begleitet wurde. An der russ. Grenze zurückgewiesen und von ihrem letzten Begleiter, Kellner (einem zuvor im Gefängniß gehaltenen braunschweiger Postbeamten), getrennt, beschloß sie nun zu Mitau ihr — Predigtamt und starb in der Krim 1824. Einseitigkeit und Ueberspannung unter dem heiligen Schimmer von Demuth und andächtiger Erhebung, waren die Hauptzüge dieser Schwärmerin, welche unstreitig viel Unheil in so manchen Familien angerichtet hat. Das Vorgeben, daß sie zu dem „heiligen Bunde" die erste Idee den Monarchen beigebracht habe, ist schon längst als lächerlich aufgedeckt worden.

Krünitz (Johann Georg), D. der Medicin zu Berlin, geb. daselbst 1728, studirte zu Göttingen und zu Frankfurt a. d. Oder. 1759 ging er nach Berlin zurück, widmete sein ganzes Leben literarischen Geschäften und starb 1796. Eine Menge nützlicher medicinischer, naturhistorischer, geographischer und andrer Werke, welche er aus verschiedenen Sprachen übersetzte, eigne Arbeiten und Abhandlungen, Register zu mehren Schriften u. s. w. sind die Früchte seiner Betriebsamkeit. Sein Hauptwerk ist die „Oekonomisch-technologische Encyklopädie", welche er 1773 begann. Er kam damit bis zum 73. Bde., wo über dem Artikel Leiche ihn der Tod ereilte. Krünitz hat in diesem schätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigsten Benutzung der vorhandenen Quellen Alles geleistet, was man von einer solchen Arbeit erwarten kann; indessen sind in demselben die verschiedenartigsten Gegenstände mit unverhältnißmäßiger Weitläufigkeit ausgeführt, weil der Plan nicht gleich anfangs mit Bestimmtheit entworfen wurde. Nach ihm setzten die Brüder Flörke und seit 1810 J. W. D. Korth das Werk fort, welches auf 150 Bde. (Berlin 1829) angewachsen ist. Der Auszug des großen Werks besteht bis jetzt aus 33 Bdn.

Kruse (Karsten oder Christian), geb. 1753 zu Hiddigwarden bei Berne im Herzogthum Oldenburg, wurde von 1763—72 ins Waisenhaus zu Halle geschickt, wo er in allen Schulkenntnissen gründlichen Unterricht erhielt. Unterstützt von dem Grafen von Stolberg-Wernigerode widmete er sich der Theologie. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich nach Oldenburg, wo er eine Stelle am Gymnasium erhielt. Dem Bedürfniß der Schulen kam er durch seine „Allgemeine Anweisung zur Orthographie" (Bremen 1787), die vielfach benutzt bis 1815 in 4 Auflagen erschienen ist, wie später durch seine „Deutsche Sprachlehre" (Oldenburg 1807) entgegen. Schon als Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg aber begann er die Vorbereitungen zu der schwierigen Arbeit, einen ganz Europa umfassenden historisch-geographischen Atlas zu entwerfen, welcher den Zustand Europas zu Ende jedes Jahrhunderts in einer durch chronologische Tabellen erläuterten Karte darstellen sollte. Dieses verdienstliche Unternehmen, dem er den Fleiß seines Lebens treulich gewidmet hat, erhielt auch eine äußere Begünstigung, als Kruse zum Lehrer der Prinzen August und Georg von Oldenburg ernannt ward. Unter diesen gün-

stigen Verhältnissen erschien mit Unterstützung des Herzogs 1802 die erste bis zum Jahr 700 hinabreichende Lieferung seines „Atlas zur Geschichte aller europäischen Staaten". Er begleitete 1803, mit dem Titel eines Consistorialraths belohnt, seine Zöglinge auf die Universität Leipzig, wo er die zweite bis 1100 laufende Lieferung jenes Werkes herausgab. Als er 1805 mit den beiden Prinzen nach Oldenburg zurückgekehrt war, leitete er als Scholarch die ältern Unterrichtsanstalten und das 1807 von ihm eingerichtete Schullehrerseminarium. Die Besetzung des Herzogthums Oldenburg durch die Franzosen riß ihn 1811 aus seinen glücklichen Verhältnissen, und als er sein Grundeigenthum nicht ohne Opfer verkauft und nur mit Mühe die Erlaubniß zur Abreise erhalten hatte, begab er sich nach Leipzig, wo er 1812 als Professor der historischen Hülfswissenschaften angestellt ward. Seine historischen, geographischen und pädagogischen Vorlesungen gewannen Beifall, und durch die seit 1813 übernommene Mitaufsicht über die Wendler'sche Freischule, deren wissenschaftliche Leitung ihm oblag, erwarb er sich anerkannte Verdienste. Seinen „Atlas", dessen drittes Heft bereits 1810 erschienen war, vollendete er 1818 mit dem vierten Hefte und besorgte 1822 eine neue Ausgabe des Ganzen. Er überließ 1824, als dieses Werk in den Verlag der Renger'schen Buchhandlung zu Halle überging, nach den Bestimmungen des abgeschlossenen Vertrags, die wissenschaftliche Pflege und Fortsetzung desselben seinem Sohne, der 1828 eine neue Auflage des ersten und vierten Hefts besorgte. Nach einer kurzen Krankheit starb Kruse am 4. Jan. 1827.

Krypto, heimlich, geheim. Man gebraucht dieß Wort für Personen, deren öffentliche Grundsätze mit ihren geheimen im Widerspruch stehen. — Kryptographie, die Geheimschreibekunst. — Kryptogamie, die geheime Ehe. — Kryptogamisch, in der Botanik, heißt die noch unbekannte Fortpflanzungsart einiger Pflanzen.

Krystall. Wenn man flüssige Substanzen mit gehöriger Langsamkeit in den festen Zustand übergehen läßt, so entstehen häufig polyedrische Figuren oder Körper, die man Krystalle genannt hat. Die meisten Mineralien werden im krystallisirten Zustande gefunden; man nennt daher auch ein Mineral, welches ursprünglich einen regelmäßig begrenzten Raum einnimmt und denselben mit einer homogenen Materie stetig erfüllt, ein Krystall. (S. Mineralogie.) — Den Bergkrystall (s. Quarz), oder das feinste und reinste Glas, Krystallglas, nennt man auch wohl Krystall. — Krystalllinse, s. Auge.

Kufische Schrift, die sogen. gestutzte arabische Schrift (Almocnad), die sich durch sehr grobe, starke, geradaufstehende Schriftzüge auszeichnet. Mit ihr ist der Koran geschrieben, und den Namen hat sie von den zahlreichen und geschickten Abschreibern des Koran in Kufa, am Euphrat, erhalten, deren vornehmste und gelehrteste Bewohner sich diesem Geschäfte widmeten. Das Alphabet derselben war nach dem syrischen und hebräischen geordnet. Diese durch den Koran allgemein verbreitete Schriftart erhielt sich in den Büchern etwa 300 Jahre, auf Münzen und in Grabschriften bis ins 7. Jahrh., und wird von den Arabern noch heute zu Büchertiteln gebraucht. Eine Spielart der kufischen Schrift ist die karmatische Schrift, feiner und schlanker als die kufische Schrift. Aus der kufischen Schrift bildete im 4. Jahrh. n. Mohammed Ebn Molla zu Bagdad (st. 938) die noch herrschende flüchtige Currentschrift (Nisbi-Schrift). Proben der kufischen Schriften haben Niebuhr, Chardin, Büttner u. m. A. geliefert.

Kugel, ein runder Körper, dessen Oberfläche an allen Punkten gleichweit vom Mittelpunkte entfernt ist. Alle Kugeln sind sich ähnlich und verhalten sich wie die Cubi ihrer Durchmesser. Die Oberfläche einer Kugel wird gefunden, wenn man den größten Umfangszirkel mit 4 multiplicirt. Der Inhalt wird gefunden, wenn man die Oberfläche mit dem 3. Theile des Durchmessers multiplicirt. Archimedes fand, daß die Kugel 2 Drittheile eines **Cylinders** (s. d.) sey, der mit ihr gleichen Durchmesser und Höhe hat.

Kugeldreieck, sphärisches Dreieck, ist ein von 3 Bogen größter Kreise eingeschlossenes Stück einer Kugelfläche. Da unsere Erde auch eine Kugel ist, so müssen 3 Oerter auf derselben, die nicht in einer Richtung liegen, wie Dresden, Wien und Strasburg, die Spitzen eines solchen Kugeldreiecks seyn.

Kügelgen, 1) (Gerhard von), geb. 1772 zu Bacharach am Rhein, Geschichts- und Portraitmaler, Professor an der Kunstakademie zu Dresden und Mitglied der Akademie zu Petersburg und Berlin. Der frühzeitige Trieb desselben zur Malerei fiel auf, allein da man in jener Gegend von Malerei nicht viel hielt, wurde Kügelgen zum Studiren bestimmt und besuchte im 15. Jahre das Jesuitencollegium in Bonn. Nach dem 2 J. darauf erfolgten Tode des Vaters erhielt Kügelgen endlich von seiner Mutter die Einwilligung, sich ganz der Kunst zu widmen, und wurde Schüler des Geschichtsmalers Januar Zick in Koblenz, machte auch bald bedeutende Fortschritte, und der Geschichts- und Portraitmaler Fesel übernahm unentgeltlich die weitere Ausbildung des jungen Künstlers. Nach 3 Jahren reiste er, großmüthig vom Kurfürsten Maximilian unterstützt, nach Rom und bildete sich dort zum vollkommenen Künstler. Die französische Revolution verhinderte fernere Unterstützungen, und Kügelgen reiste mit einem jungen Liefländer nach München, um dort durch Portraitmalen Unterhalt zu bekommen. Als der Lord Bristol bald darauf nach München kam, kaufte er mehre Arbeiten Kügelgen's und bot ihm auf unbestimmte Zeit 100 Dukaten an, um zu reisen. Allein Kügelgen begleitete aus Freundschaft und Dankbarkeit seinen jungen Freund nach Riga und fand dort hinlängliche Beschäftigung. Kügelgen reiste 1799 nach Petersburg, woselbst er die ehrenvollsten Aufträge des kaiserl. Hofes erhielt. Nach einigen Jahren heirathete Kügelgen ein Fräulein von Manteuffel und besuchte inzwischen das Vaterland und das Museum zu Paris. 1805 wählte er Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, ward dort Professor an der Kunstakademie und arbeitete daselbst vieles Treffliche, ward jedoch den 27. März 1820 bei abendlicher Rückkehr von seinem zu Lochwitz gelegenen Weinberge, unweit der Chaussee, durch die Hand eines Raubmörders, des Artilleristen Kalkofen, durch mehre ihm mit dem Säbel beigebrachte Wunden, ermordet. Die Werke dieses Künstlers können sowohl in Hinsicht der Composition, der Zeichnung und des Colorits, als echte Meisterwerke betrachtet werden. Zu den vorzüglichsten derselben gehören seine Magdalena und Johannes, die Portraits von Schiller, Herder, Göthe, Wieland, ein Amor u. a. m. 2) **Karl von K.**, Zwillingsbruder des Vor., demselben mit zärtlicher Liebe anhängend und mit ihm eine außerordentliche Aehnlichkeit habend, ebenso Studien, Geschmack und Schicksale theilend. Wie jener faßte er zur Malerei eine frühe Neigung, und erhielt, wie der Vor., nach seines Vaters Tode, die Erlaubniß zum Studiren der Kunst. Er fand an der Landschaftsmalerei das

meiste Vergnügen, und ward in dieser Vorzügliches leistenden Maler Schütz in Frankfurt Unterricht übergeben. Später kam er, wie sein Bruder, zum Maler Fesel, reiste, wie jener, nach Rom und blieb dort, vom Lord Bristol beschäftigt und unterstützt, während sein Bruder nach München ging. Späterhin folgte er dem Letzteren nach Liefland und nach Petersburg, wo er vom Kaiser Paul mit 3000 Rubeln Gehalt, als Mitglied der Akademie angestellt wurde. Er heirathete nun die Schwester der Gattin seines Bruders, und unternahm 1803 eine Reise nach der Krim, wo er vorzüglich Landschaften studirte. Er hielt sich später theils zu Petersburg, theils in Liefland auf dem Gute seines Schwagers von Manteuffel auf. 1825 bereiste er Kaukasien und Armenien. Wenn K. von Kügelgen in der Darstellung der Luft und des Wassers hinter Vernet zurücksteht und seine Vordergründe nicht das Prächtige und Großartige der Claude Lorrain'schen Landschaften haben, so ist doch das Grün und das schöne Lichterspiel auf seinen Gemälden unnachahmlich. Seine Kunstwerke befinden sich theils in der Verlassenschaft des Lords Bristol, theils in Petersburg, Riga, Berlin und andern Orten. Seine „Malerische Reise durch die Krim", erschien in Petersburg 1823. Er starb den 10. Jan. 1832 zu Reval. Eine treffliche Sammlung von 30 landschaftlichen Gemälden aus der Krim und ebenso viele aus Finnland, verfertigte er für den Kaiser Alexander, und im Besitz des Künstlers befand sich noch ein großer Atlas mit Zeichnungen und Ansichten aus der Krim.

Kuh (Ephraim Moses) gehört unter die Männer aus dem jüdischen Volke, welche sich in neuerer Zeit durch Geist und Gemüth hervorgethan haben. Geb. 1731 zu Breslau und Sohn eines begüterten Kaufmanns, widmete er sich anfangs der jüdischen Gelehrsamkeit, aber mit wenigem Erfolge, deßhalb nach einiger Zeit der Handlungswissenschaft und wurde nach seines Vaters Tode erster Gehülfe seines Oheims zu Berlin. Seine Kenntniß der neuern Sprachen und Literatur, sowie sein Dichtertalent, erwarb ihm bald die Freundschaft Ramler's, Mendelssohn's, Lessing's u. a. Gelehrten. Aber eine an Verschwendung grenzende Bücherliebhaberei richtete sein bedeutendes Vermögen zu Grunde und nöthigte ihn, Berlin zu verlassen. Er durchreiste Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, verfiel aber durch seine hülflose Lage in Schwermuth, die nach und nach in Wahnsinn ausartete. In den lichten Zwischenräumen jenes Zustandes war es gerade, wo seine besten Gedichte ihre Entstehung erhielten. Er starb 1790, nachdem ihn 5 Jahre früher ein Schlagfluß gelähmt und ihm sogar der Sprache beraubt hatte. Seine Gedichte (Zürich 1792, 2 Thle.) zeichnen sich aus durch leichte Sprache und fließende Versification, und nicht selten wird man durch ein glückliches Epigramm, ein leichtes Anakreontisches Lied, oder durch eine artige Tändelei überrascht. Sie sind jetzt fast vergessen.

Kuhlau (Friedrich), ein geschätzter Virtuos auf der Flöte, mehr aber noch bekannt durch seine sehr zahlreichen Compositionen mancherlei Gattung, wurde 1787 in einer kleinen Stadt in Pommern von armen Eltern geboren. Noch im Knabenalter kam er nach Braunschweig und vollendete später den dort erhaltenen musikalischen Unterricht unter der Leitung des Musikdirectors Schwencke in Hamburg. Um der franz. Conscription zu entgehen, kam er 1810 oder 1811 nach Kopenhagen, wo er bald als Kammermusikus angestellt wurde und später den Titel eines Professors erhielt. Kuhlau war nicht verheirathet. Er unterhielt seine

Eltern, die bei ihm lebten. Nicht lange vor seinem Tode verlor er beide kurz nach einander. Kuhlau machte 1829 eine Reise durch Deutschland, weniger um sich hören zu lassen als um Manches zu hören, und den Zustand der Musik in verschiedenen Städten kennen zu lernen. Er starb 1832 im 45. J. seines Alters. Seine Sonaten mit Begleitung der Flöte, Duetts für Violine und Flöte, Quartetts, Solos u. s. w. sind sämmtlich in einem reinen, leichten und doch nicht ungründlichen Styl geschrieben. Er besitzt das Talent, seine Stücke gut zu formen, Theil und Ganzes in zweckmäßige Uebereinstimmung zu bringen. Darum ist er einer der beliebtesten Tonsetzer für das Publikum, wiewohl man ihm bedeutende Erfindungsgabe nicht zusprechen kann. Im Fache des Gesanges ist er weniger glücklich, weil es ihm an der feinern Auffassung des Liedes fehlt. Seine Oper: „Die Räuberburg", ist nach Verdienst berühmt geworden; auf diese folgten: „Elisa", „Lulu", „Hugo og Adelheit" und „Elverhöe", treffliche Compositionen, von denen „Lulu" und „Elverhöe" ein außerordentliches Glück machten. In dem letzten Stück hat er mit großer Kunst alte Melodien der nordischen Heldengesänge benutzt und dem Ganzen ein nationales Gepräge gegeben.

Kuhpocken, Kuhblattern, Schutzpocken, eine Krankheit der Kühe, bei welcher sie Blattern am Euter bekommen. Man unterscheidet bis jetzt die Windblattern, die weißen, gelben, schwarzen und blauen Kuhblattern. Die letztere Art derselben kommt zuweilen bei frischmelkenden Kühen, besonders im Holsteinschen, in England, epizootisch vor und ist durch ihre Eigenschaft, sich bei den Menschen durch örtliche Ansteckung fortzupflanzen und Diejenigen, welche dergleichen Blattern gehabt haben, vor der Ansteckung der Menschenblattern zu sichern, besonders merkwürdig geworden. Es ist Thatsache, daß einzelne Vaccinirte, kürzere oder längere Zeit nach überstandener Vaccination, von einem den natürlichen Blattern sehr ähnlichen Exantheme befallen wurden, die aber durchaus nur als modificirte, in Hinsicht ihrer Gefahr für den Organismus gemilderte Blattern erschienen, sodaß, wenn die Vaccination in einzelnen Fällen den Pfeil des Giftes nicht ganz abwendet, sie ihn doch abstumpfen kann. Allein erwiesen ist es, daß vollkommene Vaccination vollkommen gegen die Blattern schütze. (Vgl. Jenner.)

Kuhreihen, Kuhreigen (franz. rans de vaches), die bekannte schweizerische National-Melodie, welche die Hirten in den Alpen bei Ausführung ihrer Heerden zu pfeifen und zu singen pflegen. Es ist ein sehr alter Gesang, dessen Text aber und Melodie gerade nur für dieß Volk, für ihre Lebensweise, für ihre Localität, für ihr Instrument, das Alpenhorn, so berechnet sind, daß er auch für sie von der größten Wirkung ist; und es sind sehr viele Anekdoten von dem durch denselben bei den Schweizern erregten Heimweh bekannt. Appenzell hat den Vorzug, den Kuhreihen ganz in seiner ursprünglichen Einfalt hören zu lassen.

Kulichan (Tahmasp), auch Shah Nadir genannt, geboren 1687, Sohn eines Schäfers, hieß eigentlich Nadir und war anfänglich persischer Feldherr, verließ aber bald den Militairdienst und wurde Anführer einer gefürchteten Räuberbande. Mit dieser bot er dem Prinzen Tahmasp, Sohn des letzten Saphis, seine Dienste an. Er hatte in Kurzem ein Heer. Ispahan und Persien unterwarf sich ihm. Kulichan, welcher nur kämpfte, um sein eigenes Glück zu machen, sammelte allein, nachdem er zum Scheine den Titel eines Sklaven des Prinzen angenommen

hatte, alle Früchte des Sieges ein. Er ließ den Tahmasp blenden und ward 1763, u. d. N. Shah Nadir, Beherrscher von Persien. Nach vielen verlorenen Schlachten schlossen die Türken mit ihm Frieden und gaben ihm, Bagdad ausgenommen, alle eroberten Plätze zurück. Voll Ehrsucht und Habgier richtete er jetzt seine Wünsche auf das Reich des Großmoguls, wollte es bezwingen und sich mit dessen Schätzen bereichern. Mit einer im Vergleich des mogolischen Heeres sehr kleinen Armee zwang er den Großmogul bald, sich ihm gefangen zu geben. Die Hauptstadt Delhi ließ er einäschern und über 200.000 Einwohner niederhauen; bemächtigte sich der dortigen Schätze, deren Werth man auf 4000 Mill. berechnete; vereinigte 3 Königreiche des hindostanischen Reichs mit Persien und legte auf die übrigen Länder einen Tribut. Er übergab endlich die Regierung an einen Vicekönig und ließ dem Prinzen, den er seiner Staaten beraubt hatte, den leeren Titel eines Kaisers. Nach der Rückkehr in sein Reich endigte er unglücklicher Weise seine Laufbahn unter den meuchelmörderischen Händen seines Neffen (1747). Einige Freunde retteten seinen einzigen, übrig gebliebenen Sohn, 10 Jahr alt, nach Konstantinopel, und von hier nach Semlin. Maria Theresia ließ ihn taufen und u. d. N. Baron von Semelin erziehen. Er diente als Offizier im 7jährigen Kriege, wurde mehrmals verwundet, nahm als Major den Abschied und lebte zurückgezogen zu Mödling bis an seinen Tod.

Kulm, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (15 QM. große, mit ergiebigem Getreideboden bedeckte Landschaft, bewohnt von 33.300 Menschen) im westpreuß. Reg.-Bez. Marienwerder, nicht weit von der Weichsel, wurde um 1232 gegründet und spielte früher als Mitglied des Hansabundes eine nicht unbedeutende Rolle. Sie ist der Sitz der Kreisbehörde, eines Stadt- und Landgerichts, hat 5 kathol. Kirchen und ebenso viele Klöster, eine evangel. Kirche, bischöfl. Clerikalseminar, Gymnasium, Cadettenschule (von König Friedrich II. gegründet), 4620 meist polnische Einw., viele Industrie und Handel. Der Bischof von Kulm steht unter dem Erzbischof von Gnesen-Posen. Seine gewöhnliche Residenz ist zu Niezuchowo; der Sitz des Domcapitels, des bischöfl. Officialats und Prosynodalgerichts war immer zu Kulmsee (Stadt von 920 Einw. im Kreise Thorn, mit der 1420 erbauten Kathedralkirche, bischöfl. Schloß). Kulm besaß das höchste Gericht des Preußenlandes in der Ritterzeit, aus dessen menschenfreundlichem Herkommen sich das kulmer Recht der freien Bauern in Preußen bildete, welches so viele Nachahmer im Mittelalter fand und verdiente.

Kulm, Schlacht bei, den 30. Aug. 1813. Vandamme's Niederlage bei Kulm (einem böhm. Dorfe im leutmeritzer Kreise, 3 St. östl. von Teplitz) rettete nicht bloß Teplitz und Prag, sondern sicherte auch die Fortdauer des großen Bündnisses mit Oestreich gegen Napoleon, und brach, nebst den gleichzeitigen Siegen der Verbündeten, unter dem damaligen Kronprinzen von Schweden bei Großbeeren (den 23. Aug.) und unter Blücher an der Katzbach (s. d.) den 26. Aug.) zuerst die Angriffsmacht Napoleons. — Als die Hauptarmee der Verbündeten den 25. Aug. auf dem linken Elbeufer bis Dresden vorgerückt war, zog Napoleon aus Schlesien in Eilmärschen heran, um den Mittelpunkt seiner Stellung an der Elbe zu behaupten. Schon in Stolpen entwarf er den Schlachtplan zu den Tagen des 26. und 27. Aug. (s. Dresden, Schlacht bei). Von dort aus erließ er am 25. Aug. an den General Vandamme

ner Befehl, mit dem ersten Armeecorps bei Königstein über die Elbe zehen und den rechten Flügel der Verbündeten von der Straße nach Peterswalde abzuschneiden, dann in Böhmen einzudringen und den zurückweichenden Feind im Rücken anzugreifen. Der Marsch des Heeres der Verbündeten ging zum Theil über fast unwegsame Gebirgsstraßen über Dippoldiswalde und Altenburg, von den Franzosen verfolgt, nach Böhmen zurück. Vandamme, der schon am 26. Aug. oberhalb Königstein über die Elbe gegangen, war auf der großen Straße von Peterswalde fortgezogen, hatte den russ. General Ostermann, der mit schwacher Mannschaft zur Beobachtung von Königstein zurückgeblieben war, nach einem harten Kampfe bei Greissing (28. Aug.) zurückgedrängt, und war ihm über das Gebirge, das Böhmen von Sachsen trennt, in das Thal von Kulm nachgefolgt, wo sich ihm derselbe, durch eine Abtheilung russ. Garden auf 8000 Mann verstärkt, von Neuem entgegen warf. Bei Zehist begann am 29. Aug. der Kampf, und zog sich mit grenzenloser Wuth den ganzen Tag über bis gegen Teplitz hin. Ohne zu wanken, hielt die russ. Heldenschaar die wiederholten Anfälle der unverhältnißmäßigen Uebermacht aus. Durch östreich. Reiterei, die Friedrich Wilhelm, der selbst von Teplitz herbeigeeilt, zu Hülfe gerufen und durch Unterstützung von Schwarzenberg gesendet, verstärkt, trieb Ostermann am Abend die Franzosen nach Karwitz zurück, wo Vandamme, auf die nahe Ankunft Marmont's und St.-Cyr's hoffend, eine Stellung nahm, ohne selbst den Bergrücken, über den er hergezogen, zu besetzen. Besorgt über das Schicksal des Generals Kleist, der mit den Preußen auf demselben Wege, den Vandamme gekommen, zurückgezogen war, beschlossen die Verbündeten am folg. Tage einen allgemeinen Angriff gegen die Stellung der Franzosen bei dem Passe von Nollendorf, und durch zwei Abtheilungen unter Colloredo und Bianchi und durch eine russische unter Miloradowitsch verstärkt, griff auf Schwarzenberg's Befehl Barclay de Tolly am nächsten Morgen (30. Aug.) die Franzosen an. Schon war ihr linker Flügel von den Oestreichern und dem russ. General Knorring umgangen, da erschien plötzlich, erst jetzt von Dem, was vorgefallen, benachrichtigt, Kleist mit den Preußen auf den Höhen von Nollendorf und drang unaufhaltsam in den Rücken von Vandamme vor. Schnell kehrte dieser zurück, allein nur einem Theile seiner Reiterei und wenigem Fußvolk gelang es, nach einem Kampfe der Verzweiflung sich einen Weg durch die andringenden Preußen zu bahnen; der größte Theil des franz. Heerhaufens, der bei Kulm zurückgeblieben, mußte sich, sowie auch ein berüchtigter Anführer, nach einem gräßlichen Handgemenge, an die Sieger ergeben, 8000 Todte und Verwundete, 10.000 Gefangene, das gesammte Geschütz von 87 Kanonen, mehre Fahnen und Adler waren die Frucht dieses blutigen Tages. In der blutigen Schlacht errang sich vor allen das östreich. Dragonerregiment Johann durch einen unerschütterlichen Heldenmuth ein unsterbliches Andenken in der Geschichte. 30.000 Mann stark war Vandamme in Böhmen eingedrungen, kaum 10.000 Flüchtlinge kamen einzeln auf verschiedenen Wegen in den nächsten Tagen nach Sachsen zurück. Vandamme wurde als Gefangener nach Moskau in den Kreml abgeführt. Der preuß. General Kleist, der zur Entscheidung dieses Sieges unstreitig das Meiste beigetragen hatte, erhielt von dieser Schlacht den Ehrentitel: Graf Kleist von Nollendorf. An diesem Tage war das verbündete Heer ungehindert von dem Gebirge

nach Teplitz hinabgezogen, wo es sich wieder zum Vorrücken nach Sachsen ordnete. Napoleon wagte jetzt keinen neuen ernstlichen Angriff auf Böhmen und die Stellung bei Teplitz; er begnügte sich, die Gebirgspässe zu behaupten. (Als er später vordringen wollte, ward er in dem Treffen bei Nollendorf, 16. Sept. 1813, vom Fürsten von Schwarzenberg geschlagen.) Durch den Sieg bei Kulm fühlten sich die Verbündeten zu dem festesten Vertrauen auf den Erfolg des großen Kriegsplanes erhoben, und am 1. Sept. feierte der König von Preußen mit seinem ganzen Heere den Sieg durch einen Gottesdienst auf freiem Felde bei Kulm. Ein besonderes Todtenfeld in Teplitz umschließt die Gebeine der an ihren Wunden gestorbenen Krieger, und bei Arbisau erinnert ein von Eisen gegossenes pyramidalisches Kreuz, das der König von Preußen hat aufrichten lassen, an den Sieg bei Kulm in Böhmens Thermopylen! Später ließ auch der Kaiser von Oestreich (1824) dem östreich. Feldzeugmeister Fürsten von Colloredo-Mansfeld (gest. 28. Juli 1822) ein Denkmal bei Arbisau errichten.

Kunersdorf und Kay (Schlachten bei), geliefert bei Kay am 23. Juli und bei Kunersdorf am 12. August 1759. Friedrich der Große hatte den Feldzug in diesem Jahre nicht so früh, wie gewöhnlich, eröffnet; sein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie anfangs, die rasche Folge der Entscheidungen; vielmehr war sein Plan darauf berechnet, die Vereinigung der Oestreicher und Russen so lange, wie möglich, zu verhindern. Er legte sich daher in ein festes Lager bei Landshut, und ließ den Oestreichern durch rasche Streifzüge in Böhmen, sowie den Russen in Polen ansehnliche Magazine zerstören. Dieß verzögerte den Anfang für Beide, denn nach der damaligen Kriegsweise, wo die Heere oft lange in einer Gegend blieben, und doch den Einwohnern nicht alle ihre Habe aufzehren wollten, bedurften sie großer Vorräthe. Endlich aber rückten die Russen mit 40.000 Mann gegen die Oder heran, und Laudon war mit 20.000 Oestreichern bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. In dieser Gefahr glaubte Friedrich, durch eine außerordentliche Maßregel der schwierigen Lage begegnen zu müssen. Er hatte unter seinen Feldherren einen jüngern im Range, welcher sich bei manchen Gelegenheiten durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte; es war der General Wedel. Diesen hielt er für den Tauglichsten, der den Russen entgegenzustellen sey; aber es war zu fürchten, daß die ältern Generale ihm nicht willig gehorchen würden. Da beschloß der König, wie die Römer, die in dringenden Gefahren einem einzigen Manne, u. d. N. eines Dictators alle Gewalt in die Hände legten, den General Wedel als Dictator zu dem Heere zu senden, welches gegen die Russen agiren sollte. Diese, so lautete der königl. Befehl, sollte er angreifen, wo er sie fände. Der Dictator that nach dem Worte, aber ohne die Umsicht, die ein solches Wort voraussetzt. Er griff die Russen am 23. Juli bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau, an, aber so, daß sein Heer über eine Brücke und durch einen engen Weg im langen Zuge zum Angriff sich durchdrängen mußte. Die Haufen kamen einzeln nach einander auf dem Schlachtfelde an und wurden einzeln von dem Feinde mit mörderischem Feuer empfangen und zurückgeschlagen. Die Preußen verloren 5000 tapfere Krieger und die Russen vereinigten sich nun ungehindert mit Laudon. Da mußte Friedrich selbst ihnen entgegeneilen. Er fühlte die Gefahr, der er entgegen ging, berief seinen Bruder Heinrich in das Lager bei Schmottseifen, einem Dorfe im Lieg-

litzischen, trug ihm die Beobachtung des Feldmarschalls Daun auf, und bestellte ihn überdieß zum Verwalter des Staats, wenn er auf diesem Zuge sterben, oder gefangen werden sollte. Doch forderte er von ihm das feierliche Versprechen, wenn ihm ein solches Unglück begegnen sollte, in keinen, dem preußischen Hause schimpflichen, Frieden zu willigen. Friedrich wußte, wie ein König leben und sterben müsse; das Unglück der Gefangenschaft hätte er wohl nicht überlebt, denn er wußte recht gut, welche große Opfer die Gegner für seine Freiheit fordern würden. Er stand am 12. August die vereinigten Russen und Oestreich, 60.000 M. stark, auf den Anhöhen von Kunersdorf bei Frankfurt an der Oder verschanzt. Nach der Besichtigung ihrer Stellung ordnete er seinen Schlachtplan dergestalt, daß der Feind nicht etwa aus dem Felde geschlagen, sondern vernichtet würde. Es haben Viele den König über einen so harten Vorsatz getadelt, aber gerade ein solcher Plan ist das Zeichen eines großen Feldherrn, welcher lieber den Kampf durch Einen Schlag entscheiden, als durch viele unvollendete Gefechte, welche zusammen noch mehr Menschen hinwegraffen, in die Länge ziehen will. Und wer mag gerade den König Friedrich tadeln, daß er diesen Weg vorzog; er, der vielen Feinden zugleich widerstehen sollte, und wohl Ursache hatte, sich mit einem jeden, wenn es möglich war, ganz abzufinden. In dem Plane der Schlacht von Kunersdorf lag das Unglück dieses Tages nicht, aber wohl darin, daß der König, ungeachtet er der Gegend kundige Männer zu Rathe gezogen hatte, doch keine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes erhielt; und zweitens, daß er der menschlichen Kraft zu viel zumuthete. Denn als nun sein Angriff auf den linken Flügel der Russen durch große Anstrengung der Seinigen gelungen, 70 Kanonen erobert und der ganze Flügel in die Flucht geschlagen war, als der König schon einen Siegesboten nach Berlin abgefertigt hatte, und der Tag sich neigte, da riethen seine Feldherren, der ermatteten Krieger zu schonen, weil die Oestreicher noch gar nicht zum Kampfe gekommen waren und der rechte russische Flügel unerschüttert da stand. In der Nacht, urtheilten sie, würde sich der Feind gewiß von selbst zurückziehen. Allein der König, dem jedes halbe Werk unerträglich war, befahl den erneuten Angriff, und nun sollten die durch schwere Anstrengung an einem so heißen Tage ermüdeten Scharen Anhöhen erstürmen und feste Stellungen erobern, aus denen die Feuerschlünde Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderten. Laudon rückte plötzlich mit seinen muthigen Kriegern in die Schlachtreihe. Da half die größte Tapferkeit nicht mehr gegen die Uebermacht, so oft auch die Anführer und der König selbst die Reihen wieder ordneten und gegen die feindliche Stellung führten, sie wurden immer zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannung so groß gewesen, so schlug sie plötzlich in die größte Erschlaffung um; Schrecken und Verwirrung kam über das Heer, Alles floh in Unordnung; die östreichische Reiterei richtete unter den Fliehenden ein schreckliches Blutbad an und an eine Ordnung des Rückzugs war gar nicht mehr zu denken. Der König selbst, den bei dem Anblick solcher Niederlage, wie er noch nie eine gesehen, eine starre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung seines Lebens; gleichgültig hielt er zwischen Todten, Verwundeten und Fliehenden, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und eine Kugel drang durch sein Kleid bis in die Westentasche, wo sie durch ein goldenes Etui in ihrem gefährlichen Laufe aufgehalten wurde. Endlich, als er keine Erinnerun-

gen achtete und östreichische Reiterhaufen heran sprengten, ergriffen seine Begleiter die Zügel seines Pferdes und führten ihn mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeister von Prittwitz, der ihn mit seinen Husaren in Sicherheit brachte. In diesem Augenblick schrieb der König an seinen Minister Finkenstein mit einem Bleistift diesen Zettel: „Alles ist verloren, retten sie die königliche Familie!“ und einige Stunden später: „Die Folgen der Schlacht werden schlimmer seyn als die Schlacht selbst. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer!“ — So finster und hoffnungslos war es in des Königs Seele, und als er am Abend in dem Dorfe Oetscher in einer halb zerstörten Bauernhütte schlaflos sich auf ein Strohlager hinwarf, und sein kleines Gefolge rings umher auf bloßer Erde schlief, also Alles, was irdische Hoheit zu geben vermag, wie eine abgestreifte Hülle fern von ihm lag, da mag ihm wohl mehr als jemals fühlbar geworden seyn, wie wenig der Mensch durch eigene Kraft und Berechnung allein vermag. Dem siegreichen Feinde stand der Weg nach Berlin und in das Herz des Staats offen; von des Königs großem, über 40.000 M. starkem Heere fanden sich am Morgen nach der Schlacht nur ungefähr 5000 Mann bei ihm zusammen; erst nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge gesammelt und Alles an sich gezogen hatte, konnte er bis 18.000 M. zusammenbringen, und nur mit Mühe für die 165 Kanonen, die er bei Kunersdorf verloren hatte, einiges Geschütz aus Berlin herschaffen. Dennoch ward seine Hauptstadt gerettet. Der russische Feldherr verfolgte seinen Sieg nicht, vielleicht aus heimlicher Rücksicht für den russischen Thronerben Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit über die Unthätigkeit des östreichischen Hauptheers. Denn als der Feldmarschall Daun den General Soltohow zum Vorrücken aufforderte, erwiederte dieser ihm: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin Alles allein thue.“ Solche Eifersucht und Unzufriedenheit zwischen den Anführern beider Völker hat immer fortgedauert und den König Friedrich mehrmals aus harten Bedrängnissen gerettet. Der östreichische Feldherr Daun wurde indessen durch des Königs Bruder Heinrich, der jetzt alle Listen der Kriegskunst aufbot, in der Lausitz festgehalten, und durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht sogar gezwungen, sich in die böhmischen Gebirge zurückzuziehen. So groß war dieser Prinz in besonnener Leitung des Krieges, daß er ohne Blutvergießen Das bewirkte, was der raschere Bruder durch eine Schlacht ausgerichtet haben würde; und das Schicksal schien sie wohlwollend zusammen geordnet zu haben, damit Einer das Mangelnde des Andern ersetzte. Friedrich selbst hat von seinem Bruder das Urtheil gefällt, er sey der einzige Feldherr des Krieges gewesen, der keinen Fehler gemacht habe. Bei Kunersdorf fand auch der heldenmüthige Dichter Kleist (s. d.) seinen Tod.

Kunkellehn (von Kunkel, die Spindel, oder auch das Spinnrad) heißt dasjenige Lehn, welches auch auf Frauen forterben kann. Reines Kunkellehn, welches nur auf Frauen forterbt, gibt es nicht, denn sobald männliche Erben da sind, fällt das Lehn auf diese. In demselben Sinne heißt Kunkeladel ein solcher Adel, der, bei einem unadeligen Vater, von der Mutter herstammt.

Kunst (von können hergeleitet), begreift eine Fähigkeit in sich,

Etwas zu thun, und ist folglich etwas Praktisches; sie beruht nämlich auf einer freien und thätigen Aeußerung der Kräfte nach und zu einem bestimmten Zwecke; seine Kräfte aber frei thätig zu äußern, vermag nur das vernünftig-sinnliche Wesen, der Mensch; Kunst ist demnach im strengen Sinne des Wortes nur das Eigenthum der Menschheit. Die Natur hingegen ist an Nothwendigkeit gebunden, sie wirkt und schafft ohne Bewußtseyn der Mittel und Zwecke, nach Gesetzen, die sie sich weder gab, noch erkennt. Diesen Erklärungen nach steht die Kunst mit der Natur im Gegensatze; jene als frei thätige Schöpferin, die nach bewußten Zwecken und Gesetzen bildet und erzeugt, diese als willenlose Schafferin, die den Kreis ihrer Metamorphosen nothwendig durchlaufen muß. Nichtsdestoweniger steht Natur und Kunst in genauer Verbindung; das menschliche Können, was in seiner Thätigkeitsäußerung in die Sinnenwelt treten muß, ist nicht im Stande, den Stoff, das Materiale, an dem es seine Kräfte zeigen soll, zu schaffen; es muß durch die Natur gegeben seyn und so weit hangen alle Künste von ihrer Gunst ab. Eine andere Abhängigkeit der Kunst von der Natur liegt im Menschen, als dem Schöpfer und Bildner der Kunst, selbst. Seine Kunstfähigkeit, so frei sie auch immer erscheinen mag, ist es doch nur in gewissen Grenzen; sie ist eine Naturkraft, und fällt hiemit in ihren Wirkungen unter die Naturgesetze, deren Charakter Nothwendigkeit ist; doch da der Mensch diese Gesetze erkennt, mit freier Wahl und Bewußtseyn, nach mehren Richtungen seine Kräfte gesetzmäßig leiten und wirken lassen kann, ist er, so abhängig er sich auch von der Natur fühlen muß, doch ihr freier, selbständiger Sohn, wenn er sich im Vergleich mit den Thieren und der leblosen Natur betrachtet. Aus dem Gesagten läßt sich leicht der Charakter der Kunst folgern. Sie ist frei, weil sie mit Wahl und Bewußtseyn wirkt; sie ist vernünftig, weil sie frei ist, denn Freiheit ist ohne Vernunft nicht denkbar. In Hinsicht auf die Vernunft wirkt sie nach Zwecken und Idealen, nach welchen zwar auch die Natur schafft; doch eine treibende Nothwendigkeit bringt sie zu ihrem Ziele und ihre Ideale schuf eine andere Vernunft, ihre Zwecke dachte ein anderer Verstand, der göttliche. Nicht Schöpferin des Stoffes, kann die menschliche Kunst nur Schöpferin der Form seyn; in ihrer Macht liegt es nicht, neue Naturkräfte zu erzeugen, sie kann aber die vorhandenen aus ihren Verbindungen trennen und sie wieder in verschiedene, freundliche oder feindliche Verhältnisse bringen, wodurch Produkte entstehen, die zwar in ihren einzelnen Kräften, welche zu ihrer Bildung zusammen traten, ein Eigenthum der Natur, aber zugleich auch durch die neue Verbindung, worein sie die Kunst brachte, zu der das Urbild vielleicht nicht im Reiche der Natur existirt, Werke und Erzeugnisse der Kunst sind. Von der Wissenschaft unterscheidet sich die Kunst durch Thun. Wissenschaft ist die systematische Erkenntniß der Natur und ihrer Erscheinungen; sie sucht die nothwendigen Gesetze des Seyns und des Denkens auf und strebt nach der Erforschung des letzten Grundes der Dinge und ihres Zusammenhanges; sie ist, ihrem reinen Begriffe nach, bloß speculativ; während der Begriff Kunst etwas Praktisches voraussetzt; jene beruht auf der theoretischen Entwicklung des Geistes; diese auf einer praktischen Fertigkeit. Ihr Gegenstand ist kein bloßes Wissen, noch wird er unmittelbar durch ein Wissen hervorgebracht; sie ist aber das Mittel, das Medium, wodurch jegliches Wissen als äußere Erscheinung hervortritt, sinnlich anschaubar wird.

Aus diesem Grunde hat man auch die Poesie zu den Künsten gerechnet, weil sie, als inneres Gedachtes, als inneres Wesen, durch die Kunstfertigkeit der Sprache ins äußere Leben tritt. Wissenschaft und Kunst sind aber dadurch wieder verknüpft, daß diese ein inneres Wesen nothwendig voraussetzt, dem sie äußere Gestalt gibt; denn ohne eine Erkenntniß des Zweckes und der Mittel zu seiner Erreichung ist keine Kunst möglich: auf der andern Seite sind aber auch die geistigen Thätigkeiten, als subjective Gründe alles Wissens und Erkennens, immer bildungsfähig, und können durch Uebung und richtige Laune zu einem höhern Grade der Fertigkeit erhoben werden, Gedanken zu verbinden und sie nach Ideen zu ordnen und insoweit könnte man auch diese innern Thätigkeiten Kunst nennen. Ferner liegen der objective Gehalt der Wissenschaften und ein Theil des Gebiets ihrer Erkenntnißgründe in der Natur; sie mag nun sich die Erkenntniß ihre Objecte und des Zusammenhanges der äußern Dinge auf dem Wege der Beobachtung oder des Versuchs erwerben, so erfordern Letztere doch immer Geschicklichkeit und Uebung, folglich Kunstfertigkeit. Die Wissenschaft vermag zwar durch bloße Speculation oder durch einen Schluß, durch Analogie und Induction eine Wahrheit im Gebiete der Natur zu entdecken; weil aber eine so gefundene Wahrheit bloß Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen kann, so bedarf die Wissenschaft, um zur Gewißheit zu gelangen, der Bestätigung der Natur; sie muß ihr Fragen vorlegen und sie zur Beantwortung nöthigen. Da aber die Wissenschaft nur vermittelst der That auf die Natur einwirkt, so muß sie Das, was sie speculativ als wahr erkannte, darstellen, d. h. ihm irgend eine sinnliche Form geben, oder mit andern Worten, sie muß versuchen und zur Kunst werden. Das Wesen der Kunst läßt sich demnach im Gegensatze der Wissenschaft folgender Maßen bestimmen. Kunst ist Darstellung, sie bringt das innere Wissen als Erscheinung in die Sinnenwelt, ihr Hauptzweck ist die Versinnlichung und nicht das Wissen an sich; das Wesen der Wissenschaft sind hingegen allgemeine Wahrheiten, Erkenntnisse der Gesetze und des Causal-Zusammenhanges der Dinge; wenn sie daher ins Gebiet der Kunst übergeht und auch darstellt, so ist dieß ihr nur Nebenzweck, Mittel, um zu jenen allgemeinen Wahrheiten, zum klaren Bewußtseyn der Begriffe und ihrer Verbindung zu gelangen. In welchen Bedingungen lag und liegt noch das Entstehen der Kunst? Was war es, welches den Menschen dazu bewog, die Kunstfähigkeiten, die Anlagen zur künstlerischen Bildung, zu wirklichen Kunstfertigkeiten auszubilden? Die Bedingungen der Kunst liegen beim Menschen theils in dem Gefühle der Kraft, in dem Drange, thätig zu seyn, theils in der Nothwendigkeit, sich durch eigene Kräfte bald vor dem gewaltigen Eindringen der Umgebungen zu schützen, bald sich die Natur durch selbst geschaffene Mittel zu unterwerfen, um Zwecke zu realisiren, welche nicht ihr eigen sind. Die Fähigkeiten, durch deren Entwicklung der Mensch sich zur Humanität erhebt und eigentlich zum Menschen macht, erhielt er von der Natur nicht als wirkliche Kräfte, sondern als Vermögen, mit den aber zugleich ein Trieb, ein dringendes Bedürfniß verbunden ist, sie in Thätigkeit, in Anwendung zu setzen und so das schlummernde Vermögen zur lebenden Kraft auszubilden. Z. B. von der Hand der Natur bekam der Mensch keine Sprache, aber Sprachfähigkeit, verbunden mit dem drängenden Gefühle, diese Naturanlage auszubilden; was die Natur pflanzte, will sie groß erzogen und in Blüthe und Frucht sehen; sie über-

äßt daher nie den Wachsthum des Geistes dem Ungefähr, sondern hat heils die Bedingungen zur Entwickelung des Keims so allgemein verreitet, daß sie ihren Zweck nie verfehlen kann; theils senkte sie in das nnerste Wesen des Keims das Bedürfniß, seine Anlagen thätig zu äußern. Auf diese Weise sorgte sie dafür, daß die Kunstanlagen zu Kunstfertigeiten erhoben wurden, und zwang selbst den Menschen, indem sie ihn den gewaltigen Einflüssen der äußern Welt bloß stellte, daß er selbst der Bildner seiner Fähigkeiten, der Schöpfer seiner Kräfte, der Künstler und der Gegenstand seiner Kunst zugleich wurde. Der Mensch, sagt Baco, ist der Diener und Dollmetscher der Natur und weißt nur insoweit, als er Kenntniß von den Wesen hat, die ihn umgeben, und kann nur insoweit, als er Mittel besitzt, sie durch sie selbst zu besiegen, indem er ihre Kräfte spaltet und sie mit einander in Kampf setzt. Dieß vermag er nicht allein durch seine nackte Hand, so stark, unermüdet und gelenkig sie auch sey; mit ihr vermag er nur eine kleine Anzahl Wirkungen hervorzubringen und ist mit ihnen in keinem Verhältniß der entgegenstehenden äußern Macht gewachsen; er muß also das Mangelnde durch Combination ersetzen, er muß Mittel erfinden, die Naturkräfte zu trennen, zwischen ihnen Zwietracht zu erregen, um sie durch sie selbsten zu bekämpfen, und durch gesetzliche Leitung der Einen den Widerkampf der Andern zu besiegen, um den selbstthätiggeschaffenen oder ihm gegebenen Zweck zu erreichen. — **Künste.** Wir haben den Begriff der Kunst bisher im Allgemeinen betrachtet; der Begriff einer Kunst aber bezeichnet die Richtung der Kunstthätigkeit oder die Aeußerung einer bestimmten Kunstfähigkeit nach gewissen Regeln und einem gewissen Zwecke, durch die Bedürfnisse, welchen sie Befriedigung verschaffen sollen, durch die Kräfte, welche bei ihrer Hervorbringung vorzugsweise thätig sind, und durch die Art, wie sie thätig sind. Der Zweck einer Kunst kann einem höhern Zwecke untergeordnet seyn, eine Kunst kann bloße Dienerin einer andern seyn; und nimmt man die Idee der Humanität, die Erreichung der Bestimmung des Menschen, als den höchsten Zweck an, so sind die Künste, je nachdem sie diesem Zwecke näher oder entfernter stehen, höhere und absolute oder niedere und relative Künste. Dem Bedürfniß nach beziehen sich die Künste entweder mehr auf den Körper und auf die thierischen Begehrungen, oder auf die feinere Sinnlichkeit und Phantasie, oder auf den Geist. In Hinsicht der Kräfte, welche sich vorherrschend bei ihnen wirksam zeigen, sind es entweder geistige Künste und diese kann man wieder unterscheiden, je nachdem diese oder jene Geistesthätigkeit, als Phantasie, Witz, Verstand, wirksamer ist; oder körperliche, welche letztern man auch mechanische Künste nennt, im Gegensatze mit den erstern, welche auch freie heißen, weil bei diesen ein hoher Grad geistiger Kraft, ungebundene Freiheit in ihrer Wirksamkeit obwaltet, woraus ein reinerer Genuß und Selbstgenügsamkeit mit ihrer eigenen Aeußerung hervorgeht. Mit den mechanischen Künsten hingegen ist ein beschwerlicherer und größerer Aufwand von Körperkräften, eine mehr sklavische Aufmerksamkeit auf die Regel verbunden, und man kann durch lange Uebung in den meisten es dahin bringen, daß man ohne Nachdenken ihr Ziel erreicht; im welchem Falle die Kunstfertigkeit mit dem Kunsttriebe der Thiere fast gleich zu stehen kommt. Im Alterthume hießen freie Künste artes liberales, ingenuae, bonae; es waren solche, den sich der Freigeborne allein geziemend wid-

men konnten; die mechanischen hingegen nannte man serviles, weil nur Sklaven sie ausübten. Diese Eintheilung entstand aus dem Ursprunge der Gewerbe bei ihnen. In ihren eigenen Familien wurde anfangs Alles, was zur Haushaltung, zur Kleidung, zu den verschiedenen Geräthen nothwendig war, bereitet, und die Verfertigung desselben war ausschließlich den Sklaven übertragen. Die Alten zählten sieben freie Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie. Später wurden auch die nichtzünftigen Gewerbe zu den freien Künsten gerechnet. In dieser weiten Ausdehnung kann man die freien Künste wieder unterscheiden in solche, welche den Zweck ihrer Darstellungen in ihren Werken liegen haben; sie wollen belehren, überzeugen, überreden, dem Verstand oder dem Willen eine Richtung ertheilen, die mit ihrer Darstellung in keiner andern Verbindung steht, als daß diese das Mittel zur Lenkung und Leitung jener ist; oder in solche, welche ihren Zweck in sich selbsten haben; ihre Darstellungen selbst sind ihr Ziel. Sie wünschen und wollen nichts weiter, als daß die innere Welt, welche sich mit tiefer und großer Fülle im Geiste des Künstlers bewegt, in die Erscheinung trete; ihr Streben ist es, die Ideale der Phantasie zur sinnlichen Anschauung zu bringen und in einer reinern in sich geschlossenen und schönen Form darzustellen; unbekümmert, ob diese Darstellungen noch einen anderweitigen Zweck haben können oder nicht. Man nennt diese Künste auch absolute, oder Künste vorzugsweise und ihre Leistungen eigentlich Kunstwerke. Da aber diese Künste ihren Zweck in sich haben, so müssen sie eine nothwendige Selbständigkeit besitzen und ihr Wesen muß zu der höchsten Idee der Menschheit gehören, es muß eine solche Idee selbst seyn; und diese ist die Schönheit. Absolute Künste sind daher nur die schönen Künste, deren einzig Ziel es ist, die Idee der Schönheit anschaulich in ihrer Vollkommenheit darzustellen; d. h. das Ideale mit dem Sinnlichen und Individuellen in Uebereinstimmung zu bringen. Sie berücksichtigen nicht den Nutzen und die Brauchbarkeit, den die niedern und relativen Künste huldigen; wenngleich auch diese, doch nur in ihrer höchsten Vollendung, Anspruch auf schöne Form in ihren Werken machen können und machen. — Schöne Kunst überhaupt oder auch Kunst vorzugsweise. Das Gebiet der schönen Kunst ist, wie gesagt, die Uebertragung der Idee der Schönheit in die Sinnlichkeit oder Darstellung schöner Ideale. Kunstwerk, jedes Werk, an dem die Idee der Schönheit mit dem Individuellen in Uebereinstimmung gebracht ist, oder doch gebracht werden sollte. Es galt lange für einen Grundsatz, das Wesen der schönen Künste sey Nachahmung der Natur. Die Natur schafft kein vollständig schönes Ganze, zum wenigsten hat die Erfahrung noch keines aufzuweisen; sie kann es auch nicht; denn sie muß in ihren Bildungen die Schönheit dem Nutzen und dem Charakter ihre Organisationen opfern; Schönheit ist ihr daher nur ein untergeordnetes Ziel, was sie nie ausschließlich, sondern nur dann berücksichtigt, wenn sie ihre Hauptabsicht auch in schönen Formen erreichen kann; sie formt zwar nach dem Typus des Schönen; doch ist er ihr nicht das höchste Gesetz. Bei den schönen Künsten findet aber das Entgegengesetzte statt; die Kunst kann daher in dieser Hinsicht nicht Nachahmung der Natur seyn. Demungeachtet ist diese auf der andern Seite wieder der Prototyp des Künstlers, indem sie der sinnliche Inbegriff aller einzelnen schönen Formen und Gestalten ist; mit ihrer unendlichen Fülle individueller Erzeugungen schwebt sie dem Künstler bei seinen

Schöpfungen vor, und er gestaltet, verbindet, verschmilzt die Menge individueller Naturerscheinungen, mit der seine Phantasie geschwängert ist, nach der Idee der Schönheit zu einem Ganzen, das zwar theilweise in der Natur existiren mag, aber nie in diesem Zusammenseyn, in dieser Harmonie und Bedeutung vorhanden war. Doch auch in einem andern Sinne darf die Kunst die Natur copiren, wenn nämlich die Natur schön ist; hiermit hört aber die schöne Kunst nicht auf, schöne Kunst zu seyn. Sieht der Künstler, daß sich die Naturformen und Gestalten der Idee der Schönheit nähern, so ist es ihm erlaubt, sie so darzustellen, wie die sinnliche Anschauung sie ihm gab; doch nur die schöne Natur, und nicht die häusliche darf er nachahmen. In diesem Falle hat er nicht zu fürchten, aus dem Range eines Künstlers gestrichen zu werden, weil er die Hauptbedingungen seiner Kunst erfüllt hat; er erkannte und erfaßte die Naturschönheit, bezog sie auf die Idee und gab, wie er sie in sein Inneres aufnahm, sie wieder hin. Nicht allein die sinnliche Natur mit ihren mannigfachen Erscheinungen und Veränderungen ist Gegenstand der Kunst; auch das innere Leben der Menschheit, ihre tausendfältigen Gestaltungen, Charaktere, Schicksale, Thaten und Leiden liefern der Kunst den Nachahmungsstoff und sind folglich in Bezug auf die Natur, d. h. äußere Erscheinungen. Eine todte Schönheit ist etwas sich Widersprechendes: bringt eine schöne Darstellung in dem Gemüthe des Beschauers nicht die Wirkung hervor, welche die Schönheit ihrem Wesen nach erzeugen muß, so ist sie nicht schön mehr. Schönheit ist demnach etwas Lebendiges und Lebenerweckendes; d. h. das Gemüth des Zuschauers in Thätigkeit Setzendes; sie wäre aber weder das Eine, noch könnte sie das Andere wirken, wenn sie nicht aus einer lebendigen Quelle, aus dem Leben selbst, entspringe. Diese Lebensquelle quillt im Geiste des Künstlers; er muß es in sich tragen und es außer sich verkörpern können. Ein Kunstwerk ist folglich die schöne Darstellung eines schönern innern Lebens. Doch das Leben des Kunstwerks kann nur ein Scheinleben seyn, weil es nur die Copie eines lebendigen innern Zustandes des Künstlers ist; das Portrait lebt selbst nicht, es entspricht aber dem belebten Originale, indem es dasselbe darstellt. Aus dem Gesagten lassen sich nun folgende charakterische Kennzeichen eines Kunstwerks herleiten. 1) Sein höchstes Gesetz ist die Schönheit; sie ist ihm so nothwendig, wie den Naturerzeugnissen der Zweck des Nutzens. 2) Jedes Kunstwerk ist ein in sich rein abgeschlossenes Ganze, folglich ein Individuelles; erschöpft daher nicht die Idee der Schönheit, sondern trägt nur die unendliche, allgemeine, höchste Schönheit auf diese oder jene Weise in die Sinnlichkeit. Die Idee der Schönheit überhaupt ist eine Aufgabe für alle Kunstwerke aller Zeiten und Zonen. 3) Als Darstellung des Idealen muß das Kunstwerk ideal, nach einer Idee, gebildet seyn; aber als individuelle Schöpfung zugleich muß es einen Charakter, unterscheidende Züge und Eigenthümlichkeiten, mittelst welcher es zu Dem, was es seyn soll, zum Individuum wird, besitzen. Die Unendlichkeit und Endlichkeit vermählen sich in einem Kunstwerke, und da die letztere aus einem Mannigfaltigen besteht, das nach der Idee zur Einheit im Kunstwerke verknüpft werden soll, so muß die Verknüpfung harmonisch und organisch seyn. — Eintheilung der schönen Künste. Alle Künste, insofern ihr Ziel Darstellung des Idealen im Sinnlichen, Verkörperung der höchsten Idee der Schönheit ist, umfaßt ein gemeinschaftliches Band, und das Wesen der Kunst und aller Künste ist im

Grunde nur Eins. In ihrem unendlichen Reiche unterscheiden wir aber mehre Arten, die nach den Zwecken und Bedürfnissen, auf deren Erzielung und Befriedigung ihr Streben gerichtet ist, von einander sich trennen. Die verschiedenen Classen der schönen Künste müssen, wenn man sie philosophisch-ästhetisch deduciren will, aus dem Wesen und den Begriffen der schönen Kunst überhaupt hervorgehen. Das Wesen der schönen Kunst überhaupt ist Darstellung in der Welt der Erscheinungen. Der Mensch lebt nun in einer doppelten Erscheinungswelt, in der äußern und innern; für beide hat er besondere Sinne, mit denen er die Veränderungen in diesen objectiven Sphären auffaßt. Man unterscheidet daher Künste des äußern Sinnes und Künste des innern Sinnes. Durch fünf verschiedene organische Thätigkeiten nehmen wir die Außenwelt in uns auf; doch nur zwei derselben liefern uns helle, deutliche Empfindungen und klare Anschauungen selbständiger, äußerer Formen und Verhältnisse: das Gesicht und das Gehör; die andern hingegen vermögen uns von den Körpern gar kein Bild zu geben; durch sie treten wir mit der Außenwelt vielmehr in innigere unmittelbare Berührung und nehmen selbst die Körper theilweise in uns auf; aus dieser Ursache sind die Empfindungen des Geruchs und Geschmacks verworren, undeutlich und zu grob sinnlich, um zum Organe der feinen und geistigen Schönheit dienen zu können. Zwar erhebt sich der Tastsinn über die beiden niedern und ist das Verbindungsglied zwischen ihnen und den höhern, und möglich, selbst wahrscheinlich ist es, daß ein Blinder durch ihn sich einen Begriff von schönen Körpern erfasten kann; doch ist der Sinn zu schwerfällig und langsam, als daß er mit den höhern um den Vorzug, vorzugsweise Schönheitssinn zu seyn, rivalisiren könnte. Auge und Ohr sind daher die Hauptthore, durch die schöne, äußere Darstellungen in unser Inneres dringen; nach diesen theilen sich also die Künste in bildende und tönende, oder in plastische und musikalische. Die innere Welt erfassen wir durch den innern Sinn, dessen Empfindungen der Gedanke mittelst der Einbildungskraft umfaßt; es gibt daher auch eine Kunst des innern Sinns, die Gegenstände der innern Welt durch die Phantasie und zunächst für die Phantasie darstellt; sie heißt Dichtkunst, Poesie. Dieses aber sind Elementar- oder Stammkünste. Andere sind abgeleitete, untergeordnete, wie die Malerei, Bildhauerkunst (Plastik, Sculptur), Baukunst, und diesen analog, jedoch mit Rücksicht auf die successive Erscheinung eines Kunstgartens, auch die Gartenkunst; oder zusammengesetzte abgeleitete, welche man auch Uebergangskünste nennen könnte. Letztere sind die Declamation und Mimik, von denen die erstere von der Poesie zur tönenden Kunst, diese von der Poesie zur bildenden Kunst den Uebergang macht; aus Declamation und Mimik entspringt die Schauspielerkunst; die Tanzkunst aber bildet den Uebergang von der Mimik zur tönenden Kunst. — Theorie der Künste, Kunstphilosophie. Kunstwissenschaft ist die Wissenschaft von der schönen Kunst und den verschiedenen Gebieten derselben. Kunstphilosophie betrachtet die schöne Kunst und die Künste überhaupt nach ihrer Idee und handelt sie in alleiniger Beziehung auf die philosophische Idee der Schönheit ab; ebenso bezieht sie jede einzelne schöne Kunst auf sie und leitet ihre Theorie und Grundsätze aus ihr her. Weil aber jede Kunst Mittel, Stoffe, Werkzeuge und eine Kenntniß ihres mechanischen Gebrauchs und ihrer richtigen Anwendung zu ihren Darstellungen verlangt, so gibt es auch eine technologische Wis-

wissenschaft der schönen Künste, eine Technologie. — Kunstsinn, Kunstgeschmack, Kunstkenntniß, Kunstkritik, Kunstrichter, Kunstfreund. Es ist nicht genug, ein Kunstwerk anzuschauen, es will empfunden, in demselben Geiste, der es erschuf, aufgefaßt seyn; und um es recht zu würdigen und seinen vollen Werth zu erkennen, müssen alle jene Kräfte, welche im Künstler vereint es hervorbrachten, ebenfalls im Beschauer erregt und thätig seyn; wenn auch nicht in gleicher Energie, Klarheit, Lebhaftigkeit und gleichem Feuer. Der Genuß eines Kunstwerkes setzt daher dieselben geistigen Thätigkeiten voraus, welche es ins Daseyn riefen; ohne ein feines Gefühl für Schönheit, ohne eine lebhafte Phantasie wird jegliches Kunstwerk für den Betrachter todt bleiben. Diese natürlichen Anlagen, die psychologischen Bedingungen zum ästhetischen Genusse, bilden gemeinschaftlich den Kunstsinn. Wie Alles im Menschen, so ist auch er der Bildung fähig; er kann verfeinert, veredelt, erweitert, das ästhetische Gefühl durch die Denkkraft zum Urtheil erhoben werden. Der Kunstsinn vermag durch Uebung und Bildung seiner Naturanlagen dahin zu gelangen, daß er im Stande ist, sich Rechenschaft von seinem Genusse abzulegen, schnell und sicher das Kunstwidrige von dem Kunstgerechten in einem ästhetischen Werke zu unterscheiden; das individuelle Schöne der Darstellung auf die Idee der Schönheit zu beziehen und das Ganze nach Regeln zu beurtheilen. Diese Fertigkeit der Urtheilskraft in Bezug auf ästhetische Erzeugnisse nennt man Kunstgeschmack. Man kann daher Kunstsinn ohne Kunstgeschmack und beide ohne Kunstkenntniß besitzen, welche letztere die Kenntniß des Wissens der Kunst und der Künste, der Technologie und der Geschichte derselben umfaßt. Aus der Verbindung dieser dreien geht endlich die wahre Kunstkritik hervor. Zu einem Kunstrichter hingegen wird nicht allein erfordert, daß er einen regen Kunstsinn besitzt, denselben zur feinen Kunst gebildet und eine tiefe Kunstkenntniß sich erworben habe; er muß sie auch praktisch zu gebrauchen und auf Kunstwerke anzuwenden wissen.

Kunstakademien, s. Kunstschulen.

Kunstausstellung, s. Ausstellung.

Kunstbildung. 1) Im weitesten Sinne. Der Mensch und vorzüglich in civilisirten Gesellschaften verdankt die Entwickelung seiner Naturgaben und den Gebrauch seiner körperlichen und geistigen Kräfte mehr fremden Händen, mehr den Einflüssen des geselligen Lebens und den Einwirkungen, welche Lehrer, Meinungen Anderer und der Drang der Verhältnisse auf ihn ausüben, als der Natur. Schon von der Wiege an ist er ein Zögling der Kunst, welche ihn auch im höchsten Alter nicht verläßt; sondern stets mit geschäftigen Fingern an ihm formirt, wirket und bildet. Der Mensch ist daher im wahren Sinne des Wortes ein Kunstwerk, und seine Erziehung, Kunstbildung. Doch der Ausdruck Kunstbildung wird selten in dieser weiten Bedeutung genommen; in seinen engern Grenzen begreift er jede methodische, d. h. mit Absicht und nach einer bestimmten Regel erworbene Bildung; Cultur im beschränktern Sinne: und im engsten und gebräuchlichsten versteht man unter ihm die Entwickelung und Bildung der Naturanlagen in Bezug auf schöne Kunst und schöne Künste. Diese kann doppelter Art seyn: entweder geht ihr Streben dahin, den Menschen zur Ausübung der Kunst, zum wirklichen Künstler zu erziehen, oder ihr Ziel ist bloß theoretische Ausbildung der ästhetischen Kräfte; in beiden Fällen ist sie aber wahre Bildung, weil sie

die schlummernden Vermögen des Menschen zur Kraft erweckt, die doppelte Anlage seiner Natur, die sinnliche und geistige, zu höherer Thätigkeit, ihren Kreis erweitert und beide in harmonischen Einklang, Ideal und Wirklichkeit verbindend, bringt; Kunstbildung wirkt, weil ihr Harmonie der ästhetischen Thätigkeit als Ziel vorschwebt, feindselig auf Kunstschwärmerei; sie beschränkt die egoistisch vorherrschende Phantasie in ihrem plan- und ideelosen Schwärmen und das zu feurige lebhafte Gefühl, was die Leitung der Vernunft nicht anerkennen will; sie läutert aber zugleich den Kunstenthusiasmus und lenkt ihn zum Rechten und Wahren. Der begeisterte Künstler, der über seine Schöpfung seine Persönlichkeit vergißt, der, ganz erfüllt von seinem Ideale, sein inneres Leben zur Anschauung bringen will, steht in Gefahr, sich durch seine Begeisterung zu weit hinreißen zu lassen, wenn ihm nicht die Kunstbildung als leise Mahnerin zu Seite weilt und ihn auf die feine und scharfe Linie der Schönheit aufmerksam macht. Bildung regelt und läutert die Begeisterung, und ohne dem Enthusiasmus seine Kraft zu nehmen, verhütet sie bloß sein regelloses Ueberfluten und schützt ihn vor Schwärmerei. Ohne Kunstbildung ist keine Kunstkritik denkbar; so wenig als ein Urtheil ohne Begriffe möglich ist.

Kunstfertigkeit, s. Virtuosität.

Kunstreisen. Jede Reise, welche, um sich zu bilden, unternommen wird, könnte man Kunstreise nennen; man beschränkt aber gewöhnlich Kunstreisen, wie Kunstbildung, auf die schönen Künste. Wie jene sich in theoretische und praktische scheidet, je nachdem sie vorzugsweise einen Kunstkenner oder einen Künstler erziehen will, so haben auch die Kunstreisen einen theoretischen oder praktischen Zweck; welche sich allerdings auch beide bei einer Kunstreise verbinden lassen. Für den Künstler sind solche Reisen von größter Wichtigkeit. Die Kunst ist zwar ein allgemeines Eigenthum der Menschheit, sie gehört keinem Lande, keiner Zeit ausschließlich an; aber ihre Darstellungsart, ihr Charakter und Gepräge wechselt mit den Völkern, Zonen und Zeiten; ein Künstler, wenn er Meister in seiner Kunst werden will, darf sie nicht einseitig in einem Volke, in einer Zeit studiren; er muß durch Selbstanschauung den Geist und die Manier der Künstler, welche sich durch ihre Originalität hervorthaten, kennen lernen: keine Beschreibungen, selbst die genauesten Copien sind nicht im Stande, das Geistige, das innere Leben, was der Künstler über und in seine Schöpfungen ausgegossen hat, auszudrücken; nur durch Selbstanschauung kann es erfaßt werden. Nicht weniger ersprießlich ist für den Künstler die Menge schöner Formen, mit der er auf einer Kunstreise seine Einbildungskraft bereichern kann; unter diesen sind zwar die ideellen von großem Werthe; einen größern besitzen aber die natürlichen; sie regen und reizen nicht wenig zum selbständigen Schaffen auf, und benehmen doch dem Künstler weniger seine Freiheit. Ein Kunstwerk, so allgemein die in ihm dargestellte Idee der Schönheit auch seyn mag, ist doch mehr oder weniger local. Der abweichende Charakter einer Kunst in diesem oder jenem Lande wird durch mehre Umstände bestimmt; durch das Klima, den Boden, durch das Gemüth des Volkes, durch Sitten, Verfassung, Religion; kurz Alles, was auf die Empfindungs- und Denksphäre einer Nation Einfluß hat, trägt dazu bei, den Künstler und seine Werke zu individualisiren, und macht ihn mit zu Dem, was er ist. Diese Individualität eines Kunstwerkes und seines Bildners läßt sich aber nicht

besser ergründen und begreifen, als wenn man durch eigene Forschung die Bedingungen seines Entstehens und seines charakteristischen Unterschieds erkannt hat. Ein Kunstwerk muß, um es ganz zu durchdringen, wie eine Pflanze, auf seinem Mutterboden allseitig betrachtet werden. Der Dichter, als Künstler, kann zwar der Kunstreisen entbehren; da die Geistesw erke großer Männer in der Poesie durch Schriften mitgetheilt werden, so brauchen die Dichter sie daher nicht an ihren Geburtsstätten kennen zu lernen; nichts destoweniger dürften Reisen viel zu ihrer Bildung beitragen, da der Umgang mit Menschen sie bildet, und das Leben in seinen vielgestalteten Verhältnissen ihre vorzüglichste Schule ist. In den Zeiten, in welchen die Schriftsprache gar nicht bekannt, oder nur wenig verbreitet war, zogen auch die Sänger von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Fürstenhof zu Fürstenhof, und ernteten mit ihrer Leier Belohnung und Lob ein. Diesen Reisen hat die Nachwelt es größtentheils zu verdanken, daß ihre Gedichte im Munde des Volkes leben, blieben und vollständig erhalten wurden. Orpheus wanderte mit der Leier im Arme, Homer durchzog die ionischen Städte, und nach ihm reisten die Rhapsoden zu den verschiedenen Spielen Griechenlands und ließen sich bei den öffentlichen Wettkämpfen und in den Odeen hören. Die späteren Troubadours und Minnesänger durchzogen die Länder; selbst als aus den Minnesängern sich die Zunft der Meistersänger bildete, ward den zünftigen Dichtern das Wandern zur Pflicht gemacht. Wenn auch dem Dichter nicht eben das Reisen nothwendig ist, so verlangt doch jede Nationalpoesie zu ihrer gründlichen Kenntniß und ihrem richtigen Studium Reisen und einen längern Aufenthalt in ihrer Heimath. Wie hätten wir uns wohl von der indischen Poesie, von ihrem Geiste und Charakter einen vollständigen Begriff entwerfen können, ohne Kenntniß des indischen Volkes, seiner Sitten, Gebräuche, Verfassung und Religion? Ueberdieß lernt man das Organ der Poesie einer fremden Nation, die Sprache, nicht besser, als in dem lebendigen Verkehr mit der Nation selbst kennen. Mehr als die Poesie bedürfen die plastischen, tönenden und mimischen Künste der Reisen zu ihrer Ausbildung. Die Ursachen sind aus dem Gesagten leicht zu finden. Der Architekt hat in seinem Vaterlande selten die Gelegenheit, alle Style in der Baukunst kennen zu lernen; am allerwenigsten aber die Meisterwerke der alten Architektur, die trefflichsten Vorbilder des guten Geschmacks kennen zu lernen. Deßwegen sind unsere Baukünstler von jeher so häufig nach Italien gereist. Ein gleiches Verhältniß hat es mit dem Bildhauer; ohne Anschauung und Studium der Antiken wird er nie etwas Außerordentliches in seiner Kunst leisten.

Kunstschulen sind Lehrinstitute, in welchen hauptsächlich im Technischen der Kunst Unterricht ertheilt wird; sie sollen nicht den eigentlichen Künstler bilden, sondern nur den Mechanismus der Künste lehren. Zur Erziehung des wahren Künstlers hat man Schulen höherer Ordnung, Kunstakademien errichtet, deren Zweck es ist, dem Anfänger Alles darzureichen, was zu seiner idealen und selbstthätigen Entwickelung erforderlich ist. Die Kunstakademien haben häufige und heftige Gegner angetroffen; nicht Künstler, behaupteten ihre Feinde, welche durch Thaten ihren Genius beurkundeten, gehen aus ihnen hervor; im Gegentheil, das ächte Kunsttalent wird verbildet; anstatt sich praktisch zu äußern, wird es zu einem theoretischen Kunstschwätzer, anstatt Selbstschöpfer zu wer-

den, suchen die akademischen Zöglinge ihren Künstlerruf durch anspruchvolles Absprechen und Kritikastern über Kunstwerke zu begründen. Sie klagen die Akademien an, daß sie den Verfall der Künste herbeigeführt haben; mit ihrer Errichtung sey der Geist echter Kunst verschwunden, und berufen sich hierbei auf die Erfahrung. Es ist aber unbillig, von einer Kunstschule mehr zu verlangen als von jeder andern wissenschaftlichen Lehranstalt. Den nämlichen Vorwurf kann man auf die Universitäten fallen lassen; sie bilden ebenfalls eine größere Anzahl oberflächlicher, über Wissenschaft schwatzender Menschen als tiefer und gründlicher Gelehrten. Genellis Vorwurf, daß die Akademien den Verfall der Künste herbeigeführt haben, dürfte sich durch die Erfahrung nicht geradezu bestätigen lassen. Allerdings wurden die meisten Akademien in Zeiten errichtet, in welchen die Künste im Sinken begriffen waren; doch sie waren schon gesunken vor ihrer Einführung; die Akademien sollten hingegen den Verfall aufhalten, den halb erloschenen Eifer von Neuem beleben, oder doch das Vestafeuer der Kunst nicht ganz erlöschen lassen. Die Geschichte liefert zu dieser Behauptung die Beweise. Es bestanden zwar schon früher und selbst zur Zeit, in welcher die Künste noch blühten, Malerschulen; so wurde 1246 zu Venedig eine Malervereinigung errichtet. Die älteste Malervereinigung zu einem Zwecke, wie unsere Akademien sich ihn setzen, war die in Venedig 1345 unter Anrufung des h. Lucas gebildete Zunft, der eine Verbindung unter dem Schutze der h. Sophia vorausging; doch führte sie ebenso wenig als die florentiner Malergesellschaft von S.-Lucas, gestiftet um 1350, den Namen einer Akademie. Sie dauerte bis auf die Zeiten des Vasari fort. Erst 1562 ward in Florenz eine förmliche Zeichnenakademie eröffnet. In Rom gab es schon im 13. Jahrh. eine Brüderschaft von Malern, unter dem Schutze des h. Lucas, welche eine Zunft oder Gilde ausmachte und seit 1593, unter Fr. Zuccharo (s. d.), als Akademie des h. Lucas besteht. Doch erst 1715 erlangte sie eine festere Gestaltung, nach langer Unterbrechung. Noch älter als Leonardo da Vinci, dem man ihre Stiftung gewöhnlich zuschreibt, mag die Akademie zu Mailand seyn, zu deren Aufnahme der Graf Firmian 1776 am thätigsten gewirkt. Neuern Ursprungs sind die Akademien zu Bologna, Parma, Padua, Mantua, Turin. In Paris bestand schon im 14. Jahrh. eine Malerzunft, die sich den Namen einer Akademie des h. Lucas anmaßte. Sie hatte ein Privilegium vom J. 1390, welches 1430 von Karl VII. erneuert und in der Folge von Heinrich II., Karl IX. u. A. bestätigt wurde. Zu dieser Zunft gehörten auch Bildhauer, Vergolder ꝛc. Von Ludwig XIV. ausgestattet, entstand aus derselben die Akademie der Malerei zu Paris 1648, und durch Colbert 1671 die Akademie der Baukunst, die jetzt u. d. N. einer école spéciale des beaux arts besteht, so abgetheilt, wie man wünschen müßte, daß sie alle wären. Eine Verzweigung der pariser Akademie ist die 1666 von Lebrun gestiftete franz. Maler- und Bildhauerakademie zu Rom, in der Villa Medici, wo mit allen Hülfsmitteln für die Fortsetzung der Studien Preise und andre Aufregungen verbunden sind. Dann hatte unter den Städten in Frankreich Bordeaux die früheste Akademie; jetzt findet man eine fast in jeder bedeutenden Stadt des Landes. Das kunstpflegende Nürnberg hatte die erste Anstalt der Art in Deutschland. Die von Sandrart 1662 gestiftete und lange von ihm geleitete Akademie, die durch die Preißler neuen Ruhm erlangte, erhielt sich nur mühsam bei Mangel an

Mitteln. Seit 1818 ist sie in eine nützliche Provinzialkunstschule umgewandelt worden. Die Akademie zu Berlin wurde gestiftet 1694, erhielt 1699 ihre völlige Verfassung, gerieth aber in Verfall und erhob sich erst seit 1786 unter dem Curator, Staatsminister v. Heinitz, zu einem ihr angemessenen Glanze, der unter der Aegide Friedrich Wilhelms II. und Fr. W. III. zur jetzigen Größe stieg. Die dresdener Akademie, gestiftet 1697, wurde mit der leipziger und meißner 1764 vereinigt und hat noch jetzt die von Hagedorn angegebene Form. In Wien errichtete Leopold I. eine Malerakademie, die aber erst von Karl VI. vollends begründet, unter dem jetzigen Kaiser Franz ihre jetzige Gestalt erhielt. In München ward vom Kurf. Max. Joseph 1770 eine Akademie gestiftet, die jetzt in zeitgemäßern Einrichtungen unter dem kunstliebenden König Ludwig herrlich blüht. Düsseldorf, Manheim sind als Kunstschulen jetzt noch nützlicher als in ihrer frühern Gestaltung. Weimar, Kassel, Frankfurt, Bern haben ebenfalls vorzügliche Institute dieser Art. Die Malerakademie zu Madrid ist von Ferdinand IV. 1752 eröffnet worden, die königl. Akademie der Malerei zu London 1768. In den neuesten Tagen hat sie einen Zweig in Rom getrieben, von dem man hoffen mag, daß er der Kunst wirklich förderlicher sey, als der Stamm, von dem er ausging. Edinburg besaß seit 1754 eine solche Anstalt; Liverpool hat seit 1783 eine Malerakademie. Holland besitzt schon seit frühern Zeiten Kunstanstalten in Amsterdam, Haag, Harlem, Leyden, Utrecht; Belgien zu Antwerpen, Brügge, Brüssel, Gent, Löwen, Lüttich. Stockholm hat eine Akademie der schönen Künste seit 1733 durch den Grafen Tessin; Kopenhagen eine durch ihre Schüler und ihre Methode sehr wirksam gewordene seit 1738, die 1767 mehre Privilegien und 1771 ihr letztes Reglement erhalten hat. Die 1757 entstandene und 1764 erweiterte Kunstakademie zu St.-Petersburg zeigt in unsern Tagen ihren Einfluß auf die dortige Industrie sehr charakteristisch. In Nordamerika ward 1805 zu New-York und zu Philadelphia 1807 die Akademie der zeichnenden Künste errichtet. Ueber Kunstschulen für Musik s. Conservatorien. — Zur Förderung des Kunsturtheils trägt das Studium der Kunstgeschichte bei. In dieser Hinsicht empfehlen wir: H. Meyer's „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" (3 Abth., Dresden 824); H. Hase's „Uebersichtstafeln zur Geschichte der neuern Kunst bis 520" (Dresd. 1827, Fol.); Quatremere de Quincy's „Monum. et uvr. d'art antique etc." (Paris 1829, 2 Bde., 4., m. Kpf.); Speth: Ueber die Kunst in Italien" (3 Thle., Münch. 1823) und ähnliche Schriften. — Zur Förderung des Kunsttalents tragen in Deutschland die seit 1823 entstandenen Kunstvereine bei. Nach dem Muster des in jenem Jahre zu München gegründeten haben sich ähnliche Vereinigungen von Künstlern und Kunstfreunden in Berlin, Dresden, Stuttgart, Hamburg, Bremen, Frankfurt a. M., Düsseldorf, Breslau, Nürnberg, Bamberg, Mainz ꝛc. gebildet. Einen großartigen Wirkungskreis hat sich unstreitig der, 1829 entstandene düsseldorfer Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen gezogen, wenn er, neben dem Grundsatze der Verloosung solcher Bilder (die von dem Verein angekauft und unter die Mitglieder verloost werden), welche sich durch Inhalt und Form mehr für den Privatbesitz eignen, eine zweite Richtung verfolgt, nämlich durch seine Kräfte die Entstehung öffentlicher Kunstdenkmale, die Ausbesserung und Herstellung alter bedeutender Kunstwerke zu vermitteln. Zu dieser schönen

Idee, die sich auch in dem Beschlusse des mainzer Kunstvereins, ein Monument für Gutenberg aufzurichten, verwirklicht hat, müssen sich die Kunstvereine überall erheben, um ihrer Bestimmung und den Forderungen der Zeit wahrhaft zu genügen. Auch hat sich eine Verbindung und Wechselwirkung zwischen den sämmtlichen Kunstvereinen im Norden und Süden von Deutschland entsponnen, und dieses wird den Kunstwerken und Künstlern unter den Kunstkennern und dem immer mehr kunstbefreundeten Volke größere Anerkennung bereiten und deutsche Kunst als eine große nationale Angelegenheit behandeln und fördern. — In seinem besondern Kreise wirkt jeder Kunstverein vornehmlich durch die Vertheilung gestochener und lithographirter Blätter unter seine Mitglieder. Der berliner Verein hat nebstdem seine Wirksamkeit mit Preisaufgaben begonnen, und auch der sächsische hat unlängst eine Preisbewerbung eröffnet. Vgl. „Kunstblatt", 1832, Nr. 14—18.

Kunststraßen, s. Chausseen und Handelsstraßen.

Kunsttriebe. Kunsttrieb nennen wir einen künstlerischen Instinkt der Thiere. Da dieser aber mit Nothwendigkeit aus Bedingungen der Organisation entspringt, Kunst hingegen Freiheit voraussetzt, so kann man eigentlich von keinem künstlerischen Instinkte sprechen; weil wir aber an vielen Arbeiten der Thiere einen Schein von Wahl der Mittel, von Zweckmäßigkeit erblicken, so schreiben wir ihnen Kunst zu; daß dieß aber nur im metaphorischen Sinne geschieht, deutet das hinzugefügte Wort, Trieb, an; denn dieß bezeichnet den willenlosen Drang, seine Kräfte nach irgend einer Richtung zu äußern. Alle Kunsttriebe bezwecken die Erhaltung und die Wohlfahrt sowohl des Individuums als der Gattung; sie liegen in den thierischen Bedürfnissen begründet. Aus diesem Grunde besitzt kein Thier einen nutzlosen, überflüssigen, oder gar falschen, seiner Gattung fremdartigen Kunsttrieb. Die Kunsttriebe werden entweder durch äußere Eindrücke und das Gefühl von Lust und Schmerz, oder durch ein inneres dunkles Gefühl ihrer Lage und durch einen Drang, der unmittelbar aus dem thierischen Organismus entspringt, in Thätigkeit gesetzt. Die Kunsttriebe bei Thieren derselben Gattung wirken im Zustande der Freiheit stets nach den nämlichen Regeln und den nämlichen Methoden; daher findet man bei ihnen in den verschiedensten Ländern keine Abweichungen, zum wenigsten nicht in den wesentlichen Punkten. So wenig die Thiere neue Kunsttriebe erwerben, oder die vorhandenen höher und weiter ausbilden können, ebenso wenig vermögen die natürlichen erstickt oder verändert zu werden. Jedes Thier übt die Kunsttriebe seiner Gattung bei der ersten Gelegenheit ohne Lehre und Erfahrung; sie sind ihnen daher angeboren, und zwar liegen sie in einer bisher noch unbekannten Construction des Organismus, vorzüglich des Nervensystems. S. die Art. Instinkt und Thier. Die scharfsinnigste und umfassendste Schrift über diesen Gegenstand hat Reimarus, 1798, 2 Theile, geliefert.

Kunstvereine, s. Kunstschulen.

Kunstwort (terminus technicus) heißt jeder Ausdruck, wodurch ein Gegenstand irgend einer Wissenschaft oder Kunst, oder eines Gewerbes bezeichnet wird und der nur den Kunstgenossen und den Eingeweihten bekannt ist. Die alphabetische Sammlung aller Kunstwörter einer Kunst heißt Terminologie. Gewöhnlich werden die technischen Wörter aus fremden Sprachen und meist aus der lateinischen und griechischen genommen. Nicht selten gibt aber auch die Sprache, in deren Gebiet eine Kunst zu-

rſt oder vorzugsweiſe iſt ausgebildet worden, die meiſten Kunſtwörter ur Bezeichnung der verſchiedenen Inſtrumente, Handgriffe und Verfah-ungsarten her; ſo beſteht die Kriegskunſt hauptſächlich aus franzöſiſchen Wörtern. Die Kenntniß der Terminologie in Wiſſenſchaft und Kunſt iſt othwendig, weil man ohne ſie die Schriftſteller entweder gar nicht oder alſch verſtehen würde. Um ſich ſelbſt aber kurz, gedrängt, ohne große Umſchweifungen und doch beſtimmt und klar für den Kunſtgenoſſen aus-udrücken, trägt die Kunſtſprache ungemein viel bei. Bei der Bildung ines Kunſtwortes muß der Erfinder vor Allem berückſichtigen, daß er en Begriff deſſelben klar und deutlich entwickele, ihn ſtrenge von andern erwandten und Nebenbegriffen ſcheide und nichts Ungleichartiges oder ar Entgegengeſetztes in ein und daſſelbe Kunſtwort faſſe.

Kuntz (Karl), Hofmaler und ſ. 1829 Galleriedirector zu Karlsruhe, geb. 770 in Manheim, wo damals, unter dem ermunternden Schutze Karl Theodors, ausgezeichnete Künſtler blühten. Kuntz machte ſeine erſten Studien an der dortigen Akademie. 1790 ging er nach der Schweiz nd Italien bis Mailand, wo er fleißig nach der Natur zeichnete. Nach einer Rückkehr in die Heimath gab er einige Radirungen und mehre Blätter in aqua tinta heraus, unter denen eine Landſchaft nach Adr. v. . Velde und die piſſende Kuh nach Potter, wozu er die Zeichnungen in aſſel nach den Originalen verfertigte, als Meiſterwerke betrachtet wer-en können. Nach dem Anfalle der Pfalz an Baden kam Kuntz durch Weinbrenner's Vermittelung nach Karlsruhe, mit dem Titel und der Be-oldung eines Hofmalers. Hier verfertigte er den größten und beſten Theil jener trefflichen Werke, die ihm eine bleibende Stelle unter den orzüglichſten Landſchafts- und Thiermalern ſichern. Allenthalben iſt in einen Bildern ein gründliches Studium der Natur ſichtbar. Außerdem ar Potter das Vorbild, welchem er nachſtrebte. In ſeinen Rindern ifert er glücklich mit dieſem Meiſter, dem er nur manchmal an Leben-igkeit und Wahrheit des Colorits nachſteht. Er pflegte ſeine Stiere, ühe u. ſ. w. nach der Natur in Thon zu modelliren, und darin liegt s wohl, daß ſeine Umriſſe bisweilen etwas hart erſcheinen. Weniger elangen ihm Schafe und Ziegen. In ſeinen Landſchaften herrſchte Sinn nd Geſchmack vor. Ueberall liebte er in ſeinen Bildern die volle Klar-eit des Tages; ſein Colorit iſt immer brillant, nähert ſich aber doch u ſehr der Schmelzmalerei. Doch ſind von dieſem Fehler meiſt ſeine errlichen Lüfte auszunehmen. Alles, bis ins geringſte Detail iſt bei ihm it Liebe und Fleiß ausgeführt, weswegen er auch nur langſam arbei-te und im Ganzen keine ſehr große Zahl von Bildern zu Tage förderte. Was ihm fehlte, war Erfindung, weßwegen ſich ſeine Darſtellungen ziem-ch ähneln. Seine Arbeiten, die geſucht und gut bezahlt wurden, gin-en größtentheils nach Wien, München, Paris, Petersburg u. ſ. w. ur wenige ſind in Karlsruhe, und die dortige Gallerie beſitzt, ſo viel ns bekannt, nicht ein Werk dieſes achtungswerthen Meiſters. Eine eiſterhafte Copie nach Potter iſt noch in den Händen der Familie. Er arb am 8. Sept. 1830 in Karlsruhe. — Sein Sohn, **Rudolf K.**, t mit Glück die Bahn des Vaters betreten und ſich auch ſchon als ackerer Pferdezeichner bekannt gemacht.

Kunz von Kaufungen, geb. auf der Burg Kaufungen bei Pe-g (wann, iſt unbekannt), ſoll ſchon im Huſſitenkriege mit Auszeichnung dient haben, obwohl ſein Name erſt 1449 bei Gelegenheit einer Fehde

Idee, die sich auch in dem Beschlusse des mainzer Kunstvereins, ein Monument für Gutenberg aufzurichten, verwirklicht hat, müssen sich die Kunstvereine überall erheben, um ihrer Bestimmung und den Forderungen der Zeit wahrhaft zu genügen. Auch hat sich eine Verbindung und Wechselwirkung zwischen den sämmtlichen Kunstvereinen im Norden und Süden von Deutschland entsponnen, und dieses wird den Kunstwerken und Künstlern unter den Kunstkennern und dem immer mehr kunstbefreundeten Volke größere Anerkennung bereiten und deutsche Kunst als eine große nationale Angelegenheit behandeln und fördern. — In seinem besondern Kreise wirkt jeder Kunstverein vornehmlich durch die Vertheilung gestochener und lithographirter Blätter unter seine Mitglieder. Der berliner Verein hat nebstdem seine Wirksamkeit mit Preisaufgaben begonnen, und auch der sächsische hat unlängst eine Preisbewerbung eröffnet. Vgl. „Kunstblatt", 1832, Nr. 14—18.

Kunststraßen, s. Chausseen und Handelsstraßen.

Kunsttriebe. Kunsttrieb nennen wir einen künstlerischen Instinkt der Thiere. Da dieser aber mit Nothwendigkeit aus Bedingungen der Organisation entspringt, Kunst hingegen Freiheit voraussetzt, so kann man eigentlich von keinem künstlerischen Instinkte sprechen; weil wir aber an vielen Arbeiten der Thiere einen Schein von Wahl der Mittel, von Zweckmäßigkeit erblicken, so schreiben wir ihnen Kunst zu; daß dieß aber nur im metaphorischen Sinne geschieht, deutet das hinzugefügte Wort, Trieb, an; denn dieß bezeichnet den willenlosen Drang, seine Kräfte nach irgend einer Richtung zu äußern. Alle Kunsttriebe bezwecken die Erhaltung und die Wohlfahrt sowohl des Individuums als der Gattung; sie liegen in den thierischen Bedürfnissen begründet. Aus diesem Grunde besitzt kein Thier einen nutzlosen, überflüssigen, oder gar falschen, seiner Gattung fremdartigen Kunsttrieb. Die Kunsttriebe werden entweder durch äußere Eindrücke und das Gefühl von Lust und Schmerz, oder durch ein inneres dunkles Gefühl ihrer Lage und durch einen Drang, der unmittelbar aus dem thierischen Organismus entspringt, in Thätigkeit gesetzt. Die Kunsttriebe bei Thieren derselben Gattung wirken im Zustande der Freiheit stets nach den nämlichen Regeln und den nämlichen Methoden; daher findet man bei ihnen in den verschiedensten Ländern keine Abweichungen, zum wenigsten nicht in den wesentlichen Punkten. So wenig die Thiere neue Kunsttriebe erwerben, oder die vorhandenen höher und weiter ausbilden können, ebenso wenig vermögen die natürlichen erstickt oder verändert zu werden. Jedes Thier übt die Kunsttriebe seiner Gattung bei der ersten Gelegenheit ohne Lehre und Erfahrung; sie sind ihnen daher angeboren, und zwar liegen sie in einer bisher noch unbekannten Construction des Organismus, vorzüglich des Nervensystems. S. die Art. Instinkt und Thier. Die scharfsinnigste und umfassendste Schrift über diesen Gegenstand hat Reimarus, 1798, 2 Theile, geliefert.

Kunstvereine, s. Kunstschulen.

Kunstwort (terminus technicus) heißt jeder Ausdruck, wodurch ein Gegenstand irgend einer Wissenschaft oder Kunst, oder eines Gewerbes bezeichnet wird und der nur den Kunstgenossen und den Eingeweihten bekannt ist. Die alphabetische Sammlung aller Kunstwörter einer Kunst heißt Terminologie. Gewöhnlich werden die technischen Wörter aus fremden Sprachen und meist aus der lateinischen und griechischen genommen. Nicht selten gibt aber auch die Sprache, in deren Gebiet eine Kunst zu-

erſt oder vorzugsweiſe iſt ausgebildet worden, die meiſten Kunſtwörter zur Bezeichnung der verſchiedenen Inſtrumente, Handgriffe und Verfahrungsarten her; ſo beſteht die Kriegskunſt hauptſächlich aus franzöſiſchen Wörtern. Die Kenntniß der Terminologie in Wiſſenſchaft und Kunſt iſt nothwendig, weil man ohne ſie die Schriftſteller entweder gar nicht oder falſch verſtehen würde. Um ſich ſelbſt aber kurz, gedrängt, ohne große Umſchweifungen und doch beſtimmt und klar für den Kunſtgenoſſen auszudrücken, trägt die Kunſtſprache ungemein viel bei. Bei der Bildung eines Kunſtwortes muß der Erfinder vor Allem berückſichtigen, daß er den Begriff deſſelben klar und deutlich entwickele, ihn ſtrenge von andern verwandten und Nebenbegriffen ſcheide und nichts Ungleichartiges oder gar Entgegengeſetztes in ein und daſſelbe Kunſtwort faſſe.

Kuntz (Karl), Hofmaler und ſ. 1829 Galleriedirector zu Karlsruhe, geb. 1770 in Mannheim, wo damals, unter dem ermunternden Schutze Karl Theodors, ausgezeichnete Künſtler blühten. Kuntz machte ſeine erſten Studien an der dortigen Akademie. 1790 ging er nach der Schweiz und Italien bis Mailand, wo er fleißig nach der Natur zeichnete. Nach ſeiner Rückkehr in die Heimath gab er einige Radirungen und mehre Blätter in aqua tinta heraus, unter denen eine Landſchaft nach Adr. v. d. Velde und die piſſende Kuh nach Potter, wozu er die Zeichnungen in Kaſſel nach den Originalen verfertigte, als Meiſterwerke betrachtet werden können. Nach dem Anfalle der Pfalz an Baden kam Kuntz durch Weinbrenner's Vermittelung nach Karlsruhe, mit dem Titel und der Beſoldung eines Hofmalers. Hier verfertigte er den größten und beſten Theil jener trefflichen Werke, die ihm eine bleibende Stelle unter den vorzüglichſten Landſchafts- und Thiermalern ſichern. Allenthalben iſt in ſeinen Bildern ein gründliches Studium der Natur ſichtbar. Außerdem war Potter das Vorbild, welchem er nachſtrebte. In ſeinen Rindern eifert er glücklich mit dieſem Meiſter, dem er nur manchmal an Lebendigkeit und Wahrheit des Colorits nachſteht. Er pflegte ſeine Stiere, Kühe u. ſ. w. nach der Natur in Thon zu modelliren, und darin liegt es wohl, daß ſeine Umriſſe bisweilen etwas hart erſcheinen. Weniger gelangen ihm Schafe und Ziegen. In ſeinen Landſchaften herrſchte Sinn und Geſchmack vor. Ueberall liebte er in ſeinen Bildern die volle Klarheit des Tages; ſein Colorit iſt immer brillant, nähert ſich aber doch zu ſehr der Schmelzmalerei. Doch ſind von dieſem Fehler meiſt ſeine herrlichen Lüfte auszunehmen. Alles, bis ins geringſte Detail iſt bei ihm mit Liebe und Fleiß ausgeführt, weswegen er auch nur langſam arbeitete und im Ganzen keine ſehr große Zahl von Bildern zu Tage förderte. Was ihm fehlte, war Erfindung, weßwegen ſich ſeine Darſtellungen ziemlich ähneln. Seine Arbeiten, die geſucht und gut bezahlt wurden, gingen größtentheils nach Wien, München, Paris, Petersburg u. ſ. w. Nur wenige ſind in Karlsruhe, und die dortige Gallerie beſitzt, ſo viel uns bekannt, nicht ein Werk dieſes achtungswerthen Meiſters. Eine meiſterhafte Copie nach Potter iſt noch in den Händen der Familie. Er ſtarb am 8. Sept. 1830 in Karlsruhe. — Sein Sohn, Rudolf K., hat mit Glück die Bahn des Vaters betreten und ſich auch ſchon als wackerer Pferdezeichner bekannt gemacht.

Kunz von Kaufungen, geb. auf der Burg Kaufungen bei Penig (wann, iſt unbekannt), ſoll ſchon im Huſſitenkriege mit Auszeichnung gedient haben, obwohl ſein Name erſt 1449 bei Gelegenheit einer Fehde

Idee, die sich auch in dem Beschlusse des mainzer Kunstvereins, ein Monument für Guttenberg aufzurichten, verwirklicht hat, müssen sich die Kunstvereine überall erheben, um ihrer Bestimmung und den Forderungen der Zeit wahrhaft zu genügen. Auch hat sich eine Verbindung und Wechselwirkung zwischen den sämmtlichen Kunstvereinen im Norden und Süden von Deutschland entsponnen, und dieses wird den Kunstwerken und Künstlern unter den Kunstkennern und dem immer mehr kunstbefreundeten Volke größere Anerkennung bereiten und deutsche Kunst als eine große nationale Angelegenheit behandeln und fördern. — In seinem besondern Kreise wirkt jeder Kunstverein vornehmlich durch die Vertheilung gestochener und lithographirter Blätter unter seine Mitglieder. Der berliner Verein hat nebstdem seine Wirksamkeit mit Preisaufgaben begonnen, und auch der sächsische hat unlängst eine Preisbewerbung eröffnet. Vgl. „Kunstblatt", 1832, Nr. 14—18.

Kunststraßen, s. Chausseen und Handelsstraßen.

Kunsttriebe. Kunsttrieb nennen wir einen künstlerischen Instinkt der Thiere. Da dieser aber mit Nothwendigkeit aus Bedingungen der Organisation entspringt, Kunst hingegen Freiheit voraussetzt, so kann man eigentlich von keinem künstlerischen Instinkte sprechen; weil wir aber an vielen Arbeiten der Thiere einen Schein von Wahl der Mittel, von Zweckmäßigkeit erblicken, so schreiben wir ihnen Kunst zu; daß dieß aber nur im metaphorischen Sinne geschieht, deutet das hinzugefügte Wort, Trieb, an; denn dieß bezeichnet den willenlosen Drang, seine Kräfte nach irgend einer Richtung zu äußern. Alle Kunsttriebe bezwecken die Erhaltung und die Wohlfahrt sowohl des Individuums als der Gattung; sie liegen in den thierischen Bedürfnissen begründet. Aus diesem Grunde besitzt kein Thier einen nutzlosen, überflüssigen, oder gar falschen, seiner Gattung fremdartigen Kunsttrieb. Die Kunsttriebe werden entweder durch äußere Eindrücke und das Gefühl von Lust und Schmerz, oder durch ein inneres dunkles Gefühl ihrer Lage und durch einen Drang, der unmittelbar aus dem thierischen Organismus entspringt, in Thätigkeit gesetzt. Die Kunsttriebe bei Thieren derselben Gattung wirken im Zustande der Freiheit stets nach den nämlichen Regeln und den nämlichen Methoden; daher findet man bei ihnen in den verschiedensten Ländern keine Abweichungen, zum wenigsten nicht in den wesentlichen Punkten. So wenig die Thiere neue Kunsttriebe erwerben, oder die vorhandenen höher und weiter ausbilden können, ebenso wenig vermögen die natürlichen erstickt oder verändert zu werden. Jedes Thier übt die Kunsttriebe seiner Gattung bei der ersten Gelegenheit ohne Lehre und Erfahrung; sie sind ihm daher angeboren, und zwar liegen sie in einer bisher noch unbekannten Construction des Organismus, vorzüglich des Nervensystems. S. die Art. Instinkt und Thier. Die scharfsinnigste und umfassendste Schrift über diesen Gegenstand hat Reimarus, 1798, 2 Theile, geliefert.

Kunstvereine, s. Kunstschulen.

Kunstwort (terminus technicus) heißt jeder Ausdruck, wodurch ein Gegenstand irgend einer Wissenschaft oder Kunst, oder eines Gewerbes bezeichnet wird und der nur den Kunstgenossen und den Eingeweihten bekannt ist. Die alphabetische Sammlung aller Kunstwörter einer Kunst heißt Terminologie. Gewöhnlich werden die technischen Wörter aus fremden Sprachen und meist aus der lateinischen und griechischen genommen. Nicht selten gibt aber auch die Sprache, in deren Gebiet eine Kunst zu-

erst oder vorzugsweise ist ausgebildet worden, die meisten Kunstwörter zur Bezeichnung der verschiedenen Instrumente, Handgriffe und Verfahrungsarten her; so besteht die Kriegskunst hauptsächlich aus französischen Wörtern. Die Kenntniß der Terminologie in Wissenschaft und Kunst ist nothwendig, weil man ohne sie die Schriftsteller entweder gar nicht oder falsch verstehen würde. Um sich selbst aber kurz, gedrängt, ohne große Umschweifungen und doch bestimmt und klar für den Kunstgenossen auszudrücken, trägt die Kunstsprache ungemein viel bei. Bei der Bildung eines Kunstwortes muß der Erfinder vor Allem berücksichtigen, daß er den Begriff desselben klar und deutlich entwickele, ihn strenge von andern verwandten und Nebenbegriffen scheide und nichts Ungleichartiges oder gar Entgegengesetztes in ein und dasselbe Kunstwort fasse.

Kuntz (Karl), Hofmaler und s. 1829 Galleriedirector zu Karlsruhe, geb. 1770 in Manheim, wo damals, unter dem ermunternden Schutze Karl Theodors, ausgezeichnete Künstler blühten. Kuntz machte seine ersten Studien an der dortigen Akademie. 1790 ging er nach der Schweiz und Italien bis Mailand, wo er fleißig nach der Natur zeichnete. Nach seiner Rückkehr in die Heimath gab er einige Radirungen und mehre Blätter in aqua tinta heraus, unter denen eine Landschaft nach Adr. v. d. Velde und die pissende Kuh nach Potter, wozu er die Zeichnungen in Kassel nach den Originalen verfertigte, als Meisterwerke betrachtet werden können. Nach dem Anfalle der Pfalz an Baden kam Kuntz durch Weinbrenner's Vermittelung nach Karlsruhe, mit dem Titel und der Besoldung eines Hofmalers. Hier verfertigte er den größten und besten Theil jener trefflichen Werke, die ihm eine bleibende Stelle unter den vorzüglichsten Landschafts- und Thiermalern sichern. Allenthalben ist in seinen Bildern ein gründliches Studium der Natur sichtbar. Außerdem war Potter das Vorbild, welchem er nachstrebte. In seinen Rindern eifert er glücklich mit diesem Meister, dem er nur manchmal an Lebendigkeit und Wahrheit des Colorits nachsteht. Er pflegte seine Stiere, Kühe u. s. w. nach der Natur in Thon zu modelliren, und darin liegt es wohl, daß seine Umrisse bisweilen etwas hart erscheinen. Weniger gelangen ihm Schafe und Ziegen. In seinen Landschaften herrschte Sinn und Geschmack vor. Ueberall liebte er in seinen Bildern die volle Klarheit des Tages; sein Colorit ist immer brillant, nähert sich aber doch zu sehr der Schmelzmalerei. Doch sind von diesem Fehler meist seine herrlichen Lüfte auszunehmen. Alles, bis ins geringste Detail ist bei ihm mit Liebe und Fleiß ausgeführt, weswegen er auch nur langsam arbeitete und im Ganzen keine sehr große Zahl von Bildern zu Tage förderte. Was ihm fehlte, war Erfindung, weßwegen sich seine Darstellungen ziemlich ähneln. Seine Arbeiten, die gesucht und gut bezahlt wurden, gingen größtentheils nach Wien, München, Paris, Petersburg u. s. w. Nur wenige sind in Karlsruhe, und die dortige Gallerie besitzt, so viel uns bekannt, nicht ein Werk dieses achtungswerthen Meisters. Eine meisterhafte Copie nach Potter ist noch in den Händen der Familie. Er starb am 8. Sept. 1830 in Karlsruhe. — Sein Sohn, Rudolf K., hat mit Glück die Bahn des Vaters betreten und sich auch schon als wackerer Pferdezeichner bekannt gemacht.

Kunz von Kaufungen, geb. auf der Burg Kaufungen bei Penig (wann, ist unbekannt), soll schon im Hussitenkriege mit Auszeichnung gedient haben, obwohl sein Name erst 1449 bei Gelegenheit einer Fehde

der Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albert von Brandenburg genannt wird, wo er im Dienste der Stadt Nürnberg den Markgrafen gefangen nahm und gegen ein großes Lösegeld losließ. Kurz darauf kämpfte er im Bruderkriege für den Kurfürsten Friedrich den Sanftmüthigen, wurde mit Nicolaus von Pflug, um Gera zu entsetzen, abgeschickt, von den böhmischen Hülfsvölkern des Herzogs Wilhelm von Weimar gefangen genommen und nur gegen Erlegung von 4000 Goldgülden entlassen. Zur Entschädigung überließ ihm der Kurfürst einige Güter des in Herzog Wilhelms Diensten stehenden Arel von Vitzthum bis zum Frieden, die jedoch, als derselbe kurz darauf erfolgte, nur kurze Zeit in seinen Händen blieben. Er trat daher mit neuen Anforderungen auf, und obgleich der Kurfürst, der sich nicht zur Bezahlung des Lösegeldes verbunden glaubte, weil er sein Söldner und nicht sein Lehnsmann sey, den Streit in Altenburg durch Schiedsrichter entscheiden lassen wollte, wartete er Dieß nicht ab, sondern raubte in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 mit Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels, durch Hülfe des Küchenjungen Schwalbe, als der Kurfürst gerade abwesend und das übrige Hofgesinde in der Stadt bei einer Hochzeit sich befand, die beiden Prinzen des Kurfürsten, Ernst und Albert. Kunz eilte mit dem Prinzen Albert der böhmischen Grenze zu, während Schönfels und Mosen einen andern Weg nach Böhmen nahmen. Schon hatte Kunz fast die Grenze Böhmens erreicht, als Prinz Albert über heftigen Durst klagte und die Erlaubniß erhielt, sich einige Beeren zu pflücken. Mit Mühe gelang es ihm, einem herbeigeeilten Köhler Namens Schmidt zu sagen, wer er sey, der darauf mit seinem Schürbaum die Knechte niederschlug und Kunzen mit Hülfe herbeigerufener Köhler gefangen nahm. Kunz wurde dem Vogt von Zwickau, Veit von Schönburg, übergeben, der Prinz aber nach Altenburg geführt. Wilhelm von Mosen und von Schönfels waren indeß mit dem Ernst bis in die Gegend von Hartenstein an der Mulde gekommen, hörten hier in einer Höhle Kunzens Geschick von vorbeigehenden Holzbauern und lieferten den Prinzen Ernst den 11. Juli, nachdem sie das Versprechen völliger Begnadigung erhalten hatten, an den Amtshauptmann Friedrich von Schönburg in Hartenstein aus. Kunz von Kaufungen wurde den 14. Juli zu Freiberg mit dem Schwerte hingerichtet.

Kunzen (Friedrich Ludwig Emil), einer der verdienstvollsten Tonsetzer unserer Zeit, geb. 1761 zu Lübeck, wo sein Vater Organist und Musikdirector war, studirte 1784 in Kiel. Schon damals zeichnete er sich durch fertiges Clavierspielen, glänzendes und geschmackvolles Phantasiren und durch gründliche Einsichten in der Composition aus. In Kopenhagen erwarb er sich immer größere Vollkommenheit in der Composition und componirte Gelegenheitsmusiken. Sein erster theatralischer Versuch war die Oper, „Holger Danske“ (oder „Oberon“) von Baggesen, welche 1789 unter Schulz's Leitung zu Kopenhagen aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen wurde. Im Juli 1790 ging er nach Berlin, ward bald nachher aber bei dem neuerrichteten Nationaltheater in Frankfurt a. M. angestellt, wo er sich mit dem Geiste der Mozart'schen Werke bekanntmachte. Diesem Vorbild arbeitete er mit glücklichem Erfolge nach, sodaß sein „Winzerfest“, das er einige Jahre nachher, als Musikdirector bei der Schauspielergesellschaft in Prag, auf das Theater brachte, den lautesten Beifall erhielt. 1795 wurde er zum königl. dän-

chen Capellmeister zu Kopenhagen ernannt und zum Ritter des Danebrogordens erhoben. Kunzen starb 1817. Nebst mehren dänischen Opern (gedichtet von Baggesen und von Sander), Singspielen, Cantaten und Oratorien, sind auch von ihm ein Hallelujah und mehre Clavierstücke und Lieder vortheilhaft bekannt worden.

Kupfer, das feinste der unedeln Metalle, kommt in Hinsicht des specifischen Gewichts dem Eisen am nächsten; doch ist es leichter als Gold, Silber und Blei. Durch Poliren erhält es einen schönen röthlichen Goldglanz. Es ist elastisch und sehr hart, läßt sich aber zu so dünnen Blättchen schlagen, daß ein leichter Hauch sie in Bewegung setzt. Unter allen Metallen hat es den stärksten Klang. Seine Dehnbarkeit ist beträchtlich. Ein Kupferdraht von 0,078 Zoll im Durchmesser ist so zähe, daß er über 300 Pfd. trägt und sogar das Gold an Zähigkeit übertrifft. Es schmilzt nur bei einem sehr hohen Grade von Hitze und brennt mit grüner und blauer Flamme. Es wird von allen Säuern aufgelöst. Mit andern Metallen verbindet es sich leicht und liefert viele nützliche Mischungen. Mit Gold gibt es das Similor, oder das malayische Suasso; mit Zinn das Glocken- und Stückgut; mit Zink das Messing und Tombak; mit Arsenik die Mischung zu Teleskopspiegeln und das Argenthache; und mit Nickel das chinesische Packfong. In dem Münzwesen karatirt man das Gold und legirt das Silber damit. Das Kupfer findet sich theils gediegen, theils vererzt; das erstere ist roth, grau oder schwärzlich; das letztere ist sowohl mit Metallen als auch andern Substanzen versetzt. Nordamerika liefert große Massen gediegenen Kupfers. Man findet es auch in Körnern, oder krystallisirt. Sibirien hat reichhaltige Kupferwerke. Ueberdieß liefern die mehresten Länder Europas mehr oder weniger Kupfer. Wenn das Kupfer mit Wasser in Berührung kommt, so erzeugt sich der Grünspan. — Die meisten, besonders die kiesigen Kupfererze, müssen vor ihrer Zugutemachung geröstet werden, welches entweder in freien Haufen, oder in Stadeln, oder in Oefen geschieht, um den Schwefel aufzufangen. Bei gediegenem Kupfer ist bloß ein Einschmelzen, bei im verkalkten Zustande vorkommenden Kupfer ein reducirendes Schmelzen erforderlich. Beides geschieht in Schachtöfen, indem die Erze auf die gewöhnliche Weise, mit Kohlen geschichtet, niedergeschmolzen werden. Das erhaltene Product ist nur selten reines Kupfer (Garkupfer), sondern fast immer ein mit mehr oder weniger Eisen verunreinigtes Kupfer (Schwarzkupfer), welches erst durch eine nachfolgende Operation gereinigt oder gar gemacht werden muß. Sind die Erze zugleich kiesig, so erfolgt außer dem Schwarzkupfer auch Kupferstein, welcher dann einer weitern Bearbeitung auf Kupfer unterworfen wird. Der Gang der Kupferhüttenarbeiten in Schachtöfen mit geschwefelten Erzen oder Kiesen ist folgender: Zuerst wird das Erz geröstet oder ungeröstet, mit oder ohne Zusatz von reinen Kupferschlacken, zu einem Rohstein verschmolzen, alsdann folgt entweder das Concentriren des in dem Steine befindlichen Kupfers zu einem reichern Stein oder sogleich das Verschmelzen des gerösteten Steins zu Schwarzkupfer. Im erstern Fall erfolgt Concentrationsstein, der als eine reinere Verbindung des Kupfers mit dem Schwefel angesehen werden muß; er wird abermals geröstet und dann auf Schwarzkupfer verschmolzen. In England werden die gerösteten Erze mit Coaks beschickt, auf dem aus nicht zu schmelzbarem Sand angefertigten Heerd eines Flammofens aufgesetzt und mit

Schlacken von der vorigen Arbeit bedeckt, worauf das Feuer stufenweise bis zur höchsten Schmelzhitze verstärkt wird. Ist Alles in einem recht dünnen Flusse, so erfolgt der Abstich des Schwarzkupfers. Der Stein wird geröstet, mit Coaks verschmolzen, und das noch immer schwefelhaltige Metall entweder granulirt oder in dünnen Scheiben ausgegossen. Die zu dem Kupferschmelzen angewendeten Schachtöfen sind entweder Krummöfen mit geschlossener Brust und mit 1 oder 2 Augen (im letztern Falle Brillenöfen genannt), oder Krummöfen mit offener Brust, oder Hohöfen. Weil die mehrsten Kupfererze noch mit andern Metallen verunreinigt sind, so ist das bei den beschriebenen Schmelzprocessen erfolgte Kupfer noch nicht rein, sondern mit geringen Antheilen von Eisen, Arsenik, Zink, Spießglanz, Kobalt und Blei verbunden, wodurch es spröde wird und an Festigkeit verliert. Die Scheidung jener Metalle von dem Schwarzkupfer geschieht durch das Garmachen oder das Spießen. Man bewerkstelligt dieß entweder in Flammöfen, wobei ein Zusatz von Blei gegeben wird, oder in den großen Garherden oder Spießöfen, oder in den kleinen Garherden. Jene sind mit einem Gewölbe versehen, diese bestehen in einem bloßen Herde; beide haben ein Gebläse, welches die Verschlackung befördert. Das Kupfer wird in dem halbkugelförmigen Herde bei Holzkohlen eingeschmolzen, und wenn es gar ist, d. h. wenn die verunreinigenden Metalle und andre Stoffe in den abgezogenen Schlacken entfernt sind, so wird Wasser aufgegossen, und das Garkupfer wird in dünnen Scheiben abgehoben. — Eine eigenthümliche Art der Kupfergewinnung ist die Niederschlagung des Kupfers aus einer zufällig entstandenen oder absichtlich bereiteten Lauge aus Kupfervitriol mittelst Eisens; das auf diese Weise erhaltene Kupfer heißt Cementkupfer. — Das Garkupfer wird zwischen Holzkohlen in einem Herde vor dem Gebläse niedergeschmolzen und dann hammergares Kupfer genannt. Es wird in bestimmte Formen gegossen und nun unter Wasserhämmern, Streck- und Walzwerken, Prägewerken und Drahtzügen weiter verarbeitet. Vor der ersten Verarbeitung, und von Zeit zu Zeit auch während der Arbeit, muß dem Kupfer die Sprödigkeit, welche es durch die gewaltsame Ausdehnung der Theilchen unter Hämmern und Streckwerken erhalten hat, durch Ausglühen vor der Esse oder in einem Glühofen benommen werden; das Kupfer wird rothglühend gemacht, aber erst nach dem Erkalten weiter bearbeitet.

Kupferdruck liefert durch die Kupferpresse Abdrücke der Kupferplatte auf Papier, welches zu obigem Behuf etwas an der den Abdruck annehmenden Seite mit Alaunwasser genäßt worden ist. Die Schwärze der Kupferdrucker ist feiner als jene der Buchdrucker, und wird mit Nußöl versetzt, mit etwas Mastix auf einem Reibestein zerrieben, die Platte in kalten Tagen gelinde erwärmt, die Farbe von einem Ballen durch Auftupfen überall verbreitet. Dann reinigt der Drucker die Oberfläche behutsam durch Leinewand, sodaß nur die Schraffirungen gefärbt bleiben, legt hernach die Platte auf die Tafel der Presse mit einer Unterlage von Pappe und weichem Papier und auf jene Platte das zu bedruckende Blatt, sowie auf dieses einiges weiches Papier, trocknet den mittels der Walze gewonnenen Abdruck auf der Leine oder auf einer Tafel, und glättet ihn nachher, wenn man will, durch eine Glättmaschine.

Kupferstecher. Diesen Namen gibt man vorzüglich nur denen Künstlern, welche mit dem sogenannten Grabstichel arbeiten, und nicht

denen, welche die Kupferplatten ätzen. — Das Aetzen ist eine Kunst, welche jeder gute Zeichner ohne Anleitung eines Meisters sehr bald erlernen kann, aber die Kunst des Grabstichels erfordert Anleitung eines Meisters, Uebung, Genie und Vorbilder. — Der Kupferstecher muß ein guter Zeichner seyn, damit er in der nöthigen Auftragung der Zeichnung frei und ungezwungen verfahren kann. Besonders ist ihm der Theil der Zeichnenkunst nothwendig, welcher die Haltung, Licht und Schatten und den Ausdruck des äußerlichen Charakters der sichtbaren Gegenstände angeht; vorzüglich muß er die Natur vor Augen haben; alle Kenntnisse, welcher jeder andere Künstler als Vorbereitung und als Hülfsmittel seiner Kunst sich erwerben muß, muß auch er, besonders aber jene eines Malers, besitzen. — Die Führung des stechenden Grabstichels ist das Wenigste; nur der fertigere Gebrauch desselben ist eine Frucht der größeren Uebung. Eine feste Hand und ein freier Strich sind so, wie bei allen Instrumenten, des Zeichnens, die nothwendigsten Erfordernisse. — Die Schwierigkeiten dieser Kunst sind um so größer, als dem Künstler nichts als sein Stichel und die Platte zu Gebote stehen. Es wird darum sehr schwer ein Kupferstecher zu finden seyn, welcher in allen oder vielen Gegenständen als Künstler gleich groß ist. Die berühmtesten Kupferstecher, s. theils in bes. Art., theils unter Deutsche, Französische, Italienische Kunst u. s. w.

Kupferstechkunst ist die Kunst, durch Striche und Punkte die Formen, Lichter und Schatten von Gegenständen in Kupferplatten abzubilden, um diese Darstellungen mittelst des Abdrucks zu vervielfältigen. Es ist auffallend und zu bedauern, daß die genialen Griechen nicht auf diese Kunst gekommen sind, da sie doch schon Siegel kannten und die Kunst verstanden haben, in Edelsteine zu schreiben und mehre Meisterstücke der Malerei in Wachs abdrückten. Die Kupferstecherkunst wurde in Europa in der 2. Hälfte des 15. Jahrh. erfunden. Die Chinesen sollen sie schon früher gehabt haben. Unter den europäischen Völkern scheint diese Ehre der Erfindung den Deutschen anzugehören; denn der erste in Europa nahmhafte Kupferstecher war Martin Schön, Goldschmidt und Maler aus Kulmbach bei Bayreuth, starb 1486. Diese Kunst entwickelte sich unstreitig aus dem Formschneiden und die ersten Abdrücke sind Arbeiten der Gold- und Silberstecher. Unter den eigentlichen Kupferstichen ist die Arbeit mit dem Grabstichel die älteste; die andern Methoden sind später erfunden worden. Das Kupferstechen mit dem Grabstichel ist eigentlich die Kupferstecherkunst im engern Sinne. Diese Methode ist die schwerste unter allen; allein sie ist auch der größten Präcision und Nettigkeit fähig. Man zeichnet nämlich die Umrisse und Formen mit einer spitzen Nadel, welche die kalte Nadel genannt wird, in die Kupferplatte, und schneidet alsdann, vermittelst des Grabstichels, mehr oder weniger große und tiefe Furchen, welche Taillen oder Schraffirungen genannt werden. Eine andere Methode ist das Aetzen oder Radiren; man überzieht dabei die Kupferplatten mit dem sogenannten Radirgrund, welcher in einem gewissen Firniß besteht und den man am besten mit Wachsruß anlaufen läßt. Dieser Grund nun wird nach der darzustellenden Zeichnung mit der Radirnadel bis auf die Kupferplatte aufgerissen, auch wohl Etwas in das Kupfer eingeritzt; hierauf zieht man ringsum die Kupferplatte einen Rand von Wachs und gießt Scheidewasser darauf, welches in die vom Aetzgrunde entblößten Stellen eindringt, dieselbe vertieft und

so die Figuren im Kupfer bildet. Dabei kann der Grabstichel zur Nachhülfe der Radirnadel sehr zweckmäßig gebraucht werden. Diese und die Radirmethode ist die bequemste. Sie macht zwar weniger Einwirkung als erstere; allein wo es auf treffende Darstellung des Gegenstandes, auf richtige Zeichnung der Formen ankömmt, ist sie beinah ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Wesentliche darzustellen. Mehre große Maler haben, ohne wirkliche Kupferstecher zu seyn, durch diese Methode mehre ihrer Werke radirt. Man gibt sogar den Maler Albrecht Dürer als den Erfinder dieser Aetzkunst an. Die dritte Methode der Kupferstechkunst ist die Punktirmanier mit dem Hammer oder Punsen und mit dem Roulett. Da die Kupferstecherkunst ursprünglich von den Goldschmieden ausging; so ist zwar auch schon anfangs der Hammer der Goldschmiede dabei gebraucht worden; allein die gehämmerte Arbeit kömmt erst im 16. Jahrh. vor, wo man mit einem Spitzhammer feine Punkte in die Platte schlug und so die Figuren hervorbrachte; aber auch dabei mit dem Grabstichel nachhalf. Im engern Sinne des Wortes heißt jedoch gegenwärtig punktirte Manier jene Vervollkommnung derselben, welche Bartalozzi in England größtentheils erfunden hat. Sie ist eine Zusammensetzung von Punkten und Schraffirungen, in welcher aber die Punkte der herrschende Theil, und gewöhnlich in dem Fleischigen und in den Gründen angebracht sind. Diese Methode ist beschwerlich, gewährt weniger Sicherheit, aber mehr Sanftheit im Ausdruck. Man hat in derselben rothe und bunte Abdrücke. Wahrscheinlich ist diese punktirte Manier, welche sich vorzugsweise in den Händen der Engländer befindet, aus der sogenannten Crayonmanier entstanden, welche auch zur Punktirmanier gehört, mit dem Roulett und den andern Werkzeugen ausgeführt wird, und Handrisse von schwarzer und rother Kreide nachahmt. Sie wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts von François erfunden und von Desmarteaux zur Vollkommenheit gebracht. Sie ist besonders geschickt, angehenden Künstlern Muster zum Copieren zu liefern. Die vierte Gattung oder Manier der Kupferstechkunst ist die Schabemanier oder schwarze Kunst, auch Mezzotinto genannt. Ihe Erfindung fällt gegen das Jahr 1643, und wird dem pfälzischen Prinzen Ruppert, welcher in England lebte, zugeschrieben, und wird daher auch die englische Manier genannt. Diese Methode ist von jener des Grabstichels und der Radirnadel sehr verschieden. Die Kupferplatte selbst wird bei der schwarzen Kunst so bearbeitet, daß sie ganz rauh und kraus wird, sodaß sie abgedruckt einen durchaus schwarzen Abdruck geben würde. Auf diesen Grund wird nun die Zeichnung gemacht, und derselbe nach Verhältniß des Lichts, das man über sein Blatt verbreiten will, nach und nach hinweggeschabt. Anstatt daß man also in jenen beiden Manieren von dem Lichte zum Schatten übergeht, indem man seiner Platte nach und nach Farbe und Wirkung gibt, so geht man in der schwarzen Kunst im Gegentheil von den Schatten zu den Lichtern über. Bei der schwarzen Kunst findet eine sehr feine und geschwinde Behandlung statt. Die Weichheit, die sie in die Arbeit bringt, ist für viele Gegenstände zweckmäßig, für andere hingegen weniger passend. Das dominirende Schwarz macht sie für Alles, was für den auffallenden Effect des Lichts gearbeitet ist, sehr brauchbar. Wo aber Schönheit und Bestimmtheit der Umrisse und Klarheit der Farbengebung das vorzüglichste Verdienst ausmachen, da wird sie Das nicht leisten, was man wünschen könnte. Die fünfte Manier der

Kupferstechkunst besteht in der Tuschmanier. Die Manier scheint in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts von Verschiedenen zugleich auf verschiedene Art erfunden worden zu seyn. 1770 gab ihr le Prince ihre Vollkommenheit und somit auch seinen Namen. Er bediente sich weder des Grabstichels noch der Radirnadel, sondern bloß einer Beitze, die er vermittelst des Pinsels auf die Kupferplatte trug, und deren Geheimniß er seiner Nichte hinterließ. Durch den Engländer Paul Sandby wurde diese Manier noch weiter gebracht und erhielt den Namen Aqua tinta, oder gewaschene Manier. Was noch die bunten Kupfer betrifft, so muß man die illuminirten Kupfer von bunten Abdrücken unterscheiden, welche letztere theils mit mehr als einer Platte, theils mit einer einzigen gemacht werden. Ueber die neuerlich in England ausgebildete Erfindung, der Kupferstecherkunst durch Abdrücke von Stahlplatten eine in gewisser Hinsicht wichtige Erweiterung zu geben, s. Siderographie. Außer der Anschauung, belehre man sich aus Bartsch's „Anleit. zur Kupferstichkunde" (Wien 1821, 2 Bde.), Joubert's „Manuel d'amateurs d'estampes" (Paris 1821) und Füßli's „Kupferstecherlexikon". Ueber die Geographische Kupferstecherkunst s. d. Art.

Kupferstichmaschinen. Seit 1803 besitzt England mechanische Vorrichtungen, um Kupferstiche auf eine zierliche Art schneller und wohlfeiler als bisher zu verfertigen. Vollkommener als die britischen, welche man bis 1815 sehr geheim hielt, war jedoch die von dem verst. Conté (s. d.) in Paris vor 25 J. erfundene große Kupferstichmaschine, durch welche die Franzosen in den Stand gesetzt wurden, ihre Prachtwerke so zierlich und so wohlfeil zu liefern, und womit jetzt in Berlin Vorzügliches geleistet wird. S. die Beschreib. und Abbild. der Conté'schen Maschine in Dingler's „Polytechn. Journ.", Jan. 1824.

Kuppel (vom ital. cupola) ist ein Gewölbe, welches das Dach über ein rundes Gebäude ausmacht. Da viele Tempel der Alten rund waren und also nicht wohl andere als halbkugelrunde Dächer haben konnten, so ist die Kuppel eine Erfindung des Alterthums. Die Kuppel wird nie ganz gewölbt, sondern gegen den Scheitel offen gelassen, damit die Luft durch diese Oeffnung hineinfalle. Diese Oeffnung bleibt entweder ganz unbedeckt, wie in dem ehemaligen Pantheon in Rom, jetzt Sta Maria Rotonda genannt, oder es wird auf dieselbe noch ein kleines an den Seiten offenes Thürmchen, dem man den Namen einer Laterne gibt, darauf gesetzt. Inwendig werden die Kuppeln, entweder durch eine schöne Eintheilung in Felder und Anbringung verschiedener vergoldeter Zierrathen, wie die Kuppel der eben erwähnten Rotonda, oder durch Deckengemälde verziert.

Kurdistan, Kjurdan, gebirgiges Land in Asien, südlich vom See Wan, zwischen dem Tigris und Persien, 1500 QM. groß. Zu den höchsten Bergen gehören der Kiare und Tschudi, die beständig mit Schnee bedeckt sind; der letzte ist steinig, voll Salpeter und ohne Vegetation; hier soll sich Noahs Arche niedergelassen haben. Der Hauptfluß ist der Tigris oder Didschelat. Zu den Produkten gehören: Schwefel, Salpeter, Getreide, Reiß, Baumwolle, Taback, Mastix, Manna, Datteln, Galläpfel in den unermeßlichen Eichenwäldern, Flachs, Rindvieh, Ziegen ꝛc. Die Einwohner, Kurden oder Kjurden, ein turkomannisch-tatarisches Volk, mit dunkler Haut, kleinen Augen, weitem Munde, schwar-

zem Haar und wildem störrigen Blicke, mit einer aus chaldäischen, persischen, arabischen und türkischen Wörtern zusammengesetzten Sprache, sind theils katholische, nestorianische, jacobitische, armenische Christen (100.000 an der Zahl), theils rechtgläubige Mohammedaner, theils Jesydy, Anhänger des mohammedanischen Ketzers Jesyd, Nomaden und größtentheils Räuber. Nachdem der vormalige Paschalik Scherezur zum Paschalik von Bagdad gelegt worden, besteht das Land theils aus den von der Pforte abhängigen, theils unabhängigen Fürstenthümern Scheiklamerk (Giulamerk), Amadia, Betlis, Dschesira und Karracciolan. Die Fürsten oder Emirs regieren nicht in Erbfolge vom Vater zu dem Sohne; die Würde bleibt zwar in der Familie, allein nur der Muthigste und Kühnste bemächtigt sich des Thrones. Der iranische Antheil an diesem Lande gehört zur Provinz Khusistan. (Vgl. Armenien.)

Kureten, s. Korybanten.

Kurfürsten (von den altdeutschen: küren, kuren, wählen hergeleitet, woraus das Wort Kur, Wahl entstand) waren diejenigen vornehmsten Fürsten des deutschen Reichs, denen das einschließliche Recht der Kaiserwahl zustand. Es scheint fast gewiß zu seyn, daß anfänglich bei der Wahl eines deutschen Kaisers alle Fürsten und Stände des Reichs ohne Unterschied des Ranges mit angehört wurden, und daß es erst in der Folge mehren mächtigen Reichs- oder Erzbeamten gelang, ihre übrigen Mitfürsten von dieser Würde auszuschließen und das Recht der Wahl sich zu einem ausschließlichen Vorrechte anzueignen. In den Zeiten der Karolinger war der Einfluß der Kurfürsten noch nicht beträchtlich, denn die Wahl war immer auf die Zweige der regierenden Familie beschränkt. Unter Konrad I. wurde ihr Einfluß auf die Bestimmung der Thronfolge schon sichtlicher, indem den Kurfürsten eine sogenannte Vorwahl (Praetaxtio) eingeräumt war, welche Namens der deutschen Nation, von den Herzogen der damals vorzüglichsten deutschen Völkerschaften, der Franken, Schwaben, Baiern und Sachsen vollzogen wurde. Den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln lag damals bloß die Salbung und Krönung des erwählten Kaisers ob; eine eigene entscheidende Stimme erhielten sie erst unter Otto I. dem Großen. Bei der Zersplitterung der deutschen Völkerschaften maßten sich die Nachkommen der vier alten Herzogthümer allein das Recht an, die Thronfolge irgend eines zu wählenden Regenten zu bestimmen und die übrigen Fürsten von der Kaiserwahl auszuschließen, und so entstanden in den Jahren 1250 die sieben Kurfürsten: 1) Mainz, 2) Trier, 3) Köln, 4) Pfalz, 5) Brandenburg, 6) Sachsen und 7) Böhmen. Obgleich einzelne Fürstenhäuser ihre Rechte an der Kaiserwahl geltend machen wollten, so wurden doch die Vorrechte der vorbenannten Kurfürsten durch besondere kaiserliche Privilegien bestätigt. Namentlich durch Ludwig IV. auf dem Reichstage zu Frankfurt (1339) dem ganzen kurfürstlichen Collegium in der Form Rechtens eine Bestätigungsacte ertheilt und durch Karls IV. goldne Bulle der ganzen Einrichtung die Gestalt eines Reichsgrundgesetzes gegeben. Um etwaigem Zwiespalt in Ansehung der weltlichen Kurstimme vorzubeugen, welcher durch die Anzahl der Personen, vermöge ihrer Ansprüche auf das Erbrecht, entstehen konnte, wurde die Anordnung getroffen, daß in den Kurhäusern das Recht der Erstgeburt eingeführt und die Kurstimme nur auf dem wirklichen Besitze des Kurlandes haften sollte. Seit dieser Zeit erhielten die Kurfürsten einen königlichen Rang und eine größere Macht

durch ihre sogenannten Willebriefe (per literas Electorum consensuales), deren Ertheilung bei wichtigen Reichsangelegenheiten unumgänglich nothwendig war. Mit der Reichsachtserklärung Friedrichs V. von der Pfalz wurde durch den westfälischen Frieden jene Anzahl noch mit einem Kurfürsten vermehrt, indem die pfälzische Kurwürde an das Haus Baiern überging und für die Pfalz eine neue errichtet wurde. Es war über in Ansehung dieser achten Kurwürde bestimmt, daß, wenn besagtes Haus aussterben würde, Pfalz in seine vorige Stelle und alle davon abhängenden Rechte wieder eingesetzt, und die zur Beilegung der damaligen Streitigkeiten angeordnete neue Kur wieder erlöschen solle. Die politischen Ereignisse des Jahres 1692 waren dem Hause Braunschweig-Lüneburg, hanövrischer Linie, so günstig, daß es Leopold I. aus eigenmächtigem Antriebe, ohne die Einwilligung oder Mißbilligung der deutschen Reichscollegien zu hören, zu der neunten Kurwürde erhob. Um aber die erhobenen Bedenklichkeiten für die Folge zu beschwichtigen, verordnete er zu gleicher Zeit (25. Mai 1700), daß künftighin keine neue Kur ohne vorhergegangenen Comitialconsens gesammter Kurfürsten und Stände mehr stattfinden könne. Als mit dem Tode Maximilian Josephs (1777) Baiern der Kurpfalz einverleibt wurde, beschränkte sich die Zahl der Kurfürsten wieder auf acht, welche man in geistliche (Mainz, Trier, Köln) und in weltliche (Böhmen, Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg) eintheilte. Nach der herrschenden Religion in der Kurländern waren sie entweder katholische oder evangelische. Die geistlichen Kurfürsten, welche das Amt eines Erzbischofs verwalteten, mußten Katholiken seyn; Böhmen durch eine pragmatische Sanction Karls VI. gleichfalls; die übrigen Kurfürsten Deutschlands konnten einer Kirche zugethan seyn, welcher sie wollten. Mit der Würde eines Kurfürsten überhaupt waren allgemeine, und mit der Würde jedes Einzelnen wieder besondere Vorrechte verknüpft. Das Collegium der Kurfürsten hatte das Recht der Kaiserwahl, der Abfassung der Wahlcapitulation, des Kurvereins auf dem Reichstage (jus separati Collegii), die Erzämter zu bekleiden, das Privilegium, daß man von ihren Entscheidungen nicht ans Reichsgericht appelliren konnte; sie hatten königlichen Rang, durften Regenten von mehren Kurfürstenthümern zugleich seyn und konnten Lehne des deutschen Reichs ohne kaiserlichen Consens an sich bringen. Die Vorrechte der einzelnen Kurfürsten kündigen sich in Folgendem an: 1) der Kurfürst von Mainz war unter allen, sowohl geistlichen als weltlichen Kurfürsten, dem Range nach der Erste. Er führte das Directorium der ganzen Reichsversammlung, präsidirte im Kurcollegium, hatte den ersten Vortrag und mit Trier das Recht, den Kaiser zu krönen. 2) Trier nahm die zweite Stelle im Kurcollegium ein. Es hatte auch, wegen der seinem Erzstifte einverleibten Probstei Prüm, noch Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath. 3) Der Kurfürst von Köln war titulairer Erzkanzler von Italien und geborener Legat des päpstlichen Stuhles. 4) Böhmen war das erste Kurfürstenthum unter den weltlichen, stand nicht in der Verbindung mit den Reichskreisen, war nicht den Reichsvicarien von Oestreich unterworfen und erschien nur auf den Reichstagen von Merseburg und Nürnberg. 5) Die von dem proscribirten Kurfürsten Friedrich (so heißt es in dem Belehnungsbriefe 25. Febr. 1623) verwirkte Kurwürde erhält Maximilian mit dem Erztruchseßenamt, mit dem Vicariate über die Rheingegenden, mit Session, Stimme und Wahl, mit der Schutz-

herrschaft über Aachen, Worms und Speier und dem Wildfangsrechte. 9) Das Kurfürstenthum Sachsen verwaltete das Erzmarschallamt, führte zugleich das Directorium auf dem Reichstage, wenn der Kurfürst von Mainz nicht erschien, hatte die Oberaufsicht über das corpus evangelicorum, vicarirte in den Ländern des sächsische Rechts und dirigirte im obersächsischen Kreise. 7) Der Kurfürst von Brandenburg condirigirte im westfälischen und niedersächsischen Kreise, war Erzkämmerer, hatte 6 Stimmen im Reichsfürstenrath und war Schutzherr des Johanniterordens; und 8) war der Kurfurst von Braunschweig-Lüneburg, Erzschatzmeister, Mitdirector des niedersächsischen Kreises, Bischof zu Osnabrück, Schutzherr über einige Reichsstädte und hatte mehre Stimmen im Reichscollegium. Durch den Frieden von Luneville (1801) wurden durch die Länderabtretungen an Frankreich auf die geistlichen Kurfürsten wenig Rücksicht genommen und nach einem Reichsdeputationsbeschlusse von Regensburg jene drei geistlichen Kurfürsten nur auf einen, unter dem Titel Reichskanzler reducirt, da hingegen die Zahl der weltlichen durch Baden, Würtemberg und Hessen-Kassel vermehrt. Gemäß der mit Frankreich von Seiten Oestreichs am 31. Aug. abgeschlossenen Convention wurde der Großherzog von Toscana ebenfalls in das Collegium der Kurfürsten am 22. Aug. 1803 eingeführt. Der presburger Frieden am 27. Dez. 1805 vertauschte die salzburgische Kurwürde mit Würzburg und hob Baiern und Würtemberg in den Königsstand. Durch die rheinische Conföderationsacte vom 12. Juli 1806 und durch die Erklärung des franz. Minister Bacher zu Regensburg, daß Napoleon die Bestandtheile des deutschen Reichs für aufgelöst erkläre, nahmen nach und nach die Kurfürsten den Titel eines Großherzogs und den eines Königs, als Mitglieder des rhein. Bundes an. Nur der Kurfürst von Trier und der von Hessen behielten noch ihren Titularcharakter bei. Da nun Ersterer starb und Letzterer nach der Schlacht von Jena seiner Länder beraubt wurde, war jener Wahlstand ganz vernichtet. Obgleich nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris der Kurfürst von Hessen in sein Land zurückkehrte, jenen Titel wieder annahm, so liegt es doch in dem Begriffe der Souverainetät, daß die Kurfürstenwürde ihrer Wirksamkeit nach vernichtet ist.

Kurhessen, ein nicht ganz geschlossener deutscher Staat von 210 QM., mitten in Deutschland, an das preuß. Westfalen, Waldeck, Hanover, Sachsen-Weimar, Baiern, Großherzogth. Hessen grenzend. Ein nördlich abgesonderter Theil, die Grafsch. Schaumburg, wird von Lippe-Schauenburg und Hanover, sowie ein Antheil an der Grafschaft Henneberg von den sächs. Herzogthümern und dem preuß. Sachsen umgeben. Es enthält 4 Provinzen: Niederhessen mit 286.000 Ew., Oberhessen mit 106.000, Fulda mit 125.000 und Hanau (s. bde.) mit 87.000 Ew. Alle diese Länder sind gebirgig, am meisten das Hennebergische, welches im Thüringer Walde liegt. Der höchste Punkt des Staats ist der Inselberg, 2752 Fuß über der Meeresfläche. Die größere Masse wird von Zweigen des Spessart, der Rhön und des Vogelberges im Süden; vom Reinhards- und Habichtswalde im Norden durchzogen. Der Meisner, ein Basaltberg, erhebt sich 2184 Fuß hoch; in ihm werden schöne Stein- und Braunkohlen gefunden. Das Schaumburgische gehört zu den Wesergebirgen. Der niedrigste Punkt des Landes ist am Maine. Der Hauptfluß ist die Weser, deren Quellenflüsse, die Fulda und Werra, die Hauptmasse durchströmen. Die Lahn berührt das Land und fließt dem

Rheine zu, die Kinzig dem Maine. Der Boden ist beinahe überall steinig, mehr für Viehzucht als für den Ackerbau im Großen geeignet; doch hat das Land hinreichend Getreide, und liefert noch außerdem viel Flachs und Hanf, Taback, und in der Gegend von Hanau Obst und Wein. Die Dreifelderwirthschaft herrscht überall, aber es findet sich eben daher bei schwacher Bevölkerung noch viele theilbare Gemeinheit. Uebrigens hat Kurhessen den Vorzug sehr vieler kleiner Landstellen, die zum Theil mit Spaten und mit pflügenden Kühen bestellt werden, aber freilich dieser Stellen mit nahen Feldern noch immer zu wenig. Die Waldungen, meist Laubholz, sind vortrefflich. Der Bergbau geht auf etwas Silber und Kupfer, mehr auf Kobalt und Eisen; Stein- und Braunkohlen sind in Menge und vorzüglicher Güte vorhanden. Auch Salz wird an mehren Orten gewonnen. Der Stahlberg bei Schmalkalden und der almeröder Thon, welcher Schmelztiegel allen Welttheilen liefert, gehören zu den seltenen Eigenthümlichkeiten dieses Staats. Betriebsamkeit findet man beinahe nur in Kassel und Hanau; aber die Linnenweberei ist über das ganze Land verbreitet. Die Landstraßen sind trefflich, bei dem Reichthum des Landes an Basalt und Granit. Beide evangelische Kirchen haben sich vereinigt. Der Katholiken sind in diesem Staate nahe an 100.000, unter dem Bischof zu Fulda. Die frühere Geschichte des Landes s. im Art. Hessen. Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, bekannt als thätiger Beförderer der Reformation nach Luther's Lehre, vertheilte seinen schönen Staat testamentarisch, und nach seinem Tode (1567) erbte sein Sohn Wilhelm IV. (der Weise) Niederhessen (Residenz Kassel), der zweite Sohn Ludwig IV. Oberhessen (Residenz Marburg), der dritte Philipp II. Rheinfels, starb aber unbeerbt 1583, der vierte Georg I. (der Fromme) Darmstadt (st. 1596) und stiftete den Stamm der Großherzoge von Hessen und Landgrafen zu Hessen-Homburg. Wilhelm stiftete die Linie Hessen-Kassel, und thätig wie sein Vater, ergriff er 1571 Besitz von Plesse, 1583 von der zweiten Hälfte Schmalkaldens und 1582—83 einiger diepholzer Aemter. 1605 ging er zur reformirten Religion über, die er mit Härte in seinem Erblande einführte, aber in Marburg nicht durchzusetzen vermochte. Uebereilt, ohne den Rath der Diener und der Stände handelnd, verwickelte er sich in manche Zwistigkeiten und dankte 1627 der Regierung in höchst verwickelten Verhältnissen ab; denn als die marburger Linie erlosch (1607), hatte ihr Stifter verordnet, daß seine Erbschaft nur einem lutherischen Regenten zufallen solle. Statt sich auf die Gleichheit der Ansprüche beider Linien zu Kassel und zu Marburg zu beschränken, nahm Moritz ganz Marburg in Besitz und zwang dadurch die darmstädter Brudersöhne zur Klage beim Reichshofrath. Der Reichshofrath erkannte Darmstadt kraft der Autonomie der deutschen Fürstenhäuser den Besitz Marburgs zu, und Tilly setzte Darmstadt in Besitz, verjagte die kassel'schen Truppen aus der Verwaltung der Abtei Hersfeld und aus dem Waldeck'schen, welches Landgraf Moritz eigenmächtig in Besitz genommen hatte. Sogar mit seinem Erbprinzen und Thronfolger Wilhelm V. zerfiel er vor seiner Abdankung, weil er den jüngst gebornen Söhnen zu große Apanagen zudachte. Landgraf Wilhelm mußte über Marburg mit Darmstadt einen nachtheiligen Vergleich schließen, und mit Vorbehalt der Landeshoheit mit den Brüdern Hermann zu Rothenburg (st. 1658), Friedrich zu Eschwege (st. 1655) und Ernst zu Rheinfels (st. 1693), nachtheilige Apanagenvergleiche schlie-

ßen, welche noch jetzt das Haus Hessen-Rothenburg nutzt. Erst das kaiserl. Restitutionsedict, nach welchem der Landgraf Hersfelds Abtei räumen sollte, bewog diesen, mit Gustav Adolf und Frankreich eine Allianz zu schließen und durch franz. Subsidien unterstützt ein beträchtliches Heer zur Plage der nahen kathol. Stifter ins Feld zu stellen. Er starb 1637 auf dem Feldzuge nach Ostfriesland. Die Vormünderin Witwe Landgräfin Amalie Elisabeth Gräfin von Hanau setzte als Alliirte den Krieg eifrig fort und erlangte im westfälischen Frieden die Anerkennung des marburger Vergleichs von 1647, wodurch Hessenkassel ein Viertel der marburger Erbschaft mit Marburg und der Universität erhielt, des schaumburgischen Vergleichs, wodurch das Haus einen Theil der Grafschaft und die Lehnbarkeit des Antheils der jetzigen Grafen von Schaumburg erlangte, ferner der Erbfolge in Hanau und der Säcularisation von Hersfeld. Landgraf Wilhelm VI. trat die wirkliche Regierung 1650 an, erneuerte 1653 die Universität Marburg und schloß 1660 nach Erlöschung der Linien der Oheime zu Rothenburg mit der Rheinfelser einen Vergleich ab. Er starb 1663 und schon 1670 starb auch sein minderjähriger Thronfolger Wilhelm VII., dem sein Bruder Karl folgte, der bis 1730 regierte, viele franz. Coloniedörfer mit emigrirter Franzosen reformirter Religion bevölkerte, den Winterkasten zu Weißenstein anlegte und sein schönes Heer fast immer in fremdem Solde dienen ließ. Kursachsens Ansprüche auf Hanau kaufte er ab. — Sein Sohn Friedrich I. wurde 1720 König in Schweden, erwarb Hanau 1736 und ließ seinen Bruder Landgraf Wilhelm VIII. in Hessen seit 1730 als Statthalter regieren; doch bezog er jährlich 80.000 Ducaten, und da jener kinderlos starb, folgte ihm der Statthalter 1751, der seinen Enkel Kurfürst Wilhelm I. schon 1760 in den Besitz von Hanau setzte, indeß ihm im Erblande sein Sohn Friedrich II., während des fortgesetzten, für Hessen unglücklichen 7jährigen Krieges folgte, der Katholik wurde, jedoch in Gemäßheit der Religionsreversalien an seine Stände ꝛc. seine 3 Söhne in der reformirten Religion erziehen ließ. Er hielt ein beträchtliches Heer, wovon 12.000 Mann in dem Krieg in Nordamerika für Englands Rechnung zwar vergeblich, jedoch nicht ohne Nutzen für die Cabinetscasse kämpften, unterhielt einen glänzenden Hof, verschönerte die Neustadt Kassel, verwandte viel für Künste und Wissenschaften, baute Chausséen und starb 1785. Sein Sohn Kurfürst Wilhelm I. schränkte den Glanz des Hofes ein, folgte im franz. Reichskriege Preußens Neutralitätssysteme, erlangte 1802 die Kurwürde, gab Rheinfels und St.-Goar im luneviller Frieden auf, gegen die Enclaven Fritzlar, Amöneburg und Holzhausen. 1806 vertrieb ihn Napoleon, ungeachtet er nicht mit Preußen wider Frankreich sich alliirt hatte, sofort nach der Schlacht bei Jena. Der Kurfürst lebte nun als Privatmann erst in Holstein und hernach in Böhmen. Durch Vertrag mit den verbündeten Fürsten von 1813 ergriff er, der den tilsiter Frieden niemals anerkannt hatte, den Besitz seiner Lande wieder, trat 1815 dem deutschen Bunde bei, vertauschte die niedere Grafschaft Katzenellenbogen, die Herrschaft Plesse, einige diepholzer Aemter und vormals reichsritterschaftliche Districte an das Eisenachsche grenzend für den größten Theil des Fuldaschen, die im Kurstaat eingeschlossenen reichsritterschaftlichen Lande und einen großen Theil des isenburgschen Gebiets. (Mehres über ihn und seine Regierung s. Wilhelm I.) Er wollte seinem Lande eine ständische Verfassung geben, vermochte sich aber dar-

über mit den vormaligen Ständen nicht zu verständigen, und machte sich hierdurch sowohl als durch manche andre Verfügungen seinen Unterthanen abgeneigt. Nach seinem Tode (27. Febr. 1821) ging mit der Regierung seines Sohnes Wilhelms II. für Kurhessen ein neuer Stern der Hoffnung auf; aber die eingeführten Volksbelastungen blieben, und immer härter wurde der Druck der Willkürherrschaft. Der Funke, der aus Frankreich (Juliusrevolution) herüberflog, fand hier aufgehäuften Brennstoff. Ein drohender Aufstand in Kassel u. a. O. (Sept. 1830) bewog den Kurfürsten, im Oct. die gegen die Gesetze des deutschen Bundes und der Landesverfassung seit Jahren nicht berufenen Stände zu versammeln, die alsbald mit der Bearbeitung eines neuen Staatsgrundgesetzes sich beschäftigten. Endlich gelangte Kurhessen am 5. Jan. 1831 zum Besitze der freiesten Verfassung, die noch auf deutschem Boden gediehen, und sich auch dadurch auszeichnet, daß sie die Volksvertretung in Einer Kammer vereinigte, welche aus 48 Mitgliedern besteht. Der Inhalt der Urkunde (s. „Europäische Verfassungen", Bd. 1, S. 613 fg.) schließt sich oft wörtlich den ältern Constitutionen von Baiern, Baden, Hessen-Darmstadt u. s. w. an. Das Princip der Untheilbarkeit und der Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt ist ausgesprochen. Die Domainen werden für Staatsgut, unveräußerlich und von dem Lande unzertrennlich erklärt. In die innern Volksverhältnisse geht die Verfassung tief ein und stellt feste durchgreifende Grundsätze auf. Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit des Gewissens und der Religionsübung, Ablöslichkeit der gemessenen und Verwandlung der ungemessenen Frohnen in gemessene, Ablöslichkeit aller Grundzinsen und Zehnten, volle Preßfreiheit, mit alleiniger Beschränkung der Censur auf die in den Bundesgesetzen bestimmten Fälle, Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses, feste Stellung der Staatsdiener, sodaß kein Staatsdiener ohne Urtheil und Recht entlassen werden kann; Trennung der Justiz von der Verwaltung, zeichnen die hessische Verfassung vortheilhaft aus. Abgaben können ohne ständische Bewilligung nicht erhoben werden. Oeffentlichkeit der Verhandlungen ist Regel. — Der Kurfürst fühlte sich indeß besonders durch die Erbitterung, die gegen seine Freundin, die von ihm zur Gräfin Reichenbach erhobenen Frau Ortlöpp (jetzt nach einer in Mähren angekauften Herrschaft den Namen Gräfin Lesonitz führend) herrschte (des Kurfürsten Gemahlin ist Auguste, Schwester des jetzigen Königs v. Preußen), und durch die, von vielen Bürgern der Hauptstadt im Nov. 1830 ausgesprochene Bitte, die Gräfin aus dem Kurstaat zu weisen, so empfindlich verletzt, daß er bald nach der Bekanntmachung der neuen Verfassung (April 1831) seinen Aufenthalt in Hanau, später im Ausland nahm. Am 31. Sept. 1831 übertrug er dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm (geb. 1802 und morganatisch vermählt mit der ehemal. Frau des preuß. Lieutenants Lehmann, später zur Gräfin von Schaumburg erhoben) die Mitregentschaft und, bis er wieder seinen bleibenden Aufenthalt in der Hauptstadt nehmen würde, die alleinige Regierung, welche er gegenwärtig noch führt. — Der Kurfürst wird königl. Hoheit, der Kurprinz Hoheit angeredet. Die übrigen Fürsten der Dynastie heißen Landgrafen von Hessen. Eine Königskrone deckt das kurhessische Wappen, neben welchem die beiden gekrönten Löwen als Schildhalter stehen. Das Staatsministerium ist die höchste Behörde, worin der Regent präsidirt. Jedem seiner 4 Zweige, Justiz, Inneres, Finanzen, auswärtige Angelegenheiten und das kurfürst-

liche Haus, steht ein Minister vor und ein Ministerialrath zur Seite, an der Spitze der Ministerialkanzlei steht der Generalsecretair. Noch sind Centralbehörden, das Generalkriegsdepartement, das geheime Cabinet und die Generalcontrolle. Das höchste Gericht ist das kasseler Oberappellationsgericht. Unter solchem sprechen Recht die Tribunäle zu Kassel, Marburg, Fulda und Hanau. Jedes hat einen Civil- und Criminalsenat, Schauenburg jedoch zu Rinteln ein eigenes Obergericht. Die unterste Instanz und Polizei haben die Landgerichte und Justizämter. Dem Kaufmanne fehlt ein eignes Landrecht. In Ansehung der Verwaltung ist Kurhessen in Provinzen, Kreise und Aemter getheilt. Jede Provinz hat ihre Regierung, und Schauenburg eine besondere Deputation der kasseler Regierung. Die Regierung besorgt die Landeshoheit, die Gesundheitspolizei, die Leitung der Schul- und Unterrichtsanstalten, die Beförderung der Landwirthschaft ꝛc. Ein Mitglied derselben ist Polizeidirector. Unter dem Ministerium des Innern stehen das kasseler Obermedicinalcollegium und in der Hauptstadt jeder Provinz ein Obermedicinalverein, die kasseler Oberbaudirection, ein landwirthschaftlicher, ein Handels- und Gewerbverein; die Finanzbehörden sind die Direction der Generalcasse und die 4 Provinzialkammern, die Oberforstdirection und die Oberberg- und Salzwerksdirection. Durch das geheime Cabinet empfängt der Regenten die schriftlichen Ministerialanträge und ertheilt seine Entschließungen. Diesem Cabinet steht ein Cabinetsrath vor, welchem die geheime Kanzlei untergeben ist, der dem Kurfürsten das Eingegangene vorträgt und die Beschlüsse ausfertigt. Im Staatsministerium nimmt er Sitz aus speciellem Auftrag. Die Generalcontrolle besteht aus einem Präsidenten und einem oder zwei Räthen, bewacht den geregelten Haushalt und hört die Rechnung der Generalcasse ab. Jede Provinz hat ihr evangelisches Consistorium, nur in Fulda sind die Evangelischen zum Theil dem hanauer, zum Theil dem kasseler Consistorium jurisdictional. Mit den hessenschen Posten ist der Fürst von Thurn und Taxis beliehen. Die höheren Schulanstalten sind gut, die Landschulen sehr dürftig dotirt, jedoch besser in den Domainen als in den Rittergütern. Die Staatseinkünfte sind jährl. 3 Mill. Thlr., das Meiste liefern die Domainen. Die Landesschuldenlast ist nicht über 2 Millionen Thlr. Das Militair ist 9300 Mann. Die einzigen Festungen sind Spangenberg und Ziegenhain. Kurhessen hat in der engern deutschen Bundesversamlung eine und im Plenum 3 Stimmen. Es stellt zum 9. Corps des Bundesheeres 5400 Mann. S. Kassel.

Kurilische Inseln, eine lange Inselreihe, welche sich von der südlichen Spitze von Kamtschatka bis an die japanischen Inseln, immer dem festen Lande von Asien parallel, erstreckt. Sie sind im 18. Jahrh. von den Russen nach und nach entdeckt und in Besitz genommen worden; doch sind die meisten wegen Unzugänglichkeit noch so gut wie ganz unabhängig. Die südlichste zu Rußland gehörige Insel ist Urup, wo die Russen eine Niederlassung, Kurilo-Rossi, gegründet haben: die folgenden sind den Japanern zinsbar. Die nördlicheren sind meist unfruchtbar: einige südlichere haben Holz und ein milderes Klima; alle sind bergig und man findet darauf mehre Vulkane. Die Einwohner sind theils kamtschadalischen Ursprungs, theils zu einem eigenthümlichen Volksstamm, Ainos, gehörig; im Allgemeinen werden sie auch Kurilen genannt. Die Ainos zeichnen sich durch einen in dieser Weltgegend höchst auffallenden

Haarwuchs des Bartes und selbst des ganzen Leibes aus, während alle ihre Nachbarn, sowie auch die Japaner und Chinesen, beinahe bartlos sind; man nennt sie daher auch wohl haarige Kurilen. Sie sollen sehr gutmüthig und friedlich seyn, und kennen keine andere Beschäftigung als den Fischfang. Westlich von diesen Inseln, dem Ausfluß des Amur gegenüber, liegt die große, durch eine flache Erdzunge mit dem festen Lande zusammenhängende Halbinsel Sachalin, bei den Einw. Tschoka genannt, in deren nördlichen Theil, an der Bay von Nadeshda, eine russische Niederlassung seit 1807 entstanden ist; der südliche Theil ist von den Japanern besetzt.

Kurland, ehemaliges Herzogthum, wozu auch Semgallen gehörte; jetzt ist beides die russische Statthalterschaft Mitau (509 QM., 581.300 Einw.), im N. an den rigaischen Meerbusen, im O. an Litthauen, im S. an Polen, im W. an die Ostsee grenzend. Nach Watson hat Kurland 473 QM. mit 384.789 Einw. (11 Städte, 10 Marktflecken, 8 Sloboden), darunter 361.162 Lutheraner mit 141 Kirchen; die übrigen Bekenntnisse haben 19 Kirchen. Von 692 Meierhöfen gehören 172 der Krone. Das flache und an den Küsten niedrige und sandige Land wird von den Flüssen Düna, Aa, Windau, Labau ꝛc., dem Papensee und andern Landseen bewässert, hat ein ziemlich rauhes, aber gesundes Klima, und die Produkte: Kalk, Gyps, Bernstein, Sauerquellen, Eisen, Moostorf, Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Hausthiere, Bären, Elenthiere, Wildpret, Sumpf- und Wasservögel, Fische ꝛc. Unter den Einwohnern reden die Letten ihre eigene Sprache und wohnen meistens auf dem Lande. Auch leben zwischen Hasenpoth und Goldingen in 5 Dörfern freie Letten, die seit Jahrhunderten große Vorrechte genießen; 12 armselige Bauern des einen heißen sogar die kurischen Könige. In der bauskischen Gegend und bei Kölke findet man noch einige Krewinnen oder Kreewingen, Ueberreste des ehemals zahlreichen Volks der Kriwitschen, die wahrscheinlich Stammbrüder der Liven waren, und Liven, die auch lettisch sprechen, aber sich in ihrer Familie der finnisch-esthnischen Sprache bedienen. Fabriken, außer Branntweinbrennereien, findet man wenige. In Libau und Mitau ist der Haupthandel. Hier, wie in Liefland, regierte einst der deutsche Orden und schuf in beiden Landen das große Gutseigenthum mit dem höchsten Glanze der Gutshoheit der Leibeigenschaft. So lange die Ordensaristokratie hier herrschte, bewachte diese die Gutsaristokratie so strenge, daß der Bauer Eigenthum mit leichtem Dienst besaß, aber nicht Leibeigner war und nicht von der Familienstelle abgetrieben werden konnte. Erst nach dem Untergange der Ordenslandeshoheit unter den Herzogen, beschränkt durch die Gutshoheit und deren Repräsentanten, die Oberräthe, entstand jenes Trübsal und das Legen der Bauernstellen in den Rittergütern, um große Landwirthschaften unter einer Direction zu bilden. In Lehnsverbindung mit Polen, wo der Bauer freilich noch unglücklicher war, bildete der kurländische Magnat sein Verhältniß zu den Bauern seiner Gerichtsbarkeit immer polnischer aus. — Der letzte Heermeister G. Kettler nahm Kurland 1561 von Polen als ein weltliches Lehn, und vererbte es bis in das vorige Jahrhundert an seine Nachkommen, die aber größtentheils von Rußland abhängig waren, seitdem der Herzog Friedrich Wilhelm 1710 mit der Prinzessin Anna, Tochter des Czar Iwan Alexiewicz, sich vermählt hatte. Nach seinem Tode folgte ihm seines Vaters Bruder, Herzog Ferdinand;

aber die Wittwe blieb unter dem Schutz ihres Oheims, Peter I., im Besitz des Herzogthums, bis sie nach dem Tode Peters II. 1730 zur Kaiserin von Rußland erklärt wurde. Der Herzog Ferdinand gelangte zwar 1731 zur Belehnung, aber nicht zum Besitze des Herzogthums, er starb 1737 zu Danzig. Nun wurde von den Ständen Ernst Johann, Graf von Biron (s. d.), ein geborner Kurländer und russ.-kaiserl. Kammerherr, zum Herzog von Kurland und Semgallen erwählt, und vom König und der Republik Polen bestätigt. Nach dem Tode der Kaiserin Anna 1740 erhielt der Herzog von Biron zufolge ihrer Verordnung die Regentschaft des Reichs; er wurde aber bald auf der Großfürstin Anna Befehl mit seiner Familie verbannt. Der 1741 gewählte Prinz Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel kam nicht zum Besitz des Landes, und der 1758 gewählte Prinz Karl von Polen und Sachsen mußte 1763 dem aus der Verbannung vom Kaiser Peter III. zurückgerufenen Herzog Ernst Johann von Biron weichen. 1769 übertrug er die Regierung seinem Erbprinzen und starb 1772. Peters Regierung war den Oberräthen ungefällig. Dieß verwickelte ihn in unangenehme Streitigkeiten vor dem Oberlehnshofe in Warschau. Er sammelte indeß Geld und lebte meistens im Auslande. Nach dem Tode seines Erbprinzen (1790) wurde das Mißverständniß mit den Oberräthen noch ärger. Eine ständische Deputation brachte ihre Beschwerden in St.-Petersburg an, worauf Katharina als Schiedsrichterin eintreten wollte. Man sagte, er hätte ohne Auftrag die Deputation ihr die Souverainetät angetragen, wozu ihre Committenten wohl kaum ermächtigt seyn konnten. Der Herzog erhielt eine Einladung nach St.-Petersburg und unterzeichnete am 28. März 1795 seine Abdankung. Die Kaiserin willigte ihm für Verbesserung in Kurland 500.000 Ducaten und ein Jahrgehalt von 50.000 Ducaten. 1800 starb er auf seinem Gute Gollenau und stiftete nach redlichen Kräften in seinem Mediatstaate bis an sein Ende Gutes. Seine Wittwe, eine Kurländerin, Gräfin von Medem, starb am 20. Aug. 1821 zu Löbichau im Altenburgischen. Sie war eine Beschützerin der Gelehrten und that viel bei ihrem Reichthum für Armuth, Künste und Wissenschaften. Nicht leicht ist einem deutschen Mäcen im Leben und nach dem Tode so viel Weihrauch gestreut worden als dieser Dame. Ihr Privatleben, sowohl in den glänzenden Cirkeln von Berlin, Petersburg und Paris, als in dem stilleren Familienvereine auf ihrem schönen, gastfreundlichen Sommersitze zu Löbichau, gehört in die Annalen der höheren geselligen Bildung unserer Zeit, in welcher die Herzogin als eine Frau erschien, die mit der feinsten Weltbildung, wahren Kunstsinn und Geschmack und einen hellen Geist, ohne Laune, ohne Eigenliebe und Vorurtheil, mit einem Herzen voll Religiosität und mit einem lebendigen Streben nach Allem, was gut ist und wahr und schön, zu vereinigen wußte; die das Glück ihres Lebens nur darin fand, um sich her glückliche Menschen zu sehen. Tiedge, der ihr Leben nach eigener vieljähriger Beobachtung den Zeitgenossen mitgetheilt hat, sagt daher mit vollem Recht von ihr: „Nicht oft hat eine fürstliche Seele eine so schöne Krone von Edelthaten ihrem Diadem zugefügt, als sie“. Sie überlebten 4 Töchter, die jetzige Herzogin von Sagan und Herrin von Nachod in Böhmen, vermählt an Grafen Karl Rud. von der Schulenburg, die regierende Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, die Herzogin von Acerenza, Fürstin Pignatelli de Belmonte auf Löbichau und die Herzogin von Dino in Paris, Ge-

mahlin des Neffen vom Fürsten Talleyrand-Perigord. Des Herzogs Peter Bruder, Karl Ernst, entsagte auf Verlangen der Kaiserin Katharina II. der Thronfolge in Kurland für sich und seinen 1780 gebornen Sohn, Gustav Kalixt, und starb 1801 auf einem Landgute in Preußen. In Folge eines gewonnenen Processes gelangte dieser zum Besitz von Wartenberg, das die Vormundschaft seiner Cousinen 1802 räumen mußte, 1804 vom Kaiser Alexander für seine Ansprüche auf Kurland eine Jahrrente von 18.000 Ducaten, nannte sich nun Fürst Biron und starb 1821 als preuß. Generallieutenant und Gouverneur in Glatz. Der jetzige Fürst ist Karl Friedrich Wilhelm, geboren 1811. 1818 bestätigte der Kaiser Alexander die Urkunde des kurländischen Adels, welche den Bauernstand in Kurland für frei erklärte und seine Verhältnisse zu den dortigen Gutsherren ordnete. — Die Hauptstadt von Kurland ist Mitau (s. d.).

Kurzsichtig (myops) sind Menschen, die weniger gut in der Ferne als in der Nähe sehen. Der Grund der Kurzsichtigkeit kann in drei Bildungsfehlern der Augen liegen: entweder ist die Hornhaut zu convex, oder die Feuchtigkeiten brechen die Lichtstrahlen zu stark, oder die Linse ist zu erhaben. Bei jeder dieser fehlerhaften Constructionen der Augen geschieht die Vereinigung der Lichtstrahlen vor der Netzhaut; aus ihrem Focus fallen sie divergirend auf die Netzhaut, und entwerfen auf ihr kein helles und deutliches Bild des Gegenstandes, sondern ein dunkles und verworrenes. Je entfernter der Körper, von dem der Strahlenkegel ausgeht, von einem myopischen Auge ist, desto weiter muß daher ihr Vereinigungspunkt vor der Netzhaut fallen und um so undeutlicher muß das Bild auf derselben werden. Aus dem Gesagten ersieht man leicht, daß der Kurzsichtige in der Nähe, d. h. in der Sehweite, wo der Vereinigungspunkt gerade auf die Nervenhaut trifft, eine deutliche Gesichtsempfindung erhalte. Die Natur heilt die Kurzsichtigkeit nicht selten durch das vorgerückte Alter, wo die Feuchtigkeiten im Auge abnehmen und so ihre Brechungsfähigkeit auf ein normales Verhältniß zurückgebracht wird. Die Kunst hingegen vermag sie zwar nicht zu heilen, kann aber ihre Nachtheile heben durch hohlgeschliffene Gläser, welche die Strahlen etwas divergirend (auseinander) brechen; wodurch verhütet wird, daß die Convergenz der Strahlen nicht eher, als auf der Retina, Nervenhaut, geschieht. Da man den Grad der Myopie nicht bestimmen kann, so paßt auch nicht jedes hohlgeschliffene Glas für jedes kurzsichtige Auge, man muß daher mit den Brillen oft lange Versuche anstellen, bevor man die rechte trifft. S. Auge und Brillen.

Küster (Ludolf), wurde zu Blomberg im Fürstenthume Lippe-Bückeburg, 1670, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren. Nach Beendigung seiner Studien zu Berlin und Frankfurt a. d. O. ward er auf Empfehlung des Grafen von Spannheim zum Hofmeister für die Söhne des preuß. Premier-Ministers, Grafen von Schwerin, erwählt. Nach Erziehung der jungen Grafen begab sich Küster auf Reisen, verweilte einige Zeit in Utrecht, wo er die Bekanntschaft einiger gelehrten Männer machte. Von hier schiffte er sich nach England ein, von da nach Frankreich. Zu Paris verglich er den „Suidas“ mit 3 Handschriften der königl. Bibliothek. 1700 kehrte er nach England zurück und vollendete hier seine Ausgabe des „Suidas“, welches sein bestes Werk ist. Die Universität von Cambridge ertheilte ihm deßwegen die Doctorwürde.

Küster ging hierauf nach Berlin, wo ihn der König zu seinem Bibliothekar erhob. Es gefiel ihm hier nicht, weil er sich zu wenig geehrt fühlte; daher begab er sich wieder nach Holland, reisete nach Amsterdam, Rotterdam und von hier nach Antwerpen, wo er Freundschaft mit den Jesuiten schloß, denen er seine Neigung zur kathol. Religion zu erkennen gab. Von hier reisete er nach Paris und legte daselbst 1713 öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß ab. Seine tiefe Gelehrsamkeit, besonders seine Kenntnisse in der griech. Sprache erwarben ihm große Achtung bei den Gelehrten, und Ludwig XIV. bewilligte ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt. Die Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften nahm ihn zu einem außerordentlichen Mitgliede auf, welche Ehre vor ihm noch Keinem widerfahren war. Er genoß aber dieselbe nicht lange, denn er st. 1716. Seine vorzüglichsten Schriften sind eine „Historische Kritik des Homer", Jamblich's „Leben des Pythagoras", die Ausgabe des „Suidas" in 3 Fol., „Aristophanes" griechisch und lateinisch, Millius's „Neues Testament" u. m. a. Ausgaben. Unstreitig gehört Küster zu den berühmtesten Grammatikern seiner Zeit. Sein Leben war unbescholten; doch litt auch er an der gewöhnlichen Krankheit der Philologen, welche ihre Wissenschaft so hoch heben, daß alles Uebrige des menschlichen Wissens vor ihr dahinschwindet.

Küstrin, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (13 QM., 39.000 Ew.) und Festung in (Neumark) der Provinz Brandenburg (Reg.-Bez. Frankfurt) auf einer Ebene am rechten Ufer der Oder und der Mündung der Wartha, die sich hier südlich und östlich von der Stadt zu einem See erweitert. Nordöstlich, wo sie allein von der Landseite zugänglich ist, sind sumpfige Niederungen. Darum, wiewohl die Werke fehlerhaft nach alter italien. Art (Flanken der Bollwerke winkelrecht auf den Curtinen) angelegt, die Bollwerke zu klein und die Wälle zu hoch sind, ersetzt die Natur das Mangelhafte und Fehlerhafte der Kunst durch die Umgebungen. Außenwerke hat die Festung nicht. Von der langen Vorstadt geht der große Damm mit 36 Brücken, auf welchen man ¾ Meilen lang über die Moräste passiren muß. Küstrin hat ein Schloß, 2 evangel. Kirchen, 2 bedeutende Kornmagazine, von denen das eine ein kolossales Gebäude, Lazareth, Arbeitshaus, Gymnasium, 485 Häuser und mit Einschluß des Militairs 4720 Einw., denen Wollenzeuchmanufakturen aber Art, Strumpfwirkerei, Lederbereitung und Stärkefabrikation ebenso verschiedene als ergiebige Erwerbs- und Nahrungszweige bieten. Wie die Stadt jetzt dasteht, dieß verdankt sie der Gnade Friedrichs II., der sie nach dem fürchterlichen Bombardement der Russen, zwischen dem 15. und 22. Aug. 1758, wieder aufbauen ließ. Im Kriege 1806 wurde diese starke Festung, bald nach der jenaer Schlacht, von dem damaligen preuß. Commandanten, Obersten v. Ingersleben, wiewohl derselbe mit allem Erforderlichen reichlich versehen war und dem kurz vorher persönlich anwesenden Könige versprochen hatte, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, den kaum davor erschienenen franz. Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten, jedoch im März 1814 wurde sie den Preußen wieder übergeben.

Kutsche. Sie unterscheidet sich von andern Fuhrwerken am meisten durch einen bedeckten und in Riemen hängenden Kasten. Schon in den ältesten Zeiten hatten die Könige und Fürsten besondere Wagen, deren sie sich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, welche aber unbedeckt wa-

ren. In der Bibel werden deren bereits zu Josephs Zeiten in Aegypten erwähnt. Doch scheinen auch die bedeckten Wagen von hohem Alter zu seyn. Denn schon zu Moses's Zeiten gab es bedeckte Lustwagen, und die nomadischen Scythen sollen mit Leder bedeckte Wagen gehabt haben, um sich vor Sonne und übler Witterung zu schützen; so auch die Spartaner, die einen solchen Wagen Kanathron nannten. Ebenso ist der Sitz des Kutschers eine uralte Erfindung des Aetoliers Oxylus, welcher um 1100 v. Chr. das Königreich Elis in Besitz nahm. Auch die Römer hatten offene und bedeckte Wagen: auf den letztern schaffte man kranke Soldaten und alte Leute fort. Später wurde der bedeckte Wagen, welcher carruca hieß, und dessen Plinius zuerst gedenkt, erfunden; dieser wurde von Elfenbein, Erz und endlich gar von Silber und Gold verfertigt, weßwegen auch nur Magistratspersonen und Vornehme beiderlei Geschlechts sich desselben bedienten. Er wurde von Mauleseln gezogen. Bedeckte Wagen waren also den Alten bekannt, aber haugende Wagen oder Kutschen nicht. Diese sollen in Ungarn erfunden, und ihre Benennung, welche in der Sprache dieses Landes so viel als bedecken heißt, ebenfalls ungarischen Ursprungs seyn. Andre leiten das Wort von Gutsche ab, welches ehemals ein Ruhebett hieß, auch wohl von Kitsee oder Kutsee, dem Orte der Erfindung. In Italien zog 1266 Beatrix, die Gemahlin Karls v. Anjou, in einer mit himmelblauem Sammet, auf den goldene Lilien gestickt waren, beschlagene Kutsche in Neapel ein. Auch soll Isabella, die Gemahlin Karl VI. von Frankreich, 1405 in einem bedeckten in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Da sich anfangs nur Frauenzimmer dergleichen Wagen in Frankreich bedienten, so nannte man sie auch chariots damerets. In Ungarn wird die Erfindung der Kutschen auf das J. 1457 gesetzt. In Deutschland bedienten sich die Kaiser und Fürsten bereits im 15. Jahrh. der Kutschen; so kam Kaiser Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. 1509 hatte die Gemahlin des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg einen ganz vergoldeten Wagen und 12 andre mit Carmoisin beschlagene Kutschen. In Spanien soll man 1546 die erste Kutsche gesehen, und Karl V. sich beim Podagra eines solchen fahrenden Ruhebettes bedient und in demselben geschlafen haben. In Schwaben wurde die erste Kutsche dem alten Herzog Ulrich von Würtemberg von einem polnischen Fürsten um 1548 geschenkt. — Unter Franz I., König von Frankreich, erhielten die Kutschen die gehörige Einrichtung, man nannte sie carrosses und versah die Oeffnungen derselben mit ledernen Vorhängen. Die erste Mannsperson, welche sich einer solchen Karosse bediente, war Raimond von Laval, ein Hofcavalier Franz I., der so dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diana von Poitiers, Herzogin v. Valentinois (s. d.) Kutsche waren gegen 1540 die ersten dergleichen hängenden Fuhrwerke in Paris, und 10 Jahre später zählte man deren noch immer nicht mehe als 3. Unter Heinrich III. (1574—89) ward die 4. Kutsche, und zwar von einer Privatperson, gehalten, denn bis dahin war es nur ein Vorrecht des königl. Hauses oder sehr vornehmer Beamten gewesen. Heinrich IV., der in einer Kutsche ermordet wurde, hatte nebst seiner Gemahlin nur Eine Karosse, deren sie sich gemeinschaftlich bedienten, wie aus einem Briefe erhellt, in welchem er sein Ausbleiben bei einem Freunde damit entschüldigt, daß seine Gemahlin die Kutsche gebraucht habe. Der Mar-

schall Bassompierre brachte 1599 aus Italien die erste Kutsche mit Glasfenstern nach Frankreich, und 1658 waren schon 520 Kutschen in Paris, deren Zahl nun immer höher stieg. In England flüchtete schon 1360 die Mutter König Richards II. in einem solchen Fuhrwerke, welches man Wirlicotes nannte, aber erst 1580 unter der Königin Elisabeth kamen die eigentlichen Kutschen aus Deutschland nach England und wären daselbst 1650 bereits allgemein. In Schweden soll die erste Kutsche in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. gesehen worden seyn. In der Schweiz waren sie 1650 noch eine Seltenheit.

Kutter (engl.), ein schnellsegelndes kleines britisches Seefahrzeug, etwas breiter als eine Chaluppe gebaut, auch beinahe ebenso betakelt, doch mit einem höhern Mast und einem gerade laufenden Boogspriet oder einem solchen, der gelegentlich aufs Verdeck gelegt werden kann und mit mehrern und größern Segeln versehen. Außerdem daß diese Fahrzeuge besonders schnelle Segler sind, gehen sie sehr tief ins Wasser. Sie dienen in der Regel zur Fahrt im Canal zwischen England und Frankreich, zum Schleichhandel und zur Caperei. Das Gouvernement selbst rüstet oft Kutter als Kriegsschiffe aus, um gegen letztere zu streifen, wo sie 6—8 Kanonen und 30 Soldaten mit sich führen. Auch belegt man mit diesem Namen eine Art Boote der Linienschiffe.

Kutusow. Der Fürst Michaila Carrioccowicz Golenitschew Kutusow Smolenskoy, welcher sich durch die Befreiung Rußlands von der franz. Invasion einen berühmten Namen erworben hat, war aus altadeliger russ. Familie geb. 1745. Er wurde in seinem 15. Jahre Soldat und erhielt nach 2 Jahren (1761) eine Lieutenantsstelle, von welcher er sich bis zu der höchsten militairischen Würde emporschwang, ohne daß er durch Gunst eines Großen oder einen Freund bei Hof gehoben worden wäre. Sein Glück war sein Verdienst. In den in Polen wegen der Rechte der Dissidenten ausgebrochenen Unruhen und dem daraus entstandenen Kriege (1764—1769) bewährte er bei jeder Gelegenheit sein militairisches Talent und seinen kalten Muth. Aus Polen zog er unter Suwarow's Oberbefehl 1770 gegen die Türken. Die Einnahme der Festung Schiumla in der Moldau war sein Werk. Nach Beendigung dieses Krieges rückte er mit seinem Obergeneral gegen Pugatscheff und trug zu dessen Besiegung bei. Der Krieg, welchen Potemkin 1787 mit den Türken anfing, rief auch ihn auf das Schlachtfeld seiner frühern Thaten. Suwarow, der Oberbefehlshaber des Heeres, belagerte die Festung Oczakow. Kutusow, welcher in dem Belagerungsheer befehligte, erhielt bei der Erstürmung der Stadt eine gefährliche Kopfwunde. Eine Flintenkugel schlug ihm über dem rechten Auge durch die Schläfe. Er wurde dadurch eines Auges beraubt, behielt aber bis in sein hohes Alter ein gutes Gesicht. Kaum hergestellt half er die glänzenden Siege bei Fokzani den 31. Juli und bei Martiajestie den 21. Sept. 1789 entscheiden und nahm thätigen Antheil an der Eroberung der Festung Kilia. Er, der indessen Generalmajor geworden war, zeichnete sich bei der blutigen Eroberung der Festung Ismail, im Herbst 1790, rühmlich aus und wurde hierauf zum Generallieutenant ernannt. An dem Frieden zu Jassy 1792 hatte er diplomatischen Antheil. In dem nächsten Jahre wurde er von der Kaiserin mit einer besondern Mission nach Konstantinopel beauftragt und erwarb sich dabei die höchste Zufriedenheit. Nochmals sollte er an den Unruhen in Polen Theil nehmen. Unter Suwarow rückte er 1794

n das bewegte Land und half mit stürmender Hand das unglückliche Praga nehmen den 4. Nov. Polen fiel und Kutusow wurden zum Gouverneur von Finnland erhoben. Bald jedoch vertauschte er diesen Posten mit dem ähnlichen in Litthauen. In der Ruhe, welche er während seiner Verwaltung hier genoß, setzte er seine Studien fleißig fort, welche früher durch Krieg und Kriegsgeschrei gestört worden waren; und diese Zeit soll auf sein später höheres Wirken bedeutend günstigen Einfluß gehabt haben. 60 Jahre hatte Kutusow erreicht, als Rußland, das sich 1801 mit Frankreich befreundet hatte, sich an Oestreich anschloß (1805), und diesem ein ansehnliches Heer zu Hülfe sandte. Alexander ernannte den General der Infanterie, den alten Kutusow, zum Oberbefehlshaber dieses Heeres. Mit 55.000 Mann rückte er, dem noch bedeutende Streitkräfte folgten, an der Donau vor. Seine Bewegungen waren jedoch langsam. Darum überraschte ihn bei Braunau die Nachricht von der Uebergabe von Ulm und dem Verlust des östreich. Heeres. Er sah sich genöthigt, einen Rückzug anzutreten und bewerkstelligte ihn, nachdem er die Abtheilung des östreich. Kienmayer an sich gezogen und den Ankauf des feindlichen Heeres abgehalten hatte, in guter Ordnung. Am 11. Nov. empfing er bei Dürrenstein den Marschall Mortier, welcher die daselbst aufgestellten Russen für einen Vortrab hielt und sie mit 5000 Mann angriff, schlug ihn und nahm ihm nebst allem Geschütz und Gepäck 2000 Gefangene. Auch bei Hollabrunn und Guntersdorf den 16. Nov. schlug er sich mannhaft und zog, verfolgt von Bernadotte und Soult, nach Mähren zurück. Der Kaiser Franz ertheilte ihm für den schönen Rückzug das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens. In dem Innern von Mähren stellte er sein Heer auf, zog mehre östreich. Abtheilungen an sich, rückte, sobald er sich mit den russ. Garden vereinigt hatte, vor, drückte am 26. Nov. die Franzosen zurück und stellte sich bei Austerlitz auf. Hier, südlich von Ollmütz und östlich von Brünn, wurde die große Schlacht geliefert, deren blutiges Andenken sich an Kutusow's und Napoleons Namen knüpft; hier focht der ausgezeichnete Russe zum ersten Mal gegen den Helden des Jahrhunderts. Es war am 2. Dec. 1805, als 100.000 Russen und Oestreicher gegen 85.000 Franzosen kämpften, die von ihrem Kaiser, jene von Kutusow angeführt. Napoleon hatte das Glück der Schlacht durch die Bewegung seines rechten Flügels, durch welchen er die Operationen des linken der Verbündeten hemmte, schon auf seine Seite geneigt, als mit dem frühen Morgen die Schlacht begann. Die auf den Anhöhen von Pratzen vortheilhaft aufgestellten russ. Colonnen ließ Kutusow unvorsichtiger Weise aus ihrer guten Position vorrücken. Dadurch gab er dem General Soult Gelegenheit, ihn mit Uebermacht anzugreifen; die Verbindung des linken Flügels mit dem Mitteltreffen wurde gesprengt und Kutusow's linker Flügel abgeschnitten. Jetzt wendete der russ. Feldherr vergebens Alles an, um dem Andrang der Feinde gegen das Mitteltreffen zu begegnen. Vergebens hielt er hier ein mörderisches Kanonenfeuer aus, das Mitteltreffen wurde gesprengt. Nochmals ließ er die Garden in die Linie rücken, sie warfen auf einen Augenblick den Feind zurück, mußten aber endlich vor den entscheidenden Angriffen der franz. Garde weichen. Die Schlacht war für Kutusow verloren, aber der Rückzug, gedeckt durch die Garden unter dem Großfürsten Konstantin und durch die Oestreicher unter Fürst von Liechtenstein, war gut und ohne großen Verlust. Kutusow selbst verwundet, zog sich

Nachmittags um 3 Uhr in die Stellung bei Hogfediz Czeitsch zurück. Alexander, sein Kaiser, war wegen des Ausgangs der Schlacht nicht mit ihm zufrieden. Hatte er auch diesen nicht verschuldet, so hätte er doch einen andern herbeiführen können, wenn er bei Pratzen mit mehr Vorsicht zu Werke gegangen wäre. Jedenfalls hatte er sich rühmlich geschlagen und selbst die Franzosen ließen ihm hierein Gerechtigkeit widerfahren. Die Unzufriedenheit seines Monarchen setzte ihn eine Zeitlang außer Thätigkeit und erst 1811 rief ihn dieser wieder zu neuen Thaten, indem er ihm den Oberbefehl seines gegen die Türken kämpfenden Heeres anvertraute. Kaum aber war Kutusow in die durch den Tod des Generals Kamensky II. erledigte Oberfeldherrnstelle getreten, als der Krieg zwischen Rußland und Frankreich ausbrach (1812). Alsbald mußte Kutusow 40.000 Mann von seinem Heere nach Polen senden, um die dem in Rußland eindringenden Feinde entgegengestellte Heeresmasse zu verstärken. Aber auch mit den beschränkten Streitkräften mußte er, wohl mehr durch angeborene Schlauheit als durch Tapferkeit, den Krieg zum Besten Rußlands zu beendigen. Der glückliche Ausgang desselben erwarb ihm das unbedingte Vertrauen seines Kaisers und seiner Nation. Damals wartete ganz Rußland eines Retters. Alle Oberbefehlshaber des Heeres hatten den Feind nicht zurückhalten können; Smolensk war in der Franzosen Macht gefallen; man wollte keinen Ausländer mehr zum Oberanführer; ein geborner Russe wurde laut gefordert. Da warf Alexander, bemüht der Noth seines Reiches zu wehren, seinen Blick auf Kutusow und ernannte ihn, als er ihm das Glück seines Thrones anvertraute, zum Fürsten. Nach der Schlacht bei Mosaisk befolgte er einen neuen Kriegsplan. (Vgl. Russisch-deutscher Krieg.) Zur Verewigung seiner Siege erhielt er vom Kaiser Alexander den Beinamen des Smolenskers. Da er wußte, welches Schicksal den fliehenden Feind an den Ufern der Beresina erwartete, so folgte er nur langsam, und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Wilna anlangte, wo er seinen Kaiser empfing. Dieser Feldzug hatte Kutusow's Kräfte erschöpft; er stimmte nicht für das Ueberschreiten der Oder. Nachdem er noch aus Kalisch am 25. März 1813 die russische Proclamation, in welcher die Sache Europas, Deutschlands und der allgemeinen Menschheit so beredt geführt war, erlassen hatte, starb er zu Bunzlau am 28. April 1813 und ward als Held betrauert. Der Kaiser ertheilte seiner Witwe eine Pension von 86.000 Rub. jährl., und nach dem Tode derselben auch ihren 5 Töchtern. S. Kutusow's Biographie in dem „Magaz. biogr." des Herrn von Nicolay.

Kux (die Benennung jedes der 128 Theile, in welche ein Bergwerk oder eine Zeche (Schmelzhütte) eingetheilt wird) soll aus der slawonischen Sprache abstammen, wo Kukus ein Theil, und kuksen theilen heißt. Andere leiten diesen Namen von einem Schneeberger her, der Kux geheißen und die Eintheilung der Zechen zuerst aufgebracht haben soll. Zuweilen wird eine Zeche auch in Schichte getheilt, wo alsdann 32 Kure eine Schicht ausmachen. 4 Kure heißen ein Stamm, und folglich machen 32 Stamm eine ganze Zeche aus. Ein Erbkux (Erb- oder Ackertheil) ist ein solcher, welcher von Demjenigen, auf dessen Grund und Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut wird und gewöhnlich aus 4 Kuren besteht, wogegen aber der Grundherr verpflichtet ist, das nöthige Holz zu den Schachten, Gruben und Stollen, aber nicht zu den Häusern, Schmelz-

und Kohlenhütten unentgeltlich zu liefern. Ein Kux wird, wenn das Ganze in Gesellschaft gebaut und unter die einzelnen Theilnehmer vertheilt ist (Bergantheil), in diesem Falle zu den liegenden Gründen des jedesmaligen Besitzers gerechnet.

Kurhaven, mit Ritzebüttel, ein Flecken an der Stelle, wo die Elbe in die Nordsee fällt. Ritzebüttel mit seinem Schlosse liegt mehr landeinwärts als Kurhaven. Von dieser Burg aus, die Hamburgs Amtmänner verschönerten, befehdete die Hadeln'sche Vasallenfamilie Lappen die Elbschifffahrt. Deßwegen verjagten solche die Hamburger, legten eine Besatzung dahin und kauften sogar (im 14. Jahrh.) der Familie ihre Ansprüche ab, um die Mündung der Elbe unter ihrer beständigen Aufsicht zu haben. Die Dominialmühlen und Zehenteinkünfte genießt der jedesmalige Amtmann, ein Senator in Hamburg, dessen Vermögensumstände man verbessern will, auf 6 Jahre. Die Bauern dieses Amts gehören zu den glücklichsten in Deutschland. — Wo Ritzebüttel aufhört, d. h. bei der Schleuse, da fängt Kurhafen an. Es liegt am linken Ufer des Hafens vor der Schleuse bis zum Leuchtthurm. Am Hafen wohnen die Beamten desselben und die Lootsen dieses Nothhafens. Er ist sehr sicher, und die jährliche Reinigung verhütet seine Verschlämmung. Der Einwohner in Kurhaven und Ritzebüttel sind über 1000. Sie sind theils Fischer, theils Lootsen, und müssen, einer trefflichen Verordnung gemäß, beständig ein Lootsenboot bei den äußersten Fahrwasserzeichen in See haben, um den in den Strom einlaufenden Schiffen im Nothfalle Beistand leisten zu können. Von hier aus findet eine regelmäßige Paketbootsfahrt nach Harwich Statt. In den Zeiten der franz. Revolution, und bis zur Occupation der Elb- und Wesermündungen von Seiten der Franzosen, unterhielt man von hier aus eine stete Verbindung zwischen dem Festland und England. Seit 1816 besteht hier ein Seebad. Das Badehaus selbst ist auf einer, zwischen dem Meere und der Elbe gelegenen, von den Wellen bespülten Anhöhe errichtet. Sein geschmackvoller Bau und seine freundliche Einrichtung lockt viele Engländer dahin. Eine halbe Stunde vom Badhause ist in der See trefflicher, ebener Grund, vollkommen zum Bade geschickt, wo mittelst Karren gebadet wird, die zwei Räder haben und einem Schäferkarren gleichen. Sie haben ein Cabinet zum Aus- und Ankleiden und werden durch zwei Pferde bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die See gezogen. Ein am Karren befestigtes Zelt wird heruntergeschlagen, und nun badet man unter diesem, oder geht weiter in die See. Für Die, welche das Bad in der offenen See scheuen, findet sich hinter dem Badehaus eine andere Anstalt zu diesem Zwecke in einem kleinen Hause, das auf einem Damme zwischen zwei Landseen erbaut ist. Durch die Flut wird jedesmal dem einen See frisches Seewasser zugeführt, aus dem es durch eine Schleuse in den zweiten gelangt. Mittelst der angebrachten Röhren rinnt es dann in die Bäder im Hause und läuft auf der andern Seite ab. Der größere Salzgehalt der Nordsee vor der Ostsee ist hier deßhalb nicht zu fürchten, weil diese Anstalt ihr Wasser aus der Nordsee und Elbe zugleich erhält, das ein Gemisch von drei Theilen Salz- und einem Theil Flußwasser ist. Nach und nach werden zur Belustigung der Badenden allerhand Anlagen gemacht. Wohnungen findet der Kurgast in Kurhaven und Ritzebüttel, eine Viertelstunde vom Bade.

Kyau (Friedrich Wilhelm, Freiherr von), geb. zu Stralwalde 1654, trat sehr jung in kurbrandenburgische Kriegsdienste, machte mehre Feldzüge in Ungarn und den Niederlanden mit, ging dann nach Sachsen, wo er nach und nach vom Hauptmann bis zum General-Lieutenant und Commandanten von Königstein erhoben wurde und hier 1733 als General starb. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Belustigung und behauptete dessenungeachtet seine Würde, da er weniger sich als Andre zum Gegenstande des Gelächters machte. Eine große Menge der witzigen Einfälle und lustigen Begebenheiten, die von ihm erzählt werden, sind wohl untergeschoben. Es gibt zwei verschiedene Lebensbeschreibungen Kyau's, eine 1796 zu Freistadt, die andre von Wilhelmi 1797 zu Leipzig.

Kyrie (griech.): Herr! Alle musikalische Messen fangen mit den Worten: Kyrie eleison! (Herr, erbarme dich!) an. Daher wird auch überhaupt der erste Satz einer Messe das Kyrie genannt.

Kyritz, schon um 1240 existirende Stadt im ostpriegnitzer Kreise des Reg.-Bez. Potsdam, preuß. Prov. Brandenburg, liegt an der Jägelitz, ist ummauert, hat 2750 Einw., Sitz des Kreislandraths und eines Stadtgerichts; mancherlei Gewerbe. In der Nähe der Stadt liegen der Kyritz-, Blankow-, Stolp- und Borksee, welche 3 letztern durch einen Canal mit einander verbunden sind.

L.

L, der 12. Buchstabe des deutschen Abc, gehört zu den Zungenbuchstaben und wird mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die obere Reihe Zähne ausgesprochen. Zugleich ist er der erste der sogenannten Halblauter oder der fließenden Buchstaben, welcher häufig mit r verwechselt wird, besonders von Denen, die diesen Buchstaben nicht gut aussprechen können. 2) Auf den franz. Münzen das Zeichen der Münzstadt Bayonne, sowie das Zeichen der Hüte, welche bloß aus Wolle verfertigt sind; 3) bedeutet L auf Courszetteln Lettres oder Wechselbriefe; 4) zeigt unter den Abbreviaturen den röm. Namen Lucius an; 5) steht als Abbreviatur für Livre, Loth, Lübisch ꝛc., sowie es auch in mehren zusammengesetzten Abbreviaturen gebraucht wird; als auf den Recepten der Apotheker L. a. d. i. lege artis, kunstmäßig oder nach der Kunst; L. c. d. i. loco citato, am angeführten Orte; Lbfl. oder Lvl. Pfund Flämisch; Lg. leicht Geld; L. G., Livre de gros oder Pfund Flämisch; Lbl. Louisblank; Lb'or. Louisd'or; LPf. Liespfund; L. M. Landmünze; l. m., laeva manu; mit der linken Hand, wird bei der Musik für das Clavier und einige andere Instrumente denjenigen Discantnoten beigesetzt, welche mit der linken Hand gegriffen werden sollen; Lr., Lire; L. St. Pfund Sterl.

Laacher See, merkwürdigste Landsee in der preuß. Rheinprovinz (Reg.-Bez. Coblenz, Kreis Mayen), bei der ehemal. Benedictinerabtei Laach (1093 von Heinrich II. von Laach, niederlothringischer Pfalzgraf zu Aachen, gestiftet, jetzt Landgut), liegt von vulkanischen Bergen rund umschlossen, 666 Fuß höher als der Rhein, und scheint der Krater eines Vulkans zu seyn. Er ist 8694 F. lang, 7890 F. breit und hat einen Flächeninhalt von etwa 1500 preuß. Morgen. Er soll über 3000 Quellen haben, und über 200 Fuß, in der Mitte und an andern Stellen bis 197 Ellen tief seyn. Sein Wasser ist hell, bläulich und kalt, und der Sand, den er auswirft, wird vom Magnet angezogen. In der Mitte ist der See sehr tief und nährt Fische aller Art. Der Ablauf des Sees geschieht durch einen künstlichen Canal, der bei der Oeffnung gewölbt ist und dann unter der Erde fortgeht, späterhin aber von einem kleinen Bache aufgenommen wird. Am östlichen Ufer ist eine Mineralquelle.

Laar (Peter von), oder Laer, mit dem Beinamen il Bamboccio, s. Bamboccaden.

Labat (Johann Baptista), Dominicaner und Reisender, geb. 1663 zu Paris, lehrte Philosophie zu Nancy und wurde 1693 als Missionnair nach den Antillen geschickt, bereiste nach seiner Rückkehr 1705 Portugal, Spanien und Italien, und starb zu Paris 1738. Man hat von ihm eine, mehrmals aufgelegte und in mehre Sprachen übersetzte „Reise nach den amerikan. Inseln", welche eine recht gute Darstellung der Naturge-

schichte dieser Länder, insbesondere mehrer kleiner, wenig besuchter Inselchen, des Anbaues der dortigen Gewächse, des Ursprungs, der Sitten, der Religion und der Staatseinrichtungen ihrer Einwohner, sowie der merkwürdigsten polit. Begebenheiten, welche sich während der Anwesenheit des Verf. daselbst zugetragen haben, enthält; ferner eine naturgeschichtliche Beschreibung der Länder zwischen dem Senegal, dem Cap-Blanc und der Sierra-Leone, eine Reise durch Spanien und Italien, und ein Uebers. des Werks von Cavazzi über das westliche Aethiopien. Außerdem gab Labat noch die Reisen des Ritters Demarchais nach Guinea und Cayenne und die „Memoiren des Ritters d'Arvieux", dessen Reisen nach Palästina, Syrien und der Barbarei enthaltend, heraus. Zu Labat's Ehren haben die Naturforscher einem paar Bäumen von der Insel Cuba und aus Cayenne, aus dem Fliedergeschlecht, seinen Namen beigelegt.

Labé (Luise), bekannt u. d. N. der schönen Seilerin, geb. zu Lyon 1526 oder 27, war die Tochter eines gewissen Charly, genannt Labé, erhielt von demselben eine sorgfältige Erziehung und lernte außer Musik und mehren Sprachen sogar reiten und fechten. Ihr Geschlecht verleugnend, wurde sie 1542 Soldat und wohnte u. d. N. Capitain Coys der Belagerung von Perpignan bei. Da aber die Franzosen die Belagerung aufheben mußten, verließ sie den Kriegsdienst, legte sich auf Dichtkunst und andere Studien und vermählte sich endlich mit Ennemond Perin, einem reichen Seiler, dessen Wohlhabenheit sie in den Stand setzte, ihr Haus allen Männern von Genie und Geist zu öffnen. Gleichzeitige Dichter versetzen ihren Namen unter die Musen; der Neid ihrer Mitbürgerinnen jedoch machte ihr oft viel zu schaffen, weßhalb auch ihre Tugend von Einigen angegriffen, von Andern erhoben wird. Sie starb im März 1566. Man hat von ihr eine „Epistel an Clementia von Bourges"; „Der Kampf der Liebe und Thorheit", in Prosa; 3 Elegien, 24 Sonette. Gesammelt erschienen sie 1575 und Lyon 1762, 12.

Laboratorium, ein zur Ausführung chemischer Operationen schicklich und zweckmäßig eingerichteter Ort. Es muß wenigstens 2 Räume haben, in deren einem sich eine Esse mit einem Gebläse, Muffelöfen, Windöfen, Destillirapparate ꝛc., am besten unter einem feuerfesten Gewölbe mit einem Kamin befindet. Der andere Raum muß die übrigen Theile eines chemischen Apparats enthalten. Ein Laboratorium muß feuerfest, hell, trocken und dem frischen Luftzuge zugänglich seyn.

Laborde (Jean Joseph de), ein durch Thätigkeit, Unternehmungsgeist und wohlwollende Gesinnungen ausgezeichneter Kaufmann, aus einer alten Familie in Bearn, geb. 1724, erwarb zu Bayonne durch wohlberechnete Unternehmungen im Handel mit Westindien und Spanien ein großes Vermögen. Als 1758 der franz. Hof ein Anleihen von 50 Mill. Livres bei dem span. Hofe machen wollte, schloß der letztere das Geschäft nicht eher ab, als bis sich Laborde verbürgt hatte. Laborde wurde nun Hofbanquier, und der erste Minister Choiseul schenkte ihm sein volles Vertrauen. Nach dem Sturze dieses Staatsmannes zog Laborde sich von den mehrsten Geschäften zurück und behielt nur 6 Schiffe, weil er auf St.-Domingo große Plantagen hatte. Hier ließ er das erste und bis jetzt einzige Haus aus gehauenen Quadern bauen, die er numerirt als Ballast mit seinen Schiffen dahin geschafft hatte. Beim Anfange des amerikan. Freiheitskrieges war er allein im Stande, der Regierung 12 Mill. Livres in Gold nach Brest zu liefern, wodurch das Auslaufen der

Expedition unter Rochambeau möglich wurde. Später wandte Laborde ein Vermögen zu nützlichen und prachtvollen Bauten an. Die Schlösser von St.-Ouen, zu St.-Leu, zu la Ferte-Vidame und zu Mereville (bei Paris) wurden von ihm gebaut, sowie die schönsten Häuser in der Chaussée-d'Antin, einer pariser Straße, die damals ein zu seinem Hotel gehörender großer Garten war. Außerdem verwandte er jährl. eine Summe von 24.000 Fr. zur Unterstützung der Armen. Zu der Errichtung von 4 großen Hospitälern in Paris (1788) gab er allein 400.000 Fr. her. Mit dieser wahrhaft königl. Großmuth verband er die zarteste Form. Nie ließ er es Dem empfinden, dem er half, und nie sprach er von Dem, was er Gutes that. Zufrieden im Besitz der Liebe und Achtung seiner Mitbürger, lehnte er äußere Ehren bescheiden ab. Ludwig XVI. erhob eine Besitzung Laborde (der Familienname Laborde's war Dort, seine Vorfahren, die 1620 die kleine Herrschaft Laborde an sich gebracht hatten, nannten sich seitdem Dort-Laborde) zum Marquisat; allein er machte von diesem Titel keinen Gebrauch. Während der Schreckenszeit lebte Laborde in der Stille auf seinem Gute Mereville, konnte aber so wenig als Malesherbes und Lavoisier, Edle gleich ihm, der Wuth der Blutmenschen in Paris entgehen. Gendarmen schleppten den Greis vor das Bluttribunal. Seine ganze Gemeinde, 1200 Köpfe stark, wollte den Vater und Wohlthäter vertheidigen; er lehnte es ab und ermahnte zur Ruhe. Die braven Leute schickten eine Deputation an den Convent; umsonst! der Wohlthäter von Tausenden, der wahre Menschen- und Volksfreund, sank, 70 Jahre alt, den 18. April 1794 unter dem Beil der Guillotine. Sein Verbrechen war sein Reichthum. Laborde hatte 4 Söhne. 3 davon dienten in der Marine, 2 von diesen begleiteten den unglücklichen Lapeyrouse. Sie fanden ihren Tod, noch ehe Lapeyrouse's Schiff verloren ging, bei einer edeln, heldenmüthigen That, die der genannte Seefahrer noch in seinem Reiseberichte erzählt und wofür er ihnen im Port Français auf der Küste von Californien ein Denkmal setzte. Der Aelteste von diesen Dreien wurde, nachdem er den Seedienst aufgegeben, königl. Schatzmeister und 1789 Mitglied der constituirenden Versammlung. Berichte von ihm über den Zustand der Finanzen wurden damals auf Befehl der Kammer gedruckt. Er starb 1801 im freiwilligen Exil zu London.

Labrador (Neubritannien, Estotiland), große Halbinsel in Nordamerika, die zu dem engl. Gouvernement Newfoundland gerechnet wird, im N. und O. an das Meer, im S. an das Gouvernement Quebec, im W. an die Hudsonsbai grenzt, 39—60° W. L., 50—62° N. Br. und 21.319 QM. groß ist. Die Küsten, besonders im Osten, sind voll Klippen und Inseln und im Frühjahr mit erstaunlichen Eismassen bedeckt, die wahrscheinlich von Grönland kommen und die Schifffahrt sehr gefährlich machen. Im Innern sind hohe Gebirge, z. B. Trinity, und unfruchtbare Felsen, die mit dem Gebirgszug von Canada, Landeshaupt, in Verbindung stehen. Wenig Flüsse, aber viele Landseen, z. B. Mistassin und Atchi-Kunipi, und viele Meerbusen, z. B. die Davidsbucht und die Straße Belle Isle. Der sehr strenge Winter dauert vom September bis Juli; nur 2 Monate ist die Witterung gelinde. Bis zum 60° findet man verkrüppelte Bäume; weiter hinauf hört alle Vegetation auf. Zu den Producten gehören Wallfische, Seehunde, Bären, Wölfe, Füchse, Biber, Rennthiere, Lachse, Stockfische, Seevögel, Labradorsteine, Marienglas, Asbest, Eisen, Kupfer, Schwefelkies, Bergkrystall ꝛc. Die Einwohner sind Eski-

moer, die in Hochländer und eigentliche Eskimoer getheilt werden; jene nährt die Rennthierzucht, diese der Fischfang; beide sind unversöhnliche Feinde und zählen 15.000 Seelen. Zu ihnen gehören die im Westen umherziehenden Eskopiks; außer diesen findet man hier Kriks oder Kilistinos, Hudsonsbai-Indier ꝛc. Die Engländer haben den Pelzhandel der Hudsonsbaigesellschaft überlassen, die hier 6 Factorien, Prinz von Wales, Yorkfort, Richmondfort ꝛc. unterhält, und Pelzwerk gegen Branntwein, Wolldecken, Schießgewehr, Pulver und Blei eintauscht. Die Herrnhuter haben auf der Ostküste die Niederlassung Nain, Okkak und Hoffenthal. Schon 1500 ward die Halbinsel von dem Portugiesen Kasper Cortereal entdeckt, und Martin Forbisher unternahm dahin 1576 die erste Reise. Die südöstliche Küste heißt East-Main (östliches Festland) und die Westküste Westmain.

Labyrinth (der, das) war bei den Alten ein großes künstliches Gebäude, das so von mancherlei in einander laufenden Gängen und Wegen durchschnitten war, daß man schlechterdings, ohne besondere künstliche Mittel, nicht wieder herauskommen konnte. Das ägyptische Labyrinth, unter allen das berühmteste, befand sich in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, nicht weit von Krokodilopolis, in der Gegend, welche jetzt Fayum heißt. Nach Einigen soll es von den 12 Fürsten (250 v. Chr.,) nach Andern von Psammitichus, nach Andern von Ismandes, der daselbst auch begraben liegen soll, erbaut worden seyn. Es ist allem Vermuthen nach ein Grabmal gewesen. Das Gebäude, halb über, halb unter der Erde, war eins der schönsten der alten Welt und soll 3000 Säle oder Zimmer enthalten haben, deren Einrichtung eine architektonisch-symbolische Darstellung des Thierkreises und des Sonnensystems gewesen zu seyn scheint. Alle diese Säle waren von einer gemeinschaftlichen Mauer eingeschlossen und ringsherum mit Säulen umgeben, die Wege aber, welche zu den Palästen führten, so verwickelt angelegt, daß kein Fremder ohne Führer sich herausfinden konnte. In den untern Zimmern sollen die Särge der Erbauer des Labyrinths und der heil. Krokodile aufbewahrt seyn, die obern Zimmer aber an Kunst und Pracht alle andre menschliche Werke übertroffen haben. Jetzt sollen in diesem Labyrinthe nur noch 150 Zimmer zugänglich seyn, Schutt und Finsterniß aber den Eingang in die übrigen verbieten. — Der Labyrinth auf Kreta (Kandia) ist noch jetzt unweit Hagiosdeka, dem alten Gortyna, nach des Engländers Douglas's Untersuchung 1811, erkennbar (vgl. „Aeneas", V, 587). Man kann es weder (wie Sonnini, der es aber nicht selbst gesehen) für Steinbrüche, noch für bloße Gräber-Katakomben halten. Es war ein uralter Tempel des Minotauros, einer symbolischen Darstellung der allerzeugenden Sonne, der mit dem Kronos, oder Moloch der phönicischen Colonialstaaten, Eins gewesen. Sein Bild stand vielleicht im Mittelpunkte dieses Heiligthums der phönicischen Metallgräber oder Bergleute, die in den Hauptgebirgen des kupferreichen Kreta Stollen getrieben und diese durch kunstreich verschlungene Grottengänge zu Opfergebräuchen eingerichtet hatten. Douglas drang in den unterirdischen Gebäude 1100 Klftr. in gerader Richtung vor und durchsuchte auch zur Seite einige 30 Nebengänge. (S. Böttiger's Aufsatz im „Kunstblatt", 1816, St. 7.) — Das Labyrinth zu Clusium war vom Könige Porsenna, wahrscheinlich zu seinem eignen Grabmale, erbaut worden. Es war viereckig, von Stein, und hatte 50 Fuß in der Höhe,

30 auf jeder Seite in der Breite. An jeder Ecke stand eine Pyramide, und eine in der Mitte, jede 150 Fuß hoch und unten 75 breit. Uebrigens waren diese Gebäude nicht des Verirrens wegen erbaut, sondern hatten nur zufällig diese Eigenschaft. — Ueberhaupt nennt man nun Labyrinth einen Irrgang, Irrgarten; und figürl. jede verworrene, verwickelte Sache, deren Ausgang man nicht wohl absehen kann; in der Anatomie eine Höhle auf der Seite der Trommelhöhle des Ohres, aus vielfachen gewundenen Gängen bestehend. — Labyrinthisch, verwirrt, dunkel, verfänglich.

Lacaille, s. Caille.

Lacedämon, s. Sparta.

Lacépède (Bernard Germain Etienne, Graf Delaville sur Illon v.), Naturforscher, Pair von Frankreich, geb. zu Agen 1756, liebte von Jugend auf leidenschaftlich Naturgeschichte und Tonkunst; daher verließ er den Waffendienst, für den er bestimmt war, und widmete sich der Naturwissenschaft. Seine Lehrer und Freunde, Buffon und Daubenton, verschafften ihm die wichtige Stelle eines Conservateurs bei den naturgeschichtl. Sammlungen im Pflanzengarten. Bei dem Ausbruche der Revolution zum Mitgl. der gesetzgebenden Versammlung ernannt, gehörte Lacépède zu der gesetzmäßigten Partei. Um sich dem Sturme der Schreckenszeit zu entziehen, legte er seine Stelle am Naturaliencabinette nieder und zog sich auf sein Landgut Leuville zurück. Unter dem Directorium trat er wieder hervor und wurde zu einem der ersten Mitglieder des Instituts gewählt. Napoleon ernannte Lacépède in den Erhaltungssenat und ertheilte ihm die Würde eines Großkanzlers der Ehrenlegion. Lacépède ward einer der feurigsten Anhänger des Kaisers, und es gab während der 10jähr. Dauer der kais. Regierung wenige feierliche Ereignisse, wo er nicht als Redner aufgetreten wäre. Bei seiner Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit versank er in Schulden; daher gab ihm Napoleon einen Jahrgehalt von 40.000 Fr. Nach der ersten Restauration verlor Lacépède den Posten eines Großkanzlers der Ehrenlegion, wurde aber vom König zum Pair ernannt. Während der 100 Tage wählte ihn der Kaiser zum Großmeister der Universität Allein Lacépède lehnte diesen Posten ab und beschäftigte sich bloß mit den Wissenschaften. So erschien 1817 eine von ihm besorgte neue Ausg. von Buffon's Werken; er kündigte zugleich an, daß er, in Auftrag seines verst. Freundes Lagrange, dessen „Theorie über die Kometenbildung" herausgeben wolle. Auch erschien eine Fortsetz., des, von seinen großen Vorgängern begonnenen Werks über die Cetaceen. Seine „Geschichte der Fische" (5 Bde., 4.) wird für sein wichtigstes Werk gehalten. Das vollständ. Verz. seiner Schriften, zu welchen auch zwei kleine, anonym erschienene Romane und die Oper „Omphale" gehören, ist groß. Lacépède besaß die seltene Gabe, auch die trockensten Gegenstände seiner Kunst mit den Annehmlichkeiten eines glänzenden Styls auszuschmücken. Er starb den 6. Oct. 1825 auf seinem Landsitze Epinay (bei St.-Denis) an den Pocken. Villeneuve schrieb sein „Eloge historique" (Paris 1826). Von Lacépède's hinterlassener (sehr mangelhafter) „Hist. civile et militaire de l'Europe" (seit dem Ende des 5. bis zur Mitte des 18. Jahrh.) in 18 Bdn., erschienen die ersten 2 Bde. Paris 1826.

La Chaise (François d'Aix, de), geb. zu Aix in Florez 1624, trat nach Beendigung seiner Schulstudien in den Jesuitenorden, lehrte mit

großem Beifall Theologie, Philosophie und schöne Wissenschaften, wurde dann Provinzial zu Lyon und endlich an P. Ferrier's Stelle Beichtvater Ludwigs XIV., wo ihm bald sowohl sein Aeußeres als seine geistigen Talente einen großen Einfluß verschafften. Durch seine Hände gingen fast einzig und allein die Wohlthaten, die der König einem seiner Unterthanen zufließen lassen wollte, und nicht immer war seine Wahl hierbei gewissenhaft. Pracht und Vergnügen liebte er oft mehr, als es einem Geistlichen geziemte. Uebelwollende werfen ihm seine Landhäuser, Mahlzeiten und die Reichthümer vor, die er seiner Familie zuwandte. Dennoch behauptete er sich bis an seinen Tod 1709 in dem Vertrauen des Königs, obwohl er schon vorher bei seinem hohen Alter um Entlassung gebeten hatte. Bei seinem Leben noch hatte der König ihm auf der Anhöhe von Ménil-Montant ein Landhaus bauen lassen, welches Mont Louis genannt wurde und welches mit einer weiten Hecke eingehegt war, wo Ludwig XIV. und die Ersten seines Hofes oft dem P. La Chaise ihren Besuch abstatteten, und welches seit mehren Jahren einem großen Theile von Paris zum Begräbnißplatze diente (vgl. Paris). Uebrigens hatte er große Streitigkeiten mit den Jansenisten, zu deren Unterdrückung er durch Madame de Maintenon vorzüglich mitwirkte. Man hat von ihm mehre kleine philosophische, theologische und archäologische Schriften.

Lächerlich, ursprünglich Das, was Lachen erregt. Das Lachen aber ist eine convulsivische Aeußerung des Menschen, welche im Zustand der Lust und Freude, wie in dem der Verzweiflung und des bittern Spottes über Welt und menschliche Verhältnisse eintritt. Ersteres ist ihr gewöhnlicher Ursprung; weßhalb auch das Lächerliche nur auf das Lachen der Lust und Freude bezogen wird. Indessen unterscheidet man noch das Belachte oder Das, was einem oder dem andern Subjecte lächerlich ist, von dem Belachenswerthen oder dem Lächerlichen im engern Sinne. Letzteres deutet auf eine besondere Beschaffenheit oder Beziehung der Dinge auf unsern Verstand hin. Das wirklich Lächerliche hat, jener convulsivischen Aeußerung entsprechend, in einem schnellen Zusammendenken und Zusammenwirken solcher Dinge ihren Grund, die mit ihrem Begriffe und Zwecke in einem unerwarteten, aber unschädlichen Widerspruche stehen, welchen man anschaulich wahrnimmt. Hieraus ist auch erklärbar, warum das Lächerliche nur am Menschen vorkommt, oder von diesem auf äußere Dinge übertragen wird. Denn dem Menschen ist unter allen uns bekannten Geschöpfen allein das Vermögen der Begriffe und Zwecke eigenthümlich. Aber das Lächerliche darf das sittliche Wesen des Menschen nicht verletzen, oder schädlich seyn, weil dann das reine Lustgefühl aufgehoben werden würde, welches mit dem Lächerlichen in Verbindung stehen soll. Wo also das Lächerliche eine sittliche Handlung betrifft, oder das Gebiet des Sittlichen berührt, da muß vielmehr diejenige Seite des Gegenstandes herausgehoben werden, wodurch die Handlung als unverständig und ungereimt erscheint. Anschaulich muß sich jener Widerspruch des Ungereimten zeigen und auf Willkür gegründet seyn, denn so tritt der Irrthum spielend hervor, auch liegen Irrthum und Wahnsinn außer der Sphäre des rein Lächerlichen. Endlich ist das Lächerliche um so belustigender, je überraschender es hervortritt, weil es um so mehr und schneller den Geist thätig beschäftigt. Aber nicht immer weckt das wahrhaft Lächerliche und bei jedem Individuum das Lachen, oft nur das sanftere Lächeln der Fröhlichkeit, oder die innere ungeäußerte Freude je nachdem es in

einer Darstellung mit dem Sinnreichen und Witzigen verbunden ist, oder nicht. Vgl. Komisch.

Lacheſis, s. Parzen.

Lachter, Berglachter, Klafter, das Maß, nach dem gewöhnlich in den Bergwerken gemessen wird, 80 Zoll enthält und im Preußischen in 8 Achtel, das Achtel in 10 Lachterzoll, der Lachterzoll in 10 Priemen, und der Prieme in 10 Secunden getheilt wird.

Lackiren ist eine Kunst, die überhaupt in einem saubern Ueberziehen verschiedener Geräthe mit einem Firniß, daß sie wie Marmor oder Spiegel glänzen, besteht. Der Name kommt von dem Worte Lack, das morgenländ. Ursprungs ist und eine rothe glänzende und endlich in weiterem Sinne jede Farbe bedeutet. Das Lack entsteht durch den Stich einer Art von Schildläusen (Coicus ficus Lin.) auf den Blättern verschiedener indischer Bäume, besonders des Banians- oder indianischen Feigenbaums (ficus religiosa), der ficus indica (Lin.) und des Brustbeerenbaums (Rhamnus Inguba Lin.); die Insekten sind mit einer etwas zähen, halbdurchsichtigen Substanz umgeben, welche durch den Einfluß der Luft hart und rothbraun wird und der eigentliche Gummilack ist. Am häufigsten findet man den Gummilack auf Patna, vornehmlich auf den wüsten Gebirgen, an den beiden Ufern des Ganges. Der beste Lack hat eine dunkelrothe Farbe. Im Handel kommen folgende Sorten Gummilack vor: 1) Gummilack in seinem natürlichen Zustande, sowie er in Indien erzeugt und nach den Handelsplätzen geschafft wird: er wird Gummilack in Stangen oder Holzlack (Lacca in baculis) genannt; 2) Gummilack in Körnern (Lacca in granis), der aus kleinen, gelblich röthlichen, ihrer rothen färbenden Tinctur meist beraubten Körnern besteht; 3) Gummilack in Tafeln, Plattlack (Lacca in tabulis), eine Gestalt, welche die Indianer dem Lack durch Schmelzen und Gießen in Formen ertheilen: dieser kommt am häufigsten im Kleinhandel vor, und aus ihm macht man die jetzt sehr gebräuchlichen Lackfirnisse, womit Tischler und Drechsler ihren Erzeugnissen durch Einreibung einer daurende Glanz zu geben wissen. Die Erfindung des Lackirens wird den Chinesen und Japanern beigelegt; von einem Augustiner-Mönch Eustachius ist diese Kunst aus Indien nach Rom gebracht und von da in ganz Europa verbreitet worden. Die Chinesen sollen ihr Lackfirniß aus dem harzigen glänzend schwarzen Safte der Augia chinensis mit dem Oel aus den Früchten der Vernicia Montana vermischt bereiten. Der noch mehr geschätzte japanische Lackfirniß wird aus Rhus vernix durch Einschnitte in die Rinde gewonnen und zum Gebrauch mit dem Oel der Bignonia tomentosa vermischt. In der neuern in Europa üblichen Lackirkunst werden zwei nach den Lösungsmitteln benannte Hauptgattungen von Lackfirnissen unterschieden, nämlich Weingeistfirnisse (Spirituslacke) und Oellackfirnisse (s. Firniß). In der neuern Zeit ist über die Lackirkunst sehr viel geschrieben worden, nicht sowohl in besondern Werken, als in den häufig erschienenen ökonomisch-technologischen Haus- und Kunstbüchern aller Art.

Laclos (Pierre Ambroise François Chauderlos de), geb. zu Amiens 1741, war anfangs Ingenieuroffizier und darauf Offizier der Artillerie und Stabssecretair beim Herzog von Orleans, und schrieb schon vor der Revolution einen sehr schlüpfrigen Roman, betitelt: „Les Liaisons dangereuses", 1782, 4 Bde. 12. Beim Ausbruch der Revolution war er einer der thätigsten Mitglieder der Orleansschen Partei und zeichnete

sich, als Frau verkleidet, am 5. und Oct. beim Einfalle in das Schloß von Versailles in der Mitte der Halledamen eben nicht aufs Beste aus. Die Folgen dieses Tages bewogen den Herzog von Orleans, sich nach London zurückzuziehen, wohin Laclos ihn begleitete und von dort aus im beständigen Briefwechsel mit den übrigen Verschwornen blieb. 1791 glänzte er im Jakobinerclubb und trug nicht wenig zu den strengen Maßregeln bei, die nach Ludwigs Arretirung in Varennes gegen diesen unglücklichen Monarchen unternommen wurden, sowie er auch Urheber des Auflaufs auf dem Marsfelde war, gegen welchen Lafayette seine Truppen marschiren ließ. 1792 wurde er Oberster der Artillerie und Luckner'n an die Seite gesetzt; da aber der Herzog von Orleans 1793 gefangenommen wurde, traf ihn ein gleiches Schicksal. In seinem Gefängnisse soll er die meisten Reden Robespierre's entworfen haben. Nach dessen Falle erhielt er die Freiheit und eine Anstellung, sowie unter der Consularregierung die Inspection der Artillerie bei der Armee von Neapel. Er starb zu Tarent 1803.

Lacretelle (Pierre Louis), geb. 1751 zu Metz, wo sein Vater Advocat war, starb den 5. Sept. 1824 zu Paris. Durch des Generaladvocaten Servan Meisterwerke zum Studiums des Rechts, der Moral und der Literatur begeistert, ging er 1778 nach Paris, wurde hier Parlamentsadvocat und machte sich durch Schriften („Eloge de Montausier", 1781, die den 2. Preis erhielt, die „Memoires du Cte. de Saunois", neu und einzig in ihrer Art, und der von der Akademie gekr. „Discours sur le préjugé des peines infamantes") der Aufnahme in das Institut würdig, wo er an Laharpe's Stelle trat. Er hat mit diesem an der Redaction des „Mercure" Theil genommen: ein Geschäft, dem er sich 1817 unter sehr veränderten Verhältnissen im Vereine mit Jouy, Jay, B. Constant u. A. aufs Neue unterzog. Lacretelle umfaßte die Idee der Revolution mit allem Feuer eines großsinnigen Charakters, ohne in ihre Ausschweifungen überzugehen. In der gesetzgebenden Versammlung, 1792, stand er mit an der Spitze der constitutionnellen Partei, den sich zur Republik hinneigenden Girondisten entgegen. Mit dem 10. Aug. verschwand Lacretelle von der öffentlichen Bühne. Er widmete sich jetzt der Literatur. Wir finden ihn erst 1801 wieder als Mitglied des (napoleonischen) gesetzgebenden Körpers. Unbefleckt erhielt er seine Unabhängigkeit mitten in den politischen Umwälzungen. Freimüthig blieb er seinen Grundsätzen treu. Als Napoleons Herrschaft seine Hoffnung auf vernünftige, gesetzmäßige Freiheit vernichtete, zog er sich zurück. Seine Anmuth, die er weder bereute noch beklagte, war seine Ehre. Die nach der zweiten Restauration in Frankreich eintretende aristokratische Reaction, die sich besonders durch die Kammer von 1815 (. Chambre introuvable) kund that, warf ihn in die Opposition, welche die liberale Partei zu bilden begann, und die sich zu ihrem Zwecke des „Mercure de France" bemeistert hatte. Ein Preßgesetz unterwarf aber die Journale, welche an bestimmten Tagen erschienen, der Censur. Der „Mercure" wurde also aufgegeben, und die „Minerve française", an unbestimmten Tagen erscheinend, trat an jene Stelle. Lacretelle hatte sich zu diesem literar.-polit. Journal mit Aignan vereinigt. Die „Minerve française" gewann indessen einen solchen Einfluß auf die öffentliche Meinung, daß man sie, die schon bis zum 8. Bde. vorgeschritten war, durch neue Preßgesetze ebenfalls der Censur unterwarf, wo sie gleich aufhörte. Zwar

rfuchte Lacretelle, der jetzt Buchhändler wurde, ihre Fortsetzung durch ine Flugschriften; allein die Regierung verwickelte ihn in Processe, orin er sich selbst mit großer Energie vertheidigte. Ludwig XVIII. er- ß ihm die Gefängnißstrafe wegen seines kränklichen Alters und wegen r allgemeinen Achtung, in der er stand. Seitdem beschäftigte sich La- etelle mit der Samml. seiner Werke, die in 4 Liefer. erschienen sind Paris 1823 fg.). Lacretelle (Pierre Louis) ist Verf. mehrer logischen, me- phys. und moral. Artikel der „Encyclop. méthodique". Viele seiner rstreuten Aufsätze erschienen schon 1802, als „Oeuvres diverses", 5 Thle., nen er 1817 „Fragm. polit. et littéraires", und 1822 „Oeuvres" in , und „Portraits et tableaux" (darunter Mirabeau, Bonaparte und afayette), 2 Bde., hinzufügte. Sein Roman théatral: „Malherbe, ou fils naturel" (D'Alembert) ist eine treffliche dram. Dichtung. Ferner hätzt man seine „Soirées avec Guill. Lamoignon de Malesherbes" und ine „Etudes sur la revolut. franç.". Beide sind nach seinem Tode er- hienen. Lacretelle's religiöser Sinn und sein Zartgefühl für das weib- che Geschlecht, sowie sein für die Freundschaft geschaffenes Herz, prä- en sich in seinem blühenden, lebhaften Style aus. Mad. de Carignan räsin v. Villefranche, würdigte ihn ihrer Freundschaft. Seine Stelle, n der Akademie erhielt H. Droz.

Lacrimä Christi (d. i. Christi Thränen), Thränenwein, der rzüglichste der italienischen Weine, von dunkelrother Farbe, wächst am uß des Vesuv bei Neapel, und läuft noch vor dem Pressen der Trau- en in Gestalt von Thränen aus der Kelter. Auch auf einigen griech. nseln wird eine Art Thränenwein gewonnen.

Lactantius Firmianus (Lucius Cölius oder Cäcilius), latein. Redner und Kirchenvater, dessen Vaterland und Abstammung unbekannt ist, denn Einige lassen ihn in Afrika, Andere zu Formo in der heutigen Mark Ancona geboren werden. Er war ein Schüler des Arnobius und erhielt durch seine Beredtsamkeit einen so großen Ruf, daß ihn Diocle- ian nach Nicomedien kommen ließ, wo er damals Hof hielt, um Rhe- orik zu lehren. Daselbst war er Zeuge der schrecklichsten Christenver- olgung, 398, und wenn er auch damals noch nicht Christ war (welches weifelhaft ist), so nahm er doch nach seiner Menschlichkeit den größten Antheil an ihren Leiden. Seiner Tugend und seinen Verdiensten ver- dankte er es, daß Kaiser Konstantin ihm die Erziehung seines Sohnes Crispus anvertraute. Diese neue Würde machte ihn nur um so beschei- dener; er lebte mitten im Ueberfluß und dem Geräusch des Hofes in großer Armuth und Einsamkeit. Geschenke, die ihm der Kaiser verehrte, vertheilte er unter die Armen, und so war es natürlich, daß er bei sei- nem Tode 325 allgemein betrauert wurde. In seinen Schriften wählte er sich Cicero zum Muster, weßhalb man ihn auch den christlichen Cicero nennt. Die wichtigste unter seinen Schriften ist: „Divinarium institut. libri VII.", worin er die christliche Religion von Seiten ihres innern Werthes vertheidigt. Außerdem hat man von ihm: „De ira dei"; „De opificio dei"; „De mortibus persecutorum"; „Symposium"; Ausgaben sämmtlicher Werke c. not. Cellarii et alior. ed. J. L. Bünemann, Leipz., 1739, 8.; kritischer, mit Vergleichung von 30 Handschriften, Editio J. B Lebrun und N. Lenglet Dufresnoy, Paris 1748, 2 Bde. 4.; von Wachius, Leipzig 1715, 4.; Cum notis variorum, Ley- den 1660, 4.; Rom 1754, 14 Bde., 8. — 2) Lactantius Placi-

dus, auch Luctatius oder Lutaticus, ein Grammatiker, wie man gewöhnlich glaubt des 6. Jahrh., hinterließ Scholien über die „Thebaide“ und „Achilleis“ von Statius, die sich bei den ersten Ausgaben dieses Dichters befinden. Auch schreibt man ihm die Argumente zu den „Metamorphosen“ Ovids in der Burmannischen Ausgabe und in der Sammlung der latein. Mythographen von Thomas Munker und van Staveren zu.

Lady (sprich: Lehdi) ist in England der gesetzmäßige Titel der Gemahlin eines Lords, Baronets oder Ritters. Den Töchtern derselben kommt eigentlich nur der Titel Miß zu; indessen nennt man auch sie aus Höflichkeit Lady. Der Plural Ladies (meine Damen) wird im Allgemeinen, den Rang unbeachtet, gebraucht; ebenso wie man Gentlemen (meine Herren) sagt.

Ladronen, 1) (Marianen, Diebsinseln, Archipelagus von St.-Lazarus), Gruppe von 15 Inseln im SO. von Asien, und ostwärts der Philippinen; an 57 QM. groß. Die Inseln stehen unter span. Oberherrschaft und sind sehr fruchtbar an Reiß, Mais, Kakao, Brotfrüchten, Zucker, Indigo, Baumwolle und Ananas. Nur 5400 Einw. leben auf den Inseln Guam, Saypan und Rota. Die schwarzen Ureinwohner sind von den Spaniern beinahe ausgerottet. 2) Inseln, südlich der chinesischen Stadt Kanton, mit 40—50.000 Einw., die von Seeräuberei leben und große Flotten haben.

Laërtes, Sohn des Akrisius und der Chalkomethusa, wohnte der kalydonischen Jagd und dem Argonautenzuge bei, und heirathete nachher die Tochter des Autolykus, Eurykea, mit welcher er, außer mehren Töchtern, einen einzigen Sohn, den Ulysses, zeugte. Er erreichte ein hohes Alter, und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja, über dessen Abwesenheit er in die tiefste Trauer versunken war, dessen Rückkunft aber ihn so verjüngte, daß er noch an dem Kampfe gegen die aufrührerischen Ithakenser Theil nehmen konnte.

Laetare, der vierte Sonntag in der Fasten, weil an demselben in der alten latein. Kirche die Gottesverehrung mit den Worten anfing: Jes. 54. 1. „Laetare sterilis“ (sey fröhlich, du Unfruchtbare!)

Lafayette (Maria Magdalena, Gräfin von), geistreiche Schriftstellerin, Tochter des Gouverneurs in Havre de Grace, Aymar de Vergne, heirathete 1655 den Grafen Franz Lafayette und machte nun ihr Haus zum Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister ihrer Zeit. Mit dem Herzog von Rochefaucauld, mit Huet, Menage, Lafontaine und Segrais stand sie im Verhältniß der innigsten Freundschaft. Sie starb 1693. Ihre vorzüglichsten Schriften sind: „Zaïde“, „La Princesse de Clève“ und „La Princesse de Montpensier“, deutsch von Friedrich Schulz.

Lafontaine (August Heinrich Julius), der fruchtbarste und einer der beliebtesten Romandichter Deutschland, geb. 1766 in Braunschweig. Sein Vater war Maler und ein braver Künstler. Lafontaine war in Braunschweig und Schöningen auf Schulen, und studirte in Helmstädt Theologie. 1786 ward er in Halle Hauslehrer beim General v. Thadden, 1789 Feldprediger, ging 1792 als solcher mit dem preuß. Heere nach der Champagne und kehrte nach dem baseler Frieden nach Halle zurück. Der König von Preußen schenkte ihm eine Anwartschaft auf eine Dompräbende in Magdeburg. Er starb zu Halle 1831 als Privatmann. „Bei Fertigung seiner Liebensgeschichte — sagt ein Kunstrichter — war es diesem Schriftsteller weder um Aufstellung des eigentlichen Romans

n höhern Sinne, noch um Kunstwerth überhaupt zu thun. Er wollte ur angenehm und rührend unterhalten, und diesen Zweck erreichte er ast immer. Seine Phantasie war nicht glühend, aber lebhaft; seine Darstellungsart bewies viel Geschick und Gewandtheit; Plan und Ausführung waren flüchtig, aber meistens gut, der Styl war diesen Allen angemessen, und die Moral, welche er einwebte, ließ auf das reine Herz des Verf. schließen. Doch hatte er eine überwiegende Neigung, den Menschen von Seiten seiner Schwäche zu schildern, auch war er hierin glücklicher als im Darstellen der edeln Menschennatur; darum mißlangen ihm große Charaktere. Seine Menschen waren ein Mittelschlag. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenschaft folgte auf die andere; die unglückliche, sich selbst verzehrende, unaufhörlich zwischen Entzücken und Verzweiflung schwebende Liebe ward mit übersättigender Ausführlichkeit und mit entnervender Empfindlichkeit geschildert. Feuchte Augen, glänzende Thränen, zagende Herzen und tiefe Seufzer wurden daher Hauptbestandtheile seiner Romane. Die Tugend bleibt zwar, trotz den ewigen Kämpfen und der nahen Gefahr des Unterliegens, meistens am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram, Schmerz und Kummer zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. Daß übrigens in den letztern seiner bürgerlichen Familiengemälde eine zur Einförmigkeit gewordene Familienähnlichkeit herrschte, ist anerkannt, sodaß, wer einige seiner Romane, besonders die ältern (z. B. den „Sonderling", „Quintius Heymeran v. Flaming", „Die Familie v. Halden" u. a.), welche an Frische der Empfindung und reiner Naivetät alle spätern weit übertreffen, gelesen hat, die übrigen entbehren kann. Auch fangen viele seiner aus der bürgerlichen Wirklichkeit genommenen Charaktere nun zu altern an, entweder weil sie in eine frühere Zeit gehören, oder weil die Ueberspanntheit der Empfindung zur Ehre unserer Zeit dem kräftigen Thatentriebe weicht". — Lafontaine's Individualität schien mit seinen Schriften in einem seltsamen Contraste zu stehen; denn man fand an dem launigen und fröhlich unterhaltenden Gesellschafter schwerlich eine Spur von der in seinen Romanen herrschenden Empfindsamkeit. Auch wurde seine Biederkeit von Allen, die ihn kannten, anerkannt. Durch eine Bearbeitung des Aeschylos „Agamemnon" und der „Koephoren" mit geistreichen Erläuterungen (Halle 1821 fg., 2 Bde.) hat er eine nach eigenthümlichen Ansichten vorgenommene Kritik des Textes zu begründen gesucht.

Lafontaine (Jean), der lieblichste Fabel- und Novellendichter Frankreichs, wurde zu Chateau-Thierry 1621 geboren. Anfangs wollte er sich dem geistlichen Stande widmen, entsagte aber demselben bald. Sein Dichtergeist wurde erst in seinem 22. Jahre durch die schöne Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrichs IV. geweckt. Seine poetischen Versuche fanden bei einem Verwandten Beifall, und dieser munterte ihn auf zum Fortschreiten. Lafontaine las jetzt die ältern Werke der franz. Literatur, als Rabelais, Marot und Urfre, welche ihn durch ihren Witz, ihre Natürlichkeit, Naivetät und anspruchlose Grazie ungemein anzogen. Er war ihr Geistesverwandte, daher denn auch in ihnen die vorzüglichsten Quellen seiner Bildung suchte und fand. Er war zwar mit einem schönen und geistreichen Frauenzimmer verheirathet; doch seine Liebe zu einem zwanglosen Leben und zur Hauptstadt entfernte ihn von ihr. Die

Herzogin von Bouillon, die zu Chateau-Thierry lebte, brachte ihn nach Paris; wo der Intendant Fouquet sich seiner zuerst und freundlich annahm. Nach der Ungnade und dem Falle dieses Mannes, dessen Unglück er in in einer rührenden Elegie besang, kam er in die Dienste Henrichten's von England. Nach ihrem Tode beeiferten sich mehre Großen für seinen Lebensunterhalt zu sorgen; doch hatte er an der Freigebigkeit Ludwig XIV. keinen Theil. Alljährlich machte er eine Reise nach seiner Frau, verkaufte dann ein Stück seiner väterlichen Habe und kümmerte sich nun nicht weiter um das Uebrigbleibende. Er lebte mit der größten Sorglosigkeit in den Tag hinein; diese Sorglosigkeit erstreckte sich über sein ganzes Betragen und ging manchmal in Unempfindlichkeit über. Die Herzogin von Bouillon sah ihn, als sie eines Morgens nach Versailles fuhr, träumend unter einem Baume am Wege sitzen, und als sie Abends zurückkam, fand sie ihn noch an demselben Orte und in derselben Stellung, wiewohl es den ganzen, sehr kalten Tag über geregnet hatte. Seine Zerstreutheit soll so groß gewesen seyn, daß sie ihn zuweilen des Gedächtnisses, ja selbst der Urtheilskraft beraubte. Deßwegen sagte die Frau von Saliere, als sie ihren Hausstand beschränkte: „Ich habe nichts behalten, als meine drei Thiere, den Hund, die Katze und Lafontaine". Er starb 1695. Seine Büste steht im Saale der Akademie. Kein Schriftsteller hat sich so rein und ohne Rückhalt in seinen Werken gezeichnet als Lafontaine. Er ist in ihnen, was er in seinem Leben war: kunstlos, naiv, freundlich, sanft, furchtsam, nachgiebig, leichtglaubig, vom allen Ehrgeize und allem Zorn und Hasse entfernt. Er sprach wenig und unbeholfen, so lange ihn nicht ein Gegenstand reizte und in Wärme versetzte. Unnachahmlich ist er in seinem Talente zu Erzählungen; unter dem Scheine der Nachlässigkeit verbirgt er eine feine Kunst und tief durchdachte Ordnung. Außer seinen Fabeln und Erzählungen verdienen erwähnt zu werden: „Les amours de Psyche"; die beiden kleinen Lustspiele: „L'Eunuque" und „Florentin"; sein „Poëme sur la Quinquina"; ein anderes: „Sur St.-Malch" und ein kleines, aber meisterhaftes Gedicht: „Adonis".

Lagrange (Joseph Louis), Geometer, geb. 1736 zu Turin. Schon im 19. Jahre zum Prof. der Mathematik an der Artillerieschule in Turin ernannt, machte er bald Aufsehen in der gelehrten Welt, errang auch mehre Preise bei der Akademie der Wissenschaften in Paris, und wurde (1766) nach Berlin an Eulers Stelle, als Director der Akademie berufen. Doch nach Friedrichs II. Tode folgte er dem Rufe, der ihn 1787 nach Paris ward, wo er aber in eine Schwermuth verfiel, die ihn lange Zeit von seiner Lieblingswissenschaft entfernte, bis er, nach vorübergegangenen Stürmen der Revolution, zum Professor an der neuerrichteten Normalschule ernannt, nun wieder mit neuer Liebe und neuem Eifer in seine vorige Thätigkeit trat und seinen Ruhm in Frankreich immer mehr erhöhte. Von der republikanischen Regierung ebensowohl, als nachher von Napoleon aufs ausgezeichnetste beehrt, zum Mitgliede des Senats ernannt, zuletzt auch in den Grafenstand erhoben, starb er 1813. Seine „Mécanique analytique", seine „Théorie des fonctions analytiques" und so viele andere Schriften, werden seinen Ruhm in lebendem Andenken erhalten.

Lagunen (ital.), eigentlich kleine Pfützen, Teiche; dann heißen vorzüglich die kleinen Seen, Inseln ꝛc. so, welche das adriatische Meer bei Venedig durch das Durchbrechen des Dammes gebildet hat und worauf (es sind deren einige 60) Venedig selbst erbaut ist.

Laharpe (Jean François de), s. Harpe.

Lahyre (hieß eigentlich Etienne Vignoles), ein tapferer Ritter Karls VII. von Frankreich und treuer Gefährte des Mädchens von Orleans, s. Vignoles.

Laibach, ital. Lubianna, illyr. Lublan, wohlgebaute Hauptst. des österreich. Herzogth. Krain, am fischreichen und schiffbaren Fluß gleichen Namens, der im Winter warmes Wasser hat, bei Osterberg in die Save fällt und über den 3 Brücken führen, mit mehren Vorstädten, 1000 H., 12.000 Ew. ohne Fremde und Militair, mit diesen 20.000 Einw., die deutsch, italienisch, neugriechisch, zum Theil auch franz. sprechen (Volkssprache ist die illyrisch-vindelicische Mundart, die vom Kroatischen und Dalmatischen wenig abweicht). Laibach hat ein Bergschloß, das jetzt zu einem Gefängniß dient, eine Kathedrale, 10 andre Kirchen, 2 Hospitäler, Theater u. s. w. Hier ist der Sitz des ersten kaiserl. Guberniums im Königreich Illyrien für Kärnthen und Krain, eines Fürstbischofs mit einem Domcapitel und Consistoriums, sowie mehrer andrer Behörden. Laibach hat ein Lyceum mit Bibliothek, Gymnasium, Clerikalseminar, Normalhauptschule, Sternwarte, Provinzialbibliothek, Gesellschaft des Ackerbaus und der Künste. Es gibt Manufakturen und Fabriken in Seidenzeuch, Seidenband, Leder, Fayence, chemischen Produkten u. a. Die Stadt steht mit Wien, Venedig, Konstantinopel und Baiern in regelmäßigem Verkehr und hat besonders viel Commissions- und Speditionshandel. Laibach war im Alterthum, wo es Aemona hieß, eine ansehnliche Stadt im vindelicischen Illyrien, welche von den Hunnen und Longobarden zerstört und von Karl d. Gr., wie man glaubt, wiederhergestellt wurde. 1809—13 war hier der Sitz des franz. Generalgouverneurs der illyrischen Provinzen. Im Dec. 1820 ward der Congreß von Troppau hierher verlegt, am 26. Jan. 1826 eröffnet und am 12. Mai geschlossen. Gegenwärtig waren die Kaiser von Oestreich und von Rußland (der König von Preußen konnte nicht persönlich Theil nehmen), dann der König Ferdinand von beiden Sicilien, der Herzog von Modena, die Minister der 5 Hauptmächte, sowie der italien. Staaten, um die Ruhe Italiens gegen den Carbonarismus (s. d. und Italien) zu sichern und die Ordnung in Neapel und Sicilien, sowie in Piemont wiederherzustellen. (Vgl. Sicilien, beide, und Sardinische Monarchie; s. auch Intervention.)

Laien, in der kathol. Kirche, die Weltlichen, im Gegensatze gegen die Kleriker (s. Klerus) oder Geistlichen; daher Laienbrüder und Laienschwestern die zur Bedienung der Ordenspersonen in Klöstern bestimmten Personen; Laienpriester, ein Priester, welcher kein Klostergelübde gethan hat; Laienpfründe, eine geistliche Pfründe, welche ein Weltlicher besitzt. Bildlich ein in Etwas Unerfahrener.

Laing (Alexander Gordon), einer der kühnsten Reisenden der neuern Zeit, der als Opfer erdkundlicher Wißbegierde in Afrikas Sande ruht, geb. 1795 zu Edinburg. Das Kriegsleben zog ihn so sehr an, daß er 1811 nach Barbados ging, wo sein Oheim, der nachmalige General Gordon, ein Regiment commandirte. Nach mehrjähriger Dienstzeit auf den Antillen kehrte er 1811 in sein Vaterland zurück, wo er eine glänzende Aufnahme fand. Er ging bald nachher als Lieutenant und Adjutant nach Sierra Leone und erhielt von dem damaligen Befehlshaber Sir Charles M'Carthy den Auftrag, nach Cambia und Mandingo vor-

zudringen. Man gestattete ihm, einen Reiseplan nach seiner Absicht auszuführen. Laing verfolgte den Lauf des stärksten Armes des Rokelleflusses bis zu dessen Quelle. Ebenso wurden der Mongo und Karamanka und einige andere Flüsse nebst Timbo, der Hauptstadt der Fullahs, und die Lage und Höhe des Berges Loma, wo der Dschliba entspringt, bestimmt und die Reiche Timmanih und Kuranko durchwandert. Nach dem Tode des Befehlshabers M'Charthy 1824 wurde Laing nach England gesendet, um der Regierung über die Lage der Angelegenheiten in Afrika Bericht zu erstatten. Bald nachher bot sich ihm die sehnlich gewünschte Gelegenheit dar, unter der Begünstigung der Regierung eine Reise zur Erforschung des Nigers zu unternehmen, und er verließ, zum Major befördert, im Febr. 1825 England, um über Tripolis, nicht durch Burn, wie seine unmittelbare Vorgänger, sondern auf geradem Weg über die Oase Agably nach Timbuktu vorzudringen. Das „Itinéraire de Tripoli de Barbarie à la ville de Timbuctu par le Cheykh Hagg-Cassem" (redigirt von dem franz. Viceconsul Delaporte, 1818 von Jomard dem Institute vorgelegt und Veranlassung zu Walkenaer's „Recherches géographiques sur l'intérieur de l'Afrique septentrionale") setzt Timbuktu 81 Tagereisen von Tripolis und die Oase Ain-Selah und Agably 33 Tagmärsche oder drei Siebentheile des Weges. In Tripolis vermählte sich Laing am 14. Juli 1825 nach einer Bekanntschaft von wenigen Wochen mit der Tochter des dortigen britischen Consuls Warrington, setzte aber schon am zweiten Tage nach seiner Hochzeit, seine Gattin bei ihren Aeltern zurücklassend, seine Reise fort. Sein letztes Schreiben war von Tual, den 27. Dec. 1825, seinem 31. Geburtstage, datirt. Laut eines Briefes, den er am 21. Sept. 1826 an seinen Schwiegervater schrieb und in Timbuktu zurückließ, war er unter Begleitung eines Häuptlings, Namens Attila, der in Gadames zu ihm gestoßen war, am 18. Aug. desselben Jahrs in Timbuktu angelangt. Er hatte seine Absicht, zu Wasser nach Djenne zu reisen, aufgegeben, weil die Fullahs den Weg unsicher machten und ihr Sultan Bello seine feindseligen Gesinnungen gegen ihn verrathen hatte. Caillié, der kurze Zeit nach Laing in Timbuktu eintraf, erfuhr von den Einwohnern, daß die Karavane, zu welcher der Major gehörte, drei Tagereisen nördlich von dieser Stadt durch die Tuariks, einen Nomadenstamm in der Nähe des Dscholiba, überfallen worden sey. In der europäischen Kleidung als Christ erkannt, wurde Laing fürchterlich gemißhandelt; man hörte nicht auf, ihn mit einem Stocke zu schlagen, bis man ihn für todt hielt. Die Mauren der Karavane hoben ihn auf, führten den Erschöpften und seiner ganzen Habe Beraubten auf ein Kameel gebunden nach Timbuktu, wo er unter dem Schutze eines Tripolitaners, an den er empfohlen war, genas. Obwohl sehr gut in Timbuktu aufgenommen, verließ Laing nach zweimonatlichem Aufenthalte den Hauptzielpunkt seines Strebens, nur von einem Bedienten, Bungola, begleitet, und wählte den Weg über El-Araun, wo er sich an eine Karavane mauriſcher Kaufleute anzuschließen gedachte, welche Salz nach Sansanding führte. Nach fünftägiger Reise nordwärts von Timbuktu ward er von dem Scheikh Hamet ul d'Habib, einem fanatischen Häuptling des Stammes Zauad, angehalten und genöthigt Mohammed für den Propheten Gottes anzuerkennen. Laing vertraute zu sehr auf den Schutz des Pascha von Tripolis, der ihn allen Scheikhs der Wüste empfohlen hatte, blieb unerschütterlich in der Verweigerung und

ollte lieber sterben als den „Salam“ (mohammedanischen Gruß) leisten. un warf man ihm einen aufgewickelten Turban um den Hals und ließ n erdrosselt in der Wüste liegen, den Schakals und Geiern zur Beute. o starb Laing einen doppelten Märtyrertod, für Religion und Wissen. aft. Ueber das Schicksal der ihm geraubten Handschriften, die von mbuktu nach englischen Angaben (vergl. „Quarterly review“, Bd. 32, . 464 fg.) nach Tripolis und durch den Araber Hassuen in den Be; des französischen Consuls Rousseau gekommen seyn sollen, ist noch chts Zuverlässiges bekannt.

Laireſſe (Gerard de), Maler und Kupferstecher, geb. zu Lüttich 40, starb zu Amsterdam 1711, hinterließ viele herrliche Gemälde, die rch Richtigkeit der Zeichnung, treffliches Colorit und Würde im Aus. uck sich vorzüglich auszeichnen. Nicht mit Unrecht führt er den Na. n des holländischen Poussin. Nur seinen Figuren macht man den rwurf, daß sie zu kurz und zu wenig graziös sind. Für eines seiner ten Gemälde gilt ein Antiochus und Stratonice, welches sich 1781 zu nf befand. Als er 1690 erblindete, dictirte er einem Andern sein erk über die Malerei, von Jansen (Paris 1787, 2 Bde., 4., erschien rzlich in einer neuen Aufl.) ins Französische übersetzt. Von seinen ei Söhnen, die ebenfalls Maler waren, zeichneten sich vorzüglich aus raham und Johann als Thiermaler, und von seinen drei Brüdern nst und Johann als Thiermaler, und Jakob berühmt als Blumenma; dieser Letztere schrieb in flamändischer Sprache über die praktische alerei.

Lais, eine berüchtigte Buhlerin, geb. zu Hycarra in Sicilien um 0 v. Chr., wurde vom Athenienser Nikias nach Griechenland geführt d glänzte zu Korinth durch ihre Reize und Talente in einem so ho. n Grade, daß die größten Männer es für eine Ehre hielten, ihren iumphwagen zu zieren. Vom Demosthenes forderte sie fast die Sum. von 1000 Thalern für den Genuß ihrer Reize, allein derselbe fand ß zu theuer und kehrte daher unverrichteter Sache nach Athen zurück. n Korinth begab sich Lais nach Thessalien, und dort soll sie von Wei. n, die eifersüchtig auf ihre Schönheit waren, 340 v. Chr. in einem mpel der Venus ermordet worden seyn.

Lak, s. Rupie.

Lakonien, Lakonica, Lakonismus, s. Sparta.

Lalande (Joseph Jerome le Français de), berühmter Astronom, . zu Bourg en Bresse 1732, kam nach Paris, um die Rechte zu stu. n, verließ sie aber bald wieder, um sich unter dem berühmten Lemon. r der Mathematik ausschließlich zu ergeben. Seine großen Fähigkei. bewogen denselben, ihn nach Berlin zu senden, um daselbst die Pa. lare des Mondes zu bestimmen, während La Caille in gleicher Absicht h dem Cap der guten Hoffnung geschickt wurde. Obgleich er erst 19 re alt war, vollzog er doch diesen Auftrag zur großen Zufriedenheit. edrich II. gestattete ihm den Zutritt an den Hof; die berliner Akade. nahm ihn als ihr Mitglied auf und die pariser folgte bald dar. deren Beispiel. Man verdankt ihm aus dieser Zeit eine Ausgabe Halley'schen Tabellen und eine Geschichte des Kometen vom Jahre 9. Als Redacteur der „Connaissance de temps“ (1760 folg. J.) erte er den Plan dieses nützlichen Werkes, wovon nach und nach 17

Bände erschienen. Ohnerachtet er hiermit sehr beschäftigt war, erschien doch 1764 die erste Ausgabe seiner Astronomie (3 Bde., 4.) welches drei Auflagen erlebte, sowie ein von ihm selbst verfaßter Auszug (Paris 1795). Seit 1761 war er an Delisle's Stelle Professor der Astronomie am College de France, woraus mehre berühmte Schüler hervorgingen, die sich unter seinen Augen und in seinem Hause gebildet hatten. 1765 und 1766 unternahm er eine Reise nach Italien, und lieferte eine Beschreibung davon u. d. T.: „Voyage d'un Français en Italie dans les années 1765 et 1766", 8 Bde., 12., mit einem Bande Kupfern, Yverdun 1786, 9 Bde., welche ebenfalls die Fruchtbarkeit seines Geistes zeigt. Während von ihm alle astronomischen Artikel der „Encyclopädie von Yverdun" bearbeitet wurden, schrieb er auch noch: „Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc", 1788, Fol.; „Bibliographie astronomique", welche Werke wegen ihrer großen Brauchbarkeit und Vollständigkeit großen Beifall fanden. Da er zugleich Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Europens war, so betrachteten ihn alle Astronomen als Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten, und er suchte durch große Wahrheitsliebe diesem Amte zu entsprechen, obwohl er ebenfalls deßhalb auch Manchen beleidigte und dadurch die Zahl seiner Feinde vermehrte. Er starb zu Paris den 4. April 1807 und hinterließ, außer den schon angeführten, noch mehre schätzenswerthe Werke.

Lally (Thomas Arthur, Graf von), Baron von Tollendal oder Tullendally in Irland, geb. zu Romans in Dauphiné 1702, stammte aus Irland, welches seine Vorfahren aus Anhänglichkeit an die Sache der Stuarts verlassen und hierauf im franz. Heere Dienste genommen hatten. Von seinem 7. Jahre an war er Soldat, befand sich 1709 bei der Belagerung von Peronne und erstieg 1714 zuerst die Laufgräben von Barcelona. Nach beendigtem Kriege widmete er sich, nach dem Befehle seines Vaters, den Wissenschaften, zeichnete sich im östreichischen Erbfolgekriege mehrmals und vorzüglich in der Schlacht von Fontenoi unter den Augen Ludwigs XV. aus, der ihn auf dem Schlachtfelde zum Brigadier ernannte. Beim Ausbruche des 7jähr. Krieges wurde er im Dec. 1756 zum Statthalter der franz. Besitzungen in Ostindien ernannt, eroberte auch anfangs das Fort St.-David, unternahm die Belagerung von Madras, 1758, mußte sich aber von dort zurückziehen und wurde nun in Pondichery eingeschlossen und zur Uebergabe an die Engländer genöthigt, den 15. Jan. 1761. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich verurtheilte ihn ein Kriegsgericht zum Tode nach dreijährigem Proceß, und er wurde den 9. Mai 1766 hingerichtet. 1778 wurde jedoch sein Proceß revidirt und cassirt, wozu Voltaire und sein Sohn das Meiste beitrugen. — Der Sohn, Trophime Gérard, geb. zu Paris den 5. März 1751, widmete sich ebenfalls dem Kriegsdienste. Er machte sich durch die Schutzschriften zur Ehrenrettung seines Vaters bekannt, und umfaßte die Sache der Revolution mit Feuer, aber auch mit großem Verstande, indem ihm die Abwege nicht entgingen, auf welche die Anarchisten das Volk zu leiten suchten. Bei den fortschreitenden Volksausschweifungen ging er zu seinem Freunde Mounier nach der Schweiz. Er kehrte zurück, wurde verhaftet und entging, wie durch ein Wunder, den Septembermorden. Darauf floh er nach England und bot sich von da vergebens beim Processe Ludwigs XVI. zum Vertheidiger an. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, nahm aber erst unter

Ludwig XVIII. Theil an den öffentlichen Angelegenheiten, und wurde von diesem in die Kammer der Pairs gerufen, wo er, oft mit echter Beredtsamkeit, die constitutionnellen Grundsätze vertheidigte. Auch war er Mitglied der franz. Akademie. Er starb 1830.

Lama (Lamaische Religion), ein tangutisches Wort, bedeutet Mutter der Seelen, Seelsorger; bei den Mongolen heißt jeder Geistliche Lama, bei den Kalmücken nur die vom höheren Range. Die Bekenner der lamaischen Religion, Tibetaner, Kalmücken und Mongolen, verehren als den Stellvertreter ihres Götzen, des Schigemuni, den großen, mongolisch: Dalai-Lama, der in Tibet, in der Nähe von Lassa, seinen Sitz hat. Die Lamaiten überhaupt theilen sich in Gelb- und Rothmützen. Jede Secte steht unter 3 Lama's; die der gelben Kappen unter dem Dalai-, Tischu- oder Bogdo- und dem Taranautlama. Der Tischulama wohnt zu Tissumbu, 10 Tagreisen südwärts von Lassa; der Letztere an der Grenze des russischen Reichs. Die 3 Vorsteher der rothen Kappenträger heißen Schammar, und wohnen in Butan in verschiedenen Klöstern; der vornehmste unter ihnen, zu Tassisudon der Hauptstadt von Butan. Unter diesen 6 Lama's sind der Dalai-Lama und der Tischu-Lama die vornehmsten und mächtigsten. Keiner von diesen Lama's darf heirathen. Die Regierung ist also nicht erblich; sondern der Dalai-Lama ernennt in seinem Testamente seinen Nachfolger. Der große Lama ist nämlich in den Augen seiner Verehrer ein Halbgott, welcher nach dem Tode des Körpers, den er inne hat, sich in einen andern begibt. Zuweilen findet man den Gott, der die menschliche Hülle verlassen hat, in einem kleinen Kinde wieder, dem nach geschehener Einsetzung dieselbe Ehrerbietung von nahen und fernen Völkern bezeugt wird. Diese Ehrfurcht geht bis ins Lächerliche. Man hebt z. B. seine Ausleerungen als Amulete und Arzneimittel auf. Der Gehorsam gegen ihn und seine Diener ist fast grenzenlos. Jeder Khan huldigt ihm beim Antritte seiner Regierung. Dafür segnet er die Fürsten mit der bloßen Hand; Andere nur durch einen Scepter, an dessen Ende ein Band mit 3 Quasten befestigt ist, womit das Haupt des zu Segnenden berührt wird. Ehemals wurde oft ein dem Dalai-Lama mißfälliger Fürst durch dessen Einfluß um seine Würde gebracht. Jetzt haben aber die Chinesen, seitdem sie Herren in der Mongolei sind, die Gewalt des Dalai-Lama einzuschränken gewußt. Ihm zur Seite steht eine zahlreiche Geistlichkeit, die durch Blendwerke von Geisterbeschwörungen, durch Astrologie, durch das Schrecken von Höllenstrafen, durch Einmischung in weltliche Händel, und durch den Besitz der vornehmsten Wissenschaften sich eine große Herrschaft über den abergläubischen Haufen verschafft haben. Im Range sind dem Dalai-Lama die 7 Kutuchten die nächsten. Einer von ihnen, der Gegen-Kutuchtu, hält sich bei den Mongolen in dem fürstlichen Hauptquartiere am Tolafluſſe auf. In ihm, den der Dalai-Lama anstellt und auch wohl aus den Kindern einer fürstlichen Familie aussucht, wohnt, nach der Meinung der Mongolen, der durch solche Wiedergeburt fortlebende Geist ihres ersten Apostels. Auch verehren sie ihn fast so sehr, wie den Dalai-Lama; seine abgeschnittenen Haare, Fetzen von durchschwitzten Hemden u. s. w. werden für kräftige Schutzmittel gehalten. Außer den 3 Classen der höheren Geistlichkeit, die den Kutuchten zunächst stehen, und bei den Kalmücken Lama heißen, leben noch gemeine Priester, Gylong's, über die ganze Horde zerstreut. Sie sind an mehre Ordensregeln streng gebunden, und dürfen

daher keinen Branntwein, Taback, kein Pferdefleisch, keine Stutenmilch, oder von einem unreinen, oder heilig geachteten Thiere etwas genießen; auch müssen sie sich der Trunkenheit enthalten. Das Volk thut nichts ohne ihren Rath, und beschenkt sie reichlich. Die ältesten und gelehrtesten derselben erhalten von dem obersten Lama, mit Zustimmung der Fürsten, den Ehrennamen Backschi, d. i. Lehrer. Sie unterrichten die Lehrlinge, Mandschi, im mongolischen Lesen und Schreiben, in der tangutischen Schrift, und in den beim Götzendienste üblichen tangutischen Gebeten. Der ehelose Stand ist eine der Hauptpflichten der Geistlichkeit der Sekte der gelben Kappenträger. Die Rothmützen verstatten ihren Priestern die Ehe. Jene werden daher von dem chinesischen Kaiser für die rechtgläubigen gehalten. Außer den Lama's und Gylong's gibt es noch eine Art Laienbrüder und Nonnen: abgelebte Leute, die in der Einsamkeit mit andächtigen Uebungen sich beschäftigen, indem sie eine Büchse oder Trommel mit Papierrollen, auf welche ein Gebet geschrieben ist, herumdrehen, oder dasselbe nach einem Rosenkranze hersagen. Die lamaische oder schamunische Religion stammt aus Tibet. Sie hat in Hochasien den alten Aberglauben der Schamanen oder Zauberer fast ganz verdrängt. Die lamaische Mythologie kennt kein ewiges Urwesen. Ihre Götzen, oder Burchanea, 108 an der Zahl, sind erschaffene Wesen, die schon vor der jetzigen Welt durch ihre in vierzigfältigen Wanderungen bewiesene Heiligkeit zum Range göttlicher Wesen emporstiegen. Der Hauptgötze, Schigemuni (tangutisch: Dschakdscha-muni), ist der Regierer des gegenwärtigen in Elend versunkenen Weltalters. Er erschien zuletzt auf Erden 1000 Jahr v. Chr., als der Stifter des lamaischen Glaubens. Unter seinen Gehülfen in der Weltregierung, der Burchanen, ist der Chondschin-boddi-saddo der vornehmste; an ihn wenden sich die Lamaiten mit einer allgemeinen Gebetformel. Unsere Erde ist von Geistern aus der Oberwelt bevölkert. Diese sind zu Menschen ausgeartet. Die menschliche Seele wandert nach dem Tode des Körpers auf eine höhere Stufe, wenn sie die Prüfung des Lebens gut bestanden hat; außerdem sinkt sie tiefer. Dieser Glaube an die Seelenwanderung macht die Mongolen wohlthätig, menschenfreundlich und duldsam. Ihr Götzendienst besteht in schreienden und lärmenden Gesängen und Gebeten, begleitet von einer überlaut tönenden Musik, in prächtigen und feierlichen Prozessionen und in der Feier gewisser Feste zu bestimmten Zeiten, verbunden mit Wallfahrten und Kasteiungen. Die Menge der Geistlichen und Mönche ist sehr groß. Bloß um Lassa sollen 3000 Klöster seyn. Zu Tissulumbo sind 3700 Gylong's, die den täglichen Götzendienst im Tempel verrichten, ohne die übrigen Klöster in dem Pallaste und in andern Tempeln.

Lamarck (Jean Baptiste Anton Pierre Monet, Chevalier de), geb. 1745 in der Picardie, aus einer angesehenen Familie, mußte wegen einer Verletzung, die er sich zuzog, dem Militairstande entsagen und widmete sich den Studien. Anfänglich zur Medicin, dann zur Astronomie hingezogen, wurde er endlich, durch Jussieu's geistvolle Vorträge der Botanik, zum Studium der Naturkunde geleitet. In den letzten 10 J. seines Lebens war er blind, und Latreille und Victor Audouin vertraten bei den Vorlesungen seine Stelle. Er starb zu Paris am 20. Dec. 1829, im 86. Jahre seines Alters. Bei seiner Beerdigung hielten Latreille im Namen des Instituts, und Geoffroy St.-Hilaire im Namen des botanischen Gartens, die Leichenreden. Er hinterließ viele schätzbare Werke.

Lamarque (Maximilian) wurde 1773 zu St.-Sever geboren. Der Sohn eines Mitglieds der National-Versammlung, der den Principien der großen Wiedergeburt von 1789 treu ergeben war, erbte er von seinem Vater die Liebe zu jener schönen Sache, die er niemals aufgegeben hat. 1792 trat Lamarque, damals 17 oder 18 Jahr alt, als gemeiner Soldat in das Heer ein, und stieg durch seinen Muth in jenem glorreichen Phalanx, welchen der brave Latour d'Auvergne commandirte, bis zum Hauptmann empor. Bei der Armee der West-Pyrenäen, unter den Befehlen des Generals Moncey machte er seine ersten Waffenthaten: an der Spitze von 200 Grenadieren von der Avantgarde nahm er die Stadt Fontarabie ein. Beauftragt, dem Convent die innerhalb 10 Tagen eroberten Trophäen zu überbringen, wurde er zum General-Adjutanten ernannt, und die National-Versammlung gab dem kaum 20jährigen Manne das Zeugniß, daß er sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Lamarque ging nunmehr zu der von Moreau befehligten Rhein-Armee, nahm glorreichen Theil an dem Sieg von Hohen-Linden, und wurde wegen dort bewiesener Auszeichnung zum General befördert. Von nun an war er, bis 1805, wechselsweise in Spanien, in Portugal, am Rhein, wo er bei der großen Armee in Deutschland die Schlacht von Austerlitz mitmachte. Nach dem Frieden von Presburg ging Lamarque nach Italien, wo Joseph Bonaparte zur Eroberung seines neuen Königreichs sich anschickte. Bei der Belagerung von Gaeta erwähnte der Marschall Massena seiner im Tagsbefehl. In Calabrien nahm er Camerata mit Sturm ein und ließ Maratea capituliren. Joseph bot ihm die Stelle eines Kriegsministers an, und als er solche nicht annahm, ernannte er ihn zum Chef seines Generalstabes. Napoleon seiner Seits beförderte ihn zum Divisions-General. Als Murat König von Neapel wurde, beschloß er die Insel Capri wieder zu erobern, und übergab dem General Lamarque diese fabelhafte Expedition. Mit 1500 Mann auserlesener Truppen gelang es ihm, fast unersteigliche Felsen unter dem Feuer der Batterien aus 4 Redouten, die von 2000 Engländern unter Commando des Sir Hudson Lowe vertheidigt wurden, zu erklettern. Napoleon zählte diese Unternehmung zu den glänzendsten Kriegsthaten. Der neapolitanische Minister Salicetti, über die ans Wunderbare grenzende kühne Unternehmung erstaunt, sagte: „Ich habe die Franzosen zu Capri gefunden, aber ich kann es doch nicht glauben, daß sie herein gekommen sind". Im Feldzug von 1809 nahm Lamarque Laibach, machte 6000 Gefangene und eroberte 65 Kanonen. Bei Wagram wurden ihm 4 Pferde unterm Leibe erschossen; Napoleon ernannte ihn zum Groß-Offizier der Ehren-Legion. Nach der Schlacht von Wagram wurde er nach Antwerpen geschickt, wo er aufs Neue seinen Muth gegen die Engländer bethätigte. Von Antwerpen ging er auf den Wunsch Joachim's, der bei der Expedition nach Sicilien den Sieger von Capri wieder verlangte, nach Calabrien; kehrte von da nach Spanien zurück, machte dort 3 Jahre lang den fürchterlichen Krieg mit, und erwarb sich durch seine Uneigennützigkeit die Achtung der Feinde. Napoleon ernannte bei seiner Rückkehr von Elba den General Lamarque zum Chef der Armee, die den Aufstand in der Vendee unterdrücken sollte. Bei dieser schwierigen und gefährlichen Mission bewies er besonders sein großes Talent: nie wurde ein Krieg mit mehr Mäßigung und Rechtlichkeit geführt. Ihm lag mehr daran, verirrte Franzosen zu besänftigen als zu besiegen. „Ich schäme mich nicht", sagte er zu

den Vendeern, „Euch um Frieden zu bitten; denn in Bürgerkriegen ist der einzige Ruhm, solche zu Ende zu bringen“. Am 26. Juni 1815 wurde dieser Friede unterzeichnet und er hatte die Genugthuung und den Ruhm, es dahin zu bringen, daß Sapinaud und Larochejacquelin ihre Streitkräfte mit seiner Armee vereinigten und gegen den fremden Feind kämpften. Die Kammer von 1815 erklärte, daß Lamarque sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Mit dieser schönen Expedition schließt sich seine militairische Laufbahn. Die zweite Restauration lohnte den Friedensstifter der Vendee durch Landes-Verweisung. 1828 bezeichnete er seinen Eintritt in die Kammer durch bemerkenswerthe Reden, die ihm unter den Vertheidigern der Nationalfreiheiten die erste Stelle einräumen. Alle hochherzigen Ideen, alle Nationalgefühle fanden in ihm einen beredten Ausleger. Mit der Erhabenheit seiner Seele hatte er die Juli-Revolution begriffen; er wollte sie nicht anarchisch aber volksthümlich, nicht begierig nach Eroberungen und Kriegen, aber unabhängig und ruhmvoll. Er wollte, daß die Stimme Frankreichs in Europa das Ansehen habe, welches die Macht einer großen Nation gestattet. Schon hatten die meisten Mitglieder der Kammer beim Ausbruch der Seuche, die in der Hauptstadt wüthete, die Flucht ergriffen: er allein blieb auf seinem Posten, und mit edlem Zorn, den verletzte Gastfreundschaft einflößen kann, sprach er in der letzten stürmischen Sitzung für die unglücklichen Flüchtlinge. Die Anstrengung seiner Beredtsamkeit war umsonst, aber er hatte mit vollem Feuer und gänzlicher Hingebung gesprochen: in seiner Stimme und in seinen Geberden bemerkte man schon etwas Fieberhaftes. Sein Körper widerstand dieser heftigen Aufregung nicht. Schwer erkrankt, unterzeichnete er noch im Mai 1832 mit den Führern der Opposition das Compte rendu gegen die Grundsätze des Systems vom 13. März; das Wort „Vaterland“ war sein letzter Seufzer. Er starb am 2. Juni. Bei dem feierlichen Leichenbegängniß am 5. folgten gegen 200.000 Menschen dem Todtenwagen, der von 150 Studirenden, Juliuskämpfern und Invaliden, des Generals Waffengefährten, gezogen wurde. Flüchtlinge aus Polen, Portugal, Spanien und Italien schlossen dem Zuge mit Trauerbannern an der Seite ihrer Nationalfahnen sich an. Clauzel, Lafayette und Maugnin ehrten sein Andenken in Trauerreden. Wichtig für Frankreichs neueste Geschichte wurde diese großartige Feierlichkeit als die unmittelbare Veranlassung des blutigen Aufstandes, der die Niederlage der republikanischen Partei herbeiführte. (S. hierüber Frankreich seit 1830.) Lamarque ist Verf. mehrer sehr geschätzten strategischen Werke.

Lamb (Lady Caroline), die einzige Tochter des Grafen von Bessborough, geb. am 13. Nov. 1785, wurde seit früher Jugend unter den Augen ihrer Großmutter, der hochgebildeten Gräfin Spencer, erzogen und erhielt einen vielseitigen Unterricht, der selbst die Sprachen des classischen Alterthums umfaßte. Bei ihrem Eintritte in die große Welt machte sie ebenso sehr durch die Originalität als die Anmuth ihres Benehmens und durch ihre glänzende Umgangstalente großes Aufsehen. Sie vermählte sich 1805 mit William Lamb, dem jetzigen Minister des Innern, Lord Melbourne, der durch Neigung der Literatur ihr befreundet geworden war. Sie lernte Lord Byron kennen, und es bildete sich bald ein vertrauliches Verhältniß zwischen ihnen. Nach drei Jahren wurde die Verbindung abgebrochen. Sie erholte sich nie von dem schmerzlichen Eindrucke.

Bald darauf erschien ihr Roman „Glenarvon“, in dessen Hauptcharakter man ein Bild des Dichters erkennen wollte; eine Darstellung der Gefahren des Lebens der feinern Welt, die seitdem so vielfältig Stoff zu Romanen gegeben haben. Darauf erschien „Graham Hamilton“. Sie wollte in diesem, sorgfältiger und einfacher als „Glenarvon“ geschriebenen Roman zeigen, daß einnehmende Gefälligkeit, wenn sie nicht mit Festigkeit und Entschossenheit gepaart ist, ihren Besitzer und Andere oft unglücklicher macht als selbst entschiedene Verderbtheit. Ihr letztes Werk war „Ada Reis“ (3 Bde., London 1822), ein Roman voll dunkler satirischer Anspielungen, der eben deßhalb wenig ansprechen konnte. Sie lebte mehre Jahre ziemlich abgeschieden, meist auf dem Landgute ihres Schwiegervaters zu Brocket-Hall. Eines Tages im Sommer 1824 machte sie mit ihrem Gemahl einen Spazierritt, als vor dem Thore des Parks ein Leichenzug ihnen begegnete; es war Byron's Leiche, die nach Newstead-Abbey gebracht wurde. Sie fiel in Ohnmacht, und eine schwere Krankheit war die Folge dieses erschütternden Eindruckes. Bald nachher trennte sie sich völlig von ihrem Gemahl, der jedoch bis an ihren Tod mit ihr in freundschaftlicher Verbindung blieb und immer der Gegenstand ihrer Hochachtung war. Als die Zeichen der Wassersucht die Gefahr ihres Zustandes verriethen, ging sie 1827 nach London, um ärztlicher Hülfe näher zu seyn, und starb am 25. Jan. 1828.

Lambert (Johann Heinrich), einer der größten Philosophen und Mathematiker des 18. Jahrh., geb. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, wo sein Vater, Lucas L., ein Schneider war, überwand die Beschwerden der Armuth durch grenzenlosen Fleiß, und wurde durch wohlthätige Menschen in den Stand gesetzt, seinen glühenden Eifer zu den Wissenschaften zu befriedigen. Vorzüglich waren es Mathematik, Philosophie und die morgenländischen Sprachen, die ihn anzogen. Weil er eine gute Hand schrieb, erhielt er eine Anstellung als Copist, und im 15. Jahre eine Buchhalterstelle in einem Eisenwerke, wo er seine freien Studien zum Französischen benutzte. Neunzehn Jahre alt, wurde er Hofmeister im Hause des Präsidenten von Salis in Graubünden, begleitete 1756 seine Zöglinge nach Göttingen, 1757 nach Utrecht und 1758 nach Frankreich. 1759 schrieb er zu Augsburg seine „Phemetria seu de mansura et gradibus luminis, colorum et umbrae“, Augsburg 1760, 8., wodurch er für diese wichtige Lehre der Physik eine ganz neue Bahn brach. Kurz darauf ernannte ihn die baierische Regierung mit einer Besoldung von 300 Thlrn. zum Mitglied der münchner Akademie, er zog aber Erlangen als Aufenthaltsort München vor, schrieb daselbst die „Kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues“ und, nach einer ins Veltlin 1758 unternommenen Reise, sein „Neues Organon“, Leipz. 1764, 2 Bde., 8. 1764 ernannte ihn Friedrich II. zum Oberbaurath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, welche Aemter er bis an seinen Tod, den 25. Sept. 1777, verwaltete. Er hat große Verdienste um die gesammten mathematischen Wissenschaften, namentlich aber um die praktische Geometrie durch: „Beiträge zum Gebrauch der Mathematik“, 3 Bde., Berlin 1765—1774, 8.; „Hygometrie“, Augsb. 1774, 8.; „Freie Perspective“, Zürich 1774, 2. Aufl. 1784, 2 Bde., 8. und um die Astronomie durch: „Insigniores orbitae Cometarum proprietates“, Augsburg 1761, 8., und die vielen Abhandlungen in mehren Zeitschriften und den

Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Dem Pfarrer Graf gelang es, diesem berühmten Denker an seinem 100jähr. Geburtstage 1828 ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu errichten.

Lamentation (Todtenklage), eine Sitte der meisten Völker des Alterthums, ihre Todten mit Klagen, Thränen und Trauergesängen zu bestatten. Nichts ist natürlicher und nichts gibt auch dem menschlichen Herzen mehr Trost bei dem Verluste eines theuern Wesens als der Schmerz der Seele in Klagen auszuhauchen; doch sonderbar war es, daß die Alten eine besondere Weiberinnung hatten, welche mit Klaggesängen die Todtenfeier begleiteten, die Haaren sich ausrauften, die Brust zerschlugen, die Wagen zerkratzten und die sonstigen Zeichen einer verzweifelnden Trauer für Geld nachäfften. Je vornehmer und reicher der Todte, desto größer die Anzahl solcher Leidtragenden. Diese Männer und Weiber, welche das Talent zu weinen, ohne traurig zu seyn, besaßen, modulirten ihr Schluchzen nach dem Tone einer Flöte. Bei den Römern waren sie am meisten im Gebrauche. Lamentationes nennt man auch ein Klaggedicht des Propheten Jeremias auf den Tod des frommen Königs Josias, dessen im 2. Buche der Paralipomenes Erwähnung geschieht. Das berühmte Gedicht soll verloren gegangen seyn, doch besitzen wir ein anderes von demselben Propheten auf den Sturz Jerusalems durch Nabuchodonosor.

Lameth (Alexandre und Charles), zwei Brüder, welche sich beide im Kriegs- und Staatsdienste ausgezeichnet haben. Alexandre, in seiner Jugend, als jüngerer Sohn einer zahlreichen altadeligen Familie, für den geistlichen Stand bestimmt, entsagte er bald den glänzenden Hoffnungen, welche dieser ihm darbot, und ging, wie seine andern Brüder, zum Militairdienst über. Er folgte seinem Bruder Charles nach Amerika und zeichnete sich im Krieg gegen die Briten in dem Generalstabe des Marschalls Rochambeau durch seine Talente und durch seine Unerschrockenheit aus. Seinem Bruder Charles wurde beim Angriffe von York-Town ein Bein zerschmettert. Nach ihrer Rückkehr wurden beide Brüder zu Obristen befördert. Sie nahmen den eifrigsten Antheil an den Bewegungen, welche der großen Umwälzung aller bürgerlichen Verhältnisse in Frankreich vorangingen. 1789 wurden Beide zu Deputirten bei den Reichsständen ernannt und schlossen sich, den Vorrechten des Adels entsagend, nebst Andern dem dritten Stande an. Alexandre war eines der ersten Mitglieder der Gesellschaft der Freunde der Constitution, verließ dieselbe indessen, als sie u. d. N. des Jakobinerclubs durch ihre wüthenden Ausschweifungen die wahre Freiheit gefährdete. Er widersprach in der constituirenden Nationalversammlung mehrmals dem berühmten Mirabeau und drang auf das königl. Vorrecht des suspensiven Veto; in Rücksicht des Krieges und Friedens setzte er mit Barnave ein Decret durch, kraft welchem die Nation bei so wichtigen Angelegenheiten mußte zu Rathe gezogen werden. Er lieferte 1790 vortreffliche Plane zur Errichtnng des Kriegsheers und der Beförderung zu den Offizierstellen. Beide Brüder drangen auf die Einführung der Geschwornengerichte. Nach der Flucht der königl. Familie drang Charles, welcher um jene Zeit den Vorsitz in der Nationalversammlung bekam, auf das Ergreifen schleuniger Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe; Alexandre trug zum Schutze der königl. Familie Vieles bei, weßhalb ihm Ludwig XVI. seine Dankbarkeit bezeigte. Er stand mit Dupont und

Barnave an der Spitze einer Partei, welche lange Zeit sich vorzüglicher Volksgunst erfreute, endlich aber der gewaltsamen Bewegung, welche sie mäßigen wollte, erlag. Beide Brüder begaben sich 1792 zu dem Heere im nördlichen Frankreich; um sich zu retten, folgte Alexandre seinem Obergeneral Lafayette über die Grenze. Da sie gegen ihr Vaterland nicht die Waffen führen wollten, so fanden sie bei den Feinden desselben nur Verfolgung und Kerker. Drei Jahre saß Alexandre zu Magdeburg gefangen, bis er im Dec. 1795 auf die Bitten seiner Mutter freigelassen wurde. Charles war vor seiner Flucht aus Frankreich angehalten und zu Rouen ins Gefängniß geworfen worden. Sein Bruder Theodor drang aber in der gesetzgebenden Versammlung auf seine Freilassung und erhielt sie. Alexandre eilte nach England, ward aber durch die Fremdenbill bald zurückgewiesen und ging hierauf mit seinem Bruder Charles nach Hamburg, wo sie in Gemeinschaft mit dem Herzog von Aiguillon ein Handlungshaus stifteten. Unter dem Directorium kehrte Alexandre für einige Zeit nach Frankreich zurück, doch wurden beide Brüder erst 1800, unter der Consularregierung, aus der Emigrantenliste gestrichen. 1802 wurde er Präfect der Niederalpen, hierauf Reichsbaron, bekleidete dann nacheinander die Präfecturen des Rhein- und Mosel-, Roer- und Podepartements. Charles, welcher erst mehre Jahre als General außer Dienstthätigkeit lebte, wurde 1809 zur großen Armee in Deutschland berufen und von Napoleon zum Gouverneur des Großherzogthums Würzburg ernannt. 1810 ward er Militairgouverneur von Santona in Nordspanien. Nach der Restauration ward er und Alexandre zu Generallieutenants befördert; Ersterer kam jedoch wieder außer Dienstthätigkeit, Dieser aber erhielt die Präfectur des Sommedepartements. Während der hundert Tage war er Mitglied der von Napoleon berufenen Pairskammer und nach der Organisation der constitutionnellen Regierung wurde er 1819 vom dem Departement der untern Seine, sowie später von dem Departement der Seine und Oise zum Deputirten ernannt. Auch in dieser Laufbahn zeigte er sich stets den Grundsätzen treu, zu denen er sich beim Anfange der Revolution bekannte. Er st. im März 1829, außer mehren kleinern politischen Schriften eine Geschichte der constituirenden Nationalversammlung hinterlassend, die von einem seiner Freunde vollendet wird. Charles wurde an seiner Statt zum Deputirten gewählt und vertheidigte dieselben Grundsätze, neigte sich aber nach der Juliusrevolution auf die ministerielle Seite hin, weßhalb sein Ansehen sank. Er st. 1832.

Lamettrie (J. O. de), ein Mann von vielem Talente, besonders mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt, bekannte sich zuerst zum Jansenismus, ward darauf nach und nach Arzt, Dichter, Satyriker und endlich Materialist. Geb. 1709 zu St.-Malo, studirte er alte Sprachen und schöne Wissenschaften zu Paris und Caen, dann die Arzneikunde zu Leyden unter Boerhaave, und schrieb und übersetzte hier verschiedene medicinische Schriften, voll von Charlatanereien, und ging hierauf 1742 in die Dienste des Herzogs v. Grammont, Obersten der Garden, nach Paris, wo er bei dessen Regiment als Arzt angestellt wurde. Er folgte demselben zur Belagerung von Freiburg und ward hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die geistige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper schwindet und mit ihm verblüht; er schrieb deßwegen seine „Naturgeschichte der Seele", welche den gröbsten Material-

ismus athmet und wodurch er seine Stelle verlor. Jetzt schrieb er eine Satyre über die pariser Aerzte, weßhalb er, um der Bastille zu entgehen, nach Leyden flüchtete. Hier erschien sein „L'homme machine", worin die menschliche Natur aufs Tiefste herabgewürdigt ist. Das Buch wurde in Holland zum Feuer verurtheilt, Lamettrie aber fand eine Freistätte in Berlin, wo ihm Friedrich der Große seine Freundschaft schenkte und ihn zu seinem Vorleser wählte. Er ward Mitglied der Akademie, starb aber schon 1751 an einem Fieber, das er nach seinen eignen widersinnigen Ansichten behandelte. Noch auf dem Todtenbette ist er von seinem Unglauben zurückgekommen und hat unzweideutige Beweise einer ernstlichen Reue abgelegt. Der König von Preußen selbst verfaßte seine Leichenrede, welche in der Akademie verlesen wurde. Man findet in allen Werken Lamettrie's Feuer und glänzende Phantasie, aber wenig Urtheil, Genauigkeit und Geschmack. Seine philosophischen Schriften sind zu Berlin 1751 in 2 Bänden gesammelt erschienen. Die Furcht vor Gott und dem Gerichte stellte er als Aberglauben; die Hoffnung eines künftigen Lebens als Wirkung des Eigendünkels, und den Unterschied zwischen Recht und Unrecht als kluge Erfindung der Staatskunst vor. Die angewöhnten Regungen des Gewissens, ja selbst die Liebe zum Leben und zur öffentlichen Achtung befahl er zu ersticken und sein höchstes Glück nur in ungestörtem Wohlleben zu suchen. Das Chaos von Verstand und Ueberspannung in seinen Schriften kann nur von leichtsinnigen Lesern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Witz und Wahrheit verwechseln und denen man Alles bewiesen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt.

Lamoignon, s. Malesherbes.

Lamien, s. Lemures.

Lamothe (Jeanne de Luz, de St.-Remy, de Valois, Gräfin de), geb. den 22. Juli 1756 zu Fontette in Champagne, berüchtigt durch die Halsbandgeschichte, war ein Sprößling aus der Familie der Valois (durch einen Bastard Heinrichs II.). Bis zu jenem Proceß hatte sie in Elend und Verachtung gelebt, obgleich sie, in alle Künste der Sittenlosigkeit und Intrigue eingeweiht, kein Mittel unversucht gelassen, sich Ansehen und Reichthum zu verschaffen. Von dieser Seite einem großen Theile des Adels zu Versailles und Paris bekannt, setzte sie Alle, die von ihren Glücksumständen unterrichtet waren, in Erstaunen, als sie plötzlich 1784 einen Aufwand zu machen begann, der auf einen ungeheuern Reichthum schließen ließ. Bald wurde eine Intrigue ruchtbar, in die auch Cagliostro verwickelt zu seyn schien. Der Fürst Louis von Rohan (s. d.), Cardinal, Bischof v. Strasburg und Großalmosenier, war aus nicht hinlänglich bekannten Gründen in Ungnade gefallen. Die Gräfin de Lamothe, von dem Bestreben des Cardinals, um jeden Preis die Gunst des Hofes wiederzuerhalten, unterrichtet, hatte ihm vorgespiegelt, sie wisse, daß die Königin, bei der sie einen bedeutenden, obgleich zur Zeit noch geheimen Einfluß habe, einen kostbaren Halsschmuck, der ihr zum Kauf angeboten worden, zu besitzen wünsche, ohne daß sie für den Augenblick im Stande sey, die Kaufsumme (1.600.000 Livres) aus eignen Mitteln zu bestreiten. Wenn er jenes Halsband in seinem Namen kaufen und der Königin abschlägliche Zahlung gestatten wolle, würde er die Gunst derselben wiedererlangen. Der Cardinal war in diese Schlingen gefallen, hatte das Halsband gekauft und es der Gräfin de Lamothe zur Einhändigung an

ie Königin geliefert, wogegen ihm ein von Letzterer fälschlich unterschrie-
ener Revers, der die Termine der Rückzahlung bestimmte, zu seiner
Sicherheit übergeben worden war. Um den Cardinal desto vollkomme-
er zu täuschen, hatte die Gräfin ein mit ihr einverstandenes Frauen-
immer (d'Oliva) unter der Maske der Königin im Aug. 1784 ihm im
Garten zu Versailles erscheinen und eine Rose zu dessen Füßen hinwer-
en lassen. Der Termin, an welchem der Cardinal selbst das Halsband
u bezahlen versprochen, war erschienen, und er, der eine so große
Summe nicht besaß, hatte den Juwelieren nicht entdeckt, die Königin
habe ihr Halsband gekauft. Als der Juwelier Böhmer nach langem
Warten keine Bezahlung erhalten konnte, wandte er sich (d. 15. Aug.
1785) an den König, und gab somit Veranlassung zur Entdeckung des
Betrugs. Durch den Spruch des Parlaments (31. Mai 1786) ward
der betrogene Cardinal zwar freigesprochen, die Gräfin de Lamothe aber,
als überwiesen, das Halsband unterschlagen und verkauft zu haben, zu
Brandmarkung, Staupbesen und ewigem Gefängnisse verurtheilt. Aus
diesem entkam sie nach 9 Monaten und entfloh nach England, wo sie in
Vereinigung mit ihrem Gemahle, der daselbst das Halsband verkauft
hatte, eine Schrift gegen den Hof von Versailles, besonders gegen die
Königin erscheinen ließ. Villette und Cagliostro, die an dem Betruge
Theil genommen, wurden aus dem Königreiche verwiesen. Die Lamothe
fand man den 23. Aug. 1791, nach einer nächtlichen Orgie, aus den
Fenstern eines dritten Stockwerks herabgestürzt, todt auf dem Straßen-
pflaster von London. Lamothe, ihr Gatte, war nach England entwichen.
Er wurde zu den Galeeren verurtheilt. Während der Revolution kam
er nach Frankreich und soll noch 1826 gelebt haben. Aufklärungen über
die Halsbandgeschichte gibt der Abbé Georgel, Rohan's Secretair, in s.
„Mémoires".

Lampen. Die Erfindung der Lampen wird den Aegyptern zuge-
schrieben. Schon an dem Feste, welches von uralten Zeiten her zu Sais
in Niederägypten, der Minerva zu Ehren, gefeiert wurde, brannte eine
Menge Lampen. Zu Hiob's und Moses's Zeiten waren sie schon bekannt.
Die Aegypter waren auch die Ersten, welche brennende Lampen, als
Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele, in die Gräber zu dem Leichnamen
setzten. Dieß soll der Ursprung der sogenannten ewigen Lampen seyn,
deren Docht und Nahrung unverzehrbar war, dergleichen hernach der
Minerva zu Ehren erfunden wurden, von denen die des Kallimachus
aber nur ein Jahr brannte. Von den Aegyptern kamen die Lampen zu
den Griechen, welche sie der Minerva als Göttin der Wissenschaften wid-
meten, weil sich die Gelehrten beim nächtlichen Studiren der Lampen be-
dienten. Ehe die Römer die Lampen von den Griechen kennen lernten,
hatten sie Lichter. — Argand zu Genf erfand 1783 eine Lampe, deren
Licht an Helligkeit jede andere übertrifft, indem er durch einen hohlen cy-
lindrischen Docht, welchen er in einem ebenfalls cylindrischen, der Länge
nach offen, Oelbehälter so befestigt, daß der Docht nach Befinden auf
und nieder geschoben und mit einem oben offnen Glascylinder bedeckt wer-
den kann. Die Flamme brennt in diesem Cylinder, und die von unten
ausströmende Luft macht, daß alles Oel ohne Rauch vollständig und mit
verhältnißmäßiger Lichtintensität verbrennen kann. Man nennt in Frank-
reich die Argand'schen Lampen Lampes à la Quinquets, oder kurzweg
Quinquets, nach einem Blechschmied, Quinquet in Paris, mit welchem

Argand die Verfertigung der von ihm erfundenen Lampen sich verdient hatte. Huile à Quinquet nennt man den Oel zu den Argand'schen Lampen, welches nach englischer Art durch Holzkohlen geläutert wird. Die Entdeckung, daß die brennende Luft durch den elektrischen Funken sich entzünden lasse, leitete Fürstenberg in Basel auf die Erfindung einer elektrischen Lampe, durch welche man leicht, sicher und ohne Feuerzeug ein Licht anzünden kann. Diese Lampe ward hernach von Brander in Augsburg, de Gabriel in Strasburg, Ingenhouß und Pickel bedeutend verbessert. Auch Langenbucher, die beiden Ehrmann und der Prof. Stegmann in Kassel erfanden um 1780 elektrische Lampen. Mehre Arten von Lampeneinrichtungen beschreibt Busch's „Handbuch der Erfindungen“ (Eisenach 1816 im 8. Thle. Zu den neuesten Erfindungen gehören die Sine-Umbra-Lampen der Stobwasser'schen Fabrik in Berlin, die mit einem Schirm von matt geschliffenem Glase versehen sind und zugleich ein zierliches Meuble abgeben. In der nämlichen Fabrik wird noch eine andere Lampenart u. d. N. Galerielampen verfertigt, die für den Gebrauch auf dem Studirtische nichts zu wünschen übrig lassen. (S. Thermolampe.)

Lampi (Joh. Bapt., Ritter v.), berühmter Portraitmaler, geb. 1751 im Dorfe Romeno im italien. Tirol, gebildet von seinem Vater, der Maler war, und von Ueberstreicher in Salzburg, hierauf von Lorenzi in Verona, ließ sich 1773 in Trient nieder, wo er viele historische Stücke malte. Dann wandte er sich ganz zum Bildnißmalen. Seine in Innsbruck gemalten Portraits empfahlen ihn in Wien, wo er 1786 von Kaiser Joseph II. zum Mitglied der Kunstakademie, zum Professor und k. k. Rath ernannt wurde. Während seines Aufenthalts in Petersburg, wohin man ihn 1792 berief, um die ganze kaiserl. Familie zu malen, erwies man ihm viele Auszeichnungen. Seit 1797 lebte er wieder in Wien, ward im folg. J. vom Kaiser in den Reichsritterstand erhoben, 1822 mit Beibehaltung seines Gehalts jubilirt und st. am 11. Febr. 1830, 2 ebenfalls als Maler sich auszeichnende Söhne, Johann Baptist und Franz, hinterlassend.

Lancaster (James), englischer Seefahrer, war der Erste seiner Nation, der 1591 nach Ostindien schiffte. Auf der Rückkehr von Ceylon und Sumatra nach England wurde er durch widrige Winde an die Küste Amerikas getrieben und, auf einer kleinen Insel landend, von seinen Leuten verlassen. Ein franz. Schiff nahm ihn jedoch auf und brachte ihn 1594 nach England zurück. 1595 verheerte er als Befehlshaber einer englischen Flotte die Küste von Brasilien, bemächtigte sich der Stadt Fernambuco und brachte unermeßliche Reichthümer von dort nach England. Kurz darauf unternahm er eine dritte Reise nach Ostindien als Befehlshaber einer Flotte der englisch-ostindischen Compagnie, legte Niederlassungen zu Achem und Bantam an, und ließ sich dann auf immer in England nieder. Seine Reisebeschreibungen befinden sich im dritten Bande von Hakluyt und im ersten von Purchas. (Vgl. Nordpolerpedition.)

Lancaster u. Bells System, s. Wechselseitiger Unterricht.

Lancelot vom See, einer der tapfersten Paladine von der Tafelrunde unter dem engl. Könige Arthur oder Arthus; er gehört somit in den Fabelkreis der Ritterzeit. Der Sage nach soll er ein Sohn des Königs Ban von Brucie gewesen seyn. Er ward von der Fee Viviane, der Dame vom See, daher auch Lancelot's Beiname, erzogen. Als Jüngling brachte sie ihn an den Hof des Königs Arthur, welcher ihn mit

einem guten Schwerte Eskalibor den Ritterschlag gab und ihn in die Zahl seiner Paladine aufnahm. Am Hofe verliebte er sich in des Arthur's schöne Gemahlin Genevra. Diese Liebe und der Haß der Fee Morgana, der Schwester der Genevra, deren Liebe Lancelot verschmäht hatte, stürzte ihn in tausend Abentheuer, die er unter dem Schutze der Fee vom See, mit der größten Tapferkeit bestand. Claudas hatte den Vater des Helden ermordet und dessen Thron sich bemächtigt. Lancelot erschlug ihn und nahm das Reich seines Vaters wieder in Besitz. Als er aber gegen Mordrec, der seinen Verwandten, den König Arthur, ermordet hatte, auszog, überfiel ihn dieser und erschlug ihn. Er war der letzte Ritter der Tafelrunde; seine Gebeine wurden auf seinem Schlosse Joyeuswacht neben den Resten der Genevra beigesetzt. Welch ein reicher Stoff das Leben Lancelots für die romantische Dichtkunst war, beweiset die Menge Ritter-Romane, Gedichte und Sagen, in denen er der Held ist.

Landamman, s. Schweiz.

Landau, wichtige Festung des deutschen Bundes seit 1815, mit baierischer Besatzung, eine ehemalige Reichsstadt, liegt in einer sehr angenehmen Aue am Queichfluß in Rheinbaiern, mit 5200 Einw., einer den Katholiken und Evangelischen gemeinschaftlichen Kirche, mit einem schönen Thurme, 4 Casernen mit einem schönen Militair- und Civilhospital. Mittelst eines Canals können alle Bedürfnisse der Stadt zu Wasser herbeigeschafft werden. Während des 30jähr. Krieges erlitt Landau großes Ungemach, indem es sieben Mal von 1622—43 abwechselnd von den Mansfeldischen Scharen, von den Spaniern, Schweden, Kaiserlichen und Franzosen erobert ward. Nach dem nimweger Friede nahm die Krone Frankreich 1680 von der Stadt förmlich Besitz. Der berühmte Vauban fing schon 1680 auf Befehl seines Königs an, Landau nach seinem neuen System regelmäßig zu befestigen. Im span. Erbfolgekrieg wurde Landau durch den Markgrafen Ludwig von Baden wieder eingenommen. Ein Jahr hernach, im Spätjahr 1703, fiel die Festung wieder in französische Hände. Aber im folgenden Jahre 1704 erhielt sie durch eine dritte Belagerung, welche Markgraf Ludwig ebenfalls leitete, wieder ihre deutsche Freiheit und Unmittelbarkeit, und genoß derselben bis 1713, da der franz. Marschall Villars die vierte Belagerung mit Erfolg unternahm, worauf der Friede zu Rastadt 1714 die Stadt und Festung wieder an Frankreich zurückbrachte. 1793 hielt Landau eine 6—7monatliche Einschließung und ein starkes 3tägiges Bombardement von einem preuß. Corps aus. 1814 erfolgte eine zweite 3monael. Blokade durch ein russ. Corps, welche der pariser Friede aufhob und wodurch die Stadt und Festung Landau ferner bei Frankreich blieb. In der 2. pariser Convention vom 20. Nov. 1815 aber ward bestimmt, daß dieser wichtige Platz wieder an Deutschland fallen sollte. Der münchener Vertrag von 1816 brachte Landau an Baiern. Unter den wohlthätigen Anstalten, die zum Besten der Stadt Landau von der königl. Regierung getroffen worden, verdient auch ein sogenanntes Progymnasium als eine neue Lehranstalt erwähnt.

Landbaukunst, oder landwirthschaftliche Baukunst, heißt die Kunst (und auch die Theorie) der vortheilhaftesten und bequemsten Einrichtung und Erbauung derjenigen Gebäude, welche der Landwirth, sowohl im Kleinen als im Großen, zu den verschiedenen Zweigen der Bewirthschaftung seiner Güter unumgänglich nöthig hat, also der Wirthschaftsgebäu-

Landesgeschichte der einzelnen Staaten, daß vormals bei geringerer Bevölkerung die Zahl der Landstellen, mit einem Paar Ochsen oder Pferde bestellt, weit größer war als jetzt. So hat man überall eine große Zahl eingegangener Landstellen und weit mehr Kirchenhufen auf dem Papier als in natura. Die Rittergüter und Domainen existirten zwar schon frühe, aber mit weniger Ländereien, und hielten damals, daß heißt vor 3—400 Jahren, nicht $^1/_{10}$ des jetzigen Milchviehes und die Schafe in unbedeutender Zahl. Zu diesen mäßigen Gütern wurde gefrohndet, aber mit einer großen Zahl pflichtiger Stellen zur Bestellung eines kleinen Areals. Ihr meistes Einkommen bezogen die Gutsherren aus leichten Bodenzinsen ihrer Hörigen, einiger Pferdezucht zum Verkauf, Bienenzucht, Fischerei, Holzverkauf, Mastung der Fettschweine in den Wäldern (was besonders höchst einträglich war), Mühlenpacht, Concessionen von Krügen und anderen Gewerben, Zehnten u. s. w. In Kriegszeiten wanderten oft die Landleute aus und ließen ihr Eigenthum im Stich, kamen auch, wenn sie leibeigen waren, selten nach hergestellter Ruhe zurück, weil ihr Loos immer schlimmer ward. Als die Güterprodukte im Preise stiegen, so vermehrten die Verwalter die Oberfläche der urbaren Ländereien der vergrößerten Gutshöfe und durch Niederlegung mancher Bauerhöfe oder Ankauf derselben zwar auch die Ländereien der dienstpflichtigen Bauergüter, aber zugleich unmäßig die Dienste. So nahm die Bevölkerung der Grundeigenthümer auf dem Lande ab und es entstanden große Güter. Jetzt da die Produktenpreise ungefähr wie vor 50 Jahren und noch niedriger stehen, die Culturkosten aber sehr gewachsen sind, dürfte der Zeitpunkt in Norddeutschland, wo man im hohen Wollpreise keinen Ersatz findet, eingetreten seyn, die großen Landgüter mit möglichster Sparsamkeit der neuen Wirthschaftsgebäude in kleinere Erbpachten zu vertheilen. Dieß muß der Staat keineswegs zu verhindern suchen, sondern vielmehr befördern, um in einer großen Zahl Landbesitzer stets eine starke Landwehr erhalten zu können und in Hinsicht der Recrutirung sicher zu seyn. Es hat keinen Zweifel, daß in der Nähe der nächsten Bannmeile großer Städte sogar die Verkleinerung vieler Landstellen bis zu Gehöften mit Spatencultur am nützlichsten ist und den höchsten Ertrag liefert, auch die stärkste Bevölkerung ernährt. Ja sogar wächst dadurch der öffentliche Wohlstand, daß auch auf dem Lande die Wohlhabenheit mehr als bisher vertheilt wird. Die großen Landeigenthümer und andere sehr reiche Privaten verzehren ihre meisten Einkünfte, wenn auch im Lande, doch zum großen Theil in Bedürfnissen, welche das Ausland zuführt. Daher sind Staaten, wo Wenige großes Eigenthum besitzen und diese fast allein reich sind, so lästige Nachbaren der christlichen Staaten, wo die Glücksgüter mehr vertheilt sind. Daher verliert Oestreich sein meistes baares Geld jährlich nach der Türkei, wo die rohen Produkte wohlfeil sind und daher nach Oestreich gehen, und in Oestreich die rohen Produkte ebenfalls in niedrigem Preise erhalten. Daher ist die christliche Monarchie des Nachbars so sehr dabei interessirt, daß in der Türkei eine neue Ordnung der Dinge entstehe, wo die Glücksgüter mehr als bisher zertheilt werden, welcher Mittelstand denn zwar vielleicht mehr Güter als vormals nach Oestreich liefert, aber dagegen auch mehr Güter aus Oestreich bedürfen und beziehen wird. Daher ist uns die erlangte Unabhängigkeit Nordamerika's und Südamerika's so wichtig, weil jede Nation mit einem wohlhabenden Mittelstand von ihrem Nachbar viel, und dieser, wo er

arm ist, wenig bedarf. Ob Kaiser, Könige oder Republiken in Nordamerika regieren, ist sehr gleichgültig, aber sehr wichtig, daß im reichsten Lande der Welt der reichste Mittelstand sich bilde, der sich in Folge des Klima's, um seine Bedürfnisse zu decken, niemals wie in Europa todt arbeiten wird. Zu erwarten ist freilich nicht, daß alle große Landgüter, wie in Belgien, bei steigender Bevölkerung gänzlich verschwinden werden. Das muß nicht erzwungen werden; aber es macht sich von selbst und es bleibt merkwürdig, daß in Ostflandern, wo die Spatencultur auf einem von der Natur nicht aufs höchste begünstigten Boden, dennoch aufs höchste getrieben und die stärkste Bevölkerung existirt, dennoch selbst die Getreideausfuhr nicht verschwunden ist. Aber man kann z. B. bei öffentlichen Verkäufen mit dem Zerstücken den Schluß des Aufsatzes machen, wenn zuvor der Aufsatz im Ganzen versucht worden ist und dann dem Verkäufer am vortheilhaftesten Versuch den Zuschlag ertheilen lassen. Ueberall ist der große Grundeigenthümer nicht so geneigt, von alten landwirthschaftlichen Fehlern zurückzutreten, als der kleinere, der den Schaden sichtbarer fühlt, daß er nicht genug einnimmt. Am nöthigsten ist aber, daß der Staat vor Allem dahin wirkt, daß sich jeder Landmann auf sein kleines oder großes Feld ausbauet, die Landtausche zu diesem Zwecke begünstigt und die der Vegetation schädlichen Servituten und Hindernisse besserer Bodenbenutzung wegschafft.

Landecker Bäder befinden sich bei dem Dorfe Oberthalheim, nicht weit von der kleinen und offenen Stadt Landeck an dem Flusse Bila in Schlesien. Das alte oder St.-Georgenbad ist bereits im 12. Jahrh. durch einen Zufall entdeckt worden, und schon 1498 hat ein geschickter Arzt, Konrad von Berg, die Kraft und Wirkung des Wassers aufs genaueste untersucht und die Nutzbarkeit desselben in einer öffentlichen Schrift bekannt gemacht. Die Quellen wurden später so häufig besucht, daß Landeck dadurch zu einem hohen Wohlstande gelangte. Etwa 3—400 Schritte davon entfernt liegt das neue oder Liebfrauenbad, welches 1678 erbaut wurde. Beide Brunnen haben eine Temperatur von 24½ Gr. Reaumur, sind sehr hell, von etwas blaugrüner Farbe, von schwefelichem Geruch und widerlichem Geschmacke. Die chemischen Bestandtheile sind aufgelöste Schwefelleber, Kalkerde und geistiger Luftstoff. Sie lösen mächtig auf, bewegen die Säfte des Körpers, beweisen eine besonders stark ausführende Kraft, theils vermittelst eines Ausschlages durch die Haut, theils durch die Urinwege, und äußeren ihre Kraft vorzüglich bei Verhärtung des Unterleibes, Verstopfung des Darmkanals und der Harnblase, verhinderter Ausdünstung, Krämpfen, Lähmungen, Gicht, rheumatischen Zufällen, Hypochondrie u. s. w. Man bedient sich derselben auf vielerlei Art, nämlich zur Badekur, zur Trinkkur, zur Schwitzkur und zur Tropfkur. Alles badet im gemeinschaftlichen Bade, nimmt aber zuvor ein Wannenbad in einem warmen Zimmer, in dessen Nähe sich die Ankleidungscabinete befinden. Nicht weit davon quillt ein kalter Schwefelbrunnen. S. Mogalla, „Die Bäder bei Landeck“ (Breslau 1798).

Landeshoheit. Sie umfaßte den höchsten Vorzug in einem Lande, und die damit verbundene Gewalt (superiotas territorialis summa in terris suis potestas), der Inbegriff jener Regierungsrechte, welche die höchste Gewalt in den einzelnen deutschen Ländern und Gebieten ausübte, ohne dazu besonderer kaiserlichen Vergünstigung zu bedürfen. Der Name

Landeshoheit entstand erst in der neuern Zeit; in den ältern Lehn-Brie
fen des Kaisers und andern Urkunden kommen Landesherrlichkeit, Landes-
Oberherrlichkeit, Macht und Gewalt, Recht und Gericht, Gebot und Ver
bot, als gleichbedeutende Benennungen vor. Ueber den Ursprung dieser
Staatsform herrschen verschiedene Meinungen; als die wahrscheinlichste
gilt aber, daß sie sich aus dem Institute der Gaugrafen, welche Karl
der Große einführte, entwickelt habe. Möser ist dieser Meinung und
leitet den Ursprung der Landeshoheit aus der Reichsvogtei. Seine ge
schichtliche Deduction des Entstehens der Landeshoheit geben wir hier in
kurzen Zügen. Die Reichsvogteien waren Aemter und ihre Verwalter
kaiserliche Beamte; sie hingen insoweit von dem Willen des fränkischen
Kaisers ab und waren ihm verantwortlich. Die Aemter hießen Gau,
und die höchste Obrigkeit in denselben Gaugrafen; in ihren Händen lag
eine große Machtausdehnung; wie bei den ursprünglichen persischen Sa
trapen, besaßen die Gaugrafen die polizeiliche, militairische und richterliche
Gewalt in ihren Bezirken. In den stürmischen Zeiten, welche bei und
nach der Erlöschung des karolingischen Stammes entstanden, wurde das
Staatsband, das die großen Beamten an das Oberhaupt der Nation
knüpfte, immer mehr gelöst; Karls Nachfolger waren schwach und be
saßen nicht die Energie des großen Vaters, welche die mächtigen Beamten
in Schranken hielt: ihr Ansehen mußte daher bei diesen sinken und sie
nothwendig dagegen die Macht der Gaugrafen heben. Es ist natürlich,
daß der Vater gern die Gewalt, welche er, wenn auch nur zeitlich, aus
übte, seinem Sohne zu übertragen wünschte: er gab sich daher alle Mühe,
von dem Herrscher die Bestätigung seines Sohnes im Amte zu erhalten;
auf diese Weise wurde im Laufe der Zeit die Gaugrafschaft erblich, weil
auf die Dauer die wiederholte Succession des Sohnes in die väterliche
Stelle, wenngleich sie Anfangs der höheren Genehmigung bedurfte, eine
Art von Erbrecht begründete. Nachdem die Grafenstellen einmal erblich
geworden waren, vermehrte sich das Besitzthum der gräflichen Familien
immer mehr: selbst ihre Stelle gab den Grafen rechtmäßige Mittel an
die Hand, ihr Eigenthum zu vermehren. Jeder fränkische Freie war
wehrpflichtig, und auf den allgemeinen Ruf zum Heerbanne mußte der
Gau eine bestimmte Anzahl Krieger stellen, deren Anführer der Graf
war. Als die Franken sich in Gallien und in mehren deutschen Gegen
den feste Sitze erobert hatten, mochten Viele lieber ihr Gut in Ruhe
bauen, als dem Heerbanne Folge leisten; sie erkauften sich daher durch
eine Abgabe, welche auf ihrem Grundeigenthume haftete, vom Grafen
die Befreiung vom Kriegsdienste. Dieser ersetzte die Abgehenden durch
Lanzenknechte, die in seinem Solde standen, und schuf sich so eine Macht
und machte sich seinen Untergebenen und seinen Nachbaren furchtbar.
Eine andere Quelle des Gütererwerbs waren die Heirathen; bei Er
löschung des Mannsstammes in der Familie trat das Erbfräulein in den
Besitz der Güter, und hierdurch fielen mehre Herrenbesitzungen in eine
Hand, weil schon frühe der Stolz den Grafen es nicht erlaubte, sich außer
ihrem Stande zu verheirathen. Eine gräfliche Familie vereinigte
nun zweierlei Besitzungen: den Gau und ihre Reichsvogteien und andere
Reichsgüter, die sie durch Erbschaft, Heirath, Krieg oder Kauf an sich
gebracht hatte. Es ward ihnen leicht, auch über diese Güter jene Rechte
und Gerechtsamen auszudehnen, welche sie in ihrem Gaue besaßen. Lagen
sie in einem fremden Gaue, so gaben sich die Eigenthümer alle Mühe,

vom Staatsoberhaupte Exemptionen von der Gaugerichtsbarkeit zu erhalten. Auf diese Weise wurde der Gau zerstückelt; doch auch die Familiengüter bildeten kein zusammenhängendes Ganze, sie lagen im Gaue zerstreut; es mußte daher vorzugsweise das Bestreben der gräflichen Familie seyn, die Ländereien, welche ihre Besitzungen trennten, mit diesen zu vereinen; 4 Jahrhunderte hindurch suchten sie dieses Ziel auf jeglichem Wege zu erreichen, und wie sie es erreichten, war es auch um die Gaueintheilung geschehen; an ihre Stelle traten die Grafschaften, was im 11. Jahrh. geschah. Die Grafschaft und der alte Gau waren zwar 2 ähnliche Staatssysteme; doch in ihren Wesen verschieden. Möser sagt sehr richtig, daß der Gau eine Territorial-Scheide, die Grafschaft hingegen eine persönliche Unterthörigkeit umfaßte. Daher der Gaugraf außer seinem Gaue nichts, und der Graf allenthalben, wo er Eigenthum, Höfige oder Vasallen besaß, Befehle ertheilen konnte. Eine andere Quelle der gaugräflichen Macht und der später entstandenen Landeshoheit war der Verfall des Sendgrafeninstituts. Karl der Große wollte die Gaugrafen von sich allein abhängig wissen und sie durch Bevollmächtigte controlliren; er vermied daher, sie höhern Provinzial-Beamten, etwa Herzögen, unterzuordnen, sondern ließ durch seine Sendgrafen (comites missi) ihre Amtsführung inspiciren; diese ertheilten auch die Urlaubspässe für den Heerbann, sodaß es der Willkür der Gaugrafen entnommen war, welche Militairpflichtige zum Heere stoßen sollten oder nicht. Da aber unter den schwachen Nachfolgern Karls das Institut der Sendgrafen in Vernachlässigung gerieth, so war davon die natürliche Folge, daß die Gaugrafen sich ebenfalls die Befugnisse der Sendgrafen anmaßten und Herren der Aushebung wurden, indem sie Urlaubspässe ausfertigten, und nach Belieben aufbieten und zu Hause lassen konnten, wen sie wollten. Was überdieß die Macht der Grafen sehr vermehrte, waren das Entstehen der Lehnsmiliz und des Ritterwesens; und die auswärtigen Kriege, welche die Kaiser führten. Der Landwehrmann war nicht verpflichtet, dem Kaiser auf einem Zuge außerhalb den Grenzen des Reichs zu folgen; er war zur Vertheidigung seines Vaterlandes, und nicht um Eroberungen zu machen, da. Dem Kaiser war daher ein Ritter mit seinem kleinen Gefolge, die ihn auf seinen Römerzügen begleiteten, willkommener, als eine vierfache Anzahl Landwehrmänner; wenn die Grafen nun ihr Contingent stellten und seinem Banner auch außer des Reiches Grenzen folgten, so war es ihm gleich, woher sie die Ersatzmannschaften nahmen. Auf diese Weise kamen nun die großen Vorrechte in eine Hand; die Gaugrafen übten schon vermöge ihrer Amtsvollmacht die richterliche und polizeiliche Gewalt aus, waren die gesetzlichen Anführer der Landwehr ihres Kreises; sie traten überdieß in die wichtigen Befugnisse der verschwundenen Sendgrafen. Sobald alle diese Vorrechte erblich wurden, war die Entwickelung der Landeshoheit gegeben. Nach Möser ist die Landeshoheit unter den verschiedenen Staatsformen, welche die Reichsinstitutionen nach Karl dem Großen hätten annehmen können, die beste gewesen; denn die Besitzthümer mochten nun de jure durch Kauf, Heirathen, Belehnungen ꝛc., oder de facto, durch Fehde und Zwangsunterwerfung, erworben seyn: so betrachtete doch der Landesfürst seine erworbenen Güter als Eigenthum, das er seiner Familie erhalten und vermehren und als Erbe ungekürzt hinterlassen müßte. Der Landesfürst sah demnach seine Unterthanen als mit zur Familie gehörend, oder doch als

eine nutzenbringende Menschenclasse an, die wie eine Schafheerde geschoren werden müßte, und behandelte sie milder: aus welchem Geiste, nach Möser, das väterliche Regiment der Landeshoheit entsprungen seyn soll. Ueberdieß würde unter den energielosen Nachfolgern Karls des Großen das Sendgrafeninstitut bald ausgeartet seyn; nur Karls Charakterstärke und rücksichtslose Gerechtigkeit vermochten es vorzubeugen, daß die Sendgrafen nicht ihre Macht überschritten und ihr amtliches Ansehen zu ihrem eigenen Nutzen gebrauchten. In der Periode der ersten Entwickelung der Landeshoheit durch Benutzung der Vasallen und Hörigen war von Pflichten des christlichen Landesherrn gegen seine Hörigen keine so reine Idee herrschend, als in den Tagen der heil. Allianz, und glaubte man vormals, daß der Landesherr seinen Privilegirten nicht mehr als ein christliches Regiment schuldig sey. Aber was ein wahrhaft christliches Regiment heiße, darüber waren die Höfe, Monarchisten und die unterhörigen Völker oft uneins. Es gehorchen aber die Letzteren mit und ohne Verfassungen, was die Hauptsache bleibt, und die allgemeine Anerkennung des jetzigen Besitzstandes der Rechte der Legitimität für jede Dynastie hat die heil. Allianz proclamirt, wodurch zur Beruhigung der Dynasten und ihrer Völker der Besitz, sey es de facto oder de jure, zum Recht durch Anerkennung der christlichen Regierungen Europa's gestempelt worden, das nur Gnade mildern, aber kein Anspruch des vorigen Zustandes entkräften soll. Möser's Meinung über die Entstehung der Landeshoheit ist wörtlich folgende: „Der erste Grund der Landeshoheit lag in der Reichsvogtei, welche sich nach dem Maße erhob und ausdehnte, als der karolingische Gau, von dem uns kein einziger übrig geblieben, seine Einrichtung, Befugnisse und Unterstützung verlor. Aus einzelnen Reichsvogteien waren edle Herrlichkeiten erwachsen. Wo ein edler Herr ihrer mehre zusammengebracht und vereinigt hatte, war es ihm leicht geworden, diese Sammlung zu einer neuen Grafschaft erheben zu lassen und sich damit die Obergerichte in seinen Vogteien zu erwerben. Besonders aber hatten Bischöfe, Herzöge, Pfalzgrafen, Grafen und andere kaiserliche Repräsentanten in den Provinzen die, in ihren Sprengeln gelegenen, Vogteien an sich gebracht und sich darüber mit dem Grafenbann und auch wohl, um alle fremde Gerichtsbarkeit abzuwenden, mit dem Freiherzogthum und der Freigrafschaft belehnen lassen. Der Adel, die Klöster und die Städte, welche nicht unter der Vogtei gestanden, hatten sich zum Theil gutwillig den kaiserlichen Repräsentanten unterworfen, und der Kaiser hatte zu einer Zeit, da noch kein Generalpacht erlaubt oder bekannt war, sich ein Vergnügen daraus gemacht, die mit vielen Beschwerden und wenigen Vortheilen begleitete Ausübung der Regalien den höchsten Obrigkeiten eines jeden Landes zu überlassen, da er sonst hierzu eigene Localbeamte hätte anstellen müssen. Hierzu war die Reformation gekommen und hatte allen Landesherren öfter Gelegenheit gegeben, diejenigen Rechte, die sich aus Obigem leicht folgern ließen, in ihrer ganzen Stärke auszuüben. Besonders erweiterten sie die Schranken, die ihnen die eigene Verfassung ihrer Länder (die Landschaft) entgegenstellte, und die von der kaiserlichen Gnade unabhängig war. Die Vollmacht hierzu entlehnten sie theils aus der Noth der Zeit, theils wurde sie ihnen von dem Hasse der streitenden Parteien gutwillig gegeben. Und so war es denn kein Wunder, wenn beim westfälischen Frieden, als Alles lange genug in Verwirrung gewesen und Jeder sich nach Ruhe sehnte, diejenigen Reichsstände,

welche nach und nach die Vogtei, den Grafenbann, das Freiherzogthum und die ganze Vollmacht des Missi an sich gebracht, die Bestätigung einer vollkommenen Landeshoheit erhielten; die andern hingegen, die bloß die Reichsvogtei gehabt, jedoch sich die höhern Reichsbeamten erwählt hatten, erhielten die Unmittelbarkeit und in Religionssachen eine völlige Unabhängigkeit".

Landfriede, treve, trewa, treuga Domini, Treve de Dieu oder du seigneur, hieß eine Waffenruhe, die während einer gewissen Zeit in Bezug auf Privatfehden statt fand. Es war bei den rohen Völkern des Nordens ein eingewurzelter Mißbrauch, Mord und sonstige Unbilden durch Kampf zu rächen. Wie alle Barbaren wollten die alten Deutschen ihre persönlichen Streitigkeiten keinem richterlichen Ausspruch unterwerfen; ihrer ungebundenen Freiheit war nichts empfindlicher als durch irgend eine gesetzmäßige Gewalt in ihrer Selbsthülfe beschränkt zu werden; daher denn auch die römischen Justiztribunale der Hauptstachel war, der sie reizte, das Joch der Römer abzuwerfen; ihre Wuth gegen die römischen, richterlichen Beamten, die nach der Varusschlacht in ihre Hände fielen, ging bis zur Grausamkeit. Selbst später, als sie sich in die römischen Provinzen ergossen, und heimathlich sich niederließen, hatte die Civilisation der eroberten Länder auf sie so wenig Einfluß, daß sie nicht die wilde Sitte der Zweikämpfe fahren ließen. Ihre Fürsten besaßen nicht Kraft genug, mit ihrer Abschaffung durchzudringen, sie konnten nur beschränkende Bedingungen aufstellen, unter denen der Zweikampf stattfinden sollte. Aus der Selbstrache gingen später die Gottesgerichte (s. Ordalien) hervor. Bei einem geschehenen Morde setzte sich die Familie des Getödteten mit der des Mörders in Unterhandlung; konnten sie nicht über das Wehrgeld, über die zu zahlende Buße, einig werden, so griffen sie beide zu den Waffen und eine blutige Fehde entspann sich. Die Franken brachten diese barbarische Sitte mit nach Gallien, und lange Zeit bemühten sich ihre Könige vergebens, die Unordnungen dieser Privatfehden, die ohne ihre Einwilligung geschahen, zu beseitigen. Sie dauerten unter den Königen der ersten und zweiten Dynastie und unter den Ersten der dritten fort, und da sie nicht im Stande waren, die Sitte mit der Wurzel auszureißen, so schlugen sie den Weg der Milderung ein. Sie verordneten, daß der Mörder oder seine Familie an den königlichen Fiscus eine Summe bezahlen sollte, um den Frieden zu erkaufen. Diese Geldbuße hieß Fredus; ebenso entrichteten sie der Familie des Getödteten eine Sühne, welche man nach Einigen Faidum oder Faida nannte, welche Ausdrücke andere Schriftsteller für Todtfeindschaft nehmen. Zweitens konnten die Verwandten des Mörders durch einen feierlichen Eidschwur, daß sie weder unmittelbar noch mittelbar Antheil an der That gehabt hätten, der Selbstrache der Gekränkten sich entziehen. Der dritte Weg, um einer Familienfehde vorzubeugen, war: daß der Thäter aus dem Kreise der Familie gestoßen wurde, und diese öffentlich von ihm sich lossagte. Karl der Große war der Erste, der ein allgemeines Gesetz gegen die Privatfehden erließ; er befahl, daß der Schuldige ohne Verzug das Sühnegeld zahlen, und daß die Angehörigen des Todten dem Thäter nicht den Frieden versagen sollten, wenn er ihn verlangte. Doch auch dieß Gesetz hatte keine hinlängliche Kraft und der Mißbrauch hörte um so weniger auf, da unter den schwachen Nachfolgern Karls und den meisten Königen der dritten Dynastie das königliche Ansehn fast

gänzlich erloschen war, und die höheren Baronen sich das Recht anmaßten, nach eigener Willkür Krieg zu führen. Was der königlichen Macht nicht gelang, brachte endlich zum Theil die Religion zu Stande; die Bischöfe verboten unter kanonischen Strafen jede Gewaltthätigkeit während der Zeit, welche zum Gottesdienste bestimmt war; diese Einstellung aller Feindschaft nannte man Gottesfrieden. Die erste Verordnung erließen die Bischöfe auf einer Synode zu Elne in Roussillon den 16. Mai 1027; sie verboten, daß Keiner seinen Feind vom Samstag bis auf den Montag angreifen solle, weil es eine Verletzung des Sonntags sey; daß Keiner, es sey zu welcher Zeit es wolle, einen Mönch oder Geistlichen ohne Waffen, noch einen Menschen, der zur Kirche gehe, und zurückkehre, oder der in Gesellschaften von Frauen sich befinde, angreifen dürfe; daß Niemand es wagen dürfe, Kirchen, und andere 30 Schritt von ihnen entfernte Gebäude zu plündern, unter Strafe der Excommunication, die, wenn nach Ablauf von 3 Monaten keine völlige Genugthuung für den Frevel erfolgte, bis zum Banne geschärft werden solle. Auf dem Concilium von Bourges 1041 predigte Jourdain von Limoges gegen die Räubereien und Feindseligkeiten, und lud alle Edelleute ein, am 1. und 3. Tage in der Versammlung zu erscheinen, um über den Gottesfrieden zu unterhandeln. Nichts lag der Geistlichkeit mehr am Herzen, als ihn allgemeinein angenommen zu sehen; zu diesem Zwecke las der Diaconus nach dem Evangelium eine Excommunication gegen die Ritter von Limoges, die den Gottesfrieden nicht annehmen und ihrem Bischofe den Eid nicht leisten wollten: sie war mit einem furchtbaren Fluche begleitet; die Bischöfe warfen ihre brennenden Wachskerzen zur Erde und löschten sie aus, und alles Volk schrie: „Der Herr lösche die Freuden Derer aus, welche nicht Frieden und Gerechtigkeit wollen. 1032 gab ein Bischof von Aquitanien, dessen Namen unbekannt ist, vor: ein Engel habe ihm ein Schreiben vom Himmel gebracht, worin Jeder verpflichtet werde, den Frieden auf Erden zu befördern, um den Zorn des Herrn, welcher das Land mit außerordentlichen Krankheiten schlage, zu versöhnen. Dieß gab Veranlassung zu mehren National- und Provinzial-Versammlungen, auf denen jede Privatfehde zur Rache eines gemordeten Verwandten untersagt wurde. Die Bischöfe wußten durch ihr Hirtenansehen diese Synodal-Beschlüsse bei den Gläubigen ihres Kirchsprengels in Achtung zu setzen. Dieser allgemeine Landfriede hielt sich aber nur 7 Jahre aufrecht; die Familienkriege begannen von Neuem und mehrten sich; die Geistlichkeit nahm wieder zu ihrem alten Mittel, die Sitten des rohen Zeitalters zu mildern, ihre Zuflucht; sie bewegte die Ritter ums Jahr 1041, einen allgemeinen Landfrieden unter sich zu schließen, der Anfangs in Aquitanien und nach und nach in ganz Frankreich angenommen wurde. Er begann mit dem Mittwoche Abend und dauerte bis zum Montage; während den vier Tagen waren jede Selbstrache und alle Feindseligkeiten eingestellt. Eduard der Beichtiger, König von England, führte 1042 den Gottesfrieden ein, und gab ihm eine größere Ausdehnung, indem er die Verfügungen zu gewissen heiligen Zeiten, selbst auf mehre Wochen untersagte. Z. B. vom ersten Adventssonntage an bis zum Feste der Epiphanie, während den Fasten bis Ostern, vom Feste der Himmelfahrt Christi bis 8 Tage nach Pfingsten, an den Quartembertagen, den Vorabenden der Feste der Muttergottes und Aller Heiligen, welche die Kirche durch Feste ehrte. Der von Eduard ausgedehnte Gottesfriede wurde auf dem Con-

lium von Lateran 1179 unter Alexander III. als allgemeines Gesetz er Christenheit angenommen; die Unterthanen jedes Standes mußten on ihrem 14. Jahre an die Beobachtung derselben beschwören; seine Verletzung wurde mit Excommunication, Geldbußen und mit härteren Strafen elegt. Dem ungeachtet wurde der Gottesfriede häufig gebrochen; die Unruhen, welche immer mehr den Flor des Landes vernichteten, bewogen ndlich den König Philipp August ein Gesetz zu erlassen, wodurch u. d. N. la Quarantaine du Roi eine Art von Landfrieden festgestellt wurde. Er verordnete, daß von dem Tage des Mordes oder der Unbilde an, is nach Ablauf von 40 Tagen ein königlicher Frieden stattfinden sollte, en zu beobachten beide Parteien verpflichtet waren. Während der Zeit ollte der Thäter verhaftet und bestraft werden. Jede Selbstrache in diem Zeitraum sollte als Verrätherei betrachtet und so bestraft werden. Dieß Gesetz hatte eine größere Wirkung als der bisherige Gottesfriede, nd da auch die noch folgenden Herrscher, der heil. Ludwig, Philipp III., Philipp der Schöne und besonders Johann mit Ernst über seine Befolung wachten, und jedes Vergehen gegen dasselbe strenge ahndeten, so gelang es ihnen endlich, den Mißbrauch der Privat-Befehdungen gänzlich n Frankreich aufzuheben. Nicht so glücklich waren die Kaiser Deutschlands, sie mußten lange und meist ohne Erfolg gegen den trotzigen Geist er Deutschen, die mit eigener Faust ihre Privatstreitigkeiten ausmachen wollten, kämpfen. Daß diese Selbsthülfe, dieß angemaßte Recht, ohne Dazwischenkunft einer richterlichen Gewalt sich durch das Schwert Genugthuung zu verschaffen, in Verbindung mit der Ungebundenheit des Zeitalters, in welchem die rohe, physische Kraft im höchsten Ansehn stand, endlich zum Faustrecht, das kein Recht des Besitzes als die Macht anerkannte, führen mußte, läßt sich leicht erklären. Schon die Kaiser Konrad II. und Heinrich III. erließen Gesetze hiergegen; der Letztere verschaffte durch seine moralische Kraft und seine Geistesstärke seinen Gesetzen im Reiche Ansehen; doch die bürgerlichen Unruhen verhinderten seinen Nachfolger, das Werk des kräftigen Kaisers zu vollenden, und die Regenten vom Hause Hohenstaufen besaßen gewöhnlich zu wenig Energie, und mußten ihre Thätigkeit nach so vielen Seiten verwenden, als daß sie den innern Befehdungen im Reiche feste Schranken setzen konnten. Zwar gab Friedrich I. 1187 ein Gesetz, nach welcher jeder Angreifer für ehrlos erklärt wurde, der seinem Feinde nicht 3 Tage vorher den Frieden aufkündige. Er bezweckte dadurch, daß Keiner unvorbereitet überfallen werden konnte, daß dem Beleidigten keine Zeit gegeben würde, sein Rachgefühl etwas abzukühlen und ihn so den etwaigen Vermittelungen geneigter zu machen. Die Sicherheit, worin Jeder leben konnte, dem nicht nur durch einen Fehdebrief der Friede aufgekündigt war, nannte man Landfrieden. Die Kaiser gingen noch etwas weiter und setzten es durch, daß ihre Burgen und fremde Häuser für unverletzt erklärt wurden; das Eine hieß Burgfriede, das Andere Hausfriede. Einen größern Sieg über ihr Zeitalter vermochten sie aber nicht zu erringen. Was die Kaiser nicht erreichen konnten, suchten Einzelne und hauptsächlich Kaufleute sich durch Geld zu erkaufen. Edle, selbst Fürsten ließen sich dingen, und schickten ihre Kriegsknechte mit zum sichern Geleit der Kaufleute; doch auch diese wohlthätigen Anstalten wurden bald Veranlassung zu Erpressungen; unter dem Namen Geleitsgeld zwangen die Landesherren dem Kaufmann große Opfer ab; viele sogar, deren Burgen an Flüssen und

Landstraßen lagen, gaben sich nicht einmal die Mühe, die Wehrlosen zu begleiten, sondern forderten u. d. N. Zölle Geld, um sie in Frieden gehen zu lassen. 1201 verbot der König Philipp diese Räubereien auf Strengste und schärfte zugleich das alte Gesetz, wodurch die Ankündigung der Fehde geboten war. In den stürmischen Zeiten seiner Nachfolger hatten auch diese Gesetze keine Kraft, und die Städte sahen sich genöthigt, einen Bund zum Schutz und Trutz zu bilden. Er kam 1247 zu erst am Rheine zu Stande; die 3 Erzbischöfe nebst einigen Fürsten traten ihm bei; sie verbanden sich mit vereinter Macht alle Erpressungen Zölle ꝛc. zurückzudrängen, Wegelagerungen und Räubereien zu unterdrücken und Den, der den Raub nicht ersetzen, oder Genugthuung geben wolle, gemeinschaftlich zu befehden. Der König Wilhelm bestätigte den Bund einige Jahre darauf; er hielt sich aber die Entscheidung über die Beschwerden des Bundes bevor, und nur in dem Falle, daß sein kaiserliches Ansehen von dem adeligen Räuber nicht anerkannt wurde, konnte der Bund mit gewaffneter Hand sich selbst Recht verschaffen. Mehre Jahre hindurch herrschte nun ein tiefer Friede in den Rheingauen; als aber während dem Interregnum Factionen das Reich zerrissen und die Stände sich wechselseitig befehdeten, wurde auch die Macht des Bundes gebrochen, und die alten Unordnungen, das Raubsystem mit allen seinen Erpressungen erhoben sich von Neuem. Mühevoll gelang es endlich Rudolf von Habsburg die Reichsstände zu Würzburg 1287 zur Anerkennung eines allgemeinen Landfriedens auf drei Jahre zu bewegen; nach seinem Ablaufe verlängerte er denselben zu Speier auf 6 Jahre. Sein Nachfolger Adolf und Albrecht bestätigten den Landfrieden, und Ludwig der Baier beschwur ihn mit den Reichsständen 1332 von Neuem; besonders bot Karl IV. Alles auf, seinem Gesetze Gehorsam zu verschaffen. Daß es ihm aber nicht vollständig glückte, beweisen die Verbindungen mehrer Städte und Herren zur Sicherstellung des Landfriedens und des Eigenthums; diese Bündnisse nannte man auch Landfrieden, weil ihr Zweck die Aufrechthaltung des kaiserlichen war. In Schwaben wurde 1307 eine solche Verbindung errichtet, die Albrecht I. sanctionirte; ebenso erneuerten die Städte und Grafen am Rhein 1319 den alten Bund und ließen sogar mehre Raubadelige enthaupten. Außerdem errichteten viele Städte und Fürsten in einzelnen Gegenden dergleichen Bündnisse von wenigen Theilhabern. So bestanden im Elsaß zwei dergleichen, der obere und untere Landfriede im Elsaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachsen (dem heutigen Braunschweig). In Westfalen gab es zwei dergleichen, die Gesellschaft vom Rosenkranz und die von den Roßkammen. Ueberall setzten diese Verbindungen die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen sie selbst. Die Mitglieder dieser kleinen Verbindungen hielten sogar noch fester zusammen als die der größern, und behielten sich beim Eintritt in diese gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (nahmen einander aus). Das Hauptübel, und die hauptsächliche Ursache jenes Krieges Aller gegen Alle, lag immer in dem Mangel einer strengen und wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen gerichtliche Entscheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch schiedsrichterliche Aussprüche (Austräge) entscheiden zu lassen. Dieß ge-

schah namentlich in einem Bunde, den die schwäbischen Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Baiers eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andere Herren beitraten und den Ludwig 1340 bestätigte. Als Karl IV. Landfrieden von 1354 zu Ende gegangen war, schlossen die schwäbischen Städte (1356) unter kaiserlicher Bestätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahre. Diese Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Wie die Macht der Städte durch die Verbindungen sich hob, erwachte der Neid der Fürsten, und da jene auch landsässige Städte in den Bund der freien aufnahmen, wodurch oft die landesherrlichen Rechte gefährdet wurde, so verbanden sich auch die Fürsten zum Schutze ihrer Gerechtsamen. Diese Vereinigungen hießen Gesellschaften, wie die Gesellschaft vom Leuen, die von St. Wilhelm und St.-Georg, die mit den Hörnern, nach ihren gewählten Wahrzeichen so genannt. Auch die Städte traten manchmal zu diesem Fürstenbunde; nur war ihre Vereinigung nie von langer Dauer, weil die Interessen beider oft entgegen standen. König Wenzel, dem die Macht der verbündeten Fürsten gefährlich schien, begünstigte vorzüglich die Eidgenossenschaft der Städte, und suchte in ihr eine Gegenmacht gegen die mächtigen Reichsstände. Die Absicht der städtischen Verbindungen war eigentlich gegen die Fürsten gerichtet; wenngleich sie dieselbe nicht öffentlich aussprachen; so verbanden sich 1381 die Hauptstädte des Rheins, schlossen sich bald darauf an die schwäbische Conföderation an, und nahmen endlich 1384, alle Städte in Baiern, Franken, Schwaben und am Rhein in den Bund auf. Häufige Reibungen, besonders der Beistand, welche der schwäbische Bund den Schweizern gegen den östreichischen Herzog Leopold leistete, bliesen den geheimen Haß der Fürsten gegen die städtischen Bündnisse zu hellen Flammen an, und ein heftiger Bürgerkrieg brach aus. Anfangs wurde er mit abwechselndem Glücke geführt, bis endlich König Wenzel, der früher die Städte in Schutz nahm, sein Heer zu den Kriegern der Fürsten stoßen ließ; wo dann die Städte der Uebermacht erlagen. Der Bürgerkrieg in seiner furchtbaren Größe hatte endlich den ernstlichen Wunsch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der Landfriede zu Eger auf 6 Jahre errichtet; wodurch alle städtische, und sofern die Städte nicht ferner widerspenstig seyn würden, auch die fürstlichen Bündnisse für aufgehoben erklärt wurden. Dieser Landfriede erhielt aber, da die meisten Städte nicht sogleich sich fügen wollten, erst durch den Vertrag zu Heidelberg in demselben Jahre keine Wirkung. Es wurden hier für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Baiern, Franken und Elsaß oder Rheinland, schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, um fernere Streitigkeiten zu schlichten, aus vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiser ernannt, bestehend. Jetzt herrschte einige Zeit Ruhe im Reiche; man verdankte sie weniger dem Erwachen eines friedlichen Bürgersinnes und den bessern Begriffen einer Staatsjustiz, welche die erlittenen Kränkungen der Einzelnen als ihre ansieht und sie so rächet; der Deutsche war einer solchen Ansicht noch nicht fähig, und sein persönlicher Muth glaubte sich beleidigt, wenn er die Handhabung seiner Rechte von einem Gerichte erwarten sollte; sondern die Erschöpfung der Kräfte dämpfte die Privatbefehdungen. Sobald aber die Parteien sich wieder gestärkt fühlten, begannen auch die Streitigkeiten von Neuem und hatten dieselben Folgen. Städte verbündeten sich mit den Fürsten im 15. Jahrh.

zur Erhaltung des Landfriedens. Als aber 1431 dem Reiche von zwei Seiten Gefahren drohten, von den Türken und den Hussiten, zwang die Noth die Reichsstände zu freundlichern Gesinnungen, und sie promulgirten mit dem Kaiser Sigismund einen allgemeinen Landfrieden so lange, bis die Gefahren würden beseitigt seyn. Einen ewigen Landfrieden wollte Albrecht II. durchsetzen; er theilte das Reich in 4 Kreise, setzte Schiedsrichter ein und bestellte für jeden Kreis einen Landfriedenshauptmann. Er ward bald übertreten. Friedrich III. mußte wieder, um nur wegen des Türkenkrieges Luft zu bekommen, sich begnügen, den Landfrieden, wie seine Vorgänger, auf etliche Jahre zu befestigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahre, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahre geschah, welcher letztere Landfriede 1474 zu Augsburg auf 6 Jahre verlängert wurde. Der Kaiser hatte die Absicht, alle Verbündungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit diesem, wie mit so manchem andern Entwurfe zur Verbesserung der Verfassung nicht durchdringen; vielmehr vermochte er jenen Landfrieden selbst nur in Form von freien Bündnissen durchzusetzen. Alle Fürsten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe, ja oft alle einzelne Bürger der Städte mußten sie jedesmal feierlich beschwören. Wer nicht schwören wollte, ward für geächtet und rechtlos erklärt. Bei jedem solchen auf eine bestimmte Zeit errichteten Landfrieden wurden gewisse Friedensgerichte (Landgerichte) niedergesetzt, nicht sowohl zur Entscheidung von Streitigkeiten als zu Bestrafung der Friedbecher. Ein Reichsgraf oder Dynast, genannt Landfriedenshauptmann, und, wo der Kaiser den Frieden gesetzt und ihn ernannt hatte, Reichsvogt, auch, da seine Macht sich gewöhnlich nur über einzelne Landschaften erstreckte, Landvogt, führte dabei den Vorsitz, und die Besitzer bestanden aus Abgeordneten der Ritterschaft und Städte. Bei Verbindungen einzelner Stände wegen des Landfriedens, wie sie immer noch häufig waren, ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann nicht Vogt, sondern Obmann, auch Mändmann (von Mund, Schutz) hieß. Zu Gewährung sichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die Eidgenossen aufnahmen. Der Hülfsbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von seiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmläuten. Die Gerichte hielten gewöhnlich vier Mal des Jahrs, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentlichen Sitzungen; außerordentliche, so oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche noch den geistlichen Bann fügte, auch das Hundetragen. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte intermistische Landfriede auf 10 Jahre befohlen, eine bisher unerhört lange Frist, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehaltenen, vorbereitete. 1494 dehnte Maximilian den Landfrieden erst nur auf 3 Jahre aus; doch auf dem Reichstage zu Worms 1495 zwang der allgemeine Wunsch der Nation und die einstimmige Erklärung der Stände den Kaiser zum Gesetze des Reichslandfriedens. Es wurde am 25. Juli 1495 publicirt und hernach auf vielen Reichstagen und in allen kaiserl. Capitulationen confirmirt, wodurch die Befehdung, Privatgewalt und Unruhe unter den Reichsständen, bei Strafe der Reichsacht oder Geldbuße von 2000 Mark löthigen Goldes, auf ewig abgeschafft und aufgehoben und Friede und Ruhe im ganzen Reiche wieder hergestellt wurden, welcher Friede nochmals Pax profana genannt wurde, um ihn von dem Religionsfrieden zu unterscheiden. Der Landfriedensbruch

estand in Deutschland in einer Gewalt, die man mit gewaffneter Hand reventlich, vorsätzlich und gefährlich mit zusammengebrachten Leuten, olchen anthat, über die man keine erweisliche Rechte hatte. Da der Friedensbruch sowohl in Absicht der Güter und Rechte, als in Absicht er geruhigen Ausübung der Religion, stattfinden konnte, so wurden auch eide Arten des Friedensbruches in Deutschland durch den sogenannten Landfrieden und Religionsfrieden sehr ernstlich verboten. Es sind nachher verschiedene Rechtsverordnungen, um die Ruhe Deutschlands zu erhalten, bekannt gemacht worden, in welchen aber doch der Landfriede von 1495 fast allemal zum Grunde gelegt ist. Auf dem Reichstage zu Worms 1521, verbot Kaiser Karl V. alle Befehdungen schlechterdings und verordnete zugleich, daß der Maximilianische Landfriede ein ewiges Grundgesetz in Deutschland bleiben solle. Allein eben dieser veränderte nachher seine Gesinnungen, wovon Leyser die Ursachen zu errathen meinet, und er ließ die Befehdungen in der 1532 publicirten peinlichen Gerichtsordnung unter gewissen Einschränkungen zu, bis endlich verschiedene nachherige Reichsabschiede alle Befehdungen in Deutschland gänzlich aufhoben.

Landgut, die Vereinigung mehrer aus Aeckern, Wiesen, Gärten, Weideplätzen, bisweilen auch Holzungen, Teichen ꝛc. bestehender Grundstücke und Sachen zur Betreibung des Landbaues und der Viehzucht. Man theilt die die Landgüter in vollständige und unvollständige, je nachdem alle landwirthschaftliche Erfordernisse dabei anzutreffen sind oder nicht. In Beziehung auf das Eigenthumsrecht befinden sie sich entweder in einem unbeschränkten oder beschränkten, in einem privativen oder Gesammteigenthume; sie stehen ferner in dem Eigenthume des Landes, des Landesherren, oder einer einzelnen Person, Familie, oder einer moralischen Person, z. B. Kirche, Stift, Kloster, Gemeinde. In Rücksicht auf Befreiungen und Lasten sind sie entweder freie oder pflichtige, und jene wiederum entweder mit besondern Vorzügen und Vorrechten, z. B. Gerichtsbarkeit, Landstandschaft, Jagd ꝛc., versehen oder nicht. Unter den verschiedenen Gattungen von Landgütern sind die Allodial-, Stamm- und Fideicommißgüter, der Domainen-, Kammer-, Pfarr- und Kirchengüter, die Frei- und Ritterzüter, die Gemeindegüter, und die steuer-, zins- und dienstpflichtigen verschiedentlich benamten Bauerngüter zu bemerken. Auf eignen Landgütern ist ein Jeder, der Grundeigenthum besitzt und besitzen darf, im rechtlichen Sinne landwirthschaftsfähig; auf fremden Gütern aber können nur diejenigen Personen Landwirthschaft treiben, welchen es die Gesetze erlauben, und die außerdem fähig sind, einen Landwirthschaftspachtcontract einzugehen.

Landolt (Salomon), Künstler, Soldat und Beamter, geb. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Mitglied des großen Rathes war, zeichnete sich früh durch Talent und Lebendigkeit aus. Nachdem er lange in der Wahl einer Bestimmung geschwankt hatte, entschied er sich für die Kunstbahn, verließ die Militairschule zu Metz und ging nach Paris, später nach Lyon, um daselbst seine künstlerischen Studien fortzusetzen. Durch den Einfluß seiner Familie erhielt er 1768 eine Stelle beim Stadtgerichte zu Zürich, setzte seine künstliche Bestrebungen nebenbei fort und leistete wesentliche Dienste bei der Organisation des in Verfall gerathenen Cantonmilitairs. 1791 ward er zum Landvogt zu Greifensee ernannt. Früher hatte er eine Reise nach den Rheingegenden, Holland und Potsdam ge-

macht und wäre gern in Friedrichs II. Militairdienste getreten, was ihm jedoch nicht glückte, obschon der alte Ziethen Gefallen an ihm fand, und selbst der König sich einige Male sehr herablassend mit ihm unterhielt. Als Landvogt zu Greifensee benahm sich Landolt im Ganzen sehr thätig und gut, zuweilen jedoch auch etwas despotisch, indem er den Stock als Regierungs- und Verbesserungsmittel liebte: eine Ansicht, die seiner Zeit angehörte und ihm, da sich die Zeit, aber nicht seine Ansicht änderte, manche Vorwürfe zuzog. Nach Ablauf der gesetzlichen Zeit seiner Amtsverwaltung zog er sich auf sein Landgütchen „in der Enge" (zwischen Wallishofen und Sicht) zurück und lebte hier im Kreise mehrer Freunde (Ludwig Heß, Konr. Geßner, Martin Usteri, — Verf. des Volksliedes „Freut euch des Leben" ꝛc. — u. m. A.) der Kunst und dem Landleben, bis die bewegte Zeit der Revolution ihn wieder auf den öffentlichen Schauplatz rief. Er ward zum Anführer der Truppen, welche Zürich dem von den Franzosen bedrohten Genf zu Hülfe sendete, ernannt, zeigte sich hier und überall als lebhafter Gegner von Neufranken, ward dafür von der franz. gesinnten Partei seines Vaterlandes gehaßt und mußte manche Kränkung erdulden. Dieß war besonders der Fall, während er die inzwischen wieder übernommene Landvogtei zu Eglisau verwaltete, wo sein durchgreifendes Verfahren ihn verschiedentlich in Lebensgefahr brachte. Als der Krieg sich endlich auch in die Schweiz zog, und Franzosen, Russen und Oestreicher dort kämpften, bewies er sich sehr thätig gegen die Franzosen; er mußte sich daher, als Russen und Oestreicher von den Republikanern vertrieben worden waren, nach Schwaben flüchten, kehrte bald wieder zurück und ward 1803 zum Mitglied des großen Raths und zum Obersten der züricher Scharfschützenreserve, später zum Präsidenten des Zunftgerichtes zu Windikon ernannt. Sein Vermögen war in Folge der Zeitereignisse und seiner Theilnahme daran fast ganz geschmolzen; er zog sich von Zürich, wo es ihm nicht länger gefiel, zu Freunden aufs Land zurück, fand auch hier, durch manche Ereignisse betroffen, nirgends rechte Ruhe, und starb endlich 1818 zu Andelfingen, im Hause seines Freundes, des Oberamtmanns Schweizer. Landolt war nie verheirathet. Als Maler, welches Talent er in der letzten Periode seines Lebens mit zum Erwerb benutzte, zeichnete er sich besonders in Landschafts- und mehr noch in Jagd- und Schlachtgemälden aus; doch fehlt seinen Arbeiten bei aller Größe des Styls und origineller Charakterzeichnung häufig Correctheit, was sich durch seinen Mangel an gründlichen Vorkenntnissen erklärt. Auch spricht sich in seinen Schlachtgemälden häufig die Einseitigkeit seiner politischen Ansichten aus, die ihn immer zur Herabsetzung alles Dessen, was Franzose hieß, trieb, ihn diese stets als fliehend vorstellen ließ. Ueber seinen Antheil an dem Kampfe der Russen unter Korsakoff in der Schweiz gegen Massena, s. „Zeitgenossen", Neue Reihe, Nr. VI, und in der Schrift: „Salomon Landolt; ein Charakterbild nach dem Leben gemalt von David Heß" (Zürich 1820).

Landon (C. P.), ehemaliger Pensionnair der franz. Akademie in Rom, Conservator der Gemälde des Museums, Correspondent des Instituts, verband mit seinen Künstlergaben ein ausgezeichnetes Schriftstellertalent und eine seltene Belesenheit. Er gab heraus die „Nouvelles des arts" (5 Bde., Paris), welche, von Zeichnungen begleitet, in wöchentlichen Lieferungen erschienen; „Annales du Musée et de l'école moderne des beaux arts" (17 Bde., Paris 1801—10, und eine zweite Sammlung

n 12 Bänden); „Paysages et tableaux de genre“ (4 Bde., 1805). Alle ieſe Sammlungen ſind durch Sauberkeit und Treue der Zeichnungen ıusgezeichnet, und von den franz. Kunſtfreunden um ſo geſuchter, als ie Originalien der meiſten darin dargeſtellten Meiſterwerke nicht mehr ı Frankreich ſind. An die „Vies et oeuvres des peintres les plus célè- ores“ (20 Bde., Paris 1803 fg., 4.) reihten ſich drei andere Bände ıntiker Gemälde. Die „Description de Paris et de ses édifices“ (2 Bde., Paris 1806—9, 12.) enthält einen geſchichtlichen Abriß und Be- nerkungen von Legrand. Zu der „Galerie historique des hommes les olus célèbres de tous les siècles et de toutes les nations“ (12 Bde., Paris 1805—9, 12.) lieferten auch andere Schriftſteller Beiträge. Seine ibrigen Leiſtungen ſind: „Description de Londres et de ses édifices“ mit 42 Tafeln); „Les amours de Psyché et de Cupidon“ (Fol., mit 32 Tafeln nach Rafael); „Le saint évangile de N. S. J. C.“ (mit 51 Tafeln nach Rafael, Pouſſin und Andern); „Recueil des ouvrages de peinture et sculpture qui ont concouru pour les prix décennaux“ (mit 45 Tafeln); „Atlas du Musée, ou catalogue figuré des tableaux et ıtatues“ (ſeit 1814); „Galerie de M. Massias, ancien résident de France à Carlsruhe“ (Paris 1815); „Numismatique du voyage du jeune Ana- charsis, ou médailles des beaux temps de la Grèce“ (2 Bde., 1818); „Choix de tableaux et de statues des plus célèbres musées et cabinets étrangers“ (12 Bde., 1821 u. fg.). Von 1819—24 gab er eine Be- ſchreibung der jährlichen Kunſtausſtellungen u. d. T. „Salon“ heraus. Er ließ nicht bloß ſeine Copien der Kunſtwerke durch Kupferſtich wieder- geben, er ſtellte auch viele eigne Gemälde im pariſer Muſeum aus; ſein Dädalus und Ikarus, ſein Paul und Virginia zogen die beſondere Auf- merkſamkeit des Publikums auf ſich. Erwähnung verdienen auch „Vies et oeuvres des peintres les plus célèbres de toutes les époques“ (Pa- ris 1821, 4.). Landon ſtarb zu Paris 1826. Sein Sohn iſt Architekt, wurde als Penſionnair des Inſtituts nach Rom geſandt und erhielt 1817 den Titel eines Architekturzeichners vom Cabinete des Herzogs von An- goulême.

Landrecht iſt das ſpecielle Privatrecht irgend eines Landes und war einſt dem Lehnrecht entgegengeſetzt. Manche alte Landrechte ſind geſam- melte Rechtsgewohnheiten. Es gab deren und der Stadtrechte vormals eine große Zahl, die man allmälig und immer mehr verminderte. Einſt herrſchten in Deutſchland im Norden, auf dem Lande beſonders, das Sachſen- und im Süden das Frankenrecht. Die Satzung des Erſteren ſammelte Eike van Repkow, ein ſächſiſcher Edelmann, zwiſchen 1215 und 1218. Es hat alſo keinen Zweifel, daß das hamburger Stadtrecht viel älter, aber weit demokratiſchere ſächſiſche Rechtsgewohnheiten, als das Sachſenrecht beſitzt, welches Eike van Repkow in einer vormals wendiſchen Provinz des Sachſenlandes ſtiftete. Auch hat das ſächſiſche Recht in Weſtfalen ſchwerlich jemals gegolten, wenn es gleich zu den Landen des ſächſiſchen Vicariats gehörte. Nach der Sammlung des Sachſenrechts ſammelten die altfrieſiſchen Lande ſchnell ihr eigenthümliches Privatrecht ebenfalls. In der Beerbung wichen das Frankenrecht und das ſächſiſche ſehr von einander ab. Letzteres theilte unter mehre Erben männlichen Geſchlechts gleich und war gegen die Hörigen milder als das Sachſen- recht. Vgl. Deutſches Recht.

Landrecht (preußiſches). Solches wurde unter Friedrich dem Großen

lange vorbereitet. Ein- und Ausländer wurden zu Rathe gezogen, und 1792 wurde demselben gesetzliche Kraft beigelegt. Die Haupttredaction hatten der Großkanzler von Carmer und der bekannte Suarez. Da es die alten Stadt- und Provinzialrechte in Kraft ließ und die Ansprüche des Adels, Bürgers und Bauers gegeneinander nicht genau bestimmte: so vereinigte es den aus so vielen neuen Bestandtheilen amalgamirten Staat im Ganzen nicht sonderlich; aber es hat einer großen Menge Rechtsungewißheiten, die dennoch häufig zur Sprache kamen, ein Ende gemacht und wollte, deren Erneuerung durch die Autorität des Justizministers und durch von diesem auf Verlangen ertheilte Entscheidungen ferner verhüten. Da aber seit dieser Einrichtung so sehr oft an diesen Chef recurrirt wird, daß sein Büreau ein größeres Personal bedurfte, als selbst das geheime Revisionstribunal in Berlin: so ist dadurch in Preußen eine Abhängigkeit des Justizwesens vom Justizminister entstanden, die nirgends sonst existirt, unter dem verstorbenen leidenschaftlosen und thätigen Minister Kircheisen zwar nicht gerade nachtheilige Folgen äußerte, aber doch neben jenen Mängeln für alle Unterthanen kein gemeinschaftliches Landrecht mit Aufhebung aller sonstigen Privatrechte bedeutete. Da die Rheinlande ihren „Code Napoléon“ einst verlieren dürften: so möchte das Landrecht einer allgemeineren Umformung bedürfen, die es durch die neue Ausgaben 1803 und 1806 nicht erhielt; und wie viel ist seitdem ergänzt, verbessert und abgeändert worden? Vollkommner sind bereits die Gerichtsordnung da, aber wie Vieles kam auch darin hinzu! Einer der vorzüglichsten deutschen Rechtsgelehrten, Feuerbach, sagt (in seiner „Themis“): „Dem preußischen allgemeinem Landrechte sey es keineswegs um Erreichung höherer politischer Zwecke, um eigentliche Reform der bürgerlichen Verhältnisse selbst zu thun gewesen. Um nicht an den gefährlichen Klippen jedes neuen Gesetzgebungsplanes, an Landschaften und Ständen, an besondern Rechten und Vorrechten der verschiedenen Bürgerclassen, zu scheitern, habe man Alles, was hierauf Beziehung hatte, nur mit leisem Finger berühren, an dem Bestehenden nichts Wesentliches verrücken, an keinem der, wohl oder übel erworbenen Rechte etwas verändern dürfen. Der Hauptzweck der Reform sey nicht sowohl auf den Inhalt und das Wesen der Rechtsverhältnisse, als auf ihre äußere Form und Gestalt gegangen. Veränderung der Rechtsstreite durch Bestimmtheit und Gewißheit der bürgerlichen Rechte und Verbindlichkeiten, dieses und wenig mehr sey die Aufgabe gewesen, welche die preußische Gesetzgebung habe lösen wollen und woraus sich alle ihre Mängel, sammt ihren unverkennbaren Vorzügen, leicht erklären ließen“. „Bei solchen Aufgaben konnte sie, fährt er fort, alle Institute, die sie vorfand, in ihrem Wesen fortbestehen zu lassen, wenn sie nur über die Rechtsfragen, welche daher entstanden waren, oder noch entstehen konnten, keinen Zweifel übrig ließ. Die Leibeigenschaft, wenngleich unter dem bescheidenen Namen der Erbunterthänigkeit, die Unvermessenheit der Frohnen, alle Rechte und Unrechte der Gutsherren, alle Verkaufs- und Einstandsrechte und andere Institute, wogegen sich Vernunft und Staatsklugheit schon längst kräftig ausgesprochen hatten, blieben nach wie vor in ihrem verjährten Besitze, und was etwa hier und da als Beschränkung hinzukam, ist meistens so unbedeutend oder folgenleer, daß es kaum für mehr, als eine Höflichkeitsformel gelten kann, die man dem Geiste des aufgeklärten Zeitalters schuldig zu seyn glaubte. Dagegen mußte aus dem Gesichtspunkte der preußischen

Gesetzgeber die größte Sorgfalt einerseits auf die Formbestimmung der bürgerlichen Geschäfte, andern Theils auf die größte Vollständigkeit der Materie und das Detail in der Entwickelung allgemeiner Grundsätze verwandt werden. In jener Absicht wurde bei allen bürgerlichen Geschäften jeder Tritt und Schritt mit genauer Pünktlichkeit gemessen und bestimmt und die Freiheit des Verkehrs an eine lange Kette von Förmlichkeiten gebunden; in der zuletzt erwähnten Absicht mußte das Gesetzbuch zugleich ein eigner Commentar werden und einer seiner ersten Vorzüge darin finden, daß es so viel möglich dem Richter so wenig, als möglich, nachzudenken vergönnte und indem es jeden Grundsatz in allen, wenngleich noch so einfachen Folgen, wiederholte, den unendlichen Reichthum rechtlicher Combinationen durch zahllose Ideen und Aber zu erschöpfen suchte. Die allgemeine Aufgabe der preußischen Gesetzgebung bestimmte zugleich ihr Verhältniß zur wirklichen Anwendung. Da nur Gewißheit der Rechte das Ziel seyn sollte, so war es nicht nothwendig, die schon bestehenden Provinzialrechte zu verdrängen. Dieses würde sogar zweckwidrig gewesen seyn, wenn die besondern Landes- und Provinzialgesetze Entscheidungen enthalten konnten, worüber, bei aller seiner Vollständigkeit, das Allgemeine Landrecht schwieg. Jede Provinz, jeder District, jeder Ort bleibt daher bei seinen alten Particularrechten, und das allgemeine Gesetzbuch begnügt sich mit dem Range einer bloßen Hülfsgesetzgebung". An einer recht wissenschaftlichen Bearbeitung des Allgemeinen Landrechts hat es bis jetzt noch gefehlt, indem die Lehrbücher von Klein, Eggers, Wermann u. A. diesem Zwecke doch nicht ganz entsprechen. Die Commentatoren desselben haben sich meistentheils nur begnügt, die Veränderungen, Berichtigungen und Zusätze nachzutragen, welche das Allg. Landrecht seit 1794 durch königl. Verordnungen und Ministerialentscheidungen erhalten hat. Unter diesen verdienen ausgezeichnet zu werden F. H. v. Strombeck's „Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts f. d. preuß. Staaten" (Leipzig 1829, 3 Bde.), von welchem in gleicher Art auch „Ergänzungen der Allgem. Gerichtsordnung" ebenfalls in 3 Bdn., 1829, erschienen sind. Die große praktische Brauchbarkeit beider Werke hat in wenigen Jahren die dritte sehr vermehrte Ausgabe nöthig gemacht.

Landrente, Grundrente, Bodenrente, ist derjenige Theil des jährlichen Einkommens aus dem Boden, welcher, nach Abzug der Kosten der Gewinnung desselben, übrig bleibt, und daher dem Grund-, Land- oder Bodeneigenthümer als solchem bloß deßhalb, weil er Eigenthümer davon ist, zukommt. Das Product, welches die Landrente ausmacht, ist entweder ein reines Product der Natur, oder es haben auch künstliche Ursachen an dessen Hervorbringung Theil. Im erstern Falle gehört es ganz den Eigenthümer des Bodens, im andern müssen zuerst diejenigen Ursachen von dem Producte bezahlt werden, welche an dessen Hervorbringung Theil haben, und Das, was davon übrig bleibt, macht die reine Landrente aus. Wer z. B. ein Stück Land besitzt, das bloß zur Viehweide benutzt werden kann, und auf welchem das darauf wachsende Viehfutter ein reines Product der Natur ist, der wird Das, was dem Viehhalter die Weide auf diesem Feldstücke werth ist, ohne allen Abzug als Landrente beziehen. Muß aber das darauf wachsende Gras erst in Heu gemacht und in Schuppen gebracht werden, so wird der Eigenthümer nur so viel als Landrechte erhalten können, als das Heu, nach Abzug der Arbeits- und Hinschaffungskosten an den Ort des Verbrauchs,

hier werth ist. Die Größe der Rente, wenn man sie nach dem Umfange der vom Grundstücke gelieferten Producte an Ort und Stelle ihrer Erzeugung mißt, wird also hauptsächlich von der Fruchtbarkeit oder Ergiebigkeit des Bodens abhängen. Es ist aber die Fruchtbarkeit entweder eine von der Natur gegebene oder eine durch Kunst erst hervorgebrachte. Zur letztern gehören Fleiß, Mühe, Arbeit und Einsicht, und um diese in Thätigkeit zu setzen, ein Capital. Niemand wendet aber gern sein Capital an, wenn er nicht immerwährend Zinsen dafür, oder Erstattung desselben hoffen kann. Nur unter dieser Hoffnung wird also die künstliche Fruchtbarkeit der Grundstücke entstehen. Hat aber das Capital einmal die größere Fruchtbarkeit des Bodens hervorgebracht, so gehört sie dem Boden selbst an, und wenn dadurch eine bleibende Eigenschaft des Bodens erzeugt wird, so wirkt sie mit der natürlichen Fruchtbarkeit vollkommen auf gleiche Art, und was dadurch hervorgebracht wird, bleibt Landrente, wenn sie gleich ursprünglich durch ein Capital erzeugt ist; das Capital hat dadurch, daß es mit dem Boden verknüpft worden ist, aufgehört, Capital zu seyn, und ist ein Bestandtheil des Grundes und Bodens geworden. Seine Wirkung ist nicht mehr Capitalrente, sondern Bodenrente. Das Grundstück, welches künstlich ebenso fruchtbar gemacht ist, als ein andres von der Natur ist, wird dadurch, unter sonst gleichen Umständen, ebenso viel werth seyn, als letzteres. Es findet dabei nur folgender Unterschied statt: Wenn die Grundrenten mit Abgaben oder Lasten beschwert werden, so wird die Zahl der Grundstücke von natürlicher Fruchtbarkeit dadurch nicht vermindert, wohl aber die Zahl der künstlich-fruchtbaren Grundstücke, weil dadurch die Lust geschwächt wird, Capitale auf die Fruchtbarmachung der Grundstücke zu verwenden. Es ist also falsch, wenn man die Renten, welche aus der künstlich erzeugten Fruchtbarkeit der Grundstücke hervorgehen, nicht für Grundrenten, sondern für Capitalrenten erklären will. Denn es ist wirklich der Grund und Boden (er sey nun durch die Natur vollkommen erzeugt, oder durch Kunst und Capital gemacht), der das Product, welches die Rente bildet, erzeugt; das darauf verwandte Capital hat seine Capitalgestalt gänzlich verloren und ist in Grund und Boden verwandelt.

Landsberg, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (17 QM. mit 47.700 Einw.) im frankfurter Reg.-Bez. der preuß. Provinz Brandenburg, in einer sehr ergiebigen Gegend an der Warte, ist ummauert und wohlgebaut, hat 5 Vorstädte, wird in Alt- und Neustadt getheilt, hat 2 evangel. und eine Simultankirche, Gymnasium, Waisen-, Armen- und Irrenhaus, Zwangs- und Strafarbeitsanstalt, 770 Wohnhäuser und 9300 Einw., die Tuch-, Wollenzeuch- und Strumpfweberei, Gerberei, Brennerei und Brauerei, Schifffahrt ꝛc. treiben; dazu kommen 3 sehr bedeutende Getreide- und Wollmärkte. — 2) Stadt im Kreise Preußisch-Eylau (Ostpreußen) mit 1800 Ew. — 3) Stadt im Kreis Rosenberg (preuß. Schlesien) an der Grenze Polens, 2 kathol. Kirchen, 770 Ew., Hauptzollamts.

Landschaft. Diesen Namen führen in einzelnen deutschen Staaten Associationen von Grundeigenthümern, deren Zweck sich in der Regel auf ein Geld- und Schuldeninteresse bald des Landesherrn, bald andrer Betheiligter bezieht. Bedürfnissen, welche im Feudalismus ohne Geld ihre Befriedigung finden konnten, war nach Erschütterung des Lehnswesens nicht ferner ohne Geld abzuhelfen. Die Landesherren brauchten ge-

nägte Münze für Zwecke, die vormals nicht daran erinnert hatten. Nicht überhaupt verarmt, nur bedürftiger an Geld waren sie geworden. Es ließ sich hoffen, die Territorialintradenten und das vielleicht nur vorübergehende neue Geldbedürfniß würden wieder in Gleichgewicht treten. Hier findet sich der erste Anlaß sowohl zur Verpfändung landesherrlicher Domainen wie zur Errichtung der landschaftlichen Institute. Auf die Art ihrer Ausbildung hatten folgende, der deutschen Reichsverfassung ungehörige Verhältnisse Einfluß. Die deutschen Landesherren durften neue Beschatzungen ihrer Schatzungspflichtigen, ohne Einwilligung der schatzungsfreien Ritterschaft, nur allgemeiner Reichsbedürfnisse wegen vornehmen. Jene Ritterschaft blieb mehrentheils abgabefrei, weil sie sich feudalen Functionen mit der Person oder durch Neutralien vorbehalten hatte. Zugleich lag in ihrem Interesse, darauf zu wachen, daß der Landesherr die Hintersassen nicht zur Ungebühr beschatzte. Hieraus folgte, daß der Adel auf Ueberzeugung von der Nothwendigkeit jeder Steuererhebung drang, die nicht der Reichsbedürfnisse wegen eintrat. Dann erfolgte die Bewilligung. Wollten daher die oft unverschuldet in Bedrängniß gerathenen Landesherren ihre Domainen nicht verpfänden, was ohnehin bald durch Hausverträge verhindert ward, so mußten sie Anleihen eingehen, bald von ihrer Ritterschaft oder den Ständen selbst borgend, bald deren Credit benutzend. Für beide Fälle bedurften sie der ständischen Einwilligung dahin, daß der Betrag des Darlehns an Zinsen und abzuzahlendem Capitale vom Lande aufgebracht werden durfte. Der Stände oder Ritterschaften Sorge war Sicherheitstellung der Zinsen und der Rückzahlung. Gewöhnlich leisteten selbige eine Steuerverwilligung, welche das Darlehn deckte, und dieserwegen bedurfte es zuvörderst eines Recesses mit den Ritterschaften oder den Ständen. Daraus läßt sich auch der Name Landschaft, welcher beim ersten Anblick unpassend erscheint, erklären, sobald man erwägt, daß jene Steuern vielleicht die ersten waren, welche im Gegensatze der Reichsbedürfnisse für die besondere Landesherrschaft auf eine längere Reihe von Jahren bewilligt und erhoben worden. Mochten nun die Stände das Dahrlehn selbst vorgestreckt, oder mochten sie nur Bürgschaft dafür geleistet haben, so war in jedem dieser Fälle einmal der Bewilligungsreceß wegen der Tilgungssteuer, zum andern die Erhebung der letztern durch die Stände unerläßlich. Nachdem der Landesherr das Capital der Schuldentilgung empfangen, schien natürlich, daß die Stände, mochten sie nun selbst Darleiher oder nur Bürgen seyn, den Tilgungsfonds verwalten. Aber je nachdem sie das Eine oder das Andre waren, modificirte sich die übrige Organisation und Administration weiter. Die landschaftlichen Verfassungen sind daher nach Maßgabe jenes Unterschieds auch in den einzelnen deutschen Ländern verschiedenartig eingerichtet, wie z. B. in Kurhessen, Würtemberg u. s. w. Im Würtembergischen hat sich das landschaftliche Institut durch die Verfassungsurkunden anders modificirt; in Kurhessen ist es, der Hauptsache nach, unangegriffen geblieben. Nicht zu verwechseln mit diesen Landschaften sind gewisse Creditinstitute, welche bald unter dem nämlichen, bald unter einem andern Namen in mehren Provinzen des preuß. Staats angetroffen werden, und die Nachahmungen in andern Ländern gefunden haben. Die landschaftlichen oder ritterlichen Creditinstitute haben zum Zweck: 1) die zum Ausleihen bereit liegenden, größern und kleinern Capitalien auszu-

mitteln; 2) solche den Gutsbesitzern, welche baares Geld bedürfen, o Dazwischenkunft eines Geldmäklers zu verschaffen; 3) für die Sicher der Capitalien und der Zinsen davon, ohne gerichtliche Weitläufigkei zu sorgen; und 4) Behufs alles Dessen Pfandbriefe auszufertigen u in Cours zu bringen. Die damit beschäftigten Collegia sind rein ständische Institute, und im Brandenburgischen spiegeln sie noch rein die u sprünglich deutsche Verfassung ab.

Landschaftsmalerei, s. Malerei.

Landschule, eine Schule auf dem Lande, Dorfschule, zu unterscheiden von einer Stadtschule. Man überzeugt sich jetzt immer mehr davon, daß auch dem Landvolke ein gewisser, seinen Umständen und Verhältnissen angemessener Grad von Geistesbildung ebenso nothwendig und nützlich sey, als jedem andern Stande. Früher nahm man auf die geistigen Bedürfnisse dieser so zahlreichen Menschenclasse wenig oder gar keine Rücksicht. Indeß befahlen schon Karl der Große und Alfred von England in ihren Staaten den Pfarrern die Unterweisung des Landvolks im Lesen, Schreiben, Latein und den Kirchengesetzen; allein die Verordnungen dieser Könige blieben ohne sonderlichen Erfolg, und in den folgenden Jahrhunderten, in denen die Geistlichkeit aus Unwissenheit und Trägheit sich dem Beruf zum Lehren entzog, waren diejenigen Landpfarrer, die Unterricht ertheilten, sehr selten. Erst seit dem 15. Jahrh. fing man wieder an, auf den Unterricht des Landvolkes bedacht zu seyn und bestehende Dorfschulen zu gründen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die durch Verbreitung von Lehrbüchern gemeinnützig zu werden begann, hatte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Volksunterricht, indem nun erst ABCbücher, Katechismen und Bibeln in die Hände der Landleute kamen, die für den, früher nur mündlichen, der Willkür der Lehrer überlassenen Unterricht einen angemessenen Stoff darbieten konnten; doch war auch dieser Volksunterricht noch immer sehr dürftig, da es an guten Schullehrern und an Fonds besonders in den gutsherrlichen Gebietsstricten fehlte. Erst im 18. Jahrh. machte er einige merkliche Fortschritte. Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Domherr von Rochow (s. d.), der 1772 die Schulen auf seinen Dörfern in der Kurmark durch eine vortreffliche innere Einrichtung nicht nur zum Muster aller Landschulen in Preußen, sondern auch in ganz Deutschland und andern Ländern erhob. Der Eifer der Regierungen zur Verbesserung der Landschulen ward nun immer reger. Der Dechant von Schulenstein und der Abt Felbiger (s. d.) reformirten den Volksunterricht der Katholiken in Böhmen und Schlesien. Allenthalben entstanden besondere Bildungsanstalten für Landschullehrer oder sogenannte Seminarien, und besonders im Norden von Europa fand diese wichtige Angelegenheit ihre eifrigen Beförderer. Der Süden von Europa blieb dagegen weit hinter dem Norden Europas zurück. Noch gibt es viele bedeutende Landgemeinden in Frankreich, die entweder alle Mittel zu ihrer geistigen Bildung entbehren, oder sich mit umherwandernden Schullehrern behelfen müssen. Am thätigsten für den Volksunterricht in Frankreich zeigen sich noch die Brüder der christlichen Schulen, ein geistlicher Orden, der sich wegen seiner Gemeinnützigkeit erhalten hat. Auch ist in Deutschland noch Manches zu thun übrig, jedoch verdienen die Bemühungen einiger Regierungen für die Bildung geschickter Lehrer durch Einrichtung guter Seminarien, für die Reform der Schulen und die Verbesserung der Lehrergehalte anerkannt zu werden,

nd von den ferneren Jahren des Friedens ist zu hoffen, daß eine so ichtige, das allgemeine Wohl betreffende Angelegenheit mit immer grö-erm Erfolg befördert, daß mancher zweckmäßige Vorschlag ausgeführt nd mancher hindernde Uebelstand gehoben werde. S. Normalschulen nd Schulwesen. Landschulen sind zu unterscheiden von Landes-chulen. Unter diesen versteht man Unterrichtsanstalten, welche die Re-ierung für Zöglinge aus allen Provinzen eines Landes errichtet und nterhält, wie die Fürstenschulen (s. d.) in Sachsen, Ilefeld im Ha-növerschen, ehedem Kloster Bergen bei Magdeburg u. a. m.

Landseen, s. Seen.

Landshut, Landgericht und Stadt im Isarkreise, in Niederbaiern, st wohl gebaut, liegt in einem fruchtbaren Thale zwischen anmuthigen valdigen Bergreihen am Fuße des Hofberges an der Isar, die hier ine Insel bildet, auf welcher die Vorstadt zwischen den Brücken steht. Sie zählt in 1045 Häusern über 8100 Einw. Merkwürdig sind das lte Residenzschloß Trausnitz der baierschen Herzoge auf dem Hofberge, 134 Zimmer enthaltend und jetzt zur Sternwarte dienend; das Schloß, der neue Bau genannt, in der Stadt; die St.-Martinskirche mit einem der höchsten Thürme in Deutschland, der eine Höhe von 456 Fuß und 303 Stufen hat; das Landschaftshaus, Sitz der Regierung; das Rath-haus. Landshut war seit 1800 Sitz der von Ingolstadt verlegten Uni-versität, die aber 1826 nach München versetzt wurde. Das ehemalige Universitätsgebäude nebst Kirche (sonst Dominikanerkloster) sind von vor-züglicher Schönheit. Dagegen hat Landshut jetzt ein Appellationsgericht, ein Forst- und ökonom. Institut, eine chirurg. Schule und ein Lyceum. Die Industrie ist wenig bedeutend; ebenso der Handel. — 2) Lands-hut, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (7 QM., gebirgige Land-schaft mit ansehnlichen Waldungen, 36.000 industriösen Einw.) im Reg.-Bez. Liegnitz (preuß. Schlesien), eine der ältesten Städte Schlesiens am Fuße des Riesengebirges (1254 Fuß über dem Spiegel der Ostsee) und am Bober, ummauert, mit 4 Vorstädten, 2 Kirchen des katholischen und eine für den evangelischen Ritus, höhere Bürgerschule, 3600 Einw., die sich vorzüglich mit dem Leinwand- und Garnhandel beschäftigen. Sitz der Kreisbehörde. In einer der Vorstädte befindet sich eine Steinkohlen-grube. 1745, 57 und 60 fielen hier blutige Treffen der Oestreicher und Preußen vor. Im letztern, am 17. Juni, ward Fouquet (s. d.) von Laudon geschlagen. Zu Rohnau und Schönbach im landshuter Kreise befindet sich das bedeutendste Schwefel- und Vitriolwerk im preußischen Staate.

Landstände, Landtage, s. Ständeversammlungen.

Landwehr, in den fränkischen Capitularien Laatweri, damals ein Masseaufgebot zur Vertheidigung des Reichs, oder ein Landsturm im heu-tigen Sinne. Wie das neue europäische Heerwesen den Begriff von Volksbewaffnung und Landesvertheidigung aus der Cabinetspolitik all-mälig verdrängt hatte, so erloschen auch jene vaterländischen, schon un-ter Heinrich I. im 10. Jahrh. gegen die Slawen, Ungarn und Norman-nen zum Schutze der deutschen Unabhängigkeit getroffenen Einrichtungen. Doch blieb noch im 16. und 17. Jahrh. der Landsturm sowohl zur Ge-bietsvertheidigung und innern Sicherheitspolizei als zum Kriege jenseits der Grenze durch die Reichssatzungen verpflichtet. Jenen innern Dienst nannte man die gemeine Folge, den auswärtigen: hohe Reise. Selbst

neuaufgenommene Bürger mußte sich in mehren deutschen Ländern,
Baden, wehrhaft machen und in den Waffen üben. Aber auch
örte nach und nach auf; kaum erhielt sich hier und da eine Spur
in der sogenannten Landmiliz, oder in der Heerpflichtigkeit eines
eldienst auf den Nothfall bestimmten Volkstheils, die auch außer
hland in den meisten europäischen Staaten zur Ergänzung oder
ützung des stehenden Heeres vorhanden war. Die franz. Revo
stellte zuerst eine der neueren Kriegskunst angemessene National
nung in den franz. Nationalgarden auf. Alsobald zeigten die Sieg
publikanischen Heere in Deutschland das Unzureichende bloßer Sold
die kostbare Kriegsmaschinen ohne Volksgeist waren. Man rieth
das Landvolk aufzubieten und zu bewaffnen. Insbesondere wurde
utsche Geistlichkeit, welche nach dem Congresse zu Rastadt die Si
ation ihrer Güter fürchtete, als der Krieg 1799 wieder ausbrach,
heberin jener bis dahin fast vergessenen Art, das deutsche Vate
u vertheidigen, nämlich des Landsturms. Es gelang ihr aber nicht,
ch einem so großen Umfange, wie der Kaiser und Erzherzog Karl
nschten, ins Leben zu rufen; allein durch die Bemühungen des kur
schen Staatsministers Albini (s. d.) wurde wenigstens bewirkt,
n franz. Corps, welches unter dem General Baraguay d'Hilliers
bergang über den Rhein bei Mainz versucht hatte, durch den Land
in die Linien von Kassel zurückgetrieben wurde. Indeß hatte die
keine weiteren Folgen. Erst nach dem presburger Frieden fühlte
reichische Staat die Nothwendigkeit, das Heerwesen auf die Volks
beide aber auf den Volksgeist zu gründen. So ward 1808 in
nscribirten deutschen Erbländern Oestreichs eine Landwehr er
, deren Kriegsform man durch den Befehl vom 13. Juni 1811
nte. Die Schuldigkeit, in der Landwehr zu dienen, ward bis auf
ter von 45 Jahre, als Nationalpflicht und die Zahl der erblän
, zur Ergänzung des Linienheers bestimmten, Landwehr auf 50.000
gesetzt. Diesem Beispiele folgte Rußland 1812; Preußen aber
e übrigen deutschen Staaten 1813. In Preußen hatte vorzüglich
eneral von Scharnhorst um die erste zweckmäßige Einrichtung der
iege 1813 bis 1815 so wirksamen Landwehr ein entscheidendes
ist. Jetzt ist der deutsche Bundestag beschäftigt, die Nationalbe
ng auf eine zusammenstimmende Weise zu ordnen. Unstreitig wird
ee der Landwehr als ein, im Frieden vom strengeren Waffendienste
s, Volksheer, welches das stehende Linienheer ergänzt und unter
in demselben aber sein Waffenmuster erblickt, beibehalten werden,
fast erdrückende Last der stehenden Heere dadurch zu vermindern;
enso nothwendig scheint die Einrichtung des auch in Preußen und
ern deutschen Ländern mit Erfolg erprobten Landsturms zu
. i. eine im Frieden eingeübte Volksbewaffnung in Masse, nach
rschiedenen Waffendienste heermäßig geordnet, in Bereitschaft zu
die aber einzig im Kriege zur Vertheidigung des Innern auf den
der die Provinz beschränkt bleibt, wo der Landsturm aufgerufen
ist.

ndwirthschaft, oder Oekonomie, ist sowohl die Wissenschaft,
die zweckmäßigsten Mittel lehrt, die nützlichsten Pflanzen und Thiere
vollkommensten Art hervorzubringen, um daraus nach Verhältniß
rmögens, der Kräfte und besondern Umstände den höchsten Vor-

heil zu gewinnen, als auch das Gewerbe, welches sich mit Erzeugung jener Produkte beschäftigt. Da die Landwirthschaft als Gewinnung der Naturprodukte, das eigentliche Geschäft der Dörfer ist, so nennt man die künstliche Verarbeitung und den Verkauf derselben durch die Handwerke und Gewerbe die Stadtwirthschaft. Als praktische Wissenschaft zeigt die Oekonomie das bloß mechanische, auf gewisse Fertigkeiten beruhende Verfahren, den höchsten Gewinn aus der Erzeugung landwirthschaftlicher Produkte zu ziehen; die theoretische (rationelle) Landwirthschaft hingegen stellt allgemeine, wahre, aus der Vernunft und Erfahrung abgeleitete Grundsätze auf und lehrt die Anwendung derselben auf einzelne Fälle. Durch sie kommt man auf den Grund der Erscheinungen und zieht daraus richtige Folgerungen, wodurch ihre Ausübung gesichert und erleichtert wird. Sie setzt die Kenntniß mehrer Hülfswissenschaften voraus, besonders der Naturgeschichte, Mineralogie, Botanik, Naturlehre, Mathematik und, da der Landwirth aus manchen seiner Erzeugnisse künstliche mit Vortheil zweckmäßig bereiten muß, auch der Chemie. Die Landwirthschaft beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Ackerbau (s. d.) und der Viehzucht. Jener erfordert zweckmäßige Verbesserung und Zubereitung des Ackerbodens und rechte Behandlung der ökonomischen Pflanzen. Das erste setzt Kenntniß der verschiedenen, nur durch chemische Zerlegung genau zu erforschenden Bestandtheile des Bodens voraus, wovon man 4 Hauptarten, Thon, Sand, Kalk und die fruchtbare Gewächs- oder Dammerde (Humus), welchen noch einige andere Stoffe beigemischt sind, unterscheidet, weil von dem richtigen Verhältnisse derselben die Fruchtbarkeit und der Werth des Bodens abhängt. Da sich aber die gehörige, den Gewächsen günstige Mischung der Erdarten nicht überall findet, so muß man dem Boden die fehlenden Theile zusetzen, die überflüssigen entziehen und ihn durch gute Erdarten und fruchtbar machende Mittel, als Mergel, Asche, Kalk, Schlamm u. s. w., vorsichtig verbessern, sowie die ihm durch Fruchternten entzogenen Kräfte durch den thierisch-vegetabilischen Tünger, damit die Pflanzen die verschiedenen Nahrungstheile, welche sie zum Theil auch aus der Atmosphäre einsaugen, als Kohlen-, Wasser-, Sauer- und Stickstoff, Erd, Kali u. s. w., hinreichend erhalten können. Zur Bereitung des Bodens gehört auch die Bearbeitung desselben durch den richtigen Gebrauch zweckmäßiger Ackerwerkzeuge und das Reinigen vom Unkraut. Die rechte Behandlung der Pflanzen setzt eine genaue Kenntniß ihrer Natur, ihrer Vermehrungs-, Erziehungs- und Veredlungsart voraus, indem hier besonders solche in Betracht kommen, welche nach Beschaffenheit des Bodens, Klimas und der Lage des Orts mit Vortheil erbaut, auf die leichteste und einträglichste Art in Geld umgesetzt und zur Unterhaltung der eigenen Wirthschaft angewandt werden können. Da die Erfahrung lehrt, daß die Abwechselung mit den Fruchtarten zu ihrem Gedeihen sehr nöthig ist, wenn man auch nicht darthun kann, daß die verschiedenen Pflanzen auch verschiedene Nahrungsstoffe aus der Erde ziehen, so befolgt man gewöhnlich die Dreifelderwirthschaft, indem man die Felder in drei gleiche Theile abtheilt, wovon der eine zum Wintergetreide, der andere zum Sommergetreide und der dritte zu Hülsenfrüchten, Futterkräutern, sogenannten Erdgewächsen, an einigen Orten auch zu Handels- und Gewürzpflanzen, und als Brache zur Weide für das Vieh benutzt wird. Bei der Vierfelderwirthschaft werden die sämmtlichen Felder in 4 gleiche Theile abgetheilt, und so finden noch an-

dere Abtheilungen in mehre Schläge Statt, die aber im Grunde nicht anders als zusammengesetzte Systeme der einfachen sind, z. B. die Schlag- oder Koppel- und die Wechselwirthschaft. Die Stallfütterungswirthschaft besteht darin, daß man das Rindvieh beständig im Stalle unterhält und hauptsächlich mit abgeschnittenem Futter nährt, indem es gar nicht, oder nur zu Ende des Sommers, auf die Weide getrieben wird. Man gewinnt dadurch an Futter, Milch und Dünger, und verwahrt das Vieh vor vielen Krankheiten, besonders vor der pestartigen Seuche. Alle diese Wirthschaftsarten haben ihre Vortheile und Nachtheile. Da ein richtiges Verhältniß zwischen den Wiesen und dem Ackerlande ein Hauptmittel zur Verbesserung der Güter und zur Erhöhung ihres Ertrags ist, so pflegt man das Mißverhältniß, wenn zu wenig Wiesen sind, durch den Anbau von Futterkräutern und, wie bei der engl. Landwirthschaft, die gar keine Brache duldet, durch abwechselnde Verwandlung des Ackerlandes in künstliche Wiesen zu heben, weil man durch den Ueberfluß des Futters den Viehstand erhöhen und verbessern kann. Die Viehzucht steht mit dem Ackerbau in genauester Verbindung; beide können einander nicht wohlentbehren und die Vollkommenheit der letztern hängt von der Vollkommenheit der erstern ab. Sie beschäftigt sich mit der Erziehung, Ernährung und Pflege jener Thiere, welche sowohl zum Behuf des Ackerbaues und der Erhaltung des nöthigen Düngers als auch der unmittelbaren Nutzung wegen unterhalten werden, wobei weniger auf die Menge als auf gute Wartung und reichliche Fütterung gesehen werden muß. Sie setzt daher Kenntniß der zu benutzenden Thiere, ihrer Natur, ihrer Abweichung vom gesunden Zustande u. s. w. voraus. Außer dem Ackerbau und der Viehzucht sind auch zweckmäßige Benutzung und Verbesserung der Wiesen, vortheilhafte Unterhaltung und Nutzung der Waldung durch abgetheilte Schläge, der Gartenbau, die Obstbaumzucht, Fischerei, Bienenzucht und Jagd Gegenstände der Oekonomie. Zur vollkommenen Ausübung des landwirthschaftlichen Gewerbes wird eine geschickte Direction der Wirthschaft, um die arbeitenden Kräfte zur Gewinnung des höchsten Ertrags in Thätigkeit zu setzen, Haltung landwirthschaftlicher Rechnungsbücher u. s. w. erfordert. Von dem blühenden Zustande der Landwirthschaft hängt der innere Wohlstand und die wahre Stärke eines Staates ab; denn sie bringt die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse hervor, liefert den Handwerkern und Manufacturisten Stoff zu ihren Arbeiten, erhöht den Nationalreichthum und befördert dadurch die Bevölkerung, den Geldumlauf und den Handel; auch ist sie nicht so vielfachen Zufälligkeiten unterworfen, wie andre Erwerbszweige; vielmehr macht sie das Land von andern Ländern unabhängig. Man hat daher, um sie auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen, ökonomische Gesellschaften und besondere Lehrstühle auf Universitäten für dieselbe errichtet; auch fange man an, sie zum Gegenstande der allgemeinen Landespolizei zu machen. — Da zwischen den Personen, welche sich mit der Oekonomie beschäftigen, besondere Rechtsverhältnisse eintreten, so ist nach und nach ein Landwirthschaftsrecht (jus georgicum) entstanden, welches ihre gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten bestimmt, und die Gerichts- und Polizeiverfassung auf den Dörfern, nebst andern dahin einschlagenden Theilen der Rechtswissenschaft umfaßt. Ein Verzeichniß aller brauchbaren bis 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über Land- und Hauswirthschaft und deren einzelne Zweige, sowie über die gewöhnlichen landwirthschaftlichen Gewerbe, gibt die „Bibliotheca

economica" (Berl., b. Enslin, 1825); wir nennen: Loudon's „Encyclopedia of agriculture"; die zu Leipzig seit 1826 von Putsche (zu Weigenjena) herausgeg. „Allgemeine Encyklopädie der gesammten Land- und Hauswirthschaft der Deutschen" (12 Bde., m. Kpf.); Joh. Nep. v. Schwerz's (Director der kön. würtemb. Versuchs- und Unterrichtsanstalt für den Landbau, der die Deutschen zuerst mit der niederländ. Landwirthschaft bekanntmachte) „Anleitung zum praktischen Landbau" (2 Bände, Stuttg. 1823 fg.); W. A. Kreyßig's (ostpreuß. Landwirth) „Handb. zu einem natur- und zeitgemäßen Betriebe der Landwirthschaft" (Königsb. 1826, 4 Bde.) und des Grafen Chaptal „Chimie appliqué à l'agriculture" (2. A., Paris 1829, 2 Bde.).

Landwirthschaftliche Lehranstalten. Sie sind ein Produkt der neuern Zeit, wo man erst die Wichtigkeit einer wissenschaftlichen Vorbildung bei allen Gewerben erkannt hat, und junge Leute aus den gebildeten Ständen sich mit Liebe der Landwirthschaft gewidmet haben. In früherer Zeit, wo man bloß die mechanischen Beschäftigungen des Ackerbaues zu ihrem Betriebe für nothwendig erachtete und in dem Wahne stand, daß keine Geistesbildung dazu gehöre, daß selbst der einfältigste, zu keinem andern Geschäft taugliche Mensch, wenn er nur den Pflug dirigiren, den Mistwagen leiten und allenfalls die Aufsicht über rohe Arbeiter führen lerne, doch noch zum Landwirth, gemeiniglich Oekonom genannt, fähig sey, konnte die Idee zu einer Lehranstalt für die wissenschaftliche Erlernung der Landwirthschaft freilich nicht entstehen. Erst in neuerer Zeit, wo mehr denkende, wissenschaftlich gebildete Männer den praktischen Landbau selbst betrieben, und man gewahr wurde, daß dieselben dabei mehr Vortheil hatten als Andere, daß sie allein es waren, die ihn in seiner möglichen Vervollkommnung weiter brachten; und als überhaupt das Vorurtheil gegen diese bisher oft für niedrig und entehrend gehaltene Beschäftigung immer mehr, auch in den höhern Ständen schwand, und mehre junge Leute aus denselben sich ihr mit Lust und Liebe zu widmen begannen, fing man auch an, einzusehen, daß allgemein eine wissenschaftliche Vorbildung für die Landwirthschaft nothwendig sey, und daß man eine solche überall zu erleichtern suchen müsse. Es ist jedem jungen Menschen, der die Landwirthschaft zu seinem Berufe wählt und nicht bloßer Bauer werden will, anzurathen, daß er, nachdem er die gewöhnliche allgemeine Schulbildung genossen und dabei recht viel, je mehr desto besser, gelernt hat, ein bis zwei Jahre der sorgfältigen Einübung aller bei der Landwirthschaft vorkommenden Handgriffe und Verfahrungsarten in einer gut und pünktlich, wenn auch gerade nicht musterhaft geführten, lieber etwas kleinern als sehr großen Wirthschaft widme, und dann zu einer vollkommenern Ausbildung erst eine landwirthschaftliche Lehranstalt besuche, um auch mit der Theorie und den Hülfswissenschaften sich bekannt zu machen. Ist dieselbe zweckmäßig eingerichtet, so wird in den meisten Fällen ein 2jähriger Aufenthalt daselbst vollkommen hinreichen, ihn zu einem tüchtigen, praktisch und theoretisch wohlunterrichteten Landwirth auszubilden, der nach einiger Uebung zur Uebernahme und Führung selbst des größten Geschäfts tauglich seyn wird. S. Schweitzer's Einladungsschrift zur Eröffnung der Lehranstalt in Tharand: „Ueber die Wichtigkeit des wissenschaftlichen Studiums der Landwirthschaft" (Dresden 1830). Dergleichen Lehranstalten gibt es mehre; gut wäre es aber gewiß, wenn es nun auch für den bloß praktischen Unterricht Vorschu

len gäbe, wo nur die Handgriffe u. s. w. mit beständiger Berücksichtigung des künftigen theoretischen Unterrichts gelehrt würden. Solche Schulen, eigentliche Institute, gibt es aber zur Zeit noch nicht in solcher Weise. Die Lehrgegenstände, welche in einer höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt vorgetragen werden müssen, sind einzutheilen in 1) Grundwissenschaften, 2) Hauptwissenschaften, 3) Nebenwissenschaften. Zu ersten gehören a) die Naturwissenschaften: Physik, Chemie, Naturgeschichte nach allen 3 Reichen, in Bezug jedoch auf das Gewerbe; b) die mathematischen Wissenschaften: Arithmetik, Geometrie, Stereometrie, Algebra; c) die Volkswirthschaftslehre. Die zweiten zerfallen in a) specielle Landwirthschaft: Ackerbau, Viehzucht; b) allgemeine Landwirthschaft, oder landwirthschaftliche Gewerbslehre, welche vornehmlich Anweisung gibt, wie Ackerbau und Viehzucht aufs zweckmäßigste mit einander zu verbinden sind, wenn der Zweck der Landwirthschaft als eines Gewerbes, in möglich größte Reinertrag in jedem gegebenen Verhältnisse, sicher erreicht werden soll. Zu den dritten sind zu rechnen a) Baukunst, b) Thierheilkunde, c) Technologie und noch manche andere Wissenschaft. Die erste Anstalt dieser Art, die in Ruf kam, entstand in Deutschland, im Aeußern freilich noch sehr unvollkommen, aber im Innern mit einer ganz besondern Lebenswärme zu Celle im Lüneburgischen bei dem um die Wissenschaft der Landwirthschaft hochverdienten Staatsrath Thaer. Diese Anstalt endete mit dem Abgang ihres Gründers 1804 nach Preußen und entstand erst 1806 wieder auf dessen Gute Mögelin, das dadurch für die Landwirthschaft ein wirklich classischer Punkt geworden ist. Es sind daselbst seitdem mehre ausgezeichnete Landwirthe gebildet worden, und nach dem Tode ihres Begründers dauert sie unter der Pflege seines Sohnes, Albrecht Thaer, und seines Schwiegersohnes, des Professors Körte, lebenskräftig als Privatanstalt fort. Die Grund- und Hülfswissenschaften werden neben den Hauptwissenschaften ziemlich vollständig gelehrt, und die ausgezeichnete Wirthschaft in Mögelin dient dem gegebenen Unterricht in der Landwirthschaft zum Beleg. Bald nach Thaer's Anstalt entstand eine ähnliche in Hofwyl bei Emanuel von Fellenberg, die eine Zeitlang, in Folge des, von vielen der Sache nicht kundigen Reisenden gespendeten Lobes, überschätzt wurde, aber ungeachtet des Strebens ihres edeln Gründers nicht das Verheißene leistete, weil es diesem selbst an der gehörigen landwirthschaftlichen Ausbildung fehlte, und manche Hindernisse der Localität ihr ungünstig waren. Sie ist jetzt eingegangen. In Hohenheim bei Stuttgart wurde durch die Freigebigkeit des jetzigen Königs von Würtemberg in einem überaus günstigen Local eine Unterrichtsanstalt dieser Art errichtet und unter die Leitung des trefflichen Schwerz gestellt, der ihr auch bis 1830 vorstand, wo er, vom Alter gebeugt, diese Stelle niederlegte, die nun dem Freiherrn v. Ellrichshausen übergeben wurde. Es ist hier für den gehörigen Unterricht in allen Lehrgegenständen sehr gut gesorgt; die allzu genaue Verbindung des eigentlichen Wirthschaftsbetriebs mit der Unterrichtsanstalt selbst scheint aber manche Unannehmlichkeit herbeizuführen. Ein ähnliche gleich freigebig dotirte Anstalt besteht in Baiern zu Schleißheim, die schon unter dem vorigen König errichtet wurde und bisher unter der Direction des zu früh verstorbenen Schönleutner, eines denkenden Landwirths, stand. Zu Idstein im Nassauischen ist ebenfalls eine solche vom Staat begründete Lehranstalt unter der Aufsicht des Hofraths W. Albrecht. Sie be-

nüht sich vorzüglich gemeinnützig zu werden und auf den Wirthschafts-
betrieb des gemeinen Landwirths günstig einzuwirken; sie erwirbt sich
dadurch auf Hochachtung besondere Ansprüche. Ein damit verbundenes
Schulmeisterseminarium und eine Knechtschule unterstützen ihre Wirksam-
keit. Der für die Wissenschaft zu früh aus der Welt gegangene Hofrath
Sturm errichtete, als er noch Professor in Jena war, vom letzverstorbe-
nen, für alles Gute so wirksam thätigen Großherzog von Weimar viel-
fältig unterstützt, eine landwirthschaftliche Lehranstalt zu Tiefurth bei
Weimar, die durch viele Umstände begünstigt wurde und viel zu leisten
versprach; sie ging aber ein, als ihr Urheber nach Bonn versetzt wurde,
in dessen Nähe er nun eine neue anlegte, die nach seinem Tode nicht
mehr zu bestehen scheint. Sein Nachfolger in Jena, Professor Schulze,
hat nunmehr dort ein landwirthschaftliches Lehrinstitut, wie er es nennt
(s. den Anhang zu seiner interessanten Schrift: „Ueber volkswirthschaftl.
Begründung der Gewerbswissenschaften", Jena 1826) begründet und auf
so geschickte Art mit der dasigen Universität, wo sämmtliche Grund- und
Nebenwissenschaften von ausgezeichneten Männern gelehrt werden, zu ver-
binden gewußt, daß diese Anstalt vielleicht gegenwärtig in gewisser Hin-
sicht als die zweckmäßigste gelten kann, seit zumal der Pachter des nah-
gelegenen Kammergutes Zwätzen, ein tüchtiger praktischer Landwirth, sich
erboten hat, die nöthigen praktischen Nachweisungen zu geben, und durch
die Gnade des Großherzogs von Weimar das Schloß an genanntem
Orte zu Wohnungen für solche junge Landwirthe hergegeben worden ist,
die noch unbekannt mit den Handgriffen sind und diese hier einüben wol-
len. Die zu Tharandt bei Dresden von der Regierung begründete
und mit der schon längst daselbst bestehenden Forstakademie verbundene
landwirthschaftliche Lehranstalt ist eine der jüngsten und besteht erst seit
1830. Sie hat jedoch unter günstigen Auspicien begonnen, und dürfte
bei der Geneigtheit der Curatel, für alles Nothwendige zu sorgen, sowie
bei dem guten Willen der Lehrer, welche die Grund- und Hülfswissen-
schaften, von denen Forst- und Landwirthe fast auf gleiche Weise Ge-
brauch machen, in beständiger Beziehung auf beider Bedürfnisse vortra-
gen, den auf sie gesetzten billigen Erwartungen ziemlich genügend ent-
sprechen. Ein Landgut ist leider noch nicht in die gewünschte Verbindung
mit ihr gesetzt, doch auf andere Weise dafür gesorgt, daß die praktischen
Nachweisungen in einiger Vollständigkeit gegeben werden können. In
Braunschweig sollte im Herbst 1833 ebenfalls eine Unterrichtsanstalt für
Forst- und Landwirthe in das Leben treten, welcher Herr von Cramm,
als Landwirth rühmlichst bekannt, vorstehen wird. Als Lehrer der Che-
mie und Landwirthschaft ist Dr. Karl Sprengel, der sich in neuerer Zeit
als landwirthschaftlicher Chemiker einen nicht unbedeutenden Ruf erwor-
ben hat, angestellt; von der Ernennung der andern Lehrer ist noch nichts
bekannt geworden. Für Unterstützungsmittel, Wirthschaft, Waldungen ꝛc.,
soll reichlich und mit besonderer Freigebigkeit gesorgt werden. Auch auf
der Forstlehranstalt zu Aschaffenburg wird Unterricht in der Land-
wirthschaft, jedoch wohl nur ziemlich unvollkommen ertheilt, und so gibt
es vielleicht noch mehre weniger bekannt gewordene beschränktere Anstal-
ten dieser Art. Das Bedürfniß und die Wichtigkeit derselben scheint
immer mehr erkannt zu werden, und darum sucht man ihm nunmehr fast
in jedem Lande abzuhelfen. Im Auslande hat man ebenfalls den wohl-
thätigen Einfluß, welchen Lehranstalten zum Unterricht in der Landwirth-

schaft auf das fröhlichere Gedeihen dieses Gewerbes ausüben können, eingesehen; daher entstehen fast alljährlich neue, die ihrer hohen Bestimmung bald mehr, bald weniger entsprechen. Sie alle namhaft machen zu wollen, würde hier Raumverschwendung seyn; es sey daher nur der zu Keßthély in Ungarn und der zu Grignon in Frankreich, die beide in ihrer Art nicht wenig zu leisten scheinen, Erwähnung gethan. Letztgenannte steht unter der Direction eines Herrn Bella, früher Militair von höherm Rang, seit längerer Zeit ausübender Landwirth, der nach seiner eigenen Aeußerung seine Vorliebe für das gewählte Gewerbe dem mehrjährigen Unterrichte und Umgange unsers Thaer verdankt. Er lernte diesen während seines Aufenthalts im Hanöverischen in Celle kennen und stand bis zu dessen Tode in steter Verbindung mit ihm. Der Marchese Cosmo Ridolfi, einer der eifrigsten und kenntnißreichsten Agronomen in Toscana, wo seit langer Zeit so Vieles zur Beförderung rationeller Landwirthschaft geschehen ist, legte 1832 der Akademie der Georgophilen einen Plan zur Gründung einer theoretisch-praktischen Lehranstalt vor, den er in einer zu Florenz erschienenen Schrift entwickelte. Er bot dazu uneigennützig eines seiner Landgüter zu Meleto im Elsathal an, und die Akademie gab einigen ihrer Mitglieder den Auftrag, den Plan zu prüfen.

Lanfranco (Giovanni), ein ital. Künstler, geb. zu Parma 1580, gest. 1647. Durch die Carracci gebildet, folgte er Anfangs der Manier derselben, erreichte aber nicht die Großheit jener Meister und näherte sich später dem Geschmacke des Correggio. Er malte den Cardinal Montalto, und dieß ist das berühmte Bild, das so oft copirt wurde. Während seines Aufenthalts zu Neapel mußte er die Gemahlin des Vicekönigs, Herzogs von Modena, malen. Die Hofdamen hatten alle etwas an der Aehnlichkeit auszusetzen, weil sie es nicht schön genug fanden. Der Vicekönig bat den Künstler, es zu ändern, der es auch in seine Wohnung bringen ließ, und, ohne eine Hand daran zu legen, es nach 4 Wochen zurückschickte, da es denn vollkommen ähnlich befunden worden. Er war auch ein trefflicher Landschaftsmaler, und hat Meisterstücke in dieser Gattung geliefert. Auch der Frescomalerei verliehe er einen hohen Glanz, sowohl durch Ausführung der Kuppel in der Kirche des heil. Andreas della Valla zu Rom, wie auch in der Kuppel der Capelle del Tasso daselbst. Die Kraft der Farben, die Wirkung von Licht und Schatten, die fertige Behandlung des Pinsels, wo die Tinten nicht mehr neben einander gesetzt, sondern mehr in einander geschmolzen sind, sind die Vorzüge, wodurch sie sich von der frühern Behandlung unterscheidet.

Lange (Adolf Gottlob), ehemaliger Rector der preuß. Landesschule Pforte, geb. 1778 zu Weißensee in Thüringen, erhielt seine Bildung in der Landesschule Pforte und studirte seit 1795 zu Leipzig Theologie und Philologie. Schon damals zog ihn vorzüglich das Studium der Archäologie an. Nachdem er von 1801—4 in Berlin als Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen und Hülfslehrer am Gymnasium zum grauen Kloster gearbeitet hatte, berief ihn das sächsische Oberconsistorium als dritten ordentlichen Lehrer nach Pforte. Hier begann er nun eine vielseitige, segensreiche Amtsthätigkeit. Er rückte 1825 in die Stelle des zweiten Professors ein, und 1831 übertrug ihm das Vertrauen der Behörden das Rectorat der Anstalt. Aber nur wenige Monate konnte er ihr vorstehen, da erlag er am 9. Juli 1831 einem mit erneuter Heftigkeit wiederkehrenden Unterleibsübel. Lange war als Lehrer und Erzieher

urch strenge Wahrheitsliebe, echte Religiosität und einen sehr lebenden Sinn für alles Gute und Schöne, unter welchen Formen es sich auch zigte, sehr ausgezeichnet. Sein Unterricht war gründlich, geistreich, anegend. Die classische Literatur betrachtete er als die Grundlage aller Jugenderziehung in gelehrten Schulen. Seine Schriften sind nicht zahlreich. Im archäologischen Fache zeichnen sich besonders aus seine Anmerkungen zu der Uebersetzung von Lanzi's Schrift „Ueber die Skulptur der Alten" (Leipzig 1816); seine Abhandlungen über den Schild des Scipio in Welcker's „Zeitschrift für alte Kunst" (I, 2) und über den Drudenfuß in Böttiger's „Archäologie und Kunst" (I, 1). Von den philologischen Schriften nennen wir vorzüglich das gehaltvolle Programm: „Vindiciae tragoediae Romanae" (Leipzig 1822). Eine Auswahl aus einen gedruckten Schriften, die mit mehren ungedruckten Abhandlungen und trefflichen Reden vermehrt ist, hat Lange's College und Freund Jacob (Leipzig 1832) besorgt. Hier findet sich auch eine ausführliche Biographie des geschätzten Mannes.

Lange (Joseph), ein deutscher Schauspieler, der, wie Garrick und Lekain bei den Engländern und Franzosen, in der Geschichte der dramatischen Kunst der Deutschen einen festen Platz einnehmen wird. Er ward geb. 1751 zu Würzburg, wo sein Vater Legationssecretair beim fränkischen Kreise war. Um sein Talent für die Malerei weiter auszubilden, ging er nach Wien. Hier fand er einen ältern Bruder als Privatsecretair angestellt. Beide hegten gleiche Liebe für das deutsche Theater, für welches in jener Zeit in Wien eben die Morgenröthe anbrach. Andere junge Leute von Talent und Liebe für die dramatische Kunst vereinigten sich mit ihnen zu einem Liebhabertheater. Hofrath von Sonnenfels überzeugte sich von dem Talente der beiden Lange und bestimmte sie, sich ganz der Bühne zu widmen. Der ältere Bruder starb bald; aber der jüngere schwang sich durch Studium zum großen Künstler empor und wurde der Liebling der Wiener. Er glänzte im „Hamlet", den er noch in spätern Jahren, als in Ruhestand getreten war, zuweilen darstellte. Lange näherte sich der franz. Darstellungskunst an. Er setzte dabei seine Malerstudien fort, und man hat große, sehr geschätzte Bilder von ihm, sogar Altarblätter, wie das in der nikolsburger Kirche. Er ist vor Kurzem gestorben. Seine Gattin war eine berühmte Sängerin und Schwägerin Mozart's.

Länge nennt der Geograph die, durch einen Parallelkreis nach Graden, Minuten, Secunden u. s. w. gemessene, Entfernung eines Meridians von einem andern, der als erster angenommen wird; oder die Entfernung zweier Punkte in der Richtung von Ost nach West, oder von West nach Ost. Man unterscheidet im letztern Falle westliche und östliche Länge. Es ist willkürlich, welchen Meridian man als den ersten annimmt, nur muß der Ort, durch welchen er geht, bei Angaben bemerkt werden. Jeder Ort hat seinen Meridian, weil man sich durch jeden Punkt auf der Erde einen Kreis, der von einem Pole bis zum andern durch den Aequator gezogen wird, denken kann. Aus der Gestalt unserer Erde folgt, daß die Längengrade nach den Polen hin kleiner, nach dem Aequator hin aber immer größer werden müssen. Die Breitengrade bleiben dagegen gleich, d. h. jeder hat 15 geographische Meilen. Man kann daher nicht eher die Größe eines Längengrades in Meilen angeben, als wenn man auch den Breitengrad weiß. Das Maß eines Grades

auf jedem Parallelkreise wird gefunden, wenn man 15 Meilen, als die Größe eines Aequatorgrades, mit dem Cosinus der Breite multiplicirt. Die Länge zeigt an, um wie viel Zeit der Meridian irgend eines Ortes früher oder später Mittag hat als der erste Meridian, je nachdem er von diesem östlich oder westlich liegt. Die Sonne vollendet nämlich ihren täglichen scheinbaren Lauf von Morgen gegen Abend um die Erde in 24 Stunden. Man theilt daher den Aequator und jeden Parallelkreis in 24 gleiche Theile, deren jeder also 15 Grade enthält, so kommt die Sonne in einen Meridian, der 50° westlicher liegt, als ein anderer, eine Stunde später als in diesen; mithin haben Orte, deren Längenunterschied 180° beträgt, stets die gerade entgegengesetzte Tageszeit. Wenn nun der Unterschied der Länge zweier Orte durch die an beiden Orten angestellte Beobachtung der Zeit eines Ereignisses am Himmel (Mondfinsternisse, Sternbedeckungen, insbesondre Verfinsterungen der Jupitertrabanten) gefunden wird, so kann man auch umgekehrt aus dem Längenunterschiede zweier Orte den Zeitunterschied derselben berechnen, indem man die Bogentheile des Parallels in Zeittheile verwandelt. Zu beiden Zwecken dient folgendes Täfelchen:

Bogen 15°	1°	15′	1′	15″	1″
Zeit 1 St.	4′	1′	4″	1‴	4‴

Z. B. der Unterschied der Länge zwischen Berlin und Pekin ist 103° 15″, d. i. 6 St. 52′ 13″ Zeit, um welche Pekin früher Mittag hat als Berlin. Oder, wenn es zu Philadelphia, welches 57° 36′ westl. Länge von Ferro hat, Mittag ist, muß es auf Ferro 3 U. 58 Min. 24 Sec. seyn, und wenn es auf Ferro Mittag ist, muß es in Philadelphia erst des Morgens 4 U. 49 Min. 38 Sec. seyn. — Das wichtigste und schwerste ist die Erforschung der Länge zur See, d. i. des Winkels, welchen der Meridian des Schiffes mit einem gewissen Meridian, es sey dem von Ferro oder Greenwich, oder sonst einem bekannten, macht. Das engl. Parlament setzte 1714 einen Preis von 20.000 Pf. St. auf eine sichere Methode, die Länge zur See bis auf einen halben Grad zu bestimmen. Da bei dem Schwanken des Schiffes Beobachtungen am Himmel nicht mit Genauigkeit gemacht werden können, so wäre eine Uhr, die einen gleichförmigen Gang behielte, für einen Seefahrer das bequemste Mittel, um aus dem Unterschiede der Zeit nach der Uhr, unmittelbar den Unterschied der Länge des Ortes, für welchen die Uhr gestellt ist, und desjenigen, wo sich das Schiff befindet, zu bestimmen. Ein Seefahrer fand z. B. im indischen Weltmeere unter 28° südl. Br. durch Messungen von Sonnenhöhen, daß es auf seinem Schiffe 9 U. 48 Min. Morgens wahre Sonnenzeit sey, seine auf londoner Zeit gestellte Seeuhr zeigt aber in demselben Augenblicke, daß es in London erst 3 U. 58 Min. sey, so gibt dieß einen Unterschied von 5 St. 50 Min. Zeit- oder 87° 30′ östl. Längenunterschied vom londoner Meridian. Da nun die Länge von London 17° 34′ ist, so ist die gesuchte geographische Länge des Schiffs 105° 4′. Der Schiffer segelt also zwischen Madagaskar und Neuholland. Einen solchen Zeitmesser oder eine Seeuhr erfand der Engländer *Harrison* (s. d. und *Seeuhren*); sein Sohn schiffte mit dieser Uhr 1761 nach Jamaika und fand, daß sie binnen 4 Monaten nur um 2 Minuten, oder um 28½ Längen-Minuten fehl ging. Harrison erhielt daher den Preis. Doch fielen spätere Versuche minder genau aus. Hierauf verfertigte Kendale Seeuhren nach Harrison's Angabe. Cook hatte eine davon auf

einer zweiten Reise nach dem Südpole und um die Erde 1772—75, die in 3½ Jahre nie mehr als 14½′′ den Tag über irrte. Auch eine See-uhr von Mudge wird als ein Meisterwerk gerühmt; sowie die Seeuhren von den franz. Künstlern Berthoud und le Roy, auf Seereisen sehr gut die Probe bestanden haben. Noch verfertigt man Taschenuhren, Chronometer (z. B. die von Arnold und von Emery), die einen so gleichförmigen Gang haben, daß sie auf dem Lande und auch zur See, zur Bestimmung der Länge sehr brauchbar sind. Indeß bleiben astronomische Beobachtungen immer ein sichereres Mittel, die Länge zur See zu bestimmen, als eine wandelbare Maschine. Durch Mayer's, von Bürg in Wien verbesserte, Mondstafeln (wofür Mayer's Erben 2000 Pfd. St. bekamen) ist die Methode, die Länge zur See vermittelst des Mondes zu finden, so vervollkommnet worden, daß durch sie die Länge innerhalb eines Sechstheils oder höchstens eines Fünftheils eines Grades sich finden läßt. Die dazu nöthigen Rechnungen werden durch eigene Tafeln und durch die Angaben des Schiffskalenders erleichtert. — Länge der Sonne oder eines Sternes. Der Abstand eines Gestirns von der Ekliptik (s. d.) heißt seine Breite, welche durch einen senkrechten Bogen auf die Ekliptik gemessen wird. Der Abstand dieses Bogens von der Frühlingsnachtgleiche, von Abend nach Morgen gerechnet, heißt die Länge des Gestirns, sodaß Breite und Länge in Absicht auf die Ekliptik dasselbe sind, was Declination und Rektascension in Absicht auf den Aequator, oder Höhe und Azimuth in Absicht auf den Horizont (s. d.).

Längenbureau, eine (zu Paris und zu London) für geographisch-astronomische Bestimmungen zum Behuf der Schifffahrt eingerichtete öffentliche Anstalt, deren Vorsteher ausgezeichnete Astronomen sind, welche die Ergebnisse ihrer Beobachtungen und Berechnungen in Ephemeriden (zu Paris) oder in nautischen Almanachen (zu London) bekannt machen. Das englische Längenbureau sendet seit mehren Jahren mit Chronometern versehene Schiffe aus, um die Länge wichtiger Orte und den Längenunterschied genauer zu bestimmen. 1824 wurden 36 Chronometer auf einem Dampfschiffe dazu benutzt.

Langensalza, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (7 QM., reizende, sehr fruchtbare Landschaft, bewohnt von 26.000 Seelen), zum Reg.-Bez. Erfurt des preuß. Sachsen gehörend, liegt an der Salza, hat ein Schloß, 4 Kirchen, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, latein. Schule, 7700 Einw., welche Fabriken und Manufakturen für Seiden-, Halbseiden-, Baumwollen- und Leinenzeuche, Baumwollspinnerei und Maschinen, Stärkefabrikation, Färbereien, Salpetersiederei, sowie bedeutende Brauereien und Brennereien unterhalten; dazu kommt ansehnlicher Vieh-, Getreide- und Weinhandel. Siegreiches Gefecht der Preußen unter Syburg gegen die Sachsen, 1761.

Languedoc, eine der größten und fruchtbarsten Provinzen Frankreichs, die im Osten durch die Rhone von der Provence und Dauphiné getrennt ward, im Norden an Florez, Auvergne, Rouergne und Quercy, im Westen an Gascogne, im Süden an Roussillon und den Meerbusen von Lyon grenzte und 1.699.000 Einw. hatte. Die Provinz umfaßte anfänglich auch Guienne, Limousin und Auvergne, und erhielt den Namen von der in diesem Lande gesprochenen Provinzialsprache, die sich von der eigentlichen französischen auch durch das Bejahungswort oc (ja) unterschied, statt dessen man im übrigen Frankreich (Langue d'oui) oui sagte.

Languedoc war ein Pais d'Etats, d. i. es hatte seine eigenen Landstände, bei denen die Geistlichkeit und der Adel Alles, und der Bürgerstand sehr wenig zu sorgen hatte, aber die ganze Last der Auflagen trug. Die Provinz war in 3 Gebiete getheilt, Ober- und Niederlanguedoc, Sevennen und hatte die Hauptstadt Toulouse. Bei der Revolution zerfiel das Land in die Departements Ardeche, Lozere, Gard, Aude, Herault, Oberpyrenäen. Ueber den Canal von Languedoc, s. Frankreich.

Lanjuinais (Jean Denis, Graf v.), Pair von Frankreich, Mitglied der königl. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, seit Jahre hindurch ein standhafter Verfechter freisinniger Institutionen, geb. den 12. März 1753 zu Rennes von bürgerlichen Eltern, wurde 1771 daselbst Advokat, 1772 D. der Rechte, 1775 Prof. des kanon. Rechts, 1779 Rath der bretagnischen Stände, 1789 Mitglied 3. Standes in der constituirenden Versammlung, später des Convents. Er war der Erste, welcher in dem den Reichsständen 1789 übergebenen Berichte von der Lage der Dinge in seiner Provinz (Bretagne) ein treues Bild der Bedrückungen von Seiten des Adels entwarf und folgende als allgemeine Volkswünsche aussprach: Die Abschaffung aller Feudalrechte, die Abschaffung des Adels und die Einführung einer repräsentativen, constitutionellen Monarchie, indem er zugleich im Namen seiner Committenten, der Senechaussé von Rennes, sich erbot, die denselben von Alters her zustandige Befreiung von manchen Abgaben und andre Gerechtsame, als dem allgemeinen Wohl zuwiderlaufende Privilegien, aufgeben. Mit Muth und Kraft widersetzte er sich der Folge den Anmaßungen der Privilegirten und den Umtrieben Mirabeau's; ebenso fest aber auch später den wilden Ausschweifungen der Bergpartei. Sein Streben ging nach constitutioneller Freiheit, und er sprach, als die Republik erklärt und Ludwig XVI. angeklagt worden war, ebenso warm für die Rechte dieses Fürsten, wie früher und später die Rechte des Volks. Verfolgt von den Maratisten, ward er in den Sitzungen des Convents von den Blutmenschen bedroht. Als nämlich in der Nacht vom 1. zum 2. Juni eine Horde Pikenmänner den Convent bestürmte und mit Kanonen umlagerte, behauptete Lanjuinais allein mit Geistesgröße seine senatorische Würde. Mit Festigkeit erklärte er, der Convent sey jetzt nicht frei. Während er mit Nachdruck sprach, hielt ihm einer von den Rebellen eine Pistole vor die Stirn. Lanjuinais blieb standhaft auf der Rednerbühne. Der Mensch nahm die Pistole weg, Lanjuinais fuhr unerschüttert fort und rief das Volk auf zum Gehorsam gegen das Gesetz. „Wenn Ihr diesen Muth nicht besitzt", schloß er, „so ist es um die Freiheit gethan. Ich sehe Frankreich vom Bürgerkrieg zerfleischen; ich sehe das Ungeheuer der Diktatur oder der Tyrannei über Hügel von Ruinen und Leichnamen anrücken, Euch nach und nach die Einen durch die Andern verschlingen und der Republik ihr Grab bereiten". Er floh endlich nach Rennes, wo er, proscribirt von den Jakobinern, 18 Monate verborgen lebte. Er dankte hier seine Erhaltung der aufopfernden Liebe s. Gattin und der Treue eines Dienstmädchens, Jul. Poirier, deren dabei bewiesenen Heldenmuth später Legouvé in dem Gedichte: „Merité des femmes", gefeiert hat. Nach dem Sturze der Schreckenmenschen nahm Lanjuinais seinen Platz im Convent von Neuem ein. Bald darauf wurde er Präsident des Convents. Mit derselben Festigkeit blieb er seinen Grundsätzen treu, als Bonaparte seine Herrschaft begann. Er wurde den 22. März 1800 Senator. Obgleich er dem

Konsulat auf Lebenszeit und der Erhebung Bonaparte's zum Kaiser wi-
derſprochen hatte, ernannte ihn Napoleon dennoch zum Commandeur des
Ordens der Ehrenlegion und zum Grafen. 1814 ſtimmte Lanjuinais für
die Abſetzung Napoleons und die Errichtung eines proviſoriſchen Gou-
vernements; auch bearbeitete er den Verfaſſungsentwurf des Senats.
Ludwig XVIII. erhob ihn den 4. Juni 1814 zum Pair. In den 100 Tagen
verſagte er Napoleon mehrmals den Eid und ſtimmte gegen die Acte
additionnel; Napoleon ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, Lanjuinais's
Wahl in der Repräſentantenkammer für die Stadt Paris und deſſen Er-
hebung in der Kammer zum Präſidenten zu billigen. Nach der 2. Reſtau-
ration ſtellte ſich Lanjuinais in der Pairskammer allen Ausſchweifungen
und Anmaßungen der Ultras und des Klerus ſtandhaft entgegen. Er
vertheidigte ſtets die Freiheit der Preſſe und der Individuen; er wider-
ſprach jeder Abänderung des Wahlgeſetzes und der Charte. In der neueſten
Zeit ſtimmte er gegen den Krieg von Spanien, gegen die Herabſetzung
der Rente und gegen die Septennalität der Kammer. Die Reden und
die ſtaatswiſſenſchaftlichen Schriften des Grafen Lanjuinais ſind gründ-
lich und erſchöpfend, z. B. ſeine „Mémoires sur la réligion“ gegen die
Ausdehnung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit; ſeine „Constitutions de la
nation français“, 2 Bde., 1819; ſ. Schrift über die drei Concordate,
und einige hiſtoriſche Aufſätze, vorzüglich in der „Revue enclopédique“.
1818 wurde er an Bitaube's Stelle Mitglied des Inſtituts in der Claſſe
der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, und 1816 vom König in
dieſer Stelle beſtätigt. Lanjuinais ſtarb den 15. Jan. 1827.

Lannes (Jean), Herzog von Montebello, einer der ausgezeich-
neteſten Feldherren unter dem Kaiſer Napoleon, war im Jahr 1771 zu
Lectaure im Departement du Gars geboren und wiſſenſchaftlich gebildet,
eben im Begriff, ſich der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen als die Kriege
der Revolution ihm eine andere Laufbahn anwieſen. Zuerſt diente er
in der Pyrenäenarmee unter Dugommier als Sergentmajor und ſtieg in
kurzer Zeit zum Diviſionsadjutanten empor, welche Stelle er bei der Na-
tionalgarde in Paris bekleidete. Ohne beſondern Grund erhielt er ſeine
Entlaſſung und blieb dienſtlos, bis Napoleon das Commando der Armee
in Italien übernahm. In der Schlacht bei Milleſimo (am 14. April
1796) zeichnete er ſich als Adjutant des Generals Bonel ſo vortheilhaft
aus, daß Napoleon, dem er kurz vorher vorgeſtellt worden war, ihn
zum Brigadechef ernannte. Als ſolcher diente er ruhmvoll bei Lodi,
half Pavia einnehmen und erhielt hierauf den Rang als Brigadegeneral.
Abermals that er ſich hervor in der Belagerung von Mantua, am mei-
ſten aber erntete er Ruhm in der Schlacht von Arcole (am 15. Nov. 1796).
An einer bei Roveredo erhaltenen Wunde noch ſehr leidend, ſtellte er
ſich, als Napoleon bei dem Sturme gegen die Brücke von dem Damm
in den Sumpf gefallen war, zwiſchen dieſen und den Feind und vertei-
digte ihn mit ſeiner letzten Kraft. Drei Wunden, die er hier erhielt,
waren Denkmale ſeiner Hochherzigkeit. Von der Zeit an liebte ihn Na-
poleon, der ihn bisher ſchon hochgeſchätzt hatte; er wurde gleichſam deſ-
ſen unzertrennlicher Gefährte. Auf dem Zuge nach Aegypten begleitete
er denſelben als Diviſionsgeneral. Bei allen Gelegenheiten zeichnete er
ſich auch hier aus, beſonders bei der Eroberung von Alexandrien und
der Beſetzung des Hafens von Abukir. Viele und ſchwere Wunden er-
hielt er auch hier, ſodaß er ſich eine Zeitlang der Krücke bedienen mußte.

Als Napoleon Aegypten verließ, war Lannes unter den Wenigen, welche ihn begleiten durften. Das Vertrauen desselben rechtfertigte er am 10. November bei dem Sturz des Directoriums, wo er zuerst in den Tuilerien und dann vor dem Rath der Alten commandirte. Sobald Napoleon das Consulat erlangt und sich eine Garde organisirt hatte, ernannte er ihn zum Commandirenden derselben. Lannes begleitete den ersten Consul hierauf nach Italien. Bei dem Zuge über die Alpen führte er den Vortrab des Heeres und bestand (9. Juni) bei Montebello ein blutiges Gefecht mit Melas. Von diesem Orte erhielt er später seinen Beinamen. In der entscheidenden Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) führte er den rechten Flügel der Franzosen bei Castel Cereolo an. Auf ihn warf sich die ganze Macht der Kaiserlichen; lange hielt er gegen die Uebermacht aus, bis er sich zurückzog. Großen Theil hatte er an dem glänzenden Siege. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er einen Ehrensäbel. 1801 schickte ihn Napoleon als Gesandten nach Lissabon. Nicht lange jedoch blieb er in den diplomatischen Verhältnissen. Der neue Krieg 1805 gegen Oestreich rief den Helden wieder auf das Schlachtfeld, nachdem er vorher bei der Gründung des Kaiserthums zum Marschall, zum Großkreuz und Chef der 9. Cohorte der Ehrenlegion ernannt worden war. In der Schlacht bei Austerlitz siegte unter ihm der linke Flügel der Franzosen. Im nächsten Jahre half er den linken Flügel der Preußen bei Saalfeld schlagen, eroberte Spandau, schlug die Russen bei Pultusk und zeichnete sich bei Eylau (8. Febr. 1807) ebenso voll aus. Als die Russen bei Friedland (14. Juli 1807) über die Alle gingen, stießen sie bei Friedland auf ihn. Mit seinem Corps nahm er den Kampf auf, wurde zurückgedrängt, hielt sich aber so lange, bis das ganze franz. Heer in Schlachtordnung stand. Wie allen franz. Generalen wurde ihm auch jetzt keine Ruhe. Die Kriegsflamme entzündete sich in Spanien. Als Herzog von Montebello sandte ihn Napoleon in das bewegte Land. Ihm gelang nach einer furchtbaren Belagerung die Eroberung von Saragossa (s. d.). Kaum hatten die franz. Waffen hier gesiegt, so rief die Kriegsposaune in Deutschland zu neuem Kampfe. Nachdem bei Abensberg, Landshut und Eckmühl das Heer des Erzherzogs Karl geschlagen war, nahm Lannes am 23. April Regensburg mit Sturm. Nur noch ein Mal sollte der Held den Schlachtruf hören. Bei Aspern (Eßlingen) am 22. Mai führte er den linken Flügel an. Hier wurde ihm von einer Stückkugel beide Beine abgeschlagen. Vielleicht wäre die Wunde nicht tödtlich gewesen, wenn sich Lannes nicht die Nacht über in Wien durch übermäßige Genüsse geschwächt gehabt hätte. Einige Tage brachte er zwischen Leben und Tod zu. Als er seine Stunde heran nahen sah, ließ er den Kaiser rufen und umklammerte denselben mit seiner letzten Kraft. Dem furchtlosen Manne, der nie verzagt hatte, wurde der letzte Augenblick schwer. Er starb in seinem 37. Jahre; mit ihm fiel eine der vorzüglichsten Stützen Napoleons. „Er war ein Riese geworden!“ sagte dieser von ihm, und zählte ihn zu den größten Männern seines Heeres.

Lanzi (Luigi), ein berühmter Alterthumsforscher, Wiedererwecker der altetruriſchen Sprache, geb. 1731 zu Monte del Olmo bei Macerata, trat nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn in den Jesuitenorden und lehrte mit großem Beifall Rhetorik in mehren Städten Italiens. Nach Aufhebung seines Ordens ernannte ihn der Großherzog Peter Leo-

wold von Toscana zum Unteraufseher der Gallerie zu Florenz. 1782 gab er einen „Guida della galeria di Firenze“, an dessen Vervollkommnung er sein ganzes Leben hindurch arbeitete. Seiner reinen Sprache wegen wurde er 1807 zum Präsidenten della Crusca ernannt. Lanzi bekannte laut, nationaler Eitelkeit entsagend, den vorherrschenden Einfluß Griechenlands auf die etrurische Bildung. Gründliche Gelehrsamkeit machen seinen „Saggio di lingua etrusca e di altre antiche d'Italia, per servire alla storia de' popoli, delle lingue e delle belle arti“ (Rom 1789, 3 Bde.) zu einem classischen Werke. Kaum war diese Arbeit geendet, so übernahm Lanzi, aufgeregt von dem 1824 verst. Großherzog von Toscana, eine Geschichte der Malerei in Italien, die gleiches Verdienst mit dem eben gerühmten Werke hat. Von dieser „Storia pittorica d'Italia dal risorgimento delle belle arti fin presso al fine del XVIII secolo“ verdient die 3. Ausgabe (Bassano 1809, 6 Bde.) wegen der Zusätze der letzten Hand den Vorzug vor den frühern. (Die 1. erschien 1795, die 4. 1815, Florenz.) Wichtig sind seine „Untersuchungen über die sogenannten etrurischen Vasen“ (Florenz 1806). Außerdem gab er sehr geschätzte latein. Inschriften, eine Uebersetzung von Hesiods „Werken und Tagen“, und selbst theologische Arbeiten, die Frucht seiner letzten Lebensjahre. Nach seinem Tode (am 30. März 1811) sind mehre davon in den „Opere postume“ (Flor. 1817, 2 Bde., 4.) vom Ritter Onofrio Boni vereinigt worden. Von Lanzi's „Notizie della scultura degli antichi“, m. Kpf., besorgte Inghirami 1824 eine neue Ausgabe mit Berichtig. und Zusätzen. Durch die liebenswürdigsten Eigenschaften erhöhte Lanzi seine Verdienste als Gelehrter. In der Mitte der großen Männer von Florenz, welche in der Kirche S.-Croce ihre Ruhestätte fanden, erhielt auch Lanzi die seine. Onofrio Boni von Crotona schrieb ein „Elogio dell' Ab. D. Luigi Lanzi“, und der Abbate J. B. Zannoni, Unterbibliothekar zu Florenz, eine Biographie dieses Gelehrten.

Laokoon, eine berühmte, von Polydorus, Athenodorus und Agesander, den 3 vortrefflichsten Bildhauern in Rhodus, wahrscheinlich im 1. Jahrh. nach Chr. Geb. in Marmor ausgeführte Gruppe. Diese Antike wurde von Felix von Fredis 1506 in Rom beim Aufgraben der 7 Gewölbe entdeckt, die man die sette celle oder die Bäder des Titus nennt und unter Papst Julius II. im Farnesischen Pallast aufgestellt. Michel Angelo wollte sie ergänzen, aber unzufrieden mit seinem Werke legte er dasselbe zu den Füßen des Laokoon nieder. Der franz. General Bonaparte entführte diese Gruppe nach Paris, von wo sie 1815 nach Rom zurückkehrte. Laokoon, des Priamos Sohn und Apollo's Priester in Troja, hatte die List der Griechen durchschaut und die Lanze gegen das hölzerne Pferd geschleudert. Als er am Strande dem Neptun opfern wollte, von seinen Söhnen als Opferknaben begleitet, da entsandte die zürnende Pallas Athene 2 ungeheuere Schlangen, die ihn sammt seinen Knaben umwanden und tödteten. Man kann daher diese Gruppe eine Schicksalsfabel, eine Tragödie in Marmor nennen. Der Augenblick der Handlung ist so glücklich gewählt, daß er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich darstellt. Im jüngern Sohne, den die eine Schlange schon gebissen und ganz umstrickt hat, sieht man den sinkenden Todeskampf, das ausathmende Leiden; der Vater stämmt sich kräftig gegen die Ungeheuer und erfaßte die andere Schlange, daher beißt sie ihn in dem-

selben Augenblick. Sichtbar durchzuckt der Schmerz seinen ganzen Körper, auf der verwundeten Seite ist Krampf, Verkürzung, auf der andern Anspannung; die Brust dehnt sich mächtig aus; der Unterleib ist schmerzlich gefesselt. Seine tiefgefurchte Stirn, seine niedergedrückten Augenbraunen, seine aufgeworfene Unterlippe, zeigen keine convulsivische Verzerrung, sondern namenloses Seelenleiden: er fühlt für seine Söhne, für sein rettungslos verlornes Vaterland, tiefer noch als für den eignen Körperschmerz. Wie die erliegende Ohnmacht den jüngern Sohn rückwärts sinken läßt, so beugt der Schrecken und das ängstliche Streben zu entfliehen den ältern, noch unverwundeten, vorwärts; er sucht die Ringe der Schlangen von sich abzustreifen, und blickt mit Entsetzen auf Vater und Bruder. Das Muskelspiel in diesen Gestalten ist einem verstimmten, stürmenden Wellenmeere zu vergleichen; unübertrefflich ist der Gegensatz der Stellungen, der hohe Ausdruck und die kunstvolle Anordnung der sich stets begegnenden, nirgends verwirrenden Schlingungen der Schlangen. Der Vater scheint zwischen 40 und 50 Jahr alt zu seyn, der ältere Sohn 12 bis 13, der jüngere 8 bis 9 Jahre. Das Gewand des Priesters wurde im Kampfe mit den Ungeheuern abgestreift und liegt auf den Stufen des Altars. Der rechte Arm des Vaters und 2 Arme der Söhne sind ergänzt. Die ganze Gruppe ist aus 5 Marmorblöcken so künstlich zusammengesetzt, daß Plinius' das Ganze für einen einzigen hielt. Vier berühmte Deutsche haben dieses Kunstwerk sinnvoll und klar betrachtet. Winckelmann, von seinem Gesetz der Schönheit ausgehend, bewunderte im Sinne der Griechen am meisten die Knaben und den Schmerz des Vaters um seine Söhne. Lessing, in seiner classischen Abhandlung über den Laokoon, verglich mit seinem durchdringenden Scharfsinn die Stelle in Virgil's „Aeneis", die dieß Kunstwerk veranlaßte, mit dem Kunstwerke selbst und entwickelte aus ihm die Grenzen der bildenden Kunst und Poesie. Göthe machte auf die Reinheit und Abgeschiedenheit alles Fremdartigen dabei aufmerksam; er sah darin eine tragische Idylle und nannte es einen festgehaltenen Blitz, weil der Moment, den wir sehen, kaum 2 Minuten währen kann. Herder endlich fühlte am innigsten dabei das tiefe Leiden des edeln patriotischen Dulders.

Laon (Schlacht bei), am 9. Mai 1814. Nachdem die Russen nach dem Angriffe auf die Höhen von Craone (vgl. **Chatillon**) zwar unbesiegt, jedoch mit bedeutenden Verlusten sich nebst der Besatzung von Soissons in die Stellung von Laon zurückgezogen hatten, ging Napoleon auf der Mitte des Wegs zwischen Soissons und Laon, und da er dort die gänzliche Räumung des ersteren Ortes durch die Russen, die sämmtlich nach Laon gezogen, erfuhr, brach auch er nach Chavignon in der Nähe desselben auf. In einer unangreifbaren Stellung hatte Blücher seine jetzt über 100.000 Mann starke Armee versammelt; Bülow im Mitteltreffen hielt Laon selbst und die Höhe, auf der es gelegen, die russischen Heerhaufen den rechten, die übrigen preußischen den linken Flügel besetzt; Sümpfe und abschüssige Engpässe erschwerten den Zugang. Dennoch griff Bonaparte, unter dem Schutze eines starken Nebels, mit etwa 80.000 Mann, die feindliche Linie, vorzüglich auf dem linken Flügel an, und schon drang Marmont, der den Angriff auf diesem Punkte leitete, bis in die Nähe von Laon vor, als er plötzlich von der feindlichen Reiterei umgangen, durch einen gleichzeitigen raschen Angriff mit dem Bajonette, mit Verlust von 46 Kanonen und mehr als 2000 Gefangenen, in Unordnung zurückgewor-

en und sein Heerhaufe, sowie die Reiterei von Arrighi beinah gänzlich ernichtet ward. Nicht abgeschreckt durch diesen ersten mißlungenen Versuch, und vor Allem das Geständniß einer Niederlage zu vermeiden bedacht, griff Bonaparte am nächsten Morgen Blücher's rechten Flügel und das Mitteltreffen mit verdoppelter Heftigkeit an, sah sich aber am Abend, nach einem langen hartnäckigen Kampfe, mit beträchtlichem Verluste, von Winzingerode verfolgt, zum Rückzuge nach Chavignon und von dort nach Soissons gezwungen.

Laperouse (Jean François Galaup de), geb. 1741 zu Albi, ward durch Erziehung, Neigung und Studium ein ausgezeichneter Seemann. Seit 1756 machte er den Seekrieg gegen England mit, widmete sich von 1764—78 ganz der Schifffahrtskunde und besuchte die entlegensten Theile der Erde. Beim Ausbruche des Kriegs 1778 zeichnete er sich unter d'Estaing aus, ward Schiffscapitain und erhielt 1782 den Auftrag, die engl. Niederlassungen in der Hudsonsbai anzugreifen. Das Eis hemmte seine Fahrt in der Bai, und nach vielen Schwierigkeiten kam er vor dem Prince of Wales-Fort am Flusse Churchill an, das sich auf die erste Aufforderung ergab. Er zerstörte noch einige andre Niederlassungen, die in frühern Zeiten von den Franzosen, als sie Canada besaßen, angelegt worden waren. Laperouse bewies dadurch, daß er sich ganz zu Entdeckungsreisen eigne. Ludwig XVI., der ausgezeichnete Kenntnisse in der Erdkunde besaß, wollte damals eine Entdeckungsreise unternehmen lassen, um den Franzosen einen Antheil an dem Ruhme zu verschaffen, den besonders Cook den Engländern erworben hatte; zugleich beabsichtigte er dabei auch Handelszwecke. Daher wurde, nach des Königs eignen Ansichten, ein Entwurf aufgezeichnet, der noch vorhanden und mit vielen eigenhändigen Randanmerkungen desselben begleitet ist, die ebenso ausgebreitete Kenntnisse als wohlwollende Gesinnungen verrathen. Hauptgegenstände der Unternehmung waren der Wallfischfang im südlichen Weltmeere und der Pelzhandel an der Nordwestküste von Amerika, um die Pelzwaaren von hier nach Sina und wo möglich nach Japan zu führen, und in Hinsicht der Länderentdeckung die Untersuchung der Nordwestküste von Amerika und der japanischen Meere, der Salomon-Inseln im Südmeere und der Südwestküste von Neuholland. Fleurieu (s. d.), Laperouse's Freund, arbeitete den Entwurf vollends aus und bereitete die Mittel zur Ausführung. Alle Gelehrte wurden eingeladen, diejenigen Untersuchungen anzugeben, welche zur Förderung der Fortschritte menschlicher Kenntnisse am meisten beitragen konnten, und mehre derselben schiffen sich mit Laperouse ein, mit dem Auftrage, die von ihnen vorgeschlagenen Untersuchungen zu leiten. Die Fregatten La Boussole und L'Astrolabe wurden ausgerüstet, und jede mit 100 Matrosen bemannt. Laperouse befehligte die erste, und Delangle die andre. Beide Schiffe gingen im Aug. 1785 unter Segel. Nach einem kurzen Aufenthalte auf Madera und der Insel Santa Catarina, an der Küste von Südamerika, umsegelten sie das Vorgebirge Horn und erreichten im Febr. 1786 die Bai de la Concepcion, an der Küste des Südmeeres. Laperouse segelte darauf nördlich, berührte die von Cook entdeckten Oster- und Sandwichinseln und ging unweit Mount St.-Elias, ungefähr unter dem 60° Br., ans Land. Er hatte diese lange Fahrt in weniger als 3 Monaten zurückgelegt. Er fand einen von Cook übersehenen Hafen, den er Port des Français nannte. Er untersuchte mehre Punkte, die dem engl. Seefah-

rer entgangen waren, konnte aber in der ihm vergönnten kurzen Zeit keine genaue Nachforschungen an dieser von vielen Buchten durchschnittenen Küste machen, die späterhin Vancouvre genauer untersuchte, der jedoch diesem Unternehmen mehr als 3 Jahre widmete. Nach kurzer Ruhe in Monterey bereiteten sich die Seefahrer, das stille Meer zu durchschiffen, um die zweite Hauptaufgabe, die Untersuchung der japanischen Gewässer, zu lösen. Sie gingen im Sept. 1786 unter Segel und entdeckten nördlich von den Sandwichinseln eine unfruchtbare, kleine Insel, die den Namen Necker erhielt. Darauf erreichten sie die marianischen Inseln und landeten im Febr. 1787 zu Manila, dem Hauptorte der philippinischen Inseln. Hier verweilten die Schiffe lange, um ausgebessert zu werden. Im April desselben J. richtete Laperouse seine Fahrt nach den Küsten der Tatarei und den japanischen Inseln. Man kannte diese Erdgegenden bis dahin bloß aus den Nachrichten der Missionarien, und Laperouse erwarb sich das Verdienst, die Zweifel gelöst zu haben, welche diese verwirrten Berichte erweckt hatten. Von der Insel Quelpaërt steuerte er nordwärts, bald längs der Küste der Tatarei, bald längs der japanischen. Dicke Nebel entzogen ihm oft den Anblick dieser Küsten, bis er sie unter dem 45. Breitengrade im Lichte eines heitern Himmels sah. Die Seefahrer befanden sich in einer Meerstraße, die sich nordwärts immer mehr zu verengen schien. Als sie die Fahrt an der Küste der Tatarei eine Zeit lang fortgesetzt hatten, näherten sie sich den nördlich von Japan liegenden Inseln, wo sie den Hafen d'Estaing fanden. Sie kamen im Juli über den 51. Gr. der Br., wo aber das Wasser plötzlich so seicht wurde, daß sie ihre Fahrt nicht fortsetzen konnten. Laperouse untersuchte die Meerstraße abwechselnd auf der Ost- u. Westseite, und überzeugte sich, daß Untiefen den Weg gänzlich sperrten. In der bedenklichen Lage, die ein heftiger Südwind noch nachtheiliger machte, fand er zum Glück eine schöne Bucht an der Küste der Tatarei; sie erhielt den Namen Castries. Man untersuchte die Gegenden, wohin die Fregatten nicht gelangen konnten, in Kanots, fand aber keine Fahrstraße, und konnte nicht bis zur Mündung des Flusses Amur gelangen, wovon man nicht weit war. Laperouse glaubt, daß die Insel Sachalin (Segalien), die er östlich liegen ließ, wirklich von der tatarischen Küste abgesondert ist, die Straße aber, welche sie trennt, durch die Anschwemmungen des Amur, der sich gerade in den engsten Theil derselben ergießt, unfahrbar gemacht wird. Krusenstern, der von Norden her in jene Straße fuhr und gleichfalls von Untiefen aufgehalten wurde, bestätigte Laperouse's Meinung. Der engl. Capitain Broughton aber, der Laperouse's Weg verfolgte und gleichfalls gehemmt wurde, will eine Sandbank gesehen haben, welche die Fahrstraße sperrte. Als Laperouse wieder südwärts steuerte und an der Küste der Insel Sachalin blieb, entdeckte er unterm 45° 10′ der Br., südlich vom Vorgebirge Crillon, die Meerenge, die seinen Namen führt. Die Berichte der Missionarien hatten bis dahin alle Länder nördlich von Japan irrig u. d. N. Jesso begriffen; die Entdeckung jener Meerenge aber zeigte, daß sie 2 Inseln bildeten, wovon die eine Sachalin heißt und von der Meerenge Laperouse, die andre, Tschika genannt, durch die längst bekannte Straße Sangaar abgeschnitten wird. Laperouse steuerte dann zwischen den kurilischen Inseln hinauf nach Kamtschatka und landete im Sept. 1787 im Peter-Pauls-Hafen. Gegen Ende desselben Monats steuerte er südlich längs den

Schiffer- und Freundschaftsinseln und kam 1788 in Botanybai an in dem Augenblicke, als der Commodore Philipp diese Bai verließ, um die engl. Niederlassung nach Port Jakson zu versetzen. Die Seefahrer hatten auf dem beschriebenen Wege großen Verlust erlitten und zuerst an der Nordwestküste von Amerika die Brüder Delaborde, die mit Andern in einem Kanot umkamen, späterhin aber den Befehlshaber der Fregatte Astrolabe und den Naturforscher Lamanon in einem Gefecht mit den Wilden auf einer der Schifferinseln eingebüßt. Von Botanybai aus meldete Laperouse dem Seeminister im Febr. 1788, daß er die Absicht habe, nach den Freundschaftsinseln zu steuern, den südl. Theil von Neu-Caledonien, die Insel Santa Cruz de Mendasia, Surville's Arsaciden-Land (der südöstl. Theil der Insel Neu-Georgien in Australien) und Bougainville's Louisiada zu untersuchen, und zu erforschen, ob dieses Land mit Neuguinea zusammenhänge, dann eine neue Straße zwischen Neuguinea und Neuholland aufzusuchen, nach dem Meerbusen von Carpentaria zu steuern, die ganze westl. Küste von Neuholland bis zu Van Diemens-Land zu befahren und endlich im Dec. 1788 auf Isle de France zu landen. Dieß war die letzte Nachricht, welche man von Laperouse erhielt, und den Faden, den sie angibt, verfolgte d'Entrecasteaux, der 1791 zur Aufsuchung der beiden Fregatten von der franz. Regierung ausgeschickt wurde, aber nirgends eine Spur fand. Auch die Bewohner der Freundschaftsinseln, die sich doch Cook's und einiger Spanier, die 1781 sie besucht hatten, wohl erinnerten, wußten nichts von den franz. Seefahrern zu berichten. Ebenso wenig fand man Spuren von ihm auf den übrigen Inseln, die er hatte besuchen wollen, und auf keiner Küste wurden Trümmer gefunden, die auf eine Vermuthung hätten führen können. Alles schien die Wahrscheinlichkeit zu begründen, daß der unglückliche Seefahrer auf dem Wege von Botanybai nach den Freundschaftsinseln umgekommen sey. Sind die beiden Fregatten während einer Nacht, als sie eben dicht neben einander segelten, auf eine jener Meeresklippen, die man häufig im stillen Meere findet, gerathen, so konnten beide scheitern. Auf ähnliche Weise scheiterte der engl. Seefahrer Flinders 1803 unweit der Küste von Neuholland. Er glaubte in einem Wrack, das er auf der Klippe fand, die Trümmer von Laperouse's Fregatten zu sehen. Die franz. Regierung ließ nach den von Laperouse aus Kamtschatka und Botanybai eingeschickten Tagebüchern durch Milet de Mureau eine Beschreibung von Laperouse's Reise (1797) verfassen und gab den Ertrag des Verkaufs der Witwe des Seefahrers. Erst im Sept. 1827 erfuhr der brit. Cap. Dillon auf Tucopia, einer von den Freundschaftsinseln, daß die beiden Schiffe des Gr. Laperouse bei Vanicoro Schiffbruch gelitten, und daß nur wenige von der Mannschaft sich auf diese Insel gerettet hätten, die aber nicht mehr am Leben wären. Hierauf untersuchte der franz. Cap. d'Urville (des Astrolabe) im Febr. 1828 die Buchten und Korallenriffe von Vanicoro. Da fand er auf den Klippen Wanu und Paju Ueberbleibsel von Laperouse's Schiffbruch: Anker, Kanonen u. a. m. Er errichtete seinen unglücklichen Landsleuten auf einer Klippe jener Insel ein Denkmal, und langte den 29. Sept. auf Isle de France an, von wo er in Calais mit den aus Laperouse's Schiffbruche aufgefundenen Gegenständen (5 metall. Kanonen, einem silbernen Degengriff u. a. mit dem franz. Wappen bez. Sachen) am 4. Febr. 1829 eintraf.

Lapidarschrift (von lapis, Stein) ist die auf steinernen Denkmälern

übliche Schrift. Da sie wegen Beschränktheit des Raumes von sehr gehaltvoller Kürze seyn muß, so betrachtet man den sogenannten Lapidarstyl als das Muster einer gedrängten bündigen Schreibart. Die Lapidarschrift hat übrigens ihre eignen Regeln für die Absetzung der Reihen.

Lapis Lazuli, s. Lasurstein.

Lapithen, s. Pirithous.

Laplace (Pierre Simon, Marq. de), Mathematiker und Astronom, geb. den 31. März 1749, Sohn eines Landmanns in der Normandie, ging aus der Provinz nach Paris, wo er sich bald durch seine Kenntnisse in der Analysis und der höhern Geometrie bekanntmachte, in welcher er jedoch Lagrange nie gleich kam. Laplace wurde nach und nach Mitglied der Akademie der Wissenschaften, einer von den 40 der franz. Akademie und Mitglied des Bureau des longitudes. 1796 erschien sein berühmtes Werk: "Exposition du Système du monde" (5. Aufl., Paris 1824, 4.; deutsch von Hauff). Laplace war dem politischen Treiben neben dem wissenschaftlichen nicht fremd geblieben; daher wurde er nach dem 18. Brumaire von dem ersten Consul zum Minister des Innern ernannt. Indeß sieht man aus den Unterredungen Napoleons mit Las Cases, daß man ein großer Astronom und ein schlechter Minister seyn kann. Lucian Bonaparte ersetzte ihn bald in jenem Posten. Dann ernannte Napoleon Laplace zum Mitglied des Senats, dann zum Vicekanzler, endlich zum Kanzler desselben. In einem Berichte an den Senat zeigte Laplace 1805 die Nothwendigkeit, statt des revolutionnairen den Gregorianischen Kalender wieder einzuführen. Von seinen übrigen Werken ist insbesondere seine "Traité de mécanique céleste" (1799–1805, 4 Bde., 4.), seine "Theorie über die Bewegungen der Planeten" (1784) und sein "Philosophischer Versuch über Wahrscheinlichkeitsberechnungen", sowie seine "Analytische Theorie" derselben (beide 3. Aufl., 1816) zu bemerken. 1814 stimmte Laplace für die Entsetzung Napoleons. Nach der Restauration wurde er vom König zum Marquis und Pair ernannt. Er starb zu Paris den 5. März 1827.

Lappland (Sameland), Landschaft im nördlichsten Theile von Europa, 64—71°, grenzt gegen N. an das Eismeer, gegen S. an Norrland und Finnland, gegen O. an das weiße Meer und gegen W. an Norwegen. Es ist ein rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und sumpfiges Land, durch welches sich die Kette der nordischen Alpen mit ihren weit verbreiteten Aesten zieht. Sie verflacht sich allmälig gegen Osten hin; auf der Nordwestseite ist sie am höchsten. Viele Bäche und Flüsse ergießen sich von diesen Gebirgen in das nördliche Eismeer und den bothnischen Meerbusen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von beträchtlichem Umfange. Der Winter ist lang und strenge, der Sommer kurz; der längste Tag dauert in den südlichern Gegenden 24 Stunden und in den nördlichsten 3 Monate; ebenso lang ist dann die längste Nacht im Winter. Der Boden ist nur in den südlichsten Gegenden des schwedischen Lapplands des Anbaues fähig, in andern wachsen bloß verschiedene Moos- und Flechtenarten, auch eßbare Beeren. Die Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Colonisten in diesem Lande haben Pferde, Rindvieh und Schafe; bei den Lappen vertritt das nützliche Rennthier nebst dem Hunde die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Vielfraße, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline, Fischottern, Hasen ꝛc. An

Zugvögeln und anderm wilden Geflügel, sowie an Fischen, ist Ueberfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz. Lappland ist sehr spärlich bevölkert; die Einwohner sind theils Lappen, als Ureinwohner, theils Colonisten. Die Lappen, oder wie sie sich selbst nennen, Same (denn Lappe halten sie für ein Schimpfwort), sind ein finnisches Volk, und ihre Zahl kann etwa 9000 (davon 4000 unter schwed., 3000 unter norweg. und 2000 unter russ. Herrschaft stehen) betragen. Die Einwohner theilen sich in Wald- (See-) und Berglappen; jene beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei, diese mit Rennthierzucht. Sie erreichen selten 5 Schuh Höhe, haben ein plattes breites Gesicht, dünnen Bart und braungelbe Haare. Ihre Wohnungen bestehen in Stangenfurchen, mit Birkenrinde oder Häuten bedeckt. Sie sind ein munteres, friedliebendes, treues und gehorsames Völkchen, das sein Vaterland über Alles liebt. Die Sprache scheint finnischen Ursprungs und zerfällt in viele Mundarten. Die meisten Lappen sind getauft und bekennen sich zur griech. Kirche; einige sind aber noch Heiden, und selbst die Christen unter ihnen haben noch viel heidnischen Aberglauben und Gebräuche. Ihr Heidenthum ist das alte finnische oder biarmische. Sie verehren in Jumala (auch die christlichen Esthen nennen noch jetzt Gott Jumal) den höchsten Gott, neben ihm noch viele Untergötter, unter denen Thor, der Donnergott, der vornehmste ist. Diese Götter wohnen und regieren im Himmel, auf der Erde, in der Luft, im Wasser und unter der Erde; zu ihnen gehören auch böse Gottheiten. Sie haben keine Tempel, aber heilige Haine, Berge, Flüsse und Seen. An diesen Orten stehen geheiligte Bäume, an denen Figuren oft recht künstlich geschnitzt sind, und in der Nähe 3—4 Fuß hohe Opfergerüste. Diese Plätze sind auch den christlichen Lappen so fürchterlich, daß sie sich ihnen nie ohne Opfer nahen. Sie jagen und wohnen nicht in ihrer Nähe; besonders müssen aber die Weiber sie meiden. Daselbst haben sie auch unförmliche, hölzerne, aus Wurzeln geschnitzte oder steinerne Götzen, eine Seltenheit bei den finnischen Völkern. Sie opfern nie Fleisch, sondern nur Knochen und Hörner der Opferthiere; Jeder opfert selbst und legt seine Gabe mit Gebet, großer Furcht und Andacht aufs Gerüst. Sie haben nicht Priester, sondern Zauberer, die bei jeder wichtigen Veranlassung befragt werden und durch eine Zaubertrommel Antwort ertheilen. Sie haben keine Schrift, aber Hieroglyphen, die sie auf ihren Runenstäben oder Kalendern und statt der Unterschrift als Handzeichen gebrauchen. — Lappland wird eingetheilt: 1) in das norwegische (Finnmarken), 2) in das russische, und 3) in das schwedische Lappland. Das norweg. Lappland, etwa 1800 QM. groß, nimmt den nördlichsten Theil Lapplands ein und wird zu dem norwegischen Stifte Drontheim gerechnet. Das russische Lappland wird in Kuremanns-Kepopie, in Terskoy-Kepopie und Bellamoreskoy-Kepopie eingetheilt, begreift den nordöstl. Theil Lapplands und gehört zu dem Gouvernement Archangel. Das schwed. Lappland, welches den südl. Theil Lapplands einnimt, war sonst in 7 Lappmarken eingetheilt: a) Jänesands-Lappmark, b) Angermannslands- (Aseln-) Lappmark, c) Umeo-Lappmark, d) Piteä-Lappmark, e) Luleä-Lappmark, f) Torneä-Lappmark und g) Kemi-Lappmark. Seit dem Frieden von Friedrichshamm, wodurch Finnland an Rußland abgetreten wurde, gehören ein Theil von Torneä-Lappmark und ganz Kemi-Lappmark nicht mehr zu Schweden, sondern zu Rußland, und sind mit dem Gouvernement Finnland vereinigt

worden. Das schwedische Lappland hat keine Städte, sondern nur 2 Dorfschaften oder Flecken mit ungefähr 8000 Einw. (mit Einschluß der Colonisten). In diesen Dörfern befinden sich 11 Kirchen, welche nur aus Balken und Bretern zusammengefügt sind.

Larcher (Pierre Henri), berühmter Alterthumsforscher, geb. zu Dijon 1726, unternahm, nach Vollendung seiner Studien zu Pont a Mousson, eine Reise nach London und gab 1750 eine Uebersetzung der „Elektra" des Euripides heraus, worauf bald mehre Uebersetzungen aus dem Englischen, namentlich von Pope folgten. 1767 gab Voltaire's Schrift: „La philosophie de l'histoire", ihm Gelegenheit, gegen denselben durch sein „Supplément" in die Schranken zu treten, wodurch der Ruf seiner Gelehrsamkeit sich sehr vermehrte. Er übersetzte hierauf Herodot's Geschichte (1786, 7 Bde., 4.; u. A. 1802, 9 Bde.), sein Hauptwerk, mit gelehrten Anmerkungen; ferner den „Rückzug der Zehntausend" von Xenophon und schrieb eine große Anzahl Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der schönen Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1778 war. Er starb als Professor der griech. Sprache an der kaiserl. Akademie zu Paris 1812.

Laren waren bei den Römern die Familien- oder Hausgötter, daher Dii familiares genannt, die gleichsam das Glück und den Frieden des häuslichen Lebens und die Ruhe und Sicherheit der bleibenden Wohnung versinnlichend, durch die ihnen gezollte Verehrung das alltägliche Leben heiligten und ihm eine höhere Bedeutung gaben. Vergötterte Menschen hießen bei den Griechen Heroen, bei den Römern aber Laren. Die Laren schützten theils als geringe oder häusliche Laren und Penaten (s. d.) einzelne Familien und Häuser, theils walteten sie als höhere oder öffentliche (publici) Laren und Penaten, die aus jenen entstanden, wenn etwa eine Familie durch Kriegsglück emporstieg, oder überhaupt zu einem herrschenden Geschlechte anwuchs, über ganze Städte und Länder. Als allgemeiner Lar der Seeleute galt Silvanus, und Mars als Lar der Krieger. Diese häuslichen Schutzgötter waren Bilderchen von Holz, Stein, Metall, und standen gewöhnlich auf dem Herde in einem Schrein (larrium), bei Vornehmern auch in der Schlafkammer oder in besondern Larinen. Man opferte ihnen in wichtigen Fällen ein Lamm, Ferkel oder Kalb. Die eigentlichen öffentlichen Laren waren Zwillingssöhne der Lara, die Merkur mit ihr gezeugt hatte, und denen, wie dem ebenfalls als öffentlichen Lar verehrten jedesmaligen Kaiser, die Römer am 1. Mai die Lararien feierten.

Largo (ital., breit, reichlich, geräumig), heißt in der Tonkunst diejenige Hauptbewegung, welche sehr langsam und feierlich einhertritt. Diejenige Bewegung, welche etwas weniger langsam als das largo genommen wird, heißt larghetto.

Larissa (türkisch, Jenischeher), die reichste, größte und volkreichste Stadt in Thessalien, Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks am rechten Ufer der Kalambria, oberhalb des Thales Tempe, in einer schönen fruchtbaren Gegend, besteht außer vielen Moscheen und einigen großen Gebäuden, aus lauter Hütten, und hat schlechte Straßen und Plätze, 4000 H. und 20.000 Einw., worunter $^3/_7$ Türken. Sie ist der Sitz eines Moslemin und griech. Erzbischofs, hat ansehnliche Türkischgarn-Fabriken, Baumwollen-, Wein-, Getreidebau und beträchtlichen Handel. Im Alterthume war sie wegen der Stierkämpfe, die man da feierte, vorzüglich berühmt; hier hatte Julius Cäsar seinen Waffenplatz, ehe er durch

Schlacht bei Pharsalus zum Herrn des röm. Reichs wurde. In unserer Zeit hat Larissa als Waffenplatz und Mittelpunkt der türkischen Kriegsoperationen gegen die Griechen eine historische und militairische Wichtigkeit erhalten.

Larive, einer der ersten tragischen Schauspieler der Franzosen, ward 1740 zu Laroche geboren und kam 1771 nach Paris, wo er bald die Kunst der Clairon gewann. Die Rollen, in denen er am meisten glänzte, waren Warwik, Orosman, Philoktet und Spartacus; sie sagten seiner körperlichen Schönheit und seinem wohlklingenden, vollen und durchdringenden Organ am meisten zu. Er zog sich früher von der Bühne zurück, als es gewöhnlich in Frankreich geschieht; hauptsächlich bewogen ihn hierzu die nur boshaften Kritiken Geoffroy's und der stets wachsende Ruhm Talma's. Nach seinem Abhange von der Bühne siedelte er sich in dem reizenden Thale von Montmorency an, ward Maire der Gemeinde und wirkte mit Erfolg auf das öffentliche Wohl ein. Joseph Bonaparte lud ihn 1806 nach Neapel, um ein französisches Theater einzurichten. 1816 trat er in seinem 69. Jahre noch ein Mal als Tancred auf. Larive starb zu Paris den 1. Mai 1827, 78 J. alt. Er hat mehre Werke geschrieben, darunter ist sein „Cours de déclamations", 3 Thle., 1804 bis 1810 besonders anziehend.

Laroche (Sophie), geb. von Gutermann, geb. 1731 zu Kaufbeuren, gehört zu den geistreichsten Schriftstellerinnen Deutschlands. Ihr Vater, ein gelehrter Arzt, erzog sie selbst mit möglichster Sorgfalt; schon als 5jähriges Mädchen las sie häufig in der Bibel. Später folgte sie ihrem Vater nach Augsburg, wohin er als Stadtphysicus und Decan der Facultät versetzt worden war. Hier ward ihr die Aussicht zu einer höhern Bildung eröffnet; vorzüglich trug der D. Bianconi, Leibarzt des Fürst-Bischofs von Augsburg, zu ihrer Ausbildung bei; er las mit ihr die Classiker seine Nation und machte sie mit den Kunstwerken Roms und Griechenlands bekannt. Er warb um die Hand des 17jährigen Mädchen; doch kam die von beiden Seiten gewünschte Verbindung nicht zu Stande, indem Bianconi darauf bestand, daß die Kinder katholisch werden sollten, der Vater aber die Töchter lutherisch haben wollte. Man trennte sich; Sophie empfand diesen Verlust schmerzhaft und glaubte nur in der Stille des Klosters ihre Seelenruhe wieder finden können; der Vater widersetzte sich aber dem Entschlusse. Sie lebte zurückgezogen und einsam, nur der Lectüre und den Wissenschaften ihre Tage weihend. Nachher zog sie mit zwei ihrer Schwestern und ihrem Bruder nach Biberach zu ihrem Großvater Gutermann, der dort Senator und Hospitalmeister war; nach dessen Tode sie auch einige Zeit die Haushaltung fortsetzte und dann in das Haus des Predigers zu St.-Maria Magdalena, Wieland, zog. Beide Familien waren sich verwandt, denn Wieland's Gattin und Sophiens Vater waren Geschwisterkinder. Hier lernte sie den jungen Wieland kennen, mit welcher Bekanntschaft für sie eine neue Epoche der Bildung anhob. Wieland machte sie mit den damaligen besten Werken Deutschlands vertraut. Kein Wunder, daß durch den täglichen Umgang sich endlich zwischen diesen beiden gleichgestimmten Seelen ein Freundschaftsbündniß schloß, welches, auf gegenseitiger Verehrung, Hochachtung und Liebe ruhend, immer inniger werden mußte. Eine Vereinigung sollte sie Beide beglücken. Welche Schwierigkeiten sich ihrem beiderseitigen Glücke entgegenwarfen, finden sich im Artikel Wieland angegeben. Während

dieser seine verunglückten Hoffnungen in literarischer Thätigkeit aus seiner Vaterstadt zu vergessen strebte, gab Sophie dem Herrn von Laroche aus Verdruß, Gehorsam und Verehrung ihre Hand. Laroche bekleidete die Stelle eines mainzischen Hofraths und führte die Oberdirection über alle Besitzungen der gräflich Stadion'schen Familie. Er zeigte zwar einen edlen und freidenkenden Charakter, war aber zugleich so sehr Geschäftsmann, daß nur Geschäftsangelegenheiten in seinen Augen Werth hatten und er kein sonderliches Gefühl für die feineren Reize des Lebens zu haben schien; dennoch entspann sich zwischen ihm und seiner Gattin kein Mißverhältniß; sondern jedes ging nur seinen eigenen Weg. Sophie setzte ununterbrochen ihre Studien fort. Nach dem Tode des Grafen Stadion wurde Laroche als Staatsrath nach Koblenz berufen. Zu Mainz war sie durch die Connexionen ihres Mannes in den Kreis des deutschen Adels gebracht worden; in Koblenz dagegen lernte sie innerhalb ihres 10jährigen Aufenthalts auch den Hof und den Fürstenstand kennen. Ihre glückliche Lage wurde plötzlich durch den Sturz ihres Mannes getrübt; aus welchen Gründen er seine Entlassung erhielt, weiß man nicht bestimmt; bekannt ist aber, daß zu seinem Falle die vom ihm herausgegebenen „Briefe über das Mönchswesen" beigetragen haben. Von jetzt an lebten sie zurückgezogen von der größern Bühne zu Speier, dann zu Offenbach. 1789 starb ihr Gatte; einen tieferen Schatten warf aber der Tod ihres Sohnes, Franz, über ihr Leben, das fortan durch das Glück ihres zweiten Sohnes, Karl, nur auf Augenblicke erheitert wurde. Sie starb am 18. Febr. 1807. Sophie Laroche vereinigte die seltensten geistigen und körperlichen Eigenschaften in sich; sie war die zärtlichste Mutter, die gefühlvollste Gattin und eine warme Menschenfreundin. Im Umgange mit Höhern war sie stets bescheiden, doch nie kriechend, und mit Niedern gütig und leutselig. Ihre Unterhaltung war angenehm und belehrend. Unglück und Verlust des größern Theils ihres Vermögens ertrug sie mit Gleichmuth und stiller Ergebung. Sie hat viel geschrieben, und einer Frau von ihrem Geiste, Kenntnissen und Erfahrungen des Lebens konnte es an einem Stoffe nicht fehlen. Naturgeschichte, Naturlehre, Geschichte der Künste, der Völker und Staaten, schöne Künste, Moral und Pädagogik, auf die sie zur Erziehung ihrer eigenen Kinder sich so sorgfältig legte, waren ihre Lieblingsstudien. Am meisten hat sie im Fache der Romanen und Familiengeschichten in Briefform geleistet. Ihre Charaktere sind gewöhnlich gut und wahr, aus dem Leben genommen und mit vieler Kenntniß des Herzens gezeichnet; auch mangelt es ihr nicht an einer gewissen Kraft und Fülle der Phantasie, der man gerne in die Ideenwelt folgt. Ihr Styl zeichnet sich durch Einfachheit, Adel und Lebhaftigkeit aus; ihre Denk- und Empfindungsweise zeigt viel Individualität. Ihre erste Arbeit war die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" (1771). Sie entstand, indem sie sich durch diese schriftstellerische Beschäftigung über die Trennung von ihren Töchtern zu trösten suchte. Sie that dieß auf Anrathen eines ihrer würdigsten Freunde, des Predigers Brechter, den Sophie sich nachher bei Schilderung von wackern Geistlichen oft zum Muster nahm. Wieland begleitete dieß Werk mit einer Vorrede (Leipzig 1771, 3 Thle. 8.). Hierauf folgten dann mehre Werke, von denen die vorzüglichsten folgende sind: „Rosaliens Briefe", „Mein Schreibtisch", „Pomona", Rosalie und Cleeberg", „Briefe an Lina", „Briefe über Manheim", „Geschichte der Miß Loni", „Erschei-

ung am See Oneida", „Moralische Erzählungen" (Speier 1795, 2 Thle.), „Neue Erzählungen", „Fanny und Julie", „Freunde und Freundinnen von zwei verschiedenen Jahrhunderten" und „Die Badebekanntschaft", „Das schöne Bild der Resignation", „Liebehütten", „Herbsttage", mehre Reisebeschreibungen u. a. Das Letzte, was sie herausgab, führt den Titel: „Melusinens Sommerabende" (1806). Richtig ahnend schloß sie mit dieser Schrift ihre Schreibepult und überlebte sich als Schriftstellerin nicht. Merkwürdig ist Wieland's Vorrede zu diesem Werke.

Laroche-Jacquelin, s. Roche-Jacquelin und Vendée.

Larve bedeutet ursprünglich ein Schreckenbild, ein Gespenst, besonders ein schädliches (den Laren entgegengesetzt); den Larven opferte man im Ende des Februars. Dann bedeutet Larve auch Maske. Endlich ist Larve in der Naturgeschichte der Name, welchen alle der Verwandlung unterworfene Insekten in der ersten Lebensperiode, gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Ei, führen.

Las Casas (Bartolomeo de), geb. 1474 zu Sevilla, stammte aus einer angesehenen Familie und folgte in einem Alter von 19 Jahren seinem Vater Antonio, der mit Columbus 1493 eine Reise nach Amerika machte. In der Folge wurde er Missionair und verkündete auf der Insel St.-Domingo die Heilslehre Christi. Da die Gouverneurs der spanischen Besitzungen in Indien den altcastilischen Heldennamen durch barbarische Willkürlichkeiten, in Unterdrückung der armen Indier-Neger, schändeten, so legte Las Casas ihre Klagen zu den Füßen Karls V. nieder, ein milderes Loos der Menschlichkeit für sie erflehend. Seine freimüthige und kräftige Schilderung der beklagenswerthen Lage jener Menschen machten einen solchen Eindruck auf Karl, daß er die strengsten Befehle zur menschlichern und mildern Behandlung dieser Unglücklichen an die Gouverneurs gelangen ließ. So geschärft auch diese gerechten Vorschriften waren, so blieben sie doch unerfüllt. Der Geschichtschreiber Karls V., Sepulveda, wagte es sogar, die Sache der grausamen Unterdrücker zu vertheidigen, und die unmenschliche Behandlung der Colonisten in einer eigenen Abhandlung, mit Belegen aus der biblischen Geschichte, durch das Benehmen der Israeliten bei der Eroberung Kanaans, zu rechtfertigen. Namens der Menschheit vertheidigte Las Casas die Rechte der Unglücklichen in seiner: „Brevissima relacion de la destruycion de las Indias", worin er die schönsten und edelsten Grundsätze niederlegte. 50 J. hatte er in rastlosem Eifer für die göttliche Sache gewirkt, als er 1556 zu Madrid starb. Llorente (s. d.) hat eine neue vollständige Ausgabe seiner Werke (Paris 1822) besorgt.

Lascy (Franz Moritz, Graf von), Feldmarschall, 1724 in St.-Petersburg aus einem der edlen Geschlechter entsprossen, welche einst Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt waren. Er trat 1725 in östr. Kriegsdienste, zeichnete sich vorzüglich in der Schlacht von Lowositz (1756) aus, entwarf den Plan zum Ueberfall bei Hochkirchen (1758) und wurde schon im 39. J. Feldmarschall und nach dem siebenjährigen Kriege Präsident des Hofkriegsraths. Nach dem teschner Frieden wurde nach seinem Plane die Festung Josephsstadt in Böhmen angelegt, viele Mißbräuche der östr. Armee abgeschafft und in diesen Zweigen der öffentlichen Verwaltung Einheit und Schnelligkeit gebracht, wie sie zuvor noch nie bei der östr. Armee geherrscht hatte. 1788 befehligte er die östreichischen Armeen gegen die Türken, ging aber, da der Feldzug nicht den Erwar-

tungen des Kaisers entsprach, im Febr. 1789 nach Wien zurück, wo er waltete nach Joseph II. Tode, bis zur Ankunft des Großherzogs Leopold von Toscana, alle Geschäfte, übernahm nach Laudon's Tode im Juli 1790 noch ein Mal den Oberbefehl gegen die Türken, allein der bald darauf erfolgte Frieden hinderte ihn, sich Lorbeern zu erkämpfen. Kaiser Franz II. übergab ihm im April 1794, während seiner Abwesenheit, die Geschäfte im Kriegswesen und ernannte ihn im Juli desselben Jahres zum Kanzler des Marien-Theresienordens. Er starb zu Wien 1801. Sein Cordonssystem, nach welchem er glaubte Alles zu decken, hat nicht allein im Türkenkriege, sondern auch in den Rheinkriegen mit Frankreich den Oestreichern großen Schaden zugefügt. Joseph II. ließ im Innern der Festung Josephstadt sein Bildniß errichten mit einer lateinischen Inschrift.

Lasiren, ein Kunstwort der Maler, welches wahrscheinlich aus dem übelverstandenen franz. Worte glacer entstanden ist; beide bedeuten: eine Farbe mit einer anderen durchsichtigen Farbe bedecken. Indem die untere Farbe durch die darüber liegende durchscheint, entsteht aus beider Vereinigung eine dritte Farbe, die oft schöner und allemal saftiger ist als sie seyn würde, wenn beide schon auf der Palette mit einander gemischt worden wären. Wenn man die Purpurfarbe mit Himmelblau lasirt, so bekommt man ein schöneres Violet als durch die Mischung der Farben entstanden wäre. Die untere Farbe muß stark und durchdringend, die obere, womit lasirt wird, schwach seyn und nicht decken; daher man zum Lasiren nur solche Farben brauchen kann, die nicht körperlich genug sind, um für sich zu bestehen. Das Lasiren thut eine doppelte Wirkung. Die eigenthümlichen Farben werden dadurch schöner und saftiger, daher es besonders bei seidenen Gewändern gebraucht wird; und dann kann es auch dienen, ganzen Massen eine vollkommnere Harmonie zu geben. Man findet, daß einige Künstler, um dieses zu erreichen, ihre Hauptpartien schon so angelegt haben, daß sie dieselben ganz mit einer sehr dünnen Farbe überlasiren können. Es ist allemal nöthig, daß Maler schon beim Anlegen auf das Lasiren denken, um kräftige und starke Farbe unterzulegen. Es gibt nur 4 Hauptfarben: Blau, Grün, Roth und Gelb, welche zu Lasurfarben tauglich sind. Zur blauen Lasur kann man sich des Berlinerblaues und blauen Carmins, zur rothen eines Extracts der Cochenille in Wein- oder Terpentingeist, des rothen Carmins, auch des florentiner Lacks bedienen, zur grünen ist der sogenannte destillirte Grünspan (Grünspankrystall) am geeignetsten, und zur gelben ist eine Mischung von Gummi Guttä, Saffran und Drachenblut, oder von Curcume, Orlean, Goldwurzel u. dgl., in Weingeist oder Terpentinöl ausgezogen, anwendbar.

Laskaris (Konstantin), einer der berühmtesten unter jenen Griechen, die im 15. Jahrh., aus ihrem Vaterlande verjagt, nach Europa flüchteten und, die Ueberreste ihrer alten Cultur dahin verpflanzend, eine neue Epoche der Wissenschaft und Kunst begründeten. Er kam um 1454 nach Italien, wo Franz Sforza, Herzog von Mailand, ihn aufnahm und zum Lehrer seiner Tochter Hippolyta in der griech. Sprache und Literatur ernannte. In der Folge lebte er zu Rom unter dem Schutze des Cardinals Bessarion, und zu Neapel, wo er öffentlicher Lehrer wurde. Gegen Ende seines Lebens wollte er in sein Vaterland zurückkehren, ließ sich aber in Messina festhalten und lehrte daselbst bis zu seinem Tode 1493 mit dem glänzendsten Beifall. Unter seinen Schriften ist die

Griechische Grammatik", die er für seine Schüler in Mailand aufgesetzt, die bekannteste. — Aus derselben Familie stammte auch Laskaris Andreas Johannes oder Janos), mit dem Beinamen Rhyndacenus, vielleicht von seiner Vaterstadt. Er lebte am Hofe des Lorenzo de Medici, der ihn in der Folge nach der Levante schickte, um Manuscripte und Kunstwerke zu kaufen. Nach Lorenzos Tode folgte er einer Einladung des Königs Karl VIII. nach Paris, wo er die griech. Sprache lehrte und späterhin von Ludwig XII. als Gesandter nach Venedig geschickt wurde. Papst Leo X. zog ihn nach Rom und stellte ihn an die Spitze eines Lehrinstituts für junge Griechen und einer ebenfalls von ihm gestifteten griech. Druckerei. Eine Gesandtschaft brachte ihn an den Hof des Königs Franz I. in Fontainebleau. Dieser schickte ihn in gleicher Eigenschaft nach Venedig, wo er sich niederließ, bis Papst Paul III. ihn wieder nach Rom lockte. Aber er starb, auf der Reise dahin schon krankt, bald nach seiner Ankunft, 1535. Wir verdanken ihm außer manchen Ausg. und Erläuterungen griech. Schriftsteller, namentlich der Anthologie, einige grammatische Abhandlungen und einige epigrammische Gedichte. — Villemain hat in einer Schrift: „Laskaris, oder die Griechen im 15. Jahrh." das Zeitalter des griech. Einflusses auf die Literatur des Abendlandes dargestellt (Paris 1825; deutsch, Strasburg).

Lasso (Orlando di), (Orlandus Lassus), einer der größten Tonkünstler des 16. Jahrh., war zu Mons im Hennegau 1530 geboren. Ferd. Gonzaga, Vicekönig von Sicilien, nahm ihn mit nach Italien und ließ ihn in der Musik unterrichten. Als er im 18. J. seine schöne Stimme verloren hatte, hielt er sich 3 Jahre zu Neapel als Musiklehrer auf. Darauf wurde er Capellmeister bei St.-Lateran in Rom. Hier blieb er über 2 Jahre und reiste darauf in sein Vaterland, um seine Eltern wiederzusehen, die er aber nicht mehr am Leben fand. Mit Jul. Cäsare Brancacio reiste er darauf nach England und Frankreich und hielt sich dann einige Jahre in Antwerpen auf. Hier erhielt er den Ruf als Capellmeister nach München von dem Herzog Albert von Baiern. Er blieb in dieser Stelle bis an seinen Tod 1585 oder 95, sehr geehrt von allen Großen und vom Kaiser Maximilian II. in den Adelstand erhoben. Orlando war durch seine geistlichen und weltlichen Compositionen gleich berühmt. Er war Verbesserer des figurirten Contrapunktes. Seine Werke sind ungemein zahlreich und jetzt sehr selten. Seine Söhne gaben u. a. eine Sammlung seiner Motetten u. d. N. „Magnum opus musicum" (München 1604, 17 Bde., Fol.) heraus. In der königl. Bibliothek in München ist die reichste Sammlung seiner Werke befindlich, zum Theil in Handschriften, worunter das kostbare Manuscript der „Sieben Bußpsalmen", auf Pergament geschrieben, als Ehrendenkmal seiner Kunst sich auszeichnet. Sein älterer Sohn Rudolf war Organist, und sein jüngerer, Ferdinand, nachher Capellmeister des Herzogs Maximilian von Baiern.

Last ist eigentlich ein Grad der Schwere; dann: Beschwerlichkeit, das Drückende einer Sache, mit dem Nebenbegriff einer Menge; in der Naturlehre ein jeder Körper, welcher der bewegenden Kraft widersteht. Ferner: ein Körper von gewisser bestimmter Schwere, der zugleich als Maß zur Bestimmung des Gewichtes und Maßes anderer Körper dient. Als Kornmaß im Norden enthält eine Last ungefähr 60—65½ berliner Scheffel. Bei Flößen und Schiffen bedeutet Last die Ladung; auch das

größte Schiffsgewicht, 30—45 Ctnr. enthaltend, wonach man die Größe und Stärke eines Schiffs berechnet, z. B. ein Schiff von 100 Last, d. i. etwa 200 Tonnen oder 400.000 Pfund; gleichfalls ein andres Schiffsmaß, nach welchem die Holländer rechnen, und welches 2 Tonnen (= zu 2000 Pf.) beträgt. Uebrigens ist die Last in Betreff ihres Gewichts sehr verschieden und wird beinahe an jedem großen Handelsorte anders berech

Lasurstein (lapis lazuli), ein Mineral von schöner blauer (lasurblauer) Farbe, welches derb und eingesprengt auf Gängen im alten Gebirge in Sibirien, auch mit eingesprengtem Schwefelkies in Kalk in der kleinen Bucharei u. s. w. vorkommt. Die Griechen und Römer nannten ihn u. d. N. Sapphir und wendeten ihn, welches auch noch im Mittelalter der Fall war, als Edelstein und als Heilmittel an. Er ist leicht zu bearbeiten und nimmt eine schöne, obwohl nur selten ganz gleichmäßige Politur an; allein durch öftern Gebrauch wird er matt. Er dient zu architektonischen und Möbelverzierungen (Marmorpalais zu Petersburg), zur Steinmosaik, zu mannigfaltigen Steinschneidearbeiten und Galanteriewaaren, besonders aber zur Bereitung des Ultramarins (s. d.).

Lateiner (Latini), das alte berühmte Volk, die Bewohner der Landschaft Latium, die eigentlichen Gründer der Größe der Römer, hatten in den ältesten Zeiten, wo aber ihre Geschichte ganz dunkel ist, die sagenhaften Gottheiten Janus, Saturn, Faunus ꝛc. zu Königen. Erst mit Roms Emporkommen sank das Ansehen der Lateiner, die von den Römern unterjocht wurden. Servius Tullius errichtete den berühmten Bund der Lateiner; Tarquinius Superbus erneuerte ihn, und 47 Städte der Lateiner wurden mit den Römern vereinigt. Zwar suchten sie sich nach Vertreibung der Könige Roms, und auch in der Folge mehre Male frei zu machen; allein es gelang ihnen nicht, sie wurden Roms Botmäßigkeit unterworfen. Merkwürdig blieben die Lateiner immerfort durch ihre Sprache, die der römischen zur Grundlage diente, und in welcher alle Testamente und alle bürgerlichen Verhandlungen und Verträge abgefaßt werden mußten, macht ihren Namen unvergeßlich. Mehres s. Rom.

Lateinisches Kaiserthum, s. Oströmisches Reich.

Lateinische Sprache, s. Römische Sprache.

Lateran, 1) Platz in Rom, so genannt von der römischen Familie Lateranus, welcher der Platz mit seinen Gebäuden zur Zeit Nero's gehörte; durch Hinrichtung des letzten Besitzers, Plautius Laterunus (65 n. Chr. Consul, der angeblich an der Verschwörung Piso's Theil genommen), eignete sich Nero den Platz zu. Er blieb ein kaiserl. Eigenthum, bis Konstantin d. Gr. den auf diesem Platze stehenden Pallast den Päpsten schenkte, welcher Pallast nun auf tausend Jahre die Residenz derselben ward; doch wählten dieselben bei ihrer Rückkehr von Avignon lieber den Vatikan. 2) Die von Konstantin in diesem Pallast erbaute Kirche des h. Johannes von Lateran, in welcher 11 Kirchenversammlungen gehalten wurden, die bischöfliche Kirche des Papstes, daher an ihrer Hauptpforte die Inschrift: „Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput", an ihr ein Balcon, von welchem herab der Papst das Volk segnet. An ihrem Hauptaltare, in dem sich ein hölzerner Altar befindet, an dem St. Petrus Messe gelesen haben soll, darf nur der Papst auftreten. Durch eine feierliche Procession zu Pferde (Cavalcade) nimmt jeder Papst von dieser Kirche, unter vielen Ceremonien, Besitz; 3) eine Capelle auf dem heiligen Platze, welche die Treppe (Santa scala) aus dem Hause des Pi-

ns, auf welcher die Religiösen kniend hinauf rutschen müssen, enthalten oll; 4) die schöne, mit ihrer Kuppel auf acht porphyrnen Säulen ru- ende, von Konstantin erbaute Capelle S.-Giovanni in fonte.

Laterna magica, s. Zauberlaterne.

Latium, in der alten Geographie eine Landschaft in Mittelitalien, ie aus den lateinischen Ortsbezirken (Cantonen) bestand, an der linken Seite des Tiber, von dem Zusammenflusse mit dem Anio bis zur See, nd von Ostia bis Circeji. Auf einem Raume von etwa 12 Meilen Breite und 37 Meilen Länge schloß sie 47 größere und kleinere Städte in, welche unter sich unabhängig, über das Wohl des ganzen Stammes ei dem jährlichen Bundesfeste, den foriis latinis, sich beriethen. Alba onga war der Mittelpunkt dieses Bundes; diese Stelle nahm in der olge Rom ein. Ein Theil des alten Latium ist die heutige Campag- a di Roma (vgl. d. u. Rom), die Umgegend Roms. S. „Descrip- ion of Latium", Lond. 4., mit 20 Kpfrn. u. 1 Charte der Camp. di Roma; von „Bonstetten's Reis. in die classischen Gegenden Roms", v. Schelle, Leipz. 1805, 2 Th. Elisa v. d. Recke: „Tageb. eine Reise urch einen Theil Deutschl. und durch Italien in d. J. 1804—6", 4 Th., Berl. 1815—17; vorzüglich den 2. Theil.

Latona (bei den Griechen Lato oder dorisch Leto), die berühmte Mutter des Apollo und der Diana (s. d.). Sie war nach Hesiod ie Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe. Sie trägt, spricht er, in meerfarbenes Gewand, und ist eine sanftmüthige, freundliche Göttin gegen Götter und Menschen. Sie ward die Geliebte Jupiters und von hm schwanger. Allein Juno verfolgte sie aufs heftigste. Sie schickte hr den Drachen Pytho nach, welcher ihr nirgends Ruhe ließ, und be- chwor die Erde, ihr keinen Platz, den damals die Sonne beschien, zum Gebären einzuräumen. Lange irrte Latona umher. Vergeblich suchte sie uf allen Inseln für den zu gebärenden Apollo einen Wohnsitz. Endlich rat sie mit der Nymphe Delos in Unterhandlung. Sie schwur ihr den Göttereid, daß Apollo die unfruchtbare Insel nicht verächtlich in den Ocean treten werde; und Delos (s. d.) gestattete ihr, auf ihrer Insel u gebären. Bald, nachdem Latona Mutter geworden war, stellte ihr er Riese Tityus nach. Er traf sie bei Panopeus. Latona rief aber hre Kinder an und diese befreieten sie von dem Ungeheuer, das Apollo rschoß. Nach Hygin griff Tityus Latonen, da sie schwanger war, an, nd ward vom Jupiter mit dem Blitz erschlagen. Einer andern Erzäh- ung nach, die Ovid liefert, verwandelte sie Bauern, die sie auf ihrer Flucht nicht aus einem See wollten trinken lassen, in Frösche. (S. Ovid's „Verwandlungen", VI, 4.) Berühmter noch ist die Rache, die sie durch hre Kinder an der Niobe nahm, die sich ihrer Fruchtbarkeit wegen La- onen vorzog. (S. Niobe.) Sie hielte den Aeneas zugleich mit Dianen on seiner Wunde, da ihn Apollo nach Pergamus in ihren Tempel aus em Gefechte entrückt. Da auch Diana, von der Juno gemißhandelt, ach dem Olymp entflieht, und Köcher und Pfeile im Stiche läßt, sam- elt diese Latona. Sie wurde vorzüglich in Lykien, Delos, Athen und ndern Städten Griechenlands verehrt. In Kreta feierte man ihr das est Ekdysia. Bisweilen nimmt man sie für das Symbol der Nacht, eil die Sonne gleichsam aus der Nacht hervorgeht.

Lattaignant (Gabriel Charles, Abbé de), geb. 1690 zu Paris; um geistlichen Stand bestimmt, ward er später Kanonicus zu Rheims

und Parlamentsrath zu Paris, zog sich bei heranmahendem Alter in ein Kloster zurück und starb 1779. Er war einer der ausgezeichnetsten Liederdichter Frankreichs. Durch sein glückliches Talent, artige Complimente in Bezug auf die Gäste zu improvisiren, heiterte er jede Gesellschaft auf und war allgemein beliebt, in welcher Art ihn auch Kotzebue in der Oper „Fanchon“ aufführt. Lattaignant's Gedichte erschienen in 4 Bänden, Paris 1765; „Choix de poésies“, ebend. 1811.

Latude (Henri Mazers de), geb. 1724 zu Montagnac in Languedoc, wurde im 20. Jahre seines Alters unter Ludwig XV. in die Bastille gesperrt, weil er, um die Gunst der Pompadour zu erwerben, dieser vorgespiegelt hatte, man wolle sie vermittelst einer Schachtel mit dem feinsten Gifte tödten. Wirklich kam eine Schachtel an, die aber nichts als etwas Asche enthielt und von Latude selbst abgeschickt worden war. Mehre Male suchte er zu entweichen, wodurch seine Gefangenschaft nur drückender wurde. Er brachte in derselben 35 Jahre zu. Endlich befreite ihn der 14. Juli 1789. Nun gab er seine „Denkwürdigkeiten“ heraus, die in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe gegen die königl. Familie und deren Anhänger wurden. Die Nationalversammlung bewilligte ihm 1790 eine Pension, die aber nachher eingezogen wurde; dagegen verurtheilte man gerichtlich die Erben Amelot's und der Pompadour, ihm einen Schadenersatz zu geben. Von ihnen erhielt Latude einige Meiereien, die ihm bis an sein Ende anständigen Unterhalt verschafften. Er starb zu Paris 1804 in einem Alter von 80 Jahren.

Lauban, Hauptst. des gleichnamigen Kreises (9 QM., nur an einzelnen Stellen fruchtbar, mit 56.000 Einw.) im Reg.-Bez. Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, an der Queis, 680 Fuß über dem Meer, mit hohen Mauern umgeben, hat 4 Kirchen, ein Gymnasium mit bedeutender Bibliothek, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, 4600 Einw., Lein- und Tuchweberei, Gerberei, Tabacksfabrikation ꝛc.

Lauchstädt, Stadt im preuß. Reg.-Bez. und Kreis Merseburg der Provinz Sachsen, mit mehr als 1000 Einw. in 150 Häusern, am Lauchebache in einer Ebene, mit einem Schlosse, und königl. Rent- und Gerichtsamt, ist der Sommeraufenthalt vieler Fremden, die zum Theil das 1697 entdeckte Mineralbad daselbst vereinigt. Seit 1823 hat man für die Verschönerung und Erweiterung der Badeanstalten gesorgt. Auch ist hier ein Theater. In der Nähe Braunkohlenlager.

Laudon, auch Loudon (Gideon Ernst, Frhr. von), einer der größten Kriegshelden seiner Zeit, stammte ursprünglich aus einer alten adeligen in die Normandie eingewanderten schottischen Familie ab und wurde 1716 zu Totzen in Liefland, einem Landgute seiner Familie, geb. Er erhielt eine sehr mangelhafte wissenschaftliche Bildung; nur ein wenig Mathematik und Geographie bereiteten ihn zum Kriegsdienste vor. Schon in früher Jugend trat er bei der russischen Infanterie in Dienst, und bei der Eroberung von Danzig stand er 1733 zum ersten Mal im Kanonenfeuer; er war alsdann mit bei dem Zuge gegen die aufrührerischen Tataren und bei den siegreichen Feldzügen, in denen von 1736 bis 1739 der Graf Münnich durch die Eroberung von Asow, Okzakow und Chozim die russischen Waffen bei den Türken in Achtung brachte. Nach geschlossenem Frieden begab sich Laudon, der sich zum Oberlieutenant emporgeschwungen hatte, nach Petersburg, um weitere Beförderung zu suchen. Da sich aber dort wenige günstige Aussichten für ihn aufthaten, so be-

chloß er, in die Dienste Maria Theresia's, der damals von allen Seiten befeindeten Thronerbin Oestreichs, zu treten. Auf seiner Reise nach Wien kam er durch Berlin, dort munterten ihn mehre Officiere auf, in preuß. Dienste zu treten; als er aber Friedrich vorgestellt wurde, wandte sich der König von ihm ab mit den Worten: „Das Gesicht dieses Menschen ist mir unangenehm". Da Laudon sehr ansehnliche Empfehlungen von Petersburg mitgebracht hatte, so wurde er der Maria Theresia selbst vorgestellt, und mit einer Hauptmannsstelle in dem von Franz v. Trenk neu errichteten Panduren-Corps begünstigt. An den Verwüstungen und unmenschlichen Thaten, welche der vandalische Anführer und seine wilde Horde besonders bei den Einfällen in Baiern verübten, nahm Laudon jedoch keinen Antheil. Trenk's Brutalität bewog Laudon endlich 1745 seiner Würde zu entsagen und in Wien auf eine bessere Zukunft zu harren. Nicht lange darauf wurde Trenk wegen seiner Räubereien und Ausschweifungen vor Gericht gezogen und Laudon wurde zum Zeugen gegen seinen ehemaligen Obersten aufgefordert. Durch Vorzeigung einer Schreibtafel, in welcher die Befehle, die ihm Trenk dictirt hatte, aufgeschrieben waren, reinigte er sich von aller Theilnahme an den Verbrechen desselben. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, Wien zu verlassen, wo er als reducirter Hauptmann zeither ein sehr kümmerliches Leben geführt hatte; als er auf Verwendung seiner Freunde eine Majorstelle bei dem Liccaner Grenzregimente in Kroatien erhielt. Auch war er 1747 zur kathol. Religion übergetreten. In seinen geschäftfreien Stunden verlegte er sich nun mit dem größten Eifer auf die militairischen Hülfswissenschaften, besonders Geometrie und Geographie. Als gegen das Ende des J. 1756 der große 7jähr. Krieg ausbrach, und auch einige tausend Kroaten in das Feld rücken sollten, verschloß der befehlende General in Kroatien, der gegen Laudon eine heftige Abneigung gefaßt hatte, diesem das Glück und den Ruhm der Waffen und ließ ihn unthätig in seiner Garnison zurück. Diese Demüthigung vermochte der muthvolle feurige Mann, dem auf dem Schlachtfelde Größe und Lorbeern winkten, nicht zu ertragen: aus eigenem Antriebe ging er nach Wien, um sich dort eine Stelle bei dem Heere im Felde zu bewerben. Auf die Verwendung eines einflußreichen Freundes ward er durch den Kanzler Kaunitz als Obristlieutenant der Kroaten zu Browne's Heer gesandt; seit dieser Zeit war Kaunitz der stete Gönner Laudon's und wurde später sein wärmster Freund. Sogleich nach seiner Ankunft bei Browne's Heer überfiel er mit 500 Kroaten die Stadt Teschen, in welcher er 2 Schwadronen preuß. Husaren größtentheils niedermachte, erbeutete viele Pferde und erwarb sich auf solche Weise schon durch seine erste Unternehmung das Zutrauen und die Achtung des Feldmarschalls. Im Febr. 1757 that er sich bei dem Ueberfalle auf Hirschfeld durch seinen Muth und seine Klugheit so hervor, daß er am 17. März. zum Obersten erhoben wurde. Bei jeder Gelegenheit zeichnete er sich durch eine geschickte Führung des kleinen Krieges aus. Da sich die Reichsexecutionsarmee versammelt hatte, mußte Laudon mit seiner Abtheilung von 4000 Mann zu den französischen und deutschen Reichstruppen stoßen. An demselben Tage, an welchem Seidlitz durch seine plötzliche Rückkehr die östreichische Officiere, unter denen auch Laudon war, von der herzoglichen Tafel in Gotha zerstreute, wurde auch der östreichische Courier, der Laudon das Generalmajorspatent von

der Maria Thereſia überbringen ſollte, in der Gegend von Erfurt durch preuß. Huſaren aufgefangen und zum König geführt. Friedrich ließ übersandte ſelbſt das Generalpatent an Laudon. Nachdem durch die Schlacht bei Roßbach die verbündeten franzöſiſchen und Reichstruppen gänzlich zerſtreut worden waren, wandte ſich Laudon mit ſeinem Heerhaufen nach dem Erzgebirge gegen die böhmiſche Grenze und nahm endlich ſeine Winterquartiere bei Kamothau. Er erhielt nun auch den von Maria Thereſia nach der Schlacht bei Kolin geſtifteten und nach ihr benannten Orden. Als Friedrich dem Feldmarſchall Keith, der Ollmütz belagerte, auf 4000 Wagen Bedürfniſſe aller Art zuführen wollte, ward Laudon von Daun befehligt, dieſen Transport zu hindern oder wegzunehmen. Er vollführte dieſen Befehl ſo geſchickt und tapfer, daß nur etwa 200 Wagen im Lager bei Ollmütz ankamen. Drei Tage darauf ernannte ihn Maria Thereſia zum Feldmarſchall-Lieutenant. Beim Abzug der Preußen von Ollmütz beunruhigte er ſtets dieſelben, Friedrich aber nebſt Fouquet brachten ihn einmal ſehr geſchickt zwiſchen zwei Feuer und würden ihn ſammt ſeiner Heerſchar aufgerieben haben, hätte ſeine Klugheit nicht zur rechten Zeit noch einen Ausweg gefunden. Er blieb nun der Daun'ſchen Hauptarmee immer zur Seite und wurde den Preußen durch künſtliche Stellungen oft ſehr läſtig, bis ſich endlich beide Heere bei Hochkirch lagerten. Jenen fürchterlichen Ueberfall bei Hochkirch hatte Laudon angeordnet; vorzüglich von ihm wurde derſelbe geleitet und ſo glänzend ausgeführt. Er verfolgte hierauf noch den fliehenden Feind, und Friedrich ſelbſt ſagt, daß ſein Rückzug einer beſtändigen Schlacht gleichen habe. Als er nach einer gefährlichen Krankheit, die ihn eine Zeit in Böhmen aufhielt, im Februar nach Wien kam, empfing die Kaiſerin ihren ſiegreichen Feldherrn mit der größten Huld, ernannten ihn zum Großkreuz des Thereſienordens und erhob ihn in den Reichsfreiherrnſtand. Schon hatten die Ruſſen die Schlacht bei Kunersdorf verloren, und der König die Freude des Sieges verkünden laſſen, als Laudon den beſiegten Bundesgenoſſen zu Hülfe eilte und dem Feinde den Lorbeer des Sieges entriß. Am Abende des Schlachttages waren dem Könige kaum noch 5000 Mann übrig geblieben; dem Sieger wurde von der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth ein goldner mit Edelſteinen beſetzter Degen verehrt; Maria Thereſia erhob ihn zum Feldzeugmeiſter. In dem Feldzuge des Jahres 1760 wurde ihm der Oberbefehl über 36.000 M. übergeben, die in Böhmen, Mähren und dem öſtreichiſchen Schleſien überwinterten und mit denen er im preuß. Schleſien den Krieg führen ſollte. Im Frühlinge dieſes Jahres erhielt er auch das Infanterieregiment Wolfenbüttel. Er rückte nun in Schleſien ein, beſetzte den befeſtigten Poſten bei Landshut, den Fouquet verlaſſen, um Breslau zu decken und ſtieß ſogleich Glatz ein. Nachdem er ſich aus demſelben durch Fouquet wieder hatte vertreiben laſſen, erneuerte er unerwartet ſeinen Angriff und erfocht nach einem ehrenvollen Kampfe auf beiden Seiten einen herrlichen Sieg über die Preußen. Mit dem geringen Verluſt von 3000 Mann auf ſeiner Seite hatte er 8300 Mann, Fouquet und zwei andere Generale, 246 Oberofficiere zu Gefangenen gemacht und das ganze Lager erbeutet. Schon nach einem Monate hatte er mit geringem Verluſte Glatz erobert, und Friedrich, der damals vor Dresden ſtand, konnte ſich dieſe ſchnelle Eroberung auf keine andere Weiſe erklären als durch Einverſtändniß der Jeſuiten und katholiſchen Geiſtlichkeit mit dem Feinde. Laudon

nitz, der die Freudenschrift an Maria Theresia sandte, schloß sein Billet mit den Worten: „Gott erhalte Eurer Majestät ihren Josua“; und die Kaiserin antwortete: „Das ist der schönste Wunsch, den sie für mich thun können“. Nun beunruhigte Laudon Breslau, zog sich aber wegen der Nähe von Heinrichs Armee wieder etwas zurück. Hier beschloß Daun den König, dessen Lager bei Liegnitz den Oestreichern entgegenstand, am 15. Aug. anzugreifen, und Laudon sollte die Höhen bei Pfaffendorf besetzen, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Nach einem nächtlichen Marsche traf er aber den König, der durch Verrath vom feindlichen Plane unterrichtet worden war, auf diesen Höhen schon an. Er that Alles, was ein kluger General in solcher verzweifelten Lage thun konnte, und führte, dem stärksten Kanonenfeuer ausgesetzt, mit Besonnenheit seine Soldaten zurück. Laudon soll hier geflissentlich den Tod gesucht haben. Um 5 Uhr des Morgens war die unglückliche Schlacht entschieden. Die Kaiserin schrieb an Laudon, daß sie sein Unglück bedaure, seine große Verdienste anerkenne und ihm ihre Gnade zusichere. Im Winter über wohnte er einigen Conferenzen bei, wo man die Plane zum nächsten Feldzuge entwarf. Laudon bekam dieses Mal den unbeschränkten und unabhängigen Oberbefehl über das jetzt 60.000 Mann starke Heer in Schlesien. Seine glänzendste That in diesem Feldzuge war die am 30. Sept. 1761 unternommene Eroberung von Schweidnitz; am 6 Uhr Morgens war die ganze Festung ohne Capitulation nebst 3770 Gefangenen, 114 Officieren, 211 Kanonen und den größten Provisionen aller Art in Laudon's Händen. Er hatte nur 1360 Mann verloren. Laudon verschaffte durch diese Eroberung nach 6 blutigen Feldzügen den Oestreichern zum ersten Mal den Vortheil, in Schlesien Winterquartiere zu halten. Ungeachtet er sie ohne Befehl des Hofkriegsraths unternommen hatte, erhielt er doch von der Kaiserin ein gnädiges Schreiben, die ihm noch dazu ihr mit Brillanten besetztes Bildniß übersandte, sowie 2 Kästchen von Kleinodien zur Austheilung an die Officiere. Zu Anfange 1762 kam er selbst in Wien an, und Alles empfing den Schutzhort des Vaterlandes mit dem wärmsten Enthusiasmus. Am 15. Febr. 1763 machte endlich der Friede dem langen unseligen Kriege ein Ende. Laudon ruhte nun auf den Gütern, die ihm seine dankbare Kaiserin geschenkt hatte, bei ländlichen Arbeiten von den Kämpfen für das Vaterland aus. Gleich nach dem Frieden besuchte er das Karlsbad, und machte dort die Bekanntschaft Gellert's, der ein sehr freundliches Bild von ihm entworfen hat. 1766 machte ihn die Kaiserin zum Hofkriegsrath; das Jahr darauf nahm die unmittelbare Reichsritterschaft ihn als Mitglied in ihre Versammlung auf. 1769 ernannte ihn Maria Theresia zum befehlenden General in Mähren und zum Befehlshaber von Brünn; diese Stelle legte aber Laudon bald wiederum nieder. Als Friedrich 1770 den Kaiser Joseph in Mährisch-Neustadt besuchte, bezeigte er Laudon, der auch gegenwärtig war, sehr viele Achtung. Die böhmischen Bauernunruhen bewogen ihn, seine Besitzungen in Böhmen zu verkaufen; er bezog nun Hadersdorf, ein angenehmes Gut bei Wien, und lebte dort still und vergnügt in ländlicher Abgeschiedenheit. Der baierische Erbfolgekrieg rief den Helden wieder in das Getümmel des Krieges. Der Kaiser ernannte ihn 1778 zum Feldmarschall, und gab ihm den Oberbefehl über das zweite östreichische 50.000 Mann starkes Heer an der sächsischen Grenze. Dieser Krieg ist bekanntlich an glänzenden Thaten und großen Unternehmun-

gen arm; allein Laudon hat sich auch hier als einen erfahrnen und tapfern Kriegsführer erprobt, und er würde vielleicht Größeres gethan haben, wenn ihm ein freieres Spiel gegen Friedrich vergönnt gewesen wäre. Nach dem teschner Friedensschlusse kehrte Laudon wieder in die Ruhe des Landlebens zurück. 1788 brach der Krieg zwischen Joseph und der Pforte aus; weder Laudon noch Haddik wurden in das Feld gerufen. Bekanntlich fiel der erste Feldzug, obgleich der Anfang die schönsten Hoffnungen erregte, sehr unglücklich aus; das östreichische Heer, von Krankheiten geschwächt und von den Türken verfolgt, mußte allenthalben zurückweichen. Da stellte Joseph den ergrauten Helden an die Spitze der kroatischen und nachher auch der slawonischen Heerschar, und ein frischer Muth belebte aufs Neue die Truppen. Am 18. Aug. wurde er mit allgemeinem Jauchzen in Türkisch-Dubiza empfangen; man rief: „Es lebe Laudon! es lebe der heilige Laudon!“ In den ersten Tagen nach seiner Ankunft schlug er schon den Feind, den 26. Aug. eroberte er die Festung Dubiza, siegte überall, und schloß den Feldzug mit der Wegnahme der Festung Novi. Für den folgenden Feldzug 1789 erhielt Haddik den Oberbefehl über die Hauptarmee, und Laudon wurde wieder an die Spitze des kroatisch-slawonischen Heeres gestellt. Ihn begleitete der große Artillerist, General Rouvroi, sein alter Freund, und die Belagerung von Berbir wurde unternommen. Von Laudon's Namen geschreckt, verließ am 9. Juli die Besatzung in der Stille die Feste, und nur ein Walache ward gefunden, der nach dem Abzuge den Pulverthurm in die Luft sprengen sollte. Da Haddik's Gesundheit immer schwächer wurde, rief ihn der Kaiser zurück und übergab Laudon das Commando der Hauptarmee. Die Eroberung von Belgrad war beschlossen; es wurde hiezu Alles so zubereitet, wie man es vom größten Feldherrn seiner Zeit erwarten konnte. Seit dem 15. Sept. wurde gegen Belgrad das furchtbarste Kanonenfeuer gerichtet; am 30. wurde ein Sturm auf die Feste gewagt und die Vorstädte kamen in die Gewalt der Belagerer. Da die Stadt sich noch nicht übergeben wollte, so ließ er am 6. Oct. aufs Neue ein schreckliches Feuer gegen sie wüthen. Da bat der Pascha um einen Waffenstillstand von 15 Tagen, um sich mit seinem Volke über die Uebergabe zu berathschlagen. „Nicht auf 15 Stunden“, antwortete Laudon mündlich, und ließ das Feuer verstärken, sodaß die Erde erdröhnte und die Nacht lichter Tag ward. Am 9. Oct. endlich fiel Belgrad. Die Freude über diesen herrlichen Sieg erfüllte das ganze Reich; in der Kaiserstadt stieg sie zum Taumel. Kaiser Joseph wußte keine andere Ehre für den grauen Helden auszusinnen, als daß er ihm aus dem östreichischen Familienschatze den großen, ganz aus Brillanten bestehenden Stern des Theresienordens, den nach den Statuten nur der Chef des östreichischen Hauses tragen darf, übersandte, und ihm die Freiheit gab, ihn an seiner Brust zu tragen. Laudon entwarf indessen auf seinem Siegeslaufe den Plan zur Belagerung von Orsova, die in diesem Jahre noch begonnen wurde. Der Kaiser erhob ihn nun zum Generalissimus des östreichischen Heeres, und setzte ihn über alle Generale, selbst über den Hofkriegsrath. Als Laudon hierauf nach Wien reiste, glich sein ganzer Zug einem langen Triumphe, indem er allenthalben bewillkommnet wurde. Inzwischen hatte Preußen mißtrauisch den Siegen der östreichischen Waffen zugesehen und war sogar mit den Osmanen in ein Bündniß getreten. Joseph merkte die Absichten seines Nachbars und ließ schnell unter Anführung Laudon's [illegible]

Heere nach Böhmen, Mähren und Galizien aufbrechen. Joseph starb bald darauf; schmerzhaft rührte ihn der Tod des besten und größten der deutschen Fürsten. Leopold aber bestätigte den alten Generalissimus in allen seinen Würden und schenkte ihm sein Vertrauen. Als ein Greis von 74 J. starb er 1790 mit dem Ruhme eines echt militairischen Genies. An sich selbst stumm, verschlossen, düster, war er, sobald es in den Krieg ging, ganz umgewandelt, entschlossen, unerschrocken, voll Heldenmuth und voll List, rastlos in Verfolgung seiner Plane, die er mit unglaublicher Geschwindigkeit ausführte.

Lauenburg oder Sachsen-Lauenburg, dänisches Herzogthum, im deutschen Bunde gehörend, in Niedersachsen, von dessen Geschichte Folgendes: Heinrich der Löwe entriß den slawischen Polaben dieß Land erhielt nun seinen Namen von der neuerbauten Lauenburg) und das zu Mecklenburg-Strelitz gehörige Stift Ratzeburg, und als er vom Kaiser in die Acht erklärt wurde, nahm sein Nachfolger aus dem Stamme der Askanier, Herzog Bernhard, das Polaberland in Besitz und kurz nach 1227 dessen zweiter Sohn Albrecht. 1369 schlossen die Häuser Braunschweig und Sachsen-Lauenburg eine Erbverbrüderung, vermöge deren Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg 1689, als der Mannsstamm der Herzoge von Lauenburg erloschen war, Besitz von Lauenburg ergriff. Kursachsen wurde 1697 wegen seiner Ansprüche aus einer Anwartschaft Kaiser Maximilians I. (1557) und einer Erbverbrüderung des letzten Herzogs von 1671 mit Gelde (1.100.000 Gldn.) abgefunden; jedoch, wenn das Haus Braunschweig gänzlich erlöschen sollte, räumte Hanover den Rückfall ein. Von 1803 bis 13 war Lauenburg, wie die andern hanöverschen Staaten, unter französ. Herrschaft. 1816 ward es, vermöge Tractats mit Preußen, von Hanover an Dänemark abgetreten (wogegen aber die Häuser Anhalt und Mecklenburg beim Bundestage Protest einlegten), dabei jedoch die Beibehaltung aller Rechte und Privilegien des Landes, sowie die Uebernahme der Landesschulden (235.665 Thlr., für welche übrigens die Ritter- und die Landschaft haftet) zur Bedingung gemacht. Aber Hanover behielt vom Herzogthum Lauenburg zurück das auf dem rechten Elbufer belegene Amt Neuhaus (6800 Ew.), welches Mecklenburg umgibt, die beiden Aemter Artlenburg auf dem linken Elbufer (2500 Ew.), jetzt mit Lüneburg verbunden, und das am Ausflusse der Elbe liegende fruchtbare Land Hadeln, mit Bremen verbunden. Es mag daher das jetzige Herzogthum Lauenburg wohl nur 46.000 Ew. auf 22 QM. enthalten. Das Land liegt auf dem rechten Elbufer zwischen Mecklenburg, Lübeck, Holstein und Hamburg, und ist nicht sehr fruchtbar. Die Einw. ernähren sich von der Landwirthschaft, Frachtfahren zwischen Lübeck und Hamburg, einiger Tuchweberei, Brennerei u. s. w. Der Ratzeburger-, Möllner- und Schallsee, sowie die Elbe, Bille, Stecknitz und Wagnitz geben dem Lande auch einigen Schiffverdienst. Die Waldungen gewähren beträchtliche Ausfuhr von Bau- und Brennholz. Auch sind die Torfstiche ergiebig. Die Stände bilden in Lauenburg 22 Gutsbesitzer und die 3 Städte (Ratzeburg, Lauenburg und Mölln), jede mit einer Stimme auf dem Landtage. Die freien Landleute in 111 Dörfern, denen zwei Drittel des Landes gehört, werden zwar nicht repräsentirt, haben aber sehr milde Abgaben. Die Staatseinkünfte sind 170.000 Thlr. Die erste Instanz haben die (4) Aemter, (2) Gutsgerichte und Magistrate, die zweite die Regierung in Ratze-

burg (Hauptstadt des Landes und Sitz des königl. Statthalters, durch eine 400 Schritt lange Brücke mit dem Festlande zusammenhängend – ein kleiner Theil der Stadt, die Domkirche und der sogen. Palmberg, steht unter mecklenburg-strelitzischer Souverainetät), die dritte das Obergericht in Glückstadt. Die Landtage publicirt in Lauenburg (Stadt von 3300 Einw., am Eingang des steckenitzer Canals in die Elbe, hat ein Schloß, Handel, Elbzoll) der Landtag. — 2) Lauenburg, Hansstadt des Kreises Lauenburg-Bütow (an der Ostsee, 33 QM., 35.000 Ew.) im Reg.-Bez. Köslin der preuß. Provinz Pommern, liegt an der Leba, mit starken bethürmten Mauern umgeben, 2 evangel., eine kathol. Kirche, 2300 Ew., verschiedene Industrie, Fischerei, Handel.

Laufgräben (approches, tranchées) sind die ausgegrabenen Zickzacks, durch welche man sich, von Erdwall und Graben geschützt, einer Festung zu nähern sucht (daher auch die Laufgräben eröffnen, die Belagerung [s. d.] eigentlich beginnen heißt). Die Gräben sind 10 bis 12 Fuß breit und 3 bis 5 Fuß tief; den Wall bildet die ausgeworfene Erde. Bei der Belagerung von Harfleur 1449 wurden sie von den Franzosen zuerst angewendet. Die Idee findet sich schon bei den Alten. (Vgl. Sappe.) — Gegenlaufgräben, s. Contreapprochen.

Laugensalz, s. Alkali.

Laune. Man legt diesen Namen verschiedenen Gemüthszuständen, die mehr eine Wirkung des Temperaments, als der Vernunft und der äußern Einflüsse zu seyn scheinen, und noch insbesondere dem raschen, unerklärlichen Wechsel von Gemüthsstimmungen, die häufig bei Menschen angetroffen werden, bei; daher leitet auch Garve das Wort Laune von luna ab, entweder weil man ursprünglich durch dieß stets seine Form wechselnde Gestirn bildlich jenen Wandel der Gemüthsstimmungen, wie auch die Laune bedingt wird, ausdrücken wollte, oder weil man glaubte, die Launigen ständen unter dem Einflusses des Mondes; wie denn schon die Alten eine unerklärliche, schwärmende Gemüthslage durch lunari zu zeichnen. Laune ist daher eine zufällige, vorübergehende, bald frohe, bald trübe Disposition des Gemüths, von der sich die sie erzeugende Ursachen nicht angeben lassen, und die ebenso wenig aus moralischen oder sonstigen Beweggründen erklärt werden kann, sondern von der man annehmen muß, daß sie aus einem physischen Grunde und vorzüglich aus einer eignen Stimmung des Nervensystems hervorgehe. Das franz. humeur und das engl. humour waren in ihrer Bedeutung ursprünglich nicht so sehr unterschieden, als sie es jetzt, besonders im ästhetischen Sinne, sind. Beide zeigten nämlich eigne, dem Menschen nicht ganz gewöhnliche Stimmung des Gemüths an, die von dem Laufe und der Beschaffenheit der Säfte, oder von einem Uebermaße der Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers, aber von irgend einem in die Blutmasse sich mischenden, unbekannten Stoffe abhingen. Insofern waren beide Wörter mit dem deutschen Worte Laune gleichbedeutend, und noch jetzt werden beide in gewissen Redensarten auf dieselbe Weise gebraucht. In der Folge haben humeur und humour, absolut und ohne alles Beiwort gebraucht, eine sehr verschiedene Bedeutung erhalten; humeur für sich heißt immer üble Laune, oder vielmehr Unwille, Anfall von Zorn; humour hingegen noch in diesem Falle mehr für die Stimmung zu einer gewissen Art des Scherzes, zu sonderbaren, aber doch belustigenden Einfällen, zu Ausspottung des Lächerlichen an Andern, oder zu einer naiven Darstellung der

ner eignen lächerlichen Seiten gehalten; Dinge, welche ohne einen gewissen Frohsinn, sey er auch mit etwas Scherz oder Uebelbehagen vermischt, nicht bestehen können. Vielleicht, setzt Garve hinzu, macht das Bittersüße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoristischer Einfälle aus. Von dem franz. humeur unterscheidet sich die deutsche Laune darin, daß sie nicht bloß einen unangenehmen, verdrießlichen Zustand andeutet, sondern die wandelbare Stimmung überhaupt, welche sich von angenehmer oder unangenehmer Seite zeigen kann, je nachdem die wirkenden Ursachen verschieden sind, oder den unwillkürlichen und regellosen Wechsel angenehmer und unangenehmer Gefühle und Stimmungen, ja selbst die daher entspringende Unbeständigkeit der Meinungen und Gesinnungen. Denn wer sich von den Gefühlen beherrschen läßt, wechselt leicht die Gefühle. Wechsel ist zwar immer in den Gefühlen; aber zur Laune wird derselbe, zu einem unnatürlichen, der Besonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengesetzten Wechsel dadurch, daß er bloß leidentlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die bestimmte und feste Richtung mangelt, und er mehr oder minder plötzlich, ohne bestimmbare Uebergänge erscheint. Dem Kinde ist die Laune natürlich, so lange die Zeit des unbestimmten Lebens und Träumens dauert und das Kind sich jenem Spiele der Kräfte leidend überlassen muß. Die Herrschaft der Laune kann so weit gehen, daß man sich über sich selbst ärgert und doch der Laune folgt; dieß trifft aber vorzüglich nur die üble Laune, weil der Mensch in den Zuständen der Lust sich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Von dem launigen und launischen unterscheiden wir endlich noch den Launenhaften, oder Den, welcher der Laune im ersten Sinne, d. i. dem Launenwechsel, unterworfen ist, der sich selbst zu beherrschen unfähig, statt in seinen Entschlüssen von einem festen Willen und besonnener Prüfung geleitet zu werden, unstät, wie die Meereswoge, der wandelbaren Stimmung seines Gemüths folgt. Eine solche Abweichung von dem völlig gesunden oder völlig vernünftigen Zustande grenzt mehr oder weniger an das Ungereimte und führt dadurch das Lächerliche herbei. Man unterscheidet im Deutschen die gute Laune von der übeln nicht nur durch den Beisatz, sondern besitzt auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieser Verschiedenheit verschiedene Beugungen, nämlich die Ausdrücke launig und launisch, welche man von Denen gebraucht, bei welchen diese Zustände herrschend sind. Je nachdem man in einem dieser Zustände ist, sieht man die Gegenstände verschieden an, fühlt anders bei ihnen und urtheilt anders über sie, milder oder schärfer, heiterer oder düsterer. Der Uebelgelaunte denket alle Gegenstände übel und wird dadurch sich selbst und Andern lästig. Die üble Laune ist daher nicht für die Gesellschaft. Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objectiven Grund hat, oder bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch und beträgt sich auch gegen den unschuldigen Gegenstand so, als wenn seine unangenehme Empfindung durch diesen bewirkt wäre. Ein solcher Gemüthszustand kann durch die Einbildung erzeugt werden, die sich mit der Vorstellung eines Gegenstandes vergesellschaftet haben und von denen die meisten dunkel bleiben. Die böse Laune, besonders insofern sie herrschend ist, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere Laune dagegen, der gute Humor, ist die subjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder belustigend zu finden. Wer sie hat,

heißt gutgelaunt, und in Wem sie herrschend ist, launig; daher redet man von launigem Wesen, launiger Manier.

Laura, Petrarca's Geliebte, stammt, nach den neuern Untersuchungen aus dem alten, seit 300 J. ausgestorbenen provençalischen Geschlecht Noves, und war die Tochter des Ritters Audibert Noves, der in Avignon wohnte, aber nicht den Flecken Noves, am linken Ufer der Durance, besaß, wiewohl ein großer Theil seiner Güter in der Nähe desselben lag. Sie ward hier oder in Avignon 1307 oder 1308 geboren und heirathete nach dem Tode ihres Vaters, der ihr, seiner ältesten Tochter, ein reiches Erbtheil hinterließ, 1325 den jungen Hugo de Sade, aus einem angesehenen Geschlecht in Avignon. Laura war eine der schönsten Zierden der Stadt, die, als der damalige Wohnsitz der Päpste stets Fremde aus allen Ländern herbeizog. Unter ihnen war auch der junge Petrarca, dessen Eltern bei den Zwistigkeiten der Guelfen und Ghibellinen aus Toscana verbannt waren. Am 6. April 1327, am Montage in der Osterwoche, um 6 Uhr früh sah der 23jährige Petrarca, wie er selbst aufgezeichnet hat, die schöne Laura zum ersten Mal in der Kirche der Nonnen vom Orden der heil. Clara, und von diesem Augenblicke an ergriff ihn eine ebenso starke als beständige Leidenschaft. Diese Liebe hatte zwar einen Anstrich von ritterlicher Schwärmerei, war aber nichts weniger als platonisch, und die Sinne hatten bei Petrarca sehr viel Antheil daran, wie seine eigenen Geständnisse von dem heftigen Verlangen, das er in und fern von ihr fühlte, von seinen vergeblichen Bemühungen, sie zu verführen, von seinen fruchtlosen Anstrengungen, eine hoffnungslose Leidenschaft zu ersticken, deutlich verrathen. Er bezeugt dabei zugleich, daß er nie die mindeste Gunstbezeugung von ihr erhielt, und gibt ihrer Tugend die glänzendsten Lobsprüche. Laura fühlte sich jedoch gewiß von den Huldigungen des jungen Dichters geschmeichelt, aber ihr Pflichtgefühl und die Sorge für ihren Ruf siegten über ihre Eitelkeit. Sie war höflich und freundlich gegen ihn, so lange sie in seinen Bewerbungen nichts sah, was sie beunruhigen konnte, behandelte ihn aber strenge sobald er ihr die Glut gestehen wollte, die ihn verzehrte. Während Petrarca über 20 J. lang den Gegenstand seiner Liebe besang und um ihre Gegenliebe warb, oder eine unglückliche Leidenschaft zu bezwingen suchte, wußte Laura den feurigen Liebhaber durch den in des Sängers Liedern so gut geschilderten Wechsel von Strenge und Beweise ihres Wohlwollens, ohne ihre Ehre im mindesten zu verletzen, in jener langen Zeit zu fesseln. Nie aber sah sie den Dichter in ihrer Wohnung, weil die Sitte ihrer Zeit es verbot, und ihres Mannes Eifersucht es nicht geduldet haben würde. Seit ihrer Verheirathung wohnte sie stets in Avignon, in ihres Schwiegervaters Hause an der Rhone, unter dem päpstl. Pallaste, auf den Felsen, von dessen Höhe Petrarca mit so viel Entzücken auf die lustwandelnde Laura im Garten hinabsah. In demselben Jahre (1334), als Petrarca sich nach Vaucluse begab, nicht in der Absicht, sich ihr zu nähern, sondern sie zu fliehen und in der lieblichen Einsamkeit Ruhe zu suchen, ward Laura von einer ansteckenden Krankheit befallen, die große Verheerungen anrichtete; aber sie genas und wurde dem Sänger nur noch theurer. Der Maler Simon von Siena, der nach Avignon gerufen war, um den päpstl. Pallast zu verzieren, malte 1339 Laura's Bildniß und gab es dem Dichter, der ihn dafür mit zwei Sonetten belohnte. Ob Laura ihre Einwilligung gegeben, sich für Petrarca malen zu lassen, oder

ob er nur eine Nachbildung erhielt, oder ob der Künstler vielmehr die Züge der schönen Frau sich so tief eingeprägt hatte, daß er sie auch späterhin wieder auf die Leinwand werfen konnte, muß unausgemacht bleiben; gewiß aber ist, daß dieser in der Folge Laura's Gestalt in mehren Gemälden anbrachte, namentlich in dem Gewölbe der alten Hauptkirche zu Avignon. Als Petrarca 1342, mit dem auf dem Capitol ihm zuerkannten Lorbeer gekrönt, nach Avignon zurückkam, war Laura minder strenge gegen ihn, sey es, daß sein Ruhm ihr schmeichelte, oder die Beständigkeit eines Liebhabers, den lange Abwesenheit ihr theuer gemacht hatte, sie rührte. Petrarca sah sie häufiger und ging nur selten und auf kurze Zeit nach Vaucluse. Seine in ganz Europa verbreiteten Dichtungen hatten die Schönheit seiner Geliebten berühmt gemacht, und alle Fremden, die nach Avignon kamen, wollten Laura sehen. Karl von Luxemburg, der nachmalige Kaiser Karl IV., sah sie auf einem Balle, den man ihm gab, und alle übrige Frauen aus dem Wege winkend, näherte er sich ihr und küßte sie auf Stirn und Augen. Aber schon hatten die wiederholten Beschwerden der Mutterschaft, häusliche Sorgen, die besonders wunderliche Laune ihres Mannes und das schlechte Betragen ihrer ältesten Tochter ihr bereiteten, die Züge der anziehenden Frau so sehr verändert, daß sich bei Denjenigen, die sie zum ersten Male sahen, ein unwillkürliches Erstaunen mit der Bewunderung mischte. „Wie!“, sprach der Prinz „ist sie die Wunderschöne, die so viel Aufsehen gemacht und dem Petrarca den Kopf verrückt hat?“ Im Sept. 1347 nahm Petrarca Abschied von ihr. Er sah sie in einer Frauengesellschaft. Sie war ernst und nachdenkend, ohne Schmuck, ohne Perlen, und aus ihren Blicken sprach die Furcht vor einem Uebel, das ihr noch nicht nahe war. Zu Thränen gerührt, entfernte er sich und suchte seine Rührung zu verbergen. Laura folgte ihm mit einem zärtlichen, ins Innerste dringenden Blicke, der unauslöschlich in seiner Seele blieb. Traurige Ahnungen schienen die ewige Trennung ihnen anzukündigen. Eine aus Osten stammende furchtbare Pest, der schwarze Tod, die 3 J. lang Verheerungen in Europa anrichtete, kam 1348 nach Avignon, und auch Laura ward am 6. April früh um 6 Uhr, wie es Petrarca in wehmüthiger Erinnerung an die Geburtsstunde seiner Liebe gleichfalls aufgezeichnet hat, ein Opfer der Seuche und darauf an demselben Tage in der Kirche des Minoritenklosters begraben. Einige Alterthumsforscher erlangten 1533 die Erlaubniß, Laura's Grab zu öffnen. Man fand darin eine bleierne Büchse mit einem Pergamentbriefe, worauf ein Sonett mit Petrarca's Unterschrift stand, das aber nicht aus dem Geiste des berühmten Dichters hervorgegangen, sondern das Werk eines seiner Freunde zu seyn schien, und eine Münze, die eine weibliche Gestalt zeigte, welche ihren Busen bedeckte, mit der Umschrift: M. L. M. J. (vielleicht Madonna Laura morte jace). Franz I., der in demselben Jahre nach Avignon kam, besuchte das Grab, machte eine Grabschrift auf Laura und befahl, ein Denkmal zu errichten, was jedoch nicht ausgeführt wurde. Büchse und Münze wurden um 1730 von dem Untersacristan an einige Engländer verkauft, das Sonett aber ging verloren, als 1791 das Schloß der Familie Sade verwüstet wurde. Das Grab selbst wurde in dem Revolutionssturme mit der Kirche zerstört. Der Präfect von Vaucluse ließ 1804 den der Familie Sade zurückgegebenen Grabstein in die alte Hauptkirche von Avignon bringen.

Laurenberg (Joh. Wilh.), geb. zu Rostock 1591, Prof. der Mathematik und der Dichtkunst in seiner Vaterstadt, wurde an die dänische Ritterakademie nach Soroe berufen, wo er 1659 starb. Er gehört zu den ersten Begründern einer wahrhaft nationalen didaktischen Satyre, und seine in plattdeutscher Sprache geschriebenen „Veer Schertzgedichte, gerymet durch Hans Willmsen L. Rost; gedrücket in diesem itzigen Jahr", empfehlen sich durch gesunden Verstand und Witz, kräftige und treffende Darstellung und nationale Färbung.

Lausanne, Hauptstadt im helvetischen Canton Waadt, 8 Meilen von Genf, 1575 F. über dem Meere, ½ Stunde vom genfer See, dessen östlicher Theil der lausanner See heißt; wegen der Lage auf 3 Hügeln schlecht gebaut und in 3 Quartiere getheilt, mit 1300 Häusern, 8300 und mit Einschluß des Kreises 11.000 Einw., worunter viele Fremde, die sich der reizenden Gegend wegen, und um sich in der franz. Sprache und dem gesellschaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, hier aufhalten. Die Stadt hat ein Schloß, Münster, 3 andere Kirchen, Akademie oder Gymnasium mit 14 Lehrern, Museum, Naturalien- und Gemäldesammlung, Société d'émulation, land- und staatswirthschaftliche Gesellschaft, Bibelgesellschaft; Pastellfarbenfabrik, Gold- und Silberarbeiter, Juwelirer. Zwischen Lausanne und Vevais am Ufer des genfer See wächst der sogenannte Rifwein. Die Stadt stand ehemals unter dem Canton Bern, dessen Landvogt auf dem bischöflichen Schloß wohnte; dem der 1716 zum Reichsfürsten erhobene Bischof hielt sich, seitdem die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr zu Lausanne, sondern zu Freiburg auf.

Lausitz, vormalige Markgrafschaft in Deutschland, die im O. an Schlesien, im S. an Böhmen, im N. an Brandenburg und im W. an Meißen grenzt. Der südliche Theil enthält hohe Gebirge, die Arme des Riesengebirges sind, z. B. Tafelfichte, Landskrone, Hochstein, Oybin, die königssteiner Berge ꝛc. Der nördliche Theil ist eben und an vielen Stellen sandig und sumpfig. Die Luft ist im Süden milde und rein, im Norden trübe und ungesund. Die Flüsse sind: Spree, Neiße, Queis, die schwarze Elster und Oder. Zu den Produkten gehören: Eisen, Alaunerde, Kalk- und Sandsteine, viel Holz (in der Niederlausitz 107.000 Morgen Landes, z. B. der Spreewald), Schwaden, Flachs, Taback, Hopfen, Gartengewächse, nicht hinlänglich Getreide, Obst, Rindvieh, Schafe ꝛc. Unter den Einwohnern sind von Löbau und Bautzen bis nach Brandenburg viele Wenden mit eigener Sprache und Sitten. Unter den zahlreichen Fabriken nehmen die Leinwandfabriken die erste Stelle ein, die Damast, Schleier, Kannefas, Zwillich und Leinwand von jeder Gattung liefern, und an 3 Mill. Thaler ins Land ziehen; Auszeichnungen verdienen auch die Tuch-, Wollenzeuch-, Band-, Strumpfwebereien ꝛc. — Die Oberlausitz ward zu Heinrichs I. Zeiten von den Milzinnerslawen bewohnt, die schon früher den Herzogen von Böhmen unterworfen waren, und kam durch Heirath eine Zeitlang an Brandenburg, indem Mechtilde, Tochter Konrads II. Markgrafen von der Niederlausitz, und Elisabeth, der Witwe des Königs Sobieslav II. von Böhmen, 1205 dem Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg, Kamenz und Ruhland, als das von Sobieslav ausgesetzte Withum ihrer Mutter, und Beatrix, Tochter des Königs Wenzel I., 1231 dem Markgrafen Otto III. den Rest des Landes, außer Zittau, zubrachte. Nach dem Tode des Kurfürsten Wal-

demar von Brandenburg und dem Abgange des askanischen Mannsstamms (1319) machte Herzog Heinrich von Jauer aus dem Rechte seiner Gemahlin, Mechtilde von Brandenburg, Ansprüche an die Oberlausitz; aber die Stände unterwarfen sich freiwillig dem König Johann von Böhmen, der nach Heinrichs Entsagung die kaiserliche Belehnung erhielt, und den Ständen, zu denen auch die 6 Städten gehörten, die 1337 einen Bund gegen die Uebermacht des Adels schlossen, die lang bestandenen Freiheiten gewährte. Karl IV. verleibte 1355 die Oberlausitz durch eine förmliche Urkunde dem Königreich Böhmen ein, mit dem sie 1526 an Oestreich fiel, unter dessen Kaiser Rudolf II. 1562 der Freiheits- und Gnadenbrief ausgestellt wurde, der lange Zeit u. d. N. der Obergerichtsgnade die Hauptbasis ihrer Vorrechte war. — In der Niederlausitz stiftete Otto I. nach Bezwingung der lausitzer Slawen eine Markgrafschaft, die östliche oder Mark Lausitz genannt. Der erste bekannte Markgraf Gero führte viele Kriege mit den Wenden und vererbte die markgräfl. Würde auf sein Haus, das 1075 mit Otto ausstarb. Ihm folgten mehre Markgrafen aus den Häusern Wettin, Groitzsch und Ballenstädt, bis Kaiser Lothar II. 1136 den Markgrafen Konrad den Großen von Meißen mit dem Lande belehnte. Mit Meißen blieb es verbunden, bis Friedrich mit der gebissenen Wange es im Vergleich zu Tangemünde 1312 an Brandenburg abtrat, wodurch Waldemar beide Lausitzen auf kurze Zeit vereinigte. Nach dem Aussterben der askanischen Markgrafen von Brandenburg 1319 nahm zwar der askanische Kurfürst Rudolf III. von Sachsen Brandenburg und Lausitz in Anspruch, mußte aber bald dem neuen Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, Sohn des Kaisers Ludwig des Baiern, weichen. Ludwigs Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto dem Finnen, kaufte Kaiser Karl IV. 1364 ihre Rechte auf die Niederlausitz ab und vereinigte sie 1370 mit Böhmen, dessen Schicksal sie theilten und daher 1479 an Ungarn und 1526 an Oestreich kam. Als im Anfange des 30jährigen Kriegs die Lausitz und Schlesien sich gegen Ferdinands II. Religionszwang empörten und der evangelische Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen sie mit gewaffneter Hand zum Gehorsam des Kaisers zurückführte, so wurde die Lausitz für 6 Mill. Gulden, so hoch die Kosten dieses Zugs berechnet wurden, ihm 1623 verpfändet, und als derselbe Kurfürst von seinen Glaubens- und Bundesgenossen, den Schweden, 1635 abfiel und mit Oestreich den prager Frieden schloß, so erhielt er von Ferdinand die Lausitz für sein Haus erb- und eigenthümlich als ein böhmisches Lehn, sodaß Oestreich sich nur die Schutzgerechtigkeit über die kathol. Stifter vorbehielt. Der kottbuser Kreis, der schon 1461 und 1550 an Brandenburg gekommen war, ward im posener Frieden 1806 von Frankreich Sachsen überlassen; aber im Gefolge der wiener Congreßverhandlungen und durch die Abtretungen im Frieden zwischen Preußen und Sachsen vom 18. Mai 1815 ward die ganze Niederlausitz und der größte Theil der Oberlausitz der preuß. Monarchie einverleibt, wobei das Haus Oestreich zu Gunsten des preuß. seinen lehnherrlichen Rechten entsagte. Der preuß. Antheil beträgt 151 QM. mit 297.000 Einw., und ist unter die Regierungsbezirke Frankfurt und Liegnitz vertheilt worden; der sächsische Antheil enthält 55⅓ QM. mit 163.000 Einw. und bildet jetzt die Provinz Lausitz mit der Hauptstadt Bautzen. — Nach der bisherigen Eintheilung hatte die Oberlausitz 126½ QM. und 314.000 Einw. mit 23 Städten, 4 Standesherrschaften, an 400 Rittergüter und 873 Dör-

er, und ward in die Kreise Bautzen und Görlitz getheilt; die Niederlausitz hatte 97½ QM., 146.000 Einw. und die Kreise Luckau, Guben, Krummspree oder Lübben, Kalau, Spremberg, Kottbus. Die Stände der Oberlausitz waren die Besitzer der 4 Standesherrschaften: Hoyerswerda, Königsbrück, Muskau und Seitenberg; die Prälaten (nämlich der Dechant zu Bautzen, die Aebtissinnen zu Marienstern und Marienthal und die Priorin zu Lauban), die gräflichen, freiherrlichen, adeligen und bürgerlichen Besitzer der Ritter- und Lehnsgüter, welche die Ritterschaft und Mannschaft ausmachten, und die unmittelbaren landesherrlichen Sechsstädte: Bautzen, Zittau, Görlitz (die vorgehenden Städte so genannt), Lauban, Kamenz und Löbau. Auf den Landtagen selbst durften keine bürgerlichen, sondern nur die adeligen Gutsbesitzer erscheinen, die 16 Ahnen beweisen konnten. — Die Stände der Niederlausitz waren die Prälaten (das Cisterzienserstift Neuzelle und die unter das Herrmeisterthum zu Sonnenburg gehörigen Aemter Friedland und Schenkendorf), die Besitzer der Herrschaften Dobrilugk, Forsta, Pförthen, Sorau, Lothen, Drehnau, Spremberg, Sonnenwalde, Straupitz, Lieberose, Lübbenau, Amtlitz (welche den Herrenstand ausmachten); die gräflichen, freiherrlichen und adeligen Besitzer der Ritter- und Lehnsgüter (aus denen der Ritterstand bestand), und die Kreisstädte Luckau, Guben, Lübben und Kalau.

Laute, ein musikalisches Instrument, welches aus 4 Theilen besteht, aus dem Resonanzboden, dem Körper, welcher sehr gewölbt ist und gewöhnlich mit 9 Saiten bezogen wird, dem Hals oder dem Griffbret, welches 9—10 Abtheilungen hat, und dem Kreuz, wo die Schraube befestigt ist, welche die gehörige Tonhöhe bei den Saiten bewirkt. Mitten im Resonanzboden ist ein Schallloch; die Seiten ruhen auf einem Steg und sind mit ihren Enden an elfenbeinernen Knöpfen befestigt. Mit der rechten Hand werden die Saiten geschlagen und mit der linken auf dem Griffbret die Töne bestimmt. Die Laute wurde von den Mauren erfunden und Al-oude genannt; sie war doppelt bezogen und hatte 4 Saiten, die nach herabsteigenden Quarten, C, G, D, A, gestimmt wurden. Durch die Mauren kam dieses Instrument nach Spanien, wo es Laoud, und von da zu den Italienern, wo es Liout oder Liuto genannt wurde.

Läuterung, in der Rechtskunde, besteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beschwerde führt und bittet, der Richter wolle es ändern oder erklären; auf den Fall, wo etwa der Richter die Bitte nicht gewährte, fügt man gleich die Appellation bei. Nach sächsischen Rechten muß die Läuterung innerhalb 10 Tagen geschehen, d. i. ehe das vom Richter ausgesprochene Urtheil rechtskräftig wird.

Lava, s. Vulkane.

La Valette (Jean de), Großmeister von Malta seit 1557, aus einem provençalischen Geschlechte, bewies seinen Heldenmuth, als er den Sultan Soliman II., der mit 80.000 M. Malta belagerte, nach einem Verluste von mehr als 20.000 M. 1565 zum Abzuge nöthigte. Er erbaute hierauf die seinen Namen führende Hauptstadt und Festung La Valletta (s. Valetta), schlug die Cardinalswürde aus und starb 1568.

Lavater (Johann Kaspar). Dieser merkwürdige Mann von seltenen Gaben und Kräften ward 1741 zu Zürich geb., wo sein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung stand. Der Knabe verrieth Anlagen der Phantasie und des Bildungstriebes, doch sonst nichts Beden-

endes. Dabei nahm sein hülfesuchendes Herz früh die Richtung auf Gott; Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß. Merklich gedieh die Entwickelung seines Geistes in den höhern Classen des Gymnasiums, wo r Breitinger's und Bodmer's Unterricht genoß; früh hervorstechend aber war seine Fähigkeit, sich der Bestimmung des von ihm erwählten geistlichen Standes gemäß über Alles, was er empfand und dachte, auszudrücken und redselig mitzutheilen. Menschen beobachten, über seinen und Andrer Seelenzustände wachen, lehren und zur Frömmigkeit ermuntern, wurde das Lieblingsgeschäft, das er an und mit seinen Freunden betrieb. Er zeichnete sich schon als Jüngling durch seinen Kampf gegen den Landvogt Grebel, und den Muth, welchen er mit seinem Freunde H. Füßli gegen Jenes verkäufliche Niederträchtigkeit in einer Klagschrift zeigte, aus. In Gesellschaft Füßli's reiste Lavater 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendsten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu Spalding nach Barth in Schwedischpommern, um seine Bildung zum Geistlichen im Umgange dieses Theologen zu vollenden. Mehre Monate vergingen ihm hier unter theologischen und ästhetischen Studien. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, 1764, theilte er seine Zeit zwischen jener freundschaftlichen Seelsorge, biblischen Studien und poetischen Versuchen. Klopstock's und Bodmer's Musen hatten sein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das sich nun täglich in Liedern ergoß und gleich anfangs die ernste Richtung auf Religion und Vaterland nahm, die es sein ganzes Leben hindurch behielt. Seine anerkannt trefflichen „Schweizerlieder", die 1767, und die „Aussichten in die Ewigkeit", die 1768 zuerst erschienen, erwarben ihm eine Menge Verehrer. So wirkte er schon in einem ausgebreiteten Kreise, als ihn die Sorgen des häuslichen Lebens (seit 1766 war er mit der frommen Gattin, die ihn überlebte, verbunden) und die Pflichten des geistlichen Amtes, in das er 1769 als Diaconus an der Waisenhauskirche zu Zürich getreten, in Anspruch nahm. Seine salbungsvollen Predigten, deren mehre Bde. seit 1772 gedruckt wurden, fanden auch im Auslande großen Beifall; sein „Sittenbüchlein für Dienstboten" füllte eine Lücke in der Volksliteratur sehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meisten hinter der körnigen Einfachheit und Lebensfrische seiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiösen Wärme Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer, und gerade der geräuschvollsten und versprechendsten seiner Unternehmungen, wich er, ohne es zu wissen, etwas aus der Bahn seines sonst rein religiösen Wirkens: wir meinen seine „Physiognomik". Gewohnt, jede Erscheinung so viel als möglich zu verallgemeinen, kam er auf den Einfall, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Physiognomik, die bisher, was sie auch noch ist, nur eine Zusammenstellung bescheidener, auf ähnliche Falle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben. Seit 1769 hing Lavater an dieser Idee und sammelte aus allen Gegenden, die sein ausgebreiteter, Alles, was damals berühmt war, in den Zauberkreis seines Unternehmens hineinziehender Briefwechsel erreichen konnte, Schattenrisse bekannter Personen als Hülfsmittel und Beweisthümer seiner psychologischen Zergliederungen des Menschengesichts. In die Zeit dieses physiognomischen Treibens fällt 1774 seine Reise in emser Bad, der wir eine höchst unmuthige Episode in Göthe's „Leben" (Bd. 3) verdanken. Mit Göthe,

der schon unter seine Correspondenten gehörte, mit Basedow, Jung-Stilling, Jacobi und a. bedeutenden Männern Deutschlands befreundete sich Lavater auf der emser Reise näher. Eine Berühmtheit wie wenig deutsche Gelehrte erlangte er aber in und außer Deutschland, als die Frucht seiner physiognomischen Studien, ein Prachtwerk in 4 Bdn., 4., unter dem bescheidenen Titel: „Physiognomische Fragmente", 1775 fg. ans Licht kam. (Neue von Armbruster abgekürzte Ausg. Wien, b. Sollinger, 1829, 4 Bde. m. 120 Kpf.) Eine Menge von Chodowiecki, Kirl, Schellenberg und a. Künstlern gestochener und meist wohlgetroffener Portraits und Schattenrisse merkwürdiger Personen empfahlen dieses Werk. Spuren des Genius, Scharfsinn, Vergleichungsgabe und tiefe Blicke ins menschliche Herz sind, wie überhaupt Allem, was Lavater schrieb, auch seiner Physiognomik nicht abzusprechen; nur konnte bei kälterer Prüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs dem ruhigen Forscher nicht lange verborgen bleiben. Denn die Wahrheit des als physiognomische Regel aufgestellten Satzes, daß äußere Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Abdruck der innern sey, wurde durch eine Menge lügenstrafender Ausnahmen verdächtig. Wo man ihr aber dennoch gläubig nachging, da gab sie zu vielen theils lächerlichen, theils gefährlichen Mißgriffen Anlaß, daß Lichtenberg und andre Gegner der Physiognomie sie leicht als eine Modethorheit durchziehen konnten. Aus der darüber entstandenen heftigen literarischen Fehde trug der hanöversche Leibarzt Zimmermann (s. d.) unheilbare Wunden. Lavater selbst scheint später von dem starken Glauben daran zurückgekommen zu seyn und, während er die Heilkunde des innern Menschen immer eifriger betrieb, seine Studien über die Züge des äußern in eine unschuldige Kunstliebhaberei verwandelt zu haben. (S. Physiognomik.) Unerschütterlich hielt er dagegen an der ihm eignen Ansicht des Christenthums, die, aus seinen Phantasien über die biblischen Lehren mehr als aus diesen selbst erwachsen, neue Deutung mit steifer Orthodoxie, philosophische Erörterung mit Aberglauben wunderlich vermischte. Seine größern Epopöen: „Jesus Messias" und „Pontius Pilatus" (1781—86), worin er sich am getreuesten ausspricht, und seine „Erzählungen eines christlichen Dichters" (1795) beweisen deutlich, daß er als Theolog zu sehr Dichter und als Dichter zu sehr Theolog war. Erklärlich ist daher, warum ihm seine Bekehrungsversuche bei eigentlichen Gelehrten und selbständigen Männern so wenig glücken wollten. Die versuchte Bekehrung des jüdischen Philosophen Mendelssohn zog ihm eine beschämte Zurechtweisung zu, ohne ihn von ähnlichen Wagstücken abzuhalten. So kam er zum Theil durch eigne Schuld in den Ruf eines Schwärmers. Seine entschiedene Neigung zum Wunderbaren, Uebernatürlichen und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als ein Mal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen, und in dem Bestreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu sagen, streifte er oft nahe an das Abenteuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von Gaßner's Teufelsbeschwörungen Kenntniß nahm und ihm eine gewisse Glaubenskraft zuschrieb. Aus seinem freundschaftlichen Verkehre mit einigen kathol. Theologen zog man die grundlose Beschuldigung geheimer Parteilichkeit für den Katholicismus, wozu ihn indeß Sulzer in Konstanz zu gewinnen hoffte. Und als er gar von der Mesmer'schen Entdeckung des Magnetismus neue Aufschlüsse über die Natur des Menschen und Erklärungen der Wundercuren Jesu erwartete,

mußte er über seinen ernstlichen Antheil an dieser Sache die bittersten Vorwürfe hören. Deßungeachtet machte ihn ein lebhafter Briefwechsel n Gewissensangelegenheiten zum Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands. Kein protestantischer Geistlicher des 18. Jahrh. hat mehr Verehrung genossen, als Lavater'n auf seiner Reise nach Bremen, 1786, entgegenkam. Ein ehrenvoller Ruf zum Diaconat bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu seiner Vaterstadt, n welcher er 1775 Pfarrer an der Waisenkirche und 1778 Diaconus n der Peterskirche geworden war, deren Pfarramt ihm bald nach seiner Rückkehr zu Theil wurde, eben ausgeschlagen hatte, gab dieser Reise eine besondere Bedeutung. In der That hatte auch seine Gegenwart etwas Einnehmendes, dem nicht leicht Jemand widerstand, und wer in der Ferne mit ihm unzufrieden war, befreundete sich mit ihm in der Nähe. Seine „Aussichten in die Ewigkeit" hatten ihn bei der Menge längst in den Ruf höherer Seherkräfte gesetzt, und in seinen Erbauungsschriften waltete neben tiefer Menschenkenntniß und ungemeiner moralischer Kraft wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und röstet. Seine „Predigten über das Buch Jonas" und „über die Liebe", die „Handbibel" und „Lieder für Leidende", die „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen in den Evangelien" gehören zu den trefflichsten Erbauungsbüchern in der deutschen Literatur. Auch sein „Tagebuch eines geheimen Beobachters seiner selbst" hat unstreitig viel Gutes gewirkt. Seine durch allzu großen Beifall genährte Eitelkeit verleitete ihn bisweilen zu kleinlichen Schritten und einer empfindlichen Sorgfalt für seinen Ruhm. Dieser kam allerdings in Gefahr, da er nach einer Reise, die er auf Einladung des Ministers Bernstorff 1795 nach Kopenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derselben herauszugeben anfing. Knigge machte sich sogleich in der „Reise nach Fritzlar", und ein Ungenannter in dem „Satyrischen Freudenliede der Jünger Lavater's" darüber lustig. Ueberhaupt war aber dem Kindersinne seines Glaubens die Zeit nun entwachsen, und die redseligen Mittheilungen seiner Einfälle, Gedanken und Rathschläge, die er in seiner „Handbibliothek", dem „Anacharsis", dem „Vermächtniß an Freunde" und andern Schriftchen dieser Art wohl nur an Freunde richtete, aber doch drucken ließ, hörten auf, anziehend zu seyn. Die Welt war bald mit einem allgemeinern Interesse beschäftigt. Zu Ende des 18. Jahrh., als die damaligen politischen Ereignisse auch die Schweiz überzogen, schrieb Lavater, von seinem Feuereifer ergriffen, den „Aufruf an Frankreichs Machthaber" und wurde deßhalb im Mai 1799 als angeblicher Aufruhrprediger nach Basel abgeführt: gleichwohl ward er nach einigen Monaten wieder frei. Im Sept. aber, bei Zürichs Wiedereroberung durch Massena, als Lavater eben auf der Straße beschäftigt war, herumschwärmende Soldaten zu erquicken und Unglücklichen beizustehen, schoß ein Grenadier ihn durch die Seite. Ueber ein Jahr litt er an diesen Wunden und schrieb auf dem Krankenlager seine „Deportationsgeschichte", eine nachdrückliche Vorstellung an die revolutionnaire Regierung; „Saulus und Paulus, eine christliche Dichtung", eine Menge Briefe, u. a. auch den merkwürdigen an Stolberg über dessen Religionsveränderung, und die Ode: „Zürich am Ende des 18. Jahrhunderts", die zu den vortrefflichsten Gedichten in dieser Gattung gehört und seine frühern Poesien weit hinter sich läßt. Die ebenfalls sehr herzliche Ode: „Zürich am Anfange des 19. Jahrhunderts", war

sein Schwanengesang. Unter unsäglichen Schmerzen starb er endlich am 2. Jan. 1801 im 60. Lebensjahre, von einer väterlich geleiteten Familie und allen Guten beweint, und seiner Vaterstadt, um die er so große Verdienste hatte, unvergeßlich. Glaube und Liebe waren die Grundsätze seiner Natur; Johannes Müller nannte ihn den Kirchenvater unter den neuen Theologen. Der Grundsatz seiner Schwächen aber war mehr in seinem von starken Phantasien und ausschweifenden Plänen bestürmten Kopfe als in seinem Herzen zu suchen.

Lavinen, Lawinen, Lauvinen, Schneelawinen, avalanches, große Massen Schnee, die anfangs unbedeutend, in rollender Bewegung über schiefe Schneefelder sich vergrößern, und wie Berge, von Titanen geschleudert, nach den Thälern stürzen. Sie entstehn, wenn die Menge des gefallenen Schnees für den schiefen Berghang, wo er aufliegt, zu groß wird. Zerstäubt die Schneemasse im Fall, so heißt sie Staublawine. Sie entsteht meistens im Winter nach tief gefallenem, locker zusammenhängendem Schnee, und wird weniger durch die Menge des fallenden Schnees so furchtbar als durch die Federkraft der Luft, die unter der schnell fallenden Last gepreßt wird. Zerstäubt die losgleitende Last nicht, sondern fällt die ganze Schneedecke auf weniger steilem Abhang — mehr oder weniger noch zusammenhängend, — herunter, so heißt sie Grundlavine, die weniger durch Luftdruck als durch ihre Masse gefährlich ist. Sie entsteht gewöhnlich erst beim Eintritt des Frühjahrs, wenn Wasser von geschmolzenem Schnee zwischen der Schneedecke eines Abhanges und der Erdfläche durchsintert, den Boden schlüpfrig macht und seinen Zusammenhang mit den untersten Schneelagen auflöst. Sie reißt gewöhnlich Erde und Steine mit. Gletscher- oder Eislavinen entstehn, wenn im Vorrücken der Gletscher auf schiefe uneben felsigter Unterlage, oder auch nur durch die Schwere der Massen, Gletscherstücke bersten und im Fallen zersplittert herunterstürzen. Gletscherlavinen entstehen meistens im Sommer, wenn der Fön (Südwind) über die Eisfelder weht, und das geschmolzene Wasser über die Felsunterlagen des Gletschers rinnt, die untersten Schichten des aufliegenden Eises schmelzt und so das Vorrücken des Gletschers und sein theilweises Bersten befördert. Snoggilawinen (von snoggon, d. i. schleichen) endlich entstehn, wenn die Schneedecke auf weniger schiefer oder schlüpfriger Fläche des Bodens nicht zum Fallen oder Losreißen kömmt, sondern langsam über die Erde rutsch, und hinter jedem Gegenstand, der der bewegten Masse widersteht, sich anhäuft, bis er dem Drucke weicht, oder die Masse sich an ihm theilt.

Laviren nennt man 1) die Bewegung eines Schiffs im Zickzack, um bei widrigem Winde, wenngleich mühsam und auf längerer Bahn, dennoch das Ziel zu erreichen. 2) Figürlich das bedächtige Verfahren in einer schwierigen Angelegenheit, stets sein Ziel zu verfolgen. 3) In der Malerei eine aufgetragene Farbe verwischen.

Lavoisier (Antoine Laurent), Chemiker, geb. zu Paris 1743, besaß in allen Zweigen der Naturwissenschaft die gründlichsten Kenntnisse. Als 1764 die franz. Regierung die beste Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenstand einer Preisaufgabe machte, war er es, der den Preis gewann. Schon 1768 ward er Mitglied der Akademie. Um diese Zeit schrieb er verschiedene Abhandlungen über speculative und praktische Gegenstände der Physik. Die Denkschriften der Akademie von 1770 enthalten seine Beobachtungen über die Natur des Wassers und die vermeint-

liche Möglichkeit, daſſelbe in Erde zu verwandeln, deren Irrthum ihm jedoch wiederholte Verſuche zeigten. Er ſammelte Materialien für die Litologie und Mineralogie Frankreichs, die er in eine Art von Tabellen brachte. Sie wurden die Grundlage zu einem Werke über die Revolutionen der Erde und die Bildung der Erdſchichten, von dem er 1772 und 1787 Proben gab. Die Natur der Gasarten war damals ein Hauptgegenſtand der Unterſuchung; auch Lavoiſier, durch ſein Vermögen in Stand geſetzt, große und koſtbare Verſuche zu machen, beſchäftigte ſich damit. In ſeinen „Opuscules chymiques“ (1774, 2 Bde.; deutſch durch Weigel und Linke, Greifswalde 1783, 5 Bde.) gab er eine Ueberſicht von Allem, was bisher in Beziehung auf die Geſchichte der luftförmigen Körper geſchehen, nebſt verſchiedenen eignen, höchſt wichtigen Verſuchen. 1776 erhielt er die Oberaufſicht der Schießpulverbereitung, die er ſehr vervollkommnete; 1778 fand und zeigte er, daß die von engl. Chemikern entdeckte Luftart, welche Prieſtley dephlogiſtirte, und Scheele reine Luft nannte, ein Beſtandtheil aller Säuren ſey. Seine Verſuche, durch Verbrennung von Oxygen und Hydrogen Waſſer zu erzeugen und es umgekehrt in dieſe Beſtandtheile wieder aufzulöſen (1783), waren ein wichtiger Vorſchritt zu dem neuen Syſtem der Chemie, als deſſen Begründer jedoch keineswegs er, ſondern der Engländer Cavendiſh, der ſchon 1774 das Oxygen entdeckte, anzuſehen iſt. Es ward vervollſtändigt durch ſeine Theorie der Verbrennung und der Oxydation, ſeine Analyſe der atmoſphäriſchen Luft, ſeine Lehre vom Wärmeſtoff u. ſ. w., und 1789 in ſeinen „Elémens de chymie“ (3. Ausg., 1801, 2 Bde.; deutſch durch Hermbſtädt, Berlin 1782, 2 Bde.) vollſtändig vorgetragen. Für das neue Maßſyſtem lieferte Lavoiſier genaue Verſuche über die Expanſion der Metalle. Als 1791 ein neues Beſteuerungsſyſtem eingeführt werden ſollte, ließ Lavoiſier eine gehaltvolle Schrift u. d. T. „Sur la richesse territoriale de la France“ erſcheinen, welche indeß nur die Skizze eines großen Werks iſt, zu dem er lange geſammelt hatte. Nachdem er einer der Adminiſtratoren der Caisse d'ecompte geweſen, wurde er 1791 zu einem der Commiſſaire des Staatsſchatzes ernannt, und brachte in dieſes Departement eine muſterhafte Ordnung. Mit den Verdienſten eines ausgezeichneten Gelehrten und Geſchäftsmannes verband er den liebenswürdigſten Charakter; er war ſanft, dienſtfertig, wohlthätig, anſpruchlos. Aber eben ſeine Vorzüge, ſowie ſein Reichthum, wurden ihm zur Zeit Robespierre's verderblich. Er wurde angeklagt, verurtheilt und den 8. Mai 1794 hingerichtet. Ueber die Verdienſte Lavoiſier's um die Chemie ſ. Gmelin's „Geſch. der Chemie“, 3. Band. Beurtheilt man ihn nach dem Erfolge, den er hervorgebracht, ſo übertrifft er alle andre Chemiker; ſieht man aber bloß auf die von ihm gemachten Entdeckungen, ſo muß er hinter Scheele, Prieſtley, Cavendiſh und manchen Andern zurückſtehen.

Law (John), berüchtigter Finanzier, geb. 1671 zu Edinburg, war der Sohn eines Goldſchmieds, gab ſich indeß für einen Edelmann aus und galt in ſeinem Vaterlande für einen geſchickten Spieler. Nachdem er in London die Tochter eines Lords verführt und den Bruder ſeiner Geliebten ermordet hatte, flüchtete er aus England, um nicht gehangen zu werden, nach Holland und von da nach Italien. 1705 kehrte er jedoch nach Schottland zurück. Er ſchlug 1705 dem engliſchen Parla-

mente die Errichtung einer Bank und die Einführung des Papiergeldes vor. Da das Parlament diesen Plan verwarf, verließ er sein Vaterland, hielt sich nach und nach zu Brüssel, Venedig und Genua als Spieler auf und gewann allmälig eine bedeutende Summe. Beim Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, nachher König von Sardinien, schlug er ebenfalls die Errichtung einer Bank vor, wurde aber abgewiesen und es gelang es ihm erst unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans in Frankreich, 1716 diesen Plan ins Werk zu setzen. Um einem Staatsbankerutte vorzubeugen, errichtete er eine Bank mit einem Capital von 6 Mill. livres, die in 12.000 Actien, jede zu 500 Livres getheilt waren, und um die Leichtgläubigkeit der Franzosen zu hintergehen, wurde eine Handelsgesellschaft nach dem Mississippi mit großen Aussichten für die Zukunft verbunden, errichtet. Man bezahlte für eine Actie nur ¼ des Betrags baar und das Uebrige in Staatspapieren. Das blinde Vertrauen des Publicums stieg so sehr, daß man die Papiere der Bank dem baaren Gelde vorzog. Sie wurde das Bureau aller Staatseinnahmen. Durch eine Menge ihr willkürlich verliehener Begünstigungen gewann sie einen solchen Umfang und zugleich ein solches Vertrauen, daß ihre Actien bei dem Schwindelgeiste, der das Publicum ergriffen hatte, auf 20.000 Fr. stiegen. Aus ganz Frankreich strömte das baare Geld, oder was Geldeswerth hatte, in die Bank. Der Prinzregent ernannte Law 1720 zum Finanzminister; allein die Täuschung dauerte nicht lange; denn als Mehre bei den Cassen baares Geld für Papier verlangten, setzte man in demselben Jahre die Regierung die Banknoten herab und endlich sanken sie auf nichts herunter. Um dem allgemeinen Hasse zu entgehen, flüchtete Law nach Rom, hielt sich dann in Venedig, an mehren Orten Deutschlands und Dänemarks auf und starb zu Venedig 1729. Die gründlichste Darstellung desselben hat Gaulh in seinem „Essai sur le revenu public“ gegeben. S. J. Ph. Wood's „Memoirs of the life of J. Law“ (Edinb. und London 1826).

Lawrence (Thomas), einer der berühmtesten englischen Bildnißmaler, geb. zu Bath um 1768, widmete sich der Kunst zu London unter Reynolds und erlangte, trotz Peter Pindar's Satyren, allmälig einen solchen Ruf, daß man in allen Ausstellungen seine Bilder suchte. Der Gunst, welche er am Hofe genoß, verdankte er auch den Auftrag, die fürstlichen Gäste, die nach dem Frieden 1814 London besuchten, sowie die übrigen gegen Napoleon verbündeten Könige für die Sammlung des Prinzen-Regenten zu malen. Er besuchte daher mehre europäische Hauptstädte, wo er seine Kunst zum Vortheile seines Rufes und seines Vermögens zu üben, vielfache Gelegenheit hatte. Nach West's Tode 1820 ward er vom König zum Präsidenten der londoner Kunstakademie, sowie zum Ritter erhoben, und starb 1830. Seinen Bildnissen (unter denen das von König Georg IV. für sein bestes gilt) rühmt man Aehnlichkeit nach; sie zeigen einen kecken und freien Pinsel, sind aber besonders in seiner spätern Zeit manierirt, und der feine Charakterausdruck geht in seiner Behandlung verloren. Im Fache der Historienmalerei hat Lawrence u. a. eine Scene aus Shakspeare's „Sturm“ geliefert, ein großes Bild, das sich durch gute Erfindung und gelungenes Colorit auszeichnet.

Laynez (Jakob), der zweite Ordensgeneral der Jesuiten, geb. 1512 zu Almancario bei Siguenza in Castilien, studirte anfänglich in Alcala und ging hierauf nach Paris, um das Studium der Theologie weiter

ortzusetzen. Hier schloß er mit Ignaz von Loyola ein festes Freundschaftsband. Beide begeisterte Männer wollten nun nach der Türkei reisen, um den Ungläubigen das Evangelium zu predigen Ein Krieg mit der Pforte hemmte aber diesen Plan, und sie vereinigten sich nun in Venedig (1536) mit einigen Andern zur Stiftung eines Vereins, dessen Hauptzweck seyn sollte, das Volk im Geiste der katholischen Kirche zu erziehen, und dadurch dem immer weiter umsichgreifenden Protestantismus Einhalt zu thun. Sein Eifer und seine Thätigkeit beförderte hauptsächlich das neue Institut, und er machte deßhalb vielfache Reisen. Besonders bethätigte er auf dem Concilium von Trient seinen Eifer für das Interesse des röm. Stuhls. Papst Paul III. bestätigte 1540 den neuen Orden, dessen General Laynez 1556 nach Loyola's Tode ward. Früher schon hatte er den, ihm von Paul IV. ihm angebotenen Cardinalshut ausgeschlagen. 1561 begleitete er den Cardinal Hippolytus von Este, welcher als päpstl. Legat nach Frankreich ging. Hier wohnte er der berühmten Versammlung von Poissy bei. Eine Folge seiner Reise war die Aufnahme der Jesuiten in dem franz. Staat. Hierauf wohnte er abermals dem tridentinischen Concilium bei, kehrte dann nach Rom zurück, wo er fortwährend für die weitere Einrichtung und Ausbreitung des Ordens thätig war. Er starb daselbst 1564, den Ruhm eines durch seine wissenschaftliche Bildung, Uneigennützigkeit und Frömmigkeit ausgezeichneten Mannes hinterlassend. Sein Leben hat Ribadeneira beschrieben. Vergl. Jesuiten.

Lazarethe, s. Krankenhäuser.

Lazaristen wurden in Frankreich die Priester der Mission nach ihrem Priorat zu St.-Lazarus in Paris genannt. Dieser aus regulirten, durch vollständige Mönchsgelübde verpflichteten, Clerikern bestehende geistliche Orden wurde 1634 vom h. Vincenz von Paul zum Missionsgeschäft errichtet. Außer der Christenheit haben die Lazaristen weniger, als andere Orden von gleicher Bestimmung, dafür gethan und sich nur im Orient verbreitet. In China behaupten sie noch einen Missionsplatz. Desto geschäftiger sind sie in der Christenheit selbst. In Frankreich überlebten sie die Revolution, wurden durch eine königl. Verordnung 1816, wegen ihrer vormaligen Verdienste um die Belehrung und Seelsorge des Landvolks, ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder gegeben; und da sie sich als eifrige Missionnaire auszeichneten, erhielten sie einen Theil ihrer ehemaligen Häuser und Güter wieder. In Polen, wo sie Väter der Mission heißen, sind sie am zahlreichsten, behaupten ihre alten Klöster, und haben als Lehrer in Seminarien der jungen Cleriker und geistliche Censoren, einen überwiegenden Einfluß auf die Cultur der theologischen Wissenschaften, die dort auf einer niedrigen Stufe stehen. Auch in Spanien blühte dieser Orden, doch ohne ein so bedeutendes Gewicht. Oestreich hat ihn später erst zugelassen. In der Pfalz machte er seit 1780 erfolgreiche Versuche, durch pädagogische Bemühungen und Einfluß auf die Bildung des geistlichen Standes, die durch Aufhebung der Jesuiten entstandene Lücke auszufüllen, bis die Begebenheiten des franz. Krieges ihn um 1793 von da wieder verdrängten.

Lazarusorden, ein geistlicher Ritterorden, welcher während der Kreuzzüge gestiftet wurde, und außer dem Kampfe gegen die Ungläubigen, noch die Pflicht auf sich hatte, Aussätzige zu verpflegen, woher er denn auch den Namen hat, weil Lazarus im Mittelalter ein Aussätziger

hieß. Es wurden solche Unglückliche nicht nur in den Orden aufgenommen, sondern der Großmeister selbst mußte aussätzig seyn, bis der Orden, nach Vertreibung aus Syrien, vom Papst Innocenz IV. die Erlaubniß erhielt, einen Großmeister von gesundem Leibe zu erwählen, weil die aussätzigen Ritter sämmtlich von den Saracenen erschlagen worden. Späterhin theilte sich der Orden, und die Ritter in Frankreich hatten, wie die Ritter in Italien und Spanien ihren besondern Großmeister, und unterschieden sich auch in der Ordenstracht, indem die franz. Ritter ein achteckiges goldenes Kreuz mit dem Bildnisse des Lazarus und der Maria, die übrigen Ritter aber ein grünes Kreuz trugen.

Lazurstein, s. Lasurstein.

Lazzaroni, s. Neapel.

Lazzi nennt man in Italien 1) Possenspiele, die aus dem Stegreif gegeben werden; 2) die mimischen Grimassen der Italiener in komischen Stücken, um die Zuschauer, während Bravourarien gesungen werden, zu vergnügen, ohne die Mimik durch Reden zu begleiten.

Leander und Hero. Hero war eine Priesterin der Venus Urania zu Sestos, einer Stadt in Thracien, an der Küste, wo sie den Thurm des vaterländischen Palastes bewohnte. Sie war so schön als keusch und kannte die Liebe nicht. Um den furchtbaren Pfeilen des Eros zu entgehen, vergaß sie nie, ihm Trankopfer darzubringen; aber umsonst, er spannte seinen Bogen und schoß nach Sestos in den Busen der Hero und nach dem gegenüberliegenden Abydos in Asien in die Brust eines Jünglings, Leander. An einem feierlichen Feste zu Sestos, der Venus und dem Adonis zu Ehren, zu welchem sich die Einwohner der benachbarten Städte, auch von Abydos, versammelt hatten, sahen sich Leander und Hero, und die feurigste Liebe entbrannte in dem Busen des Jünglings und des Mädchens. Vom Dunkel der einbrechenden Nacht begünstigt, schlich er sich in den Tempel und gestand dem erröthenden Mädchen seine unbesiegbare Leidenschaft. Zwar jungfräulich über seine Kühnheit zürnend, gab die Priesterin doch bald seinen immerwährenden Bitten nach und gestand ihm ihre Gegenliebe, aber auch die Unmöglichkeit einer Verbindung, welche ihr Stand und der Wille ihrer Eltern untersagte; er konnte sie nicht einmal, ohne entdeckt zu werden, unter dem Schleier der Nacht im Tempel sehen. Allein keine Schwierigkeiten schreckten den liebenden Jüngling. Er redete mit ihr ab, daß er mit einbrechender Nacht von Abydos über den Hellespont herüberschwimmen wollte; sie solle nur auf ihrem Thurme eine leuchtende Fackel befestigen, welche ihm zum Wegweiser dienen würde. Sie bewilligte dieses. In der Nacht schwamm er glücklich durch die Wogen nach dem Thurme, wo seine Geliebte wohnte, hinüber, und genoß in ihren Armen, von dem Schweigen der Nacht begünstigt, ungestört der süßesten Freuden. Aber der Winter kam und mit ihm begannen brausende Stürme, welche das Meer beunruhigten. Dennoch wollte sich Leander von dem Wege nach dem geliebten Thurme nicht abschrecken lassen. Die einladende Fackel schimmerte, und trotz den von dem Sturme empörten Wogen stürzte er sich in das Meer. Doch vergebens kämpfte er mit den Wellen; vergebens rief er die Venus, den Beherrscher des Meeres und alle Götter um Hülfe an; ein Windstrom löschte die leitende Fackel aus; seine Kräfte schwanden, und todt schleuderten ihn die Wellen an den Fuß des Thurmes. Vergebens hatte auch Hero, von Angst gefoltert, die Nacht durch

ihren Geliebten erwartet; am Morgen erblickte sie ihn zerfleischt auf den Felsenspitzen liegend. Der Anblick zerriß ihr Herz; voll Verzweiflung stürzte sie sich vom Thurme hinab, fiel auf den Leichnam ihres Geliebten und starb, ihn mit ihren Armen umschließend. Diese Geschichte ist der Inhalt eines Gedichts, das dem ältern Musäus beigelegt wird; aber einen spätern Dichter dieses Namens, einen Grammatiker, zum Verfasser hat. S. Musäus.

Leben, im philosophischen Sinne der Zustand organischer Wesen, wodurch sie selbstthätig ihr eigenthümliches Wechselverhältniß gegen die Außenwelt zu erkennen geben. Obgleich, vom höhern Standpunkte angesehen, das Leben und sein Organismus eins sind, so unterscheidet man doch in der gewöhnlichen Ansicht jenes als einen Zustand von diesem, sowie es in der Naturlehre überhaupt mit dem Begriffe der Materie und ihrer Eigenschaften (Kräfte) geschieht. Jeder Zustand wird nämlich nur durch die Bestimmung seiner Eigenschaften verdeutlicht, insofern diese nothwendig, veränderlich oder unveränderlich sind. Das lebende organische Wesen ist auf Naturnothwendigkeit gegründet, jedes Gegenwärtige in ihm bezieht sich auf etwas Vorhergehendes und verursacht wieder etwas künftiges Neues. Wir finden in ihm eine fortwirkende Ursache, diese Zustände aus sich selbst zu entwickeln; doch ist dieselbe durch ein Wechselverhältniß an die Außenwelt geknüpft, und die Fortdauer des Lebensprocesses ist durch die Aufnahme äußerer Einwirkungen (Potenzen) bedingt. Diese äußern Dinge wirken theils als immaterielle Reize, theils als wirkliche Materien, und dienen als pabulum vitae, treten aber mit dem Organismus, nachdem sie von ihm aufgenommen sind, in ein anderes Verhältniß, als sie außer ihm hatten; denn der Organismus assimilirt sie, d. i. er verändert sie in seine Natur und macht sie sich gleich und unschädlich. Wir setzen uns also den Lebensproceß zusammen: aus einem innern und äußern Factor, die mit einander im Gegensatze stehen. Doch liegt dieser eigentlich nicht in der Natur; er offenbart sich erst, sobald ein einzelner Organismus getrennt von allen andern betrachtet wird. Man sieht mehre solche Gegenstände durch die ganze Natur durchgreifen, wie Licht und Finsterniß, Wärme und Kälte, Trägheit und Thätigkeit ꝛc. Allein da die Erde offenbar einer der großen Organismen des Universums ist, so sind alle einzelnen Organismen auf ihr nur Organe von ihr, und alle müssen nach gemeinschaftlicher Nothwendigkeit und Verbindung handeln, eines kann aber dem andern entgegenstehen. Nach unserm gegenwärtigen Wissen lassen sich die lebenden Geschöpfe der Erde nur insofern als Theile des Ganzen betrachten, als sie aus Materie bestehen und den materiellen Gesetzen nicht ganz entzogen sind, d. i. insofern sie cohäriren, insofern sie nicht ohne Luft, Licht, Wärme, Wasser und Speise bestehen können. Diese Potenzen wirken als Mittel zur Fortdauer nur auf das bereits lebende; sie würden also ein Leben vorauszusetzen scheinen, wenn nicht im organischen Leben die innere Thätigkeit zugleich mit der Assimilation entstünde, sich vermehrte und verginge. Ein solcher durch Assimilation sich zeigender Lebensproceß ist allen Organismen gemeinsam, nur nach der Menge und Modalität der assimilirenden Organe in Modalität und Relation gegen die Außendinge verschieden. Die Pflanzen assimiliren bloß durch Einsaugung mittelst der grünen Oberfläche, sie besitzen noch keinen Darmcanal, der den Thieren eigenthümlich ist. Diese dagegen besitzen neben letzterem ebenfalls jene Organe der Pflanzen. So schließt

der höher gebildete Organismus jedes Thieres auch den des tiefer stehenden mit in sich durch eine eigenthümliche Vergrößerung seiner Lebenssphäre aus. Im Menschen finden sich in der Haut die Organe der Pflanzen, in den Lungen und im Darmcanale die der Thiere; während ihm seine psychische Seite den eigenthümlichen Vorzug gibt, daß er durch sie die Ideenwelt an seinen Lebensproceß anknüpfen und dieselbe sich aneignen kann. Die Lehre von den Bedingungen und Gesetzen des Lebens oder die Philosophie der lebenden Natur nennt man Biologie, desgleichen Treviranus (1802—14, in 4 Bdn.) geliefert hat. — Eine Biometrie oder Lebensmeß- und Rechnungskunst (wie man das Leben mittelst rechter Eintheilung und Benutzung der Zeit anwenden soll, v. Julien (deutsch bearbeitet von D. Thon, Ilmenau 1825) geschrieben.

Lebensbeschreibung oder Biographie ist die Geschichte des Lebens eines einzelnen Menschen. Vorzüglich hat hier der Schriftsteller psychologisch den ganzen Gang der Entwickelung und Ausbildung seines geistigen Menschen zu schildern, sowie die Wirksamkeit und den Einfluß desselben auf sein Zeitalter, von dem er auch mit allgemein großen Zügen ein Bild entwerfen muß, sodaß man die Gründe und die ganze Art einsieht, warum und wie er gerade Das wurde und wirkte. Zugleich soll damit die Charakterschilderung, weil sie die Geschichte begreiflicher macht, und für die Person interessirt, und, wiefern der Fall war, eine Würdigung desselben als Schriftsteller verbunden seyn. Weniger in Rücksicht der Darstellung, als weil nur eine sehr vertraute, nie leicht zu erlangende Bekanntschaft mit der Person dazu in den Stand setzen kann, ist eine Lebensbeschreibung eine schwierige Aufgabe. Gewöhnlich erhält man statt derselben nur einen Lebenslauf, der bloß die äußern Schicksale des Menschen erzählt, die, besonders bei Gelehrten, wenn man auch die gewöhnlichen Alltäglichkeiten zu erzählen verschmäht, selten sehr interessant sind. Noch eine andere Ursache erklärt den Mangel guter Lebensbeschreibungen, weil der Geschichtschreiber für seinen Helden gewöhnlich sehr eingenommen und einen Panegyrikus (eine Lobrede), statt einer Geschichte liefert. — Eine besondere Art der Lebensbeschreibung ist diejenige, in welcher eine Person selbst ihre Schicksale, Handlungen und Meinungen erzählt. Es gehört dazu ein seltener Grad von Selbstkenntniß und ein noch seltenerer Grad von Wahrheitsliebe: Eigenschaften, die nur von Demjenigen zu erwarten sind, der im gerechten Gefühle seines moralischen Werthes auch seine Schwächen und Fehler ohne Beschämung zu bekennen darf, wie wir dieß z. B. in der trefflichen Selbstbiographie Moritz's finden. Aehnliche Autobiographien sind die von Scheffner, von Nettelbeck u. A. — Unter mehren Sammlungen von Biographien nennen wir die von M. L. G. Michaud unternommene „Biographie universelle" (52 Bde., Paris 1812—28; Supplementbände sollen folgen); Vieill. de Boisjoslin's „Biogr. univers. et portat. des Contemporains" (Paris 1828 fg.); J. Watkin's „Universal biograph. dictionary" (N. A., London 1825), und de Propiac's „Plutarque des jeunes demoiselles, ou abrégé des vies des femmes illustres de tous les pays etc." (4. A. Paris 1825, 2 Bde. m. Kpfrn.). Für die deutsche Biogr. haben wir Samml von Schirach, Klein, Hofmann, Niemeyers, Hennings, Fr. (Denkm. verdienstv. Deutschen, Lpz. 1828 fg.) u. 2 Nekrologen (s. d.).

Lebensmittel, s. Nahrungsmittel.

Lebensverlängerungskunst enthält die Vorschriften, Lehren und

ebensarten, durch deren Befolgung der Mensch sein Leben auf ein hohes Alter bringen kann. Da der menschliche Organismus die Blüthe der Erdenorganisation ist, so ist die innere Möglichkeit gegeben, daß der Lebensproceß, wenn stets die günstigen Bedingungen obwalten, eine sehr lange Zeit andauern könne; welche Dauer, wenn man die verschiedenen Perioden des Wachsthums und der völligen Ausbildung vergleicht, man immer auf 100 Jahre berechnen darf. Dieß Alter wird aber höchst selten erreicht; eine Menge Ursachen treten häufig zusammen, das menschliche Leben vor seinem natürlichen Ziele abzukürzen; sie sind theils innere, theils äußere. Nicht Allen ist ursprünglich das Lebensprincip in gleichem Grade ertheilt worden; der Organismus nimmt nicht selten in seinen frühesten Entwicklungsperioden Fehler und Gebrechen an, die einer langen Fortdauer des Lebens im Wege stehen; vorzüglich sind innormale Constructionen jener Systeme, auf deren Gesundheit die wichtigsten und nothwendigsten Processe der Vegetation beruhen; als schlechter Bau der Lungen, Fehler und Organe der Verdauung und des Kreislaufs. Hier kann die Kunst nichts weiter thun, als verhindern, daß jene organische Krankheiten sich nicht weiter ausbilden und keinen lebensgefährlichen Charakter annehmen. Die menschliche Organisation ist die vollkommenste, feinste, deßwegen muß sie auch am meisten den äußern Einflüssen bloßgestellt seyn. Es ist daher für die Kunst, das Leben zu verlängern, sehr wichtig, auf Alles aufmerksam zu machen, was den Lebensproceß zu sehr bethätigen oder unterdrücken könne, die besten Mittel anzugeben, wodurch der verlorene Stoff am zweckmäßigsten ersetzt werde; die Gefahren aufzudecken, wodurch Krankheiten herbeigeführt werden, und die Wege anzugeben, wie man sie verhüten kann. Da eine Menge Krankheiten bei den civilisirten Völkern durch die Verfeinerung in gesteigerten künstlichen Lebensgenüssen, durch mehr imaginaire als natürliche Bedürfnisse und ihre Befriedigung begründet worden: so ist Pflicht der Lebensverlängerungskunst, nach der Erfahrung Regeln zu einem diätetischen Lebensplan zu entwerfen, in welchem sie sich so viel als möglich der einfachen Natur nähere, um jenen Leiden vorzubeugen, die aus unserer künstlichen Erziehung und Lebensweise entspringen; aber auch zugleich nothwendig für Den, der sein Leben auf ein hohes Alter zu bringen wünscht, streng und consequent sie zu beobachten. Ueber diesen Gegenstand empfiehlt sich besonders Hufeland's „Makrobiotik". S. Gesundheit.

Lebensversicherung ist ein Vertrag, kraft dessen der Versicherer gegen eine mit dem Alter, Stand und sonstigen persönlichen Verhältnissen des Versicherten im Verhältnisse stehende, im Allgemeinen mäßige Summe, wenn sie auf einmal bezahlt wird, Versicherungspreis, und wenn sie jährlich in kleinern Theilen entrichtet werden muß, Versicherungsprämie heißt, sich zur Zahlung eines Capitals oder auch einer Rente an die Erben des Versicherten auf den Fall verpflichtet, daß dieser binnen einer in der Uebereinkunft bestimmten Zeit sterben sollte. Die vielen Arten solcher Versicherungen lassen sich auf zwei zurückführen. Zu der einen gehören die einfachen oder die Lebensversicherungen im eigentlichen Sinne, zur andern die Jahrzahlungen, wobei gegen eine bestimmte Summe oder eine jährliche Prämie dem Versicherten für eine festgesetzte Zeit ein Capital oder eine Rente gezahlt wird. Stirbt dieser vor der bestimmten Zeit, so ist der Versicherer seiner Verbindlichkeit gegen die Erben entledigt, die ihm alle früher gezahlte Summen, sowie die Zinsen überlassen.

Die einfache Lebensversicherung kann, statt das ganze Leben zu umfassen, nur eine gewisse Anzahl von Jahren begreifen, und wenn in diesem Falle der Versicherte die festgesetzte Zeit überlebt, so hat er nicht nur Nichts zu erwarten, sondern verliert auch Alles, was er früher bezahlt hat; nur wenn er vorher stirbt, haben die Erben Anspruch auf Capital oder Rente. Ist aber die Versicherung auf das ganze Leben gerichtet, so erhalten die Erben Capital oder Rente, zu welcher Zeit der Versicherte auch sterben mag. Die einfache, zeitliche oder lebtägige Versicherung kann auch auf einem Dritten ruhen, und auf diese Art ein Verwandter oder Freund versichert werden, ohne daß dadurch in der Beschaffenheit und den Bedingungen des Vertrags Etwas geändert werden kann, als daß der Stifter der Versicherung zu seinem Vortheil bei dem Tode des Versicherten das Capital oder die Rente erhält, die die Erben des Letztern empfangen haben würden, wenn Dieser selbst sich hätte versichern lassen. Doch werden solche Versicherungen von einigen Gesellschaften nur in dem Falle angenommen, wenn der Stifter der Versicherung darthut, daß die Erhaltung Desjenigen, den er versichern will, ihm einen der versicherten Summe gleichen Vortheil gewähren wird. Die einfache Versicherung kann auch auf zwei oder mehren Personen beruhen, und so können sich z. B. Gatten, Brüder, Freunde auf ihre vereinigte Lebensdauer versichern lassen, dergestalt, daß entweder der Ueberlebende ohne Unterschied, oder aber Derjenige von Beiden, der ausdrücklich bezeichnet ist, ein Capital oder eine Rente erhält. Wenn im letztern Falle der Bezeichnete zuerst stirbt, so ist der Versicherte seiner Verbindlichkeit ledig, und alle gezogene Zahlungen sind sein Eigenthum. Alle Verträge dieser Art beruhen auf den Wahrscheinlichkeitsberechnungen der Lebensdauer, die wieder auf den allgemeinen Gesetzen beruhen, nach welchen die Sterblichkeit sich richtet, und die überall, einzelne, aus den Verhältnissen des Klima, der Sitte, örtlichen oder zufälligen Umständen hervorgehende Abweichungen abgerechnet, dieselben sind, die durch alle diese Unregelmäßigkeiten des allgemeinen Ganges der Natur hindurchblicken. Man kann dieses Gesetz für jedes Land mit desto größerer Genauigkeit bestimmen, je ansehnlicher die Zahl der Fälle ist, woraus man es ableitet. Die Geburts- und Sterblisten sind die Hauptgrundlagen dieser Berechnungen. Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsberechnung, die um die Mitte des 17. Jahrh. von Fermat, Pascal und Huyges begründet wurde, auf die Leibrenten ward schon 1671 von Johann de Witt versucht, doch scheint seine Schrift wenig Einfluß auf den Fortgang dieses Theils der angewandten Mathematik gehabt zu haben, und erst der Engländer Halley gab 1693 eine wissenschaftliche Grundlage, indem er aus den in Breslau gemachten Beobachtungen zeigte, wie die Wahrscheinlichkeit des Lebens und Todes und der Werth der Jahrzahlungen und Lebensversicherungen durch Tabellen bestimmt werden könnte, was früher nur, wie er sagt, durch eine eingebildete Schätzung geschehen sey. Ihm folgte 1724 der Franzose de Moivre, welcher zur Abkürzung der Berechnung des Werths solcher Jahrrenten die jährliche Lebensverminderung als gleich annahm, sodaß von einer gegebenen Anzahl lebender Personen jährlich eine gleiche Anzahl sterben, bis Alle todt seyen. Später ward dieser Theil der Mathematik von Euler, Morgan, Kersebom, Sipson, Süßmilch, Wargentin, Dupré de St.-Maur, de Parcieux und du Villard weiter ausgebildet. — Um die oben gegebene Erklärung der Eigenthum

der Lebensversicherungsanstalten noch deutlicher zu machen, fügen wir nach dem Plane einer unlängst in Holland gestifteten Versicherungsgesellschaft dieser Art, einige Beispiele hinzu. Ein Mann von 24 J., der ein Amt verwaltet, das ihm 2000 Gulden einträgt, will den Seinigen ein Capital von 10.000 Gulden sichern, um sie für den Verlust der jährl. Einnahme nach seinem Tode zu entschädigen. Er bezahlt dafür jährlich 250 Gulden ($2^5/_{10}$ Proc.), wenn er eine Versicherung auf Lebenszeit haben will, oder nur 140 Gulden ($1^4/_{10}$ Proc.), wenn er bloß auf ein Jahr versichert seyn will. Erfolgt sein Tod binnen der im Vertrage bestimmten Zeit, so erhalten die Seinigen das angegebene Capital. Will ein 25jähr. Mann seiner 20jähr. Frau ein Capital von 10.000 Gldn. auf den Fall, daß er vor ihr sterben sollte, versichern, so bezahlt er jährlich 210 Gldn. ($2^1/_0$ Proc.), und zwar so lange beide Gatten leben. Wollen ein 30jähr. Mann und eine 20jähr. Frau dem Ueberlebenden ein Capital von 10.000 Gldn. sichern, so zahlen sie jährlich 430 Gldn. ($4^3/_{10}$ Proc.); will aber der Ueberlebende eine Jahrrente von 1000 Gldn. haben, so werden jährl. 470 Gldn. gezahlt. Ein Mann von 30 J. kann sich eine Jahrrente von 100 Gldn. von seinem 60. J. bis zu seinem Tode sichern, wenn er jährl. 16 Gldn. zahlt, oder, will er den Betrag auf einmal geben, 260 Gldn. entrichtet. So kann auch auf Kinder eine Summe versichert werden, welche denselben im höhern Alter einen ansehnlichen Vortheil bringt. Zahlt man z. B. für ein Kind von 1 Jahr die Summe von 400 Gldn., die in 4 Contracte, zu 100 Gldn. jeder, getheilt ist, so kann Derjenige, auf welchen diese lauten, nach zurückgelegtem 60. Jahre den Werth eines Contractes beziehen und erhält dafür ein Capital von 2097 Gldn., oder wenn er im 62. J. und weiter hinaus eine Jahresrente will, jährl. 204 Gldn. Läßt er den zweiten Contract bis zum 71. J. stehen, so erhält er 4676 Gldn. Capital oder von folg. J. an eine Rente von 676 Gldn. Will er die beiden übrigen Contracte bis zum 75. Jahre stehen lassen, so zahlt man ihm 14.678 Gldn. Capital oder eine Rente von 2596 Gldn. — Die älteste dieser Anstalten, die 1706 gestiftete Amicable society, war von dem Grundsatze der eigentlichen Lebensversicherungen abweichend, indem alle Theilnehmer ohne Unterschied des Lebensalters gleiche Beiträge zahlten, und der Gesammtbetrag jährlich unter die Erben der, in dem verflossenen Jahre gestorbenen Mitglieder gleichmäßig vertheilt wurde, sodaß die bei dem Tode eines Mitgliedes zu bezahlende Summe veränderlich war, und auch die 1714 und 1722 gestifteten Gesellschaften Union und Royal Exchange hatten ebenfalls gleiche Beiträge für alle Altersstufen festgesetzt, welche sie für versicherungsfähig hielten. Die älteste der, auf das neue System einer Abstufung der Beiträge nach dem Lebensalter gegründeten Anstalten ist die 1762 gestiftete Equitable society, welche nach den, von Simpson und Price entworfenen Berechnungen eingerichtet war. Sie lieferte zuerst den Beweis, das eine auf Gegenseitigkeit gegründete Anstalt dieser Art auch ohne Actiencapital, wenn sie auf richtigen Berechnungen beruht und vorsichtig geleitet wird, bestehen und gedeihen kann. Sie besitzt einen Fonds, den noch keine erreicht hat und der sich 1826 auf 11 Millionen Pfund Sterling belief. Man begriff die Vortheile dieser Anstalten anfänglich auch in England so wenig, daß 30 Jahre vergingen, ehe eine ähnliche, die Westminster society in London, sich bildete. Jetzt zählt man gegen 40 Vereine dieser Art. — Die eng-

lischen Lebensversicherungsgesellschaften zerfallen in drei Classen. In ersten Classe gehören diejenigen, in welcher alle Versicherten für die ganze Lebzeit gegenseitig verantwortlich sind; sie haben alle Theil an dem Gewinn, und müssen die Ansprüche befriedigen, welche an sie gemacht werden, einen Verlust oder einen Mangel an Vermögen zu ersetzen. Diese Vereine haben nicht nöthig, mit einem Capital anzufangen, da sie auf die jährlichen Einnahmen rechnen können, welche in den öffentlichen Fonds angelegt werden, lange vorher ehe große Ansprüche zu befriedigen sind. Zu dieser Classe gehören z. B. die Equitable und die Amicable society. Die zweite Classe bilden die Gesellschaften, deren Mitglieder ein Capital unter sich aufbringen, als Bürgschaft für alle Policen, die sie ausgeben. Sicherheit der Versicherten und Befreiung von aller Verantwortlichkeit sind die angeblichen Vortheile dieses Systems. Bei Todesfällen werden nur die, in den Policen ausgedrückten Summen gezahlt, ohne Zugabe oder Abzug, und die Versicherten müssen für eine nur nominelle Sicherheit sehr hohe Prämien bezahlen. Zu diesen Vereinen, deren Versicherte wahrscheinlich Alle Actionnairs sind, gehören z. B. the Eagle, the Pelican und Westminster society. Die dritte Classe vereinigt die Systeme der beiden andern, um die gegen jede derselben erhobenen Bedenklichkeiten zu beseitigen. Die Eigenthümer oder Actionnaire bilden ein Capital und befreien die Versicherten von aller Verantwortlichkeit und jedem Anspruch bei Verlusten. Ein Theil des Gewinns wird zur Bezahlung der Interessen des Capitals verwendet und der Ueberschuß zu gewissen Zeiten unter die Versicherten vertheilt. Zu diesen Anstalten gehört z. B. die große Gesellschaft The alliance, die bereits 1826 ein Capital von 5 Millionen Pfund Sterling besaß. Sie zählt auch auf dem festen Lande viele Theilnehmer und hat ihre Agenten in Hamburg, Hanover, München, Magdeburg, Leipzig, Dresden. Was die Vertheilung des Gewinns betrifft, so ist der Gebrauch bei den englischen Gesellschaften sehr verschieden. Hinsichtlich des zur Vertheilung bestimmten Antheils, des sogenannten Bonus, wechseln die Verhältnisse von $^1/_3$ zu $^2/_3$ des Gewinns, gewöhnlich aber werden $^2/_3$ versprochen. Einige Gesellschaften, z. B. The alliance, haben darüber gar nichts bestimmt. Babbage weist nach, daß die Gesellschaften, die $^2/_3$ versprechen, wirklich nur die Hälfte vertheilen, weil die Zahlung verschoben wird. Der Gewinnantheil wird entweder auf die Police geschrieben und dadurch der Anspruch auf eine höhere Summe bei dem Todesfall des Versicherten verbürgt, oder zur Verminderung der Prämie bestimmt, oder sogleich ausgezahlt. Wird der Gewinnantheil auf die Police geschrieben, so liegt darin insofern eine Ungleichheit, als die ältern Versicherten mehr erhalten als die jüngern. Die Zeit der Vertheilung des Gewinnantheils ist ein wichtiger Punkt für die Versicherten. Je länger die Zwischenräume sind, desto weniger Mitglieder werden Theil daran nehmen und desto mehr wächst das Capital. In England vertheilen einige Gesellschaften jährlich, was die billigste Einrichtung seyn möchte, andere nach 5, andere nach 7 Jahren, und die Equitable society erst alle 10 Jahre. Nicht alle Versicherten haben einen Anspruch an den Gewinnantheil, und die meisten englischen Gesellschaften verlangen, daß der Versicherte, ehe er daran Theil nehmen kann, während einer gewissen Reihe von Jahren seine Prämie bezahlt haben muß. — Zu den wichtigsten und umfassendsten Anstalten, welche in den neuesten Zeiten entstanden sind und durch

ihr Gedeihen die Zweckmäßigkeit des Systems, auf welchem sie beruhen, bewährt haben, gehören die 1829 eröffnete Lebensversicherungsbank für Deutschland zu Gotha und die 1830 gestiftete Lebensversicherungsgesellschaft zu Leipzig. Beide beruhen auf Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit, und haben den Zweck, die Lebensversicherung durch Entfernung aller Gewinnsucht und Willkür zu erleichtern, aber zugleich durch ihre Einrichtung eine vielseitige Benutzung der Anstalt in allen Fällen, wo an das Leben einer Person sich sowohl für sie selber als für einen Dritten ein Interesse knüpft, möglich zu machen. — Die beiden Anstalten in Gotha und Leipzig versichern sowohl auf Lebzeit oder auf gewisse Jahre und beide vertheilen ihre Ueberschüsse. Die Lebensversicherungsbank bildet aus dem Fonds, welcher nach Abzug der Ausgabe von der Einnahme übrig bleibt, einen Reservefonds zu vollständiger Deckung künftiger wahrscheinlichen Sterbefälle und einen Sicherheitsfonds als Hülfsmittel für außerordentliche Fälle. Jener besteht aus dem Betrage, der von den Prämien zurückgelegt werden muß, weil die auf Lebzeit Versicherten bei gleichbleibenden Prämiensätzen in den ersten Jahren mehr, aber in den letzten weniger zahlen als den Sterblichkeitsgesetzen angemessen ist; der Sicherheitsfonds aber wird aus den reinen Ueberschüssen gebildet, die sich nach Abzug der Ausgaben und des Reservefonds von der ganzen Jahreseinnahme ergeben. Die entbehrlichen Vorräthe des Sicherheitsfonds können zu Anleihen für alle Theile Deutschlands verwendet werden. Die reinen Ueberschüsse sollen nach Ablauf von fünf Jahren, in soweit sie entbehrlich sind, als Dividende an die auf Lebzeit versicherten Mitglieder vertheilt werden, und der Gewinnantheil wird denselben auf die nächste Prämie abgerechnet, doch ist der Betrag der zu vertheilenden Ueberschüsse nicht bestimmt worden. Die Verwaltung der Angelegenheiten der Bank wird von drei Bankausschüssen geleitet, die innerhalb des Umfangs von Thüringen gewählt werden und ihren Sitz in Erfurt, Weimar und Gotha haben. Drei von den Ausschüssen aus ihrer Mitte gewählte Mitglieder bilden den Bankvorstand, welcher den in Gotha wohnenden Director und die übrigen Verwaltungsbeamten ernennt. Die Bank nimmt von den Bewohnern deutscher Lande, mit Einschluß der preußischen Staaten und der deutschen Schweiz, Versicherungen an, und läßt sich innerhalb dieses Wirkungskreises durch Agenten — bereits gegen 300 — vertreten, welchen Agenturausschüsse in dem Lande und jeder Provinz zur Seite stehen. Die Versicherungssumme kann nicht unter 300 und nicht über 8000 Thaler gehen. Personen unter 15 und über 60 Jahre werden nicht aufgenommen, und mit dem neunzigsten Jahre hört die Beitragspflichtigkeit auf. Die Zahl der Mitglieder belief sich 1833 auf mehr als 4000; der Reservefonds enthielt 1831 bereits 197.886 Thaler und der Sicherheitsfonds 115.373 Thaler. Die Bank gibt von 1833 an auf Versicherungsscheine, die auf Lebzeit lauten, Vorschüsse. Die Lebensversicherungsgesellschaft zu Leipzig steht unter einem Directorium von sieben Mitgliedern, einem Ausschusse von sieben auf Lebzeit versicherten Theilnehmern, in welchen zu bestimmten Zeiten statt einiger ausscheidenden Mitglieder neue eintreten, und unter der Mitaufsicht eines Deputirten des Stadtraths zu Leipzig, ohne dessen Zustimmung ein Beschluß der Direction nicht ausgeführt werden kann. Der jährliche Rechnungsabschluß wird jedem Mitgliede der Gesellschaft zugesendet. Die niedrigste Versicherungssumme ist 300 Thaler, die höch-

für jetzt 6000 Thaler. Die Gesellschaft beschränkt sich bei der Aufnahme auf Personen zwischen 15 und 60 Jahren und entbindet Mitglieder von 85 Jahren der Beitragspflichtigkeit. Von den gesammelten Ueberschüssen soll nach 5 Jahren der entbehrliche Theil jährlich unter die auf Lebzeit versicherten Mitglieder vertheilt, und im sechsten Jahre mit der Vertheilung des Ueberschusses vom ersten Jahre begonnen werden. Der Gewinnantheil wird durch baare Zahlung oder durch Zurechnung auf die nächste Prämie gewährt. Die Gesellschaft kauft die Policen einzelner Mitglieder zurück und gewährt Vorschüsse auf dieselben. Leipzig's Lage und seine vielfachen Verbindungen mit dem übrigen Deutschland gewähren dieser Gesellschaft besondere Vortheile, die auch bereits Anerkennung gefunden haben und es hatten sich 1832 schon bedeutende Ueberschüsse zu künftiger Vertheilung gesammelt. — Außer diesen beiden Anstalten wurden 1829 zu Lübeck eine Lebensversicherungsgesellschaft auf Actien gestiftet, wie 1831 zu Hanover eine Anstalt entstand, die das eigenthümliche System steigender Beiträge aufgestellt hat.

Leber, eins der wichtigsten Organe, die zum Systeme der Verdauung gehören, liegt auf der rechten Seite unmittelbar unter dem Zwerchfell, mit dem sie durch Bänder zusammenhängt und in ihrer Lage erhalten wird; nach unten reicht sie bis auf die Nieren, an die sie, wie an den Magen, durch mehre Bänder geheftet ist. Sie hat einige Einschnitte, die tief in die Substanz der Leber dringen und wodurch mehre Stücke gebildet werden, die man Lappen (Lobi) nennt. Nach dem Zwerchfell zu ist sie conver, nach den Nieren concav. Sie besitzt eine Menge großer Gefäße und Nerven; durch sie strömt alles Venenblut des Unterleibes; sie ist ein drüsigtes Organ, von rothbrauner Farbe; ihre Hauptfunction ist die Bereitung der Galle, welche, in den kleinen Drüsen secernirt, in kleine Gänge fließt, die in größere übergehen, bis sich alle zu einem Hauptcanale vereinen, der sich bald wieder in zwei spaltet, deren einer die zur Verdauung erforderliche Galle zum Zwölffingerdarm, der andere hingegen die überflüssige zur Aufbewahrung in die Gallenblase, welche an ihrer untern Fläche liegt, führt. Die Leber ist ein blutreiches Organ, das Venenblut sammelt sich aus dem Unterleibe in die Pfortader. Daß die Leber in Bezug auf die Function der Verdauung eine höchst wichtige Rolle spielen muß, beweist die vergleichende Anatomie, welche sie schon ziemlich ausgebildet bei den niedern Thierordnungen, selbst bei den Zoophyten (Pflanzenthieren), findet. Der nächste Zweck der Leber ist zwar die Secretion der Galle, da sie diese aber aus dem Venenblute bereitet und demselben eine Menge Kohlen-, Wasser- und Stickstoff entzieht, so reinigt sie das Blut und bereitet es für die Aufnahmen des Sauerstoffes in den Lungen vor. Die Alten glaubten, weil sie die Hauptwege nicht kannten, auf denen sich der Milchsaft mit dem Blute vermischt, daß die ganze Sanguification in der Leber vor sich gehe; eine bessere Anatomie hat zwar den Ungrund dieser Meinung dargethan, nichts destoweniger dürfte der Leber einen Einfluß auf die Sanguification zuzuschreiben sein, wenn es wahr ist, was sich auch durch Versuche zu bestätigen scheint, daß die Venen einsaugen, durch welche Verrichtung der Speisesaft aus dem Darmcanal nach dem Pfortadersystem gebracht würde.

Leberkrankheiten. Sie theilen sich in hitzige und langwierige. Das Leberorgan ist im Vergleich mit andern Eingeweiden, die einen größern Reichthum arterieller Gefäße besitzen, weniger den acuten Entzün-

bungen unterworfen; es gehören sehr heftige Einwirkungen dazu, um dieses schwammige, größtentheils aus Blutadern bestehende Eingeweide in eine acute Entzündung zu setzen; und einmal entstanden, ist ihre Zertheilung aus derselben Ursache schwierig. Wie überall können auch die Entzündungen der Leber in Vereiterung, Verhärtung, in Verwachsungen mit den angrenzenden Organen übergehen. Zu einigen Fiebern legt die anomale Function der Leber und die fehlerhafte Beschaffenheit der Galle den Grund, z. B. zum Gallenfieber, zur Cholera und nicht selten zu Wechselfiebern, denen Leberleiden vorhergingen. Die Leber und vorzüglich das Pfortadersystem ist eine ergiebigere Quelle der chronischen als acuten Krankheiten. Deßwegen nennt auch Stahl die letztere die porta malorum. Die parenchymatöse Beschaffenheit des Eingeweides, der träge Umlauf des Blutes in demselben und die verhältnißmäßige geringe Anzahl der Arterien bilden es zum Herde vieler langwierigen Krankheiten, die mit sehr heftigen Paroxysmen und bedeutenden Schmerzen auftreten und allmälig eine allgemeine Unordnung in allen Functionen verursachen können. Von 100 chronischen Leiden, sagt Boerhaave, findet man kaum Eins, dessen Hauptsitz nicht in der Leber sey, und was noch kränkender für die Arzneikunde ist, daß man tausend Heilungen hitziger Krankheiten aufzählen kann, während kaum eine der Leber vollständig gelang, besonders wenn sie aus organischen Fehlern dieses Eingeweides hervorging. Die vorzüglichsten langwierigen Krankheiten der Leber und der Pfortader sind, außer den schon oben angegebenen Ausgängen der Entzündung, Stockungen in der Vena porta, Anschwellungen der Leber, Gelbsucht, Steinbildungen in den Gallengängen und der Blase, Geschwüre. Nicht selten ist mit Krankheiten, die ihr Entstehen einer andern Ursache verdanken und ihren Sitz in einem andern oft weit entlegenen Organe haben, ein Leberleiden verbunden; z. B. fast immer mit Hämorrhoiden, mit der Gicht; bei langwierigen Geschwüren, Flechten und Hautausschlägen darf der Arzt nie es aus den Augen lassen, nach dem Zustande der Leber zu forschen. Der Melancholie liegen häufig Leberleiden zu Grunde oder complicirt sich bald mit ihr. Die Symptome, wodurch sich Leberkrankheiten kund geben, sind hauptsächlich ein übler, bitterer Geschmack, belegte Zunge, schlechte Verdauung, ein gallichtes oder auch Bluterbrechen, Stuhlverstopfung, harter, lehmartiger Stuhlgang, Schmerz in der Gegend der Leber, Anschwellung derselben, gelbliches, erdfahles Ansehen, Mißmuth, üble Laune u. s. w. Der gewöhnlichste Ausgang aller chronischen Leberkrankheiten ist die Wassersucht. Merkwürdig ist der große Einfluß, den Leberleiden auf die geistigen Thätigkeiten und auf die Gemüthsstimmung ausüben; sowie Krankheiten des Kopfes, vorzüglich Verletzungen desselben und Erschütterungen des Gehirns, häufig Anomalitäten der Leberfunction nach sich ziehen.

Leberreime, eine Art Scherzgedichte, an welchen man ehedem bei Gastmählern ꝛc. großen Geschmack fand, indem Derjenige, dem die Leber von einem Hechte vorgelegt wurde, sogleich aus dem Stegreife einige Verse machen mußte, deren erster sich anfing: „die Leber ist vom Hecht und nicht von einem ...“ ꝛc. Man hat nachher überhaupt schlechten, unwitzigen Versen jenen Namen gegeben.

Lebrun (Charles), geb. 1618 zu Paris, wo sein Vater ein mittelmäßiger Bildhauer war. Mit dem 3. J. übte sich Charles bereits, mit Kohle zu zeichnen und im Alter von 12 J. verfertigte er das Bildniß

seines Großvaters, das nicht zu seinen minderwerthen Gemälden gehört. Der Kanzler Seguier gab ihn dem berühmten Meister jener Zeit, Vouet, in die Lehre. Mignard, Bourdon, Testelin waren in seiner Schule; allein Lebrun übertraf sie bald Alle und erreichte seinen Meister. Sein Gönner schickte ihn nach Rom, daß er dort seine Anlagen unter Poussin bis zur Vollendung entwickeln könnte. Hier studirte er vornehmlich die Antike und Rafaels Werke. Als er nach Paris zurückkam, gaben ihn Ludwig XIV. und dessen Minister völle Beschäftigung und wetteiferten in seiner Belohnung. Als Lebrun erster Maler des Königs war, wurde er der Tyrann aller Künstler, welche seine Zeitgenossen waren. Maler, Bildhauer und sogar Baumeister verloren, da sie so gemeistert wurden, nothwendiger Weise das Gefühl des Ruhmes. Er vergaß, daß die Künste nur in der Freiheit gedeihen, daß sie nur in der Freiheit die höchste Stufe der Vollkommenheit erschwingen. Die Künstler sanken nun zu Söldnern herab und zogen an Lebrun's Triumphwagen; ja sie wurden sogar mehr Höflinge als Künstler, und in der Erniedrigung ist man sie ihr eigenes Talent und ihre innern Hülfsmittel preisgeben, um die Composition nachzuahmen, welche ihnen der erste Maler des Königs nachzubilden gab. Diese Oberherrschaft wurde für die Kunst so unselig, daß alle öffentlichen Denkmale jener Zeit den nämlichen Ausdruck, die nämliche Farbe haben; und betrachtet man gegenwärtig die Malereien oder Bildhauerarbeiten des 17. Jahrh., alle tragen das Gepräge von Lebrun's Genius; nie offenbart sich der Geist des Künstlers, welcher das Gemälde oder das Rundbild, das man vor Augen hat, ausgeführt hat. Man gibt Lebrun Schuld, er habe moralisch zu Le Sueur's frühem Tode beigetragen. Schwer büßte Lebrun am Ende seines Lebens für seinen Stolz und sein despotisches Betragen. Sein Nebenbuhler Mignard verursachte ihm vielen Verdruß. Weniger Einförmigkeit, mehr Kraft und Abwechselung im Colorite würde ihn über alle Maler sowohl des neuern Europa als des Alterthums erhoben haben. Seine berühmtesten Gemälde sind: die Familie des Darius; der Tod des h. Stephans; die Schlachten Alexanders; Magdalena, die Büßerin; das Kreuztragen Christi; der h. Johannes auf der Insel Pathmos; Hercules, die Rosse Diomedes tödtend. Der Kupferstiche der Gemälde von Alexanders Schlachten haben dem Kupferstecher Audran (s. d.) die Unsterblichkeit erworben. Lebrun starb 1690.

Lebrun (Charles François, Herzog v. Piacenza), geb. zu St.-Sauvier den 19. März 1739, übersetzte schon als Student den Homer und den Tasso. Der Kanzler Meaupeou stellte ihn an, und Lebrun gilt für den Verfasser der Reden, welche dieser 1770 bei Gelegenheit seines Streits mit den Parlamenten hielt. Er lebte hierauf in der Zurückgezogenheit, mit der Erziehung seiner Familie beschäftigt. Als Abgeordneter des dritten Standes der Generalständeversammlung machte er sich durch seine Mäßigung bemerklich. Er wählte sich Gegenstände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu seiner Bearbeitung und wirkte mehre dieselben betreffende Beschlüsse aus. Nach dem 10. Aug. 1792 legte er seine Stelle nieder, ward den 1. Sept. 1793 verhaftet und erst 3 Monate nach dem 9. Thermidor in Freiheit gesetzt. 1795 trat er in den Rath der Alten. An der Revolution vom 18. Brumaire hatte er keinen Antheil; dennoch ward er Präsident der einstweiligen Commission des Raths und nachher dritter Consul. 1803 wählte ihn die 3. Classe des Instituts

um Präsidenten. Napoleon erhob ihn 1804 zum Reichserzschatzmeister und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches Lebrun 1806 als franz. Departement organisirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland. Die Waffen der Verbündeten vertrieben ihn 1813 von dieser Stelle, und den 6. April 1814 unterschrieb er die Zurückberufungsacte der Bourbons. Den Monat darauf ward er als außerordentlicher Commissair des Königs in die 14. Militairdivision nach Caen geschickt und im Juni dess. J. zum Pair ernannt. 1815 nahm er auch von Napoleon die Pairswürde an, verlor nach der Rückkehr des Königs seine Staatswürden und lebte von seinen Dotationen als Privatmann. 1819 gab ihm der König die Pairswürde wieder. In der Folge zog er sich auf ein Landgut St.-Mesme bei Dourdan zurück, wo er mehre Anstalten gründete, und den 14. Juni 1824 starb. Sein ältester Sohn, Anne Charles, Duc de Plaisance, Generallieutenant, gab die Memoiren seines Vaters (nach dessen Dictaten) Paris 1829 heraus.

Lech, Leck, s. Rhein.

Lechenich, Stadt im Kreise Euskirchen des Reg.-Bez. Köln (preuß. Rheinprovinz), am rothen und Blei-Bache, die 1330 vom Erzbischof Heinrich von Virnenburg Stadtrechte erhielt und mit einem Schlosse versehen wurde, das 1642 von den hessischen und weimarschen Truppen 6 Wochen lang vergeblich belagert, 1673 von den Kaiserlichen und Holländern unter Montecuculi und dem Prinzen von Oranien erobert ward. Jetzt liegt es in Trümmern. Zwischen Lechenich und Zülpich erfocht der Graf Wilhelm V. von Jülich 1267 einen denkwürdigen Sieg über den Erzbischof von Köln, Engelbert v. Falkenburg, wobei dieser gefangen wurde. Die Stadt ist mit Mauern und Gräben umgeben, ist der Sitz eines Friedensgerichts, hat eine kath. Pfarrkirche, 238 Privatwohnhäuser, 1500 Einw., welche von dem Acker-, Gartenbau und von der Viehzucht leben.

Leck heißt beim Schiffe der durch eine gewaltsame Veranlassung, als etwa Anstoßen an eine Klippe, oder durch die Länge des Gebrauchs erzeugte Riß, durch welchen das Wasser stark eindringt, daher figürlich leck werden, schadhaft werden. Lecken, Ablecken heißt auch das langsame und fast unmerkliche und schwer zu vermeidende Austräufeln der Flüssigkeiten aus ihren Gefäßen. Der dadurch entstandene Verlust heißt Leckasie, Leckage (coulage) und wird bei Schiffsversendungen und Kellerlagerungen nach bestimmten Regeln berechnet.

Lecluse (Charles de), lat. Clusius, ausgezeichneter Botaniker, 1526 in Arras geb., widmete sich zu Gent und Löwen dem Studium der Rechte, das er jedoch in der Folge zu Montpellier mit dem Studium der Medicin und Botanik vertauschte. Nachdem er zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise durch verschiedene Länder Europas gemacht hatte, folgte er einer Einladung Maximilians II. nach Wien, wo er 14 Jahre lang die Stelle eines Aufsehers der kaiserl. Gärten versah. 1583 gab er diese auf und lebte nun 6 Jahre als Privatgelehrter in Frankfurt, bis er Professor der Botanik in Löwen wurde, wo er bis in seinen Tod 1609 mit unermüdeter Thätigkeit für die Wissenschaft wirkte und nicht wenig zum Glanze der Universität beitrug. Um die Botanik hat er sich vorzüglich durch genaue Beschreibung und Abbildung einer großen Menge von Pflanzen verdient gemacht. Seine wichtigsten Werke sind: seine aus dem Flamändischen von Dodoner (1557) ins Franz. übers. „Geschichte

der Pflanzen"; seine "Beobachtungen über seltene Pflanzen in Spanien (1576) und Oestreich" (1583): 2 Werke, die er in der spätern "Geschichte seltener Pflanzen" (1601) vereinigte; seine aus 8 Abtheil. bestehende "Beschreib. ausländ. Pflanzen" ("Exoticorum libri X", 1605). Kein Schriftsteller vor ihm hatte so viele Pflanzen beschrieben.

Le Coq (Karl Christian Erdmann, Edler von), königl. sächs. General-Lieutenant der Infanterie, commandirender General des Heeres, Ritter mehrer Orden, geb. 1767 zu Torgau, wo sein Vater als kursächs. Oberst in Garnison stand. Seine Bildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Meißen, trat 1780 als Fähnrich in das Regiment seines Vaters ein, ward 1788 Adjutant, später Capitain, 1800 Major und bekehligte, zum Oberstlieutenant befördert, im Feldzuge von 1806 ein Grenadierbataillon, mit welchem er nach der Schlacht bei Jena sich den Blücher'schen Corps anschloß und den Weg nach der Oder einschlug; auf die erhaltene Nachricht von der veränderten politischen Lage Sachsens, verließ er jedoch die bisherigen Alliirten. Im Interesse der Operationen der franz. Armee ward die Befestigung Wittenbergs gegen einen leichten Angriff angeordnet, und noch 1806 ward der Oberstlieutenant Le Coq zum Commandanten ernannt. In der Schlacht bei Wagram gab er Beweise seiner glänzenden Tapferkeit; er verlor ein Pferd unter dem Leibe und ward selbst verwundet; das Ritterkreuz des St.-Heinrichsordens und das der Ehrenlegion ward ihm für die Tage vom 5. und 6. Juli zu Theil. Als nach der Rückkehr aus dem östreich. Kriege 1810 eine zeitgemäßere Organisation der sächs. Armee eintreten sollte, ward er nicht nur dabei zu Rathe gezogen, sondern auch unterm 22. Febr. genannten Jahres zum Generallieutenant und Divisionsgeneral der Infanterie ernannt. 1812 ward er Befehlshaber der ersten Division des sächs. Armeecorps gegen Rußland und erhielt das Offizierkreuz der Ehrenlegion, nach der ersten Schlacht mit den Russen, am 12. Aug. 1812, aber das Commandeurkreuz des St.-Heinrichsordens. Bei allen übrigen Gefechten des Corps zeigte Le Coq stets, welche glänzende Tapferkeit ihn beseelte, und nur einzig seinem Grundsatze, auch in den schwierigsten Lagen die Disciplin, die da so gern locker wird, streng aufrecht zu erhalten, dankte man es, daß die schwachen Ueberreste des sächs. Heeres noch kampffähig die Grenzen ihres Väterlandes wieder betraten. Mit vieler Klugheit und Umsicht vollzog er den bei Dresden erhaltenen Befehl, die Sachsen von der franz. Armee zu trennen und sie nach Torgau zu führen, woselbst er sie dem Gouverneur, Generallieutenant Freiherrn v. Thielmann übergab, für seine Person dem Könige nach Plauen im Voigtlande folgend. An der Schlacht bei Bautzen im Mai 1813 nahm Le Coq keinen Antheil, betrieb aber während dieser Zeit und während der Periode des Waffenstillstandes die Formirung neuer Truppen, mit welchen er auch im Anfange August im Lager bei Görlitz eintraf, und in seine frühern Verhältnisse als commandirender General der Sachsen und Chef einer Division trat. In den ungünstigen Schlachten von Großbeeren und Dennewitz focht er wie immer mit besonderer persönlicher Auszeichnung. Die Schlacht bei Leipzig hatte das Anschließen Sachsens an die verbündeten Mächte herbeigeführt, die Truppen wurden zu dem bevorstehenden Feldzuge gegen Frankreich neu organisirt, dem General Le Coq versagte man aber jede Anstellung im mobilen Heere. Er opferte seine persönlichen Ansprüche den Umständen und übernahm das Commando

iner Infanteriebrigade, mit welcher er bei Condé focht; später befehligte r die Einschließung von Maubeuge, und bestand auch hier mehre Gefechte mit den ausfallenden Franzosen. Nachdem Friedrich August in die Abtretung der Hälfte seiner Staaten gewilligt hatte, sendete er den General Le Coq zu den Truppen, die im Fürstenthume Waldeck standen, um dort deren Theilung zu vollziehen. Mit Ruhe und strenger Gewissenhaftigkeit entledigte er sich dieses Geschäftes. In Osnabrück erhielt Le Coq von seinem Monarchen das Großkreuz des St.-Heinrichsordens, in Anerkennung mehrfacher Verdienste. Der Feldzug von 1815 bot dem General und den Sachsen keine Gelegenheit zur Auszeichnung dar; sie wurden zur Einschließung einiger Festungen im Elsaß verwendet. Der pariser Friede führte den größten Theil der Sachsen in ihr Vaterland zurück, mit ihnen auch Le Coq; nur 5000 Mann blieben als ein Theil der Occupationsarmee in Frankreich stehen. Nach der Rückkehr ward dem Generallieutenant Le Coq das Generalcommando der Armee übertragen. Die Zeit der Ruhe benutzte Le Coq, um die Truppen zu einer größern Vollkommenheit zu bringen; unter seiner Leitung wurden auch die Reglements für den Dienst und das Exerciren entworfen, die jetzt den sächs. Truppen als Richtschnur dienen. Bei Gelegenheit seiner 50jähr. Dienstzeit (April 1829) überbrachte ihm König Anton den Hausorden der Rautenkrone. Um seine wankenden Kräfte zu stärken, trat er eine Reise nach Italien an, starb aber schon zu Brig im schweizer Canton Wallis am 30. Jun. 1830. Die Natur hatte dem General Le Coq einen hellen Verstand und ein richtiges militairisches Auge gegeben; sein Rednertalent war durch ein schönes Organ unterstützt; er war jeder Berechnung unzugänglich, nur nicht der der Schmeichelei; stets wollte er das Beste; aber ein unbegrenzter Ehrgeiz ließ ihn wohl zuweilen Mißgriffe thun. Für die sächs. Truppen war sein Verlust ein fast unersetzlicher Schlag, und noch lange wird sein Andenken, wie die glücklichen Folgen seines Wirkens, namentlich bei der Infanterie, fortbestehen.

Lectüre, sowohl das Lesen (Lectüre in formeller Bedeutung) als das Gelesene oder zu lesende (Lectüre in materieller Bedeutung). Das Lesen geschieht entweder bloß mit den Augen oder mit lauter Stimme. Die erste Art erfordert die Kenntniß der Buchstaben, ihrer Aussprache und der Interpunction; die andere hingegen bedarf, um dem Ohre der Zuhörer zu schmeicheln, eine vollkommene Kenntniß des Gegenstandes der Lectüre, eine harmonische Stimme, eine deutliche, bestimmte Aussprache, eine glückliche Biegung des Sprachorgans, sowohl um alle Veränderungen des Tones als die Pausen angeben zu können. Demungeachtet wird die laute Lectüre nie die Declamation erreichen. Der allgemeine Zweck des Lesens ist geistige Beschäftigung, doch jeder Verständige sollte diesen allgemeinen Zweck dem der Bildung unterordnen und in der Lectüre, diesem wichtigen Mittel zur Cultur, nicht einen Zeitvertreib, einen Schutz vor Langeweile, sehen und suchen. Man könnte die Lectüre in Bezug auf Bildung recht gut in die passive und active theilen; bei jener will man bloß die fremden Gedanken, den Autor kennen lernen; man sucht den Kreis seiner Kenntnisse und Ideen durch Aufnahme anderer zu erweitern, man übt nur sein Gedächtniß; der Leser ist ein bloßer Schüler des Autors, folgt ihm sklavisch in seinem Ideengange und läßt sich ganz von ihm beherrschen, ohne selbstthätig zu seyn. Bei der activen Lectüre hin-

gegen ist der Zweck des Lebens, nicht bloß seine Ideen zu erweitern, deutlicher in seinem Geiste auszuprägen, ihre Grenzen und ihren logischen und materiellen Zusammenhang mit andern einzusehen; er liest, um zu geistigen Selbstthätigkeit erregt zu werden; er folgt dem Autor in seinen Ansichten, Meinungen und Gründen nicht knechtisch, schwört nicht auf die Worte des Meisters, sondern prüft mit Umsicht; gebraucht den in den Ideenfaden nur, um seinen eigenen daran zu knüpfen; er studirt nen Autor wissenschaftlich. Sein Hauptzweck ist es, die Hauptidee, welche durch das Ganze waltet und die einzelnen Theile verbindet, zu erfassen den Plan und die Absicht zu entdecken, nach welchem und in welcher Autor schrieb, und bemüht sich einen klaren Begriff von dem Mittel durch die der Schriftsteller sein vorgestecktes Ziel zu erreichen glaubte sich zu verschaffen und ein festes Urtheil sich zu bilden, inwiefern Schriftsteller sich dem Ziele genaht habe oder davon entfernt geblieben sey. Diesen beiden Arten, als unterrichtender Lectüre, kann man die terhaltende entgegen setzen. Bei der letztern beabsichtigt man bloß leichtes Spiel der Geisteskräfte, vorzüglich der Einbildungskraft, und vorübergehende, angenehme Anregung des Gefühles; man nennt sie häufig die Romanenlectüre. Als Erholung, als Abspannung von haften Beschäftigungen der Seele mag sie ihren Nutzen haben; des es dem Ernste des Lebens und der Würde der wahrhaften Bildung nig angemessen, sich lange und häufig mit diesen geistigen Spielereien befassen. Die Liebe zu dieser Lectüre kann leicht zu einem schwelgerischen Genusse ausarten, Kopf und Herz verderben, dem Menschen eine tastische Richtung geben, anstatt seinen Geist zu bilden, seine Phantasie mit leeren romantischen Bildern füllen, und anstatt zu natürlichen, Leben und seinen Verhältnissen entsprechenden Empfindungen anzuregen, schwärmerische Gefühle und imaginaire Bedürfnisse veranlassen, die gleich sie ohne Gegenstand sind und nicht auf Befriedigung hoffen dürfen, doch auf schwache Charaktere einen mächtigen Einfluß ausüben. Jede Lectüre, die einseitig ist, nur Eine Geistesthätigkeit in Bewegung setzt und sie auf Kosten der andern egoistisch herausbildet, ist verwerflich und widerstreitet dem Zwecke der wahren menschlichen Bildung, der harmonischen Entfaltung und Wirkung aller Kräfte. Die gemeinste und verdammungswürdigste Art der Lectüre ist aber die, welche das Edelste und Höchste im Menschen verletzt, die Sittlichkeit und den moralischen Sinn verhöhnt; die anstatt die Leidenschaften und Begierden zu mäßigen, zu läutern, zu veredeln und zu mäßigen, die Sinnlichkeit reizt, die Unschuld des Geistes und der Phantasie raubt, um hernach auch die Körperlilie als Opfer fallen zu sehen.

Leda (Myth.), die Tochter des Thestius und Gemahlin des spartanischen Königs Tyndareus. Jupiter, in sie verliebt, verwandelte sich in einen Schwan, als welcher er sie an den Ufern des Eurotas umarmte, und neun Monaten gebar Leda zwei Eier, aus deren einem Kastor und Pollux, aus dem andern Helena u. Klytemnestra (s. dd.) hervorgingen.

Leder, s. Gerberei.

Lee (Lei), in der Schiffersprache, die Windseite, auch das Schiff oder Land, oder irgend ein Gegenstand, welcher unter dem Winde liegt, d. h. welcher von Winde abgewandt ist. So sagt man: das feindliche Schiff lag unter unserm Lee; wir befanden uns unter dem Lee von Bornholm. Daher Leebord, Leeküste, Leewardinseln, leewärts u. s. w.

Leeds, Hauptort des Tuchhandels in der West-Riding von Yorkshire, am Flusse Aire, ist durch die inländische Schifffahrt mit den vornehmsten Plätzen von Großbritannien verbunden, daher die Zahl der Einw. von 773 bis 1833 von 17.000 auf 92.000 gestiegen war. Die Stadt ist für jenen Bezirk der große Markt für das breite, feine Tuch (broadcloth), welches die Weber theils weiß, theils schon in der Wolle gefärbt dahin bringen. Für beide Arten Tücher gibt es große Hallen: die für das weiße Tuch (white cloth hall) ist ein großes, viereckiges, in fünf Straßen abgetheiltes und über 1200 Stände enthaltendes Gebäude; die für das gefärbte Tuch (mixed cloth hall) hat 1770 Stände. Letztere bildet ein großes Viereck, von dem jede Seite etwa 300 Fuß lang ist. Drei derselben sind in der Mitte durch eine Wand getrennt, sodaß durchaus 6 einzelne Säle entstehen, welche ungefähr 40 Fuß breit sind. Die ganze Länge der Säle hinab, auf beiden Seiten, laufen Gestelle für die Verkäufer des Tuches, während in der Mitte Raum für die Käufer gelassen ist. Jeder dieser Stände (stands) ist mit einer Nummer und dem Namen des Verkäufers bezeichnet. Zwei Mal in der Woche wird in diesen Hallen ein Tuchmarkt gehalten: um 8 Uhr Morgens wird der für das farbige Tuch eingeläutet, und um 9 Uhr, wenn der erstere ausgeläutet ist, nicht eher, beginnt der für das weiße Tuch. Außer den Tuchfabriken, in denen zum Theil das Scheeren, Zurichten und Weben der Tücher durch mechanische Vorrichtungen betrieben wird, die durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden, beschäftigt hier eine große Segeltuchfabrik 1800 Menschen; auch verfertigt man Steingut, Teppiche, wollene Decken und grobe Leinwand. Die ganze Gegend umher ist eine einzige Tuchmanufactur.

Leere, leerer Raum, drückt den Begriff eines Raums aus, in welchem sich kein Körper befindet. Denkbar sind leere Räume allerdings, aber schwerlich in der Natur vorhanden. Man unterscheidet absolute und zerstreute leere Räume. Unter den erstern verstand man schon im Alterthume eine bloß für sich bestehende, von allem Stoffe leere, einzige, unbegrenzte und unveränderliche Ausdehnung, deren Daseyn vor der Körperwelt vorhanden gewesen sey. Dagegen läßt sich einwenden, daß Raum und Ausdehnung ohne Körper, welche sich ausdehnen, nicht denkbar sind. Man hat gefragt, ob zwischen den großen Himmelskörpern, d. h. da, wo sich ihre Dunstkreise begrenzen, wohl noch etwas Körperliches vorhanden sey. Wäre dieß nicht, so hätte ein solcher Raum allerdings eine absolute Leere. Allein der Umstand, daß das Licht diesen Raum durchströmt, ihn also füllt, widerstrebt dieser Meinung schon von selbst. Zerstreute leere Räume sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts Materielles in sich schließen sollen. Sie finden wenigstens dem Scheine nach statt. Von diesen beiden Leeren muß die künstliche Leere, welche man mittelst der Luftpumpe hervorbringt, unterschieden werden. Sie ist aber auch nur ein scheinbarer leerer Raum, denn es läßt sich durchaus nicht behaupten, daß nicht noch sehr feine Luft oder Materie in derselben sey. Ein solcher luftleerer Raum ist z. B. die Torricelli'sche Leere, welche sich im Barometer über dem Quecksilber befindet; aber auch hier ist Licht, also kein absolut leerer Raum vorhanden.

Lefebvre (François Joseph), Herzog von Danzig, franz. Marschall u. s. w., Sohn eines Müllers von Ruffach im Elsaß, wurde 1755 ge-

boren und trat sehr jung in das Regiment der franz. Garden, wo er es bis zum Sergeant brachte. In der Revolution aber schwang er sich schnell bis zum Divisionsgeneral empor. Zum Commandanten von Paris ernannt, trat er diese Stelle dem General Bonaparte ab und that sehr viel zur Revolution des 18. Brumaire bei. 1800 wurde er Mitglied des Erhaltungssenats; 1804 zur Würde eines Marschalls des Reichs erhoben, zum Chef der 5. Cohorte und im Sept. des nämlichen Jahres zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt. Den 1. Febr. 1807 erhielt er das rothe Band und wurde Herzog von Danzig, worauf er im Monat Juli vom Könige von Spanien zum Ritter des Ordens Karls III. ernannt wurde. Um den Gang der Ereignisse nicht zu stören, übersandte der Herzog von Danzig Anfangs April 1814 der provisorischen Regierung seine Beistimmung und unterzeichnete den constitutionnellen Act. Dagegen ernannte ihn der König am 1. Juni 1814 zum Ritter des königl. Militair St.-Ludwig-Ordens, und am 4. des nämlichen Monats zum Pair von Frankreich, in welcher Würde er auch ein Jahr später vom Kaiser, nach seiner Zurückkunft von der Insel Elba, bestätigt wurde. Aber weil er sich wieder auf dessen Seite geschlagen hatte, wurde er nach der zweiten Restauration aus der Liste der Pairs gestrichen. Er starb 1820 in Paris.

Lefort (Franz Jakob). Dieser merkwürdige Günstling Peter des Großen war 1652 zu Genf geb. Sein Vater, ein Kaufmann, bestimmte ihn demselben Stande und schickte ihn nach Hamburg, um die Handlung zu erlernen; doch der 14jährige Jüngling konnte seiner Neigung zum Militairstande nicht widerstreben, entwich nach Marseille, nahm franz. Dienste, später holländische, verließ diese aber 1675 und reiste über Archangel nach Moskau. Dort ward er zuerst Secretair des dänischen Gesandten und hatte das Glück, dem jungen Czar, Peter Alexjewitsch, bekannt zu werden. Bald gewann er durch seinen offenen Kopf und seine mancherlei Talente und Kenntnisse in solchem Grade dessen Gunst, daß dieser ihn in seine Dienste nahm und ihn mit Liebkosungen überhäufte. Er wurde der Liebling des großen Czars und war würdig es bis an seinen Tod zu bleiben. Beide wurden von gleichen Ideen zur Umbildung Rußlands begeistert und beide vereinigten sich in das Streben, diese Ideen zu verwirklichen. Den ersten wichtigen Dienst leistete er dem Czar, als 1688 die Strelitzen sich gegen ihn in Aufruhr erhoben, indem er die Ausführung ihres verrätherischen Planes vereitelte und den Fürsten von der Gefahr befreite, die seinem Leben drohte. Hierauf ward das Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und dem Czar, der nun Alleinherrscher wurde, immer inniger und sein Einfluß zeigte sich mit jedem Tage bedeutender. Er gestaltete das russische Kriegswesen nach französischem Muster um und legte den Grund zur russischen Seemacht, die Peter in der Folge zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit brachte. In der Reise, die Peter 1697 ins Ausland unternahm, stellte dieser seinen Günstling an die Spitze der Gesandtschaft, zu deren unscheinbarsten Begleitern der Czar selbst gehören wollte. Während der Abwesenheit Peters und Lefort's erhoben die russischen Großen, in Verbindung mit den Strelitzen, denen die vielen neuen Einrichtungen und die Begünstigung eines Ausländers ein bittres Aergerniß gaben, einen Aufruhr; allein mit Adlerschnelle kehrte Peter zurück und nahm die blutigste Rache an den Aufrührern. Er, sowie Lefort und Menzikow vollzogen die Hinrichtung

er Schuldigen mit eigner Hand. Lefort starb 1699; ein ausschweifen- es Leben hatte seinen Tod beschleunigt. Lefort hat sich durch seine Ver- dienste einen unsterblichen Namen in Rußlands Annalen erworben. Er war ein Mann von scharfblickendem Geiste, festem Charakter und uner- schütterlichem Muthe.

Legal, Legalität ist die Uebereinstimmung einer freien Handlung mit dem Gesetze, als z. B. mit dem Sittengesetze. Um eine Handlung für legal zu erklären, sieht man nicht auf die Motive, welche ihr zum Grunde lagen; denn die Legalität (Gesetzlichkeit) unterscheidet sich von der Moralität, daß die Beweggründe zur Handlung bei dieser auch recht- lich seyn müssen.

Legat hieß bei den Römern Derjenige, der mit einem Gouverneur oder Landvogt (proconsul, propraetor) in die Provinz ging, um ihm in Amtsgeschäften beizustehen, entweder als Generallieutenant die Armee zu commandiren, oder die Jurisdiction zu verwalten; dann hieß er auch überhaupt ein Generallieutenant bei einem Feldherrn, Unter-Feldherr. Nachher belegte der Papst, als geistl. Oberhaupt der Christenheit, eben- falls seine Bevollmächtigten mit dem Namen Legat, sowie auch die Erz- bischöfe diesen Titel erhielten. Es ist aber ein Unterschied zwischen ge- bornen Legaten (Legati nati) und abgeordneten (Leg. missi); jene ver- richten keine Gesandtschaften und führen den Titel bloß wegen ihrer geistl. Würde (z. B. die Erzbischöfe zu Köln, Salzburg, Prag ꝛc.); diese haben aber wirkliche Gesandtschaften; ferner gibt es päpstl. Gesandten vom ersten Range, ein solcher heißt Legatus a latere (von der Seite, gleich- sam des Papstes) und ist gewöhnlich ein Cardinal ꝛc., und Gesandten vom zweiten Range: ein solcher wird Nuntius (s. d.) genannt. Ist er noch geringer, so heißt er Internuntius. Es sind Legaten auch päpstl. Statt- halter oder Gouverneurs in den fünf Legationen des Kirchenstaats, die durch selbige, oder meistens nur durch Vice-Legaten regiert werden.

Legat (legatum), ein Vermächtniß, welches der Haupterbe, dem Te- stamente zufolge, z. B. einem Dritten auszahlen muß, oder auch zufolge eines Codicills, ja auch durch den mündlich geäußerten Willen des Erb- lassers. Legatum ad pias causas ist ein Vermächtniß an milde Stiftun- gen, d. h. an Kirchen, Schulen u. s. w.; legatum alimentorum, ein Vermächtniß, einem Dritten seinen Lebensunterhalt geben zu müssen; le- gatum dotis, Vermächtniß eines Heirathsguts; legatum fructuum annuo- rum, Vermächtniß der jährl. Früchte; legatum liberationis, Vermächtniß der Schuldenerlassung; legatum mobilium, Vermächtniß der beweglichen Güter; legatum ornamentorum, Vermächtniß des weiblichen Schmucks; legatum pium annale, Vermächtniß zu einer jährl. Stiftung, z. B. zu einer jährl. Gedächtnißmesse, Armengabe u. s. w.; legatum ususfruc- tus, Vermächtniß des bloßen Nießbrauchs. — Legatarius, Legatar, der Einer, dem ein Legat vermacht ist, Legator, Einer, der ein Legat macht.

Legende (legenda) heißt in der kathol. Kirche ein Buch, das die täglich beim Gottesdienst abzulesenden Lectionen enthält; Legenden sind die Lebensbeschreibungen der Heiligen und Märtyrer, welche man in äl- tern Zeiten gesammelt, Acta sanctorum (s. das Ausführl. in diesem Art.). — Weil es unter der Masse von Legenden eine große Menge poetischer und erhebender Sagen gibt, so haben viele und große Dichter sich mit Bearbeitung dieser Stoffe beschäftigt; ja man nennt deßhalb auch

jede frei erfundene poetische Nachahmung kirchlich alterthümlicher Sage in deren einfachem Style, Legende. Göthe, die beiden Schlegel, Tiedgarten, Herder, Fouque, Amalie v. Imhof, haben uns mit trefflichen Legenden beschenkt; Pfeffel und Langbein lieferten die Legenden in komischen Gewande. — Legende nennt man auch den Rand oder die Umschrift einer Münze, zur Erklärung des Bildes oder der Figur.

Legendre (Adrian Marie), geb. 1752, einer der geachtetsten französischen Mathematiker der neuern Zeit und Professor der Mathematik an der Militairschule zu Paris. Als sich 1787 zwischen den Astronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbestimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, ward Legendre nebst Cassini und Mechain von Seiten der franz. Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwischen Dünkirchen und Boulogne auszumessen, während andre Mathematiker von Seiten Englands Dasselbe an einem andern Orte thaten. Die Resultate wurden von den franz. Gelehrten in einer eignen Schrift, 1792, bekanntgemacht. 2 J. darauf gab Legendre ein „Mémoire sur les transcendantes elliptiques“ und seine „Eléments de géométrie“ heraus, die seitdem 11 Aufl. erlebten und allgemein als ein classisches Werk anerkannt werden. Besonders machte sich Legendre durch seine tiefgedachten Untersuchungen über die Attractionen elliptischen Sphäroiden verdient, und er hat den Ruhm, der Erste gewesen zu seyn, welcher den Beweis führte, daß die elliptische Gestalt die einzig mögliche ist, um eine flüssige Masse, welche eine Rotation hat, im Gleichgewicht unter sich zu erhalten, und daß die einzelnen Theile (Sphäroiden) der Masse sich gegenseitig, nach den Quadraten ihrer Entfernung anziehen. Dieser Untersuchung, die er bereits 1782 begann, folgte eine andre nicht minder wichtige über das Verhältniß der Sphäroiden untereinander, zu welcher ihn die Aufstellungen von Euler und Lagrange führten. Später bearbeitete er mit Prony die neuen trigonometrischen Tafeln zur Decimalberechnung der Cirkel. 1808 ward Legendre von der Regierung in Frankreich zum lebenslänglichen Vorsteher der Universität, 1815 zum Ehrenmitgliede der Commission für den öffentlichen Unterricht, und 1816, mit Poisson zugleich, zum Examinator der in die polytechnische Schule Aufzunehmenden ernannt. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören noch: 1) „Nouvelle théorie des parallèles“ (1803); 2) „Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites, des comètes etc.“ (1805); 3) „Essai sur la théorie des nombres“ (1798, nebst einem Suppl.-Bd., welcher 1816 erschien, in 4.); 4) „Exercices de calcul integral“ (1807, 4.). Außerdem enthalten die Memoiren der Akademie, deren Mitglied er war, schätzbare Aufsätze von ihm. Seine Methode der Bestimmung der Kometenbahnen hat durch die Schärfe und Tiefe, mit welcher sie gedacht und ausgeführt ist, bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen unter den Astronomen und Mathematikern erregt. 1824 verlor er seine Pension von 3000 Fr., weil er bei der Besetzung einer Stelle an der Akademie nicht für den ministeriellen Candidaten gestimmt hatte. Er starb im Jan. 1833 zu Paris.

Legio fulminatrix, s. Donnerlegion.

Legion, eine Abtheilung der römischen Armee, deren Stärke in verschiedenen Zeiten verschieden war. Als Romulus den römischen Staat einrichtete, wählte er aus jedem der 3 Tribus 1000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde. Diese 3300 Mann zusammen hießen eine Legion, weil

nur die streitbarsten dazu ausgesucht (legere) wurden. Zur Zeit des Polybius bestand eine Legion aus 4200 Mann. Die Soldaten einer solchen Legion waren römische Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sklaven dazu. Auch durfte keiner, außer sehr dringender Gefahr, unter 17 Jahre alt seyn. Gewöhnlich befand sich bei einer Legion auch eine gleiche Anzahl Bundesgenossen, sodaß, wenn von einer römischen Legion die Rede ist, man immer darunter ein Corps von 9 bis 10.000 Mann verstehen muß. Das Fußvolk jeder Legion wurde, als die Stärke derselben noch 3000 Mann betrug, in 10 Cohorten und jede Cohorte in 3 Manipel, welche auch, da sie gerade aus 100 Mann bestanden, Centurien hießen, eingetheilt. Als die Legion stärker wurde, behielt man zwar diese Abtheilung bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien. Die Centurie wurde auch noch in 10 Decurien getheilt. Ferner waren bei jeder Legion 6 Kriegstribunen oder Kriegsobersten, welche unter dem Consul commandirten, jeder gewöhnlich, wann die Reihe an ihn traf, einen Monat lang. Zu einer consularischen Armee gehörten 4 Legionen (nämlich 2 für jeden Consul), welche jährlich aufs Neue gewählt wurden. Die Waffen schaffte sich jeder Bürger selbst an. Wenn die Legion 4200 Mann stark war, so betrugen die leichten Truppen 1200. Die Hauptfahne einer solchen Legion war ein silberner Adler und der Name derselben unterschied sich entweder nach dem Anführer derselben (z. B. Claudianische Legion), oder nach dem Orte, wo sie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Augustus bestand das ganze römische Heer aus 25 Legionen. — Eine unbestimmte, große Anzahl von Personen oder Gegenständen wird im gemeinen Leben ebenfalls Legion genannt. — In neuern Zeiten kam die Benennung Legion besonders unter Napoleon wieder auf und wird gewöhnlich gebraucht von einem aus unbestimmter Anzahl und meist verschiedener Gattung bestehenden Truppencorps, dergleichen meist nur bei Anfang eines Krieges errichtet und nach Beendigung desselben wieder aufgelöst werden. Von dieser Art waren die englisch-deutsche und die russisch-deutsche Legion im letzten Befreiungskriege. Die franz. Nationalgarden waren in Legionen und Cohorten eingetheilt, und nach der Auflösung des ganzen, von Napoleon 1815 gebildeten Heeres, dessen Trümmer sich hinter die Loire zurückgezogen hatten, wurde das neue franz. Heer in Legionen, nach den Departements benannt, gebildet, welche Einrichtung jedoch gegen Ende 1820 aufgehoben ward.

Legirung, die Vermischung zweier Metalle, und in der Münzkunst, die Vermischung des edlern Goldes und Silbers mit dem geringern Kupfer. Daher unterscheidet man eine feine, nicht legirte, Mark von der legirten, rauhen oder beschickten. Gold wird mit Kupfer, mit Silber oder mit Kupfer und Silber zugleich legirt. Die erste Legirung heißt die rothe, die zweite die weiße, die dritte die gemischte. Silber ist allezeit mit Kupfer legirt. Der Gehalt des feinen Metalls ist das Korn in der Mark, der Gehalt des geringern das Schrot. Die Legirung gibt den Münzen die gehörige Härte, um das Abschleifen zu verhindern und um die Münzkosten (den Schlagesatz) zu decken. Sie wird durch den Münzfuß des Landes festgesetzt. Legirungen anderer Metalle dienen zu mancherlei technischen Zwecken, z. B. Glockenspeise, Bronze, Metallgemische zu Teleskopen, zu Buchdruckertypen. Solche Legirungen sind che-

mische Vereinigungen mehrer Metalle, die dadurch ganz andere Eigenschaften erhalten als sie ursprünglich haben. Ihre Dichtigkeit steht nicht in dem arithmetischen Mittel der einzelnen Dichtigkeiten; ihre Schmelzbarkeit ist verändert. Ein Gemisch von 2 Wismuth, 1 Blei und 1 Zinn bedarf zum Schmelzen nur der Hitze des kochenden Wassers. — Legiren, Jemandem Etwas in einem Testamente vermachen, s. Legat.

Legitima, s. Pflichttheil.

Legitimität, Gesetzmäßigkeit (von lex, das Gesetz, davon legitimus, dem Gesetze gemäß). Legitime Kinder sind daher solche, die aus einer gesetzmäßigen Ehe erzeugt sind; legitimirte aber solche, die, obwohl außer der Ehe erzeugt, vom Staate für legitime erklärt worden. Ein Kind legitimiren aber heißt seine Legitimität in irgend einer Hinsicht bethun oder den gesetzmäßigen Beweis führen, daß man eine gewisse Person sey und als solche gewisse Ansprüche, Rechte oder Aufträge habe. So legitimirt sich ein Gesandter durch Darlegung seiner Vollmacht. In politischem Sinne heißt Legitimität die Gesetzmäßigkeit einer erblichen Dynastie in einer Monarchie, sodaß die Regentenwürde von einem verstorbenen Gliede auf das nächste Glied mit dem Vorzuge der Erstgeburt übergeht. Ferner die bestehende gesetzlich bestätigte Regierungsform und deren Verwaltungspersonal. Es gibt leider Fälle, wo Regenten ihre Macht mißbrauchten, andere, wo ihr Eigensinn oder ihre Verstandesschwäche, Zeit und Umstände beherrschen zu wollen, Staat und Volk ins Verderben brachte, eine Meuterei veranlaßte, welche sie vom Throne entfernte und oft auch die geborenen Thronerben, weil die Meuterer gemeiniglich aus Privathaß und selten aus wahrer Rücksicht des allgemeinen Besten die Dynastien wechseln ließen und weil sie Strafe von den Nachkommen fürchteten, die Volksvertretungen, wenn man nöthig fand, solche überall zu berufen, zum Wechsel der Dynastie beredeten. Meine Erfahrung ist übrigens, daß solche neue, in Anarchien hervorgerufene Dynastien bisweilen den Völkern neue größere Plagen brachten. Die Erfahrung der Geschichte ist ein Hauptschutz der bestehenden Dynastien, wenn auch große Schwächen diesen oder jenen Regenten übereilen. So wiß handelten die Stuart's gegen die alterthümliche Verfassung England's; doch bewahrten sie solches vor Schuldenlast, und die geringe Einmischung in die Continentalpolitik im 30jährigen Kriege wurde ihnen sogar zur Last gelegt. Die Aristokratie in England herrschte damals weniger als der König, dem man nur Schuld gab, zu sehr nach der Theorie des jus divinum der Monarchie wider die Erklärungen der Thronversammlung und die Rechte des Parlaments zu regieren. Nicht die sehr unschuldige Demokratie, die selten ihre Verehrung legitimer Monarchen weiset, sondern die eigennützige Aristokratie, welche so gern die Monarchen, wie in Frankreich (besonders unter der ältern Bourbonischen, nun durch die Juliusrevolution gestürzten Linie) und England u. s. w., beherrschen möchte, ist der Legitimität der bestehenden Dynastien mit und ohne Verfassungen gefährlich, und leider knüpft die Aristokratie bisweilen Verbindungen mit den noch nicht zum Throne berufenen Gliedern der Dynastie an. — Dem Streben nach Universalherrschaft übermächtiger Staaten mit Muth entgegen zu wirken, Das ist das wichtigste jetzige Bedürfniß der Legitimität und ihrer Völker. Man kette alle Stände an den Regenten und die Regierung. S. Malte-Brun's „Traité de la légitimité etc." (Paris 1825).

Legouvé (Gabriel), franzöſ. Dichter, geb. 1764 zu Paris, ward 1798 Mitglied des Inſtituts und verſah einige Jahre vor Wille's Tode deſſen Lehrſtelle am Collège de France. Seine beiden letzten Jahre brachte er in Geiſtesverwirrung zu, welche die Folge eines unglücklichen Falles war, und endigte 1813 ſein Leben im Spital. Sein berühmtes Werk iſt das Lehrgedicht über das Verdienſt der Frauen (Le mérite des femmes), das mit ſeltenem Beifalle aufgenommen ward und noch immer in neuen Auflagen erſcheint. Die Mängel der Anlage in dieſem Gedichte hat der Verfaſſer durch Anmuth der Form zu verbergen gewußt. Die vorzüglichſten ſeiner übrigen Schriften ſind: „Der Tod Abels", theils dem Geßner'ſchen, theils dem Klopſtock'ſchen „Abel" nachgebildet; „Richard III.", Tragödie nach Shakſpeare; „Der Tod Heinrichs IV.", ein Trauerſpiel, in welchem Anordnung und Ausführung gelobt wird. Außerdem ſtehen noch viele treffliche Aufſätze und Gedichte in den „Veillées des muses", die er mit Arnault, Laya und Vigee herausgab, und im „Mercure de France". Seine Werke ſind noch nicht geſammelt.

Lehmann (Johann George), königl. ſächſ. Major, Erfinder der nach ihm benannten topographiſchen Zeichnungslehre, der Sohn eines armen Müllers, geb. den 11. Mai 1765 in der Johannismühle bei Baruth im ehemaligen ſächſ. Kurkreiſe, erhielt ſeinen erſten Unterricht von einem Dorfſchmied, der eine Stunde weit von ſeinem Geburtsorte wohnte; ſpäter ertheilte ihm der Cantor in Baruth einige Anweiſung in der Muſik. Hierauf arbeitete Lehmann als Mühlknappe. Bald aber ſtellten ihm die Werber nach, die damals oft unter allerlei Verkleidungen die Maßgerechten der untern Stände überfielen und nach dem Standquartiere ſchleppten. Dem Waffenſtande abgeneigt, begab ſich Lehmann unter den Schutz eines begüterten Vornehmen, der ihn zum Schreiber ernannte. Allein ſeine derbe Offenheit mißfiel dem Schutzherrn, und dieſer ſchwieg, als man den jungen Menſchen einſt bei einem Kirchgange mit Gewalt zum Militair nahm. Seiner Fertigkeit im Schreiben wegen wurde er Compagnieſchreiber, und als ſein Regiment nach Dresden zu ſtehen kam, erlaubte man ihm, die Kriegsſchule, welche damals der Hauptmann Baklenberg leitete, zu beſuchen. Dieſer erkannte Lehmann's Talent und übertrug ihm mehre topographiſche Arbeiten. General von Langenau ſah die Arbeiten und verſetzte Lehmann zu ſeinem Regimente als Sergeant. Den Antrag aber, ihn als Offizier in Vortrag zu bringen und ihm zugleich die Leitung einer Militairbildungsanſtalt zu übergeben, mußte Lehmann aus Mangel an den nöthigen Equipirungs- und Subſiſtenzmitteln ablehnen. Darauf bat er, um ſich ganz topographiſchen Arbeiten zu widmen, im Juli 1793 um den Abſchied. Er erhielt ihn und nahm jetzt, ohne Beiſtand eines Landmeſſers, 26 QM. des Erzgebirges und mehre einzelne Rittergüter auf. Das Entbehren aller Hülfsmittel aber, welche die gewöhnlichen Vermeſſungen erleichtern, führte ihn zur Erfindung und Anwendung höchſt wichtiger Vortheile, den zweckmäßigen Gebrauch des Meßtiſches betreffend, welche in dem 2. Thle. ſeines Werkes enthalten ſind. Zugleich erwarb ſich Lehmann reichhaltige Erfahrungen in Hinſicht der Entſtehung und Bildung ſowohl einzelner als zuſammenhängender Berggruppen, und gründete in der Folge auf ſelbige ſein Situationszeichnungsſyſtem, welches Siborn ins Engliſche überſetzt hat. Obige Vermeſſungen gründeten Lehmann's Ruf. Man ernannte ihn zum Ober-

genaufseher im wittenberger Kreise, und 1798 wurde er, auf Bachmann's Verwendung und den Vortrag des Obersten v. Christiani, zum Offizier und Lehrer bei der sächs. Ritterakademie in Dresden ernannt. In dieser Stellung arbeitete er seine Lehre der Situationszeichnung aus, die nach seinem Tode Prof. Fischer herausgab. Zugleich verdankte ihm manch tüchtige Geometer und Topograph seine Bildung. — Der Feldzug 1806 rief den Lieut. Lehmann in den sächs. Quartiermeisterstab, wo er in Jena Beweise seines Scharfblicks und seiner Terrainkenntniß gab; 1807 ging er als Hauptmann und Quartiermeister zur Belagerung von Danzig und später zur Blokade von Graudenz, erschöpfte hier aber seine Kräfte in Erfüllung seines Berufs und legte dadurch den Grund zu seinem frühen Tode. Endlich zog er mit dem sächs. Generalstabe nach Warschau und verfertigte hier den bekannten Grundriß gedachter Hauptstadt. 1809 seiner Kränklichkeit wegen nach Dresden zurückberufen, erhielt Lehmann den St.-Heinrichsorden und wurde im folg. J. zum Major und Oberaufseher der königl. Militairplankammer ernannt. Nach langen Leiden starb dieser durch selbsterworbene Bildung, Fleiß und Charakter ausgezeichnete Mann den 6. Sept. 1811. Von seinen Aufsätzen sind nur wenige gedruckt, u. a. der über die Schlacht bei Friedland, in der „Pallas“, aus welchem jedoch die Einseitigkeit, womit Lehmann, der stets seinen eignen Weg gegangen war, seine vorgefaßte Ansicht gewöhnlich festhielt, ebenfalls hervorleuchtet. Auch ist der mit des Prof. Hasse „Beschreibung von Dresden und der umliegenden Gegend“ (Dresd. 1801, neue Ausg. 1803) zuerst ausgegebene und seitdem in spätern Beschreibungen von Reinsch ergänzte Plan von Dresden, sowie das topographische Blatt der Gegend von Dresden, von Lehmann aufgenommen und gezeichnet worden.

Lehnstamm (constitutum feudale), 1) im engern Sinne: das auf einem Lehen versicherte Capital, worin nach der Lehenfolge succedirt wird; 2) im weitern Sinne: diejenige Summe, welche vom Lehen oder wegen desselben bezahlt worden, oder noch zu bezahlen ist und wovon es mehre Fälle geben kann: z. B. ein Capital, das der Lehensträger dem Allodialerben auszahlen muß; ein Abfindungsquantum der übrigen Lehensfolger ꝛc.

Lehnswesen, Lehn oder Lehngut. Ursprünglich war ein Lehn ein bestimmter Länderdistrict, welche ein Vasall inne hatte und mit dessen Besitze gewisse prärogative Rechte verknüpft waren. Anfangs waren solche Lehnbesitzungen nur zeitlich und konnten dem Besitzer nach Ablauf der bestimmten Zeit wieder vom Lehnsherrn genommen werden. Doch schon unter Karl dem Großen und Lothar I. gab es einige dieserartigen Besitzungen, welche zu den Erben übergingen; in der Folge wurden die Lehne erblich und nun erlosch die alte politische Verfassung der germanischen Völker und das Feudalsystem entstand. Die ersten Wurzeln des Lehnswesens wurden durch den Einbruch der nordischen Völker in die römischen Provinzen und ihre Niederlassung in den eroberten Ländern gelegt. Niemanden ist das außerordentliche Phänomen in der Geschichte, das nur ein Mal sich ereignete und sich vielleicht nie wieder ereignen wird, die Völkerwanderung, unbekannt; eine Menge Nationen, Goten, West- und Ostgothen, Vandalen, Angelsachsen, Franken, Burgunder, alle germanischen Stammes, stürzten sich aus dem Norden in den Süden Europas und in den Orient, zertrümmerten den römischen Länderkolo-

heilten sich in seine Glieder und legten den Grundstein zu vielen Staaten und zu einer politischen Verfassung, welche erstern größtentheils noch jetzt bestehen und in den europäischen Staatsverfassungen die Spuren der letzteren, trotz der großen Veränderungen, die Jahrhunderte mit ihr vornahmen und der gewaltsamen Erschütterungen, bis auf den heutigen Tag sichtbar sind. Nachdem der Sieger des großen Pompejus sein Vaterland unterdrückt und seine Nachfolger, selten an hohem Geiste und menschenfreundlichen Herzen dem ersten Cäsar ähnlich, den römischen Staat einer tyrannischen Herrschaft unterworfen hatten, seufzete Europa eine lange Zeit unter dem schweren Drucke und der grausamsten Despotie, in die sich die ehemalige römische Milde umgewandelt hatte. Die germanischen Völker, schon lange durch ihre häufigen Grenzkriege und Raubzüge mit der Schwäche der Römer und ihrer Ausartung von dem kriegerischen Geiste ihrer Väter bekannt und aufgemuntert von den nachbarlichen Nationen, die unter dem Römerdrucke erlagen, vereinten sich, die Welt an ihren Tyrannen zu rächen. Wie Bergströme stürzten sie sich in Italien, Frankreich und Spanien und in alle südliche Provinzen Europas, zerrissen das lose Länderband, wodurch die abendländischen Kaiser unnatürlich und doch schwach die verschiedenartigsten Provinzen zu Einem Reiche verbanden und bildeten aus den Theilen eigne Königreiche. Rom hatte alle Völker so gänzlich vernichtet, daß es schien, die Erde habe eine neue hervorgebracht, um seine Herrschaft zu zertrümmern. Fast gleichzeitig mit den Germanen setzten sich auch mehre asiatische Nationen in stürmende Bewegung, die Hunnen, Alanen und Avaren; sie gingen über den kimmerischen Bospor, jetzt die Meerenge von Kaffa, trieben die alten Völker aus ihren Sitzen, und so stürzten Nationen auf Nationen in furchtbarem Gedränge, bis die empörten Wogen sich in den römischen Provinzen zu Ruhe legten; doch zeichneten sich die Eroberungen der Germanen von den der Hunnen auffallend durch ihren Charakter aus. Diese verwüsteten Europa, ohne Staaten zu bilden; sie raubten überall Beute zusammen und schleppten sie wie Wölfe in ihre Höhlen: Jene hingegen setzten sich in den eroberten Königreichen fest und diese, obgleich durch die Gewalt der Waffen begründet, fühlten wenig das Joch des Siegers. Die Germanen waren frei in dem Lande ihrer Heimath und gestanden in den eroberten Reichen ihren Anführern nur eine beschränkte Macht zu. Eine Menge Unteranführer engten die Autorität des Fürsten ein; Kriege wurden nur mit ihrer Einwilligung begonnen; die Beute wurde unter das Heer vertheilt; der Fürst durfte keine Auflagen erheben und die Gesetze wurden in einer Versammlung der Nation gegeben. Welch ein Unterschied zwischen Deutschen und Tataren! Diese stürzten das griech. Kaiserreich und führten an der Stelle eines Staatsgebäudes einen Kerker des Despotismus und der Sklaverei auf; Jene eroberten das abendländische Römerreich und gründeten überall Monarchien und Freiheit. Diese Verschiedenheit läßt sich aus dem Charakter und dem Genius des germanischen Volkes, aus dessen Schoße die Eroberer hervorgingen, erklären. Sie übten nicht sonderlich den Ackerbau, lebten von Milch, Käse und Fleisch; keiner besaß ein Stück Landes eigenthümlich; die Fürsten und Vorsteher des Volkes wiesen einem Jeden einen Theil des Landes, welches alle Gemeindegut war, zu einer jährigen Benutzung an. Der Tapferste sammelte um sich eine Schar Anhänger, Tacitus nennt sie Comites; sie folgten ihm in den Krieg und fochten unter seiner Anfüh-

rung. Zwischen den Gefährten herrschten ein Wetteifer des Muthes und zwischen den Fürsten der Scharen ein Wetteifer, das zahlreichste und tapferste Gefolge zu besitzen. Im Kampfe war es schmählich für die Fürsten, an Tapferkeit seinen Gefährten nachzustehen; und für sie Schande, ihrem Heerführer nicht zu gleichen oder ihn zu verlassen. Von ihnen empfingen sie das Schlachtroß und den furchtbaren Pfriem, Mahl und Trank war der Sold dieser kühnen Krieger. Es gab unter ihnen zwar keine Lehne; aber es gab doch eine Art von Vasallen: es gab keine Lehne, weil der Fürst keine Ländereien zu verleihen besaß, oder, wenn man will, ihre Lehne waren Schlachtrosse, Waffen und Mahl; doch das Gefolge bildete eine Vasallenschaft; denn die Gefolge bestanden aus Treuen, die durch Wort und Handschlag sich ihrem Fürsten verbanden und ihm aus Liebe und Neigung in den Krieg folgten. Wenn Einer unter ihnen, erzählt Cäsar, in der Volksversammlung kund machte, daß er einen Zug im Sinne habe und seine Landsleute zur Theilnahme an Unternehmen aufforderte; so erhoben sich Die, welchen der Zug und der Anführer genehm waren und boten ihm ihre Hülfe an. Die germanischen Nationen waren überdieß in mehre Stämme getheilt, jeder Stamm hatte seine unabhängigen Richter und ein Oberhaupt der ganzen Nation wurde nur zur Zeit des Kriegs gewählt. Daher bestanden die Heere oder nicht mehr die bewaffneten Colonien, die aus dem Mutterlande zogen, noch aus Söldlingen, die für Lohn zum Besten des Dingers eroberten; sie waren freiwillige Waffenverbindungen, Alle gleiche Theilnehmer am Zug. Diese Gesellschaften, aus den verschiedenen Stämmen gezogen, bildeten ebenso viele verschiedene Heeresabtheilungen, jeder unter ihren besonderen Führern, Alle unter einem Hauptführer, durch die Einstimmung Aller erkoren und der ebenfalls Anführer seines Stammes war: mit einem Worte, die Deutschen bildeten ein Heer von Eidgenossen. Demnach verlangte die Natur ihrer kriegerischen Verfassung, daß das Eroberte zum Gemeingut Aller wurde und Jeder in dem Maße Theil an der Beute nahm, als er zur Eroberung beigetragen hatte. Um diese Vertheilung des Landes zu bewerkstelligen, wurde es in so viele Districte gespalten, als Völkerstämme da waren, und diese wiesen nun einem Jeden nach Maßgabe seiner Verdienste einen größern oder einen geringern Theil an. Die Fürsten erhielten nun wie billig die größten Besitzungen, die sie dann wiederum stückweise an die Glieder ihres Gefolges unter der Bedingung, ihnen die Vasallenpflicht zu leisten, verliehen. Was die Deutschen mit dem Schwerte erobert hatten, mußten sie auch mit dem Schwerte behaupten; sie sahen sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, diese kriegerische Verfassung auch im Frieden beizubehalten. Die Autorität des Oberhauptes und der Unteranführer dauerte fort und alle Glieder mußten mit diesen Mittelpunkten in Verbindung bleiben. Dem Geiste der Germanen und noch mehr ihrer Lage nach — denn aus dem Norden ergossen, den frühern folgend, sich neue Völkerschwärme und wollten sich ebenfalls mit dem Schwerte in der Hand zum Erben des entschlafenen Römerreichs einsetzen; auf der andere Seite konnten die griech. Kaiser Ansprüche auf die abendländischen Provinzen machen und machten sie sogar: dieser Lage nach war es natürlich, daß die einzelnen germanischen Völker ein festes Band suchten, welches die Glieder zum Schutze des Ganzen zusammen hielte. Jeder, der ein Stück Landes als Beute erhielt, mußte daher die Verpflichtung übernehmen, bei einem Angriffe sich zum

Schutze des Ganzen zu bewaffnen und dem Rufe seines nächsten Führers zu folgen, der sich dann mit seiner Abtheilung an das Nationalbanner schloß, d. h. zum Heere des Oberhauptes stieß. Dieser muß daher unter einer doppelten Beziehung betrachtet werden: als Herr eines Landesdistrictes, das er aus dem Gemeindegut als Belohnung erhalten und stückweise an sein Gefolge verliehen hatte; und als Oberhaupt und Heerführer der Nation. In der ersten Eigenschaft besaß er immer ein ihm persönlich verpflichtetes Gefolge; seine Begleiter erhielten zwar nicht mehr Schlachtroß, Pfriem und Unterhalt zum Solde; sondern sie wurden für ihre Dienste durch wirkliche Besitzungen entschädigt, ohne daß dadurch die Verbindlichkeiten, die sie ihrem Fürsten verschuldeten, aufgehoben wurden. Die Vertheilung des Landes geschah bei den verschiedenen Völkern verschiedentlich. Die Gothen und Burgunder trafen mit den alten Besitzern eine Uebereinkunft; sie eigneten sich einen zu ihrem Bedarfe hinlänglichen Theil zu und ließen den Rest frühern Eigenthümern unter gewissen persönlichen Leistungen und Abgaben; die Franken hingegen nahmen Alles und trafen nur unter sich gewisse Reglements. Doch alle gingen dabei mit derselben Mäßigkeit zu Werke: sie beraubten die alten Eigenthümer nicht gänzlich ihres Besitzes; sondern nahmen bald 2 Drittel, bald die Hälfte. Die Ländervertheilung wurde nicht mit tyrannischem Egoismus vollzogen; sondern sie wurde durch die Absicht geleitet, den wechselseitigen Bedürfnissen beider Völker, welche dasselbe Land bewohnen sollten, abzuhelfen. Ein burgundisches Gesetz befahl, daß jeder Römer einen Burgunder als Gast aufnehmen sollte; die Zahl der Römer, welche ihre Güter theilen mußten, war daher der der Sieger gleich; hierdurch wurde der Römer am meisten verletzt: denn der Burgunder setzte seine vaterländische Lebensart fort, er war Jäger und Hirt, überließ aus diesem Grunde das Ackerfeld dem Römer und begnügte sich mit dem schlechtern Boden. In Italien hießen die Ländertheile Sortes Gothicae und Sortes romanae; die fränkischen Antheile hießen Terra Salica und der den ursprünglichen Besitzern verbleibende Theil, Allodium, franz. Aleu; welches in der teutonischen Sprache Güter bedeutete, die in keinem Lehnsverhältnisse standen. Unter den Franken lebten die Römer nicht mehr sklavisch gebunden, als der Gallier unter den römischen Eroberern; nie trafen die Franken eine allgemeine Einrichtung, welche die alten Bewohner Galliens in eine knechtische Abhängigkeit versetzte. Der Tribut, wenn überhaupt die besiegten Gallier und Römer einen solchen entrichteten, was sehr zweifelhaft ist, hörte bald auf und wurde durch militairische Verpflichtungen umgewandelt. Oben wurde erwähnt, daß die germanischen Fürsten, die Ersten an Tapferkeit und Kriegserfahrung, ein Gefolge um sich sammelten. Diese Sitte behielten sie auch in ihren Eroberungen bei: Tacitus nennt die Gefährten Comites (Begleiter) und das salische Gesetz, Menschen, die in der Treue des Königs stehen, qui sunt in truste regis: die ersten Geschichtschreiber hießen sie Leuden, Treue, die spätern Vasallen (Gesellen), vassali, Veniores. Die Güter, mit denen die Fürsten ihre Vasallen belehnten, kommen bei verschiedenen Schriftstellern und zu verschiedener Zeit bald unter dem Namen Fiscalgüter, Beneficii, bald unter dem von Lehen, Fiefs, vor. Es ist kein Zweifel, daß die Belehnung mit diesen Gütern ursprünglich nur zeitlich war. Die Geschichtschreiber, die Belehnungsformeln, die Gesetzbücher der verschiedenen Völker, alle Denkmäler, welche aus der Zeit noch vorhanden, sind hierüber einstimmig.

Anfangs stand es den Lehnsherren frei, diese Vergünstigungen nach Belieben aufzuheben; in der Folge verliehen sie die Güter auf ein Jahr und darauf lebenslang. Zwei Classen Menschen waren zum Militairdienste verpflichtet; die Vasallen, durch ihre Lehne hiezu verbunden und die freien Franken, Römer und Gallier, die dem Banner der Grafschaft folgen mußten. Freie Menschen nannte man die, welche weder Benefizien oder Lehne besaßen, noch glebae ad scripti, der Erdscholle angehörig waren: ihre Güter hießen Allodial-Besitzungen. Ebenfalls galt als Rechtsgrundsatz, daß mit der militairischen Gewalt zugleich die Gerichtsbarkeit verknüpft sey. Die Vasallen besaßen die Macht, auf ihren Lehngütern Recht zu sprechen, wie die Grafen in ihren Grafschaften. Man kann zwar nicht durch Urkunden beweisen, daß die Gerichtsbarkeit ursprünglich an den Lehnen haftete, weil sie erst durch und nach der Theilung begründet wurde; doch da es sich aus den Urkunden ergibt, daß mit der Belehnung die Gerichtsbarkeit verbunden war, so folgt, daß diese aus dem Wesen der Lehne entsprang und eins seiner Prärogative war. In der Folge wurde allerdings die Gerichtsbarkeit vom Lehne getrennt; die Ursache lag darin, daß es eine große Menge Lehnsträger gab, die keine Untergehörigen hatten und folglich nicht zu Gerichte zu sitzen brauchten; alle Rechtsstreitigkeiten wurden daher vor das Tribunal des obern Lehnsherrn gebracht und die kleinern Lehnsträger verloren das Recht der Gerichtsbarkeit, weil sie weder den Willen noch die Macht hatten, sich in demselben zu behaupten. Aus diesen angegebenen Daten vermag man sich schon einen Begriff von der Staatsverfassung, welche die nordischen Nationen in den römischen Ländern begründeten, zu bilden; in ihnen erblickt man die Wurzeln der Herzog- und Fürstenthümer und der Grafschaften, welche Jahrhunderte hindurch die Königreiche Europas zertheilten und zerrissen; sie geben zugleich den Beweis, daß das Eigenthum, die Domainen des Königs (directum dominium), einzig von dem Willen des ganzen Staatskörpers abhing, und der Lehnsträger nur die Nutzung, das dominium utile, besaß. Nach einigen Jahrhunderten veränderte sich das Wesen der Lehne und zugleich war auch eine neue Gestaltung des alten politischen und Feudalsystems gegeben. Waren gleich nach dem Gesetze die Lehne beweglich, so konnten sie doch weder willkürlich gegeben noch genommen werden; eine der Hauptverhandlungen in den Nationalversammlungen betraf die Art, Lehne zu ertheilen und sie zu entziehen. Die Lehnsträger besaßen große Vorrechte; sie durften nach den Gesetzen eine größere Entschädigung für Kränkungen fordern als die Alleuden (Freie); man konnte einen Vasallen des Königs nicht zwingen, in Person einen Eid zu leisten: er schwor nur durch den Mund seiner eigenen Vasallen. Diese Vortheile bewogen sehr viele, ihr Allodium in ein Lehn zu verwandeln; sie gaben nämlich ihr Land dem Fürsten und bezeichneten ihn als ihre Erben; dieser ertheilte es ihnen als Lehn wieder. Anfänglich war den Freien die Veränderung ihrer Güter in Lehne nicht erlaubt; erst in dem Zeitraume von Gontrand bis auf Karl den Großen erhielten sie diese Befugniß: der Letztere erließ bei der Vertheilung des Reichs an seine 3 Söhne eine Verordnung, daß jeder Freie der drei Königreiche, welcher, welcher nun unter Einem Herrn stand, sein Allodialgut in ein Lehn verwandeln und sich nach Belieben einen Lehnsherrn wählen könne. Größere Veränderungen mit den Lehnen fanden unter Karl dem Kahlen statt. In seinen Capitularien befahl er, daß die Söhne der Gutsbesitzer

ihrem Vater im Amte folgen sollten, und dehnte auch das Erbfolgerecht auf die Lehne aus; diesemnach gingen die Lehne durch das Recht der Erbfolge und das der Wahl auf die Kinder über. Die Erblichkeit der Lehnsgüter veranlaßte häufig Rechtsstreite zwischen den Lehnsherrn und den Vasallen und zwischen den Vasallen selbst; man fühlte daher die Nothwendigkeit, etwas Allgemeines als Gesetz in Bezug auf die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten fest zu setzen; man abstrahirte die Gesetze von Entscheidungen in besondern Fällen und nannte die Sammlung Lehnsgesetze; mehre Jahrhunderte hindurch waren sie die Richtschnur bei Rechtsfragen über Lehne. Aus der Erblichkeit der Lehne entsprang eine unabsehbare Kette von Folgen: die erste war, daß das Recht der Erstgeburt oder Primogenitura, in alle Staaten Europas eingeführt wurde. In den ersten Zeiten des Lehnswesens kannte man dieß Recht nicht; der Fürst theilte sein Reich unter seine Kinder, dasselbe geschah mit Allodien; die Lehnsgüter hingegen, die kein Gegenstand der Erbfolge waren, konnten auch keinen der Theilung seyn. Als aber die Primogenitur die Erbfolge bei den Lehnen bestimmte, so galt dasselbe auch in Hinsicht der Krone, des größten Lehngutes der Nation. Kaum waren die Lehne erblich geworden, als die Herzoge, oder die Gouverneure der Provinzen, und die Grafen, die Gouverneure der Districte, nicht zufrieden, die Lehngüter in ihrer Familie auf ewig zu erhalten, sich bemühten, auch ihren amtlichen Charakter (denn beide waren ursprünglich Staatsbeamte, Militair- oder Civilobrigkeit, oder verbanden beide Gewalten) als ein Erbe ihrem Hause zu überlassen. Dieß glückte ihnen und eine neue Autorität, Souverainetät, Landeshoheit (s. dd.) entstand im Staate. Wie die Lehne nur auf Lebenslang verliehen wurden, konnte der Lehnsträger kein Landstück an einen Andern verleihen, um ein Unterlehn daraus zu bilden; denn es würde widersinnig gewesen seyn, wenn der bloße Nutznießer über den Besitz des Grundeigenthums hätte verfügen wollen; mit der Erblichkeit derselben aber wurde es unter gewissen Einschränkungen erlaubt. Bei der Nichterblichkeit der Lehne verlieh man sie nur Solchen, die im Stande waren, die Vasallenpflichten zu erfüllen; ein Minderjähriger konnte demnach kein Lehnsträger seyn; sobald aber die Lehne erblich wurden, verwaltete der Lehnsherr das Vasallengut bis zur Volljährigkeit des Erben; sey es, um hieraus seinen eignen Vortheil zu bezwecken oder den Mündel in den Waffen zu erziehen. In der letzten Hälfte des 9. Jahrh. findet sich schon dieser Gebrauch allgemein. Bei der Nichterblichkeit der Lehne konnten sie nur unter politischen Ersetzen betrachtet werden, sie waren ein integrirender Theil der Staatsverfassung; aus dieser Ursache ist auch in jener Zeit so wenig die Rede von Lehnsgesetzen; doch als sie erblich wurden und auf verschiedene Weise veräußert werden konnten, wurden sie auch ein Gegenstand der Civilgesetze; die Lehne, als Güter, mit denen militairische Verpflichtungen verknüpft waren, bildeten einen Theil des Staatsrechtes; aber als Güter betrachtet, die veräußert, geerbt, verschenkt ꝛc. werden konnten, mußte das Civilrecht auf sie in Anwendung kommen; daher das Entstehen der Civilgesetze in Rücksicht auf Lehne. Das nichterbliche Lehn konnte nur Dem verliehen werden, der die Eigenschaften besaß, jenen militairischen Verpflichtungen Genüge zu leisten, also einem Manne, einem Krieger; die erblichen Lehne aber gingen in Ermangelung eines männlichen Erben auf die Töchter über; aber da diese jenen Verbindlichkeiten nicht nachzu-

kommen vermochten, und es Sache des Lehnsherrn war, darauf zu sehen, daß der Träger des Lehns die hinlänglichen Eigenschaften besitze, so erwuchs ihm hieraus das Recht zu fordern, daß die Erbtöchter sich nicht ohne seine Einwilligung verheirathen dürften. Uebrigens ist es schwer, allseitig zu bestimmen, welche Rechtsverhältnisse zwischen den Lehnsherrn und den Vasallen obwalteten; und vorzüglich sind unsere Kenntnisse der Reichslehnsrechte ungemein mangelhaft und zweifelhaft, da wir hierin keine hinlänglichen Urkunden besitzen und nur nach Gebrauch und Herkommen und nicht so sehr nach positiven Gesetzen Streitfragen entschieden wurden. So viel ist gewiß, daß die Reichslehnsgesetze sehr von den longobardischen abwichen. Wenngleich man bei den Longobarden, während sie noch eine unabhängige freie Nation in Italien bildeten, schon Spuren des Lehnswesens findet, so erhielten sie doch erst unter Karl den Großen und den nachfolgenden deutschen Königen eine Lehnsverfassung, sie bekamen sie erst als besiegtes Volk, und Dieß begründet den Unterschied zwischen dem Feudalsystem der Longobarden und dem der Deutschen; bei diesen hatte es den Zweck, die Glieder des Staats inniger mit dem Oberhaupte und unter sich selbsten zu verbinden; bei jenen hingegen sollte es an die Unterthänigkeit erinnern und nicht so sehr ein Band des Rechts seyn. Zwar gab es auch im deutschen Reiche bei der ältern Lehnszeit verschiedene Gestalten der Unterthänigkeit; doch war die Hauptabsicht Vereinigung: in Italien hingegen war dieß ganz anders; jeder Lehnsmann wurde dem Rechte und dem Willen des Kaisers nach als ein niederiger Unterthan betrachtet, und die Lehne sollten im wahren Sinne des Wortes, Beneficia seyn. So verschieden auch die Natur und die Rechte der longobardischen Lehne von den deutschen waren, so suchten doch die schwäbischen Kaiser sie auch auf Deutschland anzuwenden. Denn sie bestrebten sich, ihr Ansehen, das durch die allmälig sich ausbildende Landeshoheit beschränkt wurde, auf andern Wegen wieder zu heben: ein Mittel hiezu war, die Reichslehne nach den eingeschränktern longobardischen Beneficien zu gestalten. Nach der Trennung der Hauptstaaten suchten die Kaiser ihren Vortheil darin, neue Fürstenthümer zu schaffen und mehre Grafen unmittelbar an das Reich zu bringen, um sich eine größere Stimmenzahl auf dem Reichstage zu erwerben. Sehr bequem schien zu dieser Veränderung die Zeit nach dem Falle Heinrichs des Löwen. Einige Regalien waren schon früher in allen Landschaften den Kaisern eigen gewesen; einige hatte man bald anfangs den Herzogen und Grafen als Nutzungen ihren Hof- und Reichsämtern verliehen; durch die letztern wurden die Regalien Reichslehne. Die wichtigsten Regalien waren durch kaiserliche Verleihungen, theils durch ausdrückliche, theils stillschweigende Verträge den Herzogen und andern geist- und weltlichen Fürsten mit der Hand zugefallen. Wie nun hernach von Zeit zu Zeit neue Fürsten und unmittelbare Grafen gemacht wurden, so verlangten die Kaiser, daß sie alle Regalien zu Lehn nehmen sollten, und hierbei kamen wieder die longobardischen Reichssatzungen in Anwendung. Solchergestalt schlich sich viel Fremdartiges in die ursprüngliche Reichslehnbarkeit ein, wovon das sächsische und schwäbische Lehnrecht die Beweise liefert. Kurz nachdem die Lehne erblich geworden waren und die Afterlehne sich vermehrt hatten, traten viele neue Verhältnisse in den alten germanischen Verfassungen hervor, auf welche die salischen, burgundischen, sächsischen, schwäbischen Gesetze nicht anwendbar waren. Die germanischen Reiche wur-

Alten von kleinen Herrschaften, die sich nur in Lehns- und nicht Staats-
hängigkeit betrachteten und somit Einheit und Allgemeinheit der Gesetze
ufhoben. Die alten vaterländischen Gesetze sanken daher in gänzliche
ergessenheit und Reichscapitularien ersetzten sie. Endlich fing das Feu-
alsystem durch seine Verwirrungen, die es veranlaßte, an, allen Mo-
archen zu mißfallen; sie verfuhren fast auf dieselbe Weise und zu der-
lben Zeit — im 12. und 13. Jahrh. — gegen die Lehnsverfassung
nd suchten auf seinen Trümmern eine Municipalverfassung der Städte
nd Flecken zu begründen. In dieser Absicht verliehen sie den Städten
ines Gebietes mehre Privilegien. Sie gestatteten häufig den Leibeige-
en Bürger zu werden, und die Bürger erkauften sich die Freiheit, ihre
Magistrate selbst zu wählen. In die Mitte des 12. Jahrh. fällt die
poche dieser politischen Veränderung in Frankreich; eine Menge Städte
nd Flecken bekamen Municipalverfassungen. Heinrich II., König von
ngland, ertheilte den Städten seines Königreiches ähnliche Prärogative,
nd in Deutschland befolgten die Kaiser gleiche Grundsätze; so kaufte
Speier 1166 das Recht, die Bürgermeister zu wählen, ungeachtet der
Bischof widerstrebte. Am kräftigsten war aber der Geist der bürger-
ichen Freiheit in Italien erwacht; seine bedeutendsten Städte nahmen,
urch die Verhältnisse der damaligen Zeit begünstigt, eine republikanische
Regierungsform an. — Die Grundsätze des Lehnrechts (so nennt man
en Inbegriff aller zwischen Lehnsherren und Vasallen eintretenden Rechte
nd Verbindlichkeiten, oder auch die Wissenschaft derselben) wurden von
ombardischen Rechtsgelehrten des 12. Jahrh. ausgebildet und festgestellt.
Die Sammlung von Lehnsgesetzen und Gewohnheiten, die u. d. T.: „Li-
ri feudorum“ (feuda sollen die Lehne, im Gegensatze der allodia —
rsprünglich Loosgüter — genannt worden seyn, von dem alten fe, Lohn,
nd ode, Besitz) dem römischen Gesetzbuche anhingen, ist ein Codex des
Lehnrechts für halb Europa geworden. Im nördl. Deutschland, Däne-
mark, Preußen, Polen ꝛc. erhielt sich, im Gegensatze desselben, das alte
deutsche Lehnrecht, dessen hauptsächliche Abweichung vom lombardischen
war, daß es die Erbfolge der Seitenverwandten, als solcher, nicht aner-
kannte und alles Lehnfolgerecht nicht, wie dieses, auf die Abstammung
vom ersten Erwerber des Lehns gründete, sondern allein durch die Ge-
meinschaft und den Mitbesitz des Lehns bedingte, sodaß Theilungen das
Erbfolgerecht aufhoben. An der Stelle dieser Gemeinschaft hat man seit
dem 12. Jahrh. in den obengenannten Ländern gleiche Wirkung einem,
bloß der Form nach, bei der ersten Belehnung erlangten und sodann bei
allen Theilungen und Sterbefällen vorbehaltenen und erneuerten Mitei-
genthum (Mitbelehnschaft, gesammte Hand) beigelegt. — Als in
der neuen Zeit die Veränderung des Kriegswesens Alles umgestaltet, und
die Lehnsmiliz nun ebenso völlig von den stehenden Heeren verdrängt
wurde, als sie selbst den Heerbann verdrängt hatte, da blieb die in ih-
rem Werthe nur durch die Lehrdienste bedingte Lehnsverfassung stehen:
eine Trümmer der Vorzeit, zu unnütz und unbequem, um noch länger
behauptet werden zu können. Denn die Lehndienste wurden nicht mehr
gefordert, weil sie unbrauchbar geworden waren, und daher mit Geld
die sogenannten Ritterpferde abgekauft. Es darf Niemand Wunder neh-
men, daß man an Abschaffung dieser alten Formen nicht früher gedacht
hat; denn war nicht manches wohlerworbene Recht und manches, wenn

gleich nun zwecklose, doch ohne Verletzung eines bis dahin geschützten Eigenthums nicht zu zerschneidende Verhältniß daran geknüpft? Die Abschaffung der Reste des Lehnswesens ist freilich sehr nöthig, aber nur gegen eine mäßige Entschädigung der Altberechtigten, wobei zu untersuchen steht, was sie dem Berechtigten wirklich und nicht bloß ideell einbrachten. Auch die zu solchen berechtigten Fürsten geben solche ab, mein auf, wie in Würtemberg gegen eine Entschädigung, die die Staatsschuld tilgen hilf und dadurch den Standesherren und Gutsherren ein Beispiel des zwangloſen Verkaufs darstellt, wenn die Regierungen einen gesetzlichen Tarif auszusprechen Bedenken tragen. Ueber die Geschichte des longobard. Lehnrechts haben Pätz, Eichhorn und Dick („Literatur d. longob. Lehnrechts bis zum 14. Jahrh.", Halle 1828) geschrieben.

Lehrgedicht (didaktisches Gedicht), ein Gedicht, welches eine Wahrheit oder eine ganze Reihe von Wahrheiten in ihrer Beziehung auf Gefühl und Einbildungskraft darstellt. Einzelne Wahrheiten in kurz kräftig ausgedrückten Denksprüchen geben, als didaktische Unterart, die gnomische oder Spruchpoesie (s. Gnomen). Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob es überhaupt eine didaktische Poesie gebe und ob nicht vielmehr der Begriff derselben einen Widerspruch enthalte. Man darf sich darüber nicht wundern. Die verfehlten Erklärungen, welche alte und neuere Kunstlehrer von dieser Gattung geben (s. u. a. Eschenburg's „Theorie", 1789) und mehr noch die vorhandenen Werke in derselben mußten nothwendig die ganze Gattung selbst in Mißachtung bringen. Nicht bedenkend, daß die geschmückte Darstellung allein ein Werk noch lange nicht zum Gedichte mache, daß vielmehr der lebendige die Form durchdringende Geist es thue, belegte man jedes kleinere oder größere Werk mit diesem Namen, in welchem eine Reihe von Wahrheiten in einer wohlklingenden, bilderreichen Sprache unter metrischer Beschränkung hingestellt wurden. Ja der Name selbst mußte zu der falschen Ansicht verleiten. Lehrgedicht nannte man es, — folglich war Lehre sein Zweck, alles Andere bloß Mittel und nur insofern von Werth, als es die Einsicht in die vorzutragenden Wahrheiten erleichterte. Man nahm keinen Anstand, ganze wissenschaftliche Lehrgebäude, wie nach einem logischen Satze, in Verse zu bringen, und es entstanden Gedichte über den Feldbau, den Gartenbau, die Sternkunde, die Gesundheitslehre, über Naturrecht, Geschichte, Malerei, Dichtkunst und Declamation ꝛc., in welchen die genannten Wissenschaften und Künste in systematischer Ordnung mit allen ihren Theilen durchgegangen wurden, ohne daß etwas Anders, als Versmaß oder Reim und, wenn es hoch kam, ein hie und da eingeflochtener dichterischer Gedanke an das Vorhandenseyn eines poetischen Ergebnisses erinnerte. Soll deßwegen aber der Begriff oder die Begriffsform nie in den Kreis der Poesie, d. h. des Gefühls und der Einbildungskraft gezogen werden können? Ist ja die Poesie in allen ihren Erscheinungen nichts Anderes, als die treffende Darstellung der schönsten Menschheit, umfaßt sie ja das ganze innere und äußere Leben nach allen seinen Verzweigungen, und gibt es ja für die höhere Anschauung selbst einen Punkt, auf welchem Wissenschaft und Poesie völlig Eins sind. — Darum möchten wir aber gleichwohl der didaktischen Poesie noch keinen besondern Platz als poetischer Hauptgattung anweisen. Folgende Andeutungen mögen hier genügen. Die gesammte Poesie zerspaltet sich, wie man sie auch eingetheilt haben möge und noch eintheile, in eine Poesie des Innern

nd in eine des Aeußern, jene ist ihrem Wesen nach lyrisch, diese episch. Wie das innere Leben sich in einem dreifachen Vermögen, dem Gefühls-, Erkenntniß- und Begehrungsvermögen kund thut, so zerfällt auch die yrische Poesie oder die Poesie des Innern in 3 Unterarten: 1) lyrische Poesie im engern Sinne, die das reine Gefühl, 2) didaktische, die den Begriff und 3) elegische, die ein Begehren ausdrückt, beide letztere jedoch ur durch das Medium des Gefühls. Nehmen wir somit auch der didakischen Poesie ihre bis daher behauptete Stelle unter den poetischen Hauptattungen, so sehen wir doch nicht, wie man ihr, nach obigen Andeungen, den Rang als Gedicht überhaupt streitig machen könne. — Von em didaktischen Gedicht im Allgemeinen, wozu das Spruchgedicht, nach inigen auch Fabel, Allegorie und Satyre (s. d.) gehören, unterscheidet sich das Lehrgedicht im eigentlichen und engern Sinne. Es stellt ieses immer eine ganze Reihe zusammenhängender Wahrheiten dar und wird gewöhnlich in das philosophische und scientifische eingetheilt. Das rstere, von Andern auch das höhere genannt, hat es mit den höchsten nd heiligen Interessen der Menschheit zu thun, die der poetischen Darellung nicht nur nicht widerstreben, sondern, richtig aufgefaßt, an sich chon die herrlichste Poesie sind. Das zweite oder niedere gibt in einer usammenhängenden Darstellung die Regeln einer einzelnen Kunst oder Wissenschaft; allerdings ein sehr undankbarer und spröder Stoff, der, ls ein lediglich von außen gegebener, erst im Feuer des Gefühls geläuert werden muß, um, mit höchster Anmuth umkleidet, würdig einzutreen in die Reihe poetischer Erscheinungen. — Was die Literatur des ehrgedichts betrifft, so hatten die Griechen ihre Gnomologen (s. Gnoniker); unter den Römern schrieb Lucretius ein philosophisches Gedicht „Von der Natur der Dinge". In neuern Zeiten ward das höhere Lehrgedicht bearbeitet von L. Racine und Voltaire, von Pope, Prior, Young nd Waller, von Opitz, Haller, Hagedorn, Cronegk, Wieland, Uz und orzüglich Tiedge. Das niedere Lehrgedicht fand Bearbeiter in älterer Zeit u. A. an Hesiodus, Virgilius, Columella und Horatius; in neuerer Zeit an Boileau und Delille, an Pope u. A., an Kästner, Lessing, Lichtver, Schiller, Neubeck und Schreiber.

Lehrstyl oder didaktischer Styl. Der Lehrstyl steht dem poetischen und rhetorischen entgegen; sein Zweck ist, mehr die Erkenntnißkräfte, Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, in Thätigkeit zu setzen; diese sollen ie Einbildungskraft und das Herz bewegen und leiten. Er ist also der Styl der Schule und der Wissenschaften. Seine vorzüglichsten Tugenden nd Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze und seine Hauptregeln folgende: Er darf sich nie von der angenommenen Bedeutung der Worte entfernen. Da jede Wissenschaft und Kunst ihre besondere Technologie besitzt, so hat uch jede insoweit ihren besondern Lehrstyl; es ist daher für Jeden, der iber diese oder jene Wissenschaft belehrend schreiben will, eine unerläßliche Bedingung, daß er die Begriffe, welche mit den Kunstausdrücken verknüpft sind, erkannt habe und sich streng an dieselben halte. Sollte iber zur Bezeichnung eines Begriffes kein passendes Kunstwort in dem Schatze der Technologie sich vorfinden, so ist es immer besser, ein neues Wort zu bilden, als mit dem alten einen neuen Begriff zu verbinden. Das Letztere würde nur Verwirrung und Undeutlichkeit des Lehrstyls veranlassen. Der klare Lehrstyl verlangt, daß der Schriftsteller den Ausruck stets im nämlichen Sinne gebrauche. Denn nichts ist der Bestimmt-

heit der Schreibart mehr entgegen, als die Verwischung der Grenzen in Begriffe, wenn sie bald mit einer größern, bald geringern Ausdehnung gebraucht werden. Ueber Worte, die eine schwankende, unbestimmte deutung haben, muß der didaktische Schriftsteller Rechenschaft geben, er sich unter denselben denke; vor Allem ist es seine Pflicht, bei Ausdrücken den Begriff fest und scharf zu bestimmen. Wesentlich schiedene Dinge müssen auch durch verschiedene Namen bezeichnet Der Lehrstyl darf nie mehr Worte gebrauchen, als gerade zur Dar lung der Gedanken nothwendig sind. Einige nennen auch den Sty didaktischen Poesie (s. Lehrgedicht), welcher in der Regel an Grenze der Poesie und Prosa steht, den didaktischen Styl der Poes und dieser ist insofern auch satyrisch-didaktisch, paraboliſch ꝛc.; doch dieses auch der prosaisch-didaktische Vortrag seyn, der sich bei seiner Mittheilung dem poetischen nähert.

Leibeigenschaft, das nach dem Vernunftgesetz unrechtliche hältniß gewisser Personen aus dem Bauernstande, nach welchem sie Gutsherrn für ihre Person zu Diensten und Abgaben verpflichtet Leibeigenthum (mit Einschluß der Erbunterthänigkeit und Patri nialgerichtsbarkeit) ist daher die Gewalt des Grundherrn an der Per und dem Besitzthum seiner Bauern. Die Leibeigenen werden auch Eig behörige, eigene Leute genannt, und unterscheiden sich besonders dadu von den frohn- und dienstpflichtigen Bauern, daß diese nur wegen Grundstücke und so lange sie solche besitzen, zu Diensten und Zinsen bunden sind, jene aber gleichsam mit ihrem Leibe dafür haften. Es daher nicht in ihrer Gewalt, sich durch Verlassung ihrer Güter von Leibeigenschaft zu befreien, sondern sie können nur durch Entlassung briefe), Verjährung oder Nießbrauch der leibherrlichen Gewalt frei werden. Dagegen muß der Leibherr seinen Leibeigenen in aller Not unterstützen. Uebrigens sind die gegenseitigen Rechte und Pflichten mehr bald weniger ausgedehnt. Das Leibeigenthum enthielt folgende Rechte: 1) Das Recht über Leben und Tod, woraus später die peinliche Gerichtsbarkeit entstand; in Polen ist es noch nicht lange her, daß Herr den Knecht ungestraft tödten durfte. 2) Das Recht die Bauern zu legen, welches noch in Mecklenburg in voller Ausübung ist; nach selben hatte der Herr die Gewalt aus dem Knechte zu machen, was wollte; er durfte ihm nicht Wort halten und willkürlich ihm bewegliches und unbewegliches Gut entziehen. 3) Das Recht der ersten Nacht in die zu bezahlende Erlaubniß zur Verheirathung umgeschaffen. Die Erlaubniß heißt in Niedersachsen Bedemuod, Maritagium. 4) Das Recht der Züchtigung, was noch ziemlich üblich ist. 5) Das Recht der todten Hand (Jus mortuarii), Buttheil, Besthaupt, Gewandfall, Baulehung, Kurmede. Nach dem Tode des Leibeigenen gehörte auch das Mobiliar des Verstorbenen dem Herrn. 6) Das Dienst- und Schutzrecht. Wer im Bereich des Herrnguts athmete, war in der Regel unterthänig, zur dienstbar zum Hofe-Gesindedienst, Wach-, Boten-, Lauf- und Jagddienst, daher sagte man, die Luft mache Leibeigen und die Kindererzeugung. 7) Das Recht, leibeigene zu veräußern. Die Rechte der Grundherren betrafen daher entweder die Person der Bauern, onera poterialia oder Bauergüter, onera realia. Der Aufhebung der persönlichen Rechte steht kein allgemeiner Rechtsgrund entgegen, weil Niemand seinen Nachkommen, gegen die Natur, persönliche, die menschliche Freiheit einengende,

Pflichten aufbürden kann. Was aber die Reallasten betrifft, so steht ihrer Aufhebung das Eigenthumsrecht entgegen, das sich hierin oft auf den Titel der Verjährung stützt. Die Reallasten, welche auf dem Bauergute haften, sind: 1) der Bauer hat im Zweifel nicht das volle Eigenthum, sondern nur das dominium utile seines Gutes. Der Bauer ist beschränkter Nutznießer, entweder auf Erbzins- oder auf Zeitpacht; 2) Naturaldienste, die aber abgelöst werden können; 3) ein Wald-, Jagd-, Wasser- und Fischrecht, das dem Herrn an und auf den Grundstücken der Bauern zuständig ist. Es gehört nämlich alles Hochholz, besonders Eichen, die auf Bauerfeldern wachsen, dem Herrn; es gehört ihm das Wild und die Fische, in den Wäldern und Gewässern, welche ihre Aecker befruchten. Die Leibeigenschaft in Deutschland rührt her theils aus der Nachkommenschaft der zum Ackerbau erkauften Sklaven und der dazu bestimmten Kriegsgefangenen, theils war sie in den wendisch-deutschen Ländern schon vorhanden, als die Deutschen diese wieder eroberten und Land und Leute als Eigenthum erwarben. Die Leibeigenschaft der von den Deutschen besiegten Völker, wie der Wenden, Kuren, Letten, Lieven, Esthen, war daher viel härter als die in Polen und Rußland. Ueberall hat sie den Fortschritt der Entwickelung des Volks aufgehalten. So mißt Storch ihr bei, daß Rußland trotz 150jähriger Ermunterung noch nicht einmal die nothwendigen Handwerker habe. Indeß sind von der russ. Regierung und durch des Kaisers Alexanders unmittelbare Beförderung dieser Angelegenheit, von mehren Leibherren, sowie von der gesammten Ritterschaft der deutschen Provinzen, entscheidende Maßregeln genommen worden, um die Leibeigenschaft entweder ganz aufzuheben, oder ihren Druck zu mildern. In Dänemark trug zur Aufhebung der Leibeigenschaft vorzüglich bei ein geborner Normann, Christian Colbiörnsen (st. zu Kopenh. 1814). Friedrich II. von Preußen hob den Worten nach in seinen Staaten das Leibeigenthum auf; in der That blieb aber die Erbunterthänigkeit (s. d.). Die Leibeigenschaft, welche im Verfassungsentwurfe der würtemberg. Stände als noch bestehend vorausgesetzt war, ist in dem königl. Entwurfe 1817 gegen Entschädigung für aufgehoben erklärt worden. In Mecklenburg, wo sie noch besteht, hat der Landmarschall von Maltzahn auf Penzlin den 18. Oct. 1816 dadurch gefeiert, daß er von diesem Tage an, der erste Fall in Mecklenburg, die Leibeigenschaft aller seiner Unterthanen aufhob.

Leibgedinge, Leibzucht, dotalitium, diejenige jährl. Rente, welche die Witwe aus des verstorbenen Ehemannes Lehngütern dafür bekommt, daß sie ihr Einbringen den Erben ihres Mannes eigenthümlich überlassen hat. Es findet das Leibgedinge in der Regel nur bei adeligen Witwen statt und besteht, wenn nichts Anders ausgemacht worden ist, in 10 von 100 des Einbringens, oder in 20 von 100, wenn sie den Erben auch das Gegenvermächtniß (Widerlage), d. i. Das, was ihr der Ehemann wegen ihres Brautschatzes besonders ausgesetzt hat, läßt.

Leibnitz (Gottfried Wilhelm, Freih. v.), einer der ausgezeichnetsten Denker und Gelehrten Deutschlands. Sein großer Geist umfaßte alles Wissenswürdige, besonders Mathematik und Philosophie; kein Zweig der Wissenschaften war ihm fremd, in jeder machte sein philosophischer Geist Aufgaben und Entdeckungen zur Berichtigung und Erweiterung des Wissens; er stiftete eine Schule, welche durch Gründlichkeit und systematischen Geist sich auszeichnete, die Scholastik in Deutschland vollends

stürzte, und über alle Wissenschaften wohlthätigen Einfluß verbreitet. Leibnitz wurde zu Leipzig den 3. Juli 1646 geboren. Seinen Vater, Friedrich Leibnitz, Professor der Moral und Actuarius der Universität, verlor er schon in seiner frühesten Kindheit; seine Mutter, eine Frau von ungewöhnlichem Geiste, übernahm nun die Aufsicht über seine Erziehung und führte sie mit männlicher Weisheit. Die Anfangsgründe der latein. Sprache erlernte er in der Nicolaischule; in welcher er bei dem langsamen Gange, den der gewöhnliche Lehrplan vorschreibt, zu eilte. Vor allen classischen Schriftstellern des Alterthums fesselten ihn Livius und Virgil; den Letztern las er so fleißig, daß er ihn noch in seinen spätern Jahren beinahe ganz auswendig wußte. In seinem 15. Jahre war er schon mit allen gehörigen Vorkenntnissen ausgerüstet, um die akademischen Lehrstunden in seiner Vaterstadt zu besuchen. Neben seinem Brotstudium, der Rechtsgelehrsamkeit, trieb er besonders Mathematik und Philosophie. Unter den damaligen Lehrern hatte der gelehrte Jakob Thomasius den meisten Einfluß auf seine Bildung. 1662 begab er sich von hier nach Jena, um den Unterricht des berühmten Mathematikers Ehrhard Weigel zu benutzen. Nach seiner Rückkunft in Leipzig, zum Baccalaureus der Philosophie und Magister befördert, beschäftigte ihn vornehmlich das Studium der griech. Philosophie. Die erste öffentliche Probe seines Tiefsinnes und philosophischen Geistes gab er 1663 in einer Streitschrift „De principio individuationis“, die er unter Thomasius vertheidigte. Auf diese folgten bald mehre andere Probeschriften, worin er seine Philosophie auf die Rechtswissenschaft anwandte, so wie eine philosophisch-mathematische Abhandlung, „De arte combinatoria“, die wegen ihres wichtigen Anhanges: „Bekenntniß der Natur gegen die Atheisten“, merkwürdig ist. In seinem 20. Jahre wendete er sich an die Juristenfacultät in Leipzig, um den Doctorhut zu erhalten. Da ihm dieser aber abgeschlagen ward, unter dem Vorwande, daß er noch nicht im sächsischen Volljährigkeit erreicht habe, so ging er nach Altorf, wo ihm nicht allein die Doctorwürde in der Rechtsgelehrsamkeit ertheilt, sondern auch ein außerordentlicher Lehrstuhl in dieser Wissenschaft angetragen wurde. Allein er schlug diesen aus und begab sich nach Nürnberg, wo damals viele ausgezeichnete Gelehrten vereinigt waren. Hier gerieth er in Verbindung mit einer geheimen Gesellschaft, die aus Alchymisten, Kabalisten und Rosenkreuzern bestand und an der Erfindung des Steins der Weisen arbeitete. Diese Verbindung war aber von kurzer Dauer; denn er kam bald zur Ueberzeugung, daß bei diesen Menschen nichts zu gewinnen sey. Von wichtigern Folgen war für ihn die Bekanntschaft, die er hier mit dem kurmainzischen Minister v. Boineburg machte. Auf dessen Zusicherung einer Anstellung in mainzischen Diensten begab sich Leibnitz von hier nach Frankfurt a. M. Daselbst vollendete er seine „Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae“, die durch Klarheit und Tiefe gleich sehr anzog. Auf Boineburg's Veranlassung gab er gleich darauf eine eigene lateinische Schrift heraus, in welcher er die Pflicht zur Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg unter mehren Mitbewerbern um die polnische Krone zu bestimmen suchte. Nun wurde er von dem Fürsten zum Kanzlei-Revisionsrath ernannt. Er kehrte jetzt wieder zur Philosophie zurück und gab 1670 als erster Versuch zu ihrer Umbildung des Marius Nizolius „Philosophischen Antibarbarus“ heraus. Im folg. J. erschienen seine beiden kleinen Schriften, die „Theoria motus abstracti

und die „Hypothesis physica nova“, in welcher er eine neue Theorie der Bewegung aufgestellt, die er aber selbst in der Folge verworfen hat. Ferner gab er seine gegen die Angriffe des Polen Wissowatius auf die Lehre von der Dreieinigkeit gerichtete „Sacrosancta Trinitas, per nova argumenta logica defensa“ heraus. 1672 begleitete er den jungen Boineburg nach Paris. Hier fand er in seinem kleinen Raume zusammen, was sein Durst nach Kenntnissen befriedigen und alle seine Kräfte zu neuen Anstrengungen spannen konnte. Gleich bei seiner Ankunft befand er sich mitten unter den Zurüstungen zu dem holländischen Kriege, der 1672 ausbrach. Da er das christliche Europa als ein durch die Religion zu einer Republik vereinigtes System verbündeter Staaten betrachtete, so sah er den Kriegen christlicher Völker mit Unwillen entgegen, und der junge neuangekommene Fremdling faßte den kühnen Gedanken, einen ehrgeizigen, eroberungssüchtigen König von einem Kriege abzubringen, der allen seinen Leidenschaften einen so lockenden Spielraum darbot. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen in Paris betrafen besonders die Mathematik, in welcher ihn vorzüglich sein belehrender Umgang mit dem berühmten Huygens förderte. Da ihn nach Boineburg's Tod (1673) nichts mehr in Paris zurückhielt (nachdem er noch ein Anerbieten, der dortigen Akademie als Pensionnair beizutreten, weil damit die Bedingung des Uebertritts zur kathol. Religion verbunden war, ausgeschlagen hatte), so konnte er in diesem Jahre eine Reise nach England machen. Hier hatte er nicht nur Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren, sondern auch seinen Eifer für die Mathematik durch den Umgang der größten Männer in dieser Wissenschaft zu beleben. Indeß war 1674 auch sein großer Beschützer, der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, gestorben, und da der Tod dieses Fürsten seine Entlassung vom Mainz. Hofe nachsichzog, so trug er kein Bedenken, in die Dienste des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg zu treten, der ihm die Stelle seines Bibliothekars, eine Pension, den Hofrathscharakter und die Erlaubniß, einen Aufenthalt im Auslande willkürlich zu verlängern, anbot. Leibnitz machte indeß von dieser Erlaubniß einen bescheidenen Gebrauch; denn schon 1675 trat er seine Rückreise nach Deutschland über England und Holland an und kam endlich im folg. J., weil er sich in Amsterdam wegen des großen Mathematikers Hudden aufgehalten hatte, in Hanover an. Hier eilte er sogleich an die Einrichtung der Bibliothek. 1677 erschien die Schrift: „De jure suprematus ac legationis principum Germanicae“, deren Wichtigkeit durch die Tiefe der Forschung für die Wissenschaft noch immer fortdauert; zugleich unterstützte er den Plan der „Acta eruditorum“ auf das eifrigste. Der Tod des Herzogs, der 1679 erfolgte, gab Leibnitzens gelehrten Arbeiten eine neue Richtung; sein Nachfolger, der ihn noch höher zu schätzen wußte, trug ihm auf, die Geschichte des braunschweigischen Hauses zu bearbeiten. Da die Fürsten aus dem Hause Este einen Zweig des Guelfischen Stammes waren, so ging er über Wien 1687 nach Italien, wo er in den Archiven dieses Hauses und in den Klosterbibliotheken Quellen für seine Geschichte zu finden hoffte. Nach dreien Jahren, die er dieser Reise widmete, kehrte er mit einer reichen Ausbeute politischer und diplomatischer Materialien zurück, von denen die wenigsten sich auf das vorhabende Werk bezogen. Einen Theil derselben gab er 1693 u. d. T.: „Codex juris gentium diplomaticus“ heraus. In diesem Werke, das eine Menge von Urkun-

den, auf denen die Grundverfassung und die völkerrechtlichen Verhältnisse der europäischen Staaten gegeneinander beruhen, enthält, erscheint das Völkerrecht als eine Wissenschaft zum ersten Mal in einer philosophischen Gestalt. In diese Zeit fällt auch der Anfang einer Arbeit, die mehr als 10 Jahre hindurch ihm einen Theil seiner kostbaren Stunden wegnahm und die doch am Ende fruchtlos abgebrochen werden mußte, nämlich die Unterhandlungen zur Vereinigung der katholischen und protestantischen Religion. Obgleich er sich um dieses große Werk in Verbindung mit Bossuet und Pelisson unsägliche Mühe gab und eine unermeßliche Gelehrsamkeit und allen seinen polemischen Scharfsinn aufwandte, so scheiterte doch der Plan zur Union beider Kirchen, deren Unmöglichkeit man zuletzt einsah. Auch darf man zu diesen Plänen für das Wohl der Menschheit seine Bemühungen um Erfindung einer allgemeinen Charakteristik und philosophischen Universalsprache (Pasigraphie) rechnen. Inzwischen hatte er seine Geschichte des braunschweigischen Hauses nicht aus den Augen verloren. So groß aber auch seine unermüdete Geschäftigkeit war, so konnte doch von der Sammlung der dazu nöthigen Materialien der erste Theil u. d. T.: „Scriptores rerum Brunsvicensium" nicht eher als 1707 erscheinen, dem der zweite 1710 und der dritte 1711 folgte. Ein ewiges Denkmal seines Fleißes und seines Forschungsgeistes gehören sie noch jetzt zu den unentbehrlichsten Quellen der mittleren Geschichte. Nach seinem Plane, der sich nach Leibnitzens Tode unter seinen Papieren vorgefunden hat und in den „Acta erud." abgedruckt ist, sollte dieses Werk die allgemeine Geschichte Deutschlands und Italiens umfassen und in all die großen Begebenheiten eingreifen, die der Kampf der Guelfen und Ghibellinen hervorgebracht. Diese Untersuchungen sollten durch seine berühmte „Protogaea" eröffnet werden, ein Werk, worin er bis auf den ersten Zustand unserer Erdkugel zurückgeht. Auch bereicherte er die Wissenschaft noch mit einer ansehnlichen Menge anderer Schriften, worin sein unermüdeter Fleiß für den dunkelsten Theil der deutschen Geschichte neue Quellen öffnete. Hiezu gehören seine „Accessiones historicae" und seine 1715 in Hanover erschienene „Untersuchung über den Ursprung der Franken". Wenn man die Arbeiten, deren vollständiges Verzeichniß der Mangel an Raum nicht zuläßt, mit dem gewöhnlichen Maße menschlicher Kräfte vergleicht, so begreift man kaum, wie der anhaltendste Fleiß und das längste Leben eines Schriftstellers dazu hinreichen konnte, selbst wenn er sich mit nichts Anderm beschäftigt hätte. Und gleichwohl nahmen seine vielen und verschiedenartigen Geschäfte und seine zahlreichen Zerstreuungen in dem Umgange mit mehren Höfen einen großen Theil seiner Zeit ein. Sein Ruhm hatte sich so früh und schnell verbreitet, daß die angesehensten Höfe ihn für ihre wichtigsten Geschäfte suchten, und daß nicht leicht in Deutschland, ja in ganz Europa, irgend eine gelehrte Unternehmung zu Stande kommen konnte, wozu man nicht entweder seine thätige Mitwirkung oder wenigstens seinen Rath verlangt hätte. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris und die gelehrte Gesellschaft der Wissenschaften zu London hatten ihn zu ihrem Mitgliede und der Kurfürst von Brandenburg, nachheriger König von Preußen, Friedrich I., überließ ihm ganz allein die Errichtung der Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin, zu deren Präsidenten ihn der König ernannte. Er nahm nun auch selbst an ihren Arbeiten durch eigene Abhandlungen aus allen Wissenschaften Theil, und der erste Band ihrer Schriften, der

1710 u. d. T.: „Miscellanea Berolinensia“ erschien, beweiset, welch ein thätiges Mitglied er gewesen ist. Als aber 3 Jahre nachher der König starb, und Leibnitz die Auflösung der Gesellschaft unter seinem der Wissenschaften wenig geneigten Nachfolger voraussah, eilte er nach Wien, um bei Kaiser Karl VI. ein Asyl für dieselbe auszuwirken. Seine Anstrengungen waren fruchtlos, wiewohl er für seine Person die schmeichelhafteste Aufnahme vom Kaiser erfuhr, der ihn schon früher zum Baron und Reichshofrathe, mit einer Pension von 2000 Gulden, ernannt hatte. Ebenso war er vom Czar Peter I. für die von ihm, zur Civilisation eines unermeßlichen Landes, bei einer persönlichen Unterredung zu Torgau (1711) ertheilten Rathschläge zum geh. Rath erhoben und mit einem Jahrgehalte von 1000 Rubeln begnadigt worden. So überhäuft mit äußerlichen Ehren, setzte er seinem literarischen Rufe die Krone auf durch seinen berühmten „Essai de Théodicée“ (1710), worin er die bekannte vorherbestimmte Harmonie und den Optimismus lehrte, worauf (1715) der „Essai sur l'entendement humain“ folgte. Das vom Glücke so reich begünstigte Leben dieses Mannes sollte indeß nicht frei von Widerwärtigkeiten bleiben: der unglückliche Streit, in den er mit Newton über die Erfindung der Differentialrechnung gerieth, in Verbindung mit podagraischen Beschwerden, verbitterte das Ende des thätigen Lebens dieses außerordentlichen Mannes. Er starb 1716 den 14. Nov. in einem Alter von 70 Jahren. Seine Geisteskräfte blieben ungeschwächt bis zu seinem letzten Hauch. Wenige Minuten vor seinem letzten Augenblick ließ er sich Feder und Papier geben, schrieb Etwas, hielt es gegen das Licht, und da er es nicht mehr lesen konnte, legte er sein Haupt auf die Seite und verschied. Leibnitz war von mittlerm Wuchse, mager, aber von fester Gesundheit; er trug sich gebückt; sein in der Jugend schwarzes Haar hatten Anstrengungen früh gebleicht, aber sein Auge, obwohl kurzsichtig, war noch im Alter vortrefflich. Er hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, einen heitern Charakter und ebenso viel Leichtigkeit im Vortrage als in der Arbeit; er studirte meist des Nachts und schlummerte oft bloß in seinem noch auf der Bibliothek zu Hanover verwahrten Stuhle. Im Umgange war er bescheiden, weder ruhmredig noch mißgünstig; nur wird ihm Zorn, große Geldliebe und einige Eitelkeit vorgeworfen. Sein Hauswesen vernachlässigte er gänzlich; verheirathet war er nie. Seine Gebeine ruhen am Schlusse der großen Allee zu Hanover in einem tempelförmigen Monumente mit der einfachen Aufschrift: „Ossa Leibnitii“.

Leibnitz wurde durch den Zeitgeist, die scharfsinnige Vergleichung der berühmtesten philosophischen Systeme und durch seinen fruchtbaren Geist in Erfindung sinnreicher Hypothesen, Reformen und Ausgleichungsmittel der entgegengesetzten Ansichten, durch seine mathematische Wissenschaft auf ein philosophisches System geleitet. Er wollte die Philosophie reformiren, daß sie wie die Mathematik sich einer gleichen wissenschaftlichen Vollkommenheit erfreuen und auf ihrem Gebiete aller Widerstreit mit ihren Parteien und mit der Theologie aufhören sollte. Er dachte daher besonders auf die Verbesserung der Methode und auf einige materiale Grundsätze, durch welche die Schwierigkeiten in den wichtigsten Gegenständen und dadurch zugleich die Ursache des Streits der entgegengesetzten Parteien entfernt werden könnten. Er glaubte, die Philosophie müsse wie die Mathematik behandelt werden, und er war daher für das System des

Rationalismus, wie es Plato und Carteſius umfaßt hatten, ohne ihn ganz beizutreten, und für die Methode der Demonſtration. Darum kann er die Scholaſtik nicht ganz verwerfen. Es gibt nothwendige Wahrheiten, deren Gewißheit nicht aus Erfahrung entſtehen kann, ſondern in der Seele ſelbſt gegründet ſeyn muß, nicht allein in der Mathematik ſondern auch in der Philoſophie. In dieſem an ſich richtigen Gedanken und in dem Streben, den Rationalismus des Carteſius von dem Unvernünftigen zu befreien, ſowie in dem Mangel einer tief eindringenden Reflexion, die Grundbedingungen der philoſophiſchen Erkenntniß, ihre Methode und Grenze zu beſtimmen, liegt der Schlüſſel des Leibnitz'ſchen Rationalismus, welcher hauptſächlich in einer der Locke'ſchen entgegengeſetzten Theorie der Erkenntniß, in der Monadologie und Theodicee ſich kenntlich macht. Die nothwendigen Wahrheiten ſind angeboren, nicht dem wirklichen Bewußtſeyn, ſondern der Anlage nach. Denn es gibt dunkle, klare, verworrene und deutliche Vorſtellungen. Alle ſinnliche ſind verworren; die deutlichen Erkenntniſſe ſind ein Eigenthum des Verſtandes. Das Carteſianiſche Kriterium der Wahrheit iſt unzureichend; die Regeln der Logik, welche auch die Mathematiker befolgen, ſind nicht vollkommner. Es muß Alles aus unumſtößlichen Principien, die identiſche Urtheile ſind, bewieſen werden. Die nothwendigen Wahrheiten werden durch den Grundſatz des Widerſpruchs, vermittelſt der Analyſis des Zuſammengeſetzter in ſeine einfachen Beſtandtheile; die zufälligen Wahrheiten durch den Grundſatz des zureichenden Grundes, der uns zu einen abſoluten und letzten Grund außer der Reihe der zufälligen Dinge hinführet, bewieſen. Die Vorſtellungen, die ſich auf Objecte außer der Seele beziehen, müſſen mit denſelben in Verbindung ſtehen und übereinſtimmen, ſonſt wären es bloße Täuſchungen. Der letzte Grund von der Wahrheit der angebornen und nothwendigen Grundſätze iſt in Gott, als der Quelle aller nothwendigen und ewigen Wahrheiten. Die Monadologie iſt der Mittelpunkt des Leibnitz'ſchen Syſtems, durch welche Leibnitz die letzten Gründe der realen Erkenntniß gefunden zu haben glaubte. Die Erfahrung lehrt uns, daß es zuſammengeſetzte Subſtanzen gibt; folglich muß es auch einfache geben: denn die Sinnlichkeit liefert uns nur verworrene, der Verſtand deutliche, d. i. wahre Erkenntniſſe. Das Einfache iſt der Grund des Zuſammengeſetzten; weil dieſes die Sinne nicht deutlich verkennen können, erſcheint es uns als zuſammengeſetzt und ausgedehnt. Alle Subſtanzen ſind einfach und als ſolche unveränderlich von Außen durch Einwirkung, ſie enthalten vielmehr ſelbſt den Grund ihrer Veränderungen, und da ſie als wirkliche Subſtanzen gewiſſe Eigenſchaften beſitzen müſſen, wodurch ſich eine von der andern unterſcheidet, da es nicht zwei Dinge geben kann, die nach ihren innern Eigenſchaften durchaus übereinſtimmten (Principium indiscernibilium), und es keine andern innern Eigenſchaften gibt, als Vorſtellungen (Perceptiones), ſo ſind die Monaden geiſtige Kräfte, welche ihren Zuſtand (Perceptiones) beſtändig zu verändern ſtreben, oder geiſtige Automate. Gott iſt der Urgrund aller Erkenntniß, Wirklichkeit und des Weſens der Dinge. Es gibt alſo eine unendliche urſprüngliche Monade (Monas monadum) und abgeleitete endliche beſchränkte Monaden, welche ſich durch den Grad und die Qualität des Vorſtellens unterſcheiden. Monaden ohne Apperception (ſchlafende Körper), mit Apperception (Seelen), mit undeutlichem Bewußtſeyn (Thierſeelen), mit deutlichem Bewußtſeyn (vernünftige Seelen

der Geister). Diese letzten deutlichen Vorstellungen machen ihre Thätigkeit, die verworrenen ihr Leiden aus. Alle abgeleiteten Monaden sind mit Körpern verbunden; oder alle endliche Wesen sind Aggregate von Monaden, einige mit einer herrschenden Centralmonade, deren Leib dasjenige Aggregat ist, welches mit ihr in näherer Verbindung stehet und wodurch sie die übrigen entfernten Theile der Welt wahrnimmt. Jede Monade stellt sich das ganze Universum nach unendlichen Graden vor. Es gibt einen realen Einfluß (influxus physicus), sondern nur idealen Zusammenhang; d. i. die innern Veränderungen jeder Monade sind so beschaffen, daß sie mit den Veränderungen der ihr zunächst verbundenen Monaden zusammenstimmen. Daher der Schein, als würden sie von der einen in der andern bewirkt. Der Grund dieser Uebereinstimmung ist in der unendlichen Weisheit und Allmacht der Gottheit gegründet (Harmonia praestabilita). Möglich sind in dem Verstande Gottes unendlich viele Welten, aber er hat von allen möglichen die beste, d. h. in welcher die meisten Realitäten sind, gewählt und hervorgebracht (Optimismus). Alles, was wirklich ist, ist das Beste in dem Zusammenhange, wenn es auch an sich unvollkommner wäre. Jedes Wesen ist darum da, um den ihm möglichen Grad von Glückseligkeit zu erlangen, und trägt als Theil zur Vollkommenheit des Ganzen bei. Dagegen streitet das Daseyn des Bösen nicht: das metaphysische Uebel ist bloß nothwendige Schranke in dem Wesen der endlichen Dinge, aus welchem das physische Uebel, Schmerzen, und das moralische, die Sünde, natürlich folgt. Das moralische Uebel ist in der Freiheit der endlichen Geister gegründet, welche eine nach Bestimmungsgründen erfolgende Wahl unter mehren physisch-möglichen Handlungen ist; denn ist gleich in der Welt Alles bedingt nothwendig, so muß doch der Mensch, der das Zukünftige nicht erkennt, nach Ueberlegung seiner Vernunft handeln. Auf diese Theodicee, in welcher Leibnitz auch die Uebereinstimmung der Vernunft und der Offenbarung behauptete und auf mehre theologische Dogmen Rücksicht nahm, wurde er durch Bayle's Einwürfe geleitet. Leibnitz entwickelte sein System nie vollständig und im Ganzen, sondern nur theilweise. Seine Philosophie, voll von kühnen Hypothesen und herrlichen Entdeckungen, ist gleichwohl für den Fortschritt der Vernunft von guten Folgen gewesen. Sie brachte eine Menge von neuen Ansichten in Umlauf, wozu die franz. Sprache, worin er schrieb, viel beitrug; er erhielt viele Anhänger, welche mit der Entwickelung und Begründung seiner Sätze eine lange Zeit genug zu thun hatten, aber auch viele Gegner, welche seine Philosophie mehr nach ihren Folgen als Gründen angriffen; hieraus entstand ein lebhafter Streit und erhöhetes Interesse für philosophische Untersuchungen, aus welchen sich nach und nach ein tieferes Eindringen in die Grundbedingungen des philosophischen Wissens entwickelte.

Leibnitz war schon sehr früh auf mathematische Untersuchungen geführt worden, und er erzählt in einem Briefe an die Gräfin v. Kielmannsegge v. J. 1716, daß er sich bereits in seinem 16. J. mit Betrachtung der Unterschiede solcher Zahlen, deren Folge regelmäßige Reihen bildet, beschäftigt habe. Er war hierbei auf das Gesetz der constanten Größe gerathen, welche man, genau oder näherungsweise, immer findet, wenn man erst die Glieder solcher Reihen selbst, hernach ihre ersten, zweiten u. s. w. Differenzen von einander abzieht; er erfuhr aber, als er mit dieser vermeinten Entdeckung, bei seinem nachherigen Aufenthalte in England, her-

vortreten wollte, daß ihm, in der Hauptsache, ein franz. Mathematiker Regnault, zuvorgekommen sey. Eine zweite ähnliche Erfahrung veranlaßte ihn, Mercator's „Logarithmotechnia“ sorgfältig zu studiren; e nahm sie mit nach Frankreich und überraschte daselbst Huygens durch Mittheilung einer indeß von ihm gefundenen unendlichen Reihe für die Kreisfläche, wie Mercator eine solche für die Hyperbel angegeben hat. Dieser Satz wurde, durch Oldenburg's Vermittelung, auch Newton b kannt, der unserm Leibnitz, auf dem nämlichen Wege, Glück dazu wünsch Aufgemuntert durch diesen Erfolg, nahm Leibnitz seine Untersuchung über die Differenzen der Zahlen, deren Theorie ihm immer so fruchtb geschienen hatte, wieder vor, und ward auf diesem Wege zu der wichtigen Entdeckung der Differentialrechnung geführt, welche in der That nur unter dem Gesichtspunkte einer Tochter der Differenzenrechnung erscheint, man mag nun das Differential als den von der Quantität der Veränderung unabhängigen, oder aber, mit bestimmtern Worten, als den auf die erste Potenz derselben eingeschränkten Theil betrachten. Diesen glücklichen Fund theilte er, in einem Schreiben vom 21. Juni 1677, an Oldenburg, für Newton, mit. Vergleicht man den ganzen bei befolgten Ideengang, in seiner immer gleich folgerechten Beziehung auf das Princip der Differenzenrechnung, mit den Ansichten, die der Newton'schen Fluxionenmethode (s. Newton) zum Grunde liegen, so findet man in der durchgängig vollkommenen Verschiedenheit des eingeschlagenen Weges den besten Beweis dafür, daß in der That beide große Männer, jeder für sich, zu demselben Resultate gelangt sind. Indeß erhielt Leibnitz von Newton keine Antwort auf dieses merkwürdige Schreiben, und die Sache blieb in ihrer Lage, bis 1682 die „Acta eruditorum“ ihren Anfang nahmen. Leibnitz bewies sich gleich anfangs als einen der thätigsten Mitarbeiter und trat zunächst im Octoberhefte des Jahrs 1684 derselben mit einer vollständigen Darstellung seines Differentialverfahrens, ganz wie er dasselbe Newton mitgetheilt hatte, hervor. Bei der Rechnung wird die Form angewendet, wie man sie seither auf dem festen Lande gebraucht hat. Damals erhob sich, welches wohl zu bemerken ist, keinerlei Art von Reclamation gegen Leibnitz's Ansprüche auf die Entdeckung dieses neuen Rechnungsverfahrens; im Gegentheile erkannte Newton öffentlich das Verdienst des Deutschen, indem er seiner in den „Principien“ auf das ehrenvollste Erwähnung that. Auch fuhr Leibnitz in unermüdlicher Thätigkeit in weiterer Ausbildung seiner Methode fort. Unterdeß war diese Differentialrechnung sammt ihrer Umkehrung, die Leibnitz die summatorische, Joh. Bernoulli aber Integralrechnung nannte, auf dem Festlande in großes Ansehen gekommen und namentlich von den beiden Bernoulli und dem Marquis de L'Hopital vielfach genutzt und erweitert worden, als sich 1699, also 22 Jahre nach dem oben erwähnten Schreiben Leibnitz's an Newton vom 21. Juni 1677, und 15 Jahre nach Bekanntmachung des oben erwähnten Aufsatzes im Octoberhefte 1684 d. „A. E.“, zuerst Fatio de Duillier (s. Newton gegen den Satz erhob und die Erfindung dieser Rechnung Newton vindicirte. Der gegen zu diesem Zwecke verfaßte Schriftchen war so anzüglich geschrieben, daß sich Leibnitz zu einer Antwort in d. „A. E.“ veranlaßt fand, der den Streit auf einige Zeit beendigte; als aber Newton 5 Jahre später (1704) seine Optik erschienen ließ, und an deren Schlusse eine Darstellung der Fluxionenmethode publicirte, deren Erfindung er schon 1666 gemacht

: haben behauptete, so gaben d. „A. E.“ im Jahre darauf einen Aus-
ig dieses Werks sammt einer für Newton ungünstigen Vergleichung
ines und des Differentialverfahrens, wodurch die unter der Asche brem
nde Glut aufs Neue angefacht wurde. Keill, Prof. der Astronomie zu
rford, entblödete sich sogar nicht, in den „Philosophical transactions“
r 1708 geradezu zu sagen, Newton sey nicht nur der alleinige Erfin-
r des neuen Verfahrens, sondern Leibnitz habe das seinige, mit bloßer
eränderung der Ausdrücke und Bezeichnungen, danach gebildet. Dieß
ranlaßte den Letztern, an Hans Sloane, derzeitigen Secretair der königl.
Societät zu London, zu schreiben und die Entscheidung derselben zwischen
m und Keill zu verlangen. Diese Gesellschaft ernannte sofort eine Com-
ission, deren Urtheil dahin ausfiel, daß die Differential- oder Fluxionen-
ethode wesentlich nicht verschieden seyen, und daß es also nicht auf die
rfindung der einen oder der andern, sondern auf die Priorität an-
mme, in welchem letztern Bezug aber fest stehe, daß Newton das Ver-
ahren 15 Jahre vor der Bekanntmachung des Leibnitz'schen Aufsatzes in
. „Act. Erudit.“ in Besitz gehabt habe. Daher könne Keill's Behaup-
ung von Leibnitz weder als eine Verleumdung noch auch nur als eine
lnwahrheit betrachtet werden. Durch diese Entscheidung der Societät
ber ward die Spannung zwischen ihnen nur noch größer, und wir füh-
en mit Bedauern an, daß es namentlich Leibnitz war, welcher durch
inen zur Mittheilung an Newton bestimmten Brief an den damals in
England befindlichen, den Vermittler spielende Abbé Conti das Mißver-
ständniß unheilbar machte, indem er darin, neben andern beleidigenden
leußerungen, zu verstehen gab, daß Newton den Algarithmus unendlich
leiner Größen vor ihm nicht möchte gekannt haben. Newton replicirte
urch Conti; so ging die Sache hin und her, bis Leibnitz die Augen
arüber schloß. — Seine „Opera omnia“ gab, nach Classen geordnet,
. Dutens in 6 Bänden mit Kpfrn., Genf 1768, 4., heraus (mit n. Ti-
el 1789). Sie sind aber nicht vollständig. Mehre dort fehlende philo-
ophische Schriften enthalten folgende Sammlungen: „Oeuvres philoso-
phiques latines et françaises“, von R. E. Raspe, Amsterd. und Leipz.
1765. Eine Uebersetzung derselben, mit Zusätzen und Noten (von J. H.
. Ulrich), erschien in 2 Bänden, Halle 1778—80; „Esprit de L. u.
. w.“ erschien in 2 Bänden, Lyon 1772, u. übersetzt, in 4 Theilen,
Wittenberg 1777; „Leibnitzii otium hannoveranum s. Miscellanea“, gab
. E. Feller, Leipzig 1718, heraus, wozu als 2. Sammlung gehören:
„Monumenta varia inedita“, Leipz. 1724, 4.; ein „Systema theologi-
um“ kam in neuester Zeit, nach dem Manuscript in der königl. Biblio-
hek zu Hanover, französisch und deutsch zu Mainz heraus, woraus man
eibnitz's Neigung zum Katholicismus beweisen wollte. In Bezug hier-
uf erschienen Krug's „Apologie eines königl. Schreibens gegen unge-
ührliche Kritiken und eines großen Philosophen gegen den Vorwurf des
eheimen Katholicismus“, Leipzig 1826, sowie G. E. Schulze, „Ueber
ie Entdeckung, daß Leibnitz ein Katholik gewesen“, Götting. 1827. Man
at eine Menge Lebensbeschreibungen von ihm; die erste: Fontenelle,
„Eloge de M. de L.“ in der „Hist. de l'Acad des sciences de Paris
1716“, deutsch vor Gottsched's Uebersetzung der Theodicee; dann Bailly,
„Eloge de M. de L., qui a rempoeté le prix de l'Acad. de Berlin
1769“, 4.; Kästner's „Lobschrift auf Leibnitz“, Altenb. 1769, 4., u. m.

Leibrenten (vitalitium, rentes viagères, annuities upon lives),

lebenslängliche Einkünfte eines Capitals, das unter der Bedingung ge-
geliehen wird, daß der Anleiher dem Gläubiger für seine Person dem
höhere (nach dem Verhältnisse des Alters steigende) Zinsen, als im Staat
sonst gewöhnlich und gesetzlich sind, bezahlt und dafür nach seinem To-
ben das Capital ererbt. Die Absicht von Seiten des Gläubigers i
sich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleistung zu verſch
fen, als außerdem vielleicht selbst mit angestrengtem Fleiße der Fall se
würde. Bei Errichtung des Leibrentenvertrags und bei Bestimmung, w
viel Jemand von seinem Capital Zinsen bekommen soll, muß der D
Darleiher Rücksicht genommen werden auf Alter, sowie auf Leibes- u
Gesundheitszustand, weil der Jüngere und Gesunde geringere Zinsen e
hält als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod de
tern früher zu erwarten ist als der des Erstern. Ueberhaupt ist in
Festsetzung der Zinsen von dem dargeliehenen Capitale der Grundsa
daß von 30 Menschen jährlich nur einer stirbt, nicht aus dem Auge z
lassen, indem der Borger bloß durch ein richtiges Verhältniß der Ge
benden zu den Lebenden am Capitale gewinnen kann. Der Italiäner
Lorenzo Tonti erfand eine andere Art von Leibrenten, nach ihm Lo-
tinen genannt, die er zuerst unter Ludwig XIV. 1653 in Frankreich
einführte. Nach denselben bildet eine Gesellschaft, die sich nach Classen
von ungefähr gleichem Alter eintheilt, ein Ganzes, und bezahlt dem
Staat in gleichgetheilten Actien ein Capital, welches er an die ganze
Gesellschaft, so lange noch eines von den Gliedern derselben lebt, dergestalt zu verzinsen verspricht, daß die Gesellschaft nach den Regeln der
Wahrscheinlichkeit der Länge des menschlichen Lebens in den an sie zu
zahlenden Renten die landüblichen Zinsen des Capitals und mit den Zin-
sen nach und nach den Betrag des Capitals selbst zurückerhalten muß.
Die jährlich zu bezahlende Rente für das ganze Capital wird alljährlich
unter die noch lebenden Glieder der Gesellschaft vertheilt, sodaß die Rente
für jedes einzelne mit der Zahl der jährlich sterbenden Glieder proportionirlich wächst, bis endlich der Zuletztlebende die für die ganze Gesellschaft bestimmte Rente allein zieht, und mit dessen Tode die Rentenzahlung aufhört. (S. Tontine.) Ueberhaupt gibt es 4 Arten von Leibrenten: 1) die ordentlichen Leibrenten; 2) die einfachen Tontinen; 3) die aus Leibrenten und Tontinen zusammengesetzten Tontinen; und endlich 4) eine ganz besondere Art von Leibrenten, wo der Rentirer gewisse Jahre warten muß, bis er jährlich so viel an Leibrenten empfängt, als der ganze Einsatz oder Einfall beträgt.

Leicester (Robert Dudley, Graf v.), s. Dudley.

Leich, woher Lai (provençalisch Lais), in der altdeutschen Poesie ein Gedicht, welches nicht aus gleichförmig wiederkehrenden Strophen bestand und eine kleine poetische Erzählung zum Inhalte hatte, welche vermuthlich mit musikalischer Begleitung vorgetragen wurde.

Leichenhäuser, s. Beerdigung.

Leidenschaft, jede übermäßige Begierde oder Verabscheuung; nach Kant, jede Neigung (oder Abneigung), welche die Herrschaft über sich selbst ausschließt. Der gemeine Sprachgebrauch unterscheidet nicht immer die Leidenschaft von dem Affecte, ungeachtet beide zwei ganz verschiedenen Gemüthsvermögen angehören. (Vgl. Gefühl, Begierde.) Die Leidenschaft besteht immer in einem Bestreben, zu bewirken, daß Etwas sey oder nicht sey; sie entwickelt sich allmälig und nach dem Gesetze der

Stetigkeit; der Affect dagegen entsteht plötzlich, meist unmittelbar nach empfangenem Eindrucke. Die Leidenschaft kann fortdauern und an Heftigkeit und Stärke wachsen, bis sie ihr Ziel erreicht hat, selbst oft noch nach Erreichung des Ziels, während der Affect durch längeres Anhalten vermindert wird und sich am Ende selbst aufzehrt. Erstaunen, Zorn, Schrecken sind Affecten; sie brechen schnell und gewaltsam hervor, vergehen aber meist ebenso schnell wieder als sie entstanden. Neid, Ehrsucht, Geiz sind Leidenschaften, die an Stärke zunehmen, je länger sie genährt werden. Die oben gerügte Verwechselung der Begriffe läßt sich aus dem innigen Zusammenhange unserer Gefühle und Begierden leicht erklären. Da Begierden und Verabscheuungen in angenehmen und unangenehmen Gefühlen ihren Grund haben, und daher Affect und Leidenschaft meist in ununterbrochener Zeitfolge unmittelbar hintereinander erscheinen, so ist es dem gemeinen Verstande wohl zu verzeihen, wenn er beide für eine und dieselbe Aeußerung eines aufgeregten Gemüths hält und den Unterschied höchstens in dem Grade der Stärke sucht, mit welchem beide hervortreten. S. Maaß's „Vers. über die Leidenschaften". (Vgl. Affecten.)

Leier, deutsche Leier, lira tedesca, Bauernleier, lira rustica, paganella, Dreh-Seiteninstrument, das aus einem länglichen Kasten besteht und auf einer Seite Aehnlichkeit mit dem untern Theile einer Geige hat. An den Seiten hat es eine Claviatur mit 10—12 Tasten, die mit 2 Saiten, welche im Innern sich befinden, in Verbindung stehen und diese verkürzen können. Die Saiten werden durch ein Rad, das mit Kolophonium bestrichen ist, intonirt, das Rad aber durch einen Dreher in Bewegung gesetzt, während die linke Hand die Tasten anschlägt. — Leierkasten, Leierorgel, Drehorgel, ist ein viereckiger Kasten, in dem sich eine Orgel befindet, ohne Claviatur. Im Innern ist eine Walze, auf der sich eiserne oder messingene Stifte befinden, welche die innere Tasten berühren und den Wind in die Pfeifen lassen; die Walze wird auswendig am Kasten durch eine Kurbel gedreht.

Leihbank, Leihhaus, Lehnbank, Lombard, mons pietatis, mont de piété, ist eine öffentliche Anstalt, worin man gegen ein hinlängliches Pfand Geld geliehen bekommen kann. Der Borger gibt gesetzliche Zinsen und muß die Zeit bestimmen, wann er das Pfand wieder einlösen will. Das Leihinstitut ertheilt dem Borger einen Schein, worauf der Tag, die Nummer des Bankbuches, die geliehene Summe sammt Zinsen, die Dauer des Pfandbriefes, der Name des Verpfänders und das Pfand selbst bezeichnet sind. Wird das Pfand nach abgelaufener Zeit nicht wieder eingelöst, oder der Schein nicht von Neuem verlängert, so wird das Pfand öffentlich versteigert und der Ueberschuß erhält der Eigenthümer nach Abzug der Kosten zurück, oder meldet sich keiner, so wird er in die Armenkasse gelegt. Das Alter dieser wohlthätigen Einrichtungen läßt sich nicht bestimmt angeben; nach Einigen sollen sie entweder unter dem Papste Pius II. oder Paulus II. entstanden seyn; nach Andern hat zuerst Barnabas Interamnensis unter Mitwirkung eines Advocaten, Fortunatus de Copolis, 1464 zu Perugia ein Leihhaus angelegt. Während der Bürgerkriege zwischen den Guelfen und Ghibellinen wanderten viele wohlhabende Kaufleute aus der Lombardei nach England, Frankreich und Deutschland, und errichteten solche Lehnbanken, daher ihr Name: Lombarde. Das erste Leihhaus in Deutschland wurde 1498 zu Nürnberg angelegt. Das berühmteste Leihhaus ist in Amsterdam; es wurde 1614 unter der Autorität der Stadtbehörde errichtet.

Leiningen. 1) Ein mediatisirtes Grafenhaus (der Wetterauischen Bank), stammt von dem Schlosse Leiningen im Westerreiche, aus dem 13. Jahrh. Die erste Hauptlinie, Leiningen-Hardenburg-Dachsburg, ward 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben. Sie besaß einen Teil der alten Grafschaft Leiningen im Worms- und Speiergau, erhielt 1803 für 1803 als Entschädigung einige mainzische Aemter: Amorbach (Lu Miltenberg, Seligenstadt, und die pfälzischen Aemter Mosbach und Bo berg (zusammen 25 QM., 90.000 Einw., 15 Städte, 9 Marktfl., 1 Dörfer, 314.000 Gld. Eink.). Das Fürstenth. besteht seit 1806 zu unter badischer, und zu 1/6 unter bairischer und hessischer Oberhoh Das Haus ist lutherisch. Des Fürsten Mutter, Victorie, geb. Prinzes von Sachsen-Koburg, Wittwe des Fürsten Emich von Leiningen 181 dann des Herzogs von Kent 1820, lebt im Pallaste Kensington zu Lon don. Ihre und des Herzogs von Kent Tochter Alexandrine, geb. 24. Mai 1819, ist die wahrscheinliche Erbin des britischen Reichs. Ed dem 19. April 1829 führt, nach dem von Baden bestätigten Haus- u Schuldentilgungsgesetze der fürstl. Linie, eine selbständige Behörde, un Mitaufsicht der Agnaten und des Staats, die Curatel des Schuldenwe sens, welches 1.847.000 Gldn. beträgt. Die zweite Hauptlinie, Lei ningen-Heidesheim-Falkenburg, ist gräflich und katholisch. Sie theilt sich in 2 Aeste: Biltigheim und Neudenau, die unter badischer Hoheit stehen. — 2) Das gräfliche Haus Leiningen-Westerburg, a wetterauisches Geschlecht, stammt von den Dynasten von Runkel ab, i luther. Religion, besaß ehemals in der Grafschaft Leiningen Grundbesitz und besteht aus zwei Linien: Alt-Leiningen-Westerburg, besitzt die Standesherrschaft Ilbenstadt, unter großherzogl. hessischer Hoheit; Neu-Leiningen-Westerburg, besitzt die Grafschaften Westerburg und Schadeck, unter nassauischer Hoheit.

Leinpfade sind Wege, auf welchen Menschen oder Pferde die Schiffe bei widrigem Winde auf Flüssen oder Canälen ziehen, und dienen auch weder bloß zu solchem Behuf, oder auch sonst zu Wegen. Ein guter Leinpfad, wenn er zugleich für Pferde gebraucht wird, muß die nämlichen Eigenschaften haben wie eine gute Chaussée (Kunststraße). Insbesondere muß er sich möglichst eben, rein und dicht, in einer gesetzlich bestimmten Breite, sowie auch gesichert vor Ueberschwemmung und mit Beseitigung alles Gesträuches, an den Ufern des Stroms hinziehen. — Bei denjenigen Leinpfaden, wo die Schiffe nur durch Menschen (deren man gewöhnlich 4 statt eines Pferdes rechnet) gezogen werden können, wie z. B. von Strasburg nach Basel, muß auf möglichst feste Anlage derselben Rücksicht genommen werden, damit der Fuß nicht ausgleite. In England findet man dieß Alles bei den Leinpfaden genau beobachtet. Noch mehr kommt auf die Unterhaltung des Pfades an. Stete Aufsicht und besonders ein Polizeigesetz, daß bei dem Heraufziehen der Schiffe niemals mehr als 3 Pferde an einem Stichseile gehen dürfen, sind erforderlich, wenn Nachtheile für die Schifffahrt, sowie für die Leinpfade, die anstoßenden Gebäude oder andre Anlagen, vermieden werden sollen. — Kein Fluß in Deutschland zeichnete sich in dieser Hinsicht seit 1804 mehr aus als der Rhein, denn die bekannte Convention über das Rhein-schifffahrtsoctroi vom 15. Aug. 1804 verordnete nicht bloß die gute Unterhaltung der Leinpfade, sondern sicherte auch den Vollzug derselben dadurch, daß die Kosten aus dem Ertrage des Octroi genommen wurden

– Nach den über die Elb- und Weserschifffahrt abgeschlossenen Navigationsacten aber fehlt es an der gemeinschaftlichen unabhängigen Aufsicht über die Leinpfade; folglich kann ein Uferstaat, der keinen sehr bedeutenden Antheil an den Vortheilen der Handelsschifffahrt nimmt, sein fiscalisches Interesse leicht dem allgemeinen Vortheil eine geraume Zeit vorgehen, ehe die Gemeinschaft einschreitet. — So schlecht die Leinpfade auf den deutschen Strömen in früherer Zeit waren, so sehr beeifert man sich jetzt, sie nach dem Vorbilde der Kunststraßen zu vervollkommnen. Die neueste zweckmäßige Arbeit dieser Art ist der 1824 von Rüdesheim im Rheingau bis Biberich angelegte Leinpfad, um die Vortheile des Speditionshandels mit Umgehung des mainzer Stapels für das Herzogthum Nassau zu gewinnen; er hat aber seit der freien Rheinschifffahrt diesen Zweck nicht mehr.

Leinwand und **Linnenzeuch** wird aus den zu Fäden gesponnenen Fasern der Flachspflanzen, Linum usitatissimum und perenne, gewebt. (Vgl. Flachs.) Manche Spinnerin spinnt aus einem Pfunde Flachs einen 23 Meilen langen Faden. Dieses leinene Garn wird zum Weben des leinenen Zeuches auf Spuhlen oder Bobinen gespuhlt und das Kettgarn, wie beim Weben (s. d.) angeführt, auf dem Leinweberstuhl (einen einfachen Weberstuhl) aufgebäumt, wieder abgenommen, mit Stärkwasser geschlichtet und nochmals aufgebäumt. Die Leinwand selbst wird jetzt ganz einfach gewebt, dann entschlichtet, gebeucht und gebleicht, gestärkt, gemangelt und geglätet. Die Leinweberei (nach Tacitus's Zeugniß und Hüllmann's Forschungen), ein altdeutsches Gewerbe, ist noch jetzt in ihrem Anfang, der Spinnerei, ein wichtiges Nebengeschäft für Landleute und Städter. Das Land baut den Flachs, den man spinnen und verweben will. Der Garnhandel ist daher ebenfalls so verbreitet, wie die Spinnerei; auch die Weberei ist vortheilhafter auf der einzelnen Werkstatt als im Gewerbverein. Die deutsche Leinwand ist unübertroffen. Sie hat weder den Manufacturgeist, noch die Zollgesetze Englands zu fürchten. Deutschland wird daher das Hauptland für die Leinweberei bleiben, da Flachsbau und Spinnerei in ihm einheimisch sind. Die Oberlausitz, Böhmen, Schlesien, Bielefeld, Würtemberg, Kurhessen und Niedersachsen liefern die meiste und die feinste Leinwand. Der Gebrauch der Leinwand ist in Europa weit verbreiteter als der Gebrauch von Baumwollenwaaren. Spanien aber und Westindien ziehen die deutsche Leinwand der irischen vor, weil die Irländer in ihre Leinwand, um ihr mehr Glanz zu geben, Baumwolle einmischen, wodurch sie weniger dauerhaft wird. Außer der gewöhnlichen Leinwand kennt man noch folgende leinene Waaren. 1) Battist, eine dichte aus dem feinsten Gespinnste in feuchten Kellern gewebte Leinwand; 2) Kammertuch, ist etwas weniger dicht und hat seinen Namen von Cambray; 3) Linon, ist noch lockerer und schleierartig; 4) Schleier, oder Klar, der den Nonnen als Kopfbedeckung dient; 5) Creas, eine feine geglättete, seidenartige Leinwand; 6) feinen Damast, ein feines gemustertes Zeuch, was zu Tafeltüchern und Servietten angewendet wird und einen besondern, sehr zusammengesetzten Weberstuhl erfordert; 7) Zwillich und Drillich ist dem Damast ähnlich; 8) die groben Packleinwande, Barras, Segeltuch, Wachsbleichtuch. Hanfleinwand, wovon man die Ravensberger, Tecklenburger und Jburger unterscheidet, wird aus gesponnenem Hanf bereitet. Nesseltuch

ist eine aus Nesseln gesponnene und gewebte Leinwand. Sonst [illegible] als Stellvertreter des Flachses und Hanfes: die ägyptische Papierstaude, der Papiermaulbeerbaum, die Zwergpalme, die Agave u. a. m.

Leipzig, berühmte Universitäts- und Handelsstadt im [illegible] Kreise (46¾ QM., 246.000 Ew.) des Königreichs Sachsen, 51° [illegible] N. Br. und 30° 1′ L., in einer großen Ebene an der Pleiße und [illegible] einer Niederung, in welcher die Flüsse Parde, Elster und Luppe zusammenfließen, in einer durch die Kunst zum Nutzen der Gesundheit trefflich verbesserten Lage, da die bisherigen, um die Stadt gelegenen Sümpfe ausgefüllt, Abzuggraben eröffnet und mithin Raum zur Anlage [illegible] Baumpflanzungen gewonnen worden ist. — Leipzig finden wir erst im 12. Jahrh., unter Otto dem Reichen, als eine feste Stadt. Es ward ihr von diesem Markgrafen 2 Märkte zu halten gestattet, der Oster- und Michaelismarkt, und die Zahl der Einw. betrug an 6000. Der Sohn dieses Markgrafen, Dietrich (1197—1221), lag mit seinen Nachbarn in Fehde, und die leipziger Bürger hatten gegen ihn so viel Antheil genommen, daß er, sie in Schranken zu halten, 3 Schlösser anlegen ließ, von denen sich die Pleißenburg erhalten hat. Der Handel der Stadt war schon damals nicht unbedeutend. Um die Mitte des 15. Jahrh. hatte Leipzig schon die jetzige Größe gehabt haben; die Vorstädte waren [illegible] Hütten. Nach dem 7jährigen Kriege fielen die Festungswerke, Graben und Wälle wurden zu Gärten, die Vorstädte erweiterten und verschönerten sich; eine Folge des steigenden Wohlstands. Leipzig hat 4 Hauptthore, 7 freie Plätze, 16 Hauptgassen und Straßen, in den 4 Vorstädten 22 Gassen, viele hohe palastähnliche Häuser unter einer Zahl von 1430 (mit den Vorstädten), mit 41.000 Einw. Unter ihnen befinden sich viele Abkömmlinge der vor 150 J. aus Frankreich vertriebenen Reformirten, Italiener und einige Schutz genießende Juden. Die Bekenner der kathol., griech. und reformirten Religion haben mit den Evangelischen, welche die große Mehrzahl bilden, gleiche bürgerliche Rechte seit 1806 und 1813. Außer der akademischen Kirche hat Leipzig noch 7 evangelische (von denen 2 Parochial, mit eigenen Kirchenbibliotheken), eine kathol., eine reformirte Kirche, wo Männer, wie Schneider, Zollikofer und Rosenmüller noch in ehrenvollem Andenken sind, und eine griech. Kirche. Die bedeutendsten Gebäude, zum Theil in schönem, edelm Styl aufgeführt, sind das 1599 erbaute Rathhaus, die Börse, Thomas- und Nicolaikirche, das seit 1830 aus den von den Landständen bewilligten Mitteln erbaute Universitätsgebäude, welches als Denkmal des verewigten Königs den Namen Augusteum erhielt; ferner die 1829 erneuerte Thomasschule, das Thomä'sche Haus, die Pleißenburg, auf deren Dom die von 1787—90 erbaute und von 1818—21 verbesserte Sternwarte der Universität mit schönen Instrumenten sich befindet; das Theater, das Koch'sche und der Hohenthal'sche Hof, das Georgenhaus, Gewandhaus, Paulinum u. a. m. Merkwürdig ist unter Leipzigs Gebäuden noch das von Heinrich Auerbach (Prof. der Arzneikunde und Senator) 1530 erbaute, nach ihm benannte Hof, sonst berühmt wegen den während der Messen in demselben ausgestellten Waaren, dann auch durch eine Sage aus dem Leben des berüchtigten Schwarzkünstlers Joh. Faust (vgl. d.). Die Peters- und grimmaische Vorstadt sind die größten und schönsten; in jener zeichnet sich die schöne Esplanade mit dem Standbild des verstorbenen Königs Friedrich August (von Oeser) und der Roßplatz aus.

ber Reichel'sche Garten mit seinen großen Gebäuden, warmen Bädern nd der Struve'schen Anstalt zum Trinken mineralischer Wasser, der udolf'sche und der Trier'sche, in welchem auch der botanische Garten t, sind besonders bemerkenswerth. In der grimmaischen Vorstadt ver- ient der große Kirchhof mit seinen vielen Monumenten (worunter Gel- rt's), die Bürgerschule, eine Menge schöner Privatgebäude und einige ärten gesehen zu werden. In der halle'schen Vorstadt ist das 1821 eu aufgeführte Wagegebäude, der große, freie Wageplatz und der in roßartigem Styl angelegte Keil'sche Garten, mit einem schönen Gewächs- ause. In der ranstädter Vorstadt wird der Fleischerplatz und der an n stoßende schöne Reichenbach'sche (jetzt Gerhard'sche) Garten stets enkwürdig bleiben, da hier die letzten Kämpfe in der Schlacht 1813 orfielen. Poniatowski's Denkmal ist eine Zierde des genannten Gar- ns. Hauptgebäude sind hier das Jakobsspital und das Schwägrichen- he Haus. Leipzig ist der Sitz mehrer königl. Collegien, eines Ober- ofgerichts, eines Consistoriums, Schöppenstuhls, vereinigten Criminal- nd Polizeiamts der Stadt Leipzig, Oberpostamtes, eines Kreis- und entamtes, der Steuercreditkasse u. s. f. Der Stadtmagistrat ist aus 7 Personen des Gelehrten- und des Kaufmannsstandes zusammenge- tzt; Erstere sind größern Theiles Mitglieder andrer Collegien und Letz- ere Vorsteher und Unternehmer andrer kaufmännischen Entreprisen. Ne- en mehren andern Bürgermeistern, welche um die Stadt sich verdient nachten, glänzt der durch vielseitige Kenntnisse ausgezeichnete und durch Energie thätig wirkende geh. Kriegsrath D. K. W. Müller (st. 1801), essem rastlosen Bestreben Leipzigs Bewohner um die Stadt herum einen errlichen Baumgarten und Spaziergänge, eine Rathsfreischule, eine Bürgerschule, ein, dem Zeitbedürfnisse angemessenes Gesangbuch und so nanche andre Verbesserung verdanken. — Die 1409 vom Kurf. Fried- ich dem Streitbaren und dessen Bruder Wilhelm nach dem Muster der rager und pariser Hochschulen gestiftete und vom Papst Alexander V. estiftete weltbekannte Universität besitzt ein Gesammtvermögen von twa 700.000 Thalern an Capitalien und Grundstücken, zählt gegen 1400 Studirende, denen eine Anzahl ordentlicher und außerordentlicher Professoren und akademischer Privatdocenten (die meisten dieser Lehrer ind zugleich in der gelehrten Welt als Schriftsteller rühmlich bekannt) n allen Zweigen der Wissenschaften Unterricht ertheilen. Sie besteht us 4 Facultäten, hat eine durch ihre gefertigten Urtheile berühmte Ju- istenfacultät, 2 philologische, gründliches und geschmackvolles Studium es classischen Alterthums fördernde Seminarien, ein schon 210 J. be- ehendes Predigercollegium, ein anatomisches Theater mit zahlreichen sel- enen Präparaten, einen physikalischen Apparat, chemisches Laboratorium, reffliches klinisches Institut, Entbindungsschule, Sternwarte, botanischen Garten, Bibliothek von gegen 69.000 Bdn. mit 1600 Manuscripten (ist vorzüglich im philolog. und medicin. Fache reich, sowie in der ältern Theologie, und aus den Bibliotheken eingezogener Klöster entstanden). Mit dem J. 1830 sind folgende Veränderungen mit der Verfassung der Hochschule vorgenommen worden: Professoren alter und neuer Stiftung finden nicht mehr statt; die 4 Nationen, woraus sonst die Universität bestand, hören auf; der Rector wird nicht mehr aus der Nation, son- dern aus den Facultäten gewählt, und behält seine Würde ein Jahr. Auch erhielt sie seit 1829 in Beziehung auf die Verwaltung ihres Ver-

mögens mehre Verbesserungen. Aber ungeachtet der jährlichen Zuschüsse aus Staatskassen wurden über die Unzulänglichkeit ihrer Lehrmittel laute Klagen geführt und die Nothwendigkeit einer freigebigern Ausstattung, mit einem vergleichenden Blicke auf die Hülfsmittel der preuß. Universitäten, dringend ausgesprochen (S. „Ueber die Bedürfnisse und Mittel der Universität Leipzig mit vorzüglicher Berücksichtigung des medicinischen Lehrfaches, Leip. 1833.) Für arme Studirende ist durch das Convictorium und eine Menge Stipendien gesorgt. — Außer der Universität fördern mehre gelehrte Gesellschaften die Wissenschaften, z. B. die naturforschende, die ökonomische, die philologische, die polytechnische, der hist. Verein für Erforschung und Bewahrung vaterl. Alterthümer, seit 1837 mit der Deutschen Gesellschaft verbunden u. a. Berühmt sind die zu Leipzig gelehrten Schulen, Thomas- und Nicolaischule seit Jahrhunderten, welche Männer wie Gesner, Ernesti, Fischer, Reiske, Martini ꝛc. zu Rectoren hatten. Ferner hat Leipzig eine treffliche Rathsfreischule, Bürgerschule, seit 1831 eine Handelsschule, eine gut eingerichtete kath. Bürgerschule, Sonntagsschule für Handwerkslehrlinge und Gesellen, mehre Armen- und Privatschulen, sowie eine Anzahl sogen. Institute, unter denen sich vortheilhaft auszeichnen. Liebe für die schönen und bildenden Künste gründeten und beförderten die seit 1764 bestehende Akademie der bildenden Künste und mehre reichhaltige Kunstcabinete und Gemäldesammlungen. Gleiche Liebe unterhalten die in einem geräumigen Saale prachtvoll aufgestellte, 1605 gestiftete Rathsbibliothek, die im histor. und philol. Fache reiche Schätze enthält; 52 Zeitschriften, Zeitungen und Modeblätter, selbst Botanik und edle Gärtnerei mit einbegriffen. Rühmlich zu nennen das seit mehr als 200 J. bestehende treffliche Singechor der Thomasschule für Kirchenmusiken ꝛc., an dessen Spitze Cantoren, wie Bach, Hiller, Doles, Müller, Schicht standen; das sogen. große Concert, in welchem die größten Componisten und Virtuosen sich haben hören lassen; die Liedertafel (vgl. d.). Auch die theatralische Kunst blüht hier seit mehr als einem Jahrhundert. In Leipzig bildeten sich die Veltheim'sche, die Neuber'sche, die Koch'sche Gesellschaft zu Dem aus, was sie für ihre Zeit werden konnten. Leipzig hat gegenwärtig ein stehendes Theater, welches Vorzügliches leistet. Nicht minder ehrenvolle Erwähnung verdienen die trefflichen Wohlthätigkeitsanstalten, namentlich das Johannis- und Jakobshospital, das Georgenhaus, das Almosenamt, die Armenanstalt u. s. w. Manufakturen und Fabriken gibt es hier in Gold- und Silberwaaren, Sammet, Seide, Wolle (Hartmann's Fabrik hat sich zur bedeutendsten Sachsens erhoben), Wachsleinwand, Kattun, Papier, Tapeten, Instrumenten, Leder, Taback, Pergament, Stärke, Chocolade, Liquour, Siegellack, Gewehren, Eisenwaaren; Schnittgeschäften, Gerbereien, Färbereien u. s. w. Leipzig hatte im Febr. 1834 23 Buchdruckereien, 170 Hand- und 4 Schnellpressen, die ununterbrochen 600 Setzer und Drucker beschäftigen und jährlich ungefähr 10.740 Ries Papier (Werth gegen 268.590 Thlr.) verbrauchen. Auch ist hier der Hauptsitz des deutschen Buch- und Kunsthandels, indem jeder deutsche Buchhändler hier seinen Commissionnair hat, der für ihn Alles in Empfang nimmt und fortsendet. Es gibt hier 77 Buchhändler. Jährlich um Ostern wird die bedeutende Büchermesse (s. Buchhandel und Leipziger Meßkatalog) gehalten. Der jährl. buchhändlerische Umsatz beläuft sich auf 3.190.000 Thlr. Im Verlauf dieses Jahres soll ein neues

Börsengebäude für den Buchhändlerverein (veranschlagt zu 30.000 Thlr.) aufgeführt werden, und die k. Regierung hat zum Zins- und Tilgungsfonds jährl. 750 Thlr. bewilligt. Leipzig hat 300 Kramer und 200 Handelshäuser, sowie ein eigenes Handelsgericht. Der Handel, welcher fremde aus allen Ländern Europas, selbst aus Asien (8—9000 Verkäufer) auf die 3 Messen (zu Ostern, Michaelis und Neujahr, jede 14 Tage dauernd) zieht, beschäftigt mittelbar und unmittelbar die meisten Einw. Besonders lebhafter Umsatz ist im Roßhandel (4—500 Stück ausgesuchter Thiere ist die Mittelzahl der aufgestellten), im Pelzhandel, baumwollenen Waaren und Baumwolle, Schafwolle, Colonialwaaren, engl. und franz. Waaren und den Erzeugnissen des sächs. Erzgebirges. Unter den jüngst errichteten und bestehenden Vereinen sind eine Feuerversicherung, welche jetzt den auf 5 J. bei ihr Versicherten, außer einem Freijahre, auch noch den halben Antheil an dem jährlichen reinen Gewinn der auf die 5jährl. Versicherungen fällt, entrichtet; Hagelschäden- und Lebensversicherung (vgl. d.), Anstalten eines Kassenvereines. Von 1825—30 bestand hier die Elb-amerikan. Compagnie (s. Seehandelsvereine). Das Rosenthal, die herrlichen Anlagen, welche zwischen Stadt und Vorstadt hinlaufen, die Gärten auf mehren nahen Dörfern begünstigen den vorherrschenden Sinn für ländliche Vergnügungen. Vgl. D. Becker's „Gemälde von Leipzig und s. Umgebungen" (Leipzig 1823); M. J. Chr. Dolz „Versuch einer Geschichte von Leipzig" (Leipzig 1818), und C. C. L. Gretschel's „Leipzig und s. Umgebungen", m. Kpf. (Leipzig 1828).

Leipzig (Schlachten bei). Zwei Mal wurden auf den Ebenen um Leipzig die Verhältnisse Deutschlands durch die Waffen entschieden: am 7. Sept. 1631 und am 18. Oct. 1813. Auch das Treffen am 2. Nov. 1642 war in seinen Folgen nicht unbedeutend. Schon die große, weite Fläche, die nur sanft wellenförmig durch kaum merkbare Höhenzüge, einiges Gehölz, ein paar kleine Flüsse und mehre Dörfer durchschnitten wird, begünstigt eine freie Entwickelung der Streitkräfte; wichtiger noch ist die Lage Leipzigs und die Stadt selbst in politisch-strategischer Hinsicht. — Aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges (s. d.) erinnern wir uns, wie Gustav Adolf, König von Schweden, durch die schwankenden langen Unterhandlungen mit Kurfürst Johann Georg von Sachsen hingehalten, sich seit dem Falle Magdeburgs genöthigt sah, in dem festen Lager bei Werben, der Macht Tilly's gegenüber, stehen zu bleiben. Endlich gestattete das am 1. Sept. 1631 mit Sachsen geschlossene Bündniß dem König eine angemessenere Wirksamkeit. Sofort ließ er sein Heer bei Wittenberg und Dessau über die Elbe gehen, vereinigte sich bei Düben mit den sächs. Truppen und gedachte nun die Kaiserlichen irgendwo zur Schlacht zu bringen. Diese waren ihm parallel gefolgt, hatten am 6. Sept. Leipzig genommen und zwischen Möckern und Eutritzsch ein Lager bezogen. Tilly zeigte sich sogar geneigt, als er den Anmarsch seiner Gegner sah, eine feste Stellung hinter Leipzig zu nehmen und Verstärkung von Erfurt an sich zu ziehen. In einem Kriegsrathe, der in der Wohnung des Todtengräbers vor dem grimmaischen Thore gehalten wurde, bestimmte jedoch der kühne, raschere Pappenheim den greisen, bedächtigen Feldherrn zum Angriff. Man ließ Tilly sein Heer sogleich den Schweden entgegengehen, sodaß der rechte Flügel das Dorf Seehausen zum Anlehnungspunkte bekam, der linke durch eine Schwenkung aber sich bis nach Breitenfeld erstreckte. Die Höhen von Wiede-

ritzsch, mit Geschütz besetzt, bedeckten den Mittelpunkt der Stellung, a welchem die Straße von Delitzsch nach Leipzig vorüberführt. Pa mit dem linken Flügel lief die Straße nach Halle, bei Seehausen dübener Straße hin. Der Laberbach, der sich damals durch sumpf Wiesen wand, schied die feindlichen Parteien. Gustav Adolf versu schon am 6. Sept. Abends ihn bei Schölkau zu überschreiten, aber Pa penheim's schwere Reiterei trieb jedes Mal den schwed. Vortrab zu und der Uebergang konnte erst am 17. Sept. früh mit vereinter K durchgesetzt werden. Indem sich nun in der Ebene, nach Podelwitz u Göbschelwitz zu, die schwedisch-sächs. Massen zu entfalten begannen, w sich Pappenheim den Schweden, welche die rechte Colonne bildeten, n gestüm entgegen, wurde aber zurückgetrieben. Er zog sich fechtend d Podelwitz, das er in Brand gesteckt; 6000 M. Fußvolk vom linken Fl gel rückten ihm zur Unterstützung heran. Sobald es sich zeigte, öffne die schwed. Dragoner, welche Podelwitz auf beiden Seiten umgang hatten, ihre Geschwader und gaben den hinter ihnen gestellten Muske ren Raum, ein wirksames Feuer gegen die kaiserlichen Kürassier z richten, die nun auf der Straße nach Halle davon jagten. Währe ein Theil der Baner'schen Dragoner die Fliehenden verfolgte, bieb andre auf das nun schutzlos dastehende kaiserliche Fußvolk ein und üb wältigte es. So war Tilly's linker Flügel geschlagen, ohne daß d Schlacht dadurch eine nachtheilige Wendung für ihn nahm. Auch ließ der alte Feldherr das Gefecht bei Podelwitz überhaupt mehr als e Nebensache zu betrachten und ließ, ohne Pappenheim's Flucht zu ah mittlerweile seinen rechten Flügel vorgehen und die Sachsen angreif Diese hielten jedoch kaum den ersten Schuß aus und suchten in wil Eile die Straße nach Eilenburg zu gewinnen. Da sie den linken Fl gel gebildet hatten, so konnte, die beträchtliche Verminderung der Ent kräfte abgerechnet, dieser Umstand leicht die gänzliche Niederlage der Schw den nach sich ziehen. Allein Gustav Adolf hatte die Möglichkeit ei solchen Ereignisses mit in seine Berechnung aufgenommen; er entfernte aus der Mitte, was entbehrlich war, rasch nach dem bedrohetem Punkt wo Gustav Horn bereits mit den Schweden einen Haken bildete, w durch ein Aufrollen oder Umgehen der Linie verhindert wurde. Bei d ser Gelegenheit zeigte sich die Ueberlegenheit der beweglichern, zweckm ßiger eingerichteten und besser geübten schwedischen Bataillone und ihr geschicktern Feuers, welches in Verbindung der leichten, ledernen Kan nen den unbehülflichen kaiserl. Truppen äußerst verderblich wurde. So geblich stürmten Tilly's zahlreiche Scharen gegen den schwedischen Fl ken; der Kampf war hartnäckig, aber entschied nichts. Dagegen gewann Baner auf dem rechten Flügel immer mehr Boden, nahm die Höhen v Wiederitzsch und die kaiserl. Hauptbatterie, kam der Stellung der ka serlichen in den Rücken und trieb ihre sich immer dichter verwirrende Massen vor sich her in das Gehölz, welches rechts von Wiederitzsch, g gen die dübener Straße zu, liegt. Nun wurde es dem schwedischen Mi telpunkt und linken Flügel leichter, ebenfalls nachzudrücken, und so wä thete der Kampf bei jenem Gehölz am einbrechenden Abend noch eine Zeit lang. 6000 Wallonen, in keiner Schlacht besiegt, wollten sich nicht ergeben, lieber fallen. Tilly selbst ward halb bewußtlos von seinen Ge treuen aus der Schlacht gerettet. Ein schwedischer Rittmeister, der lang Fritz genannt, hätte ihn beinahe auf dem Wege nach Halle gefangen

nommen. Nach Leipzig floh, was das Schwert der Schweden ver-
ponte. Vier Stunden hatte die eigentliche Schlacht gewährt; von Til-
's Heer, 35—40.000 M. stark, waren 8000 geblieben, 3000 gefangen;
e Furcht vor seiner Unbesiegbarkeit und alle Früchte seiner frühern
iege waren dahin. Dem Protestantismus im nördlichen Deutschland
ar nun die Fortdauer gesichert, und der Weg nach München und Wien
öffnet. Das schwedische Heer zählte kaum 26.000 Streiter, wovon
—7000 größtentheils neugeworbene sächs. Kriegsvölker, unter einem
nführer ohne Erfahrung, zu Anfang des Gefechts wichen. Gustav Adolfs
eldherrntalent, die Gewandtheit und der ritterliche Muth seiner Trup-
en errangen den Sieg gegen die Uebermacht. Die Physiognomie des
chlachtfeldes bei Breitenfeld hat sich seitdem im Wesentlichen wenig
erändert; eine Menge Hügel, unter welchen, der Sage der Landleute
ach, die Gebeine der Gebliebenen ruhen, deuten den Umriß an, und
an kann sich leicht die Hauptbewegungen der Schlacht vergegenwärti-
en. — Elf Jahre später, 1642, schlug hier Torstenson die kaiserlich-
ächsischen Truppen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolo-
ini. Beide Theile hatten den ganzen Sommer über in Schlesien gegen
inander gestanden, wurden aber endlich wegen Mangel an Unterhalt
enöthigt, das Land zu räumen. Die Schweden zogen sich nach Sach-
en, um Winterquartiere zu suchen, und langten am 16. Oct. vor Leip-
ig an, welches sogleich belagert wurde. Die kaiserl.-sächsischen Truppen
aren in einem Parallelmarsch gefolgt, konnten jedoch erst am 21. Oct.
ber Wurzen zum Entsatze von Leipzig anlangen, wo Torstenson bereits
inen Sturm gegen das Schloß unternommen und eine tüchtige Bresche
atte legen lassen. Als er bemerkte, daß seine Gegner ihn im Rücken
edrohten, hob er zwar die Belagerung auf und begnügte sich, die Stadt
lockirt zu halten, zog aber am 23. Oct. (a. St.) rasch seine Truppen
um Gerberthore hinaus und griff die Kaiserlichen bei Wiederitzsch plötz-
ich so ungestüm an, daß ihr linker Flügel, trotz aller Anstrengungen ih-
es Anführers, auseinanderstob, und bald ihre ganze Linie aufgerollt
urde. In drei Stunden war das Treffen bei Breitenfeld entschieden,
nd das kaiserl. Geschütz und Gepäck erobert. Die Einwohner Leipzigs
atten während der Zeit, über Torstenson's Abzug erfreut, das Te Deum
esungen. Die Belagerung begann auf das nachdrücklichste, und drei
Wochen später fiel Leipzig in Schwedens Gewalt und blieb darin, ein
Umstand, der beim westfälischen Friedensschlusse Schwedens Ansprüchen
ein geringes Gewicht gegeben haben dürfte. — Am folgenreichsten war
die Völkerschlacht 1813 und ausgezeichneter überhaupt durch ihre Aus-
dehnung, durch die Masse der Streitkräfte und durch die Dauer des
Kampfs. Die verbündeten Mächte hatten für den Feldzug 1813 den
Plan entworfen, auf beiden Flanken Napoleons zu operiren und sich in
seinem Rücken zu vereinigen. Dahin waren die Bewegungen der schle-
sischen Armee unter Blücher, der Nordarmee unter dem Kronprinzen Karl
Johann von Schweden an der Niederelbe und der großen Armee unter
Schwarzenberg an der Oberelbe gerichtet. Die Umstände bestimmten
endlich die Gegend von Leipzig, wo man sich die Hände bieten und Na-
poleon von der Saale abschneiden konnte. Man darf annehmen, daß
Napoleon diese Absicht wohl erkannte, aber auch durch frühere Erfah-
rungen sich berechtigt glauben mochte, sie zu vereiteln, so viel drohender
auch die Gefahr jetzt für ihn erschien. Ein schneller Marsch zwischen

der Mulde und Elbe, ein rascher Uebergang über letztere bei Dessau dem Scheine nach erzwungen, um nach Berlin vorzudringen, sollte den Heerführer der Nordarmee täuschen, zurückhalten und ihm Zeit gewinnen, sich gegen Schwarzenberg wenden und denselben in das sächsische Gebirge treiben zu können. War dieser überwunden, sollten Blücher und Johann geschlagen und zerstreut werden. Nach dieser Voraussetzung erklärt es sich, warum Napoleon die Elbe festhalten ließ, nicht daran dachte Sachsen zu räumen und sich aus der Schlinge zu ziehen. Er gab ja nichts verloren und konnte im günstigen Falle dann um so leichter an der Elbe aus den Oderfestungen die Hand bieten und seinen Vortheil weit verfolgen, als ihm beliebte. Was außerdem noch mitgewirkt haben dürfte, jenes Beharren in einer augenscheinlich mißlichen Lage, sowie das ganze Betragen Napoleons zu beurtheilen, muß, als ohnehin unnütz, hier auf sich beruhen. Wir bemerken, wie, jenem Plane der Verbündeten zufolge, das große böhmische Heer, 120.000 M. stark, vom 12. Oct. an in 3 Colonnen durch das Erzgebirge gegen Leipzig zog. Die Colonne des linken Flügels ging über Zwickau nach Altenburg, in der Mitte über Chemnitz, die des rechten Flügels bei Dresden vorüber, wo sie den Marsch der übrigen kurze Zeit verdecken und den Abzug der 30.000 M. starken Besatzung, sowie deren Vereinigung mit Napoleon verhindern konnte. Sie ging dann über Freiberg und Grimma und war bestimmt, die Verbindung mit der Nordarmee zu bewerkstelligen. Gegen diese führte Napoleon mittlerweile den ersten Theil seines Plans aus, während seine Scharen sich in und um Leipzig versammelten, und was noch fehlte, in vollen Marsch dahin begriffen war. Um hierüber nähere Kenntniß zu erhalten, fand am 14. Oct. bei den Verbündeten eine große Recognoscirung statt, die 2 Stunden östlich von Leipzig, auf den Höhen von Wachau und Liebertwolkitz, besonders lebhafte Reitergefecht nach sich zog. Die Generale Klenau und Wittgenstein commandirten gegen Murat, welcher beinahe gefangen genommen worden wäre. Gegen Abend wurde dieser für beide Theile ehrenvolle Kampf abgebrochen. Napoleon langte während dieses Treffens von Düben her an; seine Garden trafen gegen Abend ein. Am 15. Oct. musterte er das Heer und wies den Feldherren ihre Bestimmungen an. Seine ganze Macht betrug gegen 80—90.000 M., da die Corps von Ney und Reguier noch unterwegs oder dazu verwendet waren, unter Marmont die Gegend nach Norden zu decken; im Fall eines übeln Ausgangs sollte das Corps von Bertrand den Paß von Lindenau sichern. Der Plan des Fürsten Schwarzenberg, der den Oberbefehl führte, obschon die drei Monarchen von Oestreich, Rußland und Preußen zugegen waren, beabsichtigte einen Angriff in drei Colonnen gegen die Stellung der Franzosen. Der rechte Flügel derselben unter Poniatowski lehnte sich an die Dörfer Dölitz und Markkleeberg und war durch die Pleiße mit ihren abgeleiteten Armen und durch ein schwieriges Terrain gut gedeckt; die Stellung zog sich dann gegen Wachau, den Hauptpunkt der Mitte, welche die Corps von Augereau und Victor besetzten, bis zum Flecken Liebertwolkwitz, als dem Stützpunkt des linken Flügels, wo Lauriston mit dem 5. Corps stand. Es sollte nun die Colonne des linken Flügels der Verbündeten auf dem linken Ufer der Pleiße hinunter rücken, zwischen Lösnig und Konnewitz den Fluß überschreiten und so den feindlichen rechten Flügel umgehen. Die nächsten Reserven sollten diese Bewegung unterstützen. Die mittlere Colonne hatte Befehl,

auf dem rechten Ufer der Pleiße heranzuziehen und gegen Wachau zu rücken; die dritte Colonne nahm auf der Landstraße nach Liebertwolkwitz diesen Ort selbst zum Richtpunkte. Beide letztere Colonnen hatten dann die Franzosen in der Fronte zu beschäftigen und dadurch die Bewegung der ersten, durch welche Napoleon eigentlich von Leipzig und allen seinen Rückzugspunkten abgeschnitten werden konnte, zu begünstigen. Endlich war noch das Corps des General Giulay, 10.000 M. stark, bestimmt, Lindenau zu nehmen, während der Schlacht in Leipzig einzudringen und somit die Vernichtung des Feindes zu vollenden. Es kam allerdings nun auch darauf an, wie sich unterdessen die Verhältnisse bei der Nordarmee gestalten würden. Napoleon hatte sie durch seine Bewegungen zu täuschen gehofft, aber sie ließen sich dort nicht lange irre machen und anstatt sich auf Berlin zurückzuziehen, um es zu decken, nahmen Blücher und Karl Johann ihre Richtung nach Halle, um am 16. Oct. gleichfalls nach Leipzig vorzudringen. An diesem Tage, früh um 7 Uhr, setzten sich die verbündeten Truppen in Bewegung, trieben die franz. Vorposten aus den Dörfern Markkleeberg, Wachau, und drückten merklich auf die feindliche Stellung. Das Victor'sche Corps mußte Liebertwolkwitz an den General Klenau überlassen. Um 9 Uhr war der Kampf schon allgemein, und der Donner einer zahllosen Menge Geschützes selbst von den ältesten Kriegern kaum je so stark, so ununterbrochen gehört worden. Beide Theile zeigten glänzenden Muth und unerschütterliche Tapferkeit. Die Bewegung der Colonne vom linken Flügel der Verbündeten litt jedoch bedeutend durch die Standhaftigkeit der Polen, die jeden Uebergang über die Pleiße wehrten und, durch das Terrain begünstigt, ein wirksames Feuer unterhalten konnten. Auf dem franz. linken Flügel gab das von Holzhausen herangezogene 12. Corps Macdonald's einen sichern Anhalt, und Napoleon ordnete auf den Höhen von Liebertwolkwitz den Kampf. Er entriß den Verbündeten ihre Vortheile und beabsichtigte ihre Mitte zu sprengen; schon drangen seine Colonnen gegen Dossa und Gröbern vor. Dadurch ward es nöthig, dem Grafen Wittgenstein, der hier befehligte, die Reserven, welche auf dem linken Ufer der Pleiße der dort fechtenden Colonne beistehen sollten, zuzusenden, um dem Andrange des Feindes kräftiger zu begegnen. Es glückte; allein Macdonald ließ die sogenannte Schwedenschanze erstürmen und sicherte dadurch dem linken Flügel der Franzosen einen wesentlichen Vortheil. Am hartnäckigsten wurde bei Wachau gestritten. Von hier aus wirkte Napoleon fort und fort gegen die Mitte der Verbündeten, und seine Anstrengungen schienen in der That Erfolg zu versprechen, hätte er ihnen mehr Nachdruck geben können, zumal auch Poniatowski bei Markkleeberg, wo man sich mit der größten Hitze schlug, nicht zum Wanken gebracht wurde. Nun hätte zwar das Corps von Ney, welches jetzt von Delitzsch her anlangte, den Ausschlag geben können; allein auch Blücher's Heer zeigte sich. Es war am 16. Oct. von Halle nach Schkeudnitz gerückt, hatte den Herzog von Ragusa bei Wahren, Lindenthal und Breitenfeld angegriffen, bei Möckern nach hartem Widerstande entscheidend geschlagen und bedrohte nun Leipzig von dieser Seite her. Also mußte Ney ihm entgegengeschickt werden, und der entscheidende Moment ging verloren, ja der Kaiser Alexander ließ durch den muthigen Angriff seines Gardekosackenregiments dem Feinde eine eroberte Batterie wider abnehmen, die russischen Grenadiere stellten zwischen der Pleiße und Wachau

das Gleichgewicht der Kräfte wieder her, und ungeachtet Napoleon bereits zur Feier seines Sieges die Glocken in Leipzig läuten ließ, hatte er doch, wenn man den Gewinn einer kurzen Strecke Terrain nicht dafür gelten lassen will, keinen Nutzen davon, denn es befanden sich bei Einbruch der Nacht beide Parteien so ziemlich in derselben Stellung, wie vor der Schlacht. Allein die Ankunft der Nordarmee, die Napoleon gar nicht erwartet hatte, setzte ihn in sichtbare Bedrängniß; er mochte jetzt einen Ausweg wünschen. Er erfuhr sie früher als die Verbündeten, die ihrerseits zwar nicht besiegt waren, aber doch die Tapferkeit der Franzosen auf allen Punkten anerkennen mußten, denn auch die Entsendung Giulay's nach Lindenau hatte ihren Zweck nicht erreicht und hatte einen Widerstand gefunden, dem sie nicht gewachsen war. Man ließ daher durch ein stillschweigendes Uebereinkommen am 17. Oct. die Waffen ruhen, die Verbündeten erwarteten die Ankunft ihres dritten Hauptcorps unter Benningsen von Dresden über Grimma, und Napoleon dachte an einen ehrenvollen Rückzug, zu welchem Ende er durch den gefangenen östr. Grafen Meerveldt mit den Verbündeten zu unterhandeln suchte. Er soll einen Waffenstillstand angetragen, ungehindert über die Saale zu gehen verlangt, dagegen die Herausgabe der Oder- und Weichselfestungen und die Geneigtheit zum Frieden angeboten haben. Man schloß daraus auf seine Schwäche und gab den Anträgen kein Gehör, um so weniger, als den Verbündeten nun auch die Ankunft der Nordarmee kund ward, vor welcher sich Ney und der Herzog von Ragusa über die Parde nach Schönfeld zurückzogen. Napoleon ward am 18. Oct. zu einem Vertheidigungskampfe gezwungen und mußte sich um den Rückzug schlagen. Er nahm eine Stellung mehr rückwärts zwischen der Pleiße und Parde, gedeckt durch die Dörfer Konnewitz, Probstheida, Holzhausen, Paunsdorf und Schönfeld. Die nördliche Vorstadt von Leipzig war durch eine Batterie, hinter der Parde in den Gärten aufgestellt, und durch Dombrowski und den Herzog von Padua (Arrighi) vertheidigt. Bertrand hielt noch immer den Paß bei Lindenau frei, durch welchen schon alles unnütze Fuhrwerk nach Lützen jagte. In der Mitte seiner Garden bei Probstheida befand sich Napoleon, um jedem bedrängten Punkte Hülfe senden und das Ganze leiten zu können. Die Verbündeten bezweckten durch ihren Plan vom 16. nun auch die Vereinigung mit Benningsen und der Nordarmee; sie befanden sich bald genug auf günstigerem Terrain, um ihr Geschütz- und Gewehrfeuer ganz wirken zu lassen. Blücher griff Schönfeld und die nördliche Vorstadt Leipzigs an; Karl Johann setzte bei Plaußig, Graßdorf und Taucha über die Parde und rückte gegen Paunsdorf und ebenfalls gegen Schönfeld. Ihm näherte sich Benningsen auf der grimmaischen Straße her und trieb Macdonald von Holzhausen nach Stötteritz. Gegen Probstheida drängten die Corps der großen verbündeten Armee, und der Prinz von Hessen-Homburg versuchte abermals die Pleiße zu gewinnen. Aber aller Anstrengung ungeachtet und durch Giulay und die Reserven unterstützt, konnte er hier seinen Zweck wiederum nicht erreichen, und es ward mit sehr abwechselndem Glücke gefochten. Poniatowski bewährte seinen Heldenmuth, und seine Krieger eine spartanische Tapferkeit. Dagegen gelang es gegen Mittag, das Vorwerk Meusdorf zu nehmen, wodurch die Erstürmung von Probstheida, wo der heftigste Kampf wüthete, ausführbar wurde. Auch Blücher's Versuche wurden zurückgewiesen und durch schwieriges Terrain

aufgehalten. Nur die Schweden hatten leichteres Spiel, zumal das gegen sie stehende Regnier'sche Corps, durch die Sachsen und Würtemberger gebildet, nach und nach die Reihen der Franzosen verließ und sich der Sache der Verbündeten anschloß. So ward die Verbindung Bennigsen's mit den Schweden leichter, Paunsdorf mit geringer Mühe erstürmt und der Fall von Schönfeld durch Langeron erzwungen, die Eroberung von Probstheida, obwohl nach langem, schwankendem Kampfe, endlich erreicht. Bei alle dem wußte Napoleon noch immer die Lücken auszufüllen, die Nachtheile auszugleichen; noch war seine Linie nirgends durchbrochen, er nirgends im Rücken genommen; die Kräfte der Verbündeten erschöpften sich nach und nach, und es schien den Franzosen ein erträglicher Rückzug noch immer möglich. Aber er wurde schwer durch den Mangel an freien Colonnenwegen, da alle, die nach der westlichen Vorstadt Leipzigs und weiter auf dem Engpaß nach Lindenau führen, mit fliehendem Gepäck und Truppen in großer Verwirrung bedeckt, und seine Brücken über die Pleiße für solchen Fall geschlagen, auch sonst keine Vorkehrungen getroffen worden waren. Nur Leipzig selbst war kurze Zeit vorher einigermaßen gegen einen ersten Anlauf gesichert, die Gartenmauern der Vorstädte und ähnliche Gegenstände zu einer Vertheidigung eingerichtet. Nun wurden Poniatowski und Macdonald bestimmt, hier den Rückzug zu decken, der beim Anbruch des Tages am 19. Oct. stattfand. Kaum bemerkten die Verbündeten, daß die Stellungen der Franzosen verlassen waren, so trafen sie Anstalten, in Leipzig von allen Seiten einzudringen. Die Preußen warfen sich in die grimmaische Vorstadt; aber hartnäckig war der Kampf am Steinwege; die franz. Truppen hielten ihn fest, und nur erst, als es gelang, durch mehre aufs Feld führende Gärten zu dringen, konnten sich die Preußen im grimmaischen Thore behaupten. Ebenso standhaft wurde das Thor nach Schönfeld lange vertheidigt. Russische Jäger erstürmten endlich das Gerberthor, was Blücher am Tage vorher vergeblich unternehmen ließ. Er hatte sich auf die Anhöhen von Möckern und Eutritzsch gezogen und York's Corps nach der Saale entsendet, um den zu erwartenden Rückzug der Franzosen in der Flanke zu beunruhigen. Ein anschauliches Bild von der gräuelvollen Verwirrung dieses Rückzugs durch die Stadt und ihre nächsten Umgebungen zu entwerfen, würde die Grenzen der Möglichkeit übersteigen. Mit jedem Augenblicke stieg die Unordnung der Fliehenden, und als durch eine Uebereilung die einzige Brücke über die Elster zu zeitig gesprengt worden war, ging die Flucht in wilde Verzweiflung über. Kurz vorher hatte Napoleon selbst, nachdem er von dem König von Sachsen und dessen Familie Abschied genommen, nur mit Mühe und auf Umwegen, durch die ranstädter Vorstadt und ihr Thor, jene so wichtige Elsterbrücke gewonnen. Allein 15—20.000 M. in geschlossener Ordnung, mehr als 200 Stück Geschütz und zahlloses Gepäck blieben diesseits (s. „Napoleons Feldzug in Sachsen im J. 1813", vom O. v. Odeleben, Dresden 1816) und vermehrten die Tropäen der Sieger. Zwar versuchten Poniatowski's und Macdonald's Heldenscharen über die schmalen Brücken der Pleiße zu entkommen und dann, von Neuem wieder durch die Elster gehemmt, eine Laufbrücke im Reichenbach'schen Garten zu schlagen. Aber sie genügte nicht für die Masse, die sich hinüberdrängte. Der größte Theil ertrank in den Fluthen der Pleiße oder Elster, worin auch Poniatowski den Heldentod fand; die übrigen sanken unter den Streichen

ihrer Ueberwinder. Macdonald entkam glücklicher. Nach und nach [illegible] losch der Widerstand, die badischen Truppen konnten die innere [illegible] nicht halten, die verbündeten Monarchen an der Spitze ihrer [illegible] zogen ein. — Man hat den Verlust der Franzosen an Gefangenen, [illegible] ten und Verwundeten auf 60.000 M. geschätzt, wobei gegen 300[illegible] ziere; man hat 300 eroberte Kanonen gezählt und eine unermeß[illegible] Menge Gepäck u. dgl. erbeutet. Den Siegern soll die Schlacht bei [illegible] zig gegen 45.000 M. gekostet haben (nämlich 8000 Oestreicher, 21[illegible] Russen, 14.950 Preußen und 300 Schweden). An Napoleon's [illegible] lage bei Leipzig knüpfte sich eine Reihe Folgen von welthistorischer [illegible] deutung und insbesondere für Sachsen an. (Vgl. d. Art. Sachsen [illegible] Russisch-deutscher Krieg.) S. Aster's Plan von der Schlacht [illegible] Leipzig und den Situationsplan der Stadt Leipzig, von C. W. Ger[illegible] Ueber Das, was Blücher vom 6.—19. Oct, geleistet, s. C. v. W. ([illegible] v. Müffling): „Zur Kriegsgeschichte der J. 1813 u. 1814“ (Berl. 18[illegible] außerdem die Schriften von v. Odeleben, von Plotho und die „Ue[illegible] sicht des Feldzugs im J. 1813 ꝛc.“ mit Charten (Weimar 1814, 4[illegible] über Sachsen insbesondere die „Acten- und thatmäßige Widerlegung [illegible] ger der gröbsten Unwahrheiten und Verleumdungen“ (Deutschland 18[illegible] und die Erzählung von dem Uebergange der Sachsen, in der „Jena[illegible] Literaturzeitung“, 1814, Nr. 3.

Leipziger Meßkatalog. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst und machten ihren Verlag durch einzelne Kataloge bekannt, von welchen der ältere bis jetzt entdeckte der des augsburger Druckers Johann Bämler um 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte, und die Büchermessen zu Frankfurt a. M. der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 (nicht aber schon 1554) zuerst auf den Gedanken, jede Messe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Die gute Aufnahme desselben bewog auch andre Buchhändler, sowohl zu Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichnisse zu liefern, obgleich neben denselben das Willer'sche, welches man noch 1610 findet, regelmäßig fortgesetzt wurde. Eine Ueberarbeitung der sämmtlichen von 1564—92 gedruckten einzelnen Kataloge erschien zu Frankfurt 1592, 4., und eine ähnliche Sammlung von 1593—1600 zu Leipzig 1600, 4. Von 1600—16 erschienen diese Verzeichnisse, obgleich die frankfurter noch eine Zeit lang unter kaiserl. Privilegium herauskamen (das letzte bekannte ist von 1616), mit sächs. Privilegium bei Albr. Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derselben an den [illegible] gen Buchhändler Henning Große, dann an dessen Nachkommen, und endlich auf die Weidmann'sche Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortsetzt. Die frühere systematische Einrichtung desselben ist späterhin mit der alphabetischen vertauscht und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt worden. Zur Verbesserung dieser Verzeichnisse ist zwar Vieles erinnert (u. a. lieferte Friedrich Roch im „Allgem. liter. Anz.“, 1797, eine neue Bearbeitung des Ostermeßkatalogs d. J. als Muster) und allerdings auch Einiges gethan worden; allein noch immer entsprechen sie den Anforderungen nicht, welche der Literator und Bibliograph, und selbst auch der einsichtsvollere Buchhändler, an sie zu machen berechtigt ist. Fehler in den Namen, Ungleichheiten in der alphabetischen

nordnung, Aufführung von Büchern, welche, weil sie für den vorhergehenden Katalog zu spät kamen, entweder schon früher oder gar noch nicht wirklich erschienen sind, und vorzüglich die Unterlassung der Preisangaben sind Mängel, welche vielleicht bei der jetzigen Einrichtung derselben zum Theil unvermeidlich sind, aber eben deßhalb den Wunsch rechtfertigen, daß neben diesen 2 Mal im Jahr erscheinenden alphabetischen Verzeichnissen, oder wohl noch besser statt derselben, ein fortlaufendes chronologisches Journal errichtet werden möge, wie es die Franzosen in der trefflichen „Bibliographie de la France“ besitzen.

Leisewitz (Joh. Ant.), wurde 1752 zu Hanover geb., studirte die Rechte zu Göttingen und lebte im freundschaftlichen Umgange daselbst mit Boje, Bürger, Hölty, Miller, Stolberg, Voß u. A. 1777 wurde er zu Braunschweig als Landschaftssecretair, 1790 als Hofrath bei der geh. Kanzlei angestellt, 1801 zum geh. Justizrathe und geh. Secretair im Ministerio, im geh. Conseil und 1805 auch noch zum Präsidenten des Obersanitätscollegiums ernannt. Unter den dramatischen Dichtern Deutschlands behauptet Leisewitz durch sein meisterhaftes Drama: „Julius von Tarent“, einen hohen Rang. Es ist dieß das einzige Werk, welches er durch den Druck bekannt gemacht hat. Lessing, der einen zweiten Göthe in ihm ahnete, verglich ihn mit einer Löwin, die ein Einziges gebäre, aber einen Löwen. Eine mit Fleiß und Geist ausgearbeitete Geschichte des 30jähr. Krieges hat er noch vor seinem Tode, der zu Braunschweig 1806 erfolgte, in der Handschrift vernichtet. Seine Schriften sind (Wien 1816, bei Armbruster) zusammen gedruckt worden.

Lekain (Henri Louis), ein berühmter Schauspieler auf dem franz. Theater, geb. zu Paris 1728. Anfangs von seinem Vater, einem Goldschmiede, demselben Berufe gewidmet, übte er die Goldschmiedekunst bis in sein 18. J. Doch war die Neigung und Anlage zum Theater in ihm vorherrschend, und auf Liebhabertheatern zeichnete er sich schon durch seine Declamation und sein Spiel aus. Einst wohnte Voltaire einer seiner Vorstellungen bei und wurde von seinem Spiele so entzückt, daß er ihn zu sich einlud und ihn mit den Worten umarmte: „Dem Himmel sey Dank, ich habe zum ersten Mal Jemand gefunden, der mich bewegt und gerührt hat, selbst als er schlechte Verse sprach“. Voltaire ließ für ihn ein eigenes Theater bauen, worauf er mit seinen jungen Freunden spielen konnte, was ihm gefiel. Zwei Nichten von Voltaire und der Dichter selbst spielten zuweilen mit. Während der 6 Monate, die er bei Voltaire zubrachte, hat er, wie er in seinen „Memoires“ gesteht, die Geheimnisse seiner Kunst ergründet. Am 14. Sept. 1750 debutirte er auf dem Théâtre Français. Obgleich er einen ungemeinen Beifall erwarb, so ward er doch nicht eher als 17 Monate nach seinem Debut als Mitglied der Bühne aufgenommen. Alle seine Zeitgenossen von unbefangenem Urtheil, die ihn in seinen glänzendsten Leistungen sahen, stimmten darin überein, daß er es durch anhaltendes und tiefes Studium zu einer wahrhaften Vollendung in seiner Kunst gebracht habe; sie rühmen die Kraft und Wahrheit seines Spiels, sein richtiges Urtheil und vor Allem die rege Empfindlichkeit seines Gefühles. Er war der Erste, der durch eine genaue Kenntniß der Geschichte und Sitten der Völker in einem passenden Costume auf die Bühne trat. Er war Meister im Geberdenspiel, und in der Gemessenheit seiner Declamation hatte er das hohe Muster der griech. und röm. Schauspielkunst vor Augen. Es ist bekannt,

daß Gretry in seinem „Versuche über die Musik“ Stücke von Lekain's Rollen nach dem Beispiele der Alten in Noten gesetzt hat. Voltaire nannte ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler der Franzosen genannt. Eine seiner glänzendsten Leistungen war Mahomet in Voltaire's gleichnamigem Stücke. Vor allen aber bewunderte man seine erste Darstellung des Vendome in Voltaire's „Adelaide“; doch die Anstrengung, die er dabei machte, war die nächste Ursache seines Todes. Bei rauhem Wetter ging er sehr erhitzt aus dem Schauspielhause, und die Unvorsichtigkeit zog ihm ein entzündliches Fieber zu, das ihn in wenigen Tagen hinwegraffte. Er starb 1778. An demselben Tage, wo er starb, kehrte der 84jährige Voltaire nach einer Abwesenheit von 27 Jahren nach Paris zurück, wo man ihm zuerst mit der erschütternden Nachricht, daß sein geliebter Schützling Lekain ins Grab gestürzt, entgegenkam. Lekain's Sohn hat 1801 die Denkwürdigkeiten seines Vaters herausgegeben, nebst Abh. précéd. de réflexions sur cet acteur et sur l'art théâtral, par Talma. Paris 1825.

Lemberg (poln. Lwow), Hauptstadt des östreich. Königreichs Galizien, in dem von ihr benannten Kreise, in einer gebirgigen Gegend, am Flusse Beltow, eine große Stadt von 48.000 Einw., worunter 18.000 Juden. Man findet hier viele Kirchen, worunter 3 Kathedralen, und 3 Schlösser. Lemberg ist der Sitz des Gouverneurs, der Regierung und Verwaltungsbehörden des Landes, hat einen katholischen und armenischen Erzbischof und einen unirten griechischen Bischof, sowie den Oberrabbiner über Galizien. Hier ist eine 1827 eingerichtete Universität, mit 22 Lehrern, 220 Studenten, einer Bibliothek; zwei Gymnasien, Seminarien zur Bildung junger Geistlichen der verschiedenen Confessionen; Normalschule, Lehrinstitut für Bienenzucht und Pomologie; 2 jüdische Schulen, 10 Klöster. Lemberg ist nächst Brody die wichtigste Handelsstadt Galiziens und hat viele Fabriken und Manufacturen, worunter sich die große Porzellanfabrik des Grafen Fries zu Wien, welche über 400 Menschen beschäftigt, auszeichnet.

Lemierre (Antoine Marie), ausgezeichneter Dichter, besonders im dramatischen Fache, geb. zu Paris 1733, genoß eine gute Erziehung und verrieth frühe sein poetisches Talent. Um ihn in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, nahm der Finanzpachter Dupin ihn mit dem Titel eines Secretairs zu sich. Mehre seiner Gedichte wurden von Akademien gekrönt u. a.: „Sur la sincérité“, „L'empire de la mode“, „Le commerce“ (worin der Vers: „Le trident de Neptune est le sceptre du monde“, vorkommt, den man den Vers des Jahrhunderts nannte), „Sur la tendresse de Louis XIV. pour sa famille“, „Sur l'utilité des decouvertes faites sous le règne de Louis XV.“ Seine vorzüglichsten Trauerspiele sind: „Hypermnestra“ (hat von allen die beste Anlage und fand außerordentlichen Beifall), „Wilhelm Tell“ und „Die Witwe von Malabar“. Es fehlt ihnen nicht an Feuer und Leben, aber den Kenner, der einen wohl angelegten Plan, gut durchgeführte Situationen, eine reine Diction sucht, befriedigen sie nicht. Seine Gedichte über die Malerei und die Jahresgebräuche sind nicht ohne schöne Einzelnheiten. 1781 ward er Mitglied der Akademie. Die Gräuel der Revolution warfen ihn in eine Art von Betäubung, und er starb im Juli 1792 zu St. Germain-en-Laye in Dürftigkeit. Sämmtliche Werke erschienen von A. Perin, Paris 1810, 3 Bde.

Lemnius (Simon), oder wie er auf Deutsch heißt, **Lemichen**, Epigrammatist und beißender Satyriker, geb. zwischen 1510 — 15 zu Margadant in Graubündten, studirte 1533 zu Ingolstadt und lag hierauf in Wittenberg den Wissenschaften ob. Sein Genie trieb ihn zur röm. Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darin verband er eine gute Kenntniß der griech. Sprache, welches damals noch etwas Seltenes war. Sein munterer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthon, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Lemnius folgte diesem auch, als 1535 wegen der Pest die Universität nach Jena verlegt wurde, dahin und kehrte mit ihm wieder nach Wittenberg zurück. 1538 ließ er zu Wittenberg 2 Bücher latein. Sinngedichte drucken, worin Melanchthon nichts Anstößiges fand, wie es dessen Schwiegersohn Sabinus dem Drucker versicherte. Kaum waren diese poet. Spiele einige Tage in den Händen der Leser, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie und ihren Verfasser erhob — weil darin Lemnius's Wohlthäter, der Card. Erzbischof Albrecht, Luther's Religionsgegner, als ein Beförderer der Gelehrsamkeit und guter Regent gepriesen wurde. Auch deutete man einige Epigramme auf den Kurfürsten und mehre Wittenberger, aber (wie Lessing in seiner „Rettung des Lemnius" beweist) ohne Grund. Der aufgebrachte Reformator brachte es indeß dahin, daß dem Dichter Stubenarrest angekündigt ward, dem er sich aber, furchtsam und heftig erschreckt, durch die Flucht entzog. Nun ging Luther in blinder Hitze so weit, in einer an die Kirchthüren zu Wittenberg angeschlagenen Schrift zu behaupten, „der flüchtige Bube würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten den Kopf verloren haben". Lemnius ward nun gerichtlich vorgeladen, und da er nicht erschien, ward er mit den heftigsten Ausdrücken relegirt, sodaß der Dichter nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäcen Albrecht geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, seine Feinde nach dem Sprüchworte: „per quod quis peccat" zu bestrafen. Die 2 B. Sinngedichte waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen und fügte ein 3. Buch hinzu, worin er durch Schmähungen auf Luther und seine andern Feinde, und Obscönitäten die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Camerarius schrieb dagegen die minder heftigen „Elegias hodoiporikas". Hierauf gab Lemnius seine „Apologie" heraus, die jetzt selten zu haben ist. Noch seltener aber ist seine u. d. N. Lucius Pisaeus Juvenalis erschienene „Monachopornomachia" („Der Mönchs-Huren-Krieg", 3 Bogen 8vo.) in welcher er, wie er in seiner „Apologie" gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Gräuel des wollüstigen Wittenbergs" auf das schrecklichste aufdecken wollte. Diese schmutzigen Bogen sind Luther'n zugeeignet, und das Ganze ist eine Art von Komödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen nebst ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzüchtigsten Gespräche führen. Nachdem sich Lemnius in einigen Städten am Rhein aufgehalten, ward er endlich bei dem neuerrichteten Gymnasium zu Chur in Graubündten als Professor angestellt und st. 1550 an der Pest. Von seinen andern poet. Schriften erwähnen wir noch s. „Amores" (1542), s. lat. Uebers. von Homer's „Odyssee" (Basel 1549, 2 Bde.), die besonders in Italien s. literar. Ruf verbreitete; endlich: „Der Schwaben-

krieg", ein helvetisch-rhätisches Nationalgedicht in 9 Ges., a. d. Lat. po tisch übersetzt von J. G. Ph. Thiele (Zizers 1792).

Lemnos (jetzt Stalamine), eine bekannte Insel (7 QM., 8000 E des ägäischen Meeres (die nördlichste im Archipel), welche von Vulk nen und Erdbeben ehemals häufig beunruhigt wurde. Daher die Sa den Wohnort des Vulkan (Hephäistos) und der Cyklopen hieher verleg Noch verrathen heiße Quellen die vulkanische Beschaffenheit ihrer geg gigen Oberfläche. Berühmt ist die Lemnische Erde (terra sigillata) die für ein bewährtes Mittel gegen Schlangenbiß, Gift und Wunden gilt. Der Hauptort ist Lemnos (einst Myrina) mit 1000 Einw. A der Südseite sind 2 Häfen.

Lemoine (Franz), berühmter franz. Geschichtmaler, geb. 1688 i Paris. Sein Lehrer war der Maler Galloschen, bei welchem er bis i seinem 25. J. blieb. Er hatte sich besonders die Werke von Carlo Ma ratti und Pietro di Cortona zu Vorbildern gewählt. 1718 ward er zum Mitglied der Akademie aufgenommen, und erst 1723 ward sein lang gehegter Wunsch, Italien zu besuchen, erfüllt. Doch wurde ihm nur ein Aufenthalt von 6 Monaten vergönnt, während welcher Zeit er sein best Gemälde, eine ins Bad steigende Frau, vollendete. Nach seiner Rückke nach Frankreich ward er Professor der Akademie. 1736 machte ihn der König zu seinem ersten Hofmaler, mit einer Pension von 3500 Liv. Sein berühmtestes Werk ist die im Herculessaal zu Versailles gemal Decke: es ist 64 Fuß lang und 54 breit und hat 142 Figuren. Die Anstrengungen zu dieser 5jährigen Arbeit untergruben seine Gesundhe häusliche Unfälle und Verkennung seiner Verdienste erhöhten seine ihm von Natur melancholische Stimmung bis zum Wahnsinn. Er endig 1737 sein freudenloses Leben durch 9 Dolchstiche. Lemoine gehört zu den wenigen Männern, die in dieser Periode des Verfalls der schön Künste in Frankreich, als reife, selbständige und brave Artisten sich g zeigt haben. Er besaß eine gewisse Leichtigkeit im Umrisse seiner Fig ren, seine Köpfe sind graziös, die Tinten frisch und lebhaft.

Lemontey (Pierre Edouard), Mitglied der franz. Akademie, Rechts gelehrter und Richter, geb. 1762 zu Lyon, trug bei der Zusammenberufung der Stände 1789 durch seine Schrift: „Ob ein Protestant zu der Stän deversammlung wählen und auch selbst gewählt werden könne", wesentlich dazu bei, daß endlich dieser zahlreichen Classe von Staatsbürgern die bürgerlichen Rechte zurückgegeben wurden. Später zum Abgeordne ten des Rhonedepart. ernannt, schloß er sich der constitutionnellen m narchischen Partei an. Bei den Verhandlungen über Ludwig XVI. n nahm er sich ebenso menschlich als brav. Als das Schreckenssyst herrschte, flüchtete Lemontey nach der Schweiz und kehrte erst nach d Sturze der Bergpartei zurück. Damals gab er, tief erschüttert von d Unglück, welches seine Vaterstadt betroffen hatte, seine schöne Ode: „L ruines de Lyon", heraus. Später zog er sich ins Privatleben zurück bereiste Italien, gab in Paris mehre dichterische Arbeiten heraus u schrieb verschiedene Opern und Romane. 1804 übertrug die Regierung ihm und 2 andern Gelehrten die Censur der Theaterschriften. Nach d Restauration erhielt er den Orden der Ehrenlegion und das Amt eines Generaldirectors des Buchhandels; auch kam er 1819 an Morellet's Stelle in die Akademie. Er starb den 26. Juni 1826 zu Paris. — Von se nen Schriften nennen wir den in Sterne's Geist geschriebenen Roman:

famille du Jura, ou Irons-nous à Paris?" (verf. bei Gelegenheit Napoleons Thronbesteigung), der in 4 Monaten 4 ſtarke Aufl. er- te, und den "Essai sur l'établissement monarchie de Louis XIV." istoire de la France depuis la mort de Louis XIV." war. Von ſei- Opern machte "Palma, ou le voyage en Grèce" während der Re- ution großes Glück.

Lemot (François Frédéric), Mitglied des Inſtituts, Bildhauer, Pro- or an der k. Akademie der ſchönen Künſte in Paris, geb. 1773 zu m, widmete ſich auf der Akademie zu Beſançon der Baukunſt, und te, kaum 12 J. alt, ſeine Studien in Paris fort. Sein Talent ent- ckelte ſich ſchnell, daß er 1790, kaum 17 J. alt, für ein von ihm ge- eitetes Basrelief den Preis von der Akademie erhielt. Ludwig XVI. ihm ein Jahrgehalt, damit er ſich in Rom ausbildete. Aber in lge der Revolution hörte die Unterſtützung auf, und Lemot ging von m, dem größten Mangel preisgegeben, nach Neapel, dann nach Flo- z. Endlich wagte er es, in ſein Vaterland zurückzukehren, und mußte n als Soldat zur Rheinarmee abgehen, wo er unter Pichegru focht. en ſtand er auf den Vorpoſten, als der Befehl aus der Hauptſtadt n, er ſolle zurückkehren und ein Modell zu einer bronzenen, 50 Fuß hen Statue entwerfen, welche man auf dem Platze bei Pontneuf er- hten wollte. Dieſe Statue ſollte das franz. Volk unter dem Bilde des ercules darſtellen. Die deßhalb niedergeſetzte Commiſſion billigte Lemot's odell. Politiſche Verhältniſſe verhinderten indeß die Ausführung. Le- ot's vorzüglichſte Werke ſind ſeine Statuen, Lykurg, Solon und Cicero, Marmor, ſeine beiden für den Saal der Pairskammer verfertigten asreliefs, ſeine koloſſale Büſte von Jean Bart, eine Hebe, die dem piter die gefüllte Schale reicht, eine Statue des Königs Joachim urat, der große Fronton an der Colonnade des Louvre, eine ſchlafende ungfrau, der Siegeswagen und die Victorie, die bis zur Zurückgabe r eroberten Kunſtſchätze, mit den Pferden vom Markusplatz in Venedig, n Carouſſelplatz in Paris ſchmückte, und die Reiterſtatue König Hein- chs des Vierten in Bronze. Seine vortrefflichen Skulpturarbeiten t dem Triumphbogen zu Chalons ſur Marne wurden 1814 mit dem nzen Kunſtwerke zerſtört. — Sein neueſtes Werk iſt die koloſſale, 17 uß hohe Reiterſtatue Ludwigs XIV. in heroiſchem Coſtum, für die Stadt on, 1824. Ein reiner und ſtrenger Geſchmack, gute Ideen in der Er- dung und Kraft in der Ausführung zeichnen Lemot's Werke aus. Unter r kaiſerlichen Regierung erhielt er den Orden der Ehrenlegion, 1817 n des heil. Michael. Er ſtarb zu Paris im Mai 1827. Er iſt Ver- ſſer der "Notice historique sur la ville et le château de Chiffon, ou oyage pittoresque dans le bocage de la Vendée" (Paris 1817).

Lemures wurden bei den älteſten Lateinern die abgeſchiedenen See- n genannt, vor deren Wiederkunft man ſich fürchtete; alſo eben Das, as man bei uns Geſpenſter nennt. Sie werden ſonſt auch Manen, er noch bedeutender Larvä geheißen. Der Volksglaube hatte von ihnen e Meinung, ein Theil der abgeſchiedenen Seelen, Manen, halte ſich iedlich in den Häuſern auf und trage Sorgfalt für die Familien. Dieſe nnt man Laren. Ein anderer Theil aber ſollte der Sage nach zur trafe herumſchwärmen müſſen und die Leute erſchrecken. Dieſe Polter- iſter wurden Lemures genannt. Man beging das Feſt dieſer Lemures

vom 9. bis 13. Mai in 3 Nächten, sodaß allezeit eine dazwischen ... gesetzt wurde, d. h., man reinigte an diesem Tage das Haus von ... stern. Dieß geschah so: der Hausvater stand um Mitternacht auf ... ging barfuß, stillschweigend und im Dunkeln zu einem Brunnen, ... sich 3 Mal wusch. Nun schlug er unterwegens Schnippchen, ... Gespenster von sich abzutreiben. War dieß geschehen, so nahm er ... Bohnen aus dem Munde und warf diese, ohne sich dabei umzusehen ... mit den Worten hinter sich: „Damit erkaufe ich mich und die Meinigen!“ Hier wusch er sich nochmals, schlug auf ein ehernes Becken und ... 9 Mal aus: „Weicht, ihr väterlichen Manen!“ An den Reinigungstagen waren die Tempel geschlossen, und man machte ihretwegen auch im Mai Hochzeit. Romulus soll diese Feier bereits eingesetzt haben, um sich vor den Erscheinungen seines Bruders zu sichern. (S. Laren.)

Lenclos (Ninon de), s. Ninon de Lenclos.

Lennep, 1) Kreis im Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, enthält auf etwas mehr als 5 QM. 53.000 Einw., von denen 45.100 sich zur evangel., die übrigen aber, mit Ausnahme einiger Juden, sich zur kathol. Kirche bekennen, und in 3 Städten, 2 Flecken, 43 Dörfern ꝛc. wohnen. Die Wupper, Dhünn, Lennep, nebst mehren Bächen, die eine bedeutende Anzahl von Mühlen und Hammerwerken treiben, durchfließen den ganz gebirgigen Kreis, dessen Boden nur in der Gegend von Lennep und Wermerskirchen von einiger Fruchtbarkeit, im aber zum Ackerbau fast gar nicht, mehr aber zur Industrie sich eignet. Dagegen ist die Betriebsamkeit der Einw. groß, und man findet Fabriken und Manufakturen von aller Art Zeuchen, Eisen- und Stahl- und Messingwaaren, ferner eine große Menge von Eisen- und Stahlhammerwerken, Gerbereien und Pulvermühlen, sowie andre Fabriken und Werkstätten. — 2) Lennep, Sitz der Kreisbehörde, in einem angenehmen Thale und am gleichnamigen Flusse, 1018 Fuß über dem Meere, erhielt schon 1225 Stadtrechte, gehörte zu den 4 Hauptstädten des Herzogthums Berg und ist nach dem großen Brande 1746 regelmäßig und gut gebaut. Sie hat eine höhere Bürgerschule, Waisenhaus, 2 Kirchen, eine für den kathol. und eine für den evangel. Ritus, in 350 Häusern 4300 Einw., Wollmaschinenspinnerei, Wollenzeuchweberei, vorzügliche Cajun- und Tuchmanufakturen, Hut, Pulver- und Eisenwaarenfabrikation, Handel mit Rhein- und Moselweinen. — Die beiden andern Städte sind Ronsdorf (3000 Ew.) und Rade vorm Walde (1100 Ew.) mit viel Industrie. Berühmt ist deßhalb auch der Flecken Remscheid (12

Lenoir (Jean Charles Pierre), Polizeipräsident in Paris, geb. daselbst 1732, bekleidete von 1752 an verschiedene Gerichts- und Polizeiämter und wurde 1774 zum Staatsrath und Chef der Polizei in der Hauptstadt, und endlich zum Bibliothekar des Königs und Präsident bei der Finanzcommission ernannt. Auf allen Posten benahm sich Lenoir mit einer so ausgezeichneten Geschicklichkeit, besonders bei vorkommenden schwierigen Untersuchungen (wie z. B. in der Angelegenheit mit Chalotais), daß das Gouvernement ihm die verwickeltsten Geschäfte übertrug. Als Präsident der Polizei in Paris kam er jedoch wegen der Art und Weise der Verpflegung dieser Stadt mit dem Minister Turgot, welcher einen andern Weg einschlagen zu müssen glaubte, in Zwiespalt; dennoch entschloß sich der Minister nur ungern, einen so brauchbaren und vom Publicum geachteten Beamten von seiner Stelle zu entfernen, und Lenoir

VI. milderte durch ein verbindliches Handschreiben das Bittere der Abzung. Da sich aber der von Turgot entworfene Plan als unhaltbar swies, ward Lenoir von Neuem mit der kaum entzogenen Stelle beauftragt, und der thätige Mann widmete nunmehr seine ganze Sorgfalt der erbesserung mehrer öffentlichen Anstalten. Man sieht aus seinem, oder elmehr unter seinen Augen verfertigten Werke: „Détail sur quelques ablissemens de la ville de Paris, demandé par S. M. I la reine de ongrie“ (Paris 1780), was durch ihn und von ihm für die Verbesseung der Hospitäler, Gefängnisse, der Waisen- und Findelhäuser, der euer-, Rettungs- und Reinlichkeitsanstalten, kurz für alles Das gethan urde, was zu einer guten Polizeiverwaltung gehört. Außerdem ward ch von ihm eine Backanstalt, die Bedeckung der Korn- und Leinwandlle, die Errichtung einer Leihbank und die Verbesserung der Straßenleuchtung betrieben, sowie er auch seine Sorgfalt dahin richtete, daß e bei den Milchverkäufern üblichen Kupfergefäße abgeschafft, Hallen im Verkauf des Fleisches und andrer Nahrungsmittel erbaut, und die ätten in der Stadt befindlichen Kirchhöfe außerhalb derselben verlegt urden. Endlich hatte er großen Antheil an der Abschaffung der Folter Frankreich. Trotz dieser trefflichen Verwaltung seines schweren Amtes urde Lenoir, nach Niederlegung seiner Stelle und nachdem er den Posten ines Bibliothekars beim König übernommen, in öffentlichen Druckschrifen angegriffen; doch fanden sein Verdienst und seine Rechtschaffenheit ald allgemeine Anerkennung. Beim Ausbruch der Revolution begab r sich nach der Schweiz, dann nach Wien, wo ihn Kaiser Paul I. von Rußland für seine Dienste zu gewinnen suchte. Der Tod dieses Monarhen brach die Unterhandlungen ab, und Lenoir kehrte 1802 in sein Vaerland zurück, wo er über mehre Punkte der Verwaltung zu Rathe gezogen wurde und den Polizeiminister Fouché in Erstaunen setzte, als er hm bewies, mit wie wenig Kosten er einst die Verwaltung der Polizei n Paris bestritten habe. Da Lenoir fast sein ganzes, ohnedieß nur mäßiges Vermögen in der Revolution verloren hatte, so ward ihm von dem von ihm gestifteten Mont-de-Piété ein Jahrgeld von 4000 Fr. ausgesetzt, und ein Mann, dem er in früherer Zeit einen Dienst erwiesen hatte, und der unterdessen reich geworden war, übergab ihm ein Landhaus in der Nähe von Paris zum lebenslänglichen Gebrauche. Von hier kam Lenoir, die letzten Tage seines Daseyns in Ruhe verlebend, oft n die Hauptstadt, woselbst er 1807 im 75. J. seines Alters starb.

Lenotre oder Le Notre (Andre), ein Mann, von dem einst ganz Europa die Regeln des Geschmacks in der Gartenkunst empfing, welcher zugleich ein herrlicher Mensch war, treuherzig, redlich, dankbar, zuverlässig. Sohn des Oberaufsehers des Tuileriengartens und 1613 zu Paris geboren, war er anfangs zum Maler bestimmt und kam in die Kunstschule des Simon Vouet. Er folgte aber bald ganz seiner Neigung, die ihn unwiderstehlich zur Gartenkunst hinzog. Seinen Ruhm verdankt er besonders der Gartenanlage zu Versailles, welches Schloß Ludwig XIV. zu seiner Residenz bestimmt hatte. Er erwarb sich des Königs Beifall in einem solchen Grade, daß dieser ihn mit Wohlwollen überhäufte. Theils verschönerte und theils schuf er hierauf die Gärten zu Chantilly, St.-Cloud, Meudon, Sceaux, in den Tuilerien, zu Fontainebleau, und die herrliche Terrasse zu St.-Germain. 1678 reiste er nach Rom, wo Papst Innocenz XI. ihn mit Auszeichnung auf-

nahm. Entzückt hierüber und über das Lob, welches Innocenz Ludwig XI spendete, konnte der ehrliche Gärtner, der für seinen König vom reinsten Enthusiasmus glühte, sich nicht länger halten, er sprang dem Papst an den Hals und umarmte ihn herzlich. Ludwig wollte ihn adeln und ihm ein Wappen verleihen, aber er verbat es sich. Lenotre starb 1700 in Paris, bis an seinen Tod sich der Huld des Königs erfreuend.

Lento (ital.), langsam, gemächlich; in der Musik ein eigenes Kunstwort für ein Tonstück, das in jener Bewegung vorgetragen werden soll, ebenso, wie Adagio (s. d.).

Lenz 1) (Jakob Michael Reinhold), ein genialer dramatischer Schriftsteller, dessen Andenken erst seit Kurzem durch Göthe erneuert worden ist. Er war in Liefland geb. und lebte von 1750—92. Phantastisch, excentrisch und auch wohl seltsam in seiner Natur wie in seinen Schriften, niemals Einem Berufe nachgehend oder Einem Amte ergeben, führte er ein wechselvolles Leben, gerieth endlich in drückende Armuth, verlor den Verstand und starb in Moskau. Seine Lustspiele oder Schauspiele ergreifen durch eine oft bis zum Erschrecken treue Auffassung des Lebens und der Natur, welche Nachahmung des Wirklichen aber oft mit den wunderlichsten Sprüngen einer kecken Phantasie contrastirt. Das meiste Aufsehen haben sein „Hofmeister“ und sein „Neuer Mendoza“ erregt. Tieck hat eine Sammlung seiner jetzt ziemlich selten gewordenen dramatischen Arbeiten angekündigt. — 2) (Johann Georg), geb. zu Saalfingen 1748, studirte in Jena, wohin er sich 1765 begeben hatte, anfangs Theologie, dann Botanik und Mineralogie unter Immanuel Walch, welcher dort diese Wissenschaft zuerst als eine eigenthümliche vortrug. Nach Walch's Tode kaufte der damalige Herzog, nachherige Großherzog Karl August dessen naturhistorisches Cabinet und vertraute Lenz die Aufsicht über dasselbe an. Lenz hielt nun Vorlesungen über Naturgeschichte, insonderheit über Mineralogie, erst nach Cronstedt's und später nach Werner's System. Diesem durch Hoffmann bearbeiteten System blieb er bis ans Ende seines Lebens treu und lehrte in der ersten Periode seiner akademischen Wirksamkeit mit glücklichem Erfolge, daß er oft in Einem Semester die Oryktonosie für sechs besondere Kreise von Zuhörern vortragen mußte. Aus Eifer für seine Wissenschaft stiftete er 1796 die Mineralogische Gesellschaft, welche der Herzog den 16. Dec. 1803 bestätigte. Präsident derselben wurde der Fürst Dimitri Galizin, welcher sein prachtvolles, besonders an sibirischen Stücken reiches Cabinet nach Jena schenkte und dadurch die bereits bestehende Sammlung zu einer höchst bedeutenden erhob. Diese Gesellschaft erregte die lebhafteste Theilnahme, die ausgezeichnetsten Männer aller Classen traten ihr gern bei, und bewarben sich zum Theil selbst um die Aufnahme; die Aufgenommenen beeilten sich durch Geschenke ihr Interesse zu bethätigen, wodurch das jenaische Cabinet zu einem außerordentlichen Umfange anwuchs. Lenz brachte den größten Theil seiner Zeit in diesem Cabinet zu; es immer zu vermehren, war seine einzige Sorge, und deßhalb unterhielt er eine ausgebreitete Correspondenz durch ganz Europa. Er wurde 1794 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1803 zum Bergrath ernannt und erhielt 1810 eine Professur mit Sitz und Stimme im akademischen Senate, sowie die fast alle gelehrten Gesellschaften Europas als Mitglied aufnahmen. 1822 wurde sein Lehrerjubiläum von der Akademie feierlich begangen. Er starb an völliger Entkräftung am 28. Febr. 1832.

Leo I. (St.), mit dem Beinamen der Große, gebürtig aus Rom, nach Andern aus Toscana, wurde von den Päpsten Cölestin I. und Sixtus III. in wichtigen Geschäften gebraucht, obgleich er nur Diakon war, und bestieg nach des Letztern Tode, am 1. Sept. 440, zur großen Freude des röm. Volkes den apostol. Stuhl. 441 hielt er zu Rom ein Concilium, auf dem die Manichäer, welche sich in Italien stark vermehrt hatten, von der Kirche ausgeschlossen wurden. Auch bemühte sich Leo um die Ausrottung der Irrlehre der Pelagianer und Priscillianisten. Was 449 auf der sogen. Räuberversammlung zu Ephesus hinsichtlich der Eutychianer beschlossen worden war, erklärte er für null und nichtig. 451 ward vom Kaiser Marcian die allgemeine Kirchensynode zu Chalcedon veranstaltet, auf welcher der Papst durch 4 Legaten den Vorsitz führte. Während dieser Zeit verwüstete der gewaltige Hunnenkönig Attila das Abendland, Alles in rauchende Trümmer verwandelnd, und näherte sich Rom. Kein Kaiser, keine Legion, kein Senat unternahm die Errettung des Vaterlandes der alten Beherrscher der Welt. Aber der Papst Leo nahm den Bischofsstab in seine Hand und wagte sich ins hunnische Lager. Er redete mit solcher Sanftmuth und Eindringlichkeit zu dem Barbaren, ihm besonders vorstellend, wie Rom, von Gott beschirmt, nicht ungestraft könne eingenommen werden, daß Attila Italien verließ und sich hinter die Donau zurückzog. Also wurde Rom durch Leo gerettet. Auch beschirmte sie dieser Papst wider die Flammen des Vandalenkönigs Genserich (455), konnte aber die Plünderung nicht verhindern (doch blieben die 3 vorzüglichsten Kirchen, welche Konstantin d. Gr. mit großen Geschenken ausgestattet hatte, verschont). „Die Kaiser — sagt Joh. v. Müller in s. „Reisen der Päpste“ — umringt von Weibern und Verschnittenen, stritten indeß über beide Naturen und beide Willen in Christo, sie, die keinen Willen hatten. Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann, so ist wahrlich der Papst mit Recht Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden“. — Leo starb den 11. Nov. 461. Er ist der erste Papst, von dem noch eine Sammlung Schriften vorhanden ist; diese bestehen in 96 Reden über die vornehmsten Festtage des Jahres, 141 Briefen und einigen Aufsätzen. Noch schreibt man ihm ein Werk „Von der Berufung der Heiden“ und die „Epistel an Demetrias“ zu. Leo's Schriften (Ausg. von Quesnel, Paris 1675, 2 Bde., 4., von 1700, Fol., von Caciari, Rom 1729, 3 Bde., Fol., Venedig 1757) zeichnen sich durch einen gebildeten, rednerischen Styl aus, der Periodenbau hat eine angemessene Rhythmik, welche überrascht, ohne mißfällig zu werden, die Sprache ist voll gewählter Beiwörter und glücklicher Antithesen. S. Maimbourg's „Leben Papst Leo des Großen“.

Leo X., einer der geistvollsten und merkwürdigsten Männer, die je den römischen Kirchenthron bestiegen, zweiter Sohn Lorenzo's v. Medicis, des Prächtigen, und Clarissens v. Ursine, zu Florenz 1475 geb. und u. d. N. Giovanni getauft. Sein Vater bestimmte ihn gleich bei der Geburt zum geistlichen Stande, und Giovanni hatte kaum 7. J. erreicht, als er schon die Tonsur und die Anwartschaft auf kirchliche Würden erhielt und von dieser Zeit an mit Beneficien überhäuft wurde. Lorenzo sann indeß für ihn auf eine höhere Erhebung und bot Alles auf, seinem Sohne die Cardinalswürde zu verschaffen. Durch die Vermählung seiner Tochter Magdalena mit Papst Innocenz's VIII. Sohn (den er vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand gezeugt hatte), Franz Cibo (1431),

ward Lorenzo mit dem Papſte beſonders befreundet, und das J
darauf ertheilte Innocenz VIII., auf eifriges Betreiben Lorenzo's dem e
13jährigen Giovanni den römiſchen Purpur. Der Vater gab ſich i
auch alle erſinnliche Mühe, ſeinen Sohn eines ſo hohen Kirchen
würdig zu machen. Der gelehrte Poliziano war ſein Erzieher, und
ner wie Marſ. Ficinius, Joh. Argryopolus, Joh. v. Mirandola, Ch
kondylas waren unter ſeinen Lehrern, unter deren Anleitung der mit
tenen Talenten ausgeſtattete Jüngling bewundernswürdige Fortſchritt
den alten Sprachen und in den verſchiedenen Wiſſenſchaften machte.
ſeiner Ernennung zum Cardinal ward es ihm zur Bedingung gem
daß er während der nächſten 3 Jahre weder die äußern Zeichen
Würde ſich zueignen, noch im Collegium Sitz und Stimme haben ſo
und daß er während dieſer Probezeit ſich dem Studium der Theologie
und des Kirchenrechts widmen ſollte. Jetzt begab ſich der junge Car
nal von Florenz nach Piſa, wo er den ſchätzbaren Unterricht der b
rühmten Lehrer des bürgerlichen und kirchlichen Rechts, Dezius
Sozzini, genoß. Giovanni, der ſich im beſtändigen Umgange mit M
nern von Stande, Verdienſt und Kenntniſſe einen reichen Schatz
Gelehrſamkeit ſammelte, zeigte auch eine für ſeine Jahre ungewöhnl
Würde im äußern Betragen. Am 2. März 1492 ward er als Cardi
beſtätigt, unter großen Feierlichkeiten eingekleidet, worauf er als Mitg
des heiligen Collegiums ſeinen Wohnſitz in Rom nahm. Aber die Fre
über ſeine Erhebung ward im April des nämlichen Jahres durch d
Nachricht von dem Tode ſeines Vaters getrübt; und als der junge Ca
dinal ſich der Wahl Alexanders VI. zum Papſte widerſetzte, ging er n
Florenz, wo er in großem Anſehen ſo lange lebte, bis die bald einbrec
den Unglücksfälle ſeines Hauſes (ſ. Mediceer) ihn nöthigten, anderwä
Schutz zu ſuchen, den er in Bologna fand. Nach vergeblichen Versuch
zur Rückkehr unternahm er 1499 mit ſeinem Vetter Julian Medic
eine Reiſe durchs Venetianiſche, die Staaten von Deutſchland, Frankr
und Oberitalien, verweilte bei ſeinem Schwager Fr. Cibo in Genu
und eilte von hier nach Rom, wo Alexander VI. ihn mit aller ſeine
Range gebührende Achtung behandelte. Er lebte jetzt in Rom ein ſtil
anſpruchloſes Privatleben und den geiſtreichen Unterhaltungen einer G
ſellſchaft von gelehrten Freunden, unter denen er ſich durch Feinheit
Scharfſinn, ſeinen gebildeten Geſchmack in Beurtheilung von Kunſtwe
ken, als einſichtsvoller Kenner und Liebhaber der Muſik auszeichnete
Da ſein Beruf ihm kriegeriſche Uebungen unterſagte, ſo trieb er die Ja
um ſeine Geſundheit zu erhalten und Dickleibigkeit zu verhüten: ein Ze
vertreib, den er ſich aus dieſen Urſachen auch als Papſt noch erlaubte
Mit der Thronbeſteigung Julius's II. begann ſeine Theilnahme an d
öffentlichen Angelegenheiten; denn 1506 übertrug ihm dieſer Papſt d
Statthalterſchaft über Perugia und ſtellte ihn 1511, unter dem Tit
eines Legaten von Bologna, als Befehlshaber an die Spitze ſeines He
res in dem heil. Bunde wider Frankreich. Da aber ſeine richtigern
Anſichten bei dem ſpaniſchen Feldherrn der vereinigten Heere, die vo
Bologna unthätig lagen, wenig Eingang fanden, ſo beſchränkte er ſich
darauf, gute Ordnung im Lager zu erhalten. In der blutigen Schlacht
von Ravenna 1512 gab er mehre einleuchtende Beweiſe von Standhaf
tigkeit und Seelenſtärke. Wehrlos und unbewaffnet ſtand er, geſchmück
mit ſeiner friedlichen Kleidung, mitten im Gefecht und ſprach ſeinen Le

r mit ruhiger Festigkeit Muth ein; selbst als der Sieg schon entschie- t war, verließ er nicht das Schlachtfeld, sondern leistete den Sterben- n Beistand. Indeß er so die Pflichten seines Standes erfüllte, wurde plötzlich von den Franzosen überfallen und gefangen nach Mailand führt (15. April 1512). Als aber bald darauf das Glück sich wen- e und sie flüchten mußten, nahm er die Gelegenheit wahr, sich zu be- ien, welches ihm eben, als er nach Frankreich abgeführt werden sollte, lang. Er kehrte nach Bologna zurück, wo er als Legat die Regie- ng übernahm. Bald darauf wurden mit Hülfe der Spanier die Me- eer in Florenz wieder eingesetzt, worauf der Cardinal, der hiezu kräf- mitgewirkt hatte, in Florenz sich niederließ, bis Julius's II. Tod ihn ch Rom rief. Nach einem Conclave von 7 Tagen fiel die Wahl eines uen Kirchenoberhaupts unerwarteter Weise auf ihn; und so bestieg er seinem 38. Jahre n. d. N. Leo X. den apostolischen Stuhl (11. März 13). Zu Geheimschreibern wählte er die besten Köpfe Italiens; der rbarische Styl der römischen Dataria wurde abgeschafft und an seine telle trat die Beredtsamkeit und Eleganz der berühmten Bembo und adolet (s. d.). Gleich nach seiner Thronbesteigung beschloß er Eu- pa den Frieden zu geben und erließ Friedensschreiben an alle damals iegführende Mächte; jedoch befolgte er in der Politik das System sei- r Vorgänger, der fremden Herrschaft in Italien möglichst entgegen zu beiten; denn indeß er strenge Neutralität zu behaupten suchte, wirkte doch mit zur Vertreibung der Franzosen aus Italien. Währenddem mühte er sich, die alten Streitigkeiten zwischen dem Kaiser Maximilian id Venedig beizulegen; und als letzteres seinen Vorstellungen kein Ge- r gab, so schickte er dem Kaiser ein Hülfscorps Reiterei. Die stolzen epublikaner wurden besiegt und nahmen jetzt des Papstes Vermittelung , die den Frieden herbeiführte. Durch Einführung einer heilsamen trenge in der Kirchenzucht wollte er dem Afterconcilium zu Mailand Julius II.), das mit den Franzosen flüchtend, in Lyon seinen Sitz ufschlug, den Vorwand zu Beschwerden entziehen, und berief daher (17. pril 1513) die durch Julius's II. Tod unterbrochene Kirchenversammlung n Lateran von Neuem zusammen. Wenn die Menge vornehmer Prä- ten, die hier erschien, dem Papste Ehre machte, so ist es nicht weniger ahr, daß er selbst die Würde der Versammlung durch sein ernstes An- hen und die feierliche Andacht, die er bei öffentlichen Religionshand- ungen zeigte, gar sehr hob. Kurz darauf ging das Concilium zu Lyon useinander und die Väter desselben bezeigten dem Papst ihre Unterwür- gkeit, worauf er ihnen großmüthig verzieh. Auch Ludwig XII. demü- igte sich vor dem h. Stuhl und erhielt die Lossprechung vom Banne, odurch die Streitigkeiten, in die sein Vorgänger mit dem franz. König erwickelt war, beendigt wurden. Nachdem Leo so die äußere Ruhe schon n der ersten Zeit seiner Regierung gesichert hatte, wandte er seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Literatur und Wissenschaften. Er stellte 514 die römische Universität in ihrem Glanze wieder her, stattete sie it Fonds und vielen Vorrechten aus, und berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern, „damit" — sind seine Worte — „Rom auch in Beziehung der Gelehrsamkeit, wie in andern Hinsichten, die erste Stadt er Welt seyn möchte". Das bisher vernachlässigte Studium der griech. Sprache zu befördern, gründete er unter Laskaris's Leitung eine Akademie er griech. Sprache und Literatur, aus welcher viele schätzbare Ausgaben

griech. Classiker hervorgingen. Denjenigen bot er ansehnliche Belohnungen, die ihm Handschriften alter hellenischer und römischer Gelehrten verschaffen und diese auf seine Kosten möglichst fehlerfrei abdrucken würden. Die Herausgabe der 5 ersten Bücher von Tacitus's „Annalen" gehört den schönsten Resultaten von Leo's Bemühungen. Auch das Studium der morgenländischen Sprachen suchte er besonders in Aufnahme zu bringen. Obgleich Ludwig XII. mit der Kirche Frieden geschlossen, hatte er doch seine Ansprüche auf Italien nicht aufgegeben; er suchte ein Bündniß mit Spanien und Oestreich zu schließen: da der Papst mit Recht fürchtete, dasselbe möchte eine allgemeine Theilung Italiens herbeiführen, so begünstigte er eine Aussöhnung der Könige von England und Frankreich und gab sich, aus zwei Uebeln das kleinste wählend, selbst den Schein Ludwigs Plan auf Mailand zu befördern. Unterdessen beschäftigten den Papst Entwürfe zur Vergrößerung; seine Absicht, das Königreich Neapel seinem Bruder Julian und die Herzogthümer Ferrara und Urbino seinem Neffen Lorenzo zu verschaffen, veranlaßte selbst ein Bündniß mit Frankreich. Wäre Leo's großer Zweck erreichbar gewesen, so hätte er nicht allein seinem Hause eine mächtige Krone zugewandt, sondern auch den größten Staat Italiens von dem fremden Joche befreit. Als indessen franz. Heer in Italien erschien, begnügte er sich nicht damit, durch den Ankauf Modenas von dem Kaiser Maximilian seine Macht zu vergrößern, sondern er sandte auch Bembo — als alle Unterhandlungen mit Frankreich bereits abgebrochen waren — nach Venedig, um die Republik von der franz. Allianz zu trennen, was jedoch dem beredten, aber nicht diplomatischen Bembo mißlang. Dieses Hin- und Herschwanken in der Politik, die damals nichts als eine prismatische Truggestalt war, welche man nach dem Bedürfniß oder der Convenienz des Augenblicks hervorzauberte, kann daher dem Papst zu keinem besondern Vorwurfe gereichen. Als nach Ludwigs XII. Tode Franz I. den Thron bestiegen, that dieser gleich seine Absichten auf Mailand kund: Leo suchte bei diesem hereinbrechenden Ungewitter die freundschaftlichen Verhältnisse zur Erhaltung des Friedens zu benutzen und allen Parteien, als Oberhaupt der Christenheit, mit gutem Rathe beizustehen. Als aber Franz mit einem Heere die Alpen überschritt, trat der Papst dem Bündnisse mit dem Kaiser, dem König von Aragon, den Staaten von Florenz und Mailand und den Eidgenossen bei; aber nach der Schlacht bei Marignano, wo die Franzosen siegten, entsagte der vorsichtige Leo demselben, hatte 1515 eine Zusammenkunft mit Franz zu Bologna und schloß mit ihm das berühmte, die sogen. pragmatische Sanction aufhebende, Concordat, welches beiden Theilen vortheilhaft, der Nation aber höchst mißfällig war (vgl. Concordat). Die Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und Franziskanern in Amerika über die Behandlung der dortigen Ureinwohner suchte er durch einen Ausspruch zu beendigen, der seinem Namen unsterbliche Ehre macht; er sagt: nicht allein die Religion, sondern die bloße Vernunft erkläre laut jede Art von Sklaverei für unerlaubt; er ermahnt dann den König Ferdinand auf das dringendste, diese Menschen schonend und billig zu behandeln. Um nach seines Bruders Julian Tode die Macht und den Glanz seines Hauses in seinem Neffen Lorenzo zu vergrößern, benutzte Leo den damaligen Waffenstillstand, sein gegen Ferrara längst entworfener Plan in Ausführung zu bringen; und unter dem Vorwande des feindlichen Sinnes des Herzogs als Vasallen gegen den päpst

ichen Stuhl, entsetzte er 1516 denselben und belehnte Lorenzo mit dem Herzogthum Urbino. Ungern sah Leo in demselben Jahre die kriegführenden Mächte sich versöhnen, er suchte sie vergebens daran zu verhindern. Dennoch würde man ihm Unrecht thun, wenn man hieraus schließen wollte, er habe nicht gern die Beilegung der Händel in Italien gesehen; vielmehr lag ihm nichts mehr am Herzen, und er glaubte nur, daß sein Vaterland nie auf dauerhaften Frieden rechnen könne, so lange fremde Mächte in Italien herrschten; in diesem Betracht handelte er für das wahre Beste desselben. Indeß setzte sich der verbannte Herzog von Urbino im J. 1517 mit Hülfe der durch den Frieden entlassenen Condottieri wieder in den Besitz seines Landes; aber durch ein mächtiges Heer des Papstes besiegt, mußte er Verzicht leisten unter ehrenvollen Bedingungen. Noch während des Krieges bildeten die Cardinäle Petrucci und Sauli nebst Andern eine Verschwörung gegen das Leben des Papstes, indem sie einen Wundarzt bestachen, ihn zu vergiften; sie wurde aber glücklich entdeckt, und harte Rache traf die Theilnehmer. Trotz des ihm ertheilten sicheren Geleits ward Petrucci erdrosselt; Sauli erkaufte das Leben durch seine Reichthümer; Andere, deren Schuld weniger erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt und verwiesen. Das Betragen des Papstes bei dieser Gelegenheit gereicht weder seinem Hochsinn, noch seiner Milde zur Ehre: auch waren ihm die übrigen Cardinäle deßhalb abgeneigt. Um nun neue Freunde um seine Person zu versammeln, ernannte er auf Einen Tag 31 Cardinäle, die in Hinsicht auf Geist, Rang, Erfahrung und Gelehrsamkeit von keinem ihrer ältern Amtsgenossen übertroffen wurden. Indessen schaffte er in seinem Staate den drückenden Alleinverkauf ab, führte allgemeine Handelsfreiheit ein, und besonders die Stadt Rom stieg zum höchsten Wohlstand. Auch trug zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt seine strenge und unparteiische Gerechtigkeitspflege nicht wenig bei; und das Glück, dessen das römische Volk unter ihm sich zu erfreuen hatte, ist das getreueste Bild von der Vortrefflichkeit seiner Regierung. Auf dem Capitol stellte man seine Bildsäule auf, als Andenken, diese goldne Zeit zu verewigen. Während seiner ganzen Regierung ging Leo mit dem Vorhaben um, der Bau der Peterskirche zu beendigen, der unter Julius II. begonnen hatte. Die hierauf verwandten Kosten hatten es ihm nothwendig gemacht, auf neue Zuflußquellen bedacht zu seyn. Zur Ausführung dieses Planes schrieb er 1517 einen unbeschränkten Ablaß aus, wodurch Luther's Reformation (s. dd.) herbeigeführt wurde. Während so ein offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, dachte Leo X. ernstlich daran, ein Bündniß aller christlichen Fürsten gegen Selim II., dessen Waffen allenthalben glücklich waren, zu schließen, welches aber durch die gegenseitige Eifersucht der Monarchen vereitelt wurde. Nach Kaiser Maximilians I. Tode suchte, aus Furcht vor der Macht Frankreichs und Spaniens, Leo X. die Bewerbung Franz I. und Karls V. um die erledigte Kaiserkrone zu hintertreiben, schlug daher er die Wahl des Kurfürsten von Sachsen, Friedrichs des Weisen, vor und führte den deutschen Fürsten, nachdem derselbe die Kaiserwürde ausgeschlagen, ein Reichsgesetz in Gedächtniß zurück, nach welchem für ewige Zeiten die Wahl eines Königs von Neapel untersagt war, sowie er auch im Geheimen den König Franz I. von Frankreich antrieb, durch alle Mittel die Wahl der Kurfürsten auf seine Person zu lenken; dennoch wurde Karl V. zum Kaiser gewählt und schon im fol-

genden Jahr brach zwischen Spanien und Frankreich ein Krieg aus, der fast das ganze Leben beider Könige hindurch dauerte. Kaum war er ausgebrochen, so schloß Leo X. fast zu gleicher Zeit mit Beiden heimliche Bündnisse und versprach 1520 Franz I. das Königreich Neapel, wenn er ihm Gaeta abträte, sowie auch 1521 dem Kaiser Karl V. die franz. Besitzungen in Italien, wenn er dem päpstl. Stuhl Ferrara abtrü. Währenddem traf ihn ein herber Schmerz in seiner Familie; denn L renzo, der sich erst vor kurzem durch eine Vermählung mit dem franz. Hofe verbunden hatte, starb und hinterließ nur eine Tochter. Jetzt ve einte Leo das Herzogthum Urbino mit dem Kirchenstaat, der Cardinal Julius von Medici aber trat an die Spitze der Regierung zu Flore Ungeachtet die Reformation in Deutschland bedeutende Fortschritte mach te, so genoß doch Italien eine Zeitlang der äußern Ruhe; und dieser Zustand erlaubte Leo, Künsten und Wissenschaften Schutz und Unterstützung angedeihen zu lassen. Rom ward unter ihm der Sammelplatz aller Männer von Geist und Kenntnissen in ganz Italien. Er traf ernstliche Anstalten zur Verbesserung des Kalenders und vermehrte den vaticanischen Bücherschatz; und unter den Künstlern genoß Rafael (vgl. d.), der durch des Papstes Freigebigkeit angereizt, das Ausgraben von Alterthümern stark betrieb, die größte Ehre und Auszeichnung. Er erbaute oder verschönerte mehre Kirchen, ließ die Heerstraßen und Brücken im römischen Gebiet auf das sorgfältigste ausbessern und eine Menge prachtvoller Palläste errichten. Zugleich war er aber für die Vergrößerung der Macht seiner Familie thätig und verlor dabei den Plan, die Macht Frankreichs trotz seines Bündnisses mit demselben in Italien zu brechen, nicht aus den Augen; denn ungeachtet Leo in seinen Musestunden sich seinem Hange zu Vergnügen überließ, so hat doch Niemand den Gang der Begebenheiten in Italien und die Anschläge der Höfe in Europa sorgfältiger und schärfer beobachtet, als er. 1521 drang er in den Herzog, die Familie Sforza in Mailand wieder einzusetzen, und nahm ein ansehnliches Schweizerheer in Sold. Der päpstl. Feldherr Colonna entriß den Franzosen Parma und Piacenza, die Leo seinen Staaten einverleibte; das mit den Franzosen unzufriedene Mailand ward ohne Widerstand genommen und das Herzogthum Ferrara besetzt, über dessen Gebieter der Papst, als einen franz. Bundesgenossen, den Kirchenbann ausgesprochen hatte. Als Leo die Nachricht von den erfochtenen Siegen erhielt, befand er sich eben auf seiner Villa Malliano. Sogleich eilte er nach Rom, um seinen Feldherren von hier weitere Verhaltungsbefehle zu senden und an den öffentlichen Freudenbezeugungen über diese Begebenheiten Theil zu nehmen; aber mitten unter diesen Erfolgen ereilte ihn am 7. Dec. 1521 der Tod im 10. Jahrs seines Pontificats und im 46. seines Lebens. Auf den nähern Umständen seines Todes ruht ein geheimnißvolles Dunkel. Leo ward von seinen Unterthanen mit Aeußerungen des grenzenlosesten Schmerzens betrauert. Ein Monument bezeichnet sein Grab in der Kirche St.-Maria sopra Minerva. Vielleicht ist unter allen großen Männern der ältern und neuern Zeit, die durch Lebensschicksale, Tugenden und Verdienste allgemeine Aufmerksamkeit erregten, Keiner so verschieden beurtheilt worden, als Leo X. Die hohe Würde, die Leo als Papst bekleidete, sowie sein Betragen als Staatsmann, gab Anlaß zu höchst verschiedenen Urtheilen über seine Person. Am erbittertsten war wohl gegen ihn der blinde Religionseifer und der Sektenhaß

Man beschuldigte ihn der Sittenlosigkeit und des Unglaubens; daß er die geistliche Gelehrsamkeit vernachlässiget; tadelte sein Zeitvertreib (der allerdings seiner Würde nicht angemessen war) und verunglimpfte seine Denkart und Grundsätze. Roscoe hat des Papstes Charakter von jenen Beschuldigungen, besonders von der eines unsittlichen Lebenswandels, gereinigt und ihn in seiner Würde dargestellt. Eine Schilderung des Zeitalters Leo's findet man in Roscoe's „Life and Pontificate of Leo the tenth“ (Liverpool 1805, 4 Bde. 4., und London 1806, 6 Bde.); von Glaser deutsch mit Henke's Anmerk. (Leipzig 1806—8, 3 Bde.) und italienisch mit Anmerk. und ungedruckten Beilagen des Grafen Bossi (Mail. 1818, 12 Bde.).

Leo XII., vorher Annibale della Genga, war im Kirchenstaate auf dem gräfl. Schlosse Genga bei Spoleto 1760 geb. Ausgerüstet mit großen Geistesfähigkeiten, begünstigt durch die Vortheile seiner Erziehung und wissenschaftlicher Ausbildung, stieg er unter Pius VI. am röm. Hofe von Ehrenamt zu Ehrenamt und ward im frühen Mannesalter schon zum Erzbischof von Tyrus gesalbt. Seine Gewandtheit in der Geschäftsführung, seine unbestechliche Rechtlichkeit, wie seine Religiosität und Sittenreinheit bewogen den Papst, ihn 1794 in einer schwierigen Zeit als Nuntius nach Köln zu schicken. Wegen der Siege der Franzosen konnte er jedoch seinen Bestimmungsort nicht erreichen, und verweilte 2 Jahre in Augsburg, dann in Dresden und Wien, wo er allenthalben mit Hochachtung aufgenommen wurde, und während dieser Zeit die deutsche Sprache sich vollkommen aneignete. Nach der Thronbesteigung Pius's VII. (1800) eilte er nach Rom zurück, ward aber bald als Nuntius an den deutschen Reichstag zu Regensburg gesandt, um dort sowie bei den einzelnen Fürsten Deutschlands nach der großen Säcularisation der kathol. Kirche eine neue heilsame Verfassung zu erzielen, konnte aber zu keinem erwünschten Resultate gelangen. Als Napoleon mit dem Papste zerfiel, mußte der gewandte della Genga nach Paris eilen, vermochte aber bei dem despotischen Kaiser nichts auszurichten, und ward endlich, wie Pius und alle ausgezeichnete Cardinäle, als Staatsgefangener behandelt. Nach dem Sturze des Kaisers ward er vom Papste mit einer Sendung an Ludwig XVIII. beauftragt, hierauf den 8. März 1816 zum Cardinalpriester und zum Generalvicarius von Rom erhoben. Endlich ward er nach Pius's Tode, nachdem das Conclave 39 Tage gewährt, den 28. Sept. 1823, zu dessen Nachfolger erwählt. Als Papst ernannte er den Card. Sommaglia zum Staatssecretair, später den Cardinal Pacca, zuletzt den Card. Bernetti. Er machte sich durch Erlaß mancher Abgaben, durch Milde, durch persönliche Prüfung der öffentlichen Armen- und Krankenanstalten und der Gefängnisse bei dem Volke beliebt. Dabei zeigte er als Regent eine weise Festigkeit. Er erließ mehre Gesetze für Staatsverwaltung, Justiz und Handel. Da er fest auf den Rechten des apostol. Stuhls bestand, so traten 1824 Spannungen mit der östreich. und mit der franz. Regierung ein. Am Himmelfahrtstage 1824 kündigte er für 1825 den Jubiläumsablaß an, den er im folg. J. auf alle kath. Kirchen des ganzen Erdkreises ausdehnte. Unter Leo XII. erhielt die oberrheinische Kirchenprovinz ihre Bischöfe, auch in Hanover wurden die Verhältnisse der kathol. Kirche organisch bestimmt. Ferner knüpfte Leo die Verbindung des apostol. Stuhls mit den spanisch-amerikanischen Republiken an, namentlich mit Chile. Ein Kenner und Beschützer der

Künste und Wissenschaften, gründete er die philolog. und philosoph. Collegien in Rom, verbesserte die Professoren und Superioren in ihrer höhere Würde, bildete eine Congregation zur besondern Aufsicht über die Studien, bereicherte die Bibliothek des Vaticans mit kostbaren Werken der Wissenschaft, die päpstl. Museen mit herrlichen Denkmälern und Werken der Kunst. Schon am 17. Mai 1824 hatte er den Jesuiten das röm. Collegium, nebst der St.-Ignatiuskirche, dem Museum, der Bibliothek, dem Observatorium übergeben, damit sie sich ganz der Erziehung der Jugend weihen könnten. Auch sorgte er für die Wiederherstellung der 1823 abgebrannten St.-Paulskirche. Uebrigens suchte er dem Räuber- und Banditenwesen im Kirchenstaate mit Strenge Einhalt zu thun, und stellte viele Mißbräuche in dem Bureaudienste, z. B. in der Camera apostolica, ab. Seine Entscheidung machte dem Unwesen mit der Kreuzeserscheinung am Himmel in Frankreich ein Ende, und die königl. französ. Ordonnanzen vom J. 1828 gegen die Congregation der Jesuiten wurden von ihm gutgeheißen. Leo stand in Hochachtung bei allen Souverainen und ward von mehren in seiner Hauptstadt selbst besucht. Er starb den 10. Febr. 1829 im 69. J. seines Alters. Ihm folgte den 31. März der Card. Castiglioni u. d. N. Pius VIII.

Leo (Leonardo), einer der größten italien. Componisten, geb. 1694 zu Neapel, soll sich unter Scarlatti gebildet haben. Er ward Conservatoriumsmeister des Conservatoriums San-Onofrio und Privatcomponist bei der königl. Capelle in seiner Vaterstadt, wo er auch 1742 starb. Er übertraf alle seine Vorgänger und bildete alle Gattungen der Composition in einem gleich vollendeten Grade aus. Man hält dafür, daß er die große Periode der italien. Musik geschlossen und die schöne begonnen hat. Deßhalb werden seine Werke von den italien. Meistern mit Sorgfurcht studirt. In der neapolitan. Schule ragt er aus Allen hervor; er ist der Held der Kirchenmusik in diesem Jahrhundert. Sein „Miserere" alla capella für 8 Stimmen in 2 Chören hat ihn unsterblich gemacht. Dieses Tonstück drückt nur eine einzige große Empfindung aus, und es ringt darin das Herz im Gefühle schwerer Schuld durch Alles nach Gnade und Versöhnung. Reichthum der Harmonie, tiefe Kenntniß und richtige Wahl der wirksamsten Accorde, edle Verzierung durch nie gekünstelte, einfache Modulationen, mit wechselndem Vollklang sind wesentliche Vorzüge dieses erhabenen Werkes, womit Leo noch besondere Gründlichkeit und Correctheit des Styls verbindet. Auch sein „Ave Maria", sowie 2 Oratorien: „Santa Elena al calvario", nach Metastasio's Text, und „La morte d'Abele" bezeugen seine Meisterschaft in diesem Fache. Seine vorzüglichsten Operncompositionen sind: „Sofonisbe" 1718, nach Burnet seine erste Oper); „Olimpiade" (worin das Duett: Nei giorni tuoi felice, und die Arie: Non so donde viene, bewundert werden); „La clemenza di Tito" (1735); „Achille in Sciro" (1740). Ungeachtet Leo besonders für das Leidenschaftliche, Große und Erhabene geschaffen war, so gelang ihm doch das Naive, Zarte und Scherzhafte nicht minder, wie dieß seine komische Oper: „Il cioè" (Das heißt) beweist. Leo ist übrigens der erste Componist, der sich in seinen komischen Opern der Form der Rondeaus bedient hat. (Ueber ihn s. Henriette's „Hildegard von Hohenthal", Bd. 1, S. 149 fg.) Aus seiner Schule gingen nach und nach Pergolesi, Piccini, Jomelli, Sacchini, Traetta, Hasse u. A. hervor.

Leonardo da Vinci, s. Vinci.

Leonidas, Sohn des Anaxandrides und Bruder des Kleomenes und Kleombrotus und Nachfolger des Erstern, einer der berühmtesten Könige der Spartaner. Als Xerxes in Griechenland einzudringen suchte, bekam er von den vereinigten Griechen den Auftrag, den Paß Thermopylä gegen die Perser zu vertheidigen. Vor ihrer Abreise feierten sie alle ihr Leichenbegängniß durch Leichenspiele, denen ihre Väter und Mütter beiwohnten. Die Thebaner ließen noch 400 zu ihm stoßen, mit denen er sich bei den Thermopylä lagerte. Hier wurde er bald noch mehr verstärkt, sodaß er ungefähr 7000 M. stark war. Leonidas stellte sein Heer in die Nähe von Anthela; setzte die Mauer der Phokier wieder in den Stand und legte einige Truppen vor dieselbe. Außerdem besetzte er auch den über das Gebirge gehenden Fußsteig, welcher bei der Ebene um Trachis anfing und nahe am Flecken Alpenos auslief. Die Vertheidigung desselben wurde den Phokiern übertragen, die sich nun auf die Anhöhen des Oeta stellten. Bald darauf sahe man das persische Heer die Ebene bedecken. Man berathschlagte, was zu thun sey, und die meisten Anführer riethen, sich nach der Erdenge zurückzuziehen; aber Leonidas verwarf diesen Entschluß, und man schickte daher bloß Eilboten ab, um die Hülfe der verbundenen Städte zu beschleunigen. Am fünften Tage schrieb Xerres dem Leonidas: „Willst du dich unterwerfen, so gebe ich dir die Herrschaft über Griechenland". Leonidas antwortete: „Lieber sterbe ich für mein Vaterland, als daß ich es unterjoche". Ein zweites Billet des Königs enthielt nur die Worte: „Gib mir die Waffen". Leonidas schrieb darunter: „Hole sie!" Nun ließ Xerres die Meder und Kissier vorrücken. Einige Soldaten sagten zum Leonidas: „Die Perser sind uns nahe". — „Saget vielmehr", antwortete er kaltblütig, „daß wir ihnen nahe sind". Dann rückte er mit dem Kern seiner Truppen aus der Verschanzung hervor und gab das Zeichen zum Treffen. Wüthend stürzten die Meder auf die Griechen los, die Mann an Mann dicht geschlossen und mit großen Schilden bedeckt, einen starrenden Wald langer Lanzen vor sich hinstreckten. Die Meder fallen, sowie sie herangekommen, und fliehen endlich von Schrecken ergriffen. An ihre Stelle tritt die Schar der 10.000 Unsterblichen, vom Hydarnes angeführt. Das Gefecht war nun blutiger, da die Tapferkeit vielleicht auf beiden Seiten gleich war; aber die Griechen hatten den Vortheil der Stellung und der Waffen für sich. Die Lanzen der Perser waren zu kurz und ihre Schilde zu klein. Auch jetzt also siegten die Griechen. Am folgenden Tage gelang es den Persern ebenso wenig, durch den Paß zu dringen. Von Unruhe und Schande gequält, würde Xerres vielleicht sein Vorhaben gar aufgegeben haben, wenn nicht ein treuloser Einwohner der Gegend, Namens Epialtes, den Persern den Fußsteig über die Gebirge entdeckt hätte, den die Phokier besetzt hielten, und durch welchen man den Griechen in den Rücken kommen konnte. Sogleich schickte Xerres das Corps der Unsterblichen unter Hydarnes dahin ab, und Epialtes diente zum Wegweiser. Mit Einbruch der Nacht traten sie ihren Marsch an, die Phokier flohen nach einem kleinen Widerstande und die Perser überstiegen glücklich die Gebirge. In derselben Nacht erfuhr Leonidas den feindlichen Plan durch pers. Ueberläufer und am Morgen durch seine Schildwachen auf den Anhöhen das Gelingen desselben. Nun versammelten sich die Anführer der Griechen; einige wollten bleiben, Andere Thermopylä verlassen. Leonidas trat der

letztern Meinung bei, indem er hinzufügte, daß er und ſeine Geſährten als Spartaner, zwar nicht weichen könnten; daß jene aber ſich für beſſere Zeiten ſparen ſollten. Sie verließen alſo den Paß, die Theſpier und Thebaner ausgenommen, welche ſich nicht von den Spartanern trennen wollten. Nun bereitete ſich Leonidas zu einem außerordentlichen und kühnen Unternehmen. „Nicht hier“, ſagte er zu ſeinen Gefährten, „müſſen wir fechten, ſondern in Xerxes's Lager einfallen, den König niederhauen oder ſterben“. Ein allgemeines Freudengeſchrei war die Antwort. Hierauf ließ er ſeine Soldaten ein mäßiges Mahl einnehmen und ſagte dabei: „Bald nehmen wir noch ein anderes bei Pluto ein“. Mitten in der Nacht rückten nun die Griechen, Leonidas an ihrer Spitze, aus dem Hohlweg in die Ebene, warfen die perſiſchen Vorpoſten über den Haufen, drangen in das Lager und in das Gezelt des Königs, der aber ſchon die Flucht genommen hatte, und erfüllten Alles mit Schrecken, Blut und Mord. Schon glaubten die Perſer, das Corps der Unſterblichen ſey vernichtet und das ganze griech. Heer in ihrer Mitte, bis endlich der anbrechende Tag ihnen die kleine Anzahl der Sieger zeigte. Nun ordneten ſie ſich zum Kampfe und griffen die Griechen von allen Seiten an. Leonidas fiel unter einem Hagel von Pfeilen. Der Leichnam des Leonidas wurde von den Perſern gemißhandelt. 40 Jahre nach ſeinem Tode wurden ſeine Gebeine nach Lacedämon gebracht und in ein nahe beim Thermopylä aufgeführtes Grab verſenkt. Um eben dieſe Zeit wurden auch die Namen der 300 Spartaner, die mit ihm gefallen waren, auf einer Säule eingegraben.

Leoniniſche Verſe reimen ſich bei jedem Hemiſtiche; die Reimſylbe des Verſes kommt in Hinſicht des Klanges mit dem Ende überein. Zu dieſer Reimgattung beſitzen wir mehre Hymnen, Epigramme und andere Gedichte der Alten. Auch kleidete die mediciniſche Schule von Salerno ihre diätetiſchen und therapeutiſchen Regeln in ſolche Verſe. Man iſt zweifelhaft, woher die Benennung, leoniniſche Verſe, entſtanden iſt. Scaliger leitet ſie von einem gewiſſen Leonius oder Leoninus her, der viele Werke voll dieſes poetiſchen Geklingels ſchrieb und ſie dem Papſte Alexander III. widmete. Andere halten den Papſt Leo II. für ihren Erfinder. In den früheren Jahrhunderten, in welchen der Geſchmack nicht gebildet war und man die Poeſie bloß in ihrem gekünſtelten Kleide ſuchte, wurde dieſe Versgattung ſehr bewundert. Bern. v. Cluni machte ein Gedicht von 20.000 ſo gereimten latein. Verſen über die Verachtung der Welt. Mit der Entwickelung und Verbreitung des beſſeren Geſchmacks haben ſich überall dieſe Spielereien verloren.

Leoniniſcher Vertrag (societas leonina) heißt im röm. Recht eine Geſellſchafts-Verbindung, woraus die eine Partei allen Nutzen zieht, während die andere jeglichen Schaden tragen muß. Die Benennung entſtand wahrſcheinlich aus der Aeſopiſchen Fabel, in welcher ein Löwe, Eſel, Wolf und Fuchs gemeinſchaftlich jagen und der Löwe die Beute für ſich behält.

Leoniſche Gold- und Silberarbeiten. Das unechte, dem Anſcheinbar edle Metall heißt leoniſches. Man miſcht das reinſte cementirte Kupfer und Zink, welches das unechte Gold liefert, gewinnt das unechte Silber durch verſilberte Kupferſtangen und zieht daraus leoniſchen Silberdraht oder Blattſilber. Beide unechte Metalldrähte und Blattgold oder Blattſilber laufen jedoch an der Luft leicht an und verlieren dann

chnell ihr täuschendes Ansehen. In Deutschland sind Fabriken der Art n Nürnberg, Wien, Berlin, Hamburg, Breslau, Freiberg an der Mulde u. s. w.

Leonisten, Arme v. Lyon, s. Waldenser.

Leontium (Leontia), eine berühmte Hetaire, ist vorzüglich als Schü-erin und Geliebte des Epikur bekannt geworden. Sie war auch die Geliebte des Metrodoros. Nach Gassendi aber war sie die rechtmäßige Gemahlin des Metrodoros gewesen, und daß Alles falsch sey, was von hr, als einer Buhlerin, erzählt werde. Sie zeichnete sich auch durch vorzügliche Geistestalente aus, und soll eine Schrift gegen Theophrast erfaßt haben, welche mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit und in einem schö-en attischen Style abgefaßt war.

Leopold I., zweiter Sohn Kaiser Ferdinands III. und der Maria Anna v. Spanien, war 1640 geb. Noch nicht 18 J. alt folgte er seinem verstorb. Vater in der Regierung. Der älteste Prinz, Ferdinand, zum Herrscher erzogen und auch schon zum röm. Könige gewählt, starb 1655 unter den schönsten Hoffnungen am Blatterngift. Leopold, schwach an Geist und Körper, zum geistlichen Stande bestimmt und von den Jesui-en herangebildet, mußte nun das Steuerruder der Regierung erfassen, welches in den damaligen sturmvollen Zeiten so schwer zu führen war. Schon 1655 zum Könige von Ungarn und 1657 zum Könige von Böh-men gekrönt, ward er nun 1658, trotz aller Gegenbemühungen Schwe-dens und Frankreichs, auf den deutschen Kaiserthron erhoben. Seine lange Regierung war eine ewige Verwickelung von blutigen Kriegen und den größten politischen Begebenheiten. Der erste Krieg, den Leopold zu führen hatte, war mit den Türken. Diese hatten damals das kaiserl. Heer geschlagen und Mähren verwüstet, weil der Kaiser den Fürsten v. Siebenbürgen, Rakoczy, unterstützte, welcher dem Sultan den jährl. Tri-but verweigerte. Montecuculi, Leopolds Feldherr, von 6000 Franzosen unter Coligny und Feuillade unterstützt, schlug die Türken den 1. Aug. 1664 bei St.-Gotthard (s. d.); aber statt diesen Sieg zu benutzen, schloß das wiener Cabinet einen 20jähr. Waffenstillstand, und Rakoczy blieb der Pforte zinsbar. Ungarn, wo der Protestantismus mächtig ein Haupt erhob, sollte nämlich gänzlich unterworfen und die neue Lehre wo möglich ganz ausgerottet werden; die Magnaten dieses Landes über strebten, sich von der östr. Oberherrschaft ganz frei zu machen und einen König aus ihrer Nation zu erwählen. Diese Unternehmung kostete Zrinyi, Frangipani, Nadasti u. a. Ungarn das Leben. Nun stellte sich 1678 der entschlossene Graf Emmerich v. Tökely (s. d.) an die Spitze der Rebellen, brachte das ganze Land unter die Waffen, vertrieb die östr. Besatzung und Regierung und schloß sogar 1682 ein Bündniß mit den Türken, die ihn für einen jährl. Tribut als König von Ungarn anerkannten. Der kriegerische und ehrgeizige Großwessir Kara Mustapha rückte indeß mit einem Heere von 200.000 M. aus Ungarn auf Deutsch-land los, und belagerte nach Eroberung der Insel Schütt im Juli 1688 das angst- und schreckerfüllte Wien. Der Kaiser mit seinem Hofe war nach Linz geflohen. Der wackere und rüstige Graf Starhemberg (s. d.) befehligte in Wien. Eben als hier die Gefahr aufs höchste ge-stiegen war, eilten der Polenkönig Johann Sobieski und der lothringische Herzog Karl mit einem Heere von 46.000 M. christlicher Streiter her-bei; nach vollbrachtem Gottesdienst wurden die Türken am 14. Sept.

in ihren Verschanzungen angegriffen und gänzlich geschlagen. Wilde Furcht hatte sich des Großweſſirs bemächtigt; er ſuchte in ſchneller Flucht ſein Heil, das Lager mit unermeßlicher Beute den Siegern überlaſſend. Der Krieg mit den Türken dauerte mit einigen Unterbrechungen noch 15 Jahre glücklich für die kaiſerl. Waffen, und in Folge des Sieges bei Mohacz (1687) unterwarf ſich ganz Ungarn von neuem dem öſtr. Hauſe, ſogar auf dem Reichstage zu Presburg ſeine Königswürde in dem deutſchen erblich machend, ſtatt daß es vorher ein Wahlreich geweſen war. Der älteſte Prinz des Kaiſers, Joſeph, wurde hierauf mit der Königskrone geſchmückt. Auch ganz Siebenbürgen erkannte nun die Souverainität des Kaiſers an. Mit Frankreichs König Ludwig XIV. (vgl. d.), deſſen Streben nach Ehre und Größe den Frieden Deutſchlands während Leopolds ganzer Regierung ſtörte, führte er 3 Kriege, die er für Reichskriege erklären ließ. Der erſte, 1672, in Verbindung mit Spanien und Brandenburg, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizuſtehen, war durch Lobkowitz's Verrätherei und wegen der ſeparativen Form des Reichs für den Kaiſer und Deutſchland nicht glücklich und endigte durch den Frieden zu Nimwegen (vgl. d., 5. Febr. 1679). Der zweite Krieg wurde durch das mit Holland und Spanien 1686 zu Augsburg wider Frankreich geſchloſſene Bündniß veranlaßt; die Pfalz wurde in dieſem Kriege von den Franzoſen fürchterlich verwüſtet. Die deutſchen Waffen waren größtentheils ſiegreich, doch die Erſchöpfung der kriegführenden Theile führte den 30. Oct. 1697 den Frieden zu Ryswick (ſ. d.) herbei, wornach Frankreich Alles, was es ſeit 1680 von Deutſchland losgeriſſen hatte, zurückgab, auch Breiſach, Freiburg, Kehl, Philippsburg und einige kleinere Feſtungen an das deutſche Reich abtrat. Der Herzog von Lothringen, ein naher Verwandter des Kaiſers, erhielt ſein Land, aus welchem Ludwig XIV. ſeine Familie (1670) vertrieben hatte, wieder. Währenddem erfocht der junge Held Eugen von Savoyen (ſ. d.) einen glänzenden Sieg über die Türken bei Zenta, auf welchen (1699) zu Karlowitz (ſ. d.) ein ruhmvoller Vertrag mit der ottoman. Pforte geſchloſſen wurde. Schon begann man ſich wieder der Segnungen des Friedens zu erfreuen, als der dritte Krieg mit Frankreich wegen der ſpan. Erbfolge ausbrach, indem Leopold ſeinem zweiten Sohne Karl die Krone von Spanien zu verſchaffen ſuchte. Er ſtarb im Laufe des Krieges (5. Mai 1705). Sein älteſter Sohn Joſeph I. (ſ. d.), bereits 1690 als röm. König gekrönt, ſetzte den Krieg mit größerer Thätigkeit fort. (Ueber die mit dem Anfang des 18. Jahrh. in Ungarn aufs Neue ausgebrochenen großen Unruhen ſ. Rakoczy.) Leopold war von ſeinen Unterthanen wegen ſeines mürriſchen und menſchenſcheuen Sinnes wenig geliebt worden. Sehr gottesfürchtig, artete indeß ſeine Religioſität oft in Unduldſamkeit aus; mit ſeiner Milde gegen Arme ward großer Mißbrauch getrieben. Er war ein treuer, zärtlicher Ehegatte. In ſeinem Privatleben bis zur Uebertreibung einförmig, vermochte nur der allervertrauteſte Kreis ihn aufzuheitern und dahin zu bringen, daß er ſeine Gelehrſamkeit in Jurisprudenz, Theologie und Metaphyſik zeigte, oder latein. Epigramme, Anagramme und Fabeln dichtete, oder daß er ſeine ausgezeichnete Fertigkeit auf der Flöte zeigte. Auch componirte er ſelbſt, und wie leidenſchaftlich er der Muſik ergeben war, beweiſt dieſes, daß er in ſeiner Todesſtunde nach Verrichtung des letzten Gebetes noch einmal ſeine Muſiker eintreten ließ, und nun unter

m Klange der Instrumente verschied. Als Regent war er nachlässig
ab überließ seinen Ministern ganz die Geschäfte. Alle Zweige
r Staatsverwaltung kamen unter ihm in Verfall; doch Ausländer,
ie Montecuculi, Prinz Ludwig von Baden und Prinz Eugen stützten
s zerrüttete Reich. Der kaiserl. Würde verschaffte er dagegen wieder
nsehen und Einfluß in Deutschland. Seit d. J. 1667 blieb es einge-
hrt, daß jeder Reichsstand einen immerwährenden Gesandten zu Re-
nsburg auf dem Reichstage unterhielt. Leopold ertheilte ungeachtet
eler Widersprüche 1692 dem Hause Braunschweig-Hanover die neunte
urwürde und erkannte den Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich,
701 als König an. Auch hob er während seiner Regierung 13 gräfl.
äuser in den Fürstenstand. Ueberhaupt aber war Leopold so schweren
iten, wie er erlebte, und einem Gegner, wie Ludwig XIV., nicht ge-
achsen. Von seinen 3 Gemahlinnen überlebten ihn 2 Söhne: Joseph I.
eb. 1678), sein Nachfolger, und Karl (geb. 1685), der 1711 den
aiserthron bestieg.

Leopold II., geb. 1747. Nach seines Vaters, des Kaisers Franz,
ode (1765), wurde er Großherzog von Toscana. Während seiner
jährigen Regierung über Toscana zeigte er sich als einen wahrhaft
eisen und humanen Fürsten; er schuf das Volk, das moralisch und po-
isch verdorben war, durch weise Plane und ihre kluge Ausführung
nzlich um. Aufs Neue belebte er Ackerbau, Landwirthschaft, Fabriken
d Handel, er ließ die Landstraßen verbessern, hob die Inquisition auf,
b ein neues vortreffliches Criminalgesetzbuch, und herrlich blühte das
nd unter seiner gesegneten Verwaltung. Der Tod seines unglück-
hen Bruders, des unsterblichen Josephs II., rief ihn 1790 auf den
utschen Kaiserthron. Mit freudiger Zuversicht sahen die Völker, die sei-
r Leitung übergeben werden sollten, einem Herrscher entgegen, der sich
on als ein trefflicher Fürst erprobt hatte und der mit Josephs edlem
illen eine erfahrne Weisheit und eine geprüfte Behutsamkeit verband.
chwierig war die Aufgabe, die seiner wartete; seine sämmtlichen Staa-
n hatte ihm sein Vorgänger in einem gährenden Zustande hinterlassen.
urch die muthigen Angriffe Josephs auf die durch Gewohnheit gehei-
ten Mängel und Vorurtheile waren alle Gemüther aufgeregt; in Un-
rn war die Unzufriedenheit laut geworden; die Niederlande standen in
affen; im Osten dauerte der Türkenkrieg noch fort. In solcher Zeit
gemeinen Aufruhrs bedurfte es der besonnensten Mäßigung, die Stürme
besänftigen. Zuvörderst hob Leopold die meisten Einrichtungen und
rordnungen Josephs II., zu welchen das Volk noch nicht herangereift
ar, auf, mit kluger Mäßigung den Forderungen des Zeitgeistes nach-
end. Durch die reichenbacher Convention (17. Juli 1790) und durch
n dadurch erzwungenen Frieden zu Sziſtowa in der Bulgarei (30. Dec.
90) wurde der Krieg mit der Pforte beendigt; die Ungarn wurden
riedigt und die Niederlande mit den Waffen und durch Bestätigung
er Rechte und Verfassung zur Ruhe gebracht. Damals war Frank-
ch aus einer gewaltsamen Erschütterung in seiner innern Verfassung
verjüngter Form hervorgetreten und zog die Blicke aller europäischen
genten auf sich, die durch die neue Ordnung der Dinge in diesem
aate in Furcht gesetzt wurden. Leopold befreundete sich deßhalb mit
n preuß. Monarchen Friedrich Wilhelm II. und kam mit demselben

llnitz (Aug. 1791) zusammen, wo die beiden Fürsten in einer Con-
n ihre eigenen Hausangelegenheiten und die seit der reichenbacher
ntion eingetretenen Mißverständnisse ausglichen und ein Bündniß
Frankreich schlossen, welches die Rechte des Thrones mit den
: der Nation zugleich berücksichtigen sollte. Da seit dieser Zeit die
nung zwischen der neuen Regierung in Frankreich und Deutschland
höher stieg, besonders weil die franz. Ausgewanderten eine so gü-
Aufnahme in Deutschland fanden, so trat Leopold mit Preußen z
t zu einem Defensivbündnisse zusammen, nach welchem sie sich ihr
ngen gegenseitig sicherten, zur gemeinschaftlichen Vertheidigung in
eines Angriffes sich verpflichteten und zur Aufrechthaltung der b
den Verfassung des deutschen Reiches vereinigten. Aber mitten u
n Hoffnungen, die die Völker zu ihrer Ruhe und ihrem Glücke von
gemäßigten Fürsten gefaßt hatten, eben da alle an dem Wohl
chlands Theilnehmenden, ja alle Menschenfreunde zur Entwirrung
Zeitverhältnisse den vertrauungsvollsten Blick auf seine Weisheit,
rung und Besonnenheit gerichtet hatten, erscholl die plötzliche un-
te Nachricht von Leopolds Tode (1. März 1792), und wirkte nicht
n den östreich. Staaten und den übrigen deutschen Landen, sondern
nzen Europa wie ein elektrischer Schlag. Sein Sohn Franz II,
jetzt Kaiser von Oestreich, folgte ihm mit gleichen Grundsätzen in
Regierung nach. S. Schlichtegroll's „Nekrolog auf 1792", 1. B.
ayr's „Plutarch", 11. Bd.

Leopold III., Fürst von Anhalt-Dessau, geb. 1676. In seiner Ju-
zeigte er wenig Sinn zu den Wissenschaften; nur einige nothdürf-
mathematische und historische Kenntnisse waren ihm beizubringen
bilder feuriger Geist war nur auf die rauhen Künste des Krieges
tet, und nirgends fühlte er sich wohler, als im Geräusche der Wa-
Schon 1688 gab ihm der Kaiser Leopold I. das Commando ei-
nfanterie-Regiment, das er bis zum karlowitzer Frieden behielt.
ein Vater, der Fürst Johann Georg, 1693 zu Berlin starb, erhielt
ld die Regierung unter der Vormundschaft seiner Mutter, ihm
Friedrich III. das schöne Infanterie-Regiment seines Vaters, der
e eines General-Feldmarschalls und Statthalters der Mark Bran-
rg bekleidet hatte. Um diese Zeit entzündete sich im Gemüthe des
n Fürsten die erste Liebe durch die schöne Tochter des Apothekers
in Dessau; die Fürstin, in Hoffnung, daß die Zeit das Feuer seiner
schaft mäßigen würde, suchte ihn zu einer Reise nach Italien zu
en. Nach einer 14monatlichen Reise machte er 1695—97 als Fr-
er die 3 wichtigsten Feldzüge des französisch-deutschen Krieges mit
zeichnete sich durch seine Tapferkeit und Unerschrockenheit so aus
hn der Kurfürst von Brandenburg nach dem ryswicker Frieden zum
almajor ernannte und unter die Johanniter-Ritter aufnahm. Im
Mai 1698, da er volljährig geworden war, übernahm er die Re-
ng seines Landes selbst und vermählte sich nun trotz der Bitten
Mutter und aller Gegenvorstellungen seiner Verwandten mit der
n seiner Jugend. Mit dem Beginnen des neuen Jahrh. brach
Erbfolgekrieg aus; Leopold begründete in diesem Kriege, in wel-
er vom neuen König Friedrich I. zum General der Infanterie
wurde, seinen hohen kriegerischen Ruhm. Der Prinz Eugen
ihm einen bedeutenden Antheil an dem glänzenden Siege bei

dt zu. Im folgenden Jahre 1705 war der Schauplatz seiner kriegeschen Wirksamkeit Italien, wohin er 8000 Mann zur Verstärkung des reich. Heeres geführt hatte. Auch hier erprobte er sich bei jeder Gegenheit als einen tüchtigen und entschlossenen Feldherrn. Auf die Bitn des Prinzen Eugen übernahm er 1710 den Oberbefehl über die euß. Truppen in den Niederlanden. Bald nach dem utrechter Friedensschlusse, durch welchen der Erbfolgekrieg beendet wurde, starb der König riedrich I. und sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm I. bestieg den Thron. Während der ganzen Regierung dieses Monarchen stand Leopold im größn Ansehen am berliner Hofe, und der König hatte ein solches Zuauen zu ihm gefaßt, daß er nichts, ohne ihn um Rath zu befragen, nternahm. Dieses Zutrauen wurde noch durch seine glückliche und schnelle eendigung des schwedischen Krieges erhöhet. Hierauf unternahm der önig mit ihm eine neue und zweckmäßige Einrichtung des Militairs, nd Leopold hat das Verdienst, eine bessere Infanterie-Taktik begründet haben. Der Tod seines alten königlichen Freundes machte einen hmerzhaften Eindruck auf ihn; Friedrich II. aber bestätigte ihn in allen inen Würden und Aemtern und beehrte ihn mit denselben Zutrauen, ie sein Vater. Jedoch erst im zweiten schlesischen Kriege gab Friedrich m das Commando, und nun zeigte der bejahrter Dessauer, daß er die rmee, welche er gebildet hatte, auch anzuführen verstände. In Verung mit dem Corps, das unter seinem Sohne, dem Prinzen Dietrich and, ging er in dreien Colonnen über die Neiße auf die östreich. Armee ei Neustadt los; diese zog sich aber bei seiner Ankunft schnell zurück nd überließ den Preußen ganz Schlesien. Nach der Schlacht bei Hohenriedberg, die er dem Feinde mit großer Einsicht lieferte, wurde von beien Seiten nichts unternommen, und Leopold ließ seine Truppen in die Winterquartiere gehen. Allein sobald (im Nov. 1745) das östreich. Hülfsorps unter dem Grafen von Grün die sächs. Grenze, und der Prinz karl von Lothringen die Oberlausitz betrat, erhielt er den Befehl, auf ie Sachsen loszugehen und ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu erhindern. In raschem Siegeslaufe bemächtigte er sich Leipzig, Naumburg, Merseburg, Weißenfels, sowie am 6. Dec. Torgau. 4 Tage darauf bemächtigte er sich Meißen, setzte hierauf seine Armee über die Elbe, ing 30.000 M. stark, gerade auf die sächs. Armee los, die bei Kesselsorf stand, und nöthigte sie nach einem starken Verluste zur Flucht. Hierauf marschirte er mit dem König auf Dresden los, das sich sogleich mit 000 M. ergab. Nach einigen Tagen aber kam der Friede zu Stande, worin dem Könige Schlesien und Glatz von Neuem zugestanden ward. Leopold zog nun mit dem König nach Berlin, wo er einen Theil des Winters zubrachte. Kaum war er aber nach Dessau zurückgekehrt, als r, vom Schlage gerührt, in seinem 72. Lebensjahre starb. Leopold war in großer Krieger in jeder Hinsicht; der Soldat hatte ein unbegrenztes Zutrauen zu ihm und glaubte sich unter seiner Anführung unüberwindlich. Uebrigens war er aber ein roher, ungebildeter Mensch, und ein willkürlicher Despot ohne alle Mäßigung. S. sein Leben in Varnhagen von Ense's „Biograph. Denkmalen“ (Berl. 1825, Thl. 2), in Büsching's „Beiträgen zu der Lebensgeschichte merkwürdiger Personen“ Bd. 1, und Stenzel's „Handb. der anhalt. Geschichte“.

Lepanto, Hafen und Schloß, das alte Naupaktos, in dessen Nähe eine der Venus geweihte Grotte sich befindet, in welcher heirathslustige

Witwen die Göttin um einen zweiten Ehemann anflehten. Lepanto und Patras (auf Morea) sind die Schlüssel des Golfs von Lepanto. Berühmt ist der Golf von Lepanto durch einen Seesieg der Christen über die Türken. Der Sultan Selim II. (1566—1574), sann auf nichts Geringeres, als auf Unterjochung der ganzen Christenheit. Er machte den Anfang damit, daß er die Venetianer aufforderte, ihm die bereits zinsbare Insel Cypern zu übergeben. Da die Venetianer hierauf keine befriedigende Antwort gaben, so wandte er seine ganze Macht gegen diese Insel, und eroberte sie binnen zwei Jahren (1571). Papst Pius V., bestürzt über die der Christenheit drohenden Gefahren, schloß ein Bündniß mit den Venetianern und mit Philipp II. von Spanien, um sich mit vereinten Kräften den Fortschritten der Mohammedaner entgegenzusetzen. Er suchte auch die noch die andern christlichen Fürsten zur Theilnahme zu bewegen, allein sie lehnten den Antrag unter dem Vorwande ab, sie hätten genug zu thun, den Samen der Zwietracht in ihren eigenen Staaten zu ersticken. Das besagte Bündniß wurde im Mai 1571 unterzeichnet, und um ein gutes Einverständniß unter den Verbündeten zu erhalten, wurde der Papst selbst als Haupt des Bundes erklärt. Er ernannte den Don Anton Colonna zum General seiner Galeeren, und Don Joan d'Austria zum Oberbefehlshaber der ganzen Armee. Bei Korfu stachen sie in die See, um die Türken aufzusuchen, und bei Lepanto stießen sie auf ihre Flotte. Sogleich bereitete man sich auf beiden Seiten zur Schlacht. Der Mittelpunkt der christlichen Armee wurde von Don Juan angeführt, unter welchem Colonna und Venieri standen. Auf dem rechten Flügel war Andreas Doria, auf der linken Augustin Barbarigo. Peter Giustiniani, der die Galeeren von Malta commandirte, und Paul Jourdan, standen an den äußersten Enden der Linie. Der Marquis von Saint-Croix, an der Spitze von 60 Schiffen, bildete ein Reservecorps, um schnell in Hülfe zu eilen, wenn der Feind irgendwo einen Vortheil erringen würde. Zur Vorhut hatte die Flotte sechs venetianische Galeassen. Die Türken reihten sich zur nämlichen Zeit in Schlachtordnung. Sie gaben, nach einem bei ihnen üblichen Gebrauche, ihrer Flotte die Gestalt eines Halbmondes. Da sie keine Reservecorps hatten, mußte ihre Linie an Breite über die christliche sich ausdehnen. Hali, der türkische Feldherr, commandirte mit Pelauch den Mittelpunkt; Louchali und Siroch führten die Flügel an. Don Juan gab mit der Fahne, die ihm der Papst geweiht, das Zeichen. Die christlichen Obersten redeten in wenig Worten zu ihren Soldaten; diese warfen sich vor einem Kreuze auf die Kniee nieder und beteten, bis beide Flotten sich einander genähert hatten. Nun ward das zweite Zeichen gegeben und die Schlacht begann. Die Türken fochten mit Muth auf die Christenflotte. Alles schien ihnen den Sieg zu versprechen: der Wind war ihnen günstig, sie waren an Zahl überlegen, und ihre Schlachtordnung hatte eine größere Ausdehnung. Plötzlich aber drehte sich der Wind ihnen entgegen, und da er sehr stark wehte, trieb er das Feuer und den Rauch des christlichen Geschützes gegen die Feinde, sodaß er ihnen beinahe alle Aussicht raubte. Nach drei Stunden des Kampfes bohrte der linke Flügel der Christen die Galeere, auf welcher Siroch befehligte, in den Grund. Die Türken, in Schrecken gesetzt und mächtig durch die Venetianer gedrängt, bogen aus. Don Juan, der durch diesen Erfolg mit neuem Muthe beseelte, verdoppelte das Feuer, tödtete Hali, bemächtigte sich auch seiner Galeere, riß die Fahne herunter, und

ef: „Sieg!“ Es war dann nichts mehr als Gemetzel im türkischen Mittelpunkte. Louchali widerstand aber immer noch dem Anführer Doia; allein da Saint-Croix heranrückte, ergriff er mit 30 Galeeren die Flucht; die andern wurden gefangen oder in Grund gebohrt. So ward er Sieg einer der vollkommensten, die jemals über die Türken erfochten burden. Die Schlacht wurde den 7. Oct. 1571 geliefert, und dauerte on 6 Uhr Morgens bis zum Abend. Die Christen, welche die Dunkelheit der Nacht und das stürmische Wetter fürchteten, zogen sich in die abgelegenen Häfen zurück. Sie hatten eine unermeßliche Beute gemacht, nd 15.000 Gefangene, die sich auf den Galeeren der Ungläubigen befanden, in Freiheit gesetzt. Die Türken aber hatten 30.000 Mann ammt ihrem Feldherrn, und über 300 Schiffe und Galeeren verloren, nd hatten hiedurch gelernt, daß sie nicht unüberwindlich seyen.

Lernäische Schlange (Lernaea hydra), eine ungeheure Schlange, es Typhon und der Echidna Tochter. Sie wurde in dem Sumpfe Lerna rzogen und verwüstete die umherliegende Gegend. Sie hatte neun Köpfe, on welchen der mittelste unsterblich war. Hercules bekam vom Eurystheus en Auftrag, sie zu tödten. Er machte sich also mit dem Jolaus zu diem Abenteuer auf, und traf sie auf einem Hügel bei dem Brunnen Amymone in ihrem Lager an. Er verjagte sie daraus mit seinen Pfeilen, aßte sie mit den Händen, und fing an, ihr mit seiner Keule die Köpfe bzuschlagen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an der Stelle eines abeschlagenen Kopfes zwei neue hervor. Außerdem schickte Juno der Hyra noch einen ungeheuren Krebs zu Hülfe, welcher den Hercules an den Füßen verwundete. Er erschlug also diesen erst, und rief darauf den Jolaus zu Hülfe, der auf seinen Befehl einen nahen Wald in Brand teckte, und mit den glühenden Bränden sogleich über die Stelle eines abeschlagenen Kopfs hinfuhr und die Wunde ausbrannte, sodaß kein anderer an seiner Stelle wachsen konnte. So schlug nun Hercules endlich lle Köpfe ab und den unsterblichen vergrub er in die Erde und wälzte in Felsstück darüber. Nun tauchte er seine Pfeile in das giftige Blut des Ungeheuers, um damit unheilbare und tödtliche Wunden machen zu können. Nach Euripides soll sich Hercules bei diesem Kampfe eines goldenen sichelförmigen Schwertes bedient haben; auch soll die Hydra geflügelt gewesen seyn. Ueber die Anzahl der Köpfe finden sich ebenfalls verschiedene Angaben. Einige geben ihr sieben, Andere acht, noch Andere fünfzig und hundert Köpfe. Die ganze Fabel von der lernäischen Schlange wird von Hermann für ein bloßes Dichterbild, aus den epischen Gedichten über Hercules genommen, erklärt, welches die Natur des Peloponnes in seinem damaligen uncultivirten Zustande, wo das Land voller Seen und Sümpfe und ungeheurer dichter Waldungen war, getreu darstellen sollte.

Lesage (Alain René), geb. um 1668 zu Sarznau, einer kleinen Stadt auf der Halbinsel Ruys, 4 Stunden von Vannes in Bretagne, verlor seine Eltern früh und kam durch einen Onkel um sein kleines Vermögen. In dem Collegium der Jesuiten zu Vannes zeichnete er sich durch seinen Fleiß aus. 1692 kam er nach Paris, theils um seine Studien fortzusetzen, theils sich ein Unterkommen zu verschaffen. Er fand Zutritt in guten Häusern, und eine reiche Dame, deren Herz er gewonnen hatte, unterstützte ihn. Nach Auflösung dieser Verbindung heirathete er, nachdem er die bischöfl. Erlaubniß dazu erlangt hatte, die Tochter

des Bürgers Huyard zu Paris, im Sept. 1694. Von jetzt an widmete sich Lesage, der sich anfänglich als Advocat beim Parlament hatte registriren lassen, ganz der Literatur. Sein erstes Werk war eine Uebersetzung der griech. Briefe des Aristenät (1695). Durch einen Freund, den Abbé de Lyonne, der ihm eine Rente von 600 Livres aussetzte, mit der span. Literatur vertraut geworden, fing Lesage nun an, Lustspiele von Lopez de Vega, Francesco de Roxas u. A. zu bearbeiten, und 1705—6 erschien seine Uebersetzung von Cervantes's „Don Quixote". Diese Arbeiten sowohl wie der von ihm ein Jahr darauf herausgeg. „Le diable boiteux" (nach „El diablo cojuelo", von Don Louis Velez de Guevara, s. d.) gründeten seinen Ruf, der durch den 1715 zum ersten Male ans Licht tretenden „Gil Blas von Santillana" die größte Ausdehnung erhielt. Auch auf der Bühne machten seine Arbeiten Glück, vorzüglich „Crispin, rival de son maitre" und „Turcaret". Außer einer Menge andrer Romane und Theaterstücke, eine nicht uninteressante Sammlung von Anekdoten und geschichtlichen Charakterzügen, auch eine Uebersetzung von Bojardo's „Orlando innamorato" herausgab. Er starb zu Boulogne beinahe 80 J. alt, 1747. Lesage empfand die letzte Zeit seines Lebens einen besondern Einfluß des Sonnenlichts auf seinen Körper. Stand nämlich dieß Gestirn sich dem Meridian näherte, fühlte er sich wohl, heiter und leicht; wenn aber der Tag sich zu neigen begann, fiel er in einen Zustand von Schwäche und Abspannung, der regelmäßig bis zum Wiederanbruche des neuen Tages dauerte.

Lesbos, jetzt Metelin (von der ehemal. Hauptst. Mitylene, wo die einsame Wohnung des Aristoteles, jetzt eine Festung), eine große Insel (1100 Stadien im Umfange, 12½ QM., 40.000 Einw.), im nördl. Winkel des ägäischen Meeres (des Archipelagus), an der asiatischen Küste. Das Innere derselben, vorzüglich an der Ost- und Südseite, ist von Hügeln und Gebirgen durchschnitten, von denen einige mit Weinstöcken, andere mit Buchen, Cypressen und Fichten bedeckt waren, noch andere lieferten Marmor, der aber nur zur gemeinen Sorte gehörte. Die Ebenen hatten Ueberfluß an Getreide. An mehren Stellen fanden sich auch warme Quellen, Achate und Edelsteine; fast überall Myrten-, Oliven- und Feigenbäume. Das vornehmste und einträglichste Produkt war der Wein, den man in vielen Ländern allen griech. Weinen vorzog. Noch jetzt zählt man das hiesige Baumöl und die Feigen zu den besten im Archipel. Längs den Küsten befanden sich viele Buchten, die mit blühenden Städten besetzt waren, von denen die vornehmsten Mitylene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Eresſus und Antissa waren; man zählte jetzt 120 Dörfer. Ursprünglich wurde die Insel von Aeoliern bevölkert, die aus einer unbedeutenden Monarchie eine mäßige Demokratie bildeten. Hierauf machten die Lesbier nicht allein auf dem festen Lande und dem ehemaligen Gebiet von Troja große Eroberungen, sondern widerstanden auch den Athenern. Vom Polykrates, dem Tyrannen der Insel Samos, wurde Lesbos sehr beunruhigt. Dann kämpfte sie gegen die Perser, mußte aber deren Oberherrschaft anerkennen. Nach der Schlacht bei Mykale schüttelte sie das persische Joch ab und trat Athens Bundesgenossin. Während des peloponnesischen Krieges trennte sie sich mehr als ein Mal von Athen, wurde aber immer wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Als ein vornehmer Bürger von Mitylene, aus Mißmuth, daß er für seine Söhne nicht zwei reiche Erbinnen erhalten

opnke, Zwietracht unter die Einwohner der Stadt verbreitete und si
chuldigte, daß sie mit den Lakedämoniern sich verbinden wollten,
ließ aber Athen so, daß es eine Flotte gegen Lesbos absegeln ließ.
ächsten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten sich zum Sc
hrer Hauptstadt, wurden aber bezwungen, Mitylenens Mauern gesch
eine Schiffe weggenommen und 1000 der reichsten Einwohner geti
stur das Gebiet von Methymna blieb verschont; die übrige Insel w
n 3000 Theile zerstückelt, worunter 300 dem Dienst der Götter gew
ie andern aber unter athenische Bürger vertheilt wurden, welche si
ie alten Einwohner verpachteten. Indessen erholten sich dennoch
Städte der Insel bald wieder. — Lesbos hatte bei den Alten
vegen der ausschweifenden, obgleich auch feinen und angenehmen Le
rt ihrer Einwohner, endlich aber auch wegen der berühmten Mä
eren Geburtsort Lesbos war, einen ganz besondern Grad von Cel
ät. Die Poesie und vorzüglich die Tonkunst hatten hier ihren
üglichen Sitz; Arion, Terpander, Alcäus, Sappho, von daher
ürtig, sind ebenso berühmte Namen, als die des Pittakos, Theopl
Theophanes ꝛc. Der Fabel nach hatte auch Orpheus, weil die Le
ein Haupt feierlich begraben und seine Leier im Tempel aufhingen
ien vorzüglich die Gabe der Musik verliehen. Sie ward oft von
pärtigen Gelehrten zum Aufenthalt erwählt; Epikur und Aristoteles
en daselbst Vorlesungen. S. S. L. Plehu's „Lesbiacorum libri“ (
in 1826).

Lesche, s. Polygnotos.

Lesemethode heißt eine bestimmte Weise, die man beim Unter
m Lesen befolgt. Da das Erlernen des Lesens der Anfang aller
ter, geistigen Bildung ist, und Einer vorzüglich durch dieses Mitt
den literarischen und wissenschaftlichen Schätzen aller Zeiten bringt
haben sich die Pädagogen Mühe gegeben, eine leichte und kurze Me
m Unterricht des Lesens aufzufinden. Besonders waren die Lesem
den in der neuern Zeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit; wenn
auch die frühern Schulmänner sie nicht außer Acht ließen. Es ist
dings nicht zu leugnen, daß manche Methode auf Spielerei heraus
und einige zu gekünstelt waren; bald sollte durch Bilder, bald durch
zuren den Kindern die Kenntniß des Buchstabirens beigebracht we
Basedow ließ sogar das Alphabet in Zuckerwerk backen und das
aß den süßen Buchstaben, nachdem es denselben kennen gelernt
Beim Buchstabiren folgte er derselben Methode. Plato, Lehrer an
Freischule zu Leipzig, erfand eine Buchstaben- und Lesemaschine, die
weil sie im Grunde weder die alte Methode abkürzte, noch die Erler
des Lesens sonderlich erleichterte, wenig in Aufnahme kam. Diese
ließen der Professor Olivier und der Schulrath Stephani, und st
verschiedene Lesemethoden auf, bei denen sie in dem Hauptgrundsatze
einkamen, daß jeder Buchstabe und besonders die Consonanten ohne
hülfe eines Hülfslautes, bloß durch die ihm eigenthümliche Modific
des Sprachorgans hörbar ausgesprochen, oder besser ausgehaucht w
müsse. Sie verlangen, daß sich die Kinder hierin hinlängliche F
keit erwerben, ehe sie den Namen der Buchstaben selbst kennen le
Stephani dringt auf die strenge Ausführung dieses Grundsatzes; wä
Olivier, um die Aussprache zu erleichtern, jedem Consonanten ein
es, mattes e anhängt. Der Schuldirector Krug brachte in diese

methode eine Art von systematischer Ordnung und Reihefolge, indem sie die Buchstaben nach den Theilen des Mundes und der andern Sprachwerkzeuge, die bei der Aussprache der einzelnen Buchstaben vorzugsweise thätig sind, und nach der Art, wie sie wirken, eintheilte: z. B. d Zahnlautzeichen, b sanfter Lippenschluß, und dabei die Kinder vom Leichtern zum Schwerern übergehen ließ. Die Erfahrung hat die Vortheile dieser Lesemethoden gezeigt. Die Schüler gewinnen eine deutliche, helle Aussprache, mit einer richtigen Betonung und einem angenehmen Vortrag.

Lessing (Gotthold Ephraim). Dieser um Deutschlands Literatur hoch verdiente Gelehrte, geb. den 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz, stammte aus durchaus literarischer Familie. Sein Vater war ein biger und ein durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichneter Mann; durch ihn erhielt er den ersten mündlichen Unterricht, besonders in der Religion. Darauf ward er einem Privatlehrer, Namens Mylius, ein Bruder des nachherigen Freundes von Lessing, übergeben. Nachdem er hierauf in Königsbrück unter dem Rector Heinze die öffentliche Schule besucht hatte, kam er auf die fürstliche Schule zu Meißen, wo er besonders der griech. und latein. Sprache und dem Studium der Mathematik mit Eifer oblag. Schon hier entwickelte sich in ihm der Geist der eigenen Wirksamkeit und des Selbstdenkens, der später der herrschende Zug seines gelehrten Charakters ward. Mit den besten Zeugnissen versehen bezog er 1746 die Universität Leipzig. Der steife schulgerechte Vortrag, der anekelnde Pedantismus, der damals im Allgemeinen auf Universitäten noch so sehr zu Hause war, hielt ihn von einem ordentlichen Besuche der Collegien ab; Ernesten's Vorlesungen konnten ihn auf längere Zeit fesseln. Er lenkte ganz auf den Pfad der Selbstprüfung und des Selbstdenkens ein; Aesthetik, Philosophie, Naturlehre und Mathematik wurden die Gegenstände seiner Forschungen, und er war es allein, der sich unterrichtete und in ihre Geheimnisse sich einweihte. Vor Allem erwachte in Leipzig seine Neigung zur deutschen Dichtkunst wieder und am mächtigsten sein Hang zum Theater. Weiße ward bald sein innigster Freund; auch schloß er sich an Mylius, A. Schlegel und Zacharia, mit denen er sich unter dem scharfsinnigen Kästner, damals Professor in Leipzig, im Disputiren übte. Außer diesen hatte er mit den Schauspielern der berühmten Neuberin viel Umgang, gewann von ihnen manche theatralische Kenntnisse, ward aber durch eigenes Denken über ihre Kunst bald aus dem Lernenden der Belehrende. Er vollendete nun seinen auf der Schule schon angefangenen „Jungen Gelehrten", die Neuberin führte ihn auf, und der allgemeine Beifall, den er fand, fesselten ihn ganz an das Theater. Er faßte sogar den Entschluß, selbst Schauspieler zu werden, und bereitete sich zu diesem Zwecke, durch fleißige Uebung gymnastischer Künste, vor. Die Nachricht davon kam bald zu den Ohren seiner frommen Eltern, die sowohl an ihres Sohnes Hange zum Theater, als auch an dem Umgange mit dem als Freigeist verschrieenen Mylius ein großes Aergerniß nahmen. Es erfolgte eine dringende Einladung in das väterliche Haus zurückzukehren; Lessing folgte und blieb nun einige Zeit bei seinen Eltern. Die nächstfolgenden Ostern ging er wieder nach Leipzig zurück, wo seine Liebe zum Theater aufs neue belebt wurde. Da aber die Neuberin einige gute Schauspieler verlor, die Lessingen besonders in Leipzig fesselten, und Mylius nach Berlin ging, folgte er seinem Freunde bald nach. Hier beschäftigte ihn, mit Hülfe seines Freundes Mylius,

ie Herausgabe der Quartalschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnah-
ne des Theaters“; nicht lange darauf erschienen seine „Kleinigkeiten“ mit
einem Beifall, der seine Erwartungen übertraf. Auch machte der Brief-
wechsel, in welchen er mit Voltaire gerieth, als ihm dessen Secretair
Richier de Louvain ein Exemplar von der „Vie de Charles XII.“ aus
Freundschaft eher mitgetheilt hatte, als dieß Werk bekanntgemacht wer-
den sollte, viel Aufsehen. Lessing verließ Berlin und ging wieder nach
Wittenberg, wohnte mit einem dort studirenden Bruder K. G. Lessing,
dem nachherigen Corrector in Chemnitz, auf einer Stube, studirte sehr
fleißig und wurde, seinen Eltern zu gefallen, Magister. Die Ueberset-
zungen des Huarte, die Kritik der „Messiade“, und ihre Uebersetzung in
alt. Verse mit Hülfe seines Bruders, die aber unvollendet blieb, und die
Berichtigungen des „Jöcher'schen Lexicons“ waren die Früchte seines
Fleißes in Wittenberg. Da ihm das Leben in Wittenberg zu einförmig
war, so zog er wieder nach Berlin. Er übernahm an Mylius's Statt
den gelehrten Artikel in der Vossischen Zeitung, gab den zweiten Theil
seiner kleinen Schriften und mehre Uebersetzungen heraus, und beschloß
die Jahre 1753 und 1754 mit dem 3. und 4. Theile seiner „Kleinen
Schriften“ und den 1. und 2. Theil seiner „Theatralischen Bibliothek“.
Ein sehr wichtiger Gewinn für Lessing's Geist und Herz war Nicolai's
und Mendelsohn's Bekanntschaft. Aus ihren gemeinschaftlichen Bestre-
bungen entstand 1755 die Schrift: „Pope, ein Metaphysiker.“ In eben
diesem Jahre wurde „Miß Sara Sampson“ in Potsdam vollendet. Eine
Reise nach Leipzig gab ihm Gelegenheit zu einer Reise durch einen Theil
Deutschlands nach Holland, die Lessing als Begleiter eines jungen Leip-
ziger machte, die aber wegen des Einfalls der Preußen in Sachsen, der
den jungen Reisenden in seine Vaterstadt zurück nöthigte, bald ein Ende
nahm. Lessing ward für das mißlungene Reiseproject, dessen Plan bis
auf England ging, durch die Bekanntschaft mit dem Dichter Kleist, der
sich bei der preußischen Besatzung in Leipzig befand, und mit dem jun-
gen Brawe, dem Verfasser der beiden Trauerspiele, „Der Freigeist“ und
„Brutus“, entschädigt. 1759 kehrte Lessing wieder nach Berlin zurück
und gab mit Mendelsohn und Nicolai die „Briefe, die neueste Literatur
betreffend“, heraus. In demselben Jahre traten die „Aesopischen Fabeln“
ans Licht; 1760 ward er Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften
in Berlin. Hier begann er auch sein „Leben des Sophokles“, hörte aber
mit den ersten 7 bereits gedruckten Bogen wieder auf; woran wahrschein-
lich seine Beförderung nach Breslau als Secretair des Generals Tauen-
zien viel Schuld hatte. In Breslau vollendete er die Uebersetzung des
Diderot und entwarf den Plan zu seiner „Minna von Barnhelm“;
verließ dann 1765 die Dienste des preuß. Generals und Breslau, wandte
sich wiederum nach Berlin, und arbeitete an seinem „Laokoon“, der auch
das Jahr darauf im Drucke erschien. 1766 erhielt er die Einladung zu
der berühmten hamburger Theaterunternehmung. Eine Gesellschaft von
Freunden der Bühne übernahm das Akkermann'sche Theater: sie hatten
viel Eifer und viel gute Absichten, die Lessing als Dichter und Kunst-
richter befördern helfen sollte, und machten ihm daher sehr vortheilhafte
Bedingungen. Lessing schlug ein und trat 1767 sein neues Amt an.
Er schrieb nun seine unübertroffene „Dramaturgie“; doch wurde ihm bald
sein Aufenthalt in Breslau durch die Uneinigkeit der Directoren und die
selbstgefällige Ungelehrigkeit der Schauspieler verleidet. Zugleich kam er

mit Klotz, auf Veranlassung von dessen Schrift: „Ueber das Studium des Alterthums“, und eine andere: „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke“, in jenen berühmten Streit, aus welchem die vortrefflichen „Antiquarischen Briefe“ Lessing's und seine Abhandlung: „Wie haben die Alten den Tod gebildet?“ hervorgingen. Im höchsten Mißmuth über seine Lage beschloß er endlich nach Italien zu gehen, wovon ihn jedoch der ehrenvolle Ruf, den er 1770 als Bibliothekar nach Wolfenbüttel bekam, abhielt. Er verließ im April Hamburg und begann seinen neuen Beruf. In Wolfenbüttel vollendete er seine „Emilia Galotti“, deren Plan schon 1758 entworfen war. Doch ward ihm bald sein Aufenthalt in Wolfenbüttel, der nichts Interessantes für ihn darbot, zur Last. Er sehnte sich nach einer andern Bestimmung und wünschte die Verbindung mit seiner Freundin König, einer sehr geistreichen Frau, deren Bekanntschaft er schon in Hamburg gemacht hatte. Aber noch immer fehlte ihm zur Erstattung dieses Wunsches die Aussicht; dieß machte ihn mißmüthig und erschlaffte seine Thätigkeit. Sie aufzumuntern mußte er reisen. Er ging auch wirklich nach Berlin, und von da mit vielen Empfehlungsschreiben des kaiserlichen Gesandten nach Wien, wo er eine sehr schmeichelhafte Aufnahme fand. Zu eben der Zeit traf der Prinz Leopold von Braunschweig, der eine Reise nach Italien machen wollte, daselbst ein. Lessing wurde sein Begleiter. Nach 8 Monaten war er und der Prinz schon wieder in Deutschland und im Februar des folgenden Jahres schon wieder in Wolfenbüttel. 1779 ward er zur Theilnahme eines sogenannten Nationaltheaters nach Manheim eingeladen und mit dem Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der manheimer Akademie beschenkt; zugleich wurde ihm ein Jahrgehalt von 100 Louisd'or angeboten, wenn er zu den Arbeiten der Akademie mitwirken wollte. Er nahm dieß Anerbieten an und reiste nach Manheim. Doch Ehre und Gewinn blieben bei dem Mangel an liberalen Ideen, der ihm bei dem manheimer Ministerium im Wege stand, nur leere Versprechungen. Er kehrte deßhalb wieder nach Wolfenbüttel zurück. Die Herausgabe der „Wolfenbüttelschen Fragmente“ veranlaßte im folgenden Jahre die theologischen Streitigkeiten, die den ganzen Theil seines noch übrigen Lebens beschäftigten und verbitterten. Die ganze orthodoxe Partei, an ihrer Spitze der Hauptpastor Götze (s. d.), fielen mit den Waffen der Verhetzung und Verketzerung über ihn her. Es kam endlich dahin, daß ihm die Censurfreiheit im Braunschweigischen genommen ward. Durch „Nathan den Weisen“ setzte er seiner theologischen Polemik die Krone auf. Unterdessen hatte Lessing den ersten Wunsch seines Herzens befriedigt und seine obenerwähnte Freundin geheirathet. Doch nach zweien Jahren verlor er sie schon in einem schweren Kindbette. Der Verlust dieser würdigen Frau, sowie die Verfolgungen und Anfeindungen, die er wegen seiner theologischen Streitigkeiten erfuhr, raubten ihm alle Heiterkeit und Empfänglichkeit für Lebensgenuß. Er kränkelte fortwährend; vergebens unternahm er zu seiner Wiederherstellung eine Reise nach Hamburg. Nach seiner Rückkehr nach Wolfenbüttel ward er äußerst engbrüstig und so schwach, daß er nicht 20 Schritte gehen konnte, ohne müde zu werden. In der Wintermesse 1781 zu Braunschweig glaubte er sich zu erholen. Aber er sollte uns entrissen werden. Den 3. Febr. überfiel ihn seine Engbrüstigkeit stärker als jemals, und am 15. starb er im 52. Jahre seines Lebens, allzufrüh für Wahrheit, Kunst und Wis-

chaft. Kein Schriftsteller hat in Sachen des Geschmacks, des feinern gründlichen Urtheils über literarische Gegenstände auf Deutschland mehr gewirkt als Lessing. Er war einer von den revolutionnairen Geistern, die überall, wohin sie sich im Gebiet des Wissens, Glaubens und Meinens wenden, die heftigsten Gährungen und Erschütterungen hervorbringen. In der Theologie, wie auf der Bühne und in der Kritik, machte er nicht bloß Epoche, sondern veranlaßte auch eine allgemeine Revolution. Er besaß die lebendigste Regsamkeit und Stärke des innersten, tiefsten Geistes; ein rastloses Streben und Forschen nach Wahrheit, dessen Besitz ihn aber weniger glücklich zu machen schien, als das mit Anstrengung und Schwierigkeiten verbundene Durchdringen zu derselben; einen moralisch und ästhetisch feinen Sinn für das Große, Gute und Schöne; mehr Witz, Scharfsinn und Beurtheilungskraft als Phantasie und Schöpfungskraft; entschiednere Anlage zur Kritik, Literatur und Philosophie als zur Dichtkunst. In seinen abhandelnden Schriften herrscht überall ein entwickelnder, raisonirender, philosophirender Geist, wie er in Bayle webt. Er hatte sich ausgebreitete philologische, artistische und antiquarische Kenntnisse zu eigen gemacht, wovon sein „Laokoon", die „Antiquarischen Briefe", die Schrift über den Sophokles und andere Zeugniß ablegen. Seine Literaturkenntniß umfaßte das Größte wie das Kleinste. Gründlich war seine Kenntniß der deutschen Sprache, ihrer Geschichte, ihres Reichthums und ihrer Eigenthümlichkeiten, und sein eigener Styl, vorzüglich seine Prosa, hatte eine classische Originalität. Seine sämmtlichen Schriften erschienen: Berlin 1771 fg.; in einer neuen Aufl. ebendas. 1796 fg., in 30 Bdn. Daran schließt sich seinen „Briefwechsel", in 2 Thln., Berlin 1798. S. „Lessing's Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von F. Schlegel" (Leipzig 1804, 3 Thle.). In Hinsicht der Thatumstände und der äußern Verhältnisse, unter welchen Lessing lebte, ist zu nennen: „Gotthold Ephraim Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse", von dessen Bruder, K. G. Lessing (Berlin 1793, 2 Thle.). Lessing's Biographie in dem „Pantheon der Deutschen" und „Lessing's Leben und Charakteristik" von J. F. Schink (Berlin 1825, als 31r Thl. einer „Sämmtl. Schriften") (34 Bde.). Eine Taschenausgabe erschien seit 1825 ebendaselbst. Ueber sein Denkmal s. Kamenz.

L'Estocq (Johann Hermann), in der Geschichte des russ. Reiches durch des Glückes Wechselfälle sehr berühmt, ein Nachkömmling franz. Flüchtlinge, die sich wegen der Religionsverfolgungen Ludwigs XIV. im Hannöverschen niedergelassen hatten, war 1692 in diesem Lande geboren, widmete sich unter der Leitung seines Vaters der Wundarzneikunst, und begab sich in reiferen Jahren nach Rußland, wo er als ein kenntnißreicher Geist sein Glück zu machen hoffte. Peter der Große nahm ihn als Wundarzt in seine Dienste und schenkte ihm seine Gunst im vollsten Umfange, um ihn ebenso bald derselben zu berauben und ihn nach Kasan zu verbannen. Nach dem Tode Peters hob Katharina I. nicht nur seine Verbannung auf, sondern ertheilte ihm auch noch den Charakter eines Wundarztes an dem Hofe ihrer Tochter Elisabeth. L'Estocq bewies sich einer Erhebung durch feste Anhänglichkeit an seine Gebieterin würdig, und wenn seine dienstbereitwilligen Anerbietungen, Elisabeth nach dem Tode Peters II. auf den Thron zu heben, nicht gleich die erwünschte Aufnahme fanden, so wurde er 11 Jahre später (1740) zu den Regie-

rungszeiten des unmündigen Iwan und seine erneuerten Anträge nur huldvoller aufgenommen. Aufs Thätigste durch die umsichtsvolle Klugheit ihres Dieners unterstützt, bestieg am 24. Nov. 1741 Elisabeth (s. d.) den Thron. Die Belohnungen und Gnadenbezeugungen, welche ihm die neue Kaiserin zu Theil werden ließ, überstiegen seine Dienste. Als erster Leibarzt und Director sämmtlicher medicinischen Anstalten, erhob ihn der König von Polen in den Grafenstand und übersandte ihm sein Bildniß, um es wie einen Orden im Knopfloche zu tragen. Auf die Höhe, auf welcher sich der Erhobene befand, erweckte Neider, und seine Feinde fanden in seiner Unbefangenheit und Freimüthigkeit Ursache genug, ihn bei der Kaiserin, unter dem Verdachte, als zeige er große Anhänglichkeit an den nachherigen Peter III., anzuschwärzen. 1748 wurde L'Estocq verhaftet, in die petersburger Festung gebracht, um gerichtet zu werden. Mit stoischer Gleichgültigkeit ertrug er anfangs den Verlust seiner Güter und Freiheit, als ihm aber die Folter das Geständniß abnöthigen sollte, so erklärte er sich für schuldig. Hierauf wurde er seiner Ehrenstellen entsetzt, seine Güter confiscirt, und er selbst nach Uglitsch exilirt, wo er 3 Jahre die härtesten Leiden der Verbannung mit eiserner Muthe ertrug. Hiermit nicht genug, führte man ihn noch nach Ustiug Weliki, wo er auf eben diese Weise 9 Jahre verbrachte, deren langweilende Einförmigkeit ihm nur die Standhaftigkeit seiner dritten Gemahlin Maria Aurora, geb. Freiin v. Mengden, welche freiwillig gleiches Schicksal mit ihm theilte, verkürzte. Mit der Thronbesteigung Peters III. war auch L'Estocq unter der Zahl Derer, welche Freiheit und Ehrenstellen wieder erhielten. Unter dem Scepter Katharina's II. wurde er von allen Geschäften, aber mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes, entfernt. Das Jahr 1767 bezeichnet seinen Tod. Nachkommen hinterließ L'Estocq keine.

Lesueur (Eustache), berühmter franz. Maler, geb. 1617 zu Paris, studirte unter Simon Vouet, den er bald übertraf. Dieser große Künstler verließ sein Vaterland nie, und doch zeugen seine Werke in Hinsicht auf Zeichnung von einem feinen, nach den größten ital. Meistern und der Antike gebildeten Geschmack. Durch Mühe und Nachdenken gelangte er, von seinem Genie unterstützt, zu einer hohen Stufe als Künstler, und er würde in dieser Hinsicht vollkommen geworden sein, wenn er den Pinsel der venetianischen Schulen, und wenn seine Farbengebung mehr Kraft und Wahrheit gehabt hätte. In seinen Darstellungen herrscht eine edle Einfachheit und jenes Prachtvolle, welches Rafael's Gemälde auszeichnet. Seine Ideen sind erhaben, sein Ausdruck bewundernswürdig und seine Stellungen gut contrastirt. Er malte mit ungemeiner Leichtigkeit, und man bemerkt in seinen Pinselstrichen eine eigenthümliche Freiheit und Frische. Seine Gewänder besonders sind mit großer Kunst gezeichnet. Dabei besaß Lesueur jene Einfachheit und Rechtlichkeit des Charakters und jene wirkliche Frömmigkeit, welche den künstlerischen Talenten einen so hohen Werth geben. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind zu Paris. Das kleine Carthäuserkloster hat er mit herrlichen Gemälden geschmückt, welche aber von neidischen Menschen verstümmelt wurden. Sie stellen in 22 Schilderungen, die jetzt aber im Saal des Senats sind, das Leben des heil. Bruno vor, und der Künstler hatte 3. J. lang daran gearbeitet. Man bewundert darin besonders den Schlummer des Heiligen, seine Weigerung, die Bischofswürde anzunehmen, die Predigt des Kanonikus Raymund und den Tod

es Bruno in den Einöden Calabriens. Das Leben des heil. Bruno at Chauvan in Kupfer gestochen (lithographirt Paris 1822—23). Auch in andres Gemälde von Lesueur wird geschätzt, das jenen Heiligen darstellt, wie er für sich und seine Gefährten die große Carthäuserkirche bei Grenoble, und die Zellen, worin sie der Welt gänzlich vergessen sollen, bauen läßt. Die Anordnung ist edel und einfach, die Stellungen der Arbeiter sind mit der äußersten Richtigkeit gewählt. Ein großes Verdienst Lesueur's war es, nichts Uebertriebenes darzustellen. Sein Hauptwerk ist das Gemälde des heil. Paulus, wie er zu Ephesus predigt; es befindet sich im Museum zu Paris, sowie auch die Messe des heil. Martin u. a. Die Gemälde, womit er 3 Säle im Hotel Lambert schmückte, sind durch die Erfindung und die Feinheit der Ideen merkwürdig. Diese schöne, aus 19 Stücken bestehende Reihe von Gemälden, bekannt u. d. N. des Cabinets der Musen und des Salons der Liebe, war sein letztes Werk. Er starb zu Paris 1655 im 39. J. seines Lebens.

Lethargie, s. Schlafsucht.

Lethe, der Strom der Vergessenheit in der Unterwelt der Neueren, der vor dem Eingange von Elysium strömte. Er ist, wie die ganze nachfolgende Erzählung, eine Erdichtung der Aegypter und der Pythagoräischen Philosophie, die sich nach und nach aus den Lehrsätzen jener Theologie entwickelte. Nach der Meinung dieser Philosophen nämlich, stammten alle Seelen der Menschen aus der großen Weltseele her. Sie erhielten Körper und lebten mit diesen auf Erden. Allein diese Seelen erhielten von ihren Körpern mancherlei Befleckungen, auch die Seelen der besten Menschen. Von diesen mußten sie nothwendig gereinigt werden. War die Befleckung allzu groß, so wurden sie in den Tartarus verstoßen. Die übrigen litten diese Reinigung in einem Orte, welcher Hades, oder bei den Aegypter Amentes genannt wurde, theils durch Feuer, theils durch Wasser, theils durch Luft. Die von den gröbern Besteckungen Gereinigten traten dann ins Elysium ein. Allein auch hier blieben sie nicht ewig, sondern nach einem Kreise von tausend Jahren kehrten sie in neue Körper zurück. Ehe dieses aber geschah, tranken sie aus dem Lethefluß sich eine frohe Vergessenheit alles Dessen zu, was mit ihnen vorher auf der Ober- und Unterwelt, ja selbst im Elysium geschah; bis sie endlich nach genugsamen Reinigungen und Körperwanderungen zur göttlichen Natur, daher sie entstanden waren, zurückkehrten.

Letten, s. Liefland.

Lettern (versch. Arten ders.), s. Schriften.

Lettres de cachet, geheime Verhaftsbefehle, vermöge welcher von den ehemal. Königen von Frankreich und ihren Ministern Jedermann nach Belieben eingekerkert oder an einen gewissen Ort verwiesen werden konnte, ohne eine Ursache davon abzugeben. Die erste Anwendung derselben schreibt man dem unter dem Ministerium des Cardinals Richelieu so berüchtigten Capuciner, Pater Joseph, zu. Man hat jedoch sehr Unrecht, diese ehemals in Frankreich gewöhnliche Form königl. Befehle im Allgemeinen geheime Verhaftsbefehle zu nennen. Dieß war nur zu einem kleinen Theile ihre Bestimmung. Alle Ausfertigungen aus der königl. Staatskanzlei ergingen nämlich entweder offen, als Lettres patentes, oder verschlossen, als Lettres closes oder de cachet. Jene wurden immer auf Pergament geschrieben, der Name des Königs von einem Staatsminister unterschrieben, vom Minister contrasignirt, zusammengefaltet, sondern nur

am untern Rande umgebogen und mit dem großen Staatssiegel bedr... Sie fingen mit den Worten an: „A tous présens et à venir Sal... und endigten mit dem viel besprochenen „Car tel est notre plais... welches Nichts als das deutsche: „Daran geschieht unsere ernstliche M... nung und unser Wille!“ ist. In dieser Form wurden alle Edicte, V... ordnungen, Gnadenbriefe, Privilegien ꝛc. ausgefertigt, aber alle mußt... um ihre Wirkung zu haben, vorerst von dem Parlament, in dessen Sie... gel sie gehörten, einregistrirt seyn. (Das Parlament hemmte daher o... durch Vorstellungen die Wirkung dieser offenen Briefe.) Diese, die Le... tres closes, wurden dagegen auf Papier geschrieben, theils im N... des Königs, welcher dabei in der ersten Person sprach und mit der Fo... schloß: „Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait dans sa sainte et di... garde“, und mit seinem Namen unterzeichnet, theils in Auftrag des K... nigs mit den Anfangsworten: „De par le Roi: Il est ordonné à“ ... und einem Minister unterschrieben. Sie wurden dann mit dem kl... königl. Siegel zugesiegelt, sodaß der Inhalt von Außen nicht zu s... war. Der Gebrauch dieser verschlossenen Briefe war sehr viel w... als auf bloße Verhaftungen ausgedehnt. Alle Befehle an Behörden u... Individuen (z. B. gutachtlich zu berichten, sich an bestimmte Orte zu b... geben, Verweisungen aus der Residenz oder aus dem Lande) ergingen i... dieser Form. Verhaftungsbefehle mußten oft in derselben gegeben w... den, weil die Gerichte, und besonders die Polizei, sonst in dringend... Fällen nicht hätten wirken können. Dem Polizeidirector (Lieuten... général de la police) von Paris wurden immer eine große Zahl v... voraus zugestellt, um sie nach Bedürfen auszufüllen. Ohne sie hätte e... gar kein Recht gehabt, verdächtige Menschen in Verhaft nehmen zu lass... Häufig war auch die Verhaftung eine königl. Gnade, indem sie den B... hafteten dem strengern Verfahren der Gerichte entzog. Eine Beurth... gung derselben gegen die bekannten Schriften Linguet's („Mémoires s... la Bastille“, Lond. 1783) und Mirabeau's („Des lettres de cachet ... des prisons d'état“, 1782) hat Pfeffer in Schlözer's „Staatsanzei... unternommen, aber mit aller seiner Gründlichkeit doch nicht den Vorwu... von ihnen abgewendet, daß sie ein höchst verderbliches Werkzeug der Wi... kür und der Intrigue waren. (S. Bastille.)

Leuchtenberg, freie Standesherrschaft, vor 1806 eine gefürst... Landgrafschaft mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, liegt im alt... Nordgau längs der Nab in der Oberpfalz und gehört jetzt zum baierisch... Regenkreise. Sie enthält auf 4 QM. Flächeninhalt über 5300 Ein... Das Städtchen Pfriemt ist der Hauptort; in dem Marktflecken Leuchte... berg, wo ein Landrichter residirt, ist eine alte Burg, das Stammschl... der Landgrafen. Das Land gehörte einer Nebenlinie der vorigen baier... schen Dynastie, welche 1707 erlosch. 1817 gab sie der König Maxim... lian Joseph von Baiern seinem Schwiegersohne Eugen (s. d.) nebst d... Fürstenthume Eichstädt (s. d.) als freie Standesherrschaft unter Ob... hoheit der Krone und ernannte ihn zum Herzoge von Leuchtenberg u... Fürsten v. Eichstädt. Der jetzige Herzog ist August Karl Eugen, ältes... Sohn des Herzogs Eugen (starb 1824).

Leuchtkugeln sind 1) in belagerten Plätzen Feuerkugeln, welche in einer beträchtlichen Weite Alles erhellen; 2) bei Lustfeuerwerken die hoch steigenden Feuermassen mit hellem weißen Lichte.

Leuchtthurm, s. Pharus.

Leukas, Leukadischer Fels. Leukas war die Hauptstadt der nsel Leukadia (jetzt St.-Maura), an der Küste von Griechenland. In rer Nähe befand sich ein hoher Fels mit einem Apollotempel, der durch s jährlich daselbst gefeierte Fest und den sogenannten Leukadischen Sprung rühmt worden ist. Als Sühnopfer, gleichsam belastet mit allen Sünden s Volks, wurde ein Verbrecher an jenem Feste von dem Felsen hinab s Meer gestürzt. Da man ihn indeß mit einem Federkleide anthat und lbst lebendige Vögel an ihn befestigte, so kam der selbst halb zum Vogel ngewandelte Mensch gewöhnlich ohne bedeutenden Schaden halbschwe- nd in die Tiefe, wo er sofort aufgefischt und erquickt wurde. Doch ußte er für immer das Land meiden. Gefährlicher, aber nicht minder erkwürdig, war der Sprung, den Manche von diesem Felsen freiwillig aten, um sich von den Qualen einer unglücklichen Liebe zu befreien; enn diese wunderbare Wirkung schrieb man dem gewagten Sprunge zu. Kan erzählt, daß Einige ihn mehr als einmal gemacht; oft aber fan- en die Unglücklichen auch den Tod in den Wellen. Untern Letztern erden zwei merkwürdige Frauen genannt: Artemisia, Königin von Ka- ien, und Sappho.

Leukippos, ein Philosoph der eleatischen Schule und Lehrer des Demokrit. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt; sogar sein Geburtsort ist zweifelhaft. Nach Einigen war er aus Abdera, nach Andern aus Elea, nach noch Andern aus der Insel Melos gebürtig. Er lebte um 500 v. Chr. Geb. Sein Lehrer war Zeno, der Eleatiker, vielleicht auch noch Melissos. Um den Streit der Vernunft mit der ge- meinen Sinnenerfahrung, welchen die Lehren eines Parmenides, Zeno der Melissos von der Substanz aller Dinge und der Bewegung nach ich gezogen hatten, zu vermitteln, ward er der Erfinder eines neuen philosophischen Systems, nämlich des sogenannten Atomensystems. Die ltern Eleatiker leugneten die Wirklichkeit der Bewegung und die Viel- achheit der Dinge, indem sie alles Vorhandene auf Eine ewige unver- nderliche Substanz zurückführten. Dieß empörte nun freilich die gemeine Sinnenerfahrung, und daher hatten schon mehre der ältern Eleatiker einen Mittelweg einzuschlagen versucht; aber immer noch keinen mit ganz glück- ichem Erfolge. Leukipp suchte sich folgendermaßen zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an, weil, sagte er, wegen der Undurchdringlichkeit der Körper nicht mehr als Ein Körper in einem und demselben Raum seyn kann, folglich, wenn der Raum nicht leer wäre, kein Körper irgendwo existiren könnte; ferner, weil jeder Körper in einen kleinen Raum zusam- mengedrängt werden könne, welches nicht möglich sey, wenn er nicht vorher etwas Leeres enthielte, weil die Erfahrung unwidersprechlich lehre, daß Körper sich bewegten, wüchsen, abnähmen, welches alles doch ohne Raum unmöglich wäre. Bei der Vorstellung des Raums ist an keine Grenze zu denken; also erklärte ihn Leukipp für unendlich, wodurch denn auch die Unendlichkeit des substantiellen Universums gegeben war; ebenso war auch der Raum ewig, weil seine Atomen ewig waren. In diesem Raume befindet sich nun eine zahllose Menge so kleiner Körperchen, daß sie nicht sinnlich wahrgenommen werden können. Sie sind an und für sich un- theilbar, daher der Name Atomen. Denn wollte man ihnen unendliche Theilbarkeit beilegen, so würden sie zuletzt in Nichts hinschwinden. Diese Atomen nun bewegten sich von Ewigkeit in dem unendlichen leeren Raum, und bildeten durch ihre Vereinigung und Trennung das Entstehen und

Vergehen der Dinge. Da die Einheit nie Mehrheit und die Mehrheit nie Einheit werden kann: so können die Atomen bei ihrer Vereinigung auch keine wahren Eigenheiten bilden, sondern bloße Aggregate, sodaß ihr gegenseitiges Wirken und Leiden nur auf bloße Berührung hinauslauft. Ihrem Wesen nach, als Realitäten sind alle Realitäten, sind die Atomen einander völlig gleich, dennoch aber sind sie von unendlicher Mannigfaltigkeit der Formen und Gestalten, und dadurch läßt sich auch vollkommen die Mannigfaltigkeit der durch sie gebildeten Körper erklären. Außer durch die Mannigfaltigkeit der Figuren unterscheidet sich auch die Atomen noch durch ihre örtliche Lage und die Ordnung, wie sie zusammengesetzt sind. Diese genannten Eigenschaften sind die Grundeigenschaften der Atomen; durch ihre Verbindung und Trennung aber entstehen noch andere Eigenschaften von der zweiten Ordnung (qualitates secundariae), z. B. das Harte, Weiche, Farbe, Ton, Geruch, Geschmack. Wie Leukipp die einzelnen Elemente sich formen ließ, wissen wir nicht mit Dem Feuer gab er eine runde Gestalt, die übrigen Elemente, Wasser, Luft und Erde, ließ bloß durch Größe und Kleinheit sich unterscheiden. Das Feuer, als das Feinste, Leichteste und Flüchtigste, machte er zur Weltseele, zum Princip des Lebens, Empfindens und Denkens. Wie sind diese letztern Modificationen nicht in der Atomen, sondern bloß in der Art ihrer Zusammensetzung gegründet. Das Seelenwesen — die Feueratomen — ist durch den ganzen Körper verbreitet; Menschen und Thiere ziehen es mit der Luft ein; daher auch mit dem Ende des Athemholens das Leben aufhört. Die Weltseele ist ebenso wie alles Uebrige bloß ein Werk des blinden Zufalls. Denn ein verständiger Schöpfer nach Zwecken scheint von Leukipp nicht anerkannt worden zu seyn; auch ist in seinem Symstem nie die Rede von Göttern.

Leukothea, s. Ino.

Leuktra, 1) ein Flecken in Lakonien an der Grenze von Messenien, auf welchen die Messenier Anspruch machten, heißt jetzt Istechia. 2) Ein berühmter Flecken in Böotien, der durch die Niederlage der Spartaner durch Epaminondas verewigt worden ist.

Leuthen, Dorf in Niederschlesien, westl. von Breslau, berühmt durch die am 5. Dec. 1757 von Friedrich II. über den Prinzen Karl von Lothringen gewonnene Schlacht.

Leuwenhöck (Anton) oder Leeuwenhöck, berühmter Physiker, geb. zu Delft 1632. Seine Verfertigung von Mikroskop- und Brillengläsern erwarben ihm bald einen großen Ruhm, der sich durch seine, für die damalige Zeit ungemeinen Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie, noch mehr ausbreitete. Seine anatomischen und physiologischen Untersuchungen über die Circulation des Blutes und seine Zusammensetzung, über die Construction des Gehirnes, über die thierische Befruchtung ꝛc., sind nur zum Theil für die Wissenschaft ersprießlich geworden, da Leuwenhöck sich nicht selten durch vorgefaßte Meinungen zu falschen Schlußfolgen verleiten ließ. Er starb 1723. Es ward ihm ein schönes Denkmal in der Hauptkirche zu Delft errichtet. Seine ursprünglich in holländischer Sprache geschriebene Werke sind in einer latein. Uebersetzung u. d. T.: „Arcana naturae detecta", Delft 1695—1719, 4 vol. in 4., erschienen. 1722 sind seine Briefe, die er an die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, deren Mitglied er war, und an verschiedene Gelehrte geschrieben hatte, gedruckt worden.

Levaillant (Franz), der bekannte Reisende, geb. in Paramaribo, r holländ. Colonie in Guiana (Surinam), zeigte von Kindheit an ei- n fast leidenschaftlichen Hang zum Studium der Naturgeschichte, ins- sondere der Ornithologie. In Europa wuchs noch sein Eifer, durch isen in die entferntesten Länder seine Kenntnisse zu vermehren. In nsterdam fand er an dem großen Ornithologen Temmink einen Gön- r, der seine Pläne auf das kräftigste unterstützte und sich von ihm eine oße Bereicherung seiner bedeutenden naturhistorischen, vorzüglich orni- ologischen Sammlungen versprach; eine Hoffnung, worin Levaillant emmink auch nicht getäuscht hat. Levaillant wendete sich zuerst nach m Vorgebirge der guten Hoffnung, von wo er ins Innere von Afrika rdrang. Seine auf dieser Reise angelegten Sammlungen gingen aber mmtlich verloren. Das Schiff, auf welchem sie nach Holland verla- n waren, wurde von den Engländern angegriffen und in Folge des efechts in Brand gesteckt. Mit Temmink's Unterstützung unternahm vaillant eine zweite Reise, die er nun mit einer ziemlich bedeutenden aravane nach den nördlich der Colonie gelegenen Länder richtete. Un- berwindliche Schwierigkeiten erlaubten ihm aber nicht, seinen abenteuer- chen Zug so tief ins Innere Afrikas fortzusetzen als er wünschte. In- ssen waren die Ergebnisse immer bedeutend genug. Auf einer spätern leise war er nicht minder glücklich. Levaillant starb zu Paris im Nov. 824, 70 J. alt.

Levante (ital. il levante, franz. le levant, der Osten oder Mor- en) bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen die Länder an der stküste des mittelländischen Meeres und im engern Sinne die asiatischen, m Archipelagus gelegenen Küsten, von Konstantinopel an bis nach lexandrien in Aegypten. In dieser, im engern Sinne genommenen evante sind unter den Handelsstädten (bei den Franzosen échelles du vant) außer Konstantinopel und Alexandria, noch Smyrna, Skande- ona (Alexandrette) und Aleppo berühmt. Smyrna, mit 100.000 Ew., t der vorzüglichste Ort unter den Handelsplätzen der Levante und die auptniederlage des asiatischen Handels. Diese eigentliche Levante steht nter türkischer Hoheit, hat ein sehr warmes Klima, viele Berge, aber uch sehr fruchtbare Ebenen, und wird von Türken, Armeniern und riechen bewohnt. Haupterzeugnisse sind: Getreide, Reis, Taback, Oli- en, Baumwolle, Seide, Kameelhaare (von der angorischen Ziege), affor und mehre Mineralien. Der sogenannte levantische Caffee wächst icht in der Levante, sondern in Arabien, und hat diesen Namen daher, eil er aus den Häfen der Levante ausgeführt wird. S. Turner's Travels in the Levant" (London 1820); des Grafen v. Forbin „Rei- n in das Morgenland", aus dem Franz. von Rammstein, 16. Lief. Prag 1824 fg., mit Kupf.. Fol.).

Levena, eine Griechin, berühmt durch Leier und Gesang und durch armodius's und Aristogiton's Liebe. Beide geriethen zu Athen, als Verschwörer gegen die Pisistratiden, um 518 vor Chr. in Untersuchung, nd ihre Geliebte sollte gefoltert werden, um durch sie gewisse sträfliche andlungen ihrer Liebhaber zu entdecken. Levena biß sich die Zunge ab or der Folterung, um sicher zu seyn, daß sie ihre Liebhaber nicht ver- athen könne. Diese Großmuth rührte die Athenienser. Sie wollten in- eß einer Buhlerin keine Bildsäule setzen und verewigten daher ihr An-

denken durch das Bild einer Löwin ohne Zunge, welches Aristides a fertigte. Aus Athen brachten die Venetianer das Bild nach Ven woselbst es am Thore des Arsenals steht.

Leviten waren bei den Juden Diejenigen, welche, vom Stam Levi herrührend, bloß den Gottesdienst im Tempel verseben durf Dann wurden auch die Gehülfen der Priester Leviten genannt, und h her werden auch jetzt in der kath. Kirche die Diaconi, die dem Pri beim Gottesdienste mit helfen, Leviten genannt; der Leviten-Ar eine Art Meßgewand, wie es die Leviten, auch die Diaconi in der ev luth. Kirche bei Austheilung des Nachtmahls an manchen Orten tra Leviticus (näml. liber) heißt besonders auch das dritte Buch Mo weil darin besonders die Verordnungen für die Leviten enthalten sin

Lexicon, Wortbuch, oder dictionarium; unterschieden von vo bularium, Wörterbuch. Dieses zählt nur Wörter auf als bloßes V zeichniß des Sprachsatzes; das Lexicon aber behandelt die Wörter gleich als Worte oder Theile der Rede. Die lexicalische Anordnung Wortfolge zerfällt in die etymologische und alphabetische; aus der V schmelzung beider entstehen wiederum 2 Gattungen: die alphabetisch mologisch-nachweisende und die alphabetisch-etymologisch-ausführende. B den einzelnen Wörtern ergründet der Lexicograph zuerst die Urbedeu vermittelst der Etymologie; wo diese ihn verläßt, nimmt er, dem Ge der Sprache gemäß, die nächste früheste Bedeutung auf; an diese r er logisch die besondern Bedeutungen an, ohne Ueberladung mit fe einzelnen Schattirungen. Ueber die Eigenschaften eines guten Lexi in Hinsicht auf Erklärung, Kritik, Grammatik u. s. w., s. Mahn's "D stellung der Lexicographie nach allen ihren Seiten", Rudolstadt 18 Unter den griech. Wörterb. ist das "Onomastikon", welches Julius Po lux 130 v. Chr. schrieb, eins der ältesten, jedoch mehr ein Sachwör buch. Hesychius von Alexandrien, von dessen Leben man nur so viel weiß, daß er im Anfange des 3. Jahrh. gelebt hat, schrieb zuerst für den Christen ein griech. Lexicon, welches er Glossarium nannte. Bei Wiederherstellung der Wissenschaften schrieb Johannes Crestonus (Cre nus, Johannes Placentinus, weil er aus Piacenza gebürtig war) 140 das erste griech.-lat. Wörterbuch. Unter den Römern schrieb M. Ter tius Varro, welcher 638 nach Roms Erbauung geboren wurde, zuer ein latein. Wörterbuch; ein ähnliches der Lombarde Papias im 11. Jahrh. Nach Wiederherstellung der Wissenschaften schrieb Joh. Balbus (de Ia bis; de Janua; Januensis, st. 1498) das erste latein. Lexicon (1469 Mainz unter dem Titel "Catholicon" gedruckt). Joh. Reuchlin war der erste Deutsche, welcher ein latein. Lexicon schrieb. Das erste hebr. Le terb. schrieb Rabbi Menachem Ben Saruck (Ben Jakob) im 9. Jahrh. Aehnliche gaben Joh. Reuchlin zu Pforzheim 1506, und Joh. Forster Basel 1564 heraus. Rabbi Ben Jechiel (st. 1106) schrieb im 11. Jahrh. das erste talmudische Wörterbuch. Das erste arabische Lexicon unter den Christen gaben Peter de Alcala 1505 zu Granada in spanischer Sprache und unter den Niederländern Frac. Raphelengius (geb. 1539, st. 1597) 1613 zu Leyden heraus. Das erste syrische Lexicon schrieb Andreas Mo sius 1571 zu Antwerpen, das erste äthiopische und amharische Hiob Ludolf 1661 zu London, das erste amerikanisch-peruvianische Dominicus a S. Thoma im 16. Jahrh., das erste japanische Johann Ferdinand, das erste deutsche der Erzbischof zu Mainz, Rabanus Maurus (st. 856), der

ste deutsche gedruckte, u. d. T.: „Theutonista", Gerhard von der Schü
n 1477 zu Köln, und das erste hebräisch-griechisch-lateinische Sebastian
Münster 1530 zu Basel. Das älteste Gelehrtenlexicon (welches aber
rloren gegangen) schrieb Kallimachus im alexandrinischen Zeitalter.
nter den vorhandenen ist das von Suidas aus dem 11. Jahrh. das
lteste. (Vgl. Encyklopädien.) — Lexicography heißt der Verfas-
r eines Lexicons.

Leyden (Lugdunum Batavorum), im Gouvernement Südholland,
ne der schönsten Städte in den Niederlanden, am Rhein, der aber frei-
ch hier nur ein Canal ist, welchem man seit 1807 einen Ausgang in
e Nordsee eröffnet hat. Die Stadt zählt 30.000 Einw. Sie liegt et-
as höher und ist daher gesünder als die meisten holländ. Städte. Die
gen. breite Straße ist eine der schönsten in Europa. Unter den Ge-
äuden zeichnet sich aus: die St.-Peterskirche mit dem Sarkophage von
oerhaave und den Monumenten P. Camper's und Meermann's. Ley-
en ist vorzüglich durch seine Universität berühmt, welche 1575 bei fol-
ender Veranlassung nach dem Wunsche der Einwohner gestiftet ward.
Die Spanier belagerten die Stadt, welche sich heldenmüthig vertheidigte,
nd endlich durch den kühnen Entschluß des Prinzen von Oranien, die
Dämme zu durchstechen und der Stadt mit einer Flotte zu Hülfe zu
ommen, glücklich gerettet ward; wobei eine ungewöhnlich hohe Spring-
luth, welche allein es der Flotte möglich machte, sich zu nähern, als
ine wundervolle Rettung betrachtet wurde und als solche noch jährlich
m 3. Oct. gefeiert wird. Man wollte die Einwohner für ihren Muth
elohnen, und sie wählten die Errichtung einer Universität. Sie hat
ine an seltenen Manuscripten reiche Bibliothek, einen berühmten botani-
chen Garten, ein astronomisches Observatorium, anatomisches Theater
nd mehre wissenschaftliche Sammlungen; in dem Naturalien-cabinet zeigt
nan Schill's Kopf in Weingeist. Ferner ist zu bemerken: das Rathhaus,
ie alte Burg mit einem Irrgarten und trefflichen Aussichten, ein Ir-
en- und Zuchthaus, eine Waisen- und Findelanstalt sowie ein vortreff-
iches Zeughaus; eine Maler- und Zeichnungsakademie, eine Gesellschaft
er Wissenschaften und schönen Künste und eine Gesellschaft der nieder-
ändischen Literatur. Sonst waren hier mehre berühmte Buchdruckereien.
Die meisten holländischen Maler haben hier gelebt und sind zum Theil
uch hier geboren, als Rembrandt, Gerard Douw, Mieris und der be-
annte Nacheiferer Albrecht Dürer's, Lucas von Leyden, von welchem
inige schöne Gemälde, besonders das jüngste Gericht, auf dem hiesigen
Rathhause sich befinden. Leyden ist der Hauptplatz für die Wollfabri-
en und den nländischen Wollhandel. Auch verfertigt man Kamelotte,
wollene Zeuche, Moore, Leinwand, wollenes Strumpfgarn ꝛc. und hat
Seesalzraffinerien. Die Stadt hatte am 12. Jan. 1807 das Unglück,
daß ein mit 40.000 Pfd. Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt
lag, in die Luft flog, wodurch die zu beiden Seiten des Canals stehen-
den Häuser zusammenstürzten, und eine Menge Menschen ihr Leben ver-
loren. Leyden ist der Geburtsort des als das Haupt der Wiedertäufer
bekannten Johann von Leyden und des berühmten Physikers Peter v.
Musschenbroek.

Leyden (Jan oder Johann von), s. Taufgesinnte.

Leyden (Lucas von), s. Lucas von Leyden.

L'hopital (M. de), s. Hopital.

Libanon, ein berühmtes Gebirge in Soristan oder Syrien, zie sich von Amanus (d. h. der S. W. Spitze des armenischen Gebirgs des) in südlicher Richtung, am Mittelmeer entlang, bis an die Grz Arabiens. Es besteht aus 2 parallelen Gebirgszügen, zwischen welch 2 lange Thäler von S. bis N. sich hinziehen, und in welchen fließ der Jordan, nördlich der Orontes fließen. In der Gegend ihrer Q len ist das Gebirge am höchsten (9600 F.). Die Städte Said (i Sidon) und Tarablus (Tripoli di Syria) liegen am Fuße dieses birge, und in der Nähe der letztern Stadt findet man noch Reste ehemals so berühmten und in der orientalischen Dichtkunst so verherrli ten Cedern des Libanon, welche die Phönicier zum Schiffbau brauch Oestlich von Libanon liegt der weniger hohe Antilibanon, dessen südl Fortsetzung bis zum todten Meere nur etwa 3000 F. hoch ist und von den **Drusen** (s. d.) bewohnt wird. Die nördliche Fortsetzung desse bis zum Amanus hat eine Höhe von 6—7000 F. und dient den th falls unabhängig lebenden Mutualis zum Aufenthalte. In einem tie den Thale, zwischen dem Libanon und dem Antilibanon, liegt das a Heliopolis (jetzt **Baalbek**, s. d.), mit den ausgezeichneten Ruinen ei Sonnentempels.

Libation, bei den Römern eine Art Opfer, welche darin bestan daß man einen Kuchen von Mehl u. dgl. auf den Altar legte, und von etwas verbrannte; oder auch etwas Mehl auf den Altar goß. So bei den Mahlzeiten geschahen Libationen, indem man etwas von Speisen der Laren in das Feuer auf dem Herde warf. Von allen flüs ten legte man ebenfalls etwas den Göttern zu Ehren auf einen Al Tisch ꝛc., oder warf es den Meergöttern zu Ehren ins Meer. Sol chen geschah die Libation erst den neunten Tag nach der Verbren oder Beerdigung und zwar besonders mit Milch, Wein und Blu mit pflegte man die Leichenfeierlichkeit zu beschließen. Bei den Ge mußte der Priester den Wein, womit er das Opferthier besprengt h her kosten und eben das auch Diejenigen thun lassen, welche das Op brachten. Dieß hieß auch libare oder delibare, und daher bedeutet des: Etwas eben anrühren oder kosten.

Libau, eine russ. Handelsstadt im Gouvernement Kurland oder tau, an dem schiffbaren, mit vielen kleinen Inseln besetzten See gle Namens und an der Mündung der Libau in einem Ostseebusen, hat aus meist hölzernen Häusern und hat an 6000 Einw., worunter vi Juden. Es sind hier 2 Kirchen für den evangelischen und eine für kathol. Cultus; ferner ein Gymnasium. Der Hafen ist seicht, und die beladene Schiffe müssen auf der Rhede liegen bleiben; doch macht man in der neueren Zeit Versuche zu seiner Vertiefung. Auf der Spitze desselben ist 1821 ein 60 Fuß hoher Leuchtthurm errichtet worden. Jährlich kommen über 200 Schiffe daselbst an, die vorzüglich Hanf, Lein men ꝛc. laden. Die jährl. Ausfuhr beträgt am Werthe gegen 700,0 Rubel. Libau hat auch ein vortreffliches Seebad.

Libell, Schmahschrift, Pasquill, eine Injurie (Verletzung der Ehre Schimpf), welche durch satirische Aufsätze, Druckschriften, oder auch sinnliche Darstellungen, die der Urheber entweder selbst, oder durch dere, öffentlich aufgestellt oder verbreitet hat, verübt worden ist. S wöhnlich versteht man unter **Pasquill** (s. d.) eine anonyme In Genau genommen unterscheidet sich die Schmähschrift, libellus famos

m Pasquill dadurch, daß jenes allemal den Vorwurf einer entehrenden andlung enthalten muß, dahingegen dieses auch nur eine Spottschrift yn kann. 2) Eine Insektengattung aus der Ordnung Perlfliegen (Neuoptera) von 60 Arten, welche sämmtlich mit 4 zarten netzförmigen lügeln versehen sind. Die ganze Familie der Libellen ist wegen ihrer aubgier merkwürdig. Diese Insekten schweben gewöhnlich über stehenn Gewässern, an Flußufern, die mit Rohr oder Schilf besetzt sind, und rfolgen zur Mittagszeit im schnellsten Fluge kleinere Insekten. Diese änzenden, schönen Geschöpfe waren vordem eine ziemliche Zeit lang ewohner des Wassers; sie hatten in diesem Zustande, als Larven, 6 üße und waren sehr geschäftig. Die große bunte Libelle (Libellula aria Lin.) erscheint gegen das Ende des Sommers und ist ausgezeicht schön. Das Weibchen läßt ihre Eier ins Wasser fallen, welche veröge ihrer specifischen Schwere zu Boden sinken; nach einem gewissen eitraume erzeugen sich Larven daraus. In dem Larven- und Puppenande bleiben sie 2 Jahre, und wenn sie die gehörige Größe erreicht iben, bereiten sie sich zu ihrer Verwandlung vor. Sie kriechen nämch an dem Halme einer Wasserpflanze hinauf, zersprengen die Hülse rn und hinten, und die eingeschlossene Libelle kriecht daraus hervor. ieß geschieht immer Morgens bei heiterm Sonnenschein. Bei dieser nd den übrigen Arten dieser Familie ist der Bau des Auges sehr merkürdig; nach Leuwenhoek finden sich mehr als 20.000 Ocellen in jedem luge dieser Thiere.

Liber, der alte italienische Name, womit man den Bacchus als dentott der Anpflanzung bezeichnete. Er kam entweder wieder in Gewohnit, oder dann erst auf, da man den frechen Bacchusdienst, die Bacchalien (s. d.), verbot. Das ehrbare Fest des Bacchus ward daher iberalia genannt und den 17. März gefeiert.

Liberalität (von liber, der Freie, daher liberalis, dem Freien gemäß) bezeichnet ursprünglich den Freisinn, oder die eines freien Mannes würdige Denkart und Handlungsweise. Der eigentliche Gegensatz davon t die Servilität (von servus, der Knecht oder Sklav, daher servilis, m Sklaven gemäß), mithin der Knechtssinn, oder die gewöhnlich dem klaven eigne Denkart und Handlungsweise, wofür man aber auch Illiralität sagen kann, weil solche Denkart und Handlungsweise auch bei ersonen vorkommen kann, die sich nicht im Zustande der Knechtschaft finden. Da es eines freien Mannes würdig ist, von seinem Eigenume dem Bedürftigen gern mitzutheilen, so heißt Liberalität auch oft viel als Freigebigkeit, und Illiberalität so viel als Kargheit. Da es rner eines freien Mannes würdig ist, die Rechte Andrer ungekränkt zu ssen, besonders das Jedem angeborene und eben darum unveräußerliche echt der Denkfreiheit, so bekommen die Ausdrücke Liberalität und Illiralität auch oft die Nebenbedeutung von Duldsamkeit und Unduldsamit (Toleranz und Intoleranz). — Die Griechen und Römer überließen ren Sklaven gewöhnlich die mechanischen Künste, die mehr Hand- als opfarbeit fordern, und behielten sich selbst, als freien Männern, die öhern Künste sammt den damit in Verbindung stehenden Wissenschaften or. Daher nannten sie jene auch knechtische (serviles), diese hingegen eie Künste (liberales artes). (S. Kunst.) In den neuesten Zeiten t die Liberalität auch auf das bürgerliche und kirchliche Leben bezogen orden. Die sogen. liberalen Ideen sind daher keine andern als die

Ideen von der politischen und religiösen Freiheit, nach deren Realisirung das gegenwärtige Zeitalter mit so großer Regsamkeit strebt; weshalb man auch dasselbe das Zeitalter der liberalen Ideen genannt hat. Eine liberale Verfassung ist ebendaher eine Staatsverfassung, wodurch die politische und religiöse Freiheit der Bürger anerkannt und möglichst gesichert ist, mithin eine stellvertretende oder repräsentative. Uebrigens hat der Mißbrauch, den man zuweilen mit dem Worte Liberalität wie mit dem Worte Humanität getrieben hat, die Liberalität oder Freisinnigkeit selbst nicht in Mißcredit bringen. Hat doch selbst Napoleon, wie Fr. v. Pradt berichtet, die Macht der liberalen Ideen, als die, welche ihn gestürzt, anerkennen müssen! Diese Macht aber ist keine andre, als die der Vernunft selbst, des Urquells aller Ideen. Die liberalen Ideen bekämpfen heißt daher nichts Anderes, als die Vernunft selbst bekämpfen, also unvernünftig handeln. Was den Liberalismus selbst betrifft, so findet allerdings das Idol der falschen revolutionnairen Freiheit noch immer seine Altäre, allein man muß auch gestehen, daß in vielen Ländern, wo es zum wirklichen Ausbruche gekommen ist, nicht geringe Aufreizungen von verschiedenen Seiten vorangegangen sind. Der echte Liberalismus in politischer Beziehung stellt die Anforderungen auf, daß die Gerechtigkeit sicher, die Wahrheit frei, die menschliche Würde auch des Geringsten geachtet, und mit Einem Worte, daß die launenhafte Herrschaft der Willkür zu einer kraftvollen Herrschaft weiser Gesetze erhoben sey. Da keine menschliche Regierung im Stande ist, diese Anforderungen vollkommen zu erfüllen (sie sind auch, wie alles Ideale, nicht eigentliche Punkte, wohin man wirklich gelangen könnte, sondern bezeichnen nur den Weg, welchen man gehen muß), so wird sich nothwendigerweise ein Gefühl unbefriedigter Erwartung und, wenn demselben in parlamentarischen Formen ein Organ verliehen ist, eine Opposition erzeugen müssen, welche, weit entfernt, der Regierung feindselig gegenüber zu treten, ihr etwas von der nothwendigen Kraft zu entziehen, vielmehr die moralische Kraft derselben verstärkt. Denn wenn die Regierung selbst nicht etwa ihr erhabenes Ziel verkennt, eine Herrschaft der Vernunft im Staate, soweit es unter Menschen möglich ist, zu begründen, und sich dadurch mit sich selbst in Widerspruch versetzt, so wird sie in der parlamentarischen Opposition (sowie in der schriftlichen der Druckerpresse) nichts Anderes finden als gleichsam ihr eignes Gewissen, eine Controle ihrer untergeordneten Beamten, und die Erinnerung an die ewigen Wahrheiten des Rechts. Je offener die Regierung selbst den Grundsätzen echter Liberalität in Wort und That huldigt, welches sie thun muß, weil alle ihre Befugnisse keine andre Quelle haben als ihre Pflicht, für Wahrheit, Sittlichkeit und Recht im Volke zu wirken, und welches sie thun kann, weil sie niemals stärker ist, als wenn sie ihre Gewalt hierauf beschränkt: um so weniger hat sie von den Verirrungen des liberalen Geistes zu fürchten. Sie kann, wie Ancillon sehr treffend sagt, den Dämon der Revolution nicht wirksamer bannen als durch den wohlthätigen Geist der Reform. Betrachten wir nun den Liberalismus der neuesten Zeit, so ist zuvörderst unverkennbar, daß er seit den letzten 50 Jahren seine Richtung vorzugsweise auf das Staatsleben genommen hat, nachdem er eine geraume Zeit sich um die Gedankenfreiheit im Religiösen bemüht hatte. Die Entstehungsgründe der öffentlichen Gewalt und die Mittel, ihre Ausübung in gesetzlichen Schranken zu halten, kurz die Realisirung der Rechtsidee,

it Dem, was daraus folgt: Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung, Preß-
eiheit, Verantwortlichkeit der Beamten für alle Regierungshandlungen,
und- und Reichsstände mit ihren Attributen, Gleichheit vor dem Gesetz;
orzüglich in Ansehung der gleichen Fähigkeit zu Staatsämtern, ist es,
as die Völker immer mehr und mehr aufgeregt hat. Woher diese Auf-
gung entstanden, braucht man in der That nicht lange zu fragen. Man
chte nur einen ernsten Blick auf die großen und zum Theil jetzt kaum
anblichen Mißbräuche, welche noch vor 50 Jahren fast in allen Län-
rn von Europa stattfanden, auf die grenzenlose Verschwendung der
öfe, die Schulden, welche die Folge davon waren, auf den fürchter-
chen Despotismus, welchen nicht etwa nur die Minister und andere
höhere Staatsdiener, sondern, und vielleicht am meisten, die untern Be-
mten und kleinen Landherren ausüben konnten, auf die Langsamkeit und
Willkür der Rechtspflege, auf die Erpressungen und Unterschleife der
erwaltungsbeamten, auf die Rechtlosigkeit, welche in allen öffentlichen
erhältnissen herrschte, und man wird nicht seine Zuflucht zu Voltaire,
ousseau und Kant zu nehmen brauchen, um jenes Erwachen der libe-
alen Ideen in Hinsicht auf Verfassung und Verwaltung des Staats zu
klären. Man glaube doch ja nicht, daß die Völker jenes Zustandes
ch nicht bewußt gewesen wären; sie erkannten recht wohl was ihnen
hlte; aber das ist wahr, daß sie nicht ahnten, wie eine Abhülfe möglich
y, und daß sie dieß erst durch die franz. Revolution gelernt haben.
Seitdem ist die Gährung immer allgemeiner und größer geworden und
at weder durch Napoleons kräftigen Militairdespotismus, noch durch
ie seitdem fast allenthalben eingetretenen großen Verbesserungen beschwich-
gt werden können; denn obgleich Vieles seitdem geschehen ist, so ist doch
och Vieles zu thun übrig, und wir sind, wie es scheint, noch weit von
em Punkte entfernt, wo eine neu gegründete Ordnung der Dinge eine
reite und feste Basis für eine ruhig fortschreitende weitere Entwickelung
bgeben könnte. Vielmehr haben die Ereignisse von 1830 der Gährung
eue Nahrung gegeben und in ihren Folgen zu Spannungen und Spal-
ungen geführt, zu Zwisten zwischen den Regierungen und den Sprechern
es Volkes, von welchem sich das Ende noch nicht absehen läßt. Wie
eit nun in den liberalen Tendenzen der neuesten Zeiten Planmäßigkeit
nd Verbindung herrsche, ist schwer zu sagen. Man hat schon vor der
Juliusrevolution von einem dirigirenden Ausschusse in Paris gesprochen,
elcher wie er früher die revolutionnairen Versuche in Italien und Spa-
ien geleitet habe, auch von 1830 an Aufstände und Tumulte selbst in
en deutschen Landen angestiftet habe. Gerichtliche Beweise sind dafür
is jetzt nicht geliefert worden, und es steht dahin, was die neuen Unter-
uchungen, die im südlichen Deutschland im Gange sind, an den Tag
ringen werden. Daß Frankreich und Italien von einer Menge politi-
cher Verbindungen durchkreuzt sind, ist unbezweifelt, denn in Frankreich
reten diese Gesellschaften öffentlich hervor. Wie weit sie sich aber über
en Rhein verbreitet haben, ist bis jetzt noch eine Sache der Gerichte,
icht der Literatur. So viel ist aber gewiß, daß es eine Verirrung des
iberalismus ist, wenn er seine eigenthümliche Bahn des individuellen
edlichen Wirkens für Wahrheit und Recht verläßt, um durch Verbin-
ung zu einer Partei, durch gemeinschaftlich verabredetes Handeln Das-
enige von Außen her zu erreichen, was nur von Innen heraus durch
ehre und Beispiel gefördert werden kann.

Liberatorium, s. Absolutorium.

Liberia, eine nordamerikanische Negercolonie in Afrika, auf der Körner- oder Pfefferküste, unweit des Caps Mesurado im Lande Sanguin. Das Gebiet, das sie umfaßt, wurde 1821 von der amerikanischen Colonisationsgesellschaft gekauft und sie erhielt 1824 auf den Antrag des Generals Robert Goodloe Harper ihren Namen. Die Sklaverei ist ein dunkler Flecken in dem Volksleben der freien Nordamerikaner. Darum beschlossen edle Bürger, eine Colonie freier Neger auf der Westküste von Afrika in Oberguinea bei dem Cap Mount oder Mesurado, südlich von Sierra Leone anzulegen und allmälig einen Theil der schwarzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten dahin zu verpflanzen. Das Land ist fruchtbar und hat einen immer blühenden Frühling. Das Gebiet erstreckt sich bis zum Cap Gallinas an der Küste der Sierra Leone. Die Anlage der Colonie war mit großen Aufopferungen verbunden. Die ersten Ansiedler ließen sich im Jan. 1822 unter der Aufsicht des Dr. Ayres nieder. Viele Weiße fanden den Tod, theils im Kampfe mit den feindlichen Stämmen, theils in Folge klimatischer Krankheiten, und Ayres selbst wurde durch Krankheit genöthigt nach Amerika zurückzukehren. Mit unter Gefahren und Verlusten gelang es dem kräftigen Willen des amerikanischen Agenten Jehudi Ashmun, nach Besiegung von Hindernissen aller Art die Gründung Liberias zu vollenden. Der wahre Schöpfer dieser menschenfreundlichen Ansiedelung, widmete er ihr seine Sorge länger als 6 Jahre, und focht 1822 in einem Gefechte gegen die vereinte Macht der Eingeborenen mit großer Tapferkeit. Die jetzt bestehende Verwaltung wurde 1824 angeordnet. Die höchste Gewalt übt der Agent der Colonisationsgesellschaft aus; alle bürgerlichen und Kriegsbeamten aber werden von dem Volke gewählt. Nachdem die Colonisten mehrmals holte Angriffe der Eingeborenen zurückgeschlagen hatten, wurde die Colonie immer mehr befestigt und durch den Ankauf eines Küstenstrichs von etwa 150 engl. Meilen erweitert, zugleich ward auch ein geordneter Handelsverkehr mit den Nachbarvölkern (vom Stamme der Bassa, mit den Gurras, Londus und andern Negerstämmen) eingeleitet. Schon 1823 besaßen einzelne Colonisten Handelsfahrzeuge und bedeutende Waarenlager. Das Gebiet von Liberia ist an der Küste niedrig, steigt aber allmälig gegen das Binnenland an, und etwa 10 Stunden vom Meere sieht man ziemlich hohe Berge, unter welchen der ansehnlichste Grand cape mount heißt, aus dessen dichten Wäldern mehre Quellen in die Niederung herabströmen. Die bedeutendsten Flüsse sind der Pissou, in man bereits 50 Stunden von seiner Mündung aufwärts verfolgt hat, der Paulsfluß, der Mesurado und der große und schiffbare St.-Johnsfluß, der durch ein fruchtbares, höchst anmuthiges Gelände fließt. Das Land hat Ueberfluß an Rindvieh, Ziegen und Geflügel und erzeugt fast alle Gewächse der tropischen Länder. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Elfenbein, Gold, Schildpat, Häute, Seepferdezähne und etwas Kaffee. Die älteste Ansiedelung ist Cap Mesurado, das ungefähr 8000 F. über dem Meere erhaben, durch eine flache Landzunge mit der Küste verbunden ist. Hier liegt die Stadt Monrovia, zu Ehren des Präsidenten Monroe, eines eifrigen Mitgliedes der Colonisationsgesellschaft, so genannt. Die übrigen Colonieörter heißen Caldwell, Neugeorgien und Millsburg, ungefähr 10 Stunden weiter im Binnenlande. Bereits sind 6 Schulen, auch Sonntagsschulen eingerichtet, die von den benachbarten

Volksstämmen besucht werden. Die Colonisationsgesellschaft hat bis 1830 von 1402 Farbige nach Liberia geschafft. Gegen 200, Seeräubern an der Küste weggenommene Sklaven wurden unter den Schutz der Colonie gestellt, und gegen 300 Sklaven, welche befreit wurden, da man sie gegen die Gesetze nach den Vereinigten Staaten gebracht hatte, wurden auf Befehl der Regierung nach Liberia geführt. Liberia hatte 1833 eine Bevölkerung von 2200 Einwohnern, 6 Milizcompagnien, ein Fort, 20 Stück Geschütz und Waffen für 1000 Mann. Es gab daselbst 3 kirchliche Gesellschaften: Baptisten, Methodisten und Presbyterianer. Einer der eingeborenen Stämme hatte sich freiwillig unter die Gesetze der Colonie gestellt, und von andern war der Wunsch ausgesprochen worden, diesem Beispiele zu folgen. Die benachbarten Volksstämme zerfallen in 3 große Abtheilungen unter eignen Häuptlingen, und ihre Zahl wird auf 150.000 geschätzt. Nach einem Berichte, welchen die Beamten der amerikanischen Colonisationsgesellschaft zu Neuyork, bei der Feier des Jahrestags ihrer Stiftung am 16. Jan. 1832 ablegten, hatte im letzten Jahre in der Colonie keine Krankheit geherrscht, der Handel war im Aufblühen, und der Unterricht übte einen heilsamen Einfluß auf die umwohnenden Volksstämme aus. Ein von dieser Gesellschaft, zu deren Mitgliedern Everett, Archer, Marshall und andere wackere Bürger gehören, ausgerüstetes Schiff war im Dec. 1831 aus dem Hafen von Norfolk (in Virginien) nach Liberia abgesegelt, um einen neuen Transport von 300 Ansiedlern, Männer, Weiber und Kinder, dorthin zu bringen. So scheint die Fortdauer und die Blüthe einer Colonie gesichert zu seyn, die den Keim der Civilisation nach Afrika verpflanzt hat. S. Will. Jone's „Liberia, or the early history and signal preservation of the american colony of free Negroes on the coast of Africa" (Edinburg 1831).

Libertas, die Freiheit, eine der römischen vergötterten Tugenden, Jupiters und der Juno Tochter. Gracchus erbaute ihr auf dem aventinischen Berge den ersten Tempel. Das Atrium desselben wurde nachher zu dem Archiv der Censoren gebraucht. Als es abbrannte, stellte dasselbe Asinius Pollio wieder her und errichtete hier die erste öffentliche Bibliothek. Clodius weihete der Libertas das Haus des Cicero. Diese Göttin muß man an dem röm. Hute, dem Zeichen der Freiheit, erkennen. Sie wird stehend und sitzend, auf einem Wagen, und nur als ein bloßer Kopf gefunden. Sie ist bisweilen mit Lorbern gekrönt, bisweilen verschleiert.

Libration, das Hin- und Herschwanken, schwankende Bewegung. In der Astronomie ist besonders die Libration des Mondes eine ganz besondere Bewegung, die man am Monde wahrnimmt, indem die Flecken desselben bald nach der einen, bald nach der andern Seite, bald nord-, bald südwärts treten. Galiläi hat dieß zuerst entdeckt.

Libyen hieß bei den Alten die große Wüste Afrikas, zwischen dem alten Gebiete Carthagos und dessen Nomaden und der griech. Stadt Cyrene, welche sich zugleich hinter den Gebieten Carthagos und Cyrenes ohne feste Grenzen landeinwärts erstreckte, der sich in das äußere und innere, auch wohl in das eigentliche, das marmaricanische und das cyrenäische Libyen theilte. Zuweilen verstehen die Griechen unter dieser Benennung ganz Afrika.

Licentiat ist auf manchen Universitäten der Titel Desjenigen, der das Doctorexamen überstanden hat und bis er sich das Doctordiplom

ausfertigen lassen, sich mit dem Range unter dem Doctor freiwillig begnügt. In den deutschen freien Städten nahmen vormals die jungen Juristen selten den Doctorhut, um nicht in ihrer Vaterstadt dadurch zu gleichem Range, als die Senatoren des Kaufmannsstandes, sich zu erheben.

Licenz (licentia), die Freiheit, etwas zu thun, Erlaubniß; die Bewilligung, Vergünstigung; dann in der schönen Kunst die Freiheit, die sich Einer nimmt, einen Fehler wider die Regel zu machen, um dadurch eine höhere Schönheit zu bewirken; man nennt es auch Licentia poëtica dichterische Freiheit. Endlich heißt auch Licentia zu große Freiheit, Ungebundenheit, Zügellosigkeit. — **Licenzen**, Freibriefe, ein Nothbehelf in der Handelssperre, welche Napoleons Decrete von Berlin und Mailand, sowie die Geheimrathsverordnung des britischen Cabinets so weit ausdehnten, daß fast aller Seehandel aufgehört haben würde, wenn nicht beide Mächte einzelne Ausnahmen gestattet hätten. England ertheilte nämlich zuerst, im Nov. 1808, an Schiffe aller Nationen, mit Ausnahme der französischen, auf ein Jahr gültige Freibriefe, unter der Bedingung, Getreide in England einzuführen; seit 1809 aber wurden Licenzen unter der Bedingung gegeben, englische Fabrik- und Colonialwaaren auszuführen. Nun verkaufte auch Frankreich Licenzen, vorzüglich um Marinebedürfnisse zu erhalten. Man bot zugleich falsche Schiffspapiere an. Endlich bewilligte England (2. Sept. 1810) denjenigen nicht französischen Schiffen Licenzen, welche schon mit franz. Freibriefen versehen seyn möchten, unter der Bedingung, ein Drittel ihrer Ladung an engl. Waaren auszuführen, wogegen sie ebenso viele franz. einführen durften. Frankreich ertheilte ebenfalls Licenzen, um franz. Waaren aus- und dagegen Colonialwaaren (auf amerikan. Schiffen) einzuführen. Seit 1811 ertheilte Rußland Licenzen zum Handel mit England; Schweden that dasselbe 1812. Mit dem Sturze des **Continentalsystems** (s. d.) fiel dieser Nothbehelf von selbst weg.

Licht, im Allgemeinen und in Beziehung auf das Auge der Menschen und Thiere, das Medium der Sichtbarkeit, oder das Phänomen des Leuchtens, d. h. des Offenbarwerdens der Körper durch den Sinn des Gesichts. In dieser Beziehung unterscheidet man die Körper in selbstleuchtende (aus eigner Kraft Licht gebende oder zeugende) und erleuchtete, mitleuchtende (für sich dunkle), und die nur leuchten, wenn sie von einem Selbstleuchter erleuchtet, d. h. zum Mitleuchten erregt werden. Einige betrachten das Licht als einen Stoff, der von den leuchtenden Körpern, namentlich von der Sonne ausgehe oder ausfließe (Newton's Emanationssystem); Andere setzen die Natur des Lichts in die Erschütterung einer feinen durch den Raum verbreiteten Materie (des Aethers), ähnlich der Erschütterung oder schwingenden Bewegung der Luft bei der Entstehung und Fortpflanzung des Schalls (Huygen's Hypothese, von Euler entwickelt, daher das Euler'sche Vibrationssystem genannt); noch Andere lassen das Licht auf chemische Weise sich in der Sonne entwickeln und durch fortschreitende Zersetzung der Sonnenatmosphäre und des Aethers von der Sonne bis zur Erde und den übrigen Planeten sich fortpflanzen. Der Aether ist daher das materielle Produkt der Wechselwirkung zwischen Sonne und Planeten. Wer diese Ansicht nicht fassen kann, der halte sich an die bekannten Meinungen, z. B. die Sonne sey ein an seiner Oberfläche brennender oder wenigstens phosphorescirender Körper, oder ein idioelektrischer, der durch seine Rotation und die dadurch ent-

ehende Reibung an seiner Atmosphäre elektrisches Licht erzeugt, oder sie
y ein Lichtmagnet, der aus den Räumen des Himmels Licht anzieht,
insaugt und wieder nach allen Seiten zu abstößt. Diese und ähnliche
Hypothesen setzen freilich das Licht als schon fertig voraus, oder sie
prechen nur von zufälligen Umständen, unter welchen das Licht entstehen
ann, während sie (die Hypothesen) die Frage nach der Natur (dem We-
en, dem Ursprunge) des Lichts gar nicht berühren. Er konnte hier nur
on kosmischen (dem sogenannten Sonnen-) Lichte und dessen Ursprunge
ie Rede seyn, denn davon hängt alsdann die besondere Erklärung der
esondern Gattungen des Lichts, z. B. des elektischen, phosphorischen, des
eim Verbrennen entstehenden Lichtes u. s. w. im Wesentlich ab. (Vgl.
ie entsprechenden Art.) Die obige Aufklärung über das Wesen und
en Ursprung des Lichts, verdanken wir zunächst Oken (s. dessen „Lehr-
uch der Naturphilosophie", 1. Thl., auch dessen „Erste Ideen der Theorie
es Lichts, der Finsterniß, der Farben und Wärme", Jena 1808, 4.);
ber Ferdinand Runge in Hamburg hat das Verdienst, die ersten wissen-
chaftlichen Grundzüge Oken's zur Theorie des Lichts berichtigend weiter
usgebildet zu haben. — Die Geschwindigkeit, womit sich Licht fortbewegt,
eträgt ungefähr 40.000 geogr. Meilen in einer Secunde, denn es kommt
on der Sonne in Minuten $7\frac{1}{2}$ Secunde zur Erde. Licht ist ein Stoff
hne Gewicht, denn ein Stück faules Holz wiegt ebenso viel im leuch-
enden Zustande, als im entgegengesetzten. Glühendes, also leuchtendes
Metall nimmt nicht an Gewicht zu. Die chemischen Eigenschaften des
Lichtes beziehen sich auf seine Verbindungen mit Körpern und seine Ent-
wickelung aus ihnen. Licht kommt gewöhnlich mit Wärme verbunden,
ls Feuer, vor, sodaß man deßhalb Licht und Wärme für identisch ge-
alten hat. Daß Dem aber nicht so sey, lehrt der Mondschein, welcher
as durch den Mond, ohne Wärme, reflectirte Sonnenlicht ist, oder fau-
es Holz und die Lichtphosphore, welche ohne zu wärmen, nur leuchten,
eßgleichen beschneint im Winter das Sonnenlicht, ohne auffallende Wärme,
ie Erdoberfläche. Alle entzündliche Körper haben Licht in sich, in einem
ebundenen, unsern Sinnen nicht bemerkbaren Zustande. Wird in diesen
Körpern, durch mitgetheilte Wärme und Ausdehnung, die Verwandtschaft
um Sauerstoffgase der Luft erhöht, so scheidet sich das Licht aus, sobald
er Sauerstoff in den Körper eingeht, und es vereinigt sich dasselbe mit
em Wärmestoffe des Sauerstoffgases zum sichtbaren Feuer. Ueberhaupt
cheint Sauerstoff keine Verwandtschaft zum Lichte zu haben, denn beide
cheiden sich wechselseitig aus. Sonnenlicht entwickelt Sauerstoffgas aus
den grünen Pflanzenblättern, aus der Silberoxydauflösung in Säuern
u. s. w. — Das Licht in der Malerei, bestimmt aus seiner Stärke auch
den Schatten und die Farben. Ersterer aber hängt ab von der Reinheit
desselben und dem Medium, durch welches es fällt, sowie von der Stel-
lung der Körper gegen das Licht sein Einfallen und seine Verbreitung.
— Abgedämpftes Licht ist Dasjenige, welches dunkler ist als das
Hauptlicht im Bilde. Dieß geschieht dadurch, daß entweder ein Gegen-
stand dem Auge entfernter oder dem Lichtstrahle in weniger gerader Rich-
tung ausgesetzt ist, wo das Licht nur streift, wodurch Schlagschatten ent-
stehen, Lichter, in der Mehrzahl, heißen in der Malerei diejenigen
Stellen, welche das einfallende Licht in seiner vollen Stärke empfangen.
Die Anordnung und Vertheilung der Lichter im Gemälde hängt mit
Perspective zusammen.

Lichtenberg (Georg Christoph), einer der größten Physiker und witzigsten Schriftsteller der Deutschen, geb. 1742 zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt, war das jüngste, achtzehnte Kind seiner Eltern. Er erhielt schon durch den Unterricht seines Vaters einige physikalische Kenntnisse und besuchte nach dem Tode desselben das Gymnasium zu Darmstadt. Bis in sein 8. J. war er gesund und wohlgebildet; aber von dieser Zeit an zeigten sich die Folgen der Unvorsichtigkeit einer Wärterin, die ihm das Rückgrath verrenkt hatte, und er bekam einen verwachsenen Körper. Die Sternkunde hatte einen besondern Reiz für ihn, und schon als Schüler hielt er einem seiner Mitschüler Vorlesungen über Kästner's „Anfangsgründe der Mathematik". Landgraf Ludwig VIII. unterstützte den fleißigen Jüngling. Die Rede in deutschen Versen, bei seinem Abgange vom Gymnasium, welche von der wahren Philosophie und der philosophischen Schwärmerei handelte, erwarb ihm viele Gönner. 1763 ging er nach Göttingen, wo er anfing sich den astronomischen Beobachtungen zu widmen. Er beobachtete z. B. das Erdbeben 1767, ferner mit Lichtenberg den Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Juni 1769, die Kometen von 1770 und 1771, sowie auch den von 1773, dessen Gang durch die Sternbilder er verzeichnete und der göttingischen Societät der Wissensch. überreichte. Auch verfertigte er Mondcharten, auf denen die Flecken so verzeichnet sind, wie sie der Rechnung zufolge nach und nach von dem Erdschatten bedeckt werden müssen. 1770 ward er Prof. der Mathematik in Gießen werden. Aber man bot ihm in Göttingen eine Professur an, die Lichtenberg in seinem 28. J. antrat. Im Mai desselben J. hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, wo er nicht allein den engl. Astronomen, sondern den Könige selbst, der ihn auszeichnete, bekannt wurde. Als Professor in Göttingen zeigte er seine Vorlesungen durch ein Programm an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Ereignisses handelte. Als der König die astronomische Bestimmung mehrer Städte seiner deutschen Staaten außer Göttingen verlangte, so maß Lichtenberg 1772 und 1773 die Lage von Hanover, Osnabrück und Stade, und legte der Societät zu Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenschaft von seiner Arbeit ab. Hierauf gab er Tob. Mayer's Werke mit Erläuterungen heraus, und fügte eine Mondcharte und ein Verzeichniß der Mondflecken hinzu; doch ist davon nur der erste Band erschienen. Seine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König bewies, veranlaßte 1774 seine zweite Reise dahin. Auch dieser Aufenthalt wirkte unverkennbar auf seine vielseitige philosophische und ästhetische Ausbildung. Ein Beweis davon sind die trefflichen Briefe über Garrick und das engl. Theater. Nur auf diese Weise konnte sich der Mann bilden, der uns nachher einen Commentar zu Hogarth's Kupfern lieferte, wie ihn dieser Seelenmaler unter seinen eignen Landsleuten nicht gefunden hatte. Indeß blieb die ernste Wissenschaft sein Hauptaugenmerk. Den beiden Forster, Vater und Sohn, schloß er sich auf das engste an. Er ward auch dieß Mal von dem Könige mit der ausgezeichnetesten Bemerksamkeit behandelt und kehrte 1778 nach Göttingen zurück. Von nun an las er, da Errleben gestorben war, über Experimentalphysik nach dem Handbuche desselben, welches er 4 Mal, immer vielfach bereichert, bis zur 6. Ausg., auflegen ließ. Seine Vorlesungen über die Experimentalphysik waren von ausgezeichnetem Werthe, und sein Apparat wurde von

Kennern für königlich erachtet. Schon 1789 kaufte die Universität diese Sammlung von Instrumenten für eine Leibrente von 200 Thlr., welche bei Lichtenberg's Tode auf die Kinder desselben übertragen wurde. Entdecker in der Physik wurde er durch die Bemerkung der elektrischen Figuren, welche sich auf elektrisirten Körpern bilden, und die er hervorbringen und festhalten lehrte, sodaß sie auch nach ihm benannt worden sind. 1780 schrieb er eine Fortsetz. seiner Beobachtung über die Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels. Außerdem stattete er den „Göttingischen Almanach", seit 1778, jährl. mit interessanten Gegenständen aus. Als Lavater durch seine „Physiognomik" Aufmerksamkeit erregt hatte, schrieb Lichtenberg 1773 die wichtige Flugschrift: „Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavater'schen Beweisgründe und der göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Konrad Photorin, der Theol. und Belles Lettres Candidaten". Seine Satyre verfolgte die Physiognomiker weiter in dem Aufsatze „Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß". Zimmermann in Hanover hatte Partei für Lavater genommen und wurde durch Lichtenberg's Ausfall auf denselben in Feuer gesetzt. Es entstand zwischen Beiden eine literarische Fehde, die von Lichtenberg mit Witz, von Zimmermann aber mit Bitterkeit und Persönlichkeit geführt wurde. Als Lavater 1778 seinen Sohn nach Göttingen auf die Universität brachte und seinen dortigen Gegner besuchte, wurde er freundlich von ihm aufgenommen, und Beide söhnten sich vollkommen mit einander aus. Auf eine Veranlassung, die der Nachdrucker Tob. Göbhard in Bamberg gab, stellte Lichtenberg in zwei an denselben gerichteten Episteln mit seinem gewöhnlichen Witze die Zunft der Nachdrucker in ihrer ganzen Blöße dar. Hierauf unternahm er mit Georg Forster die Herausgabe des „Göttingischen Magazins der Wissenschaft und Literatur". Während dieser Zeit gerieth er mit Voß über dessen Orthographie griechischer Eigennamen, und mit dem Superintendenten Ziehen in Zellerfeld über dessen Weissagung des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutschland in Streit, den er mit dem ihm beiwohnenden Witze führte. Sein Sinn für Charakterdarstellung in der bildenden Kunst wurde durch den genialen Hogarth unglaublich angezogen. Er hatte schon längst dem göttingischen Taschenbuche einige Blätter verkleinerter Hogarth'scher Köpfe beigefügt und sie mit einem sehr witzigen und geistreichen Commentar begleitet. Den Beifall, den letzterer fand, veranlaßte die „Ausführl. Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche mit verkleinerten, aber vollständ. Copien derf. von Riepenhausen", wovon Lichtenberg 4 Lieferungen besorgte (die 7 spätern Liefer. hat Böttiger bis zur 11., die letzte hat Bouterweck herausgeg.). In den siebenziger Jahren, in welchen die verunglückten Nachahmungen Göthe's, Klopstock's und Shakspeare's erschienen, stellte er sich dieser Nachahmungswuth in dem Buche: „Parakletor, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind", und bald nachher auch in der „Bittschrift der Wahnsinnigen" entgegen; das Ganze ist aber ebenso wenig vollendet als eine andre satyrische Schrift: „Das Leben Kunkels, eines ehemaligen göttingischen Antiquarius". In den letzten J. seines Lebens ward Lichtenberg hypochondrisch und fast menschenscheu, sodaß er sein Zimmer nicht verließ, auch Niemand bei sich sehen wollte. Er starb an einer Brustentzündung im 57. J. seines Lebens am 24.

Lichtenberg (Georg Christoph), einer der größten Physiker und witzigsten Schriftsteller der Deutschen, geb. 1742 zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt, war das jüngste, achtzehnte Kind seiner Eltern. Er erhielt schon durch den Unterricht seines Vaters einige physikalische Kenntnisse und besuchte nach dem Tode desselben das Gymnasium zu Darmstadt. Bis in sein 8. J. war er gesund und wohlgebildet; aber von dieser Zeit an zeigten sich die Folgen der Unvorsichtigkeit einer Wärterin, die ihn das Rückgrath verrenkt hatte, und er bekam einen verwachsenen Körper. Die Sternkunde hatte einen besondern Reiz für ihn, und schon als Schüler hielt er einem seiner Mitschüler Vorlesungen über Kästner's „Anfangsgründe der Mathematik". Landgraf Ludwig VIII. unterstützte den fleißigen Jüngling. Die Rede in deutschen Versen, bei seinem Abgange vom Gymnasium, welche von der wahren Philosophie und der philosophischen Schwärmerei handelte, erwarb ihm viele Gönner. 1763 ging er nach Göttingen, wo er anfing sich den astronomischen Beobachtungen zu widmen. Er beobachtete z. B. das Erdbeben 1767, ferner mit Kästner den Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Juni 1769, die Kometen von 1770 und 1771, sowie auch den von 1773, dessen Gang durch die Sternbilder er verzeichnete und der göttingischen Societät der Wissensch. überreichte. Auch verfertigte er Mondcharten, auf denen die Flecken so verzeichnet sind, wie sie der Rechnung zufolge nach und nach von dem Erdschatten bedeckt werden müssen. 1770 sollte er Prof. der Mathematik in Gießen werden. Aber man bot ihm in Göttingen eine Professur an, die Lichtenberg in seinem 28. J. antrat. Im Mai desselben J. hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, wo er nicht allein den engl. Astronomen, sondern den König selbst, der ihn auszeichnete, bekannt wurde. Als Professor in Göttingen zeigte er seine Vorlesungen durch ein Programm an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Satzes handelte. Als der König die astronomische Bestimmung mehrer Städte seiner deutschen Staaten außer Göttingen verlangte, so maß Lichtenberg 1772 und 1773 die Lage von Hanover, Osnabrück und Stade, und legte der Societät zu Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenschaft von seiner Arbeit ab. Hierauf gab er Tob. Mayer's Werke mit Erläuterungen heraus, und fügte eine Mondcharte und ein Verzeichniß der Mondflecken hinzu; doch ist davon nur der erste Band erschienen. Seine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König erwies, veranlaßte 1774 seine zweite Reise dahin. Auch dieser Aufenthalt wirkte unverkennbar auf seine vielseitige philosophische und ästhetische Ausbildung. Ein Beweis davon sind die trefflichen Briefe über Garrick und das engl. Theater. Nur auf diese Weise konnte sich der Mann bilden, der uns nachher einen Commentar zu Hogarth's Kupfern lieferte, wie ihn dieser Seelenmaler unter seinen eignen Landsleuten nicht gefunden hatte. Indeß blieb die ernste Wissenschaft sein Hauptaugenmerk. Den beiden Forster, Vater und Sohn, schloß er sich auf das engste an. Er ward auch dieß Mal von dem Könige mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit behandelt und kehrte 1778 nach Göttingen zurück. Von nun an las er, da Errleben gestorben war, über Experimentalphysik nach dem Handbuche desselben, welches er 4 Mal, immer vielfach bereichert, bis zur 6. Ausg., auflegen ließ. Seine Vorlesungen über die Experimentalphysik waren von ausgezeichnetem Werthe, und sein Apparat wurde von

kennern für königlich erachtet. Schon 1789 kaufte die Universität diese Sammlung von Instrumenten für eine Leibrente von 200 Thlr., welche ei Lichtenberg's Tode auf die Kinder desselben übertragen wurde. Entdecker in der Physik wurde er durch die Bemerkung der elektrischen Figuren, welche sich auf elektrisirten Körpern bilden, und die er hervorringen und festhalten lehrte, sodaß sie auch nach ihm benannt worden nd. 1780 schrieb er eine Fortsetz. seiner Beobachtung über die Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels. Außerdem stattete er den Göttingischen Almanach", seit 1778, jährl. mit interessanten Gegenständen aus. Als Lavater durch seine „Physiognomik" Aufmerksamkeit erregt hatte, schrieb Lichtenberg 1773 die wichtige Flugschrift: „Timorus, . i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavater'schen Beweisgründe und der göttingischen Mettwürste bewogen, den ahren Glauben angenommen haben, von Konrad Photorin, der Theol. nd Belles Lettres Candidaten". Seine Satyre verfolgte die Physiognoniker weiter in dem Aufsatze „Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß". Zimmermann in Hanover hatte Partei für Lavater genommen und wurde urch Lichtenberg's Ausfall auf denselben in Feuer gesetzt. Es entstand wischen Beiden eine literarische Fehde, die von Lichtenberg mit Witz, on Zimmermann aber mit Bitterkeit und Persönlichkeit geführt wurde. lls Lavater 1778 seinen Sohn nach Göttingen auf die Universität brachte nd seinen dortigen Gegner besuchte, wurde er freundlich von ihm aufenommen, und Beide söhnten sich vollkommen mit einander aus. Auf ine Veranlassung, die der Nachdrucker Tob. Göbhard in Bamberg gab, tellte Lichtenberg in zwei an denselben gerichteten Episteln mit seinem gewöhnlichen Witze die Zunft der Nachdrucker in ihrer ganzen Blöße dar. ierauf unternahm er mit Georg Forster die Herausgabe des „Göttinischen Magazins der Wissenschaft und Literatur". Während dieser Zeit erieth er mit Voß über dessen Orthographie griechischer Eigennamen, nd mit dem Superintendenten Ziehen in Zellerfeld über dessen Weissaung des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutschland in Streit, den er mit dem ihm beiwohnenden Witze führte. Sein Sinn für harakterdarstellung in der bildenden Kunst wurde durch den genialen ogarth unglaublich angezogen. Er hatte schon längst dem göttingischen aschenbuche einige Blätter verkleinerter Hogarth'scher Köpfe beigefügt nd sie mit einem sehr witzigen und geistreichen Commentar begleitet. en Beifall, den letzterer fand, veranlaßte die „Ausführl. Erklärung der ogarth'schen Kupferstiche mit verkleinerten, aber vollständ. Copien derf. on Riepenhausen", wovon Lichtenberg 4 Lieferungen besorgte (die 7 spätern Liefer. hat Böttiger bis zur 11., die letzte hat Bouterweck herausgeg.). n den siebenziger Jahren, in welchen die verunglückten Nachahmungen Göthe's, Klopstock's und Shakspeare's erschienen, stellte er sich dieser Nachahmungswuth in dem Buche: „Parakletor, oder Trostgründe für ie Unglücklichen, die keine Originalgenies sind", und bald nachher auch n der „Bittschrift der Wahnsinnigen" entgegen; das Ganze ist aber benso wenig vollendet als eine andre satyrische Schrift: „Das Leben unkels, eines ehemaligen göttingischen Antiquarius". In den letzten J. seines Lebens ward Lichtenberg hypochondrisch und fast menschenscheu, odaß er sein Zimmer nicht verließ, auch Niemand bei sich sehen wollte. r starb an einer Brustentzündung im 57. J. seines Lebens am 24.

Febr. 1799. Lichtenberg war ein origineller Kopf, dem kein Gegenstand der Wissenschaften fremd und ohne Interesse war. Streng wissenschaftlicher Geist und poetischer Sinn waren auf eine seltsame Weise in ihm verschmolzen und brachten eine überraschende Erscheinung hervor. Das Höhere im Menschen aber, der Glaube an das Göttliche, war in der Stunde der Speculation von ihm gewaltsam verdrängt worden; daher sein Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen. So stellte er sich in den fragmentarischen Darstellungen uns dar. Uebrigens war er zufolge seiner Individualität, einer unserer wenigen Humoristen, und besaß jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemisch von lachendem, unerschöpflichem Witz, trefflicher Satyre und tiefem Gefühl, welches wir Humor nennen.

Lichter und Kerzen, von Talg, Wachs oder Wallrath. Talglichter werden entweder durch das Eintauchen der Dochte in geschmolzenen Talge gezogen, oder in Formen gegossen. Erstere haben eine unebene geflossene, letztere eine glatte Oberfläche. In Deutschland bereiten die Seifensieder auch die Talglichter. Zuerst machen sie aus gutem, neunen, dreidrähtigen baumwollenen Garne die Dochte. Der Arbeiter hat vor sich einen Tisch, die Dochtbank, auf welcher links ein lothrechter eiserner Stab, die Dochtstange, steht, und parallel damit in der Entfernung angeschraubt, welche die Länge der Dochte geben soll, eine Messerklinge. Er nimmt so viele Knäule dreidrähtiges baumwollnes Garn als der Docht doppelt Faden haben soll, mißt vom Messer bis zur Stange, legt es um dieselbe und macht so das Oehr des Dochts, mißt wieder zurück zum Messer, schneidet es ab, dreht die Faden leicht zusammen und reibt sie mit leinenen, gewichsten Lappen. Zu gezogenen Lichtern werden die Dochte an dünne Stäbe, Spiese, gehangen und so oft in geschmolzenen Talg eingetaucht, bis sie die gehörige Dicke erhalten haben. Gegossene Lichter bereitet der Lichtzieher in gläsernen oder metallnen Formen, in denen er die Dochte befestigt, worauf er geschmolzenes, nicht zu heißes Talg hineingießt. Das Wachs zu Wachskerzen wird in eingemauerten, verzinnten Kupferkesseln (die am Rande eine Holzeinfassung haben, um das abtröpfelnde Wachs aufzunehmen) geschmolzen, durch Ruhe erhellt und durch untergesetzte Kohlfeuer im Flusse erhalten. Ueber diesen Kessel hängen an einem Wagebalken, mittelst eiserner Stäbe, 2 runde Scheiben von Holz so, daß man sie rund umdrehen kann, während der Balken in einer Gabel fest steht. Um diese Scheiben hängen an Fäden die Dochte, welche ebenfalls auf der Dochtbank aus sehr gleichförmigem Garne gemacht und nachher in heißer Asche gut ausgetrocknet werden. An denselben gießt der Gießer mit dem Gießtigel das flüssige Wachs unter beständigem Drehen der Scheibe, herab, bis die Kerzen die Form der Dicke erlangt haben. Da jedoch immer unten einen Klumpen Wachs zusammenfließt, so trödelt er die Kerzen dadurch, daß er das Wachs wieder an ihre obern Theile, unter schnellem Drehen, gießt. Nach gehöriger Ausgleichung wickelt man die Kerzen in ein leinen Tuch, legt sie, um schnelle Abkühlen zu verhüten, in ein Federbett und rollt sie auf einer Tafel von Holz oder Stein, mit dem Hollholze, glatt. Diese halbfertigen Lichter werden gebleicht, dann nochmals zur gehörigen Dicke nachgegossen, wieder getrödelt, gerollt, gebleicht, beschnitten und eingepackt. Der Docht zum Wachsstock wird auf eine Trommel gewunden, der Anfang davon in ein Becken mit fließendem Wachs durch das Loch des Schiebers ge-

Deckel eingetaucht, an der andern Seite durch das gehörige weite Loch der Ziehscheibe heraus auf eine zweite Trommel gewunden. Hat der Wachsstock noch nicht die gehörige Stärke, so wird die Arbeit wiederholt. Man glättet ihn mit einem nassen Schwamme. Wachsfackeln haben Dochte von Werg oder Holz und Werg mit Pech überzogen; sie bekommen sodann noch eine Bedeckung von Wachs.

Lichtmesse, ein vom Papst Gelasius I. 492 zum Gedächtniß der Darbringung Christi im Tempel und der Reinigung Mariens, vielleicht in die Stelle des von ihm erst gänzlich abgeschafften rohen heidnischen Volksfestes der Lupercalien (s. Pan) eingesetztes Kirchenfest, welches auf den 2. Febr. fällt. Es hat seinen Namen von den geweihten Kerzen, welche dabei, mit Anspielung auf die Worte des Hohenpriesters Simon: „Ein Licht, zu erleuchten die Heiden", in feierlicher Procession umhergetragen werden.

Lichtwer (Magnus Gottfried), berühmter deutscher Fabeldichter, geb. 1719 zu Wurzen, studirte in Leipzig die Rechte, daneben aber auch neuere Sprachen und röm. und griech. Dichter. Sorgfältig bewarb er sich schon damals um den Ruf des gebildeten Weltmannes. 1741 verließ er Leipzig und setzte in Wittenberg seine juristischen Studien fort, woselbst er auch die Doctorwürde erhielt. Nach vielen Bemühungen ward er Referent der preuß. Regierung in Halberstadt, später zum Rath und Mitgliede der Landesdeputation u. s. w. ernannt. Seine „Fabeln" (Leipzig 1748) erschienen ohne Lichtwer's Namen, der sich erst bei der 2. verb. Aufl. (Berlin 1757) nannte. Mendelssohn's scharfe Kritik derselben half nur, sie im großen Publicum, das sie mit außerordentlichem Beifalle aufnahm, noch mehr zu verbreiten, und Ramler's ungeschickte und unberufene Wiederherausgabe dieser Fabeln (ohne Vorwissen des Verfassers, Leipzig 1761), in einer sie entstellenden Bearbeitung, wies das deutsche Volk mit Indigination zurück und fachte Lichtwer's höchsten Zorn an, der sich in den derbsten Ausdrücken gegen Ramler äußerte. Lessing suchte den Letztern, seinen Freund, zu entschuldigen — und daraus entspann sich eine Fehde, welche zur Celebrität Lichtwer's und seiner poetischen Erzeugnisse ungemein viel beitrug. Außerdem hat man von Lichtwer „Das Recht der Vernunft", ein didaktisches Gedicht in 5 Büch. (Leipzig 1758). Er starb 1783 zu Halberstadt.

Lictoren, öffentliche Diener der obrigkeitlichen Personen bei den Römern. Der Name ist so viel als Ligatores, weil sie die Missethäter an Händen und Füßen banden, ehe sie gegeißelt wurden. Sie wurden vom Romulus eingeführt und waren von den Etruskern entlehnt, indem es in den zwölf tuskischen Städten Sitte war, daß die vornehmsten Magistratspersonen sich von Dienern, die mit Beilen und Ruthenbündeln bewaffnet waren, begleiten ließen. Romulus ließ deren zwölf vor sich hergehen. Die königliche Würde in Rom wurde zwar abgeschafft, aber doch ihre äußere Pracht beibehalten. Daher ließen sich auch die Consuln, Dictatoren, Prätoren, Magistri equitum u. s. w. (die Censoren ausgenommen), von Lictoren begleiten. Wenn also eine höhere Magistratsperson ausging, so gingen sie in einer Reihe, einer nach dem andern vor derselben voraus. Der vorderste hieß Lictor primus und der zunächst vor dem Magistrat herging Lictor proximus oder postremus. Er war der vornehmste Lictor, welcher die Befehle des Magistrats zu empfangen und zu vollziehen pflegte. Das Amt der Lictoren bestand in folgenden

Verrichtungen: 1) das begegnende Volk aus dem Wege zu schaffen. Kam die Magistratsperson wieder nach Hause, oder ging sie in ein ander Haus, so schlugen die Lictoren mit ihren Ruthen an die Thür. 2) Die Lictoren mußten darauf sehen, daß den Magistratspersonen der gehörige Respect erwiesen wurde. Die Respectserweisungen bestanden darin, daß der Begegnende z. B. vom Pferde stieg, das Haupt entblößte, aus dem Wege ging u. s. w. 3) Sie mußten die Strafen vollziehen, welche die obrigkeitlichen Personen zuerkannt hatten. Die Lictoren waren zwar freie Leute, aber doch aus der niedrigsten Volksclasse genommen, gewöhnlich Freigelassene der Magistratspersonen, bei denen sie ihre Dienste verrichteten. Man muß sie auch von den öffentlichen Sklaven, welche zur Bedienung der Magistrate gehalten wurden, unterscheiden. Vor dem Dictator gingen 24 Lictoren her, vor den Consuln, Decemvirn, Kriegstribunen mit consularischer Gewalt 12, vor dem Prätor 6, ebenso viel vor dem Magister equitum und Einer vor einer Vestalin.

Liebe ist Zuneigung gegen irgend einen Gegenstand, verbunden mit dem Begehren, ihn zu besitzen; sie beruht auf Sympathie, auf der Neigung zu dem Gleichartigen und Verwandten, und steht demnach im Hasse, als Antipathie, der Abneigung gegen das Fremdartige, Widerstrebende, entgegen. Liebe und Haß, Sym- und Antipathie, sind die beiden großen Triebfedern im Weltall; sie beherrschen nicht allein das Reich der Geister, selbst in der todten Natur geschehen die Bildungen und Entwickelungen der Körper und alle Veränderungen durch Anziehen des Gleichartigen, Freundlichen, und Abstoßen des Ungleichartigen, Feindseligen. Einer der ältesten Philosophen Griechenlands erkannte schon diese Wahrheit, die alle Naturwesen durchdringende Sym- und Antipathie. Die menschliche Liebe ist ein Abbild, eine Tochter jener großen allgemeinen Weltenliebe; sie besteht, wie diese, aus zwei Elementen, aus Neigung, aus dem innigen Anschließen an das Verwandte mit dem Wunsche, ihm auf immer verbunden zu seyn, und aus dem Hasse gegen Alles, was mit ihm streitet und ihm widerspricht und der Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande feindlich sich zeigt. Wenngleich auf das Entstehen der Liebe die Reize der Sinne großen Einfluß haben, und nicht selten der erste Keim durch die Sinnlichkeit erzeugt wird, so ist sie doch nicht ihr Hauptzweck; es läßt sich eine Liebe denken, und die Erfahrung beweist sie auch, die ganz rein, von allem Reize der Sinne geläutert, ist. Dieselbe Leidenschaft nimmt bei jedem Menschen eine verschiedene Gestalt an: derselbe Gegenstand kann Vielen gefallen, aber Allen durch verschiedene Seiten; so reizt den Einen an einer Frau mehr ihre Schönheit, den Andern ihr Geist, den Dritten ihre Sittsamkeit und Bescheidenheit, der Eine legt mehr Werth auf ihre gefälligen Talente, während ein Anderer sich durch ihre stillen häuslichen Tugenden angezogen fühlt. Man sieht hieraus, daß wir in der Geliebten hauptsächlich unsere eigene Art, Das, was wir für Recht, Gut und Wahr erkannt haben, und was uns am innigsten in Verwandtschaft steht und vor Allem unserm Herzen theuer ist, lieben. Die Liebe ist mehr als bloße Sinnlichkeit; man irre sich selbst, ob man eine schöne Person mit einem auffallenden moralischen oder geistigen Gebrechen lieben könne; eine dumme Schöne mag zu Augenblicke reizen, aber Liebe wird sie nicht erwecken. Was wir daher eigentlich an der schönen Person lieben, ist ihr geistiger Charakter; je mehr er sich harmonisch mit dem unsrigen zeigt, desto inniger

ungehende Kraft; wir suchen und lieben die Seele und den Körper nur nsofern, als er ein Abdruck dieser ist, als sie sich in Zügen, im Blicke, Gange und Haltung abspiegelt. Nichts führt uns mehr, als Geist und Gemüth, und diesem sanften, wahrhaft menschlichen Reize opfern wir nicht selten die Genüsse der Sinnlichkeit auf. Liebe kann nicht ohne Achtung seyn, Verachtung ist ihr Grab. Der Grund hiervon liegt offen. Wir lieben und begehren nur das Gute, Rechte, Wahre, Schöne oder was uns doch als solches erscheint; wir fühlen, daß der geliebte Gegenstand unserm Glücke nothwendig ist; fühlen aber auch zugleich, Dieser dunkler, Jener deutlicher, daß unser Glück einzig aus unserm moralischen Werthe entspringe und daß Alles, was mit diesem im Widerspruche stehe, unmöglich ein Gegenstand unserer Liebe, unseres Begehrens seyn könne. Die Liebe ist die größte Bildnerin der Menschen, wo sie weilt, herrscht sie auch, sie bildet Herz und Geist, sie scheint der Lebenshauch der Seele zu seyn, wie diese des Körpers; wie das Feuer, vermag sie sich nur unter steter Bewegung zu erhalten; sie hört auf zu leben, wenn sie aufhört zu hoffen und zu fürchten. Es gibt nur eine Liebe, aber auf tausend verschiedene Weisen stellt sie sich dar. Vielen ist sie bloß ein sinnlicher Genuß; will man sein eignes Herz kennen lernen, und wünscht man zu wissen, ob es die rechte Liebe ist, welche man fühlt, so erforsche man seine Empfindungen in Gegenwart des geliebten Wesens, so frage man dessen Augen: schweigt nicht selten jegliche Begierde, ist die Leidenschaft im Beiseyn des Geliebten nicht keusch, bescheiden und sittsam, und mischt sich nur ein sinnlicher Gedanke zu dem reinen Bilde des Herzens, so ist es nicht wahre Liebe. Nie wird, nie kann sie zu Vergehungen und Handlungen bewegen, die das Gewissen beleidigen und die Ehre verletzen. Wer zu lieben fähig ist, ist tugendhaft, und nur der Tugendhafte vermag wahr zu lieben. Von der echten Liebe fürchte man gar nicht, daß sie die Sitten verderbe; sie veredelt sie im Gegentheil, macht das Herz sanfter, den Charakter milder, und öffnet, wie keine andere Neigung, in der Brust eine Quelle von Wohlwollen. Aus allem Gesagten geht es hervor, daß die wahre Liebe selten ist. Es geht ihr, wie der Erscheinung der Geister; alle Menschen sprechen davon und wenige haben sie gesehen, sagt La Rochefoucauld. Vgl. Geschlechtsliebe.

Liebensteiner Bad, im Herzogthume Sachsen-Meiningen, bei dem Dorfe Liebenstein, in einer reizenden Gegend, die südlich vom Werrathale, nördlich vom Thüringerwalde begrenzt wird, 2 Stunden von Salzungen und 4 Stunden von Gotha. Auf einer Bergkuppe steht das verfallene Schloß Liebenstein. Die Quelle hat 47° Fahr., ist hell, schmeckt angenehm säuerlich und etwas zusammenziehend. Trommsdorff fand in 5 Pfund Wasser 27¼ Gran Kalkerde, 15¼ Gr. Talkerde, 19½ Gr. auflösende Salze und 10 Gr. Eisenoxyd. Vorzüglich hülfreich ist der hiesige Sauerbrunnen bei schwacher Verdauung, Uebermaß von Schleim, chronischen Husten, Bleichsucht, Menstruationsbeschwerden, Hypochondrie, Nervenschwäche, hysterischen Krämpfen, Magenlähmungen, auch Gicht, hartnäckigen Rheumatismen, chronischen Hautausschlägen ꝛc.

Liebenstein (August, Freih. von), ein Mann von seltener Kraft, vielem Wissen und hohem Freimuth, in der Mitte eines gemeinnützigen Lebens seinem Vaterlande den 26. März 1824 zu früh entrissen, stammte aus einer adeligen, nicht sehr wohlhabenden Familie zu Emmendingen im

Breisgau. Er studirte in Jena und Göttingen; doch hatte bei ihm das Studium der Dichter und Redner den Vorzug vor der eigentlichen Rechtsgelehrsamkeit, daher sein blühender Styl und die Beredtsamkeit, welche ihn in der badischen Deputirtenkammer auszeichnete. — Weil seinem lebhaften Geiste der gerichtliche Staatsdienst als Assessor des Hofgerichts zu Manheim weniger entsprach, so versetzte man ihn in der Organisationsepoche 1810 als Rath zu einem der neuen Kreisdirectorien, welche schätzbare Beförderung er aber nicht annahm, weil ihm ein nach dem Vorbilde der franz. Präfecturräthe gemodeltes Verhältniß der bureaukratischen Kreisräthe in Baden zuwider seyn mochte. Nach einiger Zeit wurde er Amtmann zu Hornburg, und bald darauf nach Lahr als Oberamtmann versetzt. Hier machte er sich der deutschen Nation bekannt durch seine Rede zur Feier des 18. Octobers. Dann zum Mitgliede der zweiten badischen Kammer gewählt, hat er auf dem ersten badischen Landtage (1819 und 1820) durch seine Anträge auf Trennung der Justiz von der Administration, auf die Einführung des öffentlichen Verfahrens, auf die Verantwortlichkeit der Minister und Staatsdiener ꝛc. die wichtigsten Erörterungen veranlaßt. Seine Reden, unter welchen wir die über die Herstellung der Freiheit der Presse und über Verwerfung des badischen Ausnahmedicts vom 16. April 1819 auszeichnen, beurkunden einen Reichthum an Ideen, die, in der blühendsten Sprache kräftig ausgedrückt, alle Vorurtheile frei für seine Ansichten gewinnen mußten. Liebenstein sprach oft gegen das Ministerium, allein nicht als Wortführer einer Opposition; denn unter den badischen Landständen gab es keine solche Verbindung. Jeder folgte der eignen Ueberzeugung vom Bessern. Liebenstein's Fassungskraft, Gegenwart, Scharfsinn, heller Blick, und die frische Laune, mit der er seine ernsten Reden zu würzen verstand, sicherten ihm fast immer den Sieg über die ministeriellen Redner. — Die Regierung versetzte ihn vorher in die oberste Justizstelle, das Oberhofgericht zu Manheim, und bald nachher als geh. Referendar in das Ministerium des Innern, wo er auch das Ritterkreuz des Zähringer Ordens erhielt. Damit war jedoch eine widernatürliche Stellung verbunden, zu gleicher Zeit als Volksdeputirter und Regierungscommissair auf dem zweiten Landtage seinen ehrenvollen Ruf eines nur nach Ueberzeugung sprechenden Volksvertreters auf das Spiel zu setzen. Liebenstein that, was in einer so widersprechenden Lage möglich war. Er mußte inzwischen in der öffentlichen Meinung viel verlieren, weil er persönlichen Vortheilen seine landständische Freiheit opferordnete. Jeder Unparteiische wird dessenungeachtet zugestehen, daß Liebenstein so wenig wie möglich von seinem System abging, und daß als Regierungscommissair eine ziemlich liberale Gemeindeordnung, wie die Oeffentlichkeit der Verhandlungen bei Anklagen der Minister in Vorschlag brachte. Der von ihm vorgelegte Entwurf über die Studienfreiheit erhielt Gesetzeskraft. So bewies er in kritischen Verhältnissen den reinen Willen für das Gute, auch wie er aus dem Ministerium des Innern zu einem Kreisdirectorium versetzt wurde. — (Vgl. die Verhandlungen der badischen Landstände im „Hermes", 1821, Bd. IX u. X, und das „Archiv für landständ. Angelegenheiten im Großherzogthum Baden".)

Liebesmahle, Agapen, wurden in der ersten christlichen Kirche die gemeinschaftlichen Mahlzeiten genannt, die der Feier des heiligen Abendmahls (s. d.) vorangingen. Menschen von allen Ständen speisten dabei zum Zeichen der christlichen Bruderliebe unter und mit einander. Jeder

rug dazu nach Vermögen das Seinige bei, und die Reichen hielten die Armen frei. Diese von den Aposteln angeordnete und den Geist der Gemeinschaft in der entstehenden Christenheit schön bezeichnende Sitte mußte indeß beim Anwachse der Gemeinde bald beschwerlich, und wegen der dabei eingerissenen Unordnungen, um den Ruf der Christen zu schonen, durch Synodalbeschlüsse im 4. Jahrh. abgeschafft werden. Die Brüdergemeinde (s. d.) hat die Liebesmahle erneuert und hält sie bei feierlichen Gelegenheiten unter Gesang und Gebet mit mäßigem Genusse von Thee und Weizenbrot (Liebesbrot genannt) in ihren Versammlungssälen.

Liebestränke (Philtra). Es ist ein alter Glaube, der vorzüglich unter Griechen und Römern herrschte, daß es Mittel gebe, durch deren Genuß der Mensch sich zur Liebe hingezogen fühlen solle. Versteht man unter Liebestrank eine Verbindung solcher Mittel, die als Nervenreize die Sinnlichkeit anregen, so ist nicht zu leugnen, daß wir mehre besitzen; die Wirkung von vielen ist aber so unsicher, von manchen so gefährlich und dann ihr Zweck, als Aphrodisiaca gebraucht, so unnatürlich, daß nur ein verdorbener Mensch sich ihrer bedienen wird, und seine Moral und Gesundheit an einen Genuß setzen kann. Der alte Glaube aber, daß man eine Person, der man einen Liebestrank, unter Zauberformeln bereitet, gibt, sich geneigt mache, ist zu unsinnig, als daß er eine Widerlegung verdiene; wenngleich er im Alterthume allgemein herrschend war und man häufige Spuren desselben in den Classikern findet. In Deutschland schwand der Glaube an Liebestränke, auf deren zauberische Zubereitung und Gebrauch körperliche Strafen standen, mit den Hexen.

Liebich (Johann Karl), Unternehmer und Director des ständischen Theaters zu Prag, geb. 1773 zu Mainz, hatte kaum die ersten Stücke „Waltron“ und „Emilie Galotti“, von der Großmann'schen Gesellschaft auf der Bühne aufführen sehen, als er sich zum Theater hingezogen fühlte. Indeß setzte er in Mainz und Passau seine Studien fort; an dem letztern Orte trat er in den Schulkomödien mit großem Beifall auf. Als der Schauspieldirector Roland durch Abgang eines Schauspielers in Verlegenheit gerieth, das erledigte Fach zu besetzen, schlug der Fürstbischof selbst dazu Liebich vor und stellte ihn mit 400 Gldn. Gehalt an. Er machte große Fortschritte, ward bald Inspecient, sogar Regisseur, nachdem Schopf Director geworden war, dessen Freundschaft und Unterricht er seine Ausbildung verdankte. Nach der Säcularisation des Stifts begab sich Liebich nach Laibach, dann nach Trier. 1795—97 spielte er wieder in Laibach und Passau. 1798 begleitete er den zur Direction des Theaters nach Prag berufenen Schopf als Regisseur. Er ward bald der Liebling Prags; Adel und Bürgerstand wetteiferten, ihn in ihre Kreise zu ziehen. 1806 ward er von den böhm. Ständen zum Director des Theaters ernannt, und mehre Große erleichterten ihm diese Unternehmung durch Geldvorschüsse. Auch das Publicum unterstützte sein rastloses Streben, das deutsche Theater, das bisher der ital. Oper nachstehen mußte, in Flor zu bringen. Liebich's Haus war ein gastfreier Sammelplatz gebildeter Menschen aus allen Ständen und ein Asyl für nothleidende Kunstverwandte. Durch Herzlichkeit gewann er alle Gemüther, und es gelang ihm, seine Bühne auf eine Höhe wie nie zuvor zu bringen, sodaß von 1812—15 das prager Theater zu den vorzüglichsten Deutschlands gehörte. Liebich's Meisterschaft und Vielseitigkeit als Künstler ist anerkannt. Gleich schätzenswerth war er als Mensch und Bürger.

Unter Andern gründete er ein Pensionsinstitut für die Schauspieler und Sänger des ständischen Theaters. Er starb den 22. Dec. 1816.

Liebwerda, berühmtes Bad in der Nähe von Wallenstein's Friedland in Böhmen, in einem reizenden Thale, dessen Wasser besonders dazu dient, die Nerven zu stärken und zu beleben, den Kreislauf der Säfte zu befördern, die zähen Säfte aufzulösen und zu verdünnen, die verstopften Gefäße zu eröffnen, die Würmer und den Stein zu treiben und die Säure zu dämpfen.

Liechtenstein, altes Geschlecht, welches Oestreich die meisten großen Heerführer gegeben hat, ist seit 1206 bekannt, wo ein Dittmar von Liechtenstein, der aus dem Hause Este stammen soll, vorkommt. Berühmt sind die beiden Helden Ulrich und Heinrich, die das verwaiste Oestreich und Steier, nach dem Erlöschen des babenbergischen Stammes, dem König Ottokar gaben und als er Tyrann wurde, es ihm wiedernahmen und an Rudolf von Habsburg überlieferten, unter welchen Ulrich zugleich als der Sänger des „Frauendienstes“ und des „Ytwitz“ in der altdeutschen Dichterwelt einen unvergänglichen Namen hat. Die Söhne des Grafen Hartmann IV. von Liechtenstein (st. 1585), Karl und Gundakar, sind die Stifter zweier Linien, die 1618 und 1623 in den Fürstenstand erhoben wurden. Karl (geb. 1569) ward lutherisch erzogen, kehrte aber später zur kathol. Kirche zurück. Als 1608 Zwist zwischen Kaiser Rudolf II. und seinem Bruder Mathias ausbrach und dieser Ersterm zur Abtretung Ungarns zwingen wollte, stand er auf Seiten des letztern, führte ihm ein Regiment zu und bekam wegen des deßhalb gemachten Aufwands das Fürstenthum Troppau zum Pfande; später ward ihm noch das Fürstenthum Jägerndorf, sowie die Herrschaften Oderberg, Tarnowitz und Bentheim übertragen. Mit dessen Enkel, Johann Adam Andreas, erlosch 1712 die ältere Linie, und das Majorat nebst allen Besitzungen derselben kam an Gundakars Enkel, Anton Florian. Kaiser Karl VI. erhob die von Johann Adam Andreas 1699 und 1708 von den Grafen von Hohenembs gekauften reichsunmittelbaren Herrschaften Schellenberg und Vaduz u. d. N. Liechtenstein zum unmittelbaren Reichsfürstenthum; 1713 erhielt der Fürst für sich und 1723 für seine Nachkommen Sitz und Stimme auf dem Reichstage. 1718 starben auch dessen Nachkommen aus, und sein Neffe, der Sohn von Philipp Erasmus (Anton Florians jüngerer Bruder, st. 1704), Stammvater der noch blühenden 2 Linien, dem, als Begründer der östr. Artillerie, Maria Theresia ein Denkmal errichtete, Joseph Wenzel, erbte das Majorat und die Güter des Hauses, welche nach seinem kinderlosen Tode 1772 an die Söhne seines Bruders Emanuel fielen. Der älteste, Franz Joseph, st. 1781. Seine Nachkommen besitzen das Fürstenthum Liechtenstein, nebst dem größern Theil der Güter in Oestreich und Schlesien. Die Nachkommen des jüng. Bruders, Karl Leonhard Joseph (st. 1789), besitzen das 2. oder Karl'sche Majorat als Secundogenitur (außer andern Gütern die Herrschaften Großmeseritsch und Zlotz umfassend, gegen 60.000 Ew. mit 300.000 Gld. Eink., jetzt unter dem Fürsten Karl, geb. 1790). Außer dem souverainen Fürstenthum besitzt das Haus Liechtenstein als östr. und preuß. Standesherr (wegen der schlesischen Herrschaften Troppau und Jägerndorf) und als Vasall 29 Herrschaften in Böhmen, Lausitz, Ungarn, Mähren, Oestreich, Steiermark, zusammen 105 QM., die in 30 Städten, 30 Flecken und mehr als 700 Dörfern

80.000 Einw. haben und 1.500.000 Gld. Eink. geben. Der jetzt reg. Fürst Johann, von der ältern Linie, geb. 1760, einer der ersten Reiergenerale und hochgefeiert als Held in 3 Feldzügen des Türken- und n jenen des franz. Krieges, übernahm im März 1805, nach seines Bruers Aloys Tode, die Herrschaft. Er unterzeichnete 1805 mit Talleyand den presburger Frieden. Der einzige aller kleinen Reichsfürsten ourde er nicht mediatisirt, sondern das Fürstenthum Liechtenstein ohne ein Wissen von Napoleon in den Rheinbund aufgenommen; er übertrug asselbe deßhalb seinem 3. Sohne. In der Folge trat er 1815 dem eutschen und 1817 dem heiligen Bunde bei. Er ist k. k. Generalfeldnarschall, hat eine zahlreiche Familie blühender Söhne und Töchter und esidirt zu Wien.

Liechtenstein (das souveraine Fürstenthum), der kleinste unter den eutschen Bundesstaaten, besteht aus den Grafschaften Schellenberg und Vaduz (47° 2′ N. B.), liegt an dem nördl. Abhange der rhätischen Alen, die sich hier bis zu einer Seehöhe von 5600 Fuß erheben, und am Rheine. Es gehörte sonst zum schwäbischen Reichskreise. Auf 2½ QM. ählt es 5800 Menschen in 11 Ortschaften, die meist von Feld- u. Weinau, Viehzucht und Forstnutzung leben Der Hauptort, Markt Vaduz, etzt Liechtenstein, im Rheinthal an Graubündtens Grenze, hat ein altes ürstl. Schloß, wo der Landvogt wohnt, der nebst einem Rentmeister das Fürstenthum verwaltet. Dieses Oberamt steht in zweiter Instanz unter er fürstl. Kanzlei in Wien, und die weitere Berufung geht seit 1816 n die dritte und oberste Richterstelle, an das tirolische Appellations- u. Criminalobergericht in Innsbruck. Der Fürst Johann hat daher die streich. Landesgesetze als geltend für Liechtenstein erklärt. Der Fürst hat Theil an der 16. Stimme des deutschen Bundestages; in der Plenarersammlung hat er die 28. Stelle mit einer Virilstimme. Das Bunescontingent beträgt 55 M., die zur 3. Division des 8. Armeecorps koßen. Die Staatsform ist monarchisch mit ständischer Verfassung. Der Fürst Johann hat nämlich am 9. Nov. 1818 seinem Fürstenthume Liechenstein, nach dem Muster der in den k. k. östr. deutschen Staaten bekehenden landständischen Verfassung, eine Constitution gegeben (sie steht n den "Europäischen Constitutionen", Th. 3), nach welcher es daselbst wei Classen der Stände gibt; die erste besteht aus 3 Deputirten der Geistlichen, die zweite aus der Landmannschaft, welche durch die Richter nd Seckelmeister einer jeden Gemeinde vorgestellt wird. Das Recht der Landmannschaft hat der Fürst aber auch allen übrigen Unterthanen erheilt, die für ihre Person an liegenden Gründen einen Steuersatz von 2000 Gulden ausweisen, 30 Jahre alt, von unbescholtenem und uneigennützigem Rufe und verträglicher Gemüthsart sind. Die Eink. des Fürtenthums betragen 17.000 Gulden.

Lied, ein lyrisches Gedicht (s. Lyrische Poesie), welches den einfach natürlichen Ausdruck sanfter Empfindungen enthält. Sein Name ezeichnet ebenso wie das griech. Ode (s. d.), Gesang. Es soll gesungen werden; darum ist sinnreiche Verständlichkeit und leichte Beweglichkeit n Gedanken und Ausdruck sein Charakter. Die Neuern haben das Lied von der Ode gesondert. Der Unterschied besteht aber nicht allein in der größern oder geringern Stärke der Empfindung und des Ausdrucks, sondern in allen denjenigen Eigenthümlichkeiten, welche aus der Bestimmung des Liedes für den Gesang hervorgehen. Das Lied fordert also zuvör-

derſt eine in allen Theilen ſangbare Form (Strophenabtheilung, kürzere trochäiſche oder iambiſche Verſe, Einheit des Maßes); eben darum auch Einheit der Empfindung (dem Odendichter ſind kühnere Ausweichungen verſtattet). Verſtändlichkeit und Einfachheit der Gedankenverknüpfung dürfen ferner in einem Gedichte nicht fehlen, das von Vielen mit freudigem und theilnehmenden Herzen geſungen werden ſoll. Aus demſelben Grunde muß der Liederdichter ſeine individuelle Empfindung ſo viel als möglich zum Allgemeinen, Reinmenſchlichen erheben, damit ſie ohne Schwierigkeit übergehe in die Bruſt des Andern und aus dieſer wieder frei und natürlich hervortrete als das eigenſte Leben in gefühlvollem Geſang. Hiermit iſt zugleich die Möglichkeit des Chors im Liede gegeben; denn es liegt im Begriffe deſſelben, als eines Sanggedichts, daß, was als einzelne aber reinmenſchliche Empfindung ſich ausſpricht, als Geſammtempfindung Vieler ſich wiederholen kann. Iſt das Lied der Ausdruck frommer Andacht und Gottinnigkeit, ſo heißt es das Geiſtliche Lied (ſ. d.); iſt es das Gefühl für Kunſt und Natur, für Freundſchaft, Liebe und Geſelligkeit, dem es ſeinen Urſprung verdankt, ſo heißt es das weltliche Lied. Wenn zu irgend einer Zeit ein großes Gefühl ein ganzes Volk durchdringt, ſo entſteht das Nationallied, das zum Kriegsliede wird, wenn es zum Kampfe gegen einen mächtigen äußern Feind aufruft. Das Lied iſt in den früheſten Zeiten ſchon von den Deutſchen bearbeitet worden; die uralten Lieder aber, welche Karl der Große geſammelt haben ſoll, ſind leider! verloren gegangen. Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern aus dem hohenſtaufiſchen Hauſe wurden die Stimmen der Minneſinger laut, und Vieles in den neuerdings zu Tage geförderten Sammlungen dieſer Lieder macht noch jetzt durch Zartheit der Empfindung, durch Anmuth und Wohllaut der Darſtellung, Anſpruch auf unſere Bewunderung und Liebe (vgl. Minneſinger). Als ſpäter in den Handwerksſchulen der Meiſtergeſangs (ſ. Meiſterſänger) die Dichtkunſt in die Formen eines todten Mechanismus eingezwängt werden ſollte, flüchtete ſie ſich in die freien, fröhlichen Kreiſe des Volks und zog von da als Volkslied durchs Land. Noch leben viele dieſer zum Theil ſehr zarten und ſinnigen Lieder im Munde des Volks oder in fliegenden Blättern, zum Theil ſind ſie auch in ältern und neuern gedruckten Sammlungen der größern Menge zugeführt worden. Unter den letztern verdient vorzüglich das „Knaben Wunderhorn“, von Achim von Arnim und Clemens Brentano in 3 Thle. herausgeg., Erwähnung, deſſen 1. Thl. namentlich viel Treffliches enthält. Früher ſchon hatte Herder auf das Volkslied aufmerkſam gemacht. Uebrigens haben ſich als geiſtliche und weltliche Liederdichter unter den Deutſchen ausgezeichnet: Luther, Opitz, Flemming, P. Gerhard, G. Neumark; in neuerer Zeit: Gellert, Klopſtock, Gleim, Bürger, Hölty, Claudius, Göthe, Voß, Schiller, A. W. Schlegel, Tieck, Novalis, Tiedge, Kind, Mahlmann, Uhland, Hebel u. A. Wie die Deutſchen ihre Minneſinger, ſo hatten die Franzoſen früher ſchon ihre Troubadours (ſ. d.) und die Engländer ihre Minſtrels (ſ. d.). Unter den ſpätern franz. Liederdichtern erwarben ſich bei ihren Landsleuten Anſehen: Chaulieu, Lainez u. A., unter den engl.: Waller, Prior, Shenſtone, Aikin u. A. — Lied in der Muſik erfordert zwar wenig, das heißt, nicht viele Muſik, aber die wenige muß charakteriſtiſch und treffend ſeyn. — Einfache und kurze Melodie muß den Weg zum Herzen finden. Es kommt dabei nicht auf die Ergötzung des Ohres oder Bewunderung überraſchter

Schwierigkeiten, sondern auf Rührung und Stimmung des empfindenden Gemüthes an. — Eine feine und sichere Kenntniß jeder Tonart, ihres eigenthümlichen Charakters und ihrer vorzüglichen Einwirkung ist dabei die Hauptsache. — Der Tonsetzer muß sich vorzüglich bemühen, auf jede Sylbe das passendste Intervall zu setzen; er muß nicht das Lied nach seiner musikalischen Phantasie, sondern diese nach jenen stimmen. — Eine richtige Wahl der Tonart und des Zeitmaßes sind von der größten Wichtigkeit, wenn bei dem Zuhörer die vom Dichter beabsichtigte Empfindung nicht soll verfehlt werden. Die kleinen Verzierungen müssen dabei so angebracht werden, daß aus der Sylbe, auf welche sie fallen, nie zwei oder mehre gemacht werden; sie müssen nur als Modificationen oder Schattirungen der Hauptnote behandelt werden, und dürfen nie die Deutlichkeit der Aussprache hindern. — Die genaueste Beobachtung des rhythmischen Ebenmaßes macht oft die größten Schwierigkeiten bei Liedersetzungen; und ein vom Dichter hier begangener Fehler kann durch den Tonsetzer nicht verbessert werden. — Die Alten hatten für jede Gattung des lyrischen ihre besonderen Vorschriften wegen des Satzes, und pflegten zu ihren Liedern gewöhnlich die höheren Töne des Notensystems zu wählen; zu den Oden die mittlern und zu den tragischen Chören die tiefsten.

Liederspiel unterscheidet sich, als eine Gattung des Schauspiels mit Gesang, von der Operette hauptsächlich dadurch, daß alle darein verwebte Gesangstücke bloß aus Liedern bestehen, die entweder dem Publicum schon bekannt sind, oder die der Tonsetzer doch wenigstens in der Form des Liedes neu bearbeitet hat, und welche sämmtlich mit einer dem Liede angemessenen einfachen Instrumentalbegleitung versehen sind. Reichard, wahrscheinlich durch die Vaudevilles der Franzosen dazu veranlaßt, machte in seinem Liederspiele: „Liebe und Treue“, den ersten Versuch in dieser Gattung, der zwar Beifall, aber im ernsten oder idyllischen Kreise keine bedeutende Nachfolge fand. Neuerdings gibt es aber viele komische Vaudevilles dieser Art, die man den Franzosen nachgeahmt hat, z. B. von Angely („Sieben Mädchen in Uniform“). (Vgl. Vaudeville.)

Liedertafeln. Unter diesem Namen sind in neuern Zeiten musikalische Männervereine äußerst beliebt geworden. Sowie man viel zu weit geht, wenn man gläubig annimmt, das Recitativ sey zu den Zeiten der Verbreitung der Oper in Italien erfunden worden, ebenso sehr würde man sich täuschen, wollte man diese Art deutscher Männervereine mit dem Namen einer Erfindung beehren. Wenn wir auch Meister- und Minnesängergesellschaften, durch welche sich einst unser Vaterland auszeichnete, hier nicht erwähnen wollen, obgleich sie auch hierher gehören, so würden sich doch außer jenen Verbindungen immer noch weit frühere dieser Art auffinden lassen. Ein merkwürdiges Beispiel solcher Gesellschaften hat bereits Fink in Nr. 43 der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ für 1832 bekannt gemacht, wo von einem Männerverein zu Greifenberg in Hinterpommern berichtet wird, welcher schon 1673 blühte. Der Unterschied zwischen den ältern und neuern Vereinen besteht nur darin, daß nach der Richtung jener Tage die ersten das Fromme und die letzten das Lebensfrohe zum Vorherrschenden machten, was die jetzt hinzugefügten Abendessen sehr natürlich herbeiführen mußten. Diese mit muntern Gesängen, veredelten Abendtafeln sind in der That der Hauptunterschied zwischen Jetzt und Sonst. Die meisten unserer Liedertafeln

haben ihren Musikdirector, der aus ihrer Mitte gewählt wird. Bei einigen wechselt die Würde, bei andern steht sie fest. Auch darin war der greiffenbergische Männerverein vorangegangen, auch er hatte seinen bestimmten Musikdirector in der Person eines jungen Theologen, Benedict Lisiccus. In der ersten neuen Liedertafel zu Berlin übernahm der Stifter derselben, Professor Zelter, den Vorsitz und das Amt eines Directors. Im Winter 1809 hatte er nämlich als Director der dortigen Singakademie 24 Männer derselben vereinigt, die zu bestimmten Zeiten meist nach geendigter Akademie, sich zur gemeinschaftlichen Abendtafel an einem öffentlichen Orte versammelten, selbst gedichtete und selbst componirte Lieder vortrugen und die gutbefundenen dann in ihre Notenbücher einschreiben, deren jedes Mitglied ein eignes halten mußte. Es entstand sogar in der Folge noch eine zweite Liedertafel in Berlin, die jüngere, welche unter Andern und vorzüglich von dem berühmten Componisten Bernhard Klein gegründet wurde. Beide Liedertafeln bestehen noch, beide in erwünschtem Flor und haben von Zeit zu Zeit mehre Hefte ihrer mehrstimmigen Männerlieder durch den Druck bekannt gemacht. Frankfurt an der Oder hatte zunächst nach dem Vorbilde des ersten berliner einen vortrefflichen Männerverein gebildet. Darauf wurde in Leipzig der gesellige Liederbund ins Leben gerufen. Niemand hat Zutritt in diesen Männerkreis, als wer durch Composition, Dichtung und Gesang die Zwecke der Gesellschaft zu befördern versteht. Die meisten andern Liedertafeln halten ihre Vereine an öffentlichen Orten, zwar in geschlossenen Zirkeln, doch so, daß Jeder Gäste mitbringen darf. Jeder zahlt dem Wirth, was er für sich und die Seinen verzehrt. Der leipziger Verein zählt deren Männer. Von ihm sind die dessauer und die göttinger Liedertafel ausgegangen. Seit 1818 sind sie so allgemein geworden, daß die meisten Städte Deutschlands dergleichen Vereine pflegen. Manche halten von Zeit zu Zeit sogenannte Provinzialliedertafeln, wo mehre solche Bunde an einem durch Umlaufschreiben bestimmten Orte sich versammeln, um den Liederbund im Großen fester zu knüpfen. Einige solcher Provinzialversammlungen sind von den Mitgliedern der magdeburger, der dessauer und leipziger Liedertafeln 1831 und 1832 in Köthen gefeiert worden.

Liefland, ehemaliges Herzogthum, grenzt gegen O. an Ingermanland, gegen S. an Lithauen und Samogitien, gegen W. an die Ostsee und gegen N. an den finnischen Meerbusen. Es hat im Ganzen ein mildes und gesundes Klima, liefert Holz, Getreide, Flachs, auf dem meist ebenen Boden, Mastvieh ꝛc. und besteht aus 2 Landschaften, Estland (s. d.) und Liefland (Esthen und Letten), wovon das erste an finnischen Busen, letzteres aber gegen die kurländ. und poln. Grenze liegt. Die Letten machten ursprünglich mit den Lithauern Ein Volk aus; aber ihre Abstammung, entweder von den Finnen oder den Slaven, ist noch einigem Zweifel unterworfen. Beide Völker reden auch einerlei Sprache. Die Provinzen an der Ostsee, welche sonst u. d. N. Livland, Esthland, Kurland und Semgallen bekannt waren, gehörten schon in den frühesten Zeiten zum russischen Staate, zahlten diesem aber nur Tribut und hatten ihre eigene Verfassung. Die Russen widersetzten sich nur einmal den Versuchen fremder Eroberer, die hier eine neue Herrschaft zu gründen anfingen, als diese Länder dem christlichen Europa zuerst 1158 durch bremische Kaufleute bekannt wurden, welche hierher verschlagen worden. Nach kurzem Widerstand fingen sie mit den Eingebornen an

Tauschhandel und bald ein ordentlicher Handelsverkehr an; Lübecker und andere deutsche Kaufleute suchten diese Küste auf. Sie rückten die Düna hinauf und bauten zur Waarenniederlage auf einen Berg ein wohlverwahrtes hölzernes Haus, woraus in der Folge die erste Burg mit einer christlichen Kirche entstand. Die Einwohner nannten das Schloß Ikeskola (Uerkück), d. i. Kloster, weil Meinhard, der erste Missionair, ein Augustiner-Mönchskloster daselbst errichtete, um von hier aus das Christenthum auszubreiten (1186). Andere Schlösser an der Düna, wie Dalen, Kirchholm (wohin Mainhard seine bischöfl. Sitz verlegte), wurden fast zu gleicher Zeit, nicht lange nachher Riga und Dünamünde mit einem Cistercienserkloster vom Bischof Albrecht aus Bremen erbaut (1201), während die Dänen unter Kanut VI. sich im nördlichen Theil von Liefland, d. i. Esthland, festsetzten und unter Waldemar II. das Schloß und die Stadt Reval mit einem Bisthum anlegten. Mit Kirchen und festen Schlössern (1200—1300) vermehrte sich die Zahl der deutschen Colonisten und Pilgrimme; Gewinnsucht und Unterdrückung, wozu der zeitgemäße Beweggrund des Bekehrungseifers kam, waren die mächtigen Antriebe, ein entdecktes Land zu erobern und ihm mit der neuen Lehre die neue Herrschaft aufzudringen. Als sich daher die Letten, die über die Missionnaire herfielen und den größten Theil ermordet hatten, der Annahme des Christenthums widersetzten, wurde das Kreuz gegen sie gepredigt. Der Bischof Albrecht stiftete, um seinem Bisthum eine stehende Miliz zu geben, mit päpstl. Genehmigung Innocenz III. den Orden der Ritterschaft Christi oder die nachmaligen Schwertbrüder und trat ihm den dritten Theil des noch zu erobernden Lieflands mit aller Souverainetät ab (1206). Priester und Kreuzfahrer zwangen nunmehr den Liefländern die christliche Religion mit Zins, Zehnten und andern Abgaben auf, und der Krieg wurde gegenseitig mit wilder Grausamkeit geführt. Zur nachdrücklichen Fortsetzung desselben sahen sich die Schwertritter genöthigt (1238), sich mit den deutschen Ordensrittern in Preußen zu vereinigen, worauf sie beide Kreuzbrüder, später Kreuzherren hießen. Ihre Einigkeit und religiöse Tapferkeit machte sie zu Siegern, indeß die lettischen Völker durch Uneinigkeit und Unkenntniß den Kriegswaffen unterlagen. Riga ward (1254) der Sitz eines Erzbisthums, dem 9 Bisthümer in Liefland, Kurland und Esthland und 4 in Preußen untergeordnet waren, und blühete auch als Handelsstadt im hanseatischen Bunde. Vom König Waldemar III. kaufte der Orden auch Esthland an sich (1347) und ward ein angesehener Ritterstaat, der unter der Hoheit des deutschen Ordens von besondern Heermeistern regiert wurde, unter denen sich Walther von Plettenberg (1492—1535) auszeichnete. Er hielt durch seine Siege die Russen von der Eroberung Lieflands ab, machte sich und seine Nachfolger mittelst einer Geldsumme von dem deutschen Orden unabhängig (1521), erhielt vom Kaiser Karl V. die Würde eines deutschen Reichsfürsten und begünstigte in Liefland die lutherische Reformation. Allein an seinen nordöstlichen Nachbaren hatte der liefländische Ritterstaat seine beständigen Feinde, und Iwan IV. gab durch seine verheerenden Einfälle (1558—60) Gelegenheit zu seiner Zersplitterung: Esthland und Reval begaben sich unter Schwedens Schutz, Liefland aber mit dem dazu gehörigen Kurland trat der Heermeister, Gotthard Kettler, an den König von Polen, als Großherzog von Lithauen, ab und wurde zum Erblehn-Herzog von Kurland und Semgallen ernannt (1561). Die Polen nah-

men sofort Riga und Liefland in Besitz, aber von dieser Zeit an wa es mit Esthland ein Zankapfel der nordischen Mächte, Polen, Schwe und Rußland (1561—1660), bis es im Frieden zu Oliva (1660) v Polen an Schweden abgetreten wurde, bei dem es 60 Jahr lang bl bis endlich nach dem nordischen Krieg, worin es von Neuem der Tu melplatz der Schweden und Russen gewesen war, im nystädtischen Fr den (1721), auf immer an Rußland überlassen und dasselbe im abo Frieden (1743) im Besitz bestätigt wurde. In diesen Provinzen w bisher das Schicksal der Bauern überaus traurig; sie lebten in der hä testen Leibeigenschaft unter der unbedingten Willkür ihrer Gutsherren (d nebst den Magistraten bereits unter poln. und schwed. Regierung ei große Macht besaßen); dieser Zustand ist seit der kaiserl. Verord von 1804 sehr gemildert und den 6. Jan. 1820, nach der vom liefl Adel entworfenen Grundlage, aufgehoben worden. Deutsche Provi nennt man sie deßhalb, weil der Adel und die meisten Bewohner d Städte deutschen Ursprungs sind und die deutsche Sprache daher bei d Gebildeten die herrschende ist. Die meisten Einwohner sind Lutheran doch haben auch Reformirte, Katholiken und Griechen freien Gottesdi Der Mittelstand ist gebildet und in der Kaufmannschaft wohlhabend. D meisten Pfarreien sind einträglich. Für die Bildung des jetzt freien Bauernstandes ist in neuester Zeit Vieles geschehen. 1783 bekam d Land eine neue Verfassung, und Liefland bildet jetzt die Riga'sche, Est land die Reval'sche Statthalterschaft. Doch stellte Kaiser Paul 179 den Namen Liefland wieder her. Es wird jetzt in 5 Kreise eingethei in den Riga'schen, Arensburg'schen, Dörptischen, Wendischen und Je nau'schen. Die Statthalterschaft Riga wird auf 817 QM. mit 755.00 Einw. angegeben. (S. des Grafen de Bray „Essai sur l'histoire de l Livonie" (Dorpat 1817, 3 Thle.).

Liegnitz, Hauptst. des Reg.-Bez. (251 QM., 550.000 Ew.) u Kreises (11 QM., 45.000 Ew.) gl. N., in der preuß. Prov. Schles am Zusammenfluß des Schwarzwassers und der Katzbach, ist für die ä tere Geschichte Schlesiens ein höchst merkwürdiger Ort. Die Stadt i regelmäßig gebaut, hat ein großes Schloß, 3 Kirchen für den kathol. und 2 für den evangel. Ritus, Fürstencapelle, worin die Gebeine de Piasten ruhen, Ritterakademie mit Naturaliencabinet und ansehnl. Bibl thek, Gymnasium, Waisenhaus, 1000 Häuser und 9600 Einw., Bau wollen-, Leinwand-, Spitzen-Parchent-, Cattun-, Berlinerblau-, Tabak und Strumpffabrikation, Lederbereitung, Brauer- und Brennerei, Handel mit Getreide und den Industrieerzeugnissen. Liegnitz ist der Sitz der Regierung des Bezirks und der Kreisbehörde, Hauptsteueramts, Sup intendenten, Land- und Stadtgerichts. Auch ist hier ein oculistisch sches Institut. Bei Liegnitz besiegte am 15. Aug. 1760 Friedrich d. G. den östr. Feldherrn Laudon. Zu jener Zeit war die Stadt noch ei fester Platz, später aber wurden die Basteien abgetragen und in Anlage und Spaziergänge umgewandelt; jetzt umgeben Mauern, schattige Alle und liebliche Gärten die Stadt. In der Nähe ist das Dorf Wahl stadt (s. d.) und eine Meile südöstlich von Liegnitz steht der 22 F. hoh Obelisk zur Erinnerung an die Schlacht an der Katzbach (26. Augu 1813). Das ehemalige Fürstenthum Liegnitz hatte Herzoge aus dem Piastischen Stamme, die 1675 ausstarben. Den Namen Fürstin von Liegnitz führt jetzt die 2 Gemahlin des Königs von Preußen (in zwe

katischer Ehe, 11. Nov. 1824), Auguste, geb. Gräfin von Harrach, che am 26. Mai 1826 in Berlin von der kathol. zur evangel. Kirche rtrat.

Ligatur, eine Binde zum Verbinden der Wunden oder zum Unterden eines blutenden Gefäßes. — Bei den Metallurgen auch so viel der fremde, schlechte Zusatz zu den Metallen. — In der Tonkunst Bindung, wenn zwei auf derselben Stelle stehende Noten durch en Bogen an einander gebunden werden und man nur die erste davon schlägt, die folgende aber liegen bleibt. (In der alten Kirchenmusik ar es die Verbindung mehrer Noten, die auf eine einzige Sylbe gesun n wurden.)

Ligne (Karl Joseph, Fürst v.), muthvoller Krieger und geistreicher chriftsteller, war 1735 zu Brüssel geb., der Sohn eines östreich. Feldarschalls. Das Haus Ligne, welches von dem Städtchen Ligne im ennegau den Namen erhalten und seit 3 Jahrh. seinen Glanz in dem uhme der Waffen gegründet hatte, erhielt im 16. Jahrh. die reichsgräfl. nd 1602 die reichsfürstl. Würde. Die zwischen Hennegau und dem ttticher Lande gelegene Herrschaft Fagnolles, welche diesem Hause gehörte, wurde 1770 unter dem Namen Ligne zu einer Reichsgrafschaft hoben. Der Prinz von Ligne widmete seine Jünglingsjahre dem Stuum der classischen Literatur und der Kriegswissenschaften. 1755 trat in östreich. Kriegsdienste und diente 1757—58 als Capitain in dem inem Vater zugehörigen Regimente de Ligne, focht bei Breslau, Leuthen, ochkirch, nahm 1759 den großen Garten vor Dresden mit Sturm und urde, da der Oberst des Regiments in Gefangenschaft gerathen war, um command. Obersten ernannt. Nach beendigtem Kriege stand er als eneralmajor in einer niederländ. Garnison, wo ihn der damalige Graf Artois an den franz. Hof einlud. Dem zufolge lebte er von 1766 m bald zu Paris, bald zu Versailles. Er hatte Zutritt in dem vertrauesten Kreise der königl. Familie, vorzüglich in den Abendstunden von Klein-Trianon. In derselben Zeit besuchte der Prinz England und Italien, Voltaire zu Ferney, den Prinzen Heinrich in Rheinsberg und Friedrich den Gr. in Sanssouci. 1770 wohnte er der Zusammenkunft dieses Monarchen mit Joseph II. in Schlesien bei, und nachdem er als General en Chef eines Corps Elitengrenadiere in dem Kriege von 1778—79 gegen den Prinzen Heinrich gefochten hatte, stattete er 1785 demselben einen Besuch ab und fand die verbindlichste Aufnahme. Früher (1781) hatte er den petersburger Hof besucht, wo sein ältester Sohn, der mit einer Fürstin Massalski verheirathet war, 400.000 Rubel zu fordern hatte. Er gewann die Gunst der Kaiserin, deren leidenschaftlicher Bewunderer er ward, und kehrte mit Portraits und Orden überhäuft, jedoch ohne den Zweck seiner Reise erreicht zu haben, zurück. In den Niederlanden hatte sein Betragen ihm die größte Popularität erworben. Als die Streitigkeiten 1784 einen Krieg mit Holland vermuthen ließen, traf er als General en Chef mit großer Thätigkeit alle Maßregeln, um einen schnellen und ruhmvollen Ausgang desselben zu sichern. Zur Zeit der Zusammenkunft Josephs II. und der Kaiserin von Rußland, 1787, ward der Prinz von Ligne der treueste Unterthan des Erstern und der ergebenste Höfling der Letztern genannt. Er begleitete sie auf der Reise nach Cherson. Nach dem Ausbruche des Türkenkriegs befand er sich als Geschäftsträger Oestreichs bei dem russ. Heere; in der Folge befehligte er

einen Theil des Heeres unter Laudon, welches Belgrad belagerte u. einnahm. 1792 verlor er seinen ältesten Sohn in dem Gefechte v. Vour in der Champagne. Seit geraumer Zeit lebte der Fürst im l. licher Ruhe in Nußdorf bei Wien in einem heitern Greisenalter. H. starb er am 13. Dec. 1814. Noch lebt von ihm eine Enkelin, Sid. seit 1807 an einen Grafen von Potocki vermählt. Sechzig bedeutu. volle Jahre unserer Geschichte mit ihren Staatsmännern, Kriegern u. Schriftstellern waren an diesem merkwürdigen Manne vorübergega. in deren Begebenheiten er bald als handelnde Person thätig eingegri. bald sie als geistreicher Beobachter in Denkschriften und Briefen dem Z. genossen und der Nachwelt überliefert hat. So hat er z. B. die Schl. ten von Kolin, Görlitz, Breslau, Leuthen, die Belagerung von Sch. nitz, an denen er rühmlich Theil genommen hatte, mit treffenden Be. kungen und originellen Ansichten geschichtlich dargestellt. Von s. Schriften sind nach und nach 30 Bde. in franz. Sprache („Oeuvres“ 1807) erschienen; ihr Inhalt ist sehr gemischt, Verse und Prosa wechs. mit einander ab. Eine Auswahl von Briefen und kurzen Aufsätzen h. Frau v. Stael herausgegeben (deutsch von Mad. Spazier), der eine. ähnliche Sammlungen gefolgt sind. Seine nachgelassenen Schriften h. der Buchhändler Cotta an sich gekauft. „Oeuvres posthumes du Prince de Ligne“ (Wien und Dresd. 1817, 6 Bde.).

Ligny (Schlacht bei), s. Quatrebras und Waterloo.

Ligue. Was seit dem überwiegenden Einfluß der franz. Sprache bei allen Cabinetsversammlungen Allianz genannt worden ist, bezeichnete man in dem Zeitraume von 1500—1650, wo der spanisch-italienische Einfluß vorherrschend war, meist mit dem Namen Ligue, nach dem spanisch-ital. Worte Liga. Einige Bündnisse führen diesen Namen vorzugsweise. Dahin gehören 1) die Ligue von Cambrai, d. h. das Bündniß, welches Ludwig XII., König von Frankreich, 1508 mit dem deutschen Kaiser Maximilian und dem König Ferdinand von Spanien hauptsächlich zur Demüthigung von Venedig schloß, und welchem sich bald darauf (1509) der Papst Julius II. beigesellte. Diese Ligue löste sich, wie viele solche Bündnisse, bei dem gegenseitigen Mißtrauen schon 1510 wieder auf und machte 2) der Liga santa Platz, oder dem Vertrage zwischen dem Papste, dem Kaiser Maximilian, Ferdinand von Spanien und Venedig. Ihr Zweck war, Ludwig XII., dessen Bundesgenossen seine Feinde geworden waren, zu nöthigen, auf seine Eroberungen in Italien zu verzichten, was auch erreicht wurde. Wir hätten in ihr also die erste Erscheinung eines — heiligen Bundes in der Geschichte, der aber seinen Namen von der Theilnahme des Papstes erhielt. 30 Jahre später bildete sich 3) eine Liga santa in Deutschland. Als nämlich 1536 die vornehmsten protestant. Fürsten zum Schutz ihres Religionsbekenntnisses in Schmalkalden ein Bündniß geschlossen hatten, um dem Kaiser Karl V. die Spitze zu bieten, so vereinigten sich die mißtrauischen kathol. Fürsten in Nürnberg 1538 ebenfalls, den Fortschritten des Protestantismus zu begegnen und die Anmaßungen der protestant. Fürsten zu beschränken. Sie legten ihrem Bündnisse, weil es zum Schutze der kathol. Kirche geschah, den Namen eines heiligen bei. Eine 4. Ligue, ebenfalls die heilige genannt, oder die katholische, ward 1576 in Frankreich vom Herzog Heinrich von Guise gegen Heinrich III. (s. d.) geschlossen. Sie unterwarf sich dessen Nachfolger Heinrich IV. (vgl. d.)

…, nachdem dieser 1594 katholisch geworden, 1595. S. Mignet's „Hist. … la Ligue“ (Paris 1829, 5 Bde.). Eine 5. Ligue, ebenfalls die katholische genannt, weil sie die Aufrechthaltung der kathol. Religion … Ziele hatte, finden wir im 17. Jahrh. in Deutschland. Vergl. hier… Reformation (Geschichte der).

Liguori (Alfonse Maria de), geb. 1696 zu Neapel, Stifter der Liguorianer oder Redemtoristen, hatte sich der Rechtswissenschaft gewid… et; da ihm aber 1722 ein unangenehmer Vorfall auf dieser Laufbahn …egnete, ward er Priester. Bald schloß er sich an die in Neapel er…chtete Glaubenspropaganda an und beschäftigte sich als Missionnair mit …m Unterrichte des unwissenden Landvolks. Hierauf stiftete er 1732 …it Genehmigung des Papstes in der Einsiedelei St.-Maria zu Villa-Scala (in dem Principato citra) einen klösterlichen Verein, dessen Theil…ehmer sich Glieder des Ordens vom Erlöser (il santo redemtore) nann…n, und deren Geschäft der Volksunterricht seyn sollte. Liguori ward 762 von Clemens XIII. zum Bischof von Sancta Agatha Gothici in …em Principato ultra ernannt, von welchem Amte ihn Pius VI. auf sein …rsuchen 1775 entband, indem er alt, kränklich, seine Geschäfte als Bi…chof nicht mehr glaubte erfüllen zu können. Er zog sich in den Haupt…itz der von ihm gestifteten Congregation zu Nocera de Pagani zurück …nd starb daselbst den 1. August 1787 in dem hohen Alter von 90 J. …816 ward er selig und 1830 heilig gesprochen. Liguori's ascetische Schriften sind theils in Neapel, theils in Venedig erschienen. — Den Statuten des von ihm gestifteten Ordens nach, sollen die Glieder dessel…en als Weltgeistliche vereint darnach streben, „die Tugenden und Bei…piele Jesu Christi, unsers Erlösers, eifrig nachzuahmen“, sie sollen ihr …anzes Leben dem Zwecke widmen, „das Wort Gottes den Armen zu …erkünden und zu dem Ende sich vorzüglich bemühen, dem dürftigen Volke, …da wo es demselben an geistlicher Unterstützung gebricht, durch Belehrung …und Seelsorge überhaupt zu Hülfe zu kommen“. Schnell breitete sich …dieser neue Orden über die beiden Sicilien aus, und die ersten Häuser …desselben waren zu Salerno, Conza, Nocera und Bovino. Seit 1818 …fanden die Redemtoristen, nach einem Beschlusse des gesetzgebenden Raths …des Cantons Freiburg, zu Val-Sainte eine gesetzliche Aufnahme. Einige Jahre darauf wurden sie auch, durch ein kaiserl. Decret vom 19. April 1820, in den östreich. Staaten aufgenommen, und es ward ihnen auf die Verwendung mehrer Männer von Einfluß und Gewicht, nach dem Willen des Kaisers, der obere passauer Hof in Wien als erstes Ordens-haus nebst der alten Kirche zu Maria-Stiegen eingeräumt. Zugleich sollte ihnen die Besorgung des Unterrichts und der Erziehung der Jugend in mehren öffentlichen Lehranstalten anvertraut werden. Vorzüglich von Wien und Val-Sainte aus wurden nun von den Obern des Ordens viele einzelne Glieder der Congregation nach andern kathol. Ländern als Missionnaire ausgesandt, um die Irrgläubigen zu bekehren und neue Nie-derlassungen zu gründen, aber nicht überall wurden sie auf gleiche Weise, wie an den genannten Orten, begünstigt, und namentlich konnten sie sich in Frankreich, besonders im Elsaß, nicht lange halten.

Ligurien, derjenige Strich Landes von Italien, den die Liguren bewohnten und dem sie auch den Namen gegeben hatten, grenzte gegen W. an den Varus, gegen N. an den Padus, gegen O. an den Fluß Magra oder Arnus und gegen S. an das ligurische Meer; begriff also

die ehemaligen Republiken Genua und Lucca und einen Theil von P
mont. Sie waren eine geschickte Nation, trieben von ihrer Küste a
Handlung und standen mit den Carthagenern in Verbindung. Von d
Römern wurden sie endlich unter Cn. Corn. Scipio im J. d. St. 5
gänzlich besiegt. Ehemals trugen die Ligurien langes Haar und hie
daher Comati, dann aber zogen sie die römische Toga an. In neue
Zeit trat der längst erstorbene Namen Ligurien wieder ins Leben du
Napoleon, der im franz. Revolutionskriege (21. Mai 1797) der ari
kratischen Republik Genua eine demokratische Verfassung und den N
der liguriſchen Republik gab. Diese bestand aber nur bis z
Juni 1805, wo Genua dem franz. Kaiserthum einverleibt wurde. S
1814 gehört das Herzogthum Genua zur sardinischen Monarchie.

Lille (niederländ. Ryssel), eine große, schön gebaute Stadt (11
H. 67.000 Einw.) an der Lys und schiffbaren Deule, mit vortreffl
Umgebungen, vormals Hauptstadt von franz. Flandern, sowie aller
Niederlande, ist der Sitz des Präfecten und der höhern Behörden
Norddepartements und einer Militairdivision. Sie hat breite, gut
pflasterte, des Nachts erleuchtete Straßen, worunter die Königsstraße
auszeichnet. Es gibt hier mehre große und ansehnliche Plätze, u
welchen der Paradeplatz der schönste ist. Von den vielen ansehnl
Gebäuden sind sehenswerth: die Collegiatkirche St.-Peter mit kunstv
Grabmälern, viele andere Kirchen mit schönen Gemälden, das au
Pavillons bestehende Rathhaus, ein großes Hospital, prächtige Kaser
das Theater, die schöne Hauptwache u. a. Lille hat eine Börse, H
delsgericht und Handelskammer, eine Münze, eine Gesellschaft der
ratur und Künste, eine chirurgische und eine Malerschule, ein Kun
seum und Gemäldegallerie, einen botanischen Garten und viele bedeu
liche Manufakturen in Cattun, Baumwolle, Taback, Seife, Leder, H
piertapeten, Nadeln, Zwirn, Spitzen, Porzellan, Fayence; große u
treffliche Bleichen, Blumen-, besonders starke Tulpenzucht, womit au
sehnlicher Handel getrieben wird, und mehr als 100 Oelmühlen. D
hier gezogenen Melonen und der Spargel werden selbst bis nach Par
versandt. Lille ist eine der bedeutendsten Festungen Frankreichs; die
Citadelle, ein Meisterstück der Fortificationskunst, verdankt dem berüh
ten Vauban ihr Daseyn. Nach einer blutigen Belagerung eroberte
Prinz Eugen 1708 Ryssel; es wurde aber im utrechter Frieden 17
an Frankreich wieder abgetreten. Das Bombardement von 1793 d
die Oestreicher war ohne Erfolg.

Lima, einst Hauptstadt des span. Königreichs Peru, jetzt der gle
namigen Republik in Südamerika, liegt am Flusse Lima in einem lie
nen und sehr fruchtbaren weiten Thale, 3 Stunden vom Meere und 1
St. von den Andes entfernt. Sie wurde 1535 von den Spaniern erba
1746 durch ein fürchterliches Erdbeben, nebst allen auf der Rhede
genden Schiffen und unermeßlichen Schätzen, ganz vernichtet, seitd
aber wieder aufgebaut. Die Straßen sind schön, gut gepflastert u
reinlich; die Häuser wegen des seltenen Regens mit grobem Tuch, Le
wand oder Schilf bedeckt und der Erdbeben wegen großentheils von H
und nur ein Stockwerk hoch. Sie hat 40 köstlich geschmückte Kirche
und viele reiche Klöster; andere ausgezeichnete Gebäude sind das Th
ter, das Amphitheater ꝛc. Lima hat 70.000 Einw., ist Sitz der Centr
behörden, der Volksrepräsentation, einer Universität mit Hülfsanstalten

nd des Erzbischofs. Sie hatte unter spanischer Hoheit einen Vicekönig nd (noch jetzt) eine Münze. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind 6 Hospitäler und 2 Findlingshäuser. Einst waren hier die Spanier die eichern Eigenthümer, Angestellten und Handelsherren; der Fluch des Bürgerkrieges hat sie theils vertrieben und theils verarmt; aber auch von en ebenfalls meistens ruinirten Creolen wich der alte Wohlstand. Man at hier Manufakturen in Silberzeuch, vergoldetem Leder, Baumwolle ꝛc. nd wichtigen Handel mit Landeserzeugnissen und Fabrikation aus dem ur 2 Meilen weit entfernten stark befestigten Seehafen Callao nach Süd- und Nordamerika.

Limburg, ehemaliges Herzogthum, dessen ältere Beherrscher 1282 nit Walram V. ausstarben. Seines Bruders Sohn, Adolf Graf von Berg, wäre unstreitig der nächste Erbe gewesen, da Walrams V. einzige Tochter, Irmengarde, an den Grafen Rainold von Geldern vermählt, chon vor dem Vater kinderlos verstorben war. Dennoch setzte sich Rainold im Besitz des Herzogthums, weßhalb er mit dem Herzog Johann von Brabant in einen Krieg verwickelt wurde, da der Graf Adolf von Berg dem letztern sein Erbrecht und seine Ansprüche auf Limburg abgetreten hatte. Die Schlacht bei Woringen am 5. Juni 1288 entschied iber den Besitz von Limburg, indem der Graf Rainold und mehre seiner Bundesgenossen, unter Andern der Erzbischof Siegfried von Köln, gefangen worden waren. Späterhin kam Limburg an die Herzoge von Burgund, und durch die Heirath des Kaisers Maximilian mit Maria, Erbin von Burgund, an Oestreich. In Folge des Luneviller Friedens wurde dieß Herzogthum an Frankreich abgetreten und mit dem Ourte-Departement vereinigt. Ein Theil desselben kam hierauf 1815 an Preußen, der andre Theil an das Königreich der Niederlande; letzterer gehört jetzt fast ganz zum belgischen Staate. (Vgl. Niederlande (Königreich der.) — Limburg, eine uralte Stadt an der Lahn, im Herzogthum Nassau, erscheint häufig in der deutschen Geschichte des Mittelalters. Pfalzgraf Eberhard hatte hier seinen Sitz, und nach einigen Schriftstellern wäre ein Bruder, Kaiser Konrad I., hier begraben worden. Die herrliche St.-Georgskirche ist eine der schönsten und merkwürdigsten aus der ältern Zeit. Sie wurde vom Gaugrafen Konrad zu Anfang des 10. Jahrh. erbaut, aber nicht ganz vollendet. Im Innern sind noch einige interessante altdeutsche Gemälde. Auch in der Franziskanerkirche sieht man welche. Limburg ist der Sitz eines kathol. Bischofs für die Staaten Nassau und Frankfurt, eines Domcapitels und Klerikal-Seminariums. — Limburg hat das Glück gehabt, frühe schon einen trefflichen Chronisten zu finden, dessen Büchlein dem vaterländischen Historiker und dem deutschen Sprachforscher gleich wichtig ist. Der gelehrte Hontheim hat die beste Ausgabe davon besorgt. — Limburg, an der Lenne, Stadt im Kreise Iserlohn des Reg.-Bez. Arnsberg, preuß. Provinz Westfalen, Eigenthum und Residenz des Fürsten von Bentheim-Tecklenburg und Sitz der standesherrlichen Behörden; hat ein Schloß, 240 H., 1600 Einw., Eisen- und Drahthütten, Baumwoll- und Leinwebereien.

Limerick, Hauptstadt der irländischen Grafschaft Limerick auf einer Insel des Flusses Shannon, mit einem Fort und 72.000 Einw., auch einem katholischen und anglikanischen Bisthum, besteht aus den Stadttheilen Irish Town, English Town und Newton Perry. Letzterer ist von vorzüglicher Schönheit. Der hiesige Handel und Schifffahrt ist groß. Zu

Poole an der Mündung des Shannon laden und löschen die gro
Schiffe ihre Fracht.

Lindau, ehemal. freie Reichsstadt in Schwaben, liegt auf 3 I
im Bodensee, von welchem die größte durch eine 290 Schritt lange h
zerne Brücke mit dem Festlande verbunden wird. Nach der klein
Insel, die nur Baum- und Weingärten nebst einigen Fischerhäusern e
hält, führen 2 Thore mit Fallbrücken. Sie ist eine von den Nieder
lungen, welche die in den Norden eindringenden röm. Imperatore
gründet haben, wovon noch einige Reste vorhanden sind. Ihrer
wegen hat man sie zuweilen das deutsche Venedig genannt. Die St
hat enge aber reinliche Straßen, ein Schloß, 2 Kirchen für die k
und 2 für die evangel. Confession und eine Bevölkerung von 3000 S
die sich meistens von dem beträchtlichen Handel, der im 16. Jahrh.
höchste Blüthe erreicht hatte, nach der Schweiz und nach Italien
Der 1812 hier angelegte Maximilianshafen ist 10—16 Fuß tief,
auf einer Faschinenlage von 1068 Fuß im Bogen und ist eine Nac
mung des engl. Hafens Ramsgate. Er kann 250 Schiffe einne
Die Dampfschifffahrt dient bereits zur Verbindung mit Rorschach
dürfte bald auf dem stürmischen See jede andre Frachtfahrt aus
Holz und Steinen verdrängen. Die ländlichen Umgebungen von
gehören zu den fruchtbarsten und reizendsten Deutschlands; die Aus
auf den See ist entzückend und die Hügel und Ebenen prangen mit Ho
stöcken und Obstbäumen. 1802 wurde Lindau nebst dem daselbst b
lichen reichsunmittelbaren fürstl. Damenstift gleichen Namens dem F
von Bretzenheim als Entschädigung zugetheilt und von diesem 1
an Oestreich abgetreten, das beide zum Fürstenthum erhob und
an Baiern überließ. Seitdem gehört sie zum Illerkreise und ist de
eines Landgerichts.

Lindschotten (Strik van), Herr v. Polanen u. s. w., g
1770, aus einer adeligen Familie in der Provinz Utrecht, bez
sehr jung mit seinem Hauslehrer die Universität Göttingen, maa
durch Heyne's Unterricht mit der alten Kunst bekannt und studi
Schlözer und Spittler mit Erfolg die Geschichte. Besonders unterr
er sich genau von der Geschichte seines Vaterlandes, das er mit Lei
rung liebte. Diese Gesinnung vermochte ihn, sowie viele rechtsc
Männer, von der Umbildung des Staats viel Gutes zu hoffen u
für eine neue Verfassung zu erklären. Strik war der erste Stellver
der neuen Republik an dem Hofe von Würtemberg. Von Stuttga
berufen, begab er sich nach einem längern Aufenthalte in Frankre
sein Vaterland zurück, wo er jedoch nicht lange verweilte. Darau
suchte er Berlin und Weimar, wurde in Folge der an letzterm Hofe
knüpften Verhältnisse weimarischer Kammerherr und erhielt später
preuß. Orden. Nicht so leicht wie mit diesen Würden vertrug sich St
Republikanismus mit der 1806 in Holland eingetretenen Regierungsf
Strik hatte eine Republik ohne einen Statthalter oder König gebor
ließ sich daher 1810 mit seiner Familie in Manheim nieder. Sein H
war dort wieder der Sammelplatz der besten Gesellschaft. Von M
heim aus machte Strik 1819 eine Reise nach Italien, wo er das F
darauf in Bologna an einem Fieber starb — Strik hatte ein leb
Gefühl und eine regbare, sinnliche Auffassung, daher sein Talent
Poesie; allein da es ihm an Phantasie fehlte, ward er schwülstig

elt. Unter seinem Namen erschienen ein Paar schön gedruckte Bände olländischer Gedichte, denen einige französische zugegeben sind. Außer- im übersetzte er einige Trauerspiele des Alfieri ins Deutsche und dich- te einige holländische historische Trauerspiele, von denen er eins: „Olden arneveld", in deutscher und holländischer Sprache ganz ausarbeitete, er nie in Druck gab.

Lindwurm, fabelhaftes Ungeheuer, vorgestellt als furchtbarer Drache it Flügeln; bei den frühern christlichen Dichtern die Personification des ösen, oft selbst das verkörperte böse Princip, der Teufel. Daher er uch allegorisch von mehren Heiligen, als St.-Georg, erlegt wird.

Lingam, das Symbol der allgemeinen schaffenden und zeugenden raft, den Indiern u. Aegyptern heilig. (S. Indische Mythologie.)

Linguet (Simon Nicolas Heinrich), ein berühmter Advocat, ward t Rheims 1736 geboren. Sein Vater, der Sohn ein Pächters, betrat ie wissenschaftliche Laufbahn am Collegium von Beauvais zu Paris und hielt an demselben eine Professorstelle. Er mischte sich in die jansenisti- hen Streitigkeiten, wurde nach Rheims verwiesen und verheirathete sich ort. Der Sohn ward ebenfalls im Collegium Beauvais gebildet und ug drei Mal die ersten Preise der Universität 1751 davon. Ein so länzender Beweis seiner Fähigkeiten zog die Augen des damals sich in aris aufhaltenden Herzogs von Zweibrücken auf ihn. Dieser nahm ihn it nach Deutschland. Linguet trennte sich aber bald von diesem Fürsten nd folgte dem Prinzen Beauvais als Mitglied der mathematischen Ab- eilung des Geniecorps in den portugiesischen Krieg. Seinen Aufent- alt in Spanien benutzte er dazu, die Sprache des Landes zu erlernen nd spanische Dramen ins Französische zu übersetzen. Nach Frankreich eimgekehrt, trat er in den Stand der Rechtsgelehrten. In Kurzem er- arb er sich einen großen Ruf und eine Menge Feinde durch die Kühn- eit seines Charakters, durch seinen neuerungssüchtigen Geist, durch die unst, die Menge zu beherrschen, indem er sie zu verachten schien, durch ine literarischen Kenntnisse und einen feurigen beredten Vortrag. Seine ertheidigung des Herzogs von Aiguillon entriß diesen den Verfolgungen er Tribunale und öffnete ihm später den Weg ins Ministerium; jene es Grafen von Moranges gegen die Verron war nicht weniger berühmt. hre und Ruhm erwarb er sich durch die Vertheidigung der Demoiselle on Caen, hernach Frau von Vanrobes, die der Vicomte von Bombelle nwürdig betrogen hatte, indem er die mit ihr geschlossene Heirath durch inen Richterspruch aus dem Grunde vernichten ließ, daß er, ein Katho- ik, ihr nach protestantischem Ritus angetraut worden sey. Aus Neid ber seinen Ruf verbanden sich 24 Collegen, ihn zu stürzen, indem sie rklärten, daß sie in Jahresfrist nicht mit ihm vor den Schranken er- cheinen würden. Auf Linguet's Klage gegen diesen feindseligen Beschluß eging das Parlament die Unvorsichtigkeit, ihn durch eine Verordnung us der Liste zu streichen. Dieß erbitterte Linguet; er schrieb ein Jour- al und gab mehre politische Schriften heraus, die seinen Namen und en Anwuchs seiner Feinde vergrößerten. Besonders erregte seine „Theo- ie der Gesetze" einen gewaltigen Lärm. Ein blühender, glänzender Styl, sonderbare Ansichten, ein beständiger Widerspruch gegen die ein- mal angenommenen Ideen, die Kritik des Montesquieu, die Apologie des Despotismus und das Gemälde des Glückes Derer, welche in der

Sklaverei leben, waren wohl geeignet, Aufsehn zu machen. Er eröffnete hierdurch der Kritik ein weites Feld, ihn zu bekämpfen. Der erste Minister, Maurepas, stellte sich auf die Seite seiner Feinde und unterdrückte sein Journal. Linguet, für seine Freiheit fürchtend, floh nach der Schweiz, dann nach Holland und hierauf nach London. Doch unzufrieden mit den Engländern, die ihn, wie er meinte, nicht nach seinen Verdiensten aufgenommen hatten, begab er sich nach Brüssel. Von dort bat er den Grafen von Vergennes um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen; er erhielt sie. Bald aber erhoben sich neue Klagen gegen ihn; er wurde festgenommen und den 27. Sept. 1779 in die Bastille gesetzt. Zwei Jahre saß er gefangen; dann wurde auf das Versprechen gemäßigter in seinen Schriften zu seyn, sein Verhaft in eine Verbannung nach Rethel umgewandelt. Er verweilte nicht lange hier, ging nach England und gab eine Schrift gegen die uneingeschränkte Macht heraus, deren Milde er früher gelobt und deren Mißbrauch er jetzt empfunden hatte. Außer seiner letzten Verweisung nach Rethel war er schon zum Mal verwiesen worden, nach Chartres und nach Nogent-le-Rotrou, welcher letztern Stadt er das Herz der Frau eines reichen Fabrikanten Mad. Buté, in dem Grade gewann, daß sie ihm nach den Niederlanden und England folgte. Seine Memoiren über die Bastille enthalten viel Merkwürdiges; er bezieht in denselben Alles auf sich. Von England ging er nach Brüssel, setzte hier ein Journal u. d. T.: „Politische Annalen“, fort und wußte den Kaiser Joseph II. darin so fein zu loben und dessen Lieblingsplan, die Freiheit der Scheldeschifffahrt, so günstig darzustellen, daß Joseph ihn nach Wien berief und ihm ein Geschenk von 1000 Ducaten machte. Linguet verscherzte aber bald die kaiserl. Gunst, indem er sich der Partei des Van der Noot und der Aufrührer von Brabant geneigt zeigte. Er mußte die Niederlande verlassen und kehrte nach Paris zurück. 1791 erschien er vor den Schranken der constituirenden Versammlung, vertheidigte dort die Nationalversammlung von Brabant, die Sache der Schwarzen, und eiferte gegen die Tyrannei der Reichen. In der Zeit des Terrorismus hatte er sich aufs Land geflüchtet, wo ward er entdeckt und vor ein Revolutionstribunal gestellt, das ihn am 27. Juni 1794 zum Tode verurtheilte, weil er, wie die Schreckensmänner vermeinten, in seinen Schriften den Despoten von Wien und Berlin Weihrauch gestreut habe. Er starb muthig. Er hat ungemein viel geschrieben, sowohl über Rechtswissenschaft als über Geschichte, Politik, Staatswirthschaft und schöne Wissenschaften; wir nennen hier nur seine „Histoire des révolutions de l'empire romain“ (von Augustus bis auf Konstantin), s. „Fanatisme des philosophes“, s. „Théâtre espagnol“, s. Fortsetz. der „Allgem. Geschichte von Hardion“ (den 19. u. 20. Th.), s. „Lettres sur la théorie des lois“, s. „Mémoires pour le duc d'Aiguillon et le comte Morangiés“, s. Abhandlung „Du plus heureux gouvernement“, s. „Mémoires sur la bastille“ und vor allen s. „Annales politiques, civiles et littéraires du 18me siècle“ (1777 mit Unterbrechungen bis 1792), im Ganzen 170 Nummern oder 19 Bde.; sie enthalten viel Merkwürdiges für die politische und Literargeschichte jener Zeit. Weniger werthvoll, jedoch ausgezeichnet durch Witz und Schärfe, ist die Menge seiner Streitschriften.

Linguistik, s. **Sprachkunde**. **Linguist**, der sich mit Forschungen über den Ursprung, die Bildung und Verwandtschaft der Sprachen beschäftigt.

Linie, 1) in der Mathem. eine Ausdehnung in die Länge, ohne Breite und Dicke; 2) im Längenmaße der zehnte Theil eines Zolles; 3) in der Malerei ein Zug oder Strich mit der Feder oder dem Bleistifte; 4) in der Physiogn. so viel wie Lineament; 5) in der Kriegskst. heißt Linie eine ganze Reihe von Festungen, um das Land gegen feindliche Einfälle zu schützen; oder auch Gräben mit Brustwehr und die dadurch bewirkte Verbindung verschiedener Redouten, Feldschanzen ꝛc. (daher Circumvallations-, Communications-Linien ꝛc.); 6) in der Schfffht., die Anordnung der Schiffe hinter und neben einander; daher Linie machen so viel, als sich in Schlachtordnung stellen; 7) in der Geogr. so viel als Aequator; daher die Linie passiren, bei den Seefahrern, durch diejenige Gegend des Weltmeers segeln, wohin jene Linie (Aequator) gesetzt wird. Es geschieht dieß unter großen Feierlichkeiten; und weil dieß gerade der heißeste Himmelsstrich ist, so pflegt man auch von einem verrückten Menschen zu sagen: Er hat die Linie passirt (die Sonne hat ihms Gehirn verbrannt). Endlich 8) in der Genealogie eine Reihe Verwandter von verschiedenen Graden, die aber sämmtlich von einem Stammvater herkommen: Grade Linie, Seitenlinie ꝛc. — Linienfestungen, solche, die in einer zu Vertheidigung einer Provinz gezogenen Linie mit begriffen sind (s. Linie 5); dann aber auch die Reihe von kleinen Festungen, ohne dazwischen gezogene Gräben und Wälle, zur Landesvertheidigung, wie z. B. im russischen Reiche ꝛc. — Linienschiffe, diejenigen großen Schiffe, welche, mit einer beträchtlichen Anzahl Kanonen, Munition und Truppen ausgerüstet, theils in der Linie fechten können, theils zur Bedeckung der Kauffahrtei- und Transportschiffe gebraucht werden. Nach ihrer Größe oder Kanonenzahl unterscheidet man in England gewöhnlich 3 Gattungen: 1) von 110—90 Kanonen, mit 859—750 Mann; 2) von 90—80 Kanonen und 750—660 M.; 3) von 600—410 M. und 80—60 Kanonen. Linienschiffe von mehr als 100 Kanonen werden nur selten gebaut. Schiffe unter 60 Kanonen fechten selten in der Linie, und heißen Fregatten ꝛc. — Liniensystem (Tkst.) heißen die 5 parallel gezogenen Linien, auf welchen die Noten stehen, und wornach die Höhe oder Tiefe der Töne bestimmt wird; die Klang- oder Tonleiter. Ehedem hatte man 3 oder 4 Linien. — Linientruppen heißen die regulairen Truppen, welche in die Linien vor den Feind mit treten müssen, zum Unterschiede von der Landmiliz oder anderen zur Deckung der Oerter ꝛc. bestimmten Corps. — Die Franzosen nannten das vor der Revolution bestandene Kriegsheer Linientruppen, und unterschieden dadurch die aus bewaffneten Bürgern entstandene Nationalgarde, worunter man nachher alle seit der Revolution unter die Waffen getretene Mannschaft, meistens Freiwillige, verstand. Seit 1793 wurden die Linientruppen unter die Nationalen gemischt.

Linné (Karl von), war der Sohn eines schwedischen Geistlichen und im Jahr 1707 zu Rushult in der schwedischen Provinz Smaland geboren. Schon in seiner zartesten Kindheit erwachte in ihm die Neigung zur Pflanzenkunde; von seinem Vater, der selbst ein Liebhaber der Botanik war, erhielt er einen kleinen Antheil seines Gartens, und er war kaum 10 Jahre alt, als er schon in der Umgegend von Rushult Excursionen zu machen begann und verschiedene inländische Pflanzen in sein Gärtchen trug. In seinem 10. Jahre schickte ihn sein Vater in die Schule zu Wexiö, die er bis 1724 besuchte. Doch hing er seiner Lieb-

lingsneigung mit solcher Leidenschaft nach, daß er die Schulstudien
über gänzlich vernachlässigte. Sein Lehrer klagte daher über seinen
fleiß und seine geringen Fortschritte, und beredete den Vater, daß er
zu einem Schuhmacher in die Lehre that. Auf solche Weise wäre Eu
beinahe um einen großen Mann gekommen, wenn nicht ein Arzt, S
mens Rothmann, ungewöhnliche Talente an dem jungen Linné bem
hätte; er stellte dem Vater vor, daß jener Lehrer seinen Sohn nicht
beurtheilen verstände, und rieth der Mutter, ihr Gelübde, den Sohn
nem heiligen Berufe zu weihen, dadurch zu halten, daß sie diesem ei
be, ein Priester der Natur zu werden. Die Eltern folgten dem Ra
des verständigen Arztes, und freudig verließ Linné die Werkstatt se
Lehrmeisters. Mit neu belebtem Eifer setzte er nun das Studium d
Botanik fort. Da ihm aber die Botanik keine Aussicht zur Versorg
darbot, so wählte er zu seinem Brotstudium die Medicin und bega
auf die Universität zu Lund. Hier ward der berühmte Botaniker Ro
bäus sein Wohlthäter; er nahm ihn in sein Haus auf und unterst
ihn, so weit seine Kräfte reichten. Von da ging er 1728 auf die U
versität Upsala. Seine Dürftigkeit stieg hier so hoch, daß ihm en
Mittel zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse fehlten. E
glücklicher Zufall riß ihn jedoch aus seiner drückenden Lage heraus. D
berühmte Olaus Celsius, Professor der Theologie und Naturgesch
lernte ihn kennen und mußte seine außerordentlichen Kenntnisse in d
Botanik bewundern. Celsius nahm sich des hülflosen Jünglinges an
wählte ihn zum Gehülfen bei seinem „Hieron-Botanicon“, an wel
schätzbaren Werke er damals gerade arbeitete. Hier war es, wo ihm
zuerst die Idee zu einem neuen Lehrgebäude der Botanik, welches a
dem Unterschied der Geschlechtstheile der Pflanzen beruhte, dem O
Rudbeck mittheilte. Dieser mußte die Neuheit und den Scharfsinn sei
Beobachtungen bewundern. Obgleich Linné erst 23 Jahre alt war,
hielt Jener ihn schon für fähig, an seiner Stelle im botanischen G
die Pflanzen zu demonstriren. Auf Celsius's Vorschlag ward er 17
von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaft zu Upsala beauftra
eine botanische Reise nach Lappland zu machen. In 6 Monaten vo
endete er diese gefahrvolle und beschwerliche Reise, die von reicher A
beute für die Botanik war. Nach seiner Rückkehr in Upsala machte
seine „Flora laponica“ bekannt; in diesem musterhaften Werke ordn
er zuerst die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und ihren Ve
hältnissen unter sich und zu dem Pestill. Da er bisher noch durch k
akademische Würde berechtigt worden war, Vorlesungen zu halten, u
da er auch keine Mittel hatte, sich eine solche ertheilen zu lassen; s
nahm er den Vorschlag an, den ihm sieben Jünglinge machte, sie a
einer mineralogischen und oryktognostischen Reise nach Lappland zu b
gleiten. Nach seiner Zurückkunft hielt er in Fahlun Vorlesungen ü
Mineralogie und Hüttenwesen. 1735 erlangte er in Harderwyck, wo
er sich von Fahlun begeben hatte, die Doctorwürde der Medicin u
ging hierauf nach Holland, wo er mit Boerhaave und Gronov ein en
Freundschaftsbündniß schloß. In Leyden gab er zuerst (1735) sein „
stema naturae“ heraus, worin schon die ganze Grundlage seines n
Systems der Botanik enthalten war. Nach 6 Monaten, die er in Ley
den verlebte, ward er auf Boerhaave's Empfehlung Aufseher über d
Clifford's herrlichen Garten zu Hartecamp bei Harlem mit 1000 Gu

hakt. Er behielt diese angenehme Stelle anderthalb Jahre und gab ihrend dieser Zeit folgende Werke heraus: „Fundamenta botanicae“, er später in seiner „Philosophia botanica“ commentirte; seine „Bibotheca botanica“, worin er von mehr als 1000 botanischen Werken tiz gab; und 1737 sein „Hortus Cliffortianus“, mit Abbildungen von n berühmten Eber; dieses letztere Werk enthält eine Beschreibung der euen Pflanzen, die sich im Garten zu Hartecamp befanden; ferner ne „Genera plantarum“, „Critica botanica“, und endlich seine „Glas- plantarum“, worin er alle bis dahin bekannt gewordenen Systeme sammenstellte. Während seiner Anstellung zu Hartecamp war er auch f Kosten seines großmüthigen Gönners nach England und Frankreich eist. Er kehrte krank nach Holland zurück und beschloß, in sein Vaand zurückzukehren, wo er sich schmeichelte, mit Ehren aufgenommen werden. Im Sept. 1738 kam er in Stockholm an, wo er anfangs rch Ausübung der Arzneikunde seinen Unterhalt erwerben mußte. Seine förderung verdankte er dem Wohlwollen des ersten Ministers, Grät Tessin. Er ward Arzt bei der Admiralität und königl. Botaniker. er König und die Königin beehrten ihn mit ihrer Gunst und die vorhmsten und reichsten Kranken strömten ihm zu. 1741 ward auf dem chstage eine genauere Untersuchung Schwedens in naturhistorischer nsicht beschlossen, und Linné ward zum Anführer der Reisegesellschaft wählt. Die Ergebnisse dieser Reise machte er 1745 bekannt. 1742 ielt er endlich die längst gewünschte Stelle eines Professors der Boik auf der Universität zu Upsala, wo er von nun an einförmig in hmlicher und nützlicher Wirksamkeit für die Wissenschaft bis an seinen od lebte. Er beschäftigte sich hier vornehmlich mit der Einrichtung und rbesserung des botanischen Gartens, dessen Beschreibung er 1748 u. T.: „Hortus Upsaliensis“ herausgab. Seine „Flora Suecica“ erschien 45 (aufs Neue aufgelegt 1755), worauf bald seine „Fauna Suecica“, orin er die vierfüßigen Thiere, Vögel, Insekten u. s. w. von Schwen beschrieb, folgte. Außer diesen verfaßte er in Upsala fast 200 akamische Schriften, ungemein viele Abhandlungen in den Schriften der ckholmer Akademie, der upsalaer Gesellschaft, der petersburger Akamie, der londoner Societät; vorzüglich aber beschäftigte ihn die Ausbeitung und Vollendung seiner „Species plantarum“, der „Philosophia otanica“ und der „Materia medica“. In den letzten Jahren seines Lens entzog er sich immer mehr den öffentlichen Geschäften; ja er hielt 772 sogar um seine Entlassung an, die ihm in den ehrenvollsten Ausücken verweigert wurde. Im Mai 1774 befiel ihn, während er im otanischen Garten Vorlesungen hielt, ein Schlagfluß, der nach 2 Jahn wiederkehrte und am 10. Jan. 1778 seinen Tod zur Folge hatte. r ward in der Kathedralkirche zu Upsala beerdigt. 1829 ist ihm daselbst ein Denkmal errichtet worden. Es besteht aus einer Büste des roßen Mannes, die der berühmte Bildhauer Byström verfertigt hat. – S. „Linné's eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst, mit Anm. . Zusätzen von Afzelius“, a. d. Schwed. übers. von K. Lappe (Berlin 1826).

Linsengläser (Glaslinsen) sind kreisrunde Gläser, die auf beiden lächen erhaben, flach oder vertieft geschliffen sind. Die converconcave inse (Biconverlinse) oder das Converglas ist auf beiden Seiten erhaben; as Planconverglas ist auf einer Seite gewölbt, auf der andern eben; er Meniskus, Mond, ist ein concavconveres Glas, dessen vertiefte Fläche

einen größern Halbmesser hat, als die entgegengesetzte gewölbte. Die cavlinse, oder das Concavglas, hat beide Flächen vertieft, die Plan cavlinse ist einerseits eben, andrerseits ausgehöhlt, und die Concavcon linse unterscheidet sich vom Meniskus durch das umgekehrte Verhält ihrer Flächen. Eine gerade Linie, welche durch den Mittelpunkt der L sen geht und auf beiden Flächen senkrecht steht, heißt die Axe der L und die Linse, bei welcher diese Linie wirklich in den Mittelpunkt ge fällt, ist richtig centrirt. (Vgl. Concav.)

Lintharbeiten, eine der größten hydrotechnischen Unternehmun Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte der Wallenstädtersee den i nen Fluß Mag zum Abfluß. Dieser nahm, bald nach seinem Aus aus dem See, einen andern kleinen Fluß auf, die von den glarner B gen kommende Linth. Vereint fließen sie u. d. N. Unterlinth oder L Mag dem Züricherſee zu. Die Linth führte viel Schlamm und Sch mit, die sie bei dem geringen Falle ihres Laufes absetzte und so ihr e Bett erhöhte; auch der Ausfluß des Sees hatte zu wenig Fall, und Wasserspiegel desselben stieg allein im 18. Jahrh. um 5—6 Fuß. auf der Nord- und Südseite die hohen Felsenwände natürliche feste Dä bilden, so erweiterte sich der See westlich auf dem Gebiete des Städt Weſen, östlich auf dem des Städtchens Wallenstädt. Allmälig wu viel Land unter Wasser gesetzt, versumpft und dem Anbau entzo Die beiden genannten Städte waren mit der ganzen Umgegend häufi Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche bösartige Fieber im Gefolge h ten, das Land ungesund machten und nach und nach entvölkerten. D Zustand der Einw. an dem Gestade des Wallenstädterſees und an d Ufern der Linth, bis zu ihrem Einfluß in den Zürcherſee, war höch traurig. Am Ende des letzten Jahrhunderts war das Linthbett hö als die angrenzenden Ländereien; stundenlange Strecken Landes wa unter Wasser gesetzt und verloren ihre Fruchtbarkeit; viele andere sa sich demselben Schicksale bloßgestellt. Da die Regierungen der betro Gegenden weder die Größe der Gefahr noch den Umfang der nöthi Vorkehrungen zu begreifen schienen, brachte ein Privatmann die Sa vor die Tagsatzung. Es war der Staatsrath Escher von Zürich, de das Unglück so vieler Tausende zum Nachdenken und zum thätigen Ei greifen aufgerufen hatte. Von der Tagsatzung wurde 1804 die Anor rung der nöthigen Arbeiten beschlossen und Escher die oberste Le derselben anvertraut. Die Staatscassen waren jedoch durch die fra Heere und Agenten im Lande und durch den traurigen Bürgerkrie sehr erschöpft, daß ein Ruf an den Gemeinsinn und die Wohlthäti der Schweizer ergehen und ein Credit von 320.000 Schweizerfranken 1600 unverzinslichen Actien eröffnet werden mußte. Das Werk wu unter Escher's umsichtiger, thätiger höchst uneigennütziger Leitung bego nen und 1822 vollendet. Ein über 19.000 Fuß langer Canal füh nun die Linth von Mollis in den Wallenstädterſee, und ein anderer v 52.000 Fuß Länge bringt sie aus jenem in den Züricherſee. Die Ca sind so eingerichtet, daß weder hoher noch niedriger Wasserstand sie be schädigt; sie laufen fast immer in gerader Richtung; der Weg ist ve kürzt, der Fall, und mit diesem die Schnelligkeit des Laufes vermeh der Spiegel des Sees ist wieder gefallen. Durch dieses großartige N tionalwerk wurde der Untergang der ganzen Thalebene von Wallenst und Weſen bis zum Züricherſee hin verhütet, das versumpfte Land ist

ultur wiedergewonnen, blühende Felder und Wiesen sieht man jetzt an er Stelle von Sumpfstrecken, die bösartigen Wechselfieber haben aufgeört und Tausenden ist Leben, Gesundheit und Eigenthum gerettet. So roßes vermochte ein Mann, durch den schweizerischen Gemeinsinn unterstützt. Der Betrag aller Ausgaben für das große Werk belief sich uf 945.264 Schweizerfranken, die durch freiwillige Beiträge der Schweier aufgebracht wurden. Auch für die sittliche Entsumpfung des Volkes i dieser Gegend sorgte der edle Menschenfreund Escher durch die Anlegung der Linthcolonie, eine Erziehungsanstalt für arme verlassene Kinder aus dem Canton Glarus, welche ungefähr 40 theils verwahrloste, theils arme Knaben zählt, die nebst dem Unterricht in den Elementar- und Realgegenständen zugleich eine unmittelbare praktische Anleitung im Acker- und Wiesenbau erhalten, in der Käsebereitung unterrichtet nd im Winter mit Handarbeiten, Strohflechten, Stricken ꝛc. beschäftigt erden. Die Linthcolonie hat einen Grundbesitz von mehr als 100.000 Q. Klaftern, die ihr größtentheils geschenkt wurde. Doch bedarf sie noch mmer sehr kräftiger Unterstützung zur Erreichung ihres Zwecks, die Vertilgung und die Industriebildung dieser Gegend befördern zu helfen. Fellenberg erließ darüber vor einigen Jahren eine sehr dringende Mahung. (Ueber die Linthcolonie ist vorzüglich: „Sur le résultat moral de établissement d'éducation de la Linth“ zu vergleichen.) Ein Jahr nach Beendigung der Arbeiten an der Linth entriß Escher'n ein schneller Tod en Seinen und dem Vaterlande, am 9. März 1823. Das ganze Land rauerte um den Menschenfreund; der große Rath von Zürich bestimmte inmüthig, daß seine Nachkommen zum Andenken an seine, dem Vaterande geleisteten großen Dienste den Beinamen „von der Linth“ führen sollten, denn so wurde von dem Volke schon allgemein der edle Escher ei seinem Leben genannt. Auch die Tagsatzung beschloß 1823, Escher's Andenken durch ein Denkmal zu ehren. Die ordentliche Tagsatzung von 832 hat die Ausführung des Denkmals einen eignen Commission übertragen; es soll einfach und großartig seyn, und das Hauptaugenmerk dahin gerichtet werden, daß die Linthcanäle und die Linthcolonie erhalten erden. Escher's Name bleibt aber unter dem dankbaren Schweizervolke ewiß auch ohne Denkmal unvergessen.

Linz, befestigte Hauptstadt Oberösterreichs, am rechten Ufer der Donau, die hier die Traun aufnimmt, in einem weiten Thale, das von den Höhen des linken Ufers beherrscht wird. Eine 400 Schritt lange hölzerne Brücke über die Donau verbindet sie mit der Stadt Ufar. Sie ist wohl gebaut, von mittelmäßiger Größe, hat 4 Vorstädte, ein Schloß auf einer Anhöhe, ein schöner Marktplatz, das neue Landhaus und ein hübsches Theater. Die Bevölkerung beträgt an 18.700 Seelen. Hier ist seit 1784 der Sitz eines Bisthums, ein von Kaiser Leopold I. 1674 gestiftetes Lyceum (hat gleich einer hohen Schule das Recht, das Magisterium und Baccalaureat in der philosoph. Facultät zu ertheilen, wovon es jedoch nie Gebrauch macht), ein Bildungsinstitut für Katholiken aus Norddeutschland, seit 1824 eine Taubstummen- und eine Blindenlehranstalt. Linz hat eine große Wollenzeuchmanufaktur, welche vortreffliche Fußtapeten liefert und mehre 1000 Arbeiter in der Stadt und Umgegend beschäftigt; ferner Leinwand-, Baumwollen-, Berl.-Blau-, Berggrün-, Pulver u. a. Fabriken; 2 Messen, Schifffahrt und wichtigen Speditionshandel. In unserer Zeit hat der würdige Bischof Gall (s. d.) um Linz sich

besondere Verdienste erworben. (Vgl. auch den Art. Kriegsbaukunst.) — 2) Linz, im Kreise Neuwied des Reg.-Bez. Koblenz (preuß. Rheinprovinz), am rechten Ufer des Rheines, ward vom Erzbischof v. Köln Heinrich v. Virneburg, 1330 zur Stadt erhoben und mit Mauern umgeben, das Schloß aber 1366 vom Erzb. Engelbert III. erbaut. Es ist der Sitz eines Berggerichts und Justizamts, hat ein Progymnasium, 3 kathol. Kirchen (worunter die Pfarrkirche ein schönes architektonisches Denkmal aus dem 13. Jahrh. mit 2 trefflichen altdeutschen Gemälden), Synagoge, 330 H., 2250 Ew., Vitriol- und Vitriolölfabrikation, Bergbau, Handel mit Wein, Pottasche, Eisen, Kupfer, Blei, Walkererde und Schifffahrt, in der Nähe ein Eisenhütten- und Hammerwerk, sowie ein großes Braunkohlenlager.

Liparische Inseln, im Alterthum Aeolische genannt, liegen im Norden von Sicilien; es sind ihrer 11, wovon aber einige unbewohnt sind: alle sind vulkanischen Ursprungs; daher legten die alten Dichter hieher Vulkan's Werkstätte, auch die Wohnung des Aeolus, und genießen einer ausgezeichneten Fruchtbarkeit an Wein, Oel, Südfrüchten und Baumwolle. Die wichtigsten sind: Lipari, die Hauptinsel, fast in der Mitte der ganzen Gruppe gelegen, welcher sie auch den Namen gegeben hat. Im Alterthum hatte sie einen feuerspeienden Berg, dessen Krater man noch deutlich erkennt, der aber seit Jahrhunderten erloschen ist. Ein ihrer Berge, Campo bianco genannt, besteht ganz aus Bimsstein, und von hier aus wird ganz Europa damit versehen. Die ganze Insel enthält auf 5 QM. etwa 15.000 Einw., welche größtentheils in der schlecht gebauten Stadt Lipari (Sitz eines Bischofs), wohnen, welche einen kleinen, ein Castell beschützten Hafen, den einzigen der Insel, besitzt; das Castell ruht auf einem steilen Felsen von stark verglaster Lava. Mehre heiße Quellen und Schwefellager befinden sich in und bei der Stadt. Aus dem vortrefflichen Malvasierwein, welcher hier wächst, werden jährlich 2000 Fäßchen versandt. Volcano, südöstlich von Lipari, ein unbewohntes Eiland, ¼ QM. groß, mit einem über 2000 F. hohen Vulkan, der beständig in Thätigkeit ist; sie wird bloß des Schwefels wegen besucht, den man hier sammelt; ein dicht daneben gelegenes Eiland, Volcanello, hat ebenfalls einen Vulkan. Stromboli, die nördlichste dieser Gruppe, nicht größer als Volcano, hat dennoch einen Vulkan von 2500 F. Höhe, dessen beständig emporsteigende Feuersäule den Schiffern in der Nacht als Leuchtthurm dient. Sie zählt etwa 1000 Einw. Die Liparen gehören dem König beider Sicilien. Dem Staat entrichten die armen, mit Zehnten und gutsherrlichen Diensten genug beschwerten Einwohner nichts. Die genaueste Beschreibung dieser Inseln hat Dolomieu geliefert.

Lipogrammatische Aufsätze sind solche, in welchen gewisse Buchstaben absichtlich vermieden werden. So schrieb Lope de Vega eine Novelle ohne L und A.

Lippe, ein deutsches Fürstenhaus, erhielt wahrscheinlich seinen Namen vom Flusse Lippe, an dem im 12. Jahrh. die Stadt Lippe erbaut ward. Das Geschlecht der Dynasten dieses Namens verliert sich im grauen Alterthum des heidnischen Westfalen. Es vermochte sich weniger als andere wegen der mächtigen nahen Stifter und der noch mächtigern Grafen von der Mark und Herzoge aus dem Stamme der Guelfen auszudehnen und mußte den kleineren Geschlechtern, deren Gebiet das seinige einschloß, manche bedeutende ständische Rechte einräumen. Es gehörte bereits

l. und 13. Jahrh. unter die Primates westphalorum. Es gibt keine
schichtlichen Nachrichten, daß im Lande je ein anderes Geschlecht vor
m jetzigen regierte. — Die Dynastie erwarb allmälig Schwalenberg,
heda und Sternberg, und war frühe so vorsichtig (1363), dem Erstge-
rnen im Hause die alleinige Regierung zuzusichern. Bernhard VIII.
ar der erste Graf aus dem Geschlecht, das sich früher edle Herren von
r Lippe nannte. Von Simon VI. stammen die beiden noch jetzt blü-
nden Linien zu Detmold und Bückeburg ab. 1720 erlangte Detmold
nter Simon Heinrich Adolf vom Kaiser Karl VI. die Reichsfürsten-
ürde, welche seinem Enkel Friedrich Wilhelm Leopold (st. 1802) vom
aiser Joseph II. 1789 förmlich bestätigt wurde. Seit 1802 hat Lippe-
Detmold den Fürsten Paul Alexander Leopold (geb. 1796 und Sohn des
origen) zum Regenten. Seine Mutter, die Fürstin Pauline (s. d.),
ührte bis den 4. Juni 1820 die vormundschaftliche Regierung. Sie
rat im Namen ihres Sohnes 1807 dem Rheinbunde, 1813 aber nach
er leipziger Schlacht der Coalition gegen Napoleon bei. Das Fürsten-
um Lippe-Detmold hat 21 QM., 74.000 Einw., 6 Städte, außer dem
nit Preußen gemeinschaftlichen Lippstadt (worin letzteres die Posten und
ie Conscription besitzt), 5 Marktflecken, 45 Bauerschaften und reiche
Domainen. Eben daher sind die Staatsabgaben aber so geringe als die
Dachten der Gutsherren bedeutend. Die Sennerheide ist noch immer
icht in Cultur gesetzt, hat aber feste Grenzen nach dem jetzt preuß. Pa-
erborn. Getreide, Leinen, Pferde, mageres Vieh und Holz sind die Aus-
uhren des lipper Landes. Das Fürstenthum erlangte 1819 von der
Vormünderin eine sehr liberale Verfassung, die auch dem Bauernstande,
das er bisdahin entbehrte, Repräsentativrechte gab. Die Streitigkeiten
es Hauses Detmold mit Bückeburg wegen der Grenzen der Befugnisse
er letztern Linie im Amte Blomberg und Alverdissen sind jetzt beigelegt.
Die Staatseinkünfte sind ungefähr 300.000 Thlr. Die Landesschulden
ind sehr unbedeutend. Obere Behörden des Staats sind: die Regierung,
as Oberhofgericht, Consistorium, Criminalgericht, Rentkammer und Forst-
ericht. Der Fürst hat im Plenum des deutschen Bundes eine Stimme.
Das Militair besteht aus ungefähr 400 Mann. Der reform. Cultus
ählt 38, der kathol. und luther., jeder 3 Kirchspiele. Der Fürst setzte
ort, was seine Mutter begonnen, und pflegte mit treuer Sorgfalt die
Wohlthätigkeitsanstalten,, in welchen sie ihr schönstes Denkmal hinter-
assen hat. Zu den Anordnungen, durch welche seine Regierung sich
uszeichnet, gehören die Verbesserung der Polizeiverwaltung; die Einrich-
ung einer Leggeanstalt in Lemgo, welche die im Lande gewebte zum
Verkauf bestimmte Leinwand aufnimmt, nach ihrer Güte ordnet, für den
Absatz aufbewahrt und bedürftigen Webern gegen geringe Zinsen Vor-
chüsse auf ihre Waaren gewährt; die Verminderung einiger Abgaben,
und mehre Anstalten zur Beförderung der Landescultur, wie unter an-
dern die Verbesserung der Pferdezucht. Der Staatshaushalt wurde nach
den Grundsätzen besonnener Sparsamkeit geordnet, aber bei beschränkten
Mitteln viel zur Befriedigung wesentlicher Zeitforderung gethan, und
z. B. außer der Erhöhung der Gehalte der Staatsdiener, durch Zuschüsse
aus den Staatscassen bewirkt, daß keine Pfarrerstelle unter 425 Thaler
Einkünfte hatte. Nicht minder wohlthätig war die Anordnung, nach
welcher überall, wo es an einem eignen Kirchenfonds mangelte, für die
Befriedigung der Bedürfnisse der Kirchen und Schulen eine Abgabe ein-

geführt wurde, zu welcher sämmtliche Pfarrgenossen nach dem Ma
ihrer Häuser beitragen mußten. Die Haupt- und Residenzstadt ist De
mold mit 2400 Einw. an der Werra, mit einem Gymnasium, Sch
lehrerseminar und Industrieschule. Detmold verdankt dem Fürsten, a
mehren Verschönerungen, eine 1823 gegründete öffentliche Bibliothek, w
aus einigen Büchersammlungen gebildet ward, und der benachb
Badeort Meinberg wurde durch die auf seine Kosten gemachten Anla
sehr in Aufnahme gebracht. Die Hauptlinie Detmold hat eine ä
und jüngere Schwalenberg-Sternbergische Linie, die beide den gräfl
Titel führen, sehr zahlreich und in Preußen gutsherrlich angesessen s
Die beiden Nebenlinien Biesterfeld und Weißenfeld haben ihre Ter
rialabfindung gegen eine jährliche Rente an die regierende Linie ab
treten. Agnat des Hauses Lippe-Detmold ist das Haus Lippe-Bück
oder Lippe-Schaumburg. — Diese Linie stiftete der Graf Phi
1613. Seine Besitzungen erhielten 1640 nach dem Erlöschen der grä
schaumburgischen Dynastie durch einen Theil von deren Ländern e
ansehnlichen Zuwachs; und er nannte sich seitdem Bückeburg-Schaum
Philipps Söhne erhielten sich in zwei Linien. Der älteste, Fri
Christian, stiftete die Bückeburger Linie, die schon mit seinem Enkel, d
berühmten portugiesischen Feldmarschall Friedrich Wilhelm Ernst (st. 177
erlosch. Philipps jüngerer Sohn, Philipp Ernst, wurde der Stifter d
Linie Alverdissen. Sein Enkel Philipp Ernst vereinigte 1777 Bücke
Schaumburg wieder mit Alverdissen und starb 1787. Sein Sohn Ge
Wilhelm (geb. 1784), unter Vormundschaft bis 1807, übernahm in di
sem Jahre die Regierung nebst der fürstlichen Würde, ward Mitg
der rheinischen Conföderation, die er 1813 verließ, worauf er 1815 in
deutschen und 1817 dem h. Bunde beitrat, welches auch Detmold p
than. Bei dem deutschen Bundestage führt er im Plenum eine Stim
Das Fürstenthum hat einen Flächenraum von 10 QM., auf dem 24
Individuen, meist lutherischer Confession, in 5 Städten, 2 Marktflec
9 Vorwerken und 78 Bauerschaften wohnen. Das gebirgige Land h
außer kleinen Nebenflüssen der Weser den Steinhudersee (s. d.) m
erzeugt vorzüglich Getreide, Flachs, Holz, Steinkohlen, Mineral-
wasser ꝛc. Die Garnspinnerei und Leinweberei wird am meisten betr
ben. 1810 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben. Dem Fürstenthum g
die Verordnung vom 15. Jan. 1815 eine neue, zeitgemäße, ständisch
Verfassung, nach welcher der Landtag aus den Besitzern adeliger Gü
und aus den, von den Städten und den Amtsunterthanen gewählt
Deputirten besteht. Sie üben folgende Rechte aus: Die Berechnung d
Staatsausgaben zu prüfen; über die Gesetze ihr Gutachten zu geben; v
der Verwendung der Revenüen Kenntniß zu nehmen; Vorschläge u
Beschwerden dem Fürsten vorzubringen. Bei dem Nothstande, den 18
die Mißernte unter den größtentheils von der Landwirthschaft lebend
Bewohnern des kleinen Landes herbeiführte, erließ der Fürst alle Ab
ben zur Hälfte, und die zahlreichen Anträge auf Verbesserungen in d
Verwaltung, welche die nach der Verfassung jährlich sich versammelnde
Landstände 1831 vorlegten, fanden die Regierung bereit, die Lasten d
Volks dauernd zu erleichtern. Unter den gemeinnützigen Anstalten, welch
der Fürst seine Sorgfalt widmete, gehören besonders die kräftigen Schw
felquellen zu Eilsen bei Bückeburg, in deren reizenden Umgebungen e
auch die alte, im 30jährigen Kriege zerstörte Burg Arensberg wied

rstellen ließ, die er mit alten, aus der reichen Sammlung zu Bücke- arg genommenen Gemälden zierte. Die Einkünfte werden zu 215.000 ulden geschätzt. Das Militair besteht in 400 Mann. Die Geschäfte ihren die Regierung, die Justizkanzlei, die Rentkammer und das Con- storium. Bückeburg an der Aa ist die Haupt- u. Residenzstadt. Einer ebenlinie dieses Hauses gehört der Flecken und das Schloß Alverdissen.

Lippert (Philipp Daniel), geb. 1702 zu Meißen, war anfangs in birna Glaser, verließ aber seiner Neigung zum Zeichnen wegen, jenes andwerk und fand nun Arbeit in der meißner Porzellanfabrik, in Re- enstunden sich in saubern Federzeichnungen übend. Auf den Rath eines ächs. Ingenieurofficiers wandte er sich nach Dresden, wo er Unterricht ab und durch seine treffliche Methode des Planzeichnens vielen Beifall and, weßhalb er 1738 beim Hauptzeughause und im folg. J. als Zeich- enlehrer bei den k. Pagen angestellt wurde. Während dem machte er uch geschnittene Steine zum Gegenstande seiner Neigung und versuchte ch im Nachahmen alter Pasten, da man damals nur aus Frankreich nd Italien schlechte Abdrücke aus einer Schwefelmasse bezog. Lippert rfand eine eigene weiße Masse (nach der allgemeinen Behauptung eine ächs. Kalkerde mit Hausenblase gemischt), der er durch ein beigemischtes ossil zur fast unzerstörbaren Dauer einen vorzüglichen Glanz zu geben ußte. Die Abdrücke in dieser Masse, zu denen er alle ihm nur erreich- are Gemmen aufbot, vereinigte er in seiner „Daktyliothek", in 3 Bdn. n 57 Tabletten 3149 Abdrücke enthaltend, die großen Beifall fanden. Die ersten beiden Tausende, mit dem latein. Katalog von Christ, ersch. eipzig 1755 u. 56, das dritte Supplementtausend, mit dem Register on Heyne, Leipzig 1762, die deutsche Uebers. des Registers, von Thier- ach besorgt, Leipzig 1767 in 2 Bdn. 4., und das Supplement 1768.) ippert's Masse ward in der Folge von Rabenstein aufs Neue erfunden nd noch verbessert, die Anzahl der bekanntgemachten Steine aber durch assie bedeutend vermehrt. Als Beleg zu der von ihm übersetzten „Er- lärung von Schaumünzen, deren Gepräge eine Reihe von Begebenhei- en aus der röm. Geschichte darstellen" (Leipzig 1763; a. d. Franz. des J. Dassier), gab Lippert Abdrücke in seiner Masse, die das Studium der Numismatik gefördert haben. Weniger werthvoll sind die Abdrücke der Hedlinger'schen Münzreihen. Auch in Obsidianglas seiner Erfindung machte er Abdrücke. Er starb als Professor der Antiken bei der Akade- mie der Künste zu Dresden 1785, seiner einzigen Tochter das Geheim- niß der Mischung hinterlassend, das mit ihr 1807 und zum zweiten Ma'e mit Rabenstein abgestorben ist.

Lips (Johann Heinrich), Maler, Zeichner und Kupferstecher in Zü- rich, geb. 1758 zu Klothen bei Zürich, war der Sohn eines Dorfbar- biers und ebenfalls zu diesem Geschäfte bestimmt; allein seine Talente bewogen den dortigen Pfarrer, ihm Unterricht in der latein. Sprache, Geschichte und Mythologie zu ertheilen. Auf Lavater's Empfehlung er- lernte er die Kupferstecherkunst bei Schellenberg, und nach wenig Jahren bediente sich Lavater seiner bei Herausgabe seiner „Physiognomischen Frag- mente". Hierauf begab er sich nach Rom zur weitern Ausbildung, er- hielt nach seiner Rückkehr einen Ruf als Professor der Zeichnenakademie in Weimar, welche Stelle er jedoch nur kurze Zeit bekleidete. Er starb in Zürich 1818. Seine zahlreichen Blätter, unter denen seine Marter des heil. Sebastian nach van Dyk und die Anbetung der Hirten (oder

Geburt Christi) nach Carracci vorzüglich ausgezeichnet sind, haben sich in ganz Europa verbreitet.

Lipsius (Justus), eigentlich Joest Lips, Philolog und Kritiker, geb. zu Isch bei Brüssel 1547, studirte zu Brüssel, Köln, Löwen und Rom, nachdem er im 19. Jahre seine „Variarum lectionum libri IV" herausgegeben hatte, welche den Cardinal Granvella zu Rom 1567 bewogen, ihn als Secretair in sein Haus aufzunehmen. Nachdem er daselbst 2 Jahre lang mit rühmlichem Fleiße gelebt hatte, begab er sich nach Deutschland, wurde 1572 Professor der Geschichte zu Jena und ging von da 1574 nach Köln, wo er seine „Antiquae lectiones" schrieb und die Anmerkungen zum Tacitus begann. 1576 wurde er Professor des Rechts zu Löwen und ging, da ihn die Kriegsunruhen von dort vertrieben, 1579 in gleicher Eigenschaft nach Leyden, wo er zur reformirten Religion übertrat. Seine Intoleranz hinsichtlich politischer Grundsätze verwickelte ihn in viele Streitigkeiten, sodaß er nach 13 Jahren seine Stelle niederlegen mußte. In Leyden schrieb er seine vorzüglichsten Werke, sie betreffen kritische, historische und philosophische Gegenstände und sind alle durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Am meisten fand sein Commentar zum Tacitus Beifall. Er starb 1606 zu Löwen, wo er zur kath. Kirche zurückgetreten war und kurz zuvor vom Könige von Spanien zum Historiographen ernannt worden. Seine Werke sind (1634, 4 Bde., fol.) in Antwerpen erschienen. Von röm. Schriftstellern hat er, außer Tacitus, den Plautus, Valerius Maximus, Vellejus Paterculus und Seneca den Philosophen und Tragiker, commentirt. In der Philosophie suchte er die Lehre der Stoiker zu erneuern.

Lippstadt, Kreis (8 QM., 27.000 Einw.) des Reg.-Bez. Arnsberg (preuß. Prov. Westfalen), sehr fruchtbare, nur im südl. Theile von Bergen erfüllte Landschaft, alle Arten Getreide in großer Menge und vortrefflichen Flachs erzeugend, auch bedeutende Viehzucht habend und an Mineralien Eisen, Mühl- und Schiefersteine, auch Salz. Unter den Flüssen erwähnen wir bloß der beim Städtchen Lippspringe (Kreis Paderborn) entstehenden Lippe, welche von Lippstadt an auf 24 Meilen schiffbar ist und Dorsten vorbei oberhalb Wesel 200 Fuß breit in den Rhein fällt. — Sitz der Kreisbehörde ist Lippstadt (eine Stadtklasse, gehört zu Lippe-Detmold), mit 5 Kirchen für den evangel. und einer für den kathol. Kultus, adeligen Fräuleinstifts, höheren Bürgerschule, 2 Hospitälern, 490 H., 3600 Einw., Sitz eines k. preuß. und fürstl. Lippeschen Gesammtgerichts, Lederbereitung, Brennerei, Ackerbau, Handel mit Getreide ꝛc.

Liquer, ein aus dem lat. liquor gebildetes franz. Wort, welches ursprünglich eine Flüssigkeit bedeutet. Wir bezeichnen damit alle Arten feiner gebrannter Wässer, besonders die süßen. Ueber das Chemisch-Technische s. Schedel's „Prakt. Anweisung zur Destillirkunst und Liquerfabricat." (Ilmenau 1826) und Horix's „Anleitung zur Liquerfabrication" (Manheim 1826).

Liquor anodynus Hoffmanni, Spiritus sulphurico aethereus, schmerzstillender Liquor, Hoffmann'sche Tropfen. Der berühmte Arzt Friedrich Hoffmann (s. d.) in Halle lehrte zuerst die Composition dieses krampf- und schmerzstillenden, die Nerven reizenden Mittels und zeigte seine wohlthätigen Wirkungen. Er wird bereitet durch Destillation von 4 Theilen höchst geläuterten Weingeist und 1 Theil gereinigter Schwefelsäure.

Liskov, auch Liscow (Christoph Ludwig), ein Satyriker, dessen Lebensgeschichte nur mangelhaft bekannt ist. Erst kürzlich erfuhr man, daß er zu Wittenburg im Mecklenburgischen 1701 geb. ward. Er widmete sich zu Lübeck dem Studium der Rechtswissenschaft, ward um 1730 selbst Hofmeister und gerieth mit dem Vielschreiber, Magister Sivers, in Streit, welches ihm Gelegenheit zur persönlichen Satyre gab, worin er später sich so sehr auszeichnete. Er ward darauf (um 1738 oder 39) Privatsecretair des Geheimenraths v. Blome, Probst des adeligen Klosters Pretz im Hollsteinischen, und begab sich dann nach Dresden, wo er bei dem Geheimenrathe v. Heinecke einen vorzüglichen Gönner hatte. Er wurde 1744 Privatsecretair des Ministers Brühl und hierauf Kriegsrath. Da er aber durch seine satyrischen Einfälle und Sarkasmen mehre hohe Personen, selbst seine Gönner beleidigte, so mußte er auf Verlangen des engl. Ministers Dresden verlassen. Sein Tod erfolgte 1759 zu Wilenburg in Sachsen, wie man sagt, im Gefängnisse. Liskov, den man den Swift der Deutschen genannt hat, ist besonders in der Ironie stark. Seine Satyren (unter denen „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen", 1736, ohnstreitig die vorzüglichste ist) sind an die schlechten Schriftsteller seiner Zeit gerichtet, die er zugleich namhaft macht. Er ist der Begründer der prosaischen Satyre unter den Deutschen. Seine Schreibart ist voll Kraft und männlicher Stärke, dabei in hohem Grade correct. Eine Sammlung seiner, vorher einzeln anonym gedruckten Satyren ward von ihm u. d. T.: „Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften", Frankf. u. Lpz. 1739 (Hamburg), besorgt, und von Müchler auch u. d. T.: „Satyren der Deutschen" (Berlin 1806, 3 Thle.) von neuem herausgegeben.

Lissabon (portug. Lisboa), in der Provinz Estremadura, am rechten Ufer des Tejo, unweit seiner Mündung, Hauptstadt von Portugal, Residenz der Könige, die größte und volkreichste Stadt auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel, einer der größten und bedeutendsten Handelsplätze in Europa. Sie hieß im Alterthum Olissipo (Ulyssopolis, angebl. von Ulysses gegründet), ein angeblich noch älterer Name Elisa ist wohl nur Erdichtung der Portugiesen, die vorgeben, daß Elisa, Japhet's Enkel, ihr Erbauer gewesen sey, oder daß die Elysäischen Felder hier gelegen hätten. Wahrscheinlicher ist die Ableitung des Namens Olissippo von dem phönikischen Alis ubbo, d. i. lustiger Meerbusen. Die Römer verwandelten den Namen in Felicitas Julia (röm Municipium, unter Augustus Colonie), und diesen Namen behielt Lissabon, bis mit der Völkerwanderung die Gothen kamen, die, den alten Namen wieder hervorsuchend, die Stadt Olissipona nannten. Stets waren die Einwohner durch den Handel weichlich und unkriegerisch. So erkauften sie bei einer Belagerung zu Anfang des 5. Jahrh. durch die Alanen ihre Freiheit für Geld. Später bemächtigten sich die Mauren derselben. Im 10. Jahrh. nahm sie jedoch Ordogno III. ein und riß sie gänzlich nieder; doch ward sie von den Mauren wieder aufgebaut, von Don Henrico zu Anfang des 12. Jahrh. eingenommen, wieder verloren, von Alfons 1147 aber mit Hülfe eines Heeres französischer, englischer und deutscher Kreuzfahrer von Neuem und gänzlich in eine christliche Stadt verwandelt. Papst Eugen III. machte nun Lissabon zum Sitz eines Bisthums. Die Mauren hatten aus dem alten Namen al Oschbunoch gemacht, und hieraus oder aus dem ältern Namen Olissipona entstand, nachdem es wieder christlich-

geworden, der Name Lissabon. Die Größe und Bedeutenheit der Stadt wuchs unter den christlichen Königen immer mehr und mehr. Zuerst ward Lissabon 1373 vom König Heinrich von Castilien wegen Treulosigkeit der Einwohner eingenommen; aber 1384 belagerten es die Castilianer vergebens. 1580 nahm, nach dem Aussterben des portugiesischen Königshauses mit König Heinrich, der Herzog Alba Lissabon für Philipp II. von Spanien in Besitz und ließ Viele, die sich für die Unabhängigkeit Portugals aussprachen, hinrichten. Als aber durch eine Volksrevolution das Haus Braganza 1640 auf den Thron kam, wurden die Spanier verjagt. 1755 am 1. Nov. wurde die Stadt durch ein Erdbeben eins der furchtbarsten, die in Europa je vorgekommen sind, zerstört; 7 Minuten hinter einander war die Erde in beständiger Schwingung; die sämmtliche Gebäude, vor allen die Kirchen, Klöster und andere steinerne Häuser stürzten ein; berghoch trat der Tejo und das Meer in die Höhe und stürzte sich über Die, welche sich an das Ufer gerettet hatten; große Feuersbrünste, durch das Erdbeben veranlaßt, schlossen den gräßlichen Tag; man rechnete die Zahl der bei demselben Umgekommenen 15000, ja selbst 25—30.000. 1807 wurde Lissabon von den Franzosen besetzt, aber schon 1808 durch die Engländer, welche nach der Schlacht von Vimiera die Capitulation von Cintra schlossen und den Franzosen mit allen geraubten Schätzen freien Abzug gestatteten, befreit. Seitdem wurde die bisher nicht befestigte Lissabon durch eine Linie Verschanzungen vom Tejo bis ans Meer gedeckt. Diese Stadt hat eine der reizendsten Lagen: am Ufer eines meilenbreiten, mit großen Seeschiffen bedeckten Flusses oder vielmehr Meeresarmes, erhebt sie sich amphitheatralisch über 2 Stunden am Ufer entlangt, auf 7 gegen den Strom sich herabsenkenden Höhen. Im Hintergrunde die wilden und zackigen Gebirge von Cintra, und ihr gegenüber das mit Häusern und Gärten besetzte linke Ufer des Tejo. Das Klima von Lissabon ist vortrefflich, der Winter selbst im Januar höchst unbedeutend; im Sommer aber ist eine Temperatur von 30° R. nur nicht ungewöhnlich. Lichte Stöße von Erdbeben werden zwar oft bemerkt, flößen aber den Einwohnern einen größern Schrecken ein, als dieß sonst in Oertern, wo Erdbeben häufig sind, der Fall ist, weil das entsetzliche Unglück vom J. 1755 noch in lebhaftem Andenken geblieben ist. Die hügelige Beschaffenheit des Bodens vermehrt zwar die Schönheit des Anblicks und gewährt aus vielen Theilen der Stadt die reizendsten Aussichten, dafür aber macht sie das Ersteigen mancher Gassen beschwerlich. Man kann 3 Haupthügel unterscheiden: der erste von Westen her beginnt bei der Brücke von Alcantara und ist besonders seit dem Erdbeben stark bebaut. Der zweite, mittlere Hügel ist stärker bebaut, aber die Gassen sind meistens eng und schmutzig. Zwischen dem zweiten und dritten Hügel befindet sich ein breites Thal, welches vom Erdbeben 1755 am meisten gelitten und daher jetzt die schönsten und neuesten Straßen und Häuser enthält. Es beginnt am Ufer mit prächtigen Quais, hat dann den schönsten Platz in Lissabon, den Handelsplatz, in dessen Mitte die eherne Statue zu Pferde des Königs Joseph steht; von da führen 3 schöne Straßen zu einem andern Platze, dem Rocio, worauf sich die große und schöne Gebäude der (nun aufgehobenen) Inquisition befinden. Der dritte östliche Hügel endlich, der älteste u. östlichste Theil der Stadt, hat auch die engsten und unansehnlichsten Gassen; auf ihm befindet sich eine kleine Festung. Der Tejo bei und unterhalb Lissabon bildet ein

roßen sichern Kriegs- und Handelshafen, welcher für die größten Schiffe ief genug ist. Er ist durch Batterien in Lissabon, außerdem durch mehre este Werke an beiden Ufern geschützt. Lissabon wird mit vortrefflichem Trinkwasser versehen durch eine 1¼ Meilen lange Wasserleitung, wel- he an einer Stelle so hoch ist, daß ein Linienschiff mit vollen Segeln urchpassiren könnte; sie führt das Wasser auf 35 kühnen Bogen von Marmor über das Thal von Alcantara. Dieß Werk vom J. 1743 wi- erstand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schlußsteine sich einige Zoll in die Tiefe senkten. Sonst war Lissabon wegen der Unsicherheit nd Unreinlichkeit seiner Straßen berüchtigt, aber in neuern Zeiten ist ür die öffentliche Sicherheit gesorgt und Straßenbeleuchtung eingeführt vorden. Man hat ferner durch Wegschaffung des seit dem Erdbeben iegen gebliebenen Schuttes und durch das Verbot des Auswerfens alles Unraths und todter Hunde und Katzen auf die Straßen es dahin ge- racht, daß Lissabon jetzt zu den reinlichsten Städten gehört. Man fin- et in Lissabon 40 Pfarrkirchen, 50 Klöster, überhaupt 300 Kirchen und Kapellen, 44.000 Häuser und vor 1807 300.000, jetzt kaum 200.000 Einw., worunter viele Ausländer, Neger, Mulatten, Kreolen u. 30.000 Gallegos oder Galicier, die aus dem spanischen Galicien hieher kommen, Last- und Wasserträger sind und überhaupt alle grobe Arbeiten verrich- en. Unter den Stadtquartieren ist am merkwürdigsten: **Belem**, an dem Platze, wo einst König Immanuel, nach Vasco da Gama's erster Rück- ehr aus Indien, 1599 eine Kirche zu Ehren der Geburt Christi gebaut nd das berühmte Hieronymitenkloster gestiftet hatte, in welchem sich die rachtvolle, mit weißem Marmor bekleidete Gruft der königlichen Fami- ie befindet. Nach dem Erdbeben von 1755 ward die Begräbnißkirche ieder in gothischem Style aufgebaut. In Belem residirte sonst die kö- igliche Familie. Das neue königliche Schloß hat eine vortreffliche Lage nit der Aussicht nach dem Hafen und Meere. In diesem Quartiere ha- en viele Vornehme und die meisten Geschäftsmänner von den höhern Stellen ihre Wohnungen. Daselbst befindet sich auch die Kirche Nossa Senhore da Ajuda, in deren Nähe der botanische Garten mit einem che- nischen Laboratorium und dem Naturaliencabinet liegt. Letzteres enthält merkwürdige Stufen von gediegenem Kupfer aus Brasilien und ein gro- es Stück von elastischem Sandstein mit Kalkspathkrystallen. Noch sind ei Belem der königliche Garten mit einer Menagerie und vielen Vogel- häusern für seltene Vögel, und der große königliche Thiergarten, vorzüg- ich aber der alte, im Tejo erbaute, mit Batterien versehene Thurm zu emerken, welchen kein Schiff passiren darf, ehe es visitirt worden ist. Eigentliche Prachtgebäude findet man überhaupt unter den Privatgebäu- en nicht, sondern die Wohnungen der Großen zeichnen sich nur durch hren weiten Umfang aus. Unter den vielen Kirchen Lissabons ist die ogenannte neue Kirche nicht nur die schönste, sondern auch das präch- igste von allen Gebäuden, die seit der Wiederherstellung der Stadt auf- eführt worden sind. Die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, von wel- her man eine herrliche Aussicht hat, ist im Innern äußerst prachtvoll nd enthält einen reichen Schatz und viele Kostbarkeiten. Literarische Anstalten: die königl. Akademie der Wissensch., eine Erziehungsanstalt ür den Adel, eine Seecadettenakademie, mehre Seminarien, ein botani- cher Garten, 3 Sternwarten, ein königl. Naturaliencabinet und mehre öffentliche Bibliotheken, worunter sich die 80.000 Bde. starke königliche

Bibliothek auszeichnet. Lissabon ist der Sitz der höchsten Reichsbehörden und des Patriarchen von Portugal mit einer zahlreichen Geistlichkeit. Noch sind anzuführen das St.-Josephshospital, wo jährlich an 1600 Kranke, und das Findlingshaus, worin jährl. 1600 Kinder aufgenommen werden. Die Einw. unterhalten wenige Fabriken, ja es sind nicht einmal hinreichende Handwerker für das Bedürfniß der Stadt vorhanden. Dagegen ist Lissabon der Mittelpunkt des gesammten portug. Handels, der sich beinahe nach allen europ. Ländern und nach den meisten europ. Besitzungen der Portugiesen erstreckt. Man zählt hier 240 portug. und 130 ausländischen Handelshäuser, vorzüglich englische. Jährlich laufen in den hiesigen Hafen (Junqueira) 17—1800 Schiffe ein. Dieser hatte unter D. Miguel's Tyrannei seit 1828—33 mit dem Handel auch den Wohlstand sehr abgenommen. Zu den reizendsten Umgebungen von Lissabon, die durch 6—7000 Landhäuser verschönert werden, gehören die nordwestlich davon gelegene Gebirge von Cintra; es ist höchst anmuthig mit vielen schönen Quinten, Busch und Wald und unzähligen Klöstern geschmückt. Deßhalb ist es im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Staatsnehmeren und der Fremden; auch die königliche Familie hat dort ein Schloß. Einige Klöster und Ueberbleibsel maurischer Burgen schmücken die wildesten Felsen. Einige Stunden westwärts von Cintra liegt das prächtige Kloster Mafra (s. d.). S. „Lissabon in den J. 1821—3“ von Mariane Baillie; a. d. Engl. (Stuttg. 1827, 2 Bde.). Die neue Geschichte Lissabons, s. unter Portugal.

Litanei, Litanie, stammt von dem griech. Worte Litaneia, Bitte, Bitte, her; in der Folge bedeutete es gewisse öffentliche Gebete mit Processionen und Fasten verbunden, um bei einer Landplage die Hilfe des Himmels anzuflehen. 470 führte der h. Mamertus, Bischof von Vienne, bei Erdbeben und Feuersbrünsten diese Litaneien ein. Sie bestehen aus Anrufungen der Gottheit und der Heiligen mit der Angabe eines Uebels, vor dem die Betenden Schutz suchen. Die Evangelischen nennen ein Gebet, das an Bußtagen abgesungen wird, und die Vorbeter die Betstunde vor der Sonntagspredigt, Litanei. Eine langweilige und klägliche Rede nennt man auch wohl Litanei.

Lit de Justice. Die Parlamente des altbourbonischen Frankreichs hatten das Recht, dem Hofe Gegenvorstellungen zu machen, wenn ihnen königliche Befehle oder Gesetze, welche sie zur Einregistrirung erhielten, unvolksgemüthlich schienen. Dann gab entweder der Hof, was öfter der Fall war, nach, oder der Monarch erließ ein Befehlsschreiben (lettre de jussion), dessen ungeachtet das Gesetz in die Register einzutragen. Gehorchte das pariser Parlament dennoch nicht: so erschien der Monarch in der Sitzung mit den Prinzen vom Geblüte, den Pairs und den vornehmsten Kron-, Reichs- und Hofbeamten, setzte sich im Parlamente auf den Thron (welcher in der alten franz. Sprache lit genannt wurde, weil er aus einem Unterkissen, einem Kissen im Rücken und zwei Kissen zur Seite bestand), und befahl die Einregistrirung persönlich, welche dann geschah. Das Parlament pflegte aber gemeiniglich dagegen zu protestiren, was indeß keine Vollziehung des einmal einregistrirten Gesetzes verhinderte. Ludwig XV. hielt 1763 ein solches Lit de Justice, um neue Auflagen einzuführen, mußte aber bei der großen Widersetzlichkeit des Parlamente endlich nachgeben.

Literargeschichte ist die Darstellung der allmäligen Entwicklung

ld Gestaltung der gesammten in wissenschaftlichen Schriften sich dar- llenden Cultur. Sie muß, letzterer Beschränkung zufolge, von der all- meinen Culturgeschichte, welche ihr zur nothwendigen Einleitung dient, wie von der Religions- und Kunstgeschichte genau getrennt werden. 5. Literatur.) Man kann sie in eine allgemeine und besondere thei- n. Die allgemeine zeichnet den Gang, welchen die sich bewußte gei- ge Thätigkeit des Menschen durch alle Zeitalter, für alle Völker und allen Theilen des menschlichen Wissens nahm. Die besondere Literar- schichte beschäftigt sich mit Dem, was in einzelnen Zeitaltern, bei ein- nen Nationen oder für einzelne Wissenschaften durch Literatur geleistet orden ist, und kann auch unter noch engern Gesichtspunkten bearbeitet erden, indem sie eine besondere Darstellung der Individuen, welche irkten (Biographie), der Schriften, durch welche sie wirkten (Bibliogra- hie), und der äußern Einrichtungen und Anstalten, durch welche ihre Thätigkeit begünstigt wurde (Geschichte gelehrter Bildungsanstalten, Schu- n und Universitäten, gelehrter Vereine, Bibliotheken ꝛc.), zuläßt. Den rsten rohen Versuch zur Zusammenstellung allgemeiner Literarnotizen, je- doch ohne sonderliche systematische Ordnung, machte Polydorus Virgilius us Urbino in seinem Werke: „De inventoribus rerum“, zuerst 1499 edruckt. Der eigentliche Vater der Gelehrtengeschichte ist der berühmte Conrad Geßner, dessen „Bibliothek“ noch immer als eine reiche und bei weitem nicht erschöpfte Quelle für diese Wissenschaft hochgehalten werden muß. Die erste Ausg. der ersten Abtheilung erschien 1545. Nach Geß- ner's „Bibliothek“ und dem Buche des Virgilius lehrte Pet. Lambeck die Literargeschichte auf dem Gymnasium zu Hamburg seit 1656 und gab 1659 einen eignen Entwurf als Leitfaden seiner Vorlesungen heraus, auf dessen Titel der Name „Literargeschichte“ (historia literaria) zuerst gebraucht worden ist. Sehr verdient um die Verbreitung des Studiums der Literargeschichte machte sich Daniel Georg Morhof durch seinen „Po- lyhistor literarius, philosophicus et practicus“ (erste Ausg. 1688). — Seit dem Anfange des 18. Jahrh. wurde die Literargeschichte ein Lieb- lingsstudium der Gelehrten, und man fing an, sie fast auf allen Akademien und hohen Schulen zu lehren. Diesen Vorträgen verdanken mehre Ein- leitungen, Uebersichten und Systeme der Literargeschichte ihr Daseyn. Wir nennen die Zeitfolge nach: Burkhard Gotthelf Struve, Prof. in Jena; Matth. Lobetanz, Prof. in Greifswald; N. H. Gundling, Geheimerrath u. Prof. in Halle; Gottlieb Stoll, Prof. in Jena; G. G. Zeltner, Prof. in Altorf; E. C. Neufeld, Prof. in Königsberg; F. G. Bierling, Prof. in Rinteln u. A. m. Auch Jak. Friedr. Reimmann wirkte um dieselbe Zeit nicht unbedeutend auf die Beförderung des Studiums und einer bessern Methode der Literargeschichte durch seine „Einleitung in die Historia literaria“ (1708) und seine „Idea systematis antiquitatis literariae“. Noch verbreiteter und einflußreicher wurde Chr. Aug. Heumann's „Conspectus reipublicae litterariae“. Das „Handbuch der allgemeinen Literargeschichte“ von Karl Jos. Bougine ist nach Heumann's Grundriß ausgeführt worden. Umfassender ist Joh. Andr. Fabricius's „Abriß einer allgem. Historie der Gelehrsamkeit“ (seit 1752). Zu einer geistreichern, philosophischern Behandlung der Geschichte der literarischen Cultur gab der Franzose A. Y. Goguet den Ton an, und mit ihm wetteiferte der Italiener C. Denina. Iselin, Ferguson, Home und vorzüg-

lich Herder versuchten sie in die allgemeine Geschichte der menschlichen Cultur einzufügen. In den neuesten Zeiten haben die Deutschen den ersten Rang unter den Bearbeitern der Literarhistorie wieder eingenommen. Wir nennen J. G. Eichhorn und K. Wachler, deren literarhistorische Werke in jeder Hinsicht als unerreichte Muster, nicht allein in Deutschland, sondern in Europa, dastehen. Neben ihnen verdienen eine ehrenvolle Erwähnung S. G. Wald, J. G. Meusel und Fr. Schlegel. Ehre die große Unternehmung des göttinger Gelehrtenvereins, „die Geschichte der Künste und Wissenschaften in Europa, seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18. Jahrh.“.

Literatur, der Inbegriff des geistigen Lebens einer Nation. Betrachtet man sie von der poetischen Seite, bei der man vorzüglich auf die Erfindung, auf Gefühl und Einbildungskraft sieht, so ist sie der Inbegriff der ausgezeichnetsten und eigenthümlichsten Hervorbringungen, in welcher eine Nation sich ausspricht; und eine kunstreich ausgebildete Literatur ist einer der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Jedes Volk aber, dessen Literatur eigenthümlichen Lebensgeist athmet, hat eine poetische Vorzeit durchlebt, die der Periode einer mehr geregelten und kunstreichen Entwickelung seiner Literatur vorausging. Eine solche poetische, reiche, aber nichts weniger als eigentlich literarisch, oder wissenschaftlich gebildete, Vorzeit hatte die Geistesbildung der Griechen in dem Zeitraum von den trojanischen Abenteuern bis auf Solon und Perikles. Durch sie wurde die alte classische Literatur vorbereitet und herbeigeführt, welche das bildende Muster für alle Völker geblieben ist, die auf Literatur in diesem Sinne Anspruch machen. Daher setzt Bouterweck den Anfang der neueren Literatur in die Zeit, als das erneuerte Studium des classischen Alterthums auf die Form und den Geist der Literatur in den Sprachen wirkte, die wir jetzt die neueren nennen. In der italien. Literatur fällt Beides, die erste literarische Bildung der Sprache und die Entstehung einer neueren Poesie und Beredtsamkeit, zusammen. In der deutschen Poesie und Beredtsamkeit fällt die Epoche, seit welcher von eigentlich neuerer Literatur die Rede seyn kann, in die ersten Jahrzehende des 17. Jahrh. oder in die Zeit der Entstehung der Opitz'schen Schule. In Rücksicht auf die eigenthümliche Richtung des Gemüths und des Geistes der verschiedenen Völker unterscheidet man die orientalische von der abendländischen Literatur; und in letzterer wiederum die südliche und die nordische Literatur. In der oriental. Literatur ist die wichtigste die biblische. Man kann aber auch die Literatur von der prosaischen Seite betrachten als das Organ der Ueberlieferung, wodurch die Kenntnisse der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, sondern durch die natürlichen Fortschritte der Zeiten erweitert und vervollkommnet werden. Da nun alle Kenntnisse allein durch die wissenschaftliche Form ein lebendes Eigenthum des menschlichen Geistes werden, so heißt Literatur auch der Inbegriff sämmtlicher wissenschaftlichen Kenntnisse, und derjenige Gelehrte, der von dem Zustande der Wissenschaften bloß historische Kenntnisse besitzt, wird Literator genannt. Hierzu dienen ihm vorzüglich Bibliographie und Literargeschichte (s. d.).

Literaturzeitungen und literarisch-kritische Zeitschriften sind, wie oft auch beschränkte Nationalvorurtheile oder noch mehr engere persönliche Rücksichten und Leidenschaften unter ihrem Schilde ziellosses Spiel trieben, einer der kräftigsten Hebel der literarischen Cultur

gesammten gebildeten Welt; das Bindemittel der verschiedenen Nationen, welche sich vor Entstehung solcher Blätter, in sich abgeschlossen, ß in ihrer Individualität ausgebildet hatten. Sie erzeugten durch den genseitigen Umtausch der Ideen Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit der ehrten Bildung; sie erweckten Wettstreit unter den Nationen und reg durch die Oeffentlichkeit dieser Verhandlungen die auf der literarien Bühne auftretenden Männer zu immer größerm Streben nach Vollmmenheit kräftig an; sie brachten Licht und Uebersicht, Ordnung und wußtseyn in die bisher meist nur durch Zufälligkeiten bestimmten und st bewußtlosen literar. Bemühungen. Das neuigkeitsliebende Frankreich, it Gazettes und Mercures schon überhäuft, war auch Erfinder der literischen Tagebücher. Das noch jetzt fortdauernde „Journal des savans“ . d. 5. Jan. 1665) war das erste. Mehres s. Französische Literaturzeitungen. Ueber die deutschen Literaturzeitungen s. Deutsche und literarische Zeitschriften; über die englischen: Englische iteratur; die italienischen: Italienische Literatur u. s. w.

Lithauen (in der Sprache des Landes Litwa), ehemals selbständies Großherzogthum zwischen Polen, Preußen, Kurland und Rußland, on 5000 QM. Flächeninhalt. Das flache, mit großen Waldungen, Noräften und Landseen versehene und vom Dnieper, Dniester, Dwina, iemen und Memel, Bug, Pripetz und Narew durchströmte Land hat in gemäßigtes Klima, obgleich die Frühlinge und Herbste oft sehr naß nd; es unterhält bedeutende Viehzucht und ist reich an Getreide, Flachs, anf, Holz, Honig und Wachs. Das Mineralreich ist arm und liefert esonders Eisen und Torf. In den Wäldern ist viel Wildpret. In dem aiserl. Walde von Bialowicza (Gouvernement Grodno), der einen Umang von 25 Meilen (50° 29′ — 51° N. B.) hat, und in welchem nur kleine Dörfer liegen, hausen Elenthiere und Auerochsen (der Bison der Wisent) herdenweis. Ein Theil von 15.000 Morgen ist noch jetzt ndurchdringlich. (S. des Bar. v. Brincken „Mém. descript. sur la forêt mpér. de Bialowicza“ (Warschau (1826). Das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Wolf- und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch sehr guten, wiewohl kleinen Pferden, einen ansehnlichen Handel. Die Industrie steht noch auf einer niedrigen Stufe und beschränkt sich vorzüglich auf einige Eisenwerke, Glashütten, Gerbereien und zahlreiche Branntweinbrennereien. Die Einwohner Lithauens sind mit den Letten verwandter Volksstamm, reden eigne Sprache, sind dem Trunke und der Völlerei ergeben, waren sonst edler, haben Anlagen zu mancherlei Kunstfertigkeiten und sich mit den Polen, Russen, Juden u. a. vermischt. Sie sind in Rußland meistens unirte Griechen, in Preußen Lutheraner. Einstige Hauptstadt: Wilna. — Lithauen soll seinen Namen von Littalan oder Litäus, dem zweiten mythischen König des Landes, erhalten haben. Damals hatte es enge Grenzen. Lithauen stand anfangs unter der Botmäßigkeit der Russen und machte einen Theil des Staats von Polozk aus. Es befreite sich endlich und wählte eigene Herzoge, unter denen Ringwold im 13. Jahrh. (gegen 1235) den großherzogl. Titel annahm. Diese führten Kriege mit ihren schon christlichen Nachbarn, den Russen, Polen und deutschen Rittern in Preußen, eroberten Polozk, Kiew und erbauten Wilna, das Residenz und Hauptstadt wurde. Mit Walnistik war indeß der alte Regentenstamm erloschen (gegen 1283), worauf Witenes aus Samogitien einen neuen begann. Sein Urenkel, Jagello, ist der berühmteste, da er

durch seine Vermählung mit der Prinzessin Hedwig auch die polnische Königskrone erhielt und sich taufen ließ (1386). Er breitete in Litthauen das Christenthum aus, stiftete das Bisthum Wilna und ordnete die Kirchengebräuche. Anfangs suchte er, den Absichten seiner neuen Unterthanen gemäß, Lithauen mit dem Königreiche zu vereinigen, und lieh es als Statthalter durch seinen Bruder regieren, mußte es aber, weil die Unzufriedenheit der Einwohner über diese Verbindung in Krieg ausbrach, seinem Vetter, Witold (oder als Christ Alexander), mit der großherzogl. Würde, doch unter dem Vorbehalt der Lehnsherrlichkeit überlassen (138[illegible]). Witold vergrößerte Lithauen durch ansehnliche Eroberungen, unter andern mit Smolensk, gegen Rußland (1418). Es ward ein angesehener Staat und begriff, außer dem eigentlichen Lithauen, das sogenannte Weiß- und Roth-Rußland, Samogitien u. a. Districte in sich. Das lehnsherrliche Bündniß mit Polen ward auf dem Landtag zu Wilna (1401) bekräftigt und auf einem andern, im Städtchen Horodlo (1413), eine völlige Nationalgleichheit in Ansehung der Staatsgesetze und Regierungsart festgesetzt und nochmals erneuert (1499), denn außerdem, daß viele lithauische Geschlechter unter den polnischen aufgenommen und ihre Wappen vereinigt wurden, sollten die Polen ohne die Lithauer keinen König, und diese keinen Großherzog ohne jene erwählen. König Sigismir IV. war zuvor Großherzog von Lithauen gewesen, und Alexander von Lithauen war zugleich auch König von Polen (1501). Von dieser Zeit an blieben beide Länder stets unter Einem Oberhaupt vereinigt. Als der Heermeister in Liefland, Gotthard Kettler, die Ordensregierung niederlegte, wurde er als Herzog von Kurland nicht polnischer, sondern lithauischer Vasall (1561). Die völlige Vereinigung mit Polen in den Staatsangelegenheiten kam endlich auf dem Reichstag zu Lublin (1569), sowie der Beschluß, daß allemal der dritte Reichstag in Grodno gehalten werden solle, durch mehre Reichsgesetze (1673, 77 und 85) zu Stande. Seitdem theilte Lithauen gleiches Schicksal und Ende mit Polen, und seit der Theilung dieses Staats 1773, 1793 und 1795 ist es fast ganz mit Rußland vereinigt und besteht aus den Statthalterschaften Mohilew, Witepsk, Minsk, Wilna und Grodno. Einiges kam 1804 zu dem Großherzogthum Warschau, und ward so 1814, als dieß den Namen Königreich Polen erhielt, Theil dieses Landes.

Lithographie, s. Steindruck.

Lithochromie, die Kunst, mit Oelfarben auf Stein zu malen und dann auf Leinwand Gemälde abzudrucken zur Vermehrung der Meisterstücke in der Malerei. Malapeau in Paris erfand solche und legte dort 1815 dafür eine Fabrik an. Junge Künstler verbessern jeden Abdruck, oder bringen auf dem Steine selbst die platten Tinten durch Mitteltinten in Uebereinstimmung. Die Abdrücke sind wohlfeil; Rafael's Madonna di S. Sisto z. B. (4 F. Höhe, 3 F. 1 Zoll Breite) kostet 100 Fr., Ludwigs XVIII. Portrait (24 Z. hoch, 20 Z. breit) 50 Fr., ein Le rendez-vous de chasse (7 Z. hoch, 5 Z. breit) 8 Fr. u. s. f. Kunstwerth haben indeß diese Versuche nicht; sie sind ein Ersatzmittel für das Copiren der Portraits. Eine ähnliche, aber, wie es scheint, vorzüglichere Erfindung ist Sennefelder (s. d.) (st. im Febr. 1834 zu München) gemacht und Mosaikdruck genannt.

Lithotritie (Steinzermalmung), eine Erfindung zum Vortheil der leidenden Menschheit, besteht darin, den in der Urinblase erzeugten Stein

hmt, diese durch eine Operation zu öffnen, durch dorthin zu führende Instrumente zu zerstückeln und so den Steinkranken zu heilen. Dieser schon früher von Aerzten, z. B. Gruithuisen in München, geltend gemachte Gedanke ward 1817 durch des pariser Arztes Civiale Erfindung zur Wirklichkeit (vgl. s. Werk: „De la lithotritie, ou broiement de la pierre dans la vessie", Paris 1827). Zur Belohnung erhielt er 1826 von dem k. Institut 6000 Fr. und 1827 von der Akademie der Wissenschaften den vom Baron von Monthyon ausgesetzte jährliche Preis von 10.000 Fr. Civiale hat durch seine Lithotritie sehr viele Steinkranke in Frankreich und im Auslande geheilt; selbst Aerzte, die am Stein litten, haben sich seiner Behandlung mit Glück anvertraut. Mehres s. unter Steinkrankheit.

Lithurgik, die ökonomische Mineralogie (s. d.), ward von K. Naumann in einem eigenen Werke („Entwurf einer Lithurgik, Lpz. 1826) bearbeitet, ebenso von Brard („Minéralogie appliquée aux arts").

Litotis oder Litotes wird in der Rhetorik die Verkleinerung eines Gegenstandes durch den wörtlichen Ausdruck genannt; namentlich wollen viele Rhetoriker dadurch eine scheinbare, besonders aus Bescheidenheit hervorgehende Verkleinerung oder Herabsetzung eines Gegenstandes verstehen, wodurch eben derselbe um so mehr erhöht wird. Letzteres ist jedoch nicht allgemein anwendbar. Er ist nicht ungeschickt z. B., heißt nicht überall: er ist sehr geschickt. Von den Worten: „Die schlechtsten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen", gilt es allerdings. Die Litotes ist an sich zweideutig und daher zu vermeiden, wo man bestimmt sprechen will, und wo der Gegenstand nicht unbestritten ist. Sie gehört besonders einem gewissen gemäßigten Ausdruck an.

Litre, s. Französisches Decimalsystem.

Litorale, jedes Küstenland, besonders das ungarische Küstenland am adriatischen Meere, oder die 3 bedeutenden Seeplätze Fiume (s. d., Sitz des königl. Guberniums), Buccari und Porto-Re mit ihrem Gebiete an der nördlichsten Küste Dalmatiens (7 QM., 20.800 Einw.), wurde 1776 von Kaiser Joseph vom kroatischen Militairdistricte ausgesondert und mit Ungarn vereinigt, um den Handel und den Abzug der ungarischen Landeserzeugnisse zu befördern. Napoleon schlug das ihm 1809 im wiener Frieden abgetretene Litorale zu Illyrien, mit dem es 1814 wieder unter Oestreichs Scepter kam, seit 1822 aber an die Krone Ungarn zurückgegeben ist.

Liturgie (von Liturg, bei den Griechen Derjenige, der ein öffentliches Amt der Reihe nach übernahm — das Wort ging von den Prytaneen in die Tempel über), eigentlich eine gewisse Ordnung in den Verrichtungen; dann aber nannte man so später in der christl. Zeit besonders die ganze Einrichtung des äußern Gottesdienstes und die gesetzliche Vorschrift darüber: dahin die öffentlichen Gebete, die Formulare bei Taufen, Trauungen, die Gesänge oder Gesangbücher ꝛc. gehören. Die Liturgie der kathol. Religion stammt größtentheils aus Satzungen des Papstes Gregor d. Gr. und dessen Meßkanon. Die griech. Kirche bezeichnet durch dies Wort den Gottesdienst überhaupt und die Bücher, welche die Form desselben bestimmen. Die engl. Liturgie enthält die ganze äußerliche Verfassung der bischöfl. Kirche, sowohl im Gottesdienst als im persönlichen und dinglichen Kirchenrecht, nach der Gesetzgebung König Eduard VI., welche unter Genehmigung des Monarchen von verschiedenen Bischöfen

u. a. Geistlichen entworfen wurde. In Schottland ist die bischöfl. [illegible] nach dem Willen der Krone ebenfalls eingeführt worden. Es herrscht dort aber neben jener die presbyterianische Kirchenverfassung. Die Reformation Luther's brachte ebenfalls eine neue Liturgie hervor, bei welcher man sich größtentheils der deutschen Sprache bediente. Die Wissenschaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienstlichen Handlungen heißt Liturgik, eine Wissenschaft, welche ebenso viel Geschmack als Kenntniß des menschlichen Herzens voraussetzt. In neuerer Zeit gaben in Deutschland Vorschläge zur Veränderung der kathol. Liturgie (von Blau, Dorsch, Werkmeister, Winter, Busch, Batz u. A.), man fing in Schlesien u. a. O. an, den Gottesdienst nicht mehr in latein., sondern in deutscher Sprache zu halten, sowie der Abbé Chatel in Paris im 1831 die Messe französisch hält. Auch die Juden fingen an, ihren Gottesdienst (in Berlin, Weimar, Frankfurt, Dessau, Hamburg) in deutscher Sprache zu halten. In den neuesten Zeiten hat man an der alten protestant. Liturgie Vieles geändert und neue Agenden eingeführt. (Wir verweisen deßhalb auf Kirchenagende.) — Liturgisches Recht oder Liturgierecht heißt die Befugniß, liturgische Formen zu machen oder machen zu lassen und öffentlich bekannt zu machen. In der kathol. Kirche kömmt dieses Recht dem Papst und den Bischöfen zu. In der evangel. Kirche gab der Streit über die neue preuß. Kirchenagende die Veranlassung zu Erörterung dieses Gegenstandes. Die Gegner der neuen Agende beriefen sich auch darauf, daß der Landesherr das Recht gar nicht habe, eine neue Agende selbst zu machen und deren Einführung zu befehlen. Da versuchte Augusti's „Kritik der preuß. Kirchenagende" (Frankf. a. M. 1823) geschichtlich zu erweisen, daß die Landesherren dieses Recht allerdings hätten. Ihm entgegen trat mit scharfer Dialektik Schleiermacher in seiner Schrift: „Ueber das liturgische Recht evangelischer Fürsten; ein theolog. Bedenken von Pacificus Sincerus" (Göttingen 1824), dem bald andere Beurtheilungen folgten, von Schröter, Hasenschneider, Schuderoff, Schmidt, Schulz u. A. Doch fanden sich auch Vertheidiger der Ansicht Augusti's, z. B. Marheinecke, Ammon, Schmid u. A. Von einem Rechte, Agenden zu machen, kann eigentlich nicht die Rede seyn, da es ja sich von selbst versteht, daß man zu jeder Sache solche Leute gebrauchen müsse, welche die Sache vermöge ihres Berufs eigentlich und gründlich verstehen sollen; also zur Gesetzgebung Rechtsgelehrte, zu einer Medicinalordnung Aerzte, zu einer Militairverfassung Kriegskundige, und zu einer Liturgie oder Agende Gottesgelehrte und Prediger. Dabei ist es überflüssig zu fragen, ob das liturgische Recht in der Gemeinde ruhe oder ein Majestätsrecht sey; denn es trägt nichts aus, woher die Gottesgelehrten und Prediger den Auftrag bekommen, die Liturgie zu ordnen, sondern es kommt nur darauf an, daß sie ihn bekommen und keine Andern. Der von ihnen verfertigten Liturgie aber die öffentliche Sanction zu ertheilen und sie einzuführen, kann nur allein dem Kirchenregenten, es sey ein Fürst oder ein Magistrat, zustehen.

Livadien, das alte Hellas (s. d.), jetzt Mittelgriechenland, mit den Abtheilungen Ost- und Westhellas, liegt im S. von Janina und Thessalien und nördl. von Morea, zwischen dem ionischen und ägäischen Meere, wird zu 275 QM. gerechnet, worauf vor den letzten Kriegsverheerungen über 250.000 meist griech. Einwohner lebten. Livadien ist ein durchaus gebirgiges, meist trockenes Land, ohne einen einzigen be-

mdenden Fluß (Sionapro, Kephissos u. a.); die meisten Bäche und uellen versiegen im Sommer. Dagegen ist aber Attika, ein Haupttheil eses Landes, beinahe die einzige ganz gesunde Gegend von Griechenund; während in den übrigen Gegenden im Sommer gewöhnlich bösarge Fieber herrschen. Der Ackerbau ist nur unbedeutend, aber Obst und Wein gedeihen vortrefflich; ausgezeichnet vor allen ist das Oel, welches ttika hervorbringt, vielleicht das beste in der Welt. Man hält viel Schafe, Ziegen und Bienen; der attische Honig, vom Berge Hymettus, t noch ebenso berühmt als im Alterthume. Der Charakter der jetzien Bewohner ist so verschieden als ihre Abkunft und Lebensart. Die sten Anwohner der Küstenstriche waren größtentheils von fremder, oder, die die Griechen es ausdrückten, barbarischer Abkunft; sie nährten sich auptsächlich von Seeräuberei. In den Gebirgen war ein ähnliches Räuberleben die Folge des fortdauernden Kampfes mit ihren Unterdrükern; daher die große Schwierigkeit, diese Landstriche sowohl gesetzlich zu erwalten als auch gegen die von Albanien oder Epirus und aus Thesalien vordringenden Feind zu vertheidigen. Zwischen Livadien und letzerm Lande liegt das Gebirge Oeta (auf dessen Gipfel sich Hercules verrannte), jetzt Kumaihta genannt, und zwischen diesem und dem Sumpfe es mallischen Meerbusens der 3 Stund. lange Paß von Thermopylä (s. d.), der durch manche Kämpfe in dem griech.-türk. Kriege 1821—27 nd durch die großen Niederlagen der Besiegten (die blutigste bei der twas nördlicher gelegenen Stadt Zeituny, dem alten Lamia) berühmt vurde. Aus den Thermopylen kommt man ins Land der Lokrier, den nördl. Theil von Livadien bildend (s. Lokris); weiter südl. liegen Phois (s. d.) oder das Phöasthal mit der alten Hauptstadt Elatäa, jetzt er Flecken Turko-Chorio, mit Thespiäis Ruinen am Flusse Kephissos nd dem Parnassus (s. d.), jetzt Japora; Attika, durch das Gebirge Kitheron geschieden von Böotien und Megaris; westlich liegen Aeolien und Akarnanien (vgl. dd.). Die Ländernamen des alten Hellas sind jetzt wieder üblich. In Livadien oder Mittelgriechenland ind wichtig: Missolunghi (s. d.), der einzige feste Küstenpunkt in Westhellas; der nördlichste ist das alte Actium (s. d.) oder Azio. Preveſa und Arta (s. dd.), nicht weit vom ambrakischen Meerbusen, oder dem Golf von Arta. Auf der südlichsten Spitze von Lokris, am Einzang des korinthischen Meerbusens, liegt der Hafen Naupaktos, jetzt Lepanto (s. d.). In Böotien, am Fuße des Helikon (s. d.), liegt die Stadt Livadia (einst Lebaäa), von welcher das ganze Land den Namen erhalten hat. Sie zählt in 2000 H. 6200 Ew., Sitz eines griech. Metropoliten, Handel mit Getreide und Wolle, fertigt Cattun, Tuch, hat ansehnliche Färbereien, wozu die Kermes in der Umgegend gesammelt werden. Nicht weit davon liegen die Schlachtfelder von Leuktra und Platää (s. dd.). Livadien zerfällt jetzt in das türkische und königlich griechische. Die Grenzen sind im Art. Kapodistrias, S. 342 d. Bd. angegeben.

Liverei (livrée). Bei den großen Hoflagern (cours plénières) in Frankreich unter den Regenten des 2. und 3. Königsstammes ließ der König seiner Dienerschaft, sowie der der Königin und der Prinzen, besondere Kleider geben. Diese nannte man livrées, weil sie auf Kosten des Königs geliefert wurden. Der Aufwand davon, sowie von der Tafel, den Equipagen und allen Ehrenbezeigungen und Geschenken für die

Großen des Reichs und das Volk, stieg zu ungeheuren Summen. E
klügere Oekonomie unterdrückte jene Versammlungen, aber die kom
Dienerschaften blieb davon übrig. In London versteht man unter Live
(Liverymen) diejenigen angesehenen Einwohner der City, welche zu
89 Gilden (companies) der Stadt gehören und ausschließlich das R
haben, bei der Parlamentswahl und der Wahl des Lordmayors ihre St
men abzugeben, also die eigentliche Bürgerschaft.

Liverpool, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, nach Lon
die größte brit. Handelsstadt, war 1565 ein Ort von 138 H. mit
gefähr 800 Ew., hatte aber 1833 14 Kirchen, 20 Bethäuser für verschi
christl. Bekenntnisse, 11.800 H., 133.000 Ew. Sie liegt amphithea
lisch an der Mündung des schiffbaren Mersey ins irländische Meer
ist mit prachtvollen nahen Landhäusern geschmückt. Der östl. höhere
legene Theil der Stadt übersieht die Unterstadt, den Hafen und die s
nen Villen. Mehre öffentliche Gebäude und Anstalten verdienen B
merksamkeit; dazu gehören vorzüglich das schöne Rathhaus mit e
prächtigen, mit korinth. Säulen gezierten Façade, über welcher sich e
kühne, leichte Kuppel erhebt; die Börse, 3 Seiten eines mit Säulen
len umgebenen Vierecks bildend und 3 Stockweek hoch, vor dersel
das dem Lord Nelson errichtete Denkmal; ferner das Theater, das Ju
haus; das 1799 eröffnete Athenäum, ein schönes 3 Stockwerk hoh
Gebäude, welches alle engl. Zeitungen und eine bedeutende Bibliothek e
sitzt; das Lyceum, ebenfalls mit einer Bibliothek; der botanische Gar
nach dem königl. botan. Garten zu Kew bei London der erste, wel
durch die Beiträge von 900 Theilnehmern erhalten wird. Ferner ha
Liverpool eine literarisch-philosophische Gesellschaft, Minerva-, Commer
cial-, Union-, Eclectik-Newroom-Society, mehre andere literar. Mus
Sammlungen, Vereine und Anstalten; viele Hospitäler (auch eins für
Pferde), Kranken- und Armenhäuser (von dem einen werden jährl. üb
12.000 Kranke verpflegt), Blindeninstitut (das erste in England und
noch jetzt den ersten Rang behauptend, indem es von den Einw. mit
außerordentlicher Theilnahme unterstützt wird), worin die Blinden in d
Musik und im Lesen unterrichtet werden und verschiedene Waaren, als
Schnüre, Stricke, Reitpeitschen, Körbe, Kaminteppiche u. dgl. verfertig
Bedeutend sind die Tabacksfabriken, Zuckersiedereien, Eisengießereien,
Bierbrauereien ꝛc., ferner fertigt man Bleiweiß, Vitriol, Pfeifen, Gla
Uhren, Porzellan u. s. w. Auch wird größtentheils hier das Seesalz
aus den nicht sehr entfernten Gruben von Northwich, mit Seewas
vermischt versotten und versendet. Liverpool hat mehre Banken, Ass
curanzen und eine Annunität-Society. Der Hafen ist ein Meisterst
der Wasserbaukunst, mit 13 Docken, Schiffswerften (gewöhnl. mit 300
Arbeitern), großen Waarenlagern zum Theil von 9 Stockwerken (Tob
backsmagazin mit Raum für 7000 Oxhofte). Der Hauptgegenstand d
Handels waren ehemals die Negersklaven. Gegenwärtig hat die Stadt
den 6. Theil der Aus- und Einfuhren des ganzen brit. Reichs, seitdem
der brit. Handel mit dem europ. Festlande immer mehr ab- und mit den
übrigen Welttheilen zunimmt, weil Liverpool den Hauptstapelplatz der
brit. Industrie aus fernen Gegenden, die im nördlichen England beson
ders seßhaft ist, weit näher ist als London, und weil der Handel hier
bei den starken städtischen Auflagen in London immer freier und
in der Hauptstadt des Reichs bewegt, endlich weil die Lage Liverpools

n Schiffern erlaubt, die gefährliche Fahrt im Canal von England zu
rmeiden, indem solche entweder längs der West- und Ostküste Irlands
ffen. Durch Canäle und gute Landstraßen ist Liverpool bereits mit
len Häfen und Fabrikplätzen des Reichs in schneller, leichter und wohl-
iler Verbindung, und die Dampfschifffahrt mit Leichtigkeit selbst über
n 3500 Fuß hohen Bergrücken, der West- von Ostengland trennt, oder
det auf den Centralhöhenpunkten durch Dampfmaschinen, die Stein-
hlen treiben, solche ansehnliche Wassermassen, daß durch Schiffen und
eben der Fahrzeuge in eigens dazu eingerichteten Hebeschleusen die
ahrzeuge mäßiger Größe mit den Gütern wohlfeil dahin geschafft wer-
n, wohin solche der Weltverkehr bedarf. Um indeß die beschwerliche,
ngwierige und kostbare Fortschaffung von Gütern auf dem Bridgewa-
rcanal oder dem Mersey-Irwell-Canale zu vermeiden, ward zwischen
iverpool und Manchester vor einigen Jahren eine Eisenbahn eröffnet,
elche mit Dampfwagen befahren wird. Auch ward am 31. Juni 1829
n unter dem Mersey hinlaufender Eisenbahnweg (railway Tunnel) er-
ffnet. Liverpool hat 20 Dampfboote und an 1000 eigene Schiffe.
833 liefen über 9500 Schiffe ein und 2200 Schiffe aus. Die Aus-
uhr steigt an 19 Pf. St. Zur Kriegszeit ist keine Stadt so thätig in
lusrüstung von Caperschiffen als Liverpool. Zu den berühmtesten Bür-
ern dieser Stadt gehörte der um sie hochverdiente Will. Roscoe (s. d.).

Liverpool (Robert Baron Banks Jenkinson, Graf [Earl] von), Staatsminister, von 1796—1808 u. d. N. Lord Hawkesbury bekannt, seit 1812—27 erster Lord der Schatzkammer, geb. 1770, ältester Sohn des trefflichen Finanziers Jenkinson, dessen Dienste unter Pitt's Verwaltung durch den Titel eines Viscount von Hawkesbury und 1796 durch die Pairswürde und den Titel Earl of Liverpool belohnt wurden. Robert Jenkinson studirte (zugleich mit Canning) zu Oxford die alten Classiker und las die besten Schriften über Staatswissenschaften. Dann ging er auf Reisen, war in Paris aufmerksamer Beobachter der Revolution von 1789 und trat, noch vor dem gesetzlichen Alter zum Mitgliede des Unterhauses gewählt, 1791 zuerst in einer Rede gegen Whitbread, für das Ministerium auf, dessen Anhänger er fortdauernd blieb. Die Regierung gab ihm Aufträge und Stellen seit 1793; der König ernannte ihn 1796 zum geh. Rath, und Pitt nahm ihn ins Cabinet auf. 1801 ward er zum Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten und bald darauf zum Colonial- und Kriegsminister ernannt, wo er an den Unterhandlungen bei dem Frieden von Amiens Theil nahm. 1804 erhielt Hawkesbury das Departement des Innern, und 1806 entlassen, die u. d. N. des Aufsehers der 5 Häfen bekannte Sinecure, 4000 Pf. eintragend. 1807 ward Lord Hawkesbury von dem Herzog von Portland, damaligem ersten Lord der Schatzkammer, wieder ins Ministerium berufen und erhielt die Verwaltung des Innern. Nach dem Tode seines Vaters, 1808, erbte er die Pairschaft und den Titel Graf Liverpool, und im folg. Jahre wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten; als aber, nach dem Austritt des Herzogs von Portland, Perceval an dessen Stelle trat, bekam Lord Castlereagh jenes Departement, und Lord Liverpool ein andres Ministerium. Nach Perceval's Ermordung, 1812, gelangte er zu der Stelle des ersten Lords der Schatzkammer. Als 1814 der glorreiche Friede geschlossen war, gab ihm der König den Orden des Hosenbandes. — Das öffentliche Geschäftsleben dieses Staatsmannes

Rom durch den Druck bekanntgemacht und zu Leipzig 1773 [illegible]. Ein kurzer Auszug von dem ganzen Werke, der sich erhalten hat, [illegible] von Einigen dem Livius, von Andern dem Florus beigelegt. Nach [illegible] sen Angaben hat Freinsheim aus den übrigen Quellen für die [illegible] Geschichte seine Supplemente des Livius abgefaßt. S. F. Lachmann, [illegible] fontibus historiarum T. Livii comment." (Götting., 4.). Die [illegible] testen Ausg. des Livius sind von Gronov (Amst. 1679, 3 Bde.), [illegible] Drakenbroch (Leyden 1738—46, 7 Bde., 4., und in einem verbes. [illegible] druckte, Stuttgart 1818, in 15 Bdn.), unter den Neuern von Ernesti, Schäfer, Ruperti, Döring und von Kreyßig, durch Tauchnitz in [illegible] in einem Bande stereotypirt, auch in 5 Bdn. in 12. (Leipzig 1829.)

Livorno (Legborn), Freihafen und die beste Handelsstadt Toscanas, in der Provinz Pisa, am mittelländischen Meere, war 1278 ein offener Flecken. Seitdem aber Pisas Handel am Arno durch Versandung des Hafens unbedeutend wurde, hob sich das zum Handel bequemer gelegene Livorno, vorzüglich als es 1421 und wieder 1495 Florenz kam. Alexander von Medici befestigte die Stadt und baute die Citadelle. Cosmo I. erklärte den Hafen für einen Freihafen. Seit 1633 war der Handelsverkehr lebhaft, und die Stadt mußte erweitert werden. Nur im Revolutionskriege und 1804 durch das Gelbfieber wurde ihr Wohlstand gestört, bis Livorno zu seinem jetzigen Flor gelangte. Die Stadt hat beinahe eine Stunde im Umfange, gerade, gepflasterte, aber durch die hohen Häuser dunkle Straßen (worunter durch die Mitte der Stadt bis gegen den Hafen sich ziehende Via Ferdinandea die schönste), Kathedrale mit einem Bischof nebst seinem Capitel und Klerikalseminar, 7 Pfarrkirchen, ein prächtiges großherz. Schloß, eine Kirche für den griech. und eine für den armenischen Ritus, 8000 H. und 53.000 Einw., darunter 15.000 Juden in einem eigenen Quartier, welche eine schöne Synagoge, 2 Schulen, eine Bibliothek, eine Druckerei, verschiedene Sammlungen und viele Freiheiten haben; auch dem Griechen, Armenier und Türken, welche eine Moschee besitzen. Die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften und Künste heißt Acad. labronica. Es sind hier große Salz-, Tabacks- und schön eingerichtete Oelmagazine, ferner Seidenwebereien, Rosogliobrennereien, Gerbereien, Färbereien, Korallenfabriken, jährlich für 400.000 Gld. Waaren liefernd, Papier-, Zwiebacks-, Seife-, Stärke- u. a. Fabriken, auch in chemischem Verein. Der Hafen, welchen jährlich mehr als 4000 Schiffen besuchen, wird durch 2 feste Thürme auf Felsenklippen im Meere und durch ein Castell geschützt. Der Verschlämmung ausgesetzt, hat er für Kriegsschiffe nicht hinlängliche Tiefe; diese müssen daher auf der unsichern Rhede [illegible] legen. Um ihn her ist ein 600 Schritt langer gemauerter Molo gegen, auf dessen äußerster Spitze auf einem Felsen ein Leuchtthurm ist. Ostwärts liegt die vortreffliche Quarantaineanstalt mit 3 Lazaretten. Im innern kleinen Hafen (vor dem die kolossale, marmorne Bildsäule des Großherz. Ferdinand III. steht), der mit dem großen durch eine [illegible] hende Brücke verbunden ist, liegen die wenigen toscan. Kriegsschiffe. Livorno ist der Hauptcanal des ital. Handels mit der Levante und den nordafrikan. Staaten, und sein Hafen ist der Mittelpunkt des brit. Handels im mittelländ. Meere. Fast alle Handelsvölker haben hier Consulate. Die meisten Kaufleute sind Fremde, vorzüglich Briten, und die meisten Mäkler Armenier und Juden. Auch ist der Commissions-, Spe-

trons- und Wechselhandel wichtig. Das fehlende gute Trinkwasser
mmt von Pisa täglich auf kleinen Schiffen. Zwischen der Stadt und
n um sie laufenden Vorstädten ist der lange Spaziergang Glisparti;
ch der Molo, die Piazzi d'armi, der Weg nach Monte Nero, einem
allfahrtsorte, dienen zu öffentlichen Spaziergängen. — In der Pro-
nz Susa des Fürstenthums Piemont (sardin. Staat) liegt ebenfalls
e Stadt Livorno, mit 8600 Einw.

Livre (eigentlich Pfund) war ehemals in Frankreich eine gewöhn-
he Rechnungsmünze, die etwas mehr als 6 Gr. galt, sodaß 6 einen
uthaler (Sechs-Livres-Thaler) ausmachten. Dieß war der Gehalt
s Livre Tournois (der ehemals in Tours galt), nach welchem man
hnete; da hingegen der pariser Livre ein Viertel mehr betrug. Jetzt
rd statt ihrer die Francs (s. d.) eingeführt.

Llorente (Don Johann Antonio), geb. 1756 zu Rincon del Sols
i Calahorra in Aragonien; studirte die Rechte zu Saragossa und wurde
äter Kanonikus zu Tarascona, 1805 aber Commissarius des heiligen
fficiums zu Logrogno. Dieß gab ihm Gelegenheit, die Inquisition ken-
en zu lernen, die er nachher in seinen Werken schilderte; doch lud er
ier auch den Haß der Inquisition auf sich und wurde eine Zeitlang
erhaftet. Da er sich zu Gunsten des Königs Joseph Bonaparte's und
er Neuerungen in Spanien aussprach, so mußte er bei der Rückkehr
erdinands VII. sein Vaterland verlassen. Man beraubte ihn in Spa-
ien aller seiner Güter und Würden, und er lebte nun zurückgezogen in
Paris in ziemlich beschränkten Umständen. Er mußte aber, wegen sei-
es Werks: „Die Päpste als Fürsten eines Staats" ꝛc., im strengen
Winter 1822 binnen 3 Tagen Paris und in kürzester Zeit Frankreich ver-
assen. Man gestattete nicht einmal dem alten Manne einen Rasttag;
r starb er erschöpft wenige Tage nach seiner Ankunft in Madrid — wo
mals noch die Cortes von 1820 geboten und wo man ihn ehrenvoll
ufnahm —, den 5. Febr. 1823. Von seinen zahlreichen Schriften er-
ähnen wir, außer der „Geschichte der spanischen Inquisition" (Paris
817, in 4 Bdn., deutsch von J. Ch. Höck, Gemünd 1821—22, von
elcher 1823 in Paris ein durch L. Gallois besorgter Auszug erschien,
eutsch Lpz. 1823, Stuttgart 1824), „Noticias historicas de las tres
rovincias bascongadas" (5 Bde., Madr. 1806—1808); (Nellerto)
„Mémoires pour servir à l'hist. de la révol. d'Espagne" (3 Bände,
Paris 1815—19); eine „Geschichte von Anton Perez", dem ersten Staats-
ecretair Philipps II.; eine „Geschichte des de las Casas" (in 2 Bdn.),
sowie die ebenfalls auch ins Deutsche übersetzte „Geschichte der Päpste"
(2 Bde., Lpz. 1823).

Lloyd, 1) (Robert), geb. zu London 1733; war Unterlehrer an
der Westminsterschule, legte dann seine Stelle nieder, lebte von schrift-
stellerischen Arbeiten und starb im Gefängnisse, wohin er wegen Schul-
den gesetzt worden, 1764. Seine Erzählungen, Fabeln und Lieder sind
nicht ohne Anmuth und Witz. Das vorzüglichste unter diesen ist: „The
actor". Auch übersetzte er Klopstock's „Tod Adams" ins Englische und
lieferte einige dramatische Stücke. Ausgabe sämmtlicher Werke von Ken-
rick (2 Bde., London 1774. 2) (Heinrich), geb. 1729 in der Grafschaft
Wales, Sohn eines Landpredigers; trat anfangs in holländische Dienste,
durchreis'te dann, wahrscheinlich in höherem Auftrage, Deutschland, um
die Einrichtungen verschiedener Armeen kennen zu lernen, trat hierauf

in östr. Dienste, ward Adjutant beim General Laudon, stieg bis zum Ob
lieutenant, machte einen Theil des 7jähr. Krieges mit, mußte aber n
gen Händel, in die er gerieth, den Abschied nehmen, trat nun in pr
Dienste und ward Generaladjutant beim Herzoge von Braunschweig. N
dem hubertsburger Frieden nahm er den Abschied, machte mehre di
matische Reisen, hatte an der Vermählung Georgs III. mit der Pr
zessin von Mecklenburg großen Antheil und erhielt deßhalb 300 Pf
Pension. Als der Krieg Rußlands gegen die Türken ausbrach, ni
er als General russische Dienste, zeichnete sich bei Silistria sehr aus
sollte eben ein Commando von 30.000 Mann gegen Schweden erhal
als der Frieden geschlossen ward. Nun verließ er den russischen Di
plötzlich, durchreiste Italien, Spanien, Portugal, immer höchst mu
scheinlich in der zweideutigen Rolle eines britischen Kundschafters, u
kaufte hierauf seine Memoiren um eine bedeutende Summe an das b
tische Ministerium und starb auf seinem Landgute bei Hny an der Ma
1783. Die englische Regierung legte sogleich auf seine Papiere Beschl
und unterdrückte so die Fortsetzung mehrer Werke. Man hat von ih
„The history of the late war in Germany, between the king of Pru
sia and the empress of Germany and her alliges" (2 Bde., Lond
1781, 4.); (nicht vollendet, ins Französische übersetzt, liegt auch Le
pelhoff's „Geschichte des 7jähr. Kriegs" zu Grunde); „Von der Zus
mensetzung verschiedener alter und neuer Armeen" (ins Franz. übers
Paris 1801); „Politische und militairische Denkwürdigkeiten über ei
Einfall und die Vertheidigung von Großbritannien" (ins Franz. üb
von G. Imbert, Paris 1803).

Lloyds Kaffeehaus, s. London.

Lobel (Mart. de, lat. Lobelius), geb. zu Lille 1538, wurde z
Montpellier Doctor der Medicin, wählte aber Botanik zum Hauptg
stande seiner Beschäftigung, machte Reisen in Italien, der Schweiz u
Deutschland, prakticirte zu Antwerpen und Delft, wurde Arzt bei Wi
zen von Oranien, später aber, besonders als Botaniker, vom König J
kob nach London berufen; starb zu Highgate 1616. Seine hauptsächl
sten botan. Werke sind: „Stirpium adversaria nova" (m. Kpf., Lond
1570, Fol. und öfter, zuletzt Frankf. 1651, Fol.); „Plantarum s. st
pium historia cum adversariorum volumine" (m. K., Antwerpen 157
Fol., ebend. 1595, holl. ebend. 1081, Fol.); „Icones stirpium" (Lon
1581, 5., ebend. 1591, 4., auch Lond. 1605, 4.). — Lobelia (bot. L.
Pflanzengattung, nach Vorigem benannt, aus der natürl. Familie d
Lobelieen, zur 1. Ordn. der 5. Cl. des Linn. Syst. gehörig.

Löben (Otto Heinrich, Graf v.), einer der begabtesten neuern lyr
schen Dichter, 1786 zu Dresden geb. (wo sein Vater Cabinetsminister
war), wandte sich bereits in früher Jugend der Poesie zu, erhielt ne
treffliche häusliche Erziehung und bezog 1804 die Hochschule zu Wit
berg, wo er sich für den Staatsdienst vorbereiten sollte. 1807 wand
er sich nach Heidelberg, wo er im Kreise geistesverwandter Freunde
ter philosophischen und poetischen Studien mehre Jahre glücklich verle
Die neuere Philosophie regte ihn an, ohne ihn ganz zu befriedigen; d
gegen fand er in Novalis's Schriften eine Welt von Ideen und Bi
dern aufgeschlossen, in der ihm, wie er sich bald überzeugte, ein in Ri
sicht und Streben verwandter Geist liebend entgegentrat. Von nun a
war die Richtung seines geistigen Lebens entschieden. Mit seltener Le

dhätige nahm er an den Bestrebungen der Freunde Theil, die im Geiste
r neuen Dichterschule, wenn auch oft in einer Weise, die selbst die Mei-
r nicht zu billigen geneigt waren, einen reichen Dichterfrühling über
utschland hervorzurufen gedachten. Ein Grundirrthum, den das ein-
äig aufgefaßte Princip jener Schule wohl größtentheils verschuldet hatte
d der auch später ihn nicht verließ, bemächtigte sich damals seiner: eine
niger aus dem Standpunkte der Geschichte, als dem der Poesie ge-
nnene phantastische Ansicht des Mittelalters, nach dessen glänzend aus-
malter Herrlichkeit, nach dessen Völker- und Länderfrühling sein Herz
s unwiderstehlich zurückzog, und dessen zum Theil nur erträumte Ei-
nthümlichkeit er, wenn nicht in die Wirklichkeit, doch in den Kreis der
ichtung und seiner nächsten Umgebung heraufzubeschwören nicht müde
rd. So entstand sein Roman „Gnido“ (Manheim 1808), den er un-
r dem seitdem beibehaltenen Dichternamen Isidorus Orientalis
rausgab. Zu gleicher Zeit erschienen seine „Blätter aus dem Reise-
chlein eines andächtigen Pilgers“ (Manheim 1808). Ungern verließ
das geliebte Schwaben und den Rheinstrom mit seinen Resten der
orzeit und seinen großartigen Erinnerungen und ging erst nach Wien,
um nach Berlin, wo er mit Fouqué, sowie später auf dessen Gute zu
ennhausen einige für sein ferneres literarisches Streben einflußreiche
onate verlebte. Von seiner während der Zeit fortgesetzten poetischen
hätigkeit zeugen die zu Berlin 1810 erschienenen „Gedichte“ und sein
Arkadion, ein Schäfer- und Ritterroman“ (2 Bde., Berlin 1811—12).
ls 1813 das sächsische Volk sich dem Kampfe gegen Frankreich an-
hloß, trat Löben als Souslieutenant in das Banner der sächsischen
reiwilligen und folgte dem Heere der Verbündeten nach Frankreich.
eine „Deutschen Worte über die Ansichten der Frau von Staël von
nserer poetischen Literatur“ (Heidelberg 1814) enthalten vieles Treff-
che und Tiefgedachte, und auch in seinen poetischen Arbeiten ist von
nn an das Streben nach Gestalt unverkennbar. Unterdessen war Lö-
en nach Dresden zurückgekehrt, wo er fortan seinen bleibenden Aufent-
alt nahm. 1822 traf ihn ein schlagartiger Zufall. Lange und schmerz-
che Leiden waren die nächste Folge. Er ertrug sie mit der ihm eignen
rommen Ergebung und entschloß sich endlich, da die gewöhnlichen ärzt-
ichen Mittel seinem zerrütteten Körper keine Hülfe brachten, sich der
agnetischen Behandlung seines ihm seit lange theuern Freundes Kerner
u Weinsberg anzuvertrauen; allein auch dieser letzte Versuch zu seiner
Wiederherstellung blieb ohne Erfolg. Er kehrte kränker nach Dresden
urück, als er gegangen war, und starb bald darauf den 3. April 1825.
öben vereinigte in sich Eigenschaften, die ihn zu einer höchst liebenswür-
igen Erscheinung machten. Das lyrische Element war in ihm das vor-
errschende. In seinen Liedern, unter denen sich Vieles der echtesten Art
orfindet, ist er immer innig und sinnvoll, zuweilen tief, und weiß durch
en Reiz einer schönen, klang- und bilderreichen Sprache zu erfreuen,
ie nur zuweilen, und auch dieß mehr in den Arbeiten aus seiner frü-
ern Zeit, durch kleine Unbeholfenheiten und gesucht scheinende Alterthüm-
ichkeiten stört. Die Natur hat für ihn Leben und Sprache, und er ver-
eht es oft, sie in ihren geheimsten Worten zu belauschen. Trefflich sind
eine Herbstlieder, wie überhaupt diese Jahreszeit, deren Zauber und Be-
deutungen ihm, wie Wenigen, aufgegangen war, seinem zum Ernste sich
hinneigenden Gemüthe vorzugsweise zusagte. Dennoch gelingt ihm oft

in östr. Dienste, ward Adjutant beim General Laudon, stieg bis zum Obrist-lieutenant, machte einen Theil des 7jähr. Krieges mit, mußte aber wegen Händel, in die er gerieth, den Abschied nehmen, trat nun in russ. Dienste und ward Generaladjutant beim Herzoge von Braunschweig. Nach dem hubertsburger Frieden nahm er den Abschied, machte mehre diplomatische Reisen, hatte an der Vermählung Georgs III. mit der Prinzessin von Mecklenburg großen Antheil und erhielt deßhalb 300 Pf. Pension. Als der Krieg Rußlands gegen die Türken ausbrach, trat er als General russische Dienste, zeichnete sich bei Silistria sehr aus, sollte eben ein Commando von 30.000 Mann gegen Schweden erhalten, als der Frieden geschlossen ward. Nun verließ er den russischen Dienst plötzlich, durchreiste Italien, Spanien, Portugal, immer höchst unscheinlich in der zweideutigen Rolle eines britischen Kundschafters, verkaufte hierauf seine Memoiren um eine bedeutende Summe an das britische Ministerium und starb auf seinem Landgute bei Hny an der Marne 1783. Die englische Regierung legte sogleich auf seine Papiere Beschlag und unterdrückte so die Fortsetzung mehrer Werke. Man hat von ihm „The history of the late war in Germany, between the king of Prussia and the empress of Germany and her alliges" (2 Bde., Lond. 1781, 4.); (nicht vollendet, ins Französische übersetzt, liegt auch Tempelhoff's „Geschichte des 7jähr. Kriegs" zu Grunde); „Von der Zusammensetzung verschiedener alter und neuer Armeen" (ins Franz. übers. Paris 1801); „Politische und militairische Denkwürdigkeiten über den Einfall und die Vertheidigung von Großbritannien" (ins Franz. übers. von G. Imbert, Paris 1803).

Lloyds Kaffeehaus, s. London.

Lobel (Mart. de, lat. Lobelius), geb. zu Lille 1538, wurde zu Montpellier Doctor der Medicin, wählte aber Botanik zum Hauptgegenstande seiner Beschäftigung, machte Reisen in Italien, der Schweiz, Deutschland, prakticirte zu Antwerpen und Delft, wurde Arzt des Prinzen von Oranien, später aber, besonders als Botaniker, vom König Jakob nach London berufen; starb zu Highgate 1616. Seine hauptsächlichsten botan. Werke sind: „Stirpium adversaria nova" (m. Kpf., Lond. 1570, Fol. und öfter, zuletzt Frankf. 1651, Fol.); „Plantarum seu stirpium historia cum adversariorum volumine" (m. K., Antwerpen 1576, Fol., ebend. 1595, holl. ebend. 1081, Fol.); „Icones stirpium" (Lond. 1581, 5., ebend. 1591, 4., auch Lond. 1605, 4.). — Lobelia (Lobelie), Pflanzengattung, nach Vorigem benannt, aus der natürl. Familie der Lobelieen, zur 1. Ordn. der 5. Cl. des Linn. Syst. gehörig.

Löben (Otto Heinrich, Graf v.), einer der begabtesten neuern deutschen Dichter, 1786 zu Dresden geb. (wo sein Vater Cabinetsminister war), wandte sich bereits in früher Jugend der Poesie zu, erhielt eine treffliche häusliche Erziehung und bezog 1804 die Hochschule zu Wittenberg, wo er sich für den Staatsdienst vorbereiten sollte. 1807 wandte er sich nach Heidelberg, wo er im Kreise geistesverwandter Freunde seinen philosophischen und poetischen Studien mehre Jahre glücklich verlebte. Die neuere Philosophie regte ihn an, ohne ihn ganz zu befriedigen; dagegen fand er in Novalis's Schriften eine Welt von Ideen und Bildern aufgeschlossen, in der ihm, wie er sich bald überzeugte, ein ganz Ansicht und Streben verwandter Geist liebend entgegentrat. Von nun an war die Richtung seines geistigen Lebens entschieden. Mit feuriger

dliebe nahm er an den Bestrebungen der Freunde Theil, die im Geiste neuen Dichterschule, wenn auch oft in einer Weise, die selbst die Mei- nicht zu billigen geneigt waren, einen reichen Dichterfrühling über utschland hervorzurufen gedachten. Ein Grundirrthum, den das ein- ig aufgefaßte Princip jener Schule wohl größtentheils verschuldet hatte d der auch später ihn nicht verließ, bemächtigte sich damals seiner: eine niger aus dem Standpunkte der Geschichte, als dem der Poesie ge- nnene phantastische Ansicht des Mittelalters, nach dessen glänzend aus- malter Herrlichkeit, nach dessen Völker- und Länderfrühling sein Herz unwiderstehlich zurückzog, und dessen zum Theil nur erträumte Ei- nthümlichkeit er, wenn nicht in die Wirklichkeit, doch in den Kreis der ichtung und seiner nächsten Umgebung heraufzubeschwören nicht müde rd. So entstand sein Roman „Gnido“ (Manheim 1808), den er un- dem seitdem beibehaltenen Dichternamen Isidorus Orientalis rausgab. Zu gleicher Zeit erschienen seine „Blätter aus dem Reise- chlein eines andächtigen Pilgers“ (Manheim 1808). Ungern verließ das geliebte Schwaben und den Rheinstrom mit seinen Resten der orzeit und seinen großartigen Erinnerungen und ging erst nach Wien, m nach Berlin, wo er mit Fouqué, sowie später auf dessen Gute zu nnhausen einige für sein ferneres literarisches Streben einflußreiche lonate verlebte. Von seiner während der Zeit fortgesetzten poetischen hätigkeit zeugen die zu Berlin 1810 erschienenen „Gedichte“ und sein Arkadion, ein Schäfer- und Ritterroman“ (2 Bde., Berlin 1811—12). ls 1813 das sächsische Volk sich dem Kampfe gegen Frankreich an- loß, trat Löben als Souslieutenant in das Banner der sächsischen reiwilligen und folgte dem Heere der Verbündeten nach Frankreich. eine „Deutschen Worte über die Ansichten der Frau von Staël von serer poetischen Literatur“ (Heidelberg 1814) enthalten vieles Treff- che und Tiefgedachte, und auch in seinen poetischen Arbeiten ist von m an das Streben nach Gestalt unverkennbar. Unterdessen war Lö- m nach Dresden zurückgekehrt, wo er fortan seinen bleibenden Aufent- lt nahm. 1822 traf ihn ein schlagartiger Zufall. Lange und schmerz- che Leiden waren die nächste Folge. Er ertrug sie mit der ihm eignen ommen Ergebung und entschloß sich endlich, da die gewöhnlichen ärzt- chen Mittel seinem zerrütteten Körper keine Hülfe brachten, sich der agnetischen Behandlung seines ihm seit lange theuern Freundes Kerner u Weinsberg anzuvertrauen; allein auch dieser letzte Versuch zu seiner Wiederherstellung blieb ohne Erfolg. Er kehrte kränker nach Dresden urück, als er gegangen war, und starb bald darauf den 3. April 1825. öben vereinigte in sich Eigenschaften, die ihn zu einer höchst liebenswür- igen Erscheinung machten. Das lyrische Element war in ihm das vor- errschende. In seinen Liedern, unter denen sich Vieles der echtesten Art orfindet, ist er immer innig und sinnvoll, zuweilen tief, und weiß durch en Reiz einer schönen, klang- und bilderreichen Sprache zu erfreuen, ie nur zuweilen, und auch dieß mehr in den Arbeiten aus seiner frü- ern Zeit, durch kleine Unbeholfenheiten und gesucht scheinende Alterthüm- ichkeiten stört. Die Natur hat für ihn Leben und Sprache, und er ver- eht es oft, sie in ihren geheimsten Worten zu belauschen. Trefflich sind eine Herbstlieder, wie überhaupt diese Jahreszeit, deren Zauber und Be- deutungen ihm, wie Wenigen, aufgegangen war, seinem zum Ernste sich hinneigenden Gemüthe vorzugsweise zusagte. Dennoch gelingt ihm oft

auch das muthwillig Tändelnde; nur der Humor in seiner höhern
deutung war ihm fremd, daher es ihm auch nie gelang, in das
ständniß Shakspeare's einzudringen. Minderes leistete er in der Ly
lung. Er faßte die Stoffe mehr balladenartig und subjectiv, und
achtet es in seinen Romanen und Novellen nicht an erfreulichen Ein
heiten in Anschauungen, Scenen und Bildern, nicht an tiefen Blick
das Seelenleben fehlt, geht ihnen doch zumeist der feste Boden, d
bendig-bestimmte Gestaltung in Situationen und Charakteren und di
Einzelne zum schönen, übersichtlichen Ganzen verbindende Archit
ab; in der Ausführung des Einzelnen weiß er nicht immer Maß
halten; Unwahrscheinlichkeiten sind nicht selten, und nur zu gern ver
er in das Gestaltlose und Märchenhafte hinüber. Seine Darstellu
immer edel, blühend, bildlich, oft bis zum Uebermaße, zuweilen dunk
durch den Zauber einer anmuthigen, farbenreichen Sprache. Von s
Schriften nennen wir noch: „Die Hesperiden, Blüten und Früch
der Heimath der Poesie und des Gemüths", eigne und fremde Dic
gen (erster Bd., Leipz. 1816); „Der Schwan, Poesien aus dichter
Jugend" (Leipz. 1816); „Lotosblätter, Fragmente" (2 Bde., Le
1817); „Rosengarten, Dichtungen" (2 Bde., Leipz. 1818); „Ritt
und Minnedienst, alte romantische Geschichten" (Berlin 1819);
Irrsale Klotar's und der Gräfin Sigismunde, eine romantische Erz
(Altenburg 1821); „Erzählungen" (2 Bde., Dresden 1822); „Do
ger und die Pfalzgräfin, ein Ritterlied" (Heidelberg 1825). Auß
nen aber sind viele andere Erzählungen und Gedichte in Samml
Almanachen und Zeitblättern, namentlich in Kerner's „Poetischen
nach für 1812"; Hornthal's „Deutschen Frühlingskränzen"; Fi
„Sängerfahrt"; dem Taschenbuch „Urania"; Kind's „Harfe", un
derwärts zerstreut.

Lobenstein, s. Reuß.

Lock (Franz Georg), Dechant des Domstifts zu Bautzen, Bisch
Antigone, ward 1751 zu Wittichenau in dem jetzigen preuß. Antheil
Lausitz geboren, wo sein Vater als Bürger lebte, und erhielt auf
ersten, in seiner Heimath genossenen Schulunterrichte seine wissens
liche Bildung in Prag. Sein Landsmann, Stuck von Lichtenhof, d
liger Dechant des Domstifts, rief ihn 1776 zu sich und stellte ihn
Supernumerar an dem Stifte an, bis er 1784 Katechet an der Do
kirche, 1790 Festtagsprediger und 1796 Sonntagsprediger ward. Im
in demselben Jahre ward er Kanonikus, bald nachher Dechant und
hielt endlich 1801 den bischöflichen Titel. Im Spätsommer 1831 w
fiel den sonst so rüstigen und muntern Greis eine Schwäche, die am
Sept. sein Leben endigte. Lock kam zu einer Zeit in die Lausitz, wo
Volksschulwesen noch auf einer sehr tiefen Stufe stand, und es war
erste Sorge, der Erhebung desselben seine Kräfte zu widmen. Es
nicht an seinem guten, nach dem Höhern strebenden Willen, sondern
den Zeitumständen, wenn seine Bemühungen nicht immer Erfolg h
Ein Gebetbuch für die katholische Jugend, das er schon 1791 b
machte, bezeugt seine aufgeklärten Ansichten. Er war ein fr
Religionslehrer, ein echter Patriot in Wort und That, seinem K
treu ergeben. Diese Gesinnungen und das umsichtige Benehmen d
schofs haben viel dazu beigetragen, die musterhafte Verträglichkeit
festigen, die seit langer Zeit zwischen den Katholiken und Pro

der Oberlausitz und besonders in Bautzen herrscht, wo beide Glaubensparteien nicht nur schon lange eine gemeinschaftliche Kirche, sondern jetzt gar ein gemeinschaftliches Schullehrerseminar haben. Und wie er friedlich und duldsam in diesen Verhältnissen war, zeigte er sich gegen die Lichtigen Einwohner der reichen Besitzungen des Domstifts, die über 0,000 Seelen betragen, stets gerecht und wohlwollend.

Locke (John), einer der scharfsinnigsten Denker, welche England hervorgebracht hat, geb. zu Wrington bei Bristol 1632; kam, nach zu London empfangenem ersten Schulunterricht, 1651 in das Christuscollegium zu Oxford, beschäftigte sich aber, da ihm die aristotelisch-scholastische Lehre, die hier ertheilt wurde, nicht behagte, vornehmlich mit classischer Literatur und dem Studium der Schriften von Baco und Cartes. Zugleich studirte er die Medicin, ohne jedoch davon in der Folge Anwendung für medicinische Praxis zu machen. 1664 ging er mit einem englischen Gesandten nach Berlin, lebte dann 1665 eine Zeit lang im Hause des Grafen von Shaftesbury, begleitete 1668 den Grafen von Northumberland auf einer Reise nach Frankreich, kehrte aber wieder zu jenem zurück; von jetzt an begann er seine nachmals so berühmt gewordenen tiefen philosophischen Untersuchungen. Nachdem Shaftesbury 1682 Großkanzler geworden war, erhielt Locke eine politische Anstellung. Nach einiger Zeit nahm er seinen Aufenthalt zu Montpellier bei Paris. 1679 kehrte er auf Shaftesbury's Ruf, der vorher von seiner Stelle entfernt, aber wieder zu derselben gelangt war, nach England zurück, und begleitete diesen, nachdem er, zum zweiten Male in Ungnade gefallen, England verlassen mußte, 1683 nach Holland, wo er sich in Amsterdam niederließ. Die Revolution, welche Wilhelm von Oranien auf den englischen Thron brachte, hatte auch seine Rückkehr in sein Vaterland zur Folge; hier erhielt er eine, ihm volle Muße lassende Stelle eines Commissairs des Handels und der Colonien. Von nun an verbreitete sich erst sein schriftstellerischer Ruf, der ihm in der Geschichte der Philosophie auch erhalten geblieben ist, indem er in dieser eine neue Epoche eröffnete. Er brachte von nun an sein Leben meist auf dem Lande (zu Oates) zu, wo er 1704 starb. Locke stand in seinem Vaterlande ebensowohl wegen seines patriotischen Eifers und seiner Einsichten als wegen seiner Philosophie in Ansehen. Wir besitzen eine Menge Werke in engl. Sprache von ihm, die zuletzt in London 1812 (10 Bde.) erschienen sind. Die merkwürdigsten sind: „Der Versuch über den menschl. Verstand" (deutsch von Tennemann, Leipzig 1796 und 1797, 3 Thle.) von welchem Locke schon vor der Erscheinung seines Werks einen Auszug in Leclerc's „Bibl. univers." Thl., 8. 1688) mitgetheilt hatte; seinen „Tractat über die bürgerl. Regierungsverfassung", in welchem der Verf. die uneingeschränkte Gewalt verwirft; 3 Briefe über die Religionsduldung wurden zuerst lateinisch geschrieben, kamen aber nachher auch englisch heraus (die neuern Anhänger der Toleranz, unter Andern Voltaire, haben aus diesem Werke geschöpft); „Gedanken über die Erziehung der Kinder" (deutsch von Caroline Rudolphi, Braunschw. 1788), aus welchem Rousseau für seinen „Emil", sowie aus dem „Tractat über die bürgerl. Regierungsverfassung" für seinen „Gesellschaftlichen Vertrag" viele Ansichten entlehnt hat (dieses Werk ist auch ins Französische, Holländische und Flamändische übers.); „Das vernünftige Christenthum", eine Schrift, welche Sätze enthält,

die, ſtreng genommen, den Verf. des Socinianismus verdächtig machen könnten. Paraphraſen über einige Epiſteln des Paulus enthalten [illegible] weiſe des Studiums der heil. Schrift, welchen er ſich in den letzten [illegible] ren ſeines Lebens gewidmet hatte; nachgelaſſene Werke enthalten [illegible] handlungen über verſchiedene philoſophiſche Gegenſtände. — In [illegible] Philoſophie trat er beſonders der zu ſeiner Zeit herrſchenden Specu[illegible] entgegen. Eigentlich aber umging er in ſeiner Methode zu philoſophi[illegible] mehr die Schwierigkeiten der Erkenntniß, als daß er ſie beſeitigt [illegible] Er ging nämlich zunächſt darauf aus, den empiriſchen Urſprung [illegible] Vorſtellungen durch Induction zu beweiſen. Nach ihm ſind Empfi[illegible] gen durch äußere Sinne und Reflexion, als Wahrnehmung der Di[illegible] keit der Seele die beiden urſprünglichen Quellen aller Vorſtellungen; [illegible] Seele empfange ſie wie eine unbeſchriebene Tafel (tabula rasa). [illegible] rend nun Locke aber die Philoſophie von eitler Disputirſucht und [illegible] Spitzfindigkeiten zu befreien ſuchte, ſchwächte er durch die Bequemli[illegible] ſeiner Methode gründliches Forſchen; dagegen erhielten durch die A[illegible] tung, welche die Philoſophie von ihm erhielt, der Materialismus [illegible] flache Eklekticismus großen Vorſchub. In der Moral leitete [illegible] empiriſcher Grundſatz auf Eudämonismus. Locke's Leben iſt von [illegible] in deſſen „Eloge hist.“ geſchildert worden. Ein Nachkomme [illegible] Schweſter, Lord King, gab aus Familienpapieren Locke's Leben [illegible] (London 1829).

Loder (Ferdinand Chriſtian v.), Anatom und philoſophiſcher [illegible] k. ruſſ. wirklicher Staatsrath, Leibarzt des Kaiſers zu Moskau, [illegible] des St.-Wladimir- und des St.-Annen-Ordens, Präſident des [illegible] rathes der älteſten evangel. Gemeinde des ruſſ. Reichs zu St.-[illegible] in Moskau und der zu derſelben gehörigen Schule, Mitglied der [illegible] Geſetzcommiſſion und der moskauiſchen Ritterſchaft, auch des [illegible] Reichscollegiums und der Akad. der Wiſſenſch. und der gelehrten [illegible] ſchaften zu Petersburg, Berlin, Paris, Göttingen, Wien, Padua, [illegible] Erlangen, Hanau, Jena, Halle, Wilna, Moskau, Ehrenmitglied der [illegible] kauiſchen Univerſität, war zu Riga 1753 geb. Sein Vater, [illegible] Conſiſtorialaſſeſſor daſelbſt, war aus Franken, ſeine Mutter, eine [illegible] Cappel, aus Liefland. Nachdem er das kaiſ. Lyceum zu Riga von 17[illegible] —73 beſucht hatte, ſtudirte er in Göttingen Medicin. 1778 promo[illegible] er als D. der Medicin und Chirurgie und trat darauf die ihm angebo[illegible] gene Stelle als ordentl. Profeſſor in der medicin. Facultät zu Jena [illegible] Auf einer 2jähr. Reiſe (1780 fg.) nach Frankreich, Holland und [illegible] land machte er in Holland mit Camper, Sandifort, Benn und [illegible] Bekanntſchaft; in Paris mit Deſault (in deſſen Hauſe er 3 Mon[illegible] wohnte, um ſich unter ſeiner Anleitung in chirurgiſchen Operationen [illegible] üben), Louis, Vicq d'Azyr, Franklin, Portal, Baudelocque (bei welch[illegible] er einen Curſus über die Operationen der Geburtshülfe nahm. In [illegible] übte er ſich 4 Monate lang im großen Militairhoſpital unter Dav[illegible] der chirurg. Praxis. In London, wo er 5 Monate zubrachte, [illegible] er die anat. Vorleſungen von Will. Hunter bis zu deſſen Tod und [illegible] ſchäftigte ſich vorzüglich in deſſen Muſeum; auch hatte er Umgang [illegible] Banks, Sheldon, Cruikshank, Baillie, Pott, John Hunter, Farc[illegible] 1802 kam er nach Jena zurück, errichtete daſelbſt ein neues anat. Th[illegible] ter, auch eine Entbindungsanſtalt, bei welcher Stark d. Ae. ſein Gehü[illegible] war, und ein Naturaliencabinet, bei welchem er Lenz zum Gehülfen hatte.

ch gründete er ein med.-chirurg. Klinikum, woran Hufeland, Himly, uccow u. Bernstein Antheil nahmen. Er ward geh. Hofrath u. Leib- zt des Großherzogs v. Weimar und Physikus der Stadt und des Krei- s von Jena; lehrte Anatomie, Physiologie, Chirurgie, Entbindungs- unst, medicin. Anthropologie, gerichtl. Arzneikunde u. Naturgeschichte; lt ein lat. Disputatorium und ertheilte den Hebammen Unterricht. 03 trat er als Geheimerrath in k. preuß. Dienste und ward als or- ntl. Professor der Medicin zu Halle angestellt; daselbst errichtete er eine irurg. Krankenanstalt, bei welcher Bernstein sein Gehülfe war. Als ährend seiner Reise in sein Vaterland 1806 Halle von dem damaligen önig von Westfalen in Besitz genommen worden war, schlug er den ntrag, in dessen Dienste zu treten, aus und privatisirte als k. preuß. ibarzt zu Petersburg, wo er dem Kaiser Alexander vorgestellt ward, id zu Moskau. 1810 trat er als wirkl. Staatsrath und Leibarzt in russ. Dienste, nachdem er von dem König v. Preußen des Dienstes lassen und zur Belohnung in den preuß. Adelsstand versetzt worden. r ließ sich zu Moskau nieder. Hier erhielt er 1812 den Auftrag, für e Verwundeten zu sorgen, und als die franz. Armee diese Stadt be- zte, errichtete er für 600 verwundete Officiere und 31.000 Gemeine in ehren entfernten Städten und Dörfern Militairhospitäler, deren Leitung 8 Monate lang bis zu Ende führte. 1813 erhielt er den Auftrag einer Criminaluntersuchung über den Commissariats- u. medicinischen heil des großen Militairhospitals zu Moskau, welche ein Jahr währte, orauf ihm die neue Einrichtung und Oberdirection dieses Hospitals bertragen ward. Er führte dieselbe 4 Jahre und fügte ein besonderes ospital für Officiere hinzu, zu dessen bequemerer Einrichtung er von ei patriotischen Mitgliedern der moskauischen russ. Kaufmannschaft ei- n freiwilligen Beitrag von 25.000 Rubeln erhielt. 1817 bekam er die wünschte Entlassung von diesem Hospitale, ward aber zur Verbesserung ihrer Hospitäler, sowie verschiedener Casernen und Gefängnisse gebraucht. Die Ritterschaft des moskauischen Gouvernements ertheilte ihm ein Mit- liedsdiplom und die zum Andenken des beendigten Kriegs für den Adel estiftete Medaille. Als der Monarch 1818 eine Sammlung von ana- om. Präparaten gekauft und der Universität zu Moskau geschenkt hatte, bot er sich, ein neues anatom. Institut zu errichten und öffentliche Vor- sungen über die Anatomie unentgeltlich zu halten, auch die Uebungen n Leichnamen zu leiten. Er erhielt darauf den Auftrag, ein anatom. Theater nach seinem Plan auf Kosten des Kaisers zu erbauen, welches r seiner „Oratio die inaugurationis novi theatri anat. habita“ („De pt. anatom. docendi et discendi modo“) (1819, 4.), sowie in einer ndern: „Verba, quibus auditores hortatus est“ (1820, 4.), beschrieben nd abgebildet ist. Hier gab er alle Wochentage 10 Monate im Jahr nterricht in lat. Sprache; außerdem widmete er seine Zeit der Kirche nd Schule, wobei er auch in der Stadt medicinische Consultationen er- heilte und die ihm aufgetragenen außerordentlichen Krongeschäfte besorgte. Er soll vor Kurzem gestorben seyn. Außer seinen Uebers. Park's, John- on's u. A., und vielen akademischen Dissertat. und Programmen in la- ein. Sprache zu Jena und Halle hat er u. a. geschrieben: „Anatomisches Handbuch“ (Jena 1788; 2. Aufl., Jena 1800); „Anfangsgründe der nedicin. Anthropologie und gerichtl. Arzneiwissenschaften“ (Jena 1791; 3. Aufl., Weimar 1800); „Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und

gerichtl. Arzneikunde", Bd. 1—4. (Jena 1797—1804); „Tabulae anatomicae", mit latein. und deutsch. Text (Weimar 1803, 2 Bde. Kupfern, 4 Bde. Text in Fol.); „Elementa anatomiae hum. corp. (1. Bd., Moskau, Riga u. Leipzig 1822) u. s. w.

Lodi, eine wohlgebaute Stadt, seit 1814 der Hauptort der Pro Lodi, in dem lombardischen Gouvernement des neuen lombardisch-ven nischen Königreichs, liegt an der Adda in einer sehr fruchtbaren Geg hat 17.800 Einw. Das Bisthum steht unter dem Erzbischof von M land. Die Stadt hat ein festes Schloß. Die Parmesankäse werden n in Parma, sondern allein in und um Lodi verfertigt und für die be in ganz Italien gehalten; auch ist die dortige unechte Porzellan- u Fayence-Arbeit berühmt. Ueber die Adda führt eine mehr als 1000 Sch lange Brücke. Diese Stadt ist berühmt durch das Treffen, welches ihrer Nähe bei der über die Adda führenden Brücke, Bonaparte m 60.000 Mann gegen den östreich. General Beaulieu mit 25.000 M am 10. Mai 1796 gewann. Die Oestreicher hatten sich zuerst über Po und sodann hinter die Adda zurückgezogen, Bonaparte folgte in in raschen Märschen und in einer furchtbaren von 30 Kanonen ver digten Stellung, zu der nur eine enge Brücke führte, welche zu pas unmöglich schien. Doch Bonaparte ließ sich durch diese Schwierig von einem Angriffe nicht abschrecken; er führte sein Heer in gedräng Colonnen und rückte im Sturmschritte gegen den Feind an. Ein schreckliches Blutbad begann; einige Reihen warfen das östreich. Geschütz nieder, sodaß die Franzosen zu wanken anfingen. Da erschi die republikanischen Colonnen, Berthier, Massena und Lannes an Spitze, stürzten auf den Feind, nahmen die östreich. Artillerie, die Brücke deckte, und durchbrachen die Schlachtordnung Beaulieu's. reau, an der Spitze seiner Division, entschied endlich die Schlacht. Oestreicher wurden nun plötzlich aus ihrer Stellung geworfen und loren einen Theil ihrer Geschütze und 3000 Mann, wogegen der V der Franzosen 10.000 Mann betrug. Kenner haben beide Feldh getadelt, Bonaparte, weil er eine Stellung mit so großen Aufopfe wegnahm, deren er mit einem Zeitverlust von 24 Stunden sich leic und sicherer bemächtigen konnte, und Beaulieu, weil er Lodi so schn räumte, daß er nicht Zeit hatte, die Brücke abzutragen, wodurch n Feinde das weitere Vordringen unmöglich gemacht haben würde.

Logarithmen, Verhältnißzahlen, künstliche Zahlen, welche m Hülfe dazu verfertigter Tafeln das so beschwerliche Dividiren in ein bloßes Subtrahiren, das Multipliciren in ein bloßes Addiren, das Quadr wurzelziehen in bloßes Halbiren verwandeln. Z. B.

1	2	4	8	16	32	64	128
0	1	2	3	4	5	6	7

Hier machen die obern Zahlen eine geometrische Progession und die u tern (welche die Logarithmen der obern sind) eine arithmetische. Solc Tafeln hat man bis zu 100.000 und noch weiter. Will ich nun wis wie viel eine gegebene Zahl macht, wenn sie mit einer andern multi cirt wird, so addirt man ihre beiden Logarithmen und die herauskommen Zahl ist der neue Logarithmus, über welchem man die gesuchte Zahl fin det, z. B. 4 mal 8. Der Logarithmus von 4 ist 2, der von 8 ist 3. Nun geben 2 und 3 addirt den Logarithmus 5, über welchem sich die

suchte Zahl 32 findet ꝛc. Beim Dividiren zieht man den Logarithmus s Divisors vom Logarithmus des Dividenden ab und die übrig gebliene Zahl ist der Logarithmus, über welchem der Quotient befindlich ist, B. 4 in die 32. Unter 4 steht 2 und unter 32 steht 5. Also 2 von bleibt 3. Ueber dem Logarithmus 3 aber steht 8, welches die gesuchte ahl ist. Diese Rechnungsart soll im 17. Jahrh. Joh. Neper, ein schotscher Baron, nach Andern ein deutscher Prediger Stiefel, schon 1530 funden haben. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf athematische Rechnungen angewendet, und bei Rechnungen im Geschäftsben unbeachtet gelassen. Allein sie sind der Bequemlichkeit wegen allen enen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, besonders Kaufuten, zu empfehlen. S. F. A. Schröter's „Rechnung mit Decimalbrüen und Logarithmen, nebst den dazu gehörigen Tafeln" (Helmst. 1799). ie besten logarithmischen Tabellen sind die von Vega und Callet.

Logau (Friedrich, Freih. v.), Epigrammatist, wurde 1604 in Schlen geb., trat als Kanzleirath in die Dienste des Herzogs von Liegnitz nd starb daselbst 1655. In der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er er Verkleinerte. Die Liebe zur Dichtkunst äußerte sich bei ihm frühzeitig. n reifern Jahren scheinen ihm seine Geschäfte nicht erlaubt zu haben, ch in größern Gedichten zu versuchen, und er schränkte sich auf Sprüche nd flüchtig hingeworfene Epigramme ein. Er gab zuerst eine Sammung von 200 Epigrammen u. d. T. heraus: „Erstes und anderes Hunert deutscher Reimsprüche Salomon's von Golaw" (Bresl. 1638). Die ute Aufnahme, welche diese erhalten hatten, bewog ihn späterhin (wahrcheinlich 1654), eine neue Sammlung zu veranstalten, welche über 3000 Sinngedichte enthielt. Logau, als ein Zeitverwandter Opitz's, trat in ie Fußtapfen dieses großen Vorgängers und verräth öfters die Kraft nd den körnigten Ausdruck desselben. Viele seiner Epigramme sind riginell und glücklich erfunden, und ebenso schön gesagt als wahr gedacht, nd sie treten um desto merkwürdiger in der Geschichte unserer satyrischen Poesie auf, je sparsamer diese Gattung von den Deutschen bearbeitet worden ist. Am originellsten ist Logau im Spruchgedicht, und überhaupt wahrhaft poetisch in einer der Poesie fremd gewordenen Dichtungsart. Ramler und Lessing, die 1759 eine Auswahl seiner Epigramme veranstalteten, zogen aufs Neue die Aufmerksamkeit auf ihn. Nach Lessing's Tode gab Ramler 1791 diese Auswahl zum zweiten Male heraus. Logau's „Auserlesene Gedichte" findet man in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.", Bd. VI. (Leipz. 1824).

Logier's Lehrmethode der Musik (so genannt von ihrem Erfinder, Joh. Bern. Logier, geb. 1780 zu Kaiserslautern in der Pfalz, Musiklehrer in London, Berlin ꝛc.) geht dahin, mehre Schüler gleichzeitig (in Classen von 12—20) im Clavierspiel zu unterrichten und damit die genaue Kenntniß der Harmonielehre zu verbinden. Dieser gleichzeitige Unterricht ist jedoch von dem wechselseitigen Unterrichte, welcher in der Anwendung der Lancaster'schen Methode in der Musik besteht, noch zu unterscheiden, weil hier der Lehrer selbst Alles leitet, und nebenbei durch Hülfslehrer den einzelnen Classen nachgeholfen wird. Die Schüler spielen anfangs die eingelernten Stücke zusammen auf mehren Pianofortes, und dieses Zusammenspiel dient dazu, die Taktbewegung desto bestimmter einzuprägen und den Einzelnen durch die Lust an der gemeinsamen Thätigkeit mit fortzureißen. Bei dem Spiele wird in der erstern Zeit, zur

Bewirkung einer richtigen und festen Haltung der Hand und zur V
meidung übler Angewöhnungen, die von Logier erfundene, an das Pi
forte befestigte Maschine, Chiroplast (Handbildner) genannt, angewe
Auch wird im Anfange ein linirtes Notenbret mit Angabe der N
der Noten unmittelbar über die Tastatur gestellt. Zum Behufe d
Unterrichts hat Logier Elementarbücher für mehre Classen geschrieben
so eingerichtet, daß die Uebungsstücke des ersten Cursus einfacher und
schränkter sind, indem sie meistens nur aus dem einfachen Grundt
oder einer leichten Melodie bestehen, die unter dem Handbildner ge
wird, die schwierigern Uebungsstücke des zweiten Cursus aber gröss
theils die Variationen oder eine künstlichere Begleitung zu jenen Th
enthalten, und also von den weiter fortgeschrittenen Schülern zug
mit den Stücken des ersten Cursus auf mehren Pianofortes vorgetra
werden können. Hierdurch wird ein vollständigeres Ganzes gebildet, u
bei mit angenehmer Abwechselung und vielfachem Nutzen bald ein
Fortepianos, bald alle zusammen spielen. Jene nützlichen Uebungsb
sind u. d. T. „Joh. Bernard Logier's System der Musikwissenschaft u
des musikal. Unterrichts“ (a. d. Engl. übers.; neue v. Verf. selbst b
richtigte Aufl., Buch I. IV. fg.) bei Wilh. Logier in Berlin in Ku
erschienen. Auf die Clavierübung (meistens wird 2 Stunden hinter
ander Unterricht gegeben) folgt der ebenfalls von dem Leichtern z
Schweren fortschreitende Unterricht in der Harmonielehre. Hierbei
dient sich Logier auch mancher sonst bekannter Hülfsmittel, z. B. b
Merken der verschiedenen Vorzeichnungen betreffend; aber Alles ist ein
und natürlich zusammengestellt und führt mit großer Sicherheit zu
Ziele, eine gründliche Einsicht in die harmonischen Verhältnisse der Ac
auf natürlichem Wege zu begründen. Auch ist die Art des Unterri
so eingerichtet, daß sie den Schüler selbst thätig beschäftigt. Alle
werden vor der großen Notentafel anschaulich vorgetragen. Die Sch
schreiben die Lösung ihrer Aufgaben theils einzeln auf kleine, mit ei
grabenen Notensystemen versehene Schiefertafeln, theils gemeinsch
an die große Notentafel. Hier geht der Unterricht von den Tonar
zu den einfachen Dreiklängen und verschiedenen Lagen derselben üb
bald belegen die Schüler eine gegebene Melodie mit diesen Dreiklängen
füllen die Harmonie durch Mittelstimmen aus und setzen den Grundb
dazu, sodaß sie zuerst vierstimmig in lauter Dreiklängen schreiben; da
wird der Septimenaccord mit seinen Auflösungen eingeführt, und so schr
tet z. B. ein Kind von 6—7 J. in der Kenntniß der harmonischen Ver
hältnisse, die zuerst nur gleichsam rechnungsmäßig erlernt werden, imm
merkt zu den schweren Aufgaben der Tonsetzkunst fort; es behandelt ei
einfache Melodie vierstimmig, ohne noch diese Stimmen auf dem Clavi
spielen zu können. Späterhin, wenn der Schüler auch im Clavier
durch Uebung größere Fertigkeit empfängt, zeigt sich schon der wohlt
Einfluß dieser Kenntniß; denn dieselbe erleichtert ihm das Notenlesen
und Beides tritt in genaue Verbindung, indem das Kind gewohnt wird
die verschiedensten Tonfiguren als Veränderungen der einfachen Accor
anzusehen. — Das musikalische Publicum in Deutschland wurde seit 1824
durch die leipziger „Musikalische Zeitung“ und durch den Bericht des Ka
pellmeisters Spohr (Jahrg. 1822, St. 31), welcher Logier's Anstalt in
London und die außerordentlichen Leistungen ihrer Zöglinge durch ein
überraschende Prüfung bei seinem Aufenthalte daselbst kennen zu lern

legenheit hatte, auf jenes System aufmerksam. Einer ähnlichen Prü-
ng wohnte Moscheles 1822 in London bei, der ebenfalls, wie Spohr,
i Zöglingen der Logier'schen Akademie mannigfaltige harmonische Auf-
ben vorlegte, welche dieselben ohne mühsame Anstrengung in kurzer Zeit
n und gut an der Tafel gelöst hatten. (S. „Wiener musikal. Zeit.“,
22, S. 232.) Darauf wurde auf 4 Instrumenten durch 8 Spieler
ie Introduction, Fuga, 2 Kanons und ein Trio für 6 Hände mit Ge-
mack und Präcision vorgetragen. — Logier's Unterricht fand bei den
usiklehrern, die an der herkömmlichen Art des Unterrichts hingen, die
ftigsten Gegner. Einige wendeten gegen Logier ein, was gegen alle
ethoden eingewendet werden kann, daß nämlich das Genie durch solche
ethoden nicht hervorgebracht werden könne, oder daß sie nur Mechanis-
us erzeugen. Hat indessen eine solche Methode nur den Vortheil, den
echanismus in der Kunst zu erleichtern, und wird sie mit Geist gehand-
bt, so kann sie — denn in jeder Kunst gibt es einen Mechanismus,
n der Geist beherrschen muß, wenn er sich leicht und klar aussprechen
l — gewiß auch die schöpferische Thätigkeit des Tonkünstlers unter-
itzen und befördern und zur gründlichen Ausbildung des Musiktreiben-
n beitragen. In Berlin haben sich durch Logier's Unterricht verschie-
ne Musiklehrer in dieser neuen Methode gebildet, die aller Orten in
eutschland Unterrichtsanstalten nach dieser Methode eröffnet haben, so-
ß z. B. auch in Leipzig, Dresden, Frankfurt, Stettin, Naumburg ähn-
che Institute bestehen. So scheint die Erfindung eines Deutschen immer
ehr ein Nationalsystem des musikalischen Unterrichts zu werden, da es
reits außer in London u. a. Städten des brit. Reichs auch in Spa-
ien, Amerika, Ost- und Westindien einige Akademien zählt. Vgl. Girsch-
er, „Ueber Logier's neues System“ (Berlin 1826); „Logier's System
er Musikwissenschaft“ (Berlin 1826); und mehre Aufsätze in den Jahr-
ängen 1823—28 der leipziger und anderer musikalischer Zeitungen.

Logik (Verstandes- oder Vernunftlehre), die wissenschaftliche Dar-
ellung der allgemeinen Regeln des Denkens und ihrer Anwendung. Sie
erfällt demnach in zwei Haupttheile, einen reinen, welcher die allgemei-
en und nothwendigen Regeln aufstellt, nach denen wir uns bei allem
nsern Denken zu richten haben, und einen angewandten, welcher Vor-
hriften gibt über den rechten Gebrauch jener Regeln. Alle geistige Thä-
igkeit des Menschen hebt mit dem Anschauen an, d. h. mit dem sinn-
ichen Auffassen des Mannigfaltigen in der Erscheinungswelt. Von der
nschauung ist nur ein Schritt zu dem höhern Geschäfte des Denkens,
elches in der selbstthätigen Verbindung des Mannigfaltigen zur Einheit
m Bewußtseyn besteht und eine Sache des Verstandes in weiterer Be-
eutung ist. Der Verstand in diesem Sinne, oder das Denkvermögen,
ußert sich auf dreierlei Weise; entweder als Verstand in engerer Be-
eutung, welcher das Mannigfaltige der gegebenen Anschauungen in eine
Gesammtvorstellung vereinigt, Begriffe bildet; oder als Urtheilskraft, die
ehre Begriffe zu einem Ganzen im Urtheile verknüpft; oder endlich als
Vernunft, welche aus mehren als wahr angenommenen Urtheilen die
Wahrheit oder Falschheit eines andern Urtheils folgert, d. h. Schlüsse
ildet. Die Begriffe befassen entweder nur ein Einzelnwesen (Individuum)
nd heißen dann individuelle Begriffe, z. B. Moses, Mohammed; oder
ie begreifen eine größere Anzahl von einzelnen Gegenständen, die in ge-
issen Merkmalen mit einander überein kommen, eine ganz andere Art

von Gegenständen, und heißen dann Begriffe der Art (species), z. B. Religionslehrer; oder sie umfassen alle gleichartigen Begriffe und heißen Begriffe der Gattung (genus), z. B. Mensch. Ein Begriff, welcher mehr Gegenstände umfaßt, als ein anderer verwandter, heißt in Bezug auf den letztern der höhere, dieser der niedere. Der niedere ist dem höheren untergeordnet (subordinirt); Begriffe einer Art, einer Gattung, die einander nicht untergeordnet sind, heißen beigeordnete (coordinirte) Begriffe. Solche, welche bloß in Vergleichung mit andern Gültigkeit haben, nennt den relative genannt, z. B. hoch, niedrig; diejenigen aber, welche an sich, ohne Einschränkung und in aller Beziehung gültig sind, wie Mensch, Erde u. s. w., heißen absolute. Unsere Begriffe sind deutlich, wenn wir uns aller ihrer wesentlichen Merkmale bewußt sind; klar, wenn wir uns ihrer Merkmale nur so weit bewußt sind, um sie von andern Nebenvorstellungen abzusondern; dunkel, wenn auch dieß nicht der Fall ist, wenn wir in ihnen nur das allgemeinste Merkmal des Seyns erkennen. Vom Urtheil und Schluß s. dd. Die allgemeinen und nothwendigen Gesetze nun, denen die genannten drei Hauptformen des menschlichen Denkens, Begriff, Urtheil und Schluß, unterworfen sind, machen den Inhalt des ersten oder reinen Theils der Logik aus. Der zweite oder angewandte Theil lehrt, wie bei dem Gebrauche jener Denkformen und bei Anwendung der für dieselben aufgestellten Grundsätze Wahrheit gewonnen, Irrthum vermieden werden könne. Er hat daher zuvor die Wahrheit (s. d.) zu erklären und die Kennzeichen derselben anzugeben, wie ebenso den Begriff des Irrthums zu bestimmen und auf die Quellen, woraus derselbe entspringt, sowie auf die Mittel, ihn zu vermeiden, aufmerksam zu machen. Alles Fürwahrhalten unrichtiger Vorstellungen ist Irrthum und beruht auf Wahrscheinlichkeitsschlüssen, deren Vordersatz Das sind, was wir Schein nennen. Gegen den letzteren ist die Dialektik gerichtet. Sie enthält die Grundsätze zur Beurtheilung und Vermeidung des Scheins. Wer den Umfang der Logik, wie er hier in allgemeinen Zügen angedeutet worden, ins Auge faßt, sieht leicht, daß dieselbe zwar wohl das Denkvermögen bei seinen Thätigkeiten kann vor Irrthümern verwahren, nie aber der Erkenntniß neue Wahrheiten zuführen oder den Gehalt irgend einer Wissenschaft bestimmen kann. In der Sprache der Schule: Die Logik ist Kanon und Grundlage aller Wissenschaften, kann aber nie zum Organon einer derselben werden. Die Logik wurde von den Griechen schon früh, u. d. N. der Dialektik, bearbeitet. Als ihr erster Erfinder wird Zeno von Elea genannt. Sie ward bald ein Werkzeug in den Händen der Sophisten und Rhetoren und blieb es, bis Aristoteles ihr durch seine scharfsinnigen Entwickelungen die Würde zurück gab, die ihr gebührte. Nachtheilig wirkten die logischen Spitzfindigkeiten der scholastischen Philosophie des 13. und 14. Jahrh. Kein Wunder demnach, das man zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa zu den gesündern Lehrsätzen der Aristotelischen Schule zurückkehrte, deren Grundfehler jedoch, die Logik zum Organon der Wissenschaft zu machen (s. oben), bald darauf erkannt und u. A. von Baco von Verulam, Locke und Leibnitz bekämpft, aber auch von Des Cartes und Wolff verfochten wurde, bis endlich Kant durch seine „Kritik“ zur Berichtigung jener Ansichten und zur Begründung einer in allen ihren Theilen vollendeten Logik den Weg bahnte. Sein Schüler, Kiesewetter, Maaß, Hoffbauer, Jakob, Krug, Fries, sowie an

Salomon, Barbili, Schulze, Reinhold u. A. haben ebenfalls um die Ausbildung der neuern Logik großes Verdienst. Fichte verwies sie aus dem Gebiete der Philosophie und behauptete ihre Abhängigkeit von der Metaphysik. Schelling erklärte, sie sey, als eine formale Wissenschaft, der Philosophie sogar entgegengesetzt. Doch haben Klein und Thanner, welche seiner Ansicht folgen, und auf ganz eigenthümliche Weise Hegel (s. d.), neuerdings die Logik darzustellen versucht, sodaß man über den Hauptpunkt, nämlich ihr Verhältniß zur Metaphysik und die Anwendung ihrer Formlen auf dem Gebiete der philosophischen Speculation, noch immer verschiedener Meinung ist. Unter den neuen Bearbeitungen der Logik ist die von Twesten auszuzeichnen, welcher die analytische Logik mit vieler Klarheit und Eigenthümlichkeit darstellt.

Logographen, d. h. Sagenschreiber. So heißen die ältesten griech. Prosaiker, welche es versuchten, das Epos in geschichtliche Erzählung aufzulösen. Sie gehören fast alle nach Jonien, und ihr Zeitalter ist der Schluß des 6. und der Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. Die vorzüglichsten unter ihnen waren: Kadmus aus Milet, Dionysius und Hekatäus ebendaher, Charon von Lampsakus, Xanthus der Lydier, Pherecydes der Syrier, Hellanikus von Mitylene. Nur Fragmente haben sich aus denselben enthalten. Herodot bildet gleichsam den Uebergang von diesen Logographen zu den eigentlichen Geschichtschreibern.

Logogriph, s. Räthsel.

Logthing ist der gesetzgebende Körper der norwegenschen Ständeversammlung (s. Storthing). Der Storthing wählt aus seinem Schoße ein Viertel der Glieder zur Bildung des gesetzgebenden Körpers. Die übrigen drei Viertheile heißen Odelsthing (Grundeigenthümer). Letzterer debattirt über neue Gesetzvorschläge, welche bald von der Regierung, bald aus dem Odelsthing hervorgehen. Nachdem der Odelsthing debattirt hat, erneuern sich die Debatten im Logthing, und wenn dieser die Meinung des Odelsthing verwirft, theilt er zugleich seine Gründe dem Odelsthing mit. Nun berathet Letzterer, ob er sich dem Logthing conformiren will oder nicht. Ist Letzteres der Fall und ändert der Logthing seinen Beschluß nicht: so treten beide Körper zusammen. Wenn sich zwei Drittel der Stimmenden vereinigen, so gilt diese Vereinigung als gemeinsamer Beschluß und erbittet eine Deputation die königl. Sanction. Der Logthing und der Storthing halten ihre Sitzungen öffentlich und bildet der Logthing mit dem höchsten Gerichte das Reichsgericht, welches über die Mitglieder des Staatsraths oder des höchsten Gerichts, oder die Mitglieder des Storthings, wegen Amtsverbrechen erkennt, wobei der Vorstand des Logthings vorsitzt. Diese Urtheile können nicht abgeändert werden, nur kann der König einem Verbrecher durch Begnadigung die Todesstrafe erlassen.

Lohenstein (Daniel Kaspar von), ein mehr bekannter als berühmter deutscher Dichter der schlesischen Schule, geb. 1635 zu Nimptsch, einer Stadt im schlesischen Fürstenthum Brieg, erhielt seine erste Bildung in seiner Geburtsstadt und auf dem Maria-Magdalenen-Gymnasium zu Breslau, bezog dann, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, 1650 die Universität Leipzig und ward hierauf zu Tübingen mit der juristischen Doctorwürde beehrt. Nun unternahm Lohenstein eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und die Niederlande, ging zur See, nicht ohne Lebensgefahr, nach Hamburg und kehrte von da

nach Schlesien zurück. Gleich darauf trat er eine Reise nach Italien an; aber eine ausgebrochene Pest nöthigte ihn, unterwegs zu Grätz in Steiermark wieder umzukehren. 1666 wurde er zum fürstl. sächsischen Regierungsrathe, zum kaiserl. Rathe und Obersyndikus der Stadt Breslau ernannt. In diesen Würden starb er in der Blüthe seines männlichen Alters 1683, ein Jahr vor dem von ihm hochverehrten Hoffmannswaldau (vergl. d.). Lohenstein's große Geistesanlagen hatten sich ungemein früh entwickelt (schon in seinem 15. J. dichtete er Tragödien, die auch späterhin gedruckt worden sind), aber sein Genius ging durch falsche Richtungen unter, obgleich er eine ausgebreitete Gelehrsamkeit besaß. Den Hoffmannswaldau sich zum Muster nehmend und daher das Erhabene in der Poesie nicht selten durch zuckende, unnatürliche und sinnlose Bilder entweihend, steht Lohenstein doch durch reiche Einbildungskraft, poetischen Erfindungsgeist und feuriges Gefühl weit über seinem Vorbilde. Seine Trauerspiele haben nicht gleichen Werth; zu den bessern gehören „Kleopatra“ und „Sophonisbe“ (s. Lohenstein's „Trauer- und Lustgedichte“ (Breslau 1680, 1689, Leipz. 1733). Auch als lyrischer Dichter („Blumen“) war er zu seiner Zeit sehr geschätzt. Gehaltvoller und gediegener als alle seine Dichtungen ist sein in Prosa verfaßter Ritterroman: „Arminius und Thusnelda“ (von seinem Bruder und nach dessen Tod vom Prediger Wagner vollendet, erschien Lpz. 1689, 2 Bde.; 2. verm. Aufl., 1731), welcher sich durch eine edle und blühende Schreibart empfiehlt, zugleich kräftige Stellen enthaltend, in welchen der Verf. große und erhabene Gedanken in gedrungener Kürze vorgetragen hat. Die neueste Ausgabe seiner geistlichen und weltlichen Gedichte erschien zu Leipzig 1733.

Lohmann (Emilie Friederike Sophie), geboren zu Schönebeck bei Magdeburg, die Tochter der als Schriftstellerin bekannten Friederike Lohmann, welche von ihrem Vater, dem Professor Ritter zu Quedlinburg, wo sie 1748 geboren ward, eine sorgfältige Erziehung und Unterricht in manchen Kenntnissen erhalten hatte, die man damals noch weniger als jetzt in den Kreis der weiblichen Bildung aufnahm. Nach dem Tode ihres Gatten wurde Friederike Lohmann, die schon früher mit schriftstellerischen Arbeiten sich beschäftigt hatte, ohne vor dem Publicum aufzutreten, durch eine sorgenvolle Lage genöthigt, ihre Talente zu nützen, um sich die Mittel zu einer bessern Erziehung ihrer Kinder zu verschaffen. Außer einem Schauspiel nach Veit Weber, das sie 1791 ohne ihren Namen erschienen ließ, und mehren Gedichten, schrieb sie Romane, unter welchen besonders „Clara von Wallburg“ (2 Bde., Leipzig 1796) und „Claudine Lahn“ (2 Bde., Leipzig 1802—3) mit Beifall aufgenommen wurden. Sie zog 1806 mit ihren zwei Töchtern nach Leipzig, wo sie 1811 starb. Als ihre zunehmende Kränklichkeit sie abhielt, ihre letzte Schrift: „Herbstblumen meines Geistes“ (Magdeb. 1810) zu vollenden, ermunterte sie ihre Tochter Emilie, das Fehlende zu ergänzen. So entstand der erste Versuch der Tochter, die Erzählung „Stephanie“ in jene Sammlung. Emilie schrieb darauf „Geschichte zweier Frauen aus dem Hause Blancenau“ (Magdeb. 1810), die der Titel gleichfalls als eine Arbeit ihrer Mutter ankündigte. Nach dem Tode ihrer Mutter nahm sich ihr Verwandter, der Oberhofgerichtsrath Erhard, der beiden verwaisten Schwestern väterlich an, die bis zu seinem Tode (1813) in jenem Hause wohnten. Eine schmerzliche Prüfung, welche Emilie in der

Ältezeit ihres jungfräulichen Lebens bestand, hatte den ersten Grund zu ter Kränklichkeit gelegt, die sie seitdem durch das ganze Leben beglei- e. Sie lebte mit ihrer jüngern Schwester unzertrennlich vereint in ipzig, und während sie in ihrem glücklichen Talente ein Hülfsmittel nd, ihre sehr beschränkte Lage zu erleichtern, suchte sie das Geheimniß rer schriftstellerischen Thätigkeit in bescheidener Zurückgezogenheit auch durch lange zu bewahren, daß sie ihre Erzählungen unter dem Namen riederike Lohmann als ein Nachlaß ihrer Mutter bekannt machte. Zu n einzeln erschienenen gehören: „Erzählungen“ (2 Bde., Magdeburg 318—20) und „Neue Erzählungen“ (Magdeb. 1822). Später theilte : meist in Zeitschriften und Taschenbüchern ihre Arbeiten mit, welche sie ter dem Titel: „Neueste gesammelte Erzählungen“ (12 Bde., Leipzig 328—31) wieder herauszugeben anfing. Sie erlebte jedoch nicht den chluß dieser Sammlung, da sie nach schweren langen Leiden am 16. 330 starb. Nach ihrem Tode wurden jener Sammlung noch vier Bände nter dem Nebentitel: „Letzte Erzählungen“ (1832) hinzugefügt. Sie rleuguet in ihren Darstellungen nie die sittliche Würde, weiß vorzüg- ch weibliche Charaktere mit feinem und richtigem Sinne aufzufassen und it sicherer Hand auszuführen. Unter ihren Erzählungen finden sich ehre anmuthige Genrebilder und besonders unter den Leistungen ihrer tzten Lebensjahre einige, die ihr einen ausgezeichneten Platz unter den eutschen Schriftstellerinnen sichern. Ihre liebenswürdige Persönlichkeit itt uns in der biographischen Skizze entgegen, die Friedrich Kind bald ach ihrem Tode in der „Zeitung für die elegante Welt“ mittheilte und t dem letzten Bande der angeführten Sammlung wieder abdrucken ließ.

Loire, der größte Strom in Frankreich, entspringt auf den Sevenen im Departement Ardeche, wird schiffbar bei Roanne, ist von hier 00, von Nevers 8—1200 Fuß breit, hat von Tours an eine Menge nseln, mit denselben meist eine Breite von mehr als 3000 Fuß; er ießt bis Le Puy zwischen steilen oft senkrechten Wänden, bis St.-Ramert, wo beide Ufer ganz flach, mitunter sumpfig, bei Heurs wieder berig werden; von hier an fließt sie in einem weiten, schön gebauten Thale, essen Seiten von Orleans an nur sanft abfallen und unterhalb Nantes ch in einer Fläche verlieren. Größere Seeschiffe gehen aufwärts bis haimboeuf, und nach einem Laufe von 132 Meilen stürzt sie sich mit iner 20.000 Fuß breiten Mündung bei St.-Nazaire unterhalb Nantes n den atlantischen Ocean. Canäle verbinden sie mit der Seine und er Saone. Von ihr haben drei Departements den Namen: Loire, Oberoire und Unterloire. — Loire-Armee nannte man 1815 das, vermöge der Capitulation, welche von dem franz. Provisorium mit den verbündeten Feldherren Blücher und Wellington bei Paris geschlossen wurde, ch hinter die Loire unter Davoust zurückziehende Heer, wodurch die Scheidelinie, welche die Loire in Frankreich bildet, eine politische Wichigkeit erhielt.

Loke, s. Nordische Mythologie.

Lokmann, oder Lockmann, der Weise zubenannt, ein alter arabischer Fabeldichter, der zu Salomon's Zeiten gelebt haben soll. Die Sage erzählt von ihm Dasselbe, was man auch gewöhnlich vom Aesop rzählt. Auch sind mehre Fabeln, die die Araber unter seinem Namen esitzen, denen des phrygischen Fabeldichters so ähnlich, daß sie offenbar Nachahmungen desselben sind. Im Koran wird er mit großem Lobe er-

wähnt und Abu-Anam d. i. Vater des Anam, genannt. Er soll sehr lange gelebt haben; nach Einigen ist er 300, nach Andern 1000 Jahre alt geworden. Thomas Erpenius hat zuerst die Fabeln des Lokmann in arabischer und lateinischer Sprache in Europa durch den Druck bekannt gemacht (1615); in der Folge fügte er sie seiner in Leyden 1636—1638 erschienenen arabischen Grammatik bei. Bei den Orientalen stehen die Fabeln, ihrer schmucklosen Einkleidung und fast lakonischen Kürze wegen, in geringem Ansehen, wie denn überhaupt im Ganzen das Aufsehen, das wenig verdienen, welches sie eine Zeit lang bei uns machten. 1799 sorgte Marcel während der franz. Occupation von Aegypten eine Ausgabe des „Fables de Lokmann" in Kairo, welche 1803 in Paris neu aufgelegt wurde; die beste ist aber die 1818 von Coussin zum Gebrauch der Eleven des Collège-royal veranstaltete. Die vollständigste Handschrift der Lokmann'schen Fabeln (in persischer Sprache) befindet sich in der Bibliothek des Vaticans. Eine frühere prosaische deutsche Uebersetzung findet sich am Ende des durch Adam Olearius als Anhang zu seiner Reisebeschreibung herausgeg. „Persianischen Rosenthals". Schaller hat eine neue geliefert (1826).

Lokris, eine Landschaft Mittelgriechenlands. Die Lokrier wurden in 3 Hauptstämme vertheilt. Das Land der ozolischen Lokrier lag zwischen Phokis und Aetolien am korinthischen Meerbusen; das der epiknemidischen zwischen Phokis und Böotien an der Meerenge von Euböa; das der epinemidischen endlich zwischen Phokis und Thessalien an der Meerenge. Außerdem gab es noch in Italien epyzephyrische Lokrer, eine Colonie der ozolischen Lokrier. Ihre Hauptstadt Lokri, einst mächtig, ist durch ihren Gesetzgeber Zaleukos berühmt, der ein Schüler des Pythagoras gewesen seyn soll. Ihre Geschichte ist fast gänzlich unbekannt; nur so viel wissen wir, daß sie zu den minder gebildeten hellenischen Volksstämmen gehörten; daher auch von ihnen bemerkt wird, daß sie, gegen die Sitte der übrigen Griechen, auch in bürgerlichen Verhältnissen stets bewaffnet gingen. Die einzigen Orte ihres Landes, welche Erwähnung verdienen, sind: Thermopylä und Naupaktos, jetzt Lepanto, am Eingange des korinthischen Meerbusens, im Lande der epizephyrischen Lokrier, wohin die Athener die von den Spartanern vertriebenen Messenier versetzten.

Lollharden, s. Beguinen und Brüderschaften.

Lolli (Antonio), einer der fertigsten Virtuosen auf der Violine, war 1728, nach Andern 1730 zu Bergamo im Venetianischen geboren, lebte bis 1778 als Concertmeister in herzogl. würtembergischen, nachher in russisch-kaiserl. Diensten, machte 1795 eine Reise nach England, Frankreich und Spanien, wo er zu Madrid, außer den großen Geschenken, bloß vom Theaterunternehmer für jeden Abend, an dem er in einem Concerte einige Solos spielte, 2000 Realen erhielt. Er reiste hierauf 1789 nach Italien zurück und starb 1794 zu Neapel. Er hatte es zu einer unglaublichen Fertigkeit und Geschwindigkeit auf der Violine gebracht, sodaß man ihn den musikalischen Luftspringer nannte. Dabei überließ er sich so wilden und regellosen Phantasien, bei denen er sich gewöhnlich an keinen Zeitmaß band, daß ihn auch der geübteste Spieler zu begleiten nicht im Stande war, sowie er seiner Seits in Verlegenheit gerieth, sobald man ihm vielstimmige Stücke vorlegte. Schubart nennt ihn den Shakspeare unter den Geigern. Er hat, außer Violinconcerten

d 3 Werken Sonaten, eine Violinschule in Quartetten für 2 Geigen, atsche, Violoncello und mehre Concerte und Quartette handschriftlich terlassen.

Lombard, s. Leihbank, Leihhaus.

Lombardei, das sogenannte Oberitalien, welches im 6. Jahrh. ößtentheils von den Longobarden (s. d.) erobert wurde und daher n Namen erhielt; östreichische Lombardei nannte man späterhin die estreich gehörenden Herzogthümer Mailand und Mantua. Seit 1805, Napoleon diese Länder zum neugebildeten Königreich Italien schlug, rschwand jene Benennung. Als aber 1814 die Napoleonische Herrschaft terging und mit ihr auch das Königreich Italien, so erhielt, nach den schlüssen des wiener Congresses Oestreich, ein großer Theil von diesem eiche und verband es in einen Staatskörper u. d. N.: Lombardisch-netianisches Königreich mit der Monarchie. Es nimmt die östhe Hälfte des obern Italien ein, und besteht aus dem größten Theile s ehemaligen Herzogthums Mailand nebst dem von der Schweiz abrissenen Thale Valtellina, dem ehemaligen Herzogthum Mantua und m Gebiet der ehemaligen Republik Venedig. Es wird von den Alpen, ardinien, Parma, Modena, dem Kirchenstaate und dem venetianischen eerbusen umschlossen, und enthält auf 851 QM. 4.280.000 Einw.; es ; also eines der bevölkertsten Länder der Erde. Der Ticino bildet die estliche, der Po größtentheils die südliche Grenze. Die nördlich dasselbe grenzenden Alpen sind die rhätischen, die tiroler und die karnischen Alen; ihr Abfall nach Italien ist äußerst schroff, auch senden sie wenige orgebirge in das Land, denn die Euganäen in der Gegend von Padua ilden einen ganz abgesonderten Gebirgszug. Ueber die Alpen führt bis jetzt nur eine für den Handel wichtige Straße, die aus Tirol über Trient nd Roveredo nach Verona; eine andere soll über den Splügen aus braubündten nach dem Comersee hinab angelegt werden. Die Straße ber den St.-Gotthard führt zwar über die Alpen, aber sie berührt das önigreich erst am Luganersee. Es wird von dem Tagliamento, Piave, renta, Etsch, Po, Mincio, Adda und Ticino bewässert. Man findet iele Seen, als den Lago maggiore, den Comersee, den Iseo- und den ardasee. Das Königreich besitzt außerdem eine große Zahl von Canäen, deren Anlegung die Beschaffenheit des Bodens theils erleichtert, heils nothwendig macht. Die bedeutendsten sind der große Canal von Mailand, welcher diese Stadt einerseits mit der Adda, andrerseits mit em Ticino in Verbindung setzt, und die vielen Canäle, welche theils die erschiedenen Arme des Po mit einander, theils diesen Fluß mit der Brenta, dem Bacchiglione u. a. verbinden. Nur die nördlichen und nordstlichen Theile des Landes sind gebirgig, der bei weitem größte Theil ber gehört zu der reizenden überaus fruchtbaren Thalebene des Po, und er Anbau entspricht auch hier ganz der Trefflichkeit des Bodens. Alle Produkte des nördlichen Italiens, Getreide, Reiß, viele Gemüse, Obstarten und Wein werden in Ueberfluß erzeugt, doch der Wein nirgends von esondrer Güte, woran die nachlässige Behandlung wohl mehr als das Klima schuld ist. Wälder finden sich nur in den Alpen, aber die Menge Pappeln, Ulmenbäume, an welchen der Wein rankt, Maulbeer- und Obstbäume, unterbrechen einigermaßen die allzugroße Einförmigkeit der trefflich angebauten Ebenen. Für die Vervollkommnung der Schafzucht

und des Feldbaues zeigt die Regierung viel Interesse. An edlen Obstarten hat man Kastanien, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Citronen, Maulbeeren, mit denen ein bedeutender Handel getrieben wird; doch sind die Pomeranzen und Citronen hier nicht vor dem Erfrieren sicher. Die Produkte des Mineralreichs beschränken sich vorzüglich auf Eisen, Kupfer, Marmor, Salz und einige Mineralwasser. Die Einwohner sind bis auf wenige Griechen, 65.000 Deutsche und 5500 Juden, Italiener und die herrschende Religion ist die katholische, mit einem Patriarchen, 2 Erz- und 18 Bischöfen; Universitäten sind zu Pavia und Padua. Die Industrie ist zwar ziemlich stark, doch von ihrer ehemaligen Höhe sehr herabgesunken. Die vorzüglichsten Fabriken bestehen in Seide, Glas und Eisenwaaren. Der Seidenbau und die Seidenweberei ist durch das ganze Land ausgebreitet; die Regierung ist eifrigst bemüht, beide zu verbessern. Die Glasfabriken in Venedig und Murano sind sehr wichtig; sehr berühmt ist das Spiegelglas. Die Stahl- und Eisenfabriken haben besonders ihren Sitz in Brescia. In Gold- und Silberarbeiten sind Venedig und Mailand berühmt; auch verfertigt man Porzellan, Fayence, Tapeten, Papier und viele Waaren des Luxus. Für die Musik liefern sie schöne Geigen, Lauten, Flöten u. a. musikal. Instrumente. Die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr. Der Schleichhandel über Lugano ist, ungeachtet strenger Zollinien, sehr wichtig. Oestreich gab diesem Staat am 7. April 1815 eine Constitution, nach welcher die Stände auf dem Incorporationssystem beruhen. Es bestehen nämlich die beiden Centralcongregationen zu Mailand und Venedig und die verschiedenen Provinzialcongregationen, aus den, dort vom Könige, hier von der Centralcongregation und dem Gubernium ernannten Deputirten der adeligen und nichtadeligen Güterbesitzer und der königlichen Städte, unter dem Vorsitz des Gouverneurs oder Delegaten. Jede der drei Corporationen schlägt jährlich drei aus ihrer Mitte zu Deputirten vor. Die Rechte aller drei Stände bestehen fast nur in der Bewilligung der königlichen Posten, in der Vertheilung und Aufbringung der Steuern, einige haben auch das Petitionsrecht. Die Regierung hat die Abgaben im Vergleich gegen die französische Periode gemindert. Das lombardisch-venetianische Königreich hat einen eigenen Orden, den von Napoleon 1805 gestifteten und von Kaiser Franz 1816 abgeänderten Orden der eisernen Krone. Ein Vicekönig regiert, mittels zwei Gubernien zu Mailand und Venedig, den Staat und residirt in Mailand. Die Gouverneurs sowie die Provincialcollegien sind von den höchsten Behörden zu Wien abhängig. Das lombard. Gouvernement enthält auf 402 QM. 2.280.000 Einw., Hptst. Mailand; das venetian. Gouvernement enthält auf 449 QM. 2 Mill. Einw. und hat Venedig zur Hptst. Die Gubernien zerfallen wieder in Provinzen, deren Verwaltung eine königl. Delegation leitet. Das Schicksal dieses merkwürdigen Landes von dem gallischen Cisalpinien an bis auf die neueste Zeit erzählt: „Die Geschichte der Lombardei", von F. A. Hasse (Dresden 1826—28, 4 Bdchn.).

Lombardischer Bund, s. Italien (Geschichte von), Guelfen und Ghibellinen, Friedrich I. (Kaiser). Vgl. Leo's „Geschichte von Italien"; Friedr. v. Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit", Band I., II., III., IV., und V. und andere Werke über Italiens und Deutschlands mittlere Geschichte.

Lombardische Schule, s. Italienische Kunst und Malerei (Geschichte der).

Lombardus (Petrus), einer der berühmtesten Scholastiker des 12. Jahrh., gebürtig aus einem Flecken bei Novara in der Lombardei, studirte anfangs zu Bologna, dann in Frankreich unter Abelard, ward hierauf von König Philipp 1151 nach Paris berufen, um Theologie zu lehren, und bekleidete von 1159 bis an seinen 1164 erfolgten Tod die Würde eines Bischofs zu Paris. Sein vorzüglichstes und vielmal aufgelegtes Werk heißt „Sententiarum“ (in 4 Büchern), daher sein Name Magister sententiarum. In demselben ist die Lehre des Katholicismus nach der Bibel und den in den Acten der Concilien und den Schriften der Kirchenväter enthalt. Aussprüchen systematisch vorgetragen. Er führt dann Zweifel und Einwendungen, sowie die Widerlegungen derselben an, ohne selbst zu entscheiden. Lombardus wußte mit dieser Arbeit ein Bedürfniß der Zeit so auszufüllen, daß sie Jahrh. hindurch fast aller theologischen Bildung zum Grunde gelegt wurde. Seine „Sentenzen“ sind damals mehr gelesen und erläutert worden als selbst die heil. Schrift; an drittehalbhundert, darunter sehr ausgezeichnete Männer, haben sie umständlicher Erklärung für würdig gehalten. Des Verfassers Rechtgläubigkeit ward in einigen Punkten später in Anspruch genommen, aber anerkannt. Außerdem hat man von ihm einen Commentar über die Psalmen und über die Briefe Pauli.

Lomenie de Brienne (Etienne Charles), Cardinal, Erzbischof und Staatsminister von Frankreich, wurde 1727 zu Paris geboren. Obgleich er der älteste Sohn seines Hauses war, widmete er sich doch dem geistlichen Stande, in welchem er bald auf eine hohe Stufe emporstieg. 1754 gab er mit Turgot „Le conciliateur, ou lettres d'un ecclesiastique à un magistrat“ heraus, eine Schrift, welche die damals zwischen den Parlamenten und dem Klerus bestehenden Streitigkeiten schlichten sollte (später von Condorcet, Dupont de Nemours u. A. mehrmals herausgeg). 1760 ward er zum Bischof von Condom ernannt und 4 Jahre darauf erhielt er das Erzbisthum von Toulouse, in dessen Verwaltung er sich den Ruhm eines ebenso aufgeklärten als das Wohl des Landes befördernden Mannes erwarb. 1770 ward er zum Mitglied der Akademie ernannt. Beim ersten Ausbruch der französischen Revolution griff er heftig die Finanzverwaltung von Calonne an, und nach der Entlassung dieses Ministers folgte er demselben mit ausgedehnter Macht als dirigirender Minister; um dieselbe Zeit ward er auch zum Erzbischof von Sens ernannt. Brienne entsprach aber in seiner Finanzverwaltung nicht einmal den mäßigsten Erwartungen; er handelte in diesen sturmvollen Zeiten in einem unseligen Schwanken ohne Plan, Kraft und Einsicht. Er wollte dem Uebel der Finanzen durch neue Anleihen und Auflagen abhelfen, und da das Parlament diese durchaus anzuerkennen verweigerte, wagte er dasselbe ganz aufzuheben, und an seine Stelle u. d. N. der cours plenière einen höchsten Gerichtshof zu errichten, der die königlichen Befehle, wie bis dahin das Parlament, in sein Register eintragen und genehmigen sollte. Gegen diese Einrichtung erhob sich aber die allgemeine Stimme in Frankreich so laut und nachdrücklich, daß sich schon im Aug. 1788 Ludwig XVI. genöthigt sah, dem Minister Brienne den Abschied zu geben und an seine Stelle Necker, der schon früher die Fi-

manzen geleitet hatte, zur Uebernahme dieser Leitung von Neuem zu rufen. Um ihn für die verlorene Ministerstelle zu entschädigen, ließ ihn Ludwig mit einigen Abteien und verschaffte ihm vom Papste Pius VI. den Cardinalshut. Er machte eine Reise nach Italien, von der er 1790 nach Frankreich zurückkehrte. Hier leistete er jetzt den von der Constitution vorgeschriebenen Eid, und um sich den Verfolgungen der Revolutionspartei zu entziehen, bat er im März 1791 den Papst um Entlassung aus dem Cardinalscollegium, die ihm dieser auch gern willigte. Dennoch entging Brienne seinem Schicksale nicht. Im Jahre 1793 ward er in Sens festgenommen, bald darauf wieder entlassen, dann aber gleich aufs Neue verhaftet und am 16. Febr. 1794 in der Gefangenschaft todt gefunden. Sein Bruder, der Kriegsminister, Marie Louis Marie de Loménie, Graf v. Brienne, dessen Nachfolger im Ministerium de la Tour du Pin, fiel in dems. J. unter dem Beil der Guillotine. Vom Cardinal hat man die „Oraison funèbre du Dauphin" (Paris 1766). Der ursprüngliche Name der H. H. von Brienne ist Loménie. Sie stammen nicht von dem Hause Brienne der Könige von Jerusalem ab. Die Loménies erbten die Grafschaft Brienne durch Heirath. Aus dem Archive dieses Hauses gab F. Barrière die zur Geschichte Mazarin's wichtigen „Mém. inédits de Louis Henri de Loménie, comte de Brienne, secrétaire d'état sous Louis XIV." aus dessen Handschrift (Paris 1827) heraus. Dieser L. H. de L. verlor sein hohes Staatsamt, weil er sich durch Spielsucht zu Ausschweifungen hatte hinreißen lassen.

Lomonosoff (Michael Wasiljewitsch), einer der berühmtesten russischen Dichter, geb. 1711 zu Kolmogori. In seiner Jugend mußte er seinem Vater, der ein Fischer war, in dessen Gewerbe behülflich seyn. Doch die Lectüre der Bibel, die er in einer sehr schlechten russ. Uebersetzung las, erwachte in ihm zuerst die Neigung zur Poesie. Er verließ heimlich das väterliche Haus und floh nach Moskau in die Unterrichtsanstalt zu Kaikonospaski, wo er die griech. und latein. Sprache lernte und so rasche Fortschritte machte, daß ihn die kaiserl. Akademie der Wissenschaften auf ihre Kosten nach dem damals sehr berühmten Marburg schickte, wo er unter Wolf die allgemeine Sprachwissenschaft, die Rhetorik und die Philosophie studirte; auch betrieb er mit vielem Feuer das Studium der Chemie. 1741 ging er nach Petersburg, wo er bald zum Mitgliede der Akademie und 1745 zum Professor der Chemie ernannt wurde. Nachdem ihn kurz vorher die Kaiserin Katharina zum Staatsrath ernannt hatte, starb er 1764 in seinem 54. Jahre. Lomonosoff war ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann. Seine Poesien weisen ihm den ersten Rang unter den russ. Dichtern an. Man hat von ihm 2 Bände Oden, in denen er den Pindar sich zum Vorbilde gewählt hat; 2 Tragödien, „Temira" und „Selim"; „Demophon", ein Epos in 2 Gesängen, welches die Thaten Peter des Großen feiert; einige Werke über Mineralogie, Metallurgik und Chemie, und endlich eine „Geschichte von Rußland", die ins Deutsche und Französische übersetzt worden ist. Die Akademie hat eine Sammlung seiner Werke in 16 Bänden veranstalten lassen. Lomonosoff's durch mannigfaltige Schicksale merkwürdiges Leben ist von dem Admiral Tschitschagoff umständlich beschrieben worden (neue Ausg. Petersburg 1822).

London, die Hauptstadt des britischen Reichs, der wichtigste Handelsplatz der ganzen Erde und die größte und volkreichste Stadt Europas, zt (17° 34′ 45″ L. 51° 31′ Br.) auf beiden Seiten der Themse, Residenz des Königs und Sitz der Oberregierungsbehörden des brit. Reichs d seines Parlaments mit ungefähr 1.300.000 Einw.; eine genaue Angabe der Bevölkerung ist nicht möglich, theils wegen den Tausenden von emden, die täglich ab- und zuströmen, theils auch weil die meisten hlhabenden Einwohner nur im Winter in der Stadt zubringen. London scheint schon vor den brit. Feldzügen Cäsar's als Stadt bestanden ben. Tacitus nennt Londinum einen Ort, der zwar den Ehrentitel ier römischen Colonie nicht erhalten habe, aber doch als ein Hauptsitz s Handels zu betrachten sey. Konstantin der Große soll die Stadt erst mit Mauern umgeben und den ersten Bischofssitz daselbst errichtet haben. Unter der Heptarchie war London die Residenz des Königs von ssex (Ostsachsen), ward verschiedentlich von den Dänen verwüstet, durch lfred d. Gr. aber gegen das Ende des 9. Jahrh. zur Hauptstadt von nz England erhoben und mit Freiheiten begnadigt, welche Wilhelm r Eroberer 1067 schriftlich bestätigte. 1189 soll Henry Fitz-Almyn der rste londoner Bürgermeister gewesen seyn, der den Titel eines Mayor nahm, dem 1354 (?) der Lordstitel hinzugefügt ward. 1381 und 1450 rachten die Empörungen von Wat Tyler und Jack Cale die Stadt in roße Unruhe und Schaden. 1542 wurden verschiedene Straßen gepflastert. Doch unter der Königin Elisabeth war London fast einzig auf die jetzige ity beschränkt; selbst in dieser fanden sich beinah so viele Gärten als häuser, und dennoch glaubte man der fernern Vergrößerung der Stadt urch Verbote entgegenwirken zu müssen. In den Kriegen mit Spanien ellte London von 1588—97 auf eigne Kosten nach und nach ein Heer on 20.000 M. und rüstete 38 Kriegsschiffe aus. 1603 starben an der Pest, die schon öfter große Verwüstungen angerichtet hatte, 30.561 Menschen. In dem Bürgerkriege unter Karl I. ward die Stadt auf Befehl es Parlaments mit Festungswerken umgeben, wovon sich gegenwärtig eine Spur mehr findet. 1665 wüthete die Pest aufs Neue, aber zum etzten Male. Die Zahl der Todten betrug nach D. Hodyns 68.596. ach Claviendon 160.000. Das große Feuer 1666 (vom 2. Sept. Sonntags Nachts bis zum Donnerstage) verzehrte 13.200 Häuser, 87 Kirchen, 6 Hospitäler ꝛc. Die Stadt hätte bei dem Wiederaufbau der Häuser die Straßen regelmäßig vertheilen können; allein Niemand dachte an diese Verbesserung. Schon 1683 gab der Anwachs der Bevölkerung und die Größe der Stadt Anlaß zur Errichtung der Pfennigpost, welche allein für London bestimmt ist. — London besteht aus 3 Haupttheilen: I. aus der eigentlichen Stadt London (von den Briten City genannt und den östl. Theil ausmachend), II. Westminster (die westl. Seite der Stadt, von der das Westminster ein Theil; beide liegen auf der Nordseite der Themse und gehören zur Grafschaft Middlesex), III. Southwark mit 80.000 Einw. in der Grafschaft Surrey auf der Südseite des Flusses liegend. Hierzu kommen eine Menge Ortschaften, die durch den Anbau zur Stadt gezogen worden sind, und seit 50 J. 50.000 neue Häuser. Die ganze Stadt ist 15 engl. oder 5 franz., beinahe 4 deutsche, Meilen lang und 12 engl. oder 3 deutsche Meilen breit, und fast 14.000 Straßen mit 34 Marktplätzen, 75 Squares oder Plätzen, welche in der Mitte einen Rasenplatz

einschließen 250.000 ein bis sechs Stockwerke hohe Häuser in sich, unter denen man über 500 gottesdienstl. Gebäude (250 anglikanische, 12 presbyteranische, 32 quäkersche, 23 baptistische, 62 für Engländer der übrigen Sekten, 12 katholische, 18 reformirte, 4 lutherische, 4 russisch-griech. 6 Synagogen), 4050 Erziehungsanstalten, 176 Buchdruckereien, 3 Buchhandlungen, 360 Leihbibliotheken, 140 Zeitschriften, 410 Kupferstecher, 150 Spielhäuser, 12 Polizeihäuser, 31 Gerichte, 13 Gefängnisse, 49 Schuldgefängnisse, 13 Theater, 93 religiöse und wissenschaftliche Institute, 98 Spitäler, 73 Versorgungshäuser, 200 Brennereien, 18 Weinfabriken (ohne Traubensaft), 5200 Bier- und 9000 Caffehäuser zählt; ferner 300 Aerzte, 1780 Wundärzte, 580 Apotheker, 150 öffentliche Bäder, 131 Notare, 1150 Advocaten, 3480 Geschäftsagenten, 18 Abschätzungscommissaire, 1560 Negocianten, 5500 Abschreiber, 1200 Auctionsagenten, 60 Bankiers, 3900 Männer-Kleidermacher, 2880 Strumpfmachermeister, 2100 Bäcker, 1800 Metzger, 2000 unterhaltene Dirnen, 25.000 öffentliche Dirnen, 10.000 herrenlose Dienstboten, 20.000 Personen, die am Morgen nicht wissen, wo sie den Tag über Brot bekommen sollen, u. s. w. — Die Themse ist bei London schon ein mächtiger Strom, und da 12 Meilen davon sich ins Meer ergießt, wo sie sich beträchtlich erweitert und die Flut bis zur Stadt dringt, so finden hier die größten Kauffahrer den bequemsten und sichersten Hafen von der Welt. Unter den 6 über die Themse führenden Brücken sind 4 von Stein und 2 von Eisen. Fangen wir von Westen beginnen, so treffen wir zuerst die Vauxhall-Brücke, in geringer Entfernung oberhalb der Stadt. Sie ist von Gußeisen, und auf steinernen Pfeilern und wurde 1813 angefangen und 1816 beendigt. Auf sie folgt die Westminster-Brücke von Stein, 1223 F. lang und 44 breit, 1739—50 erbaut. Von dieser kommen wir zu der neuen prachtvollen, am 18. Juni 1817, dem Jahrestage der Schlacht bei Waterloo eröffnete Waterloo- oder Strandbrücke. Die darauf folgende ist die Blackfriars-Brücke, 995 F. lang und etwa 40 breit und ward von 1760—69 von Stein erbaut. Auf sie folgt die Southwark-Brücke, die in Hinsicht auf die Weite ihrer Bögen nicht ihres Gleichen in der Welt hat. Sie besteht aus Gußeisen und ruht auf steinernen Pfeilern; von den 3 Bögen der Brücke, welche eine Länge von 708 F. hat, messen die beiden Seitenbogen jeder 510 F., der mittlere aber 240 Fuß. Sie ward 1814 angefangen und 1820 beendigt. Die östlichste und älteste von allen ist die London-Brücke. Sie ist von Steinen erbaut, mit gothischen, ziemlich engen Bogen, worunter 2 nichtgleiche sind. Am nördlichen und südlichen Ende der Brücke befinden sich Wasserkünste, welche einen Theil von London und Southwark mit Wasser versehen. Diese Brücke bildet die Grenze, wie weit die großen Schiffe gehen können, und der eigentliche Hafen derselben; aber auch oberhalb ist der Fluß mit kleineren Fahrzeugen bedeckt, welche größtentheils mit Lebensmitteln aus dem Innern des Landes kommen; man zählt allein an 10.000 kleine Ruderkähne, zum Ueberfetzen, Spazierenfahren, Ausladen der größeren Schiffe u. s. w. bestimmt. 1825 legte Brunel, ein franz. Ingenieur, den Bau eines Wegs unter der Themse (Tunnel), 3000 Mètres stromabwärts von der londener Brücke auf Actien (4000, jede 50 Pf.) an. Die Themse hat hier eine Breite von 305 Mètres (915 Fuß). Das Werk war bis 183 Mètr.

t dem rechten Ufer an vorwärts getrieben, als zwei Einbrüche des roms (18. Mai 1827 und im Jan. 1828) daſſelbe unterbrachen. Die ffnung ward verſtopft, und der vollendete Theil des Tunnel iſt gang- r. Vgl. „Die Brücke oder der Tunnel unter der Themſe in London")z. 1827, 4., m. Kpfrn.). Im Oct. 1828 mußte die Fortſetzung dieſes ues wegen Mangel an Fonds aufgegeben werden. — Zur Bequemlichkeit s Handels ſind vor einigen Jahren auf dem linken Ufer, von einer ſellſchaft mit 600.000 Pf. St. Koſten, mehre ſogenannte Docks oder cken angelegt worden, wovon das größere 200—300 Schiffe faſſen nn. Dieß ſind wahre kleine Landſeen, dicht am Ufer und mit dem uſſe durch Canäle verbunden. Durch Oeffnen der Schleuſen werden mit Waſſer gefüllt, und die beladenen Schiffe aus Oſt- und Weſtin- en können hier einlaufen. Sie ſind von prächtigen Schalungen ein- faßt und mit großen Waarenlagern umgeben, in welche die Güter un- ittelbar aus den Schiffen gebracht werden. Sollen die Schiffe ausge- ſſert werden, ſo ſchafft man das Waſſer durch Pumpen aus dem Becken, ab die Schiffe ſtehen nun auf dem Trocknen. Am 25. Oct. 1828 wur- n die Katharinen-Docks eröffnet; der Bau derſelben koſtete den Kauf- uten, welche, um den Platz zu gewinnen, 1200 Häuſer (11.300 Bew.) kauft hatten, 1.800.000 Pf. — Es iſt unmöglich, dem Total-Anblick der tadt ein paſſendes Bild zu geben; Volksgewühl, unglaubliche Regſam- it, Wohlſtand und Nettigkeit zeigen ſich überall, doch aber hat jeder on den 3 Haupttheilen der Stadt einen durchaus verſchiedenen Charak- r. Die City, der älteſte Theil, zeigt neben mehren geraden und breiten traßen freilich auch viel enge, winkliche und krumme Gaſſen; Weſtmin- er im Gegentheil hat beinahe durchaus nur herrliche, gerade, in rechten Winkeln ſich durchſchneidende Straßen; Southwark endlich mit ſeinen nordentlich zuſammengehäuften Häuſern hat mehr das Anſehn einer alten fabrikſtadt. Auch iſt die Lebensart durchaus verſchieden. Die City iſt er Sitz des großen Handels, der wohlhabenden mittlern Bürgerclaſſe; ie öſtlicheren Theile derſelben ſind dem Großhandel ganz ausſchließlich igen: hier ſieht man nichts als ungeheure Waarenlager, Docken und iemlich ärmliche Häuſer, von Matroſen, Seilern und allen den Hand- werkern und Arbeitern bewohnt, die der Handel und die Schifffahrt be- chäftigen. Weſtminſter iſt der ausſchließliche Aufenthalt des Hofes, der Großen, der reichen Gutsbeſitzer, kurz aller Derer, die zur vornehmen und glänzenden Welt gehören. In ganz London iſt die Ordnung der Tageszeiten mehr oder weniger verkehrt, die Nacht wird zum Tage ge- macht. Vor 8—9 Uhr ſind ſelbſt die Straßen der City einſam, erſt um 10 Uhr gibt Weſtminſter einige Lebenszeichen, und für die eigentlich vor- nehme Welt bricht der Tag nicht vor 11 Uhr an. Natürlich wird nun der Abend und die Nacht die Zeit des eigentlichen Lebens für die Be- wohner von Weſtminſter, und eben dieß nöthigt auch den betriebſamen Bürger der City, ſeinen Laden bis ſpät in die Nacht hinein zu erleuch- ten. Eben dieſem Umſtande iſt es vielleicht mit beizumeſſen, daß keine Stadt in der Welt ſo vortrefflich erleuchtet iſt als London; die Haupt- ſtraßen vorzüglich, wo ein glänzender Laden ſich an den andern drängt, bieten jeden Tag ein Schauſpiel dar, welches man nur mit den pracht- vollſten Illuminationen anderer Städte einigermaßen vergleichen könnte. Am glänzendſten iſt die Erleuchtung in denjenigen Straßen, wo die Gas-

beleuchtung, die sich schon in mehren engl. Städten findet, eingeführt [illegible]. Das Pflaster ist durchweg vortrefflich und überall sind an den Seiten für die Fußgänger breite mit flachen Steinen gepflasterte Nebengänge, sodaß der mittlere Raum einzig von Pferden und Wagen benutzt wird. Ein Versuch, den man gemacht hat, die Straßen mit Fliesen von Gußeisen zu belegen, ist als unzweckmäßig wieder aufgehoben worden. Keine andere Stadt hat wohl so wenig ausgezeichnete Privatgebäude als London. Beinahe alle Häuser ohne Ausnahme sind von Backsteinen, ohne Bewurf und werden in kurzer Zeit von dem ewigen Steinkohlendampf geschwärzt; dabei sind sie selten über 3 Stockwerke hoch, nur 3 höchstens 4 Fenster breit und nur für Eine Familie eingerichtet. Prachtgebäude muß man also in London nicht suchen, dafür aber geben die unzähligen glänzenden Laden und die Reinlichkeit und Nettigkeit der Straßen den Häuser einen Anblick, wie ihn keine andere Stadt gewährt. Verzüglich reizend in dieser Hinsicht sind die Squares, viereckige Plätze, von prächtlichen Häusern eingefaßt und in der Mitte ein von einem oft eisernen Gitter umschlossener Rasenplatz, zu welchem jeder angrenzende Hausbesitzer den Zutritt hat. Die Squares sind vorzüglich häufig in Westminster, wo Grosvenor Square mit Georgs II. Statue von vergoldetem Erz wohl das glänzendste von allen ist. Der große und schöne Russel Square prangt mit dem 57 F. hohen, schönen, mit der erznen Bildsäule des Herzogs von Betford gezierten Denkmal. Und solcher Squares hat London 71; außerdem noch 34 öffentliche Plätze, meist als Marktplätze benutzt. Was dem Fremden am meisten in die Augen fällt, ist freilich die unglaubliche Zahl und der ungewohnte Glanz der Kaufläden; denn ists nur der londner Kleinhandel, mercery, trade; der wahre, ungeheure Reichthum des Großhandels fällt bei weitem weniger in die Augen. Er in den engsten Gassen ist das finstre Comptoir eines Großhändlers, der selbst wohnt vielleicht, doch nur in einem bescheidenen Hause, in Westminster, und kommt nur täglich zu seinem Geschäft in die City. London besitzt nur äußerst wenig ausgezeichnete Werke der Baukunst. Sie wollen jetzt die merkwürdigsten derselben kennen lernen, und zwar zuerst in der City. Hier finden wir, beinahe ganz am östlichen Ende der Stadt und am Ufer der Themse, den Tower, eine sehr alte Burg, eine Art von Citadelle an der Ostseite, jedoch außerhalb des Bezirks der City von London, nicht weit von der Themse, das engl. Staatsgefängniß, ist sehr alt und theilweise in Verfall. Ihr Name kommt von dem Thurm, den König Wilhelm aus Quadersteinen zur Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt errichten ließ. Dieses Gebäude ward nach und nach durch Zusätze vergrößert und befestigt. Das Ganze umfaßt 12 Morgen Fläche und ist mit einem mit Steinen ausgelegten Wall und tiefen Graben umgeben. Merkwürdigkeiten des Towers sind die wilden Thiere als Löwen, Tiger ꝛc. Ferner das Zeughaus, ein ungeheures, 2 Stock hohes Gebäude. Das Geschütz ist im Erdgeschoß; oben ist ein herrlicher Waffensaal, 350 Fuß lang, 50 breit, voll Flinten, Säbel und Pistolen, die sämmtlich so ordentlich als geschmackvoll aufgestellt sind, und womit 200.000 M. bewaffnet werden können. Die Horsearmory oder die Pferderüstkammer ist die Vorstellung der engl. Könige von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Georg II. in ihren Rüstungen zu Pferde, nach dem Leben. Die span. Armory (spanische Rüstkammer) enthält die Waffen

nd Rüstungen, welche der spanischen unüberwindlichen Flotte 1588 ab-
nommen und nach London gebracht worden sind. Auch König Hein-
ichs VIII. nächtlicher Spazierstock, worin sich 3 Pistolen befinden, und
as Beil, womit Anna Boleyn enthauptet worden ꝛc., sind hier. Die
ngl. Reichskleinodien werden nur hinter einem Gitter gezeigt, und wer
e sehen will, muß sich überdieß so lange einschließen lassen; denn ein
ngl. Oberst Blood unter Karl II. wollte sie mit Gewalt wegnehmen,
it welcher Zeit man sich dieser Vorsicht bedient. Sie bestehen in eini-
en Kronen von großem Werthe, einem Reichsapfel, Scepter, einem
Taufbecken, worin die königl. Familie getauft wird, einem goldenen Adler,
orin das Salböl für die Könige und Königinnen enthalten ist u. s. f.
Bis zur Errichtung des großen neuen Münzgebäudes in einer andern
Gegend der Stadt, ward alles engl. Geld im Tower geschlagen, und es
war keine Münzstätte weiter im Königreiche, außer der Münzmaschine
ines Privatmannes in der Gegend von Birmingham, wo Scheidemünzen
eprägt werden. Noch ist im Tower ein großes und sehr sicheres Pul-
ermagazin, und eine Kirche, worin viele vornehme Personen, die hier
nthauptet sind, begraben liegen, z. B. Anna Boleyn und Katharina Ho-
ard, beide Gemahlinnen Heinrichs VIII. u. A. m.; ferner ein Archiv,
orin Nachrichten und Urkunden von den Zeiten König Johanns bis
uf Richard III. in 56 Schränken aufbewahrt werden. Gegen Erlegung
iner Kleinigkeit darf man davon nachsehen, was man will. Die Stelle
ines Governors oder Oberbefehlshabers im Tower ist sehr ansehnlich
nd einträglich. Unter ihm steht ein Lieutenant-Governor, ein Deputy-
ieutenant und ein Major. Hinter dem Tower an der Themse stehen
0 Kanonen, die bei Feierlichkeiten, und wenn der König ins Parlament
eht, abgefeuert werden. S. J. Bayley's „History and antiquities of
he Tower" (London 1821, 2 Thle., 4.), und J. Britton's und E. W.
Brayley's „Memoirs of the Tower of London", mit Holzschnitten (Lon-
on 1830). — Ferner ist in der City merkwürdig: das große, ganz frei
tehende Zollhaus, nahe am Tower und am Ufer des Flusses, ist 1815
—17, nachdem das alte unansehnliche abgebrannt war, sehr schön und
meist von Quaderstücken wieder aufgebaut worden. Die Börse und die
Bank, zwei für den Handel, ja für die Existenz des brit. Reiches so
unendlich wichtige Orte, entsprechen ihrer Wichtigkeit nur wenig und sind
nichts als plumpe Gebäude. In der Nähe der Börse befinden sich eine
zahllose Menge Caffeehäuser, auf denen große Geschäfte gemacht werden
(hieher gehört Lloyds, in dem obern Stockwerke der Börse selbst befind-
liches, berühmtes Caffeehaus, der Sammelplatz der Schiffs- und Asse-
curanzmäkler; das Caffeehaus selbst, in dem nur Geschäfte abgemacht
und höchst wenig genossen wird, besteht aus einer Reihe kleiner, nach
Art einer Kanzlei eingerichteter, mit Mahagoniholz getäfelten Cabinets;
es hat Correspondenten in allen Handelsplätzen der Erde, deren Berichte
den Theilnehmern desselben zur Einsicht vorliegen); das Posthaus, die
Assecuranzhäuser, das Rathhaus (Cudilhall), der Pallast des Lords Ma-
yors (der ersten Magistratsperson in der City), the Mansionhouse ge-
nannt, die Häuser der ostindischen und anderer Handelsgesellschaften u.
s. f. Das londoner Irrenhaus Bethlem, nach dem Muster der Tuile-
rien erbaut, ist seit 1813 wegen Baufälligkeit verlassen worden, und die
Kranken sind nach einem großen und schönen Gebäude im südlichen Theile

der Stadt gebracht worden, welches jetzt den Namen Bethlem-hospital führt. Bedeutender in jeder Hinsicht ist das allein durch freiwillige Beiträge gegründete und erhaltene St.-Lucas-Hospital für Wahnsinnige. Ferner ist hier merkwürdig die Paulskirche, beinahe im Mittelpunkte der Stadt. Sie wurde größtentheils nach dem Muster der Peterskirche in Rom, im Anfange des 18. Jahrh. 1675—1710, von dem berühmten Architekten Christoph Wren (s. d.) erbaut und ist unstreitig das herrlichste Denkmal der neuern Baukunst in England, liegt jedoch zu versteckt, um die gehörige Wirkung zu thun. Sie hat 500 Fuß Länge, 250 F. Breite und eine Höhe von 404 Fuß. Die herrliche Kuppel, die sie ziert, hat 145 F. im Durchmesser. Das Gebäude ist aus Portlandstein, in Gestalt eines Kreuzes aufgeführt. Zwei Reihen sehr massiver Pfeiler theilen das Innere in ein Schiff und Seitenflügel. Die prächtigste Ansicht gibt es von Lutgatestreet aus, wo die große Säulenhalle von gekuppelten korinthischen Säulen, mit einem Säulengang von 8 ebenfalls gekuppelten Säulen der gemischten Ordnung darüber, eine erhebende Wirkung hervorbringt. Im Fronton dieses Vorsprungs ist St. Pauli Bekehrung in Relief dargestellt, eine Arbeit von Francis Bird. Die nordwestl. und südwestl. Ecken der Kathedrale schmücken zwei Thürmchen. Auf der Südseite, welche der nördlichen entspricht, ist unter dem Phönix im Fronton das sogenannte »Resurgam«. Vorzüglich erhaben sind die Formen der Kuppel, und in der Ansicht von London gehört sie zu den bemerkenswerthen Punkten. Aber die innere Ausschmückung dieses Gebäudes entspricht nicht seinem äußern Prunke. Der Fußboden von schwarzen und weißen Marmorplatten schachbretmäßig zusammengesetzt, vermehrt aber den Eindruck der Leere, welche diese hohen Räume ohne Ausschmückung hervorbringen. Man hat ihn mit Fahnen, Trophäen der britischen Tapferkeit, aufzuputzen angefangen. Die prächtigste Ansicht hat man am Flüstergange (the whispering gallery) am untersten Kreise der Kuppel, dort nehmen sich auch James Thornhill's Darstellungen aus dem Leben Paulus in den Flächen der Kuppel am vortheilhaftesten aus. Die große Glocke wird nur beim Tode eines Gliedes der königl. Familie, des Lordmayors, des Bischofs von London und des Dechants der Kirche geläutet. Auf 616 Stufen kann man zu der Kugel kommen, welche über dieses schöne Gebäude hinwegragt. Um die Einförmigkeit des Innern zu unterbrechen, hat man seit 1790 angefangen, Denkmäler und Bildsäulen erlauchter Todten in ihr aufzunehmen. Das erste dort aufgestellte Denkmal galt dem Andenken John Howard's, das 1796 dem Publikum gezeigt ward. Auch Nelson, der in einer Gruft in der Mitte des Gebäudes beigesetzt ist, fand dort durch Flaxman ein bemerkenswerthes Denkmal, ebenso Sir W. Jones, Graf Howe, Sir Joshua Reynolds u. s. w. Auch Wren hat hier seine Grabstätte. Die Kosten des Baues berechnet man auf 1½ Million Pfund Sterling. — Der als Literator und Architekt bekannte J. Gewilt hat eine Geschichte der londoner St.-Paulskirche geschrieben. In den »Illustrations of the public buildings of London« (mit histor. und beschreib. Berichten über jedes Gebäude), von den Architekten J. Britton und A. Pugin, findet man in Nr. 1. (London 1823) St.-Pauls abgebildet und beschrieben. — Die übrigen Kirchen in London sind in architektonischer Hinsicht unbedeutend, wovon aber die schöne, in einem einfachen Styl erbaute So-

phanskirche eine Ausnahme macht. Prachtvoll ist die neue katholische Capelle des Herzogs von Norfolk. Endlich erwähnen wir das Monument, eine über 200 F. hohe, ionische, kannelirte Säule, von dem Baumeister der Pauliskirche, Wren, ausgeführt und zum Andenken der großen Feuersbrunst errichtet, welche 1666 über 13.000 Häuser in Asche legte. Sie hat eine, den damal. Zeitgeist charakterisirende Inschrift, welche die Katholiken als die Urheber jenes Uebels bezeichnet. In Westminster bemerken wir 1) die Westminster-Abtei, oder St.-Peters-Collegiatkirche, die vor Alters zu einem Kloster gehörte, dessen Ursprung sich in die ungewisse Zeit verliert. König Eduard baute die Kirche 1065 neu auf, und seit Papst Nicolaus II. wurden hier die Könige v. England gekrönt. Heinrich VIII. verwandelte das Kloster anfänglich in ein Stift, später in eine Kathedrale; Maria stellte die Abtei wieder her, Elisabeth aber gründete 1560 das gegenwärtige Collegiatstift, das aus mehren Stiftsherren besteht, und verband damit eine Lehranstalt für 40 Knaben. Die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt wurde von Heinrich III. errichtet, der das alte Gebäude niederreißen ließ, und seine Nachfolger setzten den Bau fort. Die beiden Thürme über dem westlichen Eingange wurden von Christoph Wren gebaut, aber obgleich sie an sich von schöner Form sind, so passen sie doch nicht zum Ganzen. Das Aeußere hat überhaupt nicht die schöne Leichtigkeit andrer gothischen Bauwerke, dagegen ist das Innere ein Meisterstück der Baukunst, von dessen Erhabenheit man besonders am westlichen Eingange ergriffen wird. Schlanke, kühne und doch verhältnißmäßige Pfeiler, Baumstämmen mit prächtiger Verzweigung ähnlich, tragen das hohe Gewölbe. Besonders ist der Chor herrlich, wo aber der Altar von griech. Bauart die Einheit stört. In diesem Chore werden die Könige gekrönt. Leider wird das Innere der Kirche durch eine Menge von Grabmälern entstellt, welche, hoch hinaufragend, hier und da die Bogen des Gebäudes verderben. In frühern Zeiten schon war die Westminster-Abtei, wie andre Kathedralen, ein Begräbnißplatz für Alle, welche Mittel hatten, ihre Ruhestätte in einem Kirchengewölbe zu erkaufen, und nicht eigentlich ein Pantheon, das nur dem Verdienste seine Hallen öffnete. Auch liegen nicht Alle, deren Denkmäler man hier erblickt, hier begraben, sondern es wurden theils von der Nation, theils von reichen Mitbürgern, manche berühmte Männer (wie selbst Milton und Shakspeare), die anderswo ihre Gräber haben, durch Denkmäler und Inschriften geehrt. Unter diesen Denkmälern sind die besten von Ruysbrak, Roubillac, Bacon, und unter den neuern von Flarman (vgl. d.). Am südlichen Ende des Kreuzes sieht man die Denkmäler mehrer berühmter Dichter; dieser Theil wird daher der Poetenwinkel (the poet's corner) genannt. Von den ehemaligen gemalten Fenstern sind noch einige übrig, unter welchen das westl. sich auszeichnet. Die Kirche hat mehre Capellen, wie die Capelle Eduards des Bekenners, wo die Asche dieses Königs, und Heinrichs III. schönes Grabmal, sowie die Capelle Heinrichs V. mit dessen Denkmal. Alle diese Capellen sind unter dem Gewölbe der Abtei; eins der herrlichsten Denkmäler der sogen. gothischen Baukunst aber, Heinrichs VII. Capelle, die eine eigne Kirche bildet, ließ jener König seit 1502 als sein Familienbegräbniß an die Ostseite der Kirche bauen. In der Mitte derselben erhebt sich sein Grabmal von basaltischem Gestein mit Basreliefs, Bildsäulen und einem das

Ganze umschließenden prächtigen Gitter, Alles von vergoldetem Er
ein Werk des florentinischen Bildhauers Pietro Torregiano. Auch ru
hier friedlich neben einander Elisabeth und Maria Stuart. Das In
ßere dieser Capelle ist wegen des der Verwitterung sehr unterworfen
Steins, woraus sie besteht, in Verfall. Mehre alte Häuser, welche d
Nordseite derselben verfinsterten, hat man in den neuern Zeiten nieder
rissen. Ebenso hat man die Zerwitterten Theile des künstlichen Ed
des künstlich ausgebessert. Die schadhaften Steine wurden behutsam a
gehoben und durch neue, in gleichem alterthümlichem Geschmack verfe
ersetzt, welchen man durch Bestreichung mit Oel auch die Farbe d
alten zu geben weiß. An der Südseite der Westminster-Abtei stand d
Almosenhaus, merkwürdig als der Ort, wo die erste Druckerpresse
England aufgerichtet wurde. S. "The history of the Abbey Chur
of St.-Peter's Westminsters, its antiquities and monuments" (Lond
bei Ackermann, 1812, 2 Bde., 4.); ferner die "History and antiquit
of the Abbey Westminster etc., illustrated by J. Preston Neale"; d
literar. Erklärung dabei hat Edw. Wedlake Brayley verfaßt (Lond. 18
u. 1823, Fol., m. 61 Kpfn., meistens vom Herausg. Neale gezeichnet).
Ferner 2) Westminster-Hall mit dem Hause des Lords und d
Hause der Gemeinen, ist der Ueberrest des alten, von Eduard den B
kenner gebauten Westminsterpallastes. Die große sogen. Westminster-
von Richard II. neu aufgebaut, war ursprünglich ein Ort, wo die K
nige bei feierlichen Gelegenheiten Gastmahle gaben, wie z. B. je
Richard hier 10.000 Gäste mit Hülfe von 2000 Köchen bewirthe
ben soll. Sie ist 275 Fuß lang und 74 F. breit, hat ein 90 F. hoh
von keinem Pfeiler getragenes Deckengewölbe und gilt für den größ
Versammlungssaal in Europa. Hier ward das Gericht gehalten, d
Karl I. zum Tode verurtheilte. In neuern Zeiten wurde sie nur zu
len bei einem Gerichte über Mitglieder des Oberhauses oder andre
Unterhause angeklagte Personen (z. B. 1795 bei der Entscheidung
langen Untersuchung gegen Hastings) gebraucht, und bei solchen Gel
heiten mit Gallerien und erhöhten Sitzen versehen. An die Halle s
ßen die Säle, wo die Gerichtshöfe Court of Chancery, Court of Kin
Bench, Court of Exchequer und Court of Common pleas ihre 4 Sit
zungen im Jahre halten, und die Versammlungssäle der beiden gesc
benden Häuser. Das jetzige Haus des Lords wurde bei Gelegenheit d
Vereinigung Großbritanniens und Irlands neu eingerichtet. Die b
rühmten Tapeten, die Niederlage der spanischen Armada vorstell
nahm man aus dem alten Saale herüber. Sie wurden auf Befehl
des Grafen v. Nottingham, dem man jenen Sieg verdankte, nach d
Zeichnung des Cornelius Vroom von Franz Spiering verfertigt u
1650 zuerst aufgehängt. Das Ganze ist durch Rahmen in 4 Abtheil
gen getheilt, und die Köpfe auf dem Rande jeder Abtheilung sind P
nisse tapferer Officiere, die an dem Siege Theil hatten. Am Ende d
Saales erhebt sich der Thron, wo der König oder sein Stellvertre
das Parlament eröffnet oder vertagt. Das Haus der Gemeinen w
ursprünglich eine vom König Stephan gebaute und dem heil. Step
geweihte Capelle, die Eduard III. prachtvoll einrichten ließ, aber s
Heinrich VI. den Gemeinen zu ihren Sitzungen einräumte. Das Inn
war vor Zeiten reich verziert und besonders am östlichen Ende

nd Deckengewölbe mit Vergoldungen und Gemälden bedeckt. Schon urch die erste Veränderung der Capelle, noch mehr aber durch die neue inrichtung des Saales bei der Vereinigung Großbritanniens und Irlands, gingen diese prächtigen Ueberreste alter Kunst verloren. Man at von den architektonischen Verzierungen und den im reichsten und rischesten Farbenglanze prangenden Wandgemälden, die bei Gelegenheit es neuen Baues sichtbar wurden, Zeichnungen genommen, die man heraus-ab. Unter dem Saale sind ansehnliche u. wohlerhaltene Ueberreste einer al-en Capelle u. die ganze Seite eines Kreuzganges mit einem schönen Gewölbe. — Zu den schönsten Bildsäulen Londons gehören außer den erwähnten, die Statue Karls I. zu Pferde auf dem Platze Charingcroß und die vorreffliche Statue Jakobs II., in dem Hofe eines der schönsten Gebäude on Westminster, Banquettinghouse oder Whitehall genannt, vor welchem Karl I. enthauptet ward. In neuerer Zeit ist dem berühmten Fox eine Statue auf dem Bloomsbury-Square, im nördlichen Theile der Stadt, rrichtet worden. Eins der unansehnlichsten Gebäude in ganz London ist ie Residenz des Königs, St.-James-Pallast, ein altes, finsteres, von Backsteinen erbautes und von der Zeit sehr angegriffenes Gebäude. Seine age, am westlichen Ende der Stadt ist angenehm. Hier befinden sich, intereinander zusammenhängend, die 3 einzigen Spaziergänge der Stadt. An den Pallast selbst stößt der St.-James-Park; westlicher von diesem er Green-Park und nordwestlich von diesem der Hyde-Park. Diese bestehen alle nur aus großen, unregelmäßig mit Bäumen bepflanzten Wiesen, in deren Mitte sich Wasserbecken befindet. Die das Ganze umgebenden Alleen, sowie auch die in der Nähe befindlichen königl. Gärten von Kensington werden häufig von londner Spaziergängern besucht und ind Sonntags der Hauptsammelplatz der schönen Welt. Buckinghamhouse, der Pallast der Gemahlin Georgs III., welchen auch dieser König zu bewohnen pflegte, weder sehr groß noch sehr schön, in dem St.-James-Park, ist jetzt niedergerissen, und an dessen Stelle ein dem Wohlstande der Nation angemessener Königspallast erbaut. Carltonhonse, der Pallast Wilhelms IV., mit einer ungemein reichen Sammlung von Waffen aller Nationen und aus verschiedenen Zeiten, die durch die neuen Siege der Engländer in Indien, Aegypten, Spanien und bei Waterloo, großen Zuwachs erhalten hat; gegenüber auf dem Waterlooplatze steht der Obelisk der Kleopatra. Diese ganze Gegend der Stadt gehörte bisher zu den ödesten, weil die regierende Familie sich größtentheils zu Windsor aufhielt und überhaupt sich durch Einfachheit und Zurückgezogenheit vor den meisten Großen des Landes vortheilhaft auszeichnete. Endlich Somersethouse, ein großes, prächtiges aber schwerfälliges Gebäude am Ufer der Themse, worin der königl. Societät der Wissenschaften, der königl. Akademie der Künste und der Alterthumsgesellschaft und verschiedenen Staatsbehörden Zimmer eingeräumt sind; das Coventgarden- und das Drurylane-Theater, das italienische Operuhaus und das Sommertheater am Haymarket; das britische Museum, eine Sammlung von schätzbaren Alterthümern, naturhist. Seltenheiten, Münzen, Medaillen und Büchern, welche durch den Ankauf der von Lord Elgin (s. d.) in Griechenland zusammengebrachten Alterthümern und durch ägyptische, z. B. den alabasternen Sarkophag, vermehrt worden. Mit englischem Aufwande baut man in diesem Augenblicke zu London ein Museum, wo die bisher so

unwürdig aufgeschichteten Denkmäler und Seltenheiten, die Beute aus Welttheile, eine entsprechende Unterbringung finden werden. Erst wenn dieser Bau vollendet seyn wird, darf man hoffen, genaue Kenntniß von den Schatze, der täglich anwächst und an unserm Landsmann Rich einen tüchtigen Aufseher hat, zu erhalten. Das Findlingshospital; die London-Infirmary oder Hospital, eine der schönsten Anstalten in England. Im südlichen Theile der Stadt, oder in Southwark, befinden sich nur 3 bedeutende Gebäude. 1) Lambeth-Pallast, ein altes, zu verschiedenen Zeiten aufgeführtes, und daher unförmliches Gebäude, am äußersten westlichen Ende, am Ufer des Flusses, die Wohnung des Erzbischofs von Canterbury. 2) Das große Gefängniß von Kingsbench für zahlungsunfähige Schuldner, welche darin oft mit ihren Familien wohnen und alle mögliche Freiheit genießen, sodaß darin Bälle und Concerte gegeben werden. 3) Das New-Bethlemhospital, wovon oben die Rede gewesen. Unter den vielen Privat-Lehr- und Bildungsanstalten nennen wir die am 1. Oct. 1828 eröffnete, seit 1826 von den Whigs durch Actien gegründete, Londoner Universität mit 70 Lehrern. Jeder Student zahlt jährlich 5 Guineen in die Casse der Universität und 1 Guinee für die Bibliothek und die wissenschaftlichen Sammlungen. Die Gesammtkosten für den Unterricht betragen jährlich gegen 30 Pf. Sterling. Die Unterrichtszeit dauert jährlich 10 Monate; zu Weihnachten und Ostern sind 14 Tage, von der Mitte des August bis zu Ende Sept. 6 Wochen Ferien. Die auf Widerruf angestellten Professoren erhalten verhältnißmäßig geringe Gehalte und sind hauptsächlich auf die Honorare der Studenten angewiesen. Die öffentlichen Vorlesungen sind mit Prüfungen durch die Lehrer verbunden, und nur diejenigen Zöglinge, welche denselben beiwohnen, können Anspruch auf Zeugnisse machen. Für einige Zweige des Wissens sind Privatlehrer (tutors) angestellt. Die Lehrgegenstände sind (Theologie ist ausgeschlossen): Sprachenkunde, Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie, Geschichte, englisches Recht, Staatswirthschaft, Arzneiwissenschaft. Der Lehrplan führte mehre Wissenschaften in das akademischen Studium ein, die früher auf den englischen Universitäten nicht beobachtet wurden, wie die Sprachen und die Literaturgeschichte der neuern europäischen Völker und die allgemeine Jurisprudenz. Vorzüglich werden die Naturwissenschaften mit erschöpfender Umfänglichkeit gelehrt, und nicht mindere Sorgfalt wird dem medicinischen Cursus gewidmet, der umfassender und doch wohlfeiler als in Guy's Hospital ist. Bei der Entwerfung des Plans hatte man nicht sowol die schottischen Universitäten als die deutschen im Auge gehabt. Jährlich werden Preise vertheilt. Die Anstalt besitzt reiche Lehrmittel, einen ausgezeichneten, von dem Professor Dionysius Lardner, dem Herausgeber der „Cabinet cyclopaedia", eingerichtete physikalischen Apparat, ein von Turner sehr gut ausgestattetes chemisches Laboratorium, ein anatomisches Museum mit trefflichen Zeichnungen für pathologische Anatomie unter Bell's Aufsicht und eine Sammlung zur Erläuterung der Arzneimittellehre, von Thomson eingerichtet. Die Partei der Tories, sowie der Hochkirche suchten anfangs den Plan lächerlich zu machen und dann verdächtigte man ihn; man nannte die neue Hochschule spottend die Diss-universität, und sagte, das Interesse der Staatsreligion fordere Schutz gegen den Einfluß einer von ihr getrennten Anstalt. Trotz dem begann

te unter günstigen Vorbedeutungen. Selbst mehre indische Kaufleute in Bombay kauften Actien, um ihre Söhne an den Vortheilen der europäischen wissenschaftlichen Bildung Theil nehmen zu lassen. Man zählte 1829 schon 680 Zöglinge, und besonders hob sich die medicinische Schule. Zu Anfange des Jahres 1832 aber war die Zahl der Zöglinge auf ungefähr 400 gesunken, wozu noch 80 Zöglinge in der mit der Universität verbunden Elementarschule kamen; das Stammvermögen bestand jedoch aus 164.852 Pfund Sterling, wovon 2377 Pfund aus Schenkungen herrührten, und es ergab sich mit den Rückständen ein Ueberschuß der Einnahme, der 6650 Pfund überstieg. Um so mehr mußte es überraschen, zu Anfange des Jahres 1833 ein so ungünstiges Ergebniß hervortreten zu sehen, daß man die Fortdauer nicht ohne Anstrengungen sichern zu können glaubte. Aus dem Berichte des Ausschusses ergab sich, daß das ursprünglich unterzeichnete Capital von 158.882 Pf. Sterl. verwendet worden und eine Schuld von 2946 Pf. angewachsen ist. Man drang auf neue jährliche Unterzeichnungen, um die Universität in eine unabhängige Lage zu setzen. Schon 1828 am 21. Juni versammelten sich die Gegner der londoner Universität unter dem Vorsitze Wellington's, die Erzbischöfe von Canterbury und York und mehre Bischöfe und Anhänger der Torypartei zu London, und faßten den Beschluß, eine Lehranstalt in der Hauptstadt zu gründen, welche alle Hauptzweige der Wissenschaften lehren, aber es zugleich als einen wesentlichen Theil des Unterrichts setzen sollte, den Gemüthern der Jugend die Kenntniß der Lehren und Pflichten des Christenthums einzuflößen, wie sie in der vereinigten Kirche von England und Irland gelehrt werden. Es wurden bald so ansehnliche Summen unterzeichnet, daß der Bau eines eignen Gebäudes beginnen konnte. Die Anstalt erhielt den Namen Kings college, und wurde 1829 von der Regierung mit einem Vorrechtsbriefe begabt, welcher der Universität zu London nicht zu Theil geworden ist. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen, in die höhere und in die untere Classe, welche zu jener vorbereitet. In der höhern Classe sind die Lehrgegenstände nebst der Religionslehre dieselben Zweige des Wissens, welche die londoner Universität lehrt. Die Theologie erfreut sich besonderer Beachtung und wird in dieser Lehranstalt gründlicher und erschöpfender vorgetragen als in Oxford oder Cambridge. In der neuesten Zeit hat besonders auch die medicinische Classe sich gehoben, für welche 1832 ein anatomisches Museum und eine Bibliothek gegründet wurden. Nur Mitglieder den englischen Kirche können bei der Verwaltung der Anstalt oder als Lehrer angestellt werden, ausgenommen die Lehrämter der morgenländischen Literatur und der neuern Sprachen. Ferner hat London 16 Seminarien und lateinische Schulen, 5 theologische Collegien, 16 juristische Collegien, Collegien für Aerzte, 237 Freischulen, worunter die meisten nach Lancaster's Methode; ferner eine Veterinairschule, Blinden- und Taubstummeninstitute; an gelehrten und nützlichen Anstalten, außer den schon angeführten, eine Musikgesellschaft, Landwirthschaftsgesellschaft, Gesellschaft zur Aufnahme der Künste, der Manufakturen und des Handels, Gesellschaft zur Entdeckung des Innern von Afrika, Palästinagesellschaft, architektonische Gesellschaft, Gesellschaften für Chemie, Mineralogie, Botanik, Gartenbau u. s. w.; die von patriotischen Männern jüngst gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse (Society for

the diffusion of useful knowledge), die auf ihre Kosten eine Reihe gemeinnütziger Schriften über Mathematik in all ihren Zweigen, Naturwissenschaften, Technologie und Geschichte unter dem Titel: „Library of useful knowledge“, herausgab, wovon bis 1832 bereits 126 Hefte erschienen sind. Eine für Landwirthe bestimmte Abtheilung: „The farmer's ...“ schloß sich später an und war 1832 schon zu 25 Heften angewachsen. Die fleißige geologische Gesellschaft (Geological society) unter Buckland und Adam Sedgwick's Leitung; die von Barrow gestiftete geographische Gesellschaft trägt eifrig zur Erweiterung der Erdkunde bei, und hat in dem ersten Bande ihrer Verhandlungen (1832) treffliche Mittheilungen geliefert. Ferner besitzt London Gesellschaften zur Verbesserung der Schiffbaukunde, Abschaffung des Negerhandels, Beförderung christl. Kenntnisse, Ausbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, gegen Laster und Unsittlichkeit ꝛc. (S. Bibelgesellschaft.) Noch gibt es einen gymnastischen Verein mit einem Gymnasium der Turnkunst, einen Bandagenverein zur Versorgung mit Bruchbändern, da in England von 8 Menschen Einer an Brüchen leidet; einen Verein zur Unterdrückung des Bettelns; eine Gesellschaft, Philojudaea, zum Besten der Juden; einen weibl. Judenfreundeverein zur Bekehrung der Juden u. a. m. Das Bullock-Museum, eine Privatanstalt zur Aufstellung von allerhand, besonders naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen, enthält Merkwürdigkeiten aus der Südsee, Merkwürdigkeiten aus Amerika, Merkwürdigkeiten aus Asien, Kunstwerke, Naturgeschichte, besonders reich an Exemplaren ausgestopfter vierfüßiger Thiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insectologie, Seeprodukte, Mineralien, Mancherlei, Rüst- und Gewehrkammer. Dieß Museum ist für 1 Sh. Einlaß an jedem Wochentage den Schaulustigen offen und wird noch immer vergrößert. Hier stellte auch Belzoni seine ägyptischen Sammlungen auf. Man findet in London viele und mannigfaltige Fabriken, vorzüglich in Seide, Baumwolle, Wolle, Teppichen, Leder, Tapeten, Zucker (von großer Ausdehnung), Talglampen, Glas, Spiegel, Kupfer, Eisen, Stahl, Gold, Silber, chirurgischen, mathematischen und astronomischen Instrumenten, Nadeln, Messer, Hüten, Leder- und Messingwaaren, Schrot, Kutschen, Möbeln, Fortepianos ꝛc. Zu den bedeutendsten Gewerben aber gehört vorzüglich die Bierbrauerei, da Bier das Hauptgetränk der Engländer ist. Unter den londoner Brauereien sind einige riesenhaft zu nennen. Außer den Menschen und Pferden, welche das Verführen des Biers beschäftigt, sieht man im Innern der Anstalt wenig Menschen. Eine Feuermaschine ist der unsichtbare Hebel, der Alles, das Getreide, das Wasser, die Tonnen, in Bewegung setzt. Das fertige Bier wird in den Kellern in so ungeheuren Fässern aufbewahrt, daß die größeren beinahe ½ Million Maß fassen und das Zerspringen eines derselben vor einiger Zeit einige Häuser zerstörte und überschwemmte. Der äußerst wichtige Handel hat 3 Fünftel des ungeheuren brit. Handels in seinen Händen. Das Capital, welches die Kaufleute im Umlaufe haben, ist unermeßlich und gar nicht zu schätzen. Die Stadt besitzt an 5000 Schiffe. Jährlich laufen in den Hafen, an welchem oft 1000 Schiffe beisammen liegen, 13.000 Schiffe ein, und aus Lande fahren 40.000 Wagen und Karren mit Gütern ab und zu. Ueber die londoner Bank s. d. bes. Art. London ist außerdem der Sitz der ostind. Compagnie und denen der Südsee, der Levante, der Hudsonsbai, der afri-

der engl. Heringsfischerei-Gesellschaft. Man zählt 72 Privatbanken, privil. Assecuranzgesellschaften und 14 andere Assecuranzgesellschaften. London hat fünf Policeidivisionen, jede Division acht Sectionen, jede ction acht Unterabtheilungen. Sämmtliche Abtheilungen sind genau zegrenzt. Jede Division hat einen auf die Oertlichkeit sich beziehenden men, und wird durch einen Buchstaben bezeichnet. In jeder Division findet sich eine Station oder ein Wachhaus, von welchem die den Policeidienst betreffenden Anordnungen ausgehen. Die zu jeder Section gehörenden Policeisoldaten müssen so viel möglich in der Nähe ihres Dienstbezirks wohnen. Die Policeimacht besteht aus so vielen Compagnien als es Divisionen gibt, und jeder Division ist eine zugewiesen. Eine Compagnie hat einen Oberaufseher, 4 Aufseher, 16 Sergeanten und 144 Policeisoldaten; sie wird in 16 Rotten getheilt, deren jede aus einem Sergeanten und neun Mann besteht. Jedem Aufseher sind vier Rotten untergeben, und die ganze Compagnie wird von dem Oberaufseher beobligt. Jeder Policeisoldat oder Constable ist mit dem Buchstaben seiner Division und einer Nummer bezeichnet, welche seinem Namen in den Policeiregistern beigefügt ist. Er hat einen Stab mit dem Worte Police ece bezeichnet, den er außer dem Dienste nicht gebrauchen darf. Der Oberaufseher kann jeden Policeiconstable nach Belieben entlassen. Der Policeiwachdienst beginnt nach Sonnenuntergang. Ein Theil der Mannschaft wird bis Mitternacht verwendet und heißt die erste, der andere, der bis zu Anbruch des Tages dient, die zweite Wache. So gibt es auch zwei Tagwachten. Eine Hälfte der Mannschaft jeder Division ist während der Nacht im Dienst und besteht aus zwei Inspectoren und acht Sergeanten mit ihren Rotten. Jede Rotte, wenn sie im Dienste ist, hat die Aufsicht über eine Section der Division und jeder Constable einen ihm angewiesenen Gang in der Section. Der neunte Mann jeder Rotte bleibt im Wachhause der Division in Reserve. Die Dienstvorschriften für Vorgesetzte und Untergebene sind sehr genau und darauf berechnet, Verbrechen und Vergehungen vorzubeugen; es wird aber dem Constable eingeschärft, daß er nicht mehr Gewalt hat als das Gesetz ihm ausdrücklich gibt. Im Verhältniß zur Größe der Stadt, zu ihrer Menschenzahl, ihrem Reichthume, haben London's Einwohner weniger Gelegenheit, sich zu unterhalten, als wie jede andere europäische Hauptstadt; es mag dieß nun Folge zufälliger Umstände oder des eigenthümlichen engl. Charakters seyn. Die große Geschäftigkeit von der einen und die Liebe zum ungestörten häuslichen Leben, welche die besseren Familien auszeichnet, von der andern Seite, machen den Engländer mißtrauisch und verschlossen; nur ungern und nur für wahre Freunde opfert er seine Zeit und seine Bequemlichkeit.

) Theater. London ist wahrscheinlich die Stadt, wo die Bühne am frühesten festen Fuß faßte und die Künstler auf ihr zuerst einen höhern Grad von bürgerlicher Achtung behaupteten, als an andern Orten. Was in ältern Zeiten von moral. und religiösen sogen. Mysterien und satyrischen, plumpen Possenspielen und Haupt- und Staatsactionen vorhanden war, wovon uns Shakspeare in seinem „Hamlet", in seinem „Sommernachtstraum" Proben mitgetheilt hat, die gewiß Dem, was er vorfand, nachgebildet sind, wandelte sich durch diesen Riesengeist in ein regelmäßiges Nationalschauspiel um, das zwischen dem alten (griech.) classischen und modernen Drama eine neue Gattung bildete, und von dem Augen-

blick an, wo sein Genius die Zeitgenossen entzückte, hat sich der Sinn für die Freuden der Bühne in London nie wieder verloren; nie hat es an Dichtern und Künstlern gefehlt, die, wie er, sich der allgemeinen Theilnahme erfreut hätten. Das königl. Theater oder das ital. Opernhaus auf dem Haymarket ist zunächst für große ital. Opern und Ballets bestimmt; auf dieser Bühne glänzten die Catalani, die Mariane Sessi, die Strina Sacchi; was Italien und Frankreich an Tänzern und Sängern Großes hat, findet hier den Schauplatz für seine Talente. 1790 brannte das Gebäude ab; in seiner gegenwärtigen Gestalt (seit 1818), von einer Colonnade von eisernen Säulen in dorischer Ordnung geziert, gleicht es dem Theater in Mailand wenig nach. Jede Loge ist mit Vorhängen versehen, wie in Neapel, damit die Zuschauer sich ganz isoliren können. Das Ganze faßt bequem 2500 Menschen. Die Vorstellungen beginnen im Januar und dauern wöchentlich 2 Mal bis zum August. Das Drurylane-Theater bildete sich schon unter Jakob I., und 1662 ward die darauf spielende Gesellschaft vom König privilegirt. Die Mitglieder heißen Diener Sr. Majestät, was noch jetzt der Fall ist, und erhalten jährlich 10 Ellen Scharlachtuch nebst Tressen dazu. Es brannte 1771 ab, es stand dann aufs Neue, und wurde 1793 in einem noch größern Stil aufgebaut. Die Flammen verzehrten es wieder 1809; so erhielt es eine einfache, aber schöne Gestalt erst seit 1811. Ein großer Kronleuchter mit Glaslampen erhellt das Innere, welches 2800 Zuschauer faßt. Für dem Coventgarden-Theater ist es vornehmlich dem recitirenden Sch spiel bestimmt. Dieß letztere entstand 1662, wo sich eine Gesellsch bildete, die den Namen der „Diener des Herzogs von York“ (nachm Königs Jakob II.) annahm. Auch diese Bühne ging 1808 in Feuer a ward aber 1809 mit „Macbeth“ wieder eröffnet. Es gehört zu d schönsten Bühnen Europas und ist nach dem Muster des Minervatem in Athen gebaut. Es faßt gegen 3000 Zuschauer, und die Einnah beträgt dann etwa 1000 Pf. Da diese großen Theater im Somm schlossen sind, so bildete sich seit 1702 das Haymarket-Theater für d Jahreszeit, und der berühmte Komiker Foote gab ihm einen Ruf, d dem von jenen die Wage halten konnte. In seiner jetzigen Gestalt s es seit 1821. Indessen liebt der Londoner theatralische Vorstellung im Sommer so wenig, daß es nur geringen Ertrag gewährt, zumal d außer jenem Foote, ausgezeichnete Künstler auf ihm selten erschie während die beiden andern ältern durch Garrick, Kemble, Kean, Sidd u. s. w. weltberühmt wurden. Aus gleichem Grunde entstand 1816 d English opera-house, und seit 1818 stand ein Herr Mathews auf, d ganz allein sein Publicum zu ergötzen weiß. Er gibt gewöhnlich 40 V stellungen jeden Sommer und trägt bald ein Abenteuer auf einer P kutsche, bald einen Abstecher nach Paris, bald die beiden Mühmchen a Lande, bald die große Reise durch Luft, Erde und Wasser vor. Sein Witz, seine Mannigfaltigkeit ziehen die ausgesuchteste Gesellschaft in d kleine, ihm selbst zuständige Bühne. Kleinere Theater sind für Opern Ballets, Pantomimen ꝛc. bestimmt. — Ist die dramat. Kunst in Lon verhältnißmäßig auf so wenig Räume beschränkt, so finden sich dag desto mehr Bühnen für manche Genüsse, die in andern Städten gar n oder selten angetroffen werden. Für Kunstreiter gibt es seit 1767 d Astley Royal amphitheatre, das mehrmals abbrannte, aber immer

jönerer Gestalt wieder aufstieg. In Sadlers Well sind sogar die alten egefechte der Römer aufgelebt, indem der Boden des großen innern aums ein Wasserbecken bildet. Der Bajazzo, Grimaldi, spielt hier ie Hauptrolle. 2) Gibt es Pferderennen, Borkämpfe u. s. w. Seit ndert Jahren ist das Boxen als Kunst vorwaltend, und manche Faustmpfer erhielten eine Art von Berühmtheit. 1791 eröffnete für dieß he Schauspiel der Jude Mendoza eine Bühne, um die sich eine Menge r Vornehmsten sammelt. Jetzt gibt es mehre für eine gefahrlosere Art eses Kampfes, wo beide Theile die Hände mit starken Handschuhen beidet haben. Für den grausamen Hahnenkampf, zugleich für Hunde-, ären-, Stierhetzen hat London noch immer einen besondern Schauplatz; hm doch selbst der scharfsinnige Brougham diese rohen Vergnügungen, elleicht um dem Volke zu schmeicheln, im Parlamente in Schutz. Die affeehäuser tragen hier ebenfalls das Gepräge des ungeselligen Natiolcharakters; es sind meist große, tiefe und daher finstre Säle. Die ntungen, deren in London eine unglaubliche Zahl täglich erscheinen berhaupt 170 periodische Schriften; jede Woche werden 300.000 Zeingsblätter gedruckt; vgl. Zeitungen), machen die einzige Unterhalng aus. Ueber die Almacks oder die glänzenden Ballfeste der vorhmsten Welt in London, während der sogen. Season (vom März bis nde Juni) in Willis's rooms s. m. die Sittenschilderung in den „Alacks revisited“ (Lond. 1828; deutsch: „Herb. Milton, oder Leben der hern Stände in London“, aus dem Engl. von Richard, 3 Bde., Aachen 328). Zu den beliebtesten Vergnügungsörtern sowohl der bemittelten ürgerclasse, als selbst der höhern Stände, gehören die beiden Gärten anelagh und Vauxhall außerhalb der Stadt; letzterer seit Addison behmt. Damals war er bloß ein angenehmer Theegarten, durch musikache Unterhaltung belebt; allein Zeit und Speculation vergrößerte die ärten. Hier lassen Illuminationen mit buntfarbigen Lampen und transrenten Gemälden, Säle, mit Gemälden von der Hand eines Hogarth schmückt, ein Concert, von mehr als 100 Sängern und Virtuosen aufführt, Tanz und Feuerwerke täglich vom Mai bis Ende Augusts die Mitternacht herbeikommen, ehe die Besucher es ahnen. Im Ganzen biet London wenig Gelegenheiten, sich in Gärten zu ergehen. Die Parks n Kensingtonpallast, in der Greens-Inn, in St.-James, sind theils für ele Bewohner zu entfernt, theils ist ihr Umfang beschränkt, theils der esuch bedingt. Am meisten belebt ist der Hydepark mit einer mineralhen Quelle und einem Flußbade. Im Winter wird hier Schlittschuh laufen. Der Thiergarten der zoologischen Gesellschaft im Regentspark der Sammelplatz der fashionable world. Auch die Brücken über die hemse dienen als Promenaden; besonders ist die Waterloobrücke beliebt, ne daß darum die Unternehmer, die sie bauen ließen, bisher für die igeheuern Kosten eine entsprechende Rente gehabt hätten. Die Gegend n London, ohne besondere Naturschönheiten, ist begreiflicher Weise außerdentlich angebaut. Vorzüglich an der Themse, oberhalb und unterhalb ängen sich Städte und Dörfer. Verfolgen wir die Themse östlich, nach rem Ausflusse zu, so finden wir den von den Londonern häufig in Gonln besuchten Flecken Greenwich (s. d.), dessen Park einen lieblichen paziergang darbietet. Westlich von London liegen die königlichen Lustlösser und die Landsitze einer großen Menge reicher Privatleute. Wir

bemerken hier: Chelsea, an der Themse, mit mehr als 9000 Einw. es ist nur als ein Theil von London zu betrachten. Hier befindet sich das große vorzüglich eingerichtete Invalidenhaus für die Landtruppen. Das prächtige Dorf Richmond, der Lieblings-Sommeraufenthalt der londoner feinen Welt, besitzt ein gutes Theater. An den Park von Richmond stoßen die königl. Gärten von Kew; der eigentliche botanische Garten ist einer der besten und reichsten in der Welt. Einige Meilen weiter gegen Westen am rechten Ufer der Themse liegt das berühmte Schloß Windsor (s. d.), der gewöhnliche Sommeraufenthalt der königl. Familie. Diesem gegenüber liegt der berühmte Schulort Eton (s. d.). Dicht bei demselben liegt das ansehnliche Dorf Slough, wo der berühmte Astronom Herschel sich aufhielt. Außerdem ist die ganze Gegend zwischen Windsor und London mit Landsitzen der Reichen und Großen übersäet. S. „Londin illustrat.“ (Lond. 1814, Fol.); „Walks through London etc.“, von Dav. Hughson (London 1817); Leigh's „New Picture of London“ (deutsch, in zweckmäß. Abkürzung von Adrian, Frankfurt a. M. 1829); Allen's „History of London“ (4 Bde., 4., Lond. 1829); Brayley's „Londoniana“ (4 Bde., 18., Lond. 1829). Ueber das dasige Gefängnißwesen s. J. Konr. Fischer's „Tagebuch einer zweiten Reise über Paris nach London und einigen Fabrikstädten Englands“ (Aarau 1826).

Londonderry (Heinr. Rob. Stewart, Lord, Viscount und Marquis), Staatsminister, Lordlieutenant der Grafschaft Londonderry, Geheimerath, Ritter des Hosenbandes ꝛc., stammte aus der schottischen Familie Stewart, die durch die Galloway mit dem königl. Hause Stuart verwandt war. Zu Mount Stewart in Irland 1769 geb., ältester Sohn des irländ. Grafen Londonderry und in der presbyterianischen Kirche einfältig erzogen, erhielt er seine literarische Bildung in Armagh, kam dann die Hochschule zu Cambridge, für alte Classiker wenig Sinn gend, dagegen Geschichte um so eifriger studirend. Eben von der Universität zurückgekehrt, verschaffte ihm sein Vater, vermittelst seines Einsehens und 30.000 Pf. Sterl., eine Stelle im irländischen Unterhause (1789), worin er sich bei der für sein Vaterland wichtigen Verhandlung, ob Irland auch nach Ostindien handeln dürfe, zu Gunsten des Letztern aussprach. Die Oppositionspartei hoffte daher an ihm einen treuen Anhänger zu finden, sah sich aber fürchterlich getäuscht, da Castlereagh die grausamen Verfügungen zur Unterdrückung der sich gegen unmenschliche Gesetze empörten katholischen Irländer aufs Eifrigste vertheidigte. Nach seines Vetters Lord Camden's Erhebung zum Vicekönig Irlands erhielt Castlereagh die Stelle eines ersten Staatssecretairs, welche er auch unter dessen Nachfolger noch bekleidete. Auf diesem Posten zeigte er mit einem feurigen Muthe Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und sichere Haltung, setzte das System der blutigsten Strenge gegen die irländischen Rebellen durch, und beförderte mit aller Kraft Pitt's Unionsplan der Reiche, wodurch er sich aber Irlands Liebe entzog, und daher ins gemeine großbritannische Parlament trat. Er wurde Mitglied von Pitt's Verwaltungsrath, unter Addington königl. Geheimerrath und Präsident des Board of controul. Von 1805 bis zu Pitt's Tod (1806) war er Kriegsminister, trat dann nebst E. Canning aus dem Staatsdienste und die Seite der Oppositionspartei, wo er gegen das friedliche System der Fox-Grenvillschen Ministeriums sprach, und vorzüglich gegen Windham

riegsverwaltung bittern Tadel ergoß. Nach Perceval's Eintritt ins Ministerium erhielt auch Castlereagh (1807) seinen vorigen Posten wie- er. 1808 empfahl er in einer kräftigen Rede im Parlamente die streng- en Maßregeln, um den Aufstand in Irland zu unterdrücken. Auch drang seitdem, im Verein mit seinem Landsmann Sir Arthur Wellesley, erzog von Wellington, stets auf die kühnsten und entscheidendsten Kriegs- lane, und seinem großen politischen Charakter ist ein bedeutender Theil er glücklichen Erfolge zuzuschreiben, welche das vereinte Europa gegen as Uebergewicht Napoleons in diesem Zeitpunkt errungen hat. Die rrunglückte Unternehmung gegen Walchern entzweite ihn mit Canning, em Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und es hatte selbst am 1. Sept. 1809 ein Zweikampf auf Pistolen statt, in welchem Letzterer erwundet wurde, und hierauf Beide ihre Stellen niederlegen mußten. astlereagh trat indeß noch im nämlichen Jahre als Minister der aus- ärtigen Angelegenheiten wieder in die Verwaltung ein, welchem wich- gen Posten er in der so unendlich bewegten Zeit seit 1809 rühmlich orgestanden hat. Seit Perceval's Tod (1812) erhielt er im Cabinet berwiegenden Einfluß. Im Nov. 1813 ging er als Bevollmächtigter as Hauptquartier der Verbündeten, nahm — gegen die Gewohnheit nglischer Staatsminister — persönlichen Antheil an dem Congreß zu hatillon, und schloß den Tractat von Chaumont ab. Den Vertrag von ontainebleau weigerte er sich zu unterzeichnen und trat demselben nur mit inschränkung bei, weil Napoleon darin Kaiser genannt wurde — wel- hen Titel England nie anerkannt hat — und eine ihrer Nähe wegen efahr bringende Insel (Elba) erhielt. Als Abgesandter Großbritanniens eim Frieden zu Paris 1814 und auf dem Congresse zu Wien hatte er en wichtigsten Einfluß, und sein festes und dennoch mild vermittelndes enehmen trug viel bei zur Aufrichtung des gegenwärtigen Staatensy- ems. Dabei erwarb er sich durch Güte und Freundlichkeit allgemeine chtung und Liebe bei den fremden Gesandten, und nie hat der Verkehr es engl. Ministeriums mit auswärtigen Höfen in so angenehmen For- nen stattgehabt als unter Castlereagh. Nach der Rückkehr Napoleons on Elba ging Castlereagh nach England zurück, und bewirkte, daß der eue Krieg mit großem Erfolge geführt werden konnte. Sein ungroß- nüthiges Verfahren gegen Napoleon war eine Folge seiner starren An- icht und unbeugsamen Härte. Ungeachtet er zur Wiederherstellung der Bourbonen auf den franz. Thron am Meisten beitrug, so war er doch Frankreich abgeneigt, und behauptete immer, man habe es zu mächtig elassen. An dem Congreß zu Aachen nahm er persönlich Theil, aber uf jenem zu Laibach erschien er nicht; dagegen ist sein erlassenes Circu- arschreiben vom 19. Jan. 1821 ein wichtiges Actenstück in der Geschichte es Interventionsrechts. „Großbritannien", sagt er darin, „erkennt die Intervention nur als eine Ausnahme von allgemeinern Grundsätzen in dem besondern Falle der stärksten Nothwendigkeit an; diese Ausnahme darf aber, ohne die äußerste Gefahr, nicht als Regel aufgestellt werden, um sie den Statuten des Völkerrechts einzuverleiben". 1821 trat er in den Titel und die Rechte seines Vaters ein, lehnte es aber ab, ins britische Oberhaus überzugehen, und blieb Mitglied des Unterhauses, um hier die Maßre- geln der Regierung gegen die Opposition zu vertheidigen. Als indessen die Stellung Englands wegen den Angelegenheiten Spaniens, der Pforte

und Griechenlands höchst schwierig wurde, in Irland fortwährend
als Folge von des Marquis strengem System — sich Unruhen
gerieth der ohnehin körperlich kranke Lord Londonderry in eine solche
müthsangst und Geisteszerrüttung, sodaß er in einem unbewachten
genblick am 12. Aug. 1822, auf seinem Landsitze North-Cray bei
don, sich mit einem Federmesser die arteria carotis des Halses
schnitt. Mit den Worten: „It is al over!“ (Es ist Alles aus!)
er dem eben eintretenden Arzte todt in die Arme. Die Coroner
gab das Verdict, daß er sich im Wahnsinn selbst entleibt habe.
wurde der Unglückliche in der Westminsterabtei feierlich bestattet,
der Pöbel in ein wildes Freudengeschrei ausbrach, das, nach
Blättern, vorzüglich Irländer erhoben haben sollen, bei denen der
Castlereagh als das ärgste Schimpfwort galt. Auf dem Congress
Wien und Verona ersetzte ihn sein Freund, der Herzog von Wel
und im Depart. der auswärt. Angeleg. wurde Canning sein Nach
— Der Charakter des Lords war in seinem häuslichen und Priv
Milde, Nachsicht und Wohlwollen gegen Jedermann; er war treu
Freundschaft, uneigennützig, großmüthig, thätig besorgt für die
den Wohlstand und das Vergnügen seiner Gutsbewohner, und sehr
thätig. Mit eigner Gefahr hat er einst einem Matrosen das Le
rettet. Das literar. Talent unterstützte er, wo er dazu Gelegenheit
vorzüglich bei Irländern. Auf seinen Rath sammelte Bunting die
weisen der alten irischen Barden. In Dublin half er eine gälische
sellschaft errichten, um diese alte Sprache vom Untergange zu
Sie gab einen Band ihrer Arbeiten heraus, ging aber in der Folge
Sein Lieblingsvergnügen war ein Blumenflor, den er selbst zog;
für Musik und Landschaftsmalerei hatte er Sinn und Geschmack. —
Redner war er bisweilen flach, matt, unverständlich und wortreich,
bei unlogisch und in der Wahl des Ausdrucks nicht allemal glück
allein er hatte Takt, Zuversicht, Scharfsinn und Einsicht; oft, wenn
wichtiger Nationalgegenstand ihn ergriff, erhob er sich mit Kraft
Meisterstück war seine Rede (1808), die strenge Maßregeln empfahl,
den Aufstand in Irland zu unterdrücken. Fest in seinen politischen Ansi
als Tory, gleichgültig gegen Volksgunst, wich er auch nicht ein Haar
von seinen Beschlüssen ab, wenn es darauf ankam, der Regierung
Kraft und Stärke zu geben. Ungeachtet dieses kühnen und entschlos
Willens benahm sich nie ein erster Minister gegen die Redner der O
position so verbindlich und mild als er. Er vermied alles Harte
Persönliche. Zugänglich für Männer von allen Parteien, blieb er
bei edelm Anstande höflich, gefällig, gegen Untergebene sanft, gegen
dere herzlich. Daher waren selbst seine politischen Gegner für
Mensch sehr eingenommen. — Ueber sein öffentliches Leben
jetzt die meisten Urtheile darin überein: Ohne Pitt's Geist zu
ben, befolgte Lord Londonderry dessen System mit rücksichtloser
und Härte. Der Erfolg riß ihn mit sich fort, und er beurtheilte
Charakter und die Entwickelung einer hochwichtigen Zeit nicht
fangenheit, sodaß er, als er in das Gewirr blendender Verhältnisse
sönlich eintrat, das wahre brit. Nationalinteresse aus dem Auge
Noch bemerkten seine Gegner, daß er mit seinen Sinecuren
Diensteinkommen von 40.000 Pf. St. gehabt habe. Am bittersten
theilen ihn die „Morning Chronicle“ und die „Times“, am feindseligsten

poleon in seiner „Mémoires“, und Lord Byron im Vorworte zu der rtsetz. seines „Don Juan“. Sie gaben ihm Schuld, er habe, durch ßern Glanz bestochen, die Freiheit des Festlandes, welche er einst oben „nur eine Gewohnheitssache“ nannte, und das Schicksal Italiens, lens, Sachsens, Belgiens, Norwegens preisgegeben, Rußland und streich auf Kosten des polit. Colonial- und Handelsinteresse Großbriniens erhoben, und in England den Geist der Oligarchie hervorgerur. „Als Minister“, sagt Lord Byron, „zeigte er durchaus despotische sichten, verbunden mit der größten geistigen Befangenheit, die sich je terwand, die Freiheit aller Länder zu vernichten“. „Nur dann“, ruft aus, „wird es Zeit seyn, das Ende dieses Menschen zu beklagen, nn Irland aufhören wird, den Tag seiner Geburt zu bewe nen“. Dagen darf man nicht vergessen, daß oft der erbitterte und unpolitische Wirstand seine Gegner im Parlamente, sowie die Wuth der brit. Radicae, ihn mit Furcht vor Volksbewegungen erfüllte und ihn dadurch auf ne schroffe Höhe trieb, wo seine Ansichten von Völkerglück und Euroas Frieden den kosmopolitischen Hoffnungen einer schwärmerischen Beisterung wenig entsprachen. Immer wird ihn jedoch das edle Wort ren, welches er einst im Parlament aussprach: „Die Wahrheit kann ur durch einen rechtlichen und aufrichtigen Kampf der Meinungen zu age gefördert werden. Der aufgeklärteste Minister kann ohne Freiheit r Meinungen nicht gut regieren“. — Von seiner Gemahlin, Amalia, ochter des Grafen v. Buckingham, hinterließ der Marquis keine Kinder. Sein Halbbruder, Charles William Lord Stewart, brit. Generallieut., ar 1809 Adjut. des Herzogs v. Wellington und 1813 bei den verbünd. eeren brit. Bevollmächtigter, und unterzeichnete die Tractaten von Pais. Dann war er außerord. Gesandter am preuß., bis 1823 Ambassaur am wiener Hofe, und erbte 1822 seines Bruders Titel: Marquis . Londonderry, und seine Güter. Er heißt auch Graf Vane, weil er it der Erbin des verst. Sir Henry Vane Tempest vermählt ist, und gehörte 1827 zu der Opposition gegen Canning's Ministerium. Von ihm rschien 1828 eine „Gesch. des Krieges auf der Halbinsel“, wo er sich, nter Moore, bei Benavente als Befehlshaber einer Husarenbrigade ausezeichnet hat.

Londoner Bank (Bank von England), die vornehmste Zettelbank n Europa und die reichste Geldcorporation in der Welt. — Schon seit en Fortschritten des engl. Handels unter Cromwell, noch mehr aber eit der Restauration des Hauses Stuart (1660), zeigte sich das Bedürfniß, dem Credit der einzelnen Handelshäuser in dem Gesammtcredit Mehrer eine Stütze zu verschaffen. In dem erweiterten Waarenhandel fühlte der einzelne Kaufmann das Bedürfniß, den in seinen Magazinen niederzelegten und dort auf den Käufer wartenden Werth inzwischen mittelst darauf ausgestellter Wechsel oder durch einstweilige Verpfändung so zu realisiren, daß sein Capital durch anderweite Geschäfte in stets fruchtbarer Bewegung bleiben konnte. Die vorhandene baare Münze stand zu der plötzlichen Ausdehnung des britischen Handels in keinem Verhältniß, und die bekannte, gegen das Ende des 17. Jahrh. eingetretene Verschlechterung und Verwirrung der britischen Münzen erschwerte den Umlauf dieser unzureichenden Geldmasse noch mehr. Unter diesen Umständen war der Discont der Privatwechsel, sowie der Zinsfuß überhaupt, zu einer unerschwinglichen Höhe gestiegen: die Regierung konnte ihre Vorausbe-

zahlungs- und Creditgeschäfte selten unter einem Zins von 20, 30, 40 Proc. zu Stande bringen, wozu freilich auch die Verarmung der Krone während des Zwischenreichs und die Verschwendung Karls beitrugen. Regierung und Handelsstand hatten also ein gleiches Interesse, Handelscompagnien, Creditvereinen und corporativen Verbindungen des Geldinteresse Vorschub zu leisten. Nur die damalige Unbestimmtheit der politischen Verfassung, die anerkannte Habsucht der Krone und mannigfältige Gewaltstreiche machten jede Theilnahme der Regierung an solchen Verbindungen bedenklich. Die Revolution 1688 erfolgte; Maria und Wilhelm III. bestiegen capitulationsweise den Thron; Freiheit und Eigenthum wurden befestigt; die Verbindung Englands mit dem damals in seiner höchsten Handelsblüthe stehenden Holland regte wechselseitigen Wetteifer an, und so kam 1694 der Plan einer Leih- und Zettelbank zu Stande. Will. Patterson, ein Schotte von großen kaufmännischen Einsichten, und Michael Godfrey, nachheriger erster Vicegouverneur der Bank, gelten für die eigentlichen Stifter dieser Hauptstütze des britischen Credits. Eine Gesellschaft von Kaufleuten bildete, mittelst Actienzeichnung zu 100 Pfd., vom 21. Juni bis den 2 Juli 1694 einen Fond von 1.200.000 Pfd. St. Dieses Capital wurde der Regierung zu 8 % Zinsen und weiterer jährl. Prämie, u. d. T.: Verwaltungskosten, von 4000 Pf. St. auf 11 Jahre bis zum 1. Aug. 1705 vorgeschossen; nach dieser Verfallzeit sollte 1jährige Aufkündigung eintreten, und mit Erstattung des Capitals von Seiten der Regierung sollten sämmtliche beiderseits daran geknüpfte Bedingungen erlöschen. Die von der Regierung über das Darlehn erhaltenen Obligationen (stoks) und deren von dem Parlamente verbürgte oder fundirte Zinsen, welchen die Einkünfte bestimmter Taxen angewiesen waren, bildeten die Grundlage des Bankgeschäftes. Die auf solchem Grunde ausgestellten Noten sollten zinsweise gegen Wechsel, Gold, Silber u. a. Waaren ausgegeben und so durch ebensowohl dem Privatcredite der Grundbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute auf-, als dem Mangel an Geld und sicherer Münzzeichen abgeholfen werden. Für das der Regierung geleistete Darlehn und der Bankgesellschaft unter Zustimmung des Parlaments auf den verredeten Zeitraum ein Freibrief (charter) bewilligt, wonach derselben die Rechte einer Corporation, auch die Erwerbung von liegenden Gründen und anderm Eigenthume, gestattet wurde. Ihr eigentlicher Wirkungskreis sollte auf den Handel mit Wechseln und edeln Metallen und auf Pfandverleihungsgeschäfte beschränkt seyn, daher ihr nur der Verkauf der Erzeugnisse ihrer Grundstücke und der verfallenen Pfänder erlaubt, dagegen jeder anderweite Waarenhandel unter der Strafe der dreifachen Werthes untersagt war. Ebenso sollte sie mit dem Belauf des dreifachen Summe verfallen seyn, wenn sie sich ohne Bewilligung des Parlaments mit der Regierung über den Ankauf von Kronländereien und Gerechtsamen, über Vorausbezahlung von Einkünften oder irgend ein Darlehngeschäft verständigte. Dieß war das erste Privilegium der Bank, welches hernach mehrmals mittelst weiterer Darlehne an die Regierung und Herabsetzung der früher bewilligten Zinsen verlängert worden, und in dieser malen bis 1833 rechtskräftig bestand. Die Rechte der Grundstückserwerbung, sowie der Pfandverleihung gegen Waaren sind fast unverändert geblieben; die Bank ist, ungeachtet des ersten Entwurfes, niemals eine

ihhaus gewesen, sondern der Wechseldiscont und der Handel mit Gold
ad Silber wurden ihr Hauptgeschäft, und Jedermann ersieht aus der
sten Anlage dieser Anstalt, wie dieselbe sich im Laufe der Zeiten zu
r dritten ihrer Functionen, zu einer allgemeinen Geldagenzie der Re-
erung bei allen ihren Credit- und Anleihegeschäften und zu einem Ge-
eralzahlamte derselben heranbilden mußte. Die innere Verwaltung der
ank ist folgende: Jeder, der mit einem Actiencapitale von 500 Pf. St.
der darüber Antheil nahm, erhielt eine Stimme in der Generalversamm-
ung, aus deren Mitte der Vorstand der Bank gewählt wurde; Keiner
ber, wie groß auch sein Antheil sey, sollte mehr als Eine Stimme füh-
en können. Der erwählte Vorstand sollte aus einem Gouverneur von
indestens 4000 Pf. St. Actieneinlage, aus einem Vicegouverneur von
indestens 3000 Pf. St. und aus 24 Directoren von 2000 Pf. St.
estehen; mindestens 13 anwesende Mitglieder dieses Vorstandes, die bei-
en Gouverneure mit eingeschlossen, sollten allemal zur Fassung eines
ültigen Beschlusses erforderlich seyn. Die Dividende sowie jede Verän-
erung in der Grundeinrichtung der Bank sollte nur von einer General-
ersammlung beschlossen werden können. Die Bank setzte in den frühe-
ten Zeiten zweierlei Papier in Umlauf: zinsentragende Obligationen u.
. N. der Siegelscheine (sealed bills), welche einen beträchtlichen Zins
bwarfen und eigentliche Banknoten (cash notes), von denen nur diejе-
nigen, welche 20 Pf. St. überstiegen, verzinst wurden. So vorsichtig
nan in der Ausgabe dieser Papiere zu Werke ging, so zeigte sich doch
ald, daß ein zur Erhaltung der Bank wesentlicher Umstand übersehen
worden war. Keine Privat- oder öffentliche Bank kann ohne ein festes
Münzsystem auf die Dauer bestehen, das ganze engl. Münzwesen war in
der größten Verwirrung, und wenn auch der Scharfsinn eines Newton
zu dessen Berichtigung aufgeboten wurde, so störte bis dahin nichtsdesto-
weniger die ganz zertragene und verfälschte Umlaufsmünze alle kaufmän-
nische Verhältnisse. Die Bank hatte bei Ausfertigung ihrer auf Sicht
auszuwechselnden Noten die schlechte Silbermünze nach der gesetzlichen
Bewerthung und Guineen zu 30 Schilling angenommen. Nachdem das
Parlament die Umprägung der Silbermünze beschlossen hatte — eine
Maßregel, die zu ihrer Ausführung mehre Jahre erforderte —, wollte
Niemand die alte, schlechte Münze bei der Eingabe seiner Note von der
Bank zurücknehmen; die Umprägung konnte mit der vermehrten Nachfrage
nach baarem und gutem Gelde an der Bank nicht gleichen Schritt hal-
ten; ein allgemeines Mißtrauen in die neue Anstalt verbreitete sich; die
Directoren mußten 2 Mal die Actionnairs zu Hülfe rufen und sie zu
einem jedesmaligen Zuschuß von 20 Proc. zur ursprünglichen Einlage
bestimmen; nichtsdestoweniger genügte der baare Vorrath nicht; die ein-
gehenden Noten konnten nur theilweise mit 10 Proc. jede 14 Tage ab-
schläglich, zuletzt gar nur mit 3 Proc. in 3 Monaten realisirt werden;
es blieb kein Ausweg, als die eingehenden Noten mit Siegelscheinen von
der oben erwähnten verzinslichen Art einzulösen. So geschah es, daß
die Bank 1697, 3 J. nach ihrer Stiftung, 100 J. vor der merkwürdi-
gen Krise, die sie in unsern Tagen überstanden hat, ihrem Untergange
nahe war; ihre Noten wurden im öffentlichen Verkehr nur gegen einen
Discont von 15—20 Proc. angenommen. Es erfolgte eine Untersuch-
ung von Seiten des Hauses der Gemeinen; man überzeugte sich, daß

der Mißcredit der Bank nicht in übertriebener Ausgabe der Papie
sondern in dem beklagenswürdigen Verfall des Nationalcredits
Grund habe, und daß, um auf beiden Seiten aufzuhelfen, die
macht der Bank verstärkt werden müsse. Das Parlament verord
demnach eine Erweiterung des Bankcapitals mittelst einer Unterzeichn
nicht in baarem Gelde, sondern zu $^4/_5$ in umlaufenden Schatzkam
scheinen und $^1/_5$ umlaufenden Banknoten, und verlängerte zugleich
Privilegium der Bank auf weitere 5 J. bis zum 1. Aug. 1710, u
der Erklärung, daß keine anderweite Bankverbindung dieser Art gest
werden solle. Diese Maßregel hatte die glücklichste Wirkung; statt
hoffter 3.600.000 Pf. St. wurden zwar nur 1.000.000 Pf. St. un
zeichnete, jedoch dadurch 2.000.000 in Banknoten und 800.000 in Schatz
kammerscheinen dem Umlauf enthoben; hiermit ward das Uebel an sei
Quelle gehemmt; gute Staatsökonomie und die vollendete Umprägu
der Münzen hoben das öffentliche Vertrauen, und mit dem Eintritt d
neuen Jahrh. war der Credit der Bank, ungeachtet der durch den sp
Erbfolgekrieg veranlaßten geringern Krise, dauerhaft befestigt; die R
gierung einer- und die Nation andererseits fühlten mehr und mehr
Unentbehrlichkeit ihrer Vermittelung; selbst die Großen des Reichs,
Herzoge von Marlborough, Sommerset, Newcastle u. A. unterstützt
mit ihrem persönlichen Credit. Hinfort konnten nur Ereignisse, w
die Nation von Außen bedrohten, augenblickliche Verlegenheiten
Bank herbeiführen; die merkwürdigsten Krisen dieser Art waren die v
1745 und insbesondere die von 1797. Die erstere ward durch die U
ternehmung des Sohnes des Prätendenten nach Schottland und
anfängliche Fortschritte veranlaßt. Die Bank ward um die Einlös
ihrer Noten bestürmt, und alle Künste der Zeitgewinnung, Zahlung
kleiner Silbermünze und ähnliche verzögernde Maßregeln vermochten
den Andrang des Publicums zu vermehren. Dieß bestimmte am 26. Feb
d. J. — einem deßhalb in der Geschichte des neuen Geldwesens
geßlichen Tage — eine Gesellschaft von londoner Bank- und Kaufl
zu der Erklärung, daß sie die Banknoten überall an Zahlungsstatt
nehmen und auch selbst zu deren vereinzelter Realisation aus allen Kr
ten beitragen würden; 1100 Individuen unterzeichneten diese Erklärung
das Gedränge an der Bank war verschwunden, und ihr Credit
dig wiederhergestellt. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit zum ers
Male eine gewisse, von den vorhandenen baaren Mitteln unabhäng
Centripetalkraft des Credits und eine Sicherstellung des nationalen Ge
interesse, welche, falls die in der Natur des Welthandels und der
Metalle liegende Centrifugalkraft zu allen Zeiten mit weiser Vorsic
rücksichtigt wurde, ein Geldsystem herbeiführen konnte, dessen Erschü
rung nur möglich war, inwiefern England selbst in seinen Grundfe
wankte. Von da an hat sich in den folgenden 50 J. das Interesse
Bank mehr und mehr in das Interesse der Regierung und jedes einz
nen Handelshauses von England verwoben, und es ist eine Wechsel
bürgung jedes einzelnen Hauses durch die Bank, wie der Bank
jedes einzelne Haus zu Stande gekommen, die es allein erklärlich
wie diese große Anstalt und England mit ihr ihre letzte und größte Kr
1797 hat überstehen können. Das der Dividende unterworfene Ca
pitale der Bank hatte sich in dem ersten Jahrh. seiner Entstehung, n

94—1794, von den ursprünglichen 1.200.000 Pf. St. auf 11.642.400 f. St. erhoben. Das Hauptgeschäft der Bank, die Discontirung guter Wechsel mittelst ihrer Noten, hatte seine Bürgschaft in sich; ebenso die Geschäfte mit der Regierung, weil die Bank für geleistete Zahlungen und Vorschüsse entweder unmittelbare Vortheile, die Verlängerung ihres Privilegiums, eine Tantieme von 450 Pf. St. für jede Million, die sie als Zahlamt der Regierung verwaltete u. s. f. bezog, oder durch das Ansehen des Parlaments, durch sichere Unterpfänder und durch die Fundirung ihres Guthabens gedeckt war. Das wirkliche Vermögen der Bank (nach Colquhoun's Angabe dermalen 25 Mill. Pf. St.) war so sicher gestellt, daß eine völlige Unbekanntschaft mit ihrer innern Einrichtung dazu gehörte, um ihre Sicherheit zu bezweifeln. Je vollkommener aber das inländische Geldsystem wurde, welches auf den Operationen der Bank von England beruhte, und je unabhängiger ihre Hauptzahlungsmittel, die Banknoten, von dem Zu- und Abströmen der Gold- und Silbermasse wurden, um so größer erschien die Gefahr, daß England und die Bank einmal unter dem Drange äußerer Weltbegebenheiten von allen baaren Geldmitteln entblößt, und dadurch sowohl in politischer als kaufmännischer Hinsicht von der übrigen Welt abgeschnitten werden könnten. Deßwegen war das Hauptaugenmerk der Bank die Erhaltung der baaren Vorräthe im Lande und in ihren Koffern. Es reichte nicht hin, daß sie mit den erforderlichen Vorräthen versehen waren, wenn die Circulation des Landes vertrocknete, weil der Mangel auf dem Markte unmittelbar auf ihre Koffer gewirkt und selbige geleert haben würde. Dieser richtige Umstand, eine Folge der zwischen der Bank und dem Handelsstande bestehenden Verbindung auf Tod und Leben, darf nicht übersehen werden, wenn man die Krise 1797 richtig beurtheilen will. Der 1793 ausgebrochene Krieg gegen die franz. Revolution hatte an Kosten, Subsidien, Wiedererstattung des Werthes genommener neutraler Schriften u. s. f. eine große Ausfuhr baaren Geldes in Münzen und in Barren veranlaßt. Der Preis der Goldbarren war schon im Oct. 1795 um 3 bis 4 Proc. über den Münzpreis gestiegen, dadurch eine Prämie auf das Einschmelzen und Ausführen der Geldmünzen gebildet, und demnach die Auswanderung des größten Theiles derselben zu besorgen. Der baare Umlauf von England bestand in Gold; Silbermünzen wurden nur zum Auswechseln der Guineen verwendet. Schon im Dec. 1794 bestürmten die Bankdirectoren Herrn Pitt mit ihren deßfallsigen Besorgnissen, beschlossen ihre baaren Zahlungen auf sichere Papiere der Regierung zu beschränken, und gaben jedes Mal mit äußerstem Widerstreben nur der Erwägung nach, daß die Existenz Englands selbst und ihre eigne auf dem Spiele stand, wenn die alte Verbindung zwischen der Regierung und der Bank gerade im Augenblicke des Krieges und der Gefahr abgeschnitten wurde. Die Summe, über welche die Bank mit der Regierung in Berechnung stand, hatte im Anfang 1797 7½ Mill. überstiegen; die Summe der umlaufenden Banknoten betrug damals 8.640.000 Pf. St.; Noten unter 5 Pf. St. wurden damals noch nicht ausgefertigt. Die Drohung einer franz. Landung, Unruhen in Irland und selbst auf den Flotten verbreiteten ein panisches Schrecken im Innern des Landes; Jedermann wollte sich in baaren Vorrath setzen. Bei den übrigen (jetzt 5) octroyirten (chartered) Banken und bei allen Provinzialbanken (coun-

ry banks, Privatunternehmungen in den Provinzen, die sich wie die K
neten um das große Centralinstitut der Bank her gebildet haben, u
deren Anzahl sich vor kurzem auf 866 belief) wurden die umlaufen
Noten präsentirt; diese forderten Baarsendungen von ihren London
respondenten, und diese Letztern drängten an die Bank von England;
Anzahl der Präsentationen bei der Bank stieg nach dem 20. Febr. 17
von einem Tage zum andern um das Viersache. Am 24. stellte die D
rection Herrn Pitt die fürchterliche Lage der Dinge vor und zeigte, d
ohne unmittelbare Hülfe das gesammte Zahlungsgeschäft für die Na
rung in Stockung gerathen müsse. Der geheime Rath wurde berufe
dem der König selbst präsidirte, und nach einer langen Debatte ein S
fehl an die Bank beschlossen, wonach dieselbe mit den baaren Zahlun
auf so lange einzuhalten habe, bis das Parlament die zur Sicherstel
des allgemeinen Credits erforderlichen Beschlüsse gefaßt haben wür
Die Direction der Bank publicirte diesen Befehl am 27. Febr., und
war er bekannt geworden, als auch schon 3000 der ersten Banq
und Kaufleute, unter dem Vorsitz des Lordmayors von London, ein
thig erklärten, daß sie bei jeder Zahlung Banknoten für baares G
annehmen, auch das Aeußerste thun würden, um selbst alle ihre Ab
ben in Banknoten zu bestreiten; eben diese Erklärung gaben die sä
lichen Mitglieder des Geheimenraths, und nach einer flüchtigen Lö
zung von zwei Mal 24 Stunden war die größte Gefahr, welche d
land jemals erlebt, so überstanden, daß alle Geschäfte ihren Gang m
fortsetzten. Ein allgemeines und untrügliches Gefühl im Handelsst
sowie späterhin bei den wiederholten Erörterungen dieser großen A
genheit im Parlamente, entschied 1) daß der britische Handel zerstö
wenn die discontirende Vermittelung der Bank aufhöre oder auch
beträchtlich beschränkt werde; 2) daß der Staatscredit gebrochen
wenn die Bank ihre Discontirung sicherer Regierungseffecten (denn
bestand der Verkehr der Regierung und der Bank) einstelle oder
nur limitire; 3) daß die baaren Zahlungen der Bank den Bewoh
Englands keineswegs zu gute kämen, indem sie, bei der Gemeins
des Schicksals zwischen England und seiner Bank, aus denselben Q
den, wie aus den Koffern der Bank, so ins Ausland wandern würd
4) daß also England mehr damit gedient sey, daß seine Bank kein
als daß sie auf Kosten ihrer Existenz ihre augenblicklichen Zahlungsv
pflichtungen erfülle, an welcher Fähigkeit überdieß Niemand zweifl
5) daß die durch die Bank verursachte, solidarische Handelsverbind
von England schlechthin unersetzlich, die aus dem Geldmangel herrüh
Zahlungsschwierigkeit aber ein vorübergehendes Uebel sey; 6) daß
Bank und die edeln Metalle zur Führung der britischen Geschäfte
gleich wesentlich, erstere jedoch die Hauptsache, diese nur Nebensache sey
7) daß die Unterbrechung der Zahlungen an der Bank von Engl
das einzige Mittel sey, um dem Ausströmen des Goldes entgegenzu
ken, weil nur die Bank jene anziehende Kraft besitze, welche in den
legenen Zeitpunkte die erforderlichen Geldvorräthe herbeischaffen k
In diesem Sinne entschied das Parlament in seiner Acte vom 3 M
d. J. für die Restriction der baaren Zahlungen, die bis 1821 fo
dauert hat. Einige wohl unterrichtete Staatsmänner haben jedoch d
Maßregel als unnöthig und schädlich betrachtet. (S. Lowe „Ueber d

Stand von Großbritannien", übersetzt von H. v. Jakob, und die Anm. d Abh. des Uebers.) Dagegen behaupten Andre, daß die Banknoten s Nationalwährung, ungeachtet ihrer durch das Verschwinden des baa- n Geldes nothwendig gewordenen zwei- und dreifachen Vermehrung, ht herabgesetzt worden seyen, sondern daß sie nur im Verhältniß gegen s Ausland, durch die u. d. N. der Continentalsperre bekannte Blockade n England, eine augenblickliche Herabwürdigung auf dem Continental- arkte erfahren haben, was jedoch nur als ein vorübergehendes Kriegs- eigniß anzusehen sey. Ein Geldwesen, das in sich selbst bestand, konnte wenig als eine Nation, die auf sich selbst baute, zu Grunde gerichtet erden. Dergestalt nun ist die Bank von England der Grund- und chlußstein seiner ganzen Haushaltung, sowie das Parlament der Schluß- ein seines rechtlichen und nationalen Daseyns; und sowie im gemeinen ben die innere Sicherheit des Charakters und nicht die äußern begün- genden Umstände den Mann machen: so macht die innere geprüfte indung alles Privatcredites durch die Bank, und nicht die Masse der aren Mittel, den Credit und den Reichthum von Großbritannien. Als n J. 1825 die unglückliche Speculation in den fremden Anleihen und e Ueberfüllung des Waarenmarktes das baare Geld entfernt, den Cre- it erschüttert und eine Krisis im Umlaufe der Circulationsmittel zur olge gehabt hatten, bewährte sich aufs Neue der britische Gemeinsinn, ie Basis von Großbritanniens Größe. Die Bank und der Handelsstand ellten das Vertrauen und den Umsatz im Verkehr wieder her. Dabei amen manche Gebrechen des Bankwesens im Parlamente zur Sprache. Die Landbanken hatten nämlich durch das Ausgeben vieler Einpfundno- en die Circulation gestört. Daher setzten die Minister (Canning, Peel u. A.) im März 1826 es durch, daß vom 5. Febr. 1829 an den Land- anken die Befugniß genommen wird, Noten von Einem Pfund auszu- geben, wodurch ein alter Krebsschaden im engl. Geldumlaufssystem aus- gerottet werden wird, indem alsdann auch Silber — neben dem Golde, das bisher allein Landesmünze war — rechtlichen Zahlungswerth erhal- ten muß; bisher war man gesetzlich nur 2 Pf. St. in Silber bei Zah- lungen zu nehmen genöthigt. Bei dieser Gelegenheit nannte Liverpool im Oberhause das engl. Banksystem widersinnig. Er wünschte, daß die Bank von England selbst Hülfsbanken errichtete, und hoffte, daß, wenn sie dieß nicht thäte, sie nicht die Erneuerung ihrer Privilegien im Jahre 1833 erlangen würde. — Nach einer officiellen Uebersicht waren am 15. März 1834 für die Summe von 18.300.510 Pf. St. Billets der londoner Bank in Umlauf.

Londoner Conferenz. Die Geschichte der unter diesem Namen berühmt gewordenen, in den Annalen der Diplomatie beispiellosen, mehr als zweijährigen und im April 1834 noch nicht zu einem Endresultate gediehenen Unterhandlungen über die politische Trennung Süd- und Nordniederlands, ist ein praktischer Commentar zu der Theo- rie des europäischen Völker- und Staatsrechts. Es kann hier nur eine fragmentische Andeutung des labyrintischen Ganges dieser großen publi- cistischen Anomalie gegeben werden, weil theils noch nicht alle Schriften und Mittheilungen der dabei beschäftigten Diplomaten und Ministerie vollständig geordnet und amtlich der Oeffentlichkeit vorliegen, theils ein umfassende, hinlänglich der Form und Sache gleichmäßig genügende En-

wickelung und Darstellung derselben zu einem Buche anschwellen würde. Die ganze Verhandlung schließt außerdem mehre in das europäische Staatengeflecht überhaupt tiefeingreifende Staats- und Rechtsfragen in sich, welche, wie die luxemburger und die Scheldefrage, eine besondere publicistisch-geschichtliche Behandlung erfordern. Wir bemerken hier nur im Allgemeinen, daß dieser diplomatisch-staatsrechtlich-politische Kampf um europäische Lebensfragen in ihrer Anwendung auf Belgien und Holland, von mehren Seiten mit einem Talent und mit einer Kunst geführt worden ist, welche diesen Gegenstand dem tiefern Studium jedes aufstrebenden Staatsmannes vorzugsweise empfehlen. Wahrhaft bewundernswürdig erscheint hier insbesondere die niederländische Diplomatie. Die Staatsschriften eines Verstolk van Soelen werden stets als classisch, was Gedankenform und Sprache betrifft, in der Geschichte der Staatskunst genannt werden; wir erlauben uns, in dieser Hinsicht, unter so vielen Musterschriften der einzelnen Diplomaten der Conferenz, nur auf eine hinzuweisen, auf die Mittheilung des genannten niederländischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an die beiden Kammern der Generalstaaten, vom 18. Dec. 1832.

Um uns auf den historischen Standpunkt des Eintritts der londoner Conferenz in die neuere Diplomatie stellen, schicken wir Folgendes vorleitend voraus. Die belgische Revolution hatte das seit 1815 neu aufgerichtete Staatsgebäude von Europa in einer seiner Grundfesten erschüttert. Das Königreich der Niederlande war nicht mehr ein Bollwerk gegen Frankreichs Eroberungspolitik; Belgien mit seinem Festungsgürtel war in Begriff, sich an Frankreich ganz anzuschließen, oder dem in Europa proclamirten monarchischen System zum Trotz, eine Republik zu errichten. Nun hatte Frankreich selbst in Folge seiner Julisrevolution ein anderes Grundgesetz der Legitimität. Ludwig Philipps Bürgerthum und die belgische Demokratie waren daher natürliche Verbündete gegen die europäischen Congreßmächte. Ein offener Kampf gegen die verschworene Revolution von Paris und Brüssel hätte aufs Neue die Throne und die Völker Europas allen Wechselfällen der Revolutionskriege und Coalitionen 1792—1815 preisgegeben. Da ergriff die Diplomatie das Steuerseil des europäischen Schicksals. Ludwig Philipp zuerst, indem er die Aufrechthaltung der Verträge von Paris und Wien vom Jahre 1815 zusicherte und dafür von Europa als König der Franzosen anerkannt wurde. Nun ging Fürst Talleyrand, das Haupt der europäischen Diplomatie, als Frankreichs Botschafter nach London, wo die Volksstimme für die Resultate der Juliuswoche sprach. Damals stand an der Spitze des britischen Ministeriums der Herzog von Wellington. Er hatte die Volksgunst verloren, und die Opposition sah das Königreich der Niederlanden, welches gewissermaßen Wellington's Werk war, mit ganz andern Augen an, als der Herzog-Feldmarschall. Die Beschwerden der Emigrer, erklärte er noch am 2. Nov. 1830 im Oberhause, gegen den König der Niederlande seyen durchaus unbegründet. Dagegen widersprach die Opposition, namentlich Lord Grey, jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten Belgiens, und in einer besondern Conferenz mit Wellington stellte Fürst Talleyrand die Erhaltung des europäischen Friedens als den Angelpunkt der Politik auf. Indem nun Frankreich als Congreßmacht in die diplomatische Berathung der übrigen Großmächte mit eintrat, wurde

eit gewonnen; die von Paris und Brüssel aus verbreitete Aufregung r Völker in Deutschland, der Schweiz und Italien, endlich der blutige Wetterschlag in Warschau befestigten Ludwig Philipps Thron und gaben iner Stimme mehr Gewicht in dem europäischen Ministerrathe. Die urcht vor einem europäischen Kriege bemächtigte sich insbesondere des euen, am 21. Nov. 1830 an Wellington's Stelle getretenen Whigmi-isteriums Grey, welches auf die Volksgunst gestützt, einen Reformplan eförderte, der die alte Constitution des britischen Reichs erschütterte. Diese Sachlage benutzte Fürst Talleyrand, um den zu Frankreichs Vor-eil durch die belgische Revolution in das wiener Congreßsystem gemach-en Riß durch die Conferenz sanctioniren zu lassen. Da nämlich die von en fünf Congreßmächten zuletzt noch in Verona behaupteten wiener Con-reßbeschlüsse nur durch die gemeinsame Uebereinkunft derselben Congreß-ächte abgeändert werden konnten; da ferner der König Wilhelm von Holland die Bürgschaft und Vermittelung der Congreßmächte, als seiner Alliirten, auf die Congreßbeschlüsse zu Aachen von 1818 gestützt, in An-pruch nahm; da endlich der Prinz von Oranien selbst an Ende des Octobers 1830 nach London gekommen war, um daselbst sein Interesse wahrzunehmen: so war es natürlich, daß die Gesandten der vier Con-reßmächte in London mit dem britischen Minister der auswärtigen An-elegenheiten zu einer besondern Conferenz sich vereinigten, um die hol-ändisch-belgische Frage im Friedensgeiste der europäischen Politik zu ntscheiden. Diese londoner Conferenz trat, mit Vollmachten dazu ver-ehen, am 1. Nov. 1830 zusammen. Sie hat seitdem vom 4. Nov. 1830, m welchem sie das erste Protokoll unterzeichnete, bis zum 1. Oct. 1832 hre Thätigkeit durch 70 Protokolle bewiesen.

Die Conferenz bestand aus den Bevollmächtigten von Oestreich: Fürst Esterhazy und Baron von Wessenberg, später auch Baron von Neumann; von Frankreich: Fürst Talleyrand (und auf kurze Zeit in dessen Abwe-enheit Herr von Mareuil); von Großbritannien: Graf Aberdeen, dann, nter Grey's Verwaltung, Viscount Palmerston; von Preußen: Baron von Bülow; und von Rußland: Fürst Liewen und Graf Matuszewicz. Die Versammlungen wurden im auswärtigen Amte (Foreign office) ge-halten, und der königlich niederländische Gesandte, Baron Falck, in dessen Stelle später Baron Zuylen van Nyeveld und im März 1833 Herr van Dedel eintrat, sich ihren Berathungen anzuschließen eingeladen. Der erste Beschluß der Conferenz war, daß sie einen englischen und einen franzö-sischen Commissair — den zum englischen Gesandten bei der Bundestags-versammlung in Frankfurt ernannten Herrn Cartwright (später trat Lord Ponsonby an die Stelle, und Ponsonby wurde durch Sir Robert Adair als britischer Gesandten am belgischen Hofe ersetzt) und den frühern di-plomatischen Agenten in Colombia, jetzt ersten Secretair des Fürsten von Talleyrand, Herrn Bresson — nach Belgien sandte, um eine Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Holland und Belgien zu bewirken. Diese Herren übergaben am 8. Nov. der provisorischen Regierung in Brüssel das (erste) Protokoll der am 4. Nov. 1830 gehaltenen Conferenz, welches den Grund, den Zweck und die Form dieses diplomatischen Con-gresses mit folgenden Worten bezeichnete: „Nachdem Sr. Majestät der König der Niederlande die Höfe von Oestreich, Frankreich, Großbritan-nien, Preußen und Rußland, als diejenigen Mächte, welche die Unter-

zeichner der Tractate von Paris und Wien sind, die das Königreich der Niederlande gegründet haben, eingeladen hat, gemeinschaftlich mit Sr. Majestät über die besten Mittel zu berathschlagen, welche den in den Staaten Sr. Majestät ausgebrochenen Unruhen ein Ziel setzen möchten, und da die genannten Höfe, selbst schon vor dem Empfange dieser Einladung, den lebhaften Wunsch gehegt, in der möglichst kürzesten Frist der Unordnung und dem Blutvergießen zu steuern: so sind sie durch das Organ ihrer beim Hofe zu London accreditirten Botschafter und Gesandten in folgenden Beschlüssen übereingekommen: 1) Nach den Worten des §. 4 des aachner Protokolls vom 15. Nov. 1818 haben sie den Botschafter Sr. Majestät des Königs der Niederlande eingeladen, sich ihren Berathungen anzuschließen". Der zweite Beschluß betraf die „Einstellung der Feindseligkeiten", indem die beiderseitigen Truppen sich hinter die Linie zurückziehen sollten, welche vor der Zeit des Tractats vom 30. Mai 1814 die Besitzungen des souverainen Fürsten der vereinigten Provinzen von den, nach besagtem Friedenstractate und den 1815 abgeschlossenen Verträgen von Wien und Paris seinem Gebiete hinzugefügten Provinzen trennte.

Unterdessen hatte die belgische Regierung ihrerseits schon in den ersten Tagen des Nov. Sylvain Van de Weyer nach London geschickt, um über die Vorfrage der belgischen Unabhängigkeit Gewißheit zu erlangen. Da er dem Grafen Aberdeen erklärte, die belgische Unabhängigkeit sey nicht mehr zu erringen, denn sie sey schon errungen (die Generalstaaten im Haag hatten bereits im Sept. die administrative Trennung Belgiens von Holland ausgesprochen), auch seyen die Belgier entschlossen, sich lieber Frankreich in die Arme zu werfen, als fremde Einmischung zu dulden: so bestimmte die im letztern Falle eintretende Gefahr eines europäischen Krieges die londoner Conferenz zuzugeben, daß Belgien von Holland getrennt werde; daß es einen unabhängigen Staat bilde; daß man zwar wünsche, die Belgier möchten ihren künftigen Souverain aus der Familie Oranien wählen, jedoch solches nicht mit Gewalt zu erzwingen gemeint sey; daß auch die Abgeordneten der provisorischen Regierung in Brüssel, unter gewissen Beschränkungen, bei der londoner Conferenz zugelassen werden sollten; daß aber auf keinen Fall eine republikanische Regierung in Belgien geduldet, und noch weniger eine Vereinigung dieses Landes mit Frankreich zugegeben werden könne.

Die belgische Regierung willigte in den Waffenstillstand; allein ihre „willkürliche" Auslegung der Demarcationslinie zwischen den kriegführenden Truppen ward von der Conferenz nicht angenommen. Auch konnte die Aufhebung der vom Könige der Niederlande erklärten Blockade der belgischen Küste und die freie Schifffahrt auf der Schelde, als Hauptbedingung des Waffenstillstandes, von Belgien nicht erlangt werden. Darum nahm die provisorische Regierung ein späteres Protokoll vom 17. Nov. erst am 15. Dec. an. Endlich trat die Waffenruhe ein, und die Bevollmächtigten beriethen sich nun über die Mittel, um das polinische System von 1815 mit der Herstellung eines besondern belgischen Staats in Uebereinstimmung zu bringen. Die Conferenz setzte daher, wie sie in den Protokollen vom 20. Dec. 1830 erklärte, die Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten des Königs der Niederlande fort, und veranlaßte die provisorische Regierung von Belgien, Commissarien nach England zu

schicken, um dieselben in Ansehung der Einrichtung des neuen Staats mit befragen zu können. Sie erklärte dabei, daß „diese Einrichtungen durchaus nicht die Rechte verletzen könnten, welche der König der Niederlande und der deutsche Bund auf das Großherzogthum Luxemburg begründen". Das Protokoll verfügte: „daß die Conferenz sich damit beschäftigen würde, die neuen Maßregeln zu erörtern und zu verabreden, die am geeignetsten dazu wären, die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den tractatmäßigen Stipulationen, mit den Interessen und der Sicherheit der übrigen Staaten, und mit der Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts zu verschmelzen". (In einem spätern Protokolle, dem 19. vom 19. Febr. 1831, wird dieses Verfahren der Conferenz publicistisch gerechtfertigt.) In Brüssel war jetzt Lord Ponsonby an Cartwright's Stelle mit dem diplomatischen Ausschusse von Belgien in Verbindung getreten. Die provisorische Regierung ernannte hierauf die Herren Van de Weyer und Hippolyt Vilain XIV. zu ihren Commissarien bei der Conferenz, mit dem Auftrage, die Freiheit der Schelde, den Besitz des linken Ufers dieses Flusses, die Provinz Limburg im Ganzen und das Großherzogthum Luxemburg, unter Beachtung von dessen Beziehungen mit dem deutschen Bunde, für Belgien auszuwirken. Sie waren jedoch nicht mit den gehörigen Instructionen versehen. Auch waren noch einige Protokolle nöthig, um die überspannten Forderungen der Belgier zurückzuweisen und die Vollziehung des Waffenstillstandes zu ordnen, ehe die Conferenz in ihrem 11., sogenannten Definitivprotokolle vom 20. Jan. 1831, folgende Grundlagen der Abgrenzung des belgischen Gebiets von den holländischen aufstellen konnte: die Grenzen Hollands sollen das ganze Gebiet, alle Festungen, Städte und Orte umfassen, welche der vormal. Republik der vereinten Staaten der Niederlande 1790 angehörten (die Bestandtheile der Republik von 1790 sind einzeln genannt, und das 11. Protokoll ist mitgetheilt in der „Allgemeinen Zeitung", 1831, Nr. 37. Die Protestation des belgischen Congresses gegen dieses Protokoll s. Ebendaselbst Nr. 40 Beilage. Sie wurde mit 163 gegen 9 Stimmen angenommen); 2) Belgien wird von dem ganzen übrigen Theile des Gebiets gebildet, welches in dem Vertrage von 1815 die Benennung „Königreich der Niederlande" erhielt, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, welches, aus einem wesentlich verschiedenen Rechtsgrunde von den Fürsten des Hauses Nassau besessen, einen Theil des deutschen Bundes ausmacht und fortwährend ausmachen wird; 3) es wird als selbstverstanden angenommen, daß die Verfügungen der Artikel 108—117 der wiener Congreßacte in Beziehung auf die freie Schifffahrt der Flüsse auf die Flüsse angewendet werden sollen, welche das holländische und belgische Gebiet durchlaufen; 4) hinsichtlich der Enclaven in den gegenseitigen Gebieten sollen durch die 5 Höfe solche Austauschungen und Anordnungen zwischen den beiden Ländern bewirkt werden, die ihnen den gegenseitigen Vortheil eines gänzlichen Zusammenhanges der Besitzung und eine freie Verbindung zwischen den in ihren Grenzen begriffenen Städten und Flüssen sichern; 5) Belgien soll einen immerwährend neutralen Staat bilden, dagegen aber auch 6) sich in die innere und äußere Ruhe anderer Staaten keine Eingriffe erlauben. Ein späteres Protokoll, das 12. vom 27. Jan., mit mehren Anhängen, behandelte die Finanz- und die Handelsverhältnisse. Der König der Niederlande trat beiden Protokollen,

zeichner der Tractate von Paris und Wien sind, die das Königreich d Niederlande gegründet haben, eingeladen hat, gemeinschaftlich mit Ih Majestät über die besten Mittel zu berathschlagen, welche den in d Staaten Sr. Majestät ausgebrochenen Unruhen ein Ziel setzen möcht und da die genannten Höfe, selbst schon vor dem Empfange dieser Einladung, den lebhaften Wunsch gehegt, in der möglichst kürzesten Zeit der Unordnung und dem Blutvergießen zu steuern: so sind sie durch ih Organ. ihrer beim Hofe zu London accreditirten Botschafter und Gesa ten in folgenden Beschlüssen übereingekommen: 1) Nach den Worten d §. 4 des aachner Protokolls vom 15. Nov. 1818 haben sie den Beiso ter Sr. Majestät des Königs der Niederlande eingeladen, sich ihren B rathungen anzuschließen". Der zweite Beschluß betraf die „Einstellu der Feindseligkeiten", indem die beiderseitigen Truppen sich hinter d Linie zurückziehen sollten, welche vor der Zeit des Tractats vom 30. M 1814 die Besitzungen des souverainen Fürsten der vereinigten Provinz von den, nach besagtem Friedenstractate und den 1815 abgeschlossen Verträgen von Wien und Paris seinem Gebiete hinzugefügten Provinz trennte.

Unterdessen hatte die belgische Regierung ihrerseits schon in den ers Tagen des Nov. Sylvain Van de Weyer nach London geschickt, um si die Vorfrage der belgischen Unabhängigkeit Gewißheit zu erlangen. A er dem Grafen Aberdeen erklärte, die belgische Unabhängigkeit sey n mehr zu erringen, denn sie sey schon errungen (die Generalstaaten Haag hatten bereits im Sept. die administrative Trennung Belgiens v Holland ausgesprochen), auch seyen die Belgier entschlossen, sich lie Frankreich in die Arme zu werfen, als fremde Einmischung zu dulden so bestimmte die im letztern Falle eintretende Gefahr eines europäisch Krieges die londoner Conferenz zuzugeben, daß Belgien von Holland g trennt werde; daß es einen unabhängigen Staat bilde; daß man zu wünsche, die Belgier möchten ihren künftigen Souverain aus der Fam Oranien wählen, jedoch solches nicht mit Gewalt zu erzwingen gesta sey; daß auch die Abgeordneten der provisorischen Regierung in Brü unter gewissen Beschränkungen, bei der londoner Conferenz zugelas werden sollten; daß aber auf keinen Fall eine republikanische Regier in Belgien geduldet, und noch weniger eine Vereinigung dieses Land mit Frankreich zugegeben werden könne.

Die belgische Regierung willigte in den Waffenstillstand; allein d „willkürliche" Auslegung der Demarcationslinie zwischen den kriegfü den Truppen ward von der Conferenz nicht angenommen. Auch war die Aufhebung der vom Könige der Niederlande erklärten Blockade d belgischen Küste und die freie Schifffahrt auf der Schelde, als Hau bedingung des Waffenstillstandes, von Belgien nicht erlangt werden. I rum nahm die provisorische Regierung ein späteres Protokoll vom 1. Nov. erst am 15. Dec. an. Endlich trat die Waffenruhe ein, und d Bevollmächtigten beriethen sich nun über die Mittel, um das polit System von 1815 mit der Herstellung eines besondern belgischen Staa in Uebereinstimmung zu bringen. Die Conferenz setzte daher, wie i den Protokollen vom 20. Dec. 1830 erklärte, die Unterhandlungen m den Bevollmächtigten des Königs der Niederlande fort, und veranl die provisorische Regierung von Belgien, Commissarien nach England

hicken, um dieſelben in Anſehung der Einrichtung des neuen Staats it befragen zu können. Sie erklärte dabei, daß „dieſe Einrichtungen rchaus nicht die Rechte verletzen könnten, welche der König der Nierlande und der deutſche Bund auf das Großherzogthum Luxemburg gründen“. Das Protokoll verfügte: „daß die Conferenz ſich damit behäftigen würde, die neuen Maßregeln zu erörtern und zu verabreden, e am geeignetſten dazu wären, die künftige Unabhängigkeit Belgiens it den tractatmäßigen Stipulationen, mit den Intereſſen und der Sicherit der übrigen Staaten, und mit der Aufrechthaltung des europäiſchen leichgewichts zu verſchmelzen“. (In einem ſpätern Protokolle, dem 19. om 19. Febr. 1831, wird dieſes Verfahren der Conferenz publiciſtiſch rechtfertigt.) In Brüſſel war jetzt Lord Ponſonby an Cartwright's Stelle mit dem diplomatiſchen Ausſchuſſe von Belgien in Verbindung geeten. Die proviſoriſche Regierung ernannte hierauf die Herren Van e Weyer und Hippolyt Vilain XIV. zu ihren Commiſſarien bei der Conrenz, mit dem Auftrage, die Freiheit der Schelde, den Beſitz des linken lfers dieſes Fluſſes, die Provinz Limburg im Ganzen und das Großerzogthum Luxemburg, unter Beachtung von deſſen Beziehungen mit dem eutſchen Bunde, für Belgien auszuwirken. Sie waren jedoch nicht mit en gehörigen Inſtructionen verſehen. Auch waren noch einige Protokolle öthig, um die überſpannten Forderungen der Belgier zurückzuweiſen und ie Vollziehung des Waffenſtillſtandes zu ordnen, ehe die Conferenz in hrem 11., ſogenannten Definitivprotokolle vom 20. Jan. 1831, olgende Grundlagen der Abgrenzung des belgiſchen Gebiets von den olländiſchen aufſtellen konnte: die Grenzen Hollands ſollen das ganze Gebiet, alle Feſtungen, Städte und Orte umfaſſen, welche der vormal. Republik der vereinten Staaten der Niederlande 1790 angehörten (die Beſtandtheile der Republik von 1790 ſind einzeln genannt, und das 11. Protokoll iſt mitgetheilt in der „Allgemeinen Zeitung“, 1831, Nr. 37. Die Proteſtation des belgiſchen Congreſſes gegen dieſes Protokoll ſ. ebendaſelbſt Nr. 40 Beilage. Sie wurde mit 163 gegen 9 Stimmen ngenommen); 2) Belgien wird von dem ganzen übrigen Theile des Gebiets gebildet, welches in dem Vertrage von 1815 die Benennung „Königreich der Niederlande“ erhielt, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, welches, aus einem weſentlich verſchiedenen Rechtsgrunde von den Fürſten des Hauſes Naſſau beſeſſen, einen Theil des deutſchen Bundes ausmacht und fortwährend ausmachen wird; 3) es wird als ſelbſtverſtanden angenommen, daß die Verfügungen der Artikel 108—117 der wiener Congreßacte in Beziehung auf die freie Schifffahrt der Flüſſe auf die Flüſſe angewendet werden ſollen, welche das holländiſche und belgiſche Gebiet durchlaufen; 4) hinſichtlich der Enclaven in den gegenſeitigen Gebieten ſollen durch die 5 Höfe ſolche Austauſchungen und Anordnungen zwiſchen den beiden Ländern bewirkt werden, die ihnen den gegenſeitigen Vortheil eines gänzlichen Zuſammenhanges der Beſitzung und eine freie Verbindung zwiſchen den in ihren Grenzen begriffenen Städten und Flüſſen ſichern; 5) Belgien ſoll einen immerwährend neutralen Staat bilden, dagegen aber auch 6) ſich in die innere und äußere Ruhe anderer Staaten keine Eingriffe erlauben. Ein ſpäteres Protokoll, das 12. vom 27. Jan., mit mehren Anhängen, behandelte die Finanz- und die Handelsverhältniſſe. Der König der Niederlande trat beiden Protokollen,

dem vom 20. und vom 27. Jan., durch das Protokoll vom 18. Feb. bei. Allein der belgische Nationalcongreß legte am 1. Febr. gegen das Protokoll vom 20. Jan. förmlichen Protest ein, indem er sich auf die Antwort der provisorischen Regierung Belgiens vom 16. Jan. auf das Protokoll vom 9. desselben Monats bezog, nach welcher der belgische Nationalcongreß allein das Recht habe, einen Definitivbeschluß über das Gebiets-, Finanz- und jede andere Rechtsfrage der belgischen Nation zu fassen; daher er die oben angegebenen Forderungen der belgischen Commissarien wiederhole, und sich auf die am 18. Nov. 1830 decretirte Integrität des belgischen Gebiets berufe. Die Conferenz beachtete diesen Protest nicht, sondern fuhr fort über die Einrichtung des neuen Staats Beschluß zu fassen. So war schon in dem 12. Protokoll vom 27. Jan. der Grundsatz ausgesprochen worden: der Souverain Belgiens müsse durch seine persönliche Stellung der Sicherheit der benachbarten Staaten genügen. Daher wurde jetzt von ihr die Erklärung des franz. Bevollmächtigten, daß der König der Franzosen die Souverainetät Belgiens, falls ihm dieselbe durch den Congreß für den Herzog von Nemours angetragen werde, ausschlagen werde, in das Protokoll Nr. 15 am 7. Febr. 1831 aufgenommen, und hinzugefügt, daß im Falle die Souverainetät Belgiens von Seiten des brüsseler Congresses dem Herzoge von Leuchtenberg angetragen würde, und dieser Prinz dieselbe annähme, er von keinem der 5 Höfe anerkannt werden solle. In Folge dieser Protokolle wandte sich die Wahl eines Souverains von Belgien auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg und die Conferenz gestand nunmehr dem belg. Staate so viel zu, daß Belgien die Abtretung von Luxemburg gegen eine Entschädigung erhalten solle; auch wurde die belgische Flagge (schon im Mai 1831) in den fünf Höfen zugelassen. Allein das Schreiben des Lords Ponsonby vom 4. Mai an den belgischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten sprach ausdrücklich, daß die Conferenz nicht einwilligen könne, daß Belgien das Recht nehme, die Grenzen eines andern Staats bestimmen zu wollen; es solle die durch Tractaten festgesetzte Grenze Hollands als eine von der Nationen achten; nur dann werde ihm die Conferenz den Besitz Luxemburgs mittels einer Geldentschädigung auswirken. Wolle es aber mit und mit Gewalt nehmen, so müsse es erst Europa erobern; und es sei dann aus der Reihe der Nationen verschwinden. Was die Schuldangelegenheit betreffe, so habe die Conferenz nie etwas mehr beabsichtigt, als einen Vorschlag zu machen. Ungeachtet dieser Mittheilung wollte dennoch der belgische Stolz nicht nachgeben, und die belgischen Diplomaten führten bei mehren Gelegenheiten eine sehr anmaßende Sprache. Ein Verein, die sogenannte Association, ließ sogar seine Protestation sowohl gegen das Schreiben des Lords als gegen die letzten Protokolle Nr. 23 und 24 in die Zeitungen einrücken. Der Congreß selbst wiederholte seine frühere Protestation vom 1. Febr. gegen das Protokoll vom 20. Jan.; zuletzt ermächtigte er aber doch die Regierung, Einleitungen zu machen, um die Territorialfragen durch Geldopfer zu beendigen.

Unter den Protokollen, welche ihres allgemeinen publicistischen Inhalts wegen für das europäische Völkerrecht wichtig sind, bemerkt man insbesondere das 19. vom 19. Febr. („Allgemeine Zeitung", 1831, außerord. B. Nr. 89—91), in welchem die Bevollmächtigten „an das gute staatsrechtliche Princip erinnern, wovon die Verfügungen der [illegible]

nferenz nur eine heilsame und beharrliche Anwendung gewesen seyen. ieſem Princip einer höhern Ordnung zufolge verlieren die Verträge cht ihre Kraft, welche Veränderungen auch in der innern Organisation r Völker vorgehen mögen". Indem die Großmächte das von ihnen 314 ausgeübte Recht, über die belgiſchen Provinzen im Sinne des all meinen Friedens von Europa zu verfügen, in Anſpruch nehmen, komme jetzt ihnen zu, durch neue Combinationen jene Ruhe von Europa zu hern, wovon die Vereinigung Belgiens mit Holland eine der Grund gen ausgemacht habe. Es wären daher die Protokolle in dem Sinne rworfen worden, daß die unabhängig gewordenen belgiſchen Provinzen e allgemeine Sicherheit und das Gleichgewicht von Europa nicht stör n. „Jede Nation", ſagt dieſes Protokoll ferner, „hat ihre beſondern echte; aber Europa hat auch ſein Recht; die geſellſchaftliche Ordnung at es ihm verliehen". Belgien ſey daher verpflichtet die Tractaten zu ren, die Europa bänden. In keinem Falle könnten die 5 Höfe den Belgiern das Recht zuerkennen, Eroberungen auf Koſten Hollands oder nderer Staaten zu machen. Sie erklärten daher: daß die durch das Protokoll vom 20. Jan. 1831 feſtgeſtellten Anordnungen fundamentale und unwiderrufliche ſeyen; da nun der König der Niederlande durch das Protokoll vom 18. Febr. 1831 ohne Einſchränkung den inſichtlich der Trennung Belgiens von Holland getroffenen Anordnungen beigetreten ſey, ſo würden die Mächte jede Unternehmung der belgiſchen Behörden gegen das Gebiet, welches das Protokoll vom 20. Jan. für holländiſch erklärt hat, als eine Erneuerung des Kampfes anſehen nd demſelben ein Ziel ſetzen.

Weil deſſenungeachtet die herrſchende Partei in Belgien bei ihrem Proteſtiren hartnäckig verharrte, ſo erhielt Lord Ponſonby von der londoner Conferenz am 5. Juni ein Memorandum, in welchem die Conferenz erklärte, durch die Protokolle alle Bewilligungen erſchöpft zu haben, die ſie Belgien machen könne und wolle. Dieſes habe ſich nur zu unterwerfen. Weder Prinz Leopold, noch irgend ein anderer Prinz werde die belgiſche Krone annehmen, wenn Belgien nicht zuvor die Protokolle angenommen und vollzogen habe. Der 1. Juni, den die Conferenz als letzten Termin der belgiſchen Regierung zur Annahme des 11. und 12. Protokolls feſtgeſetzt hatte, war ohne Reſultat verſtrichen. Sie berichtete daher den Bevollmächtigten des Königs der Niederlande, durch eine Note vom 7. Juni: „daß, den am vorigen Tage von Brüſſel empfangenen Nachrichten zu Folge, die Belgier ſich nicht durch Annahme der Grundlagen der Trennung in diejenige Stellung gegen die 5 Mächte gebracht hätten, in welcher ſich der König der Niederlande, der dieſen Grundlagen vollſtändig beigetreten ſey, gegen ſie befände; daß Lord Ponſonby definitiv zurückberufen worden ſey; und daß der General Belliard von der Regierung Sr. Majeſtät des Königs der Franzoſen Befehl erhalten habe, Brüſſel zu verlaſſen, ſobald Lord Ponſonby von dort abreiſen würde". Unterdeſſen hatte ſich in Belgien eine Partei für den Krieg erhoben. Sie fürchtete weder Rußland, das mit den Polen kämpfte, noch Preußen und Oeſtreich, wo die Cholera wüthete, noch Frankreich, das mit Belgien ſympathiſirte. Die belgiſchen Commiſſaire, Devaux und Rothomb, welche in London dem Prinzen Leopold die belgiſche Krone anboten, drangen daher auf die unbedingte Annahme derſelben. Nunmehr ließ die

Könige der Belgier einerseits und J. J. M. M. den genannten 5 Monarchen andrerseits. Art. 27. Die Ratificationen des gegenwärtigen Tractats werden in London binnen 2 Monaten ausgetauscht. (Vgl. Niederlande.)

So schien die große Frage wenigstens in Ansehung Belgiens entschieden zu seyn, allein von Seiten der Niederlande erhoben sich jetzt noch größere Schwierigkeiten. Der König machte nämlich der Conferenz das Recht streitig, einem unabhängigen, selbständigen Staate und einem Souverain Gesetze vorzuschreiben; er werde jedoch keinen Angriff unternehmen, sondern sich auf die Defensive beschränken; allein er widersprach der Form und dem Charakter des Entwurfes der 24 Artikel. Nun begann eine sehr lebhafte diplomatische Erörterung dieser Artikel in einem Notenwechsel zwischen der Conferenz und dem niederländ. Gesandten. Die Streitpunkte betrafen hauptsächlich die Grenzbestimmungen, die Schuldentheilung und die freie Schifffahrt auf Strömen, Flüssen und andern Handelswegen. Zugleich galt es eine Handelsfrage zwischen England und Holland. Durch Belgiens freien Zwischenhandel mit Deutschland, urtheilten die holländ. Kaufleute, bemächtige sich England ausschließend der Einfuhr, und mache Belgien zu seiner Factorei, zu seiner Handelscolonie. Das niederländ. Cabinet berief sich auf die Annahme der sieben Protokolle 1, 11 und 12, nebst dem Anhange A. Es verwarf jedoch nicht die 24 Artikel überhaupt; denn es hatte schon vor dem Abschlusse des Vertrags der Conferenz mit Belgien durch die Note vom 7. Nov. sich erboten, über Modificationen zu unterhandeln, deren die 24 Artikel bedürften. Die Conferenz wies damals durch ihre Note vom 10. Nov. jede Unterhandlung zurück; allein da Preußen, Oestreich und Rußland geneigt waren, auf solche Modificationen, welche das besondere Interesse Nordniederlands betrafen, einzugehen, so erließ die Conferenz auf die Eingabe der niederländ. Bevollmächtigten Falck und van Zuylen vom 14. Dec. 1831, eine Denkschrift am 4. Jan. 1832, in welcher sie wünschte, die Meinung des Cabinets vom Haag über die 24 Art. kennen zu lernen. Hierauf antworteten die niederländ. Bevollmächtigten am 30. Jan. 1832. Sie machten die Ansicht geltend, daß die Conferenz nicht Schiedsrichterin in der belgischen Sache, sondern nur Vermittlerin sey, und bezogen sich auf einen Brief des franz. Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an Herrn Bresson vom 1. Febr. 1831, in welchem es wörtlich heißt: „Die Conferenz von London ist eine Vermittelung, und die Absicht der Regierung des Königs ist, daß sie nie diesen Charakter verlieren solle“. Ferner hieß es in jenem Antwortschreiben vom 30. Jan., die Trennung Belgiens von Holland sey von dem Könige der Niederlande anerkannt; allein er habe nie zugegeben und könne nie zugeben, daß die Interessen Hollands dieser Trennung geopfert werden müßten. Ueberdieß könne die Conferenz über die theilweise oder gänzliche Austauschung des Großherzogthums Luxemburg nichts ohne die staatsrechtlich begründete Zustimmung des deutschen Bundes vorschlagen, noch weniger feststellen. Die neue Territorialbestimmung Hollands dürfe daher durchaus nicht mit der von Luxemburg vermischt werden. Die niederländ. Regierung übergab hierauf ein Ausgleichungs- und Friedensproject vom 31. Jan. 1832, das aber als bloß vertraulich mitgetheilt von der Conferenz nicht beachtet wurde. Nun hatten zwar Belgien, England und

land den Widerstand aufgab, die Rückkehr Codrington's nach England
Gérard's nach Frankreich. Die Entscheidung der Hauptfrage war
r noch immer sehr entfernt; zwar hatte die belgische Regierung durch
Noten der Conferenz vom 26. Jul. und 5. Aug. 1831 dazu aufge-
dert, den Herrn Van de Weyer bevollmächtigt, in London einen defi-
iven Vertrag mit Holland abzuschließen; auch ordnete die Conferenz
rch ihr 34. Protokoll einen 6wöchentlichen Waffenstillstand zwischen
lgien und Holland an, worauf unter andern das 38. Protokoll vom
Sept. und das 40. vom 10. Sept. nähere Bestimmungen darüber fest-
ten; allein erst im Oct. ward ein Schlußvertrag entworfen. In der
nferenz am 14. Oct. kam man nämlich auf Lord Palmerston's Antrag
er folgende Erklärung überein, daß die 5 großen Mächte sich durch
e in ihrem Vermögen stehende Mittel der Erneuerung eines Kampfes
dersetzen würden, welcher, da er jetzt ganz grundlos wäre, für Bel-
en, wie für Holland, eine Quelle des größten Unglücks seyn und Eu-
pa mit einem allgemeinen Kriege bedrohen würde, dessen Vorbeugung
e erste Pflicht der 5 Mächte wäre. (Aus eben diesem Grunde hatte
ch die Conferenz ihr 50. Protokoll an die britische Regierung gerichtet,
elche eine Seemacht nach den holländischen Küsten absenden sollte, um
indseligkeiten gegen Belgien zu verhindern.) Demnach ward ein 49.
genanntes Schlußprotokoll, auf Talleyrand's Rath, in Form eines
ertrags an demselben 14. Oct. unterzeichnet, in welchem die Confe-
nz, um den europäischen Frieden zu sichern, eine definitive Ausgleichung
wischen Belgien und Holland in 24 Artikeln vorschlug, mit der an
n belgischen und an den niederländischen Gesandten gerichteten Bemer-
ung, daß diese Artikel alle Kraft einer feierlichen Convention zwischen
er belgischen Regierung und den 5 Mächten haben sollten, daß die 5
Mächte für deren Ausführung bürgten, und daß die Artikel die endlichen
nd unwiderruflichen Entscheidungen der 5 Mächte enthielten, welche
übereingekommen sind, selbst die vollkommene und unumwundene An-
ahme der genannten Artikel Seitens der dagegen strebenden Partei,
elche dieselben verwerfen sollte, herbeizuführen". (Dieser Vertragsent-
wurf vom 14. Oct. 1831 nebst den beiden Begleitschreiben sind abgedruckt
n der „Allgemeinen Zeitung", 1831, Nr. 301 und außerordentliche Bei-
age Nr. 417 und 418; sowie das Geschichtliche des Ganges dieser Ver-
andlung in der amtlichen Mittheilung des niederländ. Ministers der
uswärtigen Angelegenheiten vom 11. Nov. in der „Allgem. Zeitung",
1831, Nr. 325 u. 326.) Diese 24 Friedensartikel zwischen Belgien und
Holland wurden von der belgischen Kammer am 1. Nov. mit 59 gegen
38 Stimmen, und am 3. Nov. im Senat mit 35 gegen 8 Stimmen an-
genommen. Der König Leopold unterzeichnete sie aber erst am 14. Nov.,
nachdem er die Gewißheit von der vollständigen Anerkennung seiner Krone
durch die londoner Conferenz erhalten hatte. Hierauf war der Vertrags-
entwurf als ein förmlicher Tractat zwischen dem Könige der Belgier
einerseits und den 5 Mächten andrerseits zu London am 15. Nov.
1831 unterzeichnet. Er enthielt die 24 Artikel und noch folgende drei:
Art. 25. Die Höfe von Oestreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen
und Rußland garantirten Sr. Majestät dem Könige der Belgier die Aus-
führung aller vorstehenden Artikel. Art. 26. In Folge des gegenwärti-
gen Tractats ist Friede und Freundschaft zwischen Sr. Majestät dem

gischem Gebiete und dessen Abführung nach Luxemburg, sowie die bel-
gischer Seits angewendeten Repressalien, mehre Protokolle, z. B. das
60. vom 4. Mai, das 62. vom 29. Mai 1832, welche sich auf die Frei-
lassung der verschiedenen Individuen bezogen. Belgien gab diesem Ver-
langen nach; allein Thorn wurde erst nach mehrmonatlicher Haft, in
Folge des im 66. und 68. Protokolle dazu von der Conferenz bei dem
Bundestage ausgewirkten Befehls freigegeben. Der König der Nieder-
lande weigerte sich fortwährend mit Belgien unmittelbar über einen de-
finitiven Vertrag zu unterhandeln; weil er die Unabhängigkeit Belgiens
so wenig als den Souverain desselben anerkannt habe; auch kam er auf
das Project vom 31. Jan., welches bloß die administrative, nicht die
politische Trennung Belgiens feststellte, zurück, und seine Bevollmächtig-
ten legten demselben durch die Note am 29. Mai einen officiellen Cha-
rakter bei. Dieses Project erklärte aber die Conferenz in ihrem 64.
Protokolle vom 10. Jun. 1832 für durchaus unausführbar, weil es die
von ihm stillschweigend schon gegebene politische Unabhängigkeit Belgiens
aufs Neue in Frage stelle. Darauf erklärte die Conferenz in dem 65.
Protokoll vom 11. Jun. unter Anderm, sie könne sich auf keine Un-
terhandlungen einlassen, die den Verpflichtungen vom 15. Nov. gegen
Belgien und seinen Souverain zuwiderliefen; die einzigen Punkte, welche
einer Unterhandlung fähig wären, seyen die vorbehaltenen Artikel, der
ganze übrige Theil des Tractats müsse in Ausführung gebracht werden.
Sie verlange daher vom Könige von Holland die Räumung des an-
kannten belgischen Gebiets mit Einschluß der Citadelle von Antwerpen
bis zum 20. Juli, ferner die Herstellung der vollständigen Freiheit auf
der Schelde und auf der Maas; nach der Räumung der Gebietstheile
sollten freundschaftliche Unterhandlungen stattfinden, um diejenigen Artikel
zu modificiren, welche Schwierigkeiten in der Ausführung darböten. Da-
gegen antwortete die niederländische Regierung durch die Note vom 18.
Jun., „daß eine vor dem 20. Jul. zu bewirkende Räumung des gegen-
seitigen Grundgebiets (also auch der Citadelle von Antwerpen) unan-
nehmbar sey, so lange man sich nicht über die Bedingungen der Tren-
nung verstanden habe". Demnächst wurde niederländischer Seits ein
neuer Entwurf (vom 30. Jun.) zu einem Tractate zwischen dem Könige
der Niederlande und den fünf Höfen, in Bezug auf die Trennung von
Holland und Belgien in Vorschlag gebracht. Holland gab darin in Be-
sehung des wichtigen Punktes der Binnenschifffahrt nach, verlangte aber
dagegen ein nicht unbedeutendes Mehr von Limburg. Von der andern
Seite drang die belgische Regierung in wiederholt an die Conferenz ge-
richteten und von General Goblet als belgischen Gesandten übergebenen
Noten, zuletzt durch die vom 7. Jul. 1832, auf die Räumung von Bel-
gien unwiderruflich zuerkannten Gebiets; bevor dieses geschehen, könne
die belgische Regierung an keiner Unterhandlung über die Punkte, welche
Gegenstand der Vorbehalt seyen, Theil nehmen. In dieser doppelseitigen
Stellung entwarf die Conferenz ein 67. Protokoll vom 11. Jul., in
welchem sie die angefochtenen Artikel nochmals änderte; hierauf machte
zwar der König der Niederlande in seiner Antwort vom 25. Jul. einige
Zugeständnisse; allein man kam so wenig hinsichtlich der Schelde und
der übrigen Grundlagen des Vertrags überein, daß Belgien im Aug.
bei der Conferenz auf Zwangsmittel gegen Holland förmlich antrug. Am

ankreich den Vertrag vom 15. Nov. 1831 und einen zweiten in Be
ff der zu schleifenden belgischen Festungen (s. Niederlande) schon
t 31. Jan. 1832 zu London ohne Vorbehalt ratificirt; allein Oestreich,
reußen und Rußland thaten dieß nur mit Vorbehalt der nothwen
gen Modificationen, was insbesondere die russische Erklärung,
elche der Graf Orlow, der am 26. März 1832 vom Haag nach Lon
n zur Conferenz abgereist war, ankündigte. Oestreichs und Preußens
dritte Ratification, im 57. Protokolle vom 18. April 1832, war
mit folgender gemeinschaftlicher Erklärung beider Höfe verbunden,
daß besagte Ratificationen nur gegeben sind, unter dem ausdrücklichen
orbehalte der Rechte des deutschen Bundes hinsichtlich derjenigen Artikel
s Vertrags vom 15. Nov., welche die Abtretung und den Austausch
nes Theils des Großherzogthums Luxemburg betreffen, indem dieses
nen der Staaten des deutschen Bundes bildet." Z. M. mit folgender Er
ärung der Bevollmächtigten von Oestreich: „Indem Sr. kaiserl. Ma
stät den Vertrag vom 15. Nov. 1831 ratificirt und die Nothwendigkeit
rkennt, daß eine weitere Unterhandlung zwischen der Regierung Sr.
Majestät des Königs der Niederlande und der Regierung des Königreichs
Belgien gepflogen werde, um einen Vertrag zu Stande zu bringen, der
ie am 15. Oct. genehmigten 24 Artikel mit denjenigen Aenderun
en, welche die fünf Mächte zulässig halten, in sich begriffe, so schlägt
höchstdieselbe vor zu erklären, daß diejenigen Anordnungen, die durch
gegenseitiges Uebereinkommen zwischen den obengenannten hohen Theil
ehmern unter der Leitung der Conferenz zu Stande kommen, eben die
elbe Kraft haben sollen, wie die Artikel des Vertrags vom 15. Nov."
Auch der preuß. Gesandte fügte dem Protokolle eine ähnliche Erklärung
hinzu, in welcher es unter Anderm heißt: „Klugheit und Billigkeit rathen
die Nothwendigkeit an, die Ausführung des Vertrags vom 15. Nov.
durch Bewilligung von Modificationen zu erreichen". Dagegen bezog
sich der belgische Bevollmächtigte in einem Anhange zu diesem 57. Pro
tokoll auf die Garantie der 24 Artikel, welche Belgien von den 5 Mäch
ten erhalten habe. Am 4. Mai 1832 überreichten auch die russ. Bevoll
mächtigten die zu Petersburg am 18. Jan. 1832 unterzeichnete Ratifi
cationsurkunde, wodurch ihr Hof den Vertrag „mit Vorbehalt der in
einer definitiven Uebereinkunft zwischen Holland und Belgien an den Ar
tikeln 9, 12 und 13 zu machenden Modificationen und Amendements"
ratificirt. Diese Urkunde befindet sich in dem Protokolle Nr. 58 vom
4. Mai 1832, in welchem die russ. Bevollmächtigten noch ferner erklär
ten, daß „jene definitive Uebereinkunft, wovon in dem Vorbehalte die
Rede sey, in den Augen Sr. Majestät eine gütliche seyn müsse". Auch
jetzt bezog sich der belgische Bevollmächtigte „in allen Fällen auf die
gegen Belgien durch die 5 Mächte eingegangenen Verpflichtungen", näm
lich einer unbedingten Garantie der 24 Artikel.

In diesen Vorbehalten, welchen allerdings die Unterdrückung der pol
nischen Insurrection günstig war, lag der Keim zu der später erfolgten
Trennung der Conferenz und zu den einseitig von England und Frank
reich ergriffenen Maßregeln. Während man so über die nothwendigen
Modificationen des Vertrags noch sehr getheilter Meinung war, veran
laßte die widerrechtliche, auch von dem deutschen Bunde gemißbilligte
Verhaftung eines belgischen Senators, des Advokaten Thorn, auf bel

Ausführung des Tractats, dem sie noch nicht beigetreten ist, zu fordern, und die oben erwähnte Räumung der antwerpener Citadelle zu verlangen, oder in die gewöhnlichen Abzüge zu willigen, welche von den Bevollmächtigten Frankreichs und Großbritanniens in Bezug auf Holland vorgeschlagen worden. 4) Daß, wenn von der französischen und englischen Regierung Zwangsmaßregeln angewandt werden sollten, die Bevollmächtigten von Oestreich, Preußen und Rußland nicht daran würden Theil nehmen können; und daß sie sich bezugsweise die Auseinandersetzung der Beweggründe ihrer Höfe zu dieser Entscheidung vorbehalten. 5) Daß, ihren Ansichten nach, die Maßregel, welche, den Andeutungen der Erfahrung gemäß, am wahrscheinlichsten und mit dem größtmöglichen Grade von Gewißheit die Conferenz zu ihrem Ziel führen und den haager Hof von seiner wahren Lage, von den ihn umgebenden Gefahren und von dem festen Wunsche Oestreichs, Preußens und Rußlands, sobald als möglich zu einem solchen Schluß zu gelangen, der sowohl den Rücksichten Großbritanniens und Frankreichs, als den gerechten Interessen Belgiens genüge, überzeugen könnte, darin bestehen würde, den Höfen von Wien, Berlin und Petersburg die gegenwärtige Lage der Dinge vorzustellen und einerseits sie aufzufordern, daß sie sich zum letzten Mal ihres Einflusses bei Sr. Majestät dem Könige der Niederlande bedienen, um seine unverzügliche Bestimmung zu einem billigen Vergleich zu erlangen, andererseits aber, wenn diese neuen Bemühungen sich als unnütz erwiesen sollten, alle die von den Bevollmächtigten Frankreichs und Großbritanniens angedeuteten finanziellen Maßregeln zu ergreifen — Maßregeln, die um so wirksamer seyn würden, als ihre einstimmige Genehmigung durch die fünf Mächte selbst dem haager Cabinet weder Zweifel noch Hoffnung mehr übrig lassen könnte. In Betracht jedoch, daß die Entfernungen, welche Wien und Petersburg von London trennen, in diesem kritischen Augenblick einen so langen Verzug herbeiführen könnten, erklären die Bevollmächtigten von Oestreich, Preußen und Rußland, daß es ihnen hinreichend seyn würde, den berliner Hof zu befragen und ihn aufzufordern, daß er erstens eine Entscheidung ausspreche, wodurch er das haager Cabinet von der unumgänglichen Nothwendigkeit benachrichtigte, in der es sich befände, entweder innerhalb einer bestimmten Zeit den Entwurf zu einem definitiven Tractat zwischen Holland und Belgien vorzulegen, der alle die in letzter Instanz von der londoner Conferenz an den niederländischen Bevollmächtigten gerichteten Fragen bejahend und auf eine klare und gänzlich zufriedenstellende Weise entscheide, oder seine Zustimmung zu den 24 Artikeln vom 14. Oct. 1831 einzureichen; und daß er zweitens die Verpflichtung darstelle, welche die Verwerfung der einen oder den andern dieser Forderungen Oestreich, Preußen und Rußland auferlegen würde, fürs erste Belgien von Holland seit dem 1. Jan. 1832 schuldigen Rückständen freizusprechen und sodann eine Million Gulden wöchentlich von der belgischen Schuld an Holland abzuziehen, wofern nach Ablauf der festgesetzten Zeit die Nichtbezahlung der Rückstände seit dem 1. Jan. 1832 nicht die vorausgesetzte Wirkung hervorgebracht hätte; und zwar ohne damit den besondern Maßregeln vorzugreifen, welche England und Frankreich, insofern sie dabei betheiligt sind, für unerläßlich erachten möchten, wenn der wöchentliche Abzug ohne Erfolg bliebe.

„Die Bevollmächtigten von Oestreich und Rußland bemerken, daß

ntwurf, wie es in dem, dem 69. Protokolle beigefügten Memorandu
vom 24. Sept. heißt, der britische Minister ein Thema zu einem V
rage; allein die Conferenz konnte sich darüber mit den niederländisch
Bevollmächtigten nicht vereinigen. Daher erkannte endlich die Confere
ie Nothwendigkeit, Zwangsmittel anzuwenden, in dem 70. Protokol
vom 1. Oct. 1832 an. Nach vorausgeschickter Darstellung der Sachla
erklären die Bevollmächtigten der fünf Höfe, daß, wenn nicht am 1
dieses Monats die Citadelle von Antwerpen, die dazu gehörigen Pun
und andere Orte, die nach den Bestimmungen in dem Tractat vom 1
Nov. einen Theil des belgischen Gebiets bilden, von den holländisch
Truppen geräumt sind, sie Belgien das Recht zuerkennen werden, f
ede Woche, so lange als die Räumung aufgeschoben wird, eine Milli
Gulden von den Rückständen der bis zum 1. Jan. 1832 auf dassel
kommenden Schuld abzuziehen, und endlich von dem Theile des Capita
der Schuld, welcher auf dasselbe fallen würde; zu gleicher Zeit wi
Belgien seinerseits, in der Erwartung, daß die oben erwähnte Räumu
sobald als möglich stattfinden werde, Venloo und die andern von de
selben besetzten Plätze räumen, die nicht in dem ihm zuerkannten Geb
begriffen sind".

„Der Bevollmächtigte Sr. großbritannischen Majestät erklärt, daß
den von dem französischen Bevollmächtigten herrührenden V
schlag vollkommen billigt, und daß er denselben der in der letzten Zusa
menkunft der Conferenz von ihm selbst gemachten Bemerkung ganz a
gemessen findet".

„In Erwiderung auf den Plan zu einem Beschluß, den die Bevo
mächtigten von Frankreich und Großbritannien vorgeschlagen haben, e
klären die Bevollmächtigten von Oestreich, Preußen und Ru
land: 1) Daß sie die letzten Beschlüsse der niederländischen Regieru
höchlichst mißbilligen, da sie sich auf Vorschläge beziehen, welche die lo
doner Conferenz als unzulässig befunden hat; da sie die Auseinand
setzungen zurückweisen, die durch vertrauliche Mittheilungen als unm
gänglich dargethan worden waren, und hinsichtlich deren bereits ei
vollkommene Verständigung mit dem niederländischen Bevollmächtigten sel
obzuwalten schien; da sie auf Bedingungen von einer offenbar illuso
schen Art beharren, und da endlich aus den von dem niederländisch
Bevollmächtigten auf die an ihn gerichteten Fragen ertheilten Antwort
hervorgeht, daß er weder eine wirkliche Vollmacht noch hinreichende I
struction besitzt, um die Schwierigkeiten zu lösen, welche der Confere
bei Erledigung ihrer Unterhandlungen im Wege stehen. 2) Daß a
diesen Gründen die Bevollmächtigten von Oestreich, Preußen und Ru
land bereit sind, sich mit den Bevollmächtigten Sr. Majestät des Köni
der Franzosen und Sr. britannischen Majestät zu vereinigen, um Belgi
von der Zahlung der Rückstände zu befreien, die es an Holland seit de
1. Jan. 1832 schuldig ist, so jedoch, daß die Wirkung dieses Beschluss
vom nächsten 15. Oct. an beginnt, damit Holland noch Zeit behält, d
Folgen zu erwägen und ein Verfahren einzuschlagen, welches geeign
wäre, die friedlichen Absichten, in deren Geist die londoner Confere
versammelt ist, zu verwirklichen. 3) Daß in diesem Augenblicke die B
vollmächtigten der Höfe von Oestreich, Preußen und Rußland nicht d
Vollmacht besitzen, von der niederländischen Regierung die theilwe

usführung des Tractats, dem sie noch nicht beigetreten ist, zu sichern
ob die oben erwähnte Räumung der antwerpener Citadelle zu verfü
n, oder in die gewöhnlichen Abzüge zu willigen, welche von den Be
ollmächtigten Frankreichs und Großbritanniens in Bezug auf Holland
orgeschlagen worden. 4) Daß, wenn von der französischen und engl
en Regierung Zwangsmaßregeln angewandt werden sollten, die Bevo
ächtigten von Oestreich, Preußen und Rußland nicht daran würden Th
hmen können; und daß sie sich bezugsweise die Auseinandersetzung der
eweggründe ihrer Höfe zu dieser Entscheidung vorbehalten. 5) Da
ren Ansichten nach, die Maßregel, welche, den Andeutungen der Erklä
ung gemäß, am wahrscheinlichsten und mit dem größtmöglichen Gra
n Gewißheit die Conferenz zu ihrem Ziel führen und den haager Hof
n seiner wahren Lage, von den ihn umgebenden Gefahren und von
m festen Wunsche Oestreichs, Preußens und Rußlands, sobald es
öglich zu einem solchen Schluß zu gelangen, der sowohl den Rechte
n Großbritanniens und Frankreichs, als den gerechten Interessen Hol
eus genüge, überzeugen könnte, darin bestehen würde, den Höfen von
Zien, Berlin und Petersburg die gegenwärtige Lage der Dinge vorz
ellen und einerseits sie aufzufordern, daß sie sich zum letzten Mal des
influsses bei Sr. Majestät dem Könige der Niederlande bedienen, u
ine unverzügliche Bestimmung zu einem billigen Vergleich zu erlan
nderenseits aber, wenn diese neuen Bemühungen sich als unnütz erw
n sollten, alle die von den Bevollmächtigten Frankreichs und Großb
nniens angedeuteten finanziellen Maßregeln zu ergreifen — Maßregeln
e um so wirksamer seyn würden, als ihre einstimmige Erklärung
urch die fünf Mächte selbst dem haager Cabinet weder Zweifel noch
offnung mehr übrig lassen könnte. In Betracht jedoch, daß die Er
rnungen, welche Wien und Petersburg von London trennen, in dem
itischen Augenblick einen so langen Verzug herbeiführen könnten, als
n die Bevollmächtigten von Oestreich, Preußen und Rußland, daß d
nen hinreichend seyn würde, den berliner Hof zu befragen und ih
ufzufordern, daß er erstens eine Entscheidung ausspreche, wodurch
as haager Cabinet von der unumgänglichen Nothwendigkeit benachri
gte, in der es sich befände, entweder innerhalb einer bestimmten Fri
en Entwurf zu einem definitiven Tractat zwischen Holland und Belg
orzulegen, der alle die in letzter Instanz von der londoner Conferenz a
en niederländischen Bevollmächtigten gerichteten Fragen bejahend un
uf eine klare und gänzlich zufriedenstellende Weise entscheide, oder sein
uftimmung zu den 24 Artikeln vom 14. Oct. 1831 einzureichen; und
aß er zweitens die Verpflichtung darstelle, welche die Verwerfung der
nen oder den andern dieser Forderungen Oestreich, Preußen und Ruß
und auferlegen würde, fürs erste Belgien von Holland seit dem 1. Jan.
832 schuldigen Rückständen freizusprechen und sodann eine Million Gu
en wöchentlich von der belgischen Schuld an Holland abzuziehen, wofern
ach Ablauf der festgesetzten Zeit die Nichtbezahlung der Rückstände am
en 1. Jan. 1832 nicht die vorausgesetzte Wirkung hervorgebracht hätte;
nd zwar ohne damit den besondern Maßregeln vorzugreifen, welche Eng
nd und Frankreich, insofern sie dabei betheiligt sind, für unerläßlich
achten möchten, wenn der wöchentliche Abzug ohne Erfolg bliebe.

„Die Bevollmächtigten von Oestreich und Rußland bemerken, daß

te, im Betracht der Dringlichkeit des Augenblicks einwilligten, sich nach en von dem berliner Hofe zu eröffnenden Beschlüssen zu richten. Die Bevollmächtigten der drei Mächte fügen hinzu, daß diese Beschlüsse hinnen zehn bis zwölf Tagen in London bekannt seyn könnten, und daß sie n ihren Augen zwei Vortheile von größter Wichtigkeit darbieten: Sie würden die letzten Mittel gewähren, die Unterhandlungen durch einen friedlichen Vergleich zu beendigen, der alle Interessen und Wünsche ämmtlicher Parteien befriedigen könnte; und selbst wenn diese Möglichkeit nicht schließlich verwirklicht würde, so könnte doch das haager Cabinet, wenn es ein vollkommenes Einverständniß unter den fünf Mächten selbst hinsichtlich der mit Bezug auf Holland zu ergreifenden finanziellen Maßregeln gewahre, nicht anstehen, die Entschließungen anzunehmen, welche Hollands und Europas Wohl forderten. Die Angelegenheit, welche die Conferenz beschäftigt, würde solcher Gestalt ohne eine Unterbrechung oder Gefährdung des allgemeinen Friedens erledigt werden".

„Der britische Bevollmächtigte drückt sein Bedauern darüber aus, daß r nicht im Stande sey, den Vorschlägen der Bevollmächtigten von Oestreich, Preußen und Rußland beizustimmen; er ist aufs tiefste von den Vortheilen überzeugt, die aus einstimmigem Handeln von Seiten der fünf Mächte hervorgehen würden, wenn es möglich wäre, dieß zu bewirken, und er schmeichelt sich, daß er durch die Art und Weise, wie er bei einer frühern Zusammenkunft der Conferenz die Idee, erst zu pecuniairen Maßregeln zu schreiten, ehe man Maßregeln von kräftigerm Charakter ergreife — eine Idee, von der er gehofft, daß sie sich des thätigen Zusammenwirkens der Conferenz erfreuen würde —, einen Beweis davon abgelegt habe, welche Wichtigkeit er der Einstimmigkeit beimesse. Aber der britische Bevollmächtigte ist überzeugt, daß es bei der gegenwärtigen Lage der Unterhandlungen zur Aufrechthaltung des europäischen Friedens nöthig ist, daß die Mächte, welche den Tractat vom 19. ratificirt und die Vollziehung der Bestimmungen dieses Actenstücks garantirt haben, entscheidende Maßregeln ergreifen; und er bedauert, daß er in den von den Bevollmächtigten der drei Höfe gemachten Vorschlägen keine Maßregel erblickt, die der Dringlichkeit des Falls entspricht. Die Absicht dieser Vorschläge ist, Unterhandlungen, welche die Erfahrung vieler Monate und das Einverständniß der Conferenz selbst als erfolglos bewährt hat, wieder zu erneuern; sie zu erneuern, nicht mit dem vereinigten Gewicht der fünf in der Conferenz repräsentirten Höfe, sondern unter dem besondern Einfluß einiger dieser Höfe, und zwar nachdem diese Höfe selbst sich durch die Erfahrung von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen, vermöge ihrer Rathschläge, das haager Cabinet zu einer Entschließung zu bewegen, überzeugt haben. Der britische Bevollmächtigte kann daher einem Vorschlage, dessen einziges und gewisses Resultat, allem Anschein nach, ein neuer Aufschub seyn würde, seine Zustimmung nicht geben; und indem er der Regierung Sr. großbritannischen Majestät die Entschädigung vorbehält, die sie für zweckmäßig erachten möchte, um die von Sr. Majestät eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, beschränkt er sich für jetzt darauf, sein Bedauern zu erkennen zu geben, daß die Bevollmächtigten von Oestreich, Preußen und Rußland nicht vorbereitet sind, zu kräftigen Maßregeln mit Rücksicht auf die Vollziehung eines Tractats einzuwirken, der schon seit so vielen

ländischen Bevollmächtigten schon auf demselben Stande abzuschließen bereit gewesen wären, verändert habe: Das erste Mal, als, wie oben schon erwähnt worden, die niederländische Regierung den Anhang A zum 12. Protokoll vom 27. Jan. 1831, und seitdem mehrmals, als sie drei auf einander gefolgte, stets ungünstiger befundene Entwürfe angenommen hatte. Sodann wiederholte der Minister die Bemerkung, daß der niederländische Bevollmächtigte von der regelmäßigen Theilnahme an den Conferenzsitzungen, worin die niederländischen Angelegenheiten verhandelt wurden, eigenwillig und den Bestimmungen des letzten Congresses zuwider, ausgeschlossen worden sey. Endlich behauptete er, „daß der preußische (auch von Oestreich und Rußland anerkannte) Entwurf mit den niederländischer Seits verlangten Veränderungen am 26 Oct. in einer confidentiellen Form der Conferenz vorgelegt, die Aufnahme desselben ins Protokoll aber höchst wahrscheinlich von den Bevollmächtigten jener Mächte verhindert worden sey, welche bereits vier Tage vorher in einer Convention zur Anwendung von Zwangsmitteln sich verpflichtet hatten. Was den Scheldezoll betrifft, so bewies der niederländische Minister aus dem 3. Artikel der wiener Congreßacte, verbunden mit dem 1. und 7. Artikel der Beilage XVI. zu der wiener Congreßacte, daß der „mainzer Tarif, wie derselbe durch die 24 Artikel festgestellt, durch die fünf Mächte und Belgien in dem Tractate vom 15. Nov. 1831 bekräftigt und von allem Anfange an von Niederland genommen wurde, als in der wiener Congreßacte bereits vorhanden, auf die Scheldefahrt allerdings anwendbar sey. Auch habe das Cabinet von St.-James das am 31. März 1831 zu Mainz abgeschlossene Rheinschifffahrtsreglement, worin der Tarif für die Scheldeschifffahrt bestimmt worden sey, wenigstens stillschweigend anerkannt.“ Noch erinnerte der Minister wiederholt daran, daß, „im Falle Großbritannien nicht genöthigt sey, die niederländischen Colonien (das Cap, Demerary, Essequebo und Berbice), welche 1813 bei England verblieben und wofür Holland durch die Vereinigung Belgiens entschädigt wurde, bei dem Aufhören dieser Vereinigung an Niederland zurückzugeben“, Belgien den kleinen Verlust bei dem Austausche der Enclaven tragen müsse, und nicht das der Entschädigung für den Verlust seiner Colonien nunmehr beraubte Holland!“

Der Streitpunkt des Scheldezolls, welcher den Abschluß eines definitiven Vertrags vor der blutigen Eroberung der Citadelle verhinderte, betraf einen Unterschied von kaum 300.000 Gldn., Holland verlangte nämlich anfangs 3 Gldn. für die Tonne und verminderte diesen Zollsatz bis auf 2 Gldn., zuletzt sogar bis auf 1½ Gldn., das englische Ministerium aber schien auf einem Gulden für die Tonne zu bestehen, dessen Ertrag es zu 150.000 Gldn. anschlug. Nach dem auf die Schelde anwendbaren mainzer Tarif aber konnte, der Berechnung des britischen Ministeriums zu Folge, die Abgabe auf einen Zollsatz von 6 Gldn. geschätzt werden, was der Schließung der Schelde ziemlich gleichstehe. Um diesen noch obschwebenden Streit über den Scheldezoll in dem niederländischen Seegebiete zu beurtheilen, setzen wir die Worte des Tractats vom 15. Nov. 1831 her: „Bis das erwähnte Reglement angefertigt ist“, heißt es im 9. Art. der 24 Artikel, „soll die Schifffahrt auf den genannten schiffbaren Flüssen und Strömen dem Handelsstande der beiden Länder freistehen; welche einstweilen den Tarif, der am 31. März 1831 zu

neuen Aufschub, den der jetzige Stand der Angelegenheit nicht länger gestatte." Lord Grey sah also darin nicht die Basis eines Vertrags, wie der niederländische Minister seinen Entwurf bezeichnete, sondern bloß die Grundlage der neuen Unterhandlungen. Er erklärte daher nochmals, daß die Uebergabe der Citadelle von Antwerpen mit den davon abhängenden Forts unausweichlich als eine Präliminarie zu weitern Unterhandlungen betrachtet werden müsse. Van Zuylen bestritt diese Ansicht und Beschuldigung eines beabsichtigten Aufschubs in seinem Schreiben vom 12. Nov. „Der Entwurf des berliner Cabinets hatte nämlich einige Punkte unausgefüllt gelassen, die ein Verständniß von wenigen Stunden hätte ausgleichen können." „Seit das britische Cabinet", heißt es ferner in diesem Schreiben, „aus der Scheldefrage eine englische und europäische Frage macht, habe das niederländische Cabinet, obgleich erstaunt, daß die Vermittler sich mit ihren eignen Interessen beschäftigen, sich bereit erklärt, Alles anzunehmen, was der Entwurf von Berlin in dieser Beziehung vorgeschlagen." Weil nun Lord Grey den Ansatz des Scheldezolles von 3 Gldn. für die Tonne für zu hoch gehalten, so habe das niederländische Cabinet diesen Ansatz vermindert; ebenso hatte dasselbe die Besorgniß der belgischen Regierung wegen einer willkürlichen Erhöhung des Tarifs des Transitozolls durch Limburg am 9. d. schriftlich beseitigt. Dagegen bemerkte Lord Grey in seiner Erwiederung vom 13. Nov., daß er die Unterscheidung zwischen „Vertrag" u. „Unterhandlung" für einen bloßen Wortstreit halte; „der preußische Entwurf sey in London von einigen Mitgliedern der Conferenz abgefaßt und nach Berlin gesendet worden, ohne daß die britische Regierung daran Theil genommen oder Kenntniß davon gehabt hätte; auch sey er niemals der Conferenz, noch officiell Sr. Majestät Staatssecretair mitgetheilt worden." Hinsichtlich des Scheldezolls habe der niederländische Bevollmächtigte den Betrag der Verminderung nicht angegeben, und der Transitozoll durch Limburg sey durch den 11. Artikel des Vertrags vom 15. Nov. ganz ausgeschlossen, denn der Theil von Limburg, durch welchen die über Sittard zu führende Verbindungsstraße nach Deutschland gehe, habe vor 1790 zu Belgien gehört, wenn nun Belgien diesen Strich an Holland austausche, so könne es darum nicht die Verbindung mit Deutschland verlieren. Es sey die freie Durchfahrt über Sittard also bloß einer Abgabe zur Unterhaltung der Wege unterworfen. Der Lord verwies fernere Eröffnungen an das Foreign office. Hierauf erwiederte Baron van Zuylen am 14. Nov., da er nicht bei Sr. großbritannischen Majestät beglaubigt, sondern zu den Verhandlungen mit der Conferenz bevollmächtigt sey, diese aber den Charakter als Vermittlerin verliere, indem zwei ihrer Mitglieder den von kriegführenden Mächten annähmen, so habe er nur sich vertraulich an den Chef des britischen Cabinets unmittelbar und nicht an das Foreign office wenden können. So war also dieser Schritt, um die Anwendung von Zwangsmitteln abzuwenden, vergeblich. Der niederländische Minister der ausw. Angelegenheiten brachte hierüber am 18. Dec. 1832 eine Mittheilung an die beiden Kammern der beiden Generalstaaten. (Diese wichtigen Mittheilungen nebst sechs Beilagen sind vollständig in der „Allgemeinen Zeitung", 1832, Nr. 363 fg., abgedruckt.) In diesen Mittheilungen zeigte der niederländische Minister, daß das britische Ministerium vier Mal den Stand der Unterhandlungen, wenn die nieder-

ländischen Bevollmächtigten schon auf demselben Stande abzuschließen bereit gewesen wären, verändert habe: Das erste Mal, als, wie oben erwähnt worden, die niederländische Regierung den Anhang A zum 11. Protokoll vom 27. Jan. 1831, und seitdem mehrmals, als sie nach einander gefolgte, stets ungünstiger befundene Entwürfe angenommen hatte. Sodann wiederholte der Minister die Bemerkung, daß die niederländische Bevollmächtigte von der regelmäßigen Theilnahme an den Conferenzsitzungen, worin die niederländischen Angelegenheiten verhandelt wurden, eigenwillig und den Bestimmungen des letzten Protokolles zuwider, ausgeschlossen worden sey. Endlich behauptete er, daß die preußische (auch von Oestreich und Rußland anerkannte) Entwürfe, in den niederländischer Seits verlangten Veränderungen am 26 Oct. in einer confidentiellen Form der Conferenz vorgelegt, die Aufnahme dieser ins Protokoll aber höchst wahrscheinlich von den Bevollmächtigten der Mächte verhindert worden sey, welche bereits vier Tage vorher in der Convention zur Anwendung von Zwangsmitteln sich verpflichtet hatten. Was den Scheldezoll betrifft, so bewies der niederländische Minister aus dem 3. Artikel der wiener Congreßacte, verbunden mit dem 1. und 4. Artikel der Beilage XVI. zu der wiener Congreßacte, daß der mainzer Tarif, wie derselbe durch die 24 Artikel festgestellt, durch die fünf Mächte und Belgien in dem Tractate vom 15. Nov. 1831 bekräftigt und von allem Anfange an von Niederland genommen wurde, als in der wiener Congreßacte bereits vorhanden, auf die Scheldefahrt allerdings anwendbar sey. Auch habe das Cabinet von St.-James das am 31. März 1831 zu Mainz abgeschlossene Rheinschifffahrtsreglement, worin der Tarif für die Scheldeschifffahrt bestimmt worden sey, wenigstens stillschweigend anerkannt." Noch erinnerte der Minister wiederholt daran, daß "im Falle Großbritannien nicht genöthigt sey, die niederländischen Colonien (das Cap, Demerary, Essequebo und Berbice), welche 1803 von England verblieben und wofür Holland durch die Vereinigung Belgiens entschädigt wurde, bei dem Aufhören dieser Vereinigung an Niederland zurückzugeben", Belgien den kleinen Verlust bei dem Austausche der Sclaven tragen müsse, und nicht das der Entschädigung für den Verlust seiner Colonien nunmehr beraubte Holland!"

Der Streitpunkt des Scheldezolls, welcher den Abschluß eines definitiven Vertrags vor der blutigen Eroberung der Citadelle verhinderte, betraf einen Unterschied von kaum 300.000 Gldn., Holland verlangte nämlich anfangs 3 Gldn. für die Tonne und verminderte diesen Zoll bis auf 2 Gldn., zuletzt sogar bis auf 1½ Gldn., das englische Ministerium aber schien auf einem Gulden für die Tonne zu bestehen, der Ertrag es zu 150.000 Gldn. anschlug. Nach dem auf die Schelde anwendbaren mainzer Tarif aber konnte, der Berechnung des britischen Ministeriums zu Folge, die Abgabe auf einen Zollsatz von 6 Gldn. gebracht werden, was der Schließung der Schelde ziemlich gleichstehe. Um den noch obschwebenden Streit über den Scheldezoll in dem niederländischen Seegebiete zu beurtheilen, setzen wir die Worte des Tractats vom 15. Nov. 1831 her: "Bis das erwähnte Reglement angefertigt ist", heißt es im 9. Art. der 24 Artikel, "soll die Schifffahrt auf den genannten schiffbaren Flüssen und Strömen dem Handelsstande der beiden Länder freistehen, welche einstweilen den Tarif, der am 31. März 1831

Basel für die freie Rheinschifffahrt unterzeichneten Convention, sowie die übrigen Bestimmungen dieser Convention annehmen, insofern sich diese auf die schiffbaren Flüsse und Ströme anwenden lassen, welche zugleich das holländische und belgische Gebiet trennen oder durchschneiden.

Während die Thätigkeit der Conferenz unterbrochen war, traten die Zwangsmaßregeln ein. Es wurde von England und von Frankreich ein Embargo auf die niederländische Schiffe gelegt. (Die Zahl der vorzüglichsten, seit dem 10. Nov. 1832 bis zu dem 30. März 1833 weggenommenen und in den englischen Häfen festgehaltenen holländischen Schiffen betrug 60.) Der niederländische Gesandte am französischen Hofe, von Fagel, protestirte dagegen durch die Note vom 29. Nov. und die niederländische Regierung behielt sich ihre Ansprüche auf Entschädigung für die ihren Unterthanen dadurch verursachten Verluste vor. Ihrerseits beschränkte sie sich darauf, die französischen und englischen Schiffe aus ihren Häfen zu verweisen und keine weiter einzulassen. Als die Citadelle von Antwerpen nebst den dazu gehörigen Forts durch Capitulation gefallen war, und die Executionsarmee sich aus den Niederlanden zurückgezogen hatte, wurde die Scheldefrage noch verwickelter; denn der König der Niederlande hob die bis dahin gestattete Schifffahrt eine Zeitlang ganz auf, und weigerte sich die Forts Lillo und Liefkenshoek zu räumen, da er die Garnison der Citadelle von Antwerpen als Geißel nach Frankreich abgeführt wurde. Die Geschäftsträger Frankreichs und Großbritanniens im Haag übergaben daher am 2. Jan. 1833 den fünften Entwurf (von Lord Palmerston und dem Fürsten Talleyrand den 31. Dec. 1832 unterzeichnet) zu einer Uebereinkunft zwischen den drei Mächten, in welcher die Räumung des gegenseitigen Gebiets, die freie Fahrt auf der Maas und deren Nebenflüssen, auf den Fuß der mainzer Uebereinkunft, die freie Fahrt auf der Schelde, sowie diese bestanden hat seit dem 20. Jan. 1830, der Handelsweg durch die Provinz Limburg ohne Durchfuhrrecht, die Entwaffnung von Holland und Belgien, sowie die Aufhebung des Embargo bedungen war. Hierauf bot die niederländische Regierung durch ihre Note vom 9. Jan, einen abgeänderten Entwurf vorläufiger Uebereinkunft an, zu deren Abschluß mit Frankreich und Großbritannien, sowie mit Oestreich, Preußen und Rußland sie sich bereit erklärte. Die Abänderungen hatten zum Zweck: die Erhebung einfachen Zolles auf der Schelde, ohne Visitationen noch irgend eine andere Zollformalität, sowie Frankreich und England selbst solches verlangt hätten; eine Durchfuhrabgabe in der Provinz Limburg, die ein Procent nicht übersteigt, sondern für die meisten Handelsartikel weit weniger beträgt und die Zahlung von Seiten Belgiens, vom 1. Jan. 1833 ab, seines Antheils an den Renten der öffentlichen Schuld, für eine jährl. Summe von 8.400.000 francs. Auch diese Abänderungen wurden von Frankreich, Großbritannien und Belgien nicht genehmigt; sie verlangten jetzt von Holland vorläufige Entwaffnung und Anerkennung der Neutralität; auch beschwerten sie sich über die Erklärung des niederländischen Bevollmächtigten, daß er einen Schlußtractat unterzeichnen könne, außer mit den Bevollmächtigten der fünf Höfe. Mit Recht bemerkte dagegen der niederländische Bevollmächtigte, daß er bei der londoner Conferenz accreditirt sey. Die von Frankreich und Großbritannien verlangte Entwaffnung und die Anerkennung der Neutralität Belgiens in den durch den Tractat vom

von Longchamp wieder etwas ab, theils veranlaßt durch Napoleons Mißfallen an den leeren Schaulegungen eines eiteln Volkes, theils durch die fortwährenden Kriege, welche eine Menge reicher Jünglinge von der Hauptstadt entfernten. Nach der Restauration hörten die Promenaden nach Longchamp fast ganz auf. Seit einigen Jahren hat dieser Ort wieder angefangen, ein Versammlungsplatz für die schöne Welt von Paris zu werden; der alte Glanz ist aber bis jetzt nicht wiedergekehrt. „In die sehr breite Allee von Neuilly (sagt v. Raumer, „Briefe aus Paris und Frankreich im J. 1830“, 1. Thl., S. 107 fg.) treten alle Wagen von der rechten Seite ein, fahren Schritt vor Schritt bis an einen fernen Punkt, wenden um, kehren dann gleichermaßen auf der linken Seite zurück, und fahren endlich nach der Brücke Ludwigs XVI. ab. Beide Seiten der Hauptallee sind also mit einer ununterbrochenen Wagenreihe angefüllt; die Mitte ist den Reitern zugewiesen, und reitende Gensd'armen halten auf die vorgeschriebene Ordnung. Zu jeder Seite jenes Hauptweges ist eine breite Allee, welche beide lediglich für die Fußgänger bestimmt sind. Die prächtigsten Carossen, bespannt mit sehr schönen Pferden, stolziren vorüber, bis von Zeit zu Zeit die elendeste Miethkutsche, von den jämmerlichsten Mähren gezogen, gleichsam als Parodie und komischer Anhang dazwischentritt, fast noch größere Wirkung thut und beweiset, daß gewisse Leute um jeden Preis lieber sehr schlecht nach Longchamp fahren, als auf eigenen wohlgebornen Beinen hingehen wollen. Die Hauptsache sind und bleiben aber zuletzt doch die Menschen, oder vielmehr die Damen, welche in den Wagen sitzen. Alle Schönen — und Häßlichen, welche Paris in den mittlern und höhern Ständen aufzuweisen hat, sitzen im besten Putze, den sie aufzutreiben vermögen, bis zu einer Kunstausstellung oder Specialrevue, meist in großen zurückgeklappten Wagen. Geringer ist die Zahl der zugemachten und der einspännigen Cabriolets, welche man sehr bezeichnend demi-fortunes genannt hat. Einige Damen fahren, zur Erhöhung der Aufmerksamkeit, selbst, und rufen ununterbrochen ihr gare, selbst wo es nicht nöthig erscheint“.

Longhi (Joseph), Kupferstecher, geb. 1768 im Kirchenstaate, kam während der politischen Erschütterungen Italiens nach Mailand (1797), wo er sich durch die Kunst seines Griffels bekannt machte und als Zeichner den berühmten Morghen übertraf. Kein neuerer Künstler versteht in seinen Stichen das Fleisch mit solcher Lebendigkeit wiederzugeben wie er. Er ist ein Meister in jeder Art des Stichs, ordnet aber seine technische Wissenschaft stets dem Kunstzweck unter. In der freien Stichmanier, in welcher sich Radirung mit kalter Nadel verbindet, übertrifft er selbst die frühern großen Meister. Hierher gehören sein Philosoph, nach Rembrandt, und Dandolo, nach Mettrini. Seine nach Correggio gestochene Magdalena bringt mit einer fast unglaublichen Treue die Durchsichtigkeit und Zartheit der Tinten des bewunderten Originals durch den Grabstichel zur Anschauung. Ebenso vortrefflich ist seine nach einem Gemälde gestochene Galathea, wie sie in einer Muschel auf den Wellen schwimmt. Seine Vision des Hesekiel, nach Rafael, ist von großer Vollkommenheit. Auch die von ihm erfundenen Darstellungen, wie z. B. die nach dem 1. Buche der Ovid'schen „Metamorphosen“ von Pan verfolgte Syrinx (ein Werk, welches Longhi 1814 vollendete), erwarben ihm den Beifall ohne Kenner. Sein neuestes Werk, Rafael's Vermählung

versprache mit ihrer von Holland angenommenen Versicherung, zu Gunsten Belgiens selbst umzustoßen, und daß England insbesondere die ehrenvolle und unabhängige, auf das bisherige Völkerrecht gestützte Stellung Hollands unbillig verkannt hat. So viel steht fest: Belgiens materielle Interessen sind mit Nordniederland zu sehr verwachsen, als daß nicht jede Scheidungsnorm entweder jedes Land oder dieses tief verletzen mußte. Frankreich allein ist durch alle Windungen der diplomatischen Dialektik hindurch seinem politischen Ziele näher gerückt; es ist mit England in eine engere Verbindung getreten, welche eben so den Thron Ludwig Philipps befestigt, als sie Frankreichs Grenze in Belgien schützt. Der gordische Knoten der belgischen Frage selbst wird sobald noch nicht gelöst werden; denn jede Krisis des europäischen Friedens, zuletzt noch die im Orient, hat bis jetzt dem König von Holland den Muth und die Ausdauer gegeben, ein minder nachtheiliges Verhältniß der Ablösung Belgiens von Nordniederland zu erharren. Das einzige Mittel aber, das alle Diplomaten als das einfachste erkannten, um den entwickelten Prozeß zu endigen, die Theilung Belgiens, ist durch die Vermählung des Königs Leopold mit der Tochter des Königs der Franzosen, aus dem Rath der Conferenz entfernt worden.

Longchamp, ein Vergnügungsort für die vornehme pariser Welt, am rechten Ufer der Seine, unterhalb der Hauptstadt in einem Winkel gelegen, welchen der Fluß bildet; einst ein Nonnenkloster, welches Isabelle, Schwester Königs Ludwig IX. (des Heil.) stiftete, wohin sie sich in spätern Jahren zurückzog, und wo sie den 22. Febr. 1269 ihr Leben beschloß. Das Kloster trug damals den Namen Abbaye de l'humilité de Notre-Dame, und der Glaube der Zeit schrieb den Gebeinen der daselbst ruhenden Isabelle große Wunderkräfte zu, was Veranlassung gab, daß Leo X. 1521 die Stifterin des Klosters selig sprach. 116 Jahre später wurden, mit Urbans VIII. Erlaubniß, die noch von Isabellen im Grabe sich befindenden Knochen in Gegenwart des Erzbischofs von Paris gesammelt und, gleich andern Reliquien, in Gold und Silber gefaßt. Außer dieser Stifterin der Abtei von Longchamp starben daselbst noch 2 Prinzessinnen von Frankreich: Blanka, Tochter Philipps des Langen (welcher König gleichfalls an diesem Orte sein Leben endete, den 3. Jan. 1321), und Johanna von Navarra. Vor der Revolution war Longchamp besonders der Tummelplatz der vornehmen Pariser und der Engländer. Daß manche reiche Briten sonst an den Tagen, wo es gleichsam zum guten Tone gehörte, sich dort einzufinden (Mittwoch, Donnerstag und Freitag der Osterwoche), den Luxus so weit trieben, bei ihren Spazierfahrten nach Longchamp ihre Pferde und Wagenräder mit Silber beschlagen zu lassen, wird von Manchen noch jetzt als Zeichen der Trefflichkeit jener Zeit angeführt. In den ersten Jahren der Revolution, während welcher die Abtei Longchamp, wie alle Klöster Frankreichs, aufgehoben und zum Theil demolirt wurde, erlosch der Glanz dieses Orts; als aber unter dem Consulate der Reichthum es wieder wagen durfte, sich öffentlich zu zeigen, da bekam auch Longchamp sein altes Ansehen wieder und wurde von Neuem der Gelegenheitsort für die pariser Damen, um selbst, wie ehemals, ihren Schmuck zur Schau zu tragen. Die Tallien und Recamier waren damals die Sterne an diesem Putz- und Schönheitshimmel. Unter der kaiserl. Regierung nahm jedoch der Glanz

von Longchamp wieder etwas ab, theils veranlaßt durch Napoleon's Vorliebe für
fallen an den leeren Schaulegungen eines eiteln Volkes, theils durch die
fortwährenden Kriege, welche eine Menge reicher Jünglinge von der
Hauptstadt entfernten. Nach der Restauration hörten die Promenaden
nach Longchamp fast ganz auf. Seit einigen Jahren hat dieser Ort
der angefangen, ein Versammlungsplatz für die schöne Welt von Pa
zu werden; der alte Glanz ist aber bis jetzt nicht wiedergekehrt. D
die sehr breite Allee von Neuilly (sagt v. Raumer, „Briefe aus Pa
und Frankreich im J. 1830“, 1. Thl., S. 107 fg.) treten alle Wa
von der rechten Seite ein, fahren Schritt vor Schritt bis an den
fernen Punkt, wenden um, kehren dann gleichermaßen auf der lin
Seite zurück, und fahren endlich nach der Brücke Ludwigs XVI.
Beide Seiten der Hauptallee sind also mit einer ununterbrochenen D
genreihe angefüllt; die Mitte ist den Reitern zugewiesen, und
Gensd'armen halten auf die vorgeschriebene Ordnung. Zu jeder Se
jenes Hauptweges ist eine breite Allee, welche beide lediglich für
Fußgänger bestimmt sind. Die prächtigsten Carossen, bespannt mit
schönen Pferden, stolziren vorüber, bis von Zeit zu Zeit die elen
Miethkutsche, von den jämmerlichsten Mähren gezogen, gleichsam als
Kodie und komischer Anhang dazwischentritt, fast noch größere Wir
thut und beweiset, daß gewisse Leute um jeden Preis lieber sehr ko
nach Longchamp fahren, als auf eigenen wohlgebornen Beinen ko
wollen. Die Hauptsache sind und bleiben aber zuletzt doch die Mens
oder vielmehr die Damen, welche in den Wagen sitzen. Alle Sch
— und Häßlichen, welche Paris in den mittlern und höhern Stä
aufzuweisen hat, sitzen im besten Putze, den sie aufzutreiben verm
wie zu einer Kunstausstellung oder Specialrevue, meist in großen
geklappten Wagen. Geringer ist die Zahl der zugemachten und der
spännigen Cabriolets, welche man sehr bezeichnend demi-fortunes g
hat. Einige Damen fahren, zur Erhöhung der Aufmerksamkeit, al
und rufen ununterbrochen ihr gare, selbst wo es nicht nöthig erschei

Longhi (Joseph), Kupferstecher, geb. 1768 im Kirchenstaat, k
während der politischen Erschütterungen Italiens nach Mailand (17
wo er sich durch die Kunst seines Griffels bekannt machte und als
ner den berühmten Morghen übertraf. Kein neuerer Künstler wuß
in seinen Stichen das Fleisch mit solcher Lebendigkeit wiederzugeben
er. Er ist ein Meister in jeder Art des Stichs, ordnet aber seine
nische Wissenschaft stets dem Kunstzweck unter. In der freien Manie
nier, in welcher sich Radirung mit kalter Nadel verbindet, übertrifft
selbst die frühern großen Meister. Hierher gehören sein Philosoph, n
Rembrandt, und Dandolo, nach Mettrini. Seine nach Correggio
stochene Magdalena bringt mit einer fast unglaublichen Treue die Dur
sichtigkeit und Zartheit der Tinten des bewunderten Originals durch
Grabstichel zur Anschauung. Ebenso vortrefflich ist seine nach einem
Gemälde gestochene Galathea, wie sie in einer Muschel auf den Wel
schwimmt. Seine Vision des Hesekiel, nach Rafael, ist von großer Vo
kommenheit. Auch die von ihm erfundenen Darstellungen, wie z. B.
nach dem 1. Buche der Ovid'schen „Metamorphosen“ von Pau
folgte Syrinx (ein Werk, welches Longhi 1814 vollendete), erwarben ih
den Beifall ohne Kenner. Sein neuestes Werk, Rafael's Vermäh

s-heil. Jungfrau, ist des berühmten Originals würdig und eins der ten Blätter unserer Zeit. Oeri hat dasselbe nach Longhi's Zeichnung 24 lithographirt. Einige Bruchstücke, die Longhi von seiner „Geschichte r Kupferstecherkunst“ bekanntgemacht hat, haben ihm auch einen Namen ter den Literatoren dieses Fachs erworben. Von dem vormaligen Vi önig von Italien, Eugen Beauharnais, wurde Longhi zum Prof. an r Kunstakademie zu Mailand ernannt, wo er bereits mehre treffliche chüler gebildet hat; auch bekam er von diesem Fürsten den Orden der ernen Krone. Longhi starb am 2. Jan. 1831. — Sein Schüler Pie › Anderloni ist ihm in der Leitung der Kupferstechschule zu Mai nd gefolgt.

Longimetrie, s. Geometrie.

Longinus (Dionysius Cassius), platonischer Philosoph und berühm r Rhetor. Sein Vaterland weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben. inige glaubten, daß er aus Emesa in Syrien gebürtig war, vielleicht eil ein Rhetor aus Emesa, Cornelius Fronto, ein Enkel des Plutarch, n zum Erben eingesetzt hatte. Nach Ruhnken war Athen sein Geburts t. Er verstand die syrische Sprache sehr gut, weil er sich lange in hönicien und zu Palmyra bei der Königin Zenobia aufgehalten hatte. ein Hauptstudium wandte er auf die griechische Literatur, und hörte zu om, Athen und vielen andern Orten, die damaligen berühmtesten Ge hrten, insbesondere Ammonius Saccas, der zu Alexandria die platoni he Philosophie lehrte, und den Origenes. Er hatte die stoische und ristotetische Philosophie wohl inne, verliebte sich aber so in die plato ische, daß er den Geburtstag ihres Stifters jährlich mit einem Gast ahle feierte. Ganz vorzüglich aber war er in der Sprachkunst, Kritik, eredtsamkeit, der Geschichte der Gelehrsamkeit und den Antiquitäten be andert. Auf den Ruf der Königin Zenobia ging er nach Palmyra, m sie in der griechischen Gelehrsamkeit zu unterrichten und ihre Kinder t erziehen. Zugleich gebrauchte sie ihn aber auch in Staatsgeschäften nd ernannte ihn zum Staatsrath. Dadurch wurde er in das unglück che Schicksal dieser Königin verwickelt. Denn als die vom Kaiser Au elian gefangene Zenobia nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß sie re Rathgeber entdeckte, so wurde Longin, als der vornehmste unter ih en, ergriffen und 273 n. Chr. enthauptet. Er erlitt den Tod mit aller tandhaftigkeit eines Philosophen. Von seinen Schriften, worunter sich uch einige philosophische befinden, ist nur noch, aber auch verstümmelt, in Werk „Vom Erhabenen“, übrig, worin er mit dem feinsten kritischen efühl die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Re eln und Beispiele vortrefflich erläutert. Die beste Ausgabe davon ist: Gr. et Lat. c. n. Joh. Toupii, accedunt emendationes Dav. Ruhnke ii“, Oxon. 1773, die neueste von Benj. Weiske, Leizig 1809. Eine ute deutsche Uebersetzung haben wir von Schlosser, Leipzig 1781.

Longobarden oder Langobarden, lateinisirt Longobarden, nach en Quellen Langobarden, von lang und Bart, nach unbegründeter Ver nuthung von den langen Hellebarden oder den langen Börden (frucht aren Ebenen am Ufer der Flüsse), entstanden wahrscheinlich aus einem Vereine von Männern, die nach altdeutscher Art als Gelübde der Tapfer eit den Bart nicht abschoren. Der Sage nach kamen sie unter Ibor und Apo aus Skandinavien und wurden Winiler genannt, bis sie von

Odin den Namen Longobarden erhielten. Sie gehörten zum Stamme der Hermionen oder Sueven, das aber unter den Istävonen wohnte. Ihre ältesten Sitze waren auf der Ostseite der Elbe in den jetzigen Theilen des Fürstenthums Lüneburg und in der Altmark, oder dem sogenannten Barden-Gau, der höchst wahrscheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand sie Tiberius auf seinem Zuge gegen die Elbe und kämpfte mit ihnen. Nachher findet man die Longobarden im Bunde mit den Markomannen unter Marbod. Als dieser aber zu despotisch herrschte, schlugen sich die Longobarden zum Bunde der Cherusker. Auch scheint sie damals ihre Sitze an der Elbe verlassen und sich näher an die Cherusker gezogen zu haben. Nachdem Letztere durch eine Reihe von Kriegen geschwächt worden waren, benutzten dieß die Longobarden, um sich weiter auszubreiten und die Cherusker zu demüthigen. Hierauf besetzten die Longobarden alle Wohnplätze derselben an der Nordseite des Harzes und wurden das mächtigste unter den dortigen Völkern. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge treffen wir sie nun zwischen der Weser und dem Rheine, in den Ländern der ehemaligen Angrivarier, Tubanten, Marser und Cherusker, oder, nach unsern Charten, in dem größten Theile von Kleve, dem südlichen Striche des Bisthums Münster, in der Grafschaft Recklinghausen, dem nördl. Theile der Grafschaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördl. Theile des Fürstenthums Kalenberg bis an den Steinhuder-See, in dem Herzogthume Wolfenbüttel, dem Hochstifte Hildesheim und im südl. Theile des Fürstenthums Lüneburg, der von der Aller und Leine eingeschlossen wird. In diesen Wohnsitzen erhielten sie sich lange als herrschendes Volk, bis der aus dem alten Cheruskerbunde neu entstandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen sie wieder geltend machte, und so nach aller Wahrscheinlichkeit die Longobarden wieder in ihre alten Sitze an die Elbe zurückdrängte. Noch lange hörte man dann von ihnen nichts weiter, bis sie am Ende des 5. Jahrh. unter ihrem 6. Könige, Daffo, aus ihrer Heimath in Rugen an der Donau gegenüber, das die von Odoaker überwundenen Rugier inne gehabt, gezogen. Von hier rückten sie unter Daffo's Nachfolger Tato, weiter vor in offene Felder. Tato vernichtete das Reich der Heruler unter Rudolf und vergrößerte bedeutend das Ansehen der Longobarden. Bald darauf kam er durch Wacho, Zuchilo's Sohn, ums Leben. Dieser brachte die übrigen Sueven unter die Herrschaft der Longobarden. Nach Tato's Tode und seines Sohnes Waltar's 7jähr. Regierung kam das Reich an Adwin. Er führte die Longobarden nach Pannonien, welches Justinian ihnen, um es gegen die Gepiden, Heruler und andere Völker zu schützen, einräumte. So entspann sich die Bundesgenossenschaft mit dem Kaiser und die Feindschaft mit den Gepiden, deren Ursache nach Paulus Diac. die Hegung des von Tato vertriebenen Hildichis gewesen seyn soll. Dem berühmten kaiserl. Feldherrn Narses sandten sie Hülfstruppen nach Italien gegen die Ostgothen, über die Gepiden gewannen sie 568 einen berühmten Sieg, und unter Audwin's Sohne Alboin, der sich mit den Avaren verband, vernichteten sie die Gepiden gänzlich. Alboin überließ Jenen Pannonien, rief 20.000 seiner alten Freunde, Sachsen, zu sich, und führte sie und die Longobarden 568 nach Italien, welches nach Zerstörung des ostgothischen Reichs von Exarchen von Ravenna aus verwaltet ward. Zu Forum Julium ließ Alboin

n Neffen Ariulph als Herzog zurück. Vicenza, Verona und Mailand fneten allmälig die Thore. Doch das von den Gothen befestigte Pa- a mußten die Longobarden 3 Jahre lang belagern, während, außer om und Ravenna, ganz Italien bis nach Toscana schon ihre Herrschaft ierkannte. Pavia, durch Hunger bezwungen, ward der Sitz des Kö- gs. Nachdem Albion 574 durch Veranstaltung seiner Gemahlin Ro- munde das Leben verloren, wählten die Longobarden Kleph zum Kö- g, den nach 18 Monaten einer seiner Hausbedienten erschlug. Wäh- nd der Minderjährigkeit seines Sohnes Autharich führten 10 Jahre ndurch die Regierung 36 Herzoge, von denen 3, der zu Friaul, zu ɔpoleto und Benevent, welches letztere die Griechen die kleine Lombar- ei nannten, nachmals fast unabhängige Macht behaupteten. Der Exarch i Ravenna suchte sich gegen die wachsende Macht der Longobarden durch ülfe der Franken zu retten. Diese kamen drei Mal mit Heeresmacht ber die Alpen. Aber Autharich, den die Großen in dieser Gefahr aus er Vormundschaft entließen, schlug die Franken in einer großer Schlacht nd behauptete Italiens Herrschaft. Doch ward die fränkische Einmi- hung Ursache, daß die Herrschaft der Longobarden trotz ihrer Ausdeh- ung doch nicht alle Theile von Italien umfaßte. Dazu kam, daß die ongobarden als Arianer ihre Lehre zur herrschenden zu machen strebten nd daher die Katholiken auf Tod und Leben gegen sie kämpften. Auch erehrten die Longobarden, schon getauft, noch den Blutbaum (Opferbaum), ne goldene Schlange mit gesenktem Haupte, einen Ziegenkopf u. s. w., nd waren den Hausgötzen, dem Looswerfen u. s. w. ergeben. Autha- ich's (st. 590) Witwe, Theodelinde von Baiern, wählte Amilgund zu rem Gemahl und damit zum König, und bewog ihn, den katholischen lauben anzunehmen. Seinem Beispiele folgten viele Longobarden, und uch Autharich's Sohn und Nachfolger, Adalwald, von seiner Mutter eleitet, half dem Katholicismus durch Wiederherstellung der Kirchen und löster auf, wiewohl der Arianismus in Artvald, den die Longobarden 24, als Adalwald in Wahnsinn gefallen, zum Könige erkoren, in Ro- ar und Rodoald noch Beschützer fand. Rothar, 637 von Arivald's Witwe zum Gemahl und Könige gewählt, beschränkte durch seine Kriegs- haten die Griechen sehr und machte sich durch Abfassung der weisen lon- obardischen Gesetze berühmt 643. Rothar's Sohn und Nachfolger ward 56 von einem Longobarden, dessen Frau er geschändet, erschlagen. Nun urde Theodelinden's Neffe, Aripert, zum König gewählt. Von seinen Söhnen und Nachfolgern ward Gundebert, der seinen Sitz zu Pavia atte, von Grimoald umgebracht, und Bertharid, der zu Mailand resi- irte, vertrieben. Griawald, König von 661—672, verbesserte die Ge- etze und dehnte die Eroberungen gegen die Griechen noch weiter aus. Sein unerwachsener Sohn konnte sich nach seinem Tode 672 nicht gegen Bertharid behaupten, welcher 690 das Reich auf seinen Sohn und Mit- egenten Kunipert vererbte. Dessen unerwachsener Sohn und Nachfol- er Luitbert ward 704 von Raginbert besiegt und des Reiches beraubt. Dieses riß nach dessen, im nämlichen Jahre erfolgten Tode sein Sohn Aribert II. an sich, fing Luitbert und ließ ihn nachmals umbringen. Der Herzog Rotharit von Bergamo warf sich zum Gegenkönig auf, ward aber von Aribert in Bergamo gefangen und umgebracht. Ansbrand, welcher vertrieben bei dem Herzog von Baiern, Teudabert, 9 Jahre gelebt hatte,

schlug im 10. mit ihrer Hülfe Aribert, der auf der Flucht nach Frankreich im Tessino 712 ertrank. Der weise Ansbrand, nur 3 Monate König, hinterließ seinem Sohne Luitprand das Reich. Als im Bilderstreit der Exarch Paulus den Papst aus Rom wollte gefangen hinführen, hinderten dieses, den Römern zur Hülfe ziehend, die Longobarden. Wegen des Beistandes, welche die Römer dem Herzog Transmund von Spoleto und Andern, die sich gegen den König empört, geleistet hatten, nahmen sie, die Römer bekriegend, mehre Städte. Luitprand's Enkel und Nachfolger (743) ward nach 7 Monaten (744) von den Longobarden wieder des Reichs entsetzt. Sie gaben es Rachis, den Herzog von Friaul, welcher als Fürst des Friedens und Beschützer der Kirche bald die allgemeine Liebe gewann. Als er 750 zu Rom dem Königthum entsagte und Geistlicher ward, gaben die Longobarden das Reich seinem Bruder Aistalf. Dieser eroberte Ravenna nebst dem ganzen Exarchat, machte der Herrschaft der griech. Kaiser im obern und mittlern Theile Italiens ein Ende, bedrängte den Papst und ward dafür vom König der Franken Pipin, in Ravenna belagert und des Exarchats beraubt. Luitprand's Nachfolger, Desiderius, um sich gegen Rachis behaupten zu können, mit dem heiligen Stuhle anfangs befreundet, trat 797 in die Fußstapfen seiner Vorgänger und erbitterte Karl den Großen dadurch noch mehr, daß er 771 Karlmann's Witwe und Kinder aufnahm. Karl machte der Gefangennehmung des Desiderius 774 dem Reiche der Longobarden und ihrer Königen aus ihrer Mitte ein Ende und ließ 781 seinen Sohn Pipin zum König der Lombardei (vgl. d.) wählen.

Longus, Verf. eines griech. Schäferromans, welcher die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt, lebte wahrscheinlich zur Zeit Theodosius d. Gr. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt, noch wird er von irgend einem Alten erwähnt. Sein Werk ist durch Anmuth der Darstellung und Sprache anziehend. Die ältern Ausg., unter denen die Villoison'sche die beste ist, enthalten das Werk nicht vollständig. Courier ergänzte 1810 aus einer florent. Handschrift eine beträchtliche Lücke; seine Freude hierüber verbitterte ihm ein famös gewordener Dintenfleck, den er unvorsichtig eine Stelle des neuentdeckten Stückes unleserlich machte, und der (vom darüber mit Recht entrüsteten Bibliothekar Dibdin im Kupferstich dem Publikum vor Augen gelegt), böswilliger Absicht geschrieben, ihn vielfältigen Verunglimpfungen, selbst politischer Art, aussetzte, gab, was ihn zu dem witzigen Brief an den Biblographen Renouard veranlaßte. Der Text des Longus erschien in wenigen Exemplaren zu Rom 1810 (neue Auflage durch Sinner, Paris 1830), seine französische Uebersetzung Paris 1813 (neue Auflagen 1821, 1825.) Ins Deutsche übersetzt von Passow (Leipz. 1811, 12.).

Longwood, s. St.-Helena.

Loos (Daniel Friedrich), Medailleur, geb. zu Altenburg in Sachsen 1735, kam als eine hülflose Waise zu dem Hofgraveur Stieler in Altenburg. Dieser Lehrer hielt aber den talentvollen Loos, der schon auf den Märkten als geschickter Petschierstecher bemerkt wurde, aus Besorgniß, sich von ihm übertroffen zu sehen, absichtlich zurück. Endlich verlor Loos die Geduld und ging, 18 J. alt, kaum bekleidet, nach Leipzig. Ein Münzstempelschneider, Ludwig, gab ihm Arbeit, suchte ihn aber absichtlich zu verheimlichen. Die neuen Stempel verriethen jedoch bald

kunstfertigere Hand, und die mit Ludwig unzufriedenen Behörden tru dem jungen Loos dessen Stelle an. Der redliche Mann weigerte sie zu übernehmen, wenn Ludwig nicht beibehalten würde. Man ährte seine Bitte; aber der Anfang des 7jähr. Krieges machte den eiten in der leipziger Münze überhaupt ein Ende. Loos beschloß Petschierstecher zu reisen und Hedlinger'n aufzusuchen. Auf eine he Nachricht von dessen Tode gab er die Reise nach der Schweiz und ging nach Göttingen, um nach England zu gelangen, wo er Glück zu finden hoffte. Aber eine Bande von Falschmünzern, die unter harten Androhungen in ihre Verbindung zu treten nöthigen lte, bewog ihn nach Helmstädt zu flüchten; hier fand er am Prof. berlin einen Freund. Ein Auftrag desselben brachte ihn nach Mag urg, wo er Bekanntschaft in der dortigen Münze machte, sodaß ihm 06 die Münzgraveurstelle übertragen ward. Diese Münze war da s sehr beschäftigt, und Loos's Talent, die Münzstempel einander so lich darzustellen, als wären sie aus Einer Matrize, wurde vielleicht Grund mehr, diese Münze in noch größere Thätigkeit zu setzen. Nur ch die Verbesserungen im Maschinenwesen, die Loos in Magdeburg, den andern Beamten unterstützt, anbrachte, ward diese Thätigkeit glich. Loos führte die Methode des Einsenkens ein, die den deutschen inzern noch fremd war und die er selbst erst nach wenigen Angaben der erfunden. Allein ungeachtet seiner Thätigkeit verschlimmerte sich dem wenigen Nebenerwerbe seine Lage als Familienvater. Die mag urger Münze ward aufgehoben, und Loos mit dürftigem Wartegelde h Berlin versetzt. Er rückte in die Stelle eines Medailleurs ein; Medailleur aber selbständig aufzutreten, wurde ihm durch mißgün e Obere verweigert. Da half ihm seine Kenntniß der Mechanik. rliner Fabrikanten wünschten franz. Modebänder, die man wegen des usters goffrés à la reine nannte, nachzuahmen, und Loos erfand eine aschine, die alle franz. Arbeit durch Schärfe und Dauer der geschmack lsten Muster übertraf. Die Bänder machten Glück. Bald verschaffte n diese Industrie die Fonds für das kräftigere Betreiben des Medail igeschäfts. Er bewegte sich nunmehr ausschließlich in seiner Kunst d wurde 1787 Mitglied im Senate der Akademie der Künste. Loos's beiten erhoben die Meinung der Deutschen von seinem Berufe. Rein it und Richtigkeit der Zeichnung und des Styls waren damals noch cht so strenge Anforderungen an Medaillen, als sie jetzt sind; aber an hnischen Vorzügen war es Denen, die sein Unternehmen fortsetzten, um möglich, seine Arbeiten zu überbieten. Loos starb 1818. Durch e Thätigkeit seines Sohnes, des k. Münzraths und Generalwardeins os, der in Berlin eine Medaillenmünze begründet, wird sein Name in ndenken erhalten und der Liebe zu den bleibendsten Denkzeichen geschicht cher Ereignisse täglich neue Nahrung gegeben.

Lootse, Lothse, Pilote, heißt ein des Fahrwassers in Flüssen nd auf Inseln im Meere und an den Meeresküsten durchaus kundiger Steuermann, sodaß er zuverlässiger als der eigentliche Steuermann am ord des Seeschiffs ein oft sehr tief gehendes Schiff zu leiten vermag. emeiniglich bildet die Polizei Lootsengesellschaften und gibt ihnen zur Dienstregel für das Publikum, eine Lootsenordnung mit einer bestimmten Taxe für ihre Dienstleistungen, mit einer Einrichtung, welche die ange-

stellten jungen Lootsen in der genauesten Kenntniß des Fahrwassers u der Strömung einweihet. Manche Lootsengesellschaften, auf großen bar en Strömen bedienen die ein- und auslaufenden Schiffe auf gro sen Stadien und nicht bis zum Flußhafen oder der äußern Rhede am Flusses.

Lope de Vega (Don Lope Felix de Vega Carpio; das Don, ches man oft beigesetzt findet, bedeutet Bruder, Mönch), nächst Shakspeare und Calderon einer der genialsten dramatischen Dichter aller Zeiten u Völker, geb. zu Madrid den 25. Sept. 1562. Montalban versi schon in der ersten Jugend, selbst schon im Alter von 2 Jahren sich bei Lope Spuren der Genialität und der Neigung zur Dichtkunst äußert, und seyen in dem Glanze seiner Augen sichtbar gewesen. 5. J. konnte er schon Spanisch und Latein lesen, und eh' noch sein stark genug war, die Feder zu führen, recitirte er selbst erfundene dichte, die er dann an seine Spielkameraden gegen Bilder und Spie vertauschte. Selbst in seiner Kindheit dichtete er also nicht nur, sondern zog auch Vortheil aus seiner Poesie; eine Kunst, in der er alle alten und neuern Dichter übertraf. Um dieselbe Zeit entlief er mit einem meraden aus der Schule, um die Welt zu sehen, wurde aber in Ma angehalten und von der Obrigkeit wieder nach Madrid zurückgeb Lope verlor seine Aeltern früh und konnte nur durch Unterstützung Bischofs Avila zu Alcala seinen philosophischen Cursus vollenden. Wahrscheinlich hat er in der Zwischenzeit der Schule und Universität mehrere jugendliche Arbeiten verfertigt, die er nachher in einem Zeitpunkte, arbeitete, wo sein Ruf erstarkt genug war, um jedem seiner Producte dem Publikum günstige Aufnahme zu verschaffen. Doch scheint das Dunkel, in welches diese Periode seines Lebens gehüllt ist, zu beweisen, seine damaligen literarischen Arbeiten noch nicht viel Sensation erregt Montalban macht eine pomphafte Beschreibung von der Freude, mit welcher der Herzog von Alba unsern jungen Dichter unter seine Hofleute aufnahm, und mit welcher Wärme er ihn nach seiner Rückkunft von der Universität in seine Dienste zog. Zwar scheinen die folgenden Ereignisse seines Lebens Dem zu widersprechen. Gewiß ist indeß, daß er seine „Arcadia" auf Verlangen dieses Herzogs schrieb. Eine Mischung von Versen und Prosa, Romanze, Schäfer- und Heldengedicht ꝛc., dessen Plan aus dem Sannazar (s. d.) entlieh. Nach dem Urtheile der span. Kritik hatte er aber sein Vorbild weit übertroffen. Diese „Arcadia" ist eine Idylle in 5 Acten, worin die Schäfer mit ihren Dulcineen die Thaten des Amadis reden und Untersuchungen über Theologie, Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Poesie anstellen. Auch kommen Inschriften auf berühmte Männer vor, die sich an dem Fuße der Statuen derselben in einem Saale befinden, in welchem ein Theil der Handlung vorgeht. Schon dieses Werk bewies eine mannigfaltige Gelehrsamkeit. Bizarre Gedanken und Wortspiele sind in diesem wie in andern Werken Lope's häufig; überhaupt ist er einer von den Schriftstellern, welche ein gefährliches Beispiel jenes falschen Witzes aufgestellt haben, dessen Geschmack sich beinahe in ganz Europa verbreitete. Marino fand ihn besonders in Italien ein und erkannte es mit den lebhaftesten Ausdrücken von Verehrung an, daß Lope sein Vorbild gewesen. Bald nachher verließ er des Herzogs Dienste und verehelichte sich. Doch über

ichten des Hausstandes vernachlässigte er seine Lieblingsstudien nicht. : scheint vielmehr die Dichtkunst mit erhöhtem Eifer betrieben zu haben, 3 ein unglückliches Ereigniß ihn zwang, Madrid und seinen noch ganz gendlichen Hausstand zu verlassen. Ein angesehener Edelmann von hem Rang hatte sich satyrische Ausfälle auf Lope's Produkte erlaubt. ieß entflammte den Dichter; er versificirte seine Kritik und machte sie einem Gedichte: „Romanze" genannt, lächerlich. Sein Gegner fing :uer, forderte ihn, und hoffte ihn in einem solchen Kampfe leichter als it den Waffen des Witzes zu besiegen. Aber Lope hatte die Fechtschule cht vernachlässigt. Gewohnt, wie er in seinem „Laurel de Apollo" gt, „bald das Schwert, bald die Feder zu ergreifen", verwundete er nen Gegner so gefährlich, daß man an dessen Leben verzweifelte und ope flüchten mußte. Valencia war sein Zufluchtsort. Wahrscheinlich gann hier sein Freundschaftsband mit Vicente Mariner, einem latein. oeten dieser Stadt, dessen Muse ebenso reichhaltig war, als die des ope selbst, und nicht sparsamer in seinem Lobe. Lope kehrte nach einigen ahren, als die Besorgnisse übler Folgen jenes Abenteuers verschwunden aren, nach Madrid zurück. Er träumte nun von der Aussicht auf uusliches Glück — als ihn das Unglück traf, seine Gattin zu verlieren. er Aufenthalt zu Madrid, kurz zuvor sein höchster Wunsch, ward nun m unerträglich. Um peinlicher Erinnerung zu entfliehen, schiffte er sich astig mit der berühmten unüberwindlichen Flotte ein, die damals gegen ngland ausgerüstet wurde. Das Schicksal dieser Expedition ist bekannt. ope, zu Erhöhung seines Antheils an den Gefahren und dem Unglück ieser Reise, sah seinen Bruder, zu dem er in seinem letzten Jammer geohen war, in seinen Armen sterben. Während dieser Seefahrt schrieb r, nach seiner eigenen Erzählung das berühmte Gedicht: „La Hermoura de Angelica", indem er die Geschichte dieser Prinzessin da anfnahm, o Ariost sie hatte fallen lassen. Als Beweggrund der Wahl dieses Sujets gibt er an, er habe im „Turpin" gefunden, daß mehre ihrer übrien Abenteuer sich in Spanien zugetragen, und da er dieses als ehrend ür sein Vaterland betrachtete, diese in 20 Gesängen beschrieben. Zu der ämlichen Zeit schrieb er sein Epos: „Dragontea", ein Schmähgedicht uf den brit. Admiral Franzis Drake. Er kehrte 1590 zum zweiten Mal ach Madrid zurück und vermählte sich kurz darauf wieder. Als 1598 er h. Isidorus, gebürtig aus Madrid, kanonisirt wurde, übertraf er alle Concurrenten der Preisschriften zu dessen Lob, mindestens in der Zahl er Produkte. Für jede Gattung Dichtungsart war ein Preis ausgesetzt; och der nämliche Dichter konnte nur einen Preis erhalten. Lope siegte n der Hymne; doch seine fruchtbare Muse, nicht zufrieden, daß er ein Gedicht in 10 Gesängen in kurzen Versen, zahllose Sonette und Romanen und 2 Schauspiele für diesen Gegenstand fertigte, feierte sowohl den Heiligen selbst, als die Preisbewerbung in einem Band feuriger Gedichte, nter dem erdichteten Namen Torni de Burguillos. Sie wurden kürzlich n der königlichen Buchdruckerei wieder mit einer Vorrede abgedruckt, in der ein wirklicher Torni de Burguillos als Autor angegeben wird, doch ohne Grund. Wahrscheinlich waren dieß nach dem Zeugniß der Kritiker Lope's beste Produkte über diesen Gegenstand. Dieses erhöhte seinen ohnehin durch die Zahl und Trefflichkeit seiner dramatischen Schriften großen Ruhm. Seitdem enthielten die seinen Werken vorgedruckten Licenzen nicht

bloß die Erlaubniß zum Druck, sondern lange und mühsame Lobpreisungen des Werks selbst und des allgemeinen Charakters und Styl des Autors. Dieß war wahrscheinlich der Gipfel der Glücksperiode seines Lebens. Von dieser Zeit datirt sich das Ende seines kurzen häuslichen Glücks, daß er in einer Ekloge an Claudio auf eine kurze, aber rührende Weise schildert. Von den 3 Personen, aus welchen seine Familie bestand, starb der Sohn im 8. Jahre; ihm folgte bald die Mutter; nur die Tochter überlebte unsern Dichter. Lope's Geist, so scheint es, erlag unter den wiederholten Schlägen. In seinem jugendlichen Alter hatte er im Gedräusch des kriegerischen Lebens Zerstreuung und Erheiterung gesucht. Jetzt beschloß er, es in der Frömmigkeit zu suchen. Er wurde zuerst Familiar der Inquisition, bald darauf Priester und 1609 eine Art von Ehrenglied der h. Franciscus-Bruderschaft. Doch selbst die Frömmigkeit konnte ihn nicht der Dichtkunst entrücken. Er hatte damals schon Ruhm genug errungen, um den Neid seiner Collegen aufzuregen; er mühte sich, seinen Rang zu behaupten und den Tadel seiner Feinde zu widerlegen, unter welchen Luis de Gongora y Argote der vornehmste war. Lope, der selbst dessen Satyren angegriffen worden und über die durch diesen Neuerer bewirkten Fortschritte des verdorbenen Geschmacks unwillig war, erlaubte sich in seinen Stücken, ihn sowohl als seinen Schüler wegen ihres dunkeln und pretiösen Styls ins Lächerliche zu stellen, obgleich in seinem Gedichte: „Laurel de Apollo", die unläugbaren Talente Gongara anerkannte. Doch ergriff der falsche Geschmack des Gongara auch seine Gegner, und man kann sagen, daß selbst Lope's letzte Werke nicht ganz davon ausgenommen sind. Ein andrer noch talentvollerer rarischer Gegner war Cervantes. Dieser gab ihm öffentlich in einem Sonette den Rath, er solle das epische Gedicht, mit welchem er sich damals beschäftigte, „Jerusalem conquistada", doch unvollendet lassen. Lope parodirte dieses Sonett und gab sein Gedicht heraus, das schwächste seiner Werke, welches zwar mehre Ausg. erhalten, aber am wenigsten Ehre gemacht hat. Der Verf. hatte es mit vielen Anmerk. begleitet, die man in der letzten Ausg. von 1777 findet. Doch erkannte Cervantes in Lope's Verdienst in folgenden Versen an:

Poeta insigne, á cuyo verso o prosa
Ninguno le avantaje ni aun le hega.

(Ein ausgezeichneter Dichter, den in Vers und Prosa keiner übertrifft noch erreicht.) Cervantes starb bald darauf im Elend (1616) in derselben nämlichen Stadt, in welcher sein Nebenbuhler im Glanz und Ueberfluß und in dem Besitze der öffentlichen Bewunderung lebte. Wie ganz verschieden hat über beide Dichter die Nachwelt geurtheilt! Seit 200 Jahren ist seitdem Cervantes's Ruhm gestiegen, und Lope in seinem eignen Vaterlande vernachlässigt. Um die Zeit, da Cervantes starb, hatte der Enthusiasmus der Spanier für Lope die Gestalt abgöttischer Verehrung angenommen, und er selbst war nicht besonnen genug, dieselbe zurückzuweisen. Die Bewunderer Lope's verdammten den Verfasser der „Spaniolen", der ihn streng beurtheilt und ihm vorgeworfen hatte, daß er sein Talent nicht verstehe, als einen literarischen Ketzer, und er selbst beklagt sich in dem Prolog zu seinem Roman: „El peregrino en su patria", daß man seinen Talenten nicht die ihnen zustehende Hochachtung und Aufmunterung erwiesen habe. Die Anzahl seiner poetischen Erzeugnisse ist außerordentlich

ielten verging ein Jahr, in welchem er nicht irgend ein Gedicht drucken ließ, und kaum ein Monat, ja kaum eine Woche, in welcher er nicht gend ein Stück aufs Theater brachte. Ein Hirtengedicht in Prosa und erſen, in welchem er die Geburt Chriſti feiert, begründete ſeine Oberrrſchaft in dieſer Gattung; und viele Verſe und Hymnen über heilige egenſtände bewährten ſeinen Eifer für den neuen Beruf, dem er ſich geben hatte. Philipp IV., welcher das ſpan. Theater ſehr begünſtigte, nd bei ſeiner Thronbeſteigung (1621) Lope im Beſitze der Bühne und ner grenzenloſen Autorität über Dichter, Schauſpieler und Publikum. ogleich wurde er von dieſem Fürſten mit neuen Ehrenbezeugungen und Wohlthaten überhäuft. In dieſer Zeit gab er „Los triumphos de la é“, „Las fortunas de Diana“, Novellen in Proſa, Nachahmungen von nen des Cervantes; „Circe“, ein epiſches Gedicht, und „Philomela“, ne Allegorie, heraus, in welcher er ſich unter der Rolle der Nachtigall n einigen Kritikern zu rächen ſucht, die er unter dem Namen der Droſel vorſtellte. Sein Ruf ſtieg ſo ſehr, daß er, mißtrauiſch gegen den nthuſiasmus, den man ihm bezeigte, das Werk: „Soliloquios a Dios“, nter fremdem Namen R. P. Gabriel de Padecopeo (welcher Name anarammatiſch den des Lope de Vega de Carpio enthält) drucken ließ, welches ebenfalls großen Beifall erhielt. Er gab darauf ein Gedicht, welches das Unglück der Königin von Schottland, Maria Stuart, zum Gegenſtande hat, „Corona tragica“ (Die tragiſche Krone), heraus und edicirte es dem Papſte Urban VIII., welcher ſelbſt den Tod dieſer Königin in einigen Verſen beſungen hatte. Der Papſt antwortete dem Dichter eigenhändig und beehrte ihn mit dem Titel eines D. der Theologie; uch ſendete er ihm das Malteſerkreuz und ernannte ihn zum apoſtoliſchen Kammerfiscal: Ehrenbezeigungen, die zugleich ſeinem Eifer für den trengen Katholicismus galten, um deſſen willen ihn auch die Inquiſition u ihrem Familiar machte. Dieß Alles trug bei, den Enthuſiasmus der Spanier für „das Wunder der Literatur“ zu unterhalten. Das Volk, ür welches er unbekümmert um die Kritik ſchrieb (denn er ſagt in ſeinem ſonderbaren Gedicht: „Arte de hazer comedias“, das Volk müſſe die Komödien bezahlen, es ſey alſo auch billig, daß man es nach ſeinem Gefallen bediene), lief ihm nach, wo er ſich auf der Straße zeigte, und taunte das Naturwunder (monstruo de naturaleza), wie ihn Cervantes genannt hatte, an. Die Theaterdirectoren bezahlten ihm ſo anſehnliche Honorare, daß er einmal ein Vermögen von mehr als 100.000 Dukaten beſeſſen haben ſoll, wovon er aber, da er ſehr freigebig war, und die Armen Madrids bei ihm ſtets offene Caſſe fanden, wenig hinterließ. Das geiſtl. Collegium in Madrid, in welches er ſich hatte aufnehmen laſſen, erwählte ihn zu ſeinem Vorſteher (capellan mayor). Wollte man in der gewöhnlichen Unterhaltung etwas in ſeiner Art Vollkommenes bezeichnen, ſo nannte man es „Lopiſch“. Bis 1635 fuhr Lope ununterbrochen fort, Gedichte und Theaterſtücke herauszugeben. Aber von da an beſchäftigte er ſich bloß mit religiöſen Gedanken, ergab ſich ſtreng den klöſterlichen Uebungen und ſtarb den 26. Aug. deſſelben J. Der fürſtl. Glanz ſeines Begräbniſſes, welches der Herzog von Suſa, der vorzüglichſte ſeiner Gönner, den er auch zum Executor ſeines Teſtaments ernannt hatte, anordnete, die große Anzahl, ſowie der Ton der Lobreden, welche bei dieſer Gelegenheit verfertigt wurden, der Wetteifer fremder

und einheimischer Dichter, diesen Tod zu beweinen und seinen Ruhm zu feiern, bieten ein einziges Beispiel in der Geschichte der Literatur dar. Drei Tage lang dauerten die glänzenden Exequien, und auf den spanischen Bühnen wurde das Ehrengedächtniß des span. Phönix mit großen Feierlichkeiten begangen. Von jeher hat man die große Anzahl seiner Compositionen bewundert. Man behauptet, daß er 21.300.000 Zeilen hat drucken lassen, und daß 800 seiner Stücke auf der Bühne erschienen sind. In einem seiner letzten Werke versichert er, daß der gedruckte Theil derselben geringer sey als derjenige, welchen noch die Presse erwarte. Freilich ist die castilianische Sprache sehr reich, die span. Verse sind oft sehr kurz, und die Gesetze des Metrums und des Rhythmus nicht streng. Indessen darf man doch die angebliche Zahl der Lope'schen Werke in Untersuchung ziehen. Um daran zu glauben, müßte man annehmen, daß er im 13. J. zu arbeiten angefangen und täglich ungefähr 900 Verse verfertigt habe, was unbegreiflich scheint, wenn man die Beschäftigungen und Zerstreuungen erwägt, die er als Krieger, Secretair, Familienvater und Priester nothwendig gehabt hat. Was uns von seinen Werken übrig ist, macht ungefähr nur das Viertel dieser Berechnung aus; aber es ist noch genug, um seine improvisatorische Fruchtbarkeit zu bewundern. Er selbst berichtet, daß er mehr als hundert Mal ein Stück innerhalb 24 Stunden verfertigt und auf die Bühne gebracht habe. Perez de Montalvan versichert, daß Lope ebenso schnell in Versen als in Prosa gearbeitet und schneller gedichtet habe, als seine Schreiber es niederschreiben konnten; er schätzt Lope's Theaterstücke auf 1800 und auf 400 Fronleichnamsstücke (Autos sacramentales). Unter seinen Werken sind in dramatischen die vorzüglichsten. Diejenigen, welche sich dem Charakter der Tragödie annähern, besitzen gewöhnlich eine so ausgebreitete Intrigue, daß andre Dichter daraus wenigstens 4 Stücke würden gemacht haben. Einen solchen Ueberfluß findet man z. B. in „La fuerza lastimosa", welches Stück die Auszeichnung genossen hat, im Serail zu Constantinopel aufgeführt zu werden. In der Fruchtbarkeit der dramatischen Erfindung, Leichtigkeit der Sprache in Prosa und Versen ist Lope einig. Die Ausführung und der Zusammenhang seiner Stücke ist leicht und lebhaft. Sonst tadelt man daran den zu häufigen und einförmigen Gebrauch der Duell- und Verkleidungen, welcher Tadel jedoch seine Nachfolger auf der span. Bühne noch mehr trifft, und die Leichtfertigkeit seiner Situationen. Einige, wie Lord Holland, schreiben ihm sogar die Einführung der Rolle des Gracioso auf der span. Bühne zu. In den unregelmäßigsten Stücken, die Lope für den Volksgeschmack arbeitete, findet man schwülstige Phrasen und hyperbolische Bilder, daß man oft versucht wird zu vermuthen, er habe sich über seinen Gegenstand und seine Zuhörer lustig machen wollen. Das Verdienst der ausgearbeitetsten Stellen seiner Tragödien setzt man besonders in die reiche Fülle seiner Bilder und, nach dem Urtheile der span. Kritiker, in die Reinheit der Sprache. Seine Kühnheit in der Bearbeitung religiöser Stoffe ist nach dem Charakter der Nation und der Natur der span. Bühne zu beurtheilen. Uebrigens haben viele ausländische Theaterdichter den Lope nachgeahmt und die erfolgreichsten Stücke und Züge ihm zu verdanken. Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst" sagt über Lope: „Unstreitig ward dieser bald zu sehr vergöttert, bald zu sehr herabgesetzte Vielschreiber

nen Theaterstücken im vortheilhaftesten Lichte, da das Theater zur Abzung seiner 3 Hauptfehler, des Mangels an Zusammenhang, der Weitweisigkeit und der unnütz ausgekramten Gelehrsamkeit, die beste Schule ar. In einigen seiner Stücke, besonders den historischen, die sich auf te Romanzen und Sagen gründen, z. B. „Dem Könige von Wamba", Den Jugendstreichen des Bernardo del Carpio", „Den Zinnen von Toro" f. w., herrscht eine gewisse Rohheit der Darstellung, die aber gar nicht ne Charakter ist und absichtlich für die Gegenstände gewählt zu seyn eint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit schildern, z. B. Der muntern Toledanerin", „Der schönen Häßlichen", zeigt sich schon n sehr gebildeter, geselliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft interfanten Situationen, unvergleichliche Späße, und vielleicht sind nur enige darunter, mit denen man nicht, wenn sie gehörig bearbeitet und neuert würden, noch heutzutage auf der Bühne eine große Wirkung rvorbringen könnte. Ihre Mängel sind ungefähr die nämlichen: verhwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachlässigte Ausührung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen, welche eigentlich die Mysterien der Kunst ausmachen. In er „Collection de las obras sueltas assi en prosa como en verso de . Lope etc." (Madrid 1776 fg., 21 Bde., 4.) finden sich seine Theaerstücke nicht, die früher in 25 Bdn., 4., erschienen sind. Ueber sein eben (worüber sein Gedicht „Dorothea", wahrscheinlich die schätzbarsten ufschlüsse gibt) und seine Schriften vgl. man das Werk des Lord Holand: „Some account of the life and writings of Lope Felix de Vega Carpio" (2. Ausg., London 1817, 2 Bde.).

Lord, Lordmajor, s. Adel und Großbritannien.

Lorenzo von Medici, der berühmteste seines Geschlechtes. Nicht ekten sind Geschlechter aus dem Bürgerstande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthum gelangt. Reichthum aber gewährt Einfluß, nd dieser Rang und Ansehen. So ist es denn in demokratischen Freistaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutenden Namen nach inigen Menschenaltern unter den Regierern des Staats, ja wohl allein n der Spitze desselben zu finden. Die Geschichten der griech. und italienischen Republiken sind voll von Beispielen dieser Art. Aber gewöhnlich sehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums und der Volksgunst, solche Häuser ebenso schnell, als sie gestiegen, auch wieder fallen. Wenn daher ein solches Bürgerhaus sich Jahrhunderte behauptet, dann dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Reihe durch Klugheit und Glück ausgezeichneter Familienhäupter ein solches Haus so zu schmücken und zu befestigen vermochte. Dieß ist der Fall bei dem Hause der Mediceer. Die Mediceer erschienen da, wo sie in der florentinischen Geschichte zuerst auftraten, zu Anfange des 15. Jahrh., schon als reich und bedeutend, doch als unlängst nur durch Handel zum Wohlstande gelangt. Corso Donato, das Haupt der Partei der Schwarzen, hatte die Weißen (unter diesen auch Dante Alighieri) aus Florenz vertrieben, sah sich aber von seinen frühern Freunden, den Häuptern des Adels, vernachlässigt; er schloß sich daher, um sich eine neue Partei zu bilden, an einige reiche Familien aus dem Volke an. Unter diesen werden die Medici zuerst genannt

wiewohl sie nach A. die Absichten des Cardinals von Prato, die [illegible] senen Weißen zurückberufen, unterstützt haben sollen. Wie dem auch sey, sie wußten sich so klug zu benehmen, daß sie bald zu den Familien gehörten, aus welchen die Bürgeroligarchie von Florenz bestand. Sie hauptsächlich trugen zur Berufung Walthers v. Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber seiner Gewalt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente und u. a. Johann v. Medici, der Lucca gegen die Pisaner nicht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Morozzo entdeckt wurde; aber das gute Glück der Medici wollte, daß der grausame Herzog in einer Laune, großmüthig zu erscheinen, diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen wir sie stets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertreibung des Herzogs die Aristokraten wieder zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen wurden, von welcher sie seit 50 Jahren ausgeschlossen waren, und, dieser neuen Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, wo Alamanno dei Medici, der Aelteste seines Geschlechts, hauptsächlich, auf das Volk zu den Waffen rief und den Adel verjagte. In den nächsten Jahrzehenden, wo Florenz von Neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Ammonizionen (wie man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwande des Gibellinismus nannte) zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bartolomeo, ließ sich sogar 1360 in eine Verschwörung gegen die Albizzi'sche Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen traf, dadurch, daß er sich in Zeiten zu seinem Bruder Salvestro, der Magistratsperson war, vertraute. Eben dieser Salvestro setzte, 1378 zum Gonfalonieri di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemildert wurden. Als in der Folge die Partei der Albizzi ganz aufgerieben war und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehen, das zu dem seitdem immer gestiegenen Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergange, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungestört in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Altoviti, Strozzi, Scali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie wie diese nach der Herrschaft der Republik. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des republikanischen Parteigeistes. Im Aufstande des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, 1393, drang der ungestüme Haufe in Veri dei Medici, Salvestro's Sohn und damaliges Haupt der Familie, sein Ansehen zu werden und die Signoria zur Gewährung ihrer Forderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können; aber er bediente sich dieses Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung und stillte den Aufruhr. Als jedoch die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Veri's Vermittelung versprochen, äußerten er und die Sei-

nigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich ein Freund der Medici erlaubt hatte, um alle Medici der von Salvestro abstammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen Antonio dei Medici, machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, 1397 den Versuch zurückzukehren und das Regiment an sich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden sie keinen Beistand und mußten sich in die Kirche S.-Reparata flüchten, wo sie theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand 1400 unter den florentinischen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurde wieder das Haus Medici bis auf Wenige verbannt. Aber diese Wenigen, welche fortfuhren sich durch glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, wußten den Flor ihres Hauses von Neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn und endlich, als die herrschenden Aristokraten von seiner Mäßigung und Parteilosigkeit sich ganz überzeugt hatten, im Sept. und Oct. 1421 auch Gonfaloniер di Giustizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; vielmehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb den 20. Febr. 1429. Von seinen Söhnen Cosimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer; dieser war der Stammvater der Großherzoge von Toscana. Cosimo hatte schon 1416 in der Signoria gesessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei Etwas unternahm, so bildete er doch bald durch die große Freigebigkeit, welche ein ungeheurer Reichthum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts versäumte, sie zu schwächen. Obgleich dieß, wie es schien, nicht auf Cosimos Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei Medici am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. Endlich ward er, ohne daß man ihm, außer seiner herzengewinnenden Leutseligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, verhaftet und vermochte nur durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß ein Jahr nachher eine Signoria, die allein aus ihnen bestand, Cosimo zurückrief und Rinaldo und dessen Anhänger verbannte. Durch diesen Sieg ward die Partei der Medici die herrschende. Gleichwohl verschmähte Cosimo, Gewalt gegen Feinde zu brauchen; doch wurden 1442 einige Verdächtige verbannt. Auch suchte der verdiente Neri Capponi sich der Politik des Cosimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzusetzen. Allein Cosimo begnügte sich, durch die Menge seiner Freunde vor Feinden sicher zu seyn, und wußte den Uebermuth Jener, den er mehr fürchtete als den Haß Dieser, durch die Furcht vor Diesen klug im Zaume zu halten. Die herrschende Partei pflegte in Florenz Einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (balia) zu Ernennung der Magistratspersonen geben lassen. Cosimo selbst bewirkte, daß Neri unter diesen

Machthabern war, und versöhnte ihn so in seiner Partei, die die Feindschaft des Neri in sich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Frist der balia abgelaufen war, bediente er sich nicht, wie viele früher weniger kluge Privathäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, sondern wartete ruhig ab, bis die größere Menge Derer, die vom Volke, das die Ehrenstellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieselben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458) die Erneuerung jener Oligarchie auf 8 Jahre durchsetzte. So liebte er immer, in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Pucci Puccio das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte Cosimo seit 1458 die Republik durch den Pitti, selbst im Hintergrunde bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und seine Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionelle Aristokratie, geschweige eine so unsichere Oligarchie, sich nie behaupten kann. Ihm gelang ihm dieß in seinen spätern Jahren, besonders wegen des kühnen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz schmückte, und zu einer prangenden Freigebigkeit nicht nur gegen seinen Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argyropulos, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen; denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, und darum minder thätiger Kaufmann oder minder wachsamer Staatsmann zu seyn. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz so leicht gewesen, sich mit den Fürsten zu verschwägern; aber er vermählte seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit leitete er auch die äußern Staatsangelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. (Der gelehrte Pignotti beurtheilt jedoch den Cosimo strenger und unparteiischer als Roscoe.) Nachdem Cosmus Alles gethan, um seines Hauses Macht auf dem unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichtsdestoweniger (1414) mit kummervollen Ahnden in die Zukunft; denn sein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein ältester Sohn Piero schien wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupte geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo waren noch unmündig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch seines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm durch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarissa aus dem edeln Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti; in Verbindung mit

wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben; Piero, dem dieß verrathen ward, ließ dagegen die ihm Wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher Eingetragene aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zur Veränderung der Regierung beschlossen die Unzufriedenen, den Piero auf seinem Landhause zu Carreggi zu tödten und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im Aug. 1466 mit einer zahlreichen Schar Bewaffneter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel; und als Piero einer Botschaft angesehener Bürger in einer wohlgesetzten Rede eine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen balia keineswegs verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde, und ihre Häupter flohen nach Florenz. Darauf ward der mediceischen Partei die balia erneuert, und die Medici wurden von nun an allmächtig. Allein die übrigen Mitglieder der balia mißbrauchten diese Macht zur Willkürlichkeiten aller Art, die Piero, fast immer bettlägerig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bändigen, als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Medici glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturze des mächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach den Medici, einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen endlich am 26. April 1478, in der Kirche S.-Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworene, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich bewaffnete, mit dem Tode, und das Haus Pazzi (s. d.) mit seinem Sturze büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt seines Hauses und in dem Vorsteheramte der Republik mehr als je befestigt, führte solches würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er, als er nach Neapel reiste, diesen König, seinen und seiner Stadt bittersten Feind, sich zum herzlichsten Freunde und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treulosen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine so redliche als kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstandes gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder ungeschickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Die Unglücksfälle hatten ihn in

solche Geldverlegenheiten gebracht, daß er beim öffentlichen Schatze große Summen borgen mußte; dennoch blieb er, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, reich genug, um fürstliche Herrschaften anzukaufen und nicht nur diese mit Palästen von königl. Pracht, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den seine Klugheit der Republik sicherte, ergötzte er die Florentiner durch geschmackvolle und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Christoforo Landini, und vor Allen den großen Joh. Pico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und seine königl. Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosimo (1471) gestiftete, an Handschriften reiche mediceische Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künste und nannte mit alten Statuen und trefflichen Gemälden ausgeschmückten Palaste. Alle, die sich in diesem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, wurden unter seiner Gönnerschaft erzogen. Daher erhielt Lorenzo den Beinamen des Prächtigen. Geehrt von den Königen Europas, geliebt von seinen Mitbürgern, starb Lorenzo den 8. April 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes. Vgl. Fabroni's „Vita Laur. Medicis“ (Pisa 1784, 2 Bde., 4.) und Will. Roscoe's „The life of Lorenzo de Medici“, deutsch v. Sprengel (Berl. 17..., wozu noch histor.-kritische Erläuterungen (aus d. Engl. ins Ital. übersetzt, Florenz 1823) gehören, in welchen Roscoe sich zu rechtfertigen sucht gegen Thurot's, Ginguené's und Sismondi's Behauptung, daß er für Lorenzo von Medici und dessen Familie zu viel Vorliebe gehabt habe. Die „Opere di Lorenzo di Medici, detto il Magnificio“, welche zu Florenz 1826 auf Kosten des Großherzogs Leop. II. in einer Prachtausgabe erschienen, sind die erste vollständige Samml. der Gedichte dieses berühmten Fürsten (4 Bde., 4.).

Lorenzo hinterließ 3 Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem 14. Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X. (s. d.), und Giuliano, Herzog v. Nemours. Piero, das neue Haupt des Staates, taugte gerade am wenigsten dazu. In 2 Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezna, sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Nach mehren Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand Piero in der Schlacht am Garigliano, wo er beim franz. Heere war, in diesem Flusse den Tod 1504. Erst 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Giovanni, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er 1514 Papst wurde, erhob er seine Familie bald wieder zu dem alten Glanze. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papste zum Herzoge von Urbino gemacht, ward Haupt des Staates, doch immer noch ohne fürstl. Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Als aber nach seinem Tode (1519), unter Alessandro's, seines Vetters (nach Einigen seines Bastards) Verwaltung, 1523 abermals ein Mediceer, Julius, den 147

nordeten Giuliano Bastard (ja nach Einigen Alessandro's Vater) den
pstl. Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Katharina,
renzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward,
konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz
raussehen. Zwar schienen die Florentiner sogar ihre alte Freiheit
edergewinnen zu wollen, denn sie verjagten (1527) den lasterhaften
essandro; aber dieß war das letzte Aufflammen des republikanischen
eistes. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte Kaiser Karl V. Flo-
nz (1531), setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein,
achte ihn zum Herzog von Florenz und vermählte ihn mit seiner
türlichen Tochter Margaretha. Anfangs liebte ihn die Nation wegen
iner Leutseligkeit; aber zuletzt ergab er sich einer zügellosen Lebensweise.
r war der erste unabhängige Herzog von Florenz. Als Alexander, der
tzte Abkömmling des großen Cosimo, von Lorenzo dei Medici (aus der
on Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie) ermordet worden war
1537), machten die Florentiner zwar noch einen schwachen Versuch, die
epublik herzustellen; aber von Neuem griff Karl V. ein, und sein
Nachtwort beförderte Cosimo I. (aus einem andern Zweige derselben
auptlinie) zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. besaß, wie seine Nach-
lger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen
Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankt. Diese Größe zu sichern,
ieß er sich vor Allem angelegen seyn, die Strozzi, Erbfeinde seines Hau-
es, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschützung des levantischen
andels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistl. Orden, den von
St.-Stephan. Er war ein eifriger Sammler von Alterthümern und
Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühm-
er Männer und vermehrte fortdauernd die Statuensammlung, die sich
n Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch
ie Gründung der florentinischen und der Zeichnungsakademie 1562. Sein
Viaggio per l'alta Italia, descritto da Fil. Pizzichi" gab mit neuen
rläuter. Moreni (Florenz 1828) heraus. Nachdem er sich mit Hülfe
er Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557) und durch mehre
ndre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er sich vom
Papst Pius V. den T. Großherzog von Toscana geben (1569);
ber erst sein Sohn und Nachfolger Franz erlangte vom Kaiser Maxi-
milian II., dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Sum-
me Geldes die Bestätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Ge-
mahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello (s. d.), von
dem Senat ihrer Vaterstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen,
ur Tochter der Republik erklärt. Seine Tochter Maria ward die Ge-
mahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig der
Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbene, den Handel
aufgegeben; selbst als Fürst trieben Cosimo I., Franz und dessen Bruder,
der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer
Liebhaber der Künste, sowie des Letztern Sohn Cosimo I. (folgte 1609)
ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab.
Unter diesen Großherzogen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften
in erfreulicher Blüthe, und daran sowohl als an der feinen Politik (be-
sonders bei dem bedenklichen Stande zwischen Spanien und Frankreich)
erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrh. Ganz

anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II. Sohn, der 1621 in einem Alter von 11 Jahren zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch sie der päpstl. Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Väter, sich Spanien und Oestreich in die Arme zu werfen: eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Schatze zu ziehen. Er regierte 41 J. und sein mönchisch erzogener, von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., 53 J., von 1670—1723: ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch ungeheure Staatsschulden und durch Versiegen der Quellen des Nationalwohlstandes in die traurigste Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, Cosimo's III. Sohn, der Letzte seines ehedem so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Nachgeburt ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens (1735) zufolge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (der Kaiser Franz I.), traf mit der Schwester Johann Gasto's, der verwitw. Kurfürstin von der Pfalz, der Letzten des mediceischen Namens, einen Vergleich, wodurch er sämmtliche Allodialgüter ihres Hauses, auch die berühmten Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden und kunstfördernden Ahnen gesammelt, an sich brachte. Unter der 26jährigen Regierung seines Sohnes, des weisen und guten Leopold, verjüngte sich Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall. Pompeo Litta erzählt in 17. Hefte (von 4 Abtheil.) seiner „Famiglie celebri italiane“ (Mail. 1828 fg.), die Geschichte der Medici di Firenze vom J. 1295 an.

Loretto, ein Städtchen im Kirchenstaate, ¾ Meilen vom Meere in der Mark Ancona, hat einen Bischof, der zugleich Bischof von Recanati ist, gegen 5000 Einw., die ihre meiste Nahrung von den Fremden haben, die hieher wallfahrten, und besteht aus einer einzigen, langen Gasse. Zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen heiligen Hause (la casa santa), in welchem angeblich Maria von Nazareth gewohnt und welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Tersati, in Dalmatien, von da aber 1294 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati und endlich 1295 an seinen gegenwärtigen Ort gebracht haben sollen, werden alljährlich große Wallfahrten gemacht. Dieses heilige Haus, welches mitten in der Kirche steht, ist von außen mit Marmor überzogen und aus Ebenholz und Backsteinen gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von Innen und Außen mit vielen Kostbarkeiten reich geziert. Auch zeigt man das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu Maria kam, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Es wallfahrteten jährlich an 100.000 Pilgrimme aus dem kathol. Europa hierher; darunter an 2000 Franzosen, 5000 Deutsche, 400 Dalmatier, 300 Niederländer, die übrigen Italiener. Nach einer Stiftung des Kaisers Ferdinand III. wird ein Kaplan zu Loretto unterhalten, der täglich in dem heiligen Hause für das Haus Oestreich Messe liest. Merkwürdig ist das Bild Rafael's, die heil. Jungfrau darstellend, die einen Schleier über das Jesuskind legt. Sonst befand sich, hier ein ungeheurer Schatz, der durch die Freigebigkeit der Pilgrimme u. A. nach und nach ein-

n war. Die Einkünfte dieses Hauses wurden auf 30.000 Scudi, ohne r jährlich hinzukommenden Geschenke, berechnet. Der Einfall der Fransen 1798 gab Veranlassung, sowohl die Schätze als auch das heilige aus in Sicherheit zu bringen. Jene sind größtentheils verschwunden, s Gnadenbild aber wurde am 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit eder an seine Stelle gebracht. Jouy ("Eremit in Italien"; 4. Theil) gt darüber: "Wenn man sich naht, findet man Bettler am Wege ausstreckt und Karavanen von Pilgern; man hört nur die Klagen der nen, und die, zur Ehre der Madonna erschallenden Gesänge der Arn. Die Stadt erhebt sich auf dem Gipfel eines ziemlich steilen Hüls, auf welchen man langsam, von Ochsen gezogen, gelangt. Das brige scheint bloß von Pilgern bevölkert zu seyn, und die öffentlichen lätze, sowie die Straßen sind der Sitz eines immerwährenden, in seiner rt einzigen Marktes. Die Waaren, die man in den kleinen Kramlän auslegt, sind Bilder der Madonna von jeder Art und Größe, kleine künzen, worauf dieselbe geprägt ist, und Bänder, welche das Maß ihr Höhe angeben und welche man durch Berührung des heiligen Hauses geweiht hat. Dieser Handel war sonst hinreichend für den Unterhalt r Einwohner von Loretto. Im Innern der Kirche ward man geblent von der ungeheursten Sammlung von Perlen und Edelsteinen, die vielleicht in der Welt gab, und das neben diesen Reichthümern aufhäufte Gold und Silber schien nur werthloses Metall zu seyn. In r Nähe des heiligen Hauses, in der großen Kirche, deren Allerheiligs es dasselbe ausmacht, werden die vorzüglichsten Andachtsübungen bingen. Der Dampf des Weihrauchs, der der Lampen und Wächskern, welche ununterbrochen bei den zahllosen Messen brennen, erfüllt und rfinstert das Innere der Kirche; man sieht am Eingange des Hauses r Maria Pilger, welche ganze Stunden lang mit der Stirne auf den steinen liegen bleiben, die sie berührt hat; Andere knien, kreuzen die rme über der Brust und richten unbeweglich die Blicke nach dem Fenr, durch welches der Engel Gabriel die Jungfrau gegrüßt hat. Hier cken Pilger Mariens Teller ab, dort reiben andere Wangen und Stirn n ihrem Heerd, oder an den ehernen Thürschlössern ihres Hauses. Viele romme, die mit Rosenkränzen bewaffnet sind, schleifen sich auf den nien um die Santa Casa herum, und obgleich der Fußboden von Marmor ist, so hat doch das Reiben so vieler Knien einen kreisförmigen Weg von einer, dem Auge sichtbaren Tiefe ausgehöhlt. Tritt man auf er Ostseite aus der Kirche, so genießt man eine der herrlichsten Aussichten von der Welt. Vom Gipfel des Hügels aus, auf welchem sich oretto befindet, entdeckt man ein bereits, mit den Erzeugnissen eines ergiebigen Ackerbaues bedecktes Thal, und jenseits schweift der Blick ohne Hinderniß über das adriatische Meer".

Lorme (Marion de), s. Delorme.

Lorrain (Claude), s. Claude Lorrain.

Lorsch (Christ. Gottfr.), wurde 1773 zu Nürnberg geboren, zeigte schon früh hervorstechende Geistesfähigkeiten, besuchte mit dem glücklichsten Erfolge die Studienanstalten daselbst, bezog 1791 die Universität zu Altdorf und erhielt 1795 die juristische Doctorwürde. Hierauf ward er Consulent der damaligen Reichsstadt Nürnberg, später Assessor des Handelsgerichts, und Appellationsgerichtsadvocat, in den Jahren 1818 bis

1826 erster Bürgermeister und 1829 Vorstand des Collegiums der Gemeindebevollmächtigten der Stadt Nürnberg, auch Mitvorstand des pegnesischen Blumenordens. Am 19. Febr. 1830 starb der würdige, allgemein geachtete Mann, mehre Schriften hinterlassend.

Löschen, Losen, Lossen, Entlossen, heißt in der Schiffahrt, Frachtwaaren aus einem Schiffe ans Land oder durch sogenannte Ewer, nach großen Schiffen zur weitern Seeversendung fortschaffen. Der Schiffer bedingt gemeiniglich im Frachtcontract die kurzmöglichste Ausladung und eine Entschädigung, wenn er über gewisse Tage hinaus aufgehalten wird. — Loßplatz, am Ufer eines Flusses oder Hafens mit einem sanften Abhange nach dem Wasser zu, gemeiniglich gepflastert, wo man die Güter einladet, und auch schwere Güter, Holz, Steine u. s. w., ausstürzt.

Loth, der 32. Theil eines gemeinen oder der 24. Theil eines Apothekerpfundes; 2) ein an einer Schnur befestigter schwerer, gemeiniglich bleierner Körper (Bleiloth), womit die Seefahrer die Tiefe des Meers, die Werkleute aber den senkrechten Stand eines Körpers erforschen, welches lothen heißt; 3) eine zusammengesetzte Masse, oder ein leichtflüssiger metallischer Körper, die Fugen eines strengflüssigen damit zusammen zu löthen oder zu schmelzen.

Löthen ist das Verbinden zweier Metalle, durch ein weicheres, unedles oder gemischtes Metall, vermittels des Löthrohrs, welches die Zugluft die Lichtflammen auf das zum Schmelzen bestimmte Metall leitet und dadurch flüssig macht. So löthet man Gold mit Silber; Silber mit einem Gemisch von Silber und Messing, auch mit Zinn; Eisen mit Kupfer und Messing u. s. w.

Lothringen (franz. Lorraine). Kaiser Lothars Sohn, Lothar II. oder der Jüngere, bekam (855) in der Theilung mit seinen beiden Brüdern die Länder von Basel bis an die Nordsee, zwischen dem Rhein und Mosel, Maas und Schelde, als eignes Reich (Lothars Ryk nennen es die Niederländer, daher der Name Lotharingen, Lothringen). Dieses Lothar'sche Reich (Groß-Lothringen könnte man es heißen) umfaßte vormals Austrasien aus und begriff das eigentliche oder heutige Lothringen, Elsaß, die untere Pfalz, Trier, Luxemburg, Hennegau, Namur, Lüttich, Limburg, Jülich, Köln, Kleve, Geldern, Utrecht, Holland, Brabant und ein Stück von Flandern in sich. Als Lothar ohne successionsfähige Nachkommen starb (868), bemächtigten sich seine Oheims, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle von Frankreich, Lothringens und theilten es in Ost- und West-Lothringen; allein letzteres konnten Karls Enkel nicht behaupten, sondern überließen es dem jüngern Ludwig, worauf denn beide Hälften an die deutsche Linie der Karolinger kamen. Ludwig ernannte seinen natürlichen Sohn, Zwentebold, zum König in Lothringen (895), mit dessen Tode gegen die Normänner aber dieß Königthum erloschen (900) und Lothringen unmittelbar von den deutschen Königen durch Herzöge regiert wurde, welche unter die vornehmsten des Reichs gehörten. Frankreich strebte indeß immer nach dem Besitz von Lothringen. Daher wußte selbst Karl der Einfältige den Herzog Raginer von Hennegau'schen Interesse ab und auf französische Seite zu ziehen, wogegen Konrad I. vergeblich einen Feldzug unternahm (912) und bloß Elsaß und Utrecht getreu erhielt. Heinrich I. aber stellte die vorige Verbindung durch Tractate sowohl mit Karl von Frankreich (der sich um deutsche Hülfe

:n seinen Gegner Robert bewarb), als mit Rudolf von Burgund (der
l gefangen hielt) nicht nur wieder her (921, 923, 935), sondern be-
gte sie noch durch Vermählung seiner Tochter Gerberge mit Raginers
)n, Giselbert. Kaiser Otto I. erhielt Lothringen bei Deutschland ge-
Ludwig IV. von Frankreich und ertheilte es Otto, Grafen von Ver-
(939), nach dessen Tode seinem Schwiegersohne Konrad von Fran-
(943), nachmals aber wegen dessen Empörung seinem eigenen Bru-
Bruno, Erzbischof von Köln (954). Demselben wurden zwei andere
zöge untergeordnet: der eine (Gottfried) sollte das Land an der Maas,
andere (Friedrich) das an der Mosel regieren. Von dieser Zeit an
lte sich das Herzogthum, das vereinigt zu mächtig schien, in Nieder-
hringen (Lotharingia Mosana oder Ripuaria, zwischen dem Rhein,
as und Schelde) und Ober-Lothringen (L. Mosellana, zwischen
Rhein und der Mosel bis an die Maas). Otto II. schützte ihren
itz in einem Krieg gegen Lothar von Frankreich (978), dessen Bru-
Karl er mit Nieder-Lothringen belehnt hatte. Auch die nachfolgen-
Kaiser erhielten Lothringen in lehnsherrlicher Verbindung mit dem
tschen Reich, wenngleich nicht ohne manchen Streit. So ergriff Gott-
d II. von Nieder-Lothringen, dessen Vater, Gozelo, beide Herzogthümer
ffen hatte, die Waffen gegen Heinrich III. (1044), weil dieser Ober-
hringen nicht ebenfalls an ihn, sondern an Adelbert von Elsaß und
h dessen Ermordung, an seinen Brudersohn Gerhard (den Stamm-
er aller nachmaligen Herzöge von Ober-Lothringen) vergab, sowie er
selbst seines Herzogthums entsetzte. Die hierdurch entstandenen Hän-
dauerten bis zu Heinrichs Tode fort und endigten sich erst unter
:mittelung des Papstes Victor II. durch einen Vergleich mit der Kai-
n Agnes und der Restitution des Herzogthums (1056). Die in die-
Zeit mächtiger und unabhängig werdende Geistlichkeit riß bedeutende
icke von Lothringen ab, zu welchem ehedem ein großer Theil der Kur-
stenthümer Mainz, Köln und Trier und das Bisthum Lüttich gehör-
Ebenso machten sich die Grafen von Flandern, Hennegau, Holland,
abant, Jülich, Kleve, Geldern und Elsaß nach und nach unabhängig
) rissen ihre Länder von Lothringen los. Karls I. Tod veranlaßte ei-
1 Successionsstreit zwischen dem Gemahl seiner Tochter, Isabella, Re-
us I. von Anjou (der das Herzogthum Bar und die Herrschaft Guise
aß), und seinem Brudersohn Anton, Grafen von Vaudemont. Re-
us erhielt zwar, nach einem günstigen Ausspruch des baseler Conci-
ms, die Belehnung vom Kaiser Sigismund, gerieth aber nach einem
glücklichen Treffen in die Gefangenschaft seines Gegners (1431); wor-
f die Sache endlich dahin vermittelt wurde, daß Antons Sohn, Fried-
h, sich mit Renatus und Isabellas Tochter, Jolantha, vermählte (1444).
r Sohn aus dieser Ehe, Renatus II., vereinigte somit die Länder sei-
: väterlichen und mütterlichen Vorfahren wieder. Er hatte gegen
rl den Kühnen von Burgund zu kämpfen und ist der Stifter des Lo-
ringischen Hauses, dessen Hauptlinie sein Sohn Anton fortsetzte, ein
benzweig sich aber in Frankreich ausgebreitet und die berühmte Fa-
lie der Guisen gestiftet hat. Antons jüngerer Sohn, Nicolaus, bekam
s Herzogthum Mercoeur, sein ältester, Franz, folgte ihm (1544) und
ch einem Jahr schon sein Enkel Karl II. Unter diesem bemächtigte sich
r französische König Heinrich II., bei den damaligen Religionshändeln

in Deutschland, der Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun (1552), über deren Besitz Frankreich nachmals im westfälischen Frieden die Bestätigung erhalten hat. Sein älterer Sohn, Heinrich II., der mit ihm regierte (1608—24), hatte seinen Neffen und Schwiegersohn, Karl III., zum Nachfolger, dessen Regierung eine lange Kette heftiger Streitigkeiten mit dem französischen und kaiserlichen Hofe ist, worüber er endlich sein Land an Frankreich verlor (1670), zu dessen Besitz sein Vetter, Karl IV. Leopold, Kaiser Leopolds Schwager, wegen der harten Bedingungen im nimweger Frieden, nicht gelangen wollte (st. 1690). Erst sein ältester Prinz, Leopold Joseph Karl, wurde im Frieden zu Rijswick restituirt (1701), doch mußten alle Befestigungen von Nancy, Saarlouis u. s. w. geschleift werden, und noch andere Vortheile bedung sich Frankreich aus. Der restituirte Herzog hinterließ (1729) die Regierung seinem ältesten Prinzen, Franz Stephan. Die streitige Königswahl in Polen, nach August II. Tode 1733, gab Veranlassung, daß Lothringen an Frankreich kam. Als nämlich der König Stanislaus Leszinski, dessen Tochter mit Ludwig XV. vermählt worden war, dem König August weichen mußte, wußte Ludwig XV. seinem Schwiegervater das zuvor früher in Besitz genommene Herzogthum Lothringen zu verschaffen, was demselben auch in dem zu Wien 1735 geschlossenen Frieden bestätigt wurde, mit der Bestimmung, daß nach Stanislaus Leszinsky's Tode das Herzogthum ganz an Frankreich fallen sollte, wogegen letzteres Sitz und Stimme auf den Reichstagen des deutschen Reichs verleistete. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen erhielt das Großherzogthum Toscana zur Entschädigung. Stanislaus Leszinsky starb 1766, worauf Ludwig XV. von Lothringen Besitz nahm. Obgleich das Haus Lothringen von diesem Lande nichts, als Titel und Wappen behielt, hatte es doch fortwährend Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe unter dem Namen Nomeny. Die Grenzen zwischen Lothringen und den deutschen Reichslanden sind von 1766 an vielfältig verändert worden, und noch im Jahre 1789 überließ Zweibrücken an Frankreich Theilgen das Amt Langenkandel. In Folge des zweiten pariser Friedens erhielt Preußen von Lothringen und zwar vom Moseldepartement die Cantone Saarlouis und Tholey (wovon wieder 1815 mehre Ortschaften an Sachsen-Koburg und 1827 die Dörfer Merten und Biblingen an Frankreich getreten sind) und einige Gemeinden der Cantone Rehlingen und Forbach. Das spätere Lothringen grenzte an das Elsaß, die Franche-Comté, die Champagne, Luxemburg, die jetzige preußische Rhein-Provinz und den Rheinkreis des Königreichs Baiern. Es enthielt 479 QM. mit 1.220,000 Einw. und bildet gegenwärtig die franz. Depart. Maas, Wasgau, Mosel und Meurthe. Die beträchtlichen Wälder und Berghöhen, unter der Wasgau der wichtigste ist, sind zur Viehzucht geschickt und enthalten viel Wild (darunter auch Wölfe); auch gewinnt man Kupfer, Eisen, Zinn und etwas Silber. Dabei gibt es Salz- und Mineralquellen und fischreiche Seen. Wegen des steinigen und größtentheils magern Bodens liefert der Ackerbau nicht den Bedarf für die Einwohner, daher der größte Theil von Gerstenbrot und Kartoffeln lebt; man treibt auch starken Weinbau (doch ist der Wein von keiner besondern Beschaffenheit). Die Hauptflüsse sind: die Maas, die Mosel, die Saar und die Saone, welche letztere nur die lothringische Grenze berührt. Die Einwohner, deren

den sich von jeher als gute Soldaten gezeigt; sie sind eifrige Bekenner
kathol. Kirche. Ihre Sprache ist die französische, bis auf das soge-
nnte deutsche Amt, wo deutsch geredet wird. Der Stamm des Volkes
unläugbar deutsch. Lothringen hat mehre bedeutende Städte; die vor-
glichsten sind: die Hauptstadt Nancy, Luneville, Metz (s. d.);
ul, leicht befestigt, an der Mosel, mit etwa 7000 Einw., dessen Dom-
che zu den schönsten in Frankreich gehört; Bar le Duc, ehemals der
uptort des Herzogthums Bar; Chateau Salins, Dieuze und Moyen-
, in geringer Entfernung von einander, mit so guten Salzquellen, daß
s Gradiren nicht nöthig ist (die Schweiz und die Niederlande werden
n hier aus mit Salz versehen); Plombieres, welches seiner seifenarti-
n, sanft eröffnenden Quellen wegen ein berühmter Badeort ist; die
stungen: Verdun an der Maas, Longwy, Bitsch (s. d.) u. a.; endlich
s Dorf Dom Remy, der Geburtsort der Jungfrau von Orleans. — Die
chkommen des Herzogs Claudius von Lothringen sind ausgestorben.
er letzte männliche Zweig dieser Linie, Karl Eugen, Herzog von Loth-
igen-Elbeuf, k. k. General der Cavallerie, geb. den 25. Sept. 1751,
r im Anfang der franz. Revolution als Prinz von Lambese das Re-
ment Royal Allemand commandirte und dann in östreich. Dienste ge-
ten war, starb zu Wien den 21. Nov. 1825. Die Nachkommen des
erzogs Anton regieren in Oestreich, Toscana und Modena. S. Henri
lenne's „Resumé de l'histoire de Lorraine" (Paris 1825).

Lotich (Lotichius), 1) (Pet.), geb. zu Schlüchtern 1501; wurde
34 Abt des Klosters Einsiedel zu Schlüchtern und wollte daselbst die
eformation einführen; begann dieselbe mit Bewilligung sämmtlicher Con-
ntualen und brachte sie 1542 zu Stande; st. 1567. Seine von Lotich
herausgegebenen „Opuscula" (Marburg 1640), haben kein Interesse.
(Pet.), des Vor. Neffe und als Secundus von ihm unterschieden, geb
Salmünster 1528; studirte Medicin zu Marburg, dann in Wittenberg
ter Melissus, Camerarius und Melanchthon Philosophie, alte Spra-
en, Beredtsamkeit und Poesie, diente alsdann unter den Truppen des
hmalkaldischen Bundes, machte als Führer einiger reichen Jünglinge
eisen durch Frankreich und Italien und benutzte diese zu medicin. Stu-
en auf den berühmtesten Universitäten beider Länder, sodaß er in Pa-
ia den Doctorhut empfing. Er kehrte 1557 zurück und starb als Prof.
r Medicin zu Heidelberg sehr jung, den 7. Nov. 1560, wie man sagt,
n einem Liebestranke, der ihm in Bologna credenzt worden war. Seine
tein. Gedichte, namentlich die „Elegien", in denen er mit Ovid wett-
ferte, geben ihm einen Platz unter den größten lat. Dichtern der neuen
Zeit. Die von ihm veranstaltete Ausg. seiner „Poemata", 1551, ist
hr selten. P. Burmann gab sie Amsterdam 1754 (2 Bde., 4.), und
retschmar (Dresden 1775) heraus, übers. von E. F. Köstlin, heraus-
egeben von Fr. Blume (Halle 1736). 3) (Joh. Pet.), Enkel des Vor.,
eb. zu Neuheim 1698; studirte Medicin, promovirte zu Basel 1616,
ard 1624 gräfl. hanauischer Hofmedicus, erhielt dann noch mehre ärzt-
che Anstellungen, auch Professuren zu Rinteln, Marburg und Herborn,
setzt wurde er zu Frankfurt Rath und Historiograph Kaiser Ferdinands
II.; st. das. 1669. Auch er ist als lat. Dichter bekannt. Sein „Vade-
ecum s. epigrammatum novor. centuriae II." erschien (Frankf. a. M.
625, 12.); „Bibliotheca poetica" (4 Thl., ebend. 1625—28); gab auch

u. A. des Petronius „Satyricum“ (ebendaſ. 1629, 4.), herausg. u. A. Als mediciniſche Schriften von ihm verdienen Bemerkung: „Gymnasiarchia“ (Rinteln 1630, deutſch überſetzt Frankfurt a. M. 1645); „Medicilorum et observ. med. libri VI“ (Ulm 1644, auch 1658, 4.); „Medicasei nequitia“ (Frankf. 1648); als Geſchichtswerk iſt das bekannte „Rerum germanicarum ad ann. 1617—43 gestar.“ (2 Thle., Frankf. a. M. 1646—50, Fol.); auch gab er den 5. Theil des „Theatri Europaei“ (ebend. 1647, Fol.), heraus.

Lotos, Lotus, eine Pflanze, die den Aegyptern und Indiern heilig war und die Metamorphoſe bezeichnet. Aus Wiſchnu's Nabel, dem Symbole der Erzeugung, entſpringt der Styl des Lotos, deſſen runde Blume, der Schauplatz der Erde und des Menſchengeſchlechts, auf den Waſſern ſich wiegt. In der Mitte der Blume erhebt ſich der Fruchtten oder Lingam, Meru genannt, als das Hochland der Erde; die thenblätter der Blüthenkrone bezeichnen die 4 Hauptländer nach den gegenden, die Halbinſel. (S. Ritter's „Erdkunde“.) In den Iſisbezeichnet ſie nach Sickler das Verweilen im Dunkel und Erhebung Seele zum Licht. (Vgl. Indiſche Mythologie.)

Lotterie (von Lot, d. i. Loos), ein öffentliches Glücksſpiel. Lenlotterie oder Lotto (lotto di Genova) wurde von den Genuefunden; man warf nämlich bei der Rathswahl die Namen der daten in einen Topf, nachher in ein Glücksrad, und machte dieſe Wahlen Wetten, zu denen endlich der Staat die Bank Man ſagt, daß ein Rathsherr, Benedetto Gentile, 1620 dieſes erſt eingeführt, und daß, weil dieſes Gentile Name zufällig worden, der Volksglaube geherrſcht habe: er ſey ſammt ſeinen zur Strafe für die unglückliche Erfindung vom Teufel geholt Späterhin nahm man ſtatt der Namen wählbarer Nobili Zahlen, bildete ſich das jetzige Lotto. Der Grund deſſelben beſteht in den von 1 bis 90, wovon an dem Zahlungstage allemal 5 Zahlen werden. Jeder der Einſetzenden wählt ſich aus 90 Zahlen eine Anzahl von Nummern, meldet ſich bei einem Collecteur und gibt welcher Summe er jede ausgewählte Zahl und auf welche Art winns er ſie beſetzen will, worüber er ein gedrucktes Loos erhält dieſer Lotterie ſind 4 Arten der Gewinne: 1) ein ſogenannter (Auszug), welches nur eine Zahl unter den herausgezogenen fordert, und wobei der Einſatz 14 Mal als Gewinn an den den bezahlt wird. Hierbei gewinnt das Lotto 16 Proc., weil 17 auf einen Treffer kommen; 2) die Wette, wenn man mit dem gleichſam wettet, daß von den ausgewählten Zahlen eine die erſte, dritte, vierte oder fünfte Stelle in der Ordnung der Herausziehung werde. Tritt dieſer Fall bei der Ziehung ein, ſo erhält der den Einſatz der Wette 67 Mal vom Lotto ausgezahlt. Hierbei das Lotto ungefähr 25 Proc. 3) Ein Ambo (eine Ambe) iſt, wenn unter den herausgekommenen Zahlen zwei derſelben getroffen hat, der Mitſpielende den Einſatz 240 Mal als Gewinn vom Lotto Hierbei gewinnt daſſelbe 37 Proc., weil 399 Nieten auf einen fallen. Endlich 4) ein Terno (Terne), wobei das Lotto 54 Proc. winnt, indem 11.347 Nieten auf einer Treffer kommen, muß herausgezogenen 5 Zahlen drei treffen und gewinnt alsdann den

)0 Mal. Die Quaternen und Quinternen sind eine neuere Erfindung
) selten in der Anwendung, weil bei denselben das Lotto 88 Proc.
) mehr gewinnt. Das Lotto wurde überall von der Menge mit einer
zur Spielwuth wachsenden Theilnahme aufgenommen. Weise Regie-
gen sahen bald die Verderblichkeit des Lottos ein, hoben es auf oder
pönten den Einsatz scharf. Beim offenbaren Vortheile der Lottobänke
dennoch das launische Glück durch Ternen und Quaternen manche
t Umsturz oder doch nahe daran gebracht, und sie pflegten sich daher,
nn die Zahlen zu stark besetzt wurden, dadurch zu sichern, daß sie
he vor der Ziehung für gestrichen erklärten und keinen Satz darauf
ter annahmen. Auch haben Betrüger durch Gewaltritte und Brief-
ben diejenigen Lottos bedroht, deren entfernte Nebenbureaus noch Sätze
unehmen pflegten, wenn im Hauptbureau schon die Ziehung vorge-
nmen wurde. In Würtemberg wird kein Lotto geduldet. 2) Die Ent-
ung der eigentlichen Lotterie, auch Classen-Lotterie genannt,
nn sie in Classen abgetheilt ist, ist älter als die des Lottos. In der
nischen Geschichte findet man mehre Beispiele, daß die Kaiser durch
e Art Lotterie dem Volk Geschenke machten. Man schrieb die zu ver-
ilenden Geschenke auf Stückchen Holz, warf sie nach den Schauspielen
ter das Volk, und Diejenigen, welche ein solches Lotterieloos erhascht
ten, erhielten Das, was darauf stand. Nero und Titus gaben dem
lke oftmals solche Feste; die Loose gewannen Lastthiere, Sklaven, kost-
e Gefäße, prächtige Kleider oder Geldsummen. Der Kaiser Heliога-
vergnügte sich durch Lotteriespiel mit seinen Vertrauen und dem Volke.
ließ die Gegenstände, welche er vertheilen wollte, auf Muschelschalen
reiben, und Officiere warfen unter die Menge. Aber um sehr Spaß
machen, gab er mehr lächerliche, als wirklich nützliche Geschenke. So
ielt Einer 100 Goldstücke und ein Anderer 100 Blasen; Einem gab
1000 Silberstücke und einem Andern ein Pfund Rindfleisch; Dem 10
zen Gold, Jenem 10 Salatstauden; Einer gewann 10 Bären, ein An-
er 10 Eier, Einer 10 Kameele, ein Anderer 10 Heimchen; Einer 10
egen, ein Anderer 10 Strauße. Viele Muscheln gewannen gar nichts.
npridius erzählt, dieses Spiel habe dem römischen Volke gefallen, daß
bloß aus diesem Grunde den Heliogabal gern zum Kaiser hatte, ob-
ich er ein verächtlicher Narr, ein abscheuwürdiger Tyrann, ein Unge-
ter war. Man könnte auch sagen, die Theilung der Beute bei den
en Franken sey ebenfalls eine Lotterie gewesen, weil man sich des
oses dabei bediente. Clovis wünschte nach der Einnahme von Rheims
sich ein kostbares Gefäß, und einer seiner Begleiter sagte zu ihm:
)u wirst erhalten, was dir das Loos beschert". — Schon 1521 soll
Rath von Osnabrück eine Waarenlotterie errichtet haben; so auch
Frankreich, wo unter Franz I. dergl. Waarenlotterien gegen bestimmte
gaben, unter obrigkeitlicher Aufsicht, Kaufleuten erlaubt wurden. Zu
orenz wurde 1530 eine Geldlotterie errichtet; in Venedig kommt 1571
öffentlicher Beamter als Aufseher über die Lotterie vor. Aus Ita-
n kamen die Lotterien nach Frankreich u. d. N. Blanque (vom ital.
inca; weil die meisten Loose Nieten, leeres, weißes Papier [carta bianca]
ren). 1582 und 1588 errichtete Louis de Gonzaga eine solche Blan-
e in Paris zur Ausstattung armer Mädchen von seinen Gütern, und
56 versuchte Lorenz Tonti (von welchem die Tontinen den Namen haben)

die Einrichtungen einer großen blanque royale, welche aber erst [illegible] zu Stande kam. Seit dieser Zeit gab es in Frankreich nur [illegible] royales, deren Ertrag gemeiniglich zu öffentlichen Gebäuden [illegible] wurde. Den 22. Febr. 1828 hob der König von Frankreich, auf [illegible] Vortrag, das Lotto, welches in 8 Depart. noch nicht eingeführt [illegible], in 28 andern, wo es sich befand, auf, und erhöhte den geringsten [illegible] in den übrigen Depart. von 20 Centimen auf 2 Fr. In England kommt die erste Lotterie 1567 bis 1568 vor, von welcher man [illegible] antiquarischen Gesellschaft in London zum Besten der englischen [illegible] und eine 1680 dem Unternehmer einer Wasserleitung gestattet. [illegible] dem Canning'schen Ministerium wurde die Lotterie auf immer abgeschafft und als nachtheilig für die Wohlfahrt der Nation in der Staatsökonomie gestrichen. In Amsterdam wurde 1549 eine Lotterie zur Erbauung [illegible] Kirchthurms gezogen, und 1595 zu Delft. In Hamburg 1653 auf [illegible] holländischer Weise und in Nürnberg 1699 die erste Classenlotterie [illegible] richtet, und in Berlin die erste 1740 gezogen. Die mehrsten neuern [illegible] schen Lotterien werden classenweise gezogen, um durch allmälige [illegible] gen Einsatz zu erleichtern; die große hamburger ist bei Einer [illegible] stehen geblieben. Neuerer Zeit sind auch die Waarenlotterien ohne [illegible] unter obrigkeitlicher Aufsicht häufiger geworden, und eine der dreisten, wobei man über dem Scherz am Ende den Betrug verzieh, wurde [illegible] mehren J. vom Buchhändler Füldner zu Kamburg, einem Städtchen [illegible] Herzogthum Altenburg, unternommen. Er kündigte neben einer [illegible] lotterie ein schönes Mädchen, u. d. N.: Aurora Fortuna, mit [illegible] als höchsten Gewinn an; allein das Publicum wurde betrogen, [illegible] Schöne blieb unsichtbar; der Unternehmer führte die Braut selbst [illegible] Hause. Die Hauptlotteriedirection gibt nur ganze und ungetheilte [illegible] aus und nimmt bei der Zahlung der Gewinne nur solche an; die [illegible] lecteurs aber vertheilen sie zur leichtern Verbreitung in halbe, [illegible] Achtel und sogar in Sechszehntel. In einigen Landen geht die [illegible] der Collecteurs so weit, daß sie ganze und getheilte Looſe auf eine [illegible] wisse Zahl von Ziehungen vermiethen, d. h. nur verbindlich sind, [illegible] Gewinn, der auf die Nummer fallen kann, zu zahlen, wenn die Nummer [illegible] in den stipulirten Ziehungen herauskommt. Bleiben die Hauptgewinne [illegible] lange in dem Glückstopfe, sodaß sich die Wahrscheinlichkeit, solche ziehen zu können, steigend vermehrt, so herrscht ein großer Wucher im Ein- [illegible] und Verkauf der Looſe, und es gibt Fälle, wo in den letzten Ziehungen der ursprüngliche Preis zehn und zwanzig Mal gefordert wird. — Neuere Zeit sind, namentlich in der östreich. Monarchie, im Königreiche Sachsen und im Mecklenburgischen, die Güterlotterien aufgekommen, und ganze [illegible] ken, Rittergüter, ja ganze Herrschaften unter öffentlicher Genehmigung und gewöhnlich unter Bürgschaft bedeutender Handelshäuser, welche die Debitirung übernahmen, ausgespielt worden, um den verschuldeten Besitzern großer Güter zum Arrangement zu helfen. Gewöhnlich hat man damit eine Geldlotterie verbunden, und unter gewissen Umständen kann dieses das zweckmäßigste Mittel seyn, Concurse über große Güter zu legen, welche im gewöhnlichen Wege der Veräußerung zum Schaden der Gläubiger weit unter dem Werthe versilbert werden. Staatswirthschaftlich betrachtet (denn das Recht muß Lotto und Lotterien für gute Geschäfte an sich erkennen), ist es allemal für die Ehre der Regie-

deutlich, wenn sie zu solchen Mitteln, die Staatseinkünfte zu vermeh-
n, schreitet, und selbst die gewöhnliche Bestimmung des Ueberschusses
i wohlthätigen Zwecken kann die Zweideutigkeit der Sache nicht heben.
Diejenigen Lotterien, welche mit einer Ziehung sich endigen und über-
haupt einen etwas bedeutenden Einsatz erheischen, haben den Vorzug,
daß sie den ärmern Volksclassen den Zutritt erschweren. Unter allen
Glücksspielen hat die Lotterie den Vortheil, daß der Spielende weder
viel verliert, noch sich dem raschen Wechsel der Gemüthsbewegung aus-
setzt. In neuern Zeiten hat man Lotterien mit den Staatsanleihen ver-
bunden. Wenn nämlich der Credit des Staats schwach, oder der Zins-
fuß im Staate hoch ist, sucht man die Capitalisten zu reizen, dem Staate
ihr Geld zu geben, indem man sie außer den landesüblichen Zinsen noch
eine Prämie durch die Lotterie hoffen läßt. Kann z. B. eine Regierung
nur ungewiß oder gar nicht Geld zu 7 Procent finden, so kann sie doch
ihre Anleihe zu 4 Proc. eröffnen, die 3 übrigen Proc. aber, die sie gern
noch geben will, unter die Darleiher durch eine Lotterie vertheilen und
dadurch ihren Zweck erreichen. Denn nun reizt die Hoffnung Viele, neben
der sichern Unterbringung ihrer Capitale zu 4 Proc. auch noch das große
Loos in der Lotterie zu gewinnen, stärker, als es das Anerbieten von 7
Proc. thut. So wurden in Oestreich, Dänemark, Baden u. a. Staaten,
so für die preuß. Staatsschuldscheine, die auf dem Markte nur 70 Proc.
galten, zu ihrem vollen Nominalwerthe verkauft werden.

Loudon, s. Laudon.

Louisd'or. Zuerst prägte diese König Ludwig XIII. von Frankreich.
In Frankreich sind längst die wichtigen mit heller Goldfarbe einge-
schmolzen, es laufen aber desto häufiger nach dem Nennwerth von 5 Rthlr.
die unterwichtigen in dem norddeutschen Viehhandel noch immer um, ohne
daß Oldenburgs und Hanovers Polizei von diesem Mißbrauch Notiz neh-
men. Preußen, Sachsen, Hanover, Braunschweig und Kurhessen ließen
Louisd'or gleicher Währung, jedoch rötherer Farbe prägen. Sie sind
im Geld- und Handelsverkehr dieser Staaten häufiger als das neuere
franz. Gold in 24 Livres und 20 Frankenstücken. Die im Palsirgewicht
vollwichtigen preußischen, sächsischen, hanoverschen, braunschweigischen und
kurhessischen Louisd'or nach der Währung der Goldmünzen Ludwigs XIII.
gelten gemeiniglich 5 Thlr. 13 Gr. Conventionsmünze oder 5 Thlr.
20 Sgr. preußisch.

Louise (Auguste Wilhelmine Amalia), Königin von Preußen, Toch-
ter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz und der Prinzessin Frie-
derike Karoline Louise von Hessen-Darmstadt, geb. zu Hanover 1776,
wo damals Herzog Karl Gouverneur war, verlor im 6. Jahre ihre
Mutter, erhielt aber anfangs von einem Fräulein von Wohlzogen und
dann unter den Augen ihrer Großmutter zu Darmstadt eine treffliche
Erziehung. Ein heller Verstand, ein frühes frommes und ernstes Stre-
ben nach allem Wahren, Guten und Schönen war ihr von Kindheit an
eigen. Diese auszeichnenden Eigenschaften wurden mit großer Sorgfalt
ausgebildet und sie gewann durch Güte und Wohlwollen die allgemeinste
Zuneigung. Schon früh vermied sie die Täuschung des Scheins, daher
war ihr Blick so ruhig und klar. Früh schon war sie gewöhnt, alles
Sichtbare, Irdische, an ein Unsichtbares, Höheres, und das Endliche an
das Unendliche zu knüpfen. Kein äußerer Glanz und kein äußeres Ge-

wirre konnten sie in ihrer immer stillen Welt stören, und so im Glauben und Vertrauen eines kindlichen Gemüths erreichte sie jene schöne Weiblichkeit, wovon sie das Abbild war. Die Nähe des Kriegs bewog die Prinzessin Louise 1792, sich zu ihrer Schwester, der regierenden Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, nach dieser letztern Stadt zu begeben, wo sie bis zum Frühjahr 1793 blieb. Die Rückreise über Frankfurt brachte die Prinzessin und ihre jüngere Schwester (jetzige Herzogin von Cumberland) in die Nähe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und seines Bruders Ludwig und kurz darauf (den 24. Juli 1793) kam zwischen beiden Brüdern und beiden Schwestern eine Verbindung zu Stande; die Vermählung erfolgte jedoch erst am 24. December. Ihre Schönheit, ihre Huld, der Besitz vieler weiblichen Tugenden in Verein mit der Frömmigkeit gewann ihr alle Herzen, sie war das Muster aller edlen Frauen. Nachdem Louise am 7. Oct. 1794 von einer todten Prinzessin entbunden worden war, gebar sie am 15. Oct. 1795 den jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Durch die am 16. Nov. 1797 erfolgte Thronbesteigung ihres Gemahls wurde sie die Landesmutter aller Preußen und erwarb sich durch Huld, Herablassung, Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit die Liebe aller Unterthanen. Bis 1805 floß ihr Leben dem klaren Bache gleich, der sich zwischen Blumenufern fortwälzt, ruhig dahin. Mitten im Prunke des Hofes wußte sie das Glück stiller Häuslichkeit zu bewahren. Als aber im bemerkten Jahre Napoleon den Plan, Europa zu unterjochen und die Völker zu zermalmen, nicht allein entwarf, sondern auch durch den Krieg gegen Oestreich und Rußland ausführte; als man daran, daß er seine Heere durch das neutrale preuß. Gebiet führte, seinen Sinn und Trachten erkannte, wurde, weil sie die Zukunft durchschauete, ihre Seele mit tiefem Ernst und Besorgnissen erfüllt. Allmälig fing ihre Gesundheit zu wanken an. Die Trauer, die sie über den Verlust eines ihr lieben Kindes, als im Frühling der Prinz Ferdinand starb, empfand, vermehrte ihre kränklichen Zufälle. Sie nahm ihre Zuflucht zu den Heilquellen von Pyrmont, wo sie ihren Vater und ihren ältesten Bruder fand, sowie ihre vertrauteste Freundin, die Erbprinzessin von Weimar. Am Geburtstage des Königs kam sie nach Charlottenburg zurück, und erfuhr, was ihr der König aus zärtlicher Besorgniß für ihre Gesundheit verschwiegen hatte, daß der Krieg gegen Napoleon beschlossen sey. Sie folgte ihrem Gemahl nach Thüringen; aber wie beugten sie die unglücklichen Tage von Auerstädt und Jena, den 14. Oct. 1806, nieder! Napoleon, nicht zufrieden mit seinem Siege, wagte es nun auch, die Tugend der Königin mit dem Gift schändlicher Verleumdung zu beflecken. Aber die Kraft der Wahrheit machte die Lüge zu Schanden. Im Anfange des Decembers des erwähnten Jahrs war der König mit ihr nach Königsberg gekommen. Die niederschlagenden Nachrichten, die aus ihren Ländern gekommen, schwächten immer mehr ihre Gesundheit. Ein Nervenfieber brachte sie nah dem Rand des Grabes, und kaum fing ihre Besserung an, als die Franzosen sich Königsberg näherten. An einem trüben Wintertage mußte sie über den Strand, in einem Wagen liegend und in Betten eingehüllt, in 2 Tagen nach Memel gebracht werden. Dort erholte sie sich nach und nach im Kreise ihrer Familie und weil ihre Unterthanen ihr noch fortdauernde Beweise ihrer Treue und Anhänglichkeit gaben. Die Schlacht von Friedland

vernichtete die schwachen Hoffnungen. Um bei den Friedensverhandlungen zu Tilsit in ihrer Gegenwart einen leidlicheren Frieden zu bewirken, ließ sie sich überreden, ins Hauptquartier zu gehen. Sie hielt dieß auch für Pflicht und konnte in der Glorie ihrer Reinheit vor den giftigen Verleumder hintreten. Allein Napoleon empfing sie gemein und tückisch. Preußen mußte den Frieden mit großen Opfern erkaufen; denn die preuß. Grenzen gingen nur bis an die Elbe. Weil sich ihr Gemahl aber nicht mit Napoleon verband, und nicht seinen treuen Verbündeten, Rußland, verließ, war es ihr fester Glaube, daß diese Handlungsweise des Königs Preußen Glück bringen werde. Zu Ende 1807 ging sie wieder mit ihrer Familie nach Königsberg, wo sie im Febr. 1808 von der Prinzessin Louise entbunden wurde. Die Heiterkeit ihres früheren Lebens kehrte aber nie mehr in ihr Gemüth zurück. Die schreiende Ungerechtigkeit, womit Frankreich noch immer Preußen behandelte, beugte sie sehr, und wie viel ließ ihr die Zukunft befürchten! Doch fand sie einen mächtigen Trost in sich selbst, denn ihr Wahlspruch war: „Recht, Glaube, Liebe". Denselben ließ sie auf ein Pettschaft stechen. Am 23. Dec. 1809 kam sie wieder nach Berlin zurück. Sechszehn Jahre früher hatte sie an demselben Tage und in derselben Stunde ihren Einzug in die Königsstadt gehalten. Die Liebe des Volkes begegnete ihr auf jedem Schritte. Allein die höhnenden Drohungen wegen des Rückstandes einer unerschwinglichen Contribution, und die Besorgniß, daß, wenn diese Herrschaft ferner bestehen würde, der preuß. Staat ein Ende nehmen würde, umflorten ihr Gemüth immer mehr. Die Besorgniß um das Leben ihrer gefährlich kranklegenden Tochter kam noch hinzu. Sie hoffte, einige Erholungen zu finden im väterlichen Hause und reiste, dem Anschein nach völlig gesund, den 25. Juni 1810 auf das Lustschloß Hohenzieritz, wurde aber nach wenig Tagen von einem heftigen Brustfieber befallen; alle ärztliche Hülfe, alle Pflege treuer liebenden Verwandten war umsonst. Am 19. Juli des Morgens 4 Uhr, kam der König von Berlin an, um sie sterben zu sehen. Schon um 9 Uhr verschied sie. Der König drückte ihr die Augen zu, holte seine beiden ältesten Söhne und zeigte ihnen die Leiche der geliebten Mutter. Wenige Augenblicke vor ihrer Auflösung fing sie an, dieselbe zu ahnen, und als der Uebergang in eine andere Welt sich ihr nahte, da flehte sie nur die ewige Liebe an um einen kurzen Todeskampf. Die Trauer um sie war überall, selbst in den dem preuß. Scepter entrissenen vormals preuß. Provinzen, groß, und noch hat die Zeit sie nicht vernichtet. Verstandesbildung und Herzensgüte, Hoheit und Milde, weibliche Anmuth und der edeldenkende Ernst forschender Wahrheitsliebe zeichneten sie aus. Sie war herablassend, zuvorkommend, hülfreich und Gattin und Mutter treu und beglückend im häuslichen Kreise, ja als solche war sie das Vorbild für alle Gattinnen und Mütter; erfüllt mit Andacht und wahrer christlicher Frömmigkeit. Vorzüglich war sie von der Seite ein Muster, daß sie umgeben vom Glanze demüthig — und voll Mitleids und Erbarmens beim Anblick jeder Noth und jedes Kummers war, und — daß sie die schweren Leiden des unglücklichsten Verhängnisses in den Jahren 1806—1810 voll Ergebung so erduldete, wie dazu echte Religiosität und ein reines Bewußtseyn nur fähig machen können. Am Morgen des 19. Dec. wurden die theuern Ueberreste in dem einfach geschmackvollen Grabmale, welches der König im Schloßgarten

zu Charlottenburg hatte erbauen lassen, bestätigt. Hier sieht man ihr Denkmal und ihre Statue, sie schlummernd darstellend, von Rauch. Ihrem Andenken ist die Louisenstiftung geweiht. In der Schrift der Frau v. Berg, welche 1814 unter dem einfachen Titel „Louise die Königin" in Berlin erschien, lernt man die königl. Frau durch ihre Briefe aus der verhängnißvollen Zeit von 1806 und 1807 und durch die Erzählung ihrer auch im Unglück königlichen Haltung und ihres großsinnigen Betragens bei der Zusammenkunft mit Napoleon zu Tilsit ganz kennen und würdigen.

Louise Ulrika, Königin von Schweden, T. des Königs Friedrich Wilhelm I. v. Preußen, geb. d. 24. Juli 1720, vermählt zu Berlin d. 17. Juli 1744, starb d. 16 Juli 1782. Männlicher Verstand, einnehmende Beredtsamkeit, vorzügliche Liebe zu den Wissenschaften und eine auch im Tode unerschütterte Geistesstärke charakterisiren diese Fürstin. Seit dem Tode ihres Gemahls, des Königs Adolf Friedrich (1751—71), lebte sie so abgeschieden von der Welt, daß sie selten bei Hofe erschien, wegen Mißverständnissen mit dem Thronfolger. Ihr Leibgedinge betrug 133.000 Thlr. Species. Damit verschönerte sie ihre Paläste, unterstützte Industrie, Künste und Wissenschaften, auch die Armenhäuser. Gleich ihrem Bruder wollte sie die Seidenzucht nach dem hohen Norden ziehen, und Linné unterstützte nach Kräften die Akklimatisationsideen seiner Monarchin. 1753 stiftete sie die schwedische Akademie der Wissenschaften aus eigenem Vermögen. Diese ging daher fast unter, bis Gustav III. sie von Neuem dotirte. Sie gründete ferner die Bibliothek und das Kunstcabinet zu Drotningholm, wovon, sowie von jenem des Königs Adolf Friedrich, Linné eine Beschreibung 1787 in Stockholm herausgab. Hasselquist's in Smyrna versetzte Sammlung ließ sie einlösen und erhielt solche der Naturgeschichte. Auf ihre Kosten gab Linné aus den Handschriften dieses Gelehrten dessen Reise nach Palästina heraus. Sie war eine glückliche Gattin, ertrug aber ungern die Abhängigkeit des Königs vom Reichsrathe. Dieß veranlaßte die Horn'sche Verschwörung. Der König ward noch mehr eingeschränkt, und die großen Familien im Reiche verursachten ihr manche Kränkung. Ihre Söhne waren die Könige Gustav III. und Karl XIII.

Louisiana oder Luisiana, seit 1812 einer der vereinigten nordamerikanischen Staaten, heißt auch Neuorleans, hat mit dem Theile von Westflorida bis an den Perdido einen Flächenraum von 2271 QM. mit 200.000 Einw., darunter 69.000 Sklaven und 10.500 freie Farbige. Louisiana im weitern Sinne umfaßt noch die Staaten Mississippi (seit 1817 aufgenommen; 2135 QM., 200.000 Einw., darunter 33.300 Sklaven und freie Farbige, Hauptstadt Monticello) und Missuri (2840 QM., 90.000 Einw., darunter 13.300 Schwarze, Hauptstadt Jefferson), sowie das Gebiet Missuri (43.000 QM.), in welchem mehr als 40 indische Stämme von der Jagd leben, darunter die Askansaws, Missurier, Yavayer, Osages, Kanseer, Kassinibolen, Sioux, Nadowessier, Jowas, Snakeindier, Grosventres, Flathead u. A. Nachdem der Mississippi bereits 1541 von Ferdinand de Soto entdeckt, aber erst 1682 von Lasalle bereiset ward, schickte Frankreichs König Ludwig XIV. unter Anführung des Letztern eine mit allen zur Anpflanzung nöthigen Bedürfnissen versehene Flotte an den Mississippi. Aber ein großer Theil

Mannschaft war ein Opfer des Klima, und Lasalle selbst von seinen ten ermordet. Hierauf führte ein Edelmann aus Canada, Iberville, 89 eine kleine Anzahl Franzosen an den Mississippi und gab der Co- ie seinem Könige, Ludwig XIV., zu Ehren den Namen Louisiana. ch diese Niederlassung scheiterte an der Unfruchtbarkeit des Bodens d an der Nähe der Wilden und gerieth 1706 bei Iberville's Tode in nzliche Hülflosigkeit. Dessen ungeachtet ließ sich der reiche Kaufmann ozat 1712 auf 12 Jahre ein ausschließliches Privilegium zum Han- l nach Louisiana ertheilen, trat aber dasselbe 1717 an Law (s. d.) ab, r sich nun an die Spitze einer Gesellschaft stellte, welche er für den andel an dem Mississippi errichtet hatte. Da er dem Publikum einen tgeheuern Gewinn von dieser Unternehmung vorgespiegelt hatte, so achte er in Kurzem den aus 100 Millionen bestehenden Fonds zusam- en. Als man aber erfuhr, daß die Colonisten in den Wäldern des ississippi vor Hunger und Elend umgekommen und 25 Millionen Liv- s verschleudert wären, fielen die Actien plötzlich, und die Betheiligten litten einen ungeheuern Verlust. Der Name Louisiana wurde nun ein egenstand des allgemeinen Abscheues. Als nach dem siebenjährigen riege Frankreich 1764 Louisiana bis an den Mississippi an Spanien btrat, erhob diese Macht, welche im ersten pariser Frieden Florida, eine iner Vormauern von Mexico, an England hatte abtreten müssen, das ermeßlich lange und 300 Meilen breite Louisiana zu einer neuen arriere für seine mexicanischen Minen. Allein es ward 1802 im rieden von Amiens genöthigt, Louisiana an Frankreich zurückzugeben. a aber das Land vermöge seiner Lage, seines Klima und Bodens un- er einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarschaft für die ereinigten Staaten hätte werden können, so widersetzte sich der Con- reß seiner Abtretung und erhielt, in Folge eines am 30. April 1803 it Frankreich von Napoleons Minister Barbe-Marbois mit Livingston bgeschlossenen Vertrages, für eine Summe von 15 Mill. Dollars so- ohl die Souverainetät der Stadt Neuorleans und deren Gebiets, als berhaupt das ganze Louisiana auf den Fuß des bisherigen Besitzstan- des Spaniens. Diese Provinz hat gegen S. den mexicanischen Meer- busen, gegen O. den Mississippi und Florida, gegen W. Mexico, von welchem sie der Sabinefluß trennt, und gegen N. das Gebiet von Ar- kansas zur Grenze. Im südlichen Theile ist die Luft im Verhältniß der geographischen Breite wenig heiß, aber die Kälte gegen N. unverhält- nißmäßig strenge; an der Küste entsteht oft das gelbe Fieber. Der fast ganz ebene und fruchtbare, zum Theil sumpfige, sandige und steinige Boden hat Ueberfluß an Kiefern, Cedern und grünen Fichten; viel Wildpret, Büffel, Elenthiere, Damhirsche ꝛc. und hin und wieder An- zeigen von Silberminen und Erzgruben. Ausfuhrartikel sind: Indigo, Zucker, Kaffee, Taback, Baumwolle, Flachs u. a. m. Die vorzüglichsten Flüsse heißen: St.-Pierre, der Moin, der Missuri, der Fluß der Arkan- sas, der Tellowstone und der rothe Fluß (rivière rouge), mit welchem sich der schwarze Fluß und der Ochsenfluß vereinigen. Die Einwohner sind theils Europäer, theils Wilde. Die Hauptstadt Neuorleans hat an 56.000 Einw. Prinz Paul von Würtemberg hat jüngst eine Karte vom Staate Louisiana aufgenommen. S. Brackenridge's „Ansichten von Louisiana", aus dem Engl. (Weimar 1819); Steddart's „Sketches of

Louisiana" (Philadelphia 1818) und Barbé-Marbois's (Pairs v. Frankreich) „Histoire de la Louisiane" (Paris 1828).

Loutherbourg (Philippe Jacques), ein französischer Künstler, der Seestücke malte. Er war zu Strasburg 1728 geboren und starb 1791. Seine Darstellungen von Seeschlachten oder dem wilden Sturme des Meeres sind trefflich. Das Feuer der in Brand gerathenen Schiffe, den Dampf, der sich mit den Wolken vereinigt, die spielenden, sowie die erregten Wellen des Meeres, Untergang der Sonne, oder Mondschein, Landschaften mit Palästen, oder felsigte Ufer sind meisterhaft abgebildet. Er ist ein trefflicher Figurenzeichner und wahrer Colorist.

Louvel (Louis Pierre), Meuchelmörder des Herzogs v. Berri, geb. zu Versailles 1788, verlor seine Mutter in einem Alter von 2 oder 3 Jahren und wurde in der Institution des enfans de la patrie, heutzutage la Pitié, erzogen, dann bei einem Sattler in die Lehre gethan, arbeitete darauf zu Paris und begann seine Wanderjahre durch Frankreich. Schon zu jener Zeit bemerkte man an ihm einen verschlossenen Charakter; übrigens war er ein rechtschaffener und fleißiger junger Mann. 1806 kam er in ein Trainregiment der Garde, erhielt jedoch schon nach 10 Monaten wegen körperlicher Untauglichkeit seinen Abschied. Bei Wiedereinführung der Bourbons befand er sich in Metz und dachte schon damals auf Mordanschläge gegen sie. Am 8. Mai 1814 reiste er von Metz nach Calais, um den König im Augenblicke der Ausschiffung zu tödten. Da ihm dieß nicht gelang, begab er sich nach Paris und von da nach Fontainebleau, in der Meinung, Bonaparte noch zu treffen, um in seine Dienste zu treten; da derselbe aber schon nach Elba abgereist war, folgte er ihm dahin und arbeitete 2 Monate lang bei dem Sattlermeister Bonaparte's. Da er jedoch wegen ökonomischer Verhältnisse seinen Abschied erhielt, ging er nach Chambery bis zur Ankunft Napoleons zu Grenoble, worauf er sich nach Paris begab und eine Anstellung als Sattlerbursche des Kaisers erhielt. Er machte als solcher den Feldzug mit und begleitete Bonaparte bis nach La Rochelle, wo er bis 1816 arbeitete und dann nach Paris zurückkehrte, mit dem festen Vorsatze, den Herzog von Berri, auf dem die Hoffnungen Frankreichs beruhten, niederzustoßen. Während er eine Anstellung im Marstalle des Königs gefunden, zeigte er durchaus nichts, was auf seinen Vorsatz hindeutete; dennoch verfolgte er unausgesetzt die Spuren des Herzogs, bis es ihm den 13. Jan. 1820 gelang, die schwarze That an dem Herzog zu vollziehen, als derselbe gegen 11 Uhr die Oper verließ (s. Berri). Haß gegen die Bourbons war die einzige Veranlassung zu dieser That. Die Vermuthung, als sey Louvel das Werkzeug einer verbrecherischen Faction, ist durch die mit ihm angestellten Verhöre vor der Pairskammer und die Abhörung von ungefähr 1200 Zeugen widerlegt worden. Er gestand, daß seine That ein furchtbares Verbrechen sey; er habe sich allein für Frankreich aufopfern wollen. Louvel's Vertheidiger schützte den Wahnsinn einer fixen Idee (monomanie) vor und berief sich auf die Bitte des sterbenden Prinzen um seines Mörders Begnadigung. Hierauf las Louvel selbst einen mit frechem Trotze abgefaßten Aufsatz zur Vertheidigung seiner That vor. Der hohe Gerichtshof verurtheilte ihn zum Tode. Nach langer Weigerung nahm er den Besuch eines Geistlichen an; allein am Tage seiner Hinrichtung, den 7. Juni 1820, hörte er nicht auf dessen Worte, son-

ern betrachtete die Menge, die schweigend zusah, wie sein Haupt unter er Guillotine fiel. S. d. Advocat Maurice Méjan „Hist. du procès le Louvel, assassin etc.“ (2 Bde., Paris 1820).

Louvet de Couvray (Jean Baptist), geb. zu Paris 1764, ein erühmter franz. Schriftsteller von feuriger Einbildungskraft, trat zuerst n der literarischen Welt auf mit dem geistreichen aber schlüpfrigen Roman „Les Amours du chevalier de Faublas“, der nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande den ausgezeichnetsten Beifall erhielt. Auch hat er sich im Laufe der Revolution als ein muthvoller und patriotischer Volksrepräsentant hervorgethan. Er wagte es 1792 in der Nationalversammlung gegen den Ehrgeiz Robespierre's und gegen die Tyrannen der Bergpartei zu reden. Hierdurch entflammte er aber nur aufs Neue den Haß dieser Faction gegen die Girondisten, mit denen er am 31. Mai 1793 geächtet wurde. Er entfloh aus Paris und durchirrte mit andern Häupter dieser Partei unter tausend abwechselnden Gefahren ganz Frankreich, ohne erkannt zu werden. Er kehrte hierauf wieder nach Paris zurück, wo ihn eine Geliebte, die er u. d. N. Lodoiska aufführt, und die ihm eine treue Gefährtin in allen seinen Leiden und Mühseligkeiten war, lange vor seinen Verfolgern verbarg. Da er auch hier nicht mehr sicher war, flüchtete er auf die Höhen der Juragebirges und hielt sich dort bis nach Robespierre's Fall auf, worauf er in den Konvent zurückkehrte. Er hat diesen Zeitraum seines Lebens in den sehr anziehenden (von Archenholz und K. Fr. Cramer übers.) „Quelques notices pour l'histoire“ beschrieben. Sein vielfach bewegtes Leben, das jetzt von einer Partei in seinem Vaterlande, deren lare Sitten er einst in s. „Faublas“ ziemlich schleierlos hinstellte, mit manchen Anekdoten beschmutzt wird, endete den 25. Aug. 1797. Louvet hat noch andre Sachen geschrieben, von denen mehre Bezug auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs haben. Das von ihm unter Roland's Ministerium herausgeg. Volksblatt „La sentinelle“ soll, wie man jetzt behauptet, viel zu den Vorgängen am 10. Aug. beigetragen haben. Madame Roland charakterisirt in ihren „Memoiren“ Louvet auf folgende Art: „Es ist unmöglich, mehr Geist mit weniger Anmaßung und mehr Gutmüthigkeit zu vereinen; muthig wie ein Löwe, einfach wie ein Kind; gefühlvoller Mensch, guter Bürger, kräftiger Schriftsteller, il peut faire trembler Catilina a la tribune, diner avec les graces et souper avec Bachaumont“.

Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de), Sohn des Kanzlers und Staatssecretairs Le Tellier, geb. den 18. Jan. 1641 zu Paris, ward 1666 in einem Alter, wo Andre kaum in die untersten Stellen eintreten, Ludwigs XIV. Staatssecretair und Kriegsminister. Wenn der Staat des Krieges wegen, der Krieg aber des Kriegsministers wegen nothwendig ist, so kann Louvois als der größte Kriegsminister angesehen werden. Eine umfassende Kenntniß seines Geschäftskreises, tiefe Einsicht in das Wesen der Kriegsverwaltung, ungemein viel Verstand, noch mehr Willenskraft und die rastloseste Thätigkeit zeichnen diesen um die Triumphe der großen Feldherren Ludwigs sehr verdienten Geschäftsmann vor allen seinen Vorgängern aus; aber wenn für jeden Minister richtige Begriffe von Menschenwürde, Staatszweck und Bürgerwohl unbedingt nothwendig sind, so war Louvois kein großer Staatsmann, am allerwenigsten ein guter Bürger oder ein edler Mensch. Louvois's Ver-

dienst um Frankreich ist daher, aus dem wahren Standpunkte betrachtet, sehr untergeordnet, wenn es ihm überhaupt, da er seine seltenen Geisteskräfte selbstsüchtig mißbrauchte, zugestanden werden darf. Nur als Schöpfer, Ordner und erstes Triebrad der nach mathematischen und politischen Berechnungen zusammengesetzten Maschine des Kriegswesens kann man ihn einen Meister in seinem Fache nennen, den sein Werk überlebt hat, und dessen Denk- und Handlungsweise mit ihm nicht ausgestorben ist. Die von Richelieu vernachlässigte franz. Kriegsverwaltung dankte ihm die Einführung der Aufsicht über die Musterungen und eine zweckmäßige Heerschau; unermüdet wachsam und mit eiserner Festigkeit hielt er die Kriegszucht aufrecht und gewöhnte selbst die Feldherren an Gehorsam. Das Genie- und Artillerieweſen erhielten zuerst von ihm jene treffliche Verfassung, die später, bei vollkommener Entwickelung, diesen Waffen so große Vorzüge gegeben hat; doch waren hier Vauban und Colbert seine Mitarbeiter. (Vgl. die Geschichte des franz. Heerwesens in Xav. Audouin's, Historiographen des Kriegsdepots in Paris, „Histoire de l'administration de la guerre", Paris 1811, 4 Bde.). Als Staatsmann betrachtet, war Louvois in dem glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. der Dämon des Kriegs und der Zerstörung. Die Schätze, welche Colbert gesammelt hatte, verschlang die wilde Geschäftigkeit seines Nebenbuhlers. Sein Vater hatte ihn dem Könige als einen jungen Menschen vorgeschlagen, der zur Arbeit tauge, und aus dem sich leicht ein tüchtiger Mann bilden lasse, wenn Sr. Majestät sich die Mühe gäben, ihn zu leiten. Ludwig fühlte sich geschmeichelt, der Lehrer seiner Minister zu seyn; er unterwies Louvois, und dieser benahm sich ganz als Anfänger. Während aber der König glaubte, Alles allein zu thun, wurde Louvois der unumschränkte Gebieter des Heeres. Die Generale mußten ihm unmittelbaren Bericht abstatten. Nur Turenne unterwarf sich dieser Abhängigkeit nicht, sondern schrieb an den König selbst, der aber dennoch Louvois diese Briefe mittheilte und sie nach dessen Meinung beantwortete. Louvois verwickelte den König bald in kühne, weitgreifende Plane, deren Ausführung mit der eisernen Thätigkeit und der strengen Arbeits- und Dienstordnung des Ministers möglich war. Indeß sah der despotische und eigenwillige Mann wohl ein, daß der König ihn nicht liebe; darum suchte er sich ihm, und wäre es auf Kosten des Staats, unentbehrlich zu machen. Sein Genie kannte kein besseres Mittel zu diesem Zwecke als den Krieg. Daher überredete er den König, sich, trotz der feierlichsten Entsagung auf alle Ansprüche, der Franche-Comté und der span. Niederlande zu bemächtigen. Aus diesem Kriege (1667—1669) entspann sich eine Reihe Eroberungskriege, welche Frankreich entkräfteten. Dem unruhig ehrgeizigen, herrschsüchtigen und unbeweglichen Louvois waren alle Mittel gleichgültig, wenn sie nur zum Zwecke führten. Er selbst war nicht Feldherr, wollte es aber seyn. Auf fremdes Verdienst neidisch, im Hasse unversöhnlich, in seinen Beschlüssen gewaltsam und unerschütterlich, dabei eifersüchtig auf seine Gewalt, opferte er Alles, sogar verdienstvolle Feldherren, seinem Ehrgeize auf. Nicht selten war er an den Unfällen des Kriegs selbst Schuld, indem er Alles durch den von ihm ausgehenden raschen Umtrieb der materiellen Kräfte, durch Thätigkeit, Zwang und Schrecken zu erreichen glaubte. Sein Stolz machte den König andern Mächten verhaßt. Nach dem aachener Frieden (1668) nährte er in Ludwigs Seele den

aß gegen die Niederländer. Ein wohlausgerüstetes Heer von 180.000 Mann machte den unpolitischen Rachekrieg von 1672 leicht; daher bewog Louvois den König, die großen Anerbietungen der um Frieden bittenden Holländer zu verwerfen. Man brachte die Republik durch schimpfliche Forderungen zur Verzweiflung; andre Mächte ergriffen für Holland die Waffen: so ward Frankreich in einen 6jährigen Krieg verwickelt. Auch Conde, als Condé Amsterdam mit dem Heere schnell zu überfallen vorschlug, war Louvois andrer Meinung und verzögerte den Gang des Kriegs durch Besetzung der Festungen. So gewannen die Holländer Zeit, die Schleusen zu öffnen, und das franz. Heer mußte sich zurückziehen. Nach dem Frieden von Nimwegen sorgte Louvois mit verdoppelter Kraft für die taktische Ausbildung des Heeres. Dabei hielt er an allen deutschen Höfen Spione. Jetzt fingen die franz. Reunionen an; Oestreich widersprach diesem Raubsystem; allein, während man mit dem deutschen Kaiser friedlich unterhandelte, rückte Louvois mit einem Heere vor die deutsche freie Reichsstadt Strasburg und bewog durch Furcht und Gold die Bürger zur Uebergabe. (1680). Auf gleiche Weise mußte Boufflers sich Casales, des Schlüssels von Italien, bemächtigen. Um diese Zeit gewann die Frau v. Maintenon (s. d.) Einfluß auf den König. Der argwöhnische Louvois bot Alles auf, den seinigen zu behaupten; es gelang ihm aber nur, die öffentliche Bekanntmachung der Ehe des Königs mit jener außerordentlichen Frau zu hindern. Nachdem er sich nämlich vergeblich bemüht hatte, dem Könige von dieser Verbindung abzurathen, ließ er sich von ihm das Wort geben, daß die Ehe nicht öffentlich erklärt würde. Bei der Trauung war er als Zeuge zugegen. Einige Zeit darauf hörte er, die Bekanntmachung solle dennoch erfolgen; da vereinigte er sich mit dem Erzbischof von Paris, Harley, um den König an sein Wort zu erinnern. Noch vor dem Eintritte des Prälaten warf sich Louvois zu den Füßen des Königs und beschwor denselben, ihm eher das Leben zu nehmen, als die Krone so herabzuwürdigen. Ludwig wollte sich losmachen; aber Louvois ließ nicht eher ab, seine Kniee zu umfassen, als bis der König ihm sein Wort aufs Neue gegeben hatte. Dieser Zug, der etwas Aehnliches mit einer ruhmwürdigen Handlung Sully's hat, beweist, daß Louvois eine ungewöhnliche Kraft des Geistes und eine Hoheit des Willens besaß, die, von Religion, Liebe und Gerechtigkeit geleitet, ihn zu einem wahrhaft großen Manne gemacht haben würden. Frau v. Maintenon versuchte umsonst, als Gemahlin des Königs am Hofe vorgestellt zu werden; Ludwig bat sie, ihm nichts mehr davon zu sagen. Seitdem arbeitete die beleidigte Frau an dem Sturze des Ministers. Als der König das für den Staat so verderbliche Bekehrungswerk der Reformirten in Frankreich unternahm, rieth Louvois, der auch im Frieden seine Soldaten gebrauchen wollte, Gewalt an die Stelle der Ueberredung zu setzen. Außer den harten Edicten, welche erlassen wurden, schrieb er noch besonders an die Gouverneurs in den Provinzen: „Es ist der Wille des Königs, daß man die äußerste Strenge alle Diejenigen empfinden lasse, die Sr. Maj. Religion nicht annehmen wollen". Er sandte Dragoner zu Tausenden in die Provinzen, um die Gewissen zu unterjochen, und der König ließ dieß zu, weil Louvois ihm einredete, es geschehe, um unruhige Bewegungen zu unterdrücken. Aber vergebens ließ er die Grenzen bewachen. Gegen 700.000 fleißige Bürger wanderten aus. Bald

darauf gab die augsburger Ligue, welche bloß Vertheidigung gegen erobe-rungssüchtige Angriffe zum Zwecke hatte, dem Kriegsminister einen Vorwand, in Deutschland einzufallen. Dieser stolze Mann, der seit Colbert's Tode auch die Oberaufsicht über die königl. Gebäude führte, bemerkte nämlich, daß sein Ansehen beim Könige abnahm. Ludwig kam damals Trianon und äußerte gegen ihn, ein Fenster sey nicht so groß wie die übrigen. Der Minister widersprach hartnäckig, sodaß der König endlich die Fenster durch Lenotre messen ließ. Es fand sich, daß Louvois Unrecht hatte, und der durch den Streit gereizte König ließ ihn darüber in Gegenwart der Arbeiter hart an. Dieß erbitterte den Minister. „Der König", sagte er zu einem Vertrauten, „fängt an, sich um Alles bekümmern zu wollen; man muß ihm durch einen Krieg etwas zu thun geben; und bei Gott! er soll Krieg haben! Er oder ich muß ihn haben". In Folge dieses Entschlusses fielen Hunderttausende durch das Schwert. Denn statt den augsburger Bund durch Unterhandlungen zu trennen, riß er das Cabinet von Versailles zu dem politischen Fehler hin, durch einen Einfall in Deutschland (1689) ganz Europa gegen sich zu bewaffnen. Louvois ahnete nicht, daß er dadurch sich selbst stürzen würde. Der Seeminister Seignelay rieth, vorzüglich England anzugreifen, um Wilhelm III. zu entthronen. Allein Louvois setzte ungestüm seine Meinung durch, den Krieg hauptsächlich auf dem festen Lande, wo er Alles kannte, zu führen. Ludwig XIV. wollte jedoch Seignelay's Plan nicht ganz verwerfen. Daher ergriff man halbe Maßregeln; und England erlangte seit dem Siege bei la Hogue das entschiedene Uebergewicht zur See. Die Anstrengungen aber, die man auf den Landkrieg wandte, welchen Ludwig mit 300.000 Mann führte, erschöpften die Kraft der Nation. Zugleich schändete Louvois's Art, den Krieg zu führen, die Ehre des Königs und machte den Namen der Franzosen in ganz Europa verhaßt. Unter dem Vorwande, die Grenzen Frankreichs durch eine Wüste sicher zu stellen und zu verhindern, daß der Feind aus den Grenzstädten keine Waffenplätze mache, ließ Louvois in den Monaten Jan. und Febr. 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Worms, Speier und viele andre Städte, nebst einer großen Zahl Dörfer, wurden ausgeplündert und verbrannt. In Speier entweihten die französischen Soldaten die Gräber der salischen Kaiser. Sie raubten die silbernen Särge, streuten die Reste der Todten umher und trieben mit den Schädeln der Kaiser ihren Spott. Frau v. Maintenon machte den König auf diese Gräuel aufmerksam. Ludwig untersagte daher dem Minister, welcher auch Trier verbrennen wollte, diese Barbarei. Zwei Tage darauf schlug Louvois diese Maßregel aufs Neue vor und sagte zum Könige, weil ihn ohne Zweifel ein zu zartes Gewissen hindere, in die Zerstörung von Trier einzuwilligen, so habe er, da Krieg und Mitleid sich nicht vertrügen, um dem Gewissen des Königs jede Unruhe zu ersparen, es aus sich allein genommen und den Eilboten zur Vollziehung der Befehle bereits abgesandt. Diese Kühnheit reizte den Zorn des Königs so sehr, daß er die Feuerzange vom Kamin nahm und auf den Minister losschlagen wollte. Frau v. Maintenon warf sich zwischen Beide, und Louvois verließ in größter Bestürzung das Zimmer. Der König rief ihn zurück und befahl ihm mit funkelnden Augen: „Senden Sie sogleich einen Courier ab, der zu rechter Zeit eintreffe; wird auch nur ein Haus verbrannt, so kostet

ihr Kopf dafür". Der erste Courier war aber noch nicht abgegangen. Bald darauf reizte der Minister den König aufs Neue durch Widerspruch so, daß dieser nach dem Stocke griff. Dieß untergrub die Gesundheit des ehrsüchtigen Mannes, und er starb zu Versailles den 6. Juli 1691. Der König bedauerte seinen Verlust nicht; er schien sogar froh, von diesem lästigen Minister befreit zu seyn, und ließ dem König Jakob II. Stuart auf dessen Beileidsbezeugungen antworten: „Um unsere Angelegenheiten wird es darum nicht weniger gut stehen". Nach Duclos's treffendem Urtheil muß man in Louvois, diesem Gründer des Despotismus der Staatssecretaire, zwei Seiten unterscheiden. Als Minister war er in der Leitung des Kriegswesens thätig; als Bürger war er ein Ungeheuer. Er hat den Staat seiner Ehrsucht, seinem Unmuthe und jeder kleinen Aufwallung seiner Eigenliebe aufgeopfert. Ueber Louvois's häusliches Leben läßt sich wenig sagen. Er war ganz Minister. Seine Aemter waren einträglich. Er kaufte die Herrschaft Meudon und verwandte auf die Anlage daselbst mehre Millionen. Der König gab der Witwe für Meudon 900.000 Livres und Choisy.

Louvre, s. Paris.

Lovelace (Richard), ein englischer Dichter, der 1658 starb, und dessen Gedichte in einem reinen, leichten und fließenden Style geschrieben sind. Richardson hatte unter dem Namen Lovelace in seiner „Clarissa" einen Wüstling gleichsam in der höchsten Potenz aufgestellt; weßhalb man einen feinen Verführer der Unschuld einen Lovelace zu nennen pflegt.

Löwen (Johann Friedrich), Dichter, geb. 1729 zu Klausthal; studirte zu Göttingen die Rechte, war dann im Hamburg durch Hagedorns Empfehlung bei dem Theater angestellt, bekleidete darauf die Stelle eines Registrators zu Rostock, wo er 1771 starb. Seine Lehrgedichte empfehlen sich durch einen leichten Gang der Gedanken und durch eine sehr gebildete Sprache. Eben diese Vorzüge kann man seinen Erzählungen nachrühmen. Am natürlichsten nahm Löwen's Phantasie eine komische und satyrische Richtung. Seine Romanzen, in diesem Tone gehalten, erwarben ihm einen vorzüglichen Ruf. Dieß Talent zum Komischen zeigt sich auch in seinen Lustspielen: „Das Mißtrauen aus Zärtlichkeit"; „Der Liebhaber von ungefähr"; „Das Räthsel" u. a. m., die man in seinen Schriften, Hamburg 1765, 4 Theile, findet. Noch nennen wir seine „Geschichte des deutschen Theaters".

Löwen (Loeven, Leuven, franz. Louvain), ehemal. Hauptstadt eines der 4 Gebiete des Herzogthums Brabant, jetzt die Hauptstadt eines Bezirks in der belg. Provinz Südbrabant, liegt in einer durch einzelne Anhöhen unterbrochenen Ebene, am Flüßchen Dyle und an einem Canal aus demselben in die Rupel, wodurch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht. Sie hat bei einem ungeheuern Umfange nur 4000 H. und 25.400 Einw., die ganz in der innern Stadt wohnen; die äußere, welche die erste zirkelförmig umgibt, besteht beinahe nur aus Gärten und Feldern. Löwen trägt überall Spuren des Verfalls. Im 14. Jahrh. war sie durch ihre Tuchfabriken sehr blühend, seitdem aber dieser Nahrungszweig gesunken und viele Arbeiter in Folge bürgerlicher Unruhen größtentheils nach England auswanderten, hat sie sich nie wieder erholt. Unter den Gebäuden ist das Stadthaus eins der ehrwürdigsten Denkmäler gothischer Baukunst im reinsten Style; auch das Universitätsgebäude

mehre Kirchen und das Invalidenhaus sind sehenswerth. Die von H zoge Johann IV. von Brabant 1426 gestift. Universität zählte im Jahrh. 6000 Studenten, war unter der Franzosenherrschaft ein Gym ist aber seit 1817 wieder eine Universität mit den nöthigen Hülfsan ten. Das 1825 gegründete philosoph. Collegium zur Bildung jun kathol. Theologen ward 1829 wieder aufgehoben. Löwen hat viele Bierbrauereien, auch Baumwollspinnereien, Cattundruckerei, Tuchma fakturen, Oelmühlen, Zuckerraffinerien, Handel mit Oel, Getreide u. s.

Löwendal (Ulrich Friedrich Woldemar, Graf v.), geb. zu Hamb 1700, war ein Sohn des Freiherrn Woldemar von Löwendal, welch 1704 zu Dresden als Oberhofmarschall und Cabinetsminister starb, un ein Enkel von Ulrich Friedrich Güldenlöws, natürlichem Sohne Kön Friedrichs III. von Dänemark. Er diente als gemeiner Soldat 1713 in Polen unter den Kaiserlichen, wurde im folgenden Jahre Hauptma begab sich dann in königl. dänische Dienste und zeichnete sich im Krie gegen die Schweden durch Muth und Thätigkeit aus. In den bei auf ausgebrochenen Türkenkriege wohnte er in kaiserlichen Diensten de Schlacht von Peterwardein, der Belagerung von Temeswar und de Schlacht und Belagerung von Belgrad rühmlich bei. Ebenso zeigte e seinen Muth in Neapel, Sardinien und nahm an allen wichtigen Be gebenheiten in den Jahren 1718 bis 21 thätig Theil, während e die Ruhestunden dazu anwandte, in den Artillerie- und Ingenieu wissenschaften sich noch mehr zu vervollkommnen. Der König August von Polen, in dessen Dienste er bald darauf trat, ernannte ihn wegen seiner Kriegserfahrenheit zum Feldmarschall und Generalinspector der Infanterie, und er zeichnete sich nach dem Tode desselben in der Vertheidigung von Krakau aus, sowie er auch 1734—35 am Rhein die sächs. Truppen befehligte. Unmittelbar darauf nahm er russ. Dienste, und der Kaiserin Elisabeth war sehr zufrieden mit seiner Führung des russ. Heers in der Krim und Ukraine. Der Ruf von Tapferkeit bewog den König von Frankreich, ihn 1743 in seine Dienste als Generallieutenant zu ziehen, und schon das folgende Jahr bewies Löwendal, daß er die gute Meinung, die man von ihm gehabt, verdiene. Denn er zeigte bei der Belagerung der Städte Menin, Ypern, Fournes und Freiburg (1744) ebenso viel Klugheit als Muth. In dem Feldzuge von 1745 befehligte er die Reservearmee in der Schlacht von Fontenoi und theilte die Ehre des Siegs, indem er die englische Colonne zurückwarf, welche bestimmt war, die Mitte des franz. Heers zu durchbrechen. Noch in demselben Jahre eroberte er Gent, Oudenarde, Ostende, Nieuport. Nach Rückkunft von diesem glänzenden Feldzuge belohnte Ludwig XV. seine Dienste durch Orden, und Löwendal fand sich dadurch bewogen, 1747 durch neue Eroberungen in Flandern, durch die Vertheidigung der Stadt Antwerpen und Belagerung von Bergen op Zoom sich neue Verdienste zu erwerben. Zur Belohnung wegen Einnahme dieser letztern Stadt erhielt er den Marschallsstab. Er starb 1755. Löwendal besaß im Geniewesen, in der Geographie und Taktik die gründlichsten Kenntnisse.

Loxodromie (griech.), Schieflauf der Schiffe, d. i. das Schiffen in schiefer Richtung außer den 4 Hauptwindstrichen. S. Schifffahrtskunde.

Loyola (Ignaz von), s. Jesuiten.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

	Seite		Seite		Seite
Irak Adschemi, s. Persien	1	Ispahan	25	Jacobson, Israel	128
Irak Arabi		Israel und Israeliten, s. Jakob, Hebräer und Juden	26	Jacotot's Erziehungssystem	129
Iran, s. Persien		Israelitische Christen		Jacquelin, Nicolaus Joseph, Freiherr v.	132
Irene		Istakar, s. Persepolis		Jagd, Jägerei	133
Iris		Istambol, s. Konstantinopel		Jagemann, Chr. Jos.	138
Irkutsk	2	Isthmische Spiele		Jaggernat, s. Dschagrenat	139
Irland		Isthmus		Jagellonen, s. Polen	
Irmensäule	8	Istria	27	Jahr	
Irokesen	9	Italien		Jahr und Tag, s. Frist	140
Ironie		Italienische Blumen	47	Jakob	
Irrational	10	Italien. Buchhalterei, s. Buchhalterei		Jakob I.	142
Irregulair		Italienische Kunst		Jakob II.	144
Irrenheilanstalten, s. Seelenheilkunde		Italienischer Gesang, s.		Jakob III.	145
Irreseyn		Italienische Musik	65	Jakob, Ludw. Heinr. v.	148
Irritabilität		Italienische Literatur u. Gelehrsamkeit		Jakobiner	149
Irrlichter		Italienische Musik	92	Jakobinerorden, s. Dominicaner	157
Irrthum	11	Italienische Poesie	100	Jakobiten	
Irus	12	Italienische Reisen	110	Jamaica	
Isaak	13	Italienische Sprache	112	Jamblichos	158
Isabella v. Castilien		Italienisches Theater	118	Jambus, s. Rhythmus	
Isabellfarbe	14	Italinsky, Andrei Jakowlewitsch	123	James (St.-), s. London	
Isäus		Ithaka, s. Jon. Inseln	124	Janina	
Iselin, Isaak		Ittner, Jos. Albrecht v.		Janitscharen	159
Isenburg	15	Iturbide (Don Augustin de), s. Mexico	126	Jansen, Jansenismus, Jansenisten	160
Iserlohn	16	Itys		Januarius	163
Isidorus		Iwan		Janus	
Isis		Ixion		Japan	
Isistafel	18			Jargon	168
Islam		**Jod**		Jaspis, s. Quarz	
Island				Jassy	
Isle de France	20	Jacobi, Joh. Georg u. Friedrich Heinrich		Java, s. Indien	169
Ismaeliten	22			Jaucourt, Ludwig, Ritter von	
Ismail	23				
Isokrates					
Isoliren	25				
Isouard (Nicolo), s. Nicolo					

Seite

Jeanne d'Arc 169
Jedda 171
Jefferson, Thomas 172
Jeffreys, Sir Georg 173
Jehova 174
Jettelos, Jonas und Benedict 175
Jemappe, s. Cemappe
Jena
Jenner, Edward
Jenny-Maschinen 177
Jeremias
Jericho 178
Jersey, s. Guernsey
Jerusalem, Joh. Friedrich Wilhelm
Jerusalem 179
Jesaias 182
Jesuiten
Jesus Sirach, s. Sirach 206
Jeux floreaux
Joachim I. und II., s. Brandenburg
Joachim Murat, s. Murat
Joachimsthaler
Jach 207
Jöcher, Chr. Gottlieb
Johann v. Leyden, s. Wiedertäufer
Johann v. Schwaben, s. Johannes Parricida
Johann der Beständige, s. Sachsen.
Johann Friedr. der Großmüthige, s. Sachsen
Johann Georg I., II., III., IV., s. Sachsen
Johann ohne Land
Johann Sobieski 208
Johann VI. 210
Johanna, Päpstin 212
Johannes der Täufer 213
Johannes der Evang. 214
Johannes Parricida 215
Johannes Secundus
Johannisberg 216
Johannisfeuer
Johanniterritter 217

Seite

John Bull, s. Bull 220
Johnson, Samuel
Jomelli, Nicolo 222
Jonas
Jones, William 223
Jones, Inigo 224
Jones, Paul 225
Jongleurs
Jonson, Benjamin 227
Jordan 228
Jornandes
Josefinos, s. Afrancesados
Joseph
Joseph I. 230
Joseph II.
Josephus, Flavius 237
Josquin de Prez
Journal, s. Buchhalterei 238
Journal
Jouy
Jovellanos, Don Gaspar Melchior de 239
Joyeuse Entrée 240
Juba
Jubeljahr
Jubilate 241
Juchten
Juda, s. Hebräer und Juden
Judas Maccabäus, s. Maccabäer
Judäa, s. Palästina
Jude, der ewige
Juden 242
Judenschule, s. Synagoge 247
Jüdeln
Jüdischer Kalender
Juften, s. Juchten
Jugurtha
Julia 250
Julianus, Flavius Claudius 251
Julianischer Kalender, s. Kalender
Julius
Julius II.
Julius Cäsar, s. Cäsar 254

Seite

Julius Romanus, s. Romano 254
Jul usrevolution
Jülich 264
Jung, Joh. Heinr. 265
Jünger, Joh. Friedr. 266
Jungfrau v. Orleans, s. Jeanne d'Arc 267
Junius, Briefe des
Juno
Junta 271
Jupiter
Jura 276
Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft 277
Jury, Geschwornengericht
Jussieu, Antoine, Bernard, Antoine, Laurenz de 278
Juste milieu
Justi, Bernh. Joh. Karl 280
Justinianus I. 281
Justinus 282
Justinus Martyr
Justitia 283
Justitium
Justizhoheit
Jütland, s. Dänemark
Juvenalis
Juventa
Jynx

K 285

Kaaba, s. Mekka
Kabbalah
Kabul, s. Afghanistan
Kacherie
Kadi 286
Kadmus
Käfer
Kaffa 287
Kaffern
Kaftan 288
Kahira
Kaimakan 289
Kaiser
Kaiserkrönung 290

Verzeichniß der in diesem Bande enth. Art. 1095

	Seite		Seite		Seite
Kaiserslautern	290	Kantemir, Demetrius	327	Karlsbader Congreß	
Kaiserswerth	291	Kanthariden, s. Fliegen		und Beschlüsse	399
Kakerlaken		Kanton		Karlsruhe	401
Kakodämon, s. Agathodämon		Kanzlei	329	Karlstadt, Andreas	402
		Kanzler		Karneades	
Kalamata	292	Kaplane	330	Karneval	403
Kaland		Kapnist, Wassil Wassiljewitsch		Karnieß, s. Säule	405
Kaleidoskop				Kärnthen	
Kalender		Kapodistrias, Johann		Karpathen	
Kalfatern	293	Anton, Graf von	331	Karschin, Anna Louise	
Kalif		Kappadocien	352	Kartätsche	406
Kalkar	302	Kapudan-Pascha	353	Kartenspiel	
Kalkar, Jan von		Karaïten		Kasan	407
Kalkerde		Karamsin, Nikolai		Kaschmir	
Kalkreuth, Friedrich Adolf, Graf von	303	Karat	354	Kaspisches Meer	409
		Karden		Kassandra	
Kalligraphie, s. Schönschreibekunst		Kardinoïden		Kassel, Hessen-Kassel, s. Kurhessen	410
		Karfunkel			
Kallimachus		Karien		Kassel	
Kalliope	304	Karl der Große		Kassiopeja	412
Kallipygos, s. Venus	305	Karl IV., Kaiser	362	Kastalia	
Kallisto		Karl V., Kaiser	365	Kastanie	
Kalmäuser		Karl VI., Kaiser	370	Kasten	413
Kalmücken		Karl VII., Kaiser	373	Kastenvogt	
Kälte	308	Karl der Kühne	374	Kästner, Abrah. Gotth.	
Kalydon		Karl VII., v. Frankreich, s. Frankreich und Jeanne d'Arc	377	Kastor u. Pollux	414
Kalypso				Katachrese	416
Kambyses	309			Katafalk, s. Castrum Doloris	
Kameel	310	Karl IX., König v. Frankr.			
Kamenz	311	Karl I., v. England	378	Katakomben	
Kammer		Karl II., v. England	383	Katakustik	417
Kammermusik	312	Karl XII., von Schweden	387	Katalog, s. Bücherkatalog	
Kammern der Volksstände, s. Stände u. Ständeversamml.	313	Karl XIII., v. Schweden	392	Katapult, s. Geschütz	
				Katarakt, s. Staar u. Wasserfall	
Kämpfer, Engelbr.		Karl IV., von Spanien	393	Katarrh, s. Schnupfen	
Kamtschatka				Kataster	
Kandia	315	Karl August, Kronprinz v. Schweden		Katechetenschulen	418
Kanon	317			Katechetik	419
Kanonen	318	Karl Aug. v. Weimar, s. Weimar	394	Katechismus	
Kanonicus, s. Stift	320			Katechumenen	
Kanonik		Karl Emanuel		Kategorien	420
Kanonisation		Karl Eduard Stuart, s. Eduard	395	Katharer	
Kanonische Bücher, s. Kanon u. Apokryphische Bücher	321	Karl Eug. v. Würtemberg		Katharina v. Medici	423
		Karl Theodor v. Pfalzbaiern	397	Katharina I., von Rußland	424
Kanonisches Recht					
Kant, Immanuel		Karlowitz	398	Katharina II., v. Rußland	427
Kantelaar, Jacobus	326	Karlsbad		Katharina Palowna	432

Seite

Kathedrale 433
Katheten
Katholicismus
Katholische Majestät 435
Katoptrik 436
Katt, s. Friedrich II. von Preußen
Katzbach, Schlacht an der
Kaub 438
Kaufmann, Angelica
Kaufmann, J. Gottfr. 439
Kaufungen, s. Kunz v. Kaufungen 440
Kaukasus 441
Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton, Reichsfürst von 444
Kaunos und Biblis 446
Kauris
Kauscher
Kaustizität, s. Aetzkunst
Kaustisch
Kaviar
Kean, Edmund
Kegel
Kehl
Keil
Keilschriften
Keiser, Reinhard 449
Keith, Georg Jakob v.
Kelâno, s. Harpyen 450
Keller, Joh. Balthasar
Keller, Georg 451
Kellermann, Franz Christian 452
Kellgren, Heinrich 453
Kemble, John Philipp 454
Kempelen, Wolfgang v.
Kemper, Joh. Melch. 455
Kempis (Thomas a), s. Thomas a Kempis 456
Kenilworth
Kennicot, Benjamin
Kent, William
Kepler, Johann
Kepler's Gesetze u. Problem, s. Kepler 459
Kerguelen Tremarec
Kermes

Seite

Kersey 460
Kertsch
Kesselsdorf 461
Kette, s. Messungen 462
Kettenbruch
Kettenbrücken
Kettenrechnung 465
Ketzer
Keuchhusten
Khalif, s. Kalif
Kiachta
Kiel, Stadt
Kiel
Kienlong, s. China (Geschichte) 467
Kiesel
Kilogramme, s. Gramme
Kimon 468
Kindheit 469
Kinderkrankheiten 470
Kingsbergen
Kings-bench 471
Kingston, Elisabeth, Herzogin von
Kiow, s. Ukraine 472
Kirche
Kirche, katholische 474
Kirche in ihren rechtlichen Verhältnissen 478
Kirche in ihren rechtlichen Verhältnissen (katholisch) 481
Kircheisen, Friedrich Leopold von 487
Kirchenagende 488
Kirchenbann, s. Bann 491
Kirchenbuße
Kirchenfrevel
Kirchengesang
Kirchengeschichte 492
Kirchengesetze 493
Kirchengewalt 494
Kirchenjahr
Kirchenmusik
Kirchenrecht 498
Kirchensatzungen 501
Kirchenspaltung, s. Schisma
Kirchenstaat

Seite

Kirchenstrafen 510
Kirchenväter
Kirchenverfassung (katholische), s. Kirche (katholische)
Kirchenversammlung, s. Concilium
Kirchenzeitungen
Kirchenzucht 511
Kircher, Athanasius
Kirchgeßner, Mariane
Kirchweihe 512
Kirgisen
Kirnberger, Johann Philipp 513
Kisling, Leopold
Klage 514
Klagenfurt, s. Steiermark 515
Klangfiguren
Klaproth, Martin Heinrich 516
Klausenburg
Klausthal
Kleber, Joh. Bapt. 517
Klein, Bernhard
Kleinkinderschulen 518
Kleist, Ewald Christian v. u. Heinrich v. 522
Kleist von Nollendorf, Emil Friedr., Graf
Klengel, Joh. Christ. 524
Kleopatra 525
Klerus 528
Kleve, Herzogth. u. Stadt
Klima 530
Klimaktrisch 533
Klimax u. Antiklimax, s. Gradation
Klingemann, Ernst August Friedrich
Klinger, Friedrich Maximilian von 534
Klinik 538
Klio 540
Klopstock, Friedrich Gottlieb
Kloska, s. Horiah 543
Kloster

Kloſtergelübde, ſ. Gelübde u. Armuth 546
Klotho, ſ. Parzen
Klotz, Chriſtian Adolf
Klügel, GeorgSimon 547
Klytämneſtra
Knall, Knallgold, Knallkügelchen, Knall-Luft, Knall-Pulver, Knall-Queckſilber, Knallſilber
Knappe, ſ. Schildknappe
Knecht, Juſtin Heinr. 549
Knechtſchaft, ſ. Sklaverei und Leibeigenſchaft
Knees
Kneller, Gottfried 550
Knidus, ſ. Gnidus
Kniep, Chriſtoph Heinr.
Knigge, Adolf Franz Friedr. Ludw., Frhr. v.
Knight 551
Knipperdolling, ſ. Wiedertäufer
Knobelsdorf, Hans Georg Wenzesl. Frhr. v.
Knochen 552
Knoten
Knox, John
Knüttelverſe 554
Kobalt
Kobi 555
Koblenz 556
Kobolde 558
Koburg, Herzogthum und Stadt
Koburg, Friedr. Joſias, Herzog v. Sachſen-
Koch, Chriſtoph Wilh. v.
Kochheim 561
Kochkunſt
Kochſalz, ſ. Salz 562
Kochumerſprache, ſ. Rothwälſch
Kocytus
Kodrus
Kohle
Kolberg 563
Kolchis 564
Kolin, Schlacht bei 564
Koller, Baron v. 570
Köln, Stadt
Köln, Kurfürſtenth. 575
Köln, Rg.-Bz. u. Kreis 576
Köln (Malerkunſt) 577
Kölner Dom 581
Kölniſche Mark 586
Kolon, ſ. Interpunktion
Koloß
Koloſſe
Kolowrat-Liebſteinsky
Koluren 587
Kombabos
Kometen
Komma 593
Kommenen 594
Komödie, ſ. Schauſpiel
Komorn
Komos
Kon-fu-tſe 595
Kongo
König, mineralog. 597
König, Königreich
Königsberg 598
Königsmark, Marie Aurore, Gräfin v.
Königſtein 600
Königſtuhl 601
Königswaſſer, ſ. Scheidewaſſer
Königswinter
Konrad v. Würzburg
Konſtantin d. Große 602
Konſtantin XIII. 606
Konſtantin Cäſarewitſch Pawlowitſch 607
Konſtantinopel
Konſtantinopolitaniſche Kirchenverſammlungen 612
Konſtanz 613
Konſtanzer Kirchenverſammlung 614
Kopeke 616
Kopenhagen
Köpenik 618
Kopernicus, Nicolaus
Kopf 622
Kopfſteuer 623
Koppeljagd 624
Koppelwirthſchaft, ſ. Ackerbau
Koprolithen
Kopten 625
Korais, Adamantios
Korallen 626
Koran 628
Korea 629
Korfu, ſ. Joniſche Inſeln 631
Korinna
Korinth
Korinthen, ſ. Roſinen 633
Korinthiſches Erz
Kork 634
Korn und Schrot
Kornack
Kornbill
Kornbranntwein, ſ. Branntwein 635
Körner, Theodor
Kornhandel 638
Kornkeller 640
Kornmagazine
Kornmangel 641
Kornvereine
Koromandel 642
Körper 643
Körperſchaften, ſ. Corporationen
Kortum, Geſchlecht
Korvey 644
Korybanten 645
Kos 646
Koſacken
Kosciuszko, Thaddeus 650
Koſegarten, Ludwig Theobul 655
Koſel 656
Kösfeld 657
Köslin
Kosmetik, ſ. Schönheitsmittel 658
Kosmiſch
Kosmopolitismus
Kothe

	Seite
Köthen (Anhalt-)	658
Kothurn	
Kotopaxi	
Kottbus	
Kotzebue, Aug. Friedr. Ferdinand v.	661
Krahe	663
Krain	
Krakau	
Krake	664
Krampf	
Kranach, Lucas	665
Kraniologie, ſ. Schädellehre	666
Krankenhäuſer	
Krankheit	
Kraſiki, Ignaz	
Kraus, Chriſt. Jak.	668
Krauſe, Karl Chriſtian Friedrich	669
Kräuterabdrücke	
Kräuterkunde	670
Krebs	
Krefeld	671
Kreide	
Kreis	672
Kreml, ſ. Moskau	
Kremnitz	
Kretinen	
Kretſchmann, Karl Friedrich	
Kreuſa	
Kreutzer, Rudolf	673
Kreuz	
Kreuzbrüder	
Kreuzbulle	
Kreuzen	674
Kreuzfahrer, ſ. Kreuzzüge	
Kreuzherren	
Kreuznach	
Kreuzzüge	675
Krieg	678
Kriegsbaukunſt	
Kriegsgefangene	684
Kriegskunſt, ſ. Soldaten in tactiſcher Hinſicht	685
Kriegslaſten	
Kriegsrecht	
Kriegsſchiffe	686
Kriegsſpiel, ſ. Schlacht	
Krim, ſ. Taurien	
Kriſis	
Kriterium	
Kritik	687
Kritik der reinen Vernunft, ſ. Kant	688
Kritiſche Philoſophie, ſ. Philoſophie u. Kant	
Kroatien	
Kronanwalt, ſ. Staatsanwalt	
Kronborg	
Krone	689
Kronglas	690
Kronion, ſ. Jupiter	
Kronos, ſ. Saturnus	
Kronſtadt	
Krönung	
Krapf	691
Kroſſen	
Krösus	692
Krüdner, Juliane, Freifrau von	
Krünitz, Joh. Georg	693
Kruſe, Chriſtian	
Krypto	694
Kryſtall	
Kufiſche Schrift	
Kugel	695
Kugeldreieck	
Kügelchen, Gerhard und Karl von	
Kuh, Ephraim Moſes	696
Kuhlau, Friedrich	
Kuhpocken	697
Kuhreihen	
Kulichan, Tahmasp	
Kulm	698
Kulm, Schlacht bei	
Kunnersdorf u. Kay, Schlachten bei	700
Kunkellehn	702
Kunſt	
Kunſtakademien, ſ. Kunſtſchulen	709
Kunſtausſtellung, ſ. Ausſtellung	
Kunſtbildung	709
Kunſtfertigkeit, ſ. Virtuoſität	710
Kunſtreiſen	
Kunſtſchulen	711
Kunſtſtraßen, ſ. Chauſſeen u. Handelsſtraßen	714
Kunſttriebe	
Kunſtvereine, ſ. Kunſtſchulen	
Kunſtwort	
Kuntz, Karl	715
Kunz von Kaufungen	
Kunzen, Friedrich Ludwig Emil	716
Kupfer	717
Kupferdruck	718
Kupferſtecher	
Kupferſtecherkunſt	719
Kupferſtichmaſchine	721
Kuppel	
Kurdiſtan	
Kureten, ſ. Korybanten	722
Kurfürſten	
Kurheſſen	724
Kuriliſche Inſeln	728
Kurland	729
Kurzſichtig	731
Küſter, Ludolf	
Küſtrin	733
Kutſche	
Kutter	734
Kutuſow	
Kux	736
Kurhaven und Ritzbüttel	737
Kyan, Friedrich Will. Freiherr von	738
Kyrie	
Kyritz	
L	739
Laacherſee	
Laar, Peter von	
Labat, Joh. Baptiſte	740
Labé, Luiſe	
Laboratorium	
Laborde, Jean Joſ. de	

	Seite
abrador	741
abyrinth	742
acaille, ſ. Caille	743
acedämon, ſ. Sparta	
a Chaiſe, François d'Aix, de	
ächerlich	744
acheſis, ſ. Parzen	745
achter	
ackiren	
aclos, Chauderlos de	
acretelle, Pierre Louis	746
acrymä Christi	747
actantius Firmianus	
ady	748
adronen	
aërtes	
aetare	
afayette, Gräfin de	
afontaine, August Heinrich Julius	
afontaine, Jean	749
agrange, Joſ. Louis	750
agunen	
aharpe, Jean François de, ſ. Harpe	
ahyre, ſ. Vignoles	
aien	
aing, Alexander Gordon	
aireſſe, Gerard de	753
ais	
ak, ſ. Rupie	
akonien, Lakonika, Lakonimus, ſ. Sparta	
alande, Joſ. Jerome le Français de	
ally, Thomas Arthur und Trophime Gerard, Grafen von	754
ama	755
amark, Chevalier de	756
amarque, Maximilian	757
amb, Lady Caroline	758
ambert, Joh. Heinr.	759
amentation	760
ameth, Alexandre und Charles	
Lamettrie	761
Lamoignon, ſ. Malesherbes	762
Lamien, ſ. Lemores	
Lamothe, Gräfin de Lampen	763
Lampi, Johann Bapt., Ritter von	
Lancaſter, James	764
Lancaſter und Bell's Syſtem, ſ. Wechſelſeitiger Unterricht	
Lancelot vom See	
Landamman, ſ. Schweiz	
Landau	
Landbaukunſt	
Landcharte	766
Landchartenſtich, ſ. Geographiſche Kupferſtecherkunſt	767
Landcultur	
Landecker Bäder	769
Landeshoheit	
Landfriede	773
Landgut	779
Landolt, Salomon	
Landon, C. P.	
Landrecht	781
Landrecht (preußiſches)	
Landrente	783
Landsberg	784
Landſchaft	
Landſchaftsmalerei, ſ. Malerei	786
Landſchule	
Landſeen, ſ. Seen	787
Landshut	
Landſtände, Landtage, ſ. Ständeverſammlungen	
Landwehr	
Landwirthſchaft	788
Landwirthſchaftliche Lehranſtalten	
Lanfranco, Giovanni	794
Lange, Adolf Gottlieb	
Lange, Joſeph	795
Länge	
Längenbureau	797
Langenſalza	
Languedoc	797
Lanjuinais, Jean Denis, Graf v.	798
Lannes, Jean	799
Lanzi, Luigi	
Laokoon	801
Laon, Schlacht bei	802
Laperouſe, Jean François Galaup de	803
Lapidarſchrift	805
Lapis Lazuli, ſ. Laſurſtein	806
Lapithen, ſ. Pirithous	
Laplace, Marquis de	
Lappland	
Larcher, Pierre Henri	808
Laren	
Largo	
Lariſſa	
Larive	809
Laroche, Sophie	
Laroche-Jacquelin, ſ. Roche-Jacquelin u. Vendée	811
Larve	
Las Caſas, Bartolomeo de	
Lascy, Franz Moritz, Graf von	
Laſiren	812
Laſkaris, Konſtantin	
Laſſo, Orlando de	813
Laſt	
Laſurſtein	814
Lateiner	
Lateiniſches Kaiſerthum, ſ. Oſtrömiſches Reich	
Lateiniſche Sprache, ſ. Römiſche Sprache	
Lateran	
Laterna magica, ſ. Zauberlaterne	815
Latium	
Latona	
Lattaignant, Gabriel Charles, Abbé de	
Latude, Henri Mazers de	
Lauban	816
Lauchſtädt	
Laudon, Gid. Ernſt, Frh. v.	

Seite

Lauenburg 821
Laufgräben 822
Laugensalz, s. Alkali
Laune
Laura 824
Laurenburg, Joh. Wilh.
Lausanne 826
Lausitz
Laute 828
Läuterung
Lava, s. Vulkane
La Valette, Jean de
Lavater, Joh. Kaspar
Lavinen 832
Laviren
Lavoisier, Ant. Laurent
Law, John 833
Lawrence, Thomas 834
Laynez, Jakob
Lazarethe, s. Krankenhäuser 835
Lazaristen
Lazarusorden
Lazurstein, s. Lasurstein 836
Lazzaroni, s. Neapel
Lazzi
Leander und Hero
Leben 837
Lebensbeschreibung 838
Lebensverlängerungskunst
Lebensversicherung 839
Leber 844
Leberkrankheiten
Leberreime 845
Lebrun, Charles
Lebrun, Charl. François, Herzog v. Piacenza 846
Lech, Leck, s. Rhein 847
Lechenich
Leck
Lecluse, Charles de
Le Coq, Karl Christian Erdmann, Edler von
Lecture 849
Leda, 850
Leder, s. Gerberei
Lee

Seite

Leeds 851
Leere, leerer Raum
Lefebvre, François Joseph, Herz. v. Danzig
Lefort, Franz Jak. 852
Legal 853
Legat
Legende
Legendre, Adrian Marie
Legio fulminatrix, s. Donnerlegion 854
Legion
Legirung
Legitima, s. Pflichttheil
Legitimität
Legouve, Gabriel 857
Lehmann, Joh. Georg
Lehnstamm 858
Lehnswesen
Lehrgedicht 866
Lehrstyl 867
Leibeigenschaft 868
Leibgedinge 869
Leibnitz, Gottfried Wilhelm, Freiherr von
Leibrenten 877
Leicester (Robert Dudley, Graf v.), s. Dudley
Leich 878
Leichenhäuser, s. Beerdigung
Leidenschaft
Leier 879
Leihbank
Leiningen 880
Leinpfade
Leinwand und Leinenzeuch 881
Leipzig 882
Leipzig, Schlachten bei 885
Leipziger Meßkatalog 892
Leisewitz, Joh. Anton 893
Lekain, Henri Louis
Lemberg 894
Lemierre, Antoine Marie
Lemnius, Simon 895
Lemnos 896
Lemoine, Franz

Seite

Lemontey, Pierre Edouard 897
Lemot, François Frédéric
Lemures
Lenclos (Ninon de), s. Ninon de Lenclos 898
Lennep
Lenoir, Jean Charl. Pierre
Lenotre, André 899
Lento 900
Lenz, Jak. Michael Reinhold u. Joh. Georg
Leo I., Papst 901
Leo X., Papst
Leo XII., Papst 907
Leo, Leonardo 908
Leonardo da Vinci, s. Vinci
Leonidas 909
Leoninische Verse 910
Leoninischer Vertrag
Leoninische Gold- und Silberarbeiten
Leonisten, s. Waldenser
Leontium 911
Leopold I., Kaiser
Leopold II., Kaiser 913
Leopold III., Fürst v. Anhalt-Dessau 914
Lepanto 915
Lernäische Schlange 917
Lesage, Alain René
Lesbos 918
Lesche, s. Polygnotos 919
Lesemethode
Lessing, Gotth. Eph. 920
L'Estocq, Joh. Herm. 923
Lesueur, Eustache 924
Lethargie, s. Schlafsucht 925
Lethe
Letten, s. Liefland
Lettern, s. Schriften
Lettres de cachet 926
Leuchtenberg
Leuchtkugeln
Leuchtthurm, s. Pharus 927
Leukas
Leukippos
Leukothea, s. Ino 928
Leuktra

enthen 928
euwenhöck, Anton
evaillant, Franz 929
evante
evena
eviten 930
ericon
eyden 931
eyden (Jan von), s. Wiedertäufer
eyden (Lucas von), s. Lucas von Leyden
'hopital (M. de), s. Hopital
ibanon 932
ibation
ibau
ibell
iber 933
iberalität
iberatorium, s. Absolutorium 936
iberia
ibertas 937
ibration
ibyen
icentiat
icenz 938
icht 939
ichtenberg, Georg Christ.
ichter und Kerzen 942
ichtmesse 943
ichtwer, Magnus Gottfr.
ictoren
iebe 944
iebensteiner Bad 945
iebenstein, Aug., Frhr. v.
iebesmahle 946
iebestränke 947
iebich, Johann Karl
iebwerda 948
iechtenstein, Geschlecht
iechtenstein, Fürstenth.
ied 949
iederspiel 951
iedertafeln
iefland 952
iegnitz 954
igatur 955
Ligne, Karl Joseph, Fürst von 955
Ligny (Schlacht bei), s. Quatrebras und Waterloo 956
Ligue
Ligouri, Alf. Marie de 957
Ligurien
Lille 958
Lima
Limburg 959
Limerick
Lindau 960
Lindschotten, Strick von 961
Lindwurm
Lingam
Linguet, Simon Nicolas Heinrich
Linguistik, s. Sprachenkunde 962
Linie, Linienfestungen, Linienschiffe, Liniensystem, Linientruppen
Linné, Karl von 963
Linsengläser 965
Lintharbeiten 966
Linz 967
Liparische Inseln 968
Lipogram. Aufsätze
Lippe
Lippert, Phil. Daniel 971
Lips, Johann Heinrich
Lipsius, Justus 972
Lippstadt
Liquor
Liquor anodynus Hoffmanni
Liskow, Christoph
Ludwig 973
Lissabon
Litanei 976
Lit de Justice
Literargeschichte
Literatur 978
Literaturzeitungen und literarisch-kritische Zeitschriften
Lithauen 979
Lithographie, s. Steindruck
Lithochromie 980
Lithotritie
Lithurgik 981
Litotis
Litre, s. Französisches Decimalsystem
Litorale
Liturgie
Livadien
Liverei, Livery 983
Liverpool 984
Liverpool, Robert Baron Banks Jenkinson, Graf von
Livia Drusilla 986
Livius Andronikos, s. Andronikos 987
Livius, Titus
Livorno 988
Livre 989
Llorente, Don Johann Antonio
Lloyd, Robert u. Heinrich
Lloyds Kaffeehaus, s. London 990
Lobel, Martin de
Löben, Otto Heinrich, Graf von
Lobenstein, s. Reuß 992
Lock, Franz Georg
Locke, John 993
Loder, Ferdinand Christian von 994
Lodi 996
Logarithmen
Logau, Friedr. Frhr. v. 997
Logier's Lehrmethode der Musik
Logik 999
Logographen 1001
Logogriph, s. Räthsel
Logthing
Lohenstein, Daniel Kaspar von
Lohmann, Emilie Friederike Sophie 1002
Loire 1003
Loke, s. Nordische Mythologie